This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

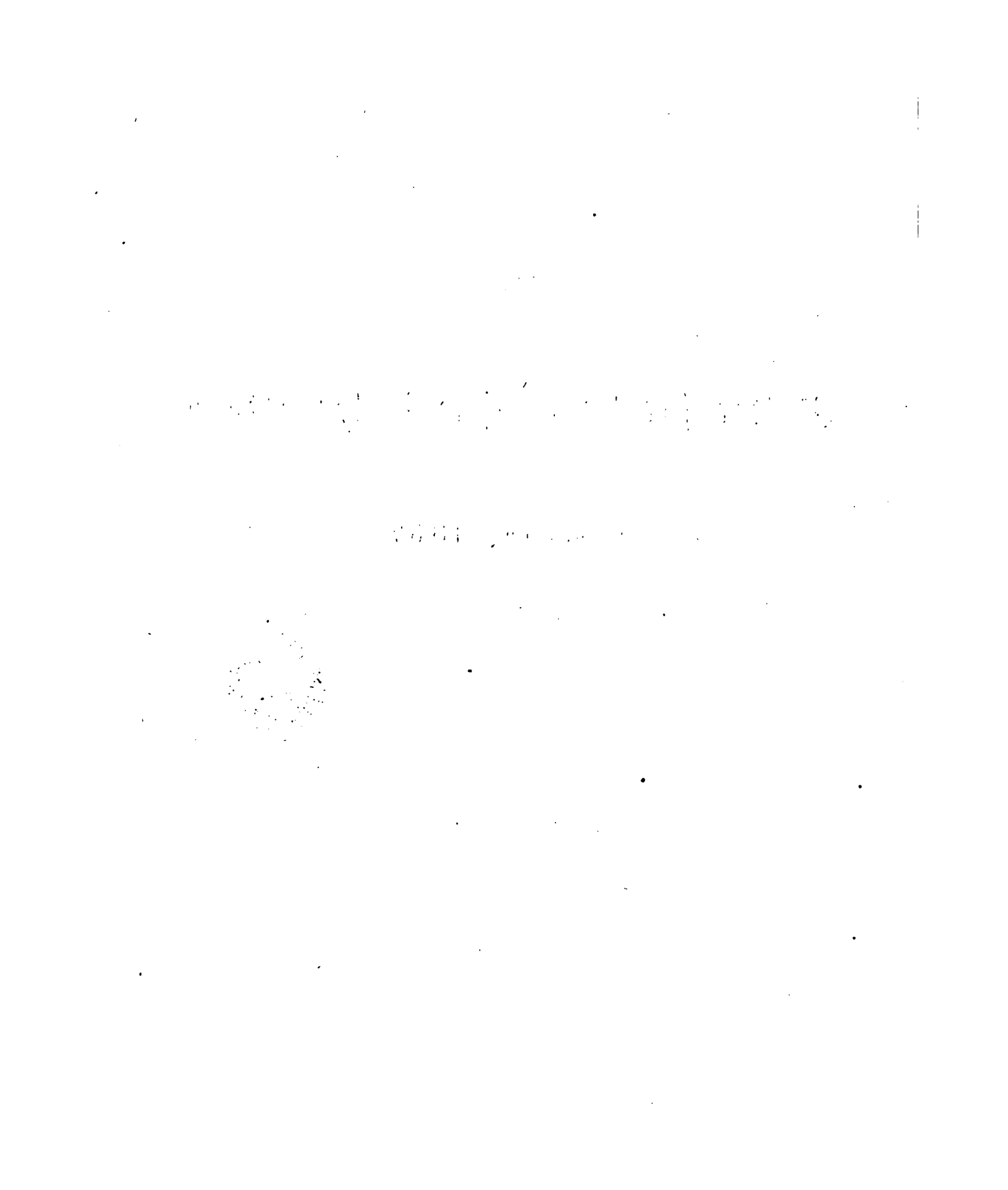
699

Per. 27835 d. 29
1867

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1867.

Erster Band.



Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1867.

Erſter Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1867.

Register.

(Die mit * bezeichneten Namen und Werke sind im Feuilleton der betreffenden Nummer erwähnt.)

Aegidi, L. K., Woher und Wohin? 217.
Ahlfeld, F., Das rothe Buch. 677.
*Alberti, E., Lexikon der schleswig-holsteinlauenburgischen und eutinischen Schriftsteller von 1829 bis Mitte Mai 1866. 462.
Albrecht, F., Moses Mendelssohn, als Urbild von Lessing's Nathan dem Weisen. 316.
Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Einundzwanzigster Jahrgang. 29.
*—— des Literarischen Vereins in Nürnberg für 1867. 543.
*Alexis, Wilibald. 367.
Alfred, König. Trauerspiel. 796.
*Allgemeine Zeitung; Wochenausgabe derselben. 143.
Am Hofe von Rom. Historischer Roman von A. v. L. 268.
An die Sachsen beim Friedensschluß. Vom Verfasser der Schrift: „Der Geist von 1789 u. s. w." 229.
Andreä, F. W., Heinrich der Vogelsteller. 791.
Andree, R., Vom Tweed zur Pentlandföhrde. 353.
Andresen, A., Die deutschen Maler-Radirer des 19. Jahrhunderts. Erster Band. 504.
Apel, T., Tabellarische Zusammenstellung der Kriegsereignisse bei Leipzig im October 1813. 814.
*—— Tod desselben. 830.
Appell an die europäische Oeffentlichkeit gegen die russischen Zeitungen. Von einem Deutschen. 460.
Armand, Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürstenvereins in Texas. 429.
—— Saat und Ernte. 29.
Armee, die königlich sächsische, im deutschen Feldzuge von 1866. Erlebnisse dem deutschen Volke wahrheitsgetreu erzählt von mehrern Offizieren. 523.
Arnim, Gisela, Dramatische Werke. Dritter Band: Das Steinbild der Cornelia. 188.
Arnold, B., Sophokleische Rettungen. 41.
Aschmann, R., Drei Jahre in der Potomac-Armee oder eine Schweizer-Schützencompagnie im nordamerikanischen Kriege. 250.
Assing, Ludmilla, Piero Cironi. 551.
*Attentate der Frommen auf unsere Classiker. 510.
Auerbach, B., Deutsche Abende. 193.
Aufgaben, die, des Christenthums in der Gegenwart. Vier Vorträge von Bluntschli, Holtzmann, Rothe, Schenkel. 267.
*Aus alter und neuer Zeit. Geschichtsbibliothek. Zweiter Band. 93.
*Autorschaft, eine zweifelhafte. 782.

Bahnsen, J., Beiträge zur Charakterologie. 673.
Baiern, die, im deutschen Kriege von 1866. Nach mündlichen und schriftlichen Nachrichten für seine Freunde im Civil- und Militärstande erzählt von A. v. Z. Sechzehnte Auflage. 296.
Baker, S. W., Der Albert Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. 693.
Bamberger, L., Ueber Rom und Paris nach Gotha oder die Wege des Herrn von Treitschke. 213.
Banck, O., Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Zweiter Band. 10.
Baron, R., Preußens Krieg gegen Oesterreich und dessen Verbündete im Jahre 1866. 296.
Bartsch, K., s. Classiker.
*Bastian, A., Die Völker des östlichen Asien. Dritter Band. 543.
*Bauernfeld, E., Aus der Gesellschaft. 157. 239.
Baumgärtner, H., Dramatische Schriften und Studien über das Leben. Erstes bis drittes Bändchen. 164.
Bayer, K., Rede zu Friedrich Rückert's Gedächtniß gehalten zu Schweinfurt. 449.
Baeyer, A., Ueber den Kreislauf des Kohlenstoffs in der organischen Natur. 316.
Bech, F., s. Classiker.
*Beitzke, Heinrich Ludwig; Tod desselben. 350.
*Benedix, R., Aschenbrödel. 735.
*—— Zwischenträgerei. 30. 78. 157.
Benfey, T., Ueber die Aufgabe des platonischen Dialogs: Kratylos. 461.
Bernhardt, E., und A. Schaubach, Römische Geschichte in Biographien. 42.
*—— T., Geschichte Roms; englisches Urtheil darüber. 510.
Berthold, K., Die heilige Elisabeth von Thüringen. 316.
Besser, W. F., Sechs Wochen im Felde. 524.
*Bibliothek ausländischer Classiker (Hildburghausen). 766.
*—— der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Erster bis siebenter Band. 319. 765.
*—— der griechischen und römischen Schriftsteller über Judenthum und Juden. Zweiter Band. 479.
Bibra, E. Freih. von, Ein edles Frauenherz. 113.
Biedermann, K., Deutschland im 18. Jahrhundert. Zweiter Band. Zweiter Theil. Erste Abtheilung. 305.
—— W. Freih. von, Goethe und Leipzig. 581.
Billitzer, A., Philipp, P. und Schiller, S., Deutsche Klänge aus Ungarn. 461.
Biltz, K., Der alte Barbarossa. 407.
Bischoff, A., Plato's Phädon. 41.
*—— Th., über Gorilla, Chimpanse und Orang-Utang. 159.
Bismarck, Graf, und seine nachdenklichen Gegner. Von einem deutschen Patrioten. 217.
*Blankenburg, H., Der deutsche Krieg von 1866. Erste Hälfte. 782.
Bloch's, E., Dilettantenbühne. Nr. 127, 139—144, 145—150. 394.
—— Volkstheater. Nr. 15, 16. 394.
—— Original-Declamatorium. Elfte Lieferung. 226.
Bluntschli, s. Aufgaben.
*Bodenstedt, Friedrich, Intendant des meininger Hoftheaters. 95.
—— s. Jahrbuch und Shakspeare.
—— gesammelte Schriften. Erster bis achter Band. 657.
*—— Lieder des Mirza-Schaffy; ins Hebräische übersetzt. 750.
*—— Shakspeare-Uebersetzung. 238.

Borbstaedt, A., Preußens Feldzüge gegen Oesterreich und dessen Verbündete im Jahre 1866 mit Berücksichtigung des Kriegs in Italien. 277.
Bowitsch, L., Legenden. Zweite vermehrte Ausgabe. 225.
Borberger, R., Die Sprache der Bibel in Schiller's Räubern. 622.
Brachvogel, A. E., Hamlet. 289.
—— William Hogarth. 12.
Brattanek, F. Th., Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg (1820—32). 581.
Braubach, W., Denkreise in das unbekannte Jenseits oder das Leben nach dem Tode und die Selbständigkeit der Seele, hergeleitet aus den Wirkungen des Chloroform. 556.
Braun, J., Historische Landschaften. 381.
Braunstein, s. Priem.
Brehm, A. E. und E. A. Roßmäßler, Die Thiere des Waldes. 269.
*—— Dasselbe. Sechste Lieferung. 143.
Breusing, H., Ein Geächteter. Zweite Abtheilung. 698.
Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a. Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. 481.
Brix, A., Skizzen aus dem nördlichen Eismeer, nach Tagebuchaufzeichnungen. 353.
*Bronsart, von, Intendant des Hoftheaters zu Hannover. 95.
Brucken, H. von, gen. Fock, Ueber den Norddeutschen Bund. 232.
Brugsch, H., Wanderung nach den Türkisminen und der Sinaihalbinsel. 353.
Brunnemann, K., Geschichte der nordamerikanischen Literatur. 363.
Buchen, Helene, Das Weihnachtskind. 430.
*Büchmann, G., Geflügelte Worte. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. 126.
*Büchner's, L., Kraft und Stoff. Neunte Auflage. 751.
*Büchting, A., Bibliotheca Musica. Bibliotheca theatralis. 462.
Bürgerkrieg, der deutsche, im Jahre 1866. Parteilos und zum großen Theil nach officiösen Quellen für das Volk bearbeitet von F. A. 524.
*Burmeister, H., Geschichte der Schöpfung. Siebente Auflage, herausgegeben von C. G. Giebel. 766.
Busson, A., Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römische Königthum Alfons' X. von Castilien. 668.
Byron's, Lord, sämmtliche Werke. Deutsch nebst einleitendem Vorwort von A. Neidhardt. 337.
—— Werke. Uebersetzt von O. Gildemeister. Zweite Auflage. 337.

*Carlshausen, von, Intendant des kasseler Hoftheaters. 95.
Carus, K. G., Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 433.
Carus, K. G., Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Thierwelt. 65.
*—— und die Literaten. 366.
Cassel, P., Der Grâl und sein Name. 316.
Catull's Gedichte. Im Versmaß der Urschrift übersetzt von K. Uschner. 137.
—— Gedichte in ihrem geschichtlichen Zusammenhange übersetzt und erläutert von R. Westphal. 136.
Chapman's, G., Tragedy of Alphonsus, Emperor of Germany. Edited with an Introduction and Notes by Karl Elze. 590.
Chatelet, F., Aphoristische Betrachtung zweier Episoden aus Gretchen in Goethe's „Faust". 537.
Chaucer's Canterbury-Geschichten. Uebersetzt von W. Hertzberg. 284.
*Chesterfield, Lord, ungedruckte Briefe. 62.
*Chrysander, F., Jahrbücher für musikalische Wissenschaft. Zweiter Band. 479.
Classiker, deutsche, des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Dritter Band: Das Nibelungenlied. Herausgegeben von K. Bartsch. Vierter Band: Hartmann von Aue. Herausgegeben von F. Bech. Erster Theil. 664.
*—— die, und der deutsche Buchhandel. 798.
*Collection of British authors. Tauchnitz edition. — Dante's Inferno, übersetzt von Longfellow. 334.
*Collection of German authors. Tauchnitz edition. 62. 159. 639.
*Commission, die Historische, bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften. 718.
Conscience, H., Lambrecht Hensmans. Deutsch von Johann Wilhelm und Maria Wolf. Neue Auflage. 504.
Cotta, B. von, Die Geologie der Gegenwart. 107.
—— Dasselbe. Zweite Auflage. 687.
—— Ueber das Entwickelungsgesetz der Erde. 107.

*Dante-Jahrbuch. 271.
Daumer, G. F., Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele. 65.
Davis, A. J., Der Reformator. Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden und die sieben Phasen der Ehe. Ins Deutsche übersetzt von G. K. Wittig. 471.
*—— Dasselbe. 334.
*Deutsch-österreichische Revue. 62.
Dichter, deutsche, des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Erster Band: Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von K. Goedeke und J. Tittmann. 397.
*Dichter, der echte pariser. 270.
*Dichtergaben, deutsche. Album für Ferdinand Freiligrath, herausgegeben von C. Schad und J. Hub. 815.
*Dickens, Charles. 367.
Diezmann, A., Frauenschuld. 698.
Dingelstedt, F., Shakspeare's Historien. Deutsche Bühnenausgabe. Erster bis dritter Band. 641.
*—— Dieselben. 542.
Doyé, A., Gedichte. Zweite Auflage. 225.
—— Neue Originalfabeln. Zweite Auflage. 439.
*Dumas, der Jüngere, Les idées de Madame Aubry. 239.
Düntzer, H., Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Dritte Abtheilung: Erläuterungen zu Schiller's Werken. 56.

Ebeling, F. W., Mosaik. 400.
Eberty, F., Geschichte des preußischen Staats. Erste Abtheilung. 773.
*—— Dasselbe; englisches Urtheil darüber. 446.
*Eckardt's, L., Vorlesungen. 158.
Eckardt-Volmar, Ernestine, Helene. 501.
Edwards, Amelia B., Hand und Handschuh. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. 206.
Eichheim, M., Die Kämpfe der Helvetier, Sueben und Belgier gegen C. J. Cäsar. 41.
Eindrücke, meine, aus dem bairisch-preußischen Feldzuge im Jahre 1866. Von einem Augenzeugen. 524.
Elz, A., Müller und Miller. 394.
Engel, Preis der Arbeit. 460.
Epp, F., Seelenkunde. 123.
Erasmus von Rotterdam. Historisches Spiel aus der Reformationszeit. 190.
Erdmann, Ueber Dummheit. 461.
Erzbischof Anno. Ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten nebst einem Vorspiel. 631.
Escher, H., Erinnerungen seit mehr als sechzig Jahren. 741.
Evangelium, das, der Wahrheit und Freiheit, gegründet auf das Natur- und Sittengesetz. 263.
Ewald, A., Nach funfzehn Jahren. 478.

Fabri, F., Die politischen Ereignisse des Sommers 1866. 578.
Falkenstein, K., Geschichte des Johanniterordens. Zweite umgearbeitete Auflage. 93.
*Favre, Jules. 367.
Feddersen, P., Geschichte der schweizerischen Regeneration von 1830—48. 741.
Feldzug der Nordarmee und ihre Kämpfe vom 23. Juni bis 22. Juli 1866. Nach allen vorhandenen Quellen bearbeitet von einem Fachmanne. 296.
Felisch, J., Was in der Luft vorgeht. 571.
Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der königlich sächsischen Bergakademie zu Freiberg am 30. Juli 1866. 107.

Fichte, J. H., Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. 647.
*—— Dasselbe; englisches Urtheil darüber. 302.
Findel, J. G., Geschichte der Freimaurerei von der Zeit ihres Entstehens bis auf die Gegenwart. Zweite Auflage. 421.
Flemming, C. F., Otto der Erste. 162.
—— Otto der Zweite. 162.
Flentje, L., Das Leben und die todte Natur. 65.
Fonblanque, A., Verworrene Fäden. Frei nach dem Englischen von L. K. 76.
Fontane, T., Der schleswig-holsteinische Krieg im Jahre 1864. 443.
Fortlage, K., Friedrich Rückert und seine Werke. 449.
Fortschritte, die, der berg- und hüttenmännischen Wissenschaften in den letzten hundert Jahren. 107.
*Frankl, L., Memoiren. 511.
Franklin, O., Albrecht Achilles und die Nürnberger. 76.
Fransecky, K. O. von, Gedichte. 245.
Frauenstädt, J., Das sittliche Leben. 103.
Freese, A., Das Haus Cenci. 566.
*Frehse, F., Wörterbuch zu Fritz Reuter's Sämmtlichen Werken. 751.
*Freiligrath, Ferdinand. 255.
*—— Aufruf für denselben. 318.
*—— Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung an denselben. 703.
*Freiligrath-Feier in Berlin. 430. — in Leipzig. 431. 462. — in Weimar. 351.
Frerichs, J. H., Der Mensch. Traum, Herz, Verstand. 65.
Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Fünfte vermehrte Auflage. Erster Band: Aus dem Mittelalter. 465.
Friccius, K., Hinterlassene Schriften; herausgegeben von H. Beitzke. 812.
Friedrich, F., Die Vorkämpfer der Freiheit. 412.
Fröbel, J., Kleine politische Schriften. Erster und zweiter Band. 154.
Frommann, H., Verschiedenheiten des Geschmacks im poetischen Ausdruck bei lateinischen und deutschen Classikern. 303.
Führig, J. Ritter von, Von der Kunst. Erstes Heft. 316.
Furthmann, E., Theodor von Neuhof. 441.

Gad, A. und K. von Holtei, Preußische Kriegs- und Siegeslieder. 721.
*Gartenlaube, Auflage derselben. 61.
Gaßmann, T., Heitere Bühnenspiele. 406.
*Gedankenharmonie aus Schiller und Goethe. Herausgegeben von R. Gottschall. 815.
*Geibel, E., Sophonisbe. 350.
*—— Gedicht: Den Bauleuten. 222.
Gelich, R., Briefe eines alten Soldaten über den Krieg im Norden, die k. k. österreichische, die k. preußische und die k. italienische Armee. 523.
Genast, E., Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Vierter Theil. 236.
Genelli's, B., Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie. Mit Erläuterungen von M. Jordan. 218.
Gerlach, F. D., Marcus Porcius Cato der Jüngere. 41.
—— H., Mittheilungen des freiberger Alterthumsvereins auf das fünfte Vereinsjahr 1865. Viertes Heft. 107.
*Gerstäcker, Friedrich. 495. 687.
—— Eine Mutter. 328.
—— Unter den Penchuenchen. 601.
*Gespräche mit einem Grobian. Zweite Auflage. 463.
*Ghillany, F. W., Die wichtigsten politischen Urkunden aus den Jahren 1849—67 mit geschichtlichen Einleitungen. 783.
Gildemeister, s. Byron.
*Girndt, O., Dramatische Werke. 703.
Glaser, A., Niederländische Novellen den Originalen nacherzählt. 504.
Glaubrecht's, O., ausgewählte Schriften. Nebst Lebensbeschreibung und Bildniß. 461. 532.
Gneist, R., Die Stadtverwaltung der City von London. 460.
Goedeke, s. Dichter.
Gollmick, K., Autobiographie. 236.
Görgei, A., Briefe ohne Adresse. Deutsche Originalausgabe. 733.
Goethe. — Zu Goethe's Aufenthalt in Ems im Sommer 1774. 94.
*Goethe's Marmorbüste von Knaur, für die Universität zu Leipzig. 703.
Gotthardi, W. G., Kleine Lebens- und Herzensgeschichte eines Dorfkindes. 414.
*Gottschall, R., Festrede zur Freiligrath-Feier in Berlin. 431.
Grabowski, S. Graf, All' Zeit vorauf. 328.
Graffunder, A., Eduard von Raven, königlich preußischer Generalmajor, General à la suite Seiner Majestät des Königs. 445.
Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Dritter bis fünfter Band. 6.
*—— Dasselbe. Sechster Band. 126. 639.
Grenze, die natürliche. Ein Gedanke für Deutschland. Zweite Auflage. 214.
*Grieben, H., Gedicht: Auf der Rheinbrücke zu Köln. 222.
Grimm, H., Albrecht Dürer. 316.
—— Unüberwindliche Mächte. 609.
*—— Dasselbe; englisches Urtheil darüber. 447.
Grivet, M., Studien über Taktik. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe von J. Körbling. 763.
Groß, F., Die Frauen auf der Bühne. 537.
Grotefend, G. A., Publicistische Skizzen. 154.
Gruppe, O. F., Vaterländische Gedichte. 228.
Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Achter Band. 367. 741.
*Günther, F. J., Deutsches Sprachbuch für Volksschullehrer und Seminaristen. 510.
Gusseck, Bernd von, Der Graf von der Liegnitz. 113.
Guthe, H., Die Lande Braunschweig und Hannover. 537.
Gutzkow, K., Hohenschwangau. Erster Band. 241.
*—— Dasselbe. 159.

Häbler, K. G., Liebesgeschicke: Donna Blanca. Sarolta. Svanhild. 562.
*—— Graf Mirabeau. 31.
Hackländer, F. W., Neue Geschichten. 411.
*—— Marionetten. 350.
Hahn, R. E., Starhemberg oder die Bürger von Wien. 189.
*—— S., Reichsraths-Almanach für die Session 1867. 511.
*Halm, Friedrich. 61.
—— als Generalintendant des wiener Hofburgtheaters. 495.
*—— Wildfeuer. Neue Auflage. 255.
*Hamerling, R., Ahasverus in Rom. Zweite verbesserte Auflage. 190.
*—— Der König von Zion. 511.
*—— Sinuen und Minnen. 815.
Hanne, J. W., Anti-Hengstenberg. 266.
Hannoveraner, die, in Thüringen und die Schlacht bei Langensalza. Von einem unparteiischen Augenzeugen mit Benutzung der zuverlässigsten Nachrichten. Zweite Auflage. 297.
Harberts, H., Wilde Ranken. 724.
Harmonie. Ein Beitrag zur Beförderung des Geisteslebens von ***** ****. 553.
*Hartwig, G., Der hohe Norden im Natur- und Menschenleben. Zweite vermehrte Auflage. 143.
—— O., Aus Sicilien. Erster Band. 716.
Härzberg-Fränkel, L., Polnische Juden. 518.
Hase, K. A., Wormser Luther-Buch zum Feste des Reformationsdenkmals. 715.
Hausbuch, mittelalterliches. Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen. Herausgegeben vom Germanischen Museum. 504.
*Hauslaub. Lieder und Bilder fürs Haus. Von Hermine Stilke. 815.
*Hausschatz deutscher Erzählungen. (Werke von M. Hartmann, O. Müller und W. Raabe.) 159.
*Häusser, Ludwig; Tod desselben. 221.
Hebbel's, F., sämmtliche Werke. Sechster Band. 313.
*—— Dieselben. Sechster Band. 126. Siebenter und achter Band. 575.
Hechelmann, A., Hermann II., Bischof von Münster (1174—1203) und Bernhard, Edelherr zur Lippe (1140—1224). 668.
Heer, O., Die Urwelt der Schweiz. 23.
Hehn, V., Italien. 353.
*Heine's, H., Sämmtliche Werke. Billige Ausgabe. Erste bis siebente Lieferung. 575. — 29ster Band. 126.
—— Volksausgabe. 785.
—— Briefe. 785.
f—— Witwe, Proceß derselben. 61.
Heinrich, A., Der Augenblick des Glücks. 407.

Heinrich vom Sunde, Herzensgrüße 245.
Heinrichs, Emilie, Bettler und Millionär. 414.
—— Eine Räuberfamilie. 414.
Heinz, A., Die Herrin von Schwarzenhof. 414.
Heinzen, K., Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. 723.
Henne-AmRhyn, O., Geschichte des Schweizervolks und seiner Cultur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 390.
Helle, F. W., Maria Antoinette. 244.
—— Mahnrufe an das deutsche Volk. 228.
Herchenbach, W., Deutscher Geist und deutsches Schwert. 491.
Herder. — Johann Gottfried von Herder. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung. Von H. Keferstein. 45.
Hermann, K., Die ästhetischen Principien des Versmaßes in Zusammenhang mit den allgemeinen Principien der Kunst und des Schönen. 651.
*Herrmann, Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung; englisches Urtheil darüber. 654.
Hesse, A., Serveto. 568.
Heyne, O., Der Kurfürstentag zu Regensburg von 1630. 345.
Heyse, P., Die glücklichen Bettler. Nach Carlo Gozzi für die Bühne bearbeitet. 513.
*—— Dasselbe. 157.
—— Syritha. Zweite Auflage. 525.
Hoefer, E., In der Irre. 728.
Hoffmann von Fallersleben, Braunschweigisches Namenbüchlein. 255.
*Holtei, K. von. 367.
—— Charpie. 193.
*—— Theater. Erster und zweiter Band. 542.
Holtzendorff, F. von, Richard Cobden. 460.
Holtzmann, s. Aufgaben.
*Homburg, E., Neue pariser Geheimnisse; verdeutscht. 271.
Hölzermann, L., Der Antheil des Bataillons Lippe an dem Feldzuge der Mainarmee im Sommer 1866. 524.
Homer's Odyssee. Im Versmaße der Urschrift übersetzt von J. W. Ehrenthal. 137.
Höpfner, E., G. R. Weckherlin's Oden und Gesänge. 604.
Horatius. — Die Oden des Quintus Horatius Flaccus. Deutsch, im Versmaß des Originals mit Einleitungen und Erklärungen von F. O. Freih. von Nordenflycht. 135.
—— Auswahl seiner Lyrik. Uebertragen n J. Karsten. 136.
—— Einleitung und Proben einer neuen Uebersetzung der Horazischen Lieder von R. Fritsch. 136.
Horn, G., Haus und Volk. 677.
*Horvath, M., Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns; englisches Urtheil darüber. 750.
Hosäus, W., Der Oberburggraf Ahasverus von Lehndorff. 509.
—— Kriemhild. 629.
Hosäus, W., Rosalinde oder das Turnei zu St.-Johann. 724.
*Hotho, K. G., Geschichte der christlichen Malerei in ihrem Entwickelungsgang. Erste Lieferung. 783.
Houssе, Die Katakomben und das unterirdische Rom. 461.
*Hugo, Victor, als Friedensapostel. 382.
*—— Hernani (Aufführung am Théâtre français). 463.

Ideale, unsere. Ein Büchlein von der Freiheit. 600.

Jacoby, J., Kant und Lessing. Eine Parallele. Zweite Auflage. 318.
—— Der freie Mensch. 318.
Jäger, O., Geschichte der Griechen. 42.
Jagor, F., Singapore, Malakka, Java. 38.
Jahn, O., Biographische Aufsätze. 581.
Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von F. Bodenstedt. Zweiter Jahrgang. 385.
*Janko, W. E. von, Wallenstein; englisches Urtheil darüber. 510.
Jensen, W., Magister Timotheus. 412.
Jerwitz, W., Dramatische Kleinigkeiten. 407.
Johansen, Chr., Halligenbuch. 353.
*Jordan's, W., Nibelunge. Erstes Lied: Sigfridsage. 766.
*—— Vorlesung seines Nibelungenepos. 30. 206.
*—— Sendschreiben über das „Bücherleihen". 718.
—— s. Shakspeare.
Jubiläums-Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutscher Dichter eingesammelt von F. Hofmann. Fünfundzwanzigste Christbescherung. 723.
*Jugendschriftenverzeichniß, drittes kritisches. Herausgegeben vom Pädagogischen Verein in Berlin. 815.
Jülg, B., Mongolische Märchen, herausgegeben. 750.
*Junius-Briefe; übersetzt von A. Ruge. 687.

Kahl, A., Reise durch Chile und die westlichen Provinzen Argentiniens. 309.
Kálnoky, G. D., Indár Karacsai. Aus dem Ungarischen übersetzt von Simón. 477.
*Kanoldt, G., Weimarer Künstleralbum. 527.
*Kant, J., Sämmtliche Werke, herausgegeben von G. Hartenstein. Erster bis fünfter Band. 766.
Karajan, Th. von, Abraham a Sancta Clara. 717.
Karl, Landgraf von Hessen-Kassel, Denkwürdigkeiten. Von ihm selbst dictirt. Aus dem französischen, als Manuscript gedruckten Original übersetzt. Mit einer Einleitung von K. Bernhardi. 532.
*Katalog, illustrirter, der pariser Industrieausstellung von 1867, herausgegeben mit erläuterndem Texte von W. Hamm. 334.
Kayser-Langerhannß, Agnes, Das friedliche Thal im Kriege 1813. 442.
Keferstein, s. Herder.
Keller, F. E., Norddeutschland in seiner Neugestaltung. Erste Abtheilung. 600.
Kellogg, A. O., Shakspeare's delineations of insanity, imbecility and suicide. 62.
Kern, F., Johann Scheffler's Cherubinischer Wandersmann. 283.
Kessel, K. von, Der Krieg Preußens gegen Oesterreich und seine Verbündeten und der Krieg in Italien im Jahre 1866. 295.
—— Die letzten Thränen. 269.
Kinderadvocat, der. Von H. v. O., geb. v. St. 316.
*Kinkel's Freiligrath-Rede in Leipzig. 462.
Kirchhofer, T., Die Legende vom zwölfjährigen Mönchlein. 62.
Kiy, B., Der Pessimismus und die Ethik Schopenhauer's. 555.
Klausberg, Amalie von, Still und bewegt. 697.
Kleinert, P., Augustin und Goethe's Faust. 461.
Klopstock, F. G., Ausgewählte Oden und Elegien. Mit erklärenden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters von B. Werneke. 604.
Kluge, E., Königgrätz. Preußens Ehrenspiegel. 721.
*Kneschke, E., Anthologie deutscher Lyriker seit 1850. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 766.
*—— Leipzig vor 100 Jahren. Erste bis vierte Lieferung. 766.
Knorr, E., Blücher's Campagnejournal der Jahre 1793 und 1794. 234.
Koberstein, A., Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Vierte, durchgängig verbesserte und zum größten Theil völlig umgearbeitete Auflage. 178.
Koch, B., Das geistliche Spiel von den zehn Jungfrauen zu Eisenach. 543.
Kohl, J. G., Deutsche Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze. 258.
—— Der Raths-Weinkeller zu Bremen. 258.
*Köhler, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen u. s. w. im Voigtlande; englisches Urtheil darüber. 654.
Koenig, H., Was ist die Wahrheit von Jesu? 265.
Koenigsberg, A., Der Secretär des Generals von Tauenzien oder Vorurtheile. 407.
Kollonitz, Gräfin Paula, Eine Reise nach Mexico im Jahre 1864. 497.
Köpke, R., Das Ende der Kleinstaaterei. 577.
Körner, G., Aus Spanien. 353.
*Körner-Denkmal in Dresden. 495.
Koester, H., Der Tod des Großen Kurfürsten. 564.
*Kotzebue, A. von, Auswahl dramatischer Werke. Erster bis vierter Band. 254. Fünfter Band. 542. Sechster Band. 703.
Krause, Chr., Die Helden der Zündnadel oder der stumme Spion. 414.

Kreyßig, F., Friedensgedanken. 230.
——, Worauf es jetzt ankommt. 230.
*—— Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. 271.
Krieg, der deutſche, im Jahre 1866. Nach den beſten Quellen dargeſtellt von H. v. B. Dritte Auflage. 295.
—— der, von 1866. Kritiſche Bemerkungen über die Feldzüge in Böhmen, Italien und am Main. 522.
Kriegsbegebenheiten, die, des Jahres 1866 in Deutſchland und Italien. Von einem Landwehroffizier. 295.
Kudrunſage; Fortleben derſelben in Norddeutſchland. 623.
*Kugler, F., Geſchichte Friedrich's des Großen. Sechste Auflage. 143.
*—— Handbuch der Geſchichte der Malerei ſeit Conſtantin dem Großen. Dritte, von Hugo Freih. von Blomberg neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 143.
Kühns, F. J., Die Bedeutung des Wechſels für den Geſchäftsverkehr. 460.
*Kunſt, deutſche, in Wort und Lied. Herausgegeben von A. Traeger. 815.
*Künſtleralbum, deutſches. Herausgegeben von W. Breidenbach und L. Bund. 815.

Labes, E., Charakterbilder der deutſchen Literatur. Zweiter Band. 575.
Lafaurie, A., Ein Blick in das Zunftleben der deutſchen Medicin. 460.
Lamlé, G., Der Schutzjude von Magdeburg. 519.
Landſteiner, K., Die Roſe von Jericho. 493.
Längin, G., Ueber die ſittliche Entwickelung Jeſu. 266.
*Laube, Heinrich. 655.
*—— Der Statthalter von Bengalen. 735.
*—— als Redacteur des Feuilletons der „Neuen Freien Preſſe". 687.
*—— als Theaterkritiker. 702.
*—— ſein Rücktritt vom wiener Burgtheater. 639.
*—— über die Shakſpeare-Kritik von Gervinus. 782.
*Lenau, Nikolaus. 574.
Leopardi, G., Gedichte. Verdeutſcht von R. Hamerling. 301.
*Leſſing's „Minna von Barnhelm". 606.
*Leſſing-Galerie. Herausgegeben von F. Pecht. Vierte Lieferung. 639. Sechste Lieferung. 831.
Lewald, A., Moderne Familiengeſchichten. 777.
Lewitzka, Emilie von, Gedichte. 227.
Liebe, deutſche. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben von M. Müller. Zweite Auflage. 697.
Liebmann, O., Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens. 709.
Liegel, T. A., Kaiſer Maximilian I. von Mexico. 801.
Lilie, eine, im Thal. Erzählung. Zweite Auflage. 503.
Liliencron, R. von, Die hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen vom 13. bis 16. Jahrhundert. Erſter und zweiter Band. 585.
Lindau, P., Molière in Deutſchland. 316.
Lindner, A., Brutus und Collatinus. 49.
*—— Daſſelbe. 30.
*—— Daſſelbe; die Urtheile der berliner Blätter darüber. 78.
*—— Daſſelbe; Zuſammenſtellung kritiſcher Ausſprüche darüber. 142.
*—— Daſſelbe; ein engliſches Urtheil darüber. 175.
—— Stauf und Welf. 273.
*Lindner, Otto; Tod deſſelben. 543.
*Lingg, H., Catilina. 30. 157.
*—— Gedichte. Zweiter Band. 815.
—— Die Völkerwanderung. Zweites Buch. 166.
Lippe, E. Graf zur, Militaria aus König Friedrich's des Großen Zeit. 332.
*Literaturblatt, wiener; Redaction von A. von Czeke. 334.
*Loën, Freiherr von. 671.
Lohmann, P., Muſikdramen. 792.
*Longfellow; ſeine Ueberſetzung der „Divina commedia", zweiter Band. 463.
Lorenz, F., Mozart als Klaviercomponiſt. 248.
Löwenberg, J., Geſchichte der Geographie von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. 174.
Loewenthal, E., Politiſche Mondſucht und Realpolitik. 215.
—— Syſtem des Naturalismus. 572.
Lubojatzky, F., Deutſchlands Kriegsereigniſſe des Jahres 1866. 522.
Lucretius. — Das Weſen der Dinge von Titus Lucretius Carus, metriſch überſetzt von G. Boſſard-Oerden. 137.
Ludwig, F., Das deutſche Theater. 536.
—— Der Schauſpielerverein, und die Theaterſchulen. 536.
Lutze's, A., Selbſtbiographie. 460.
*Lyrik, deutſche, in Italien. 61.
*—— die öſterreichiſche; eine Rechtfertigung derſelben. 526.

*Männeremancipation. 254.
Mannhardt, W., Roggenwolf und Roggenhund. Zweite vermehrte Auflage. 287.
Marbach, O., Bericht über literariſche Leiſtungen im Königreich Sachſen lebender Schriftſteller während der Jahre 1847—67. 737.
*—— Daſſelbe. 494.
—— Dramaturgiſche Blätter. Erſtes und zweites Heft. 535.
*—— Vortrag über „Die zeitgemäße Umbildung älterer dramatiſcher Meiſterwerke, nachgewieſen an Shakſpeare's Hamlet". 254.
Maercker, F. A., Erinnerungen. Geſammelte Gedichte. Zweites Heft. 226.
*Maßus, H., Der Jugend Luſt u. Lehre. 815.
Matthaey, H., Hohenzollern, Habsburg und Frankreich für und gegen Deutſchland, und welche Geſtalt wird Deutſchland nun erhalten? 214.
(Maximilian I.) — Aus meinem Leben. Erſter bis ſiebenter Band. 801.
*—— Daſſelbe. 494.
*Maximilian I., Mein erſter Ausflug. 831.
*—— nachgelaſſene Werke; engliſches Urtheil darüber. 749.
*May, A., Dramen. 703.
Mayer, K., Ludwig Uhland, ſeine Freunde und Zeitgenoſſen. 817.
—— Luiſe, Gedichte. 227.
Meerheimb, R. von, Kriegs- und Leidensfahrten eines Schwerbleſſirten. 721.
Meibauer, O., Ueber die phyſiſche Beſchaffenheit der Sonne. 460.
Meißner, A., Babel. 545.
*—— Schwarzgelb. 545.
Menk-Dittmarſch, F., Die Adoptivtochter. 206.
Mendel, H., Otto Nicolai. 700.
*Menzel, W., Der deutſche Krieg im Jahre 1866; engliſches Urtheil darüber. 302.
Merckel, R., Oſarſyph. 561.
Mevert, E., Helgo und Sigrun. 727.
Meyer, J. B., Volksbildung und Wiſſenſchaft in Deutſchland während der letzten Jahrhunderte. 315.
—— K., Unterſuchungen über das Leben Reinmar's von Zweter und Bruder Wernher's. 605.
—— von Waldeck, F., Die Erbin von Glengary. 187.
*Meyer's, E. H., Biographie Lappenberg's; engliſches Urtheil darüber. 749.
*Milow, S., Gedichte. Zweite vermehrte Ausgabe. 271.
*—— Auf der Scholle. 815.
Mittermaier, Das Volksgericht in Geſtalt der Schwur- und Schöffengerichte. 460.
Möbius, P., Friedrich Rückert, ein deutſcher Dichter. 449.
*Moderne, das, in der Kunſt. 60.
Mohr, F., Geſchichte der Erde. 426.
Mölling, K. F., Die Komödie des Lebens. 619.
*Montégut, E.; ſeine Ausſprüche über ein Grundgeſetz des hiſtoriſchen Romans. 207.
*More, Margarethe, Tagebuch; überſetzt von A. Bacmeiſter. 783.
Mörikofer, J. C., Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz. 390.
*Moſen, Julius, Tod deſſelben. 686.
Moſer, Freih. F. K. von, Reliquien. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen von W. Zimmermann. 490.
—— G. von, Eine Frau, die in Paris war. 394.
Möſer, A., An den Tod. 121.
Mücke, A., Flavius Claudius Julianus. Erſte Abtheilung: Julian's Kriegsthaten. 461.
—— J. F. A., Albrecht I. Herzog von Oeſterreich und römiſcher König. 76.
Mühlbrecht, O., Beethoven und ſeine Werke. 508.
Mühlfeld, J., Der Herzog von Reichſtadt. 794
Müldner, R., Novellen. 677.
Müller, A., Geächtet oder Otto der Große und ſein Haus. 625.
—— Ueber die erſte Entſtehung organiſcher Weſen und deren Spaltung in Arten. 315.
—— A. W., Deutſchlands Wiedergeburt. 807.
—— R., Johann Karl Auguſt Muſäus. 553.

Müller, O., Der Wildpfarrer. 293.
Mund, E. D., Erlebnisse eines Arztes. 75.
——, Die geraubte Schatulle. 75.
*Museum, deutsches; Eingehen desselben. 830.
Musikerbriefe. Eine Sammlung Briefe von C. W. von Gluck, Ph. E. Bach u. a. Nach den Originalen veröffentlicht von L. Nohl. 248.
*Muspilli, ein christlich-mythologisches Gedicht. 831.
*Mylius, O., Neue londoner Mysterien. 271.

*Napoleon III. und das deutsche Drama. 542.
Naumann, F., Das Nibelungenlied. In Romanzen. 348.
Neidhardt, s. Byron.
Nesselrode. — Des russischen Reichskanzlers Grafen Nesselrode Selbstbiographie. Deutsch von K. Klevesahl. 531.
*Neubeck, Valerian Wilhelm; Denkmal desselben. 671.
*Neumann-Strela, K., Mit dem Zopf. Zweite Auflage. 639.
Niedergesäß, R., Zeiten und Menschen. 42.
Niendorf, M. A., Das Gudrun-Lied. Dritte Auflage. 443.
Nilsson, S., Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Aus dem Schwedischen übersetzt. Erster und zweiter Nachtrag. 537.
Nohl, L., Beethoven's Leben. Zweiter Band. 780.
*—— Dasselbe; englisches Urtheil darüber. 749.
—— Musikalisches Skizzenbuch. 247.
—— s. Musikerbriefe.
*Notter, F., Die Johanniter. 157.
Nur Gut für Blut. Ein Wort an das preußische und deutsche Volk. Geschrieben nach der Schlacht von Sadowa und der Verschenkung Venetiens. 215.

Olivier, U., Die Tochter des Försters. Frei aus dem Französischen. 430.
Opel, J. O., Wallenstein im Stift Halberstadt 1625—26. 344.
—— W., Eichen und Rosen. 246.
Oesterreichs System als die einzig wahre Ursache seiner Niederlagen vom militärischen Standpunkte aus betrachtet und dargestellt von einem österreichischen Soldaten. 599.
Osterwald, W., Walther und Hildegunde. 794.
*Oettinger, E. M., Moniteur des Dates. Achtzehnte Lieferung. 494.
Otto, Luise, Das Recht der Frauen auf Erwerb. Mit einem Vorwort von J. Heinrichs. 145.
—— Zerstörter Friede. 492.

Panormos. Notata et Cogitata. Studien aus dem Gebiete der philosophischen, naturwissenschaftlichen und allgemeinen Literatur. Herausgegeben von V. B. 203.
*Paris. Ein Spiegelbild seiner Geschichte u. s. w. (Deutsche Ausgabe des Paris-Guide.) 543.
*Paris-Guide. 333. Zweiter Band. 575.
*Partonopier und Meliur, von Konrad von Würzburg. 607.
Pauli, F., Wegweiser für Freunde der Poesie. 318.
*—— R., Simon von Montfort; englisches Urtheil darüber. 750.
*—— Geschichte Englands u. s. w., zweiter Theil; englisches Urtheil darüber. 653.
*Paulus, E., Bilder aus Italien; englisches Urtheil darüber. 510.
Pécaut, F., Die reine Gottesidee des Christenthums. Das Wesen der Religion der Zukunft. Autorisirte deutsche Ausgabe. 263.
*Pecht, F., s. Lessing-Galerie.
*—— Kunst und Kunstindustrie auf der Weltausstellung von 1867; englisches Urtheil darüber. 654.
Peschel, O., Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander von Humboldt und Karl Ritter. — A. u. d. T.: Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Vierter Band. 171.
Peschier, E., Dichterbuch der französischen Schweiz. 390.
*Petöfi, A., Hundertsechzig lyrische Dichtungen, übersetzt von K. M. Kertbeny. Vierte vermehrte Auflage. 126.
*—— über das Ende desselben. 463.
Petsch, W., Düppel und Alsen. 228.
—— Heldenthaten preußischer Krieger und Charakterbilder aus dem Feldzuge von 1866. 721.
Petzholdt, J., Fr. v. d. Trenck's Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg. 461.
Pfeiffer, F., s. Classiker.
*—— Konrad von Würzburg; Auffindung des Manuscripts dieses epischen Gedichts. 62.
Pflug, F., Aus den Tagen des großen Königs. Zweite Auflage. 520.
—— Der kleine Abbé von Savoyen. 677.
Philipp, P., s. Billitzer.
Philippson, M., Geschichte Heinrich's des Löwen, Herzogs von Baiern und Sachsen und der welfischen und staufischen Politik seiner Zeit. Erster Band. 668.
*Photographien, funfzig, nach Handzeichnungen älterer Meister aus der Sammlung Sr. königl. Hoheit des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen. 479.
Pinoff, Minna, Die Erziehung der Frau zur Arbeit. 145.
—— Reform der weiblichen Erziehung als Grundbedingung zur Lösung der socialen Frage der Frauen. 621.
*Pitaval, der Neue. Neue Serie. Zweiter Band; und Auswahl aus dem Neuen Pitaval: Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Zweiter Band. Herausgegeben von A. Vollert. 655
*Pitaval der Neue. Theil 36; englisches Urtheil darüber. 302.
Pitawall, E., Friedrich der Große. Lebensbild. 271.
*—— Maria Stuart. 271.
Placzek, B., Im Erzw. 725.
Ploennies, Luise von, Maria von Bethanien. 725.
Pocci, F. Graf, Herbstblätter. 725.
Pohl, C. F., Mozart und Haydn in London. 700.
Poinz, Staat oder Nationalität? 597.
Polko, Elise, Am Theetisch einer schönen Frau. 573.
—— Herzensgeheimnisse. 677.
Ponholzer, B., Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung. Zweite Folge. 395.
*Ponsard, Galilei. 239.
*—— François; Tod desselben. 479.
Prais, Die Wahrheit in ihren Hauptzügen dargestellt. 318.
*Preisausschreibung, eine merkwürdige. 61.
*Preise für deutsche Originallustspiele, ausgeschrieben von der Generalintendanz des wiener Hoftheaters. 750.
*Presse, süddeutsche, herausgegeben von J. Fröbel. 671.
Preußen und seine Bedeutung für Deutschland. 214.
*—— und die deutsche Nationalliteratur. 142.
*—— und die Poesie. 46.
Preußens Feldzug 1866 vom militärischen Standpunkte. Nach den bisjetzt vorhandenen Quellen von G. von G. Dritte Auflage. 295.
Priem, J. und Chr. Braunstein, Die Besetzung Nürnbergs durch die Preußen. 524.
Pröhle, H., Der Krieg 1866. 721.
Proschko, F. J., Ein Hexenproceß. 521.
*Putlitz, Gustav zu. 95. 671.
*—— Spielt nicht mit dem Feuer. 78. 158. 239.

Raab, F., Ein Wendenfürst. 566.
Radics, P. von, Der verirrte Soldat oder: Des Glücks Probirstein. Ein deutsches Drama des 17. Jahrhunderts aus einer Handschrift der k. k. Studienbibliothek in Laibach. 475.
Rambert, E., Les Alpes Suisses. Première série. 22.
*—— Dasselbe. Zweiter Band. 126.
*Ranke, L. von; Gesammtausgabe seiner Werke. 126.
Rasch, G., Das preußische Regiment in Schleswig-Holstein. 231.
—— s. Struve.
Raumer, K. von, Die Erziehung der Mädchen. 461.
—— Leben von ihm selbst erzählt. Zweiter Abdruck. 529.
Rauscher, E., Elegien am Wörthersee. 723.
Reformbestrebungen, deutsche, vom März 1848 bis zum 15. Mai 1851. 154.
Reich, E., Die Ursachen der Krankheiten, der physischen und der moralischen. 667.
Reich, das norddeutsche. Eine politische Stude. 232.

*Reumont, A. von, Geschichte der Stadt Rom. Zweiter Band. 831.
*Reisebibliothek, classische (Cotta). 462.
Retberg, R. von, Culturgeschichtliche Briefe über ein mittelalterliches Hausbuch des 15. Jahrhunderts. 504.
Reuss, R., Graf Ernst von Mansfeld im böhmischen Kriege 1618—21. 343.
*Reuter, F., Im Jahre 13; ins Englische übersetzt. 463.
Réville, A., Theodor Parker. Sein Leben und Wirken. Uebersetzt von P. Deussen. 551.
*Revue des deux mondes; zwei Artikel derselben. 175.
*Revuen, die französischen, und die deutsche Literatur. 31.
Rheiner, A., Heliotrop. 246.
Riel, K., Natur und Geschichte. Erster Band: Die Sternenwelt in ihrer geschichtlichen Entfaltung. Erste Abtheilung: Der Fixsternhimmel. 369.
*—— Dasselbe. 159.
Ring, M., Ein verlorenes Geschlecht. 634.
*Rittershaus, E.; ein Gedicht desselben auf Freiligrath. 319.
Robiano, L. Gräfin von, Anna Boleyn. 477.
—— Lebende Bilder. 414.
*Rodenberg, J., Die neue Sündflut; ins Französische übersetzt. 495.
—— Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht. 321.
*—— Myrte von Killarney; englisches Urtheil darüber. 446.
Roeder, E., Kaiser Otto der Dritte. 631.
Rogge, B., Die evangelischen Geistlichen im Feldzuge von 1866. 524.
*Roman, der, als Kunstwerk. 670.
Roquette, O., Dramatische Dichtungen. 513.
Rosen, L., Novellen. 206.
Rosenkrantz, W., Die Wissenschaft des Wissens und Begründung der besondern Wissenschaften durch die allgemeine Wissenschaft. Erster Band. 237.
*Rosenkranz' „Diderot's Leben und Werke"; englisches Urtheil über dasselbe. 15.
Rosenstein, S., Ueber Aberglauben und Mysticismus in der Medicin. 460.
Rosenthal, J., Von den elektrischen Erscheinungen. 460.
Rosenzweig, L., Neue dramatische Sprichwörter. 406.
*Roßmäßler, s. Brehm.
*Rost, A., Dramatische Dichtungen. 542. Drittes Heft. 639.
Roth, J., Ueber die Steinkohlen. 460.
Rothe, s. Aufgaben.
*Rott, Ernst Moritz; Tod desselben. 191.
Rückblick auf das Literaturjahr 1866. 1.
Rückert, F. — Aus seinem Nachlaß. Herausgegeben von H. Rückert. 452.
—— Lieder und Sprüche. 33.
*—— Gesammelte poetische Werke. Erste Lieferung. 782.
*—— Geburtstagsfeier in Schweinfurt. 351.
*—— englisches Urtheil bezüglich seines Nachlasses. 510.
Rückert, F. — Werke von Bayer und Fortlage über ihn; englisches Urtheil darüber. 446.
*Rückert-Feier in Leipzig. 158.
Ruge, A., Aus früherer Zeit. Vierter Band. 689.
*—— Dasselbe. 463.
Rüffer, E., Der letzte Römer. 190.
Rüstow, W., Der Krieg von 1866 in Deutschland und Italien. 278.

Saar, F. von, Innocens. 413.
—— Kaiser Heinrich der Vierte. Zweite Abtheilung: Heinrich's Tod. 273.
*—— Tassilo. 511.
Sachsen und der Norddeutsche Bund. 230.
—— und die königlich sächsische Landescommission. Vom Verfasser der drei Zeitfragen: Wer war Herr von Beust? 214.
*Salon, der. Herausgegeben von J. Rodenberg und E. Dohm. Erstes Heft. 830.
Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. Heft 8—11. 17—25. 460. Heft 12—16. 315.
*—— Dasselbe. Heft 30—37. 751.
*Sand, George, über das Verhältniß von Roman und Drama. 558.
*—— Théâtre complet. 558.
*—— und Shakspeare. 606.
Sandbank, H., Ueber Leidenschaft und Versöhnung in der Tragödie. 537.
*Sardou, Victorien. 13.
*—— Unsere braven Landleute. 158.
Sauppe, S., Die Quellen Plutarch's für das Leben des Perikles. 461.
*Schachzeitung; neue Ausgabe in halbmonatlichen Heften. 511.
Schack, A. F. von, Gedichte. 81.
*—— Dasselbe. Zweite Auflage. 831.
*Schad, Ch., und J. Hub, Freiligrath-Album. 479.
*Schanz, J. und W. Buchholz, neue Dante-Uebersetzung von denselben. 655.
*—— Pauline, Ferientage. 815.
*—— Für junge Herzen. 815.
*—— Herz und Haus. 815.
*—— Ein Tag aus dem Kinderleben. 815.
Schaubach, s. Bernhardt.
Schefer, L., Für Haus und Herz. Herausgegeben von R. Gottschall. 33.
Scheffer-Boichorst, P., Kaiser Friedrich's I. letzter Streit mit der Curie. 76.
Scheidler, M., Chronik des ehemaligen Reichsstiftes Kaisersheim (Kaisheim) nebst einer Beschreibung der Kirche. 251.
Scheller, J. C., Der letzte Großkanzler auf Rhodus. 165.
Schenck, L., Markgraf Rüdiger. 627.
Schenkel, s. Aufgaben.
*Scherzer, K. von, Statistisch-commerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde. Zweite verbesserte Auflage. 639.
*—— Dasselbe; englisches Urtheil darüber. 749.
Schiff, H., Das koschere Haus. 60.
—— Das Mondstück. 502.
*—— Hermann; Tod desselben. 351.
*Schiller im wiener Burgtheater. 366.
—— S., s. Billitzer.
*Schiller's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von K. Goedeke. Erster und zweiter Band. 766.
Schiller-Stiftung, deutsche; der neueste (siebente) Jahresbericht derselben. 110.
Schirmer, A., Ein weiblicher Hamlet. 206.
*Schlummerlied, das althochdeutsche, über die Echtheit desselben. 591.
*Schmidt, E. von, Die Wappen aller regierenden Fürsten und Staaten. 543.
—— J., Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. 753.
—— Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung. Fünfter Abdruck. 162.
Schmidt-Weißenfels, Polignac. 204.
——, Hinter Schloß und Riegel. 205.
Schneider, K., Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und französischem Boden. 42.
—— L., König Wilhelm im Jahre 1866. 299.
Schneiderwirth, Politische Geschichte des dorischen Argos. 317.
*Schriftstellertag, deutscher, von 1867. 334.
Schröder, K., Helmbrecht von Wernher dem Gartner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte, übertragen. 222.
Schubert, F. K., Gedichte. 245.
Schultes, C., Reclame. 493.
——, Süd und Nord. 492.
*Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. Siebenter Jahrgang. 463.
Schultze, R., Geschichte des Weins und der Trinkgelage. 461.
*Schulze, H., Einleitung in das deutsche Staatsrecht mit besonderer Berücksichtigung der Krisis des Jahres 1866 und der Gründung des Norddeutschen Bundes. Neue Ausgabe. 766.
Schulze-Delitzsch, Sociale Rechte und Pflichten. 460.
Schupp, O., Hurdy-Gurdy. 430.
Schuriem, J., Stunden meiner Muse. 724.
Schützen, Turner und Liederbrüder, deutsche, oder: Was will das Volk? Zeitgeschichtlicher Roman vom Verfasser der Romane; „Die Ritter der Industrie"; „Die Herren vom Kleeblatt" u. s. w. 413.
*Sealsfield; eine Episode aus seinem Leben. 125.
See, Gustav vom, Heimatlos. 705.
Sein und Erscheinung. Vom Verfasser von „Idealismus und Realismus". 554.
Seld, A. Freih. von, Sechzig Jahre, oder: ein Leben an Bauer- und Fürstenhöfen, unter Säufern, Kindern und Verbrechern. 43.
Seydel, R., Christian Hermann Weiße. Ein Nekrolog. 529.
—— Logik oder Wissenschaft vom Wissen mit Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Philosophie und Theologie. 409.

Shakspeare, König Lear. Deutsch von F. Bodenstedt. 90.
—— Dasselbe. Deutsch von W. Jordan. 90.
*Shakspeare's dramatische Werke. Herausgegeben von F. Bodenstedt. Drittes und viertes Bändchen: Antonius und Kleopatra; übersetzt von P. Heyse. Die lustigen Weiber von Windsor; übersetzt von H. Kurz. 495.
*—— Sonette; Uebersetzungen von K. Simrock und F. A. Gelbcke. 575.
*Shakspeare-Gesellschaft, deutsche; Generalversammlung in Berlin. 301.
*Shakspeare-Uebersetzung, eine neue, herausgegeben von F. Bodenstedt, O. Gildemeister, P. Heyse, H. Kurz u. a., unter Mitwirkung von N. Delius. 79.
*Shakspeare-Uebertragung von Bodenstedt; englisches Urtheil darüber. 446.
Siegwart-Müller. K., Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der schweizerischen Eidgenossenschaft und mein Antheil daran. 741.
—— Rechtsherr Joseph Leu von Ebersoll. 741.
—— Der Sieg der Gewalt über das Recht in der Schweizerischen Eidgenossenschaft. 741.
Siemens, W., Die elektrische Telegraphie. 460.
Simon, H., Dichtungen. Fünftes Bändchen: Hermann und Freia. 440.
Sitzung, die feierliche, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 31. Mai 1867.
Smidt, H., Ein berliner Matrose. 30.
*—— Heinrich; Tod desselben. 687.
Soden, F. Freih. von, Gustav Adolf und sein Heer in Süddeutschland von 1631—35. Erster Band: Von Gustav Adolf's Erscheinen in Süddeutschland bis zu seinem Tod 1631—32. 345.
Söltl, Attila. 186.
Sommerbrodt, J., Das altgriechische Theater. 461.
*Sonnenburg, R., Sammlung interessanter geschichtlicher Werke der englischen Sprache vollständig oder in Auszügen. 463.
Sophokles. Uebersetzt von H. Viehoff. 331.
—— Drei Tragödien, mit Euripides' Satyrspiel. Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen von A. Wilbrandt. 134.
—— König Oedipus. Metrisch übersetzt von O. Fischer. 134.
—— Dasselbe. Für die Bühne bearbeitet von Wilbrandt. 78.
Spielhagen, F., In Reih und Glied. 113.
Spielmann, C., Alt-Mecklenburg und das Heute. 600.
Spitta, Th., Entschleierte Dunkel. 429.
Spörlein, J., Die christliche Gesellschaftsordnung und die neue Zeit. 266.
Staatsverfassung, die schlechteste. Erörterung eines Unparteiischen. 215.
Stahl, A., Novellen und Skizzen. 557.
Starklof, R., Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach. Erster Band. 149.
*Statistik, buchhändlerische, des Jahres 1866 in Deutschland und England. 142.
*Statthalter, der, von Bengalen. Lustspiel. 239.
Steiger, E., Der Nachdruck in Nordamerika. 460.
Stier, H. E. G., Ehrengedächtniß des Grafen Niclas Zriny von Sigeth. 461.
*Stilke, s. Hauslaub.
Stern, O., Heinrich V. 797.
—— S., Die häusliche Erziehung. 316.
Stifft, A. von, Modernes Leiden. 728.
Stolberg-Stolberg, Luise Gräfin zu, Zum Gedächtnisse König Friedrich Wilhelm des Vierten von Preußen. 437.
Stolle, F., Von Wien nach Vilagos. 413.
Storck, W., Lose Ranken. 438.
Storm, Th., Von jenseit des Meeres. 430.
Struve, G. und G. Rasch, Zwölf Streiter der Revolution. 551.
Studien kriegswissenschaftlichen Inhalts. 765.
Sugenheim, S., Geschichte des deutschen Volks und seiner Cultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart. Erster bis dritter Band. 680.
Suhle, B., Ueber die Cäsur und ihre Bedeutung für den Rhythmus. Zweite Auflage. 317.
Sutermeister, O., Leitfaden der Poetik für den Schul- und Selbstunterricht. 316.
Sybel, H. von, Das neue Deutschland und Frankreich. 580.

Taine, H., Philosophie der Kunst. 713.
Taubert, E., Brautgeschenk. 438.
Tellkampf, J. L., Der Norddeutsche Bund und die Verfassung des deutschen Reichs. Zweiter Abdruck. 232.
Tempeltey, E., Theodor Storm's Dichtungen. 569.
*Tennyson, A., Enoch Arden; übersetzt von E. Duboc. 687.
*Teppich, der erfurter, mit Bildern aus der Geschichte Tristan's und Isolde's. 334.
Thayer, A. W., Ludwig van Beethoven's Leben. Nach dem Originalmanuscript deutsch bearbeitet. Erster Band. 507.
Theilnahme, die, der zweiten Armee unter dem Oberbefehl Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen am Feldzuge von 1866. Zweite Auflage. 297.
Thiersch, H. W. J., Friedrich Thiersch's Leben. 593.
*Thiere, wilde, aller Zonen. 60 Tafeln mit Text von C. F. A. Kolb. 831.
*Ticknor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien, deutsch herausgegeben von N. H. Julius; Supplementband von A. Wolf. 271.
Tittmann, s. Dichter.
Toeche, Th., Kaiser Heinrich VI. 220.
Trabert, A., Vaterlos. 440.
Treblin, A., Lenz und Liebe. 724.
Treitschke, H. von, Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten. 213.
*—— Heinrich von. 543.
Trostbriefe für Hannover. Von einem Alt-Hannoveraner. 231.
Tschudi, J. J. von, Reisen durch Südamerika. Erster und zweiter Band. 118.
Tuarke, M. von, Zerrbilder eines verkommenen Genies. 502.
Türcke, A., Stadt Magdeburg. 633.

Uechtritz, F. von, Eleazar. 602.
Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Erster und zweiter Band. Erster Artikel. 97. Zweiter Artikel. 209. Dritter Artikel. 417.
Uhlhorn, G., Die modernen Darstellungen des Lebens Jesu. 265.
*Unarten gegen die Philosophie. 654.
Uschner, K. R. W., Festspiel zur funfzigjährigen Jubelfeier der Schlacht von Waterloo am 18. Juni 1865. 189.
—— Die rumänische Prinzessin. 794.

Vacano, E. M., Der Magen und das Herz. 502.
—— Die Virtuosen. 493.
*Varnhagen's von Ense Nachlaß. — Briefe von Chamisso ꝛc. 334.
Velde, A., Deutsche Antwort auf eine nassauische Frage. 232.
Venedey, J., an Prof. Heinrich von Treitschke. 579.
—— Der Südbund. 579.
*Veuillot, Louis, über Alexander von Humboldt. 286.
Virgil's Aeneide. Viertes Buch. 136.
*Vollert, A., Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. (Auswahl aus dem Neuen Pitaval.) 271.
*Volkslieder, die schönsten deutschen; herausgegeben von G. Scherer. 831.
*Voltaire-Monument in Paris. 495.
*Vorträge, pädagogische, und Abhandlungen. 62.

Wachenhusen, H., Unter dem weißen Adler. 30.
*Wächter, O. von, Der 9. November 1867 und die Verlagsrechte. 799.
Wander, K. F. W., Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Funfzehnte Lieferung. 414.
*Wartburg; das Jubiläum derselben. 591.
Wartenburg, K., Deutsche Opfer. 60.
Warmann, G., An Sterbebetten. 748.
*Weber, G., Allgemeine Weltgeschichte. Siebenten Bandes erste Hälfte. 655.
—— Th., Kant's Dualismus von Geist und Natur aus dem Jahre 1766 und der des positiven Christenthums. 554.
Wehl, F., Didaskalien. 533.
*—— Vom Herzen zum Herzen. 815.
*Weiß, H., Costümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht und des Geräths vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 271. Zweite Lieferung. 766.
Weiße, C. H., Aus seinem Nachlaß. 143.
Weitzel, K., Der Kunststil und seine Hauptformen mit besonderer Beziehung auf die dramatische Kunst. 346.

Welper, E., Plato und seine Zeit. 42.
Wer war Herr von Beust? Wo ist unser Königg? Wie steht's mit unserm Lande? Drei Zeitfragen kurz erörtert von einem sächsischen Staatsbürger. 214.
Werneke, s. Klopstock.
Westphal, R., Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik. Erste und dritte Abtheilung. 638.
Wichert, E., Kaiser Otto der Dritte. 630.
Wichmann, R. D., Der deutsche Handel und die beabsichtigte deutsche Kriegsflotte. 600.
Wickede, J. von, Ein Husarenoffizier Friedrich's des Großen. 520.
Widmann, J. V., Iphigenie in Delphi. 161.
*Wie unterstützt man deutsche Dichter? 478.
Wille, F., Mettlerkamp, der Führer einer am deutschen Freiheitskriege theilnehmenden Bürgerwehr. 808.
Willkomm, E., Gesellen des Satans. 29.
Winterfeld, A. von, Die Ehefabrikanten. 326.
—— Humoristische Soldatennovellen für Sofa und Wachtstube. XII. 502.
—— Nachhall der Garnisongeschichten. 502.
— E. von, Geschichte der preußischen glorreichen Kriege von 1866. 521.
— K., Vollständige Geschichte des preußischen Kriegs von 1866 gegen Oesterreich und dessen Bundesgenossen u. s. w. Sechzehnte Auflage. 295.
Winterfeldt, L. A. von und A. Freih. von Wolzogen, Dramatische Werke. Erstes bis drittes Bändchen. 183.
Wintzingerode, W. Graf, Graf Heinrich Levin Wintzingerode, ein würtemberger Staatsmann. 532.
Wittstock, A., Geschichte der deutschen Pädagogik im Umriß. 42.
Wolff, L., Funken. 246.
*—— O. L. B., Poetischer Hausschatz des deutschen Volks; 24ste Auflage, erneuert von K. Oltrogge. 511.
Wolfram, L., Ein Goldkind. 707.
—— Verlorene Seelen. 292.
Wollheim da Fonseca, Chevalier A. E., Oesterreich, Venetien und Deutschland. 599.
Woltmann, A., Holbein und seine Zeit. Erster Theil. 199.
Wolzogen, s. Winterfeld.
*—— Alfred von. 95.
Wort, das, „a priori". 317.
*Wurzbach, K. von, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Siebzehnter Theil. 750.
Wuttke, H., Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. 129.

Yates, E., Endlich doch Land! Aus dem Englischen von Helene Lobedan. 677.
York von Wartenburg, P. Graf, Die Katharsis des Aristoteles und der Oedipus Coloneus des Sophokles. 317.

Zapf, P., Hiob. 795.
*Zeitschrift, neue allgemeine, für Theater und Musik. Red.: Yourij von Arnold. 62. 255.
*Ziel, E., Gedichte. 815.
*Zendrini, B., Il Cancionero di Dante. 494.
*—— Uebersetzung seiner Gedichte durch J. Schanz. 494.
*—— Heine-Gedicht. 207.
Zerfall, der, Oesterreichs. Von einem deutschen Oesterreicher. 598.
Zianitzka, R. Th., Lord Byron. Erster bis vierter Band. 268.
*Zirngiebel, E., F. H. Jacobi's Leben, Dichten und Denken; englisches Urtheil darüber. 303.
Zschokke, E., Heinrich Zschokke. 316.
Zur Versöhnung zwischen Volk, Heer und Führer in Baiern. 599.
Zychlinski, F. von, Antheil des 2. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 27 an dem Gefecht bei Münchengrätz am 28. Juni 1866 und an der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866. Zweite Auflage. 297.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1867.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1666. Von Rudolf Gottschall. — Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom. Von Otto Speyer. — Otto Banck's „Kritische Wanderungen". Von Feodor Wehl. — Brachvogel's neuester Roman. — Feuilleton. (Eine Parallele zwischen französischen und deutschen Dramatikern; Ein englisches Urtheil über „Diderot's Leben und Werke" von Rosenkranz.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Rückblick auf das Literaturjahr 1866.

Das Jahr 1866 wird in der deutschen Geschichte zu den denkwürdigsten gehören; es ist jedenfalls das verhängnißvollste und thatenreichste seit den Befreiungskriegen und selbst das Jahr 1848 muß gegen dasselbe zurücktreten. Das letztere war das Jahr einer idealistischen Initative; seine Principien und Ziele sind nicht veraltet und weisen weit in die Zukunft hinaus; aber es erwies sich praktisch unfruchtbar; es hat bedeutsame principielle Grundlagen geschaffen, welche in der Reichsverfassung und ihrem jetzt in Norddeutschland zur Geltung kommenden Wahlgesetz ihren Ausdruck fanden; aber ihm fehlte die Executive, es vermochte nur seine Ideale zu formuliren und brachte es bis zum Programm, aber nicht bis zu dessen Ausführung. Das Jahr 1866 dagegen ist das Jahr einer militärisch-diplomatischen Praxis, welche energisch durchgreifend und schöpferisch wirkt, deren Programm wol den nach Einheit strebenden Grundzug des Jahres 1848 nicht verleugnet, die aber im übrigen von größter Dehnbarkeit ist und den Umständen Rechnung trägt.

Einen bei aller Gärung so reichen Gedankeninhalt wie das Jahr 1848 hat das Jahr 1866 nicht zu Tage gefördert; es hat aber deutscher Thatkraft und deutscher Fähigkeit auf militärischem und diplomatischem Gebiete glänzenden Ausdruck gegeben und von einer Seite, von der man es weniger erwartet hat, die Bereitwilligkeit gezeigt, die Erbschaft jenes verlästerten Jahres allerdings cum beneficio inventario anzutreten. Das Literaturjahr 1866 darf eine gleiche Bedeutsamkeit nicht beanspruchen. Daß das dichterische Schaffen durch den Kriegslärm wesentlich gestört worden sei, wäre zwar eine irrige Voraussetzung. Dafür war er doch von zu kurzer Dauer, und wenn auch unsere Poeten sich den Zeitereignissen gegenüber nicht so ablehnend verhalten wie Goethe, der während der Schlacht bei Leipzig chinesische Studien trieb, so waren doch nur wenige in der Lage, zur Muskete oder zum Degen zu greifen. Eine größere Erregung der Strömung, wie sie kampfbewegte Zeiten mit sich bringen, sollte aber mindestens der Lyrik zu statten kommen müssen. Im ganzen macht man sich indeß von der Wechselwirkung der Politik und Literatur verkehrte Begriffe, welche durch die Constructionswuth und das Gruppirungsfieber unserer Literarhistoriker besonders begünstigt werden. Es ist eben nur eine einzige Dichtgattung, die politische Lyrik, welche unmittelbar aus den frischesten Strömungen der Zeit schöpft und gerade dieser Unmittelbarkeit ihre Frische und ihre Wirkungen verdankt. Alle übrigen Dichtungen, welche das Recht und die Pflicht haben, die tiefern Ideen der Zeit zum Ausdruck zu bringen, haben keine andere Arena als das ganze Jahrhundert; sie können das Nächste in sich aufnehmen, aber darin liegt nicht ihre Bedeutung; im Gegentheil, bei uneingeschränkter Hingabe an die Begebnisse des Tags laufen sie Gefahr, sich selbst in ephemere Schöpfungen zu verwandeln.

Anders verhielt es sich mit dem Buchhandel, der wie jeder andere Geschäftszweig von den politischen Conjuncturen abhängig ist. Selbstverständlich wird in bedrohlicher Zeit, bei unsicherer Zukunft weniger verlegt, und in der That zeigen die schwülen Monate vor dem Ausbruche des Kriegs einen bedeutenden Ausfall an Verlagswerken im Vergleich mit den vorausgehenden Jahren. Der Verlagskatalog und die buchhändlerische Statistik werden diesen Ausfall auch bei dem Jahresabschluß als einen ungedeckten nachweisen, so eifrig auch nach dem Friedensschlusse wieder die literarische Industrie sich mühte, das Versäumte nachzuholen. Wir brauchen diesen Ausfall indeß nicht als ein Deficit unsers geistigen Budgets zu bedauern. Für die Aneignungskraft des deutschen Lesepublikums ist die Hälfte der jetzt erscheinenden Werke noch immer zu viel, und es gibt keinen Markt der Welt, auf dem das Misverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage, zwischen Production und Consumtion so groß wäre wie auf dem des deutschen Buchhandels.

Die Lyrik des Jahres 1866 hat allerdings zum Theil eine

politische Wendung genommen. Einzelne Vertreter der politischen Lyrik aus den vierziger Jahren, Prutz, Dingelstedt, Wolfgang Müller u. a., haben wiederum ihre Leier gerührt; aber es ist kein Tyrtäoslied von durchgreifender Wirkung gedichtet worden. Auch beschränkten sich die lyrischen Ergüsse dieser Poeten nur auf vereinzelte Mahnrufe. Productiver war George Hesekiel, in dessen Dichtungen („Neue Gedichte"), namentlich auch in „Preußische Hochsommerzeit" die neupreußische Tendenz gegen das altpreußische Pathos zurücktrat. Außerdem besang L. Freytag „Preußens Ruhm" in drei Gedichten, der Ethnograph und Sänger des Harzes, H. Pröhle, den „Krieg 1866", Theodor Oelsner dichtete „Preußische Zündnadellieder" unter dem Titel: „Hurrah", F. Mathes feierte in einem Liederkranz „1866" Deutschlands Wiedergeburt. F. W. Hille gab eine größere Sammlung „Mahnrufe an das deutsche Volk. Patriotische Gedichte aus den Jahren 1857—66" heraus. Moritz Blanckarts widmete Kriegsgedichte der preußischen Armee. „Norddeutsche Geharnischte Sonette" erschienen in zwei Cyklen, O. F. Gruppe's „Vaterländische Gedichte" sind mehr historischen Inhalts, mehr der Vergangenheit als der Gegenwart zugewendet. Dasselbe gilt von A. von Weyhe-Eimke's Welfenliedern: „Des Königs Ahnen", die in jeder Hinsicht post festum kommen. Die Kriegsthaten von 1864 feierte in fließender und ansprechender Weise Feodor von Koeppen in seinem, von einem andern Offizier, Freiherrn von Falckenstein, illustrirten „Ein Strauß für Schleswig".

Bei weitem größer ist die Zahl der Gedichtsammlungen, welche den alten Spruch: „Ein politisch Lied, ein garstig Lied", beherzigen und sich wenigstens von jeder unmittelbaren Berührung mit der Gegenwart fernhalten. Adolf Böttger's Dichtungen liegen in einer sechsbändigen Gesammtausgabe vor. Der Dichter zeigt sich darin als der productivste deutsche Autor auf dem Gebiete der „poetischen Erzählung", deren sämmtliche Varietäten mit antikem und romantischem, mit exotischem und humoristischem Colorit sich in derselben wiederfinden. Außerdem hat Adolf Böttger eine neue Gedichtsammlung: „Heilige Tage" und eine epische Dichtung: „Die Tochter des Kain", erscheinen lassen. Durch Formgewandtheit mehr nach der Seite des Erhabenen zeichnen sich Karl Ziegler's „Oden" und mehr nach der Seite des Elegischen hin Möser's „Neue Sonette" und die Canzone „An den Tod" aus. Auch Bernhard von Lepel's „Gedichte" tragen das Gepräge dichterischen Strebens. Der Dramatiker S. Mosenthal hat seine „Gesammelten Gedichte" in diesem Jahre veröffentlicht. Außerdem erschienen Gedichtsammlungen von F. C. Schubert, Luise Mayer, Marie Harrer, Ernst Streben, J. Travers, Emil Taubert („Brautgeschenk"), L. Wolff („Funken"), R. G. H. Konz, E. Weber („Herzensklänge"), Emilie von Lewitzka, Heinrich vom Sunde („Herzensgrüße"), Theodor Spitta („Waldblumen"), ein „Liederbuch" von Müller von der Werra, ein deutscher Liederstrauß: „Heliotrop", von A. Rheiner, „Blüten einer Weltanschauung" von U. R. Schmid. Unter dem Titel: „Erinnerungen" gibt F. A. Maercker gesammelte Gedichte heraus.

Daß diese meisten Gedichtsammlungen, auch die bessern, für das Publikum ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, ist eine melancholische Thatsache, die sich nicht wegleugnen läßt. Indeß gibt es auch Lyriker, welche aus dem Glückstopf unserer Literatur einen glücklichen Treffer zogen und deren Dichtungen nachhaltigen Anklang finden. So erscheint Bodenstedt's „Mirza-Schaffy" in einer siebzehnten Auflage, Leopold Schefer's „Laienbrevier" in einer vierzehnten, die Gedichte von Anastasius Grün in der dreizehnten und die von Albert Traeger in der fünften Auflage. Einen willkommenen Zufluchtsort für die im Einzelkampfe ermüdeten Streiter bieten unsern Lyrikern die Albums, in denen sie gemeinsam einen Angriff auf das hartnäckige Publikum machen. Von provinziellen Albums ist diesmal nur das „Album schlesischer Dichter" erschienen; Schlesien bewährt sich als die sangeslustigste deutsche Landschaft von unverwüstlicher Neigung für Poesie und unleugbarer Begabung für dieselbe. Gegenüber diesem anspruchslosen Album nehmen die prachtvoll illustrirten Künstleralbums, das unter der Redaction von Wolfgang Müller erscheinende „Düsseldorfer Album" und das von Albert Traeger herausgegebene: „Deutsche Kunst in Bild und Lied", durch werthvolle Illustrationen eine fast die dichterischen Beiträge verdunkelnde Bedeutung in Anspruch.

Was die epische Dichtung betrifft, so möchten wir es als einen Fortschritt bezeichnen, daß sie sich von der Lyrik immer mehr zu emancipiren sucht. Die lyrisch-epische Dichtung, die poetische Erzählung, hat in diesem Jahre gar keine nennenswerthen Blüten getrieben. Dagegen sind zwei größere Versuche im epischen Stil: Hermann Lingg's „Völkerwanderung" und der „Ahasverus" von S. Heller erschienen, Versuche, welche den epischen Ton der Darstellung hin und wieder treffen, oft aber auch in die Prosa der Chronik verfallen. Die poetischen Annalen der „Völkerwanderung" sind noch unvollendet, während der „Ahasverus" als abgeschlossenes Werk von bedeutendem Umfange vor uns liegt. Das Streben nach künstlerischer Geschlossenheit tritt in beiden Dichtungen hervor, denn während die mit den verschiedensten Formen freispielenden poetischen Erzählungen oft wie eine metrische Musterkarte aussahen, ist in jenem historischen wie in diesem Gedankenepos die Einheit des Metrums gewahrt bis zu der Ermüdung, welche noch keine in gleichmäßigem Takt sich endlos fortbewegende Epopöe ihren Lesern erspart hat. Lingg's „Völkerwanderung" ist in Ottave rime, Heller's „Ahasverus" in Terzinen gedichtet — beide Dichter entschieden sich für das italienische, mit prunkender Reimschleppe einherrauschende Gewand des Epos. Ein idyllisches Epos, nach dem Vorbilde von Goethe's „Hermann und Dorothea", in Hexametern gedichtet, ist: „Das friedliche Thal im Kriege 1813" von Agnes Kayser-Langerhannß. Mindestens ist in dieser kleinen Dichtung der Stoff sympathischer als in dem weitaussehenden Lingg'schen Gedicht, das barbarische Gesinnungen und Costüme veredeln muß.

Von andern epischen Dichtungen erwähnen wir: Luise von Ploennies' „Joseph und seine Söhne", C. G. Häb-

ler's „Thalkrings Sohn", C. Berthold's „Die heilige Elisabeth von Thüringen", Arthur Woldemar's „Epische Gedichte", H. Simon's „Hermann und Freya", Karl Stelter's „Geschichte und Sage, erzählende Dichtungen" und das anmuthige „Märchenbuch" von Wolfgang Müller von Königswinter. Eine Wiederbelebung des komischen Epos im Stile von Pope's „Lockenraub" und der Zachariä'schen Dichtungen versuchte Albert Rofthack in den „Leiden der jungen Lina", während „Das Liliemärchen" desselben Autors mehr zur Schule der fleurs animées gehört. Ein ganz artiges Märchen ist H. Waentig's „Zottelprinz". In das Gebiet der Reflexionspoesie hinübergreift „Die Komödie des Lebens" von Erdwin Mölling. Aus dem reichhaltigen Nachlaß zweier in ihrer Richtung auf geistvolle Didaktik geistesverwandten Dichter: Friedrich Rückert und Leopold Schefer, sind zwei Gedichtsammlungen herausgegeben worden: „Lieder und Sprüche" von Friedrich Rückert und „Für Haus und Herz. Letzte Klänge" von Leopold Schefer, welche das charakteristische Gepräge beider Dichter nicht verleugnen.

Die poetischen Aneignungen und Uebersetzungen stehen in Blüte. Bis zu welcher Meisterschaft diese Kunst gediehen ist, kann man aus Friedrich Bodenstedt's „Gesammelten Werken" ersehen, von denen bisjetzt acht Bände erschienen sind. Außer den Originaldichtungen enthalten sie eine große Zahl von Aneignungen, welche in vieler Hinsicht mustergültig sind. Ihnen schließen sich die Shakspeare-Uebersetzungen von Franz Dingelstedt und Wilhelm Jordan in der „Bibliothek ausländischer Classiker" an. Robert Hamerling hat die Dichtungen von Leopardi der deutschen Literatur angeeignet. Außerdem finden sich in dieser „Bibliothek" Uebersetzungen von George Sand, Molière, Chaucer, Lesage u. a. Norwegische, isländische, faröerische Volkslieder der Vorzeit hat Rosa Warrens gesammelt und bearbeitet, während Johann Fastenrath einen „Spanischen Romanzenstrauß" und „Klänge aus Andalusien" bietet. Von den Dichtern des Alterthums beschäftigen namentlich Sophokles, Horaz und Catull unsere Uebersetzer. Einzelne Stücke von Sophokles sind von Viehoff, von Otto Tischer übersetzt, von Oswald Marbach und Wilbrandt frei bearbeitet worden. Horaz erscheint in den verschiedensten Formen, im Versmaß des Originals von J. O. Freiherrn von Nordenflicht, in gereimten Odenmaßen von Nikolaus Fritsch, in gereimten Jamben von Karsten. Rudolf Westphal hat Catull's Gedichte in deutschen Reimversen modernisirend übertragen, während sie im Versmaß der Urschrift von Karl Ufchner übersetzt worden sind.

Auf dem Gebiete der dramatischen Literatur währt der unselige Zwiespalt zwischen Bühnen- und Bücherdrama zum Unglück unserer dramatischen Entwickelung fort. Die Dichter suchen zwar ihre Dramen der äußern Form nach bühnengerecht zu machen, wählen aber meistens Stoffe, die für die Bühne der Gegenwart wie für das Publikum keine Anziehungskraft besitzen, während wiederum einige Bühnenschriftsteller von Fach den Anforderungen der Kunst gar keine Rechnung tragen, dafür aber mit ihren rohen, auf den crassesten Effect speculirenden Stücken große Bühnenerfolge erzielen und mindestens rasch die Runde über die Bühnen machen. Dies gilt namentlich von den Dramen der Frau Birch-Pfeiffer, deren „Frau in Weiß" an allen großen Hoftheatern auf das prompteste einstudirt wird, mag sie nun hinterdrein Kassenstück werden oder Fiasco machen. Am fleißigsten für die beliebteste Lustspielgattung sorgt Roderich Benedix, neben ihm Ludwig Rosen, Otto Girndt u. a. Friedrich Halm's „Wildfeuer", „Maria Moroni" von Paul Heyse und „Katharina Howard" und „Der Nabob" vom Herausgeber d. Bl. sind fast die einzigen größern Dramen von dichterischer Haltung, die neuerdings an Theatern ersten Ranges zur Aufführung gekommen sind.

Albert Lindner's „Brutus und Collatinus", ein Stück, das am 10. November den preußischen Schiller-Preis erhalten hat, wird infolge dieser Auszeichnung nun wol über viele Bühnen gehen. Von den drei zur Concurrenz zugelassenen Prämienstücken des münchener Actienvolkstheaters: „Haberfeldtreiben" von Arthur Müller, „Amnestie" von A. May und „Ketten" von Emil Vacano, hat das zweite nun definitiv den nach den Erfolgen der Aufführung bestimmten Preis erhalten. Ein drittes Stück, das als preisgekrönte Tragödie veröffentlicht wird, ist Arthur Freese's Drama: „Das Haus Cenci", welches den Preis von dem in Frankfurt erscheinenden „Deutschen Dichtergarten" empfangen hat.

Abgesehen von diesen Dramen, welche durch Aufführungen oder Preisertheilungen weitern Kreisen bekannt geworden sind, blüht nun eine ganze verborgene Flora dramatischer Dichtungen, welche der Belebung durch den Zauberstab der Theaterdirectionen meistens wol vergebens harrt. Denn die Wahl unmoderner und durchaus nicht sympathischer Stoffe verweist die Mehrzahl dieser Productionen vorzugsweise an die Leser. Die Leser von Tragödien aber gehören nicht einmal zu den Berufenen, sondern zu den Auserwählten, wenn man ihre Zahl nach jenem Ausspruche der Heiligen Schrift messen will.

Einige Schriftsteller, welche kein Vertrauen zur Veröffentlichung einzelner Dramen hegen, setzen dem Publikum gleichsam einen ganzen dramatischen Revolver auf die Brust, indem sie gesammelte dramatische Schriften herausgeben. Von Paul Heyse's „Dramatischen Werken" ist kein neues Bändchen im Laufe dieses Jahres ausgegeben worden. Von den dramatischen Werken des Herausgebers d. Bl. ist das fünfte und sechste Bändchen erschienen, welches die Trauerspiele „Katharina Howard" und „König Karl XII." enthält. L. A. von Winterfeld und A. Freiherr von Wolzogen lassen ebenfalls „Dramatische Werke" erscheinen, von denen drei Bändchen vorliegen mit den Dramen „Blanche", „Sophia Dorothea" und „Fürstin Orsini". Ebenso gibt H. Baumgärtner „Dramatische Schriften und Studien über das Leben" heraus, von denen das dritte Bändchen das Drama „Der Kaiserhof zu Palermo" enthält.

Am beliebtesten sind noch immer die Stoffe aus der deutschen Kaisergeschichte für die historische Tragödie, ob-

gleich noch kein deutscher Kaiser auf der Bühne festen Fuß gefaßt hat. Das politische Pathos der deutschen Kaiserzeit ist uns abhanden gekommen, wir wollen überhaupt so wenig Harnische, Schlachtschwerter und Hellebarten wie möglich auf den Bretern sehen. Die Berufung auf die Shakspeare'schen Königsdramen ist wenig motivirt, die Helden derselben standen dem Volke zu Shakspeare's Zeiten weit näher, als uns die deutschen Kaiser des Mittelalters. Anders verhält es sich schon mit der Geschichte der Hohenzollern; in ihr waltet ein moderner Genius, der bis in die Gegenwart und Zukunft deutscher Nation hineingreift. Leider treten hier Rücksichten der Convenienz bei den Hoftheatern der Aufführung derartiger Stücke hindernd entgegen; die zweiten Theater aber sehen von künstlerischer Behandlung ab und begnügen sich mit Dramen von derber, holzschnittartiger Volksthümlichkeit.

Die Hohenstaufen, die Grabbe mit genialem Wurf behandelt hat und die zu Raupach's Zeiten auch auf der Bühne herrschten, müssen gegenwärtig gegen die Ottonen und Heinriche zurücktreten. Namentlich ist Kaiser Heinrich IV. ein Lieblingsheld der Dramatiker des Jahres 1866. Ferdinand von Saar hat seinem „Gregor VII." nun einen zweiten Theil: „Heinrich's Tod", folgen lassen. Richard Weiland hat den gleichen Stoff in seinem Drama „Kaiser und Papst" und Weißbrodt mit katholisirender Tendenz in dem zweibändigen Drama „Gregor der Siebente" behandelt. Ein Drama: „Otto der Große und sein Haus" hat Arthur Müller gedichtet, welcher gleichzeitig sein am münchener Volkstheater so beifällig aufgenommenes Volksschauspiel: „Das Haberfeldtreiben", herausgab; einen „Kaiser Otto III." Eduard Röber, einen „Rudolf II. oder der Majestätsbrief" Friederike Kempner.

Aus der Zeit der Reformation nahm J. G. Fischer den Stoff zu seinem im lakonischen Stil des Volksdramas gehaltenen „Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg", während Hermann Frey einen „Hans Sachs" im Goethe'schen Faustmetrum dichtete. Weiter zurück in das Reich altdeutscher Dichtung griffen W. Hosäus, der die zahlreichen Nibelungentragödien mit einer „Chriemhild" vermehrte, und Ludwig Schneegans, der die von Joseph Weilen und Richard Wagner dramatisch behandelte Tristan-Sage noch einmal für die Bühne in seinem „Tristan" zu gestalten suchte. Von andern Dramen der ernstern Richtung erwähnen wir noch: Arnold Hesse: „Servetо", Fercher von Steinwardt: „Dankmar", Tragödie; A. Gerhard: „Achilles", Trauerspiel; C. G. Häbler: „Liebesgeschicke", ein Dramencyklus; L. Schenck: „Markgraf Rüdiger" und „Die Florentiner"; F. Meyer von Waldeck: „Die Erbin von Glengary"; H. Penn: „Der Untergang Metullums"; Völkel: „Die Schlacht an der Beresina"; J. E. Kopp: „Dramatische Gedichte" und Freiherr von Stein-Kochberg: Kochba: „Lucy". Peter Lohmann veröffentlicht im dritten Theile seiner „Dramatischen Schriften" Musikdramen, Operntexte, deren Benutzung er den deutschen Componisten freigibt.

Das Lustspiel wagt es nicht, in gleicher Weise an das Lesepublikum zu appelliren, wie das Trauerspiel; es erscheint meistens in einem auf die Bühnen berechneten Manuscriptdruck, der außerhalb der Grenzen liegt, welche d. Bl. sich gesteckt haben. Eine große Zahl von Bluetten, Vaudevilles, Singspielen und sonstigen dramatischen Ephemeren wurden in Th. Bloch's „Dilettantenbühne" und sonstigen Sammlungen an die Nadel gespießt, um Collectaneen für die Liebhaber zu bilden. Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Lustspielen findet sich in der von Martin Perels herausgegebenen „Deutschen Schaubühne". Hierher ist wol auch Hans Koester's neuestes Drama: „Liebe im Mai oder Calandrino im Fegfeuer" zu rechnen. Noch erwähnen wir die treffliche Uebersetzung der Molière'schen Lustspiele von Wolf Grafen Baudissin, von welcher jetzt der dritte Band erschienen ist.

Wenn wir uns vom Drama auf das Gebiet des Romans und der erzählenden Literatur begeben, so müssen wir uns durch eine verwirrende Flut von Erzeugnissen die Bahn brechen. Hier, wo die strengern Maßstäbe der Kunst aufhören, wo die Eigenthümlichkeiten dichterischer Anlage sich durch Bildung ersetzen lassen und ihr Mangel durch Geschicklichkeit ist ein freies Feld für Routine und Industrie jeder Art gegeben; ja, dem Roman wird nicht nur ein unerschöpflicher Stoff durch die ganze Welt- und Zeitgeschichte geboten, eigene Lebenserinnerungen, Doctrinen jeder Art lassen sich mit Leichtigkeit in sein Gewand einkleiden. Wenn Schiller den Romanschriftsteller den Halbbruder des Dichters nannte, so muß diese Bezeichnung gegenüber der jetzigen Romanproduction noch wesentlich eingeschränkt werden; Dichter und Romanschriftsteller stehen gegenwärtig oft in keinem Grade kanonischer Verwandtschaft mehr. Im Vergleich mit dem offenen Meer der Dichtung erscheint die ganze Romanproduction oft wie eine trübe und schlammige Lagune, in welcher es selbst der Kritik schwer fällt, durch richtige Merkzeichen und Tonnen das erträgliche Fahrwasser von den gänzlich seichten Stellen abzustecken.

Auf dem Gebiete des historischen Romans bewährt sich Heinrich Laube's „Deutscher Krieg", von welchem die dritte Abtheilung: „Herzog Bernhard", in diesem Jahre erschienen ist, noch immer als die stilvollste Production. Unermüdlich fährt Luise Mühlbach fort, die Chronik der Hohenzollern im arabeskenreichen Romanstil zu schreiben. Von ihrem Werke: „Der Große Kurfürst und seine Zeit", ist die dritte Abtheilung: „Der Große Kurfürst und seine Kinder", erschienen. Gleichzeitig kündigt sich ein neuer Romancyklus von vermuthlich unabsehbarer Bändezahl unter dem Titel: „Deutschland in Sturm und Drang", an, dessen erste Abtheilung der Roman: „Der alte Fritz und seine Zeit", bildet. Für diese vier Bände muß noch Saft genug in der so eifrig ausgequetschten Citrone vorhanden gewesen sein. Wenn mit gleichem patriotischen Geist Friedrich Adami seine vaterländischen Erzählungen „Aus dem Leben zweier Könige" schreibt, so bleibt das höhnische Echo aus dem ultramontanen Lager in den „Historischen Novellen über Friedrich II. und seine Zeit", von C. von Bolanden, nicht aus, welcher zur Verketzerung des preußischen Monarchen ebenso einen Novel-

lenband nach dem andern ins Feld rücken läßt, wie Luise Mühlbach und Adami zur Verherrlichung desselben. In der Zeit der Napoleonischen Kriege spielt S. Willborn's Roman: „Fritz Werner" und der Roman von Moritz Hartmann: „Die letzten Tage eines Königs"; in derjenigen der französischen Restauration: „Polignac. Historisch-politischer Roman" von Schmidt-Weißenfels. Hans Wachenhusen veröffentlicht einen Roman aus Polens jüngster Vergangenheit: „Unter dem weißen Adler"; von K. Haffner erscheint „Louis Napoleon und die Pfarrerstochter" und von John Retcliffe „Von Berlin nach Königgrätz", ein Roman, der den Zeitereignissen auf dem Fuße folgt und mit dem wir dicht an der Schwelle der Gegenwart ankommen. Auch die „Zeitgenossen" von Elise Schmidt haben die österreichische Bewegung des Jahres 1848 zum Hintergrunde, theilweise sogar zum Mittelpunkte. Andere viel weiter zurückgreifende historische Romane sind: „Der Graf von der Liegnitz", von Bernd von Guseck; „Mönch und Gräfin", von Groß-Hoffinger; die Familiengeschichte von George Hesekiel: „Diemanshof und ein halbes Jahrtausend", und der dritte Band der „Altadelichen Haus- Hof- und Familiengeschichten" von H. Maltitz, welcher den „Hof zu Dalwitz und seine Leute" behandelt. Derselbe Verfasser hat unter dem Titel: „Essendische Leute", auch einen socialen Roman erscheinen lassen. Eine Aneignung aus dem Gebiete der Kunstgeschichte ist Emil Brachvogel's „Hogarth". Der literarhistorische Roman ist durch H. E. R. Belani's: „Goethe und sein Liebeleben" und K. Haffner's „Scholz und Restroy" vertreten.

Neue Adelsromane haben Karl von Holtei in seinem „Haus Treustein" und Friedrich Volkmar in dem Romancyklus: „Edel und Adel. Wüstenleben und wüstes Leben", einen Volksroman Otto Müller im „Wildpfarrer" geliefert. Der exotische Roman ist durch B. Möllhausen's „Mandanenwaise", Marie von Roskowska's „Weit über Land und Meer"; der Seeroman durch H. Smidt's „Ein berliner Matrose" vertreten.

Unter den socialen Zeitromanen steht in erster Linie F. Spielhagen's „In Reih und Glied", eine Art von Arbeiterroman mit socialistischer Tendenz, dessen Held eine Silhouette von Ferdinand Lassalle ist. Spielhagen gibt gleichzeitig seine „Gesammelten Werke" in neuer revidirter Ausgabe heraus. Andere Romane, welche aus dem gesellschaftlichen Leben der Gegenwart schöpfen, sind: August Becker, „Des Rabbi Vermächtniß"; E. Willkomm, „Gesellen des Satans"; L. Wolfram, „Verlorene Seelen"; Luise Otto, „Zerstörter Frieden"; Emilie Heinrichs, „Bettler und Millionär"; E. Wichert, „Aus anständiger Familie, Geschichte eines verlorenen Menschenlebens"; Graf M. Bandissin, „Liebe und Leidenschaft"; Freiherr E. von Bibra, „Ein edles Frauenherz"; E. M. Vacano, „Der Magen und das Herz"; Ernst Pasqué, „Die Komödiantenhexe"; L. von Cornitz, „Schloß Ehrenstein und seine Bewohner"; H. Breusing, „Ein Geächteter"; Ernestine Eckardt-Volmar, „Helene". Von Friedrich Hackländer erscheint in Lieferungen ein „Künstlerroman", und von Otfried Mylius „Neue londoner Mysterien".

Auf dem Gebiete der Erzählung und Novelle herrscht eine nicht minder lebhafte Production wie auf dem des Romans. Dabei kommen die zahlreichen Geschichten und Erzählungen, welche in allen Spalten der Unterhaltungsblätter, Modezeitungen, Illustrirten Zeitungen wuchern, nicht einmal in Betracht. Denn eine große Zahl derselben verzichtet auf die zweifelhafte Unsterblichkeit des Buchhandels und begnügt sich damit, den Lesern und Leserinnen eine flüchtige Zerstreuung zu gewähren, wie ein Modekupfer und ein Rebus, und dann schweigend den Weg aller Makulatur zu gehen.

Von Paul Heyse's feinen, künstlerisch gehaltenen Novellen ist eine sechste Sammlung erschienen: „Fünf neue Novellen." Einen gleich hohen Standpunkt nehmen die „Historischen Novellen" von Adolf Stern, Moritz Hartmann's Novellen „Nach der Natur" und die Novellen von Karl August Heigel ein. Stoffartiger sind Emil Brachvogel's „Neue Novellen", von idyllischer Friedlichkeit Edmund Hoefer's stille Geschichte: „Das alte Fräulein". Auch Ludwig Rosen, der Verfasser der Romane: „Der Buchenhof" und „Werner Thormann", hat eine Sammlung „Novellen" herausgegeben, ebenso Fanny Lewald neue „Erzählungen", deren erster Band den Titel „Vornehme Welt" trägt. Die siebente Folge der „Neuen Novellen" von Elise Polko führt den Titel „Versunkene Sterne". Der Humorist Hermann Schiff ließ seinen bisherigen phantastisch beleuchteten Hoffmanniaden einige neue folgen: „Das verkaufte Skelet", „Die wilde Rabbizin", „Das koschere Haus", „Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsfloh" und „Das Mondstück", während L. Habicht sich abermals als gewandter Darsteller criminalistischer Entwickelungen in seinen Erzählungen und Novellen „Irrwege" zeigt. Hierher gehören noch Stephan Milow, „Verlorenes Glück"; Ferdinand Pflug, „Von Nah und Fern", „Ein Dichterherz"; Julius Mühlfeld, „Fürs Vaterland"; A. M. Niendorf, „Contraste der Gegenwart"; K. von Kessel, „Die letzte Thräne"; A. Katsch, „Unter dem Storchnest".

Wir bescheiden uns gern, wenn diese Aufzählung nicht frei von Lücken ist, es ist für den einzelnen unmöglich, die Fülle des sich anhäufenden Stoffs in erschöpfender Weise zu bewältigen. Doch annäherungsweise glauben wir einen Ueberblick gegeben zu haben über alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur, das in einer fast industriellen Weise ausgebeutet wird. Hier ist selbst dem Mittelgut durch die Leihbibliotheken ein fester Absatz gesichert, während die Lyriker und Dramatiker ganz in blauer Luft umhersteuern und nicht wissen, ob nur ein einziges Exemplar ihrer auf die Unsterblichkeit berechneten Werke, die sie aus ihren Luftballons umherstreuen, die Adresse eines fühlenden Herzens findet. Arme Poeten — euch bleibt nur der Himmel des Zeus oder auf Erden das Los des Tauchers:

Unter Larven die einzig fühlende Brust,
Allein in der schrecklichen Einsamkeit.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom.

Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5. Jahrhundert bis zum 16. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Dritter bis fünfter Band. Stuttgart, Cotta. 1863—65. Gr. 8. 9 Thlr. 24 Ngr.

Der dritte Band des vorliegenden Werks (dessen beide erste Bände in Nr. 1 und 8 d. Bl. f. 1862 von Alfred von Reumont besprochen wurden), erzählt die Geschichte Roms im 9. und 10. Jahrhundert, der vierte führt sie bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, der fünfte umfaßt die kürzere, aber inhaltreiche Periode von der Wahl Innocenz' III. bis zum Exil von Avignon (1198—1305).

Es war beim Anblick Roms von der cestischen Brücke aus, erzählt uns Gregorovius, wo bei dem seltsamen Schauspiel, das die zwischen den modernen Häusern am trasteveriner Ufer hier und da hervorragenden Feudalthürme bieten, zuerst die Idee zu diesem Buche in ihm aufstieg. Ob er schon damals voraussah, daß ein so weitschichtiges vielbändiges Werk, die mühselige Arbeit langer Jahre, daraus werden würde? Freilich lag es wol von vornherein in seinem Plane (vgl. Nr. 1 d. Bl. f. 1862), „nicht ausschließlich die politischen Ereignisse zu beschreiben, die innerhalb der Mauern Roms geschehen sind, sondern das Gesammtbild des Volks und der Stadt und aller merkwürdigen Dinge in ihr in dem großen Zeitraum von elf Jahrhunderten zusammenhängend wiederzugeben". Aber fortgerissen durch seinen Stoff und das großartige Zeitgemälde, welches seine Studien vor ihm entrollten, ist er noch weit über die hier gesteckten Grenzen hinausgegangen. Es ist in der That nicht blos eine Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, sondern eine allgemeine Geschichte dieses Zeitraums, soweit die Personen und Begebenheiten desselben in irgendeiner Beziehung zu jener standen. Und zu welchen Personen, zu welchen Begebenheiten hätte die Tiberstadt als der ideale Mittelpunkt des christlichen, geistlich-weltlichen Universalreichs durch ihre Päpste und Kaiser in jenen Jahrhunderten nicht in solchen Beziehungen gestanden? Eine so weite Auffassung seines Gegenstandes aber setzt dem Verfasser fast keine andern Schranken als die seines Beliebens, und die unvermeidliche Folge ist Mangel an Einheit und Symmetrie, ein Mangel, welcher weder durch den reichen Inhalt und großartigen Hintergrund, noch durch das große Darstellungstalent des Verfassers beseitigt werden kann. In der That ist er öfters selbst genöthigt, sich von allzu weitführenden Abschweifungen zurückzurufen, und allgemeine Betrachtungen über die Weltereignisse und ihre Repräsentanten unter den leitenden Persönlichkeiten des Mittelalters gleichsam mit einem Seufzer zu unterbrechen, um zu seinem eigentlichen, oft recht dürftigen Stoffe zurückzukehren.

Drei verschiedene, meist auch räumlich getrennte Theile treten uns aus dem Rahmen des Buchs entgegen: die Geschichte des Papst- und Kaiserthums, die römische Communalgeschichte, endlich die Geschichte der Stadt im eigentlichsten Sinne, d. h. die ihrer Bauwerke. Die erstgenannte, die doch eigentlich nur den Hintergrund zu bilden bestimmt war, von dem das Gemälde der Stadtgeschichte sich abheben sollte, nimmt den bei weitem größten Theil des Raums, mindestens drei Viertheile des Ganzen, in Anspruch. Allerdings ruft sie auch das größte Interesse hervor, nicht nur bei dem Verfasser, der mit besonderer Liebe bei den großen allgemeinen Erscheinungen der Geschichte verweilt, sondern auch bei seinem Leser, wenigstens soweit wir das große gebildete Publikum und nicht den Historiker von Fach vor Augen haben. Aber gerade, indem wir immer wieder von diesen großen, weltbewegenden Begebenheiten und Persönlichkeiten in das wüste und kleinliche Treiben eines Gemeindewesens zurückgeführt werden, das sich in selbständiger Bedeutung keineswegs mit andern großen italienischen Communen des Mittelalters messen kann, ergreift uns ein Gefühl von Misbehagen, von Unbefriedigung, das uns zu keinem reinen Genusse kommen läßt. Wir haben jedoch vielleicht kein Recht, dem Verfasser daraus einen Vorwurf zu machen: es lag in seinem ungefügen, zwiespaltigen Stoffe, der, indem er ihm das Recht gab und die Pflicht auferlegte, seine Blicke vom Capitol und Sanct-Peters-Dom über den ganzen christlichen Erdkreis schweifen zu lassen, ihn doch auch immer wieder in enge Schranken zurückrief und bei kleinlichen Begebenheiten zu verweilen zwang. Dazu kommt, daß, so sorgfältig er den oft sehr verborgenen und schwer zugänglichen Quellen der römischen Stadtgeschichte nachgeforscht und so gewissenhaft er sie benutzt hat, ihm dieselben doch nur ein höchst dürftiges und lückenhaftes Material für seine Schilderung zu Gebote stellten. *)

---

*) Die städtischen Archive aus älterer Zeit sind verschwunden, wie es heißt bei der Plünderung Roms im Jahre 1521: das älteste Originalstatut datirt von 1469. Während die übrigen großen Städte Italiens, ja selbst mehrere kleinere, treffliche Chronisten hatten, während im 13. Jahrhundert in Florenz allein Ricordano Malispini, Dino Compagni und Giovanni Villani ihre Stadtgeschichten schrieben, hat Rom keinen einzigen Schriftsteller aufzuweisen, der die Schicksale seiner Vaterstadt aufgezeichnet hätte. Da auch die Obengenannten sich nur um die Schicksale ihres speciellen Gemeinwesens kümmerten, so ist der Geschichtschreiber Roms meist auf die Regesten der Päpste, die Archive der päpstlichen Kammer und die Schriften von Ausländern hingewiesen.

Im 9. Jahrhundert hat Gregorovius besonders den in barbarischem Latein geschriebenen, aber aus zuverlässigen Quellen geschöpften Liber pontificalis des Bibliothekars Anastasius benutzt; im 10. und 11. Jahrhundert die Papstkataloge (nach den Ausgaben von Ekhard, Muratori und Vignoli), die Chronik des Mönchs Benedict von Sanct-Andreas auf dem Soracte, das Leben des heiligen Adalbert von einem Mönche in San-Bonifazio und andere in den „Monumentis Germaniae" enthaltene Monographien; im 12. Jahrhundert die Sammlungen des Albinus und Cencius über die Regalien der Päpste, die Lebensbeschreibungen der letztern von Petrus und Pandulf von Pisa, des englischen Cardinals Boso Leben Hadrian's IV. und Alexander's III. u. s. w.; im 13. Jahrhundert die Arbeiten der Engländer Malmesbury, Roger Hoveden und Matthäus Paris, die Acten der päpstlichen Kanzlei, die sich von 1198 an als Regesten der Päpste fast vollständig erhalten haben, und aus denen eine Reihe von Monographien geschöpft ist: zunächst die Thaten Innocenz' III., dann die amtliche Schrift über das Leben Gregor's IX. und die Biographie Innocenz' IV., während die kurzen Lebensgeschichten der folgenden Päpste sich in den Sammlungen des 14. Jahrhunderts von dem Dominicaner Bernhard Guidonis und dem Augustiner Amalrich Augarius finden.

Für die Stadtbeschreibung liefern den Stoff hauptsächlich die wol zu Nutz und Frommen der fremden Pilger zusammengestellten Notizbücher, zumal im 9. Jahrhundert die Schrift des Anonymus von Einsiedeln, später die „Graphia aureae urbis Romae" und die „Mirabilia urbis Romae", Fortsetzungen des alten „Curiosum urbis" nach jahrhundertelanger Unterbrechung, die in ihrem ältesten Theile wahrscheinlich dem Ende des 10., in ihrer jüngsten, der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehörig, in barbarischem, oft fast unverständlichem Latein die Herrlichkeiten der antiken Reste schildern, Aufzählung und Beschreibung von wirklich Vorhandenem und längst Untergegangenem oder Eingebildetem mit Sagen und Märchen verwebend.

Gregorovius' Geschichtsauffassung ist eine höchst eigenthümliche. Die dramatische Entwickelung der Begebenheiten ist ihm der sich vollziehende Schluß des Weltenschicksals. Wenn er auch den in dieser Tragödie handelnd auftretenden Personen Lob und Tadel, Lohn und Strafe zuerkennt, so ist doch ihre Willensfreiheit nur eine scheinbare; im Grunde sind sie nur die Handlanger einer sie beherrschenden eisernen Nothwendigkeit, die unbewußten Werkzeuge eines geheimnißvoll waltenden Fatums, oder, um mich christlich auszudrücken, einer vorherbestimmten göttlichen Fügung. Allerdings findet sich diese Ansicht nirgends ausdrücklich ausgesprochen; aber sie tritt klar genug hervor, wenn er am Schlusse einer jener heroischen Episoden, an denen die mittelalterliche Geschichte so reich ist, gleich dem Chor in der antiken Tragödie oder den Uebriggebliebenen in Wien und Worms nach dem Falle des letzten Nibelungen, seinen Klaggesang erhebt über die Leichen der Erschlagenen, die das schwarze Verhängniß hinweggerafft. Nur so ist es beispielsweise zu erklären, wenn er wiederholt von dem „atridenhaften Falle" der Hohenstaufen spricht; denn nur so kann dieser Vergleich einen Sinn haben, daß hier wie dort ein gewaltiges Königsgeschlecht nach langem, glänzendem, aber vergeblichem Ringen gegen das vorherbestimmte Schicksal daniedersank, da sonst jede Beziehung nicht nur in den Personen und ihren Thaten, sondern auch in ihren Schicksalen fern liegt.

Nicht nur die Fragen der Gegenwart, auch die Ereignisse der Vergangenheit liegen vor dem Historiker oft da wie ein Sphinxräthsel, das seiner Lösung harrt. Wer in zu weit getriebenem Pragmatismus, von dem auch Gregorovius nicht ganz freizusprechen ist, der Kette von *Ursachen* und Wirkungen nachspürt, als deren Endglied das *einzelne* Ereigniß erscheint, dem construirt sich die ganze Reihe leicht zu einem vorher entworfenen Gewebe, an dessen Vollendung die einzelnen handelnden Personen in bestimmter Weise zu arbeiten gezwungen waren. Nicht als ob der Verfasser, allzu sehr in die Betrachtung der einzelnen Maschen dieses Gewebes sich verlierend, den Zusammenhang im großen und ganzen aus den Augen verlöre. Er ist im Gegentheil stets bemüht, einen freien und weitblickenden Standpunkt zu gewinnen, von dem aus er die geschichtliche Entwickelung schrankenlos überblicken könne. Aber auch hier wieder dasselbe Resultat. Alles, was geschehen ist, hat so kommen müssen: als ein Uebel erscheinen die Begebenheiten nur von einem engen, beschränkten Standpunkte aus. Hier nur ein Beispiel. Bei dem Tode Friedrich Barbarossa's sagt der Verfasser, nachdem er von den Kämpfen des Kaisers mit den italienischen Städterepubliken gesprochen: „Die lange und verhängnißvolle Verbindung Deutschlands und Italiens durch «das Reich» wird derjenige verwünschen, welcher die Weltgeschichte nur aus den beschränkten Maßen, etwa vaterländischen Glücks, betrachtet; aber diese Klage ist nichtig und sinnlos außerhalb jenes verengten Horizontes" (IV, 581).

Wir sind weit entfernt, zu leugnen, daß die Kämpfe zwischen dem kaiserlichen Despotismus und der italienischen Städtefreiheit, wie die zwischen dem weltlichen und geistlichen Haupte der Christenheit schießlich der Menschheit zum Vortheile gereicht und zur Herbeiführung besserer Zustände und geläuterterer Anschauungen das Ihrige beigetragen haben; aber ist es nicht wieder eine durchaus willkürliche Construction, ein post hoc, ergo propter hoc, daß die gedeihliche Entwickelung der europäischen Menschheit diese Kämpfe zur nothwendigen Voraussetzung habe? Kommt man mit einer solchen Auffassung nicht dahin, behaupten zu müssen, alles geschichtlich Gewordene sei gut und nothwendig, und sollte nicht willkürlich, etwa „von einem einseitigen, beschränkten Standpunkte aus", geändert werden? Erinnert das nicht an die Ermahnungen, die wir vor nicht langer Zeit von linksrheinischen Publicisten und Staatsmännern oft genug hören mußten, unsere deutsche Zersplitterung sei zum Heile des Welttheils nothwendig und wir müßten sie uns deshalb im Interesse des Ganzen gefallen lassen?

Gewiß ist jede historische Thatsache als die Wirkung der Summe aller ihrer Ursachen eine nothwendige und in diesem Sinne unvermeidliche; aber mit dieser Anerkennung ist nichts geschehen, wenn wir nicht alle Ursachen bis hinauf zur ersten ebenso als Nothwendigkeiten anerkennen und somit alle Freiheit des menschlichen Willens leugnen — eine Consequenz, zu der sich der Verfasser schwerlich wird bekennen wollen. Freilich ist dieser Standpunkt noch immer eher ein berechtigter zu nennen, als sein Gegenpol, wie wir ihn bei Gelehrten der materialistischen Schule hier und da vertreten finden, und wie er z. B. in einer Beurtheilung des zweiten Theils von Napoleon's „Leben Cäsars" durch Adolf Stahr in der „Nationalzeitung" hervortritt. Sie sehen in der ganzen Weltgeschichte nur die Praxis der bekannten Fabel: „Ei, sprach der Mörder, du bist mein, denn ich bin groß und du bist klein" — nichts als die Herrschaft der rohen Gewalt von Anfang bis zu Ende. Eine providentielle Leitung, auf welche Napoleon III. bei Gelegenheit des Falles von Alesia und der schließlichen Niederlage des gallischen Celtenvolks deutet, ist ihnen ein veralteter und verächtlicher Aberglaube. Wie mögen sie es nur deuten, daß sich in der geistigen Entwickelungsgeschichte der Menschheit, wie in dem Entwickelungsproceß der ganzen organischen Natur ein steter und ununterbrochener Fortschritt vom Unvollkommenern zum Vollkommenern offenbart? Sie werden am wenigsten behaupten wollen, daß dieser Fortschritt auf dem bewußten Thun der einzelnen Menschen beruhe; sie werden sich vielleicht damit helfen, anzuerkennen, daß der Verlauf des weltgeschichtlichen Processes sich nach Gesetzen vollziehe, die ebenso unveränderlich seien als die, welche den Lauf des Naturlebens regeln, und die Darwin'sche Theorie auf die Menschheitsgeschichte übertragend, hinzufügen, das eben sei das Grundgesetz in der ganzen Lebewelt, daß der Kampf um das Dasein schließlich zum Vortheil der Gesammtheit ausschlagen müsse. Aber liegt in dieser Anerkennung nicht dasselbe, was die Religion als göttliche Fügung und Vorsehung hinstellt? Das fortwährende, vom Gesetz abbrechende, willkürliche Eingreifen Gottes in die

Natur und Geschichte ist allerdings eine kindlich rohe Auffassung und so wenig vom christlichen Standpunkt aus nothwendig, wie vom philosophischen, historischen und naturwissenschaftlichen Standpunkt aus haltbar.. Aber wenn der philosophische Historiker nicht nur das Vorhandensein solcher allgemeinen Gesetze, welche den Gang der Menschheitsgeschicke regeln, anerkennen, sondern sogar diese Gesetze zu erforschen und festzustellen suchen muß, so darf er doch nie vergessen, daß, „wenn sehr viel davon abhängt, mit welchen Werkzeugen die Geschichte arbeitet", diese Werkzeuge keine todten Stoffe und willenlosen Kräfte, sondern freie, vernunftbegabte Wesen sind, deren Thun und deren Einfluß auf das Werdende wol der Allwissende, aber kein Mensch wie sie selbst abmessen und berechnen kann.

Der Fehler des Gregorovius'schen Standpunktes ist also nicht der, daß er im großen und ganzen objectiv den Gang der geschichtlichen Ereignisse als einen nothwendigen ansieht, während er doch subjectiv, an die Handlungen der einzelnen Menschen den Maßstab der Moral legend, sie nach ihren persönlichen Motiven beurtheilt, sondern daß er jene Nothwendigkeit in jedem einzelnen Falle nachweisen will. Der Mensch, indem er demüthig anerkennt, daß ein erhabenes, von dem Willen der einzelnen unabhängiges Gesetz, sagen wir christlich eine allmächtige und allweise Vorsehung die menschlichen Geschicke in immer höhere und höhere Bahnen leitet, ist sich doch zugleich für sich und seine Mitmenschen des freien Willens und der Verantwortlichkeit für sein Thun bewußt, und deshalb sowol in der Beurtheilung vergangener Ereignisse wie bei der Betrachtung der Aufgaben der Zukunft auf das in sein Inneres geschriebene und mehr und mehr auch im Völkerleben sich ausprägende Sittengesetz hingewiesen. Stets soll er dabei die große, unerschütterliche, trostreiche Wahrheit festhalten: der Menschheit muß im großen und ganzen alles zum Besten dienen, auch das Unglück und die Fehler des einzelnen; aber er muß darauf verzichten, den Nachweis dafür in jedem Falle führen zu wollen, will er nicht zu den bedenklichsten Consequenzen und hier und da geradezu ad absurdum geführt werden.

So wenig wir uns somit mit dem Standpunkte unsers Autors in Bezug auf die Auffassung und Beurtheilung der geschichtlichen Thatsachen immer einverstanden erklären können, so sehr müssen wir das außerordentliche Talent anerkennen, mit dem er dieselben zu gruppiren, die Lücken seiner Quellen durch sinnreiche Conjecturen auszufüllen, und so dunkle Zeiten und Begebenheiten in eine ebenso scharfe wie originelle Beleuchtung zu rücken weiß. Freilich wird bei diesen geistreichen Versuchen wol nicht immer streng genug zwischen Hypothese und Thatsache, zwischen Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit unterschieden. Ganz besonders gefällt sich der Verfasser darin, in Zeit und Ort weit voneinander abliegende Begebenheiten unter denselben Gesichtspunkt zu bringen und als Ausfluß desselben Grundmotivs darzustellen, wie wenn er bei der Erwähnung der Kreuzzüge (IV, 269) sagt: „Nach der tiefen Verderbniß des 15. Säculums .... suchte die Menschheit den verlorenen Christus in der Schrift wieder auf; im 11. Jahrhundert war das Menschengeschlecht um vier volle Jahrhunderte kindlicher und roher: es suchte den Heiland in seinem wirklichen Grabe."

Beziehungen auf die Gegenwart sind um so häufiger und erscheinen um so natürlicher, als diese Bände in Rom selbst während der Jahre 1859—64 verfaßt wurden. So gibt die Schlacht bei Civita zwischen den Söldnern des Papstes und den Normannen 1053 Gelegenheit zur Vergleichung mit Castelfidardo; die Urtheile des Klerus im 11. und 12. Jahrhundert über das dominium temporale, zumal die Pier Damiani's und Bernhard's von Clairvaux, mit den Auslassungen der „Civiltà cattolica", des Organs der römischen Jesuiten unserer Tage u. s. w. Freilich sind diese Beziehungen nicht immer glücklich gewählt, wie wenn der Verfasser bei Gelegenheit von Gregor's VII. Aufruf an den Dänenkönig Sueno, zur Hülfe der Kirche herbeizueilen, hinzufügt: die heutigen Italiener hätten kein Recht, ihn deshalb zu tadeln, seit sie die Hülfe Frankreichs mit Savoyen und Nizza bezahlten.

Gregorovius liebt es, große Männer mit scharfen Strichen zu zeichnen. Wir finden solche Charakteristiken fast von allen bedeutenden Persönlichkeiten des Mittelalters. Auffassung und Darstellung sind durchaus geistreich und originell, wenn auch zuweilen nicht frei von Einseitigkeit und einem etwas gesucht pointirten Stile. Dazu zeichnet er treffliche Situationsbilder in echt künstlerischer Gestaltung, voll lebendiger Kraft und ergreifender Wahrheit, wenn es gleich bei der grellen Beleuchtung von einem bestimmten Punkte aus natürlich schwer ist, das Licht immer gerade auf die rechte Stelle fallen zu lassen.

Um dem Leser ein Bild von dem Stile und der Darstellungsweise des Verfassers zu geben, wählen wir zwei Stellen aus; die erste aus dem siebenten Kapitel des siebenten Buchs:

> Es ist ein sehr dunkles Bild des Verfalls von Rom, welches Urban II. darstellt, ein bedrängter Greis, der mit dem Gelde eines fremden Abts die päpstliche Residenz erkauft hat, wo er nun im öden Lateran dasitzt, umgeben von rohen Factionsmännern, von nicht minder verwilderten Bischöfen, blickend auf die Trümmer von Kirchen und Straßen, Denkmäler Gregor's VII., blickend auf das todtenstille, schmuzige, von einem zerlumpten, meuchelmörderischen, feilen Volk bewohnte Rom. Gibt es ferner viele so traurige Schauspiele in der Geschichte als jenes, welches der Kaiser Heinrich IV. in derselben Zeit darbietet? wo er, mit selbstmörderischen Gedanken um den Abfall seines Sohns sich härmend, in einer lombardischen Burg verschollen lebte, während ringsumher alle Provinzen von Feuer und Schwert nicht minder verwüstet lagen, als sie es zur Zeit der Gothenkriege waren — all dies Wirkungen des Investiturstreits und die Denkmäler des siebenten Gregor.

Die andere aus dem Schlusse des neunten Buchs, wo es, nachdem er in etwas willkürlicher Weise die Züge der Geiselbrüder durch den Occident mit dem entsetzlichen Sturze des Hauses da Romano und dem zwanzigjährigen Kriege zwischen Guelfen und Ghibellinen verknüpft hat, weiter heißt:

> Das Auftreten der Flagellanten ist eins der erschütterndsten Phänomene des Mittelalters. In der frommen Furie der

Kreuzzüge hatte sich auf Grund ähnlicher langer Verwirrung durch den Kampf zwischen Kaiserthum und Priesterthum die Sehnsucht der Menschheit nach der Erlösung ausgesprochen; in dem Geiselsturm des Jahres 1260 wiederholte sich dieselbe Sehnsucht. Die leidende Menschheit sammelte in den Tiefen ihres Gefühls die Eindrücke von Ereignissen, die es exaltirten: Ketzerei, Inquisition und Scheiterhaufen, Fanatismus der Bettelmönche, Tataren, wüthender Kampf beider Weltgewalten, die Furie der Factionen, der verwüstende Bürgerkrieg in allen Städten, die Tyrannis eines Ezzelin, Hungersnoth, Pest, die Lepra oder der Aussatz: dies waren die Plagen, welche die damalige Welt geiselten. Der dämonische Wanderzug der Flagellanten war der volksthümliche Ausdruck eines allgemeinen Elends, der verzweifelte Protest und die selbstauferlegte Buße der damaligen Gesellschaft, welche noch von dem epidemischen Massengefühl so stark ergriffen wurde, wie das Geschlecht der Kreuzzüge. In so dunkler Büßergestalt nahm die Menschheit Abschied von der Epoche des Weltkampfs zwischen Kirche und Reich. Am Ende dieser Epoche erschien ein Genie als ihre Frucht. Dies war Dante, der jener mittelaltrigen Welt ein einziges Denkmal schuf. Sein unsterbliches Gedicht ist ein gothisch aufgethürmter wunderbarer Dom, auf dessen Zinnen die hervorragenden Gestalten der Zeit sichtbar sind, Kaiser und Päpste, Ketzer und Heilige, Tyrannen, Republikaner, die alten und die neuen, Wissende und Schaffende, Sklaven und Freie, alle um den büßenden Menschengeist gereiht, der die Freiheit sucht.

Wir müssen es uns versagen, dem Verfasser in seiner Entwickelung der Geschichte des römischen Papst- und Kaiserthums durch fünf Jahrhunderte Schritt für Schritt zu folgen. Er stellt uns zunächst in geistreicher und glänzender Ausführung die welthistorische Bedeutung der Schöpfung des germanisch-römischen Reichs vor Augen, in dem die Idee des allgemeinen christlichen Bürgerrechts ihren ersten, wenn auch unvollkommenen Ausdruck fand und in welchem das christliche Rom, „die Mutter der *Nationen*", als eine civitas Dei, ein moralischer orbis terrarum erschien, im Gegensatz zu der Unterdrückung der Nationalitäten durch das heidnische Rom. Dann führt er uns von den glänzenden Tagen Karl's des Großen, die wie ein Stern durch das tiefe Dunkel dieser Jahrhunderte leuchten, durch seine unter der Unfähigkeit der Nachfolger und der Ungunst der Zeiten rasch verfallende Schöpfung bis zu der Epoche der sächsischen Ottonen, die, mit kräftiger Hand die römische Kaiserwürde an das deutsche Königthum knüpfend, das Papstthum fast zu einem Lehen des Reichs herabdrücken konnten, indem er uns zugleich die natürliche Begründung dieses Verhältnisses nachweist in der Entartung des Pontificats in dem Wütherich Bonifaz VII., in Johann VIII., dem Cäsar Borgia unter den Päpsten, in dem Wüstling Johann XII., dessen Unthaten Otto I. mit seinem kindischen Alter entschuldigte, in dem zwölfjährigen Knaben Benedict IX. u. s. w.

Mit dem vierten Bande und dem 11. Jahrhundert beginnt der hartnäckige Kampf der beiden höchsten Gewalten der Christenheit, welcher das Papstthum schrittweise von der Vertheidigung zum Angriff und endlich zum Siege, ja zur Herrschaft führt. Der Verfasser zeigt uns, wie zuerst das Bestreben der tüchtigsten Päpste dieses Jahrhunderts dahin ging, sich vom Patriciat unabhängig zu machen, der, die höchste weltliche und richterliche Gewalt in Rom darstellend, als eine Art kaiserlicher Delegation aufgefaßt ward und nach der Ansicht der sächsischen Kaiser das Recht zur Besetzung des Heiligen Stuhls verlieh, und wie dies Bestreben Veranlassung zu dem berühmten Wahlgesetz Nikolaus' III. und der Errichtung des Cardinalscollegiums wurde. Der Streit um den Patriciat erweitert sich vor unsern Augen zum Investiturstreit, das Streben nach Unabhängigkeit von der weltlichen Macht zum Ringen nach der Obergewalt, endlich nach der Weltherrschaft. Wir sehen, wie eine Reihe energischer und wenig von Scrupeln behinderter Päpste anderthalb Jahrhunderte lang vom Tode Kaiser Heinrich's III. bis zu Papst Innocenz III. den Kampf fortführt, bis das Papstthum den schwindelnden Gipfel hoch über der ganzen christlichen Menschheit erreicht hat, bis Otto IV. sich Kaiser von Gottes und des Papstes Gnaden nannte, bis Gregor IX. in seinem Briefe an Friedrich II. die Gewalt nicht nur über die Seelen, sondern auch über die Dinge und Leiber aller Christen beanspruchte, bis Innocenz IV. in seiner Antwort auf desselben Kaisers Protest gegen die Anmaßungen des Klerus behauptete, der Kaiser müsse nach altem Herkommen dem Papste, von dem er Titel und Krone erhalten, den Unterthaneneid schwören, und endlich Bonifaz VIII. durch die Erklärung in der Bulle unam sanctam, „daß aus Nothwendigkeit dem Papste jede menschliche Creatur unterworfen sei", dies Dogma als Krone auf das zum Himmel emporgethürmte Gebäude der mittelalterlichen Hierarchie setzte. Die grandiose Idee, die hier, freilich nur ermöglicht durch die Gunst der Umstände und den Charakter der Zeiten, doch durch eine staunenswürdige Consequenz, indem jahrhundertelang jeder Nachfolger den Gedanken des Vorfahren wieder aufnahm und weiter führte, zur Durchführung kam, hat uns Gregorovius trefflich bei dem Tode des ersten unter den großen Päpsten dieser Periode, Gregor's VII., gezeichnet. (IV, 246 fg.), wo es unter anderm heißt:

> Die Idee, einen Sterblichen vor der sündigen Welt als ein gottähnliches Wesen hinzustellen, die Schlüssel des Himmels und der Hölle in der Hand, und diesem Apostel der Demuth, aber Vicar Gottes die Welt zu unterwerfen, ist so befremdend und so schauerlich, daß sie noch das Staunen der spätesten Geschlechter erregen wird....
>
> Als eine in sich abgerundete Sphäre hatte jene Welt des Mittelalters zwei entgegengesetzte Pole, Kaiser und Papst. Die Verkörperung der die damalige Welt leitenden Principien in diesen beiden Weltfiguren wird ein ewig staunenswürdiges, ein nie mehr wiederholbares Zeugniß der Geschichte bleiben. Sie waren wie zwei Demiurgen, zwei Geister des Lichts und der Macht, in die Welt gesetzt, jeder seine Sphäre zu bewegen und zu regieren, Schöpfungen des sich fortsetzenden, im Medium irdischer Nothwendigkeit getrübten Culturgedankens des Christenthums, und dessen schöne Strahlenbrechung. Indem der eine die bürgerliche, der andere die geistliche Ordnung darstellte, der eine die Erde, der andere den Himmel vertrat, entstand dieser erhabene, die Menschheit bildende, die Jahrhunderte erfüllende und zusammenhaltende Titanenkampf des Mittelalters, das großartigste Schauspiel aller Zeiten....
>
> Eine erhabene Tradition, durch die Jahrhunderte fortgepflanzt, eine theokratische Anschauung von der Weltverfassung und der Einheit des Menschengeschlechts, in der sich unter den Germanen, die das Römerreich aufgelöst hatten, das Bedürfniß eines stetigen gesetzlichen Weltlebens neben der Einheit der

Religion Ausdruck gab, ein großes Culturideal und ein kosmopolitischer Begriff, der nie zur vollen Wirklichkeit ward, beherrschte mit der Festigkeit eines religiösen Dogmas das ganze Mittelalter; und dies Vorstellen dauerte noch, als die romanischen und die germanischen Nationen, welche einander die zwei Weltcharaktere, Kaiser und Papst, zugetheilt hatten, durch lange Entwickelungsprocesse eigene Staatsformen, Gesetze, Nationalität und Nationalsprache erworben hatten. (V, 260, 263.)

So charakterisirt der Verfasser das Verhältniß des Papst- und Kaiserthums, als Friedrich II., der letzte wahre Held dieser Tragödie, auf der Bühne stand. Er bezeichnet den letzten mit allen seinen Fehlern und Tugenden als den vollständigsten und genialsten Menschen seines Jahrhunderts, den Repräsentanten von dessen Cultur, indem er ihn zugleich seinem großen Namensvetter von Preußen vergleicht, an dem er viele dem deutschen Kaiser porträtähnliche Züge gewahren will. In geistvoller und schlagender Weise zeigt er uns die Nothwendigkeit der Niederlage dieses gewaltigen Mannes vor kaum ebenbürtigen Gegnern. Denn Friedrich II. führte den Kampf im Namen eines abstracten Begriffs, des römischen Kaiserthums, oder, wenn man will, des weltlichen Königthums überhaupt, aber er hatte keine in ihren Rechten gekränkte Nation hinter sich. Er konnte und wollte sich nicht mit dem Bürgerthum verbinden, war ein Feind der Demokratie und ein Verfolger seiner Freunde, der Ketzer, ein Verfechter der politischen Legitimität, dem gegenüber freilich die auf das Papstthum sich stützenden Guelfen, die, für die Communalfreiheit kämpfend, sich nur im Nothfall einigten, kaum größere Berechtigung hatten. Eine Nationalpartei existirte nicht, weder diesseit noch jenseit der Alpen; einzelne nationalgesinnte Männer, wie Dante, blickten doch immer wieder zum Kaiser empor. Mehr als ein halbes Jahrtausend sollte vergehen, ehe ihre Ideale, freilich in anderer und vollkommenerer Weise, als sie es selbst geahnt, vor unsern staunenden Augen zur lebendigen Wirklichkeit zu werden bestimmt waren.

In der Heldengestalt Manfred's zeigt uns Gregorovius allerdings schon den ersten Herrscher, dessen Geist den Plan eines italienischen Nationalkönigthums erfaßt hatte. Denn Manfred, obgleich hohenstaufischen Blutes, war kein Deutscher. Aber sein Plan scheiterte an der Macht der Päpste und der unreifen Zeit. Seine anfänglichen Erfolge bewogen die Päpste, in Frankreich Hülfe zu suchen, und von diesem Augenblicke an trat der französische Einfluß in Italien dem deutschen entgegen, ihn allmählich überwiegend und verdrängend, bis Karl's V. Uebermacht den Habsburgern zu Madrid und Wien die Macht zur Herrschaft über die Halbinsel öffnete. **Otto Speyer.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Otto Banck's „Kritische Wanderungen".

Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Licht- und Schattenbilder zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Bühne, modernen Literatur und bildenden Kunst von Otto Banck. Zweiter Band: Vom Literaturgeist unserer Tage. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses etwas an zu viel Titel leidende Werk — denn außer dem angeführten kommt noch der fernere hinzu: „Aesthetische Unterhaltungen und kritische Schlaglichter über Dichten und Schaffen in Poesie und Prosa" — besitzt unleugbar seine wesentlichen Verdienste. Otto Banck ist einer jener wenigen Schriftsteller, die sich beim Arbeiten für Zeitungsfeuilletons und Journale eine gewisse Ruhe und Beschaulichkeit erhalten haben. Seine Besprechungen sind kein blos flüchtiges Abmachen, kein Hinhuschen und oberflächliches Berühren der Literatur- und Kunstwerke, sondern ein sinniges Betrachten und Vertiefen in sie. Seine Berichte sind kritische Erörterungen, die nicht nur Hand und Fuß haben, wie man zu sagen pflegt, sondern auch Kopf und Herz besitzen. Er betreibt sein Geschäft mit entschiedenem Ernst und zugleich mit der überall sichtbar werdenden Absicht, in angenehmer Unterhaltung seine Leser zu bilden und zu erziehen. Es ist sein unablässiges Bestreben, ihnen nicht nur Theilnahme und Interesse dafür zu erwecken, sondern ihnen selbst in der Erkenntniß ihrer eigenen Fehler und Schwächen ein lebhaftes Gefühl für die Würdigung des Höhern und Bessern anzulernen. Ihm sind Literatur und Kunst noch Gegenstände von ganz besonderm Werth, nicht jene Hekuba des Hamlet'schen Schauspielers, um welche dieser lamentirt und declamirt, und welche ihm im Grunde doch ganz gleichgültig ist. Otto Banck erkennt in ihnen noch ganz und gar den schönen oder häßlichen Ausdruck unsers innersten Wesens, die Mienen unsers Geistes, die Abspiegelung unserer Zeit. Ihn erfreut eine edle Stirn, ein freies, großes Auge, ein verklärender Zug in schwungvoll gezogenen Linien; ihn erschreckt die nackte Brutalität, die Grimasse oder die Merkmale einer gemeinen Natur. Zwischen beiden geht er kopfschüttelnd und kopfnickend hindurch, immer bemüht, die Blicke seiner Leser von den letztern ab-, zu den erstern hinüberzuziehen. Die erstern beschaut er mit Hingebung und Liebe, mit jener Jugend, „die uns nie verfliegen sollte", und wenn er die letztern schonungslos verurtheilt und verdammt, so thut er es nie, ohne zugleich auch alles angeführt zu haben, was ihnen zur Entschuldigung dienen kann.

Es ist ein sehr wesentliches Moment in Otto Banck's kritischen Auseinandersetzungen, daß er nie die Sachen ganz abstract, sondern stets auch vom menschlichen Standpunkt aus auffaßt, daß er bei allem Respect vor dem ästhetischen Gesetz daneben doch nie vergißt, die zufälligen Verhältnisse in Betracht zu ziehen, die mildernd auf ihre Strenge einwirken können. Er beschönigt keinen Misgriff, keinen Fehler, er verhehlt keine Unthat, keine Schmach; aber indem er sie aufdeckt und geißelt, läßt er sich nicht nehmen, nachzuweisen, wie und durch was sie entstanden und daß in den meisten Fällen diese Entstehung auf Welt und Zeit, d. h. auf uns selber zurückfällt. Seine Kunst- und Literaturschau wird so gewissermaßen stets zu einer Selbstschau des Jahrhunderts, in dem wir leben und wirken und an dessen Großthaten wir darum ebenso betheiligt sind wie an seinen Sünden. Alles, was dargestellt, gedichtet, geschrieben, gemalt und gemeißelt wird, wird gemeißelt, gemalt, geschrieben, gedichtet und dargestellt aus unserm eigenen Thun und Treiben, Denken und

Schaffen heraus: es ist Blut von unserm Blut, Bein von unserm Bein, und darum hat unser Schriftsteller auch durchaus recht, wenn aus allen seinen Abhandlungen uns der Sinn jenes Overbeck'schen Verses entgegentritt:

Wie's nun ist auf Erden,
Also soll's nicht sein;
Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein.

Jeder Kunstrichter muß zugleich ein Sittenrichter sein, sonst ist er nichts als ein Splitterrichter oder Kritikaster. Bei Otto Banck trifft ersteres zu, das beweist sogleich seine würdig und gesinnungsvoll geschriebene Einleitung. Man gewahrt darin augenblicklich, daß er nicht auf dem Standpunkte der gewöhnlichen Recensenten steht, sondern daß ihn etwas Höheres als ein kleinlicher Nörgelgeist beseelt, der genug gethan zu haben glaubt, wenn er die Lacher auf seiner Seite hat.

Auch in Banck pulst eine humoristische Ader, aber sie blitzt nur dann und wann bescheiden durch, um den Ton nicht trocken, die Darstellung nicht pedantisch werden zu lassen. Sie wärmt und färbt gleichsam nur den Teint seiner Diction, gibt ihm eine gewisse geistige Röthe, die ihm wohl zu Gesichte steht, wenn sie hier und da auch einmal zu hell aufflammt. Im ganzen ist jedenfalls in Banck's beurtheilenden Schriften ein höchst maßvolles Auftreten hervorzuheben. Soll aber ja etwas daran bedauert werden, so möchte es einzig das sein, daß sie zu aphoristisch, in der Sammlung doch zu ungesammelt geblieben, daß aus ihnen kein Literaturgemälde im ganzen geworden. Hätte der Verfasser seine am einzelnen gemachten Beobachtungen zu einer Totalität zusammengefaßt, hätte er den „Literaturgeist unserer Tage" zu einem fest und einheitlich verarbeiteten Buche gemacht — und das würde ihm nicht haben schwer werden können bei der Uebersichtlichkeit, die er bei jeder Gelegenheit zeigt —, so dürften wir in seinem Werke ein noch imposanteres Zeugniß seines Geistes und seines Fleißes besitzen, als es jetzt in diesen zerstreuten ästhetischen Unterhaltungen und Schlaglichtern vorliegt. Es liegt ein ganz entschiedenes Bedürfniß nach Sammlung, Ueberschaulichkeit und Concilianz in uns. Aus diesem Bedürfniß gehen die vielen Literaturgeschichten und Geschichten der bildenden Kunst hervor. Man fühlt sich ebenso zum Abschluß wie zur Verständigung über sich selbst geneigt. Dieser Neigung zu entsprechen, wäre Otto Banck vollkommen der Mann. Seine Behäbigkeit und Milde bei allem Ernst und aller Nachdrücklichkeit würden vom besondersten Nutzen sein können und sein müssen. Wie schmerzlich, diesen durch die vorliegende Sammlung seiner kritischen Arbeiten nicht im ganzen Maße gestiftet zu sehen! Aber um gerecht zu sein und um Banck's Beispiel nachzuahmen: das Menschliche über dem Sachlichen nicht zu vergessen, müssen wir freilich die Frage hinzufügen: wo ist die Verlagsbuchhandlung in Deutschland, die dem Autor die Zeit und Mühe, die ihm eine solche Umgestaltung und Verschmelzung seiner zerstreuten Aufsätze zu einem einheitlichen Ganzen verursacht hätte, zu bezahlen Lust und Muth genug fände? Mehr als drei Jahre würde er zu dieser Unternehmung gebraucht haben, und die Verleger, die das zu honoriren aufgelegt und im Stande sind, möchten spärlich in Deutschland gesäet sein. Aus diesem Grunde zum Theil wol erscheinen die „Kritischen Wanderungen in drei Kunstgebieten" in Form einzelner, nur lose zusammenhängender Betrachtungen, in Betrachtungen, in denen „Ein Blick auf die Entwickelung des Romans", „Jean Paul in Bezug auf die Gegenwart", „Vom modernen Unwesen der historischen Prosadichtung", „Die gegenwärtige Stilverschlechterung", „Misbrauch der Intrigue im Roman", „Unnatur, Koketterie und Mangel an Sittlichkeit in den Erzählungen", „Vielschreiberei und die Weihe des Potenthums", „Der sociale Monstreroman", „Das Versinken unserer Lyrik in dilettantische Spielerei", „Bemerkungen über die deutsche Literaturgeschichtschreibung" und vieles andere wiederum nur und diesmal wahrhaft „schätzbares Material" zu einer Schilderung des Literatur- und Kunstlebens unserer Tage abzugeben angethan sind.

Es sind oft kostbare Bausteine, die hier geboten sind, nicht hervorgegangen aus den alltäglichen kritischen Ziegelbrennereien, sondern aus einem geistigen Steinbruche, der Quadern zum Unterbau eines literatur- und kunstgeschichtlichen Prachtbaues zu liefern durchaus im Stande ist. Es thut jedenfalls wahrhaft wohl: Jean Paul, Victor Hugo, Burns, Béranger, Rudolf Töpffer wieder einmal pietätvoll gewürdigt und aus allen Mängeln und Verirrungen unserer modernen Literatur heraus die Kenner und Freunde deutscher Poesie und Prosa mit kundiger Hand auf Wege geleitet zu finden, die immerdar die Hebung des Nationalgeistes zum Ziele haben. Banck dringt auf geistigen und künstlerischen Gehalt in den neuern Productionen; verpönt die Roheit und Impietät, die sich im raschen und oft sehr taktlosen Ausbeuten des Lebens eben nur erst gestorbener Berühmtheiten zu Tage legt; rügt mit allem berechtigten Nachdrucke die Flüchtigkeit und Stilverschlechterung, die man in der hastigen Schöpfung der Neuzeit erkennen kann; treibt die lesenden Frauen an, sich gewählt in ihrer Lektüre zu zeigen und sich nicht einem abtödtenden Literaturschunde in die Arme zu werfen; hält ein, wie uns allerdings scheint, etwas zu strenges Gericht über die plattdeutsche Literatur; reizt die Autoren zu feinerer Anlage und Durchführung der Romanintrigue an; warnt vor Ueberstürzung in der Composition; tadelt Unnatur und moralische Frivolität in den Erzählungen ebenso wie die durchaus schiefe und unwahre Charakteristik berühmter Helden, wie überhaupt das Verpfuschen der Geschichte im Roman; erklärt sich gegen die unselige Vielschreiberei, den nachtheiligen Einfluß der überseeischen Romantik, die Verschlechterung unserer Lyrik — alles mit Angabe von Beispielen und Nachweis der Quellen.

In Otto Banck lebt, wie sich überall zeigt, ein akademischer und classischer Sinn, der unter allen Umständen zu respectiren ist und, ohne pedantisch zu sein, nichts von seiner Würde verliert, selbst wen er sich einmal etwas burschikos gehen läßt.

Theodor Wehl.

Brachvogel's neuester Roman.

William Hogarth. Roman von A. E. Brachvogel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieses neue Werk Brachvogel's wird seinen zahlreichen Freunden eine willkommene Gabe und allen gebildeten Lesern eine ebenso interessante als lehrreiche Lektüre sein. Brachvogel hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, jede Seite bezeugt es, daß umfangreiche und gewissenhafte Studien seiner Arbeit vorausgingen, in einigen Ausführungen ist er nicht blos historisch treu, sondern auch gewählter in der Form, als einige seiner letzten Productionen, wie z. B. Beaumarchais waren. Wenn auch sein Buch in der Hauptsache geschichtliche und kunstgeschichtliche Figuren vorführt, so glaube man deshalb ja nicht, daß er mit den historischen Romanschriftstellern, wie sie jetzt à la Mühlbach und Retcliffe zu Dutzenden auftreten, zusammen genannt werden dürfe.

Den berühmten Charakter- und Situationsmaler selbst hätte er schärfer und — wahrer zeichnen können; aber wir erheben keinen Vorwurf, denn er nennt sein Buch nicht Biographie, sondern Roman. Weil er aber diese Bezeichnung wünscht und den Roman „Hogarth" nennt, sind wir zu der Bemerkung berechtigt, daß er sich in dem an sich durchaus schätzenswerthen und manches Neue enthaltenden Berichte über Hogarth's spätere Werke Ausschreitungen aus den dem Roman gezogenen Grenzen gestattet und zu sehr nur Beiträge zur Kunstgeschichte gibt; ferner daß Hogarth viel zu wenig Hauptperson des Buchs ist, als daß sein Name für den Titel paßte. Oder sollte es dem Verfasser entgangen sein, daß der Abenteurer Dalton, resp. MacChattan, resp. Canning von Canningham handelnd und leidend der Träger des erzählten Dramas ist, daß an sein Geschick sich mehr oder weniger alle übrigen Entwickelungen knüpfen, daß wie der Verfasser selbst, so auch wir Leser ihn nach seiner letzten Metamorphose, die ihn zeitlich und räumlich dem Helden der Titelrolle doch so sehr fernstellt, theilnehmend im Auge behalten? Und was haben die Jongeln von Arcot und die Tochter des indischen Bramahnen Rakscharatra, die holde Camodassa, mit unserm Künstler zu thun? Gar nichts, und so gern wir lesen, was auch hier der Verfasser uns bietet, so wacker er auch in Indien, seiner Geschichte und seinen Eigenthümlichkeiten daheim ist — wir dürfen diese Gabe nicht acceptiren, sie gehört nicht in die Oekonomie eines „Romans Hogarth" und steigert nicht unsere Theilnahme für ihn und unser Verständniß für seine Zeit, soweit sie ihn berührt.

Haben wir damit einen Tadel ausgesprochen, so ist es sicherlich ein kleiner, und wenn uns jemand einwirft, unser Tadel betreffe nicht das Buch, sondern den Buchtitel, so wollen wir das herzlich gern zugestehen. Leider sind wir an dieser Stelle nicht blos Lobredner, wir sind Kritiker, wir müssen kritisch streng sein und wie ein Staatsanwalt, wo der Verfasser eine Blöße zeigt, mit ihm rechten.

Zugleich aber sind wir sein Anwalt und haben als solcher Recht und Pflicht, das Verdienstliche seiner Arbeit zu preisen, ihm zu Sieg und Lorber zu verhelfen. Und er hat beide verdient und erworben durch die Theile seines Buchs, und dies sind zwei Drittheile, welche sich an die Entstehung und Wirkung des Hogarth'schen Bildes „Der Weg des Wüstlings" eng anschließen. Alles in diesen Umkreis Gehörige ist meisterhaft und von einem Fortgange der Handlung, einer Steigerung, Spannung und Lösung — eine Birch-Pfeiffer könnte ohne viel Mühe ein Drama „Der Weg des Wüstlings" aus Brachvogel's Roman abschreiben.

Wir lernen Hogarth kennen, als er schon das dreißigste Lebensjahr überschritten hat und in voller Männlichkeit steht.

Sein Wuchs war kraftvoll und muskulös, das dunkelbraune Haar lag wirr und ungeordnet um Stirn und Schläfe. Seine Stirn ist hochgewölbt, seine Brauen geschwungen, die Nase gebläht, der volle Mund bitter gekniffen, und sein graues Auge schweift von der fast lebensgroßen Figur seines Cartons unruhig nach allen Seiten hin, seine Rechte indeß scheint die Reißkohle wie ein ungezogenes Kind seine Feder zu behandeln, indem es das Papier mehr beschmutzt als beschreibt. Das Gesicht ist geistreich und charakteristisch. Alle Leidenschaften schienen auf ihm zu spielen, Zorn, Bitterkeit und eine tiefernste, schmerzliche Bewegung. Drückte sein ganzes Wesen entschlossene Kühnheit und scharfen Willen aus, so fehlte doch seinem Benehmen schlichte Sicherheit.

Hogarth arbeitet mit seinem Freunde Wilson im Atelier Thornhill's im alten Falkenhause, unlustig, ohne Fortschritte. Die allegorisirende Idealmanier seines Meisters läßt ihn kalt und seine Radirungen finden keinen Beifall. Nur das Volk und einige Kunstkenner sind auf ihn aufmerksam, darunter der Oberrichter Sir Gonson. Hogarth liebt Thornhill's Tochter Mary und sie ihn, aber sie ist durch Hogarth's Zeichnungen aus der Hefe des Volks abgestoßen, hat ihn, aufgefundener Briefe halber, in Verdacht, er nehme im geheimen an dem Sünderleben Chartre's, das er geißelte, theil, und soll gegen ihren Willen dem Schotten Chattan verlobt werden. Hogarth ist in Verzweiflung, seine Tante Ellen, Haushälterin bei Thornhill, tröstet ihn, „es gereut Mary von Chattan". Verdachtsgründe gegen der Lauterkeit der Seele und Sitten des Schotten, erste Spuren von einer beabsichtigten Schilderhebung der Jakobiten. Scene zwischen Mary und Hogarth, er flieht in den Park, ohne Hoffnung, verzweifelnd, „Lebe wohl du schöne Sonne meiner Jugend" u. s. w. Er preßt sein Gesicht in das feuchte Heidekraut, aber stille über ihm stehen die ewigen Sterne.

Lady Krikaldy, als Bettlerin verkleidet, erscheint bei Lady Bolingbroke, der intriguanten Frau des gestürzten Ministers, und verhandelt mit ihr die jakobitischen Anschläge: Frankreichs Rüstungen gelten England und dem Hause Hannover. Alles sei bereit, Lord Krikaldy komme mit Geld ($1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler) und dem ganzen Aufstands- und Invasionsplane, er sei unterwegs. Die Lady, früher schon eingeweiht, zieht ihren Mann in das Geheimniß. Inzwischen hat ein Raubmord stattgefunden, der Wegelagerer Dalton, resp. Chattan, hatte Krikaldy auf der Landstraße erschlagen und beraubt, doch sind beider Namen und Personen noch Geheimniß; nun errathen wir, daß dieser Unthat des Wüstlings politische Motive zum

Grunde liegen, die Absicht, England zu retten. Verlobung Mary's mit Chattan. Hogarth hat im stillen sein Hauptbild „Der Weg des Wüstlings" bis auf den Kopf des Wüstlings vollendet, er gibt ihm den Kopf des gehaßten Chattan, und sein Meisterwerk, das ihn zu dem Shakspeare der Palette macht, ist fertig. Mary erkennt den Ruchlosen, aber sie erkennt auch Hogarth's Genie und liebe und gelobt, nie Chattan's Weib zu werden.

Aber statt Berichterstatter des Romans zu werden, verfallen wir in den Irrthum der Frau Birch-Pfeiffer, die Werke anderer dramatisiren zu dürfen. Scherz beiseite. Das Drama liegt fertig in dem Romane vergraben, ein Schatz, der nur gehoben zu werden braucht, und Brachvogel selbst wäre der Mann dazu, der alles Zeug hat, den Schatz zu heben. Er könnte „Das Glas Wasser" in den Hintergrund drängen, und von welch zugleich ästhetischer und — moralischer Wirkung würde seine Arbeit auf der Bühne sein! Aller dramatische Apparat und ein Personal, wie es nur zu wünschen ist, steht sicher zur Verfügung, der König und sein Hof, Walpole und Bolingbroke, Lady Bolingbroke und die üppige Suffolk, die — Falkenbeize, das Falkenhaus mit der Halle als Atelier u. s. w., und wie viel herrliche Scenen von imposantestem Effect! Wie viel Handlung, und um zum Schluß zu eilen, welche Lösung! Georg ist kein Deus ex machina für uns, nur für den schottischen Abenteurer und Parteigänger, für den unsere herzliche Theilnahme schon bei seinem ersten Auftreten wach gerufen ist. Und wie fein könnte Chattan gespielt werden, eine Devrient-Rolle, und wie lohnend und wirksam die Rolle seines Begleiters Campbell. Der letzte Act besonders, wie würde er bei aller Lebenswahrheit und eben durch sie „packen", erst die Kerkerscene und dann in Gonson's Privatsalon der Schluß. Alle sind versammelt, und Chattan, gereinigt und für sein patriotisches Wirken belohnt, geht als Lord Canning mit der Flotte, deren Befehlshaber er ist, nach Madras ab.

Hier endigt das Drama. Der Roman spielt weiter, aber nicht zu seinem Vortheil, wie wir schon gezeigt haben.

Die Scenirung durch alle Acte wäre eine um so größere Kleinigkeit, als alle Hauptscenen fertig sind und nur arrangirt zu werden brauchen. Was wegfallen muß, ist geringer Verlust, und was aus dem Romane in Dialog zu bringen wäre, könnte nur wenig sein. Die geheime Verheirathung Hogarth's mit Mary fiele allerdings in den vierten Act, aber Effingham's Verlobung mit Cecily in den Schluß, und so wäre auch in Bezug auf dieses Bedürfniß dem zärtlich empfindenden Theile des Auditoriums Genüge geschehen, und hochbefriedigt würde jeder den Vorhang sinken sehen.

Wir wollen nicht vergessen, hervorzuheben, daß auch der patriotische Engländer und jeder Patriot der durch das Ganze hingehenden politischen Intrigue und ihrer Lösung seinen Beifall nicht versagen könnte.

Tout est là! wie man in Frankreich sagt. Es kommt nur auf den Entschluß an, die Hand ans Werk zu legen. Nicht ein Intendant einer großen Hofbühne, aber ein warmer Freund seiner Schöpfung fordert Brachvogel auf, unsern Vorschlag in ernste Erwägung zu ziehen. Dies Drama könnte seinen „Narciß" überbieten.

Während des Feldzugs in diesem Sommer haben wir im preußischen Hofe in Görlitz monatelang zu Mittag gespeist, und der Besitzer, Herr Pardow, muß wol ein wackerer Mann sein, denn an der Hauptwand seines Speisesalons war oder vielmehr ist, wenn wir nicht irren in Originalgröße, eine Oelcopie des Hogarth'schen Meisterwerks aufgehängt. Der „Weg des Wüstlings" auf seiner Hauptstation war täglich vor unsern Augen, ist es täglich den Gästen des lieben alten Pardow.

Konnten wir besser auf den Roman Brachvogel's vorbereitet sein? Muß man es uns nicht zugute halten, wenn wir jetzt, von den mancherlei Strapazen ausruhend und in Kunstgenüssen uns erholend, vielleicht ein wenig überschwenglich wurden und dem Dichter eine Umarbeit zumutheten, die er, mit neuen Werken bereits beschäftigt und bei genauerer Kenntniß seines Stoffs, vielleicht lächelnd abweist? 15.

Feuilleton.

Eine Parallele zwischen französischen und deutschen Dramatikern.

Die Erwiderung Victorien Sardou's auf den Vorwurf, daß er allzu leichtsinnig producire, ein Vorwurf, der ihm nach der Aufführung seines Dramas „Maison neuve" gemacht wurde, ist in vieler Hinsicht lehrreich. Sie illustrirt auf das schlagendste sowol den Unterschied zwischen französischer und deutscher Dramatik, als sie auch über die Art und Weise dramatischer Production überhaupt Aufklärungen gibt und Parallelen ermöglicht. Nachdem Victorien Sardou mit „Nos bons villageois" am Gymnasetheater so glänzende Erfolge errungen, hat das pariser Publikum keineswegs den Ueberschuß derselben auf das neue Drama „Maison neuve" am Vaudevilletheater mit übertragen, sondern dasselbe mit offenbarer Misbilligung aufgenommen, die sich nicht auf die erste Vorstellung beschränkte, wie in Jacquerie's „Le fils", sondern sich bei den Wiederholungen sogar steigerte.

Victorien Sardou vertheidigt sich nun in der „Opinion nationale" gegen die Angriffe der Kritik. Er sagt: „Die Wahrheit ist, daß ich «Maison neuve» zweimal so viel Zeit als meinen andern Stücken gewidmet habe. Das ist eine Arbeit von sechs Monaten, täglich fünf Stunden, meine gewöhnliche Dosis; rechnen Sie das aus! Ich habe, was nie geschieht, während der Proben zwei Acte umgeschrieben, habe zwei Monate lang von Mittag bis vier Uhr das Stück einstudiren lassen, mich durch Vorspielen aller Rollen, durch Anfeuerung aller Schauspieler fast umgebracht. Glauben Sie vielleicht, daß eine solche Arbeit als Improvisation behandelt werden kann? Sie sagen mir, ich producire zu viel. Weshalb wollen Sie mich auf die Ration von einem Stücke jährlich setzen, wenn meine Begabung für zwei ausreicht? Sechs Monate für ein Lustspiel, das ist wol genug. Die Erfahrung hat mir bewiesen, daß ich meine besten Scenen in zwei Stunden geschrieben habe, und daß meine erfolgreichsten Stücke diejenigen waren, welche wie

«Les vieux garçons» nur eine sechswöchentliche Arbeit in Anspruch genommen haben. Das Theater ist ein Fieber. Entweder es ist Begeisterung da, oder es ist keine da, und nichts hat mehr Erfolg, als dasjenige, was nach gehörigem Durchdenken in Einem Guß geschrieben worden ist, denn dann ist es das Leben selbst. Molière hat jährlich drei Stücke geschrieben und war dabei Schauspieler und Director. «Don Juan» ist in 14 Tagen geschrieben worden, ist er aber deshalb schlechter? ... Wenn ich nicht arbeite, bin ich krank. Fünf Stunden täglich, das ist seit meinem vierzehnten Jahre mein Maß, Sie werden das nicht ändern! Ich producire viel, weil ich alle Tage um 8 Uhr an meinem Schreibtische sitze und weil die gewonnene Kraft den Impuls der Maschine verdoppelt. Folgt aber daraus, daß ich meinen Stücken nicht die erforderliche Aufmerksamkeit und die nöthige Sorgfalt zuwende? Wollen Sie, daß ich Ihnen die Bände voll Notizen sende, die ich mir gemacht, bevor ich «Maison neuve» schrieb, den Entwurf des Scenariums, die Haufen verkleckstten Papiers? Zählen Sie doch die gestrichenen Stellen, die geschriebenen und wieder umgearbeiteten Scenen, die Acte, welche ich annullirt habe, und ich will Sie dann herausfordern, nicht zuzugeben, daß «Maison neuve» mit Gewissenhaftigkeit gearbeitet worden ist. Ich fürchte vielmehr, sein Fehler ist, daß ich zu lange daran gearbeitet habe, was sicherlich auch das Geschäft zu verderben vermag. Es scheint endlich, daß man behaupten will, ich arbeite um des Goldes und nicht um der Kunst willen. Dieses Gerücht ist von Böswilligen verbreitet worden und wird von ehrlichen Leuten wie Sie wiederholt. Das ärgert mich aber. Man hat zugleich eine zu gute und eine zu schlechte Meinung von mir: eine zu gute, wenn man sich einredet, daß ich Meisterwerke schaffen werde, wenn ich mehr Fleiß daran wende; eine zu schlechte, wenn man meint, daß ich mich plage, um mehr zu produciren. Ich arbeite, weil es in meiner Natur ist, zu arbeiten und Stücke zu machen, wie der Birnbaum Birnen erzeugt. Ich mache sie so gut, als ich es im Stande bin, und wenn sie nicht besser sind, so ist daran nichts anderes schuld, als daß es noch nicht in meinen Kräften steht, sie besser zu machen. Man kritisire mich, man discutire über mich, man beurtheile und verurtheile mich, gut! Wenn man mir aber sagt: «Sie arbeiten nicht ehrlich, Sie halten das Publikum zum Besten», so wäre man im Stande, mir das Schreiben für immer — zu verleiden!"

Im allgemeinen spricht der Fleiß im Umarbeiten der Scenen, im fortwährenden Umgießen der dichterischen Arbeit gegen den Autor. Daß dieser Fleiß nöthig war, beweist nur, daß das neue Stück ihm nicht wie die „Famille Benoiton", im ersten Wurf gelungen ist. Viele der neu aufgesetzten Flecke paßten wahrscheinlich nicht auf den alten Rock; und so war das Resultat des Fleißes eine Flick- und Stückarbeit. Es gibt spröde Stoffe, die sich gegen die dichterische Behandlung sträuben und auch bei wiederholtem Umguß nichts von ihrer Sprödigkeit verlieren. Hier ist der Fleiß des Autors ein vergeblicher und dient nur dazu, immer von neuem die Untauglichkeit des gewählten Stoffs ins Licht zu setzen. Wenn die Franzosen in dieser, bei verfehlter Stoffwahl vergeblichen Filigranarbeit des technischen Fleißes zu weit gehen oder dieselbe mindestens zu hoch stellen, so verfallen die Deutschen in den entgegengesetzten Fehler, indem sie nur ihrer Inspiration vertrauen und gleichsam ihr Alles auf den ersten Wurf setzen. Sie halten eine Neugestaltung für ein Attentat auf ihren dichterischen Genius, dessen Offenbarungen sie während des Schaffens lauschten und der sich ein für allemal ihnen so herrlich verkündigte. Schwebt doch der dichterischen Phantasie unserer Dramatiker die Bühne nur wie eine zufällige Station vor, auf der sich ihre Gestalten bei ihrer Wanderung nach der Unsterblichkeit niederlassen; von der innigen und nothwendigen Zusammengehörigkeit des Dramas und der Bühne fehlt ihnen die Ueberzeugung.

Ein echter Bühnendichter aber wird nicht nur seine Stücke für die Bühne schreiben; er wird auch von den Aufführungen lernen und danach in seinen Dramen fortarbeiten. Auch Shakspeare war ein solcher Bühnendichter, seine gefeiertsten Dramen, wie z. B. der „Hamlet", liegen uns in ganz anderer Gestalt vor als in der sie zuerst über die Bretter gingen. Wir meinen, daß unsere deutschen Dramatiker nach dieser Seite hin viel von den französischen lernen könnten. Die Bühne und deshalb die dramatische Dichtung bedarf eines Lakonismus, einer feinen Zuspitzung, die keineswegs gleich bei dem ersten Anlauf gelingt; die dramatische Technik ist subtiler, als unsere meisten Dramatiker sich träumen lassen. Wenn der dichterische Genius gesprochen hat, was bei den deutschen Dichtern freilich immer noch häufiger der Fall ist als bei den französischen der Jetztzeit, so möge die Begeisterung der Besonnenheit, der Dichter dem Regisseur Platz machen. Die Bühne ist weder eine Tribüne noch der Lesetisch eines ästhetischen Theekränzchens; sie hat gleichsam ihre eigene geistige Akustik, deren Kenntniß für den Dramatiker unerlaßlich ist. Es gibt Töne, die für sie zu schwach, Tonfolgen, die für sie zu verschwommen sind, dies herauszuhören ist die Aufgabe des Dramatikers, der nicht für ein Publikum von reinen Geistern schreibt, sondern für ein Theaterpublikum, das einer bestimmten Bühne gegenübersitzt. Der Unsterblichkeitsglaube der deutschen Poeten ist die Ausgeburt eines unglücklichen Spiritualismus, durch den sie oft ihrer Wirkungen auf die Gegenwart verlustig werden. Und doch haben gerade diejenigen Dramatiker die Unsterblichkeit errungen, die sich gar nicht um sie gekümmert haben, sondern nur an ihr Bühnenpublikum dachten, und selbst die Gründlinge des Parterre nicht vergaßen wie Shakspeare. Es sollte das erste Axiom dramatischer Dichter sein: der Dramatiker gehört der Gegenwart, nicht der Zukunft, ein Axiom, aus dem sich mit Nothwendigkeit die Folgerung ergibt, daß er auch den Formen und Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung zu tragen habe. Der dramatische Genius wird dadurch nicht geschädigt — er kann sich in gleicher Weise bewähren auf dem Logeion und der Orchestra des Sophokles, wie in der schlichten Form Shakspeare'scher Bühnenkunst, welche die äußere Decoration der innern Anschauung des Publikums überließ, wie auf der reichern Bühne Schiller's und Goethe's. Ja, wenn das Streben der Zeit nach decorativem Luxus sich noch in gleichem Maße fortentwickelte wie bisher, und der Malerei, den bildenden Künsten und den Nebenkünsten der Ausstattung noch größern Antheil an der Bühnenwirkung gestattete, so würde der dichterische Genius auch diese Form beherrschen und seinen höhern Zwecken dienstbar machen können, freilich nicht, indem er sich gegen dieselbe sträubt und im Widerspruch mit ihr zu dichten versucht, sondern indem er die Poesie der Scene verklärend mit in die Gesammtwirkungen seines Werks aufnimmt.

Daß sich die deutschen Dichter vornehm von der Bühne isoliren, das liegt freilich auch an den Convenienzen des deutschen Theaters. Befindet sich ein Dramatiker an dem Orte, wo sein Stück zur Aufführung kommt, so wird man ihn vielleicht zu den Proben, mindestens zu einer oder der andern einladen. Doch man betrachtet ihn dann mehr als einen Gast, der die Anordnungen des Regisseurs zu bewundern hat; man wird hin und wieder auf einen seiner Winke Rücksicht nehmen; doch sollte er zu viele Randglossen machen, so würde er dem Regisseur nur das Concept verwirren oder denselben in mismuthige Stimmung versetzen, weil dieser in solchen Correcturen eine Beschränkung seines Amtes und ein Attentat auf sein künstlerisches Verständniß sehen würde. Gehört es doch zu den Grundsätzen der deutschen Bühnenpraktiker, daß ein Dramatiker nichts von der Bühne versteht und zu verstehen braucht: ein Grundsatz, dem die Phantasien der Lesedramen eine scheinbare Berechtigung geben. Daß das richtige Verhältniß durch diese ganze Anschauungs- und Verfahrungsweise auf den Kopf gestellt wird, ist wol keine Frage; doch darf man sich darüber in Deutschland, wo so vieles auf dem Kopfe steht, nicht wundern.

Aus Victorien Sardou's Schreiben ersehen wir, daß die Verhältnisse in Frankreich gänzlich verschiedener Art sind. Sar-

don erklärt, daß er zwei Monate lang täglich die Proben seines Dramas „Maison neuve" geleitet und den Schauspielern alle Reden selbst einstudirt habe. An unsern größten Hoftheatern nehmen die Proben des schwersten Stücks nicht mehr als eine Woche Zeit in Anspruch, während in Paris das leichteste länger als einen Monat einstudirt wird. Freilich stehen hier dafür auch hundert und zweihundert Wiederholungen nacheinander in Aussicht, während dreißig Wiederholungen im Laufe eines Jahres in Deutschland schon den glänzendsten Erfolg constatiren. Der französische Dramatiker leitet nun alle diese Proben — eine Zumuthung, die der Deutsche von Haus aus ablehnen müßte, denn er treibt nicht ein Handwerk, das seinen Mann ernährt. Wollte er zwei Monate lang die Rolle eines Oberregisseurs übernehmen — er opferte ja Zeit und Arbeitskraft, die ihm durch die Erfolge seines Stücks in keiner Weise belohnt werden. Sardou kann zwei Monate Zeit auf das Einstudiren eines Dramas verwenden, das ihm, wenn es Erfolg hat, 100000 bis 150000 Francs Tantièmen einbringt; ein deutscher Dramatiker müßte seine Zeit besser zu Rathe halten, wenn er auf einen „grünen Zweig" kommen wollte. Und an welcher Bühne überhaupt sollte er sein Stück einstudiren? Selbst Wien und Berlin sind nicht entfernt so maßgebend wie Paris bei der französischen Centralisation. Ein Stück kann in Berlin mißfallen und in Wien nicht gegeben werden oder umgekehrt, und doch die Runde über alle übrigen deutschen Bühnen machen. Die Aufführung an einer einzelnen Bühne ist deshalb in Deutschland nicht so entscheidend, daß sie „des Schweißes der Edlen werth" wäre.

Wie viel entgeht indeß durch diese Verschiedenheit der Einrichtungen und Convenienzen dem deutschen Dramatiker! Gerade das Zusammenwachsen des Stücks und der Bühne kann nur durch die lange und sorgfältige Beobachtung der Wirkungen erzielt werden, welche jeder einzelnen Scene, ja jeder einzelnen Rede auf der Bühne innewohnen. Victorien Sardou kehrt von keiner Probe nach Hause zurück, ohne diese oder jene Rede zu kürzen oder umzugestalten, ja ohne ganze Scenen neu umzuarbeiten. Er darf den Schauspielern stets die Anstrengung zumuthen, neues hinzuzulernen — lernen sie doch wesentlich auf der Probe selbst! Es ist ein Zusammenarbeiten des Dichters und Darstellers, das in anderer Hinsicht als mustergültig für die dramatische Production angesehen werden muß. Wie aber sollte der deutsche Autor, dessen Stücke in der Regel mit drei oder vier Proben über das Knie gebrochen werden, von diesen Proben irgendwelchen Nutzen für sein Werk ziehen? Wo in Deutschland „probirt" wird, steht ja die Aufführung unmittelbar vor der Thüre und die Darsteller würden mit Recht protestiren, wenn sie auch nur eine einzige Scene umlernen sollten. Ebenso wenig kann der Dichter dafür thätig sein, daß die Darsteller in ihre Rollen hineinwachsen. Ehe er noch beobachten konnte, wie jedem seine Rolle sitzt „und ob die Hosen keine Falten werfen", steht der Darsteller schon in vollem Staat vor den Prosceniumslampen. In Deutschland bleibt dem Dramatiker nichts übrig als nach den Erfahrungen einer ersten Aufführung, die in Deutschland selten so halsbrechend ist wie in Frankreich, Umgestaltungen mit seinem Stücke vorzunehmen. Doch auch derartige nachträgliche Umarbeitungen finden in Deutschland selten statt; denn wenn die Nähte der dramatischen Dichtungen platzen, so schieben die Poeten die Schuld lieber auf die unglücklichen Gestirne als auf ihre ungeschickte Nadel.

Ein englisches Urtheil über „Diderot's Leben und Werke" von Rosenkranz.

„Diderot's Leben von Karl Rosenkranz", sagt die „Saturday Review" in ihrer letzten Rückschau, auf die deutsche Literatur (17. November 1866), „ist ein werthvoller Beitrag zur biographischen Literatur. Besaß Diderot auch nicht das Genie eines Voltaire oder Rousseau, so ist er doch vielleicht gerade deshalb ein besserer Vertreter des Geistes einer Epoche, welche dem ausgezeichneten Genie ungünstig war und eher die Verbreitung einer weiten encyklopädistischen Cultur erstrebte. Er ist der vollkommenste Vertreter der französischen Geistesrichtung mit allen ihren Verdiensten und Mängeln, mit ihrer Menschenfreundlichkeit, ihrer Wahrheitsliebe, ihrem Eifer für Gerechtigkeit und Freiheit einerseits, ebenso wie ihrer Beschränktheit, Oberflächlichkeit, ihrer sich anbequemenden Sittlichkeit und regungslosen Phantasie andererseits. Man kann unmöglich Diderot und seine Genossen lesen, ohne an die Jünger des Confucius erinnert zu werden oder ohne zu bemerken, daß der europäische Geist ebenso gewiß unter philosophischer wie unter kirchlicher Disciplin dem Stillstand verfallen wäre. Rosenkranz erweist sich als ein höchst sorgfältiger und vorurtheilsfreier Beurtheiler der Diderot'schen Philosophie sowol wie seiner Dichtungen und ästhetischen Schriften. Zugleich hat er der Versuchung, welche für die meisten seiner Landsleute zu mächtig gewesen wäre, widerstanden, das eigentliche Geschäft des Biographen den Erörterungen dieser Art unterzuordnen. Auch verliert sich Diderot, dessen Leben zwar im ganzen nichts weniger als ereignißvoll war, durchaus nicht unter den vielen glänzenden und auffallenden Persönlichkeiten, welche der Biograph einzuführen Gelegenheit findet. Das Werk ist in der That ein Muster von Geschick und zeigt, daß der Verfasser, der als kritischer und ästhetischer Schriftsteller vortheilhaft bekannt ist, es nicht unternommen hat, andern schreiben zu lehren, ohne selbst diese Kunst zu besitzen. Alle gewöhnlichen Hülfsquellen scheinen fleißig benutzt worden zu sein, und der Verfasser hat außerdem noch den Vortheil gehabt, Diderot's Briefwechsel mit Mademoiselle Voland, der in Petersburg aufbewahrt ist, zu Rathe zu ziehen. Rosenkranz beurtheilt Diderot's Charakter im allgemeinen höchst günstig und weicht hierin vielleicht nicht wesentlich von Carlyle ab, wenn man nämlich die Eigenthümlichkeiten dieses letztern gebührend berücksichtigt. Carlyle's glänzender Essay über Diderot ist wie die meisten seiner Essays nicht sowol eine richterliche Würdigung des Mannes, als eine Rede über gewisse Ideen, die sich damals gerade mit besonderer Lebendigkeit dem Essayisten darboten und zu welcher ihm Diderot einen passenden Text lieferte. Daher der Predigerton, welchen, einem Manne von Diderot's Bedeutung gegenüber, Rosenkranz ein Recht hat etwas ungeziemend zu finden. Bigoterie und Vorurtheil indessen hatten nichts damit zu thun. Britische Philister werden übrigens nicht wissen, was sie aus Rosenkranz' Epitheton: «der glaubensfeste Carlyle», machen sollen. Die Verdienste des Biographen Diderot's sind um so hervorragender, als die Biographie bisher gerade nicht ein Zweig gewesen, in welchem die Deutschen sich ausgezeichnet haben. Sie haben einem Engländer gestattet, die einzige gute Biographie von Goethe zu schreiben, und werden nächstens einem Amerikaner die mustergültige Biographie Beethoven's zu verdanken haben."

Bibliographie.

Heußer-Schweizer, Meta, Gedichte. 2te Sammlung. Leipzig, Holtze. 8. 22 Ngr.

Müller, O., Die Försterbraut von Neunkirchen. Erzählung. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Newman, J. H., Der Papst und die Revolution. Eine Predigt. Mit Erlaubniß des Verfassers übersetzt von F. H. Reusch. Cöln, Bachem. 1866. 8. 7½ Ngr.

Struve, G., Die Zeit von 1863 bis 1866. 2ter Nachtrag zu G. Struve's Weltgeschichte. Coburg, Streit. 1866. Lex.-8. 15 Ngr.

Teichmüller, G., Aristotelische Forschungen. I. — A. u. d. T.: Beiträge zur Erklärung der Poëtik des Aristoteles. Halle, Barthel. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Trabert, A., Vaterlos. Erzählung in Versen. Mannheim, Schneider. Gr. 16. 10 Ngr.

Uschner, K., Klemens XIV. Ein Lebens- und Charakterbild. 2te, verbesserte Aufl. Berlin, Schroeder. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Weiss, H., Kostümkunde. (IIIter Abschnitt.) Handbuch der Geschichte der Tracht und des Geräthes vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 1ste Lief. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1866. Gr. 8. 24 Ngr.

Weltkind und Gotteskind. Eine Novelle von der Verfasserin von „Stolz und Still". Berlin, Rauh. 1866. Gr. 8. 27 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zeitschriften für 1867

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis vierteljährlich 2 Thlr. Täglich außer Sonntags 1 Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

4. Preis vierteljährlich 2½ Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz** und **Karl Frenzel.**

8. Preis vierteljährlich 2½ Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

8. Preis jedes Heftes 6 Ngr. Monatlich 2 Hefte zu je 5 Bogen.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

8. Preis jährlich 15 Ngr. In monatlichen Nummern von 1 Bogen.

Zeitschrift der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Ch. Ludolf Krehl.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Indische Studien.

Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums.

Im Verein mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. **Albrecht Weber.**

8. Preis jeden Bandes 4 Thlr. In Heften, wovo 3 neinen Band bilden.

Jahrbuch für romanische und englische Literatur.

Begründet im Verein mit **Ferdinand Wolf** von **Adolf Ebert.**

Herausgegeben von Prof. Dr. **Ludwig Lemcke.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium.

Von

Lorenz Stein.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des berühmten wiener Professors der Nationalökonomie, das sich an dessen „Lehrbuch der Volkswirthschaft" ergänzend anschließt, erfüllt den doppelten Zweck: das richtige Verständniß von dem Wesen und der Function eines guten Steuersystems zu fördern, und eine vergleichende Finanzwissenschaft durch Zurückführung der positiven Daten auf die elementaren Begriffe des Steuerwesens herzustellen. Es ist an mehrern Universitäten als Compendium in Gebrauch und eignet sich wegen der streng didaktischen Darstellung und steten Bezugnahme auf die Elemente der Gesellschaftslehre vorzüglich auch zum Selbststudium.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Vier Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein Altmeister der Wissenschaft, der Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, Geheimrath Carus in Dresden, veröffentlicht in diesem, nun vollständig vorliegenden Werke die Geschichte seines innern und äußern Lebensgangs, seiner akademischen und ärztlichen Berufsthätigkeit, seines Wirkens als Schriftsteller und Künstler, seiner Reisen, endlich seines Umgangs und brieflichen Verkehrs mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Reich an wechselnden Bildern und gehaltvollen Aussprüchen über Wissenschaft, Kunst und Leben, gewähren die Denkwürdigkeiten des so vielseitig hervorragenden Gelehrten eine höchst anregende Lektüre; sie bilden ein Stück Zeit- und Culturgeschichte, das ein halbes Jahrhundert umfaßt und dauernden Werth in Anspruch nehmen darf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 10. Januar 1867.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1866. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Die Alpen der Schweiz. Von Heinrich Birnbaum. — Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom. Von Otto Speyer. (Beschluß.) — Zur Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Neue Dramen; Moderne Rhapsoden; Die französischen Revuen und die deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Rückblick auf das Literaturjahr 1866.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Daß die Literaturgeschichtschreibung in Deutschland nicht ruht, ist bei dem lebhaften Interesse des Publikums für derartige Werke erklärlich. Die Literaturgeschichten sind eine geistige Lieblingsnahrung desselben. Wird man doch durch dieselben mit der ganzen Literatur vertraut, ohne sich sonderlich in Unkosten zu setzen; man erhält die Poesie im Extract und die Kritik als Gratisbeigabe. Der Glaube nämlich, daß durch die Beschäftigung mit der Literaturgeschichte die Theilnahme für die Dichtung selbst sich in hohem Maße steigere, daß dadurch die Werke der Dichter weitere Verbreitung finden und in aller Hände gerathen, ist eine Illusion. Im Gegentheil, man hält sich durch die Lektüre der Literaturgeschichten für dispensirt von der Lektüre der Dichter. Das Geheimniß dieser Epoche ist Zeitersparniß. Der Literarhistoriker ist der Epitomator des Dichters. Wer sich an den ersten hält, braucht den zweiten nicht und erspart die ganze Zeit, die er auf die Lektüre desselben verwenden müßte. Wer z. B. Adolf Stahr's eben in vierter Auflage erschienenes Werk über Lessing studirt, der kann sich das Studium der ganzen Lachmann'schen Ausgabe dieses Autors schenken; er ist in vieler Hinsicht besser unterrichtet, als wenn er die letzte ohne Wegweiser durchgenommen hätte. Es wird so weit kommen, daß man die Lektüre unserer Dichter, selbst der Classiker, zu den Quellenstudien rechnen wird. Bei Klopstock und Wieland ist es schon so weit. Ebenso wenig gewinnt Geist und Geschmack bei diesem Ueberwuchern der Literaturgeschichtschreibung. Das Studium der Entwickelung der deutschen Sprache und des deutschen Schriftthums ist ohne Frage von großer nationaler Bedeutung, und die wissenschaftlichen Fortschritte auf diesem Gebiete sind nicht hoch genug zu schätzen. Gleichwol hat dasselbe in seiner Ausbreitung und Vertiefung doch einen wesentlich fachwissenschaftlichen Charakter, das große Publikum darf sich mit den Resultaten desselben begnügen.

Wenn man auch nicht dem geringschätzigen Urtheil Friedrich's des Großen und Hegel's über die altdeutsche Poesie beistimmen mag, so ist doch die Ueberschätzung auf der andern Seite ebenso wenig fortzuleugnen und auch bei Gelehrten, welche das Studium dieser Dichter zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, sehr begreiflich. Wenn man aber in dicken Bänden mit solchem Pomp und solcher Ausführlichkeit die Werke mittelmäßiger Köpfe behandelt sieht, welche in ästhetischer Hinsicht verfehlt zu nennen sind und nicht entfernt den Vergleich mit den classischen Werken des griechischen und römischen Alterthums aushalten, ja, welche unserer ganzen modernen Bildung weit ferner liegen als diese; wenn man sieht, wie die Köpfe der Jugend mit Namen und Titeln vollgestopft werden, die zeitlebens für sie ein todtes Inventar bleiben, so muß man sich um so entschiedener gegen dies „Schattenspiel an der Wand" erklären, welches die Magier der Literarhistorik betreiben, indem sie die todten Schemen alter Tage zu beleben suchen und damit das frische Leben der Gegenwart verscheuchen, natürlich nur dann, sobald diese ganze Arbeit verbreitert und verflacht aus dem Gebiete der berechtigten Forschung herausdrängt, um den neuern selbständigen Bestrebungen der Dichtung den Raum zu verengen. Wenn man den ganzen Schutt der Vergangenheit auf die Poesie der Gegenwart wirft — muß da ihre Flamme nicht ersticken? Und ihr Recht ist ein größeres, schon weil in ihr sich unsere Meinungen, Sitten und Gesinnungen aussprechen, weil in ihren Händen allein die geistige Zukunft der Nation ruht, ganz abgesehen davon, daß man bei ältern Dichtern allzu geneigt ist, das Interesse der Literaturgeschichte mit dem himmelweit verschiedenen der Aesthetik zu verwechseln und gänzlich werthlose Schöpfungen zu einer Bedeutung aufzudonnern, die man weit überlegenern Talenten der Neuzeit einzuräumen viel zu vornehm ist.

Das große und verdienstliche Werk von Georg Koberstein: „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur", ist in seiner vierten, gänzlich umgearbeiteten Auflage jetzt zum Abschluß gediehen und wird in seiner objectiven, durch keine Verkehrtheiten des Urtheils verkümmerten Haltung, immer die reichhaltigste Quelle und

der Mittelpunkt für alle auf unsere literarische Vergangenheit gerichteten Studien bleiben. Leider hört es auf, wo die moderne Epoche unserer Literatur anfängt. Die fünfte Auflage von Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod" tritt hier ergänzend ein; auch sie strebt nach mehr objectiver Haltung als die frühern, leidet aber an Excerptenwesen und gewinnt hin und wieder einen ganz chronikartigen Anstrich. Werner Hahn's „Deutsche Literaturgeschichte" ist in einer dritten Auflage erschienen, ebenso der treffliche „Katechismus der deutschen Literaturgeschichte" von Paul Möbius. Schaefer's „Literaturgeschichte" liegt in zehnter Auflage vor, während eine neue, die moderne Literatur mit Geschick berücksichtigende „Deutsche Literaturgeschichte" von Ferdinand Seinecke den Kreis dieser für die Jugendbildung bestimmten Schriften vervollständigt. Von A. F. C. Vilmar's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" ist die elfte vermehrte Auflage, von Karl Barthel's „Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit" die siebente, von G. Emil Barthel bis auf unsere Tage fortgeführte Auflage erschienen — Beweis genug, daß auch die reactionäre Auffassung unserer neuesten Literaturentwickelung ein sehr großes Publikum hat. Auf einzelne Richtungen derselben läßt Otto Banck in dem zweiten Bande seiner „Kritischen Wanderungen in drei Kunstgebieten", welcher den Separattitel führt: „Vom Literaturgeist unserer Tage", die glänzenden, aber oft auch einseitigen Streiflichter seines Esprit fallen. Gustav Kühne's feiner Geist offenbart sich wiederum im vierten Band der „Deutschen Charaktere".

J. L. Klein hat einen vierten Band seiner „Geschichte des Dramas" folgen lassen, welcher den ersten Theil einer Geschichte des italienischen Dramas bildet. Die Ausführlichkeit, mit welcher hier eine für die Gesammtentwickelung des Dramas wenig bedeutende Epoche behandelt ist, erweckt gerechte Besorgnisse, daß das Werk zu einem schwer zu bewältigenden Umfange anschwellen werde. Eine „Geschichte der nordamerikanischen Literatur" hat K. Brunnemann herausgegeben.

Auf dem Gebiete älterer deutscher Literatur nehmen die Forschungen eifrigen Fortgang. Auch die gelehrte Controverse steht in Blüte, die sich oft an Aeußerlichkeiten heftet, welche für weitere Kreise gleichgültig sind. J. Haupt hat den ersten Band seiner „Untersuchungen zur deutschen Sage" veröffentlicht, welche die „Untersuchungen zur Gudrun" enthält, während Franz Pfeiffer das zweite Heft seiner „Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums" erscheinen läßt. Von den „Deutschen Classikern des Mittelalters" erschien der dritte Band, der eine Ausgabe des „Nibelungenliedes" von Karl Bartsch enthält. R. O. Liliencron sammelt und erläutert die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert; Karl Goedeke und Julius Tittmann lassen die „Deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts" erscheinen. Frischere Strömung und poetischen Hauch geben der Darstellung altdeutscher Dichtung und Sage die nachgelassenen Schriften von Ludwig Uhland. L. Ettmüller veröffentlicht „Herbstabende und Winternächte. Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter", von denen der zweite Band die erzählenden Dichtungen des 13 bis 16. Jahrhunderts bespricht. Die „Briefe von Johann Peter Uz an einen Freund" gab Henneberger heraus, während Henriette Feuerbach „Uz und Cronegk" charakterisirt. M. Müller publicirt eine Monographie über Karl August Musäus, C. Beyer über „Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen".

Auch weitere Ergänzungen und Enthüllungen aus unserer classischen Epoche liegen vor. Wir wollen hierzu weder Heinrich Erdmann's Schrift über „Herder als Religionsphilosoph", noch Keferstein's „Lichtstrahlen aus Herder's Werken" rechnen, wol aber den von F. Th. Bratranek herausgegebenen „Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg (1820—32)" und die in Otto Jahn's „Biographischen Aufsätzen" enthaltenen Mittheilungen über Goethe's Beziehungen zu Leipzig. F. Kreyßig's „Vorlesungen über Goethe's Faust", Rönnefahrt's Schrift über „Schiller's dramatisches Gedicht Don Carlos" sind neue Erklärungsversuche classischer Dichtungen. Die bedeutendste Monographie auf dem Gebiete der Literaturgeschichte ist „Diderot's Leben und Werke" von Karl Rosenkranz. Auch die Shakspeare-Literatur hat in diesem Jahre eine epochemachende Schrift aufzuweisen: Gustav Rümelin's „Shakspearestudien", in denen sich gegenüber vorgefaßten Meinungen zum ersten male eine unabhängige Kritik geltend macht. Mehr in das alte Gleis philosophisch-abstracter Auslegungen lenkt das fleißige Werk von E. W. Sievers: „William Shakspeare. Sein Leben und Dichten", erster Band, ein. Die große Thätigkeit auf diesem Gebiete wird außerdem durch A. Flir's „Briefe über Shakspeare's Hamlet", durch C. Hebler's „Aufsätze über Shakspeare" und durch die Schrift von B. Tschischwitz: „Shakspeare's Staat und Königthum, nachgewiesen an der Lancaster-Tetralogie", bezeichnet. Eine neue Anthologie liegt uns in Gustav Solling's „Ausgewählten Stellen aus Shakspeare's Werken" vor, während ein neuer Band von Friedrich Bodenstedt's „Shakspeare-Jahrbuch" bisjetzt nicht ausgegeben worden ist.

Zu dem von Herder urbar gemachten Gebiete der „Völkerstimmen" gehören die von A. Bergé herausgegebenen „Sagen und Lieder des Tscherkessenvolks" und die von B. Jülg aus dem Kalmückischen übersetzten „Märchen des Siddhi-kür".

Von dem Werke von Moritz Carriere: „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit", welches Cultur- und Literaturgeschichte vereinigt, ist der zweite Band: „Rom und Hellas", erschienen; von Johannes Scherr's „Deutscher Culturgeschichte" die dritte Auflage. Erwähnenswerth ist auf culturgeschichtlichem Gebiete noch J. Falke's „Geschichte des modernen Geschmacks", Heinrich Wuttke's Philippika: „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung", und Otto Stobbe's Schrift: „Die Juden in Deutschland während des Mittelalters". Von Adolf Böckh's „Gesammelten kleinen Schriften" enthält der ausgegebene dritte Band die Reden des gefeierten Alterthumsforschers.

Für die Aesthetik ist dieses Jahr nicht sonderlich fruchtbar gewesen. Außer K. Köchlin's lieferungsweise erscheinender „Aesthetik" ist nur noch die gekrönte Monographie von G. Zillgenz „Aristoteles und das deutsche Drama" zu erwähnen. C. G. Braun von Braunthal's „Geschmackslehre" ist ein nur für den Toilettentisch bestimmter Extract. Desto zahlreicher sind die Schriften über Musik und bildende Kunst, namentlich reichhaltig die musikalische Literatur, welche sogar in localen Monographien, wie Mettenleiter's „Musikgeschichte der Stadt Regensburg", ins Kraut schießt. Von Rudolf Westphal's „Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik" ist das erste und dritte Heft erschienen. H. M. Schletterer gibt eine „Uebersichtliche Darstellung der Geschichte der kirchlichen Dichtung und geistlichen Musik". Eine Biographie Ludwig van Beethoven's verfaßt Otto Mühlbrecht, während von A. W. Thayer's „Darstellung von Ludwig van Beethoven's Leben" der erste Band in deutscher Uebersetzung und von M. M. von Weber's „Lebensbild von Karl Maria von Weber" der dritte Band erscheint. J. Lorenz bespricht „W. A. Mozart als Klaviercomponisten", Ernst von Elterlein „Beethoven's Klaviersonaten"; L. Rohl gibt „Musikerbriefe" und ein „Musikalisches Skizzenbuch", Otto Jahn „Gesammelte Aufsätze über Musik" heraus, F. Brendel eine Schrift über „Die Organisation des Musikwesens durch den Staat", die als ein Beitrag zur Lösung jener von Ludwig Pfau angeregten Frage über das Verhältniß von Kunst und Staat betrachtet werden kann.

Auf dem Gebiete der bildenden Kunst erwähnen wir: Alfred Woltmann, „Holbein und seine Zeit", erster Band; F. Kugler, „Geschichte der Baukunst", vierter Band, welcher die Geschichte der neuern Baukunst von J. Burckhardt und W. Lübke enthält; J. Meyer, „Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789, zugleich in ihrem Verhältniß zum politischen Leben, zur Gesittung und Literatur. Erste Abtheilung. Von David bis zum Ausgang der romantischen Schule"; H. Riegel, „Cornelius, der Meister der deutschen Malerei"; J. Hübner, „Kleine Beiträge zur bildenden Kunst".

Wenden wir uns jetzt zur Geschichtschreibung, so müssen wir unsere in dem vorjährigen Rückblicke ausgesprochene Rüge in Betreff des Ueberwucherns archivarischer Monographien und Biographien wiederholen. So eifrig d. Bl. auch der historischen Literatur bisher gefolgt sind, so sehr sie auch auf diesem Gebiete wenigstens nach einer annähernden Vollständigkeit gestrebt haben, so können sie mit der jetzigen Production, die sich immer mehr in Specialitäten auflöst und lauter Rohstoff auf den Markt bringt, nicht mehr Schritt halten und werden sich auf diejenigen Werke beschränken müssen, welche Epochen und Persönlichkeiten von allgemeingültigem Interesse behandeln und nicht die Localchronik obscurer Oerter und Zeiten zu einer unhaltbaren Bedeutung aufbauschen.

Von G. G. Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts" ist der achte Band erschienen, einer der inhaltvollsten und hervorragend durch die Kunst historischer Porträtirung, im literargeschichtlichen Theile aber von einseitigster Färbung; ebenso von Leopold Ranke's „Englischer Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert", der sechste; von K. F. Neumann's „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" der dritte Band, welcher von der Präsidentschaft des Martin van Buren bis zur Inauguration Abraham Lincoln's reicht. Erwähnen wir noch die Schrift W. Maurenbrecher's: „England im Revolutionszeitalter"; S. Sugenheim, „Geschichte des deutschen Volks und seiner Cultur"; B. Kugler, „Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs"; K. Plank, „Geschichte Würtembergs"; J. H. von Thommes, „Geschichte von England zur Zeit der Tudor"; Aschbach, „Geschichte der wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens"; Otto Heyne, „Der Kurfürstentag zu Regensburg"; J. G. Opel „Wallenstein im Stift zu Halberstadt"; Karl Falkenstein, „Geschichte des Johanniterordens"; F. Dahn, „Die Könige der Germanen, das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zu Feudalzeit", ein Werk, dessen dritte Abtheilung „Die Verfassung des ostgothischen Reichs in Italien" enthält; L. Krummel, „Geschichte der böhmischen Reformation im 15. Jahrhundert"; K. Adler, „Studien zur Culturgeschichte Polens"; H. Hasenkamp, „Ostpreußen unter dem Doppelaar"; fügen wir archivarische Veröffentlichungen, wie „Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets, Ende 1745 bis Ende 1756" hinzu, so haben wir bereits ein ungefähres Bild von der Buntheit der gegenwärtigen geschichtlichen Production gegeben. Doch erst der Ueberblick über die Biographien wird uns zeigen, daß hier offenbar ein Zuviel der Production herrschend ist, welches den Sinn des Publikums für das Wesentliche und Bedeutende zu verwirren droht.

Wir haben uns zu diesem Zweck das folgende reichhaltige Register angelegt, ein Pantheon, in dessen Nischen viele dii minimarum gentium stehen: Adolf Stahr, „Bilder aus dem Alterthum" (IV.): „Agrippina, die Mutter Nero's"; H. Zell, „Gebhardt von Zähringen, Bischof von Konstanz"; W. Hosäus, „Der Oberburggraf Ahasverus von Lehndorff"; Paul Scheffer „Kaiser Friedrich's I. letzter Streit mit der Curie"; Alfons Mücke: „Albrecht von Habsburg, Herzog von Oesterreich und römischer König"; Otto Franklin, „Albrecht Achilles und die Nürnberger", T. Toeche, „Kaiser Heinrich VI."; J. Senn, „Bürgermeister Hans Waldmann's Leben und Ausgang"; L. Pöpelmann, „Johann von Böhmen"; J. N. Stöger, „Maximilian Erzherzog von Oesterreich-Este, Hoch- und Deutschmeister, ein Lebensbild"; Rudolf Reuß, „Graf Ernst von Mansfeld im böhmischen Kriege 1618—21"; J. May, „Der Kurfürst, Cardinal und Erzbischof Albrecht II. von Mainz und Magdeburg und seine Zeit"; J. F. A. Mencke, „Albrecht I. Herzog von Oesterreich"; A. Wilkens, „Louis de Leon"; „Peter der Große, Lebensbild eines Monarchen", von R. von R.; U. Posselt, „Der General und Admiral Franz Lefort. Ein Beitrag zur Geschichte Peter's des Großen"; A. T. von Grimm, „Alexandra Feodorowna, Kaiserin von Rußland"; A. von Arneth, „Marie An-

toinette, Joseph II. und Leopold II. Ihr Briefwechsel"; Elise Polko, „Am Theetisch einer schönen Frau. Erinnerungen an den Kaiser Alexander"; L. Herbert, „Erinnerungen an Leopold I., König von Belgien"; A. Grafsunder, „Eduard von Raven, königl. preußischer General"; W. Graf Wintzingerode, „Graf Levin Wintzingerode, ein würtembergischer Staatsmann"; E. von Schelhorn, „Dom Pedro V. von Portugal"; F. C. W. H. von Westphalen, „Westphalen, der Secretär des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg"; Joseph Beck, „Karl Friedrich Nebenius, ein Lebensbild eines deutschen Staatsmannes und Gelehrten"; Alexander Flegler, „Erinnerung an Ladislaus von Szalay und seine Geschichte des ungarischen Reichs"; L. Urlichs, „Johann Martin von Wagner, ein Lebensbild"; Wörner, „Johann Adam Möhler, ein Lebensbild"; „Erinnerung an Friedrich Ludwig Mallet", von Wilhelm Hermann Maurer; „C. Friccius Hinterlassene Schriften", mit einer Lebensskizze von Beitzke; „Heinrich Anschütz, Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken"; Arthur Lutze, „Selbstbiographie"; G. Struve und G. Rasch, „Zwölf Streiter der Revolution". Besonders hervorzuheben sind noch die autobiographischen „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" von Carus, welche mit dem dritten und vierten Bande abgeschlossen wurden, und „Friedrich Thiersch's Leben", herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch.

Als ein verdienstliches Werk erwähnen wir noch: W. Wattenbach, „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter", die kritische Studie eines kundigen Forschers. Eine schätzenswerthe „Geschichte der Erdkunde" ist von Oskar Peschel herausgegeben worden.

In so bewegter Zeit trat natürlich die Publicistik in den Vordergrund. Man begnügte sich nicht mit den Leitartikeln der Zeitungen, man veröffentlichte zahllose Broschüren, die sich als verhaltene Leitartikel betrachten ließen. Als ein politisches Werk von einer, über den Tag hinausreichenden Bedeutung glauben wir die Schrift von August Freiherrn von Haxthausen: „Die ländliche Verfassung Rußlands", bezeichnen zu dürfen. Julius Fröbel's „Kleine politische Schriften" sind zum Theil durch die Zeitereignisse antiquirt. Die entgegengesetzte Richtung der Demokratie in der Einheitsfrage vertreten H. B. Oppenheim's „Vermischte Schriften aus bewegter Zeit". Eine veraltete Parteischrift ist auch die Schrift von G. Rasch über „Das preußische Regiment in Schleswig-Holstein".

Das politische Kleingewehrfeuer wurde durch Broschüren unterhalten, deren erschöpfendes Register hier einen zu breiten Raum einnehmen würde. Doch wollen wir wenigstens die hervorragendsten erwähnen. Ein Theil erschien vor und während des Kriegs; ein Theil nach dem Kriege. Den Reigen eröffnete mit gewohnter Energie Heinrich von Treitschke mit seiner „Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten", eine Broschüre, die besonders auf Sachsen gemünzt war. Sie fand ein Echo in der aus drei Versuchen zusammengestoppelten Preisbroschüre: „Was wird aus Sachsen?" und in den andern Broschüren, welche Sachsens fragwürdiges Schicksal schon durch ihre Interrogativtitel andeuteten: „Wer war Herr von Beust?" „Wo ist unser König?" „Wie steht's mit unserm Lande?" „Wer leidet, der König oder das Land? Auch eine sächsische Zeitfrage." „Was wird aus Sachsen?" „Sachsen und die königl. sächsische Landescommission." Eine Kritik der Treitschke'schen Anschauungen über den Napoleonismus enthält die Schrift von L. Bamberger: „Ueber Rom und Paris oder die Wege des Herrn von Treitschke." Aus Hannover kamen „Trostbriefe für Hannover. Von einem Althannoveraner". Das Schicksal des Landes wurde geschildert in der Broschüre: „Hannovers Schicksal vom Juni bis September 1866." Orientirungsversuche in dem veränderten Deutschland bezeichnen die Schriften: K. Aegidi, „Woher und wohin? Ein Versuch, die Geschichte Norddeutschlands zu verstehen"; F. Kreyßig, „Worauf es jetzt ankommt" und „Friedensgedanken"; H. von Sybel, „Das neue Deutschland und Frankreich. Sendschreiben an Herrn von Forçade in Paris"; „Die natürliche Grenze. Ein Gedanke für Deutschland", „Hohenzollern, Habsburg und Frankreich für und gegen Deutschland" von Heinrich Matthäy. Den „Norddeutschen Bund und das Parlament" besprach Professor L. Tellkampf, Mitglied des preußischen Herrenhauses, und vom entgegengesetzten Standpunkte: „Die Annexionen und der norddeutsche Bund" der Verfasser der Rundschauen. Der rühmlich bekannte Staatsrechtslehrer H. Schulze erörterte geschichtlich und politisch: „Die Friedensbestimmungen in ihrem Verhältniß zur Neugestaltung Deutschlands", während Julian Schmidt die „Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung" nachzuweisen versuchte, ein anderer Literarhistoriker, Wolfgang Menzel, „Preußen und Oesterreich im Jahre 1866" schilderte, P. W. Forchhammer den Gegensatz von „Bundesstaat und Einheitsstaat" formulirte, und F. Fabri in „Die politischen Ereignisse des Sommers 1866" ein Wort zur Verständigung und zum Frieden zwischen Nord- und Süddeutschland sprach. D. A. Berna veröffentlichte eine „Kritik der preußischen Politik und Rechtfertigung Oesterreichs"; ein deutscher Patriot schilderte „Graf Bismarck und seine nachdenklichen Gegner"; C. Homberg charakterisirte Bismarck's Parole: „Blut und Eisen"; ein Anonymus „Das preußische Staatsbewußtsein"; E. A. Roßmäßler richtet ein ernstes Wort an das deutsche Volk und dessen Fürsten: „Unsere Lage", während H. von Treitschke den „Krieg und die Bundesreform" in Erwägung zieht. Eine mehr conservative Auffassung vertreten die „Publicistischen Skizzen" von G. A. Grotefend.

Selbstverständlich ist auch die Zahl der militärischen Schriften beträchtlich, welche theils ein Bild des ganzen Kriegs zu geben, theils einzelne Episoden desselben zu beleuchten suchen. Die erstern müssen in vieler Hinsicht mangelhaft sein, da allmählich erst die authentischen Berichte über die Feldzugsplane und die einzelnen Schlachten erscheinen. W. Rüstow hat nichtsdestoweniger mit gewohnter rasch zugreifender Gewandtheit „Den Krieg von 1866 in Deutschland" geschildert. Aehnlich haben die

Geschichte dieses Kriegs R. Hocker, L. Hauff, F. Lubojatzky verfaßt. H. Wachenhusen veröffentlicht ein „Tagebuch vom österreichischen Kriegsschauplatz", während die Schrift: „1866 oder Custozza und Königgrätz", historisch-romantische Erzählungen aus Oesterreichs neuester Geschichte bringt. Eine Monographie schildert „Die königl. sächsische Armee im deutschen Feldzug von 1866"; andere Monographien „Die Hannoveraner in Thüringen" und „Die Schlacht bei Langensalza"; „Die Baiern im deutschen Kriege 1866"; „Die Betheiligung der badischen Division am Feldzuge von 1866"; W. F. Besser, „Sechs Wochen im Felde"; Wilhelm Petsch, „Die Gefallenen des sechzigsten Regiments". Natürlich fehlt es auch nicht an einer „Illustrirten Kriegschronik" und auch die allgegenwärtigen Träger des berliner Humors, Schulze und Müller, erscheinen auf dem Kriegsschauplatze. Aus der Zahl kriegswissenschaftlicher Monographien, welche nicht den jüngsten deutschen Krieg behandeln, heben wir hervor: J. F. L. von Erlach, „Die Kriegsführung in Polen"; H. Pfister, „Geschichte der thüringischen Truppen in dem Feldzuge von 1810—11 in Catalonien"; J. von Wickede, „Ein Husarenoffizier Friedrich's des Großen"; Theodor Fontane, „Der schleswig-holsteinische Krieg im Jahre 1864"; F. Schneider, „Erinnerungen aus den Feldzügen der Württemberger; „Blücher's Campagnejournal von den Jahren 1793 und 1794", herausgegeben von Emil Knorr.

Das Interesse für Philosophie ist keineswegs so abgestorben, wie man es von der vielfach bewegten und zersplitterten Zeit erwarten sollte. Einige Werke der theistischen Richtung, wie z. B. Ulrici's „Gott und die Natur", erscheinen in neuer Auflage; auch Anläufe zu einer selbständigen neuen Systematik werden gemacht. So versucht W. Rosenkranz eine Fortbildung der deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Plato, Aristoteles und die Scholastik des Mittelalters in seinem Werke: „Die Wissenschaft des Wissens und Begründung der besondern Wissenschaften durch die allgemeine Wissenschaft"; der Verfasser der Schrift: „Ueber Idealismus und Realismus", bemüht sich, die darin aufgestellte Theorie des Wesens der Erscheinung weiter zu entwickeln und tiefer zu begründen in der Schrift: „Sinn und Erscheinung"; R. Seydel gibt eine neue „Logik oder Wissenschaft vom Wissen" heraus.

Die Geschichte der Philosophie gehört zu den Disciplinen, welche in einem eklektischen Zeitalter am beliebtesten sind; denn sie ist selbst für jene verstockten Gegner der Philosophie von Interesse, welche in allen Systemen nur vergebliche Babelsthurmbauten sehen. Sie studiren dieselbe wie Atheisten die Kirchengeschichte als einen Beitrag zur Pathologie der Menschheit. Von J. E. Erdmann's „Grundriß der Geschichte der Philosophie" ist der zweite Band erschienen, welcher die Philosophie der neuen Zeit bis in die unmittelbare Gegenwart hinein bespricht. Auch der dritte Theil von F. Ueberweg's „Grundriß der Geschichte der Philosophie" behandelt die Geschichte der Philosophie der Neuzeit. Von Stöckl's „Philosophie des Mittelalters" erschien der dritte Band. J. C. Bluntschli entwickelt „Die altasiatischen Gottes- und Weltideen"; H. Richter veröffentlicht eine Monographie über „Plotin's Lehre vom Sein und die metaphysische Grundlage seiner Philosophie"; Deutinger schildert den „Gegenwärtigen Zustand der deutschen Philosophie"; Weber behandelt „Kant's Dualismus"; Kiy den „Pessimismus und die Ethik Schopenhauer's". Im Vordergrunde der philosophischen Bestrebungen stehen immer die praktischen Fragen über die Freiheit des Willens und die Unsterblichkeit der Seele; denn auch dies letztere Problem hat nachgerade eine praktische Bedeutung gewonnen und ist die Wetterscheide geworden für den Gegensatz der Weltanschauungen, die von hier aus nach zwei entgegengesetzten Seiten auseinandergehen. Von H. Ritter's Werk über „Unsterblichkeit" ist eine neue Auflage erschienen; von der Schrift von Wilmarshoff: „Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeitsfrage", die vierte Abtheilung, welche sich mit dem schwierigen Probleme über „Ort und Beschaffenheit des künftigen Lebens" beschäftigt. Hierher gehören auch: H. Beckers, „Die Unsterblichkeitslehre Schelling's im ganzen Zusammenhang ihrer Entwickelung dargestellt"; F. Epp, „Seelenkunde"; W. Braubach, „Denkreise in das unbekannte Jenseits"; A. Mayer, „Zur Seelenfrage". Ludwig Feuerbach behandelt mit gewohnter Klarheit und Energie, welche die Probleme an ihrer Wurzel faßt, im zehnten Bande seiner sämmtlichen Werke: „Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie"; während J. Frauenstädt das zweite Problem in seinen ethischen Studien „Das sittliche Leben" behandelt, W. Kaulich in seiner Schrift über „Die Freiheit des Willens", Otto Liebenau in der Untersuchung „Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens". Die Neue Folge der „Kleinen Schriften" von David Strauß ist nur zum Theil philosophischen, meist literarhistorischen Inhalts. Ein hervorragendes Werk ist die „Geschichte des Materialismus und die Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart", von F. A. Lange, ein Werk, dem sich P. Haffner's „Der Materialismus in der Culturgeschichte" anreiht. Gegen den Materialismus tritt auf Ludwig Flentje in seiner Schrift: „Das Leben und die todte Natur". Ein Grenzgebiet zwischen Philosophie und Naturwissenschaft wird bezeichnet durch C. G. Carus' „Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Thierwelt" und Freiherrn von Reichenbach's „Aphorismen über Sensitivität und Od".

Auch das Gebiet der Populärphilosophie und praktischen Lebensweisheit ist nicht unangebaut geblieben. Hierher gehören Schriften wie: J. G. Kohl, „Am Wege. Blicke in Gemüth und Welt in Aphorismen"; „Anna. Philosophische Gespräche"; H. Rittberg, „Späne aus epikuräischem Gedankenholz". In den „Gesprächen mit einem Grobian" werden auch die literarischen Zustände und socialen Fragen mit rückhaltloser Offenheit besprochen. Einen geistvollen Skepticismus vertritt Otto Seemann in seiner Unterhaltung aus dem 19. Jahrhundert: „Wohin?"

Unter den Reisewerken, welche im Jahre 1866 erschienen sind, stehen in erster Linie: Adolf Bastian's

„Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen“ und J. J. von Tschudi's „Reisen durch Südamerika“. Von beiden Werken sind zunächst die ersten Bände erschienen. Bastian's Reise wendet sich ebenso an das philosophische wie an das ethnographische Interesse. Von andern Reisebeschreibungen in fremde Welttheile erwähnen wir: A. Kahl, „Reisen durch Chile und die westlichen Provinzen Argentiniens“; J. Platzmann, „Aus der Bai von Paraguay“; J. B. A. Ahrens, „Mexico und mexicanische Zustände“; F. Jagor, „Singapore — Malakka — Java“; F. H. Apel, „Drei Monate in Abyssinien“; Gustav Rasch, „Nach den Oasen von Siban“; H. Scherer, „Reisebuch in der Levante“ und „Reise in Aegypten“; H. Billroth, „Ein Evangelist in Brasilien“.

Auch die europäischen Touristen fahren fort, Reiseskizzen zu veröffentlichen, deren Reiz selbstverständlich von der größern oder geringern Bedeutung ihrer Persönlichkeit abhängt; denn in der Regel tritt diese mehr in den Vordergrund als die schlichte Beobachtung der Dinge. Neben Italien ist jetzt auch Spanien das Modeland der Touristen geworden, seitdem die Eisenbahn nach Madrid vollendet ist; denn der fashionable Tourist bewegt sich vorzugsweise auf diesen modernen Culturstraßen. Paris ist im Jahre 1866 ganz leer ausgegangen; es scheint, der Eifer der Touristen spart sich für die Industrieausstellung auf. Dagegen ist Italien noch immer der Tummelplatz für die verschiedenartigste touristische Literatur. Sebastian Brunner läßt „Heitere Studien aus und über Italien“ erscheinen, in der Tonart der katholisirenden Burleske; F. Leibing bespricht „Natur und Kunst in Oberitalien“; E. Lobstein gibt „Bilder aus Neapel“; S. Hehn, Ansichten und Streiflichter „Italien“; M. Nohl's „Tagebuch einer italienischen Reise“ wird von W. Lübke herausgegeben. Aus Spanien geben Arthur Stahl und G. Körner „Reiseblätter“. Alfred Meißner, der sich stets als geistvoller Tourist bewährt, veröffentlicht neue Reisebilder „Unterwegs“. Deutsche Kleinmalerei findet sich in O. Glagau's „Spaziergängen durch Lauenburg und Lübeck“.

Die Naturwissenschaften gehören nur in den Bereich d. Bl., wenn sie sich in volksthümlicher oder geschmackvoller Form an das allgemeine Lesepublikum wenden. Im ganzen hat der übermäßige Eifer auf diesem Gebiete, der vielfach zur belletristischen Verwässerung und Verseichtigung des wissenschaftlichen Inhalts führte, etwas nachgelassen. Roßmäßler's und Brehm's „Thiere des Waldes“ behandeln in ihren letzten Lieferungen mit Geschmack und Treue die kleine Welt des Waldes. „Das Meer“ wird in umfassender Weise mit dem Schmuck der Illustrationen durch J. Schleiden behandelt, ein Werk, welchem sich Arthur Mangin's „Der Ocean und seine Geheimnisse und Wunder“ anschließt. Von demselben Verfasser wird auch „Das Reich der Luft“ geschildert. B. von Cotta beleuchtet die „Geologie der Gegenwart“; C. J. B. Riegel charakterisirt die „Graspflanze“, während Karl Ruß in dem Werke „Meine Freunde“ allerlei Beobachtungen über die Thierwelt mittheilt. Was Diätetik und Gesundheitspflege betrifft, so erwähnen wir nur den dritten und vierten Band von Karl Pistor's „Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Menschen“ und das Werk von E. Reich: „Unsittlichkeit und Unmäßigkeit.“

Unsere Uebersicht kann nicht Anspruch auf Vollständigkeit machen, doch wird sie ein annäherndes Bild geben von den Hauptwerken und Hauptrichtungen deutscher literarischer Production, soweit sie in den Kreis d. Bl. fallen.

Rudolf Gottschall.

Die Alpen der Schweiz.

Zu unserer heutigen Besprechung gab zunächst der interessante Anfang einer auf längere Folge berechneten literarischen Erscheinung die Veranlassung, welche folgenden Titel führt:

1. Les Alpes Suisses, par *Eugène Rambert*. Première série. Paris 1866.

Das Werk hat den Zweck, alles, was sich auf die Natur und die Wissenschaft der Schweizeralpen bezieht, populär zu besprechen. Die vorliegende erste Probe ist vortrefflich. Sie ergreift den Gegenstand mit patriotischer Begeisterung und führt ihn mit Geschicklichkeit und genauester Sachkenntniß durch. Es wird ihr daher die allgemeine beifällige Beachtung sicher nicht fehlen. Man konnte es aber sehr beklagen, daß sein Erscheinen in eine dem deutschen Buchhandel ungünstige Periode fiel. Die Kriegsunruhen Deutschlands lenkten die Aufmerksamkeit von solchen Werken, welche der Politik gar nicht dienten, ganz hinweg. Darin lag auch wahrscheinlich der Grund, daß die zweite Serie, auf deren baldiges Erscheinen die vorliegende erste mit voller Zuversicht aufmerksam gemacht hat, noch jetzt nicht ausgegeben worden ist. Doch hoffen wir, daß die Zeitumstände bald wieder dem Buchhandel eine freie und zuversichtliche Bewegung gönnen werden.

Machen wir uns nun zunächst mit dem Inhalte der vorliegenden ersten Serie bekannt. Sie bespricht: 1) „Les plaisirs des grimpeurs“; 2) „Linththal et les Clarides, trois jours d'excursion“; 3) „Les cerises du vallon de Gueuroz“; 4) „Les plantes alpines“. Daran schließt sich noch ein Appendix, der a) „A propos de l'accident du Cervin“, und b) „Sur l'origine des plantes alpines“ zum Gegenstande der Unterhaltung macht.

Man sieht, dieser Inhalt betrifft die Natur und die Wissenschaft, das Leben und das Reisen in der Schweiz, und zwar von einem Standpunkte aus, der für jeden Gebildeten ein lebhaftes Interesse erweckt. Das Buch bildet eine belehrende Unterhaltungslektüre, besitzt aber einen höhern Charakter als die gewöhnlichen Reiseresultate der Touristen. Nach der Reihe der vorliegenden Mittheilungen erkennt man sogleich, daß dieselbe mit Leichtigkeit immer weiter und weiter gesponnen werden kann.

„Les plaisirs des grimpeurs“ ist der Titel des ersten Aufsatzes, welchen das Buch bringt. Der Verfasser sieht sich um, womit er dies Vergnügen, die Bergriesen zu erklimmen, wol in Vergleich bringen könnte, und kommt dann zu dem Schlusse, daß es eine Leidenschaft sei, welche sich am besten mit der des Spielers vergleichen lasse. Daß

dabei eine Leidenschaft im Spiele sei, wollen wir nicht einen Augenblick in Abrede stellen, aber daran zweifeln wir sehr, daß dieselbe mit der eines Spielers Aehnlichkeit oder gar Gleichbedeutung habe. Ich glaube, daß gerade hierin unser Alexander von Humboldt das Richtige getroffen hat, wenn er bei der Beschreibung des Versuchs, den Chimborasso zu ersteigen, ausspricht: „Das, was unerreichbar scheint, hat eine geheimnißvolle Ziehkraft; man will, daß alles erspäht, daß wenigstens versucht werde, was nicht errungen werden kann."

Es ist dies allerdings ein viel weitergehender Ausspruch, als hier davon Gebrauch zu machen ist, er paßt aber dennoch vortrefflich. Die „geheimnißvolle Ziehkraft" besitzt indeß ganz den Charakter einer Leidenschaft, welches um so mehr einleuchtet, je näher man mit den passionirten Bergreisenden bekannt wird. Sie kennen keine größere Freude, als gerade da gewesen zu sein, wo bisher noch niemand oder nur wenige Sterbliche gewesen sind, keine größere Lust als die Hoffnung, einen Gebirgsgipfel erklimmen zu können, den zu ersteigen sich Tausende vergebens abgemüht haben. Ein solcher war z. B. Hugi, der eine große Reihe gleichgesinnter Schüler gebildet hat, wozu wahrscheinlich auch Eugène Rambert zu zählen ist. Am Ende Juli 1829 sah ich Hugi nach Grindelwald bringen; er hatte mit 14 Gefährten und Führern den Versuch gemacht, abermals die Jungfrau zu ersteigen, um die umgestürzte Fahne wieder aufzurichten, aber dabei das Unglück gehabt, ganz oben in der Nähe des Gipfels das Bein zu brechen. Er sah aus wie eine Leiche und selbst die Aerzte waren sehr in Sorge um sein Leben. Drei Monate später besuchte ich ihn in Solothurn. Er humpelte ganz wohlgemuth in seinem berühmten Naturaliencabinet umher. Das Bein war geheilt, mußte aber noch durch einen Wanderstab unterstützt werden, weil ihm die Bewegung noch ungewohnt war. Auf meine Aeußerung, daß der Beinbruch wol auf längere Zeit, wenn nicht auf immer, die Lust zum Bergsteigen gedämpft haben möchte, schüttelte er sehr heftig den Kopf und sagte: „Nein, nein, durchaus nicht. Erst gestern habe ich's versucht, den Weißenstein zu ersteigen. Es ging wol noch etwas langsam und beschwerlich, aber ich bin doch hinaufgekommen und habe die feste Hoffnung fassen können, daß ich bis nächsten Sommer ganz wieder der alte Hugi sein werde, der oben auf der Jungfrau die von ihm aufgepflanzte, aber jetzt umgefallene Fahne wieder emporrichten kann."

Dabei glänzten dem Manne die dunkeln Augen, als hinge von der Erfüllung dieser Hoffnung seine größte Seligkeit ab. Der Himmel fügte alles nach Wunsch, sodaß das Besteigen der schweizerischen Bergriesen durch ihn und seine Freunde Sulger, Studer, Schultes, Tschudi u. a. erst eigentlich den höchsten Aufschwung erhielt, wie sich aus den von ihm herausgegebenen „Naturhistorischen Alpenreisen", oder aus der im Jahre 1843 herausgegebenen „Deutschen Vierteljahrsschrift" in dem Hugi'schen berühmten Aufsatze: „Die Ersteigung der Alphörner", klar erkennen läßt. Auch unser Verfasser verfolgt die Sache mit derselben Begeisterung und schreibt gleichsam einen Commentar zu dem Ausspruch des weltrichtenden Chors:

> Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
> Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
> Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!

Der folgende Aufsatz: „Linththal et les Clarides", beschreibt eine dreitägige Reise in den höhern Regionen der Schweizeralpen, welche der Verfasser von Zürich aus ausgeführt hat. Die Darstellung trägt ganz das Gepräge eines vielgeübten kühnen Meisters im Ueberwinden aller Schwierigkeiten und im Genießen der erhabenen Schönheiten, welche sich dabei dem Auge darbieten.

Hieran schließt sich eine ganz allerliebste Novelle: „Les cerises du vallon de Gueuroz." Sie ruht ganz auf dem Boden des wirklich Erlebten und schildert die Natur der Gegend und das Volk mit seinen Sitten, Gewerben und Lebensanschauungen genau der Wahrheit entsprechend, sodaß die kleine Erzählung nicht blos angenehm unterhaltend, sondern auch durchweg belehrend ist.

Die Artikel „Les plantes alpines" und „Sur l'origine des plantes alpines" bewegen sich ganz in dem von Alexander von Humboldt zuerst sicher begründeten Gebiete der Pflanzengeographie; sie sind auch von allgemeinem Interesse, halten indeß eine Basis fest, die ganz vorzugsweise nur für die Fachmänner der Botanik paßt. Dann bringt das Buch auch noch eine gelegentliches Wort über das vielbesprochene Unglück „du Cervin", wie es der Verfasser nennt, welches übrigens bei uns mehr unter der Katastrophe des Matterhorns bekannt ist. Der Leiter dieses kühnen Unternehmens, das Matterhorn zu ersteigen, war Whymper. Seine Begleiter waren Lord F. Douglas, ein Geistlicher Hudson und ein junger Engländer, Hadow. Den letztern mitzunehmen war sehr unvorsichtig, da derselbe im Bergsteigen noch gar keine Erfahrung hatte. Der Gipfel des bisher unbestiegenen Horns wurde glücklich erreicht. Das gräßliche Unglück kam erst bei der Rückkehr. Der Verfasser setzt das Ganze als allgemein bekannt voraus und spricht dann mehr über die Sache, als daß er dieselbe zur Mittheilung bringt. Er spricht es nicht gerade aus, aber man merkt es ihm doch an, daß er kein großer Verehrer der neuesten englischen Clubs für das Ersteigen der höchsten Berggipfel der Schweiz ist. Die Schweizer-Bergreisenden von Fach nennen die Fremden, welche beinahe ohne jede Erfahrung sich an die gefährlichste Bergersteigung machen, spottweise die „Bergspringer", und schütteln bedenklich den Kopf über die krankhafte Sucht, Unerhörtes zu leisten.

2. Die Urwelt der Schweiz von Oswald Heer. Zürich, Schultheß. 1864—65. Lex.-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Vor mehr als Jahresfrist wurde mir der ebenfalls vortreffliche Anfang eines literarischen jetzt bereits mit 13 Lieferungen abgeschlossenen Unternehmens zugesandt. Das ganze Werk entspricht den Erwartungen, welche man nach dieser ersten Lieferung zu hegen berechtigt war. Wir

wollen durch eine genauere Analyse derselben zugleich auch die Physiognomie der ganzen Arbeit darlegen.

Das erste Heft enthält nur zwei Kapitel über die Urwelt der Schweiz, aber ein paar sehr wichtige, für welche sich nicht blos die Männer von Fach, sondern jeder Gebildete lebhaft interessirt, nämlich über Steinkohlen und Salzlager. Der Verfasser kennt in diesen beiden Punkten sein Vaterland sehr genau und besitzt überdies ein ausgezeichnetes Erfahrungswissen, womit er überall belehrende und anziehende Vergleiche anzustellen versteht. Im ersten Kapitel geht er ganz speciell die Pflanzen durch, welche in den Steinkohlen aufgefunden worden sind, und sagt dann:

Stellen wir die bisjetzt bei uns entdeckten Steinkohlenpflanzen, die wir im obigen einzeln betrachtet haben, zu einem Gesammtbild zusammen, so wird es nicht schwer halten, uns eine Vorstellung von dem Aussehen des damaligen Landes zu verschaffen, und das beiliegende Bildchen sucht der Phantasie nachzuhelfen.

Dies Bild ist nun ganz ausgezeichnet. Man hat bekanntlich vielfach versucht, ein solches Phantasiegemälde von der Zeit der Steinkohlenpflanzenwelt zusammenzustellen; aber eine so vortreffliche Composition, wie sie hier das vorliegende Werk liefert, ist noch nicht dagewesen. Die Bäume sind fast alle blütenlos und gehören einer Gattung an, die wir jetzt nur als untergeordnetes Gesträuch kennen, Laubholz und Nadelholz existirten noch gar nicht. Der Boden war feucht und morastig und vielfach mit Wasser überdeckt. Auf ihm breiteten die Annularien und Sphenophyllen ihre zahlreichen Blattwirtel aus, während die Stigmarienformen der Sigillarien mit ihrem langen, vielfach verzweigten und verschlungenen Wurzelwerk große schwimmende Filze bildeten, welche dann wieder als Grundlage zu den Calamiten und zahlreichen Farrnkräutern dienten, ja selbst die Sigillarien zu großen Stämmen aufwachsen ließen. Die Säugethiere und Vögel konnten damals wegen der noch zu stark mit Kohlensäure angefüllten Atmosphäre noch gar nicht existiren. An Sonnenschein war noch kein Gedanke, weil derselbe durch die beständig mit dichten Regenwolkenschichten angefüllte Luft nicht hindurchdringen konnte; dennoch fehlte es nicht an Wärme, welche aus dem damals noch wenig abgekühlten Erdinnern kam. Der Verfasser sagt:

Beachtenswerth ist, daß die Farrnkräuter, die Bärlappgewächse der Jetztzeit, meistens im dunkeln Schatten der Wälder wachsen, also zu ihrem Leben der Einwirkung der directen Sonnenstrahlen weniger bedürfen als die Blütenpflanzen. Dasselbe war ohne Zweifel auch bei ihren Verwandten der Vorwelt der Fall, und da diese die Hauptmasse der Steinkohlenflora bilden, so können wir sagen, daß diese auch bei immer bedecktem Himmel leben und gedeihen konnte. Dazu stimmen denn auch die wenigen Insekten, welche man aus der Kohlenzeit kennt, denn es sind der Mehrzahl nach nächtliche Thiere, nämlich Kakerlaken und Termiten. Dies alles spricht dafür, daß damals die Sonne noch nicht diesen überwältigenden Einfluß auf die organische Welt der Erde ausübte wie in jetziger Zeit.

Sehr interessant ist die vom Verfasser mitgetheilte wahrscheinliche Naturgeschichte des Torfmoors und die daraus gezogenen Rückschlüsse auf die Bildung der Braunkohle, Steinkohle bis zum Anthracit; alle dabei wahrgenommene Verschiedenheit scheint sich nur auf große zwischenliegende Zeitepochen zu beziehen und auf die darin vorkommende Ungleichheit der herrschenden Pflanzennatur. Es ist dies eine schon allgemein geltende Ansicht der Naturforscher, der Verfasser weiß dieselbe aber sehr anschaulich vorzuführen und stets mit Gründen zu unterstützen, die jedermann einleuchten. Eben deswegen wünschen wir aber auch, daß seine Abhandlung recht viel gelesen werden möchte.

Das zweite Kapitel bespricht die Salzbildung der Schweiz. Es wird das Vorkommen des Salzes und dessen Entstehung zuerst im allgemeinen, dann aber speciell in Bezug auf die Schweiz besprochen. Wenn die Steinkohle sich erst seit ein bis zwei Jahrhunderten als praktisch wichtig ausgewiesen hat, so besitzt die praktische Wichtigkeit des Salzes schon ein nach vielen Jahrtausenden bemessenes Alter. Die Steinsalzlager läßt der Verfasser, wie jetzt allgemein gebräuchlich, aus dem nach und nach zurückgetretenen Meerwasser entstehen, meint aber, man müsse es doch dahingestellt sein lassen, ob nicht auch einige dieser Lager einen andern Ursprung haben könnten, für die Schweiz gelte indeß die erste Entstehungshypothese ohne Ausnahme.

Das wichtigste, das für die Schweiz von großer Bedeutung geworden ist, liegt auf dem linken Ufer des Rhein und erstreckt sich von Ryburg (bei Rheinfelden) bis gegen Basel. Da in Schwaben in derselben Gebirgsformation, wie sie in diesen Gegenden vorkommt, mächtige Steinsalzlager ausgebeutet werden, so ließen sich auch hier in der Schweiz solche vermuthen. Die Bohrversuche, welche auf die geologischen Untersuchungen sich stützten und ausgeführt wurden, haben dies glänzend bestätigt. In Schweizerhall (zwischen Basel und Augst) wurde das circa 30 Fuß mächtige Steinsalzlager im Jahre 1836 erbohrt, in Rheinfelden 1844, in Ryburg 1847. An den beiden letzten Orten soll es etwa 50 Fuß mächtig sein und liegt 480 Fuß tief. Daß diese Salzlager einem ausgetrockneten Meere ihren Ursprung verdanken, zeigen uns die zahlreichen Meermuscheln, welche man an manchen Stellen in dem Kalke gefunden hat, der das Salzlager umgibt. Es hat dieser Kalk davon den Namen Muschelkalk erhalten.

Es wird dann noch darauf hingewiesen, daß die Schweiz diese Salzlager noch nicht so ausbeute, um alle Bedürfnisse befriedigen zu können. Der Verbrauch erreicht durchschnittlich die jährliche Höhe von 626000 Centnern und die Production komme nur zu circa 300000 Centnern. Das Fehlende wird meistens von den wirtembergischen und badischen Salinen eingeführt. Der technische Betrieb zum Gewinn des Salzes wird dann auch mit einigen passenden Worten berührt und zuletzt die Natur der Thiere und der Pflanzen zur Zeit der Bildung der Steinsalzlager besprochen und daraus wieder ein sehr ansprechendes Phantasiebild von Basel zur Keuperzeit zusammengestellt.

Heinrich Birnbaum.

Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom.

(Beschluß aus Nr. 1.)

In dem letzten Sturze der schwäbischen Dynastie erblickt Gregorovius eine Wiederholung des Sturzes des ostgothischen Reichs, und wieder tritt uns in dem „nothwendig gewordenen Untergange beider Herrschaften und ihrer Helden" die fatalistische Geschichtsauffassung des Autors entgegen. Sein Ausruf: „Wie dunkel ist das Auge des Sterblichen!" — weil Manfred, vor der Schlacht bei Benevent in der Nähe von Tagliacozzo lagernd, nicht ahnt, daß zwei Jahre nachher der letzte seines Geschlechts hier zu Grunde gehen wird — bringt einen tragikomischen Effect auf den Leser hervor, wie nicht minder, wenn er das Verhängniß in Person auf dem Schlachtfelde von Benevent stehen und statt der französischen Ritter die tapfern Deutschen erschlagen läßt. Trefflich ist übrigens die Schilderung der Schlachten bei Benevent und Tagliacozzo selbst wie die Erzählung von Manfred's und Konradin's tragischem Ende, sowenig uns auch Ausdrücke anmuthen wollen wie „der geheimnißvolle Zusammenhang dieser Geschichten ist von atridenhafter Größe."

Die hohenstaufische Episode schließt der Verfasser mit den Worten:

Die schwäbische Dynastie war todt; Konradin, das letzte Opfer des Princips ihrer Legitimität. Große Geschlechter stellen Systeme einer Zeit dar; doch sie fallen mit diesen, und keine priesterliche oder politische Macht, wie sehr auch die überlebende Einbildung sich bemühe, vermochte je eine überwundene Legitimität zu erneuern. Kein größeres Geschlecht vertrat je ein größeres System als die Hohenstaufen, in deren mehr als hundertjähriger Herrschaft der Principienkampf des Mittelalters seine entschiedenste Entfaltung und seine mächtigsten Charaktere gefunden hat. Der Krieg der beiden Systeme, der Kirche und des Reichs, die sich gegenseitig zerstörten, um die Bewegung des Geistes freizugeben, war der Gipfel des Mittelalters, und auf ihm steht Konradin durch seinen tragischen Tod verklärt. Der Kampf der Hohenstaufen setzte sich, obwol diese große Dynastie selbst überwunden war, siegreich in andern Processen zur Befreiung der Menschheit von der Uebermacht des Priesterthums fort, welche ohne die Thaten jenes Heldengeschlechts nicht möglich geworden wären.

Eine Periode der Ruhe folgte. Gregor X. schloß Frieden mit dem Reiche; aber Rudolf von Habsburg erkannte in einem demuthsvollen Schreiben die Theorie Innocenz' III. an. Daß er, wie Gregorovius gegen die gewöhnliche Annahme behauptet, stets die Absicht gehabt habe, einen Römerzug zu unternehmen und nur durch die Verhältnisse davon abgehalten worden sei, scheint uns nicht hinlänglich erwiesen. Sein Sohn, Albrecht I., ging so weit, zu bekennen, daß der Papst allein die Kaiserkrone verleihe, daß alles, was Kaiser und Reich besitzen, aus der päpstlichen Gnade geflossen sei, und versprach, keinen seiner Söhne ohne Erlaubniß des Papstes zum römischen König krönen zu lassen. So früh schon zeigten sich die Habsburger als gehorsame Söhne des Heiligen Vaters.

Aber die schwindelnde Größe des Papstthums neigte zum Falle. Die französischen Könige, welche an die Stelle der deutschen Kaiser als Vertreter der weltlichen Macht traten, hatten nicht nur das französische Volk, sondern sogar den gallikanischen Klerus hinter sich; die Welt war der päpstlichen Anmaßungen müde; „die Reaction des staatlichen Geistes gegen das europäische Kirchenrecht, das wichtigste Motiv in der Geschichte des Mittelalters" (doch wol erst in seiner zweiten Hälfte?), wurde übermächtig, und „das Grab Bonifacius' VIII." — mit dem unser Werk für jetzt abschließt — „erscheint als der Denkstein des mittelalterlichen Papstthums, welches von der Macht der Zeit mit ihm selbst begraben ward".

Wir dürfen nicht bei den zahlreichen Episoden der römischen Geschichte verweilen, von denen uns ihr Verfasser ebenso anziehende als lebensvolle Bilder entwirft. Er zeigt uns die endlosen Züge der Pilger nach der Heiligen Stadt, von wo sie mit theuer erkauften, abgöttisch verehrten Resten heiliger Leichen heimkehren, gipfelnd in dem Jubeljahre 1300, wo täglich an 30000 Fremde durch die Thore Roms gezogen sein sollen; er zeigt uns den wilden Macbeth, wie er, von den rächenden Furien getrieben, seine Blutthaten an Sanct-Peter's Stuhle zu büßen kommt; zeigt uns die Sarazenenhorden bald auf eigene Rechnung, bald im Dienste der Normannen und Hohenstaufen die Schätze der Peterskirche plündernd und den heiligsten Dom der Christenheit schändend; schildert uns die furchtbare Verwilderung der Klöster im 10. Jahrhundert, das er ein faustisches wie das 15. nennt, und die ekelerregende Sittenverderbniß des regulären und secularen Klerus im folgenden Säculum, und wieder im Gegensatz dazu die seltsamen Wundergestalten der heiligen Anachoreten: Sanct-Nil's, Pier Damiani's, des Einsiedlerpapstes Pietro Murrone (Cölestin V.), „che fece per viltà il gran rifiuto", und des kindlich erhabenen Franz von Assisi; entwirft uns ein lebensvolles Porträt der berüchtigten und berühmten Frauen jener Zeit, der Rom und die Päpste beherrschenden Buhlerinnen Theodora und Marozia, der großen Markgräfin Mathilde von Toscana, Adelheid's von Susa und ihrer Tochter Bertha, der Gemahlin Heinrich's IV; zeigt uns hier die deutschen Kaiser Heinrich IV. und V. und Friedrich II., gleich Hannibal auf dem Albanergebirge lagernd und die Campagna verheerend, ohne die Stadt selbst betreten zu können, und dort den kaltblütigen Wütherich Karl von Anjou, wie er in seinem Zelte nach der Schlacht von Tagliacozzo den Brief an Papst Clemens V. schreibt und ihn einladet, „von dem edeln Jagdwild seines Sohnes zu essen", während das gehetzte Wild selbst, der unglückliche Konradin, rathlos umherirrend dem Verräther in die Hände fällt; erzählt uns die seltsamen und deutungsvollen Legenden, mit denen die römische Volkssage die alten Bau- und Bildwerke ausgeschmückt, und — doch wir brechen hier ab, in der Hoffnung, unsern Lesern ein hinlängliches Bild von dem reichen Inhalt dieses Theils unserer Schrift gegeben zu haben, und ihnen hohen Genuß verheißend, wenn sie, nicht abgeschreckt durch ihren Umfang und den vielleicht wenig versprechenden Titel, selbst an diese reichbesetzte Tafel herantreten wollen.

Weit geringere Theilnahme dürfte dagegen bei dem

großen Publikum der eigentliche Gegenstand des Buchs, die Geschichte der Stadt Rom als solcher, finden. Der Grund davon liegt theils in dem geringern Interesse, das der Stoff selbst bietet, theils und mehr noch in der Dürftigkeit der darüber vorhandenen gleichzeitigen Nachrichten, welche eine harmonische, lebensvolle und farbenreiche Darstellung unmöglich macht. Am spärlichsten fließen die Quellen im 9. Jahrhundert.

Der Geschichtschreiber Roms ist für diese Periode auf die Annalen der fränkischen Chronisten, die ihm dürftige Berichte über die politischen Ereignisse geben, und auf die Lebensbeschreibungen der Päpste angewiesen, welche in ihrer dürren Weise kaum mehr verzeichnen als die päpstlichen Bauten und Weihgeschenke. Er verzweifelt daher an jeder Schilderung des innern bürgerlichen Lebens in Rom zu jener Zeit. (III, 78).

Erzählungen von blutigen Kämpfen mit den immer von neuem erscheinenden sarazenischen Piraten, Schilderungen furchtbarer Anarchie, wie bei der Vacanz nach dem Tode Papst Johann's VIII. und bei der Leiche des noch im Tode mishandelten Formosus, werfen hier und da grelle Streiflichter in das tiefe Dunkel. Auch im 10. Jahrhundert erblicken wir nur, um mit unserm Autor zu reden, das wüste, finstere, wie von einem blutigen Monde erleuchtete Rom des Mittelalters, während uns doch jetzt zum ersten male die Römer selbst wieder in bestimmten geschichtlichen Umrissen entgegentreten, indem die blutige Geschichte des mittelalterlichen Senats oder Adels von Rom mit dem Falle des karolingischen Reichs und der päpstlichen Gewalt sich geltend zu machen beginnt. Unter der Regierung Alberich's, des Sohnes der allmächtigen Marozia (932—954), erscheint Rom zum ersten male als selbständiger Staat. Aber dieser Zustand hatte keine Dauer. An die welthistorische Bedeutung des Papstthums geknüpft, sich selbst noch immer als die Metropole eines idealen Weltkreises betrachtend und doch nach politischer Unabhängigkeit und Selbständigkeit strebend, ringt die Stadt vergeblich, diese unlöslichen Widersprüche zu vereinen: ewig entzweit, bald mit dem Papst gegen den Kaiser, bald mit dem Kaiser gegen den Papst, bald gegen beide zugleich für ihre Unabhängigkeit kämpfend, in stetem Aufruhr, in unaufhörlicher Zwietracht der eigenen Bürger, befindet sie sich in einem Zustande chronischer Anarchie, dessen wüste Finsterniß nur seltene, rasch vorübereilende Lichtblicke unterbrechen. Auch nach dem Ausgange der sächsischen Ottonen gelang es der Stadt trotz des schrecklichen Verfalls des Papstthums nicht, sich der päpstlichen Herrschaft ganz zu entziehen. Indem die höchste Würde der Stadt, das Patriciat, das die deutschen Kaiser an sich gerissen, wie wir bemerkt, im 10. Jahrhundert zugleich das Recht zur Besetzung des Heiligen Stuhls verlieh, wurde die Stadt unvermeidlich in die Kämpfe der beiden Oberhäupter der Christenheit verwickelt und spielte dabei die unglückseligste Rolle. Wiederholte Stadtkriege, zum Theil von jahrelanger Dauer, zerstörten die Gebäude und den Wohlstand der Bewohner. Die Landeshoheit des Papstes war übrigens im 11. Jahrhundert noch nicht anerkannt. Adel und Senat übten unter hergebrachten Formen die städtische Justiz aus.

Auch die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts bietet weder ein freundlicheres noch ein klareres Bild dar: einzelne mächtige Adelsgeschlechter, wie die Pierleoni, die das alte Marcellustheater in eine mittelalterliche Zwingburg verwandelt hatten, traten in den Vordergrund. Erst seit 1143 tritt uns auch in Rom eine republikanische Verfassung nach dem Muster der überall entstandenen freien Städtewesen Italiens entgegen. Die Revolution dieses Jahres stürzte das Adelsregiment der Colonna, Frangipani, Pierleoni, Massimi, Scotti und anderer Consulargeschlechter, wie sie sich nannten; der Senat der römischen Gemeinde thronte auf dem Trümmerhaufen des Capitols, schlug wieder Münzen mit der Umschrift: „S. P. Q. R." und decretirte die Absetzung des Papstes als weltlichen Herrschers. Aber die Päpste und die Erinnerungen der altrömischen Majestät blieben dem neuen Gemeinwesen verderblich: es mußte endlich die Oberhoheit des Papstes gegen die des Kaisers anerkennen. Der Volkscharakter war tief entartet. Bernhard von Clairvaux („De consideratione", IV, 2) nennt die Römer stolz, habgierig, eitel, aufrührerisch, unmenschlich und falsch. „Ihre Rede ist groß, aber ihre Thaten sind klein. Sie versprechen alles, aber halten nichts. Sie sind zugleich süße Schmeichler, beißende Verleumder und kurz, nichtswürdige Verräther." In ihrem Dünkel, von dem freilich noch sieben Jahrhunderte später die Spuren nicht ganz verwischt sind, schrieben sie an Kaiser Konrad und redeten Friedrich I. an in einem Tone, wie der römische Senat der alten Republik ihn nicht stolzer und hochtrabender hätte finden können. Sie wurden mit Recht verlacht und verhöhnt. Aber der Kampf gegen die Päpste, die den politischen, bürgerlichen und nationalen Charakter der Stadt auszulöschen strebten — ein Kampf, der, bis in die Gegenwart fortdauernd, erst jetzt seiner letzten Entscheidung im Sinne der Volksrechte und der Vernunft entgegengeht —, hat der ganzen Geschichte des neuern Rom einen tief tragischen Charakter aufgedrückt.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts schlossen die Päpste nach vierzigjährigem Kampfe Frieden mit der römischen Demokratie. Die Stadt blieb frei unter päpstlicher Oberlehnshoheit. Des Kaiserrechts und des Patricius ward nicht mehr gedacht; die weltliche Stellung des Papstes beschränkte sich auf den Besitz von Regalien, Kirchengütern und die Investitur der Beamten. Allein das christliche Rom war wol vorübergehender Aufwallung für Freiheit und Größe fähig, der echten männlichen Bürgertugend aber zu allen Zeiten unfähig. Seine besten Kräfte vergeudete es in dem Bestreben, die Nachbarstädte Tusculum, Tivoli und Viterbo unter sein Joch zu beugen, so wider seinen Willen in dem Interesse des Papstthums arbeitend und gegen das eigene wüthend. Sein Ehrgeiz war, das alte Ducat vom Capitol aus zu beherrschen. Die Tradition von der alten respublica romana als Quelle des Kaiserthums war gefallen, um erst im 14. Jahrhundert in phantastischer Weise wieder aufzutauchen.

Den Anfang des 13. Jahrhunderts füllen wilde Kämpfe zwischen den Geschlechtern. Von den über Nacht

erbauten Thürmen wie von den in Festungen verwandelten Monumenten des Alterthums schleuderten sie sich Steine und Geschosse entgegen, die ganze Stadt wiederhallte von wildem Schlachtgetöse. Der später so berühmte und berüchtigte Name der Orsini tritt uns in diesen Kämpfen zuerst entgegen. Rings um die Stadt, zumal an den Abhängen und in den Thälern des volskischen, sabinischen und lateinischen Gebirgs saßen die Landbarone, vor allen die Colonna, in ihren von Cyklopenmauern aus unvordenklicher Zeit umgebenen Felsenburgen (rocche). Der Krieg zwischen Friedrich II. und den Päpsten rief auch in Rom die Guelfen und Ghibellinen zum Kampf; als aber die Stadt den Versuch machte, die päpstliche Herrschaft abzuwerfen, verbanden sich die geistliche und weltliche Macht und erstickten den Aufstand im Blute. Rom war eine Wüste, seine Einwohner Bettler, 8000 öffentliche Arme streckten ihre Hand nach Almosen aus. Erst nach dem Tode Friedrich's II. brach wieder eine bessere Zeit heran, zumal unter dem Regiment des bolognesischen Podestà Brancaleone, der mit starker Hand das Volk schützte und den unbotmäßigen Adel daniederhielt. Aber das Glück dauerte nicht lange. Nach Brancaleone's Tode wurde den Päpsten selbst die Senatorwürde übertragen. Sie wählten Karl von Anjou zu ihrem Stellvertreter und verwickelten so die Stadt in die Kämpfe mit den Hohenstaufen Manfred und Konradin. In der langen Vacanz des päpstlichen Stuhls nach dem Tode Nikolaus' IV. herrschte die furchtbarste Anarchie, die auch unter Bonifacius VIII. bei dem steten blutigen Hader dieses Papstes und seiner Nepoten, der Gaetani, mit den mächtigen Colonna im wesentlichen bis in das 14. Jahrhundert hinein fortdauerte.

Dieser rasche Ueberblick wird genügen, dem Leser ein ungefähres Bild der römischen Zustände in der vom Verfasser geschilderten Periode zu geben. Wir enthalten uns jedes Eingehens in die innere Verfassungsgeschichte, zu der ihm nur die dürftigsten Quellen zu Gebote standen, sodaß er fortwährend genöthigt ist, die Lücken durch geistreiche Combinationen auszufüllen — eine immerhin nicht ganz unbedenkliche Methode.

Wie es mit der allgemeinen wissenschaftlichen und literarischen Bildung der Römer, wie mit ihrer geistigen Aufklärung überhaupt stand, läßt sich unter den angegebenen äußern Verhältnissen unschwer muthmaßen. In der That scheint in diesen Jahrhunderten roher Uncultur Rom noch hinter allen andern bedeutenden Städten Italiens, seine Bewohner noch hinter den Barbaren des Nordens weit zurückgestanden zu haben. Im 9. und 10. Jahrhundert war die Unwissenheit seines Klerus und sogar der Päpste selbst der Spott und Skandal des Abend- wie des Morgenlandes (vgl. III, 525 fg.). Fehlte es auch später nicht an gelehrten Päpsten, so thaten sie doch nichts für die Bildung ihrer Residenz. Von römischen Schriftstellern werden uns äußerst wenige Namen genannt, und diese wenigen erheben sich nirgends über die Mittelmäßigkeit. Nicht einmal höhere Lehranstalten finden wir vor dem 13. Jahrhundert. Erst Innocenz III. gründete eine Rechtsschule, wie denn die Rechtsgelehrsamkeit in Italien unter allen Fächern der Wissenschaft im Mittelalter die erste Rolle spielte. Thomas von Aquino versuchte in Rom zu lesen, mußte aber bald erkennen, daß die Scholastik bei den Römern keinen fruchtbaren Boden finde. Die von Karl von Anjou 1265 gestiftete Universität hat nie ein Lebenszeichen von sich gegeben.

Von den innern gesellschaftlichen Zuständen, von Sitte und Familienleben und allem, was damit zusammenhängt, diesen wichtigen Factoren der Culturgeschichte, erfahren wir leider höchst wenig. Wir wollen dem Verfasser daraus keinen Vorwurf machen; die Schriftsteller jener Zeit hatten nicht den geringsten Sinn, nicht das geringste Verständniß dafür, und so mögen ihn hier seine Quellen gänzlich im Stiche gelassen haben. Die Folge davon aber ist nothwendig, daß des Lesers, welcher natürlich gerade hier in dem bändereichen Werke eine reiche Ausbeute für die innere Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu finden erwartet, eine harte Enttäuschung harrt.

Anders verhält es sich mit der Geschichte der Baudenkmäler der Ewigen Stadt. Wie diese durch ihre Zahl und staunenswürdige Größe, durch ihre märchenhafte Pracht, welche selbst in der Zerstörung noch sichtbar war, und entweder durch den edeln Stil, der an einen längst geschwundenen Zeitraum hoher Gesittung mahnte, oder durch ihre heilige Bedeutung als die vornehmste Stätte christlicher Gottesverehrung und heiliger Reliquien auf die fremden Wallfahrer einen unvergeßlichen Eindruck machten und sie mit Bewunderung und Ehrfurcht vor der Majestät der alten Welthauptstadt erfüllten: so findet sich auch in der Aufzählung und Beschreibung dieser Bauwerke in den Graphien und Mirabilien, in der Schilderung des spanischen Juden Benjamin von Tudela, in den Monographien päpstlicher Beamten, wie in Petrus Mallius' Beschreibung des Sanct-Peter, des Kanonicus Johannes Schilderung des Laterans, in den Regesten der Päpste, den Notizen des anonymen Mönchs von Einsiedeln u. a. ein freilich noch ebenso lückenhafter wie unkritischer Stoff, in dem Wahres und Falsches, Wirkliches und Fabelhaftes, noch Vorhandenes und längst Verschwundenes in oft schwer zu sichtender Weise untereinander gemischt erscheint. Gregorovius beschränkt sich nicht darauf, das Wissens- und Glaubenswürdige aus den zahlreichen zerstreuten Notizen auszuziehen und uns treulich zu berichten, welche Päpste diese oder jene Kirchen und Paläste errichtet, renovirt oder erweitert haben: er versucht mit gewandter Feder, in geistreicher und anschaulicher Weise, wenn auch natürlich wieder nicht ohne Beihülfe mehr oder weniger gewagter Conjecturen, uns am Ende jeden Bandes ein Gesammtbild der Stadt, zumal was den Zustand der noch vorhandenen Reste des classischen Alterthums anlangt, zu zeichnen.

Wenn der nordische Wanderer heutzutage Rom betritt, seine Phantasie erfüllt von den Wunderwerken der alten Metropole, deren Namen ihm von Kindheit an geläufig

sind, ist sein erstes Gefühl fast unausbleiblich das einer tiefen Enttäuschung. Bieten doch selbst die am besten erhaltenen Denkmäler des Alterthums, wie das Colosseum und der kleine Cybeletempel am Tiberufer, ja sogar das Pantheon, nur das traurige Bild schrecklichster Zerstörung und Entstellung. Wer aber die Schicksale bedenkt, denen diese Denkmäler seit anderthalb Jahrtausenden ausgesetzt waren: die furchtbare Verwüstung durch äußere Feinde wie die Vandalen, Gothen, Sarazenen, Normannen und Deutschen; die ewigen Fehden, wo ein Geschlecht die Sitze des andern, deren Mittelpunkte und Hauptfesten antike Denkmäler bildeten, mit Eisen und Feuer zerstörte oder das Volk dieselben, im Kampfe mit dem Adel, dem Boden gleich zu machen bestrebt war; das unaufhörliche Raubsystem, welches von den Päpsten, den römischen Großen und dem Auslande geübt ward, indem alle die kostbarsten Reste, Säulen, Verzierungen, Marmorplatten, die Quadern selbst, zum Bau ihrer Kirchen und Paläste massenweise verwendeten: dann müssen wir vielmehr billig erstaunen, daß noch so Vieles und Großes sich dem Auge der späten Enkel darstellt.

So stürmische Zeiten wie die fünf Jahrhunderte von Karl dem Großen bis zu dem Exil von Avignon, mit der sie begleitenden steten Geldnoth, waren großen und dauernden Neubauten nicht günstig. Kaum ein nennenswerthes Gebäude aus dieser finstern Zeit, wie das sogenannte Haus des Pilatus (nach Bunsen und Platner das Haus des berühmten Crescentius, nach Gregorovius ein Bauwerk des 12. Jahrhunderts), ist einigermaßen unverletzt bis zu unsern Tagen stehen geblieben. Selbst die Kirchen wurden nur ausgebessert, höchstens umgebaut und erweitert, ebenso wie die Residenzpaläste der Päpste. Nach der furchtbaren Verwüstung der Stadt durch die rohen Scharen Robert Guiscard's wurde das alte Siebenhügelrom mehr und mehr verlassen, Cölius und Aventin zumal verödeten, während das ebenfalls verbrannte Marsfeld wieder neu angebaut wurde. Im 12. Jahrhundert aber, als die Stadtgemeinde ihren Sitz auf dem Capitol genommen hatte, wurden die Hügel, die sich zum Forum und zum Circus Maximus herabsenken, wiederum wie in alten Zeiten der eigentliche Schauplatz der römischen Stadtgeschichte. Hier lagen die größten Adelsburgen, vor allem die des mächtigen Hauses der Frangipani, deren gewaltige Festung sich von dem Cölius über den Palatin bis zur Tiber erstreckte und vom Colosseum bis zum Janus quadrifons die hier am zahlreichsten gehäuften Monumente dieses glänzendsten Stadttheils des alten Rom in sich schloß.

Unsere Vorfahren müssen, wenn sie im Gefolge der sächsischen Ottonen oder der fränkischen Heinriche den Römerzug mitmachten, noch eine Anzahl fast ganz erhaltener alter Prachtgebäude erblickt haben, die seitdem entweder wie das Septigonium am Palatin ganz verschwunden sind oder wie das Marcellustheater, das Mausoleum August's u. a. nur noch schwache Spuren ihres alten Glanzes zeigen. Dagegen lagen freilich fast alle die herrlichen Meisterwerke der Sculptur, die jetzt die Hallen des Vatican und die Museen Europas bevölkern, noch tief in der Erde oder in den von vielhundertjährigem Schutte versperrten und überdeckten Hallen der alten Paläste verborgen. Die wenigen noch sichtbaren Kunstwerke des Alterthums, wie die Reiterstatue Marc Aurel's, müssen um so größeres Staunen erweckt haben, als die Kunst jener Jahrhunderte noch in der Wiege lag und selbst die besten Arbeiten der talentvollen Familie der Cosmaten und die gelungensten Fresken und Mosaiken in S.-Clemente, Sta.-Maria Maggiore u. s. w., die uns der Verfasser beschreibt, uns nur als die kindischen Versuche einer neu heraufdämmernden Kunstepoche erscheinen, auf deren erstes helleres Aufleuchten am Schlusse der Periode die geringen Reste Giotto'scher Gemälde in Rom hindeuten. Statt Säulen, Statuen und Obelisken stieg ein Wald von düstern, aus Trümmerstücken und unbehauenen Steinen roh aufgemauerten Thürmen aus dem rings hügelartig aufgehäuften Schutte empor, wie in allen Städten des italienischen Mittelalters. Erhoben sich doch aus den engern Mauern von Florenz 1200 solcher dunkeln Wahrzeichen dieser wilden Zeit, von denen uns noch die 14 erhaltenen Thürme des Städtchens S.-Gemignano bei Volterra ein lebhaftes Bild geben können.

Der Raum verbietet uns, dem Verfasser in die Einzelheiten seiner Schilderung zu folgen. Wir schließen deshalb unser Referat mit der Skizze, die uns derselbe am Schlusse dieser Abtheilung seines Werks von dem Anblick der Stadt im 13. Jahrhundert entwirft:

Das Relief der Stadt im 13. Jahrhundert würde uns das sonderbarste Gemälde zeigen. Sie glich einem von hemoosten Mauern umfaßten großen Gefilde mit Hügeln und Thälern, mit wüstem und bebautem Land, woraus finstere Thürme oder Schlösser, graue in Ruinen gehende Basiliken und Klöster, vom Epheu umschlungene Monumente kolossaler Größe, Thermen, zerbrochene Wasserleitungen, Säulenreihen von Tempeln, einzelne Säulen, bethürmte Triumphbogen emporragten, während sich ein Gewirr enger und schmuziger Straßen, durch Schutt unterbrochen, unregelmäßig an Ruinen hinzog und der gelbe Tiberstrom unter hier und da schon eingestürzten Quaderbrücken diese trümmervolle Wüste melancholisch durchfloß. Rings um die alten Mauern Aurelian's lagen innerhalb öde oder als Acker bebaute Strecken, Landgütern an Ausdehnung gleich, mit emporragenden Ruinen; Weingärten und Gemüsefelder durch die ganze Stadt, gleich Oasen zerstreut, selbst in der Mitte des heutigen Rom, am Pantheon, an der Minerva, bis zur Porta del Popolo; das Capitol bis zum Forum herab, auf dessen Schutt schwarze Thürme standen, mit Weingärten bedeckt, nicht minder der Palatin; die Thermen, die Circus mit Gras überwuchert und hier und da völlig eingesumpft. Ueberall, wohin der Blick fiel, düster trotzige Thürme mit Zinnen, aus Monumenten der Alten aufgebaut, und crenelirte Castelle originellster Form, aus zusammengerafftem Marmor, Ziegeln und Peperinstücken errichtet, die Schlösser und Paläste des guelfischen oder ghibellinischen Adels, welcher auf den classischen Hügeln und in Ruinen fehdelustig saß, als wäre dies Rom nicht Stadt, sondern ein durch täglichen Krieg streitiges Landgebiet.

Otto Speyer.

Unterhaltungsliteratur.

1. Gesellen des Satans. Roman in zwölf Büchern von Ernst Willkomm. Erste Abtheilung: Die Saat des Bösen. Drei Bände. Zweite Abtheilung: Die Schnitter. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.
2. Saat und Ernte. Roman in fünf Bänden von Armand. Album. Bibliothek deutscher Originalromane. (Einundzwanzigster Jahrgang.) Leipzig, Günther. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Willkomm wird erlauben und Armand dankbar dafür sein, daß wir ihre beiden neuesten belletristischen Geistesproducte zusammenstellen. Die Veranlassung liegt zu nahe; wenn auch der erste in Europa, der zweite in Amerika spielt, beide Romane verfolgen dasselbe Ziel und sind dasselbe: Sittengemälde aus der letzten Vergangenheit, Erinnerungen an Personen und Zustände, die jedem im Weltgetriebe Lebenden mehr oder weniger bekannt sind.

Schon die Titel kennzeichnen beide Werke als von gleicher Tendenz: „Die Saat des Bösen" und „Die Schnitter" nennt Willkomm, „Saat und Ernte" nennt Armand sein Werk, beide Titel mit unverkennbarem Hinweis auf das schon von Schiller in „Shakspeare's Schatten" gegebene Recept:

Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche,
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Ach, es wäre etwas Vortreffliches um diese arge Welt, wenn wirklich früher oder später immer die Gerechtigkeit den Sieg davontrüge, wenn die Gesellen des Satans überall und immer, wenn auch spät, von bösen Koliken gequält würden, um sich zu bessern oder elend zu Grunde zu gehen, und wenn die Menschen von reinem, edelm Willen und im Vollgefühl eigener Kraft endlich durchdrängen und wenigstens das Glück ruhigen Sterbens genössen. Wir wollen nicht erzählen, wie oft wir das Gegentheil erlebt haben, wie oft wir solche als edle Greise hinaustragen und beweinen sahen, die von früh bis spät nur geschickt verlarvte Schurken waren, und wie oft dagegen jene Seltenen, denen Zeus seinen Stempel auf die makellose Stirn gedrückt hatte, den Schlingen der Alltagserbärmlichkeit sich nicht zu entwinden vermochten, Jahr um Jahr vergeblich rangen und endlich in stummer Resignation untergingen.

Aber trotz dieser Bedenken ist Willkomm's Buch doch ein gutes Buch, ein Roman, wie wir uns deren viele wünschen, reif durchdacht, folgerichtig in seinen Entwickelungen, durchaus mannichfaltig in Situationen, Combinationen und Lösungen, reich an neuen scharfgezeichneten Figuren und treu, wo der Verfasser uns jene grotesken Gestalten vorführt, die wie tragikomische Reste der Vergangenheit in unsere schnelllebige und intelligente Gegenwart hereinragen. Solche sind die mit Meisterhand gemeißelten Gestalten der Feudalzeit, die nicht sterben will und doch sterben muß: der alte Baron und der alte Graf. Wer sich bei unserm Landadel, z. B. in Schlesien, Böhmen, Westfalen Eintritt zu verschaffen gewußt hat, wird sich erinnern, daß solche Käuze wirklich und wahrhaftig heutzutage noch vorkommen, freilich gesucht werden müssen wie Cabinetstücke, doch aber ganz so gespreizt einherstrampeln oder hinken, wie Willkomm seine beiden „Ritter von der traurigen Gestalt" uns zeigt. Man geht lächend an ihnen vorüber und denkt: „Il n'y a qu'un seul pas du sublime au ridicule."

Mit nicht geringerm Behagen und Glück stellt der Verfasser unter den Repräsentanten der Neuzeit die jungen Männer hin, welche sich in der Heimat keine Erfolge schaffen konnten, aber in Amerika die Elnbogen frei haben und begütert zurückkehren; ebenso den prächtigen jungen Philologen Anton Wacker, dem ohne Unterlaß die köstlichsten Hexameter von den humoristischen Lippen sprudeln, sodaß wol jeder Leser immer wieder die Scenen willkommen heißt, in denen er auftritt. Wie originell ist daneben und doch wie lebenswahr der alte Bleicher Moosdörfer und sein Bruder, der Kanonicus; wie fesselnd das Bild der leidenden Gattin des erstern, welche um zwei Kinder trauert, die in früher Kindheit, im Walde verirrt, von ruchlosen Händen den Aeltern geraubt wurden.

Aber wir können nicht weiter auf Einzelheiten aufmerksam machen, nicht auf die alte Schließerin des Schlosses, Barbara, und ihren misrathenen, zum Pseudo-Yankee schlimmster Sorte entarteten Sohn, der durch Sklavenhandel Millionär geworden ist; nicht auf die liebenswürdige, geistsprudelnde Maximiliane, ein Mädchen, wie man sie zugleich so liebreizend und energisch selten antrifft; nicht auf diese hamburger Gesellschaft — in der That, man fühlt sich wie in die alte Hansestadt verzaubert, als ginge man den Burstah hinunter und den Jungfernstieg entlang und hinunter zum Hafen, und wieder über den hamburger Berg an den Herbergen des Satans vorüber, und auf den Rödingsmarkt, um in ein altes echtes Patricierhaus zu treten und vor der feierlichen Langeweile zu erschrecken, in die jeder echte Hamburger sich einhüllt und die auch die liebenswürdigste Hamburgerin nicht empfindet

Genug, wir versprechen Willkomm's Romane bei dem Lesepublikum das ganze Glück, das er verdient; hat er doch sogar ein altes Kritikerherz warm zu machen vermocht.

Armand versetzt uns in denselben Zeitabschnitt unsers Jahrhunderts wie Willkomm, aber nach dem Süden von Nordamerika, und endigt mit der Periode der Losreißung des jungen Staats Texas von Mexico. Auch er charakterisirt mit geübter und gewandter Feder, auch er kennt sein Material, wie es der gute Romanschriftsteller soll, um uns auch bis zum Schluß in der Welt festzuhalten, in die wir ihn begleiten.

Gleich die ersten Scenen, in denen wir einer Negerpeitschung beiwohnen müssen, das solide, ehrenhafte, häusliche Leben in den guten Familen, der absurde Dünkel in den Häusern der geburtsstolzen Baumwollbarone: das alles ist aufs treueste der nüchternen Wirklichkeit entnommen, und so weht uns beim Lesen bis zum Schluß echt amerikanische Luft an. So über alle maßen zügel- und gewissenlos ist der amerikanische Schwindler und Freibeuter, so der smart business-man, so der sweet ladies-man, so die üppige Mexicanerin, so die rein sinnliche und doch energische Mulattin, so die amerikanische Gesetzesstrenge

und Rechtspflege, und so auch wieder die bei jeder Gelegenheit sich bahnbrechende Tendenz zum Lynchsystem.

Wir wollen den Armand'schen Roman, wenn wir ihn auch nur neben Willkomm's Werk, nicht ihm gleichstellen, dennoch loben. Aber wir geben Willkomm's Werke den Vorzug. Warum? Vielleicht zunächst deshalb, weil es uns nicht möglich ist, für Amerika, wie es jetzt noch ist, für seine „Freiheitsflegel" uns zu erwärmen. Wir mögen unrecht haben, es ist nicht anders.

3. Ein berliner Matrose. Seeroman von Heinrich Smidt. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir wissen, daß Smidt zu den vielfach beliebten und namhaften Autoren seines Fachs gehört. Für welches Publikum indeß dieser Roman geschrieben ist, bleibt uns unklar. Das alte und neue Berlin mag der Verfasser kennen, obgleich seine Skizzen nicht derart sind, größeres Interesse für dasselbe bei uns wach zu rufen. Aber wenn er uns nach Amerika und Afrika führt, so belästigt er uns durch die Gesellschaft, in der wir die Reise machen müssen, und zeigt uns Personen, Zustände und Vorgänge wie sie in Wirklichkeit nicht sind.

4. Unter dem weißen Adler. Roman aus Polens jüngster Vergangenheit von Hans Wachenhusen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schon wiederholt haben wir von Wachenhusen's Werken mit großem Respect gesprochen, und versagen ihn auch diesem Romane nicht. Formgewandtheit, scharfe Charakteristik, Personen- und Sachkenntniß, wohlüberlegte Verschlingung der Fabel, dabei manches Eigenthümliche und Eigene von dem Verfasser selbst beobachtet: das alles zeichnet den Roman vortheilhaft aus. Aber wir hatten erwartet und hätten gewünscht, daß er uns mehr von dem eigentlich Geschichtlichen erzählte, das er kennt und uns verschweigt, daß er den Schleier mehr gelüftet hätte, hinter dem sich noch die Feindschaft Mieroslawski's und Langiewicz's verbirgt und hinter dem das unglückliche Polen wieder so viel edles Blut umsonst vergossen hat. 15.

Feuilleton.

Neue Dramen.

Wie es scheint, wird das deutsche Theater den Freunden der römischen Geschichte in dieser Saison manche interessante Vorführung bieten. Nicht nur, daß Albert Lindner's gekröntes Preisstück: „Brutus und Collatinus", auf vielen Bühnen zur Aufführung kommen wird — auch Hermann Lingg's „Catilina" ist in München mit Erfolg gegeben worden. Namentlich hat der Schluß des dritten Actes, dem man von Haus aus eine zündende dramatische Wirkung prophezeien konnte, durchgeschlagen. Ob die münchener Aufführung auch andere Bühnen zur Nachahmung reizen wird, steht dahin — Lingg's Drama ist nicht durch eine Preisetikette ausgezeichnet, welche auch die Directoren kleinerer Theater ermuthigen könnte, die römische Toga und Tunica auf ihre Bretter zu bringen. Wir selbst können, bei allem Respect vor dem Talent dieser Autoren, in der Dramatisirung römischer Historien keinen Fortschritt für die Bühne der Gegenwart finden, die dem Genius des modernen Lebens gerecht werden soll.

Freilich wollen wir auch nicht blos dies Leben in seiner kleinbürgerlichen Erscheinung auf den weltbedeutenden Bretern sehen, wie es das beliebte deutsche Sittenlustspiel uns zeigt, sondern in seinem politischen Aufschwung. Das deutsche Conversationsstück sperrt sich doch zu sehr in eine kleinliche Häuslichkeit ein, verwahrt sich zu ängstlich gegen jeden politischen und socialen Luftzug, der den neuern französischen Stücken wenigstens etwas weitere Perspectiven sichert. Ihm liegt die Gefahr zu nahe, durch das Spiel eines dramaturgischen Kaleidoskops zu ermüden, das immer ähnliche Figuren zusammenschüttelt. Dies zeigt sich auch an dem neuen Lustspiel von Roderich Benedix: „Zwischenträgerei", dessen Grundgedanke wol ein glücklicher ist, indem er einen jener kleinen Plagegeister des häuslichen Lebens herausgreift und in Spiritus setzt, das aber in seinen Combinationen theils zu gewagt, theils zu alltäglich erscheint und dabei mit einer Breite ausgearbeitet ist, welche dem keineswegs witzsprühenden Dialog ein allzu großes Feld gestattet und dadurch die Wirkung von der Bühne herab gefährdet. So war auch der Erfolg des Stücks in Leipzig kein unbestrittener. Der Hauptcharakter desselben, die Frau Malzhuber, ist eine aus dem Leben gegriffene Figur, wie sie Benedix zu zeichnen liebt; aber die Auffassung derselben ist zu prosaisch nüchtern und ermüdet durch fortwährende Wiederholungen.

Moderne Rhapsoden.

Wir haben es oft hervorgehoben, daß der Vortrag von Dichtungen durch die Dichter selbst, sobald ihnen nicht von der Natur die unumgänglichen Erfordernisse dazu versagt sind, ein empfehlenswerther Weg sei, die Theilnahmlosigkeit des Publikums gegenüber dem dichterischen Schaffen zu besiegen und durch diese lebendige Vermittelung das Interesse auf einzelne Werke hinzulenken. Mindestens entspricht die Vorlesung in der modernen Welt dem antiken Rhapsodenthum und dem mittelalterlichen Gesangsvortrag. In neuester Zeit haben mehrere Dichter versucht, im Publikum diese Theilnahme durch Vorlesungen ihrer Dichtungen wach zu rufen.

Einer der unermüdlichsten Rhapsoden ist Wilhelm Jordan, der namentlich in West- und Norddeutschland von Stadt zu Stadt reist und meistens mit glücklichem Erfolge sein „Nibelungenepos", das in der Form altdeutscher Alliterationen gedichtet ist, zum Vortrag bringt. Gegen Schluß des vorigen Jahres hat Jordan in mehrern norddeutschen Städten, namentlich in Hamburg, das Publikum für seine dichterische Reproduction des alten Epos zu interessiren gesucht. Jordan besitzt alle Eigenschaften, die für einen Rhapsoden unerlaßlich sind, sowol was seine Persönlichkeit als seine Vortragsweise betrifft. Hierzu kommen die dichterischen Schönheiten seiner Darstellung; in der That gehört Wilhelm Jordan zu unsern sprachgewaltigsten Dichtern. Einzelne Schilderungen sind oft auch von musikalischem Reiz durch onomatopöische Naturnachahmung, wie z. B. die Schilderung des Steinwurfs, mit welchem Brunhild die Nixenschar erschreckt:

Nun stürzte der Stein mit klatschendem Klange,
Mit schäumendem Schall in die stimmernde Flut
Und tauchte zur Tiefe mit dumpfem Gedonner.
Aus der Wunde des Wassers schien erwachsen
Eine baumhohe Blume. Als deren Blätter
Von weißem Gischte fallend vergingen,
Da rollten die Wogen in riesigen Ringen
Herauf und herab am Rande des Rheins
Bis weit aufs Gestade, wie nur im Sturme
Des Meeres Brandung.

Als Probe rhetorischen Aufschwungs theilen wir die folgende Rede mit, in welcher Chriemhild ihren Gatten als Erbe des Burgundenreichs und als den vom Schicksal bestimmten Herrscher der deutschen Stämme begrüßt:

Heil dir, erkannter burgundischer König!
Dir huldigt als erste deine Chriemhilde.
Heil dir, o Herrscher, vom Himmel erkoren,
Nicht nur der Burgunden, nein, aller Gauen
Von hunnischen Marklaud, vom östlichen Meere,
Vom Reiche der Reußen zum rauschenden Rheine,
Von Belten und Sund zu den südlichen Bergen,
Vom Schaume der Nordsee hinauf zu den Scheiteln
Der obersten Alpen voll ewigen Eises!
Nun weiß ich's gewiß, einst werden zur Wahrheit
Chriemhildens Träume, in denen du thronest
Auf erhabenem Hochsitz als mächtigster Herrscher,
Wie die Welt noch keinen bisher gekannt hat;
Die Stufen des Thrones umstehen in Treue
In einiger Stärke die sämmtlichen Stämme
Der deutschen Zunge. Auf! Diese Zukunft
Verwirkliche du! Du bist ihr gewachsen,
Mein großer Siegfrid. Wenn du sie versäumtest,
So betrögest du treulos das Volk der Völker
Um die rettende That für ein ganzes Jahrtausend.
Du darfst nicht rasten, ich darf nicht ruhen,
Den Stolz dir zu stacheln, bis deine Stirne
Dies Diadem ohnegleichen umglänzt.

Inwieweit es dem Dichter nun gelungen ist, das Volkstypos für die Bildung der Gegenwart zu reproduciren, ohne die reine Haltung desselben zu gefährden und andererseits wieder mierer modernen Cultur Thatsachen der Sage aufzudrängen, welche für dieselbe wenig genießbar sind — das zu entscheiden ist erst nach genauer Kenntniß des umfassenden Werks möglich. Im ganzen hat er sich mehr an die Sage der Edda angeschlossen als an das deutsche Epos und jedenfalls seiner Dichtung den Stempel einer nationalen Gesinnung aufgedrückt. So heißt es in den Prophezeiungen der Oda:

Drum, ob auch der Erde
Mehr Krieger als Kräuter
Zum Weltkampf erwüchsen,
Sei furchtlos, mein Volk!
Voll stolzer Gedanken
Durchdauert unsterblich
Der Deutsche die Stürme
Mit starker Geduld.

Einst naht die Genesung,
Wir finden den Führer,
Der Väter entsinnt sich
Zum Siege mein Volk.
Da schlägt es die Schlachten,
Da schmückt sich's mit Kränzen
Und schmiedet die Krone
Der einigen Kraft.

Und in dem Schlußepilog, mit welchem der Dichter seinen Vortrag abzuschließen pflegt, spricht er die Aufgabe der Poesie in folgender Weise aus:

So soll die Dichtung
In Demuth dienen des deutschen Volkes
Ewiger Seele, die, zukunftsorgend,
Sich versucht zu entsinnen des alten Besitzes
Und, vorwärts strebend nach strahlender Fülle
Des Rechtes, des Ruhmes, des einigen Reiches,
Zugleich ihr Auge mit gläubiger Andacht
Rückwärts richtet zum alten Reichthum
An tiefer Weisheit und Wunderthatkraft,
Der, als es der Wiege noch kaum entwachsen,
Ihm schon die Gewalt gab, die Welt zu besiegen.
Ja, sie bemächtigt sich meines Mundes
Und ruft nun: Rüstet zum heiligsten Ringen;
Das Ziel ist erreichbar; doch auch aus dem Rückblick
Schöpfet die Kraft zur Krönung des Werkes!

Ein anderer deutscher Dichter, der Dramatiker Georg Hübler aus Dresden, trug in Leipzig sein Drama „Graf Mirabeau" vor, welches indeß mehr Begabung für das historische Lustspiel als für das historische Trauerspiel verräth.

Die französischen Revuen und die deutsche Literatur.

Die Wechselwirkung zwischen deutscher und französischer Literatur ist gegenwärtig eine lebhaftere, als sie jemals in frühern Zeiten gewesen ist. Die neuesten Ereignisse bringen es mit sich, daß die politischen Zustände Deutschlands, Preußens und Oesterreichs in den drei Hauptrevuen: der „Revue des deux mondes", in welcher die treffenden Artikel von Saint-René Taillandier über die „Deutsche Frage" fortgesetzt werden, der von Calonne mit größter Umsicht redigirten „Revue contemporaine" und der „Revue moderne", eine eingehende und meistens auf Sachkenntniß ruhende Würdigung finden. Doch auch unsere Literatur ist für das neue Frankreich keine terra incognita mehr. Die radicalen Philosophen hängen auf das engste mit unserm Jung-Hegelianismus und Materialismus zusammen. Saint-René Taillandier's Studien über neue deutsche Autoren haben die Franzosen mit unserer modernen Literaturbewegung vertraut gemacht; die „Revue moderne" bringt fortwährend Uebersetzungen aus unserm neuesten Literaturschatze, Novellen von Hartmann, Kritiken von Hettner u. s. w., und auch die „Revue contemporaine" widmet der deutschen Literatur eine unausgesetzte Aufmerksamkeit. In ihrem zweiten Novemberheft findet sich z. B. unter dem Gesammttitel: „Les précurseurs de la critique moderne", ein Essay über Lessing von Philibert Soupé, der mit großem Fleiß nach den besten deutschen Quellen gearbeitet ist. Danzel, Guhrauer, Adolf Stahr, August Boden's Schrift: „Lessing und Goeze", H. Schmidt's „Studie über Lessing's Dramaturgie", die Charakteristik, die Schwarz von Lessing als Theologen gegeben, Johann Jacoby's kleine Schrift über Lessing den Philosophen, die neue französische Uebersetzung des „Laokoon", von Karl Courtin — alles hat der Essayist berücksichtigt; nur der bereits in zweiter Auflage erschienene Vortrag von David Strauß über Lessing's „Nathan" ist ihm entgangen. Der Geist, in dem die Studie abgefaßt ist, prägt sich am schlagendsten in den Schlußworten derselben aus: „Alle Nationen sind solidarisch, wenn es sich um die Dankbarkeit und Bewunderung handelt, die der Genius verdient. Lessing hat mächtig dazu beigetragen, den modernen Gedanken zu befreien; er hat die Rechte der Kritik und der Geschichte wiedererobert und neu begründet. Seine Fehler wurden weit übertroffen von seinen Vorzügen. Geboren in einer Uebergangsepoche wußte er, in der Mitte der Trümmer, die sich um ihn aufthürmten, einer neuen Schule, den Neuerungen der Herder, Goethe und Schiller den Weg zu bahnen. Der Nachahmung des englischen Dramas und Romans zugeneigt, unsern classischen Traditionen feindlich, hat er mit seiner ganzen Autorität das theatralische System gestützt, das nach ihm triumphirte. Seine Ansichten über die schönen Künste waren einsichtig und hochsinnig. Er haßte die Gottlosigkeit ebenso wie den Aberglauben; er dürstete nach Mäßigung und Toleranz. Vielleicht hat er mehr Materien erfaßt, als er ganz zu bewältigen vermochte. Dennoch haben auch seine hartnäckigsten Nebenbuhler die Universalität seiner Kenntnisse anerkannt. Man darf behaupten, daß sein Talent seinen Werken überlegen war, und unser Jahrhundert wäre undankbar, einen seiner redlichsten und hervorragendsten Vorläufer zu vergessen, einen von denen, welche die Gesetze unserer zeitgenössischen Kritik im voraus am besten verstanden und angewendet haben."

Bibliographie.

Geharnischte Sonette aus Norddeutschland. Zweiter Cyklus. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 16. 2½ Ngr.

Stilke, Hermine, Die christlichen Feste. Mit poetischem Text von Gerok, Kauffer, Rückert, Spitta. Leipzig, Arnold. 1866. Gr. 4. 9 Thlr.

Eine Stimme aus Süddeutschland diesseits der Mainlinie. Als Mahnruf an Preußen. Von einem Süddeutschen. Heidelberg, C. Winter. 1866. 8. 4 Ngr.

Stöckl, A., Geschichte der Philosophie des Mittelalters. 2ter Bd. Periode der Bekämpfung der Scholastik. Mainz, Kirchheim. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.

Storm, T., Von Jenseit des Meeres. Novelle. Schleswig, Schulbuchhandlung. 16. 22½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

Der Preis des „Deutschen Museum" ist 1866 von 12 Thlr. auf 10 Thlr. für den Jahrgang ermäßigt worden, um die Aufnahme desselben in Lesecirkel und öffentliche Locale — denen das „Deutsche Museum" als eine die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden kann — sowie das Abonnement seitens einzelner Privaten zu erleichtern.

Neben Professor Dr. **Robert Prutz** ist Dr. **Karl Frenzel**, der bekannte Novellist, Kritiker und Feuilletonist, seit 1866 in die Redaction eingetreten und hat die specielle Leitung des Blattes übernommen, da ersterer durch seinen leidenden Zustand an Führung der Redactionsgeschäfte verhindert ist.

Das „Deutsche Museum", welches mit 1867 den siebzehnten Jahrgang beginnt, hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter seinen Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 2½ Thlr., halbjährlich 5 Thlr., jährlich 10 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für die Zeile, besondere Beilagen mit 3 Thlr. berechnet.

Bestellungen auf den ganzen Jahrgang oder auf ein Vierteljahr werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs ist als Probenummer in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Klindworth's Verlag in Hannover.

Ein Kranz auf das Grab des Dichters August Graf von Platen.

Von Alice Halzbrunn.

Als Gedenkbuch zur gegenwärtigen Herstellung des Platen-Grabdenkmals sehr empfohlen durch die Recensionen: leipziger „Europa", „Berliner Fremden- und Anzeigeblatt", „Magazin für die Literatur des Auslandes", „Düsseldorfer Anzeiger", „Victoria".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die häusliche Erziehung.

Von Sigismund Stern.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

An die Väter und Mütter wendet sich vorzugsweise diese Schrift; mit ihnen will der Verfasser über Aufgaben und Mittel der Erziehung überhaupt und der häuslichen Erziehung insbesondere sich verständigen. Der Natur in ihrem Selbstentwickelungsgange folgend, behandelt er mit Wärme und Klarheit die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehung in geordnetem, übersichtlichem Zusammenhange, sodaß jeder Leser aus dem gehalt- und gemüthvollen Buche — das sich namentlich auch zu Geschenken eignet — die fruchtbarsten Anregungen schöpfen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Mit 1867 beginnt „Unsere Zeit" den dritten Jahrgang der Neuen Folge. Sie wird wie bisher sich bestreben, meist in größern, zusammenhängenden Abhandlungen aus den Gebieten von Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie ihren Lesern ein umfassendes Gemälde der Gegenwart zu bieten. In dem neuen Jahrgang werden namentlich der Krieg des Jahres 1866 und die daraus hervorgegangenen Umgestaltungen von den bewährtesten Federn gründliche und authentische Darstellung finden.

„Unsere Zeit" kann den Journal- und Lesecirkeln als eine anerkannt gediegene Zeitschrift von bleibendem Werth, und zugleich allen Besitzern und Abnehmern des „Conversations-Lexikon" als eine nothwendige Ergänzung desselben empfohlen werden, indem sie theils die zeitgeschichtlichen Stoffe eingehender erörtert, theils über die abgeschlossenen Artikel jenes Werks hinaus von den fernern Bewegungen der Cultur fortlaufende Kunde gibt.

Um den reichlich zuströmenden Stoff der Zeitgeschichte rascher zu bewältigen und durch größere Mannichfaltigkeit eine willkommene Abwechselung zu schaffen, erscheinen seit 1866 monatlich zwei Hefte. Jedes Heft von 5 Bogen Lexikonoctav kostet wie bisher 6 Ngr. Literarische Anzeigen werden mit 4 Ngr. für die Zeile, besondere Beilagen mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen vorräthig und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Schriften und Studien über das Leben.

Von Heinrich Baumgärtner.

Erstes bis drittes Bändchen. 8. Geh. Jedes Bändchen 24 Ngr.

I. Bändchen. Der letzte Hohenstaufen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nebst einem Anhange: Die Hohenstaufengeschichte. Erzählung und Betrachtungen. (Mit einer Photographie.)

II. Bändchen. Die Wahrzeichen. Lustspiel. — Die unterbrochene Brautschau. Lustspiel. — Das Leben im Universum. Eine Studie.

III. Bändchen. Der Kaiserhof zu Palermo. Ein Charakterbild aus der Hohenstaufenzeit, 1228. Mit einer Musikbeilage von Carl Ecker. — Zwecke und Mittel in der Natur. Eine Studie.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst

Die Naturreligion oder Was die Natur zu glauben lehrt. Ein Beitrag zur Läuterung und zu fester Begründung einiger religiösen Begriffe. 8. Geh. 16 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 17. Januar 1867.

Inhalt: Aus dem Nachlaß zweier Didaktiker: Rückert's und Schefer's. Von Rudolf Gottschall. — Reiseskizzen aus dem ostasiatischen Archipel. Von Wilhelm Bentheim. — Philosophische und pädagogische Literatur. — Erinnerungen eines Mäßigkeitsapostels. Von Emil Müller-Samswegen. — Eine Sentenzensammlung aus Herder's Schriften. — Feuilleton. (Preußen und die Poesie.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus dem Nachlaß zweier Didaktiker: Rückert's und Schefer's.

1. Lieder und Sprüche. Aus dem lyrischen Nachlasse von Friedrich Rückert. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Für Haus und Herz. Letzte Klänge von Leopold Schefer. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. Leipzig, Kril. 1867. 16. 1 Thlr. 27 Ngr.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß gleichzeitig die hinterlassenen Schätze derjenigen deutschen Didaktiker erschlossen werden, welche vorzugsweise darauf Anspruch machen können, das didaktische Element aus der Prosa des Lehrgedichts herausgerettet und ihm zu dichterischem Adel verholfen zu haben; denn das ist das gemeinsame Verdienst Friedrich Rückert's und Leopold Schefer's, mag auch sonst ihre Dichtweise eine verschiedene, ja in mancher Hinsicht eine diametral entgegengesetzte sein.

Dieser Gegensatz tritt auch aus den nachgelassenen Dichtungen schlagend hervor. Bei Rückert überwiegen die leichtgeflügelten Gnomen, die scharf zugespitzten Epigramme; seine Muse kämpft am liebsten in aufgelöster Linie, seine Gedanken bilden eine Kette von Tirailleurs und Plänklern, und es kommt selten vor, daß der Dichter zum „Sammeln" bläst. Bei Schefer ist es umgekehrt. Es passirt wol, daß auch er seine Gedanken einzeln schwärmen läßt; doch er zieht sie rasch wieder auf den Soutien zurück. Er operirt mit Massen, mit geschlossenen Schlachtlinien des Gedankens, die sich bisweilen in allzu weiter Ausdehnung erstrecken.

Rückert ist mehr Didaktiker als Schefer; er hat die Ruhe der Weltanschauung, welche aus allen Ereignissen des Lebens nur ein Weisheitssäftchen herausdestillirt, was er seinen Lesern mit der Gebrauchsanweisung verabfolgt. Nichts bringt diese selbstgewisse Weisheit aus der Fassung; sie spielt mit ihren Sentenzen, wie ein buddhistischer Mönch mit den Perlen seines Rosenkranzes. Ein leidenschaftlicher Erguß wäre ein Anachronismus für die urweltliche Weisheit dieser Muse, welche nur ihrem contemplativen Zuge folgt.

Leopold Schefer's Muse dagegen ist nicht nur bei den Orientalen, sie ist auch bei den Hellenen in die Schule gegangen; sie hat etwas Dithyrambisches, ja gerade die vorliegende Sammlung beweist, daß sie es bisweilen bis zu einem prometheischen Aufschwunge bringt. Ihre Weisheit ist die Sprache des Herzens, nicht die des Kopfs, deshalb minder taktfest, aber poetisch bewegter als diese. Und daß es nicht mehr die Weisheit des Optimismus ist, welche gerade den frühern beliebten Sammlungen des Dichters doch oft einen allzu schönfärbenden Anstrich gab, daß dem Dichter die Welt hier nicht in jener magischen Beleuchtung erscheint, in welcher sie dem Opiumrausch dieser Weltanschauung vorschwebt: das erhöht das eigenthümliche Interesse, welches gerade die nachgelassene Sammlung Schefer's einflößt.

Friedrich Rückert's „Lieder und Sprüche" (Nr. 1), die uns hier geboten werden, gehören den letzten Jahren seines Lebens an, die der Patriarch von Neuseß in ruhiger Beschaulichkeit auf seinem Landsitze zubrachte. Es sind Denk- und Sinnsprüche, wie sie einem idyllischen Behagen nahe liegen, wie sie die Vertiefung in eigenes Geschick und Wesen und der vertraute Umgang mit der Natur erzeugt; denn das Naturbild bietet sich von selbst zu Parallelen für den Gedanken dar. Die große Welt liegt dem Dichter fern — gleichwol verfolgt er den Gang der Zeit mit Interesse. Oft hören wir die Sprache des Mismuths, der sich in der Vereinsamung beiseitegeschoben glaubt; er richtet einige seiner Knallerbsen gegen das poetische „Gelichter" der Neuzeit. So z. B. vergleicht er Schiller's „Musenalmanach" mit den neuen, schwäbischen, bairischen u. s. w.:

Jenes war ein voller Bach,
Diese Bächlein sind so schwach,
Sind so flach,
Daß ein Käfer allgemach
Sie trocknen Fußes passiren kann.

Hin und wieder ist ihm der Ruhm der neuen Größen des Parnasses unbequem:

Ich gönne jedem seinen Ruhm,
Den kleinen oder großen,
Doch fühle mich nicht gedrungen darum,
Mit in die Trompete zu stoßen.
Hoch ausposaunt,
Laut angestaunt,

Hör' ich's von weitem gut gelaunt,
Und lasse den Lärm verdoßen,
Bis der Verstand dazwischenraunt.

Von der Zukunftsmusik im Theater will er sich nicht betäuben lassen; ihm paßt es besser:

Ueber Räum' und über Zeiten
Leicht in Tönen hinzugleiten.

Auch dem Tenoristen Wachtel ist ein Denkverslein gewidmet:

Der Tenorist, Herr Wachtel,
Ist mit zehntausend Thalern Gehalt
In Berlin bestallt;
Ich halte meine Frau Wachtel
Im Weizenfeld
Für weniger Geld:
Sie nimmt von Körnern soviel sie begehrt,
Doch sind sie nicht so viel Heller werth.

Gegen die Criminalromane und -Dramen ist das folgende Gedicht gerichtet:

Wessen sich die Menschheit hat zu schämen,
Bringen's auch Geschwornen-Gerichte
Aus dem Dunkel jetzt zum Lichte,
Aber im Roman und im Gedichte
Wollen wir's nicht auch vernehmen —

gegen die genialisirende Großmannssucht einiger modernen Dichter das folgende:

Großer Maler,
Idealer
Und realer;
Hochgedanken
Ohne Schranken,
Neuerfindung,
Feinempfindung,
Der Gefühle
Kampfgewühle;
Weltanschauung,
Formaufbauung,
Prachtgestaltung,
Machtentfaltung,
Kunst vollkommen,
Aller Tiefen
Hieroglyphen
Kühn erschwommen,
Kühn erklommen
Alle Höhn;
Eins, nur eines
Fehlt, ein kleines:
Was du malest, ist nicht schön.

Wir sehen, daß in die Einsiedelei von Neuseß doch genug von der Zeitströmung dringt, um die Muse des Dichters gelegentlich auch polemisch zu waffnen.

Die Zahl der „Lieder" ist freilich sehr gering im Vergleich zur Zahl der „Sprüche", wie denn Rückert überhaupt kein Liederdichter ist. Es sind ihm einige Klänge gelungen, die liederartig austönen; doch gegenüber seiner unerschöpflichen Productivität kommt das kaum in Betracht. Wir sind in der That in Verlegenheit, welche Gedichte aus der vorliegenden Sammlung sich der Kategorie des Liedes einrechnen lassen. Rückert sucht sich selbst über den wenig musikalischen oder mindestens die Musik nicht herausfordernden Charakter seiner Lyrik zu trösten:

Wenn meine Lieder weniger
Zusagen Componisten,
So kam mir jüngst ein Trostgrund her
Von einem guten Christen:
Sie seien in sich selbst Musik
Und brauchten nicht das Tongequik;
Der Trostgrund soll mich fristen.

Ja, das gesungene Lied ist ihm zuwider:

Wenn von Flügel und Klavier
Meine liebsten Lieder
Mir erklingen, sind sie mir
Sonderbar zuwider.

O wie anders aus der Brust
Waren sie erklungen,
Als ich sie in stiller Lust
Vor mich hingesungen!

Herzgefühle sanft geweckt,
Wogend auf und nieder;
Vom Getöse zugedeckt,
Kenn' ich sie nicht wieder.

Einige Gedichte, wie „Frühlingsrecht", beginnen im Tonfall des Liedes:

Löset den Eiswall,
Frühling, dein Hauch,
Sollt' er die Brust nicht
Lösen mir auch?

Fließen die Brünnlein
Wieder nach Brauch,
Sollt' es im Herzen
Quellen nicht auch?

Doch sie enden mit unsangbarer Didaktik:

Müßt ihr beim Feuer
Lassen den Rauch,
Laßt mir beim Golde
Schlacken nur auch!

Wir wollen indeß hier einige Gedichte mittheilen, welche wegen ihrer mehr empfindungsreichen als spruchartig zugespitzten Haltung wol den meisten Anspruch darauf haben, für „Lieder" zu gelten, und die überhaupt zu den Perlen der Sammlung gehören:

Leiser und lauter.

Wie der Vogel auf dem Baum,
Der sich müd' am Tage sang,
Nur noch zwitschert leis' im Traum,
Daß es in der Nacht verklang:

Also werden meine Lieder
Leiser gegen meine Nacht;
Und die lautern sing' ich wieder,
Wenn mein neuer Tag erwacht.

Dauerhaft.

Und wenn in ihrem Liebesglanz
Erlischt die letzte Rose,
So bleibt uns noch ein Winterkranz
Von dunkelgrünem Moose.

Nichts Blühendes, was blüht und fällt,
Wird dauerhaft besessen,
Farbloses nur, was Probe hält,
Hier Moos und dort Cypressen.

Blumen aufs Grab.

Leget mir kein kaltes Erz,
Keinen schweren Stein aufs Herz!

Pflanzet Blumen auf mein Grab,
Die sich richten himmelwärts;
Blumen, deren Thränenthau
Küßt der Morgenlüfte Scherz,
Die auf meiner Gruft vergehn
In des Herbstes trübem Schmerz:
Und der Auferstehung Fest
Feiern, wenn sie weckt der März.

Tanne und Birke.

Zwischen dunkeln Tannen
Ringt sich dann und wannen
Eine Birk' hervor;
Daß die Erdenstelle
Ganz nicht ohne Helle
Lieg' im Trauerflor.

Wenn an heitern Farben
Deine Tage darben,
O verzweifle nicht!
Unversehns dazwischen
Wird sich tröstend mischen
Ein versöhnend Licht.

Alles schwand.

Alles, was wir je genossen,
Je genießen,
Ist verflossen,
Wird verfließen
In der Dinge großem Fluß:
O Genuß!

Alles, was wir einst gesungen,
Jetzt noch singen,
Ist verklungen,
Wird verklingen,
Wie in stiller Nacht verklang
Heimchensang.

Alles, was ein Herz empfunden
Und empfindet,
Ist verschwunden
Und verschwindet,
Wie das Herze selber schwand,
Das empfand.

Naturpoesie.

Das Schönste ward gedichtet
Von keines Dichters Mund,
Kein Denkmal ist errichtet,
Kein Marmor thut es kund.
Es hat sich selbst geboren,
Wie eine Blume sprießt,
Und wie aus Felsenthoren
Ein Brunnquell sich ergießt.

Wir müssen, wenn wir uns sein Bild aus den einzelnen Sinnsprüchen entwerfen, den würdigen Patriarchen von Neuseß liebgewinnen. Ihn hat zwar das Alter gezwickt und gedrückt, aber nicht gebeugt, wie sein aufrechter Gang bezeugt; er findet sein Bild in dem morschen, alten Baum, der keine Wohlgestalt im Garten darstellt, der aber noch ein grünes Zweiglein hat, das zu blühen versucht und Früchte zu tragen. Freilich, die Welt gefällt ihm nicht mehr so wie zuvor:

Bitter schmeckt, was süß geschmeckt,
Und was reizend, fad.

Etwas „bequem" ist der Patriarch auch, wie es das Alter mit sich bringt; er meint, daß ein Kranker viel vor dem Gesunden voraushat, er braucht nicht aufzustehen, wo die Besuchenden Abschied nehmen und gehen. Wenn er aber noch einmal den Frühling erlebt, will er allen Winter der Gedanken in der Stube lassen:

Keinen Glanz will ich versäumen,
Keinen Ausflug unterlassen,
Keinen Augenblick verträumen,
Keinen Wink der Lust verpassen.

Wie der Vogel möcht' er sterben, der sich still verkriecht, wo ihn keines findet:

Braucht auf dem Bett ihn
Niemand zu pflegen,
Den Todten niemand
Ins Grab zu legen.

Und von seinem Grabe singt er:

Sie thun ihr Bestes jetzt mich zu verletzen
Und werden mir zuletzt ein Denkmal setzen.

Doch auch tiefsinnig schweift Rückert's Poesie hinaus über das Nächste, über das eigene Lebenslos hinaus, und versenkt sich in das Weltgeheimniß, wie in dem Gedichte mit gleicher Ueberschrift, ferner in „Gott und Mensch", „Ewigkeit", „Unbegreiflich" u. a. Daß in den zwei-, drei- und einzeiligen Sprüchen Rückert's sich ein reicher Inhalt in der geschlossensten Form darlegt, und daß sie namentlich für ein Album die reichste Auswahl bieten, ist für jeden selbstverständlich, der das unerschöpfliche Füllhorn der Rückert'schen Brahmanenweisheit kennt. Die schätzbarste Eigenthümlichkeit derselben ist die Gabe, dem Kleinsten und scheinbar Unbedeutendsten irgendeinen Zug abzulauschen, wodurch es mit dem Großen und Ganzen zusammenhängt, oder dasselbe gewissermaßen zu seiner eigenen Ueberraschung zum Träger und Ausdruck eines allgemeinen Gedankens zu machen. Wenn die Form hierfür die parabolische ist, so ist der Inhalt dieser Weltanschauung doch ein philosophischer, der sich im geistigen Centrum der Welt befindet und von jedem Pünktchen der Peripherie seine oft ebenfalls punktirten Linien nach dem Mittelpunkte zieht. Hegel würde sehr viel in diesen Rückert'schen Sprüchen unterschreiben und sich freuen, wie sich der alte Brahmane gegen Sympathien und Antipathien erklärt, die nur dazu da sind, daß sich die Menschen vom Gebrauch der Vernunft dispensiren.

Was die Form betrifft, so sind die Sprüche meistens in kurzfüßigen deutschen Versmaßen gehalten, oft auch in Knittelversen, was ihnen eine derb volksthümliche Physiognomie gibt. Daß wir mit den Ghaselen verschont bleiben, ist nur erfreulich, obgleich wir uns dieselben am ersten noch im Spruchgedichte gefallen lassen. Den Ausdruck künstlerischen Adels tragen am meisten die „Distichen", die an das Goethe'sche Vorbild erinnern:

Wiederum bist du erwacht, mein Geist, vom lösenden Schlummer;
Richte wie Blumen im Thau, schwinge wie Lerchen dich auf;
Hauch in die Frühluft, sei ein Jauchzen es, sei es ein Seufzen,
Sei's ein Gebet, ein Gedicht: alles ist eins vor dem Herrn.

Geht der wachsende Mond am nächtlichen Himmel uns unter,
Du zunehmender gehst unter im Glanze des Tags.
Ist uns hinter dem Rande des Westbergs jener geschwunden,
Selbst ins ewige Licht scheinst du zu schwinden hinauf.

Weder die stechende Sonne berührt dich, weder des Regens
Peitschender Schlag, noch der Wind; ruhig am unteren Blatt
Klebst du behaglich schmausend, du Raupengeschmeiß! So gesichert
Hegt kein edleres Kind Mutter Natur an der Brust.

Wenn wir uns von diesem behaglich in seinem Blumengarten umherwandelnden Weltweisen von Neuseß zu dem Weltweisen von Muskau wenden, so finden wir in den „Letzten Klängen" (Nr. 2) keineswegs jene Ergebung in das Weltgeschick, wie sie die Rückert'sche Weisheit athmet, namentlich nicht in jenen Nänien, welche der Dichter seiner dahingeschiedenen Gattin weiht, in jenen „Klage- und Trostliedern am Grabe der Lieben", welche den eigentlichen Kern der vorliegenden Sammlung bilden. Es ist eine Trauer, die nicht an intensiver Macht verliert, so ausgebreitet der Gedankenkreis ist, den sie umschreibt; im Gegentheil, sie weiß gleichsam Erde und Himmel dem Schmerze dienstbar zu machen; die alten Götter, die Halbgötter wie Prometheus, die Sagengestalten des Mittelalters wie Merlin — alle müssen gleichsam wie Leichenträger seinem Schmerze mit der Fackel vorleuchten oder die Zipfel des Sargtuchs tragen.

Es sind die verschiedensten Tonarten, welche diese Trauer anschlägt. Am meisten harmonisch ist die Sprache wehmüthiger Erinnerung, welche, idyllisch und elegisch zugleich, das stille häusliche Walten der dahingeschiedenen Gattin heraufbeschwört. Wie bei Rückert durch den Gedanken, so gewinnt hier bei Schefer durch die Empfindung das Kleinste einen unendlichen Werth:

Stets noch beklopf' ich die Wange des Stuhls, wo du ruhtest, du Müde,
Wenn ich vorüber ihm geh' — ach, und das thut mir so wohl!
Fromm an die Lippen noch halt' ich das Glas, das ich labend dir reichte,
Rühre die Pfühle mir an — ach, und wie thut mir das wohl!
Halt' ich die schwere Orange noch bang in der Hand, die so müßig,
Dir sich zu opfern, wie ich, harrt, so vergeblich wie ich!

Der Dichter malt aus, wie die Mutter, wieder von den Todten auferstanden, die ganze kleine Werkeltagsarbeit des Lebens verrichtet, die in dieser phantasmagorischen Beleuchtung mit einem eigenthümlich poetischen Zauber bekleidet wird. Zu den schönsten idyllischen Elegien dieses ersten Abschnitts gehören die beiden folgenden:

Die Biene.

Du littest nicht die Biene dir im Zimmer,
Die müßig surrende; du ließest sie
Hinaus zur Arbeit, zu den Ihren hin,
Und fröhlich flog sie fort! — Da war es still.
Surrt jetzt die Biene wieder mir im Zimmer,
Die von den blüh'nden Trauben vor dem Fenster
Sich in die grüne Dunkelheit verirrt,
Da muß sie bei mir weilen, bei mir surren!
Ich meine: du bist sie, die Fleißige,
Die wiederkehrt zu wirken, zu den Ihren,
Zu mir! Ich höre selig ihr Gesurr;
Sie ruht auf meiner Hand; sie sticht mich nicht.
Und endlich laß ich weinend sie hinaus
In alle Welt, wie dich in alle Welt,
Und wieder ist es still, so still im Herzen.

Einsamkeit.

Der Apfelbaum vor meinem Fenster hat
Mit seines Blütenmantels Rosenschnee
Dein grünes Grab mir zauberschön verschleiert.
Dahinter schläfst du nun so wie ein Kind,
Das seine Mutter heimlich zugedeckt,
Und an ihr Tagewerk von ihm geschlichen.
Indessen singt der Finke dir vom Zweig,
Das Sonnenauge überwacht dich still,
Und Wolkenschatten ziehen sacht und leis;
Dir schlägt mein Herz hinüber, wo du schläfst,
Mein Auge sucht dich durch die Blütenzweige,
Die Seele glüht, und meine Thränen fließen.

Doch diese wehmüthige Lösung des Schmerzes ist nicht der herrschende Grundzug dieser Klagelieder; im Gegentheil, der Dichter empfindet das Menschengeschick überhaupt als ein grausames, und vertieft sich namentlich in das Geheimniß des Todes mit einer oft grüblerischen Mystik, die selbst dem Ausdruck hin und wieder etwas Unergründliches leiht, was auch die dichterische Klarheit gefährdet:

Die Klage lischt im ganzen All nie aus,
Der Antigott, der Tod, er stirbt ja nimmer;
So lebt denn hier ein Volk Beraubter immer
In dieser blüh'nden Erde Trauerhaus.

Nachtwachend bei der Todten erkennt er in ihr das Geheimste des ganzen Alls; die Welt ist nirgends mehr als dieser weiße Schimmer; starres Schauen und Grauen hält seine Seele fest. Lebend eine Todte fühlen, ein lebendes Grab mit einer Menschenbrust sein, das erscheint ihm als das Wunderwerk der Erde:

Hier steh' ich! Niemand weiß es, wer ich bin,
Und als ein Räthsel rath' ich an dem Räthsel.

Er ist ein Feind der Monumente. Gehört doch keinem der Todten auch nur ein Staub in der Welt, ruft doch jedes Denkmal spottend: Er war ein Phantom!

Seinen Schmerz um die Todte hält der Dichter für einen hohen Schatz, für das schrecklichste der Leiden „von Klag' und Schmerzen um die Lieben scheiden"! er lebt nur noch, um ihrer zu gedenken; alles ist ihm gleich, da sie dahin ist. Selbst die Erinnerung verscheucht er im stolzen Vollgefühl seines Schmerzes:

Stark ist der Schmerz, weit über die Welt und die ewigen Götter,
Und die Gestirne, sie drehn sich um den Blinden wie Staub.

Zu erhabenem Odenschwung erhebt sich die Trauer in einzelnen Gedichten wie:

Der fallende Stern.

Klagen erreichen dich nicht;
Thränen benetzen dich nicht;
Wünsche zerrinnen vergebens
Droben wie Wölkchen am Himmel.

Nichts mehr hab' ich mit dir,
Nichts mehr hast du mit dir;
Zwischen uns brauset die Schöpfung,
Die ich erzürnt anschweige.

Als wir uns liebten — o was
War uns die Welt da, die Welt,
Jene im Fliehen so schöne
Seifenblase der Götter!

Unſere Welt floh hin!
Niemals kehrſt du zurück,
Nicht ein Veilchen, ein Lüftchen
Unſrer zerſtobenen Tage.

Mir, mir blieb nur das Leid,
Einſamer Lebensherbſt
Und das zerriſſne Entzücken:
„Einſt ... einſt warſt du die Meine!“

Das iſt wie ewig her!
Das war ein fallender Stern,
Der einmal in der Urzeit
Wieder auf ewig auslosch.

Auch allegoriſch geſtaltet Leopold Schefer die Trauer; doch iſt dieſe Allegorie von der Horaziſchen dira necessitas cum clavibus ſehr zu ihrem Vortheil verſchieden. Es iſt keine Allegorie, aus der ein Bildhauer oder Maler etwas machen kann — und gerade darin beſteht ihr dichteriſcher Vorzug. Man mag ſie hyperboliſch, gigantiſch nennen; aber gerade durch dieſe grandioſe Erhabenheit wächſt ſie über das Maß der nüchternen Alltagsallegorien hinaus und wird ein dichteriſches Bild, ohne todte Attribute, voll Seele und Leben:

Draußen im Freien entſchlafen, erwacht' ich die Nacht. Mich erweckte
Klaglich Geſtöhn ringsum, Weinen vom Himmel herab.
Crocushell aufflammte der leuchtende Gürtel der Erde,
Ach, und ich ſah ein Weib, groß wie die Göttinnen ſind,
Schwarz wie die Nacht von den Füßen zum Haupt in Gewanden der Wehmuth;
Rührend, zum Weinen ſchön, ſann das erhabene Weib.
Und ich erkannte „die Trauer“ an ihren verweineten Augen,
Bläſſe der Wangen, der Stirn edelem heiligem Ernſt.
Ach, und die Trauer zerſtörte die Welt, die ſie nichts mehr anging.
Lautlos riß ſie den Mond, riß ſie die Sterne herab,
Selber die Sonne, die ängſtlich erſchien; ſie ergriff ſie und trat ſie
Aus, ſo wie Kinder behend Funken, vom Herde geſprüht.
Genien weinten in Träumegeſtalt; wie geängſtete Tauben
Flatterten irr ſie umher in dem zerrütteten Haus.
Feurige Drachen noch ließ ſie die Erd' anhauchen, daß alle
Blumen erſtickten, und tief Wurzeln und Keime zugleich.
Nichts mehr war noch, als ſie. Nichts lebte noch, als ihr Erinnern ...
Als ein blutiger Schein, den ſie mit Thränen verlöſcht.

Wir können nicht umhin, dieſe Schefer'ſchen „Klagelieder“ für die großartigſten Elegien zu halten, welche die neueſte deutſche Lyrik aufzuweiſen hat, Elegien von großer Tiefe der Empfindung und gewaltigem Schwung der Phantaſie. Wenn man ſie mit den ähnlichen Gedichten vergleicht, welche Emanuel Geibel ſeiner dahingeſchiedenen Gattin geweiht hat, ſo wird man dieſen allerdings die größere Klarheit einer harmoniſchen Form, eine kryſtallhellere Durchſichtigkeit einräumen, jenen aber, was Originalität, Gewaltigkeit und Tiefe betrifft, den Vorzug geben müſſen. Auch hat die Schefer'ſche Weltanſchauung eine Urſprünglichkeit, welche ſie ein für allemal über die conventionelle und wenn man will auch confeſſionelle Empfindungsweiſe hinaushebt. Die Lyrik dieſes Dichters iſt eine friſche, ſaftige Kernfrucht, keine ausgequetſchte Citrone.

Es iſt wahr, die Form bietet hin und wieder mancherlei Dunkelheiten; wo ſie aber zur Schönheit durchdringt, da ſchreibt dieſe Schönheit auch einen Lapidarſtil, wie ihn die Gänſefedern unſerer von Haus aus glatten und klaren Lyriker nicht zu ſchreiben verſtehen.

Auch in den andern Abſchnitten der Schefer'ſchen Sammlung findet ſich des Schönen viel, allerdings auch viel des Befremdlichen und Bizarren. Zwei ſo ſeltſame Dichtungen wie „Die lieben alten Weiber“ und die „Götterkoloſſe“ dürften ſich kaum in einer neuen Gedichtſammlung finden. Jene iſt eine Humoreske von barockſter Ausführung, aber ſinnigem Gehalt; dieſe eine Viſion von grandioſer Unheimlichkeit, eine Hymne des tiefſinnigſten Peſſimismus.

Lieblich und von leichtgeflügelter Form iſt „Die Frühlingsſchöpfung“, voll tiefer Empfindung „Das Lied von den grauen Haaren“, eine originelle Parallele „Des Teufels Teſtament“, nämlich das Corpus juris, eine beißende Allegorie „Die zweitauſendjährige Wäſche“. Wir heben aus den „Vermiſchten Gedichten“ das folgende als harmoniſch und wohlgelungen heraus:

Das Haus des Lebens.

Das Haus des Lebens ſtehet offen,
Und Menſchen kommen, Menſchen gehn;
Hier dieſe fürchten, jene hoffen —
Und anders immer iſt's geſchehn.

Die Menſchen kommen klein, in Thränen,
In unentrathſelter Geſtalt!
Sie nähren hier ein himmliſch Wähnen,
Und gehen wieder, müd' und alt.

Das Haus des Lebens bleibet offen,
Und Menſchen kommen, Menſchen gehn;
Und doch erfüllt ſich manches Hoffen,
Und manches Gute iſt geſchehn.

Doch alle gehn nicht alt und müde —
Sie gehn ſchon jung aus junger Welt!
Sie hatten Glück, ſie hatten Friede —
Doch wer iſt, der die Todten hält?

Das Haus des Lebens bleibet offen,
Die Sonne bleibt am Himmel ſtehn;
Die Erde blüht, ein ewig Hoffen
Erfüllt die Bruſt mit Frühlingswehn.

Doch vieles muß die Menſchheit dulden
Im neuen wie im alten Jahr,
Denn tauſendfache alte Schulden
Treibt ſtets die Zeit ein, ſtreng und baar.

Das Haus des Lebens bleibet offen,
Und Menſchen kommen, Menſchen gehn —
Und einſt erfüllt wird jedes Hoffen
Und jedes Gute wird geſchehn.

Das Haus des Lebens bleibet offen,
Der Ort des Wirkens immerdar;
Das Gute thun, das Beſſre hoffen!
Für Gute gibt's kein neues Jahr.

Iſt Krieg — doch wird die Welt nicht ärmer!
Iſt Friede — reicher wird ſie nicht!
Das Menſchenherz nur ſchlage wärmer,
Und jede Seele werde licht!

In den „Blicken in Welt und Leben“ finden ſich Epigramme von großer Schlagkraft, z. B.:

Macht der Aufklärung.

Nebel — ja hauet mit Schwertern darein, ihr bewegt sie nur höchstens;
Aber ein Sonnenblick hebt sie und scheucht sie hinweg.

Die Diebe der Erfindungen.

Gutenberg! Du erfandest den Druck — und also ... den Nachdruck!
So auch predigtest du, heiliger Jesu: — den Papst.

Die eigenthümliche Auffassung, in welcher unserm Dichter das hellenische Leben erscheint, hat sich in seinem „Hafis in Hellas", namentlich aber in seiner „Apotheose Homer's" bedeutsam widergespiegelt. Die „Griechische Reise" in der vorliegenden Sammlung bietet hierzu eine willkommene Ergänzung, Poussin'sche Landschaftsbilder und erotische Gemmen, und im „Rosenfest in Chio" eine Novelle in Distichen und Dialogen, phantastisch bunt, dithyrambisch bewegt, etwas phantasmagorisch dargestellt, aber von orientalischer Farbenpracht.

Rudolf Gottschall.

Reiseskizzen aus dem ostasiatischen Archipel.

Singapore, Malakka, Java. Reiseskizzen von F. Jagor. Mit 24 Federzeichnungen. Berlin, Springer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mag es nun einem glücklichen Zufall oder den persönlichen Antrieben der Autoren zuzuschreiben sein, es ist uns jedenfalls als ein günstiges Zeichen erschienen, daß gerade jetzt mehrere Werke über jene fernen Länder erscheinen, die für Deutschlands commerzielle, beziehungsweise coloniale Interessen von Wichtigkeit sind. Denn gerade jetzt, wo wir damit beschäftigt sind, unser Haus daheim gehörig einzurichten, dürfen wir auch wol hoffen, daß wir demnächst auch draußen in den Gebieten des großen transoceanischen Handels eben zu handeln wissen werden, wie dem Mutterlande der Germanen gebührt, sodaß wir dort nicht mehr blos geduldet werden, nicht mehr blos hospitiren, sondern uns auch auf eigenen Sitzen ansiedeln und feste Stützpunkte gewinnen. Handel, Schiffahrt, Colonien bedingen sich zu ihrer höhern Entwickelung gegenseitig. Auch scheint es, daß mit solchen Gedanken die Vormacht Deutschlands bereits vorgegangen ist und deshalb die Vineta auf ihre Fahrt nach Ostasien wie eine Vedette zum Recognosciren ausgesandt hat.

Wenige Theile des überseeischen Weltverkehrs sind aber gegenwärtig von so besonderm Interesse wie die vom Verfasser behandelten Punkte. Singapore, Malakka, Java; von wie vielfacher Bedeutung ist nicht dieser Dreiklang! Ist Singapore auch wol noch nicht, wie es neulich in einem interessanten Aufsatze in „Unsere Zeit" genannt wird, das Konstantinopel des Ostens, so hat es doch seine nicht minder große Bedeutung als der Mittelpunkt des gesammten Schiffsverkehrs West- und Ostasiens. Ist Malakka gegenwärtig schon wichtig als das Albion, als das Zinnland des Ostens, so erscheint es doch auch nebst dem britischen Birma als das Vorland, das nur seines Clive harrt, um durch die Erwerbung Hinterindiens Britanniens großes indisches Reich zu verdoppeln. Und Java, jener prachtvolle Garten des Ostens — fühlen wir uns nicht schon halb heimisch in ihm, dem Besitze des uns zwar noch immer so fern und doch so nahe stehenden Volks der Niederdeutschen? Vor allem sind jene Länder aber jetzt wichtig als die Schwelle der großen ostasiatischen Welt, die so alt und doch in commerzieller Beziehung so ganz neu ist; denn erst in jüngster Zeit haben sich das volkreiche Japan, die dreizehn Vertragshäfen Chinas dem Verkehr geöffnet, erst jetzt wird uns die weite Flut des Irawaddi zugänglich, die zu den teakbewaldeten Ländern der Laos, zu ganz Westchina hinaufgeleitet; noch nicht vor langer Zeit waren Siam, Kambodscha, Anam, die holländischen und spanischen Colonien im Malaiischen Archipel, ja selbst Vorderindien mehr oder weniger gegen fremde Flaggen verschlossen. Bringen wir auch noch nicht die neuen australischen Ansiedelungen, die sich bereits dem Golf von Carpentaria nähern, die russischen Niederlassungen am Amur, die neuen pacifischen Staaten Amerikas in Anschlag, so ist allein in Ostasien eine Welt von 500 Millionen Menschen dem Verkehr neu eröffnet: gewiß ein Umstand von höchster Wichtigkeit.

Man wird also über die neuesten Zustände in Singapore, Malakka und Java gern berichten hören, zumal von einem so competenten Gelehrten und anschaulich darstellenden Schriftsteller, wie der Verfasser es ist.

Der Werth des Handels von Singapore wird jetzt auf 13 Millionen, einschließlich des von Penang und Malakka auf 17 Millionen Pfd. St. veranschlagt. Die Einfuhr im Jahre 1864—65 betrug 66,182177 Rupien (= 44,121450 Thlr.), die Ausfuhr 66,339578 Rupien (= 44,226385 Thlr.), eine Zunahme gegen 1863—64 von 2,712123 Rupien bei der Einfuhr und von 12,363140 bei der Ausfuhr. Im Jahre 1864—65 liefen in Singapore ein: 1697 große Schiffe von 780794 Tonnen Gehalt, und es liefen aus: 1629 Schiffe von 576527 Tonnen Gehalt. Ein Achtel der angekommenen und ein Neuntel der ausgelaufenen Schiffe fuhren unter deutschen Flaggen.

Es gehen gegenwärtig regelmäßige Dampferlinien direct nach Malakka, Penang, Siam, Cochinchina, China, Borneo, Batavia, Ceylon, Birma, Vorderindien, dem Rothen Meere und durch Anschluß nach Europa, sowie nach den Mascarenen, Australien, Japan.

Die neue amerikanische Pacific-Mail-Steamship-Company eröffnet soeben mit einem Kapital von 20 Millionen Pfd. St. und einer jährlichen Regierungssubvention von $^1/_2$ Million Dollars, mit einer Linie von Dampfern erster Klasse (von 4000 Tonnen Gehalt) ihre regelmäßigen Fahrten von S.-Francisco über Honolulu und Kanagawa nach Hongkong, deren Dauer für die Hinreise auf nur 29, für die Rückreise, da man dann in Honolulu nicht anlegen will, auf nur 26 Tage berechnet ist. Die Engländer, welche jetzt den gesammten südpacifischen Verkehr ausschließlich in Händen haben, stehen ihrerseits nicht zurück, sondern eröffnen mit dem Zwillingsschraubendampfer Ruahine eine regelmäßige Postfahrt zwischen Wellington in Neuseeland und Panama, eine Fahrt von

7000 Seemeilen, welche direct, ohne unterwegs irgendwo anzulegen, gemacht werden soll, und deren Dauer ebenfalls auf 29 oder 30 Tage veranschlagt wird. Schon aus diesen beiden großartigen neuen Anstalten ersieht man den gewaltigen Aufschwung, den der pacifische Verkehr auf allen Seiten nimmt und der daher auch den Verkehr des so central gelegenen Singapore immer mehr heben muß.

Der Grund des schnellen Aufblühens von Singapore liegt zunächst in der günstigen Lage am äußersten Ende der malaiischen Halbinsel. Da Vorderindien und China viel weiter nördlich endigen, während die Halbinsel sich fast bis an den Aequator erstreckt, das Meer dort überdies frei von Gefahren und Stürmen ist, so drängt sich die ganze Schiffahrt zwischen Indien und China unmittelbar an Singapore vorbei, sodaß die Rhede dieser Stadt einen Theil der großen Handelsstraße selbst ausmacht. Die Vortheile der Lage gediehen dann besonders zur Entwickelung durch die völlige Freiheit von allen Abgaben und aller Controle, den drückenden Monopolen gegenüber, die immer alle in jenen Meeren herrschenden europäischen Nationen zur Ausschließung fremder Flaggen aufrecht erhalten haben, und andererseits durch die Sicherheit der Person und des Eigenthums gegenüber der Rechtlosigkeit und Lebensgefahr in den Staaten der einheimischen Fürsten. Dazu kommen dann noch besonders die günstigen klimatischen Verhältnisse, die auch Cameron („Our tropical possessions in Malayan India", London 1865) mit Recht so sehr hervorgehoben hat. Das dortige Klima ist der europäischen Constitution zuträglicher als irgendein anderer Theil im südlichen Ostasien. Singapore wird daher auch häufig als Heilstation benutzt. Kranke kommen hier aus China und Bengalen erschöpft an und verlassen es gesund nach einem Aufenthalte von sechs bis acht Wochen. Dieser Umstand ist denn auch von der höchsten Wichtigkeit für die militärische Machtstellung Englands in Ostasien, zumal man von dem so sehr ungesunden und angreifenden Hongkong nur sieben Tage Steaming distance hat. Die Benutzung dieses Vortheils hat England sich denn auch bereits durch die starke Befestigung Singapores und den Bau großer Kasernen gesichert. Daß dadurch Singapore entgegen seiner Bestimmung als großer Stapelplatz einem feindlichen Angriffe besonders ausgesetzt werde, ist eine Gefahr, die für die Beherrscher Indiens wol nur als eine sehr entfernt liegende erscheinen dürfte. Der Verfasser berichtet:

Die Rhede ist umschlossen von dichtbewaldeten Inseln, über die sich die Kronen zahlreicher Palmen erheben. Gewöhnlich ist das Meer so ruhig wie ein Binnensee und bedeckt mit Schiffen aller Länder, zwischen denen unzählige kleine Boote hin- und herfahren. Eine ganze Kette solcher kleinen Eilande und Felsen liegt im Süden der Hauptinsel und setzt in Südostrichtung den Umriß der Küste wie in einer punktirten Linie fort. Die südlichste derselben, St.-John, mußte früher von allen größern Fahrzeugen umschifft werden, bis man unmittelbar an der Südküste von Singapore selbst eine Durchfahrt entdeckte, tief genug für die größten Schiffe. Sie wird im Süden von der Insel Blakangmati begrenzt, welche fleißige Bugis in ein Ananasfeld verwandelt haben, und bildet den sogenannten neuen Hafen, New harbour, in dem jetzt die größten Dampfschiffe anlegen und ihre Kohlendepots haben. Es sind daselbst Docks und Landungsbrücken angelegt, sodaß die Schiffe unmittelbar am Lande anlegen und löschen können, während in Singapore alles durch Leichter gelandet werden muß. New harbour hat aber so wenig Raum, daß er kaum für die Bedürfnisse der Dampfschiffahrt ausreicht.

Das bunte Treiben in den Straßen entspricht dem, was die Schiffe auf der Rhede vermuthen ließen. Die Stadt ist der Sammelplatz aller Völker des fernen Ostens. Weitaus überwiegend an Zahl und Bedeutung sind die Chinesen. Dann folgen der Menge nach die Völker malaiischer Rasse und die Klings, wie hier allgemein sämmtliche Bewohner Vorderindiens genannt werden. Diese drei Völkerschaften bilden die Hauptmasse; mehr vereinzelt erscheinen zwischen ihnen Araber, Perser, Parsis, Armenier, Siamesen, Birmanen, Anamiten, Tagalen und Juden in alttestamentarischer Tracht.

Den buntesten, interessantesten Anblick gewährt die Stadt wol abends zwischen 8 und 10 Uhr. Die Straßen, in welchen die Geschäftshäuser der europäischen Kaufleute liegen, sind dann öde und finster, aber in den andern Stadttheilen, besonders im Viertel der Chinesen, herrscht die größte Lebendigkeit. Hier sind alle Läden offen und mit großen, bunten Papierlaternen, die zugleich als Firmaschilder dienen, beleuchtet, alle Werkstätten in voller Thätigkeit. Längs der Häuser haben sich ganze Reihen kleiner Geschäftsleute, Hausirer, besonders aber viele Garköche mit ihren tragbaren Gestellen eingefunden, welche an dem einen Ende eines Bambus die Küche, am andern sämmtliches Geschirr tragen. Dazwischen wogt eine dichte Menschenmenge, die hier ihre Abendmahlzeit kauft und meist gleich an Ort und Stelle verzehrt.

Das chinesische Element tritt namentlich in einigen Theilen der Stadt so sehr in den Vordergrund, daß man sich in China wähnen könnte. Alle Handwerke, besonders solche, die Geschick und Ausdauer verlangen, werden fast nur von Chinesen betrieben. Sie mögen wol das fleißigste Volk auf Erden sein, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht sieht man sie arbeiten. Mit Ausnahme des Neujahrsfestes gibt es für sie keinen Feiertag. Neben dem großen Fleiß bilden auch Sparsamkeit und Genügsamkeit sehr hervorragende Züge in ihrem Charakter. Ihr Handwerkszeug, ihre Kleidung und ihre Nahrung sind von der einfachsten Art, auch sind sie in fast allen ihren Genüssen sehr mäßig; ihre Tabackspfeife hat kaum die Größe eines Fingerhuts, von einer Cigarre rauchen sie gewöhnlich nur einige Züge hintereinander und heben den Rest auf. Sie trinken fast nur dünnen Thee, der sehr billig ist, immer ohne Milch und Zucker aus ganz kleinen Täßchen. Die reichsten Chinesen gehen kaum besser gekleidet als die armen; eine kurze, weite Hose, eine baumwollene Jacke und bei den Wohlhabenden Schuhe ohne Strümpfe, bilden nebst Zopf und Fächer den ganzen Anzug.

Ein großer Theil des Handels und der Schiffahrt ist in ihren Händen, nur an dem directen Handel nach Europa und Amerika blieben sie bisjetzt unbetheiligt. Alles aber, was an Producten des Archipels nach Europa kommt, geht erst durch Vermittelung der Chinesen an die europäischen Exporteurs über, ebenso wie die meisten der europäischen Waaren erst durch ihre Hände zu den Eingeborenen gelangen.

Von Singapore fuhr der Verfasser mit dem Dampfboot nach dem 120 Seemeilen entfernten Malakka. Diese Stadt, welche vor 300 Jahren 150000 Einwohner hatte und der wichtigste Handelsplatz in diesen Meeren, die Hauptstadt eines mächtigen Königreichs und auch noch zu den Zeiten des holländischen Monopols ein bedeutender Stapelplatz namentlich der damals in Europa so geschätzten Gewürze war, hat zwar gegenwärtig ihre frühere Bedeutung verloren; theils weil das kleine Flüßchen von Malakka und die Meeresströmungen die Rhede so verschlämmt

haben, daß große Schiffe zwei Miles vom Lande ankern müssen, theils weil nach der Anlegung der englischen Colonie Pulopinang und namentlich nach der Gründung des Freihafens Singapore sich der Handel von Malakka fast gänzlich nach jenen beiden Punkten gezogen hat. Doch hat die Stadt noch ihre stattliche Seefronte bewahrt, indem die Reihe von Europäern bewohnter steinerner Häuser dem Strand zugewandt ist, während dicht dahinter auf einem hohen Hügel die malerischen Ruinen der von Albuquerque gebauten Kirche Madre de Dios und der Klöster St.-Paul und Hermanos de leche stehen. Die Rhede bietet große Sicherheit, da Malakka wie Singapore außerhalb des Monsuns liegt. Das Klima ist trotz der Nähe des Aequators und der geringen Meereshöhe gesund und angenehm.

Nachdem durch die Einführung der Landacte vom Jahre 1863 die bisher beim Kauf von Ländereien obwaltende Unsicherheit des Besitztitels beseitigt worden ist, dürften Kapital und Unternehmungsgeist sich wol nicht länger von Malakka fern halten. Die Agricultur beschränkte sich bisher fast auf den Reisbau. In neuester Zeit hat aber die Bereitung des Tapioka in Mehl- und Perlform solchen Aufschwung genommen, daß er nach dem Zinn den Hauptausfuhrartikel der Colonie bildet. Dieser Erwerbszweig ist wie die Bereitung des Sagos in Singapore ganz in den Händen der Chinesen. Der Preis des Tapioka ist 3 Dollars für Mehl, 4 Dollars für Perlen per Pikul, während Sago durchschnittlich 2 Dollars als Mehl, 3 Dollars in Perlen kostet. Auch die Kokospalme, deren Früchte hier hauptsächlich zu Oel verwendet werden, ist sehr gewinnbringend. Eine im vollen Ertrag stehende Pflanzung soll das Anlagekapital jährlich mit 100 Proc. verzinsen.

Der Verfasser machte von Malakka aus zuvörderst einen Ausflug nach Naning, 21 Miles nordwestlich ins Innere. Er traf hier die Mintras und die Jakuns, die zu den wilden Stämmen gehören, welche den Süden der Halbinsel bewohnen. Diese wilden Stämme sind zuerst durch Logan näher bekannt geworden. Sie werden gewöhnlich mit den Namen Orang utan (Waldmenschen), Orang bukit (Bergmenschen) oder Orang binua (Binnenlandmenschen) belegt. Dieselben wohnen meistens in Hütten auf Bäumen, 20 — 30 Fuß über dem Boden. Daß sie Schuppen haben wie Caliban, hat sich bestätigt, aber auch erklärt, indem viele mit Ichthyosis behaftet sind. Sie sind geschickte Jäger. Zur Jagd bedienen sie sich hauptsächlich des Sumpitan, eines 7 Fuß langen Blasrohrs, das aus zwei ineinandergeschobenen Bambusen besteht, und aus dem sie 7 Zoll lange vergiftete Pfeile schießen. Das äußerst wirksame, kleinere Thiere augenblicklich tödtende Gift wird aus einer Mischung verschiedener, noch nicht näher bestimmter Pflanzenstoffe durch wiederholtes Abkochen hergestellt, wobei allerlei Zauberformeln angewendet werden. Die Waldmenschen sind sonst in den Jägerkünsten wohl erfahren, namentlich wissen sie dem Wild viele Fallen zu stellen, die oft von recht sinnreichem und complicirtem Bau sind. Die Gesammtzahl der Wilden auf der Malaiischen Halbinsel dürfte nicht über 10000 betragen. Sie halten sich für die Ureinwohner, betrachten die Malaien als Eindringlinge und glauben, in völliger Uebereinstimmung mit Huxley und Darwin, von zwei weißen Affen abzustammen, aus deren Nachkommen diejenigen, die in der Ebene blieben, allmählich Menschen wurden, während die, welche die Berge nicht verließen, Affen blieben. Aehnliche Darwin'sche Ansichten finden sich übrigens auch bei verschiedenen westafrikanischen Stämmen.

In Gesellschaft eines Bergmanns aus Cornwallis, der im Auftrage einer englischen Gesellschaft die Ergiebigkeit der hiesigen Zinnlagerstätte untersuchen sollte, machte der Verfasser hierauf einen Ausflug nach dem Lingifluße, welcher die Grenze des englischen Malakka gegen den kleinen Malaienstaat Salangore bildet, von wo sie nach dem berühmten Zinndistrict Songei-Udjong wollten. Sie fuhren zuerst längs der Küste, welche eine ununterbrochene Reihe lieblicher Landschaften entfaltete: im Vordergrund eine bebaute Ebene, auf welcher sich Hügel und weiter hinten tiefblaue Berge in scharfen Umrissen erhoben. Der Dato (Häuptling) von Lingi, welcher den dortigen Zinnhandel betreibt und an welchen die Reisenden sich zu wenden hatten, wohnte eine deutsche Meile vom Fluß in einem saubern steinernen Hause, in dem europäische Möbel und Luxusgegenstände aufgestellt waren; ein breiter, von ihm selbst angelegter Fahrweg führte nach der Wohnung. Allein obgleich dieser Dato nur ein kleiner Fürst, dessen Einkünfte im Handelserwerb und in Erpressungen bestehen, und unmittelbarer Nachbar der Engländer ist, so nahm er dennoch keine Notiz von dem ebenso höflichen wie angelegentlichen Empfehlungsbrief des Gouverneurs von Malakka; nach einer Reihe der unverschämtesten Plackereien und Prellereien mußten die Reisenden unverrichteter Sache wieder abziehen. Diese kleinen Fürsten benehmen sich überhaupt gar unabhängig den Engländern gegenüber. Ihre Länder sind aber in der schrecklichsten Unordnung, gewähren weder Sicherheit des Eigenthums noch der Person und sind oft nur Sammelplätze für Räuber; sie selbst sind äußerst raubgierig und käuflich. Es scheint fast, daß die Engländer sie absichtlich gewähren lassen, damit ihre Rechnung voll werde; zur rechten Zeit wird sich dann der Clive von Malakka schon einstellen, der sich „gezwungen" sehen wird, alle diese Raubstaaten zu annectiren.

Die Reisenden fuhren hierauf weiter längs der Küste bis Ponchor; die Schönheit der Küste war so einladend, daß der Verfasser aus dem Boote ausstieg und den Weg zu Fuße machte. Bei Ponchor untersuchten sie nun eine Zinngrube, von welcher der Verfasser eine ausführliche, sehr interessante Beschreibung gibt. Die Grube wurde von 34 Chinesen bearbeitet, gehörte also zu den kleinsten; in manchen Gruben sind mehrere hundert Arbeiter beschäftigt. Die Grube war ein Seifenwerk; alles Zinn von Hinterindien wird aus Seifen gewonnen, die ursprüngliche Lagerstätte ist noch gar nicht bekannt. Das Zinn von Banca und Malakka ist fast absolut rein, und

überhaupt ist Seifenzinn immer reiner als das aus Gangerzen gewonnene. Nach Crawfurd ist das malaiische Zinngebiet das ausgedehnteste und reichste der Welt und erstreckt sich über 17 Breiten- und 10 Längengrade. Der größte Theil des Gebiets ist noch mit Urwald bedeckt, sodaß man erwarten darf, das Erz noch an vielen Stellen zu finden. Der Vorrath scheint sehr groß, der Ertrag steht im Verhältniß zu den aufgewendeten Mitteln an Kapital und Arbeitskräften. Die erste Grube bei Malakka wurde 1793 eröffnet, aber erst seit 1840 findet daselbst die Ausbeutung mit größerm Nachdruck durch Chinesen statt. Die Zinneinfuhr in Singapore, die den größten Theil des auf der Halbinsel gewonnenen Zinns umfaßt, betrug im Jahre 1865: 56098 Pikul = 3340 Tons. Die Zinnausfuhr von Pinang (meist Junk-Ceylon-Zinn) war für 1859—64: 40188 Pikul per Jahr = 2392 Tons. Banca producirte 1859—64 durchschnittlich 169374 Blöcke und Billiton 13139, zusammen 182513 Blöcke. So erhält man als die Summe des in die drei Hauptniederlagen eingelieferten Zinns jährlich 12006 Tons, wozu noch der Ertrag von Siam und das direct von den Zinnländern nach China und Japan gelieferte zu rechnen ist. Man ersieht daraus, daß schon gegenwärtig das malaiische Indien das meiste Zinn producirt; denn die Production von Cornwallis und Devon beträgt etwa 10000 Tons. **Wilhelm Bentheim.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Philologische und pädagogische Literatur.

1. Sophokleische Rettungen von Bernhard Arnold. München, Kaiser. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Dieses Werkchen bringt textkritische Bemerkungen zu Sophokles' „Elektra", um einige Stellen gegen die Eingriffe der Hyperkritik aufrecht zu erhalten. Außer dieser Tendenz können wir dem Schriftchen nichts nachrühmen. Die „rettenden" Erklärungen treffen nicht ins Schwarze, sind oft weit hergeholt und mit zu großem Aufwand begründet.

2. Plato's Phädon. Eine Reihe von Betrachtungen zur Erklärung und Beurtheilung des Gesprächs von Albert Bischoff. Erlangen, Deichert. 1866. 8. 1 Thlr.

Schulmännern, welche in die Platonische Sprache und Philosophie einzuführen haben und dabei „Phädon" zu Grunde legen, wird dieses Buch von Bischoff einen willkommenen Beitrag zur Einsicht in den künstlerischen Aufbau und den Organismus dieses Dialogs gewähren; auch sind einzelne schwierigere Stellen richtig und einfach erklärt. Eine gewisse Breite des Vortrags darf nicht stören. Auch die Quästionenphilologie wird manchen beachtenswerthen Versuch der Lösung darin finden; ob der Stoff des „Phädon" historisch oder fingirt, welches der Grundgedanke des Dialogs, welches die wahrscheinliche Abfassungszeit und Stellung desselben in der Reihe der Platonischen Schriften sei, wird in ebenso viel Abschnitten eingehend besprochen. Die letzten Abschnitte jedoch, welche die Platonischen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele gegen Angriffe aufrecht zu erhalten und ihnen auch für uns theilweise Gültigkeit zuzuschreiben versuchen, fallen in den Fehler der Ueberschätzung historischer Mittelstufen. Schließlich durfte Bischoff die Neubehandlung der Seelenfrage auf Platonischer Grundlage, womöglich mit Hinzunahme des Auferstehungsbegriffs, nicht eher vorschlagen, bis er mit den modernen Spiritualisten Fechner, Lotze, Herbart ins Reine gekommen war.

Aus der historischen Literatur, welche sich auf das Alterthum bezieht, empfehlen wir eine Arbeit von Eichheim:

3. Die Kämpfe der Helvetier, Sueben und Belgier gegen C. J. Cäsar. Neue Schlaglichter auf alte Geschichten von Max Eichheim. Regensburg, Bößenecker. 1866. 8. 1 Thlr.

Eichheim unternimmt es, unbestochen vom cäsarischen Nimbus, die Aufzeichnungen Cäsar's über den gallischen Krieg einer Kritik zu unterziehen und namentlich die Waffenehre der alten Germanen vor Verunglimpfungen sicherzustellen. Die Basis von Eichheim's Kritik bildet, abgesehen von den Zeugnissen des Sueton, Polyän, Dio Cassius, Strabo u. s. w., vor allem die noch heute erkennbare Beschaffenheit des Kriegsterrains, die innere Wahrheit aller Kriegsoperationen, sodann nicht geringen Theils die Handhaben, welche die Ungleichheit der Angaben in den Commentarien selbst bietet. Mit diesen Mitteln folgt Eichheim dem Gange des Feldberichts Schritt für Schritt, um daran die Richtigkeit der Daten überall zu prüfen. Das Ergebniß summirt sich in der drastischen Sprache Eichheim's dahin, „daß die Commentarien über den gallischen Krieg im ganzen nur zu oft als plumpe Mystification erscheinen, welche Cäsar zum Ruhme eines großen Feldherrn, eines Hannibal oder Alexander verhelfen sollte".

In einem mehr als zweifelhaften Lichte erscheint demnach die oft gerühmte Raschheit der Bewegungen, die Ueberlegenheit der Taktik und Tüchtigkeit der cäsarischen Heers, welche oft vor der natürlichen Tapferkeit germanischer Scharen zunichte wurden. Es wäre für die historische Forschung gewiß lohnend, diese Controverse zum Austrag zu bringen.

Eine andere historische Schrift, ein Leben Cato's des Jüngern von Gerlach:

4. Marcus Porcius Cato der Jüngere. Ein biographischer Versuch von F. D. Gerlach. Basel, Bahnmaier. 1866. Br. 8. 9 Ngr.

schließt sich in Darstellung und Auffassung der Thatsachen eng an die alten Quellen an, und läßt das redliche Bestreben erkennen, einer sehr in Aufnahme gekommenen Tendenz der heutigen Geschichtschreiber Roms entgegenzutreten, welche eine ferne Zeit mit den Farben der Gegenwart auszumalen liebt. Sein Eifer gegen Mommsen namentlich trifft aber nicht die rechte Stelle, welche vielmehr in der gesammten Weltauffassung dieses geistvollen Darstellers zu suchen ist.

Aus den Werken der pädagogischen Literatur, welche uns vorliegen, heben wir hervor:

5. Geschichte der deutschen Pädagogik im Umriß. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Albert Wittstock. Leipzig, Klinkhardt. 1866. Gr. 8. 21 Ngr.

Als Aufgabe der Erziehungsgeschichte wird erkannt, „daß sie alle bisher entstandenen allgemeinen Erziehungsprincipien und Theorien, und wie sich eine aus der andern entwickelt oder eine der andern entgegenstrebt, ihre Aufnahme, ihre Wirkung, ihre Herrschaft oder Verschwinden darzustellen habe, theils im allgemeinen, theils in der Anwendung auf einzelne Materien". Messen wir das vorliegende Werk, welches speciell die deutsche Erziehung zum Gegenstande hat, an seinem eigenen Maße, so finden wir, daß im ganzen die biographische Darstellung überwuchert, die Wittstock nach den Worten der Einleitung doch vermeiden wollte; obzwar wir nicht leugnen, daß manches ansprechende Bild geliefert worden ist. Die einzelnen Theorien erscheinen in dürren Sätzen, von einer Entwickelung des einen Systems aus dem andern ist wenig die Rede. In die Schule selbst wird seltener Einblick gewährt und die Rückwirkung derselben auf die Oeffentlichkeit, die Verbreitung der Volksbildung, durch nichts anschaulich gemacht, und wäre es nur durch statistische Tabellen; am dürftigsten jedoch ist das Werk an Nachweisen über die Behandlung der einzelnen Materien des Unterrichts und der einzelnen Aufgaben der Erziehung. Wenn wir weiter gehen und von der geschichtlichen Darstellung einer Wissenschaft auch die Analyse der Systeme und deren Beurtheilung von einem durch das Denken gegebenen Standpunkte, wenn wir Licht und Schatten, Verwerfung des Unbrauchbaren und ansteigende Summirung des Anerkannten verlangen, so bietet uns Wittstock's Werk sehr wenig. Auch die Vertheilung des historischen Stoffs ist bedenklich; nicht immer erlangt das Wichtigere die eingehendere Behandlung; die speculative Begründung der Pädagogik durch Herbart und Beneke wird kurz abgefertigt; mit unverkennbarer Vorliebe wird die Volksschule bedacht; Gymnasium und Universität sind nichts weniger als genügend behandelt. Bei alledem können wir, bis ein ähnliches Compendium auf Grund ausgedehnterer Arbeiten zu Stande kommt, denjenigen, die in die Geschichte der Pädagogik eingeführt werden wollen, dies Werkchen empfehlen, namentlich wegen seines, von unsern edelsten Geistern getheilten Enthusiasmus für die Sache der menschlichen und nationalen Entwickelung durch die Schule.

Ein anderes historisch-pädagogisches Schriftchen ist:

6. Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und französischem Boden. Zwei Vorträge gehalten im Saale der städtischen Realschule zu Bromberg von K. Schneider. Bromberg, Carow. 1866. 8. 7½ Ngr.

Ein behagliches Gemälde zweier oft behandelter Lebensgänge, welche in Bestrebungen und Schicksalen so ähnlich, in Temperament und Resultaten so abwichen. Was beiden Männern fehlte, so lautet Schneider's Urtheil, ist die Anerkennung des positiven Christenthums, das Rechnen mit der Thatsache, daß vor allem das sündige Herz es ist, welches der Wiedergeburt bedarf; doch gibt es wol noch eine andere und gründlichere Kritik.

Wir haben fernerhin einige Schulbücher anzuzeigen. Die Schulbücher sind das deutlichste Zeugniß für den Geist und den Stand der Erziehung. Viel Geist kann man nun folgenden Geschichtswerken nicht vorwerfen:

7. Zeiten und Menschen. Bilder aus vergangener Zeit in Geschichten, Sprüchen und Gedichten zur Belebung des Sinnes für Geschichte und zur Einführung in die deutsche Literatur. Für Schule und Haus bearbeitet von Robert Niedergesäß. Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
8. Römische Geschichte in Biographien. Nach den Quellen bearbeitet von Ernst Bernhardt und Adolf Schaubach. Hildburghausen, Nonne. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir müssen das ganze Princip dieses Geschichtsunterrichts, welcher das Leben der Völker und die Entwickelung der Menschheit in eine Auswahl von Biographien und Begebenheiten zerpflückt, von Grund aus misbilligen; ein Buch, das man beliebig hinten, vorn und in der Mitte beginnen kann, ist ein Haufe von Blättern, und Compilationen sind keine Nahrung für die Jugend.

Dagegen ist die griechische Geschichte von Jäger:

9. Geschichte der Griechen von Oskar Jäger. Mit einer Abbildung des Parthenon. Gütersloh, Bertelsmann. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

auf fleißiges Studium der neuern Geschichtswerke und der Quellen gebaut, von lauterm Gefühl für die Bedeutung des Hellenenthums durchdrungen und in klarer gefälliger Darstellung ihrem Zweck, ein zusammenfassendes Bild der griechischen Entwickelung vornehmlich für die geschultere Jugend und empfänglichere Kreise der Gebildeten zu liefern, vollständig nachgekommen.

Zum Schluß erwähnen wir eines antiquarisch-belletristischen Werks:

10. Plato und seine Zeit. Historisch-biographisches Lebensbild in drei Abtheilungen von Emil Welper. Kassel, Jungklaus. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im ganzen überwiegt das Romanhafte. Wir gestehen zu, daß dem Verfasser die Farben der sinnlichen Darstellung zu Gebote stehen, daß er das Kaleidoskop der Gestalten und Situationen geschickt zu handhaben weiß; auch fehlt es nicht an gedankenvollen Contrasten, wie die Stellung des poetischen Griechen zwischen dem vielgestaltigen ägyptischen und dem einfach erhabenen mosaischen Cultus. Aber zweierlei Wesentliches ist zu vermissen: die Lebenswärme der Gestalten und die Einheit der Erzählung, welche einen achtzigjährigen Lebenslauf bewältigen soll. Der Held selbst ist das Ideal einer schönen Seele, welche nur für das Weihevolle zugänglich ist. Das Ganze soll wol ein Stimmungsgemälde sein, nach den Worten der Einleitung: „Wenn man nicht ungerührt die erhabene Melodie des wunderbaren Schwans vernimmt, dessen Ruhm schon Sokrates durch ein Traumgesicht kundgethan wurde, so ist der Zweck dieser Blätter vollständig erfüllt."

Erinnerungen eines Mäßigkeitsapostels.

Sechzig Jahre, oder: ein Leben an Bauer- und Fürstenhöfen, unter Säufern, Kindern und Verbrechern von A. Freiherrn von Seld. Leipzig, Bredt. 1865. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

„Finden Fremde, daß zu viel von mir die Rede ist? Ich glaubte, ich dürfe nicht zurücktreten, wo es galt, Zeit und Erziehung zu schildern. — Finden Freunde manche Lücke in meinem Leben? Es galt nicht, mein Leben zu schildern, sondern das Leben.“ So lautet das Vorwort dieses Buchs. Durch Kürze zeichnet es sich wenigstens aus, wenn es im übrigen auch etwas orakelhaft klingt. Uns erschien es außerordentlich orakelhaft, das müssen wir offen gestehen, gerade uns, die wir schon mehr als einmal die Gelegenheit und Ehre gehabt, dem Freiherrn von Seld in d. Bl. unsere kritische Aufwartung zu machen. Wir sollten jene wenigen Zeilen indeß am Ende des Buchs in ihrer vollen Bedeutung würdigen lernen. In dem Schlußworte heißt es: „In jedem Menschenleben muß ein Wort das letzte sein, das man spricht, in jedem Schriftstellerleben muß ein Werk das letzte sein, das man schreibt. Ist's vielleicht dies hier?“ Der Freiherr von Seld übergibt uns also in diesem Buche sein literarisches Testament: wir sollen dieses Buch für den Schlußstein seiner schriftstellerischen Thätigkeit ansehen. Ganz ohne einen Blick des Zweifels thun wir das nun freilich nicht, denn der Verfasser selbst geht uns hierin mit gutem Beispiel voran. Er hat zur Genüge den Zauber des Schriftstellerthums kennen gelernt, um nicht gern auf ein letztes Wort noch ein allerletztes folgen zu lassen. Es plaudert sich ja so schön, wenn man frisch von der Leber weg plaudern darf; weiß man nichts Neues, so wiederholt man das oft Gesagte. Die zweifelnde Frage: „Ist's *vielleicht* dies hier?“ klingt uns gerade so, als hätte der Verfasser seine Feder nur augenblicklich zur Disposition gestellt, als sammelte er im stillen schon wieder für ein neues Manuscript. Sei dem wie ihm wolle, wir werden dieses Buch wenigstens für jetzt als ein wirkliches literarisches Testament ansehen müssen.

Allerdings kann es seiner ganzen Natur nach kein Werk von großem literarischen Werthe sein. Im Grunde darf es auch ein solches nicht sein, da sich in ihm die „Wahrheit“ ungeschminkt geben und eine Allianz mit der „Dichtung“ nicht eingehen soll. Ob sich solch ein Buch in classischer Sprache gibt oder nicht, ob es planvoll angelegt, in seinen Theilen harmonisch ausgeführt ist oder nicht, das ist im Grunde vollständig Nebensache. Die ästhetische Befriedigung muß bei derartigen Schriften auf ihr Recht größtentheils verzichten. Daß es seinem Zwecke diene: die Rücksicht allein ist maßgebend. Es soll der Undankbarkeit oder Gleichgültigkeit der Gegenwart entgegentreten und der Zukunft die Möglichkeit rauben, die Person des Autors ganz und gar mit dem Staube der Vergessenheit zu bedecken. Memoiren zu schreiben, ist seit einigen Jahren reine Modesache geworden. Warum soll nicht auch Freiherr von Seld wie so manche andere, mehr oder weniger bekannte Persönlichkeiten sein Licht unter dem Scheffel hervorziehen und der Mitwelt zu freundlicher Erinnerung präsentiren? Er hat es sogar nöthiger als manche weit berühmtere Persönlichkeiten. Denn sein Leben bedarf in vieler Beziehung der Erläuterung, es bedarf der Rechtfertigung.

Schalten wir zunächst einige statistische Daten ein. Geboren ward Freiherr von Seld am 5. Januar 1799 in Russow bei Kalisch im jetzigen Königreich Polen. Dieser Theil Polens gehörte damals zu Preußen, und insofern darf sich Baron Seld einen geborenen Preußen nennen. Seine speciellere Heimat hat er aber nie vergessen, eine gewisse Vorliebe für das polnische Volk und polnische Eigenthümlichkeiten muß er wol mit der Muttermilch eingesogen haben. Sein Vater verkaufte 1804 seine polnischen Besitzungen, zog nach Sachsen, dann wieder zurück nach Kalisch und von dort 1806 nach Schlesien. Der junge Seld führte schon früh ein wechselvolles Leben; er wuchs wol etwas wild auf, er sorgte in den Drangsalsjahren zu Anfang dieses Jahrhunderts mehr für seine körperliche als für seine geistige Nahrung. Später erhielt er geregelten Unterricht und bezog dann das Gymnasium zu Guben. Im Alter von sechzehn Jahren ward er Gesandtschaftssecretär in Krakau (man erinnere sich, daß Krakau auf dem Wiener Congresse zu einem Freistaate erhoben ward), führte dort mit 900 Thlr. Gehalt ein höchst anständiges Leben und studirte nebenbei auf der krakauer Universität. Das Bild, welches er von dieser Universität entwirft, muß freilich die höchste Verwunderung erregen; wir würden es für eine Caricatur halten, hätte Baron Seld irgendwie Grund zu carikiren. Man höre, was auf Seite 99 steht:

> Der Professor des römischen Rechts in Krakau besaß kein Corpus juris; ich weiß das, denn ich wollte mir eins von ihm leihen; ja, es schien mir, als wisse er nicht recht, was das sei. Er las geschriebene lateinische Hefte ab, die er von seinen Vorgängern hatte; wurden ihm die gestohlen, so mußte er seine Professur niederlegen, oder er mußte so lange Ferien machen, bis er sich andere angeschafft.

Und dies ist noch eine der unschuldigsten Geschichten. Wen es nach tollern gelüstet, der möge sie an betreffender Stelle selbst nachlesen.

Zwei Jahre währte der Aufenthalt in Krakau. Der Freistaat war während dieser zwei Jahre endgültig constituirt, die Gesandtschaft hatte ihre Aufgabe gelöst und durfte nach Hause gehen. Auch Seld ging, obschon er eine Stellung bei der preußischen Residentur in Aussicht hatte. Er fühlte sehr richtig, daß er mit seinen beschränkten Mitteln in der diplomatischen Laufbahn nie recht vorwärts kommen würde, daß sich daher für ihn die juristische Carrière mehr empfehle. Nach abgelegtem Examen trat er beim berliner Stadtgericht als Auscultator ein und arbeitete mit großem Eifer namentlich bei der Criminalabtheilung. Als er aber zur Civildeputation übergehen mußte, machte sich seine eigenartige Natur sofort geltend. Er fühlte, daß er zum Beamten nicht tauge. Er bemerkt erläuternd:

> Was mir geahnt, trat ein, schlimmer als es mir geahnt. Meine neue Thätigkeit ward mir ebenso zuwider, als die frühere mir lieb gewesen. Bisher hatte ich mit Menschen zu thun

gehabt, jetzt hatte ich mit Acten zu thun, oder, was fast noch schlimmer war, mit Actenmenschen, mit Advocaten, damals Justizcommissarien genannt, denen nach dem Grundsatze, daß nur das einzuklagen sei, was nach Geld geschätzt werden könnte, nichts schätzbar war als Geld und Geldeswerth, die statt der Herzkammer eine Oberrechnungskammer und statt des Herzbeutels einen Geldbeutel in der Brusthöhle hatten, und die, obgleich lutherisch, Luther verketzerten, weil er gesagt: „Reichthum ist das schlechteste Ding und die geringste Gabe, so einem der liebe Gott geben kann, darum gibt er ihn gemeiniglich nur den groben Eseln, denen er sonst nichts Gutes gönnt.“ ... Ich fühlte immer entschiedener: ich war nicht in meinem Beruf; es gab nur einen, für den ich entschiedene Neigung fühlte und für den ich Anlagen zu haben glaubte, das war der eines Volksredners; aber wenn das wirklich mein Beruf war, wie konnte ich je dazu kommen, ihn zu erfüllen? In unsern damaligen Verhältnissen sprach keiner zum Volke als der Prediger in der Kirche und ein Betrunkener auf der Straße, solange nämlich die Polizei ihn sprechen ließ.

Seld nahm nun zunächst einen längern Urlaub, aus welchem der vollständige Abschied ward. Er hielt sich in der Nähe Berlins bei Bauersleuten monatelang auf, ohne einen gebildeten Menschen zu sehen. Vorderhand war er — „gar nichts“. Aus diesem „gar nichts“ wurde ein Berufsthätigkeit, welche in den Augen vieler, wohlsituirter Leute noch weniger als gar nichts gilt — er betrat die Schriftstellerlaufbahn. Diese Laufbahn lernte er mit all ihren Nöthen und Sorgen kennen; er redigirte Journale, für die er wenig oder nichts bekam, wol gar noch aus seiner Tasche zulegen sollte; er übte Localkritik, welche nur zu leicht die literarische Thätigkeit zum Handwerk hinabdrückt. Aber all dies lehrte ihn neue Verhältnisse kennen, es brachte ihn mit Menschen der verschiedensten Stände in Verbindung. Wie sehr er sich im Laufe der Zeit vom bloßen Recensententhum entfernt hat, noch heute denkt er an seine damalige Thätigkeit mit einer gewissen Rührung zurück; er übergeht es nicht stillschweigend, daß er früher selbst mit der berühmten Crelinger in Verkehr treten konnte. Indem er der jetzt abgeschiedenen Künstlerin das Lob einer musterhaften Hausfrau zuspricht, macht er über das Verhältniß der Mutter zu ihren Töchtern, wie er es in der Behausung jener Dame kennen lernte, folgende Bemerkung von allgemeinem Werthe:

Eine Hausfrau, die viel auf ihr Hauswesen hält, ist nicht zu befriedigen durch das, was andere anordnen und thun, sie hält deshalb die Töchter fern davon und leitet und leistet alles lieber in eigener Person; während die Mütter, die nicht gern häuslich sich beschäftigen, diese Beschäftigung von ihren Töchtern fordern und sie so zu dem heranbilden, was sie selbst nicht sind: zu tüchtigen Hausfrauen; doch sollte jede Mutter ihre Tochter zur Häuslichkeit erziehen.

Bald lenkte Seld in die Bahn ein, nach welcher er so große Sehnsucht trug. Er ward ein Volksredner. Er betheiligte sich am Handwerkervereine, er betheiligte sich an Sonntagsschulen, er betheiligte sich noch an diesem und jenem Vereine, überall, wo seine Sehnsucht nach einem gewissen Wanderleben befriedigt ward. Seine Thätigkeit für die Innere Mission kam indeß erst durch die Gründung der Mäßigkeitsvereine in das rechte Gleis. Diese Thätigkeit ward ihm von da ab so sehr Bedürfniß, daß er als einer der eifrigsten Parteigänger der strengen Richtung erschien. Nur vorübergehend konnte dieser sein Beruf durch die politischen Ereignisse des Jahres 1848 und der folgenden Jahre, durch den Treubund und sonstige patriotische Vereine etwas beeinträchtigt werden; sowie sich die politischen Stürme legten, steuerte er wieder in die Mäßigkeitsvereine hinein. Wie er selbst dieses Wirken im Geiste der Innern Mission für seinen Hauptberuf anerkennt, so behandelt er denn auch in dem größten Theile des Buchs fast ausschließlich dieses Thema. Wir haben deshalb auch mit gutem Rechte den „Mäßigkeitsapostel“ in die Ueberschrift unsers Artikels hineingesetzt.

Wir dürfen hiermit schließen, da wir uns in weitere Specialitäten des Buchs nicht einlassen können. Allein wir haben nun einmal auf den Mäßigkeitsapostel einen Accent gelegt und müssen uns an ein oben von uns gebrauchtes, der Begründung bedürftiges Wort erinnern. Wir sagten, ein Leben wie das eines Mannes von Seld's Bedeutung bedürfe in gewisser Beziehung der Rechtfertigung. Indem wir das wiederholen, müssen wir selbst uns dieses Ausdrucks wegen rechtfertigen, damit auch der Schein vermieden werde, als sähen wir auf ein solches Leben mit kühler Geringschätzung hernieder. Im Gegentheil, wir können es nur mit vollster Hochachtung betrachten. Und dieses Gefühl wird jeden bewegen, der sich dieses Leben mit wirklicher Unparteilichkeit ansieht. Aber die öffentliche Meinung sieht ein solches Leben nicht mit allzu großer Freundlichkeit an. Sie will sich nicht einreden lassen, daß es den Werth und die Befriedigung in sich selbst trage; sie vergißt es nie, daß eben dieses Leben in vielen Punkten gegen sie hartnäckig ankämpfte.

Sieht man einen Mann wie den Baron Seld jahraus jahrein für die Enthaltsamkeit kämpfen, sieht man ihn sich mit strengster Ascese unter die Untersten der Untern mischen, sich an den Tisch armer Tagelöhner setzen und sich mit trockenem Brote begnügen; hört man, wie er in die Gefängnisse wandert, unter den Gefangenen sein Nachtquartier aufschlägt und aus dem Napfe der ärgsten Verbrecher ißt: so schüttelt man entweder ungläubig den Kopf, oder man denkt, daß es mit der geübten Tugend wol sein eigenes „Aber“ haben möge. An die Uneigennützigkeit glaubt die öffentliche Meinung — und das ist ein schwerer Vorwurf für die Gegenwart — nur dann, wenn sie sich in dem Gewande der Schwärmerei für eine Idee gibt; dem praktisch ins Detailleben eingreifenden Manne will sie es aber nicht glauben, daß er über sein materielles Interesse hinaus aus reinstem Herzenstriebe wirken und schaffen könne. Und doch ist dem Baron Seld sein Beruf die reinste Herzenssache gewesen. Er hat sich der Enthaltsamkeitssache gewidmet ohne große Aussicht auf Dank oder Lohn, er ist seinem Berufe gefolgt, ohne dazu von einem Vorgesetzten commandirt oder angespornt zu sein. Eine solche originale Natur wie die Seld's muß man ganz so, wie sie sich gibt, hinnehmen; man darf nicht einmal fragen: warum bist du nun gerade so eigenartig? denn das schon hieße ihr das Recht der freien Bewegung verkümmern. Es ist nicht möglich, daß sich jede originale Natur zu einer genialen steigere;

die originale ist aber immer das Holz, aus dem die geniale geschnitzt wird. Beide, die originale wie die geniale, haben das Eine gemein, daß sie sich in extremen Richtungen bewegen; die geniale aber, darin besteht der Unterschied, weiß sich mit zwingender Gewalt geltend zu machen, während sich die blos originale mit einer Sonderstellung und der Befriedigung, welche aus dieser fließt, begnügen muß.

Baron Seld wird die Befriedigung sicher in seinem eigenen Thun finden. Ob er, finge er heute von vorn an, sein Alles nochmals auf die Sache der Enthaltsamkeit setzen würde, ist eine müßige Frage; daß er veränderten Zeiten in etwas Rechnung tragen würde, glauben wir bejahen zu können. Ein Schematiker war er sein Leben lang nicht, seine Menschenliebe war keine Modesache, sein Patriotismus keine Engherzigkeit. Zu viel Kosmopolit, zu viel Stoiker, um sich und seine Thätigkeit in die Normen irgendeiner staatlichen Vorschrift einzuschließen, wird er einräumen, daß selbst die edelste Sache nicht zu allen Zeiten Nothsache zu sein braucht. So geht es augenblicklich der Innern Mission, speciell der Enthaltsamkeitssache. Die Innere Mission ist keine Nothsache mehr, der Staat selbst sieht sie nicht als eine solche an, er hat andere Helfer in der Noth gefunden. Baron Seld, der tapfere Kämpe gegen den Branntwein, wird darum seine Sache nicht als eine überhaupt werthlos gewordene, nein nur als eine außer Curs gesetzte ansehen. Drohend wird er den Finger gegen die Feldflaschen der siegreichen Armeen erheben, wenngleich ein tüchtiger Zug Branntwein zu seiner Zeit dem ermüdeten Manne den Lorber des Heldenthums in Aussicht stellen kann. Alles hat seine Zeit — sagt schon der weise Salomo.

Emil Müller-Samswegen.

Eine Sentenzensammlung aus Herder's Schriften.

Johann Gottfried von Herder. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung. Von Horst Keferstein. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Je eingehender unsere Literaturgeschichtschreibung sich gestaltet, desto spärlicher wird die Leserzahl, die noch aus den Quellen zu schöpfen pflegt. Einige unserer namhaftesten classischen Dichter: Herder, Wieland, Klopstock, werden fast gar nicht mehr von dem raschlebigen Lesepublikum der Gegenwart in ihren Originalwerken studirt. Man begnügt sich mit der Kenntniß der Titel und dem Urtheil der Literarhistoriker. Daß dies oft ein einseitiges ist und sehr der Correctur bedarf, wird in der Regel gar nicht erwogen. Nirgends herrscht eine so verhängnißvolle Tradition, wie auf diesem Gebiete; manche Urtheile erben sich „wie eine ewige Krankheit" fort. Ja man kann sich von dem Verdachte nicht ganz frei machen, daß einige dieser Literarhistoriker selbst die Werke nicht gelesen haben, von denen sie ihr Publikum unterhalten, sondern nur das Urtheil ihrer Vorgänger abschreiben.

Deshalb sind Sentenzensammlungen wie die obige, wenn sie mit Geschmack ausgewählt sind, immer empfehlenswerth; denn sie geben uns wenigstens ein Bild des Dichters mit seinen eigenen Farben, nicht mit den Farben, die für eine fremde kritische Palette gemischt sind; sie ermuthigen, dem Dichter selbst durch das Studium seiner Werke näher zu treten. Wer sollte sich nicht angezogen fühlen durch die Wärme, durch das Leben, durch die Begeisterung, die aus allen diesen Herder'schen Fragmenten athmet und die so wohlthuend absticht gegen den trockenen Ton, der in der neuern Kritik grassirt?

Horst Keferstein leitet seine Sammlung mit einer Biographie Herder's ein, die sachlich und warm gehalten ist, und theilt sie dann in die Abschnitte: „Religion"; „Ethisches"; „Seele und Leib"; „Wissenschaft"; „Kunst"; „Staat und Gesellschaft".

Wir wollen mit einigen dieser „Lichtstrahlen" auch die Spalten d. Bl. erhellen:

Ob bei dem so ungeheuern Antichristenthum, das in Lehrmeinungen, Gebräuchen und Formeln unser Christenthum deckt und die Sinne der Menschen jahrhundertelang verwildert hat, reine Christusreligion je aufkommen werde? Wer wollte daran zweifeln? In aller Menschen Herzen ist diese geschrieben; obwol mit Unrath überdeckt, glänzt ihre Schrift hervor, unaustilgbar, unverfälschlich. Sie heißt Gewissenhaftigkeit in allen menschlichen Pflichten, reine Menschengüte und Großmuth. Der Bosheit selbst unüberwindbar, der verachtenden Schmach unbezwinglich, ist sie auf Selbstverleugnung gebaut und wird in jeder Beziehung des Lebens nur durch diese befestigt. Die Gottseligkeit selbst ist zu ihr nur Mittel, wie Christus' Vorbild zeigt. Die Theilnehmung anderer, thätig und leidend, vermehrt diese gemeinsame Wirksamkeit, den Geist der Religion. Denn Religion will und schafft Gemeinschaft.

Ob hierbei der Name Christi litaneimäßig genannt werde, ist dem Erhöhten gleichgültig. Der groben Misverständnisse, des heuchlerischen Antichristenthums wegen haben sich viele am heiligsten Namen verekelt, sodaß zu unserer Zeit Stärke der Seele dazu gehört, dieser ungeheuern Misbräuche wegen bisweilen nicht das ganze Gebäude von Grund auf neu zu wünschen. Wer Schlacken vom Golde zu unterscheiden vermag, wird sich indeß nicht irre machen lassen und den Helden der Menschengüte, den stillsten Wohlthäter seines Geschlechts in seiner Art, d. i. schweigend und nachahmend ehren. Am Namen „Christianer", der von den Griechen dem Christenvolk als einer Sekte gegeben ward, liegt wenig, gehe dieser unter oder bleibe. Wie nannte sich Christus? Den Menschensohn, d. i. einen einfachen, reinen Menschen. Von Schlacken gereinigt, kann seine Religion nicht anders als die Religion reiner Menschengüte, Menschenreligion heißen.

Wir kommen sowie mit einzelnen sehr bestimmten Gesichtszügen, Kräften und Anlagen, so auch mit ebenso bestimmten Indispositionen, Neigungen, Mängeln auf die Welt, die sich oft schon in den ersten Zeiten der Kindheit sonderbar äußern. Die Philosophen, die alle menschlichen Seelen für gleich und für gleich leer halten, die sie einem kreideweißen und sonnenreinen Papier vergleichen, sind von meiner Philosophie nicht. Meines Bedünkens ist die menschliche Seele eine volle Knospe von guten und bösen Anlagen und Qualitäten; es gibt Familienbildungen, wie Familienkrankheiten und -Charaktere. In der jungen neugeborenen Knospe kann also sehr bestimmt der Wurm, ja Würmer vielerlei Art nagen; sie nagen leider in ihr auch wirklich.

Auch die Fehler der Menschen und der Gesellschaft sind nicht ohne Grund; ihre Wurzeln erstrecken sich sehr weit und verschlingen sich in das Ganze. Wer Fehler ohne ihre Gründe sieht, bemerkt nur halb; sieht er sie aber in ihrem Grunde, so

verwandelt sich sein Aerger in das zarteste Mitleid. Mitgefühl also ist die große Arznei jener ätzenden Säure, die uns zuletzt die Menschheit selbst verleiden möchte. Wie schwach und fehlerhaft diese auch sein möge, wir sind einmal Menschen, vorderhand nichts anderes. Außer ihr kennen wir kein Glück, geschweige daß wir es genießen könnten. All ihr Fehlerhaftes, zur höchsten Summe getrieben, kann uns nichts anderes als Hoffnung und Ergebung (Resignation) lehren, oder diese Caricatur der Menschheit macht — wahnsinnig.

In Romanen beweinen wir den Schmetterling, dem der Regen die Flügel netzt, in Gesprächen kochen wir von großen Gesinnungen über; und für jene moralische Verfallenheit unsers Geschlechts, aus der alles Uebel entspringt, haben wir kein Auge. Dem Geiz, dem Stolz, unserer trägen Langeweile schlachten wir tausend Opfer, die uns keine Thräne kosten. Man hört von 30000 am nichts auf dem Platz gebliebenen Menschen, wie man von herabgeschüttelten Maikäfern, von einem verhagelten Fruchtfelde hört, und wird den letzten Unfall vielleicht mehr als jene bedauern. Oder man tadelt, was in Pern, Ismail, Warschau geschah, indem man, sobald unser Vorurtheil, unsere Habsucht dabei ins Spiel kommt, ein Gleiches und ein Aergerniß mit verbissenem Zorn wünscht.

Wahre Ehre, was ist sie? Ein rühmliches Bewußtsein seiner selbst, honnet zu sein, sich gegen den Ausspruch der Billigkeit, des Rechts und der Wahrheit nichts zu erlauben, jeder seiner Pflichten Genüge zu thun vor sich, dem schärfsten Richter. Ohne diese innere Ehrlichkeit (Honnetetät) findet keine wahre Ehre und Ehrliebe statt. Behängt den Niederträchtigen mit Ordensbändern, gebt ihm das lauteste Geklatsch um ihn her und den freundlichsten Blick seines Monarchen zur unabtrennlichen Begleitung: ist es in seiner Brust übel bestellt, thut er seinen wesentlichen Pflichten gegen die Menschheit und den Staat, mit Beifall seiner Ueberzeugung und der Ueberzeugung aller Guten, nicht Genüge, so habt ihr einen lahmen Krüppel, mit Ehre, d. i. mit dem Zeugniß bekränzt, daß er für den schönsten Tänzer gelte. Bemerkt ihr nicht, daß alle euere Ehrenbezeigungen ihn lächerlich auszeichnen? Ehre kann nur genießen, wer Bewußtsein des Verdienstes in sich hat, sonst wird ihm, bei einiger Ehrlichkeit gegen sich und andere, die äußere Ehre unerträglich.

Begeisterung (Enthusiasmus) für alles Große, Wahre, Schöne und Edle ist ein so treffliches Vermögen, eine so unentbehrliche Disposition der menschlichen Seelenkräfte, daß sie sich nicht etwa nur durch ihre Wirkungen, sondern ihrer Natur nach selbst rechtfertigt und vertheidigt. Unwillkürlich zieht die Begeisterung an und theilt sich mit und reißt fort mit unwiderstehlichen Reizen; Mitbegeisterung, Bewunderung, Liebe, Nacheiferung folgen ihr; den kalten Spott stößt sie hinweg, die schärfsten Pfeile des Witzes fallen vor ihr nieder.

Folge der Natur! Sei kein Polyp ohne Kopf und keine Steinbüste ohne Herz! Laß den Strom deines Lebens frisch in deiner Brust schlagen, aber auch zum feinen Mark deines Verstandes hinaufgeläutert, und da Lebensgeist werden!

Holde Gabe, wem sie verliehen ward und wer sie von Jugend auf rein und allgemein und richtig und leicht und ernst auszubilden strebte — Geschmack, feinster Faden im Gürtel der Grazien sowol als im Schleier der Musen! In allem lehrt der Geschmack Uebertreibungen mildern, Superlative vermeiden, thörichten Antipathien entsagen, schwärmenden Sympathien entweichen, neben dem Licht auch den Schatten, der jenem aufhilft, erkennen und dulden, allenthalben aber den Punkt treffen, durch den uns alles licht und leicht wird. Was das schnelle Erfassen des Wahren dem Verstande, was die Regung des moralischen Gefühls dem Willen, ist zwischen beiden in Ansehung des Schönen und Angenehmen, sowol in Empfindung als Uebung, der Geschmack, d. i. die leichte und sichere Comprehension desselben im feinsten Punkte seines Reizes.

17.

Feuilleton.

Preußen und die Poesie.

Ein Aufsatz in der „National-Zeitung" (Nr. 7) macht darauf aufmerksam, daß Preußen für seine Poeten weniger thue als Oesterreich und die süddeutschen Staaten. Während viele norddeutsche Dichter, wie Geibel, Heyse, Bodenstedt, in München königliche Pensionen genießen, während selbst Oesterreich einem Karl Beck, Robert Hamerling und andern Dichtern Pensionen zahle, um ihnen den ungestörten Cultus der Musen zu ermöglichen, und einen preußischen Schriftsteller, Heinrich Laube, zum Director seines Burgtheaters gemacht habe, geschehe in Preußen nichts für die Dichter.

Die Thatsache selbst läßt sich nicht wegleugnen. Seitdem König Friedrich Wilhelm IV. Freiligrath und Geibel mit einer Pension bedacht hat, welche der erstere bekanntlich nach seiner politischen Wandlung ablehnte, verlautet nichts mehr von preußischen Dichterpensionen. Nur der bei dem Schiller-Jubiläum gestiftete Preis von 1000 Thalern, der für das beste Drama eines Triennium ausgezahlt wird, ist ein Beweis dafür, daß in Preußen die Poesie von dem Staate nicht ganz beiseitegeschoben ist. Freilich, seitdem Preußen durch die neuesten Ereignisse einen großen Theil Deutschlands absorbirt und das Recht hat, sich nicht blos als Vormacht, sondern als die Deutschland wesentlich repräsentirende Macht zu fühlen, treten auch diese Pflichten eines deutschen Berufs näher an dasselbe heran. Preußen darf sich jetzt nicht mit der Anerkennung seiner märkischen und ukermärkischen Poeten begnügen, es muß die ganze deutsche Poesie unter die Fittiche seines Adlers nehmen.

Jener treffliche Artikel weist nach, daß auch die „Schiller-Stiftung" von Preußen verhältnißmäßig weniger Zuschüsse erhalte als von dem übrigen Deutschland, daß Berlin hierin gegen Wien und namentlich gegen Dresden zurückstehe. Es sind dies ohne Frage anomale Verhältnisse. Im Feuer politischen Aufschwungs mag ein Staat auf kurze Zeit die Literatur vergessen; er wird sich bald immer wieder erinnern müssen, daß eine politische Großmacht haltlos ist, die nicht auf geistiger Grundlage ruht, und daß allein in den Mächten des Geistes ein auf das Große gerichtetes staatsmännisches Streben dauernde und zuverlässige Bundesgenossen findet.

Der Verfasser jenes Aufsatzes streift auch die Frage einer „Akademie", doch nur um von diesem zu hoch gesteckten Ziele rasch wieder zu dem praktisch Erreichbaren einzulenken. Wir glauben, daß hiermit gerade ein Punkt von größter praktischer Wichtigkeit berührt ist und daß die preußische Regierung zur Hebung der Poesie und Nationallitteratur, für welche freilich noch an den preußischen Universitäten die ordentlichen Professuren fehlen, nichts Besseres thun können, als der berliner Akademie eine Klasse hinzuzufügen, welche der Académie française entspräche.

Wir wissen, daß wir hiermit auf vielfachen Widerspruch stoßen werden, man wird gegenüber dieser Staatshülfe das Princip der „Selbsthülfe" geltend machen und uns des Lassallianismus beschuldigen; man wird auf das bezopfte und unfreie Wesen hinweisen, welches die uniformirte Poesie stets mit sich bringe. Doch hinter allen diesen Vorwürfen verbirgt sich entweder ein ultraromantischer Radicalismus, welcher den thatsächlichen Verhältnissen nicht Rechnung trägt, oder jene vornehme Geringschätzung dichterischer Leistungen, welche sich schon bei der Gründung der deutschen Akademien aufs deutlichste aus-

sprach, indem ihnen von Haus aus eine für Literatur, Sprache und Dichtung gestiftete Klasse fehlte, welche in der französischen Akademie mit Recht als die erste und bevorzugte betrachtet wurde.

Das Princip der „Selbsthülfe" wird inzwischen durch die Deutsche Schiller-Stiftung vertreten. Man sprach eine Zeit lang von dem Project, mit einem Theil der Mittel der Schiller-Stiftung eine „poetische Akademie" zu gründen, und erbitterte sich bereits über diese vornehme Wendung, die man der Stiftung zu geben beabsichtige. Natürlich wären den Akademikern entsprechende Pensionen zutheil geworden; das galt aber für eine Beeinträchtigung der Rechte, welche die hungernde Majorität des deutschen Literatenthums auf die Stiftung besitze. In der That ist die Noth unter den deutschen Schriftstellern, ihren Wittwen und Waisen so groß, daß nach den Berichten des Vorstandes der Schiller-Stiftung die Zinsen des beträchtlichen Kapitals durchaus in Anspruch genommen sind.

Gleichwol sind wir der Ansicht, daß die Schiller-Stiftung bei ausschließlicher Berücksichtigung des Nothstandes, der in der Schriftstellerwelt herrscht, wol einen anerkennenswerthen humanen, keineswegs aber einen für die Literatur wichtigen Zweck verfolge und Gefahr laufe, die Grimm'sche Bezeichnung einer „Bettelsuppenanstalt" zu verdienen. Für die Literatur als solche ist es gleichgültiger, daß zehn schlechte Poeten verhungern, als daß ein einziger von hervorragendem Talent durch den Drang der Umstände genöthigt ist, auf jene freie Muße zu verzichten, aus der allein Schöpfungen von maßgebender Bedeutung hervorgehen können. Die Schiller-Akademie, welche gleichsam nationale Ehrenpensionen an die begabtern Dichter bezahlt und durch die Vereinigung derselben zu gewissen, statutenmäßig festzusetzenden Zwecken auf die Fortbildung der Literatur einen tonangebenden Einfluß ausgeübt hätte, verdiente keineswegs die Anfechtungen, die schon das in dämmernden Umrissen auftauchende Project nach sich zog. Früher oder später wird die Schiller-Stiftung, wenn sie nicht aller Einwirkungen auf die Nationalliteratur verlustig gehen soll, wieder darauf zurückkommen müssen.

Möchten wir doch in allem, was praktische Organisation betrifft, von den Franzosen lernen! Obgleich sie bei weitem freier von Standesvorurtheilen sind als die Deutschen und das Talent zu schätzen wissen, wo sie es finden, so hängt doch die bedeutende Achtung, deren sich der Schriftstellerstand bei ihnen erfreut, damit zusammen, daß er sich an eine staatliche Corporation anlehnt und mit seinen Spitzen in ihr aufgeht. Der Ehrgeiz der Autoren hat ein bestimmtes Ziel: Mitglied des Instituts zu werden, und das damit verbundene, wenn auch immerhin nicht beträchtliche Gehalt trägt dazu bei, ihnen eine freiere Muße für ihre Schöpfungen zu gewähren. Auch stehen sie in gleicher Linie mit den Fachgelehrten, während in Deutschland die unproductive Gelehrsamkeit nur allzu geneigt ist, mit Ueberhebung auf die productiven Geister herabzusehen. Wir wissen wol, daß nicht alle Sessel des Instituts mit Unsterblichen besetzt sein können, daß das Geschick wie überall auch hier seine Gaben ohne Wahl und Billigkeit vertheilt, daß bisweilen ein Patroklus vor der Thür steht, während ein Thersites triumphirend durch die Pforten des Heiligthums einzieht; doch das sind Misstände, die mit allen menschlichen Institutionen verknüpft sind und welche keineswegs rechtfertigen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Von einem besonders engherzigen, staatsuniformirten Geist hat das Institut in neuerer Zeit nichts merken lassen; im Gegentheil, es gilt für einen Herd der froudirenden Opposition und hat dem dritten Napoleon, trotz seines lebhaften Wunsches, noch nicht die Ehre zutheil werden lassen, die der erste so hoch zu schätzen wußte: zu seinem Mitglied ernannt zu werden. Bekanntlich setzte Bonaparte während jenes Feldzugs in Aegypten seinem Titel als Obergeneral stets den eines Mitglieds des Instituts vor. In Frankreich werden nicht nur die namhaften Dichter der ernsten Gattung, es werden auch Lustspieldichter, Publicisten und Journalisten zu Akademikern ernannt; die Akademie ist weit davon entfernt, sich gegen die Tagespresse hermetisch abzusperren. Und wenn das Feuilleton unter der Firma von Jules Janin nicht Zutritt erhält, so wird es unter der von Prévost-Paradol eingelassen. Die Akademie ist in fortwährenden lebendigsten Beziehungen zu den Strömungen des Tags, zu den neuen Erscheinungen der Bühne, zu den Losungen der Journalistik und vertritt doch wieder das conservative Element, welches der Literatur einen festen Halt gibt. Daß die Akademie seit der Verdammung von Corneille's „Cid" bedeutende Misgriffe gethan hat, ist unleugbar; doch das ist das Los aller Corporationen, Preiscommissionen u. s. w., durch welche indeß die Bedeutung der Einrichtung selbst nicht gefährdet wird.

Das Institut impérial de France besteht aus vier Akademien. Die erste ist die aus 40 Mitgliedern zusammengesetzte Académie française, die eigentlich literarische Akademie, welche die Fortentwickelung der französischen Sprache, Debatten über Rhetorik, Grammatik und Poetik, Vorarbeiten für die Musterausgaben französischer Classiker u. s. w. zum Zweck hat, Preise und Stipendien für Schriftsteller austheilt und bei sprachlichen Streitfragen die höchste Instanz bildet. Die Académie française war auch geschichtlich der Kern, an den die übrigen Akademien erst heranwuchsen; sie ist auch noch der Kern des Instituts. Fordert es nicht zum Nachdenken auf, daß gerade dieser Kern den deutschen Akademien fehlt? Begründet in einer Zeit, in der die deutsche Nationalliteratur von der lateinischen und französirenden Gelehrsamkeit nicht ganz mit Unrecht über die Achsel angesehen wurde, hat noch keine dieser Akademien, weder die berliner (gestiftet 1700), noch die münchener (gestiftet 1759), dem Umschwung der Zeit und dem Aufschwung deutscher Literatur Rechnung getragen und eine literarisch-poetische Klasse annectirt. Die Akademie der Künste und Wissenschaften zu Berlin zerfällt in eine physikalische, mathematische, philosophische und historisch-politische Klasse; die 1846 gestiftete Akademie der Wissenschaften zu Wien in eine historisch-philologische, eine mathematisch-naturwissenschaftliche, eine philosophisch-staatswirthschaftliche und medicinische Klasse. Wo bleibt die Poesie in Berlin und in Wien? Wird sie nicht in Deutschland überall wie ein Aschenbrödel behandelt, dem man die Thüren verschließt? Und dies bei der Nation „von Denkern und Dichtern", die im übrigen nur allzu sehr geneigt ist, ihre Denker und Dichter erst dann anzuerkennen, wenn sie von oben herab auf dieselben in irgendeiner Weise aufmerksam gemacht wird.

Wir glauben daher nicht, wie der Verfasser jenes Artikels in der „National-Zeitung", die Frage nach einer „Akademie für Dichter" als zu weit aussehend beiseitelassen zu müssen. Wir halten im Gegentheil den jetzigen Zeitpunkt für ganz geeignet, die preußische Regierung aufmerksam zu machen, daß sie durch das Hinzufügen einer poetisch-literarischen Klasse zur berliner Akademie die deutsche Nationalliteratur, deren Pflege ihr jetzt noch weit mehr als früher am Herzen liegen muß, nicht unwesentlich fördern würde.

Bibliographie.

Nochmals der badische Verrath. Weitere Enthüllungen sowie Zurückweisung der wider die bekannte Broschüre erschienenen officiellen und officiösen Angriffe. Stuttgart, Anc. 1866. Gr. 8. 8 Ngr.

Oesterreichs System als die einzig wahre Ursache seiner Niederlagen vom militärischen Standpunkte aus betrachtet und dargestellt von einem österreichischen Soldaten. Leipzig, Engelmann. 1866. Gr. 8. 7½ Ngr.

Osterwald, W., Walther und Hildegunde. Ein dramatisches Spiel Mühlhausen, Heinrichshofen. 8. 12½ Ngr.

Palgraves, W. G., Reise in Arabien. Aus dem Englischen. 1ster Bd. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr.

Paul, O., Die absolute Harmonik der Griechen. Eine Abhandlung Leipzig, Dörffel. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Petsch, W., Heldenthaten preußischer Krieger und Charakterbilder aus dem Feldzuge von 1866. Berlin, Schlesier. 8. 5 Ngr.

Plaudereien eines pensionirten Hauptmannes über Magnatenerziehung und vaterländische Politik. Raab. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Pletsch, O., Allerlei Schnik-Schnak. Berlin, Weidmann. 1866. 4. 2 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Erster Band.

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von Karl Goedeke und Julius Tittmann.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die hiermit beginnende Sammlung wird die poetische Production des 16. Jahrhunderts — Lieder, Fabeln und Schwänke, Schauspiele, Lehrdichtungen, Erzählungen —, und zwar die Hauptwerke ihrer Hauptvertreter, in neuen mit Einleitungen und Erklärungen versehenen Ausgaben umfassen. Sie bildet somit gewissermaßen eine Fortsetzung der in demselben Verlage erscheinenden Sammlung: „Deutsche Classiker des Mittelalters." Für die Gediegenheit der Auswahl, wie für die quellenmäßige Correctheit der Texte bürgen die Namen der Herausgeber. Es darf daher für diese Reihe deutscher Nationaldichtungen dieselbe allgemeine Theilnahme erwartet werden, welcher jene andere Sammlung sich in so hohem Grade zu erfreuen hat, zumal der Preis trotz eleganter Ausstattung im Interesse der allgemeinsten Verbreitung überaus billig gestellt ist.

Der erste Band, enthaltend Volks- und Gesellschaftslieder, historische, geistliche und Meisterlieder aus dem 16. Jahrhundert, sprachlich und sachlich erläutert, ist nebst einem Prospect über das ganze Unternehmen in allen Buchhandlungen zu haben. Derselbe kostet bei einem Umfange von 26¾ Bogen nur 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Leben eines Wüstlings.

Gezeichnet von

Bonaventura Genelli.

Lithographirt von **Georg Koch.**

Achtzehn Tafeln mit Erläuterungen.

Grösstes Querfolio-Format. In Mappe.

Subscriptionspreis 25 Thlr.

Der Cyklus von achtzehn durch Bonaventura Genelli componirten Scenen „Aus dem Leben eines Wüstlings" ist eine der bedeutendsten unter den stilvoll idealen Schöpfungen dieses phantasiereichen Künstlers. Um das Werk Museen und Kunstvereinen, Künstlern, Kunstfreunden und Sammlern zugänglich zu machen, wurde dessen Vervielfältigung unternommen und dafür die Lithographie als diejenige Vervielfältigungsart gewählt, in welcher die Behandlungsweise der Originale sich am getreuesten wiedergeben liess. Wirklich sind die von Georg Koch in Kassel lithographirten Blätter wahre Facsimiles geworden.

Das Werk liegt, mit einer Vorbemerkung von Dr. Max Jordan und kurzen vom Künstler selbst herrührenden Inhaltsangaben der einzelnen Blätter versehen, vollständig vor und kann durch jede Buch- und Kunsthandlung Deutschlands wie des Auslandes bezogen werden.

Prospecte über das Werk stehen gratis zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die indische Cholera in Sachsen

im Jahre 1865.

Auf Grund amtlicher Mittheilungen und eigener Wahrnehmungen dargestellt von

Dr. Rudolf Günther.

Mit einem Atlas,

enthaltend 1 Karte, 5 Stadtpläne, 2 Dorfpläne und 11 Tabellen. 8. Geh. 5 Thlr.

Der Verfasser dieser höchst beachtenswerthen Monographie, Medicinalrath Dr. Günther in Zwickau, hatte in seiner amtlichen Stellung Gelegenheit, über das Auftreten und die Verbreitung der im Jahre 1865 in einem Theile Sachsens epidemisch herrschenden Cholera die genauesten statistischen Angaben zu sammeln, die er hiermit nach wissenschaftlichen Principien geordnet seinen ärztlichen Collegen, den Sanitätsbehörden und dem grössern Publikum vorlegt.

Ein besonders anschauliches Bild der ermittelten Verhältnisse gewährt der beigegebene, mit Unterstützung des königl. sächsischen Ministeriums des Innern hergestellte Atlas. Derselbe enthält auf 19 Tafeln: eine orographische Karte von Sachsen, die Pläne von Altenburg, Werdau, Zwickau, Rasephas, Marienthal, Elsterberg und tabellarische Uebersichten über die tägliche Ab- und Zunahme der Choleratodesfälle, sowie über deren Vorkommen in den einzelnen Häusern.

Professor Pettenkofer in München, einer der competentesten Beurtheiler in diesem Fache, bezeichnet das Werk als ein vortreffliches: ein Bild, gewissenhaft nach der Natur gezeichnet und von grosser Bedeutung für künftige Forschungen auf dem Gebiete der Aetiologie der Cholera.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Vierte Folge. Siebenter Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Heinrich der Löwe. Geschichte, Sage und Poesie. Von Hans Prutz. — II. Der Kampf der Fürsten gegen die Städte in den Jahren 1449 und 1450. Von Theodor von Kern. — III. Ueber die Studien Winckelmann's in seiner vorrömischen Zeit. Von Karl Justi. — IV. Dr. Karl Friedrich Bahrdt. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung von Gustav Frank. — V. Der sittlicher Executionszug 1789 und 1790. Ein Beitrag zur Geschichte vom Untergange des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation von L. H.

In dem vielseitig interessanten und bedeutenden Inhalt des soeben erschienenen 37. Jahrgangs dieses bekannten Sammelwerks ist dem Forscher neue und werthvolle Ausbeute, allen Freunden geschichtlicher und culturhistorischer Darstellung eine genußreiche Lektüre geboten.

Der erste bis dreißigste Jahrgang des Historischen Taschenbuch (1830—59) kosten zusammengenommen, statt 68 Thlr. 5 Ngr., im ermäßigten Preise nur 25 Thlr., jede der drei Folgen (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1½ Thlr. Von der vierten Folge kostet jeder Jahrgang 2½ Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 24. Januar 1867.

Inhalt: Eine gekrönte Preistragödie. Von Rudolf Gottschall. — Reiseskizzen aus dem ostasiatischen Archipel. Von Wilhelm Bentheim. (Beschluß.) — Düntzer's Commentare zu Schiller's Gedichten. Von Gustav Hauff. — Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Das Moderne in der Kunst; Deutsche Lyrik in Italien; Eine merkwürdige Preisausschreibung; Literarische Notizen; Das zwölfjährige Mönchlein; Ein amerikanisches Shakspeare-Werk.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine gekrönte Preistragödie.

Brutus und Collatinus. Trauerspiel von Albert Lindner. Berlin, G. Reimer. 1866. 8. 15 Ngr.

Die etwas bunt durcheinandersitzende Klasse der deutschen Dramatiker hat jetzt ihren Primus erhalten, den glücklichen Empfänger der großen berliner Prämie. Der preußische Schiller-Preis von 1000 Thalern ist am 10. November vorigen Jahres dem Dichter Albert Lindner in Rudolstadt für sein Trauerspiel „Brutus und Collatinus" zutheil geworden.

Ehe wir uns indeß mit dem Trauerspiel selbst beschäftigen, müssen wir uns durch das Gestrüpp der ungeschickten und unreifen Vorrede den Weg bahnen, welche der Verfasser demselben vorausgeschickt hat und welche glücklicherweise nicht mit den Preis erhalten hat; ehe wir den Dramatiker kritisiren, müssen wir den Dramaturgen ins Auge fassen. Denn nach der Hamilton'schen Erziehungsmethode hält es Herr Lindner, im stolzen Bewußtsein der erhaltenen Prämie, für angebracht, seine Mitschüler in den Mysterien der dramatischen Kunst zu unterrichten. Und da er sich ganz speciell gegen die Anschauungen und Theorien wendet, welche in den „Blättern für literarische Unterhaltung" und in „Unsere Zeit" ihre Vertretung gefunden, so hat Referent, als Herausgeber beider Journale, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, seinen Standpunkt gegen die Anfeindungen des Laureatus von Rudolstadt zu vertreten. Wir wollen dabei dem Vorwort Schritt für Schritt folgen; nicht als ob wir sonst den Faden verlieren würden, der in den Aphorismen desselben gar nicht vorhanden ist, sondern weil es schade wäre, wenn uns irgendeine der Gesten entgehen sollte, mit denen der neue Vorkämpfer für den Adel dramatischer Kunst in die Arena tritt.

Das Vorwort beginnt mit einem Angriff auf die deutsche Presse, welche der Tragödie nur einmal flüchtige Beachtung geschenkt hat, als sie im September 1865 in Karlsruhe zur Aufführung kam. Herr Lindner findet, daß die Referate „kühl und vorsichtig" waren, ja er hebt besonders hervor, wie eine süddeutsche Zeitschrift „mit einer verwünscht feinen Kathederphrase" gesagt hat: „Der Verfasser ist u. s. w., der mit einem so schwierigen Vorwurfe debutiren zu dürfen glaubt." „Von der zünftigen Tageskritik", fährt Herr Lindner fort, „ist «Brutus und Collatinus» im ganzen noch einsilbiger behandelt worden; verzeihlicherweise, weil das Buch noch nicht erschienen war."

Es werden an die Presse mancherlei Anforderungen gestellt; doch die von Herrn Lindner sind ganz phantastischer Art. Ohne ein zweites Gesicht konnte doch niemand ahnen, daß dies Trauerspiel den Preis erhalten würde, und von einer Aufführung in Karlsruhe spricht doch einmal nicht die ganze deutsche Presse, bei allem Respect vor Eduard Devrien's Theaterleitung. Daß jene Referate „kühl und vorsichtig" lauteten, mag vielleicht der Fall gewesen sein. Dafür kann indeß Herrn Lindner Revanche werden, denn wir zweifeln, daß jetzt die Referate über sein Stück so kühl und vorsichtig lauten werden wie früher. Wir wenigstens wollen uns durchaus nicht einer vorsichtigen Beurtheilung schuldig machen, sondern den Stier bei den Hörnern fassen. Eine unabhängige Kritik, die auf festen Principien ruht, kümmert sich um keine Preiscommission der Erde.

In diesen ersten Sätzen der Vorrede spricht sich ein ziemlich starkes, allerdings, wie es scheint, erst durch den berliner Preis eingeimpftes Selbstbewußtsein aus. Die deutsche Presse wird geschulmeistert, weil sie ahnungslos einem Meisterwerke gegenüberstand, ja weil sie es wagte, von „akademischer Poesie" zu sprechen. Jetzt kommt der Autor zu seinem eigentlichen Thema: es gilt, die Wahl seines Stoffs zu vertheidigen; es beginnt das Sturmlaufen gegen die Vorkämpfer des modernen Princips, das namentlich unsere „Blätter für literarische Unterhaltung" als ihre Fahne aufgesteckt haben:

> Es gibt eine kritische Partei, die der Kunst, der sie das Banner trägt, das Prädicat „modern" ausdrücklich vorbehalten wissen will. Es ist ihre Forderung, daß der Stoff der dramatischen Kunst einer Sphäre angehöre, die dem Verständniß der Menge ohne sonderliches Studium offen steht, daß der Dichter auf den Culturbedingungen seiner Zeit stehe, d. h. auch wol, wenn es sein muß, aus ihrer Misère herausarbeite. Diese Partei richtet von vornherein den Dichter nach seinem Stoffe. Das thut nun zwar auch schon die Reclame und die handwerksmäßige Recension, da sie wohl weiß, daß der große Haufe nur stofflich zu genießen versteht. Da aber hinter diesem Programm

einige unserer achtbarsten Namen stehen, die in der Verfechtung ihrer Grundsätze mit Geschick und Methode verfahren, so ist die Sache bedeutend genug, um ihr mit Ernst zu begegnen.

In den einleitenden Sätzen sind unsere Principien ganz richtig ausgesprochen. Der ironische Zusatz, daß der Dichter aus der Misere der Zeit herausarbeiten müsse, ist überflüssig, da er mit dem Princip nichts zu thun hat. Schlimmstenfalls ist es noch immer besser, aus der Misère der eigenen Zeit, als aus der Misère anderer Zeiten herauszuarbeiten. Lindner fährt fort:

Es ist nun schon von vornherein falsch, das größere Gewicht künstlerischer Schätzung auf die Natur des Stoffs zu legen; denn seit Aristoteles hat das Wie, nicht aber das Was als oberstes Princip für die Kunst gegolten, und wird es in alle Ewigkeit gelten.

Herr Lindner ist offenbar das enfant terrible der akademischen Richtung, deren Geheimnisse er in erschreckender Nacktheit uns vor Augen stellt. Er sagt hier nichts mehr oder weniger, als daß der Gehalt ein ganz gleichgültiger sei, daß es in der Dichtkunst nur auf die Form ankomme, und glaubt sich dabei auf alle Autoritäten der Vergangenheit und der Zukunft berufen zu können. Aristoteles indeß möge hier ganz aus dem Spiele bleiben; die Frage, um die es sich im Speciellen hier handelt, war für die Griechen keine „wohl aufzuwerfende". Keinem griechischen Poeten wäre es eingefallen, aus der assyrischen, ägyptischen oder indischen Weltanschauung herauszudichten, seine Stoffe am Nil, Euphrat oder Indus zu suchen. Hellas war die einzige Fundgrube für die dramatischen Stoffe hellenischer Dichter; denn diese durften auf kein „polyhistorisches" Theaterpublikum rechnen. Es war dies so selbstverständlich, daß kein Kunstkritiker, auch Aristoteles nicht, nöthig hatte, über diese ganz unbestrittene, im Instinct einer nationalen Kunst liegende Sache auch nur ein Wort zu verlieren.

Wenn aber Herr Lindner seinen hohlen Kunstformalismus für etwas Selbstverständliches und von allen Aesthetikern Recipirtes hält, so befindet er sich in einem beklagenswerthen Irrthum. Er möge unsere bedeutendsten neuern Aesthetiker Vischer, Rosenkranz, Carriere, er möge die Werke unserer großen Denker und Dichter studiren — er wird nie wieder mit so unreifen Behauptungen vor das Publikum zu treten wagen. Hat doch schon Goethe gesagt: „Der Gehalt ist der Anfang und das Ende aller Kunst" — und Goethe gilt ja für das Ideal dieser formschnitzenden Akademiker jüngsten Datums, obgleich er sowie Schiller und Shakspeare groß geworden sind durch die Tiefe ihres Gehalts, auf dem immer die wahre dichterische Größe ruht. Wir verweisen Herrn Lindner auf den trefflichen Aufsatz Vischer's: „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst", in welchem mit Recht das Hauptgewicht auf die Seite des Inhalts gelegt wird. Hegel's ganze Aesthetik ist gesättigt mit dieser Anschauung. Wo wir sie aufschlagen, stoßen wir auf die Ausläufer derselben. So weist er z. B. in der Besprechung der epischen Dichtung auf die Nothwendigkeit eines engen Zusammenhangs zwischen dem Dichter und seinem Stoffe hin:

Der Dichter muß noch ganz in diesen Verhältnissen, diesen Anschauungsweisen, diesem Glauben stehen, und nur das poetische Bewußtsein, die Kunst der Darstellung zu diesem Gegenstande hinzuzubringen nöthig haben, der noch seine substantielle Wirklichkeit ausmacht. Fehlt dagegen die Verwandtschaft des wirklichen Glaubens, Lebens und gewohnten Vorstellens, das die eigene Gegenwart dem Dichter aufdringt, und der Begebenheiten, welche er episch schildert, so wird sein Gedicht nothwendigerweise in sich selber gespalten und disparat.

Dies gilt selbstverständlich noch mehr von der dramatischen Dichtung, welche sich unmittelbar an die Zeitgenossen wendet.

Mit Recht sagt auch Carriere in seiner „Aesthetik":

Der Dichter hat den Gedanken der Zeit auszusprechen und nicht blos die Außenseite der Dinge und Begebenheiten abzuspiegeln, sondern auch ihren innern Zusammenhang zu offenbaren. Dazu bedarf er der Erkenntniß und dadurch allein kann er der Culturträger seines Jahrhunderts sein, „der Lehrer der Erwachsenen", wie das schon Aristophanes vom Aeschylus sagt. Es ist nicht blos um der formalen Schönheit willen, daß Goethe, Schiller, Lessing fortwährend gelesen werden, sondern der Gehalt wirkt mit, die heranwachsende Jugend wird durch ihre Werke gebildet und erfährt durch sie die ideale Errungenschaft des deutschen Volks, und das ist nur dadurch möglich, daß jene Männer sich der Wissenschaft angeschlossen, sich selber im Studium der Natur, der Philosophie, der Geschichte auf die Höhe des Jahrhunderts gestellt. Ohne den gleichen Weg zu gehen, wird kein neuerer Dichter sich ihnen an die Seite stellen können. Nur die Offenbarung neuer Ideen in seither unausgesprochenen Worten, nur die Lösung der Räthsel, die im Kampf und den Gegensätzen unserer Tage die Gemüther quälen, nur die lichtvolle Gestaltung des Friedens von Glauben und Wissen, von Ordnung und Freiheit wird den Dichtern die Theilnahme der Nation erringen und erhalten. Daß nicht der Schmelz der Empfindung oder die akademische Formenglätte schon den Dichter machen, hat auch Gutzkow wiederholt dargethan, und wenn wir bei ihm wie bei Hebbel ein Vorwiegen des selbstbewußten Geistes finden, so gesellt sich diesem das Streben nach neuem und bedeutungsvollem Gedankeninhalt der Dichtungen.

Auch Melchior Meyr meint, daß die Dichtkunst die höchsten Aufgaben der jetzigen Epoche zu lösen hat. Wie sollte eine nur die Töpferscheibe der akademischen Form drehende Dichtkunst an einer solchen Mission mitarbeiten?

Um unserm Laureatus für seine unreife Kunsttheorie gründlich den Kopf zu waschen, lassen wir noch schließlich die geistige Douche über ihn herfluten, mit welcher L. Klein in seiner „Geschichte des Dramas" derartige Kunstanschauungen wie die seinigen geißelt. Hegel hatte es ausgesprochen, daß dem großen Princip, im Geiste seines Volks zu leben, alle andern Umstände untergeordnet sein müssen. Klein weist darauf hin, daß man jetzt die Erziehung vom Geist der Zeit freimachen wolle; er greift die Formalisten der deutschen Kunstlehre an, welche diese Fernhaltung vom Geist der Zeit in ein, namentlich dem deutschen Drama verderbliches System gebracht, welche, vom Volksgeist abgewendet, aus dem allein die fruchtbaren Entwickelungsideen der Menschheit hervorbrechen, ihre Kunstdogmen dem Sinne der volksfeindlichen Gewalt anbequemen, „jede Regung eines volksthümlichen, von den treibenden Zeit- und Entwickelungsgedanken pulsirenden Dichtwerks verdächtigen, als Tendenzdrama richten und aus der reinen Sphäre der ausschließlichen Kunst, der

ästhetischen Genußkunst, der geist-, inhalt- und ideenlosen Selbstzweckkunst verbannen".

Er kämpft an einer andern Stelle, im dritten Bande, gegen das sogenannte „rein Menschliche", das abstracte Kunstgespenst der schöngeistigen substanzlosen Aesthetik an. „Wo in aller Welt", sagt er, „hätte eine Kunstschöpfung, eine Poesie das von allem Nationalthümlichen ausgeleerte rein Menschliche der abstracten Aesthetik dargestellt? Die Poesie der Griechen etwa? Sie war so grundwesentlich stammbürtig, volkswüchsig und national wie die der Hebräer, der Inder, wie die Poesie jedes andern schöpferischen Volks des Auf- und Niedergangs. Das vermeinte rein Menschliche ist ein Destillat, das nur aus den Seihbeutel- und Filtrirdütenköpfen der Formalästhetiker so wasserklar abfließen und abtröpfeln konnte, und auch so abschmeckend wie abgekochtes und durchgeseihtes Wasser."

Wir führen hier absichtlich, gegen unsere Gewohnheit, das schwere Geschütz der Autoritäten ins Feld, weil sich unser Vorredner den Anschein gibt, als ob seine Anschauung, daß das Wie das oberste Princip der Kunst sei, seit Aristoteles überall gegolten habe und in alle Ewigkeit gelten werde. Es ist so ziemlich, wie wir gesehen, das Gegentheil der Fall. Lindner fährt fort:

Im ganzen läßt sich die Wahl der heutigen Dramenstoffe als eine dreifache bezeichnen. Da haben wir die Localposse der großen Hauptstädte, woran sich der Cancan der Gallmeyer, die Offenbach'sche Oper und andere Geschwister unsauberer Art anreihen. Da haben wir die antikisirende Tragödie, die die Bibel, die Griechen- und Römerwelt mit mehr oder weniger Erfolg bearbeitet. Und endlich das bürgerliche moderne Rührspiel, das lohnendste Genre, wie bei der Firma Birch, Arthur Müller u. s. w. zu erfragen. Und welches ist nun die rechte? Dramatischer Dichter, der du mein Leser sein solltest, frage deinen Schiller und Lessing ja nicht danach, wenn du auf das sic volo! der heutigen Kritik und — Publica blind zu schwören gewohnt bist.

Es wäre in der That zu wenig, wenn wir, gegenüber dieser Eintheilung der Dramenstoffe, nur mit dem monologisirenden Spiegelberg ausrufen wollten: „Dein Register hat ein Loch!" Wir können im Gegentheil unser Erstaunen über eine Eintheilung nicht unterdrücken, welche das wesentlichste Genre des modernen Dramas, dasjenige, in dessen Fortbildung die Zukunft der dramatischen Dichtkunst ruht, vergessen zu haben scheint. Lindner kennt nur Localpossen, antikisirende Tragödien und moderne Rührspiele. „Frage deinen Schiller", ruft er dabei aus. Doch in welche dieser Rubriken passen denn die Schiller'schen Tragödien? In keine von allen! Oder die eines Gutzkow, Laube, ein „Uriel Acosta", ein „Essex"? Herr Lindner kennt keine andere Tragödie als die antikisirende. In welchem Winkel der Welt hat er denn gelebt? Wozu fragt er Schiller, den er gar nicht zu den Dramatikern zu rechnen scheint? Die allerberechtigtste Gattung der Tragödie, die allein eine Zukunft hat, die modern-historische, existirt für Herrn Lindner gar nicht; ein „Don Carlos", ein „Wallenstein", eine „Maria Stuart" sind für ihn nicht gedichtet; er hat überdies keine Ahnung davon, daß nur der vom Geiste der Zeit getragenen historisch-politischen oder socialen Tragödie die Wiedergeburt unserer Bühne zufallen kann.

Auf die Angriffe, die Herr Lindner weiterhin gegen das „Deutsche Museum" richtet, wird unser wackerer Mitkämpfer die Antwort nicht schuldig bleiben. Wir heben nur die Geringschätzung hervor, die Herr Lindner als concessionirter Tragiker gegen die Posse hegt. Freuzel hatte behauptet, die Posse, die Erhabenheit und Thorheit mischt, werde die Gegenwart fesseln und hinreißen. Herr Lindner begleitet diesen Ausspruch mit folgenden Interjectionen:

Die Posse mischt Erhabenheit und Thorheit!! Warum, in aller Welt, hab' ich die Posse, die das thut, zu sehen versäumen können? Die Posse soll die Menschen hinreißen?! (Ref. meint zu Scham und Unwillen.)

Frenzel hatte aber nicht von der Posse der Gegenwart gesprochen, sondern von einer Posse, welche Erhabenheit und Thorheit mischen werde; daß die Posse dies vermag, hat Aristophanes, den Herr Lindner ebenfalls nicht zu kennen scheint, wol hinlänglich bewiesen. Welche ästhetische Anschauung überhaupt, daß die Posse die Menschen zu „Scham und Unwillen" hinreißen müsse! Eine gute Posse hat weit höhern poetischen Werth als ein mittelmäßiges Römerdrama — und wenn dieselbe nicht gedichtet ist, so hindert nichts, daß sie nicht einmal gedichtet werde. Eine Wiedergeburt der Posse in künstlerischem Geist hat aber größere Bedeutung für die Bühne der Gegenwart als der stets neue Abklatsch antikisirender Tragödien.

Wenn die „Blätter für literarische Unterhaltung" behaupteten, die geeigneten Stoffe des historischen Dramas lägen diesseit der Reformation, so machen wir für diese Behauptung nicht einmal Anspruch auf Originalität. Ein bedeutender Literarhistoriker, Gervinus, hat das Gleiche behauptet; ein bedeutender Aesthetiker, Vischer, sagt, nachdem er bei antiken Stoffen auf den Nachtheil, daß die Charaktere und Culturformen zu typisch einfach sind, hingewiesen:

Der günstigste Stoff der Tragödie liegt offenbar in den großen Gärungsmomenten der neuern Zeit; die radical einschneidenden Naturen sind häufiger und handeln nicht nur mit hellem Bewußtsein, sondern haben auch das tiefer in sich concentrirte, der Einfachheit typischer Objectivität entwachsene Leben, dessen das Drama bedarf. Als Goethe und Schiller nach Egmont, Fiesco, Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart griffen, zeigten sie dem neuern Drama den richtigen Weg.

Diesen Weg haben auch die Dramatiker der modernen Schule zum Theil mit sehr gutem Erfolg betreten. Herr Lindner befindet sich in einem thatsächliche Irrthum, wenn er sagt, daß „das Publikum die modernen Tragödien doch wenig goutirt und auch die besten dieser Art nur mit einem Erfolge der Achtung begrüßt hat". Gutzkow's „Uriel Acosta", Laube's „Graf Essex" haben die durchgreifendsten Erfolge errungen und halten sich neben den classischen Werken auf dem Repertoire. Die Achtungserfolge bleiben den antikisirenden Dramen aufgespart.

Weiterhin lesen wir: „Von Hebbel heißt es in «Unsere Zeit» (1865): «Hebbel hätte wol ein Classiker sein können, nicht an den Stoffen lag's, sondern an der unreifen Form.»" Wenn Herr Lindner uns dies Citat in

„Unsere Zeit" nachzuweisen die Güte hat, so versprechen wir ihm dafür eine neue Prämie. Ein Philolog — und das ist Herr Lindner ohne Frage — sollte doch bei Citaten etwas genauer zu Werke gehen. Der eingehende Aufsatz über Hebbel, der den Jahrgang 1866 von „Unsere Zeit" eröffnet, hat gerade die ganz entgegengesetzte Tendenz. Es wird darin auf den Grundirrthum Hebbel's hingewiesen, daß „der romantisch-sagenhafte Stoff am geeignetsten sei zum Träger moderner Ideen, während diese Idee doch nur aus dem ganzen Culturzusammenhange der Zeit mit innerer Nothwendigkeit hervortreten und sich nicht von dem einen Zeitalter gleichsam mit dem Löffel abschöpfen und auf ein anderes übertragen lasse. Wer die höchsten und wahrhaften Interessen seiner Zeit zum Ausdruck bringen will, der darf nicht Stoffe aus grauer Vorzeit wählen, ohne Gefahr zu laufen, die innere künstlerische Einheit zu durchbrechen, modernen Gedankeninhalt in fremdartige Stimmung, in fremdartiges Colorit zu versetzen." Daß bei diesem Gesichtspunkt eine die ganze Sache auf den Kopf stellende Aeußerung, wie diejenige, welche „Unserer Zeit" von Herrn Lindner untergeschoben wird, eine Unmöglichkeit ist, bedarf keines weitern Beweises. Damit fällt denn auch das Hauptargument für die Widersprüche, in welche sich unsere Kritik verwickeln soll. Es ist freilich bequem, einem Autor Aeußerungen, die er nicht gethan hat, in den Mund zu legen und ihn dann für diese Aeußerungen verantwortlich zu machen.

So gleichgültig Herrn Lindner auch das Was in der Kunst erscheint neben dem Wie, so kann er sich doch nicht enthalten, auch seinerseits für die Stoffwahl bestimmte Vorschriften zu machen, denen man keineswegs allzu große Präcision und Klarheit vorwerfen darf:

> Es ist unbezweifelt wahr, daß dem dramatischen Dichter eine einsichtige Wahl seiner Stoffe geboten ist. Die Grundsätze, die ihn leiten sollen, scheinen mir in den Fragen zu liegen: 1) Hat der Stoff dramatische Lebensfähigkeit? d. h. der historische Stoff, von dem bis zu einem gewissen Grade eine solche Anlage und Bedingung zu verlangen ist. Den freierfundenen Stoff lebensfähig zu machen, ist allein Sache des Dichters. 2) Liegt er auf dem Culturwege seines Volks? Die Culturbahn der Germanen beginnt zwar eigentlich mit der Völkerwanderung, aber sie kann die Griechen und Römer als vorbedingende Basis nicht wegleugnen. Unser geistig Bestes ist an jenen Völkern herangekeimt.
>
> Damit soll aber nicht gesagt sein, daß exotische Sujets, soweit sie der Neuzeit angehören, ausgeschlossen seien. Nur muß ihre fremdartige Natur nahe Bezüge zu den Culturideen der Germanen haben, wenn sie auf Sympathie bei uns rechnen wollen. Türkische Palastgreuel, indianische Romantik, die Caligula und die Recken der Walhalla werden bei allem Aufgebot der Dichterkraft Sympathien auf die Dauer nicht behaupten können.

Der Stoff soll auf dem Culturwege unsers Volks liegen. Auf diesem liegt freilich mancherlei, auch die abgetragenen Kinderschuhe und die im Morast steckengebliebenen Fortschrittsstiefel; ferner die Vandalen und Hunnen und andere Barbaren; ja daß sogar die Griechen und Römer auf demselben liegen, erfahren wir mit Befremden von dem Aesthetiker selbst; denn wenn wir uns an diesen auch herangebildet haben — haben wir uns nicht ebenso gut an der ganzen Geschichte herangebildet, an den Wechselwirkungen von Volk zu Volk, von Erdtheil zu Erdtheil? Wenn alle Bildungselemente mit auf „unserm Culturwege" liegen, was in aller Welt soll dann ausgeschlossen sein?

Das Princip ist aber jedenfalls ein ganz verkehrtes. Nicht was auf dem Wege unserer Cultur liegt, sondern was noch ein lebensvolles Element derselben in der Gegenwart ist — das gehört in den berechtigten Kreis der dramatischen Stoffe. Das mittelalterliche deutsche Kaiserthum z. B. ist durch den Fortgang unserer Geschichte zu einer historischen, aber für die Gegenwart unfruchtbaren Thatsache geworden. Es war schon ein leerer Schatten, als es am Anfang dieses Jahrhunderts dahinschied. Die moderne Entwickelung der Geschichte ging *gegen* dasselbe — es erweckt in unserer Zeit keine Sympathien mehr. Darum sind alle deutschen Kaiserdramen spurlos von der Bühne verschwunden, so talentvoll ihre Autoren sein mochten. Auf dem Culturwege eines Volks liegen auch seine sämmtlichen Kinderkrankheiten — sollen die auch dramatisch conservirt werden? Ist die Bühne eine Klinik, in der wir pathologische Entwickelungen zu studiren haben? Wir wollen auf der Bühne sehen, *was* wir geworden, nicht *wie* wir's geworden sind. Die Bühne gehört dem Volk der Gegenwart; sie gehört dem Volk und nicht der Studirstube. Diese einfache Wahrheit läßt sich durch keinen akademischen Dilettantismus, durch keine Preiscommissionen, durch keine irrgehenden Talente umstoßen. Seit 1830 ist dies moderne Princip in unsere Literatur gedrungen und zuerst mit Bewußtsein vertheidigt worden. Seitdem wird, trotz stets erneuter Rückfälle und trotz eines hartnäckigen Gegenkampfes, den die Anhänger des Alten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen führen, dieser Grundsatz sich nicht mehr aus der Literatur vertilgen lassen.

Als die moderne Literatur sich gegen das Jahr 1848 hin in aufsteigender Linie bewegte, als die namhaftesten Dichter auch die Bühnen beherrschten und ihr Dramen von modernem Geist schenkten — da schien eine zukunftsvolle Epoche deutscher Nationalliteratur angebrochen zu sein. Noch einmal siegte die Reaction: der bunteste Kram des Dilettantismus drang auf die Bühne; sie kamen wieder, die „Klytämnestren", „Die Fabier", „Der Raub der Sabinerinnen" und andere Schuldramen für Primaner, mittenherein in den antiken Chorus die alte Romantik, welche beliebige Novellen auf die Bühne brachte; der moderne Geist war der Bühne abhanden gekommen: die Dichter, welche ihm huldigten, wurden zurückgesetzt und konnten nicht die Herrschaft gewinnen, die ihnen gebührte. Gleichwol ist jener Anlauf nicht verloren. Während über diese Dramen, unter denen sich auch preisgekrönte Tragödien befinden, längst die Flut der Vergessenheit dahinrauscht, erhalten sich die Dramen aus jener Epoche zum großen Theil noch lebendig auf den Bühnen und im Bewußtsein des Volks. Eine Preiscommission kann ein todtgeborenes Drama galvanisiren für eine Zeit lang, aber sie wird ihm nimmer den Odem dauernden Lebens einzuhauchen

vermögen. Nur das ist lebendig, was Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blut des Jahrhunderts ist. Das dichterische Genie soll alle Ideen seiner Epoche zum höchsten Ausdruck bringen und mit jener Prägnanz aussprechen, welche die Sprache der Unsterblichen ist. So haben es alle großen Dichter aller Zeiten gethan; aber die kleinen glauben es ihnen nachzuthun, wenn sie das Echo derselben und ihrer versunkenen Epochen sind, und sie versäumen darüber, sie in ihrem Wesen nachzuahmen und aus unserer Zeit herauszudichten, wie jene aus der ihrigen herausgedichtet. Doch die Wahrheit hat ein zähes Leben; wie viele Köpfe man ihr abschlägt, es wachsen immer neue nach. Eine Wahrheit, die einmal ausgesprochen ist, läßt sich weder todtschlagen noch todtschweigen. Die moderne Mission unserer Poesie ist eine solche Wahrheit; sie ist nur ein einfacher Schluß aus classischen Prämissen, doch man hat diesen Schluß zu machen versäumt. Auf ihm wie auf einem Felsen ruht die Zukunft unserer Nationallitteratur — und die Pforten sämmtlicher Akademien und Preiscommissionen der Erde werden sie nicht überwältigen.

Seltsam ist übrigens, was Herr Lindner von den erotischen Sujets sagt, und daß er Caligula und die Recken der Walhalla zu denselben rechnet. Caligula war doch ein Römer und gehört also nach der Lindner'schen Theorie „auf den Culturweg unsers Volks". Mindestens ist nicht abzusehen, warum Caligula sich weniger zum dramatischen Helden eignen sollte, als z. B. Brutus. Friedrich Halm hat eine wirksame dramatische Gestalt aus ihm gemacht. Wenn Herr Lindner selbst vom Dichter verlangt, daß er seine Zeit verstehe, wie kommt er dazu, den „achtbarsten Blättern" Grundsätze unterzuschieben, welche zum Ruin des deutschen Theaters führen, wenn sie nur dieselbe Lehre predigen? Wie kommt er dazu, ihnen unterzuschieben, daß sie die unreinen selbstsüchtigen Richtungen derselben dem Dichter zur Richtschnur machen? Und hinterdrein kommt wieder der leidige Trost der „Unsterblichen", welche die Plejaden mit erhobenem Scheitel aus dem Himmel stoßen: „Die Menge ist kein zuverlässiger Barometer des Werthes; sie baut nur dem Geiste Altäre, den sie begreift; was über ihrem Fassungsvermögen ist, ignorirt sie. Alles Tüchtige ist ein Wechsel auf die Zukunft." Wem fallen dabei nicht die trefflichen Heine'schen Verse ein, mit denen er die Anmaßung der Plateniden geißelt:

Wahre Prinzen aus Genieland
Zahlen baar, was sie verzehrt.
Schiller, Goethe, Herder, Wieland
Haben nie Credit begehrt.

Und noch weniger als diese hat es der Dramatiker Shakspeare gethan, der, indem er nur den Anforderungen seiner Bühne und seines Publikums genügen wollte und vollkommen genügte, gerade Dauerndes schuf. Wo sind aber alle die verkannten „Prinzen aus Genieland" geblieben, die sich mit der Unsterblichkeit getröstet haben, weil die Gegenwart nichts von ihnen wissen wollte? Apanagirt in den Literaturgeschichten oder gänzlich vergessen. Alle diejenigen, welche da glauben, Großes zu schreiben, was über „das Fassungsvermögen der Menge" hinausliegt, haben ihren Lohn dahin. Schiller und Goethe begannen mit Werken, welche zündend gerade in die Menge einschlugen und welche noch heute dieselbe Wirkung ausüben wie damals. Die Akademiker aber, welche nur den Berufenen und Auserwählten ihre Studienmappen zeigen, sind dem Volk mit Recht ein Greuel, und die Göttin der Poesie wendet ihr Auge ab von einer entarteten Jüngerschaft, welche eine nationale Mission in einen Geheimcultus verkehrt.

Herr Lindner schließt seine Vorrede mit den Worten: „Das Trauerspiel «Brutus und Collatinus» verdient das Leben nicht, wenn es den Namen «akademische Poesie» verdienen müßte."

Wenden wir uns nun, nachdem wir unsern Standpunkt gegen den Angriff des Laureatus vertheidigt und seinen dramaturgischen Text mit den unerlaßlichen Glossen begleitet haben, dem preisgekrönten Drama selbst zu.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Reiseskizzen aus dem ostasiatischen Archipel.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Der dritte Theil des Jagor'schen Werks, welcher Java behandelt, ist der umfangreichste und wol auch bedeutendste. Die herrliche Insel wurde vom Verfasser, größtentheils nach einem von Junghuhn persönlich entworfenen Plane zuerst in östlicher Richtung durch den gebirgigen Süden, dann zurück in westlicher Richtung durch das flache nördliche Gestadeland bereist, und der Verfasser bringt eine solche Fülle lehrreicher Mittheilungen, daß dadurch die bisherigen Quellen, namentlich auch die Hauptquelle, Junghuhn's vortreffliches Werk: „Java, deszelfs gedaante, bekleeding en inwendige struuctur" (Amsterdam 1852, deutsch von Haßkarl, Leipzig 1857), vielfach ergänzt, nicht selten auch berichtigt worden, das Buch daher dem Geographen für Java wol unentbehrlich werden dürfte.

Im Hafen von Batavia angekommen, fuhr der Verfasser sogleich nach Weltevreden in das Hôtel-des-Indes, dessen glänzend erleuchtete Veranden und Gärten an die Conversationshäuser eleganter Badeorte erinnerten.

Im eigentlichen Batavia wohnt fast kein Europäer mehr. Die alte, früher als ungesund so berüchtigte Stadt enthält aber noch die zum Geschäftsbetrieb nöthigen Gebäude, öffentliche sowol als private. Morgens füllt sie sich mit Beamten, Geschäftsleuten, Schiffern, abends steht sie leer: so sagen wenigstens die Europäer, welche die Eingeborenen, die dann allein die Straßen beleben, nicht mitzählen. Die Europäer haben sich in die südlich von der alten Stadt gelegenen Dörfer Weltevreden, Moelenvliet, Rijswijk zurückgezogen. Weltevreden ist überraschend hübsch, besonders abends, wenn es in vollem Putz steht; dann sind die immer sauber gehaltenen, meist von blühenden Hecken eingefaßten Wege reichlich besprengt und mit eleganten Equipagen bedeckt, unzählige Lichter in matten Glaskugeln glänzen in allen Richtungen durch das Laub. Früher war das ganze Gebiet von einem Walde eingenommen, jetzt ist es ein schöner großer Park, von breiten Straßen und Kanälen durchschnitten. Unter den Häusern sind manche Prachtgebäude, aber auch die kleinsten schimmern durch die Bäume und Sträucher der Vorgärten so zierlich und anspruchsvoll, als wollten sie für

kleine Paläste gelten. Jedes hat einen reich erleuchteten Portic us, der abends gewöhnlich durch Damen in voller Toilette geschmückt ist. Auch die Herren sieht man um diese Zeit nur im Gesellschaftsanzuge: schwarzen Tuchfrack, Glacéhandschuhen und schwarzer Tuchhose; die leichte, bequeme, weiße Kleidung, mit der man in Singapore in jeder Gesellschaft erscheint, ist hier verbannt.

Zuvörderst wurde Buitenzorg, malaiisch Bogor, die Residenz des Generalgouverneurs besucht. Der dortige berühmte botanische Garten zeichnet sich wie durch seine Pflanzensammlungen, so durch seine prachtvolle Lage aus, indem er die schmalste Stelle eines flachen Rückens einnimmt, dessen Ostseite steil gegen das Flüßchen Tjiliwung abfällt, während die Westseite in sanften Wellen in ein reich bebautes, von dem Tjidani in vielen Windungen durchflossenes Thal übergeht, im Süden aber, jenseit des Wassers, rechts der Salak, links der Pangerango in schönen Linien, wie sie nur Vulkanen eigen sind, den Horizont begrenzen. Im Garten sind jetzt wol alle Nutz- und Zierpflanzen des Archipels vertreten. Fast alle von der Regierung in ihre Colonie neu eingeführten Culturpflanzen haben hier ihre erste Station gemacht, und mancher Baum, dessen zahlreich verbreitete Nachkommenschaft jetzt wichtige Producte liefert, steht hier noch als Stammvater seines Geschlechts und culturgeschichtliches Denkmal. Bei weitem die größte Sehenswürdigkeit war aber eine blühende Rafflesia Arnoldii, eine der ersten, die in Java geblüht haben, da die Einführung aus Sumatra erst vor kurzem geglückt war. Diese merkwürdige Pflanze, eines der größten Wunder der Pflanzenwelt, besteht nur aus einer prächtigen Blume von 3 — $3^1/_2$ Fuß Durchmesser und schmarotzt ohne Stiel und Blätter pilzartig auf dem Stamm oder der Wurzel einer großen Liane (Cissus scariosa oder serrulata). Während des Verfassers Aufenthalt in Buitenzorg brachte eine Stafette von Junghuhn auf Lembang ein kleines, in feuchte Baumwolle verpacktes Pflänzchen, das trotz der nächtlichen Stunde sogleich dem Generalgouverneur übergeben wurde und große Freude erregte. Es war der erste auf Java selbst gepflückte Same einer Cinchona, der gekeimt hatte.

Die erste Sorge war nun, Junghuhn auf Lembang, unfern von Bandong, südöstlich von Buitenzorg, zu besuchen. In Gadok, am Nordostrand des Gunong Salak, traf Jagor auch einen deutschen Landsmann, den auch in Europa als Ornitholog und Reisenden wohlbekannten Arzt Dr. Bernstein, welcher damals dem dortigen Sanatarium vorstand, im Jahre 1865 jedoch, erst 36 Jahre alt, in Balanta an der Ostküste von Celebes den Strapazen und Wirkungen des Klimas erlegen ist, die er als Leiter seiner mehrjährigen, erfolgreichen Entdeckungsreise in Neuguinea und Gilolo erduldet hatte. Der ganze untere Theil des Salakabhangs ist durch Menschenhand in breite Terrassen gegliedert, die sich wie eine Riesentreppe bis zu 2000 Fuß Höhe hinaufziehen; es sind die Sawas, Reisfelder mit erhöhten Rändern, in denen das Gebirgswasser, bevor es die Tiefe erreicht, gezwungen wird, einen außerordentlich größern Flächenraum zu bewässern und dadurch für den Reisbau nutzbar zu machen. Das Wasser führt alljährlich neues fruchtbares Erdreich aus dem Gebirge zu; eine andere Düngung erhalten die Sawas nicht, von denen manche jahrhundertelang in ununterbrochener Reihenfolge Ernten liefern sollen. Die künstlich bewässerten Sawas sind von der Jahreszeit fast unabhängig; daher finden an verschiedenen Orten fast alle auf den Reisbau bezüglichen Verrichtungen gleichzeitig nebeneinander statt. Sawas haben deshalb einen fünf- bis zehnfach höhern Werth als Land, das nicht zu bewässern ist. Trotz seiner großen Fruchtbarkeit erzeugt jedoch Java nicht hinreichend Reis, um seine Bevölkerung angemessen zu ernähren. Die Hauptursache des Uebels liegt hier, wie noch in vielen andern Dingen, in dem „Cultursystem" der Regierung und in dem damit verknüpften Ausschließen der europäischen Privatindustrie. Van der Bosch's in seinem Ursprunge allerdings genialisches Cultursystem ist nunmehr von dem in unmittelbarer Nachbarschaft entwickelten freien Verkehrswesen der Engländer in allen Punkten so entschieden geschlagen worden, daß es sich wol kaum länger wird halten können, wenn auch seine Beseitigung sehr schwierig sein dürfte, da es eben dem ganzen holländischen Regierungssystem auf Java zum Grunde liegt.

Bandong liegt im westlichen Theile der großen, nach ihm benannten, rings von vulkanischen Gebirgen eingeschlossenen 2200 Fuß hohen Ebene, einem der schönsten Gebiete dieser schönen Insel. Der fruchtbare vulkanische Tuff, aus dem der Boden besteht, von den umgebenden Waldbergen reichlich mit Wasser versehen, welches der Fleiß der Bewohner in unzählige Rinnen verbreitet hat, liefert jährlich zwei Reisernten. Hier herrscht ein ewiger Frühling. Von Bandong ritt Jagor zu Junghuhn hinauf, der 1400 Fuß höher am Fuße des Tankubangprau noch kühler, aber auch feuchter wohnte. Ein Brief von Alexander von Humboldt verschaffte ihm sogleich die herzlichste Aufnahme in dieser sonst nur wenigen zugänglichen Einsiedelei. Die Thätigkeit des berühmten Naturforschers war damals fast ausschließlich auf die Vermehrung und Acclimatisation der Cinchonapflanzen gerichtet. Auch er ist bekanntlich seitdem am 24. April 1864 in Lembang gestorben. Jagor's weitere Bereisung Javas wurde im wesentlichen nach einem für ihn von Junghuhn ausgearbeiteten Plane ausgeführt.

Jagor machte jetzt zuvörderst eine Tour von Bandong durch die Bandongebene nach dem Vulkan Guntur, worauf er die merkwürdigen Solfataren von Kawanuk besichtigte, dann durch das fruchtbare und reichbebaute Thal des Tjimanuk nach Sumedang, von wo er nach Bandong zurückkehrte. Unterwegs wurde die große Theepflanzung Tjikatjang besucht, 3770 Fuß hoch am südlichen Abhang des den Gunong Papandajan und den Gunong Tjikorai verbindenden Sattels gelegen, wo gegen 1000 freie Arbeiter beschäftigt waren. Die Theecultur wurde von der holländischen Regierung im Jahre 1835 als ein Zweig des „Cultursystems" eingeführt, ergab jedoch für die Regierung große Verluste, sodaß die Theepflanzung in die Hände von Privatunternehmern überging, welche freie

Arbeiter beschäftigten und sehr gute Geschäfte machten. Der Unterschied zwischen den Ergebnissen der Theecultur durch freie Arbeiter unter Unternehmern, die für eigene Rechnung wirthschaften, und den Resultaten, welche die Regierung durch Zwangsarbeit unter Aufsicht von Beamten erlangte, ist äußerst schlagend. Aus den von Jagor angezogenen amtlichen Angaben geht hervor, daß freie Arbeit fünfundzwanzigmal productiver war als Zwangsarbeit. Die großen Vortheile der freien Arbeit bestätigen sich ja auch abermals durch die Erfolge, welche die Engländer mit ihren Theepflanzungen in Assam und im Pendschab erzielt haben.

Weiter aufwärts in dem überaus reizenden Tjimanukthale ritt man viele Paal durch Kaffeegärten, welche in dieser Meereshöhe von 2—3000 Fuß besonders gedeihen; eine Höhe, welche der Kaffeebaum auch in seiner eigentlichen Heimat, in Uganda und den andern südlichen Nilquellländern, gewöhnlich innehält. Diese Höhenzone ist auf Java für den Europäer ein ungemein reizvoller Aufenthalt; der Wald zeigt sich hier in seiner ganzen tropischen Pracht, mehr noch als in der tiefern Zone, während das Klima ein ewiger Frühling ist. Auch hinsichtlich des Kaffees hat sich das Culturſystem durchaus nicht bewährt, der nächst dem Reis, welcher das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung ausmacht, für Java wichtigsten Pflanze, deren Cultur mit den dortigen Zuständen in inniger Wechselbeziehung steht. Java war eine der ersten Colonien, in welche der Kaffeestrauch eingeführt wurde (1696); von Java verbreitete sich derselbe über Amsterdam nach Surinam, Westindien und von dort nach Bourbon. Im Jahre 1795 lieferte Java 18,600000 Pfd. Kaffee, und der Gewinn aus diesem Artikel war schon damals die Haupteinnahme der alten Compagnie. Im Jahre 1828, vor Einführung des Culturſystems, erntete man 416000 Pikul von etwa 50 Millionen Bäumen, also über 1 Pfd. per Baum, im Jahre 1855, dem günstigsten nach Einführung des Systems, 1,264000 Pikul von 300 Millionen Bäumen, also nur ½ Pfd. per Baum; im ganzen ist aber seit 1840 die Kaffeeproduction auf Java stationär geblieben: das künstliche System hatte also schon nach acht Jahren seine Kraft erschöpft. Die großartigen Fortschritte, welche die Kaffeecultur in den englischen Colonien, namentlich auf Ceylon, unter dem dortigen freien Betriebssystem gemacht hat, liefert auch hier wieder den einleuchtendsten Beweis für die Unhaltbarkeit des Culturſystems.

Von Bandong aus machte Jagor eine zweite kleine Reise durch die Bandongebene nach dem Malabar, um die dortigen Cinchonenpflanzungen zu besichtigen. Die Pflanzungen waren in verschiedenen Höhen auf dem Gebirge angelegt und in den Gewächshäusern waren lange Reihen von Töpfen mit Stecklingen und noch viel größere Mengen von Bambusgefäßen mit je einem Samen zum keimen aufgestellt. Ueberall war musterhafte Ordnung, Sorgfalt, ohne Rücksicht auf Kosten, und das ernste Streben sichtbar, alle Hindernisse zu überwinden, die sich bisher der Acclimatisation dieser werthvollen Bäume entgegengestellt hatten. Das Ergebniß hat aber den aufgewendeten Mitteln nicht entsprochen, und zwar abermals infolge des Culturſystems. Die ersten Cinchonen trafen im Jahre 1854 aus Holland in Java ein und wurden Haßkarl zur Pflanzung übergeben, welcher den Fehler beging, die Pflanze in zu geringer Meereshöhe der grellen Sonne auszusetzen. Darauf erhielt Junghuhn die Leitung der Pflanzungen, welcher den entgegengesetzten Fehler beging, die jungen Pflanzen in den Schatten hoher Waldbäume zu setzen, und dazu das noch größere Versehen fügte, die Cinchona Pahudiana, weil sie am reichlichsten Samen lieferte und am üppigsten wuchs, und weil es ihm darum zu thun war, schnell eine große Menge Pflanzen zu erhalten, fast ausschließlich zu cultiviren, während es sich später erwies, daß die Cinchona Pahudiana ganz werthlos ist, worüber denn die guten Arten, namentlich Cinchona Calisaja vernachlässigt wurden. Durch die Ausführung im großen infolge des Culturſystems wurden diese Fehler denn sogleich von der umfassendsten Bedeutung. So hatten denn die Holländer nach sechs Jahren mit Ausnahme der werthlosen Cinchona Pahudiana nur 8454 Pflanzen. Dagegen haben die Engländer, welche die Cinchona fast gleichzeitig in Ostindien einführten, damit abermals die großartigsten Erfolge erzielt, namentlich durch das Verfahren von MacIvor zu Ootocamund im Neilgherries, welches dem Verfahren Junghuhn's gerade entgegengesetzt ist: indem derselbe den keimenden Samen sehr trocken hält, die Sämlinge in großer Meereshöhe pflanzt und namentlich den tiefen Schatten der Wälder vermeidet. Er hatte im Jahre 1861 635, im Jahre 1862 bereits 9732, im Jahre 1863 gar 277083 Pflanzen. Außer auf mehrern Gebirgen Ostindiens schreitet jetzt der Anbau der Cinchona auch auf Ceylon schnell fort und wird immer mehr Gegenstand der Privatindustrie, da er größern Vortheil verspricht als der Kaffeebau. Von Ceylon sind neuerdings reife Cinchonensamen über Kew (London) nach Jamaica, Trinidad, Mauritius, dem Cap der guten Hoffnung, Queensland gesandt worden. Solche großartige Erfolge bilden wahrlich einen in die Augen springenden Contrast mit den Ergebnissen des holländischen Culturſystems.

Wir haben vorstehend nur einige der Hauptergebnisse aus des Verfassers zwei kürzern Excursionen von Bandong aus resumirt und damit seine größere Reise durch die Insel noch gar nicht berührt, woraus man ersehen wird, wie reichhaltige Mittheilungen wir im vorliegenden Werke erhalten. Diese größere Reise ging über Malembong, längs des Tjitandui und über Bandjar nach der Hafenstadt Tjelatjap am Indischen Ocean, wo die wichtigen Teakwaldungen, die Zimmtpflanzungen, die eßbaren Vogelnester von Karangbollong besichtigt wurden, dann nach Banjumas am Seraju, dann durch das Serajuthal nach Bandjanegara und über die großartige Hochebene von Djeng nach Magelang, der Hauptstadt von Kadu, und so nach Jokjokarta, der Hauptstadt des „Sultans" und nach Surakarta, der Hauptstadt des „Kaisers", jenem merkwürdigen Paar annectirter Potentaten, die durch ihre

holländische Pension in ein so köstliches Stilleben, ein echtes Nirwana, verzaubert sind. Von dort aus wurden die großen Hafenstädte Samarang und Surabaya besucht, und sodann über Pasuruan, Malang und Probolingo der Rückweg nach Batavia angetreten. Wilhelm Bentheim.

Düntzer's Commentare zu Schiller's Gedichten.

Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Dritte Abtheilung: Erläuterungen zu Schiller's Werken. Schiller's lyrische Gedichte. Erläutert von Heinrich Düntzer. Sieben Bändchen. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1863 — 65. Gr. 16. Jedes Bändchen 4 Ngr.

Vorliegendes Werk ist vor einigen Monaten in der „Allgemeinen Zeitung" als eine zwar strenge, aber nicht ungerechte und im ganzen wohlgelungene Kritik von Schiller's Lyrik angezeigt worden. Der Verfasser selbst sagt am Schluß seines Werks, seine Erläuterungen seien der erste Versuch einer vollständigen methodischen Erklärung der Schiller'schen Gedichte. Allerdings ein Versuch, aber leider kein gelungener Versuch.

Die Erklärung soll methodisch sein, sie ist es aber nicht. Das ganze Werk zerfällt in zwei Theile, die Einleitung in zwei, die Erklärung in fünf Bändchen. Die Einleitung verläuft sich an dem biographischen Faden, belehrt uns über Schiller's dichterische und speciell lyrische Entwickelung, bringt aber eine solche Menge von anderweitigen Bemerkungen, daß sich aus ihnen mit wenigen Zuthaten eine Biographie Schiller's zusammenstellen ließe: Bemerkungen, die sich gar nicht auf Schiller als Lyriker beziehen, z. B. über die Entstehung des „Wallenstein", über Schiller's Bearbeitung zweier Stücke des Euripides, über die Entstehung und Vollendung Goethe'scher Dichtungen, ja sogar Aeußerungen Schiller's und Goethe's über A. W. Schlegel, Kosegarten, Voß und andere Dichter. Die paar letzten Blätter der Einleitung enthalten allerdings einen gelungenen Ueberblick über Schiller's lyrische Entwickelung und den Charakter seiner Lyrik, namentlich im Verhältniß zur Goethe'schen Lyrik; der bei weitem größte Theil der Einleitung aber gehört offenbar theils in eine Biographie Schiller's, theils in die Erklärung selbst. Das Verhältniß zwischen Einleitung und Erklärung ist durch die Anschwellung der Einleitung ganz und gar verschoben worden, beide sind gar nicht recht abgegrenzt. Jedes Gedicht verlangt eine eigene Einleitung, die sich über die Entstehung, den Inhalt, den Grundgedanken, das Versmaß und wol noch anderes verbreitet. Nun ist aber der große Uebelstand in unserm Werk der, daß diese Einleitungen zwischen der Einleitung und der Erklärung ganz ungeschickt und principlos vertheilt sind. Um die Ansicht des Verfassers über ein Gedicht kennen zu lernen, muß man in sehr vielen Fällen die in der Einleitung und in der Erklärung enthaltenen Bemerkungen zusammennehmen. Die Entstehung des Gedichts, namentlich der darüber geführte Briefwechsel, kommt z. B. in der Einleitung, aber nachher auch in der Erklärung; das eine mal in der Einleitung länger, in der Erklärung kürzer, dann wieder umgekehrt. Wozu denn die vielen Wiederholungen oft mit denselben Worten, wie bei der „Kindesmörderin", den „Göttern Griechenlands", den „Künstlern", dem „Bürgerlied", den „Kranichen des Ibykus"? Bei letzterm Gedicht bringt die Einleitung die Verhandlungen zwischen Schiller und Körner, die Erklärung desgleichen; nur wird in der Einleitung die Aeußerung Körner's wörtlich mitgetheilt. Ebenso verhält es sich mit der Angabe des Grundgedankens eines Gedichts. Daß vollends die Angabe des Versmaßes allein in die Erklärung, d. h. in die Einleitung zur Erklärung des betreffenden Gedichts, und nicht in die Einleitung, die Schiller als Lyriker betrachtet, gehört, dies versteht sich von selbst; doch findet sie sich in der (allgemeinen) Einleitung bei „Hero und Leander", „Kassandra", dem „Siegesfest" und andern Gedichten. Bringt nun die Erklärung diese Angabe ebenfalls, wenn auch genauer, so ist die Angabe der Einleitung überflüssig. So viel zur Charakteristik der „methodischen" Erklärung.

Was nun die angebliche „Vollständigkeit" betrifft, so ist hier zu viel und zu wenig geschehen. Zu wenig, sofern mehrere Gedichte aus Schiller's erster Periode nur in der Einleitung kurz charakterisirt werden. Mögen diese Gedichte, die meistens der Anthologie angehören, auch später aus den Ausgaben der Schiller'schen Werke ausgeschlossen worden sein, so gehören sie eben doch zu Schiller's Lyrik und sind zum Theil nicht ohne eigenthümlichen Werth. Dies hängt nun wieder mit dem Mangel an Methode zusammen. Will ich aber auch auf diesen besondern Punkt wenig Gewicht legen, so muß ich doch fragen, warum zwar Amalia aus den „Räubern" in der Erklärung weitläufig besprochen, hingegen eine der trefflichsten Schöpfungen des Schiller'schen Genius, das Reiterlied in „Wallenstein's Lager", nur in der Einleitung ganz kurz erwähnt wird. Düntzer's Erklärung berücksichtigt freilich nur die in der „Volksbibliothek deutscher Classiker" (1855) enthaltene Ausgabe der Schiller'schen Werke, und hier mag das Reiterlied fehlen; aber in meiner Ausgabe z. B. (Schiller's sämmtliche Werke in 12 Bänden. 8. 1860—61) ist es aufgenommen.

Vollständig ist nun freilich die Erklärung, ja übervollständig. Unnöthige, weil selbstverständliche Erklärungen finden sich in Menge. So wird in der „Berühmten Frau" erklärt: „den Wurm an alle Finger" = „die bekannte Krankheit am Finger"; ferner zu: „sie legt es (das Papier) endlich weg und fragt nach ihren Kleinen", wird bemerkt: „nachdem jene lange Zeit geschrien, was sie überhört hat". Je nun, es heißt ja unmittelbar vorher: „Das holde blaue Auge, mir nicht einen Blick, durchirrt ein elendes Papier; laut hört man in der Kinderstube weinen; sie legt es u. s. w." Wozu diese Erklärung? Im „Ritter Toggenburg" wird der Ausdruck „engelmild", in der „Glocke" das „Gebild aus Himmelshöhn" und das „namenlose Sehnen" erklärt. In den „Kranichen des Ibykus" wird sogar der „schwarze Thäter" mit einer kurzen Erläuterung bedacht. Im „Ring des Polykrates" wird zu: „Und eh' der König noch geendet", bemerkt: „Schon bei Homer («Odyssee», XVI, 10) heißt es: Noch nicht ganz

war geendet das Wort, da..." Ach ja, „die Schwangerschaft war schon bei den alten Griechen und Römern ein sehr bekannter Zustand, der oft von ihren Classikern erwähnt wird"; mit diesen Worten eröffnete ein Privatdocent sein Collegium. Muß man denn alles erklären? Wer die obengenannten Erklärungen nöthig hat, die sich leicht verhundertfachen ließen, nehme die Fibel oder den Kinderfreund in die Hand, aber nicht Schiller's Gedichte. Maß zu halten ist gut, so sagt Kleobulos von Lindos. Hätte Düntzer sich nicht so oft wiederholt, das Buch methodisch angelegt und nicht so viele Binsenerklärungen gebracht, so wäre der Umfang des Werks gewiß von sieben auf drei bis vier Bändchen zusammengeschrumpft und dies wäre ein Gewinn in jeder Hinsicht gewesen.

Leider finden sich auch unrichtige Erklärungen in großer Zahl. Das stärkste Beispiel will ich sogleich anführen. Die schöne, allbekannte Stelle in der „Glocke": „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei", erklärt Düntzer also: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier kann nicht eine Handlung bezeichnen, welche der Trauung vorhergeht, das Anlegen des Gürtels und des Schleiers der Braut." Gewiß. „Ebenso wenig kann an das Zerreißen des Gürtels gedacht werden, da der Brautschleier nicht zerrissen wird." Aber gelöst wird der Gürtel, wie männiglich bekannt, und gehoben wird der Schleier; vergleiche jedoch in der „Braut von Messina": „Den Schleier zerriß ich jungfräulicher Zucht." Gehen denn die Verben „zerreißen, lösen, heben" nicht in einen allgemeinen Begriff zusammen? Und nun Düntzer's eigene Erklärung:

> Gürtel und Schleier müssen zur Bezeichnung der jungen Frau dienen. Den Gürtel, die Gürtelkette (aha, wahrscheinlich mit den Schlüsseln des Hauses) trägt sie als Hausfrau. Der Schleier kommt freilich eigentlich nur der Braut zu, wie schon Jeremias sagt (2, 2): „Vergisset doch eine Jungfrau ihres Schmuckes nicht, noch eine Braut ihres Schleiers", aber Schiller muß ihn hier statt der zu prosaischen Haube dem Reime zu Liebe als Bezeichnung der jungen Frau gedacht haben, was freilich noch auffallender, als wenn er im „Alpenjäger" Gazelle statt Gemse braucht; doch eine passendere, keinen Anstoß bietende Deutung der Stelle möchte kaum zu finden sein.

Wahrlich, da steht's, es steht wirklich da; ich hab' es gelesen! Zum Schluß des Räthsels vom Schiff wird bemerkt, das Bild des auf seinem Zahne feststehenden Schiffs sei doch etwas gar zu wunderlich. Düntzer meint nämlich, das Schiff werde mit verschiedenen Thieren verglichen, am Schlusse mit einem nicht näher bezeichneten wilden Thiere, das mit seinem Eisenzahn sich in den Boden einbeißt. Ist es möglich, so zu erklären? Die Wunderlichkeit fällt hier, wie so oft, auf den Erklärer zurück, der nicht weiß, daß unter dem Eisenzahn der Anker zu verstehen ist.

Im „Lied an die Freude" wird zu der Stelle: „In der Traube goldnem Blut trinken Sanftmuth Kannibalen" bemerkt: „Die Wirkung des Weins, den Wilden zu besänftigen, ist eine ganz absonderliche; vielmehr regt der Wein diese zum Streite auf." Um Schiller keinen Unsinn sagen zu lassen, erkläre ich die Worte von den Russen, die in der „Huldigung der Künste" gleichfalls als Wilde („Kannibalen" ist auch nach Düntzer ein übertriebener Ausdruck für wilde Naturen) bezeichnet werden und bekanntlich in trunkenem Zustande eine merkwürdige Gutmüthigkeit und Zärtlichkeit entwickeln. Des Tadelns ist, wie wir an den bezeichneten Stellen gesehen haben, kein Maß noch Ziel. Alle Augenblicke stößt man auf ein „sonderbar", „wunderlich", „seltsam", „unpassend". Bekannt ist das schöne Epigramm:

> Glücklicher Säugling, dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
> Werde Mann und dir wird eng die unendliche Welt.

Verwundert fragt sich der Leser: Was ist denn hier zu tadeln? Düntzer sagt es uns: „Werde Mann fällt auf (mir ist es noch nie aufgefallen), da gerade dem Jüngling die Welt zu enge wird, der Mann sich wieder zu beschränken, seine Thätigkeit mehr auf einen Punkt zu richten weiß." Die Widerlegung dieses Tadels überlasse ich dem Leser. Der Gegensatz zu Kind ist Mann, und es ist ja nicht gesagt, daß dem Mann, so lange er Mann ist, die Welt zu eng sei. In einem andern Epigramm setzt Schiller dem Jüngling den Greis entgegen.

Zu dem Gedicht „Eberhard der Greiner" wird bemerkt: „Der Dichter denkt sich den Sohn des Greiners irrig als bei seinem Vater wohnend und als einen noch sehr jungen Mann, da doch Ulrich's Sohne Eberhard an dem Tage, wo er selbst fiel, ein Sohn geboren ward." Aber daß der Sohn bei seinem Vater gewohnt habe, sagt Schiller nicht, und schwäbisch ist Bube gar oft gleich Sohn überhaupt, abgesehen vom Alter.

Aehnlich wird „die am Arme seichter Thoren blähend mit dem Fächer ficht" misverstanden. „Fechten" bezeichnet an dieser Stelle (in „An Minna") nicht „ironisch den Kampf gegen die Luft", auch ist nicht „fächt" zu lesen; das Richtige findet sich im Grimm'schen Wörterbuch unter „Fechten", wo unsere Stelle angeführt ist. Ganze Gedichte, wie die „Dithyrambe", „An die Freunde", „Begegnung", findet Düntzer gezwungen und kalt; ein Beweis, daß es ihm leichter gelingt, sich in Goethe's als in Schiller's poetische Stimmung zu versetzen. Es soll ja nicht geleugnet werden, daß Schiller als Lyriker unter Goethe steht, von dessen Gedichten das Schiller'sche Wort gilt: „Schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen, steht das Bild vor dem entzückten Blick"; ich will durchaus nicht bestreiten, daß sich in Schiller's Lyrik manches Wunderliche, Verfehlte, Erzwungene findet, daß namentlich die Laura-Oden nicht der ungekünstelte Ausdruck einer natürlichen Empfindung sind. Aber Düntzer geht zu weit, wenn er nicht allen, aber doch den allermeisten Gedichten Schiller's, und wenn sie blos aus ein paar Versen bestehen, einen Flecken anzuhängen weiß, der das Ganze entstellt. Am glücklichsten ist er noch in der Erklärung von Schiller's erzählenden Gedichten, wiewol er einen Unterschied zwischen Romanze und Ballade mit Unrecht leugnet. Hier tritt er gegen einige Ueberschwenglichkeiten Grube's mit Glück auf. Aber andere Gedichte hat er schlimm verkannt. Nehmen wir „Thekla. Eine

Geisterstimme". Hier sagt Düntzer: „Der Uebergang zum Vater, woneben (!) man auch eine Erwähnung der Mutter erwartet, ist gewaltsam." Warum, wird nicht gesagt. Die zwei letzten Strophen enthalten „nicht zu Billigendes", „Wunderliches" nur für den, der nicht schillerisch fühlen kann.

Ebenso soll in „Des Mädchens Klage" der Schluß dem Anfang nicht entsprechen; man erwarte, daß das Mädchen auf seiner Bitte bestehen werde. In der Einleitung ist Düntzer dem Gedicht viel gerechter geworden und hat die Einheit nicht bezweifelt. In der „Resignation" soll der Gegenbeweis gegen die Unsterblichkeit, daß nie ein Todter gekommen, der von der Vergeltung meldete, „außerordentlich schwach" sein; er ist aber ganz der hamletische. Der Schluß: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", wird „wunderlich genug" genannt. Düntzer erklärt: „Bei dem, was der Mensch auf Erden hat, muß er sich beruhigen." Auf eine nähere Erklärung dieser unklaren Aeußerung läßt er sich nicht ein. Die Erklärung: „alles Irdische findet auf Erden Lohn oder Strafe" wird verworfen, wiewol sie dem Richtigen näher kommt als Düntzer's Auffassung. Der Sinn ist: Die Gerechtigkeit zeigt sich allein auf Erden, nicht im Jenseits; aber sie zeigt sich im großen und ganzen, in der Weltgeschichte, nicht gerade im Schicksal des einzelnen. Der Mensch muß daher auf sein Ich verzichten, sich zur Betrachtung des Ganzen erheben, in ewigen Weltgeschicken, wie Mörike von Schiller sagt, sein eigenes Weh vergessen, sein Ich zur Menschheit erweitern; in der Betrachtung des Ganzen heben sich die einzelnen Mißklänge zur Harmonie auf. Zur Vergleichung dient das Epigramm „Unsterblichkeit":

Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

„Die Sehnsucht" faßt Düntzer falsch auf, nämlich als allegorische Darstellung des Gedankens, daß nur der fromme Glaube uns die Ueberzeugung von dem wonnigen Glücke des Jenseits verschaffen könne; freilich dürfe man nicht in allen einzelnen Zügen der Allegorie eine bestimmte Deutung suchen. Aber doch in den Hauptzügen, z. B. in den Schlußworten? Der beseelte Nachen ist nach Düntzer der Glaube; und dieser Glaube bringt uns — wirklich ins Jenseits? Nein, nur zur festen Ueberzeugung — aber der Glaube selbst ist ja feste Ueberzeugung von etwas Unsichtbarem — vom Glauben = der Glaube führt zum Glauben, idem per idem. Die von Düntzer verworfene Erklärung vom Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit ist allein richtig. Das ersehnte Land ist das Land des ästhetischen Ideals. Es ist nicht sowol das religiöse, als vielmehr das philosophische Jenseits, was hier zum elegischen Ausdruck gelangt. Die ästhetische Gemüthsstimmung bedarf nach Schiller der Unsterblichkeit gar nicht. Dieses ästhetische Jenseits wird freilich oft mit Farben, die dem religiösen Jenseits entnommen sind, in platonisirender Weise ausgemalt; aber dies darf uns nicht täuschen. Wenn Schiller sagt, die wahre Idylle müßte uns vorwärts nach Elysium führen, hat er da ans Jenseits der religiösen Vorstellung gedacht? Ist denn am Schluß der „Theilung der Erde" der christliche Himmel gemeint? Das Gedicht wurzelt in einem dunkeln Sehnen, das sich durch eine Abwechselung von Bildern klar zu werden sucht; die Deutung aber ist unzweifelhaft. Zu vergleichen ist namentlich Goethe's „Kennst du das Land"? Die Sehnsucht, das todte Wort in eine lebendige Anschauung zu verwandeln, trieb Goethe unwiderstehlich in das Land, wo die Citronen blühen; Schiller empfand ein ähnliches Verlangen nach jenem Lande der Phantasie, wo goldene Früchte glühen, winkend zwischen dunkelm Laub. Aehnliches wäre über das Gedicht „Der Pilger" zu bemerken. Im Ernst kann ja doch kein Pilger hoffen, einen Ort auf Erden zu finden, von dem aus man unmittelbar durch ein goldenes Thor zum Himmel eingeht. Bei der „Klage der Ceres" führt Düntzer aus, wie Schiller vom alten Mythus abgewichen sei, und bemerkt dann: „Die Pracht der Blumen tritt hier als Wirkung innigster Mutterliebe hervor, woneben (!) der Gedanke, daß die Blumen zugleich von der Erde und der Luft genährt werden, mehr zurücktritt." Allein die Blumen sind schon vorher da, und daß sie bis dahin unscheinbar und farblos gewesen seien, steht nicht da; Düntzer bemerkt selbst, was Ceres immer gethan, thue sie jetzt mit besonderer Beziehung auf ihre Tochter. Er legt offenbar auf die rhetorisch-sentimentale Wendung am Schluß ein viel zu großes Gewicht und macht den Mittelpunkt und Kern des Gedichts, daß die Blumen eine Verbindung zwischen der Oberwelt und der Unterwelt darstellen, zur Nebensache. Die sinnbildliche Deutung ist hier geboten. Auch in dem Gedicht „Die Blumen" sind die Blumen Boten der Liebe. Damit ist freilich der griechische Mythus orientalisirt worden. Der Grundgedanke ist: Liebe und Freude und, worin diese ihren Ausdruck finden, Schönheit, Kunst, Poesie sind das Gesetz des Universums, schlingen ein inniges Band um die Nahen und Fernen, die Lebenden und Todten. Vergleiche das Lied „An die Freude" und „Die vier Weltalter" am Schluß. Läßt man die Deutung in dieser Allgemeinheit, so schließt sie auch andere Erklärungen nicht gerade aus; nur lassen sich diese dann mehr daran anknüpfen, als daß sie im Gedicht selbst bestimmt enthalten wären.

An dem Gedicht „Ideal und Leben" wird getadelt, daß der Dichter bald so spreche, als ob das Reich des Ideals sich auf die dem Menschen erreichbare Beherrschung der beiden Triebe (Stofftrieb und Formtrieb) beziehe, bald als ob es das darüber hinausgehende wirkliche Ideal sei; „wenigstens können Strophe 8 und 9 nur auf eine Freiheit des Menschen von allem Stoff bezogen werden, welche dem Menschen nicht verliehen ist, wogegen in Strophe 2 von einem Zustand der Menschen auf Erden die Rede ist, wodurch wir den Göttern gleich werden können". Ich kann dies nicht finden. Der Olymp, der hohe Uranide, ist auch hier nur Symbol des irdischen Elysiums, des idyllischen Ideals. Der Mensch soll nach diesem Ideale, in dem alle Gegensätze zu heiterer Harmonie aufgehoben sind, streben und kann es erreichen.

Die Schwäche des Gedichts besteht vielmehr darin, daß es unklar bleibt, ob die absolute Form mit völliger Vertilgung des Stoffs oder die Vermählung des Form- und Stofftriebes dieses Ideal enthalte.

Auch „Das verschleierte Bild zu Sais" findet keine Gnade vor Düntzer's Augen:

Die den Jüngling äffende Zweideutigkeit (aber diese liegt ja im Wesen des Orakels und ist die Bedingung, daß etwas geschieht) dürfte kaum der Würde der Lehre selbst entsprechen (davon später), und das Räthselhafte sollte nicht so ohne alle Auflösung bleiben, wie es wirklich der Fall ist. Auch ist die Vermessenheit des Jünglings nicht besonders glücklich begründet; denn wie kann wol ein nach edelster Erkenntniß Strebender so leicht das Gesetz für nichts halten? (Ja wohl; wie kann ein Faust sich der Magie ergeben, um aller Dinge Quell und Samen zu schauen?) Und der Hierophant müßte entschiedener und würdiger ihm die Schwere einer solchen Verletzung vorhalten, auch die Ansicht widerlegen, daß nur die ganze Wahrheit Werth habe.

Weiter lesen wir: „Das als möglich zugegebene frühere Heben des Schleiers bezieht sich auf den wirklichen, die Bildsäule bedeckenden Schleier." Damit wäre freilich der Jüngling „geäfft"; aber dies ist eben nicht der Sinn. „Die Wahrheit, welche der Jüngling sieht, ist die ihn bitter quälende Erkenntniß der großen Schuld, daß er gegen die Gottheit sich aufgelehnt, welche diesen Schleier zu heben verboten." Ganz verfehlt. Hätte der Jüngling, nachdem er den Schleier gehoben, nicht etwas Gräßliches, ihn tief Erschütterndes wahrgenommen, so wäre er gar nicht zur Erkenntniß seiner Schuld gekommen; denn das abmahnende Gewissen hatte er ja übertäubt.

Schon Viehoff hat auf die Aehnlichkeit mit der Faustsage aufmerksam gemacht. Noch auffallender ist die Aehnlichkeit mit dem Goethe'schen Faust, der den Erdgeist beschwört und wie vernichtet vor seiner Erscheinung dahinsinkt. Es wäre sogar möglich, daß diese Scene unserm Dichter — das Gedicht erschien 1795 — vorschwebte. Eine weitere, bisher allgemein übersehene Parallele findet sich in Schiller's Aufsatz: „Die Sendung Moses." Schiller spricht hier von der Lehre der Epopten, daß nur ein Gott sei, und von der Inschrift einer alten Bildsäule der Isis; sodann von einer heiligen Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte und die ihrem Ursprunge nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit sein sollte. „Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sei." Hier haben wir die Quelle von Schiller's Gedicht; freilich woher Schiller selbst diese zweite Angabe geschöpft hat (die Bemerkung über das Bild der Isis ist aus Plutarch), weiß ich nicht; nach der Anmerkung am Schluß des genannten Aufsatzes benutzte er die Schrift von Decius (pseudonym für den Philosophen Reinhold) über die ältesten hebräischen Mysterien; diese Schrift habe ich nicht bekommen können. Jedenfalls hat Schiller die zwei Angaben über das Bild der Isis und den Sarg des Serapis zu einer Geschichte verschmolzen. Ein Jüngling, der sich anmaßt, was er sich nicht erlauben darf, wird, wenn auch nicht wahnsinnig, so doch zuerst bestimmungslos, nachher schwermüthig. Er übertreibt und überreizt seine Entwickelung und überspringt die Stufen, die ihn nicht allein von den Eingeweihten, sondern von der reinen, hüllenlosen Wahrheit selbst trennen.

Düntzer selbst sagt:

Es liegt der Sinn darin, daß der Mensch die von der Gottheit ihm gesetzten Schranken der Erkenntniß nicht verrücken, nicht gewaltsam die ihm verwehrte Kenntniß der Gottheit sich zu verschaffen suchen dürfe, sondern ruhig warten müsse, bis diese selbst ihm offenbare, was sie auf Erden zu sehen ihm verwehrt habe.

Dabei ist nur zu bemerken, daß die Beziehung auf das Jenseits im Gedicht nicht, wenigstens nicht bestimmt angezeigt ist. Der Jüngling sieht ja die Wahrheit; das Orakel ist zweideutig, wie alle Orakel, aber nicht lügenhaft. Die „Worte des Wahns" gehören nicht hierher; denn diese halten sich nur an den ersten Theil des Orakels, daß der Schleier der Wahrheit nicht gehoben werden kann. Eher ist zu vergleichen die „Poesie des Lebens". „Des Traumes rosenfarbner Schleier fällt von des Lebens ernstem Antlitz ab; die Welt scheint, was sie ist, ein Grab." Das Gedicht ruht mit vielen andern, denen eine Reihe optimistischer Gedichte gegenübersteht, auf dem Boden einer durchaus pessimistischen, fatalistischen Weltanschauung. Es ist zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber aus dem traurig veränderten Zustand des Jünglings ist es um so sicherer zu errathen, was er geschaut hat — statt der gehofften, wunderbar schönen Harmonie —, „Geburt und Grab, ein ewiges Meer", wie der Erdgeist Faust zuruft.

Wir eilen zum Schlusse. Ich bedauere lebhaft, einem Autor, der sich um das Verständniß unserer Classiker, namentlich Goethe's, so bedeutende Verdienste erworben hat, eine mangelhafte, verunglückte Lösung der Aufgabe, die er sich gestellt, vorwerfen zu müssen. Aber noch mehr that es mir wehe, daß Düntzer so einseitig Goethianer ist, daß er Goethe's großen Geistesbruder nicht liebevoller zu würdigen, nicht billiger und gerechter zu beurtheilen verstand. Ueberhaupt ist in den „Erläuterungen zu den deutschen Classikern", von denen vorliegendes Werk einen Theil ausmacht, Schiller bisjetzt nicht besonders vom Glück begünstigt worden. Eckardt hat Schiller's Jugenddramen besprochen, aber ebenfalls viel zu breit und weitschweifig; er hat namentlich in die „Räuber" einen ganzen Roman hineinphantasirt, von dem kein Wort darinsteht. (Vgl. meine Beurtheilung von Eckardt's Auffassung der „Räuber" in Nr. 39 d. Bl. f. 1862, und meine Antwort auf Eckardt's Entgegnung [in Nr. 45 d. Bl. f. 1862] in Herrig's „Archiv", Heft 1, 1863.) Es ist zu wünschen, daß die spätern Dramen, deren Bearbeitung Düntzer auf sich nehmen wird, ein besseres Schicksal haben. Darum noch einmal: Maß — Maß in der Polemik, Maß in der Anzahl der Erläuterungen, Maß und Methode in der Anordnung und Eintheilung. „Maß zu halten ist gut", so sagt Kleobulos von Lindos.

Gustav Hauff.

Unterhaltungsliteratur.

In einer Zeit, wo alle Welt unterhalten und mehr unterhalten als belehrt sein will, darf man sich über die Dimensionen nicht wundern, die gerade dies Gebiet der Literatur angenommen. Zu um so strengerer Wachsamkeit ist die Kritik verpflichtet und muß schonungslos auch die Berufenen zurückweisen, welche nicht zu den Erwählten gehören.

Es fällt uns schwer, diesen Reigen mit einem Namen eröffnen zu müssen, der, einst von gutem Klang, jetzt seinen Glanz — wir dürfen es nach der vorliegenden Schrift aussprechen — bis zum Verdunkeln trübte. Wer einen glücklichen, vielversprechenden Anlauf genommen, dem muß die Kritik doppelte Strenge zeigen, wenn er seine Kraft erlahmen läßt, zersplittert oder verschleudert.

1. Das koschere Haus. Novelle von Hermann Schiff. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Ngr.

nöthigt uns, ganz ungeschminkt ein Urtheil auszusprechen, zu dem man schon durch frühere Schriften Schiff's völlig berechtigt gewesen, das man aber aus alter Anhänglichkeit oder nicht wohlangebrachter Schonung nur andeutungsweise, nur mit vieler Reserve aussprach.

Streng ästhetischen Anforderungen vermochte Schiff nicht, oder nur vor zeiten einmal annähernd zu genügen. In dem Product eines Schriftstellers, der mit sich und der Welt vollkommen abgeschlossen, erscheint die ganze Eigenthümlichkeit seines Wesens incarnirt. „Das koschere Haus" enthüllt uns also die Seele seines Schöpfers! Das Schlagwort „originell" charakterisirt, freilich seine mißliche Nebendeutung eingerechnet, Schiff auf das treffendste. Leider ist seine Naturwüchsigkeit nicht durch Selbstbeherrschung veredelt, sondern in genialer Nonchalance verwildert. Trotz reicher Lebenserfahrungen und des Einblicks in die mannichfachsten Socialzustände, namentlich jüdischer Sphären, ist Schiff doch nicht in das wahre Wesen der Dinge eingedrungen, und die Welteindrücke werden von seiner Phantasie oft nur als Zerrbilder reflectirt.

Der Titel: „Das koschere Haus", wird somit, außer der beabsichtigten Ironie auf die hamburger Tempelhalle, welche in Nachtorgien die Hauptintrigue der Novelle abspielen sah, zur Ironie auf das unkoschere Buch selbst. Die Scenerie, die uns wie zum Schlußeffect ein öffentliches Haus, „Bullenstall", vorführt, entwickelt auch an unverfänglichern Orten widerliche Situationen. Auch wo die Scene anständig bleibt, scheint für Schiff wegen der einen ihn beherrschenden Neigung zu Witz, Spott und Satire die unbefangene Betrachtung unmöglich zu sein. Der Dampfbetrieb z. B., mit dem ungebildete und unvernünftige Aeltern ihre Kinder plötzlich abrichten lassen, um der Hausfaçade einen Fortschrittsanstrich zu geben, mag mit Recht als lächerlich und bornirt gegeißelt werden; aber es ist dies nichts dem modernen Judenthum allein und besonders Eigenthümliches, sondern charakterisirt eine ganze Zeitrichtung.

Im allgemeinen muß man zu der „Drastik", prickelnden „Kaustik", und wie immer das anerkannte „Genre mousseux" des Verfassers genannt worden ist, doch mit einer ganz Schiff'schen Wendung sagen: Was thu' ich damit? Wenn die jüdischen Heldenväter dieses Schriftstellers inmitten festlich versammelter Familie die Erzieherinnen ihrer erwachsenen Töchter zu Boden werfen und ihnen gewaltsam die nicht bewilligten Kußsalven aufbrennen, wenn diese Familienhäupter ihren neunzehnjährigen Gymnasialsöhnen die Annectirung öffentlicher Dirnen als Concubinen anempfehlen, ja aufdringen — wen ekelte das nicht an? Der Schriftsteller hat das Recht, sociale Blößen und Krebsschäden zu brandmarken, aber er braucht dazu nicht alle Schmuzablagerungen aus Kloaken und Rinnen zusammenzukehren, um sie auf Markt und Straßen breitzutreten.

Einem, wie es scheint, selbstgeschaffenen Stoffe, nicht gerade historisch, aber doch mit einer Art von historischem Anflug und politischer Tendenz, begegnen wir in

2. Deutsche Opfer. Von Karl Wartenburg. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Novellen, deren Idee wenigstens in der Zeit der Reaction und der Verfolgung wurzelt. Das Titelmotto: „Vae victis!" verräth die Tendenz. Den Strudel politischer Wirren hat der Verfasser umschifft und berührt sie nur obenhin als zurückliegenden Hintergrund, aus dem sich die socialen Verhältnisse herausentwickeln. Gedrungene Kürze erhält das Ganze in lebendigem Guß und Fluß, obgleich es freilich zuweilen mehr als wünschenswerth zu skizzirter Zeichnung von Situationen und Charakteren geführt hat, indeß stets durch scharfe Striche den nuancirenden Griffel ersetzt. Psychologisch wahre Charakterentfaltung und die mit Wahrscheinlichkeit eintretenden Begebenheiten erhöhen die Klarheit der Bilder. Freilich begegnen wir im Komödiantenvater Erdenbrecher einem alten Bekannten, doch bleibt wenigstens durch neue Streiflichter der stereotyp gewordenen Figur und Scenerie das erweckte Interesse erhalten. 30.

Feuilleton.

Das Moderne in der Kunst.

Unter dieser Ueberschrift gibt Karl Frenzel im Feuilleton der „National-Zeitung" (Nr. 21) eine ästhetische Studie, welche vollkommen mit der Tendenz d. Bl. übereinstimmt. Wir brauchen nur auf unsere Polemik gegen das Programm Albert Lindner's in dieser Nummer hinzuweisen, um diese Uebereinstimmung zu constatiren. Ganz treffend sagt Frenzel: „Dem, was im modernen Geiste auf den Gebieten der Künste versucht und gewagt wird, tritt die gelehrte Aesthetik meist mit der Behauptung entgegen, es sei unpoetisch, unkünstlerisch und entbehre des edeln Stils. Kaulbach's Gemälde gelten ihr für schemenhaft, ein politischer Roman für die Spitze des Ungeschmacks. Tendenz und Kunstwerk schließen sich nach dieser Ansicht unbedingt aus. Nur das Altgewohnte darf auf den Ruhm des Classischen

Anspruch machen, Formen, die sich längst überlebt haben, sind heilig. Warum sollte sich in dieser Weise nicht schaffen lassen? Ist das Geschaffene nicht künstlerisch, so ist es doch künstlich. Fort und fort dichtet man bei uns alcäische und sapphische Strophen, Tragödien mit dem griechischen Chor; fort und fort malt man Madonnen und himmlische Glorien. Erregen nun aber diese Schöpfungen nicht den Beifall, welchen sich die Künstler und ihr Freundeskreis versprechen, geht das Publikum an einer Maria, die zum Himmel schwebt, theilnahmlos vorüber und bleibt bewundernd vor einer Bauerntaufe stehen; verschwindet ein Trauerspiel von Sophonisbe oder Lucretia nach der bekannten dritten Anstandsvorstellung in den Schatten der Theaterbibliothek, während ein Lustspiel immer wieder die Zuschauer lockt, in die behaglichste Stimmung versetzt und ihren freudigen Zuruf erweckt: so erschallt die Klage von der Gesunkenheit der Menge, von der Erbärmlichkeit der Kritik, von dem Materialismus der Zeit. In der eigenen künstlerischen Beschränktheit, in der Thorheit, wider den Strom schwimmen und dem Allgemeinen ein ihm Fremdes, Unnatürliches aufzwingen zu wollen, sucht keiner den Grund seiner Niederlage. Der Spruch Schiller's: «Es soll der Dichter mit dem König gehen», hat längst seine Wahrheit verloren, wol aber soll der Künstler seiner Zeit angehören, von ihrem Geisteswehen erfüllt sein, nur wenn er ihres Wesens Tiefe, ihre Art zur Erscheinung bringt, ist er ein Künstler. Und da ist es eben nicht gleichgültig, welchen Stoff er ergreift, nicht gleichgültig, ob er Engel oder Scenen der Französischen Revolution malt. Denn an seine Engel glauben wir nicht einmal mehr im künstlerischen Sinne, sie würden immer nur Stiefgeschwister der Rafaelischen Engel sein; in der Französischen Revolution aber steckt die Wurzel unserer Gegenwart, aus ihr sind alle Fragen, die uns bewegen, entsprungen, unsere Theilnahme an diesen Begebenheiten ist eine lebendigere als an dem Kampf der Centauren und Lapithen. Eine Kunst, die sich nicht mit dem Inhalt ihrer Zeit erfüllt, fällt ins Bodenlose."

Wir glauben, daß sich das jüngere Geschlecht auf die Länge so überzeugender Wahrheit nicht verschließen wird. Unser Fortschritt über die classische Epoche hinaus besteht zunächst in der *sichern Erkenntniß* eines Princips, welches zwar die bedeutendsten Dichtungen unserer großen Poeten durchdringt, doch bei ihnen noch nicht so feststand, daß sie nicht mehrfach davon wieder ins akademische Genre abgewichen wären. Dieser Fortschritt ist zunächst ein theoretischer, die Talente sind schon vorhanden, ihn in die Praxis hinüberzuführen; auch der Genius wird nicht fehlen, welcher der Literatur das bedeutsame und unauslöschliche Gepräge des modernen Geistes aufdrückt.

Deutsche Lyrik in Italien.

Alle geistigen Annäherungen zwischen Deutschland und Italien begrüßen wir mit Freuden; es sind zwei politisch aufstrebende Nationen, die sich vielfach in geistiger Hinsicht ergänzen. Die deutsche Lyrik scheint in Italien immer mehr Freunde zu finden. So bringt die „Rivista comtemporanea" die Uebersetzung einzelner Romanzen von August Graf Platen, Ludwig Uhland, Anastasius Grün, Christian Zedlitz, Bauernfeld, Seidl und Vogl, die jedenfalls dazu beitragen wird, die Italiener mit deutscher Lyrik zu befreunden. Platen's „Pilger von St.-Just" hat freilich in der Uebersetzung seine classische Prägnanz verloren. Aus dem „Corriere del Lario" erfahren wir ferner, daß der Heine-Cultus gegenwärtig am Comersee in Blüte steht. Es verweilen nämlich in Como zwei deutsche Literaten, Wilhelm Buchholz und Julius Schanz, letzterer als Professor der deutschen Sprache und Literatur an dem dortigen technischen Institut. Buchholz sandte dem Uebersetzer der Heine'schen Gedichte, dem Professor Bernardino Zendrini in Ferrara, eine Heine-Reliquie, ein Büschel Haare des pariser Aristophanes, und dieser sprach seinen Dank dafür in einem recht ansprechenden Gedicht: „I capegli d'Heine", aus. Auch in andern Gedichten gab Zendrini seiner Bewunderung der deutschen Literatur schwunghaften Ausdruck. Er nennt in einem Dankgedicht an Julius Schanz, der seine „Canti" übersetzt hat, die deutsche Sprache eine „nobile lingua, omnipotente come la Greca".

Eine merkwürdige Preisausschreibung.

Glücklich der russische biographische Autor, der das Jahr 1925 erlebt! Er kann einen Preis erhalten, wie ihn bisher noch keine Regierung der Welt ausgeschrieben hat. Man macht neuerdings wieder auf diesen Preis aufmerksam, den der russische Artilleriegeneral Graf Alexei Araktschejeff am 2. April 1833 gestiftet hat. Er legte ein Kapital von 50000 Silberrubel für 93 Jahre auf Zins und Zinseszins bei der russischen Reichsleihbank nieder. Der Preis soll demjenigen russischen Schriftsteller zufallen, der im Jahre 1925, 100 Jahre nach dem Tode des Kaisers Alexander I. von Rußland, die beste, vollständigste und in Rücksicht des Stils gelungenste Geschichte der Regierung jenes Monarchen verfaßt hat. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ist von dem Erblasser dazu bestimmt, hierüber die Entscheidung zu treffen und den Preis auszutheilen. Als Curiosum wird erwähnt, daß die 50000, zu 4 Procent anlegten Rubel im Jahre 1925 auf die Summe von 1,918960 Rubel angewachsen sein werden. Ein Viertel dieser Summe ist für die Herausgabe und Uebersetzung des gekrönten Werks ins Deutsche und Französische bestimmt. Mögen sich daher die deutschen Herausgeber und Uebersetzer beizeiten eine Autorisation sichern, die nichts kostet, sondern ein paar hunderttausend Thaler einbringt. Nur eine Gefahr droht dem Kapital und seinem ruhigen Heranwachsen. Sie liegt in der Bestimmung des Erblassers, seine Preisbestimmung öfters und zwar am Anfang des Jahres 1915 in allen dann erscheinenden russischen und ausländischen Zeitungen bekannt zu machen. Wenn die Zeitungspresse in gleichem Verhältniß wie bisjetzt fortschreitet, so dürfte sie mit der Verzinsung des Kapitals Schritt halten und die Insertionen einen beträchtlichen Theil desselben verschlingen.

Literarische Notizen.

Die österreichische Regierung zeigt das rühmenswerthe Bestreben, den deutschen Dichtern Oesterreichs Auszeichnungen zutheil werden zu lassen, durch welche sie zugleich den hohen Werth an den Tag legt, der für sie in der Pflege des deutschnationalen Genius und in der Bewahrung des Zusammenhangs mit dem schöpferischen deutschen Geiste liegt. So ist der Dichter Friedrich Halm (Freih. von Münch-Bellinghausen), wie schon früher Anastasius Grün (Graf von Auersperg, zum Geheimrath mit dem Titel Excellenz, der Dichter S. Mosenthal zum kaiserlichen Rathe ernannt worden. Es sind die beliebtesten Dramatiker des Burgtheaters, welche in solcher Weise ausgezeichnet worden sind.

Die „Gartenlaube" erscheint mit dem neuen Jahr in einer Auflage von 210000 Exemplaren. Es ist dies die größte Auflage, zu der es irgendein Blatt in Deutschland oder in Europa gebracht hat. Selbst „Le petit Journal" in Paris, ein Soublatt, das durch die Beiträge Timothée Trim's, eines gewandten, populären Feuilletonisten, große Verbreitung gefunden hat, überschreitet unsers Wissens nicht eine Auflage von 200000 Exemplaren.

Die Witwe Heinrich Heine's, die er im „Romancero" selbst als seine „dicke Mathilde" gefeiert hat, droht, einen Proceß gegen die große pariser Verlagsbuchhandlung von Michel Lévy anzustrengen. Bekanntlich hatte diese ihr Heine's ungedruckten Nachlaß abgekauft, von welchem bisjetzt die letzten Bände seines „Briefwechsels" erschienen sind. Frau Heine bereut es, den ungedruckten Nachlaß zu billig aus der Hand gegeben zu haben. Noch mehr aber ist sie über die vielen Indiscretionen aus Heine's Privatleben entrüstet, die sich in diesen Bänden befinden. Wer jahrelang mit dem pariser Aristophanes zusammengelebt hat, sollte doch des Horazischen „nil admirari" in

Bezug auf seine Indiscretionen nicht mehr fähig sein. Ueberdies hat ja Frau Heine diese Indiscretionen selbst verkauft.

Die Verlagsbuchhandlung von Bernhard Tauchnitz in Leipzig veranstaltet eine „Collection of German authors" in Plan und Ausstattung seiner berühmten „Collection of British authors" entsprechend. Dieselbe wird mit dem Roman: „Auf der Höhe" von Berthold Auerbach beginnen, den Miß Burnet ins Englische übersetzt. Hoffen wir, daß sich die Sammlung, die wir als ein rühmenswerthes Unternehmen begrüßen, als eine bedeutsame Vermittelung deutschen und englischen Lebens, nicht blos auf die deutschen Romane beschränken, sondern auch Lyrik und Drama in ihr Bereich ziehen werde.

Das „Athenaeum" wird nächstens neu aufgefundene, bisher ungedruckte Briefe Lord Chesterfield's veröffentlichen.

Professor Franz Pfeiffer hat das Manuscript eines bisher nur aus Fragmenten bekannten großen epischen Gedichts von Konrad von Würzburg in der fürstlich Stahremberg'schen Bibliothek zu Efferding bei Linz aufgefunden. Dies Rittergedicht, das dem karolingischen Sagenkreis angehört, führt den Titel: „Partenopier und Melinur", ist frei nach einem altfranzösischen Roman: „Partenopeus de Blois", behandelt und umfaßt auf 131 Blättern 20000 Verse.

Die Arnold Hilberg'sche Verlagsbuchhandlung in Wien kündigt eine „Deutsch-österreichische Revue" an, eine Monatsschrift für die gesammten politischen und scientifischen Strebungen der Gegenwart, die sich als Organ der deutschen Partei in Oesterreich proclamirt, mit der Tendenz, den Deutsch-Oesterreichern ihren Culturzusammenhang mit dem großen deutschen Volke zum Bewußtsein zu bringen. Nicht blos politische Artikel, sondern auch wissenschaftliche und literarische, welche von der untrennbaren geistigen nationalen Einheit Gesammtdeutschlands Zeugniß ablegen, sollen den Hauptinhalt der Zeitschrift bilden. Der dramatischen Kunst und der Tonkunst soll besonders eine volle Würdigung zutheil werden. Unter den Mitarbeitern befinden sich die angesehensten Namen aus Oesterreich und Süddeutschland.

In Leipzig erscheint eine „Neue Allgemeine Zeitschrift für Theater und Musik" (Verlag von Paul Rhode), unter der verantwortlichen Redaction von Yourij von Arnold. Die Probenummer enthält einen Artikel von Feodor Wehl: „Das deutsche Theaterzeitungswesen", welcher gewissermaßen das Programm der neuen Zeitschrift enthält. Sie erscheint demnach im Unterschied von den andern Organen der geschäftlichen Agenturen als ein Blatt, dem es um Hebung der dramatischen Literatur und Kunst zu thun ist, etwa als eine Fortsetzung der jüngst eingegangenen „Recensionen für Theater und Musik". Daß die Musik gleichberechtigt mit der Bühne in den Vordergrund treten wird, dafür bürgt der Name des Herausgebers. Wir wünschen dem Unternehmen günstigen Fahrwind, obgleich wir die Klippen fürchten, an denen derartige gediegene Unternehmungen bisher immer gescheitert sind.

Im Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig erscheinen „Pädagogische Vorträge und Abhandlungen" in zwanglosen Heften. Das erste enthält einen Vortrag, welchen Paul Möbius im deutschen Lehrerverein gehalten hat: „Theologen oder Seminaristen?" Möbius erklärt sich für keine von beiden, sondern für Pädagogen, Männer, welche als Lehrer die Vorzüge der Theologen in sich vereinigen, und dringt auf eine fachwissenschaftliche Vorbildung des Lehrerstandes und die Hebung desselben in der bürgerlichen Gesellschaft.

Das zwölfjährige Mönchlein.

Eine der sinnigsten und lieblichsten Legenden ist die poetische Erzählung vom zwölfjährigen Mönchlein. Ihre Quelle kann nicht sicher nachgewiesen werden, aber ihr Alter reicht gewiß viel weiter zurück als die beiden handschriftlichen Ueberlieferungen, welche aus dem 15. Jahrhundert stammen und den Text in verderbter Gestalt darbieten. Zuerst wurde die Legende herausgegeben von Maurer von Constant (Schaffhausen 1842). Er fügte dem Urtexte nach der ältern und bessern Handschrift eine Uebertragung in die heutige Sprache bei. Franz Pfeiffer recensirte das kleine Buch in den „Münchener gelehrten Anzeigen" (1843) und suchte zugleich einzelne Stellen zu bessern. Unsere Literaturgeschichten haben der Legende wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt, was im Grunde nicht zu verwundern ist, da die überreiche Fülle dieser Literatur die einzelne Erscheinung nicht zur Geltung gelangen läßt. Neuerdings ist das Gedicht wieder zu Ehren gebracht worden, indem es zum Gegenstand einer philologischen Arbeit diente: „Die Legende vom zwölfjährigen Mönchlein. Inauguraldissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde (wo?) von Theodor Kirchhofer" (Schaffhausen 1866). In der Einleitung wird die Mangelhaftigkeit der Ueberlieferung hervorgehoben und zugleich aus einzelnen Fehlern die Existenz einer ältern Vorlage nachzuweisen gesucht. Der Verfasser wiederholt die kurze Inhaltsangabe, welche Pfeiffer jener genannten Recension beigefügt hatte, sieht aber von einer Untersuchung über die Entstehung, sowie von einer etwaigen mythologischen Deutung ab. In dieser Hinsicht würde also die Legende noch eine Aufgabe für die Forschung gewähren. Der Zweck der Dissertation ist wesentlich eine Herstellung des Textes. Wir müssen gestehen, daß sich in dieser gereinigten Gestalt das Gedicht bei weitem besser liest und auch formal schöner erscheint, wenn sich auch ein bedeutender Dichter nicht offenbart. Der Herausgeber erinnert in der Einleitung an ähnliche Legenden; wir möchten hinzusetzen, daß die Erzählung vom Mönchlein und dem Jesuskind, das zwanzigste Stück der Predigtmärlein, welche Pfeiffer im dritten Bande seiner „Germania" mitgetheilt hat, ähnliche Situationen und besonders einen fast gleichen Schluß aufweist.

Ein amerikanisches Shakspeare-Werk.

Es dürfte für die Verehrer und Commentatoren Shakspeare's nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß im verflossenen Jahre in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Buch erschienen ist, welches in gefälliger Sprache und mit geistreicher Tiefe Charaktere und Situationen aus den Stücken des größten englischen Dramatikers behandelt, welche, trotzdem daß schon so viel darüber gesprochen und geschrieben worden ist, einer scharfsinnigen Erklärung doch noch immer wenig oder gar nicht berührte Seiten darbieten. Das aber beweist gerade die Größe und den unerschöpflichen Geistesreichthum Shakspeare's, daß seine Werke, obgleich schon Jahrhunderte daran gedeutet und erklärt haben, noch jahrhundertelang neue Deuter und neue Erklärer finden werden.

Der Titel des in Rede stehenden Buchs ist aber: „Shakspeare's delineations of insanity, imbecility and suicide"; es erschien in Utica im Staate Neuyork und hat den Hrn. Dr. med. A. O. Kellogg zum Verfasser. Derselbe bekleidet die Stelle eines Hülfsarztes in der Irrenanstalt (Lunatic Asylum). Das Buch zerfällt in drei Theile, wovon der erste die Fälle des Wahnsinns (insanity), der zweite die Fälle des Stumpf- und Blödsinns (imbecility), der dritte endlich die Fälle des Selbstmords (suicide) behandelt. Kellogg behauptet, daß Shakspeare in rein pathologischer Hinsicht den meisten seiner Zeitgenossen, was Gemüthskrankheiten anlangt, weit überlegen gewesen sei. Er schließt sich den Kritikern an, welche den Wahnsinn Hamlet's für keinen fingirten, sondern für einen — bis zum gewissen Grade — wirklichen Wahnsinn halten. Er gibt wörtlich eine äußerst interessante Unterhaltung mit einer seiner weiblichen Kranken, deren Unglück und Irrsinn den Charakter der Ophelia auf das genaueste widerspiegelt. Die Art und Weise, womit Kellogg die Charaktere von Macbeth und König Lear darstellt und behandelt, zeugt von einem ebenso feinen und richtigen poetischen Gefühl wie von tiefer, wissenschaftlicher Sachkenntniß. Wenn er aber versucht, auch den Jaques in „Wie es euch gefällt" („As you like it") unter die wahnsinnigen

(insane) Charaktere zu stellen, so geht er jedenfalls zu weit; auch scheint er uns den Charakter der Cordelia nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben. In dem zweiten Theile seines Buchs behandelt Kellogg die stumpf- und blödsinnigen Charaktere, wie z. B. Dogberry, Malvoglio, Launce, Caliban, Bottom und Quince. Indessen scheint es uns, daß der Verfasser diesen Abschnitt mit weniger Originalität und Gedankentiefe bearbeitet hat als den ersten. Der dritte und letzte Theil des in Rede stehenden Werks bietet eine Abhandlung über den Selbstmord dar und analysirt namentlich in geistreicher Weise den Charakter des Othello. Im ganzen ist das Buch Kellogg's nach Form und Inhalt sehr anregend und belehrend, und darum der Empfehlung wol werth.

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Das rothe Buch. Aus Kreuz und Freude einer Kaufmannsfamilie. Halle, Mühlmann. 8. 10 Ngr.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1867. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Altmüller, K., Deutsche Lieder. 4te Aufl. Göttingen, Wigand. 16. 1 Thlr.

Arnold, M., Gedenkbuch für's Leben. Eine Sammlung der schönsten Stellen aus der deutschen Literatur für Geist und Herz. Coburg, Sendelbach. 1866. Gr. 16. 27 Ngr.

Barth, K., Der Hochaltar der Liebe. Katholische Dichtungen. Augsburg. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Beecher-Stowe, Blätter über Haus und Heim. Aus dem Englischen. Brandenburg, Wiesike. 1866. 8. 12 Ngr.

Beethoven, Briefe an Marie Gräfin Erdödy, geb. Gräfin Niszky und Mag. Brauchle. Herausgegeben von A. Schöne. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Clarus, L., Die heilige Mathilde, ihr Gemahl Heinrich I. und ihre Söhne Otto I., Heinrich und Bruno. Ein Stück deutscher Geschichte. Münster, Theissing. Gr. 8. 1 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1867. Herausgegeben von Frater Hilarius. 52ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Cotta, B. v., Ueber das Entwickelungsgesetz der Erde. Leipzig, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Desor, E., Die Pfahlbauten des Neuenburger Sees. Deutsch bearbeitet von F. Mayer. Frankfurt a. M., Adelmann. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Destouches, E. v., Aus der Jugendzeit! Gedichte. München, Franz. 1866. 16. 28 Ngr.

Die Dreizehner in Feindesland. Kriegsbilder aus dem Feldzuge des Jahres 1866 von F. v. L. Münster, Obertüschen. 1866. 8. 5 Ngr.

Drobisch, M. W., Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit. Eine Untersuchung. Leipzig, Voss. Gr. 8. 28 Ngr.

Fichte, I. H., Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosphie der Geschichte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fock, O., Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. IV. Innerer Zwist und blutige Fehden. Leipzig, Veit u. Comp. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Für Kunst und Wissenschaft in Hannover. Im November 1866. Hannover, Hahn. 1866. Gr. 8. 3 Ngr.

Galanterey-Waar'! Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Spickeln un Spöne", „Grain Tuig" u. s. w. Seest, Nasse. 16. 10 Ngr.

Gallois, J. G., Geschichte der Stadt Hamburg. Hamburg, W. Undeu. Gr. 8. 2 Thlr.

Neue Pariser Geheimnisse. Deutsch von E. Homburg. 1ste Lief. Mannheim, Schneider. 8. 3 Ngr.

Glaser, A., Niederländische Novellen den Originalen nacherzählt. Braunschweig, Bieweg u. Sohn. 1866. 8. 24 Ngr.

Hagen, G., Gedächtnissrede auf Johann Franz Encke. Berlin, Dümmler. 1866. Gr. 4. 8 Ngr.

Hahn, W., Kurprinz Friedrich Wilhelm. Geschichte der Kindheit des nachmaligen Königs von Preußen Friedrich Wilhelm I. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 27 Ngr.

Hauff, W., Die Bettlerin vom Pont des Arts. Stuttgart, Rieger. 16. 18 Ngr.

— — Das Bild des Kaisers. Stuttgart, Rieger. 16. 16 Ngr.

Hanswald, F. W., Dornröschen der älteste deutsche Volksmythus. Ein Beitrag zur Sagenforschung. Berlin, F. Schulze. 16. 8 Ngr.

Heffter, A. W., Das europäische Völkerrecht der Gegenwart auf den bisherigen Grundlagen. 5te Ausgabe. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 3 Thlr.

Heinrichs, Emilie, Eine Räuberfamilie. Erzählung der Neuzeit nach wahren Thatsachen. Berlin, Sacco Nachf. 8. 1 Thlr.

Hofäus, W., Rosalinde oder das Turnei zu St. Johann. Romantische Humoreske. Paderborn, Schöningh. 1866. 16. 21 Ngr.

Jahn, G., Der deutsche Krieg und Preußens Sieg im Jahre 1866, dem Volke erzählt. Halle, Mühlmann. 8. 12 Ngr.

Kálnoky, Gr. D., Indár Karacsai. Historischer Roman in 3 Bdn. Aus dem Ungarischen übersetzt von Simon. Wien, Schlieper. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Katull's Gedichte. Im Versmaße der Urschrift übersetzt von K. Uschner. Berlin, Schroeder. 1866. 16. 15 Ngr.

Kempner, Friederike, Rudolf der Zweite oder der Majestätsbrief. Ein Trauerspiel. Leipzig, Fritsch. 8. 15 Ngr.

Albert Knapp. — Lebensbild. Eigene Aufzeichnungen fortgeführt und beendigt von seinem Sohne J. Knapp. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Köhler, R., Herders Cid und seine französische Quelle. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 12 Ngr.

Krause, C., Die Helden der Zündnadel oder der stumme Spion. Historische Erzählung aus dem letzten preußisch-österreichischen Kriege. 1ste u. 2te Lief. Berlin, L. J. Heymann. 1866. Gr. 8. à 3 Ngr.

Der Krieg im Jahre 1866. Kritische Bemerkungen über die Feldzüge in Böhmen, Italien und am Main. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 8 Ngr.

Lotze, H., Eine Wallfahrt von Antwerpen nach Jerusalem aus dem Jahre 1517. Aus der Handschrift mitgetheilt. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 4. 12 Ngr.

Luther-Briefe in Auswahl und Uebersetzung für die Gemeinde herausgegeben von C. A. Hase. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Malinowski, L. v., Das Mädchen vom Libanon. Eine romantische Erzählung nach wirklichen Begebenheiten. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Maness von Maneck, Rüdger, Minnesänger aus der Zeit der Hohenstaufen. Im 14. Jahrhundert gesammelt. Facsimile der Pariser Handschrift von B. C. Mathieu. Paris. 1850. Gr. Fol. 10 Thlr.

Martin, E., König Dietrich von Bern und seine Genossen. Nach der Thidrekssaga erzählt. Halle, Buchh. des Waisenh. 8. 20 Ngr.

Meyer, O., Eine Erinnerung an Barthold Georg Niebuhr. Rostock, Stiller. 16. 12½ Ngr.

Mestorf, J., Wiebeke Kruse, eine holsteinische Bauerntochter. Ein Blatt aus der Zeit Christians IV. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 22½ Ngr.

Milow, S., Gedichte. 2te vermehrte Ausgabe. Heidelberg, Weiß. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Molitor, W., Julian, der Apostat. Ein dramatisches Gedicht. Mainz, Kirchheim. 1866. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Mörikofer, J. C., Ulrich Zwingli nach den urkundlichen Quellen. 1ster Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mücke, J. F. A., Flavius Claudius Julianus. Nach den Quellen. 1ste Abth.: Julian's Kriegsthaten. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Mühl, A., Lyrische Versuche. Danzig. 1866. Gr. 8. 7½ Ngr.

Müller, A., Geächtet oder Otto der Große und sein Haus. Ein deutsches Trauerspiel. Berlin, Schroeder. 1866. 16. 22½ Ngr.

Mützelburg, A., Die Intriganten. Historischer Roman aus der Zeit der ersten französischen Revolution. 2 Abth. Berlin, Sacco Nachf. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Nathusius, Marie, Gesammelte Schriften. 13ter Bd. Nachträge. 4ter. Bd. — A. u. d. T.: Lebensbild der heimgegangenen Marie Nathusius, geb. Scheele. Für ihre Freunde nah und fern. Samt Mittheilungen aus ihren noch übrigen Schriften. 1ster Bd. Mädchenzeit. Halle, Fricke. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Pocci, Graf F., Herbstblätter. München, Manz. Gr. 16. 1 Thlr.

Presérn, F., Die Taufe an der Savica. Epos deutsch von H. Penn. Laibach, Wagner. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Preußen und die deutsche Einheit. Leipzig, Roßberg. 1866. 8. 7½ Ngr.

Prutz, R., Herbstrosen. Neue Gedichte. 3te Aufl. München, Merhoff. Gr. 16. 22½ Ngr.

Preußen und Frankreich. Betrachtungen, angeregt durch Rundschreiben des Ministers Lavalette. Aus der Feder eines Nichtdeutschen. Cöln, Ahn. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Quandt, E., Erinnerungen an Verborgene. Eine Weihnachtsgabe. Berlin, Beck. 8. 5 Ngr.

Quinton, M. A., Aurelia, oder: die Juden der Porta Capena. Aus dem Französischen. Autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Münster, Aschendorff. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reichard, M., Erinnerungen eines evangelischen Feldpredigers im französischen Lager vor Sewastopol 1855—1856. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 8. 18 Ngr.

Riel, K., Natur und Geschichte. Welt- und Geschichtsbilder. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Sternenwelt in ihrer geschichtlichen Entfaltung. 1ste Abth.: Der Fixsternhimmel. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 2 Thlr.

Robiano, Gräfin L. v., Lebende Bilder. 2 Thle. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rodenberg, J., Die Myrthe von Killarney. Ein modernes Idyll. Berlin, Grote. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Rogge, A., Der Scharfrichter von Berlin oder Brigitta, die Tochter des Patriziers. Historischer Roman aus der Zeit des großen Kurfürsten. 1ste und 2te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. 1866. Gr. 8. à 3 Ngr.

Rütjes, H. G., Der wahre und der falsche Fortschritt. Ein Wort zur Beherzigung an das christliche Volk. Emmerich, Romen. 1866. Gr. 8. 2¼ Ngr.

Saar, F. v., Kaiser Heinrich IV. Ein deutsches Trauerspiel. 2te Abth.: Heinrichs Tod. Heidelberg, Weiß. 8. 20 Ngr.

Die Sachsen bei Königgrätz. Leipzig, Weber. 1866. Fol. 5 Ngr.

Sallet, A. v., Die Fürsten von Palmyra unter Gallienus, Claudius und Aurelian. Berlin, Weidmann. 1866. Gr. 8. 24 Ngr.

Schefer, L., Laienbrevier. 14te Aufl. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 16. 2 Thlr.

Schmidt, A., „Das ganze Deutschland soll sein!" Ein Sendschreiben an das deutsche Volk zur Förderung nationalen Bewußtseins und Strebens. Naumburg, Pätz. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Benedey, J., Der Südbund. Mannheim, Schneider. 8. 3½ Ngr.

Wehl, F., Didaskalien. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Gottfried von Herder.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer biographischen Einleitung.

Von **Horst Keferstein.**

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegendes Buch bietet eine planmäßig geordnete Auswahl charakteristischer und für unsere Zeit vorzüglich beherzigenswerther Stellen aus Herder's zahl- und umfangreichen Schriften, welcher eine gedrängte Darstellung des innern und äußern Lebens dieses edeln, zu Deutschlands classischen Schriftstellern zählenden, aber bei weitem nicht genugsam bekannten Geistes vorausgeschickt ist.

Indem sich das Buch den in demselben Verlage erschienenen so beliebten „Lichtstrahlen" aus den Werken Fichte's, Forster's, Goethe's, W. v. Humboldt's, Schleiermacher's, Schopenhauer's und Shakspeare's anreiht, darf es wol einer ebenso freundlichen Aufnahme, wie diesen zutheil wurde, gewiß sein.

Letztere Werke erschienen unter folgenden Titeln:

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elisa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Fünfte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich Schleiermacher. Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. Von Elisa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von Dr. Julius Frauenstädt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

William Shakspeare als Lehrer der Menschheit. Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer Einleitung. Von Hermann Marggraff. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von **Paul Rhode** in Leipzig erscheint von Januar 1867 an eine

Neue Allgemeine Zeitschrift für Theater und Musik,

unter Redaction des Herrn Yourij von Arnold.

Wöchentlich 1 Nummer. Preis des Jahrgangs 4 Thlr. Zu beziehen durch sämmtliche Buch- und Musikhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien der erste Band der Neuen Serie des bekannten Werks:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten

aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und **W. Häring (Willibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Die Ermordung des Präsidenten Abraham Lincoln, die Verschwörung in Washington und Jefferson Davis. (1865.) — Edmond-Dester Coutty de la Pommerais. (Paris. Giftmord. 1863 und 1864.) — Dr. Raspi und Franz Knott, als Fabrikanten falscher päpstlicher Orden vor dem Landgericht in Wien. (1866.) — Der schwarzburgische Prinzenraub. (1865.) — Der Gensdarm Wolke. (Mord oder Todtschlag? Königreich Sachsen 1861 und 1862.) — Sieben Mörder aus Italien auf der Reise. (Königreich Würtemberg. 1861—1863.) — Marie Katharine Christiane Eißmann. (Hamburg. Verwandtenmord. 1863—1865.) — Criminalistische Miscellen aus Nürnbergs Vergangenheit. 1. 2.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt eine Neue Serie des „Neuen Pitaval", der sich die lebhafteste Theilnahme des deutschen Publikums seit seiner Begründung erworben und bis auf die Gegenwart unausgesetzt erhalten hat. Nur in der äußern Einrichtung trat insofern eine Aenderung ein, als das Werk künftig zunächst in vierteljährlichen Heften zu 15 Ngr. erscheint, deren vier einen Band bilden. Diejenigen Abnehmer, welche die alte gewohnte Form in Bänden vorziehen, können das Werk auch künftig so beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünfundzwanzig Jahre

aus der Geschichte Ungarns

von 1823 bis 1848

von

Michael Horváth.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.

Zwei Bände. Gr. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

Dieses zuerst in ungarischer Sprache erschienene Werk Michael Horváth's — des verdienstvollen Geschichtschreibers seines Heimatlandes, an dessen Kämpfen er selbst thätigen Antheil nahm, besonders 1849 als ungarischer Cultusminister — hat unter dessen Landsleuten ausserordentlich günstige Aufnahme und bereits in mehrern Tausend Exemplaren Verbreitung gefunden. Der Verfasser entwirft darin ein fesselndes, mit Freimuth und gründlichster Kenntniss der Verhältnisse ausgeführtes Bild von dem gesammten politischen Leben Ungarns während einer der wichtigsten Perioden seiner neuern Geschichte, einer Periode, welche hauptsächlich die nationalen Strebungen, die Parteibildung und die parlamentarischen Kämpfe ins Leben rief, von denen das Land gegenwärtig bewegt wird.

Um auch dem deutschen Publikum das Werk zugänglich zu machen, ist unter Mitwirkung des Verfassers die vorliegende deutsche Ausgabe veranstaltet worden. Dieselbe wird um so willkommener sein, je lebhafter und allgemeiner das Interesse ist, welches die Entwickelung der ungarischen Angelegenheiten in der Gegenwart auch ausserhalb Ungarns in Anspruch nimmt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 31. Januar 1867.

Inhalt: Leben und Seele. Von Julius Frauenstädt. — Eine gekrönte Preistragödie. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Unterhaltungsliteratur. — Zur deutschen Reichsgeschichte des Mittelalters. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Theater und Drama; Eine neue Shakspeare-Uebersetzung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Leben und Seele.

1. Das Leben und die todte Natur. Eine Streitschrift gegen die materialistischen Ansichten vom Leben, insbesondere gegen die bezüglichen Lehren Virchow's, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt. Von Ludwig Flentje. Göttingen, Wigand. 1866. 8. 10 Ngr.
2. Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Thierwelt. Von Karl Gustav Carus. Mit mehrern eingedruckten Illustrationen. Wien, Braumüller. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Der Mensch. Traum. — Herz. — Verstand. Von J. H. Frerichs. Norden, Soltau. 1866. 16. 17½ Ngr.
4. Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele. Zeugnisse und Thatsachen der Jahrhunderte vor und nach Christus für den Glauben an Unsterblichkeit. Zur Belehrung und zum Trost für Zweifelnde zusammengestellt. Von G. F. Daumer. Dresden, Türk. 1865. Gr. 16. 22½ Ngr.

Mit Begriffen geht es mitunter wie mit Fürsten; sie werden abgesetzt und später wieder eingesetzt. So ist es auch mit den Begriffen der Lebenskraft und der Seele gegangen. Der Materialismus hat beide abgesetzt; jetzt werden sie aber von verschiedenen Seiten her wieder eingesetzt. Man lese z. B. nur in Hermann Ulrici's Werk „Gott und die Natur", von dem soeben die zweite Auflage, neu bearbeitet, erschienen ist, den Abschnitt über die Lebenskraft und die psychische Kraft. Man mag über Ulrici's philosophischen Standpunkt denken, wie man will, das wird man ihm doch zugestehen müssen, daß seine Apologie der Lebenskraft und der psychischen Kraft als besonderer von den physikalischen und chemischen Stoffkräften verschiedener Kräfte eine glückliche ist. Uebrigens aber hat schon vor Ulrici und Genossen Arthur Schopenhauer dem Materialismus gegenüber sich der Lebenskraft angenommen. Er sagt in seiner derben Weise:

Das heutzutage Mode werdende Polemisiren gegen die Annahme einer Lebenskraft verdient, trotz seiner vornehmen Mienen, nicht sowol falsch, als geradezu dumm genannt zu werden. Denn wer die Lebenskraft leugnet, leugnet im Grunde sein eigenes Dasein, kann sich also rühmen, den höchsten Gipfel der Absurdität erreicht zu haben. Sofern aber dieser freche Unsinn von Aerzten und Apothekern ausgegangen ist, enthält er überdies den schnödesten Undank, da die Lebenskraft es ist, welche die Krankheiten überwältigt und die Heilungen herbeiführt, für welche jene Herren nachmals das Geld einstreichen und quittiren.

Zur Sache selbst sagt Schopenhauer:

Wenn nicht eine eigenthümliche Naturkraft, der es so wesentlich ist, zweckmäßig zu verfahren, wie der Schwere wesentlich, die Körper einander zu nähern, das ganze complicirte Getriebe des Organismus bewegt, lenkt, ordnet und in ihm sich darstellt, wie die Schwerkraft in den Erscheinungen des Fallens und Gravitirens, die elektrische Kraft in allen durch die Reibmaschine oder die Volta'sche Säule hervorgebrachten Erscheinungen u. s. w.; nun dann ist das Leben ein falscher Schein, eine Täuschung, und ist in Wahrheit jedes Wesen ein bloßes Automat, d. h. ein Spiel mechanischer, physikalischer und chemischer Kräfte, zu diesem Phänomen zusammengebracht entweder durch Zufall, oder durch die Absicht eines Künstlers, dem es so beliebt hat. Allerdings wirken im thierischen Organismus physikalische und chemische Kräfte: aber was diese zusammenhält und lenkt, sodaß ein zweckmäßiger Organismus daraus wird und besteht — das ist die Lebenskraft: sie beherrscht demnach jene Kräfte und modificirt ihre Wirkung, die also hier nur eine untergeordnete ist. Hingegen zu glauben, daß sie für sich allein einen Organismus zu Stande brächten, ist nicht blos falsch, sondern, wie gesagt, dumm. An sich ist jene Lebenskraft der Wille. („Parerga und Paralipomena", zweite Auflage, II, §. 96.)

Doch nicht blos Philosophen sind bemüht gewesen, die vom Materialismus entthronte Lebenskraft wieder auf den Thron zu setzen, sondern auch namhafte Naturforscher. Wir nennen beispielsweise nur den vor drei Jahren verstorbenen Professor der Physiologie an der Universität Utrecht: J. L. C. Schröder van der Kolk. Dieser, um das niederländische Irrenwesen verdiente, auf dem Gebiete der Physiologie berühmte Naturforscher hat zu verschiedenen Zeiten in der physikalischen Gesellschaft zu Utrecht vor Aerzten und Laien populäre Vorträge gehalten, aus denen der Sohn des Dahingeschiedenen, Dr. H. W. Schröder van der Kolk in Mastricht, sechs Vorträge zusammengestellt und unter dem Titel: „Seele und Leib in Wechselbeziehung zueinander" (Braunschweig 1865), herausgegeben hat.

In diesen sechs höchst beachtenswerthen Vorträgen tritt Schröder van der Kolk als antimaterialistischer Naturforscher auf und nimmt sich gleich in dem ersten: „Die in der unbelebten wie in der belebten Natur wirkenden

Kräfte und die Seele sind untereinander verschieden", ebenso der Lebenskraft wie der Seele als besonderer von den Kräften der unorganischen Natur verschiedener Kräfte an. Schröder van der Kolk unterscheidet zunächst die im organischen Reiche, in Pflanzen und Thieren waltenden „Lebenskräfte" von den physikalischen Kräften, von Elektricität, Magnetismus u. s. w., und zeigt alsdann auch die Verschiedenheit der Seele von der Nervenkraft.

Die Aehnlichkeit der Lebenskraft mit den Imponderabilien hat manche Naturforscher verleitet, beide für identisch zu halten, alle Lebenserscheinungen aus Galvanismus und Elektricität abzuleiten. Schröder van der Kolk wirft daher die Frage auf, ob der menschliche Körper wirklich nur als eine complicirtere und kunstvollere galvanische Säule zu betrachten sei. Er leugnet nun zwar nicht, daß die Imponderabilien für die lebenden Organismen von größter Bedeutung, ja einzelne zum Fortbestande des Lebens unerlaßlich sind, wie z. B. ein gewisser Wärmegrad, desgleichen auch das Licht bei den Pflanzen. In vielen Punkten scheinen die Vorgänge in den lebenden Organismen mit elektrischen und zumal galvanischen Erscheinungen übereinzustimmen, weshalb auch der lebende Körper von vielen Naturforschern mit dem Galvanismus in Parallele gestellt, der Körper für eine Art galvanischer Säule gehalten worden ist. Aber Schröder van der Kolk zeigt, daß denn doch noch ein bedeutender Unterschied zwischen beiden übrigbleibt, für dessen Erklärung ein besonderes Princip, die Lebenskraft, angenommen werden muß. Ebenso zeigt er, daß für die psychischen Thätigkeiten wieder ein besonderes, über den bloßen Vitalismus hinausgehendes Princip anzunehmen ist. Das Anzuerkennende in der Schröder'schen Betrachtungsweise ist dieses, daß er überall zwar die Verwandtschaft und den Zusammenhang der höhern Naturgebiete mit den niedern hervorhebt, aber über dieser Verwandtschaft und diesem Zusammenhang nicht den Unterschied der höhern von den niedern übersieht.

Nächst Schröder van der Kolk wäre von neuesten Naturforschern, die Opposition gegen die materialistische Erklärung des Lebens gemacht, noch besonders Professor Dr. C. H. Schultz-Schultzenstein zu Berlin zu nennen. Dieser hat in seinen zahl- und umfangreichen, leider nur durch unendliche Wiederholungen ermüdenden Schriften die Verjüngung als das charakteristische Wesen der lebenden Organismen, wodurch sich dieselben von todten, unorganischen, blos mechanisch wirkenden Körpern unterscheiden, hervorgehoben. Von diesem Standpunkt aus hat Schultz-Schultzenstein die von dem Materialismus verbannte Lebenskraft wieder in ihre Rechte eingesetzt. Aber während an Schröder van der Kolk zu rühmen ist, daß er über den Unterschied des Organischen vom Unorganischen nicht die Einheit und den Zusammenhang beider übersieht, daß er überhaupt der Verwandtschaft der höhern mit den niedern Natursphären Rechnung trägt, ist es an Schultz-Schultzenstein zu tadeln, daß er den Gegensatz zwischen Lebendem und Todtem (Organischem und Unorganischem) zu schroff hinstellt. Nach unserer Ansicht ist dieser Gegensatz kein absoluter, sondern nur ein relativer. Eine eigentlich todte Natur, wie Schultz-Schultzenstein die unorganische nennt, gibt es nicht; denn alles in der Natur lebt, alles ist von lebendigen Kräften beseelt, aber nicht alle Kräfte der Natur produciren organisches Leben. Man müßte also eigentlich die Natur eintheilen nicht in die todte und lebendige, sondern in die unorganisch und organisch lebendige. Einen Stein für absolut todt zu halten, ist eine falsche Vorstellung; denn im Steine sind doch Kräfte thätig; wo aber Kraft, wo innere Thätigkeit ist, da ist auch im allgemeinsten Sinne des Wortes Leben, wenngleich nicht immer organisches und psychisches Leben. Thätigkeit und Tod bilden einen Widerspruch. Ein thätiges Wesen, das todt ist, ist eine contradictio in adjecto.

Also fort mit dem Gegensatze zwischen lebender und todter Natur! Aber nicht fort mit dem Gegensatze zwischen organischer und unorganischer Natur!

Die wahre Wissenschaft hat nach unserer Ansicht ebenso dem Gesetz der Homogeneität, wie dem der Specification Rechnung zu tragen. Ersteres setzt Uebereinstimmung der Natur mit sich voraus und ist in der alten Regel ausgedrückt: Entia praeter necessitatem non esse multiplicanda. Letzteres drückt Kant so aus: Entium varietates non temere minuendas. Plato betrachtete beide Gesetze, denen alle Wissenschaft ihre Entstehung verdanke, als zugleich mit dem Feuer des Prometheus vom Götterstitze zu uns herabgeworfen. Schopenhauer sagt:

> Plato der göttliche und der erstaunliche Kant vereinigen ihre nachdrucksvollen Stimmen in der Anempfehlung einer Regel zur Methode alles Philosophirens, ja alles Wissens überhaupt. Man soll, sagen sie, zweien Gesetzen, dem der Homogeneität und dem der Specification, auf gleiche Weise, nicht aber dem einen zum Nachtheil des andern Genüge leisten. (Vgl. „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde", dritte Auflage, §. 1.)

Schopenhauer selbst hat in seiner Naturphilosophie diesen beiden Gesetzen gebührend Rechnung getragen. Er hat gezeigt, daß es ein und dasselbe Ur- und Grundwesen ist, das in der ganzen Natur thätig ist, nämlich Wille, woher die Homogeneität aller Naturwesen, von den niedrigsten bis zu den höchsten, daß aber auch dieses eine Ur- und Grundwesen auf verschiedenen Stufen erscheint, und daß die höhern Stufen nicht auf die Kräfte der niedern zurückzuführen seien, woher der specifische Unterschied der Naturgattungen. In der unorganischen Natur sind es mechanische und chemische Ursachen, in der organischen Reize, in der animalischen Motive, und zwar in der thierischen anschauliche, in der menschlichen außer den anschaulichen auch abstracte, begriffliche Motive, die auf das Wesen wirken. (Vgl. „Ueber den Willen in der Natur" und das zweite Buch der „Welt als Wille und Vorstellung".)

In dieser Gesammtauffassung der Natur ist ebenso dem Gesetze der Specification Rechnung getragen, welches der Materialismus mit seiner Verwischung des Unterschiedes zwischen Organisch-Psychischem und Unorganischem verletzt, als dem Gesetze der Homogeneität, welches der

zwischen Geist und Natur eine Kluft machende, einen Dualismus befestigende Spiritualismus verletzt.

Der Materialismus betrachtet das Leben und die psychischen Thätigkeiten (das Vorstellen, Fühlen, Wollen) als bloße Resultate des mechanisch und chemisch wirkenden Stoffs, der Spiritualismus dagegen läßt Leben und Seele wie mystische, übernatürliche Wesen von oben und außen in den Leib hineinkommen, läßt dem Erdenkloß in solcher Weise den Odem und die Seele einblasen. Beides ist gleich falsch. Der Materialismus hat unrecht, die Lebenskraft und die Seele als besondere Principien total zu leugnen und nur mechanische und chemische Stoffwirkungen übrigzulassen. Der Spiritualismus hat unrecht, Leben und Seele von oben und außen zu beziehen. Die wahre Naturauffassung ist die über den Gegensatz von Geist und Materie erhabene dynamische, welche die ganze Natur als ein einheitliches Reich von stufenweis aufsteigenden Kräften betrachtet, in welchem die niedern zu Mitteln für die Zwecke der höhern, also die mechanischen und chemischen den organischen und diese den psychischen dienstbar werden. Die niedern Kräfte können für sich allein das nicht leisten, was die höhern; die materialistische Zurückführung des organischen Lebens und der psychischen Thätigkeit auf die mechanischen und chemischen Stoffkräfte ist also falsch. Aber die höhern können das, was sie leisten, auch nicht leisten ohne die niedern; die spiritualistische Prahlerei mit der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Geistes von der Materie ist also ebenso falsch. Die materialistische Erniedrigung und Herabwürdigung des Lebens und der Seele zum bloßen Mechanismus und Chemismus ist ebenso unhaltbar, wie die spiritualistische Erhöhung und Losreißung des Lebens und der Seele von den mechanischen und chemischen Stoffkräften. Weder der alle Unterschiede verwischende Monismus, noch der einen absoluten Gegensatz machende Dualismus ist stichhaltig.

Zufolge der hier gegen den Materialismus wie gegen den Spiritualismus geltend gemachten Naturauffassung ist nirgends in der Natur Einerleiheit, aber auch nirgends eine Kluft, sondern Einheit im Unterschied und Unterschied in der Einheit. Es geht alles natürlich zu, stammt alles aus den immanenten Kräften der Natur. Nirgends geschieht ein Wunder im theologischen Sinne. Die Lebenskraft und die Seele sind keine mystische, übernatürlich wirkende Wesen, die von außen und oben in den Naturlauf eingreifen und die Gesetze der Natur durchlöchern. Aber es geschieht nicht alles aus denselben Naturkräften, sondern aus verschiedenen. Gedanken lassen sich nicht aus mechanischer Anziehung und Abstoßung, oder aus chemischer Verbindung und Trennung ableiten. Wo specifisch verschiedene Wirkungen vorliegen, da müssen — dazu zwingt die Logik — auch specifisch verschiedene Ursachen angenommen werden. Zurückführung der organischen und psychischen Thätigkeiten auf mechanische und chemische Stoffwirkung ist eine Versündigung gegen die Logik. Aber ebenso freilich ist auch die dualistische, die Einheit der Welt sprengende Auffassung eine Versündigung gegen die Logik. Wenn wir, dem Materialismus gegenüber, die Lebenskraft und die Seele wieder in ihre Rechte eingesetzt wissen wollen, so wollen wir sie darum noch nicht auf die alte spiritualistisch-mystische Weise wieder eingesetzt wissen.

Die oben unter Nr. 1 genannte Schrift: „Das Leben und die todte Natur", von Ludwig Flentje, ist eine polemische. Sie kämpft vom Standpunkte Schultz-Schultzenstein's, also von der Theorie der Verjüngung aus, gegen Virchow's „mechanische Auffassung des Lebens". Nach Virchow ist bekanntlich die Zelle der Ausgangspunkt und die Form alles Lebens:

Die besondere und beständige Form des Lebens ist die Zelle. Welches lebendige Wesen wir auch untersuchen mögen, immer erweist es sich als hervorgegangen aus einer Zelle und als zusammengesetzt oder aufgebaut aus Zellen..... Die Thatsache, daß Zellen der regelmäßige Ausgangspunkt und die Fortpflanzer des Lebens sind, daß das Leben in seiner Geschichte wesentlich an sie gebunden ist, wird nicht mehr bezweifelt. Alle Zweige der Biologie finden daher in der Lehre von der Zelle ihre Verknüpfung; der Gedanke von der Einheit des Lebens in allem Lebendigen findet in der Zelle seine leibhaftige Darstellung. Was man blos in der Idee gesucht hatte, das hat man endlich in der Wirklichkeit gefunden; was vielen im Traume erschien, das hat einen sichtbaren Leib gewonnen, es steht wahrhaftig vor unsern Augen da.

Diese und andere Stellen Virchow's, in denen dieser seine Theorie von der Entstehung des Organismus durch Vervielfältigung von Zellen vorträgt, zergliedert Flentje, und seine Polemik bricht dabei in einen satirischen Ton aus. Gleich gegen die zuletzt angeführten Worte sagt er:

Freuen wir uns über diese hoffnungsvolle, poetische Sprache, über diese Jubelhymne auf die Zelle. Grund genug zur begeisterten Freude! Die Naturwissenschaft hat das Räthsel des Lebens — das „qualvoll uralte Räthsel" nun endlich gelöst; sie hat das schwierigste Columbus-Ei der Forschung nun endlich, nicht eingeschlagen — nein, glücklich ausgebrütet. Was werden wir nicht alles hören! Zwar hat Schultz-Schultzenstein in seiner „Verjüngung des Lebens" der Wissenschaft schon vor Jahr und Tag nicht blos eine Zelle des Lebens — nicht eine Zellenzusammensetzung des Lebens, sondern den natürlichen Zusammenhang der Zellen mit dem Leben in ewiger Verjüngung und Wiedergeburt, wie eine Lebensoffenbarung der Natur selber, dargelegt; doch davon wissen wir noch nichts, ebenso wenig, wie es scheint, unser Professor. Lassen wir uns nur so viel hier im Vorbeigehen von Schultz-Schultzenstein sagen, daß Zellen gar nicht einmal der regelmäßige Ausgangspunkt des Lebens, sondern vielmehr erst secundäre Elementargebilde sind; daß die organischen Formgebilde mit der Bildung von Kügelchen anfangen, welche sich erst zu Fäden reihen, aus denen dann Membranen werden u. s. w.: kurz, daß es überhaupt mit den Zellen in der Natur eine ganz andere Bewandtniß hat als mit den Zellen in der Schule.

Besonders scharf ist des Verfassers Polemik gegen folgende Stelle Virchow's:

Das Leben ist die Thätigkeit der Zelle, seine Besonderheit ist die Besonderheit der Zelle. Die Zelle ist ein leibhaftiger Körper, aus bestimmten chemischen Stoffen zusammengesetzt und nach bestimmten Gesetzen aufgebaut. Ihre Thätigkeit wechselt mit dem Stoff, der sie bildet und den sie enthält; ihre Function ändert sich, wächst und sinkt, entsteht und verschwindet mit der Veränderung, der Anhäufung und der Abnahme dieses Stoffs. Aber dieser Stoff ist in seinen Elementen nicht verschieden von dem Stoffe der unorganischen, der unbelebten Welt, aus dem er sich vielmehr fort und fort ergänzt und in den er wieder

zurücksinkt, nachdem er seine besondern Zwecke erfüllt hat. Eigenthümlich ist nur die Art seiner Zusammenordnung, die besondere Gruppirung der kleinsten Stofftheilchen, und doch ist sie wiederum nicht so eigenthümlich, daß sie einen Gegensatz bildet zu der Art der Zusammenordnung oder Gruppirung, wie sie die Chemie der unorganischen Körper lehrt.

Der Verfasser legt die einzelnen Sätze dieser Stelle auseinander und zeigt, was es in Wahrheit mit den kleinsten Stofftheilchen und deren Gruppirung für eine Bewandtniß hat:

Thatsache ist, daß die Chemiker, überhaupt Physiker, seit Jahr und Tag sich die unsaglichste Mühe gegeben haben, sogenannte kleinste Theilchen, Atome, in den unorganischen Körpern nachzuweisen oder, da es unmöglich ist, sie mit den Sinnen wahrzunehmen, ihr Vorhandensein als nothwendig zu beweisen; es war und ist unmöglich! Obgleich man also keinerlei sichern Beweis für ein Vorhandensein dieser kleinsten Theilchen hat, so hält man sie dennoch fest als Hypothese, als wissenschaftliche Vermuthung, weil man sonst nicht anders das Entstehen der leblosen Dinge erklären zu können glaubt. Diese sogenannten „kleinsten Theilchen" sind also mit allen Hülfsmitteln der Welt gar nicht wirklich nachzuweisen und sind also zunächst nur das, was viele schlechtweg ein Hirngespinst nennen. Nun denke man sich, was zu sagen ist über die Gruppirung von Dingen, von deren Vorhandensein man auch nicht den Schatten von Sicherheit hat.

Die Virchow'sche Behauptung vollends, daß die Gruppirung der kleinsten Stofftheilchen in der Zelle eigenthümlich und doch wiederum nicht so eigenthümlich sei, daß sie einen Gegensatz bilde zur unorganischen Natur, womit also der Unterschied zwischen organischer und unorganischer Natur hinwegraisonnirt und bewiesen werden soll, daß im Leben alles genau so zugeht wie in der unorganischen Natur, findet der Verfasser „wahrhaft spaßhaft, zum Lachen". Da nach Virchow's eigenem Geständniß Leben nur in der Pflanze, dem Thiere und dem Menschen angetroffen wird, da das Leben ferner an eine bestimmte Form gebunden ist, da endlich das Leben noch Phänomene (Fortpflanzung, Erneuerung, Vermehrung) darbietet, wie sie in der ganzen übrigen Welt unbekannt sind, so folgert der Verfasser gegen ihn:

Also ist in der ganzen unorganischen Welt nichts, was Leben an sich trägt; also zeigen die Stoffe in der unorganischen Welt, in welchen Mischungen und unter welchen Umständen sie auch untersucht werden, nirgends Leben — niemals die Form des Lebens; also baut sich das Leben die beständige Form durch eine Kraft auf, die ganz verschieden sein muß von der Kraft, welche die unorganischen Weltkörper aufbaut; also muß man zugestehen, daß die lebendige Zelle etwas ist, was die unorganische Natur mit ihren physikalischen und chemischen Kräften und ihren Stoffen niemals und nirgends produciren kann; also hätte das Leben seine eigene Kraft im Gegensatze zu der leblosen Natur und die „Lebenskraft" wäre ein exactes, logisch nothwendiges Ergebniß.

Die Materialisten machen es sich mit dem Beweise, daß es keine Lebenskraft gebe, sehr bequem. Denn ihr Beweis beruht bekanntlich hauptsächlich darauf, daß die Grundstoffe im Organismus dieselben seien, wie die in der unorganischen Natur. Gegen diese Beweisart läßt der Verfasser mit Recht seinen ganzen Spott los, und er trifft dabei den Nagel auf den Kopf:

Man darf den lebendigen Wesen nur zunächst erst einmal die Hauptsache — nämlich das Leben — nehmen, dann ist man gewiß sicher, keine Lebenskraft mehr vor sich zu haben. Dies unfehlbare Mittel führt man ohne Bedenken aus. Man tödtet das Leben, ja man verbrennt es zu Asche — und nun, wohlgemerkt, was man kaum im Träumen suchen möchte, das hat man hier in der Wirklichkeit gefunden, es steht wahrhaftig vor unsern Augen da, das große logische Kunststück nämlich der exacten Naturforschung, die glänzend sublime Verstandesarbeit der gelehrten Schule; mit dieser Asche thut man nun genau gerade so, als hätte man noch das Leben darin; und wer in der Welt hat schon jemals lebendige Asche gesehen?.... Die Form, die bestimmte Form zerstört man im Handumdrehen, ohne zu wissen, was man thut; man verwandelt alles in Asche, und nun zeigt man — wie ein geistesschlafumfangener Nachtwandler — den todten formlosen Aschenstaub auf als ganz identisch mit der lebendigen Form; man versprach, die lebendige Form zu analysiren, und analysirt den todten, formlosen Staub derselben, und hält diese beiden himmelweit verschiedenen Dinge für identisch zur Beweisführung; Eigenschaften, die dieser formlosen, todten Asche zukommen, schreibt man gedankenlos der frühern lebendigen Form zu..... Daß nun die zusammengebrannte todte Asche einer ehemals lebendigen Zelle nicht verschieden ist von andern unorganischen todten Dingen, das wird niemand in Abrede stellen und bedarf daher keines einzigen Worts weiter..... Kann uns nun diese Wissenschaft, die uns Aufklärung vom Leben verspricht — dann aber eine Portion Asche als ein lebendes Wesen vorlegt und selber gar nicht merkt, daß Asche und lebendes Wesen zwei ganz verschiedene Dinge sind — kann uns diese Wissenschaft noch Aufklärung vom Leben geben? Man hat von Geburtshelfern gehört, die während ihrer helfenden Arbeit dem lebenden Kinde das Genick brachen und dann ein todtes Wesen zur Welt brachten — ganz das Urbild dieser naturwissenschaftlichen Hebammenarbeit.

Wir sind dem Verfasser für diesen frischen, muthigen Angriff auf die Lebenskraftleugner Dank schuldig. Er hat durch alle seine Ausführungen, von denen wir oben nur einiges hervorgehoben haben, zum Bewußtsein gebracht — was freilich die Kundigen auch schon vorher wußten —, wie miserabel es mit dem Denken der sich vorzugsweise „exact" nennenden Naturforscher bestellt ist. In der That sehr miserabel ist es damit bestellt; die Verachtung der Philosophie rächt sich bitter an ihnen. Was sie nicht sehen, riechen, schmecken, tasten, wägen können, das existirt für sie nicht. Dann sollten sie aber wenigstens so consequent sein und, wie sie die Lebenskraft leugnen, ebenso auch jede andere zur Erklärung eines eigenthümlichen Complexes von Erscheinungen angenommene Naturkraft, also die Schwerkraft, die magnetische, die elektrische Kraft, die chemische Kraft u. s. w. leugnen. Denn auch diese Kräfte werden ja nicht gerochen, getastet, geschmeckt, sondern existiren nur für das Denken. Warum läßt man sie also stehen, während man die Lebenskraft leugnet? Warum mordet man gerade diese, läßt hingegen die Kräfte der „todten" Natur am Leben?

Julius Frauenstädt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine gekrönte Preistragödie.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Das Trauerspiel Albert Lindner's ist ein Römerdrama echten Stils; es behandelt einen specifisch römischen Stoff, der unserm Empfinden nicht entfernt sympathisch ist. Wir wollen dafür eine Autorität anführen, die Herr Lindner selbst zu citiren pflegt, mit der es ihm aber ergeht, wie dem Zauberlehrling mit den heraufbeschworenen Geistern — wir meinen die Autorität unsers größten Dramatikers, Friedrich Schiller's.

Schiller untersucht in seiner Abhandlung „Ueber die tragische Kunst" die Gründe tragischer Wirkung. Er meint, wir können die lebhaftesten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem wirklichen Grade des Mitleids gebracht zu werden, wenn es diesen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müssen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir theilnehmen sollen; dazu gehört eine Uebereinstimmung desselben mit etwas, was schon vorher in uns vorhanden ist. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nämlich auf der Wahrnehmung oder Voraussetzung einer Aehnlichkeit zwischen uns und dem leidenden Subject. Ueberall, wo diese Aehnlichkeit sich erkennen läßt, ist das Mitleid nothwendig; wo sie fehlt, unmöglich. Je sichtbarer und größer die Aehnlichkeit, desto lebhafter unser Mitleid; je geringer jene, desto schwächer auch diese. „Für die Römer", heißt es weiterhin, „hat der Richterspruch des ersten Brutus, der Selbstmord des Cato subjective Wahrheit. Die Vorstellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieser beiden Männer fließen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, sondern mittelbar aus einer besonders bestimmten *menschlichen* Natur. Um diese Gefühle mit ihnen zu theilen, muß man eine römische Gesinnung besitzen oder doch zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig sein."

Diese Handlungen haben also nach Schiller nicht die allgemeine und nothwendige Form, welche ihnen eine objective, allgemein gültige Wahrheit gibt. Mit andern Worten, der Heroismus eines Brutus entspricht nicht mehr unserer Empfindungsweise; er ist uns nicht sympathisch. Wir müssen uns erst durch allerlei Vermittelungen in die Stimmung versetzen, aus welcher eine derartige Handlungsweise hervorgehen kann; wir müssen unsere ganze christlich-humane Bildung verleugnen, um die Größe zu würdigen, welche in diesem starren römischen Patriotismus liegt. Daß aber unser Theaterpublikum eine „römische Gesinnung" für einen Theaterabend sich aneignen solle, das ist wol billigerweise nicht zu verlangen; und so gehört der Stoff, den Lindner behandelt hat, allerdings zu denjenigen, „die über das Fassungsvermögen der Menge" hinausliegen, d. h. die für die Gegenwart und für unsere Nation keine Berechtigung haben.

Indeß behandelt Lindner nicht allein den Brutus und seine Söhne, es findet sich noch ein zweiter Stoff in dieser reichhaltigen Tragödie, die Lucretia — Corneille und Ponsard in eins verschmolzen. In Bezug auf die Composition ist unser Drama in der That ein Monstrum mit zwei Köpfen, und wir wüßten von allen nennenswerthen Dramen der Neuzeit kein einziges, in welchem so auffallend gegen das von Aristoteles bis zur Gegenwart geltende und wahrhaft unvernichtbare dramatische Grundgesetz: „die Einheit der Handlung", gefehlt worden wäre. Was Aristoteles hierüber im achten Kapitel seiner „Poetik" sagt, ist noch heute von unbestrittener Gültigkeit. Lessing hat in seiner „Dramaturgie" diesen Grundsatz adoptirt; alle Aesthetiker der Neuzeit haben ihn bestätigt, die großen Muster unserer dramatischen Literatur ihn durch die Praxis anerkannt. Auch Shakspeare's Muse zieht nur Radien aus einem Mittelpunkt und keine Tangenten. Die meisten Dramen Schiller's sind von jener fest zusammengerafften Einheit, aus der ihre spannende Kraft hervorgeht; man kann ihnen höchstens Episoden, keine Doppelhandlungen zum Vorwurf machen. Selbst sein „Don Carlos", welcher am meisten ein drama biceps ist, indem bald Don Carlos, bald Posa in den Vordergrund tritt, ist immerhin eine Tragödie und weit davon entfernt, in zwei Tragödien auseinanderzufallen, wie „Brutus und Collatinus".

Die Einheit der Handlung ist wesentlich Einheit des dramatischen Conflicts. Hier haben wir zwei Conflicte, von denen jeder an und für sich geeignet ist, eine Tragödie zu bilden, und deren Zusammenhang nur ein äußerlich durch die Geschichte gegebener ist; wir haben zwei Helden, von denen der eine in diesen, der andere in jenen Conflict verwickelt ist, und von denen jeder für seine aparte Handlung unser volles Interesse in Anspruch nimmt. Collatinus und Lucretia — ist die eine Tragödie, Brutus und seine Söhne — die andere. Wenn der Vorhang dort gefallen ist, geht er hier wieder auf. Es wäre vergeblich, die Einheit der Handlung in dem Kampf der Republikaner gegen das Königthum suchen zu wollen; denn diese Formel paßte für die Einheit der Handlung in einem Epos, nicht für die in einem Drama. Hätte der Dichter ein dialogisirtes Epos schreiben wollen, so würde ihn diese Formel rechtfertigen können. So aber hat er zwei coordinirte, gleichberechtigte tragische Handlungen — von denen nicht einmal die eine aus der andern hervorgeht, denn das Gericht des Brutus über seine Söhne steht zu dem Selbstmord der Lucretia in keinem andern Zusammenhang als in dem der Zeitfolge — in eine Tragödie gestopft, welche dadurch zwar handlungsreich, aber in ihrer Composition so überkindlich wie die alten Hof- und Staatsactionen geworden ist.

Der Richterspruch der berliner Preiscommission hat nach dieser Seite hin eine revolutionäre Bedeutung. Indem einem Stücke mit zwei Helden und zwei Handlungen der Preis ertheilt wird, muß das Dogma von der „Einheit der dramatischen Handlung", das so lange für unfehlbar galt, fallen; Aristoteles, Lessing, Hegel, alle neuern Aesthetiker werden vom Throne gestoßen: es beginnt eine neue Aera der dramatischen Kunst.

Wir, die wir noch mit dem alten Maßstab messen, müssen freilich die Composition der Tragödie für vollkommen verfehlt erklären; ja wenn die Poetik der Zukunft ein Muster braucht, um e contrario klar zu machen, was sie nach dem Vorgange aller großen Dramaturgen unter „drama-

tischer Einheit" versteht, so wird sie einfach auf Lindner's „Brutus und Collatinus" verweisen können.

Selbstverständlich wäre die Ertheilung eines Preises an ein solches unkünstlerisches Drama eine Unmöglichkeit gewesen, wenn das Drama nicht auch große, in die Augen fallende Vorzüge besäße: Vorzüge, welche beweisen, daß das Talent des Verfassers bei größerer Durchbildung vielleicht für unsere Bühne noch Gedeihliches schaffen kann. Wir rechnen hierzu die markige Situations- und Charaktermalerei, welche allerdings oft das Shakspeare'sche Vorbild zu wenig verleugnet, doch aber hin und wieder eine dramatische Energie zeigt, die dem Ausdruck des leidenschaftlichen Affects gewachsen ist.

Was freilich die Situationen betrifft, fallen uns gleich die Plagiate aus Ponsard's „Lucrèce" in mislicher Weise in die Augen. So ist der Schluß des ersten Actes gewiß ein bühnenwirksamer; nur leider ist es ganz derselbe Schluß, der den dritten Act von Ponsard's „Lucrèce" bildet. Hier spielt die ganze Scene zwischen Sextus und der Sibylle, bei Lindner zwischen Tarquinius und der Sibylle. Die Schlußpointe namentlich aber ist ganz dieselbe; es ist eine freie Uebersetzung aus dem Französischen ins Deutsche, aus dem getragenen Pathos Ponsard's in den lakonischen Kraftstil Lindner's. Dort wie hier verweist Tarquinius, resp. Sextus die Sibylle an den Brutus, eine Närrin an einen Narren; dort wie hier begrüßt die Sibylle Brutus als den Begründer der Zukunft und gibt ihm die Rolle. Die Worte sind nicht dieselben; aber die Situation ist es, die dramatische Wendung, auf welcher der Erfolg des Actschlusses beruht. Wir können nicht umhin, diese Scene als ein unerlaubtes Plagiat zu bezeichnen; man urtheile. Bei Ponsard sagt Sextus zu Brutus:

Regarde cette femme, au ténébreux manteau,
Qui semble s'enfumer à tenir un flambeau;
C'est une folle errante: elle parcourt le monde,
Pour rencontrer *sans doute un fou qui lui réponde.*
Vous pouvez faire assaut l'un l'autre et je ne sais
Lequel des deux l'emporte en propos insensés.

Und die Sibylle sagt, als Sextus sich entfernt:

Homme présomptueux! suis ton fatal chemin!
Salut, Brutus, salut, premier consul romain,
Quand tu voudras savoir ce que le ciel ordonne
(Elle lui tend le livre.)
Interroge ceci, Brutus — je te le donne.

Dieser Actschluß ist in Lindner's „Brutus und Collatinus" folgendermaßen frei übersetzt. Die Sibylle bietet ihre letzte Rolle an:

Tarquin (unsicher).
Um welchen Preis?
Sibylle.
Um tausend Talente!
Tarquin.
Dieser ist der Narr!
Wend' dich an ihn und ich will schlafen gehn.
(Geht ab.)
Sibylle.
Schlaf, König Roms; zu deinem Sturze wird man
Dich allzu zeitig wecken.
(Ihr Auge ruht lange auf Brutus.)
Junius Brutus,
Der Rom zum zweiten male gründen wird:
Nimm hin! Dir schenkt's Apollo.
(Sie gibt ihm die übrige Rolle und geht ab.)

Nicht genug damit! Auch die Scenen am Anfang des zweiten Actes, die in einem Gemach in Collatia spielen, gemahnen uns so bekannt. Lucretia in der Mitte ihrer Mägde — damit beginnt ja das Ponsard'sche Stück; Sextus und Collatinus kommen von Ardea; sie haben gewettet, wer die tugendhafteste Römerin sei; sie finden Lucretia am Rocken, ihr gebührt der Preis; sie entflammt das Herz des Sextus. Situationen und Motivirung sind bei beiden Dichtern ganz gleich. Auch die Erzählung des Boleslus:

Leih mir gewilliges Ohr für wenig Worte!
Wir saßen bei'm Gelag vor Ardea —

ist nur eine kurz zusammenfassende Epitome aus der oft von Brutus unterbrochenen Erzählung des Sextus:

Voici comment nous vint, Lucrèce, cette idée:
Depuis un an, bientôt, nous assiégeons Ardée, etc.

Was die weitere Ausführung der Situation betrifft, so müssen wir Ponsard den Vorzug geben, dessen „Lucrèce" überhaupt in Bezug auf die Composition ein Meisterstück ist gegenüber dem Drama Albert Lindner's. Dieser hat den Bogen zu straff gespannt; seine Helden sind alle solche specifische Römer, daß einem gesunden Gefühl vor diesem wahnwitzigen Patriotismus graut. Da ist der alte Lucretius, Lucretia's Vater; er hat die Scene mit Sextus mit belauscht; er läßt seine Tochter zum Himmel um einen Frevel beten, denn sie bete damit um Roms Befreiung. Wenn der alte Lucretius später sich beklagt, daß dies Gebet an seinem eigenen Hause in Erfüllung gegangen, so ist das höchst auffallend. Wir glauben dem Heuchler nicht; er hatte ja, als er Lucretia beten ließ, diesen bestimmten Frevel im Auge. Er ist ein echter Sohn der Wölfin und freut sich im stillen, daß er begnadigt worden ist, durch das Opfer seiner Tochter Roms Freiheit zu erobern. Es lebt etwas in ihm vom Naturell des Brutus, der seine Söhne zum Tode verurtheilt. Das sind keine Menschen, für die wir uns erwärmen können, das sind Menschen mit fixen Ideen; sie leiden an der Staatsmonomanie.

Doch damit den Rabenvätern nicht als Pendant die Rabenmutter fehle, führt uns Lindner auch die Mutter des Sextus, Tullia, vor, nur daß er jene im Lichte des reinsten Patriotismus strahlen läßt, während er diese dem Abscheu seines Publikums preisgibt. Wie niedrig es von dieser Dame ist, daß sie ihren Sohn selbst zu der Schandthat aufreizt, aus Eifersucht auf Lucretia's Ruhm:

Ist dies der Eh'herrn Haß, der Väter Jammer,
Der wie ein Hund hier winselt durch die Nacht?
Ich helfen dir, der an sich selbst verzweifelt?
Der Mann geh' an die Spindel, der sich nicht
Zutraut zu siegen, wo er liebt. Denn immer
Bleibt noch ein letztes Mittel für den Willen,
Wovor der Schwächling sich entsetzt, weil es
Zu nah mag streifen an das Recht der Götter.
Sperrt Zaun und Riegel dir den Weg zum Haus,
Wohin du mußt — wirf Feuer in die Sparren!
Das Haus in Schutt: das wird den Weg dir bahnen!

Die Motive dieſer weiblichen Furie ſind verabſcheuenswerth, aber verſtändlicher, als die Motive jenes gleich unnatürlichen, aber bengaliſch beleuchteten Heroismus. Sextus geht ab mit folgenden Worten, denen man dichteriſche Energie nicht abſprechen kann:

Gewalt?! So ſei's. Die That auf deine Seele!
Um Rom zu retten, that mein Ahn den Raub
Sabin'ſcher Frau'n. Der Enkel dieſer That
Bin ich —
(Donner.)
O brüll' die Erde taub und hülle
Sie feſt in deine Schrecken, wilde Nacht!
Denn ein Tarquinier thut ſeinen Gang,
Und alle Götter ſind gewohnt, ihr Aug'
Und Ohr zu ſchließen, wo Tarquinier ſchreiten!
(Donner und Blitz.)
Venus Lucretia!

Zwiſchen den zweiten und dritten Act fällt die That; als der Vorhang des dritten Actes aufgeht, ſehen wir Lucretia bereits mit aufgelöſten Haaren in einen Seſſel hingeſunken. Die jetzt folgenden Scenen gehören zu den beſten des Stücks, in denen das Talent des Dichters ſich ganz entſchieden ausprägt. Es iſt dramatiſche Kraft in ihnen und zwar jene gehaltene dramatiſche Kraft, welche ſich erſt ſammelt, erſt der Mimik und Pantomimik des Darſtellers den Ausdruck der ſtummen, kaum durch einige Interjectionen angedeuteten Leidenſchaft überläßt, ehe ſie in feurigen Ergüſſen ausſtrömt. Collatin namentlich iſt hier durchaus dramatiſch gehalten. Auf das Bekenntniß der Lucretia ruft er aus: „Nur noch ein Laut! Den letzten Athem! Wer?" Und als dieſe den Tarquinius nennt, ſchlägt er die Hände vors Geſicht und fällt auf die Schulter des Valerius mit dem Worte: „Sextus!"

Valerius.
Sprich, rege deine Zunge! Dich erwürgt
Dies leichenfarbene Schweigen, Gott des Himmels!

Collatin.
Haha, Geduld! Mir träumte toll!
(Sein Auge fällt auf Lucretia, die Erſtarrung weicht.)
Lucretia!

Voleſius.
Dank, Jupiter, er hat die Thräne wieder!

Valerius.
Und Thränen, wie ſie dieſer weint — ha, Sextus,
Beſſer, geſchmiedet an Ixions Rad,
Als Thränen koſten einem Mann!

Dann erſt bricht der Schmerz Collatin's in bewegten Worten aus. Die Sterbeſcene der Lucretia, die bei weitem gelungenſte des Dramas, wollen wir als Probe hier mittheilen:

Lucretia.
Sprich, Menſch, wer ſchleppt die Kette ſeiner Schande
Geduldig fort, ſolang die Hand noch frei,
Um ſie zu löſen? Doch ein Waſſer gibt's,
Das dieſen Schandfleck von ihm thut; ihr kennt's,
Denn ihr ſeid Römer; euer Troſt iſt Lüge,
Zu ſchal, um dieſe Wunde zu verkühlen.
Oft hört' ich einen ſagen, der einmal
Mich mit dem Namen ſeiner Gattin ſchmückte,
Daß ſolcher Herzen viele nicht in Rom
Mehr für die Freiheit glühten wie die euern — —
Gib mir dies Schwert!
(Sie reißt dem Collatin das Schwert von der Seite.)
Seht, einen Spiegel, den
Kein Roſt befleckt hat außer Feindesblut,
Der Ehre Tempel und der Gorgoſchild
Für Lüg' und Feigheit! Schwört auf dieſen Stahl,
Daß ihr verflucht ſein wollet allen Göttern,
Bis euer Schwert, in des Beleidigers Blut
Getaucht, den Fluch wird löſen. Römer, ſchwört!

Valerius und Voleſius
(die Finger aufs Schwert legend).
Wir ſchwören dir!

Collatin.
Sie ſchwören's!
Hörſt du's, mein Gram? Und ſchwurt ihr in der That
Auf dies mein Schwert? So blaſ' euch dieſe Schwüre
Der Gott wie Peſthauch weg von ſeinem Munde!
Wer wagt's und taſtet an ein Recht, erſtanden
Um ſolchen Preis? Bei Jovis Haupt, den ſtück' ich
Zum Mahl für Hunde, der ein Haar ihm krümmt
Und raubt zum Raub all meiner Habe noch
Die Luft, von der ich zehren muß, die Rache.
Mein iſt der Feind, und geizen will ich euch
Mit dieſem abgewogenen Mein, daß euch
Kein Tropfen ſeines Blutes werden ſoll,
Und wenn ihr Kronen bötet! — Dieſen Tag
Biſt du gerächt mit dieſem Schwert!

Lucretia.
Ich lehr' ihn
Den Weg zum Sextus! Götter meiner Rache,
Hört ſeinen Schwur und unterweiſet Rom
In röm'ſcher Tugend!
(Sie erſticht ſich.)

Valerius.
Edle Frau, was thut Ihr?

Collatin.
Lucretia! O! —
(Nach einer Pauſe, richtet ſich empor.)
Geht, es iſt gut. Ich hätte weniger nicht
Gethan, wär' ich Lucretia geweſen.
Verlaßt mich!

Brutus
(tritt raſch einige Schritte vor und ruft im Tone des Befehls).
Bleibt!
(Alle ſtehen betroffen.)
Nun ſchwör' auch ich! Ihr zeuget!
(Tritt dicht an die Leiche.)
In Blut und Wunden winkt der Gott zur That,
Und meine Zeit iſt da!
(Zu Collatin.)
Du tröſte dich!
Hier walten andere Götter als der Tod.
Der Freiheit Morgenroth iſt dieſes Blut,
Der Freiheit Pforte dieſe Wunde! — Römer —
(Er nimmt ſeine ſchmuzige Toga ab und wirft ſie auf die Leiche, ſodaß ſie zum größten Theil davon bedeckt wird. Er ſelbſt ſteht im Panzer da.)
Zu dieſem Leichnam leg' ich, der ich war,
Bei dieſem Blut ruft euch ein Neuerſtandner.
(Er kniet und ſtreckt das Schwert feierlich empor.)
Nun thu' ich einen Eid an dieſem Blut,
[Dem keuſcheſten im Sonnenlicht. Und du,
Der hoch in Wolken feuerflammt, und du,
Der du die Erd' umgürteſt mit den Waſſern,
Und du, der finſter thronet, wo dem Ring
Der Ewigkeit kein Strahl der Sonne leuchtet:]
Zeugt mir, ihr ewig Rächenden! Hier ſchwör' ich,

Daß ich mein Rom erretten will, nichts achten
Um dieſen Preis mein Leben und mein Gut,
Von röm'ſchem Boden tilgen will den König
Tarquin, die Königin Tullia und ihre
Verfluchte Brut durch Schwert, Dolch oder Flamme;
Und daß kein König über römiſch Volk
Mehr herrſchen ſoll als nur die ew'gen Götter!
(Er ſteht auf.)

Collatin.

Wie kommt der Schwindel mir?!

Valerius.

Iſt dies noch Brutus?

Brutus.

Staunt nicht dem Wunder, ſammelt euern Geiſt!
Denn unſre Stunden ſind gewogen, und
Für jede trägt die Gegenſchale ein
Jahrhundert Roms. Der Gott, der meine Kraft
Betraut mit dieſem Werk, hat mich gerufen,
Und aus des Blödſinns Lumpen ſchwingt der Aar
Sich über Rom mit hellem Wächterrufe.
Schau her! Das that dein Weib nicht, Collatin,
Das that Lucretia nicht, o glaubt es nicht;
In dieſer Leiche ſpricht der Schutzgott Roms.
Quiriten,
Ich hab' gelitten Schimpf und Spott, ihr wißt's,
Kroch wie ein räud'ger Hund durch dieſe Welt
Und ſammelte den Geifer der Verachtung
Zehn Jahre lang und mehr auf dieſes Haupt;
Doch was ich trug, ich hab's ertragen, Römer,
Um dieſer einen theuern Stunde willen.
Die Maske fiel, und der Tyrann muß nach,
Oder ihr alle: wer verläßt mich, Römer?

Valerius.

Noch faſſ' ich nicht die Größe deiner That,
Das Eine fühl' ich, daß ihr Geiſt mich füllt
Von Kopf zu Fuß. Gebiete meinem Schwerte!

Collatin
(tritt zu ihm und umſchlingt ihn mit einem Arm).

Erſtanden iſt mein Junius! Jupiter,
Waſſer ſo ſüß und bitter, wie ich heut'
Geweint, hat deine Welt nicht. Brutus lebt!
Ich ſag' dir, Zeus, noch geſtern war ich nichts,
Heut' ſchufſt du zwei Giganten, die den Himmel
Zu hoch nicht achten, wenn die nächſte Sonne
Nicht auf ein freies Rom herniederſchaut!

Brutus.

Zur That, zur That! Rafft auf, was Waffen trägt;
Schwellt über Rom her, wie die Bäch' im Lenz,
Wenn ſie die Ebnen Latiums erſäufen! —
Nimm auf die Leiche, Collatin! Ein ſtummer,
Gewalt'ger Kläger ſchreite durch das Land,
Dein Weib im Arm. Sprich nichts und heiſche nichts!
Sie redet mit Poſaunen.

Collatin.

Dieſer Tag
Gilt dir, mein Weib, und meiner blut'gen Rache.

Brutus.

Er gilt der Freiheit Roms! Auf die Tyrannen!

Hier iſt die dramatiſche Bewegung und der dramatiſche Ausdruck tadellos, mit Ausnahme vielleicht der Schlußworte der Lucretia, die zu ſchulmeiſterlich ſelbſtbewußt, zu pädagogiſch abſichtsvoll klingen. Gewiß erſcheint Lucretia als echte Römerin; aber ihr Heroismus iſt ſo ſelbſtverſtändlich, er wird ihr ſo leicht; ſie ſcheidet, ohne Abſchied vom Gatten, vom Leben zu nehmen. Das mag römiſch ſein, aber menſchlich iſt es nicht. Der Stoff kehrt hier wieder ſeine Achillesferſe hervor. Die Treue des geſchichtlichen Colorits gefährdet unſere Sympathie. Unſere Frauen empfinden anders als dieſe Römerin. Die Wahrheit der obenangeführten Schiller'ſchen Bemerkungen bewährt ſich von neuem, ſelbſt hier auf der Höhe der Situation, in der ſonſt gelungenſten Scene des Stücks.

Mit dieſer Scene in der erſten Hälfte des dritten Actes iſt nun die erſte Tragödie: Lucretia zu Ende; es beginnt die zweite: Brutus und ſeine Söhne. Dieſe Tragödie bedarf einer neuen Expoſition; wir erhalten ſie in der zweiten Verwandlung des dritten Actes, der deshalb matt und nichtsſagend ausklingt. Hier, wo in einem kunſtgerechten Trauerſpiel der Höhepunkt der Kriſis liegen ſollte, beginnt der Dichter neue Fäden zu knüpfen, den Conflict zwiſchen Brutus und ſeinen Söhnen vorzubereiten. Wo bleibt da die dramatiſche Oekonomie, die dramatiſche Steigerung? Allen Grundregeln dramatiſcher Architektonik iſt ins Geſicht geſchlagen. Und nicht genug, es tritt noch ein neuer Conflict zwiſchen Brutus und Collatinus hinzu, indem der erſtere den letztern als einen Tarquinier aus Rom verbannt. Den Schluß des vierten Actes bildet das Gericht des Brutus über ſeine Söhne. In dieſen Scenen weicht die Sprache der Leidenſchaft einer oft weitſchweifigen, lehrhaft nüchternen römiſchen Rhetorik. Im fünften Act wird Brutus ſeinen Söhnen noch einmal gegenübergeſtellt; er bewahrt den Bitten derſelben wie denen des ganzen Volks gegenüber ſeine Strenge. Dieſe Scenen heben den Helden auf das Piedeſtal echter Römergröße, tragen indeß gerade dazu bei, die Entfremdung derſelben gegen menſchliches Empfinden in einer Weiſe darzuſtellen, die ſie uns faſt haſſenswerth erſcheinen läßt. Natürlich kann ein Dramatiker keine Sünde wider die Grundgeſetze des Dramas begehen, ohne daß ſich dieſelbe in den Wirkungen des Stücks zeigt und beſtraft. Wer die Bühne in einen Guckkaſten verwandelt, wer keine andere Regel der Compoſition kennt als die Dramaturgie des Jahrmarkts: „Brr, ein anderes Bild!“ — der darf ſich nicht wundern, wenn man ſich ermüdet von dem zweiten Bild abwendet, ſobald es minder wirkſam und feſſelnd iſt als das erſte.

Wir wiederholen, die Compoſition des Dramas iſt ſchwach und verfehlt.

Was die Charakteriſtik betrifft, ſo iſt ſie rühmenswerther als die Compoſition. Freilich bringt es der römiſche Stoff mit ſich, daß die Charaktere mehr typiſch gehalten ſind, daß ihnen der Reichthum an innerer Bewegung, an Nuancirungen und Schattirungen fehlt, jene Fülle individuellen Lebens, wie ſie eben nur aus dem Reichthum der modernen Culturbedingungen und ihrer Spiegelung in dem Menſchengeiſt hervorgeht. Lucretia z. B. iſt doch kaum mehr als ein Muſterbild weiblicher Tugend, eine etwas doctrinäre Tugendheldin. Ebenſo iſt Brutus, deſſen Rolle allerdings anfangs durch den ſimulirten Wahnſinn eine pikante, für den Darſteller

anziehende und wirksame Färbung erhält, ganz der abstracte Held. Der innere Kampf, den der Dichter den Brutus oft zu lakonisch durch „das Arbeiten seiner Gesichtsmuskeln" auskämpfen läßt, versöhnt uns nicht mit dieser kindesmörderischen Größe. Dagegen ist Collatinus lebendiger, vielseitiger, tritt uns menschlich näher, namentlich im vierten Act, wo er den römischen Republikanern im höchsten Zorn die Wahrheit sagt. Und sie verdienen's; denn ihr Freiheitscultus, den Hohepriester Brutus obenan, verwandelt sich in einen leeren Buchstabendienst, indem sie den Mann seines Namens wegen verbannen, der ihnen vor allem die Freiheit erkämpfen half. Das ist republikanischer Wahnsinn, aber keine republikanische Größe mehr; das ist ein Ostracismus, der an den gereizten Stier und seine Scheu vor dem rothen Tuche erinnert. Darum sympathisiren wir in diesen Scenen mit Collatinus, und nicht mit Brutus. Tullia ist bald Lady Macbeth, bald Königin Elisabeth; der alte Lucretius in seiner Art ein gelungenes Charakterbild. Auch den andern Charakteren ist hier und dort ein glückliches Licht aufgesetzt, ohne daß sie sich über das typische Gepräge einer Römertragödie zu individueller Bedeutung erhöben.

Wenden wir uns nun zur dramatischen Diction, so hat die oben mitgetheilte Probe uns gezeigt, daß der Autor eines ebenso markigen wie schwunghaften Ausdrucks fähig ist, welcher der Größe der Leidenschaft und der Höhe des Affects gerecht zu werden weiß. In diesen getragenen Situationen gewinnt die Darstellung ein Gepräge von künstlerischem Adel und wird durch eine Inspiration beseelt, welche eben das sicherste Zeugniß des Talents ist. Daß dies Talent indeß nicht entfernt als ein durchgebildetes *betrachtet* werden kann: das beweist wieder die Ungleichheit des Ausdrucks, der Mangel an harmonischem Gleichmaß; denn oft fällt die Diction ins forcirt Schwülstige, in gesuchte Nachahmungen jenes Stils, mit welchem König Lear seine Monologe im Gewittersturm auf der öden Heide beginnt; an andern Stellen geräth sie ins Triviale, ins ungehörig Lakonische, gesucht Kraftstrotzende. Den Constructionen fehlt oft die Klarheit; sie sind bisweilen in einer Weise verwickelt, welche für die poetische Syntax unzulässig ist, und auch der metaphorische Ausdruck, so energisch zusammengerafft er in einzelnen Wendungen erscheint, läßt wieder in andern den guten Geschmack und die Klarheit des tertium comparationis vermissen. Wir wollen, ohne die Dichtung in ihre Atome zu zerpflücken, doch den Beweis für keine dieser Behauptungen schuldig bleiben.

Wenn Tarquinius im ersten Acte sagt:

Auf des Gewissens Blättern übrig ist
Nicht viel mehr Raum für Mord und dahinein
Soll manch ein röm'scher Kopf noch von Bedeutung —

so sind das Verse, bei deren Declamation man sich die Zunge abbrechen muß, Inversionen, die nur aus Ungeschick in der Behandlung des Verses hervorgehen und überdies eine geschmacklose, überflüssige Metapher. Weiterhin sagt Tarquin:

Mein Haar beginnt zu bleichen, und es sind
Die kleinsten Schuldensummen nicht, die ich
Dir danke, Tullia!

Schuldensummen — ein unglücklich componirtes Wort, nur von metrischer Verlegenheit inspirirt. Solche Streckungen, wie „übeten" bald darauf u. a., kommen häufig vor, zum sichern Zeichen, daß der Vers für den Dichter oft nur ein Prokrustesbette ist. Ausdrücke wie „gewilliges Ohr", die den Reiz der Neuheit haben, scheinen auch in diese Kategorie zu gehören. „Einen Raub thun", in derselben Rede des Bolesius, ist ebenfalls undeutsch. Abkürzungen, wie „All was schön der Mensch sich träumt", zeigen denselben Mangel an Formbeherrschung. Nicht minder undeutsch sind Wendungen, wie die folgende:

Die Frage spottet trotzig meinem Hirn.

„Spottet" regiert den Genitiv; eine „dem Hirn spottende Frage" ist überhaupt eine höchst schwülstige Wendung.

Ich traf ihn sitzen an dem Capitol —

ist ebenfalls keine Bereicherung des classischen Sprachschatzes.

'Nem andern Schuft versprach er eine Heerde —

ein Beispiel oft vorkommender Apostrophirungen und Elisionen von großer Rauheit. Brutus ruft kniend im zweiten Acte:

Weh, meine Mutter weint, ein blut'ger Strom
Rollt unterm Geiselhieb des zorn'gen Gatten
Von ihrem heil'gen Siebenhügelleibe.

Das Bild ist unglücklich, ein „Siebenhügelleib" ein eigenthümliches physiologisches Präparat, von dem selbst im Hohelied, das sich ebenfalls mit den Hügeln des Leibes beschäftigt, nicht die Rede ist. Wenn dann Arons zu Brutus sagt:

Ha', küsse deine Mutter, lieber Lump,
Der König sein wird! —

so ist die ironische Wendung „lieber Lump" für den Stil der Tragödie zu trivial.

In der achten Scene des zweiten Actes sagt Tullia zu Sextus:

Gut, wenn die Liebe nur
So weit dem Leichtsinn dich entfremdete,
Daß du von heute besser deines Standes
Und königlichen Zieles denkst, das dir
Bestimmt zum Erb' ist, werd' ich Königin
Genug sein, um als Mutter ihr zu danken.

Ein Satzungeheuer von so schwerfälliger Construction läßt man sich kaum in actenmäßiger Prosa gefallen. „Ein königliches Ziel, das dir zum Erbe bestimmt ist", ist überdies eine ganz sinnlose Wendung. Wenn Tullia weiterhin sagt:

Die Dogge meines Blutes wittert Geister —

so ist das ein geschmackloser Schwulst, der an ähnliche Wendungen in Lohenstein's „Agrippina" und „Pyramus und Thisbe" erinnert.

In derselben Scene sagt Sextus:

Hast du
Ihr Bild geweckt, damit ich dran verjammre?

Man kann der Sprache Gesetze geben, aber auch ihr

Gewalt anthun. Das erste thun die dichterischen Genies, das zweite die Genialitätssüchtigen. Hier haben wir ein Beispiel vom zweiten. In der vierten Scene des dritten Actes sagt Brutus von seinem Herzen, daß es mitten

Im Seelenfestmahl dieses Tages hungert
Nach seinem Rechte.

„Seelenfestmahl" ist ein gekünsteltes Compositum und schwächt hier den Gegensatz. Das Herz hungert, die Seele sitzt beim Feste. Warum hier Herz und Seele auseinanderreißen? Der richtige Gegensatz war: Das Herz hungert, obgleich es beim Festmahl dieses Tages sitzt.

Im vierten Act erster Scene sagt Vitellius zu den zwei etrurischen Gesandten:

Ihr werdet heut erledigt im Senat.

Auch diese Wendung ist kein Dictat des sprachlichen Genius, und auch wenn man sie als Synekdoche betrachten wollte, nicht glücklich. In der dritten Scene sagt Brutus:

Du, der an meinem Jünglingsherzen lag
Und träumen half von großen röm'schen Tagen —

Die Kunst, träumen zu helfen, besitzen nur die Magnetiseure. Ein Beispiel ungeschickter Inversion ist der folgende Vers:

Doch immer reich noch soll mich Hoffnung machen
Auf meiner Kinder Liebe.

Der vierte Act ist besonders reich an Stellen, die an eine schlechte Uebersetzung von Shakspeare erinnern. Das rhetorische Element macht sich hier breit; dem Dichter aber fehlt alle Grazie der Beredsamkeit. Verse wie die folgenden kann man nur als ungelenk misbilligen:

Dafür indeß, was an Familiengut
Er sonst besitzt, sei nicht genau und kleinlich
Von uns erwogen, wie erworben und
Wie weit der Antheil Roms. Er laß es holen.
Wir sind nicht Schacherer, sind nicht Räuber! Und
Bewahrt sie Rom, daß sein vertriebner Feind
Dürft' sagen einst: Ihr habt mich kahl geplündert,
Und doch bezahlt' ich meine Schuld an euch
Bis auf den Obolus. Ihr seid erledigt.

Weiterhin stoßen wir auf Wendungen wie „das leidvoll unnatürliche Zerwürgen zweier Herzen"; dann wieder auf die aus „Don Carlos" bekannte: „Wenn, was noch warm in deiner Ader rollt, nicht flüssig Erz ist." Einen wahren Rattenkönig von schiefen und schwülstigen Bildern enthält aber die folgende Rede des Brutus, in welcher derselbe Collatinus an den Schwur erinnert, den sie als Knaben gethan, indem sie sich die Brust öffneten, für römische Freiheit Hab und Blut zu opfern gelobten und die warmen Tropfen voneinander tranken:

Spalt mir den Leib!
Dein edles Bild, wie ein erhabner Baum,
Wuchs aus dem Tropfen einst, den du mir gabst,
Was soll's noch, da du stirbst? Den Schatten gleich
Vom Erebos, so müßt' es klagend irren
Um deine Seelenleiche. Nimm zurück
Den Collatin und gib mich mir heraus,
So sind wir fertig. Denn beim Rächerarm
Der Allmacht, jener Tropfen, der sich einst
So liebend schlich in deines Herzens Haus,
Soll, wenn du mich verräthst, dein Leben lang
Dort innen lauter schreien als das Blut
Der Sonnenrinder einst zum Himmel brüllte!

Wir haben also zuerst ein „Bild", das mit einem „Baum" verglichen wird. Das tertium comparationis liegt in dem Folgenden, in dem „Wachsen aus einem Tropfen". Doch welche Bäume wachsen denn aus einem Tropfen? Die Tropfen spielen freilich bei Herrn Lindner verschiedene Rollen, von denen die Naturgeschichte und Physiologie nichts weiß. Weiterhin lesen wir von einem „liebenden Tropfen", von einem Tropfen, „der sich in ein Haus schleicht", noch dazu in ein sonderbares Haus, das „Haus des Herzens"; von einem „schreienden Tropfen", ja vom „brüllenden Blut der Sonnenrinder". Nun, wenn die einzelnen Tropfen schreien, muß das ganze Blut freilich brüllen. So kommt Methode in diesen Wahnsinn. Gut gebrüllt, Löwe! Derartiger preisgekrönter Bombast würde die Literatur auf Jahrzehnte hinaus verderben, wenn sie nicht andere Regulative hätte als die Urtheile einer Preiscommission. Daß die Jamben in ihrer großen Mehrheit hart und ungelenk sind, haben wir schon erwähnt. Als Curiosum führen wir noch an, daß im ersten Act einige Scenen und Stellen in Prosa geschrieben sind, daß wir uns aber vergebens in allen spätern Acten nach einem Dialog in Prosa umsehen. Der Dichter hatte gewiß die Absicht, das Stück nach Shakspeare'schem Muster in Prosa und in Versen zu schreiben, er scheint später aber wieder darauf verzichtet zu haben. So sind die Prosastellen stehen geblieben, nicht ohne auf das ganze Opus den Schein zu werfen, daß man es mit einer schlotterigen und unkünstlerischen Arbeit zu thun habe.

Wenn Herr Lindner am Schluß seiner Vorrede sagt: „Das Trauerspiel «Brutus und Collatinus» verdient das Leben nicht, wenn es den Namen «akademische Poesie» verdienen müßte", so hat er insofern recht, als sein Stück von den Vorzügen der akademischen Poesie, nämlich einer gefeilten und vollendeten künstlerischen Form, weit entfernt ist.

Man könnte es eine talentvolle, aber in jeder Hinsicht unfertige dramatische Studie nennen. Eine solche verdient indeß nicht den Schiller-Preis, der ausdrücklich nur Werken „von dauerndem Werth" zugesprochen werden soll. Von der „Eigenthümlichkeit der Erfindung", die ebenfalls in der Stiftungsurkunde betont wird, kann bei einem allen Gymnasiasten bekannten Römerstoffe ohnehin nicht die Rede sein, man müßte diese Eigenthümlichkeit denn in der Zusammenkleisterung zweier tragischen Stoffe suchen, die wie siamesische Zwillinge mit dem Rücken aneinandergewachsen sind. Verfehlt in der Composition, in der Form oft ungelenk, ohne bisherige nennenswerthe Bühnenerfolge erfüllt das Stück kaum eine der Bedingungen, welche man nach den Intentionen, mit denen der Schiller-Preis gestiftet wurde, an ein solches Preisstück knüpfen muß. Dem Dichter die 1000 Thaler als Ermuthigung für sein Streben und sein Talent zuzuwenden — dafür ließ die Stiftungsurkunde des Preises noch eine andere Form frei, ohne die directe Prämiirung. Wir müssen daher die Wahl der Schiller-Commission oder ihrer Majorität für einen Misgriff erklären, der um so schroffer hervortritt, je

weniger dieselbe ihre Entscheidungen zu motiviren, je weniger sie durch solche Motivirung, durch Hervorheben der Vorzüge des erkorenen Preisstückes vor andern minder berechtigten Dramen und durch Festsetzung bestimmter ästhetischer Principien einen förderlichen Einfluß auf die Entwickelung unserer dramatischen Literatur auszuüben sucht. In einer Zeit, in welcher selbst die Minister der Oeffentlichkeit Rede stehen und ihre Decrete motiviren müssen, muß es auch eine Preiscommission. Das vornehme Schweigen, in das sie sich hüllt, verleiht ihr weder Unfehlbarkeit noch Unantastbarkeit; sie bleibt verantwortlich der Kritik, den dramatischen Dichtern, dem Publikum. Eine höhere Revisions- und Cassationsinstanz über ihr bildet das Urtheil der Nation. **Rudolf Gottschall.**

Unterhaltungsliteratur.

1. Erlebnisse eines Arztes. Von E. D. Mund. Zwei Abtheilungen. Vier Bände. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 4 Thlr.
2. Die geraubte Schatulle. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. Von E. D. Mund. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir bestreiten keineswegs, daß eine Romanschriftstellerei wie die Mund's das romanlesende Publikum zu drei Viertheilen vollauf befriedigt und daß die Verleger solcher Werke gute Geschäfte machen.

Wir könnten hiermit unsere Besprechung schließen, denn im Grunde verlangen nur die literarischen Erzeugnisse solcher Art eingehende Kritik, welche auch von dem letzten Viertel der Romanleser zur Hand genommen werden. Wir wollen nicht so verstanden werden, als ob wir *sagten*, ein Viertheil aller erscheinenden Unterhaltungslektüre gehöre in diese Kategorie. Leider nicht. Die Massenarbeit, die Arbeitsmasse ist werthlos, Tagesproduct, bloße Lohnarbeit, mit Spinnerinnenfleiß und -Geist angefertigte Leistung, für die der Maßstab nur in der Höhe des vom Verleger zu erzielenden Honorars liegt. Den Schlüssel zu dieser leidigen Thatsache gibt uns Mund in einem Gespräche zwischen einem Blaustrumpf und einer jungen Dame, die denn später wirklich auch zu schriftstellern anfängt, glücklicherweise aber noch zur rechten Zeit vom Verleger — geheirathet wird. Die Alte bittet um Verzeihung, daß sie sich noch nicht stören läßt.

„Emil muß erst mit guter Manier aus dem Wege geräumt werden, damit Marie und Hermann sich heirathen können. Ha! er kann meinetwegen ein Duell haben und erschossen werden, oder noch kürzer: er bekommt die Cholera!" Und wie beflügelt glitt ihr Stift über das Papier. — Eine halbe Stunde später. „So! Die wären glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch." — „Wenn ich es nur begreifen könnte, wie du es machst, eine Geschichte zu schreiben? Da wäre ich doch so dumm, so dumm!" — „Ach was, du brauchtest das Ding nur einmal zu probiren. Und wenn du mit etwas aus der Phantasie Geschöpftem nicht zu Stande kömmst, so brauchst du für den Anfang ja nur deine eigenen Erlebnisse zu schildern, so Dichtung und Wahrheit à la Wolfgang Goethe." — „Das brächte ich niemals zu Stande." — „Unsinn! Ich hatte auch ähnlich gedacht, und als Holland in Noth war und ich mußte, da habe ich es mit Angst und Zagen probirt und es ist gegangen. Es ist zwar auch danach, und ehrlich gesagt, ich glaube eigentlich, daß ich es wol ein wenig besser machen könnte, aber wozu? So wie es ist, ist es gerade genug (gut genug?), und ist nicht halb so schwierig, wie ich gefürchtet hatte." — „Aber der Ruhm, wenn deine Schriften für kaum erreichte Muster gälten, wäre doch auch nicht übel!" — „So? Meinst du? Im besten Falle bliebe es eben immer Frauenproduct und Rosa Bianka ein Blaustrumpf! Die Kritiker sagen aber, aller Frauenzimmerarbeit merkt man das Geschlecht der Verfasserin an. Wenigstens weiß ich ganz bestimmt, daß ich nichts Größeres und Besseres schreiben kann als solche Plaudereien für ein Feuilleton einer mäßigen Zeitung oder Romänchen für die Leihbibliotheken, und für meinen Bedarf reicht das gerade hin. Schuster, bleib bei deinem Leisten, ermahnt überhaupt, nichts über seine Kräfte und seinen Beruf zu unternehmen u. s. w."

Der alte Blaustrumpf hat recht, und es ist sehr schlimm, daß er recht hat. Es ist schlimm, daß die Vereine zur Beschäftigung unverheirathet bleibender Mädchen noch keine so weite Verbreitung gefunden haben, um Blaustrümpfe und solche, die es zu werden drohen, bei Post-, Eisenbahn- und Telegraphenämtern, am Setzkasten, in Bureaux und wo sonst es möglich ist, genügend für ihren Unterhalt zu beschäftigen, und schlimm ebenso, daß Menschen noch Zeit und hinreichenden Bildungsmangel haben, um das von solchen Blaustrümpfen gelieferte Lesefutter genießbar zu finden. Aber die Klage ist alt, sie wiederholt sich in allen Culturstaaten, und es würde müßig genannt werden dürfen, sie noch einmal zur Sprache gebracht zu haben, wenn wir uns nicht genöthigt sähen, sie Mund selbst und Genossen als Warnung und Spiegel vorzuhalten.

Wir erkennen in Mund einen Anfänger in der Schriftstellerei, wir sind geneigt zu glauben, daß er wol besser machen könnte, was er macht, und hoffen, daß er sich bestreben wird, ein höheres Ziel zu erreichen, als ihm bisher vorgeschwebt zu haben scheint. Oder sollte es ihm gar geschmeichelt haben, daß er in dem Jahre der schnellen Ereignisse mit Moltke und Bismarck gewetteifert und sechs Bände zugleich in die Oeffentlichkeit gebracht hat? Wenn er uns im Jahre 1867 ein oder zwei gute Bände liefert, wollen wir zufrieden sein.

Zunächst möchten wir es für Maske halten, daß ein alter, viel beschäftigt gewesener Arzt ihm diese „Erinnerungen und Erfahrungen" mitgetheilt habe, um sie uns in „schlichten Erzählungen" zu reproduciren. Dem Verfasser wird ein bescheidener Theil des novellistisch Verarbeiteten in seiner Praxis begegnet sein, anderes hat er in fremder Praxis beobachtet, weiteres gelesen, das meiste erfunden und zurechtgemacht. Den Mediciner erkennen wir nur in einzelnen Erlebnissen, in der Geschichte von dem Quartalsäufer, in den zwei Stücken, denen der thierische Magnetismus zum Vorwurf dient, und sonst hier und da. Allzu viel ist à la Rosa Bianka ersonnen und mit sausender Bleifeder geschrieben und nicht „gearbeitet".

Auf Einzelheiten können wir uns begreiflicherweise nicht einlassen. Aber wir haben noch zu sagen, daß die Erzählung: „Die geraubte Schatulle", sich von den ärztlichen Erlebnissen nur durch ihre ungebührliche Breite unterscheidet. Sie will keine „gewöhnliche Spukgeschichte" sein, und unterscheidet sich von einer solchen doch nur dadurch,

daß der Spuk eigentlich Nebensache ist. Die hingerichtete Mörderin eines polnischen Grafen geht in diesem Schlosse um und will verrathen, wo die dem Grafen geraubte Schatulle vergraben ist. Dies gelingt ihr aber nicht, da man nicht nachgraben will. Endlich lebt noch und findet sich ein Mitwisser; die Schatulle, die indeß nur Documente enthält, wird hervorgeholt, geöffnet, und nun ergibt sich, daß 20000 Thaler von einem Jemand als Kaufschilling auf das Schloß baar bezahlt sind, daß aber, allerdings sonderbarerweise, niemand eine Ahnung hat, wer dieser Jemand gewesen ist. Er hat sein Geld bezahlt und sich aus dem Staube gemacht. Das ist wirklich eine sehr ungewöhnliche Spukgeschichte.

3. Verworrene Fäden. Roman von Albany Fonblanque. Frei nach dem Englischen von L. K. Zwei Bände. Köln, Bachem. 1867. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Bachem'sche Verlagshandlung in Köln hat als Specialität den Verlag katholisirender Schriften, den sie mit besonderm Eifer betreibt, und hat, in ihrer Thätigkeit nach dieser Richtung hin, auch eine „Sammlung unterhaltender Schriften der neuern englischen Literatur in deutscher Uebersetzung für gebildete katholische Leser" erscheinen lassen. Acht Romane dieser specifisch ultramontanen Tendenz sind denn auch bereits von den katholischen Blättern aller Art fast ungebührlich gerühmt. Das „Freiburger katholische Kirchenblatt" sagt wörtlich: „Unsere kindische Zeit will eben wieder Milch und kann keine starken Speisen vertragen; der Roman, der uns verdorben, soll uns wieder helfen, denn er fesselt die Aufmerksamkeit derer, die an kein tieferes Denken gewöhnt sind." Wir würden mit dem Berichterstatter des „Freiburger katholischen Kirchenblatt" im Interesse vieler noch lebender deutscher Romanschriftsteller ernstlich zu rechten haben, wenn wir seinen Ausspruch allgemein auffaßten, aber er scheint nur die Romane im Auge gehabt zu haben, von denen er spricht und die bei Bachem erschienen sind. Ob auch der Roman „Verworrene Fäden" als der specifisch katholischen Sammlung zugehörig betrachtet werden soll, hat der Verleger für gut befunden, einstweilen nicht erkennen zu lassen. Jedenfalls spielen Klöster, katholische Asyle, intriguante und bald vorlaute, bald heimlich thuende Nonnen eine Rolle, sogar ein Jesuitenprovinzial wird uns vorgestellt:

Es war ein Mann in den Vierzigen, hager, groß und ganz in Schwarz gekleidet. Seine Stirn war hoch und breit, der Mund fest geschlossen, und der untere Theil seines Gesichts äußerst scharf gezeichnet. Die blitzenden Augen schienen alles, was sie ansahen, durchbohren zu wollen. Das Benehmen dieses Mannes, höflich aber gemessen, bildete einen auffallenden Gegensatz zu dem des jovialen irischen Priesters.

Der Jesuit gibt einem Fragesteller, dem vorzüglich die Mission der Entwirrung der „Verworrenen Fäden" zutheil geworden ist, die erbetene, übrigens ungenügende Auskunft wie ein richtiger Polizeicommissar, höflich gemessen und mit genügender Reservation, sodaß ein Freund des Fragestellers später mit wichtiger Miene und nicht mit Unrecht die Bemerkung macht: „Nehmen Sie sich in Acht, falls das, was Sie thun wollen, den Planen seines Ordens zuwiderlaufen sollte."

Wir wissen, wie gesagt, nicht, ob die „Verworrenen Fäden" extra für gebildete katholische Leser berechnet und späterhin Nr. 9 in der Quisselen-Bibliothek von Bachem zu bilden bestimmt sind; unter Quisselen versteht man am Rhein alte ungebildete, unbequeme Betschwestern, die von Haus zu Haus tragen, viel mit Geistlichen verkehren, geistliche Handlangerinnen sind und in den Mußestunden Romane schreiben, übersetzen, auch wol gar à la Ida Hahn-Hahn selbst verfassen. Für Leserinnen dieser Sorte muß der vorliegende Roman ein besonders willkommener Fund sein, nicht blos weil der Verfasser, resp. die Verfasserin ihre Aufgabe als Romanschriftstellerin darin gesucht hat, die Romanfäden auf schlaue, sogar heimtückische Weise zu verwirren, sodaß die Ueberschrift mit mehr Recht „Verwirrte Geschichten" lauten würde, sondern weil sie es auch richtig gefühlt hat, daß sie diesen Frommen keinen angenehmern Kitzel hätte bereiten können, als indem sie bei der schließlichen Entwirrung allerlei alte Sünden aufzudecken Gelegenheit fand.

Zweierlei müssen wir noch bemerken, zunächst daß die drei Polizeimissionare, der Hauptheld Stephan, ein edler Vagabund und ein wirklicher Polizist wiederholt nahe daran waren, schon im ersten Bande hinter die geheimnißvolle Fädenverwirrung zu kommen und den zweiten Band überflüssig zu machen: ob das ein Unglück gewesen wäre, wollen wir nicht erörtern. Sodann daß der Verfasser vergessen hat, zu beherzigen, wie außerordentlich langweilig einleitende Expositionen wirken, zumal wenn sie in dem Tone raisonnirender Theaterzettel verfaßt sind. Es ist eine bekannte Thatsache, daß man immer gut thut, bei dem Eintritt neuer Personen in der Vorstellung möglichst kurz zu sein und im Roman, wie im Drama und im Leben, die Charakterisirung ihnen selbst zu überlassen.

Das englische Original hat uns zwar nicht vorgelegen, doch glauben wir nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß die Uebersetzung „sehr frei" nach dem Englischen angefertigt ist; z. B. die an sich unerhebliche Phrase: „Und schlug sich seitwärts in die Büsche." 15.

Zur deutschen Reichsgeschichte des Mittelalters.

1. Kaiser Friedrich's I. letzter Streit mit der Curie von Paul Scheffer-Boichorst. Berlin, Mittler u. Sohn. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Albrecht I. Herzog von Oesterreich und römischer König. Ein Beitrag zur deutschen Staaten- und Reichsgeschichte im 13. und 14. Jahrhundert. Nach den Quellen von J. F. Alfons Mücke. Gotha, F. A. Perthes. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Albrecht Achilles und die Nürnberger. MCCCCIL—MCCCCLIII. Ein akademischer Festvortrag von Otto Franklin. Berlin, Mittler und Sohn. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Unsere deutsche Geschichtsforschung wendet sich noch immer mit begreiflicher Vorliebe der Reichsgeschichte des Mittelalters zu. Der Stoff ist unerschöpflich, der Inhalt ein nach allen Seiten hin würdiger und bedeutender, die

Arbeit, die hier gefordert wird, zwar mühsam genug, aber um so lockender, namentlich für jüngere Kräfte. Es bedarf kaum des nicht abzuleugnenden Einflusses bestimmter politischer und religiöser Parteitendenzen, um die Objecte jener Geschichtsperiode sozusagen zu dem natürlichen Tummelplatz der heranwachsenden und einander ablösenden Generationen unserer Historiker zu machen. Da sich die Technik der Forschung seit länger als einem Menschenalter in unserer deutschen historischen Schule so sorgfältig durchgebildet hat wie nirgends anders, läßt es sich begreifen, daß einerseits die Ansprüche der Kritik immer höher gesteigert wurden, andererseits auch die Leistungen der Wissenschaft ein immer höheres Durchschnittsmaß erreicht haben. Beides steht in so untrennbarer Wechselwirkung miteinander, daß es im Augenblick fast mehr auffällt, wenn eine derartige Arbeit unter dem Durchschnittsniveau bleibt, als wenn sie dasselbe, so relativ hoch es auch immer sein mag, wirklich erreicht. Freilich wird es sich noch seltener treffen, daß es überschritten wird, am seltensten von einer Seite her, wo es vielleicht am meisten auf den Gesammtzustand unserer Bildung von Einfluß sein könnte: von seiten der eigentlich historiographischen Durcharbeitung und Bewältigung des Materials. Ohne Zweifel haben sich auch die Durchschnittsansprüche an die äußere Form der Darstellung gehoben, wenn auch nicht in demselben Maße wie die an die technische Durchbildung der Forschung; aber sie halten sich im wesentlichen an das mehr Aeußerliche des Stils und der Schreibart. Die Composition, ein vom höhern historischen Standpunkt viel wichtigeres Moment, scheint ein Begriff zu sein, dessen besondere Berechtigung wol in den herkömmlichen Formeln anerkannt, aber in keiner Weise lebendig empfunden wird. Und doch wäre hauptsächlich damit der Beweis zu führen, daß geschichtliche Arbeiten nicht blos für den engsten Kreis der Fachgenossen, sondern für den weitesten aller derjenigen bestimmt seien, die durch ihre Bildung und Lebensinteressen überhaupt berufen sind, über das nächste materielle Bedürfniß des Tags noch auf etwas Anderes und Höheres zu reflectiren.

Wir sind unwillkürlich zu dieser Bemerkung veranlaßt worden durch zwei der vorliegenden Schriften: J. F. A. Mücke's „König Albrecht" und Otto Franklin's „Albrecht Achilles und die Nürnberger"; die dritte, die einen kurzen Abschnitt der Geschichte Kaiser Friedrich's I. behandelt, beansprucht nichts weiter als eine möglichst sorgfältig gearbeitete monographische Forschung zu sein, für welche nur der, der sich mit Specialstudien auf diesem Felde des Mittelalters beschäftigt, Interesse und Verständniß haben kann. Doch auch sie ist in ihrer äußern Form geschmackvoll und gewandt stilisirt, was wir schon im allgemeinen als charakteristisch für die jüngere Generation unserer Geschichtsforscher angeführt haben, ohne sich gerade durch besondere Vorzüge in dieser Hinsicht auszuzeichnen. Denn das Individuelle verschwindet auch im Gebiete der Formgebung gerade so wie auf dem von diesem Standpunkt aus so viel wichtigern der Forschung vor der Gemeinsamkeit der Methode und Technik. Jeder andere beliebige aus der Legion gründlich geschulter Fachgenossen würde ungefähr dasselbe in der einen wie in der andern Beziehung geleistet haben. Für den einsichtigen Beurtheiler der Gesammthaltung der betreffenden Wissenschaft ist damit das höchste Lob ausgesprochen, ohne daß die Individuen, die sich in dem Ganzen mehr oder minder verlieren, ein Tadel träfe. Aber jene beiden andern Schriften wollen mehr als bloße Forschung in gebildeter Formgebung sein: sie erheben, oder wenigstens eine davon, „König Albrecht", erhebt den Anspruch auf eine historiographische Leistung. Doch hat sie es nicht über eine bedenkliche Zwittergestalt hinausgebracht. Die exacte Quellenkritik ist der zusammenhängenden Darstellung zu Liebe zurückgedrängt und auf eine lakonische Anführung der benutzten oder vorhandenen Quellen und Bearbeitungen dieses Geschichtsabschnitts reducirt. Zwar meint der Verfasser den daraus entstehenden Nachtheil auszugleichen, wenn er in die Darstellung selbst nicht blos die Ergebnisse seiner Forschung, sondern auch den Weg, auf dem er zu ihnen gelangte, aufnimmt; aber damit ist dem einen zu viel, dem andern zu wenig gethan. Den Eindruck einer abgeschlossenen, von Leben erfüllten und zum Leben gebrachten Gestaltung, wie ihn jede wirkliche Geschichtsdarstellung hervorbringen soll, wird man hier nach unserm Bedünken nicht erhalten, und als ein Fortbau an der überall endlosen und hier besonders noch durch Schwierigkeiten und Räthsel aller Art lückenhaften Forschung kann das Buch auch nicht gelten.

Franklin's „Albrecht Achilles" ist als ein akademischer Festvortrag bezeichnet, wodurch von selbst die Belastung durch die Minutien der Kritik und Quellenforschung und der sich daran knüpfenden Controversen ausgeschlossen ist. Doch um auch nach dieser Seite hin den Anforderungen der Wissenschaft gerecht zu werden, sorgt ein Anhang für die quellenmäßige Begründung und Rechtfertigung des eigentlichen Textes. In einer gebildeten, doch oft, wie uns scheint, nicht ganz von Manier freien Sprache — ein Fehler, der bei dem Mangel eines traditionellen historischen Stils in unserer Literatur nur zu nahe liegt — wird hier der „große" Krieg des Markgrafen Albrecht Achilles mit den Nürnbergern erzählt und nach seiner allgemein reichsgeschichtlichen oder politischen Bedeutung gewürdigt. An sich gehören diese Fehden zu den unerquicklichsten Vorgängen unserer ältern Geschichte, die doch gerade in der Erzeugung derartiger Dinge eine ganz erstaunliche Productivität bewiesen hat; aber sie sind, abgesehen von dem allgemein politischen Interesse, das sich an den Kampf der Territorialfürstenmacht und der Städte knüpft, dadurch besonders lehrreich, daß sie sozusagen den potenzirten Typus dieser ganzen Gruppe von Erscheinungen zeigen und die nähere Betrachtung gleichartiger Vorgänge eigentlich blos zu einer antiquarischen Bedeutung herabsetzen. Die Specialforschung mag sich mit diesen andern Vorgängen gewissenhaft beschäftigen, wie es ihre Pflicht ist: die deutsche Geschichte, wenn sie wirklich einmal ein lebendiges Glied unsers nationalen Geisteslebens wird, braucht sich nicht damit zu befassen.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Theater und Drama.

Von neuen Lustspielen hat das Stück von Gustav zu Putlitz: „Spielt nicht mit dem Feuer!“ auf dem berliner Hoftheater gefallen, dagegen sprachen die beiden Lustspiele von Roderich Benedix: „Zwischenträgereien“ und „Das Muttersöhnchen“ auf dem leipziger Stadttheater wenig an, und zwar das zweite noch weniger als das erste. Benedix wählte sich zwei Typen unsers bürgerlichen Lebens: die Klatschschwester und das verzärtelte Söhnchen aus feiner Familie; doch gelang ihm diesmal nicht der dramatische Guß, und die erheiternde Wirkung blieb aus. Die Verwickelungen sind in beiden Stücken zum Theil hinter die Scene verlegt, während wir auf derselben uns mit bürgerlichen Lebensbildern und einem Dialog begnügen müssen, der zwar nicht aus dem Kreise der uns vorgeführten Welt heraustritt, aber doch zu wenig witzfunkelnde Beweglichkeit hat, obgleich wir nicht verkennen, daß er in dem zweiten Stück, namentlich in den Salonscenen, fein durchgearbeitet ist. Der Held ist weniger ein verzärteltes Muttersöhnchen, als eine „Einfalt vom Lande“, ein Landjunkerchen in der Residenz, der in einer Zeit der Eisenbahnen doch als ein lebendiger Anachronismus umherwandelt. Moderne Lustspielhelden sind jetzt mehr die Helden des nil admirari als derartige Landjungen mit lauter Frage- und Ausrufungszeichen im Gesicht. Die Hausbesitzerin in den „Zwischenträgereien“, welche zu solchen sonderbaren Misverständnissen durch ihr Horchen und Klatschen Veranlassung gibt, darf dagegen allerdings auf das Prädicat Lebenswahrheit Anspruch machen; doch fehlt dieser Lebensprosa und ihrer unverklärten Wirthschaftlichkeit jener freiere Hauch der Poesie, ohne den es auch das Lustspiel nicht zu einer wahrhaft komischen Wirkung bringen kann. Die Verwickelungen des Lustspiels sind etwas gesucht und unwahrscheinlich, doch nicht so interesselos wie die im „Muttersöhnchen“. Jedenfalls wünschen wir dem wackern Lustspieldichter bald eine glückliche Inspiration und womöglich ein Heraustreten aus der engen häuslichen Sphäre, die nachgerade allzu abgebraucht ist, in einen Kreis, welcher dem Luftzuge der politischen und socialen Ideen der Epoche zugänglicher ist.

Auf der meininger Hofbühne hat man neuerdings „Antigone“ und „König Oedipus“ von Sophokles in der Wilbrandt'schen Bearbeitung gegeben, in welcher der antike Chor mit ebenso wenig Umständen aufgelöst wird wie die Bürgerwehr einer besiegten Stadt von den einrückenden Siegern. Die Reden der Chorführer werden an mithandelnde Charaktere vertheilt, die in die Handlung mit hereingezogen werden. So nehmen im „König Oedipus“ drei hervorragende Männer der Bürgerschaft, ehrwürdige Greise, an den Vorgängen der Königsfamilie theil, während der Chor der „Antigone“ theils einigen greisen Thebanern zufällt, theils zwei Chören von Knaben und Greisen, welche die hochlyrischen Stellen in Liederform vortragen sollen. Mit Beseitigung des Chors und damit der antiken Form glaubt man nun diese beiden Trauerspiele erst der Bühne der Gegenwart wahrhaft erobert zu haben, sodaß sie in Reih und Glied mit den übrigen Repertoirestücken aufmarschiren können. Ob die einer wesentlichen Eigenthümlichkeit entkleidete antike Tragödie deshalb besser für die Bühne der Gegenwart paßt, ist eine offene Frage. Uns will es scheinen, daß die Stücke der antiken Tragiker gar nicht auf die moderne Bühne gehören, deren nationale Bedeutung durch derartige Experimente gefährdet wird. Lernen wir lieber von jenen wahrhaft großen Dichtern im Geiste unsers Volks dichten.

Dazu gehört freilich auch, daß unsere Dramatiker nicht antike Stoffe wählen, am wenigsten Stoffe, welche mit antiker Gesinnung getränkt sind. Das oben besprochene Lindner'sche Trauerspiel: „Brutus und Collatinus“, ist nun in Leipzig und Berlin zur Aufführung gekommen. Am meisten Erfolg hatte in beiden Städten die erste Hälfte des dritten Actes, die wir als die Glanzpartie des Dramas in unserer obigen, vor jeder Aufführung geschriebenen Kritik hervorhoben. Die Folgezeit wird lehren, ob sich das Drama auf der Bühne hält, oder ob es dem Publikum nur jene Anstandsvisite gemacht hat, für die ein preisgekröntes Drama mindestens einige Thüren geöffnet findet. Die berliner Kritik stimmt mit unserm Urtheil in allen wesentlichen Hauptpunkten überein; wir freuen uns namentlich, daß von Blättern der verschiedensten politischen Farbe gleichmäßig gegen die antiken Stoffe protestirt wird. Die Kreuzzeitung räth dem Dichter eine Heimkehr aus der römischen Welt in die germanische an. „Seine Dramen werden dann nicht nur Festvorstellungen für Philologenversammlungen, sondern auch dramatische Feste für das deutsche Volk sein, dessen geistiges Leben zu fördern die ausgesprochene Absicht jener königlichen Schiller-Stiftung ist.“ Damit wird denn doch zugegeben, daß ein nur für Philologenversammlungen geeignetes Drama den Schiller-Preis des Jahres 1866 erhalten hat. Die Vorrede findet die Kreuzzeitung unnöthig und wendet sich gegen die in derselben ausgesprochenen Grundsätze. Die Denksprüche großer Dichter und hervorragender Theatermänner, die wir zu Gunsten des „modernen Princips“ in Nr. 4 d. Bl. angeführt, werden durch die Kreuzzeitung vermehrt. „Unserer Ansicht nach“, heißt es dort, „hat Immermann, der als Dramaturg doch gewiß auch gehört zu werden verdient, im Punkte geschichtlicher Stoffe und mit Recht empfohlen, daß der Dramatiker einen Stoff der Geschichte ergreife, welche für das Volk Geschichte sei. Wenn der Dichter von den Ereignissen der Vergangenheit begeistert werde, die in den Freuden und Schmerzen der Gegenwart, in ihren Gedanken und Gefühlen, in ihren Festen, in ihren Verwickelungen und Schulden noch nachklingen, dann werde er jenes warme unmittelbare Gefühl haben, wodurch sich das dem historischen Trauerspiel nothwendige Detail belebe, dann, aber auch nur dann, werde er ein solches Gefühl mitzutheilen im Stande sein.“ Auch der würdige Theaterkritiker der Vossischen Zeitung protestirt auf das lebhafteste gegen den Stoff des neuen Trauerspiels, dessen Helden er wenig menschlich, dessen Thaten er meist sehr unwürdig nennt, und warnt davor, „dem verjährt Alterthümlichen das Menschenthümliche zu opfern“. Die „National-Zeitung“, welche das Trauerspiel mit scharfer Analyse in seine unzusammenhängenden Bestandtheile zerlegt, nennt die Handlungsweise des Brutus barbarisch nach unserer Empfindung und erkennt ihr nicht eine Spur menschlicher Größe zu. „Warum verweisen wir“, fährt sie fort, „soviel an uns liegt, den modernen Dichter auf moderne Stoffe? Lindner wird es uns sagen: weil der moderne Dichter eben nicht antike Stoffe rein behandeln kann. Unsers Dichters Lucretia liest, ehe sie zu Bette geht, «die Mär von Iphigenien», die Römer sprechen von «Homer's Versen», Sextus wird angeredet: «Prinz Sextus» (und wir wollen über das Madame und Seigneur Racine's lachen), die Vornehmen begegnen sich mit dem höflichen «Ihr», Rom ist immer das «heilige ewige Rom» — ja so erschien es Livius zur Zeit des Augustus und allen Schulmeistern nach ihm, schwerlich dem ersten Consul — neben dem «Zeus» und der «Eumenide», die doch gewiß keine römischen Nationalgottheiten waren, wird «der Rächerarm der Allmacht» angerufen, der kleine Lucius bittet «Gott», ihm im Glück «Demuth vor den Göttern zu schenken». Lucretius spricht von dem Wahn, «Weltreiche zu gebären», und Collatinus erhebt sich gar zu der Anschauung: «Um die Menschheit ist der Mensch gemacht!» Was sind Shakspeare's Trommeln in seinen Römerstücken gegen diese Verstöße? Ueberall redet hier der moderne gelehrte deutsche Philolog.“ Wir könnten die Aufzählung dieser Anachronismen noch vervollständigen durch die spaßhafte Aeußerung des Prinz Sextus, der wie irgendein liederlicher moderner Prinz gern „die römischen Mädchen am Fenster“ sitzen sieht, ein Vergnügen, das er wol schwerlich selbst wird genossen haben, und das nur eine

Reminiscenz aus irgendeinem Clauren'schen Roman sein kann, welchen der anachronistische Prinz in seinen Mußestunden gelesen hat. Die „Volkszeitung", welche sich über das Werk und das Talent des Dichters am wärmsten äußert und sich anfangs für antike Stoffe erklärt und den Dramatiker „die Herausarbeitung eines rein menschlichen Gehalts aus den historisch gegebenen Thatsachen" nachrühmt, muß sich doch später zu der „Einschränkung" verstehen, daß nur der erste Theil der Tragödie dieser Anforderung entspricht, und sagt in Bezug auf den zweiten, auf die Verbannung Collatin's und das Gericht des Brutus über seine Söhne, sehr treffend: „Das ist kein Thun und kein Empfinden, das zu dem Verstand und Herzen unserer Zeit und unsers Volks Eingang hat. Das germanische Bewußtsein, das moderne Empfinden hat keine Brücke zum Verständniß dieser Sittlichkeit. Ihre Größe ist mit jener Phase der Civilisation begraben; sie ist für uns keine lebendige, sondern nur eine historische, monumentale. Uns graut vor ihr, aber sie erhebt uns nicht. Sie erscheint uns vielmehr als eine Schuld, aber eine Schuld, deren tragische Sühne nicht läuternd und befriedigend auf uns wirkt, weil sie nicht eine subjective Verschuldung des seiner Zeit vorangeeilten Individuums, sondern eine Schuld des Zeitalters selbst ist. Das Individuum geht hier gerade an seiner Tugend zu Grunde, an der selbstlosen Unterordnung unter das Gesetz einer Zeit und eines Staates, dessen sittliche Substanz zu dem Bewußtsein unserer christlich-germanischen Welt in dem schneidendsten und schreiendsten Widerspruche steht."

Wie die Wahl des Stoffs erfährt auch die Composition einstimmigen Tadel. „Es sind zwei Tragödien", sagt auch die „Volkszeitung", „die sich neben- oder vielmehr nacheinander abwickeln", und das Stück hat „in der That zwei Helden, beide an Bedeutung einander ziemlich gleich, deren Handlungen und Geschicke, nur theilweise ineinandergreifend, in dem größten Theile des Stücks nebeneinander sich entwickeln." Die „National-Zeitung" weist sogar drei Handlungen nach und nennt das Stück nur „einen Aufbau lose aneinandergereihter Scenen". Auch der Kreuzzeitung erscheint das Lindner'sche Drama dem Baue nach nicht als einheitliche Handlung, sie tadelt, „daß nach dem dritten Acte die Staatsaction vorwalte und das politische Interesse das menschliche überwiege".

Eine neue Shakspeare-Uebersetzung.

In dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" kündigt die Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus eine vollständig neue Uebersetzung von Shakspeare's „Dramatischen Werken" an, welche von Friedrich Bodenstedt herausgegeben wird, unter Mitwirkung des hervorragenden Textkritikers Nikolaus Delius, nach dessen Textrevision die Uebersetzungen verfaßt werden und der dem Herausgeber mit seinem Rathe zur Seite steht. Außer Bodenstedt, der sich in seinen Aneignungen und Uebersetzungen stets als überaus formgewandt und graziös bewährt hat, werden sich Otto Gildemeister, dessen meisterhafte Byron-Uebersetzung wir nächstens würdigen, Paul Heyse, der sich bisher vorzüglich als Uebersetzer aus den romanischen Sprachen bewährt hat, Hermann Kurz u. a. bei dem vielversprechenden Unternehmen betheiligen. Vier Stücke befinden sich bereits unter der Presse: „Othello", übersetzt von Bodenstedt; „König Johann", übersetzt von Gildemeister; „Die lustigen Weiber von Windsor", übersetzt von Kurz; „Antonius und Kleopatra", übersetzt von Heyse. Jedem Stück soll eine Einleitung vorangehen, welche alles, was über Zeit und Anlaß der Entstehung desselben erforscht worden ist, in gedrängter Darstellung zusammenfaßt, sowie die ästhetischen Gesichtspunkte hervorhebt, die für das Verständniß der Composition in Betracht kommen; schwierige Stellen sollen durch Noten theils sprachlichen, theils sachlichen Inhalts erläutert werden. Die Fortschritte des deutschen sprachlichen Genius wie der englischen Textkritik seit der Zeit der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung sind so unleugbar, daß dadurch das Unternehmen vollkommen gerechtfertigt ist. Wenngleich die A. W. Schlegel'schen Uebersetzungen in Bezug auf ihre sprachlichen Vorzüge auch heute noch kaum und nur in Einzelheiten übertroffen werden können, so hat der neue Uebersetzer doch gerade durch die vorgeschrittene Textkritik einen bedeutenden Vorsprung vor jenem bewährten Meister. Was aber die von Ludwig Tieck und Dorothea Tieck übersetzten Stücke betrifft, so ist eine neue Verdeutschung derselben ein schon lange gefühltes Bedürfniß auch von seiten der Bühnen, und eine Uebersetzung derselben, die auf der Höhe der heutigen Uebersetzungskunst steht, wird nicht nur dem Publikum den großen britischen Dichter in einem wesentlich neuen Lichte zeigen, sondern auch allen Theatern als ein neuer authentischer, den Aufführungen zu Grunde zu legender Text willkommen sein.

Bibliographie.

Autographen deutscher Dichter. Nach bisher ungedruckten Dichtungen in Original-Handschriften ꝛc. Hamburg, Gebr. Spiro. 1866. Gr. 4. 2 Thlr.

Baumgarten, H., Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik. Berlin, G. Reimer. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Beitzke, H., Das preußische Heer vor und nach der Reorganisation, seine Stärke und Zusammensetzung im Kriege 1866. Berlin, Koblitz. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Blanckarts, M., Kriegs-Gedichte. Der Königl. preußischen Armee gewidmet. Düsseldorf, Schaub. 1866. 8. 10 Ngr.

Bodenstedt, Fr., Album deutscher Kunst und Dichtung. Berlin, Grote. Gr. 4. 4 Thlr. 10 Ngr.

Briefe aus Pfäfers. Den Freunden dieses Bades gewidmet von einem Kurgast. Zürich, Schultheß. Gr. 16. 8 Ngr.

Buzzi, A. Ritter v., Dramatischer Nachlaß. Wien, Wallishausser. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Carlén, Rosa, Die Liebe eines Vagabunden. Roman. Deutsch von H. Helms. Leipzig, Gerhard. 8. 2 Thlr.

Corbière, Die Volkswirthschaftslehre vom Standpunkte des Christenthums. Aus dem Französischen von A. Plifke. Autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr.

Freimund's Lieder. Nördlingen, Beck. 1866. 16. 15 Ngr.

Gab, A. u. K. v. Holtei, Preußische Kriegs- und Siegeslieder. Breslau, Trewendt. 1866. 8. 1 Ngr.

Gelich, R., Briefe eines alten Soldaten über den Krieg im Norden, die k. k. österreichische, die k. preussische und die k. italienische Armee. Wien, Gerold's Sohn. 8. 16 Ngr.

Gerhard, E., Gesammelte akademische Abhandlungen und kleine Schriften. 1ster Bd. Berlin, G. Reimer. 1866. Gr. 8. 6 Thlr.

Grabowski, S. Graf, Der Schatz der Alchymisten. Nach dem Französischen. 6 Bde. Berlin, Sacco Nachf. 8. 4 Thlr.

Grüning, E., Friedrich Barbarossa in epischen Bildern. Hamburg, Grüning. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Eudoxia, die Kaiserin. Ein Zeitgemälde aus dem 5. Jahrhundert. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 1866. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Hanne, J. W., Anti-Hengstenberg. Drei protestantische Briefe nebst einem Anhang protestantischer Thesen. Elberfeld, Friderichs. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Helene. Eine Erzählung für christliche Kreise. Leipzig, Naumann. 8. 18 Ngr.

Hoffmann, K., Dichterblüthen. Eine Festgabe für deutsche Frauen. Bonn, Henry. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kluge, E., Königgrätz, Preussen's Ehrenspiegel. Eine Perle für jedes treue Preussenherz. Episches Gemälde. Dessau, Neubürger. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. 13tes bis 17tes Heft. Berlin, Lüderitz. 1866. Gr. 8. à 5 Ngr.

Schack, A. F. v., Gedichte. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleswig-Holstein und die Annexion. Von einem Schleswig-Holsteiner. Freiburg im Br., Schmidt. Gr. 8. 4 Ngr.

Schmidt, W., Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Romänen Siebenbürgens. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volksmythus. Hermannstadt, Steinhaussen. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Schneider, L., König Wilhelm im Jahre 1866. Berlin, Schweigger. 1866. 8. 7½ Ngr.

Schupp, O., Hurdy-Gurdy. Bilder aus einem Landgängerdorfe. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 8. 8 Ngr.

Siebel, C., Gruß aus Rheinland. Neue Blüthen rheinischer Dichtkunst. 2te Aufl. Elberfeld, Reinhardt. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sigwart, C., Spinoza's neuentdeckter Tractat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit. Erläutert und in seiner Bedeutung für das Verständniss des Spinozismus untersucht. Gotha, Besser. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Die deutschen Volksbücher. Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt von K. Simrock. 13ter Bd. Frankfurt a. M., Winter. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Romane

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen von **August Kretzschmar.**

Wohlfeile Ausgabe.

44 Bände. 8. Geh. Preis jedes Bandes 10 Ngr.

Inhalt:

1.—3.	Band.	**Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke.** Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zweite Auflage. Drei Theile.
4.—6.	„	**Kleinere Erzählungen.** Drei Theile.
7.	„	**Die Ehe.** Eine Erzählung.
8.	„	**Die Schutzlosen.** Eine Erzählung.
9.—11.	„	**Schuld und Unschuld.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
12.—14.	„	**Zwei Familienmütter.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
15.—17.	„	**Blätter aus dem Frauenleben.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
18.—20.	„	**Die Kinder der Arbeit.** Eine Erzählung. Drei Theile.
21.—23.	„	**Wilhelm Stjernkrona.** Oder: **Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal?** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
24.—25.	„	**Die Frau eines eiteln Mannes.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
26.—27.	„	**Die Witwe und ihre Kinder.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
28.—29.	„	**Ein Opfer der Rache.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
30.—31.	„	**Die Emancipationswuth.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
32.—34.	„	**Die Arbeit adelt.** Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zweite Auflage. Drei Theile.
35.	„	**Mathilde** oder **Ein gefallsüchtiges Weib.** Eine Erzählung. Zweite Auflage.
36.—39.	„	**Der Rechte.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Vier Theile.
40.—41.	„	**Die Leidenschaften.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
42.—44.	„	**Gold und Name.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.

Um die beliebten Romane der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwartz, welche wegen der darin enthaltenen edeln Darstellungen des häuslichen Lebens und der vorwaltenden sittlichen Tendenz die allgemeinste Verbreitung in deutschen Familien verdienen, dem Privatbesitz zugänglicher zu machen, wurde diese wohlfeile Gesammtausgabe derselben zum Preise von nur 10 Ngr. für den mit großer Schrift gedruckten Octavband veranstaltet. Dieselbe ist nun abgeschlossen und kann vollständig oder auch in einzelnen Bänden durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Diderot's Leben und Werke.

Von

Karl Rosenkranz.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Eine gerechte und gründliche Würdigung, wie sie Voltaire und Rousseau zutheil geworden, hat Diderot, ein Autor, dessen Name seit Lessing auch beim deutschen Publikum populär ist, bisher weder in Frankreich noch in Deutschland erfahren. Das vorliegende Werk füllt diese Lücke glänzend aus. Es enthält ein erschöpfendes, nach allen Seiten vertieftes, treues und objectives Bild Diderot's, gezeichnet von Karl Rosenkranz, der sein Talent für biographische Darstellungen der Nation schon lange rühmlich bekundet hat. Literarhistorikern, Philosophen, Theologen, Künstlern, Naturforschern, Politikern, wie überhaupt allen gebildeten Kreisen Deutschlands ist damit eine ergiebige und leicht zugängliche Quelle der Belehrung und des Genusses eröffnet; denn der Verfasser bietet, ohne der Würde der wissenschaftlichen Untersuchung Eintrag zu thun, eine solche Fülle von Anekdoten, von sittengeschichtlichen Momenten und von interessanten Auszügen aus Diderot's Dichtungen, daß auch die Unterhaltung reiche Nahrung findet.

In den „Deutschen Blättern" (Jahrgang 1866, Nr. 42) heißt es über das Werk: „Ohne die vielen Bände der Diderot'schen Schriften durchzulesen, soll der heutige Leser in den Stand gesetzt werden, sich selber ein Urtheil bilden zu können. Dieser Zweck ist in den uns vorliegenden zwei Bänden vollständig erreicht, soweit wir unserm eigenen Eindrucke vertrauen dürfen. Aber auch ohnedies gehört das Buch durch seinen fesselnden Charakter, durch eine Fülle von interessanten Schilderungen und den großen Reichthum des von ihm gebotenen Bildungsstoffs zu dem Besten, was seit langer Zeit in Deutschland geschrieben worden ist. Der Reihe von biographischen Denkmalen, welche in den letzten zehn Jahren die Theilnahme des Publikums gewonnen haben, reiht es sich nicht blos würdig an, sondern übertrifft manche derselben durch Gründlichkeit des Inhalts und den Glanz einer lebensvollen Darstellung."

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Breslau.**

Soeben erschienen:

Catull's Gedichte

in ihrem geschichtlichen Zusammenhange übersetzt und erläutert

von **Rudolf Westphal.**

18½ Bogen. Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Plutarch über Musik

von **Rudolf Westphal.**

9 Bogen. Gr. 8. Geh. Preis 1¼ Thlr.

Früher erschienen:

Westphal, Rudolf; Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik. Erste Abtheilung. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Westphal, Rudolf; System der antiken Rhythmik. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 7. Februar 1867.

Inhalt: Friedrich von Schack als Lyriker. Von Rudolf Gottschall. — Leben und Seele. Von Julius Frauenstädt. (Beschluß.) — Zwei Uebersetzungen des „König Lear". Von Wilhelm Andreä. — Eine Geschichte des Johanniterordens. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Zu Goethe's Aufenthalt in Ems im Sommer 1774; Intendanten und Dichter.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich von Schack als Lyriker.

Gedichte von Adolf Friedrich von Schack. Berlin, Hertz. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist wohlthuend, wenn man nach dem vielen nichtssagenden Singsang des Tags wieder einmal einer gedankenvollen Gedichtsammlung begegnet, welche den Geist mit weitern Perspectiven erfreut und nicht blos die gewohnten lyrischen Lerchentriller aufschlägt. Es gibt zwar noch immer eine Richtung der Kunst, welche den Gehalt für ganz gleichgültig erklärt und die ganze Bedeutung der Kunst in dem Wie findet. Diese sich spreizenden Formpoeten, zu denen sich neuerdings Albert Lindner in der Vorrede zu seinem Preisstück „Brutus und Collatinus" gesellte, werden bei allem Talent niemals in der Literatur irgendeine Bedeutung gewinnen, wenn sie nicht im Geiste unserer classischen Autoren auf den innern Gehalt den Hauptnachdruck legen lernen und überhaupt einen bedeutsamen geistigen Inhalt aus einem originell-schöpferischen Genius herausgebären, einen Inhalt, der mit den tiefsten Problemen der Zeit gesättigt ist. Von der Lyrik besonders verlangen wir, daß sie entweder für den Ausdruck der Empfindungen nicht nachgeahmte und unnachahmliche Klänge finde, oder daß sie geistvoll und erhebend uns Fern- und Tiefblicke in die Welt, die Geschichte, das Menschenleben eröffne. Diejenigen, welche die gedankenvolle Lyrik ausschließen möchten, denken nur immer an das componirbare Lied, in welchem sich für sie die Lyrik verkörpert, und vergessen, daß gerade die höhern Formen der Lyrik, die Ode, die Elegie, einen reichen und tiefen Gedankeninhalt verlangen, und daß von unsern drei größten classischen Lyrikern, Klopstock, Schiller und Goethe, die beiden ersten gar nicht zu den Liederdichtern gezählt werden können. Es ist die romantische Begeisterung für das „Volkslied", welche, wenn nicht unsere Lyrik, so doch unsere Lyriker so weit heruntergebracht hat, daß wir ganze Bändchen voll der leersten Bänkelsängerei erhalten. Jene Begeisterung war an sich berechtigt; nur wo sie sich zu einer Theorie von vornehmster Ausschließlichkeit krystallisirte, wurde sie verhängnißvoll für die Entwickelung unserer Literatur.

In der vorliegenden Sammlung der Schack'schen Gedichte überwiegt nun bei weitem die höhere Lyrik der Reflexion und des begeisterten Aufschwungs über die eigentliche Liederpoesie. Der Dichter hat sich durch seine meisterhaften Uebersetzungen und Aneignungen aus dem Persischen und Indischen einen Namen gemacht. Gleichwol zeigt er sich, trotz dieser ein ganzes Leben ausfüllenden Beschäftigung, keineswegs von den Mustern des Orients beherrscht. Nicht nur weht ein thatkräftiger abendländischer Geist durch seine Gedichte, wir bleiben auch mit Ghaselen und Makamen und andern östlichen Versbildungen verschont, und nirgends überwiegt die in einzelne Gnomen aufgelöste Didaktik. Schack hat durchaus nicht das Zeug zu einem Brahmanen — und wenn sich etwas vom orientalischen Geist in ihm abspiegelt, so ist es mehr die Ritterlichkeit der iranischen Helden, Firdusi's arisch-germanische Energie oder die westöstliche Thatkraft der auf der Alhambra thronenden mohammedanischen Ritter. Wol sehnt er sich bisweilen, wie in dem Gedicht „India", nach den das Weltgeheimniß hütenden Tempeln am Gangesstrom, dorthin, wo der Geist der Urzeit in den windbewegten Palmen von den Wunderträumen der ersten Weltnacht singt; doch das bleibt nur eine vorüberfliehende Stimmung, dieser „brütende Tiefsinn" wird nie die Seele der Dichtungen selbst. Die „Lieder aus Granada" aber feiern elegisch die versunkene Herrlichkeit der Khalifen:

Erloschen ist der Stern von Jemen,
Zerstört die Welt, die er beschien,
Nichts blieb zurück als bleiche Schemen,
Die nächtlich um die Trümmer ziehn.

Der Dichter versenkt sich noch einmal in die mondbeglänzte Zaubernacht jener Tage und beschwört sie herauf in dem formell meisterhaften Gedicht:

Abendliche Geister wandeln
Durch das Laubwerk hin und wieder,
Doch, berauscht vom Duft der Mandeln,
Sinken sie in Schlummer nieder.

Funkelnd, groß wie eine Sonne,
Gießt der Wunderstern vom Süden,
Gießt Canopus süßre Wonne,
Heißern Traumglanz auf die Müden.

Nun noch einmal, Nacht der Nächte,
Zauberweib vom Morgenlande,
Zeig' noch einmal dich als echte
Sultanin im Prachtgewande!

Einmal noch im Purpurflore,
Der um Thal und Hügel walle,
Zieh herein durch diese Thore
Zu der alten Königshalle!

Feur'ge Meteore lasse
Durch die Himmelswölbung schießen
Und auf Gärten und Terrasse
Rothe Flammen niedergießen!

Bunte Wunderlampen hänge,
Wie sie Aladdin besessen,
In die Lauben, in die Gänge,
An die Zweige der Cypressen!

Wirf empor die Silberwellen
Aus den Alabasterschalen,
Daß sie hell wie Naphthaquellen
Durch der Gärten Dämm'rung strahlen!

Auf den flüssigen Krystallen,
Wie sie kreisend sich verschlingen,
Wie sie steigen, wie sie fallen,
Mag ein Lied des Ostens klingen!

Ja, du nahst dich! Durch die Cedern
Säuselt wollustvolles Flüstern,
Plätschernd in den Marmorbädern
Regen sich die Wellen lüstern.

Heißer athmet's in den Rosen,
Heller leuchtet die Limone
Wie ein Mond im regungslosen
Himmel ihrer Blätterkrone,

Und in allen Corridoren
Mit der Köschke goldnen Gittern
Scheint das Zauberschloß der Mohren
Von geheimer Lust zu zittern.

Ich indeß auf goldnem Polster,
Frei von Wünschen und Bedürfen,
Einmal will ich noch in vollster
Seligkeit das Dasein schlürfen.

Laß die duft'gen Flocken stieben,
Die den Schlaf herniederthauen,
Und im Traume mich die sieben
Himmel des Propheten schauen!

Sonst stoßen wir auf keine orientalischen Stoffe, ausgenommen die Ballade: „Mahmud der Gasnevide." Der Held ist ein mohammedanischer Brutus. Nureddin beklagt sich bei dem Sultan, daß ein Krieger seines Hofs frech in seinen Harem eindringe und mit seinen Weibern schwelge. Der Sultan fürchtet, es könne sein Sohn sein, der seit langer Zeit auf schlimmem Pfade wandle. Deshalb läßt er alle Fackeln auslöschen und tödtet den Frevler im Dunkeln:

Und, daß sein Anblick nicht die Hand mir hemmte bei dem Strafgericht,
Vollstreckt' ich es in Finsterniß; dem Himmel Dank, er war es nicht!

Wie viel zartfühlender ist doch dieser strenge mohammedanische Richter als der Römer Brutus, dessen hartherziger Patriotismus uns in der neuesten Haupt- und Staatsaction unserer Bühnen als ein großes Muster vorgeführt wird.

Der kosmopolitische Zug, der Zug einer an allem Schönen und Großen sich erfreuenden Bildung spricht sich schon in dem Einleitungsgedicht: „An den Genius", aus:

Mit Indiens Weisen in den Siedelein,
Wo Ganga rauscht an Wasserlilienbeeten,
Mit Zoroaster bei des Feuers Schein,
Des heiligen, zu dem die Parsen beten,
Wie mit Arabiens kühnen Wüstensöhnen
Sprach ich vertraut in ihrer Sprache Tönen.

Und gleich dem Geist, nicht haftend an der Scholle,
Schritt pilgernd auch mein Fuß von Land zu Land;
Die Erde breitete wie eine Rolle
Ihr Schönstes vor mir aus; bald hoch vom Rand
Des Schiffs, bald von der Alpen steilstem Pic
In ihren Wundern schwelgte mir der Blick.

Für alles, was erhaben ist und groß,
Ließ mir Italien die Seele flammen;
An ihrer Brust erzogen, hehre Ammen,
Sie die Sibyllen Michel Angelo's,
Und in des Tabor himmlischem Gesicht
Trug Rafael sie auf zum ew'gen Licht.

Ich sah beim Grab Achill's am Meeressaum
Die Welt Homer's sich aus der Flut erheben,
Und träumte mit dem hundertthor'gen Theben,
An eine Sphynx gelehnt, den Urwelttraum,
Bis übern Nil daher geheimnißvoll
Der Morgengruß von Memnon's Lippen quoll.

Doch dieser Kosmopolitismus verflüchtigt sich nirgends in ein kaltes und dilettantisches Herumnaschen an den verschiedenartigsten Blüten der Cultur, nirgends in eine geistige Zersplitterung; wir erhalten keinen Orbis-pictus, keine Galerie unzusammenhängender Bilder. Die innere Einheit liegt in dem Kern einer festen Weltanschauung, welche dem Genius des Jahrhunderts huldigt. In jener Hymne, die der Dichter dem kommenden „neuen Jahrhundert" singt, wird das durch seinen Geist siegreiche Menschenthum gefeiert; nimmt er das glänzende Colorit doch nur aus den Bestrebungen unsers Jahrhunderts, die er, vielleicht rascher, als es der Weltgeist in einem Säculum vermag, der Vollendung entgegenführt. Da singt er vom Menschen:

Er, der einst auf Eichenpfählen in der Seen Grund gerammt,
Dem Geschick, dem grausen, fluchte, das zum Dasein ihn verdammt,
Nun der Elemente Meister, Herrscher über Zeit und Raum,
Herrlich sich erfüllen sieht er alter Seher Wundertraum,
Segelt durch den höchsten Aether hin auf luftbeschwingtem Kahn,
Taucht durch blauer Wogen Zwielicht in den tiefsten Ocean.
Ihm gehorcht der Blitz als Sklave; in das grenzenlose All
Trägt den Blick ihm Frauenhofer auf den Flügeln von Krystall;
Durch den Sternennebel dringend, der als Lichtstrom niederträuft,
Sieht er neue Firmamente tief im funkelnden Raum gehäuft,
Und hinüber und herüber auf dem strahlenschnellen Weg
Mit Bewohnern fremder Welten führt er Zeichen-Zwiegespräch.
Aber hehrer noch als droben, wo sich Sonn' an Sonne reiht,
Unergründlich in der Seele ruht ihm die Unendlichkeit.
Wie aus weitentlegnen Himmeln, nie durchforscht vom Seherrohr,
Steigen der Gedanken große Sternenbilder ihm empor.
Fernhin schweift sein Adlerauge, jenseit dieses engen Jetzt,
Vom Beginn der Erdendinge bis zum dämmernden Zuletzt;

Nicht fortan im Unermeſſnen ſteht er rathlos und verwaiſt,
Ueber alle Räume breitet herrlich leuchtend ſich ſein Geiſt,
Und, im Leben wie im Tod ſich ſeiner Ewigkeit bewußt,
Jeglichem Geſchick entgegen trägt er frei und kühn die Bruſt.

Betrachten wir noch einige der culturhiſtoriſchen Fresken im Odenſtil, mit denen der Dichter ſeine Sammlung geſchmückt hat. „Die Tempel von Theben" ſind, wie einige dieſer Oden, nicht in antiken Versmaßen, ſondern in freien pindariſchen Rhythmen, d. h. in deutſchen Streckverſen geſchrieben, ohne eine andere Regel, als ſie die dunkle Empfindung eines rhythmiſchen Taktes gewährt. Obgleich auch Goethe ſeinen „Prometheus", ſeine „Harzreiſe" in dieſen reimloſen, der rhythmiſchen Schätzung ſich entziehenden Berszeilen geſchrieben, obgleich Heine in den „Nordſeebildern" ſeinem Beiſpiel gefolgt iſt und ſogar durch gewandt ſpieleriſche Behandlung dieſer unſcandirbaren Proſaverſe echt komiſche Effecte zu erzielen wußte, ſo glauben wir doch, daß der deutſche Sprachgenius entweder eine ſtrengere Rhythmik oder bei derſelben von dem Geſetz der Metrik entbundenen Freiheit mindeſtens die Geſchloſſenheit durch den Reim verlangt, wenn dieſe formloſe Form nicht ein allzu verwaſchenes künſtleriſches Gepräge behaupten ſoll.

In den „Tempeln von Theben" gedenkt der Dichter des jubelnden Gedränges, das einſt durch die Säulenſtraßen der hundertthorigen Stadt dahinzog bei den Siegeszügen des Seſoſtris. Da wandeln ihn bange Zweifel an über das Menſchengeſchick:

Ueber der Erde weiten Todtenacker
Bin ich gewandert;
Vom Auf- zum Niedergang verſank mir der Fuß
In der Aſche zerſtörten Lebens,
Wirbelte der Völker Staub
Unter meinem Tritt.
Werke von Uebermenſchen
Fand ich wie Kinderſpielwerk zerbrochen,
Reiche und Religionen
Bis auf den Namen verſchollen.
Und iſt in dem ew'gen Vergehn und Werden
Denn nirgends ein Halt?
All der Myriaden Menſchen Geſchick,
Die über die Erde geſchritten,
Iſt es, ein Irrlichttanz,
Im großen Dunkel erloſchen,
Und taumelt Geſchlecht auf Geſchlecht
Der Vernichtung entgegen,
Daß Ein Weltalter das andre betrauert,
Bis Vergeſſenheit alles verſchlingt?
O, in die öde Nacht des Gedankens
Laß einen Lichtſtrahl gleiten,
Daß in der Verzweiflung finſtern Abgrund
Nicht die zagende Seele verſinke!

Doch, wie es bei Heine heißt, „ein Narr wartet auf Antwort". Das Weltgeheimniß ruht ewig unenthüllt über allen Himmeln. Auf dem „Pic von Teneriffa", den Schack mit jenen großen Zügen der Naturmalerei darſtellt, wie ſie dem Odendichter ziemen, vergleicht der Dichter die furchtbaren Mächte der Tiefe mit den grauſen Dämonen, die im Menſchenherzen ſchlummern. In demſelben Stil der Fresko ſtellt er „Die Jungfrau" im Strahle der ſinkenden Sonne dar. Auch hier finden wir eine geiſtvolle Belebung eines an ſich todten Naturſchauſpiels:

Ueber die Stirn ihr gleitet
Bleich und golden und roth
Ein wechſelnder Schimmer.
Plötzlich erblaſſend
Vor den gähnenden Tiefen des Alls,
In die der Blick ihr hinunterſtarrt,
Scheint ſie zurückzubeben,
Dann wieder umfliegt
Ein roſiger Glanz ihr die Züge
Wie Widerſchein von Gedanken und Träumen,
Die ihr durch die Seele ziehen.

Gibt ſie mit Geiſtern anderer Welten
Sich Flammenzeichen,
Oder erblickt jenſeit der Erde
Ungeahnte Geheimniſſe,
Daß ſüßes Erſchrecken
Die Wangen ihr röthet?

Doch der Schimmer erliſcht,
Höher empor auf den Nebeln flutet die Nacht,
Und, den ſterblichen Blicken entrückt,
Mit den Sternen dort oben
Hält die Königin Zwiegeſpräch.

In der Ode: „Die Sibylle von Tibur", verkündet die altersgraue Prophetin, welche die Götter ſelbſt überlebt, in einer großen, man könnte ſagen geſchichtsphiloſophiſchen Viſion die ſich ablöſenden Weltalter. Es ſtarb der große Pan, der Wunderknabe im Hirtenlande verdrängte ihn; ſiegreich zog der neue Glaube ins Haus des Donnerers auf dem Capitol:

Jahrhunderte kamen und gingen
Und wieder dunkel ward's auf Erden;
Gefälſcht das heilige Wort der Liebe,
Die lautere Himmelsflamme
Zu düſterer Glut des Wahns verwandelt.
Bange ſchwere Träume
Träumten die Völker —
Und nun ſie erwacht,
Glaubensleeren Herzens ſtehn ſie
Inmitten zerfallender Tempel,
Hinſinkender Heiligenbilder.

Nun erhebt der Urwelt Seherin von neuem das Haupt und verkündet ihr letztes Prophetenwort, den Aufgang der großen Sonne, den neuen Gott, den alle Geſchlechter erſehnt und die „goldene Zeit". Gönne man den Dichtern die ſchönen Zukunftsträume! Die Peſſimiſten freilich werden über dieſe roſenfarbigen Viſionen lachen und die „Sibylle von Tibur" darauf hinweiſen, daß unter der Herrſchaft des großen Pan, wie unter der des Hirtenknaben und in allen kommenden Weltaltern die Erde rund bleibt und ſich ſtets um dieſelbe Achſe dreht. Einige andere odenartige Gedichte ſind in ottave rime verfaßt, wie das Gedicht „Aetna", die mehr Horaziſche Ode: „Ein jeder ſuche, was ihn glücklich macht" und die Hymne auf „Amerika", erfüllt von demſelben zukunftsfreudigen Idealismus, der als ein charakteriſtiſcher Zug der Schack'ſchen Gedichte erſcheint, namentlich wenn man ſie mit den düſtern Paſſionshymnen Hermann Lingg's vergleicht:

An deiner Wasserstürze Bett, an deinen Urwelt-Seen
Wird eine junge Menschheit, groß und frei wie sie, erstehen,
Und in dem Bade der Natur, der heil'gen, ewig treuen,
Das jeden Flecken von ihr nimmt, unsterblich sich erneuen.
Ihr bieten Wald und Flur und Schlucht, Gebirge ihr und Thale
Den Trank, draus sie Begeistrung schöpft, in immer voller Schale,
Und mit der Wunderwelt umher, wo Ranke sich an Ranke
Auf zu den Baumgiganten schlingt, erhebt sich ihr Gedanke
Und wuchert mit dem Wald und wiegt im Sturm der Tropenzonen,
Wenn Donner durch die Zweige hallt, sich in den Wipfelkronen.
Hinab, wo Riesenstämme sich vorüber an gezackten
Felsklippen wälzen, stürzt ihr Geist sich mit den Katarakten,
Und überfliegt der Anden Haupt, daß er aus fernstem Blaue,
Wo sonnennah der Condor schwebt, den Erdball überschaue.
So, wenn schon längst jenseit des Meers durch öder Schlösser Mauern,
Durch eingesunkner Dome Dach des Herbstes Stürme schauern,
Erschließest du, Amerika, die mächt'gen Tempelhallen,
Wo fort und fort im Feierchor der Völker Hymnen schallen,
Und bei der Menschheit Siegesfest auf deinen Cordilleren
Der Opferbrand gen Himmel steigt hoch von den Eisaltären.

Exotische Bilder mit Freiligrath'schem Colorit sind: „Mittagsruhe bei Magnesia", „Jaffa", „Auf dem Nil" u. a., während sich auch classische Landschaften im Poussin'schen und Claude Lorrain'schen Stil finden: „Aus Sicilien", „Der Tempel von Aegina", „Im Theater des Dionysos", ein Gedicht, in welchem zugleich die antike Tragik gefeiert wird. Eins der stimmungsvollsten und schönsten Gedichte dieses Genres ist das folgende:

La Cava.

Mit ihren Heerden kehren heim die Hirten,
Indessen langsam sich die Sonne senkt
Und Wald und Flur und das Gebüsch der Myrten
Mit ihrem Strahlenregen tränkt.

Schon liegt der Schatten auf den Rebgeländen
Und in den Schluchten, wo der Bergstrom rollt,
Die schlanken Pinien an den Felsenwänden
Nur schimmern noch im Sonnengold.

Auf Berg und Thal welch märchenhaftes Schweigen!
Kaum daß der Abendwind die Schwinge regt
Und aus den Mandel-, den Granatenzweigen
Die heißen Düfte weiter trägt.

Und dennoch durch die allgeheime Stille
Schleicht, kaum vernehmbar, ein gedämpftes Ach!
Und schluchzt durch Schmelz und Duft und Blütenfülle
Hernieder mit dem Silberbach.

Und laut und lauter klagt es, wie im Westen
Des Lichtes letzter matter Schein verfliegt
Und sanft der Nachtwind in den Lorberästen
Die Nachtigall in Schlummer wiegt.

O große Mutter, das ist deine Trauer!
Weg scherzt des Tages bunter Glanz sie nur,
Nachts aber weinst in dichter Haine Schauer
Du deine Schmerzen aus, Natur!

Wenden wir uns zu den erzählenden Gedichten der Sammlung, so können wir ihnen nicht dasselbe uneingeschränkte Lob zutheil werden lassen; einige erscheinen zu breit angelegt; das beschreibende Element spielt in ihnen eine zu große Rolle. Man kann allerdings einzelnen Schiller'schen Balladen, z. B. dem „Kampf mit dem Drachen", dasselbe vorwerfen; doch bei aller Ausführlichkeit der Schilderung besaß Schiller auch die Gabe, die dem Anschein nach auseinanderfallenden Bestandtheile seiner Erzählung wieder energisch zusammenzuraffen, die zerstreuten Strahlen wieder auf einen Brennpunkt zu sammeln. Wenn er in dem „Taucher" die seltsame Unterwelt des Oceans mit ihren Ungeheuern in einer Weise dargestellt hat, die uns an eine poetisch illustrirte Naturgeschichte erinnert, so spricht er in dem Schlußverse, namentlich in den zwei Schlußzeilen des Gedichts doch die Pointe der uns vorgeführten Begebenheit mit jener Prägnanz aus, welche Bild und Ausdruck unauslöschlich der Seele einprägt. Diese Prägnanz vermissen wir in vielen Schack'schen Balladen; dagegen ist das Colorit derselben stets glänzend und bestechend und die Form durchweg geschmackvoll. Die meisten können für kleinere poetisch-historische Erzählungen gelten. Das Alterthum hat den reichhaltigsten Stoff beigesteuert; wir erinnern an Gedichte wie „Stesichoros", „Himilkon", „Evadne", „Die Athener in Syrakus", „Metella", „Das verschlossene Thor" und „Die seligen Inseln". Die letzte Ballade verdient ohne Frage den Vorzug. Hier liegt der Erzählung ein sich geistvoll zuspitzender Gedankeninhalt zu Grunde, und überall, wo der Dichter auf das Erz eines solchen geistig bedeutsamen Inhalts stößt, da hören wir echten Vollklang der Poesie. Sertorius in Iberien, müde des Parteikampfes, bedroht von dem Heere des Pompejus, sieht, am Strande sitzend, plötzlich zwei junge Schiffer vor sich in fremdartiger Tracht, und fragt sie, woher sie kommen?

Sodann die zwei: O Herr, wir schifften
Von weitentlegnen Inseln her;
Grün sind dort immerdar die Triften,
Von Früchten stets die Aeste schwer;
Wenn ringsumher die Stürme wüthen,
Dort schüttelt von den duft'gen Blüten
Ein sanfter Westwind kaum den Thau,
Und über grünen Laubenhallen,
Voll von Gesang der Nachtigallen,
Lacht immer klar des Himmels Blau.

Froh athmen dort die Atlantiden,
Wie in der alten goldnen Zeit;
Nie drang in ihren tiefen Frieden
Ein Ton von euerm Zwist und Streit;
Ihr Leben ist ein süßes Träumen
Auf Felshöhn bei der Meerflut Schäumen
Und in der Grotten Dämmerlicht,
Indessen in dem Wogenschlage
Sich fernehin der Erde Klage
Verhallend an den Klippen bricht.

Sertorius beschließt, sich auf diese Inseln zu flüchten. Die Schiffer erklären, daß nach dem Ausspruch des Orakels die Fahrt sich an den Calenden des August glücklich vollenden lasse, und versprechen dann wiederzukehren. Als er an diesem Tage einen Boten an den Strand entsendet, will keiner von solchen Schiffern eine Spur entdeckt haben:

Heim dann zum Zelte kam der Bote,
Und sieh! am Boden liegend fand
Er den Sertorius, bleich wie Todte,
Erdolcht von der Verschwörer Hand;

Hernieder durch der Zeltwand Spalte
Fiel auf sein Angesicht, das kalte,
Vom Meere her des Vollmonds Schein.
Erfüllt war ihm der Götter Wille;
Zu Frieden ging er und zu Stille
An des August Calenden ein.

„St.-Amarus" ist eine Legende, die indeß nicht auf den Goldgrund der trivialen legendarischen Poesie hingemalt ist, sondern geistvolle Perspectiven darbietet und die Unendlichkeit des Kosmos vor unsern Augen entrollt. Auch der Ballade des wilden Jägers in der „Burg Rodenstein" leiht Schack einen tiefern, unserm Jahrhundert verständlichen Sinn. Von den andern Balladen und Romanzen aus neuer Zeit möchten wir „Dembinsky" wegen seiner gedrungenen Fassung und seines liederartig klingenden Romanzentons den Vorzug geben.

Daß die Zahl der Lieder in der Sammlung eine geringe ist, haben wir bereits erwähnt. Der kleine Liedercyklus: „Aus der Heimat", enthält manches Ansprechende. Dennoch fehlt auch diesen Liedern jenes unsagbare Etwas, das wie ein unbestimmter Hauch der Empfindung über vielen Goethe'schen und Heine'schen Liedern zittert. Bei Schack kryställisirt und gestaltet sich die Empfindung zu rasch, wie der Winterhauch am Fenster zur Blume wird. Bald sind es gedankliche Wendungen, welche mit zu scharfer Bestimmtheit hervortreten, wie gleich im ersten Vers des Cyklus:

Laß still die Thräne rinnen,
Auf deinen Heimatherd!
Genesest du nicht innen,
Was ist das Außen werth?

Diese Reflexion wirkt von Haus aus erkältend und läßt das in den ersten zwei Zeilen sich warm ankündigende *Gefühl* nicht zum Austrag kommen. Wenn es in dem vierten Liede heißt:

Dem Wandrer gleich, der unbekannt
An unwirthbaren Küsten irrt,
So stand ich zweifelnd und verwirrt,
Ein Fremdling in dem eignen Land —

so fällt eine so ausgeführte Vergleichung gänzlich aus dem Stil des Liedes heraus. Auch in den „Liedern der Trauer" überwiegt die gedankenvolle Reflexion, eine gewisse poetische Eloquenz. Nur das dritte Lied hat echt stimmungsvollen Hauch:

Von dunkelm Schleier umsponnen
Ist mir das Tageslicht;
Wol steigen neue Sonnen —
Ich seh' sie nicht.

Mir schweift der Blick hinüber
In Weiten, dämmerfern;
Vom Himmel blinkt ein trüber
Einsamer Stern.

Ein Mädchen, bleich von Wangen,
Winkt mir von drüben zu:
Ich bin vorangegangen,
Was zögerst du?

Die Sammlung enthält auch einige Humoresken, die wir besonders wegen ihrer künstlerischen Fassung hervorheben möchten. Der Humor in Versen hatte bisher in Deutschland das Recht, salop zu sein, wir erinnern an Saphir und an die Nachahmer Heine's. Bei Heine selbst war diese Saloperie künstlerisch berechtigt; sie war mühsam herausgemeißelt zu einer buffoartigen Plastik und trug dabei den Stempel einer frappanten Originalität. Bei Heine's Nachfolgern trat diese Nachlässigkeit in brüsker Weise hervor. Desto nothwendiger war das Gegengewicht, das in der kunstvollen Form der satirischen Literaturdramen Platen's lag. Gerade die vornehmsten Versmaße und Strophenbildungen wurden hier zu Trägern des Humors gebraucht. Und wenn Heine der deutsche Aristophanes ist in Bezug auf die Zügel- und Rücksichtslosigkeit des Inhalts, so ist es Platen in Bezug auf die Meisterschaft krystallklarer Form. Doch während in die Fußstapfen Heine's ganze Dichterschulen traten, steht Platen mit seinen, vom Humor beflügelten Anapästen, achtfüßigen Trochäen und ottave rime noch immer einsam da. Der Grund ist sehr durchsichtig. Platen's formelle Meisterschaft ist nicht leicht einem Nachstrebenden erreichbar — und in der Komik glaubt man überhaupt das Recht zur Fratze zu haben; hier hält sich, um mit dem Dichter des „Romantischen Oedipus" zu sprechen, Silen's Maulesel für berechtigt, in die Saiten Apollo's hineinzugreifen.

Schack aber lehnt sich an das Platen'sche Muster an, z. B. in der in Chamouny geschriebenen „Epistel", in welcher die ottave rime, die kunstvoll gegliederten Strophen mit den oft gesuchten Reimen wesentlich dazu beitragen, eine komische Wirkung zu erzielen:

Noch immer huldigst du bei deinen Acten
Dem Landrecht oder ähnlichen Materien,
Indeß ich an den Arve-Kataraкten,
Schon weile, nah' dem Zauberland Hesperien.
So mahne denn in wohlgemessnen Takten
Dich dieser Brief an die verheißnen Ferien
Und locke dich aus deinem Hinterpommern
Zur Reise nach Italiens ew'gen Sommern!

Italien! In ew'ger Lust beseligt,
Liebt dort der Himmel seine Erdenbraut,
Nicht wie bei uns, wo bei dem blassen Schneelicht
Der eine gähnend auf den andern schaut —
So gähnen zwei, aus Convenienz verehlicht,
Schon am Altar sich an, wenn kaum getraut,
Und gähnend schleicht die Frau gleich nach der Heirath
Zur Küche, zu den Acten der Kanzleirath.

Eine andere Humoreske im phantastischen Stil ist „Auerbach's Keller", in welchem eine begeisterte Pilgerschar den Goethe-Cultus feiert: eine Phantasmagorie, die mit Mephisto's Faßritt abschließt. Auch hier wirken die gelehrten und fremdartigen Reime echt komisch:

Vor dem Trinken schon am Eßtisch
Waren wir begeistrungsvoll,
Daß der Versquell anapästisch
Von den Lippen niederquoll;
Und als gar ein Glas Burgunder
Erst zum Munde wir geführt,
Ward der Geist wie trockner Zunder
Uns zur Flamme angeschürt.

Laut, sodaß bei deinem Pathos
Fast das Glas vom Tische flog,
Declamirtest du Torquato's
Weltberühmten Monolog —

Iphigenien in Tauris
Pries vor allen Gustav mir,
Heinrich zeichnete im Bauriß
Goethe's Haus uns aufs Papier.

Hermann sprach: „Hinweg mit Posa,
Der die Welt verbessert hat,
Doch zugleich mit schaler Prosa
Den Parnaß gewässert hat!
Jener Dichter, welcher Thekla,
Neben dem, der Mignon schuf,
Dünkt mich eisig, wie der Hekla
Neben Aetna und Vesuv."

Schack hat sich in diesen „Gedichten" als ein hervorragender Dichter des münchener Kreises bewährt; sie stehen den spätern Geibel'schen Gedichten nah, nur daß ihr Inhalt weniger orthodox und verstimmt gegen die Zeit ist, sondern mit Begeisterung ihrem Fortschritt zu den großen Zielen der Menschheit folgt. **Rudolf Gottschall.**

Leben und Seele.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Solchen gedankenlosen Naturforschern gegenüber, wie den Lebenskraftleugnern, ist ein denkender Naturforscher eine wohlthuende Erscheinung. Ein solcher ist **Karl Gustav Carus**. Carus gehört noch zu den wenigen, in der Gegenwart immer seltener werdenden Naturforschern, die sich zu einer philosophischen Gesammtanschauung der Natur erheben. Er ist nicht blos ein Naturbeobachter, sondern auch ein Naturphilosoph. Seine uns gegenwärtig vorliegende „Vergleichende Psychologie" (Nr. 2) ist ein höchst verdienstliches Werk und entspricht einem wahren Bedürfniß. Denn die Psychologie kann nur dann gefördert werden, wenn man die menschliche Seele nicht in ihrer Isolirung, sondern im Zusammenhange mit allem Seelischen in der Natur auffaßt, wenn man also die verschiedenen Seelenstufen in der Natur betrachtet, welche sich der Beobachtung darbieten. Mit Recht bemerkt Carus im Vorwort, von vergleichender Anatomie zu vergleichender Psychologie sei nur ein Schritt. Schon zeitig schwebte ihm der Gedanke vor, alles, was das Studium der vergleichenden Anatomie ihm an wichtigen Resultaten geboten hatte, eigens zur Ausarbeitung eines Handbuchs über vergleichende Psychologie zu verwenden. Es bedurfte jedoch noch einer besondern Veranlassung, um ihm diesen schon frühzeitig gefaßten Plan nach manchen Unterbrechungen wieder näher zu bringen. Diese Veranlassung war das Erscheinen der „Psychologie comparée" des von Carus in seinen physiologischen Arbeiten immer besonders geschätzten Flourens, wodurch die in Carus vorhandenen Elemente einer derartigen Arbeit „sich sofort zu krystallisiren begannen". Die Art nämlich, wie Flourens verfuhr, der in seinem kleinen Buche eigentlich blos eine neue Ausgabe seiner Abhandlungen über Instinct, Intelligenz der Thiere und über Geisteskrankheit lieferte, konnte Carus für seine höhern Zwecke unmöglich befriedigen, sie wirkte vielmehr, trotz manches einzelnen Interessanten, um so dringender darauf hin, unabhängig von allen Frühern, jetzt eine Entwickelungsgeschichte der Thierseele vom Infusorium an bis zum menschenähnlichsten Affen zu geben und ein solches Gesammtbild dem gegenüberzustellen, was er einestheils in somatischer Beziehung in der vergleichenden Anatomie, anderntheils aber in seiner „Psyche" selbst als Entwickelungsgeschichte der menschlichen Seele, vom Embryo an bis zur Geistesreife des vollkommenen Menschen, gegeben hatte.

Carus' „Vergleichende Psychologie" ist also mehr als eine bunte Zusammenstellung einzelner Anekdoten aus dem Thierleben verschiedener Gattungen, wie bisher oft genug die Lehre von der Thierseele aufgefaßt worden war; sie beansprucht wissenschaftlichen Werth und besitzt ihn auch wirklich, wenngleich sie nicht ohne erhebliche Mängel ist.

Für eine vergleichende Psychologie kommt es vor allen Dingen darauf an, die psychischen Erscheinungen von den nichtpsychischen richtig abzuscheiden, also einen klaren Begriff von der Seele zu haben. Carus beginnt daher ganz richtig mit Erörterungen über das Wesen der Seele. Das Wort Seele hat einen allgemeinern und einen engern Sinn. Nach jenem bezeichnet es „jenen innern Lebensmittelpunkt eines organischen (namentlich animalischen) Wesens, in welchem wir die Grundbedingung alles Daseins und aller Entwickelung dieses Wesens anerkennen", also eigentlich die Lebenskraft, oder, wie es Schopenhauer ausdrückt, den Lebenswillen. In diesem allgemeinsten Sinne genommen, ist die Seele das unbewußt Schaffende und Treibende im Organismus, und es gibt also eine unbewußte Seele. „Allemal werden wir nicht anders können als jenes psychisch Ursprüngliche an und für sich niemals als ein Bewußtes, sondern stets als ein Unbewußtes vorauszusetzen, ein Unbewußtes, welches dann nur möglicherweise, und stets erst nach und nach, zum Bewußtsein sich durchbilden kann." Der Schlüssel zur Erkenntniß vom Wesen des bewußten Seelenlebens liegt nach Carus in der Region des Unbewußtseins.

Im engern Sinne bedeutet das Wort Seele nicht das unbewußt schaffende Lebensprincip des Organismus, sondern das Princip des Bewußtseins, das Princip, durch welches aus dem blos vegetirenden Organismus ein sensitiver und activer, zu oberst ein reflectiver und cogitativer wird.

In diesem letztern Sinne will Carus das Wort Seele in seiner comparativen Psychologie gebrauchen, sieht aber ein, daß die Grenze zwischen der bewußten und der unbewußten Seele schwer zu ziehen ist. Er sagt:

> Würde die Benennung „Seele" angenommen werden, um schlechthin jedes Centrum individuell organischen Lebens zu bezeichnen, so folgte unmittelbar daraus, daß wir nicht nur in den Pflanzen, sondern ebenso im wachsenden Krystall, in Weltkörpern und Weltkörpersystemen eine Seele annehmen müßten, gleichwie in den Thieren, als womit offenbar zu weit gegriffen und geradezu aller Sprachgebrauch verletzt wäre. Nichtsdestoweniger bleibt hier die Grenzbestimmung immer schwer und wird nur dann mit mehr Consequenz sich nachweisen lassen, wenn man auch in alledem der genetischen Methode streng nachgeht. Nimmermehr nämlich wird sich die Verschiedenheit einer „Seele" von dem, was wir die ideelle Lebensmitte eines Organismus genannt haben, deutlich nachweisen und erkennen

lassen, solange man diesen Unterschied rein und als einen absoluten zu fassen gedenkt, während er dagegen bald und ungesucht sich ergibt, sobald wir ihn als einen relativen zu ergreifen und darzustellen versuchen. Wir können nämlich zwar allerdings jener ideellen Lebensmitte, welche schon im mikroskopischen menschlichen Ei das Dasein dieser Urzelle selbst bedingt, potentia die Bedeutung einer noch einfachsten zartesten Psyche, einer bloßen anima vegetativa, oder animula, zuschreiben; bald aber wird sich zeigen, daß ihr actu doch noch in Wahrheit alles abgeht, was der Begriff irgendeines wahren Seelenlebens entschieden fordert.

Um einem Organismus über die ideelle Lebensmitte hinaus den Begriff Seele beilegen zu können, ist nach Carus erforderlich: „eine in derselben als Empfindendes und Gegenwirkendes, bald leidend, bald thätig sich beweisende Beziehung auf ein Aeußeres zum Zweck ihrer eigenen innern Ausbildung und Entwickelung". Diese lebendige Beziehung muß sich irgendwie bethätigen und durch Erregungsfähigkeit und Gegenwirkung sich offenbaren, welche von einem eigenen organischen Systeme, einem Nervensystem, bedingt werden.

Doch nur der Begriff der Seele läßt sich nach Carus in dieser Weise scharf von blos organischem Leben trennen; in der Wirklichkeit aber fehlen auch hier, wie in so vielem andern, entschiedene Grenzen, und allmähliche Uebergänge müssen anerkannt werden; denn es wäre möglich, daß z. B. in der Pflanze jene Beziehung an einzelnen Stellen durch gewisse andere Bildungen, welche ein Nervensystem ersetzen könnten, vertreten würde, sowie andererseits wieder selbst im Menschen, welcher diese ganze organische Stufenfolge durchläuft, sodaß seine erste einfachste organische Lebensmitte als Urzelle des Eies auch noch von keinem Nervensystem bedingt wird, der Begriff der Seele anfänglich nicht ganz erfüllt würde.

Kann nun sonach einestheils das organische Wachsthum, d. h. das immer weiter sich Vervielfältigen der Zelle im Bau eines höhern Organismus, zuletzt selbst zu der erhabenen Thatsache des Bewußtseins führen, so begreift sich leicht, daß überall, wo wir eine minder mächtige Grundidee des Organismus vorauszusetzen haben, dieselbe stufenweise Entwickelung oft auch eben nur ausreichen werde, eine auf niederer Stufe festgehaltene Seeleneigenthümlichkeit hervortreten zu lassen, und in dieser Weise erhalten wir dann alle jene verschiedenen, tabellarisch aufgeführten Formen der Thierseele.

Carus hat nämlich eine Seelentabelle entworfen, in welcher die abgestuften Thierseelen der verschiedenen Thierklassen den Entwickelungsstadien der menschlichen Seele entsprechen. Die verschiedenen Seelenstadien, die der Mensch innerhalb seiner Entwickelung durchläuft, fallen in der Reihenfolge der Thierwelt auseinander und bilden in derselben abgeschlossene Seelenstufen. Die Carus'sche Tabelle zeigt uns daher zwei ganz verschiedene Reihenfolgen, deren eine (auf der linken Seite der Tabelle) den Entwickelungsgang der menschlichen Seele begreift, während in der andern (rechts) eine sehr ähnliche Entwickelungsgeschichte, jedoch auf verschiedene Thierklassen sich vertheilend, verzeichnet ist. Die erstere Reihenfolge ist ein Continuum, die zweite ein Discretum seelischer Eigenthümlichkeiten.

Carus klagt über Armuth der Sprache, um alle diese verschiedenen Seelenstufen unterschiedlich zu bezeichnen und hat daher zum Theil eigene Benennungen gegeben. Er nimmt im ganzen sechs Seelenstufen an: 1) Anima vegetativa oder animula. Diese bildet beim Menschen den „unbewußten Seelenkeim"; in der Thierwelt gehören hierher die „Lebensmittelpunkte der Protorganismen und der niedern Organismen ohne irgend gesonderte Nerven". 2) Anima reproductiva, beim Menschen „unbewußte Embryoseele", bei den Thieren „seelische Lebensmitte höherer Dozoen". 3) Anima sensitiva, beim Menschen „unbewußte Seele des Neugeborenen mit dämmerndem Bewußtsein", bei den Thieren „unbewußte Seele niederer Mollusken und Anneliden". 4) Anima activa, „unbewußte Seele des Säuglings", „dunkel weltbewußte Seele höherer Weichthiere, Gliederthiere und niederster Hirnthiere". 5) Anima reflectiva, „Weltbewußtsein des kleinern Kindes mit aufsteigendem Selbstbewußtsein"; „Weltbewußtsein der höhern Hirnthiere". Endlich 6) anima cogitativa, „nur als Menschenseele verwirklicht"; bei den Thieren steht hier „vacat".

Hier erst, bei Nr. 6, bei der „anima cogitativa" oder, wie sie Carus auch nennt, „humano-divina", entsteht der Begriff der „geflügelten" Psyche, während die vorhergehenden Stufen, Nr. 3—5, von Carus als „ungeflügelte Psyche" bezeichnet werden, auf den ersten beiden aber von „Psyche" eigentlich noch nicht die Rede sein kann.

Was man nun auch an dieser Carus'schen Seelentafel, die an die naturphilosophische Schule erinnert, auszusetzen haben mag — dies wird man doch anerkennen müssen, daß Carus bestrebt ist, den beiden von uns oben bezeichneten, von Plato, Kant und Schopenhauer empfohlenen Grundsätzen aller Forschung, dem der Homogeneität und dem der Specification, gleicherweise Rechnung zu tragen. In allem Psychischen erkannt Carus ein Homogenes, Verwandtes; Bewußtes und Unbewußtes bilden nach ihm keinen absoluten Gegensatz, sondern, wie er gleich am Anfang sagt, das Unbewußte ist der Schlüssel des Bewußten. Demgemäß macht er auch an einer Stelle zwischen Menschen- und Thierseele keinen qualitativen, sondern nur einen quantitativen Unterschied. Denn er sagt ausdrücklich:

.... In alledem ist es das Wichtigste, daß wir auch hier die Ueberzeugung festhalten, die Thierseele sei qualitativ und an sich nichts wesentlich anderes als die Menschenseele; denn beide leben sich dar als die ideelle Seite eines Nervensystems und seiner Centralgebilde; aber der quantitative Entwickelungsgrad sei in beiden gar sehr verschieden, und erreiche im Thiere nie die hohe Stufe, für welche sie im Menschen bestimmt ist.

Aber hiermit stimmt es nicht, daß Carus wieder an andern Stellen den Gegensatz zwischen Thier- und Menschenseele so stark betont, denselben so sehr zur Kluft erweitert, daß nicht mehr blos ein quantitativer, sondern ein qualitativer Unterschied übrigbleibt. Die Frage: Gehört der Mensch naturgeschichtlich und physiologisch zu dem Thierreiche, oder ist er ein Wesen anderer höherer Ordnung? beantwortet Carus nämlich dahin, daß es sich nimmermehr vertheidigen lasse, den Menschen als Thier

aufzuführen. Schon die Sprache verbiete, ebenso wie von einer „Menschheit", von einer „Hundeheit", „Affenheit" zu reden, sie erlaube nur zwischen Menschheit und Thierheit (humanitas und bestialitas) zu unterscheiden. Diese Carus'sche Bemerkung scheint uns sehr unkritisch. Denn abgesehen davon, daß, wie Carus selbst erwähnt, die Worte Humanität und Bestialität eigentlich doch nur verschiedene Zustände innerhalb der Menschheit selbst bezeichnen, so kann auch überhaupt der Sprachgebrauch kein Kriterium der Wahrheit sein. Der jedesmalige Sprachgebrauch bildet die jedesmal herrschenden Begriffe ab; damit ist aber noch gar nicht gesagt, daß diese Begriffe auch jedesmal wissenschaftlich haltbar seien. Anstatt unsere Begriffe nach der Sprache zu modeln, hätten wir also vielmehr die Sprache nach den erlangten richtigern Begriffen umzubilden. Die Sprache hat schon zwischen manchen Dingen einen Gegensatz gemacht, von denen sich später erwies, daß er nur in der Einbildung, nur im Glauben besteht. Der Sprachgebrauch kann also in wissenschaftlichen Dingen nichts beweisen. Daß, worauf Carus noch hinweist, der Sprachgebrauch eine und dieselbe Function beim Thiere mit andern Worten bezeichnet als beim Menschen (Fressen und Essen; Saufen und Trinken; Verrecken und Sterben) — das beweist noch nicht, daß zwischen Mensch und Thier ein so „grundwesentlicher" Unterschied besteht, wie Carus im Widerspruch mit seinem früher angenommenen blos quantitativen Unterschied behauptet.

Doch nicht blos die Sprache, sondern auch die Organisation soll nach Carus den „grundwesentlichen" Unterschied zwischen Mensch und Thier beweisen. Der qualitative Unterschied zwischen Mensch und Thier, dieses Etwas, worin die „ewige Trennung" zwischen beiden gegeben sei, bestehe nicht etwa blos in einem einzigen besondern Organ, einem Organ, wie sich etwa manche rohe Anhänger Gall'scher Phrenologie den Unterschied zwischen Genie und Nichtgenie vorstellten, sondern es gehe durch die ganze Organisation. Carus verweist dafür besonders auf das menschliche Skelet und, was einzelne Organe betrifft, auf den Hirn- und Kopfbau.

Wir müssen es Anatomen und Physiologen überlassen, die von Carus behauptete grundwesentliche Verschiedenheit der menschlichen Organisation von der der höchsten Thiere näher zu prüfen; aber so viel ist gewiß, daß der von ihm zuletzt behauptete qualitative Unterschied zwischen Mensch und Thier, aus dem er auch ableitet, daß nur dem Menschen die Unsterblichkeit zukomme, den Thieren aber nicht, mit dem früher behaupteten blos quantitativen Unterschiede nicht stimmt. Das eine mal betont er die Homogeneität zwischen Mensch und Thier; das andere mal aber macht er den Unterschied, den Gegensatz zwischen beiden so groß, daß daraus eine Kluft, eine „ewige Trennung" wird, und die Homogeneität ganz verloren geht.

Es kämpfen überhaupt in Carus zwei entgegengesetzte Grundanschauungen. Die eine ist die von der allmählichen Entwickelung und Steigerung des Lebens von der untersten unbewußten Stufe aus bis hinauf zum höchsten und klarsten Welt- und Selbstbewußtsein, wie es im Menschen gegeben ist, also von der anima vegetativa bis zur anima cogitativa, oder humano-divina. Dieser Anschauung gemäß müßte sich Carus eigentlich zum Darwinismus bekennen und müßte die Abstammung des Menschen vom Affen zugeben. Er müßte dann auch consequenterweise bei dem zuerst behaupteten blos quantitativen Unterschiede zwischen Menschen- und Thierseele stehen bleiben.

Aber dies läßt seine Ideenlehre nicht zu. Schon in der Einleitung erklärt er, daß, um die Entwickelung des Unbewußten zu einem Bewußten der Möglichkeit nach zu begreifen, angenommen werden müsse: „diejenige Idee, welche als ein eigenthümlich Schaffendes die Entstehung der animalischen Urzelle und endlich die Entwickelung einer Seele setzt und bedingt, werde nur möglich, inwiefern sie mystischerweise im allgemeinen Schaffenden, d. h. in Gott, vorgedacht war".

Am Schluß seines Werks bekämpft er von diesem Standpunkte aus die Darwin'sche Theorie, die er schon S. 16 eine „Hohlheit" genannt hatte, ausführlicher. Der Grundgedanke dieser Widerlegung ist, daß die Ideen der verschiedenen Thiergattungen und des Menschen von Gott vorgedacht sind, also von einer Entwickelung der höhern aus den niedern Gattungen, und zuletzt des Menschen aus dem Affen, nicht die Rede sein könne.

Alle höhern Pflanzen- und Thierorganismen (besonders die letztern) zeigen im Innern eine mehr complicirte Organisation, und die Thiere insbesondere machen sich bemerklich durch eine Vielheit von Eingeweiden, welche in ihrer allmählichen Entwickelung natürlich ebenso bestimmten Gesetzen folgen, wie auf der Erde die einzelnen Pflanzen und Thiere selbst. Indem man sonach Entwickelung einzelner Geschöpfe und Entwickelung einzelner innerer Organe allerdings zu paralleliſiren das Recht hat, folgt daraus, daß, wäre überhaupt Darwin's Ansicht von Hervorbildung einer Gattung aus der andern die richtige, dasselbe Gesetz auch entschieden für die Bildungsgeschichte innerer Organe gelten müßte. Nichtsdestoweniger findet hier eine ganz andere Modalität statt; nämlich jedes Organ entsteht aus allgemeiner Urmasse des Organismus an seiner Stelle unmittelbar — das Hirn z. B. wird nicht durch allmähliche Umwandlung aus dem Herzen gebildet, das Auge wächst nicht aus dem Ohr hervor u. s. w., sondern jedes hat an seinem Ort auch seine eigene Entstehung — ganz so wie wir ältern Forscher stets die Ueberzeugung festhalten zu müssen glaubten, daß der Fisch nicht aus der Molluske, der Vogel nicht aus dem Fisch allmählich hervorgegangen sein könne u. s. w., sondern, daß jenes göttliche Walten, welches überhaupt vermochte, den Planeten mit unermeßlicher Mannichfaltigkeit von Einzelwesen zu bevölkern, nach bestimmten ideellen Gegensätzen auch jede besondere Gattung von Geschöpfen da hervorgehen ließ, wo fürs Leben insbesondere ihre Stelle bleibend gegeben sein sollte.

Carus fühlt sich demgemäß nicht bewogen, den Menschen aus dem Affen hervorgehen zu lassen, vielmehr betrachtet er den Menschen als infolge des höchsten Schöpfungsgedankens in relativ spätester Zeit aller epitellurischen Bildung hervorgetreten, „als, wie Steffens sagt, Schlußpunkt einer unendlichen Vergangenheit, Mittelpunkt einer unendlichen Gegenwart und Anfangspunkt einer unendlichen Zukunft", vom Thiere ewig durch eine unüber-

steigliche Kluft geschieden unsterblichen Wesens, wä das Thier sterblich ist.

Es gehen also bei Carus zwei verschiedene Grundanschauungen nebeneinander her, einerseits die der continuirlichen Entwickelung von unten auf, vom tiefsten Unbewußten bis hinauf zum höchsten Bewußten, welche Entwickelung es schwer mache, feste Grenzen zwischen den verschiedenen Lebens- und Seelenstufen zu ziehen; andererseits die der Schöpfung von oben her nach ursprünglich gesonderten Ideen (Gattungen), der zufolge die verschiedenen Stufen in der Thierwelt discrete, innerhalb ihrer Grenzen festgehaltene Stufen bilden, und der Mensch der ganzen Thierwelt gegenüber eine exceptionelle Stellung einnimmt. Es ist aber nicht einzusehen, warum, wenn in Gott die ganze Schöpfung nach ursprünglich gesonderten Ideen vorgedacht ist, dennoch die Grenzen zwischen den niedern und höhern Stufen so schwer zu ziehen sind, wie Carus selbst eingesteht und wie seine Tabelle zeigt.

Abgesehen jedoch von dieser Schwäche in der Grundanschauung, ist die vergleichende Psychologie von Carus ein sehr verdienstliches und lehrreiches Werk. Es sind der treffenden Bemerkungen und der tiefen Blicke in demselben so viele, und dabei ist das Werk so unterhaltend, so anziehend geschrieben, daß wir es nicht blos den Psychologen von Fach, sondern auch jedem nach höherer Bildung Strebenden empfehlen können.

Die beiden andern genannten Schriften (Nr. 3 und 4) sind von geringerer Bedeutung als Nr. 1 und 2. Die Schrift von J. H. Frerichs: „Der Mensch u. s. w." (Nr. 3), ist eine populäre Psychologie des Traums, des Gefühls und des Verstandes. Die Bedeutung dieser drei Regionen des Seelenlebens wird in geistreicher, zwangloser Weise, nicht ohne wissenschaftliche Grundlage besprochen. Die Bemerkungen des Verfassers sind meist treffend, von der Erfahrung bestätigt und geeignet, manches noch bei Laien herrschende Vorurtheil zu zerstören, so z. B. das Vorurtheil, daß die Zeit unsers Lebens, die der Schlaf wegnimmt, eine verlorene und verschlafene sei. Der Verfasser sagt mit Recht:

Der Schlaf nimmt einen großen Theil unsers Lebens für sich in Anspruch; eine alte Regel schon schreibt ihm so viel Stunden zu, als die Woche Tage hat. Wer es aber im Ernst bedauern sollte, daß der Schlaf ihm so viel Zeit an nützlicher Thätigkeit raube, der würde sehr im Irrthum sein, wenn er meinte, die verschlafenen Stunden nur als verlorene betrachten zu müssen. Ist er doch selbst, wenn man ihn in seinem Schlafe stört, unwillig wie einer, den man in einer ernsten und wichtigen Arbeit unterbricht. Denn auch der Schlaf ist eine Arbeit, wenn auch eine stille und sinnige."

Was der Verfasser gleich hierauf fortfährt zu sagen, kann jedoch zum Beweise dafür dienen, daß er in seinem Streben nach Witz und Geistreichigkeit mitunter zu viel des Guten thut. Er sagt nämlich:

Und nun folgerecht zu verfahren, müßte der, der ihn (den Schlaf) nicht als solche (als Arbeit) anerkennt, auch die Hausfrau eine müßige schelten, die er nie an der Arbeit des Mannes sich betheiligen sieht, sondern die immer daheim ist, weil sie zu Hause ihren Beruf hat. Des Mannes Thätigkeit ist das Wachen des Menschen; der Schlaf ist seine weibliche Hälfte. Die Sprache bezeichnet den Schlaf als einen Mann; aber dürfte man von Verirrungen derselben reden, so müßte man sie hier einer solchen beschuldigen: der Schlaf ist wie die Nacht ein Weib. Was das Weib dem Manne, das ist der Schlaf dem Menschen: die Wiederherstellung der Harmonie und Einheit mit sich selber.

Bedankt euch, ihr Frauen!

Wie die Gleichnisse und Parallelen des Verfassers mitunter gesucht sind, so sind seine philosophischen Grundbegriffe mitunter falsch. So z. B. wenn er unter „Verstand" von der Freiheit des Willens als dem Vorrechte des Menschen redet und sagt:

Alle Vorgänge in der Natur sind ein bloßes Geschehen, wo das eine aus dem andern und jedes durch das andere hervorgeht. Was die Sache bestimmt, liegt außerhalb als Ursache in etwas anderm. In der Person des Menschen ist der Grund der Bestimmung ein innerer, der in ihr selbst liegt. Wohl können auch äußere Gründe den Menschen zu einer Handlung bestimmen, aber er läßt sich dazu bestimmen; er will es so, und er ist sich bewußt, daß es auch in seiner Macht gestanden hätte, sich nicht bestimmen zu lassen. Wie er sich auch bestimme oder bestimmen lasse, er weiß es, daß er sich auch anders bestimmen kann, und ohne dieses Bewußtsein würde sein Handeln nicht frei und sein Wille nicht seine eigene Bestimmung sein.

Der hier gemachte Gegensatz zwischen Natur und Mensch ist veraltet und nicht mehr stichhaltig. Alles Geschehene, sowol in der Menschenwelt als in der Natur, ist ein nothwendiges, und zwar nothwendig als Folge des innern Charakters der Wesen und der äußern, auf dasselbe wirkenden Ursachen. Diese Ursachen sind blos verschiedene in den verschiedenen Regionen der Natur, zu welcher letztern auch der Mensch gehört. In der unorganischen Natur sind es mechanische und chemische Ursachen, in der organischen und psychischen Reize und Motive, nämlich in der Pflanzenwelt Reize, in der Thierwelt anschauliche Motive, in der Menschenwelt außer den anschaulichen auch abstracte Motive. Es ist also ebenso falsch, in der Natur alles Geschehene lediglich auf äußere Ursachen zurückzuführen, wie in der Menschenwelt alles auf innere. Der Stein fällt sowenig blos aus einer äußern Ursache, als der Mensch blos durch äußere Ursachen zu seinen Handlungen bestimmt wird. Und der Mensch wird sowenig blos von innen zu seinen Handlungen bestimmt, als der Stein zum Fallen. Inneres und Aeußeres wirkt in der ganzen Natur zusammen. Jedes Geschehen ist Product eines innern (subjectiven) und eines äußern (objectiven) Factors. Der Verfasser hat über dem specifischen Unterschied zwischen menschlichem Handeln und natürlichem Geschehen die Homogeneität beider übersehen.

Eine Eigenthümlichkeit in der Schreibweise des Verfassers, die man schon aus den oben angeführten Stellen ersehen kann, ist das häufige Unterstreichen von Worten. Es vergeht fast keine Zeile, wo nicht ein oder mehrere Worte unterstrichen, also gesperrt gedruckt sind. Wollte man so lesen, wie der Verfasser schreibt, so wäre es unausstehlich. Wo wirkliche Gegensätze und Contraste ausgedrückt werden, da mag man sich dieses Betonen gefallen

lassen. Aber der Verfasser treibt offenbar Misbrauch damit.

Die Schrift: „Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele", von G. F. Daumer (Nr. 4), ist eine Anthologie, gemacht zu dem Zweck, den schon der Titel ausdrückt, zu beweisen: daß „der Tod des Leibes kein Tod der Seele" sei. Diese Anthologie soll, wie ebenfalls der Titel besagt, „Zweifelnden" zur Belehrung und zum Troste gereichen. Aber mit den Zweifelnden verhält es sich wie mit den Gläubigen. Es gibt von beiden verschiedene Kategorien. Es gibt wissenschaftlich Gläubige und unwissenschaftlich Gläubige. Und ebenso gibt es wissenschaftlich Zweifelnde und unwissenschaftlich Zweifelnde. Es entsteht daher die Frage, welche Sorte von Zweiflern Daumer sich als Publikum gedacht hat. Nach unserm Dafürhalten müßte der Zweifel an Unsterblichkeit nicht sehr tief gehen, nicht sehr wissenschaftlich begründet sein, der durch diese Anthologie überwunden werden sollte. Wissenschaftlich Zweifelnde werden weder durch die von Daumer aus allen möglichen gläubigen Schriftstellern zusammengesuchten Stellen, noch durch seine eigenen beigegebenen kleinen Abhandlungen überzeugt werden, daß „der Tod des Leibes kein Tod der Seele" sei. Es gehört schon ein starker Glaube an Unsterblichkeit dazu, um die von Daumer angeführten „Thatsachen" sich als Beweise der Unsterblichkeit auszulegen. Welcher Art diese „Thatsachen" seien, das geht schon aus den Ueberschriften hervor, unter die sie Daumer gebracht hat. Da ist eine Rubrik überschrieben: „Gedächtniß und Erinnerung. Ihre Unverwüstlichkeit und Wiederherstellungsfähigkeit aus jeder Art von Abschwächung und Verlorensein." Eine andere Rubrik: „Das Alter. Die mit dem Körper nicht gleichmäßig sinkende, der Vergänglichkeit nicht unbedingt unterworfene Geistes-, Lebens- und Charakterkraft." Eine dritte Rubrik: „Tiefere und geheimnißvollere Schlafzustände nebst andern damit verwandten Erscheinungen. Scheintod. Folter- und Hexenschlaf u. s. w. Somnambulismus, Hochschlaf und andere Entrückungen in ein höheres Gebiet mittels ungewöhnlicher und außerordentlicher Körper- und Seelenzustände." Noch zwei andere Rubriken geben „merkwürdige Erscheinungen in der Nähe des Todes" und Beispiele von „Erinnerung im Tode".

Hätte man doch nimmer gedacht, welche wichtige Rolle die „Hexen" noch im 19. Jahrhundert spielen sollten, daß nämlich durch sie die Unsterblichkeit sonnenklar bewiesen werden sollte! Hier einige von Daumer's Hexengeschichten nebst vorangeschickter Bemerkung:

Etwas ungemein Merkwürdiges und für unser gewöhnliches Vorstellen sehr Auffallendes und Befremdliches ist die doch unbestreitbare Erfahrungsthatsache, daß der höchste Grad der Marter- und Folterqual in eine Art von Schlaf mit den ganz entgegengesetzten Empfindungen der Wonne und des Glücks überzugehen im Stande ist. Hier zeigt es sich, daß es für die Seele ein stilles, mysteriöses, ihr selbst im gewöhnlichen Zustande verborgenes und verschlossenes Asyl der Innerlichkeit gibt, in welches sie sich im Falle höchster Noth und Bedrängniß zurückzuziehen, oder in welches sie vielmehr von einer höhern Macht liebend und schützend zurückgezogen und zurückgenommen werden kann. Auf solche Fälle müssen wir achten, um durch die Erfahrung selbst, der es so fern zu sein scheint und in der Regel auch ist, von einem geheimen Reich des Daseins und Bewußtseins, in welches auch im Tode überzugehen möglich, eine unsern Glauben weckende oder stärkende Kunde zu erlangen.

Nach dieser Einleitung kommt eine Stelle aus Carpzov, wonach man gemeiniglich beobachtet hat, daß die Hexen, wenn sie hinaufgezogen werden, einschlafen, nicht anders, als wenn sie sanft in einem Bette ruhten. Dann folgende Geschichten:

Bei einem Hexenprocesse am Hofe der merovingischen Könige wurde der Präfect Mummolus gefoltert, und sagte dann aus, er habe keinen Schmerz auf der Folter empfunden. — Hexenrichter des 17. Jahrhunderts berichten, wie der Teufel, um die gelichteten Reihen seiner Anhänger zu rekrutiren, die Tortur ordentlich in den Ruf eines Lustbettes gebracht, indem die Elenden, die infolge derselben in Betäubung gefallen, wenn sie wieder zu sich gekommen, auf Befragen die Antwort gaben, daß die tiefe Ohnmacht etwas Paradiesisches habe. — Eine Witwe Lücken zu Armum im Kalenbergischen kam wegen eines Viehsterbens in Untersuchung, weil sie einmal morgens früh ein Thier, das wie ein Iltis ausgesehen und wie ein Schwein geschrien, mit der Ruthe geschlagen. Da sie der Henker mit den Beinschrauben unmenschlich angriff, bekam sie fürchterliche Verzuckungen, sprach drei verschiedene Sprachen und schlief endlich auf der Marterbank in der Art ein, daß sie todt zu sein schien. Die Juristenfacultät zu Helmstädt verordnete, die peinliche Frage durch nachdrücklichere Instrumente „ziemlicher Maßen" zu schärfen; sie schlief jedoch wieder ein und konnte zu keinem Geständniß gebracht werden.

Wahrlich, es gehört ein so unkritischer Kopf wie Daumer dazu, um in derartigen Zuständen des gefolterten Leibes, überhaupt in den Zuständen der Ohnmacht, des Scheintodes, des Tiefschlafs oder Hochschlafs, der Ekstase und Verzückung, Beweise dafür zu sehen, „daß der Tod des Leibes kein Tod der Seele" sei. Denn zwischen jenen Zuständen und dem Tode ist noch immer ein Unterschied wie zwischen Leben und Tod, da es ja Zustände von Lebenden und nicht von Todten sind. Man muß in jene Zustände schon eine Verwandtschaft mit dem Tode hineinlegen, die in ihnen nicht liegt, um aus ihnen den Beweis herauszubringen, daß die Seele auch den Tod überdauert und von ihm nicht angefochten wird. Daumer hätte, statt auf den Titel seiner Anthologie zu setzen: „für Zweifelnde", besser gethan, zu setzen: „für Gläubige".

Julius Frauenstädt.

Zwei Uebersetzungen des „König Lear". *)

1. Shakspeare's König Lear. Deutsch von Friedrich Bodenstedt. Berlin, v. Decker. 1865. 8. 15 Ngr.
2. Shakspeare's König Lear. Deutsch von Wilhelm Jordan. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 8 Ngr.

Hat man die Shakspeare'schen Tragödien nicht unangemessen dramatisirte Romane genannt, so läßt sich „König Lear" mit vollem Rechte ein dramatisirtes Epos

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf die in unserer vorigen Nummer erwähnte, von Bodenstedt herausgegebene neue Uebersetzung von Shakspeare's dramatischen Werken aufmerksam, die im Verlag von F. A. Brockhaus erscheinen wird. D. Red.

nennen — der kühnste Vorwurf und die kühnste Behandlung. Die gewaltigsten Leidenschaften zu malen, den Kampf gegen das zermalmende Geschick von den stärksten Helden führen zu lassen, war die antike Tragödie zurückgegangen in die Zeit der Mythen und Sagen, der Titanen, zu den grauenerregenden Geschicken der Häuser Laios und Tantalos. Das Uebermaß der Liebe zu schildern, suchte Shakspeare seinen Stoff auf Veronas glücklichen Fluren; aus dem heißen Sande Afrikas wird der Mohr in die civilisirte Gesellschaft verpflanzt. Weitern Raum für die Zeichnung großer Leidenschaften fand der Dichter in den humanen Zeiten nicht mehr. Er suchte in der römischen Geschichte. Neben Cultur und Verfeinerung Leidenschaften, große, gewaltige Staatsumwälzungen, um große Zwecke sich drehende Intriguen — „Coriolan", „Julius Cäsar", „Antonius und Kleopatra". Um aber die Leidenschaften in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Naturkraft, in ihrer titanenhaften Größe zu schildern, griff er in die alte Mythen- und Sagenzeit zurück. Er fand sie zunächst im „Hamlet". Aber die Schöpfung wird gemildert durch die Zartheit des Stoffs selbst, durch den Hauch des Christenthums, der ihn durchweht. Der Dichter that noch einen kühnen Schritt vor-, oder richtiger rückwärts, in die Heroenzeit der Urbevölkerung Britanniens; er wurde der Sophokles der Engländer. In „Macbeth" gelangte er erst bis an die Grenze seiner neuen Entdeckung, in die Zeit des Kampfes der Leidenschaften mit der eindringenden Cultur, die durch „menschlich Recht den frommen Staat verklärt". Nach „Macbeth" wurde der äußerste Schritt gewagt, im „König Lear", hinauf in das graue Heidenthum.

Vor unserm Auge entrollt der Dichter ein Gemälde von einem ganzen Geschlechte, das, ausgerüstet mit jener barbarischen Kraft in Leidenschaft und Handlung, die Regungen des Blutes über jeden Widerstand der Vernunft und des Gewissens siegen läßt. „Eisern wie die Zeiten sind auch die Menschen." Nur bei Festhaltung dieses historischen Bodens erscheint uns diese Schöpfung im rechten Lichte. Eines ganzen Menschengeschlechtes Leid, erhaben wie in den Nibelungen, soll uns dramatisch zur Anschauung gebracht werden. Dieses Leid ist:

Unnaturalness between the child and the parent; death, dearth, dissolution of ancient amities; divisions in state; menaces and maledictions against king and nobles; needless diffidences, banishment of friends; dissipation of cohorts, nuptial breaches, and I know not what. *)

Es ist das vollkommenste Heidenthum — die naiven Anachronismen fallen dem Shakspeare-Kenner nicht weiter auf, sie erhöhen nur den poetischen Reiz — und hierauf ist aller Accent zu legen. Die Natur ist die Göttin des Guten und Bösen; der Zufall, Götter, denen die Menschen Spielzeug sind wie Fliegen den Menschen, herrschen oben; Gewalt, Willkür und Stärke herrschen unten. Die Verfinsterungen an Sonne und Mond bringen die Geiselschläge der Menschheit hervor, und nur die Schlechten sind von diesem astrologischen Aberglauben frei. Es war Gebrauch, wie Macbeth sagt, daß, wenn „dem Gemordeten das Gehirn heraus war, er starb und damit gut." Hier ist keine Furcht vor dem „unentdeckten Lande"; diese Menschen gehen in den Tod ohne Reue. Nur die überlegene Klugheit Edmund's sieht im letzten Augenblicke ein, daß es so nicht gehen kann; er ahnt etwas von dem Glücke, das Bande der Liebe um den Menschen flechten können: er möchte in seiner Todesstunde Gutes stiften. Die natürliche Strafe der andern ist Wahnsinn und Verzweiflung.

In einem solchen Staate wie der, welcher den historischen Hintergrund für „König Lear" bildet, sind die Bande des Bluts, die Familie, die einzige sittlichende Ordnung. Sie sind das einzige, welches das „zweizinkige Ding", Mensch genannt, vermenschlicht. Die tragischen Sünden, welche in dieser barbarischen Nation begangen worden, sind die Verbrechen gegen die Familienbande. Solange diese heilig gehalten, ein menschlicher Herrscher nach seines Herzens Regungen „den Staat" lenkt, stagnirt die historische Entwickelung eines solchen Volks. Aeußere Kriege oder innere furchtbare Erschütterungen machen erst das Bedürfniß in ihm rege, „den Staat durch menschliche Gesetze zu verklären". Die innern Erschütterungen können nur erfolgen, wenn das Heiligthum der Familie, das einzige, angegriffen wird. Sie erfolgen — das Gewitter entladet sich, es zertrümmert die Bösen; die Guten bleiben und öffnen der Sitte, der Bildung, dem Menschlichen Bahn und Weg. Die Thaten im „König Lear" sind „wie eine Empörung der sittlichen Welt und erregen in ihren riesenhaften Bildern ein Entsetzen, wie die Vorstellung, daß die Himmelskörper einmal aus ihren Bahnen treten könnten". Diese Thaten haben ein so furchtbares Maß, ihre Träger sind so gigantische Gestalten wie in keiner Tragödie der Welt.

Es ist begreiflich, daß diese Helden, diese Giganten, diese Leidenschaften eine andere Sprache reden, als sonst von menschlichen Lippen ertönt.

Fühlt der Laie, daß der Seele der Körper, hier die Sprache, Diction, Färbung, der Idee der Timbre entspricht, so verdient die Uebersetzung Lob; daß es im Originale so ist, versteht sich von selbst. Eine andere Sprache ist im „Hamlet", dem tiefsinnigen, philosophischen Drama, eine andere in „Romeo und Julia", eine andere in „Macbeth", eine ganz andere im „Sommernachtstraum". Man sollte glauben, das Praktischste würde sein, man ließe die 37 Shakspeare'schen Dramen auch von 37 Dichtern übersetzen. Aber mit Recht stellt man auch wieder an die Uebersetzung die Forderung, daß sie aus Klang, Ton, Färbung erkennen läßt, wie nur ein Meister die Originale alle geschaffen. Wenn die in neuester Zeit wieder hervorgesuchte Meyer'sche Uebersetzung längst ihren Lohn dahin hatte, so können wir die Kinder der Ortlepp'schen u. a. Shakspeare-Uebersetzungsmuse immer nur als kleine Wechselbälge betrachten, deren

*) Richtig Bodenstedt: „Unnatürlichkeit zwischen Kind und Vater; Tod, Theuerung, Auflösung alter Freundschaften; Spaltungen im Staat; Drohungen und Verwünschungen gegen König und Adel; nutzloses Mistrauen, Verbannung von Freunden; Auflösung des Heeres, Ehebruch — und ich weiß nicht was." (Act 1, Sc. 2, gegen das Ende.)

Vaterschaft Shakspeare mit Entsetzen von sich weisen würde.

Gleichwol verdient jeder Fleiß seine Anerkennung, jeder gute Wille sein Lob. Und man kann wol annehmen, daß Männer wie Bodenstedt und Jordan befähigt sind, sich mit Liebe in die unergründliche Tiefe Shakspeare's zu versenken. Wir haben die Uebersetzungen Bodenstedt's und Jordan's vor uns liegen. Wir müssen zunächst eingestehen, daß wir es mit der sonst an Jordan von uns so hoch geschätzten Kenntniß der Bühne nicht vereinigen können, wenn er glaubt, eine auf $2^3/_4$ Stunden Spielzeit verkürzte Einrichtung könne eine gute sein. Die Bearbeitung von West (Schreivogel), die in Berlin befindliche Rolle von Ludwig Devrient, die am königl. Hoftheater zu Hannover adoptirte Bühneneinrichtung möchten Fingerzeige für eine neue gegeben haben können. Von diesem Gesichtspunkte aus besteht das Verdienst einer guten Uebersetzung auch darin, daß sie den Umfang des Originals nicht, wenigstens nicht merklich übersteigt. Zahlen mögen reden. Im Originale (Act 1, Sc. 1) enthält die Rede Lear's: „Meantime we shall express our darker purpose etc.", 19 Verse, bei Schlegel-Tieck 20, bei Bodenstedt 22, bei Jordan 25 (!). So geht es durch das ganze Stück.

Auch der Dichter des „Mirza Schaffy" erlaubt sich hier und da Freiheiten, die sowol in guter Gesellschaft wie auf einer guten Bühne nicht erlaubt sein würden. In dem Monologe Edmund's (Act 1, Sc. 2) z. B. heißt es: „Wenn dieser Brief zieht." Der burschikose Ton kehrt häufig wieder, ohne am Platze zu sein. Daß Bodenstedt sich häufig Plagiate aus Schlegel-Tieck erlaubt hat, wollen wir gar nicht urgiren; uns wäre es sogar lieb gewesen, er hätte die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung vollkommen beibehalten und nur die Härten, Unrichtigkeiten u. s. w. ausgemerzt, sie mund-, verständniß-, bühnengerechter gemacht. Die Uebersetzung Bodenstedt's zeichnet sich durch Fleiß und Eleganz aus, Jordan sucht durch eine oft zu strenge Worttreue dem Original näher zu kommen. So gleich im Anfang die Worte:

Lear.

What says our second daughter,
Our dearest Regan, wife of Cornwall? Speak!

Regan.

I am made of that self metal as my sister,
And prize me of her worth. In my true heart
I find, she names my very deed of love etc. —

lauten bei Jordan:

Was u. s. w.
Vom nämlichen Metall wie meine Schwester
Bin ich; so schätz' ich mich nach ihrem Werth.
Mein treues Herz empfand, daß sie zugleich
Auch meine Liebe treffend ausgedrückt u. s. w.

Bodenstedt fließender und angenehmer:

Ich bin von gleichem Stoff wie meine Schwester (Schlegel-Tieck.)
Und schätze mich ihr gleich. Genau bezeichnet
Sie meines treuen Herzens u. s. w.

Zu sagen, das Wort metal müsse gleichlautend übersetzt werden, da es vielleicht an den Ausspruch erinnern soll: „die Zeit sei eisern", läuft auf philosophische Spitzfindigkeit hinaus. Metal ist hier nicht der harte, sondern der edle Stoff; die Weichheit, die Reinheit des Gemüths, nicht die Energie vindicirt sich hier Regan.

Die Collier'schen Emendationen haben wir eben nicht zur Hand, verweisen aber, soweit wir uns auf unser Gedächtniß verlassen können, auf die Benutzung derselben. Gern hätten wir von diesem Gesichtspunkte aus gesehen, daß die Zusätze aus der Folie wenigstens durch [ ] abgetrennt wären, wodurch größere Uebersichtlichkeit und für den Laien bequemeres Verständniß erzielt worden wäre. Diese Zusätze sind meist dunkel und gesucht, häufig nur Fingerzeige für die Schauspieler und Theatermaschinisten; so bei Jordan:

Lear.

Denn fest entschlossen sind wir,
Der Sorgen und Geschäfte Last von uns
Nun abzuschütteln und sie jüngerer Kraft
Zu übertragen, um [von Bürden frei
Zur Gruft zu wanken. — Hört uns, Eidam Cornwall,
Und Ihr, Albanien, mir nicht minder werth;
Wir sind in dieser Stunde kundzuthun
Gewillt, was wir an Mitgift jeder Tochter
Bestimmt, um] vorzubeugen künft'gem Streit.

Das so [ ] Eingeschlossene erfahren wir gleich nachher, weniger schwülstig und gezwungen ausgedrückt, noch einmal.

Wie in allen Shakspeare'schen Tragödien sich die Handlung im dritten Acte gipfelt und dann die Reaction eintritt, so gipfelt sich auch hier das Pathos, die Glut der Sprache, das Feuer der Diction (Act 3, Sc. 2, Anfang). Von gleicher Erhabenheit wie die berühmte Rede Othello's (Act 3, Sc. 3), welche mit den Worten schließt: „Fare well! Othello's occupation 's gone!" ist die angedeutete Rede Lear's.

Gleichförmig und mit andauernder Liebe sind sowol die Uebersetzungen von Jordan und Bodenstedt wie die von Schlegel-Tieck gefertigt worden. Aus dem Grunde gibt eine Vergleichung folgender Stelle des Originals mit den Uebersetzungen den sichersten Maßstab zu einer generellen Beurtheilung. Wir erinnern noch daran, daß die Leidenschaft namentlich bei Shakspeare kurz, oft dunkel, gewaltig ist und spricht:

Lear.

Blow, winds, and crack your cheers! rage! blow!
You cataracts and hurricanoes, spout,
Till you have drench'd our steeples, drown'd the cocks!
You sulphurous and thout-excuting fires,
Vaunt-couriers to oak-cleaving thunder-bolts
Singe my white head! And thou, all-shaking thunder,
Strike flat the thick rotundity o'tbe world!
Crack nature's mouls, all germins spill at once,
That make ingrateful man!

Schlegel-Tieck:

Blast, Wind', und sprengt die Backen! Wüthet! Blast! —
Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche, speit,
Bis ihr die Thürm' ersäuft, die Hähn' ertränkt!
Ihr schwefelichten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab dem Donnerkeil, der Eichen spaltet,
Versengt mein weißes Haupt! Du Donner schmetternd,

Schlag flach das mächt'ge Rund der Welt; zerbrich
Die Formen der Natur, vernicht' auf eins
Den Schöpfungskeim des undankbaren Menschen!

Jordan:

Ihr Winde, blast, daß euch die Backen bersten!
Orkane, Wolkenbrüche, rast, gießt,
Bis auf dem Thurm der Wetterhahn ersäuft!
Gedankenschnelle Schwefelflammen, zuckt,
Als Läufer eichenspaltender Donnerkeile,
Versengt mein weißes Haupt! Das All durchdröhnend,
Schlagt platt der Erde rundgewölbten Ball.
Zerschmettert alle Formen der Natur,
Vertilgt auf einmal jeden Keim, aus dem
Der undankbare Mensch entsteht.

Bodenstedt:

Blast, Winde, eure Wangen sprengt! Tobt! Blas't!
Ihr Wolkenbrüche, Wasserhosen, speit,
Bis Thürm' und Wetterhähne überflutet!
Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,
Vorläufer eichenspaltender Donnerkeile,
Versengt mein weißes Haupt! Schütternder Donner,
Schlag flach des Weltalls dickes, kreisend Rund,
Zerstör' die Formen der Natur, sammt jedem
Erzeugungskeim des undankbaren Menschen!

Das Urtheil, das eine vergleichende Kritik über die Verdeutschung dieses Bruchstücks fällen wird, kann auch für das Ganze geltend sein. Ob und wie weit die Uebersetzungen den anfangs von uns gestellten Anforderungen entsprechen, entscheide der geneigte Leser.

Wilhelm Andreä.

Eine Geschichte des Johanniterordens.

Aus alter und neuer Zeit. Geschichtsbibliothek für Leser aller Stände. Zweiter Band: Geschichte des Johanniterordens von Karl Falkenstein. Zweite, umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage. Zeitz, Webel. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Geschichte des Johanniterordens ist unzweifelhaft ein passendes Thema für populäre Geschichtschreibung, worauf es hier abgesehen ist, wie in der ganzen Sammlung, von der das vorliegende Werk einen Bestandtheil ausmacht. Der Wunsch liegt nahe genug, unser lesendes Publikum möge durch seine Theilnahme zu erkennen geben, daß es an Bildung wirklich schon die Stufe erreicht hat, die ihm manche Optimisten anweisen und die Pessimisten nicht blos leugnen, sondern überhaupt für unerreichbar halten. Denn es gibt allerdings manche Leute, denen man sonst eine gründliche und klare Einsicht in die Wirklichkeit unserer Bildungszustände nicht absprechen kann, welche behaupten wollen, daß unser sogenannt gebildetes Publikum durchaus weder Lust noch Fähigkeit besitze, sich mit geschichtlicher Lektüre zu befassen. Daß es anderwärts anders in dieser Beziehung bestellt ist, kann allein schon durch eine weltbekannte Thatsache, die Verbreitung Macaulay's gerade unter den entsprechenden Schichten der englischen Gesellschaft, dargethan werden. Einer solchen Popularität eines historischen Werks haben wir in Deutschland nichts an die Seite zu setzen. Nun wäre es zwar sehr naheliegend, zu behaupten, daß, wenn einer unserer Historiker so zu schreiben verstände wie jener Schotte, er auch ebenso gelesen würde. Dieser kluge Ausspruch ist seinerzeit oft genug gehört worden, und auch heute weiß sich noch mancher etwas damit, der niemals weder Macaulay noch ein deutsches geschichtliches Werk anders als höchstens in die Hand genommen hat, aber damit doch ein Recht zu haben glaubt, alle und jede Erzeugnisse der deutschen Historiographie schlechtweg zu ignoriren, weil sie nicht so gut geschrieben sind wie Macaulay. Wer der Sache etwas mehr auf den Grund sieht, wird zugestehen, daß auch hier die Schuld nicht blos auf einer Seite liegt. Ohne Bedenken darf zugegeben werden, daß es noch keinem deutschen Historiker gelungen ist, die entsprechende Saite in der Phantasie und dem Verstande seiner Landsleute so anzuschlagen, wie es jener bei seinen Landsleuten vermocht hat. Mag man immerhin unserer deutschen Historiographie ihre selbständigen und eigenthümlichen Vorzüge nachrühmen — und wir sind begreiflich sehr dazu geneigt, sie so hoch wie möglich anzuschlagen —, jene wirksame Mischung von Eigenschaften, welche die Phantasie fesseln, und solchen, die dem Verstand kräftige und anregende Nahrung geben, wird man doch unter allen Erzeugnissen unserer Literatur nicht aufzufinden vermögen. Aber dies ist nur die eine Seite der Sache; die andere ist die, daß, selbst wenn wir einen Macaulay hätten oder haben könnten, er doch nicht im entferntesten die Wirkung bei uns ausüben könnte, wie sie in England möglich war. Denn unser gebildetes Publikum, wenn wir einmal bei diesem vagen, aber doch durch keinen andern zu ersetzenden Ausdruck bleiben wollen, besitzt noch einen zu schwachen Magen, um solche kräftige und gesunde Speise zu verdauen. Der Erfolg, den Macaulay selbst bei uns gehabt hat, war zum größern Theil nur verursacht durch den bei uns so wichtigen Umstand, daß er ein Fremder war und daß ihm eine großartige Reclame, oder wenn man will, ein großartiges Renommée zu Hülfe kam. Ohne das eine oder das andere hätte er sich mit den bescheidenen Lorbern begnügen müssen, die auf diesem Felde allein bei uns grünen.

Freilich könnte man sich auf den Succeß einer Anzahl deutscher Geschichtswerke berufen, um zu beweisen, daß auch bei uns, wenn man es nur recht versteht, die Geschichtschreibung ins „Volk" zu bringen vermöge. Besieht man aber die angeführten Thatsachen genauer, so ist es nicht das Verdienst der Geschichtschreibung oder der Geschichtschreiber, sondern etwas ganz anderes, was den Erfolg hervorgebracht hat. Es sind politische oder religiöse Parteitendenzen, denen z. B. Rotteck seine Popularität verdankt, oder es ist das rein praktische Bedürfniß nach einer gewissen Summe geschichtlicher Kenntnisse, wie sie compendiöse Darstellungen gewähren, die diesen zu ihrer Verbreitung geholfen haben, ohne daß der eigentlich historiographische Werth solcher Bücher dabei in die Wage gelegt wurde, der bei manchen, z. B. den neuern Auflagen der Becker'schen Weltgeschichte, oder der Weber'schen, ohne Zweifel nicht gering anzuschlagen ist.

Aber trotzdem, daß es so steht, oder gerade weil es

so steht, muß doch der Versuch, dem deutschen Publikum die Geschichte lieb zu machen und sie in dem Kreise seiner Lesebedürfnisse wirklich einzubürgern, immer von neuem wiederholt werden, bis er gelingt. Was unsern Historikern an den dazu nöthigen Eigenschaften noch gebricht, wird sich erarbeiten lassen; denn auch hier wie anderwärts ist es weniger der einmalige Wurf genialer Inspiration, als ein methodisches Ringen, ein sehr mühsames Ringen um die Technik des Gegenstandes im weitesten und tiefsten Sinne des Worts, was zum Ziele führt. Hülfreich wird dabei sein, daß unser ganzes öffentliches Leben im Augenblick größere weltgeschichtliche Dimensionen als seit Jahrhunderten angenommen hat und zu noch größern, ungehemmt durch alle Philiströsität und Kleinlichkeit unserer Vergangenheit und Gegenwart, fortschreiten wird. Geschichtschreiber und Leser sehen jetzt zum ersten male selbst Geschichte machen und müssen selbst wohl oder übel dabei helfen: die Folge davon muß sein, daß sie auch lernen werden, sie eindringlicher zu schreiben und mit tieferm Verständniß zu begreifen.

So möge denn auch der vorliegenden Sammlung ein günstigeres Prognostikon gestellt werden als mancher ihrer Vorgängerinnen, die an der Lahmheit außen und innen selbst erlahmten. Und wenn wir auch gerade an diesem Bande nichts weiter rühmen wollen, als daß er im gewöhnlichen Sinne gut geschrieben ist, so können doch seine Nachfolger noch etwas Besseres bringen.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Zu Goethe's Aufenthalt in Ems im Sommer 1774.

Wenn auch durch die in den letzten Decennien zur Oeffentlichkeit gelangten zahlreichen Briefsammlungen und durch die gründlichen Forschungen einzelner Gelehrten das Leben Goethe's in seinen Hauptmomenten klar vor Augen liegt, so sind doch immer noch einzelne Episoden aus demselben mehr oder weniger in Dunkel gehüllt, welches beseitigt zu sehen für jeden Verehrer des Dichters von Interesse sein muß. Eine solche Episode ist auch seine Tour nach Ems und die an diese sich anschließende Reise in das Niederland im Sommer 1774, welche ihm durch den Umgang mit Lavater, Basedow und F. H. Jacobi die mächtigsten geistigen Impulse gab. Aber gerade diese geistige Erregung hat bewirkt, daß die Eindrücke äußerer Erlebnisse schwächer blieben und weniger dauernd im Gedächtniß hafteten. Sagt er doch selbst in „Dichtung und Wahrheit" in Beziehung auf dieselben, daß, was ihm auf seinem Rückwege rheinaufwärts begegnet, ihm ganz aus der Erinnerung verschwunden sei. Dazu ist es erwiesen, daß ihm in Bezug auf diese Zeit sein Gedächtniß auch insofern untreu geworden ist, als er erwähnt, daß damals sein „Werther" die Gemüther beschäftigt habe und er nach wie vor die Wahrhaftigkeit der Leiden Werther's und den Wohnort Lottens habe bezeugen sollen, welchem Ansinnen er sich nicht auf die artigste Weise entzogen habe, während doch das Werk, wenn auch schon damals geschrieben, erst im Herbst 1774 in die Oeffentlichkeit gelangt ist.

Als Goethe im Jahre 1774 zuerst in Begleitung von Lavater und dann mit Basedow Ems besuchte, bestand der Curort, welcher jetzt 4000 Einwohner zählt, fast nur aus dem Curgebäude. Derjenige Theil desselben, in welchem der Kesselbrunnen quillt, mit dem östlichen Flügel war nassau-oranisch, während der westliche und der nach der Lahn zu gelegene Flügel Hessen-Darmstadt zugehörte, eine Theilung, welche infolge der endlichen Schlichtung des langwierigen, zwischen Nassau und Hessen obschwebenden katzenellnbogischen Erbfolgestreits stattgefunden hat. Unter diesen Räumen sind unzweifelhaft die „beiden großen Badehäuser" zu verstehen, von welchen Goethe gesagt hat, daß man sich in ihnen ziemlich nahe berührt und bei guter und genauer Bekanntschaft mancherlei Scherz getrieben und unmäßig getanzt habe. Denn der stattliche Bau der „vier Thürme", der, wie „das steinerne Haus", gleichfalls ältern Ursprungs ist, war zwar schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts begonnen, ist aber erst 1817 vollendet und zu einem Badehause eingerichtet worden.

Nun sind wir durch eine Wochenschrift aus jenen Jahren in den Stand gesetzt, nähere, wenn auch nur das Datum und einzelne Personen betreffende Aufschlüsse über Goethe's Aufenthalt in Ems zu geben. Vom Jahre 1773—1812 erschienen nämlich für die nassau-oranischen Lande die für die damalige Zeit vortrefflichen „Dillenburgischen Intelligenznachrichten", in welchen wir neben erlassenen Gesetzen, Verordnungen, statistischen Notizen u. s. w. Aufsätze aller Art finden, die theils durch ihren gemeinnützigen Inhalt Aufklärung und Bildung verbreiteten, theils noch heutzutage als Quellen für die Geschichte der oranischen Lande betrachtet werden können, da die Darstellung der in denselben besprochenen historischen Ereignisse streng auf den Acten des oranischen Archivs zu Dillenburg beruht. Unter den mannichfachen statistischen Nachrichten dieser Intelligenzblätter befinden sich auch die Listen derjenigen emser Curgäste, welche „in dem fürstlich oranisch-nassauischen Badehause" logirt haben. Von diesen Listen sind drei aus dem Jahre 1774 für unsern Zweck von Bedeutung. In der ersten derselben, vom 16. Juli, ist „Herr Lavater aus Zürich" als am 29. Juni angekommen aufgeführt; ferner unter dem 12. Juli „Herr Professor Basedow aus Leipzig", und unter dem 15. „Herr Doctor Goeddée aus Frankfurt". Im zweiten Verzeichniß der Angekommenen und Abgegangenen finden wir als abgereist am 18. Juli: „Herr Professor Basedow, Herr Diakonus Lavater aus Zürich und Herr Doctor Goeddée aus Frankfurt"; im dritten vom 20. August begegnen wir noch einmal unter den „in voriger Woche" abgereisten Curgästen den Namen „Professor Basedow aus Dessau" und „Doctor Göddee aus Frankfurt". Daß Goethe's erster Aufenthalt vom 29. Juni an, als er Lavater „bei schönem Sommerwetter" dorthin begleitet, nicht aufgeführt ist, darf uns wegen dessen Kürze nicht wundernehmen. Er selbst sagt in „Dichtung und Wahrheit": „In Ems sah ich ihn (Lavater) gleich wieder von Gesellschaft aller Art umringt, und kehrte nach Frankfurt zurück, weil meine kleinen Geschäfte gerade auf der Bahn waren, sodaß ich sie kaum verlassen durfte." Dagegen ist es auffallend, daß sich der Dichter, als er zum zweiten male mit Basedow von Frankfurt aus dorthin reiste, erst drei Tage später als dieser in Ems eingefunden haben soll. Möglich, daß er gleich zu Anfang seines Aufenthalts einen Ausflug nach Ehrenbreitstein oder anderwärts hin gemacht hat; wahrscheinlicher jedoch ist es, daß hier eine Ungenauigkeit in der Angabe des Datums in der Liste untergelaufen ist, was um so eher geschehen konnte, da sich in derselben die Namen der am 12. und 15. Juli erschienenen Gäste unmittelbar aneinander anschließen, und Goethe als einer der ersten der am letztern Tage angekommenen aufgeführt ist. Wäre er unter dem spätern Datum erst angelangt, so würde sich sein damaliger Aufenthalt in Ems auf nur drei Tage beschränkt haben, und es würde nicht abzusehen sein, wie die vielen Vergnügungen, deren er Erwähnung thut, in dieser kurzen Zeit hätten Raum finden können. Der Tag der Abreise von Ems,

der 18. Juli, stimmt sehr wohl zusammen mit der Aeußerung Goethe's in einem Briefe an Helene Elisabeth Jacobi: „Sie erwarten keinen Brief von mir, am wenigsten datirt Düsseldorf den 21. Juli 1774 gegen 12 Uhr mittags", und wir können demnach auch mit Bestimmtheit den 18. Juli als den Tag der Entstehung des Gedichts: „Hoch auf dem alten Thurme steht" u. s. w., zu welchem die Burg Lahneck Anlaß gegeben, bezeichnen, sowie auch das Mittagsessen, welches er in dem humoristischen Gedichte „Diné zu Coblenz" verewigt hat, an demselben Tage stattgefunden haben wird.

Die Curliste vom 20. August beweist uns etwas bisjetzt nicht Bekanntes, daß nämlich Goethe noch einmal in Begleitung von Basedow auf seiner Rückreise von Düsseldorf in Ems eingekehrt ist. Auch dieser dritte Aufenthalt daselbst gehört demnach zu den Einzelheiten der Rückreise, welche ihm ganz aus dem Gedächtniß verschwunden sind. Und doch liegt die Vermuthung nicht fern, daß er auch diesmal noch mehrere Tage dort zugebracht habe, und daß ein Theil der Vergnügungen, Ausflüge, welche er in „Dichtung und Wahrheit" erwähnt, der Bällchen, während welcher er zwischen den einzelnen Tänzen Basedow im obern Stock aufgesucht, in diese Tage falle.

Von den zugleich mit Goethe in dem nassau-oranischen Badehause anwesenden Curgästen aus dem Adelstand führen wir unter anderm folgende an: „Ihro Excellenz Herr Graf von Dernath nebst Frau Gemahlin aus Holstein, Ihro Excellenz Herr Erbmarschall Freiherr von Quad nebst Herrn Bruder, Herrn Oberst von Quad aus dem Clevischen; Freiherr von Kurzrock, holsteinischer Kammerherr und kaiserlicher Oberpostmeister von Hamburg; Herr Oberst d'Orschmond aus dem Haag; Frau Justizrath von Neufville nebst einer Fräulein von Neufville aus Dillenburg; Herr von Albertini nebst Frau Gemahlin und Frau Schwester aus Neuwied; Se. hochgräfliche Gnaden Herr Graf Bathiany, sammt Herrn Baron von Dernthal aus Ungarn; Se. Gnaden Herr Graf van der Nath nebst Frau Gemahlin aus Holstein." Diese „vornehme Gesellschaft" wird indessen durch die im hessen-darmstädtischen Badehause wohnenden Curgäste aufs doppelte verstärkt worden sein. Die „alten Bekannten", von welchen Goethe spricht, können wir vornehmlich unter den wetzlarer und zahlreichen frankfurter Curgästen, bei welchen auch ein „Herr Handelsmann Bethmann" aufgeführt ist, vermuthen.

Daß Lavater während seines Aufenthalts in Ems zweimal daselbst gepredigt hat, ersehen wir aus den „Dillenburgischen Intelligenznachrichten" vom 20. August, in welchen „Lavater zwo Predigten in Embs gehalten" und „desselben Predigt zu Bockenheim gehalten" von der Waisenhausbuchhandlung als Novitäten angezeigt werden.

Schließlich die Bemerkung, daß uns die Schreibweise des Wortes Goeddée in den Curlisten einen Fingerzeig gibt, wie der Dichter selber und die Freunde seinen Namen werden ausgesprochen haben.

Intendanten und Dichter.

In Paris sind die meisten Theaterdirectoren dramatische Schriftsteller, und die oberste Leitung der kaiserlichen Theater, des Théâtre français, des Odéon, der großen, komischen und italienischen Oper, des Théâtre lyrique und des Théâtre impérial du Chatelet, liegt in den Händen des Generaldirectors Camille Doucet, eines dramatischen Schriftstellers, der seinen feinen Lustspielen die vor kurzem erfolgte Wahl in das Institut verdankt. Dies ist in der Ordnung; denn wie die dramatische Poesie die Seele des Theaters ist, ohne die es dem geistigen Tode verfallen würde, so sind auch die dramatischen Dichter, welche über diese innerste Triebkraft des ganzen Instituts gebieten, die geeigneten Leiter desselben. In Deutschland ist man noch immer weit davon entfernt, dies richtige Princip anzuerkennen; ja man legt vielfach den Hauptnachdruck auf die Administration, auf den äußerlichen Mechanismus der Verwaltung. In Kassel ist ein jedenfalls für die Kunst sich interessirender Offizier, Herr von Carlshausen, zum Intendanten gemacht worden, und in Hannover soll Herr von Bequignolles durch Herrn von Bronsart, ein Poet durch einen Musiker verdrängt werden. Herrn von Bequignolles bleibt zwar das wiesbadener Theater; doch einem so langen, durch so viele Opfer bewährten und begeisterten Wirken für die dramatische Kunst, wie es die Biographie dieses tüchtigen Mannes nachweist, ist ein ausgedehnterer Wirkungskreis zu wünschen.

Inzwischen ist auch wiederum ein Dichter zum Intendanten ernannt worden, und zwar Friedrich Bodenstedt zum Intendanten des meininger Hoftheaters. Der kunstsinnige Herzog beabsichtigt, eine Musterbühne für das Schauspiel zu gründen, indem er die Oper von seinem Hoftheater ausschließt. Daß diese Beschränkung auch einer kleinern Bühne einen bedeutenden Aufschwung ermöglicht, ist keine Frage, und jedenfalls hat der Herzog von Meiningen damit ein nachahmenswerthes Beispiel gegeben. Bodenstedt scheint sich in München nicht mehr heimisch gefühlt zu haben; er findet in Meiningen einen anregenden Wirkungskreis, der ihm zugleich Muße zum eigenen Schaffen vergönnt. Daß Gustav zu Putlitz mit Ostern von der schweriner Intendanz zurücktritt, wird ebenfalls von den Blättern berichtet. An seine Stelle soll Freiherr Alfred von Wolzogen treten, bisher Regierungsrath in Breslau, bekannt durch mancherlei kunst- und literarhistorische Schriften und neuerdings auch als Dramatiker durch seine mit A. von Winterfeld gemeinsam herausgegebenen „Dramatischen Werke" (Leipzig, Brockhaus).

Bibliographie.

Arneth, A. Ritter v., Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondens sammt Briefen Joseph's an seinen Bruder Leopold. 1ster Bd. 1761—1772. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fonblanque, A., Verworrene Fäden. Roman. Frei nach dem Englischen von L. K. 2 Bde. Köln, Bachem. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hölzermann, L., Der Antheil des Bataillons Lippe an dem Feldzuge der Main-Armee im Sommer 1866. Ausgearbeitetes Tagebuch. Detmold, Meyer. 1866. 8. 7½ Ngr.

Horn, G., Haus und Volk. Roman aus dem 18. Jahrhundert. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 4 Thlr.

Längin, G., Ueber die sittliche Entwickelung Jesu. Elberfeld, Friderichs. 1866. 8. 15 Ngr.

Lindner, A., Brutus und Collatinus. Trauerspiel. Berlin, G. Reimer. 1866. 8. 15 Ngr.

Panormos. Notata et cogitata. Studien aus dem Gebiete der philosophischen, naturwissenschaftlichen und allgemeinen Literatur. Herausgegeben von B. B. Wien, Czermak. 1866. Gr. 16. 1 Thlr.

Ploennies, Luise v., Maria von Bethanien. Neutestamentliches Gedicht. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 18 Ngr.

Das norddeutsche Reich. Eine politische Studie. Berlin, Eichhoff. Gr. 8. 5 Ngr.

Reinhard, C., Der fünfte May. Ein Lebensbild von der Unterelbe. Roman in 4 Bdn. 1ster Bd. Leipzig, G. Wigand. 1866. Br. 8. 1 Thlr.

Roquette, O., Dramatische Dichtungen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Sachsens Waffenehre in ihrem wahren Lichte. Nebst einem Anhang: Das neue sächsische Wehrgesetz. Leipzig, Matthes. 8. 7½ Ngr.

Schmid aus Schwarzenberg, F., Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis Schopenhauer vom speculativ-monotheistischen Standpunkte. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Thlr.

Schneider, K., Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und französischem Boden. Zwei Vorträge. Bromberg, Carow. 1866. 8. 7½ Ngr.

Sichart, v., Geschichte der königlich-hannoverschen Armee. 1ster Bd. Hannover, Hahn. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

Siebel, C., Lyrik. Elberfeld, Reinhardt. 1866. Gr. 16. 1 Thlr.

Starklof, R., Geschichte des königlich Würtembergischen 4ten Reiterregiments Königin Olga 1805—1866. Mit besonderer Berücksichtigung der Brigade Normann im Feldzuge von 1813. Stuttgart, Aue. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Stifter, A., Studien. 3 Bde. 7te Stereotyp-Ausgabe. Pest, Heckenast. 8. 3 Thlr.

Storm, T., Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten. 4te Aufl. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 27 Ngr.

Sturm, J., Fromme Lieder. 6te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Zimmermann, W., Der Tag von Ober-Laudenbach. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolutions-Jahre 1848—1849. Mannheim, Schneider. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Seelenfortdauer
und die Weltstellung des Menschen.

Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte.

Von

Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk reiht sich den frühern Schriften des bekannten Verfassers in consequenter Wahrung seines philosophischen Standpunkts an und bildet mit denselben ein geschlossenes Ganzes, indem es sich zur Aufgabe macht, den anthropologischen oder psychologischen Erkenntnissweg nach neuen, bisher unbeachteten Seiten zu verfolgen. Es ist von gleicher Wichtigkeit für Philosophen wie für Theologen: ein friedliches Werk, das, gleichweit entfernt vom starren Autoritätsglauben wie von einseitiger materialistischer Weltanschauung, zur Verständigung über die höchsten Lebensfragen des Menschen in einem Geiste ruhigen Erwägens und streitlosen Forschens beizutragen sucht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniss und der Phantasie. 8. Geh. 4 Thlr.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Bildniß J. G. Fichte's. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTORY OF CIVILIZATION IN ENGLAND.

By **HENRY THOMAS BUCKLE.**

5 vols. 8°. Geh. 5 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Buckle's Werk ist von der Kritik als eine ausserordentliche Erscheinung bezeichnet worden, auch in Deutschland, wo bereits eine zweite Auflage der von Arnold Ruge veranstalteten deutschen Uebersetzung erschienen ist. Ein ungemein reichhaltiges Material, das überall möglichst auf positive Thatsachen zurückgeht, ist darin in lichtvoller Gruppirung zusammengefasst. Durch obige Ausgabe ist die Anschaffung des Werks in der Originalsprache durch nahezu dreimal billigern Preis gegen die bisher allein vorhandene englische Ausgabe wesentlich erleichtert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hellas und Rom
in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.

Von **Moriz Carriere.**

8. Geh. 3 Thlr.

Bildet zugleich den zweiten Band des Werks:

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Dieses neueste Werk Carriere's enthält den ersten Versuch einer Geschichte des griechischen und römischen Geistes, einer zusammenfassenden geistvollen Cultur-, Kunst- und Literaturgeschichte des classischen Alterthums vom ästhetischen Standpunkt aus in klarer und lebendiger Darstellung.

Zarncke's „Literarisches Centralblatt" enthält eine sehr anerkennende Beurtheilung des Werks, in der es heißt: Dasselbe komme einem Bedürfnisse der Lesewelt, insbesondere aber der Lehrerwelt entgegen; die allgemeine sowol als die Schulbildung könne eines fertig abgerundeten Gesammtbildes der Cultur des Alterthums auf keine Weise entbehren, einer dem Inhalte nach verlässigen, vollständigen, in Bezug auf die Form pragmatisch entwickelnden und zugleich anziehenden Darstellung. „Referent muß gestehen, daß ihm kein Werk bekannt ist, welches beide Erforderniße in so hohem Grade vereinigte wie das vorliegende, das in keiner gewählten Familien- und vor allem in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollte, um sowol dem Lehrer als dem Schüler mitten in ihrer vereinzelten Textarbeit das Totalbild des classischen Alterthums lebendig und theuer zu erhalten."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kampf und Untergang
des
Melanchthonismus in Kursachsen
in den Jahren 1570 bis 1574
und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter.

Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden bearbeitet von

Dr. phil. **Robert Calinich,**

Diakonus in Chemnitz.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der Originalacten im Hauptstaatsarchiv zu Dresden sowie der von den wittenberger Lehrern und ihren Gegnern ausgegangenen Schriften gibt der Verfasser hier zum ersten male eine parteilose und klare Darstellung der Kämpfe, welche mit dem Anathema der Melanchthonischen Lehrrichtung, ihrem Ausschluß aus Kursachsen und der Verurtheilung ihrer Träger und Verfechter endeten. Die Geschichte jener kirchlichen Bewegung wird dadurch in gründlicher Weise aufgehellt; namentlich wirft der Proceß gegen die Häupter der bekämpften Richtung (M. Schütz, Dr. Stößel, Dr. Cracau, Dr. Peucer) mit seinem tragischen Ausgange interessante Schlaglichter auf den Geist und die Leidenschaften der damaligen Zeit. Das Buch ist von gleichem Interesse für die theologische Welt, besonders in den sächsischen Landen, wie für Historiker und alle Freunde der Geschichte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 14. Februar 1867.

Inhalt: Ludwig Uhland's gelehrte Werke. Von Reinhold Bechstein. Erster Artikel. — Ethische Studien. Von Rudolf Gottschall. — Festschriften zum hundertjährigen Jubiläum der freiberger Bergakademie. Von Karl Zimmer. — Feuilleton. (Der neueste Jahresbericht der Deutschen Schiller-Stiftung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ludwig Uhland's gelehrte Werke.

Erster Artikel.

Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1865—66. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Ludwig Uhland ist uns allen theuer und werth; seine Dichtungen gelten uns als Kleinodien unserer jüngern Literatur, und zugleich verehren wir in diesem Meister des Gesangs den deutschen, vaterländisch fühlenden Mann und den unerschütterlichen Kämpfer für des Volkes Recht und Freiheit. Dagegen ist Uhland's hoher Werth als Gelehrter, als Vertreter der deutschen Wissenschaft noch allzu wenig erkannt. Zwar wird ein jeder, der sich dem Studium deutscher Literatur, Sage und Alterthumskunde mit tiefem Interesse hingegeben, auch den Arbeiten Uhland's seine Aufmerksamkeit zugelenkt haben, allein nur wenigen aus dem weitern Kreise der Gebildeten werden seine gelehrten Werke aus eigener Anschauung und Vertiefung kundgeworden sein. Und doch ist zum Verständniß von Uhland's Individualität auch diese gelehrte Seite nicht außer Acht zu lassen, wie Franz Pfeiffer in seinem dem Andenken des theuern Mannes gewidmeten „Nachruf" (vgl. Nr. 5 d. Bl. f. 1863) so treffend es ausgesprochen hat: „In ihm sind der Dichter, der Vaterlandsfreund und der Gelehrte aufs genaueste verbunden; alle drei Richtungen stehen in innigster Wechselbeziehung zueinander, und die Kenntniß der einen ist zum vollen Verständniß der andern unbedingt nöthig."

Aber auch völlig abgesehen von der allseitig anerkannten und hochgeschätzten Stellung Uhland's in unserm Literatur- und Culturleben verdient seine gelehrte Thätigkeit die lebendigste Theilnahme. Auch wenn wir sonst nichts dem Geiste dieses Mannes verdankten, auch wenn er als Gelehrter, in das stille Heiligthum der Studirstube gebannt, äußerlich dem Streben nach politischer Freiheit fern geblieben wäre: wir hätten alle Ursache, seinen wissenschaftlichen Werken einen Ehrenplatz in unserer Literatur anzuweisen und sie als eine unversiegbare Quelle der Belehrung und Erhebung in Ehren zu halten. Denn nicht ein abgelegenes und unwirthliches Feld der Gelehrsamkeit, das nur wenige Bebauer finden kann, hat Uhland sich zum Wirkungskreis erkoren; sondern die Dichtung und Sage der Vorzeit, und insbesondere die heimische, hielt er eindringendster Erforschung werth. Andere haben in gleicher Weise demselben Gebiete ihre eifrige Thätigkeit zugewendet, aber Uhland hat nicht nur, wie so viele seiner Fachgenossen, das stofflich Gegebene erforscht, sondern er hat auch die lebendigste und seelenvollste Darstellung des Erforschten geboten. Aus seinen gelehrten Schriften würden wir den Dichter erkennen, auch wenn wir sonst keine Zeile einer poetischen Schöpfung von ihm besäßen. Dazu kommt, daß Uhland's Schreibart nicht nur die schöne Einfachheit und Klarheit eines gebildeten Stils besitzt, sondern auch da, wo die Gelegenheit sich bietet, zu einem höhern Fluge oder zum Schmuck der Rede die höchste künstlerische Vollendung an sich trägt. Aehnlich wie in den Werken Jakob Grimm's finden sich auch in Uhland's Schriften nicht wenige Stellen, welche, die dichterische Anschauung mit dichterischem Ausdrucke verbindend, geradezu meisterhaft und von classischer Schönheit sind.

Im Verhältniß zu der langen Lebensdauer, welche ihm beschieden war, sowie im Vergleich zu der Fruchtbarkeit gleichstrebender Gelehrten hat Uhland nur wenige Arbeiten geliefert. Aber alles, was er veröffentlichte, trägt den Stempel der Gediegenheit und des gewissenhaftesten Fleißes. Diese Schriften theilen sich in zwei Klassen, wie es ja stets in der neuen Gelehrtenwelt der Fall ist: in selbständig erschienene Bücher und in Beiträge für Zeitschriften. Eben diese letztern sind aus naheliegenden Gründen nicht in weitern Kreisen bekannt geworden, und doch behandeln sie gerade Gegenstände, welche dem allgemeinen Interesse nahe liegen, und sind in einer Form gegeben, welche neben der unvermeidlichen wissenschaftlichen Außenseite die Poesie zu ihrem vollen Rechte gelangen läßt.

Die erste Arbeit, mit welcher Uhland auftrat, handelt „Ueber das altfranzösische Epos". Sie erschien im dritten Quartal der von Fouqué und Wilhelm Neumann herausgegebenen Zeitschrift: „Die Musen" (Berlin 1812);

im vierten Quartal schlossen sich an diese Abhandlung metrische, ins Deutsche übertragene Proben aus dem Heldengedicht von Viane. Jene Zeitschrift fand wenig Verbreitung, die Auflage wurde fast ganz makulirt. So sind Exemplare gegenwärtig von allerhöchster Seltenheit, und darum wird auch Uhland's Aufsatz selbst manchem Fachgenossen nur dem Namen nach bekannt geworden sein. Ein Wiederabdruck war daher ein schon lange gehegter Wunsch, der nun auch erfüllt werden soll. Denn wenn auch die Wissenschaft in ihren äußern Ergebnissen weiter gelangt ist, so ist doch in Uhland's Aufsatze der geistige Gehalt auch jetzt noch von unverwelkter Frische, und nicht minder hat es Reiz, eine wissenschaftliche Anschauung, welche sich bahnbrechend und nachhaltig erwies, in ihren ersten Anfängen sich entwickeln zu sehen.

Einen vaterländischen Stoff behandelt Uhland's zweite gelehrte Arbeit, die erste, die selbständig veröffentlicht wurde. „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter" (Stuttgart 1822), eine Charakteristik, mit welcher Uhland den größten und vielseitigsten Liederdichter des deutschen Mittelalters seinem Volke aufs neue geschenkt hat, gehört zu den gediegensten, einflußreichsten und anziehendsten Monographien auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte. Mit ihr beginnt für die so reich gewordene Walther-Literatur eine neue Epoche, die wissenschaftliche. Alle Thätigkeit, welche später sich Walther von der Vogelweide zuwandte, sei es in kritischer oder historischer Richtung, knüpfte an das Buch Uhland's an. Und wenn auch hier die Forschung im einzelnen zu ganz andern Resultaten gekommen ist, so besitzt doch Uhland's Schilderung des alten Dichters, die Auseinandersetzung seiner Eigenthümlichkeiten und die Lobpreisung seines Werks einen unvergänglichen Reiz. Wie viel die deutsche Philologie Uhland verdankt und wie unvergessen seine Bemühungen um Walther von der Vogelweide sind, dem hat Franz Pfeiffer dadurch einen sinnigen Ausdruck verliehen, daß er seine Walther-Ausgabe „dem Andenken Ludwig Uhland's" widmete, nachdem sowol Lachmann als auch Wackernagel und Rieger dem Lebenden seinerzeit ihre Ausgaben zugeeignet hatten.

Der größern Arbeit über Walther folgte als eine Beigabe zu Halling's Ausgabe des „Glückhaften Schiffs von Johann Fischart" (Tübingen 1828) ein kleinerer Aufsatz „Zur Geschichte der Freischießen".

Die ersten drei Arbeiten bewegten sich auf dem Gebiete der Geschichte und Literaturgeschichte, die folgende kennzeichnet die zweite Richtung von Uhland's Studien, die mythologische. „Der Mythus von Thor nach nordischen Quellen" bildet den ersten Band der „Sagenforschungen" (Stuttgart 1836); ein zweiter, der den Mythus von Odin behandeln sollte, ist nicht erschienen.

Das Hauptwerk Uhland's, seine Sammlung „Alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder" (2 Bde., Stuttgart 1844 — 45) ist ebenfalls unvollendet geblieben. Nur die eigentliche Sammlung ist in den beiden Bänden enthalten, dagegen blieben die verheißene Abhandlung sowie die Anmerkungen im Rückstande. Später wurden aus der „Abhandlung" in Pfeiffer's „Germania" einzelne Abschnitte veröffentlicht. Diese Abschnitte betiteln sich: „Von zwei Gespielen", „Rath der Nachtigall" und „Sommer und Winter". Ebenfalls in Pfeiffer's „Germania" sind eine Reihe Aufsätze zum Abdruck gelangt, welche unter dem Haupttitel „Zur schwäbischen Sagenkunde" vereinigt sind. Es sind folgende: „Die Pfalzgrafen von Tübingen", „Dietrich von Bern" und „Bodman".

Wie diese Arbeiten die Sagenwelt von Uhland's engerm Heimatlande beleuchten, so hat er auch „Zur deutschen Heldensage" einige Beiträge in der „Germania" niedergelegt, nämlich die Abhandlung über „Sigemund und Sigefred", sowie über den „Rosengarten zu Worms". Dieser letzte Aufsatz beschließt die Reihe der gelehrten Schriften, welche Uhland selbst veröffentlichen ließ.

Wenn diese acht Abhandlungen ohne Ausnahme von Uhland's tiefem Wissen und von seiner ungemeinen Begabung, das echt Volksthümliche in Sage und Dichtung zu ergründen und zur lebendigsten Anschauung zu bringen, ein glänzendes Zeugniß liefern, so wird doch die eine mehr, die andere minder auch das allgemeine Interesse wach rufen. Es wird dies nicht allein in den Stoffen, sondern auch in der Behandlung seinen Grund finden. Wenn es gestattet ist, ein Urtheil zu fällen, so möchte ich der Abhandlung „Rath der Nachtigall" wegen ihrer wahrhaft wunderbaren Innigkeit des Ausdrucks den Preis zuerkennen.

Dies sind in Kürze die gelehrten Werke, welche wir Uhland verdanken. Daß mit ihnen seine wissenschaftliche Thätigkeit nicht erschöpft sei, wußten die ihm Nahestehenden recht wohl. Ob freilich die im Nachlasse sich vorfindenden Niederschriften auch alle reif seien für eine Veröffentlichung, konnte man von vornherein nicht wissen. Uhland selbst hatte über seine Papiere gar nichts verfügt, sondern dieselben drei Jahre vor seinem Tode in die Hände seiner treuen Lebensgefährtin gelegt, ihr die Sorge für eine geeignete Bestimmung überlassend.

Als der Tod den Dichter hinweggenommen, wandte sich die Witwe an drei Gelehrte, welche ihrem Gatten nicht nur als Fachgenossen, sondern auch als persönliche Freunde nahe gestanden hatten, mit dem Auftrage, die literarische Hinterlassenschaft Uhland's zu prüfen, zu sichten und nach gemeinsamer Berathung das des Drucks würdig Scheinende zu veröffentlichen.

Das Ergebniß dieser Untersuchung war ein günstiges: die Menge und der Umfang von Uhland's hinterlassenen gelehrten Arbeiten ergab sich als sehr erheblich. In dem allgemeinen Vorwort zum ersten Bande von „Uhland's Schriften", welches von den drei Herausgebern W. L. Holland, A. von Keller und F. Pfeiffer unterzeichnet, nach dem Stil zu schließen aber ohne Zweifel von Pfeiffer abgefaßt ist, wird uns Näheres mitgetheilt, und zugleich werden die Grundsätze in Betreff der in die „Schriften" aufzunehmenden Arbeiten dargelegt.

Die Arbeiten, die sich im Nachlasse vorfanden, zerfallen nach Zeit und Art ihrer Entstehung und der Form nach in zwei gesonderte Gruppen: in Vorlesungen und in

einzelne größere und kleinere Abhandlungen oder Monographien.

Die Vorlesungen, welche Uhland während seiner leider nur kurzen akademischen Wirksamkeit in Tübingen, von 1830—33, über die deutsche Dichtung des Mittelalters und der Reformationszeit gehalten, sind von ihm niemals für den Druck bestimmt worden. Gleichwol haben sich die Herausgeber nach reiflicher Ueberlegung für deren Aufnahme in die Schriften entschieden.

Einmal die Thatsache, daß unter den Zuhörern, die damals zu den Füßen des Meisters zu sitzen das Glück hatten (und es befanden sich darunter viele, die sich nachher in der Literatur und Wissenschaft einen Namen gemacht), der Eindruck dieser Vorträge noch heute unvergessen ist; sodann die Ueberzeugung, daß denselben jene belebende und zündende Kraft noch jetzt innewohnt, indem, was Uhland vor 35 Jahren über die volksmäßige Poesie des Mittelalters gesprochen und geschrieben hat, nicht nur nicht veraltet, sondern, wie wenig auch die Forschung seitdem geruht, noch immer unübertroffen ist. Uns wenigstens — sagen die Herausgeber weiter — ist nicht bekannt, daß irgendwo über diese Dinge, die in allen Schriften Uhland's den Kern und Mittelpunkt bilden, mit so viel Geist und Tiefe, mit so viel Gelehrsamkeit und dichterischem Verständniß und in so vollendeter Form gehandelt wäre.

Jetzt, nachdem diese Vorlesungen zum größten Theil durch den Druck dem Urtheile aller anheimgefallen sind, wird niemand dieser Erwägung der Herausgeber entgegentreten wollen. Im Gegentheil, wir würden es aufs tiefste bedauern müssen, wenn in Rücksicht auf die Ungleichmäßigkeit der Ausarbeitung, wie sie ja die meisten zum ersten male angelegten Collegienhefte an sich zu tragen pflegen, die Bestimmung getroffen worden wäre, die Vorlesungen von der Sammlung auszuschließen.

Die Abhandlungen und Monographien gehören, mit Ausnahme einer einzigen, der „Abhandlung über den Minnesang" aus dem Jahre 1824, der spätern Lebensperiode des Dichters an und sind eigens für den Druck ausgearbeitet. „Aber nur wenige von ihnen", wie die Herausgeber mit Offenheit und Freimuth uns mittheilen, „sind äußerlich fertig und zum Abschluß gebracht, und selbst diese würde Uhland, wäre er noch am Leben, schwerlich in der vorliegenden Gestalt, d. h. unverändert, abdrucken lassen." Für die wichtigste unter diesen formell abgeschlossenen Arbeiten gelten den Herausgebern vier selbständige Abschnitte aus der „Abhandlung über das Volkslied".

Unvollendete Arbeiten größern Umfangs sind: der zweite Theil der „Sagenforschungen" mit dem „Mythus von Odhin"; der erste Theil einer „Schwäbischen Sagenkunde" (zum zweiten gehören mehrere schon in der „Germania" abgedruckte Abhandlungen), endlich eine „Deutsche Heldensage", die nach der erhaltenen ausführlichen Uebersicht aus zwei Theilen bestehen und im ersten über „Brünhild und Kriemhild"; im zweiten über „Die Dietrichsage" handeln sollte. Von diesem breit angelegten Werke sind außer den beiden in der „Germania" bereits veröffentlichten Abhandlungen nur ein paar Abschnitte ausgearbeitet, einige andere blos in ihren Anfängen oder gar nur Entwürfen vorhanden. Obgleich Uhland durch die That bewiesen, daß er, zwar mild gegen die Leistungen anderer, doch an seine eigenen Arbeiten einen strengen Maßstab legte und keine an die Oeffentlichkeit gab, wenn sie nicht nach Inhalt und Form seinen hohen Anforderungen entsprach, so haben die drei Männer, denen die Prüfung und Herausgabe des Nachlasses anvertraut wurde, mit vollem Recht sich auf einen andern Standpunkt stellen müssen. Sie trugen kein Bedenken, auch von den unfertigen Abhandlungen Uhland's alle diejenigen unter seine Schriften aufzunehmen, die so weit gediehen sind, daß sie Anlage, Zweck und Absicht des Ganzen erkennen lassen. Hören wir ihre ausdrückliche Erklärung selbst:

Wir erklären demnach, daß wir für die Aufnahme der einzelnen Theile wie für die ganze Sammlung die volle Verantwortung übernehmen. Es geschieht dies von unserer Seite mit um so größerer Beruhigung, als wir nicht befürchten, durch die Aufnahme irgendeines Stücks zum Vorwurf einer tadelnswerthen Befangenheit unsers Urtheils oder einer Bloßstellung von Uhland's Ruf und Namen gerechten Anlaß zu geben. Im Gegentheil sind wir der Ueberzeugung, daß das deutsche Volk mit uns diese Schriften, die von der warmen Vaterlandsliebe dieses starken und treuen Herzens neues Zeugniß geben, als ein theueres Vermächtniß, als einen kostbaren Schatz betrachten und in Ludwig Uhland neben dem Dichter künftighin noch mehr als bisher auch den Gelehrten erkennen und verehren wird.

Freudig können wir in dieses Lob einstimmen, aber nicht minder müssen wir den Männern, welche die uns seither verschlossenen Schätze an das Licht bringen wollen, aufrichtigen Dank darbringen. Auch darum, weil die Herausgabe mit eigener Mühe verknüpft ist. Sie haben sich in die Arbeit getheilt, und ein jeder wird der betreffenden einzelnen Schrift oder Abhandlung eine kurze Einleitung vorausschicken, welche die nothwendigen Angaben über Zeit und Art der Entstehung, über Beschaffenheit des Manuscripts u. s. w. enthalten und da, wo es bei den schon gedruckten Stücken nöthig, den inzwischen veränderten Stand der Forschung darlegen soll. Im übrigen wird sich ihre Thätigkeit, mit Umgehung jedes selbständigen Eingreifens, auf die für das Verständniß oder für die Bequemlichkeit des Lesers unumgänglich nöthigen Zusätze, namentlich Verweisungen auf die neuere Fachliteratur beschränken, und sollen diese durch eckige Klammern und Beifügung des ersten Namenbuchstabens kenntlich gemacht werden.

Das Vorwort der Herausgeber rechtfertigt im einzelnen nicht die Aufnahme und Wiederholung der schon veröffentlichten Werke, der Bücher und Abhandlungen, weil sich dies von selbst verstand. So wird mit Ausnahme der Liedersammlung in den „Schriften" Uhland's alles bisjetzt Bekannte und Unbekannte vereinigt sein. Die Sammlung, auf sechs bis sieben mäßig starke Bände berechnet, wird ein stattliches Zeugniß abgeben von Uhland's Geistesthätigkeit, während seine Fruchtbarkeit auf dem Gebiete der Poesie nur gering war; innerlich aber werden diese „Schriften" auch als wahre Perlen unserer Literatur von allen erkannt und liebgewonnen werden, welche ein Herz haben für Leben und Poesie unsers Volks.

Die beiden bisjetzt vorliegenden Bände von „Uhland's Schriften" enthalten seine „Vorlesungen", und zwar über die „Geschichte der altdeutschen Poesie", gehalten in den Jahren 1830 und 1831, und über die „Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert", gehalten im Sommersemester 1831. Die Vorlesungen über die „Geschichte der altdeutschen Poesie", von A. von Keller herausgegeben, zerfallen in zwei Theile; der erste füllt den ganzen ersten Band, der zweite etwa ein Drittel des zweiten. Die Vorlesungen über die „Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert" sind von Holland herausgegeben. Jeder der beiden Herausgeber hat nach dem Plane des Ganzen ein kurzes orientirendes Vorwort hinzugefügt; und im einzelnen ist an sehr vielen Stellen auf die neue Literatur hingewiesen. Manche Abschnitte sind nach dem Bekenntniß der Herausgeber im Interesse des Werks gekürzt. Daß in diesem Punkte die Redaction vorsichtig und gewissenhaft geführt wurde, dürfen wir sicher überzeugt sein.

Wenn wir uns nun im einzelnen den für uns noch neuen Vorlesungen zuwenden, so wird eine Beurtheilung nicht mit entgegengesetzten Meinungen verknüpft sein können, wie es bei Werken lebender Autoren gestattet und von Vortheil ist. Zwischen heute und den Jahren, in denen Uhland diese Vorlesungen hielt, liegt eine geraume Zeit. Inzwischen hat auf dem Felde der deutschen Literaturgeschichte die Forschung nicht geruht. Unsere Kenntnisse sind stofflich nicht unbedeutend erweitert worden und die Ansichten haben vielfach Aenderungen erfahren müssen. So fehlt es in Uhland's Vorlesungen nicht an Stellen, wo er heute gewiß sich anders aussprechen und wo ihm eine reichere Literatur zu Gebote stehen würde. Im ganzen aber ist die geistige Auffassung durchaus unabhängig von den äußern Fortschritten in der Wissenschaft. Und eben dies ist das wahrhaft Große an Uhland's Werken und insbesondere auch an diesen Vorlesungen, daß sie als künstlerische Schöpfungen ihre Entstehungszeit überdauert haben.

Uhland eröffnet seine Vorlesungen über die „Geschichte der altdeutschen Poesie" mit einer „Einleitung", in welcher er seine Aufgabe näher zu bestimmen und den Weg, der zu ihrer Lösung eingeschlagen werden soll, zu bezeichnen versucht. Zu diesem Zweck gibt er zuerst eine kurze Auseinandersetzung der historischen Bedeutung des Mittelalters, vorzugsweise nach seiner culturhistorischen Richtung hin. Ein gerechteres und tieferes Urtheil über diese oft so verschiedenartig aufgefaßte Periode ist wol selten ausgesprochen worden. Im Gegensatz zu der neuen Zeit, deren Anbruch das Hervortreten des Gedankens in Beziehung auf die Gegenstände des Glaubens kennzeichnet, wurzelt der Charakter des Mittelalters in der Phantasie und im Gemüth, ohne daß darum der Gedanke durchaus brach gelegen. Uhland erkennt in historischem und zugleich echt menschlichem Sinne jede Periode, jedes Geschlecht und jeden einzelnen als aus einem Selbstzweck hervorgegangen an. Jede Zeit hat ihren besondern Gehalt entfaltet, die vielseitigste harmonische Bildung hat niemals den Kreis des geistigen Lebens abgeschlossen, „der göttliche Keim, der in der Menschheit liegt, ist unerschöpflich in der Mannichfaltigkeit seiner Entwickelungen". Indem Uhland auch die Periode des Mittelalters als eine solche bezeichnet, fügt er einen schönen Gedanken in poetischem Bilde hinzu:

> Man hat dasselbe (das Mittelalter) sonst wol eine tausendjährige Nacht genannt. Diese Nacht war wenigstens eine sternhelle. Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheitelrecht auf die Häupter der Menschen leuchtet.

Die Poesie nimmt im Mittelalter eine hoch bedeutsame Stelle ein: alles geistige Erzeugniß in den europäischen Landessprachen, mit geringen Ausnahmen, ist Gedicht. Selbst auf Gegenstände, welche nicht unmittelbar der Poesie angehören, auf erbauliche, lehrhafte, historische Arbeiten, wird die poetische Form und Behandlung angewendet. Darum ist für das Studium des Mittelalters auch die Bekanntschaft mit seiner Dichtung unumgänglich nothwendig. „Schöpfen wir unsere Kenntniß des Mittelalters", sagt Uhland wieder sehr schön und treffend, „nur aus den lateinischen Chroniken, so sehen wir den Dornstrauch ohne die Rose."

Die Hervorhebung der culturgeschichtlichen Momente hat sich mit der Zeit den Historikern immer mehr als ein Gebot erwiesen. Als Uhland solche Gedanken aussprach, bewegte sich die Geschichtschreibung noch vielfach in dem alten Gleise einer blos äußerlichen Betrachtung, aber man hatte doch auch schon die historische Pflicht anerkannt, „eben in der wildest bewegten Zeit den unerloschenen Himmelsfunken nachzuweisen". Mit Recht macht Uhland darauf aufmerksam, auch unsere Zeit müsse von der historischen Gerechtigkeit verlangen, daß einst *nicht* blos ihre Kriegs- und Revolutionsgeschichte beachtet werde. „Das Höchste, was eine Zeit in sich trägt und was sie niemals ganz verwirklicht, ist ihre Ideenwelt; das Mittelalter hat die seinige in der Poesie niedergelegt, nur diese also kann uns seinen innern Gehalt erschließen."

Gegenüber der noch immer nicht auf ihr richtiges Maß beschränkten ästhetisirenden Literaturbetrachtung, die gerade gegen die mittelalterlichen Geistesschöpfungen oft so ungerecht, sie theils überschätzend, theils miskennend, verfuhr, verdient die streng objective und geschichtliche Auffassung Uhland's, der doch selbst Dichter war, besonders beachtet und beherzigt zu werden.

Die deutsche Poesie des Mittelalters, welche den Gegenstand der Vorlesungen bildet, wird in der Einleitung nur im allgemeinen und nach ihren Hauptzügen betrachtet. Die altdeutsche Dichtung ist, im Vergleich mit dem poetischen Vorrath der übrigen europäischen Völker, dem Umfang nach die reichste. Außer eigenem Besitze hat sie sich auch einen großen Theil dessen angeeignet, was die andern Völker hervorgebracht. „Die beiden Elemente des Lebens im Mittelalter, das germanisch-heidnische und das romanisch-christliche, scheiden und verbinden sich auch in der Poesie." Groß und vielgestaltig ist die Masse der deutschen Dichtung im Mittelalter. Und diese Poesie geschichtlich darzustellen, ist Uhland's Vorhaben.

Zuerst entwickelt er die Gliederungen, in welche der Stoff nach Inhalt und Form zerfällt und welche zum Besten eines geordneten Vortrags eingehalten werden sollen. Nach ihnen theilt sich die Darstellung in vier Hauptabschnitte, nämlich 1) „Die Heldensage"; 2) „Heiligensagen und Rittergedichte"; 3) „Minnesang"; 4) „Lehr- und Zeitgedichte". Die Methode, nach welcher diese Eintheilung getroffen ist, nennt Uhland die organische im Gegensatz zur synchronistischen, ethnographischen und systematischen. Die Aeußerungen über diese verschiedenartigen Gesichtspunkte, angewandt auf die vorliegende Aufgabe, sind sehr lehrreich, und wenn hier und da im einzelnen etwas behauptet wird, was wir heute nicht mehr für richtig halten können, so werden wir doch die von Uhland getroffene Stoffeintheilung für vortheilhaft und in der That für organisch erachten müssen. Freilich nicht jeder Lehrer der Literaturgeschichte wird darum geneigt sein, diese Eintheilung Uhland's auch wirklich anzuwenden.

Nach der Natur des Gegenstandes muß es sich entscheiden, wie er dargestellt und veranschaulicht werden soll; dazu gesellt sich eine andere Ungleichheit, welche in der größern oder geringern Zugänglichkeit der Quellen zu suchen ist. Uhland lehnt es in seiner bekannten bescheidenen Weise von vornherein ab, seinen Zuhörern eine vollständige und gleichmäßige Geschichte der ältern deutschen Poesie zu geben; er werde manche bedeutende Lücke selbst zu bemerken haben.

Wenn Uhland einige wenige literarische Hülfsmittel namhaft macht — es sind Hagen's und Büsching's „Grundriß" (1812), Koberstein's „Grundriß" (erste Auflage, 1827) und dessen „Leitfaden" (1828) —, so hat dies, ich kann es nicht anders bezeichnen, etwas Rührendes und Erhebendes zugleich. Also nur drei Hülfsbücher, von denen das eine nur ein Leitfaden ist, ein Auszug eines ausführlichern Werks, und auch dieses nur gering an Umfang. Und die erste der genannten Schriften schon im Jahre 1812 veröffentlicht, und seitdem ist, wie Uhland selbst hinzufügt, so vieles neu entdeckt und herausgegeben, so manches durch spätere Bemühungen überflüssig geworden, daß eine neue Bearbeitung des Buchs oder ein Supplement großes Bedürfniß wäre. Eine darstellende Literaturgeschichte gab es damals noch nicht, welche die Arbeit wesentlich hätte erleichtern können. Uhland hat also alles und jedes, was er bietet, aus den Quellen geschöpft, alles und jedes Urtheil ist sein volles Eigenthum. Und wie reich auf der andern Seite die literarhistorische Literatur, die uns heute zu Gebote steht! Koberstein's trefflicher „Grundriß" aus dem Jahre 1827, welchen Uhland mit lobenden Worten seinen Zuhörern empfiehlt, liegt jetzt in vierter Auflage vollendet vor, aus einem kleinen Buche ist ein bändereiches Werk erwachsen. Wie viele Leitfaden und ähnliche Unternehmen für Schulen sind seitdem geliefert, unter vielen unbrauchbaren und handwerksmäßigen auch tüchtige Büchlein. Ein Literarhistoriker ist jetzt kaum im Stande, diese Literatur nur dem Namen nach zu kennen; er braucht auch seinen Zuhörern diese Gattung von Hülfsmitteln jetzt nicht mehr bibliographisch anzuführen, wenn andere wichtigere Werke in größerer Fülle vorhanden sind.

Haben wir Uhland schon als einen echten Historiker erkannt, so hört er darum nicht auf, Aesthetiker und Patriot zu sein. Die objective Wahrheit wird stets, wenn sie durch die Darstellung lebendig werden soll, mit einer subjectiven Auffassung zur Erscheinung kommen. Uhland betrachtet keineswegs die Poesie blos historisch und culturhistorisch, die Bedeutung derselben ist ihm auch eine poetische und vaterländische. Er führt hier aus, was er vorher nur angedeutet, daß die Poesie nicht minder eine Quelle für die Geschichte sei als Annalen und Diplome. Die poetische Bedeutung findet Uhland in dem freien Genusse, den unsere alten Dichtungen als solche und unabhängig von ihrem geschichtlichen Interesse gewähren können. Doch hierin wird das Urtheil immer subjectiv gestaltet sein. Sehr schön sind die Worte, welche Uhland hier an seine Zuhörer richtet:

> Ich versuche nicht, Ihr Urtheil über den Werth dieser Poesie zum voraus zu bestimmen, sondern wünsche vielmehr, daß solches ohne theoretische Ausführungen überall soviel als möglich aus der Darstellung selbst sich ergeben möge. Das jedoch glaube ich vorerst nur als individuelle Ansicht aussprechen zu dürfen, daß, was auch die Poesie anderer Völker und Zeiten in sich Vollendetes darbieten mag, doch diese einheimische Poesie auch ihrerseits Saiten anschlage, welche vorher nicht geklungen haben, Bedürfnisse, Ahnungen der Phantasie und des innigern Gemüths befriedige, welche anderwärts nicht oder nicht in gleichem Maße befriedigt werden.

Diese Worte zeigen deutlich, wie innig Uhland für die deutsche Poesie des Mittelalters fühlte; aber er will andern nicht ein gleiches Gefühl aufnöthigen. Trotz seiner Vorliebe ist er gerecht, er weist eine Vergleichung nach außen als nicht zur Aufgabe gehörig ab; er betont ausdrücklich, daß man nicht überall den Maßstab anlegen dürfe, den man von dem classischen Alterthum auf die nach diesem gebildete neuere Literatur zu übertragen pflege, nämlich das Ebenmaß jedes einzelnen Dichtwerks, die harmonische Verbindung seiner Theile zu einem Ganzen, die Uebereinstimmung von Inhalt und Form. Prüfe man nach diesem Maßstab, dann werde das Urtheil im ganzen sehr ungünstig ausfallen.

Aber nicht nur der Beurtheiler des künstlerischen Werthes der Dichtung, auch der Dichter läßt sich vernehmen. Uhland will keine Musterbilder für die Poesie seiner Zeit gesucht wissen aus dem deutschen Alterthume, wie es denn überall um die Nachahmung der Werke vergangener Zeiten eine bedenkliche Sache sei. Aber Uhland hat durch die That bewiesen, daß der Dichter auch ohne Verletzung des Geschmacks und ohne seine Individualität preiszugeben, Stoffe und Formen der heimischen Poesie der Vorzeit entlehnen und neu gestalten kann. Und was er als Dichter schaffend gethan, das hören wir ihn hier in seiner literarhistorischen Einleitung mit kritischem Bewußtsein äußern. Die Macht geistiger Anregung werde auch der Poesie des Mittelalters nicht zu bestreiten sein; die Erscheinung einer reichen Phantasie, mächtiger Gestalten, großer Sagenzüge erweitere den Blick und kräftige die

Gesinnung in Sachen der Poesie; sie wirke dem Tändeln und Prunken mit den Nebenwerken der Dichtkunst entgegen: ein Gedanke, der den Gegensatz Uhland'scher Anschauung und Tüchtigkeit gegenüber den Spielereien der Romantiker trefflich offenbart. Jene mächtige Erscheinung lasse ferner den Anspruch fühlbar werden, bedeutenden Hervorbringungen einer frühern Zeit auch nur Bedeutendes und Würdiges im Geiste der eigenen gegenüberzustellen. „Das Auge hat ein verstärktes Höhenmaß, wenn wir vom Anblick der Alpen zurückkommen."

Auch die vaterländische Bedeutung der altdeutschen Poesie weiß Uhland mit warmem Ausdruck seinen Zuhörern zu Gemüth zu führen. Zwar erkennt er an, daß es im Reiche des Geistes keine Landesgrenzen gebe, daß wir Deutsche vornehmlich eine universelle Gesinnung üben; auch will er nicht den Werth der Vaterlandsliebe beweisen. Das aber lehre uns die Kenntniß jener mannichfachen Entwickelungen, daß das Vortreffliche nirgends bodenlos erwachsen, daß es überall aus nationalen Elementen am kräftigsten hervorgegangen sei. „Die Poesie vor allem wurzelt in den eigenthümlichsten Zuständen des Volkslebens. . . . Der Weltbürgersinn soll uns daher nicht abhalten, in unser Eigenstes zu gehen, dieses zu erkennen und zu entwickeln. Von ihm aus bringen wir am besten dem geistigen Gemeinleben unsern Beitrag."

Aus eigener Erfahrung konnte Uhland darauf hinweisen, daß das Vaterlandsgefühl zur Zeit, als eine ausgleichende Weltherrschaft alles Nationale zu ersticken drohte, auch im vaterländischen Alterthum Trost und Anhalt suchte. „Daß eine Gemeinschaft unserer Vorzeit mit der Gegenwart bestehe, wurde damals lebhaft empfunden. Heimatklänge, hoffe ich, sollen uns noch jetzt dort ansprechen"

Wie gedenkt daher Uhland seine akademische Thätigkeit zu gestalten? Er dringt auf die wissenschaftliche Behandlung um so mehr, da die frühere Periode unserer Literaturgeschichte am wenigsten allgemein bekannt sei. Sein Vortrag soll darauf berechnet sein, denjenigen, welche sich zu der Erforschung unserer ältern Poesie hingezogen finden, eine zusammenhängende Uebersicht zu geben. Aber Anhänger will er diesen Studien nicht werben, da dieselben von keinem eigentlich praktischen Vortheil sind. Und dieser Standpunkt ist auch heute nicht aufgegeben, und gewiß mit Recht. Denn je weniger die fachwissenschaftliche Beschränkung und Strenge zur Richtschnur dient, desto größern Einfluß auf allgemeine Bildung und Veredlung werden solche Vorträge ausüben, wenn sie im Geiste Uhland's gehalten werden. Denn ihm schien es angemessen, „daß die Resultate der bisherigen Forschungen in einer für sich verständlichen Darstellung zusammengefaßt werden, daß auch denjenigen, die sich nicht selbständig in das vaterländische Alterthum versenken wollen, die Gelegenheit gegeben sei, das Bedeutendste kennen zu lernen, was Jahrhunderte hindurch den Geist und das Gemüth unserer Vorfahren beschäftigt und bewegt hat." Und dieser Vorsatz ist treulich eingehalten worden. Tiefe und Gediegenheit des Inhalts im Verein mit Wahrheit und Schönheit der Form heben diese Vorlesungen in eine Höhe, wie sie nur wenige akademische Lehrer zu erklimmen im Stande sind. Und darum freuen wir uns, daß diese einst mächtig zündenden Vorträge nun ein allgemein zugängliches Buch geworden sind, welches, wenn auch sein Inhalt der Macht lebendiger Rede entbehrt, gleichen Genuß und dauernden Gewinn verheißt.

Sehr schön ist der Schluß von Uhland's Einleitung. Wie weitblickend sein Genius auch ist, wie scharf sein Urtheil, wie allgemein umfassend sein deutsches Vaterlandsgefühl, es wurzelt doch mit seinem Herzen im Boden seiner engern Heimat. So erinnert er seine Zuhörer daran, daß sie hier mitten im schwäbischen Lande ständen, das einst ein Saal des Gesanges war. „Sollen wir über alles Bescheid wissen, nur nicht über das, was auf dem eigenen Boden geistig geblüht hat?" Und so lenkt er den Blick nach dem Rosenstein, nach dem sagenreichen Berge am östlichen Ende der Schwäbischen Alp; er schildert ihn und die herrliche Fernsicht:

> Hier, dacht' ich mir wol sonst, möcht' ich, mit einigen Freunden gelagert, während die Maienluft nur fern ertönte und der Blick in die weite Gegend hinausschweifte, hier möcht' ich den Freunden die Dichtergebilde der vergangenen Zeit, farbhell, wie sie mir vor der Seele schwebten, vorüberführen. Aber was, einmal aufgefaßt, dem innern Schauen in raschem Fluge vorüberzieht, soll es andern mitgetheilt werden, so muß die langsame Bahn der Untersuchung, der Entwickelung, der allmählich fortschreitenden Darstellung betreten werden. Diese betreten wir auch jetzt; möchten auf ihr jene dichterischen Gestaltungen Ihnen so anschaulich und vertraut werden können, daß es in Ihrer Macht stände, dieselben auch künftig auf jeder schönen Stelle des deutschen Landes vor das geistige Auge zurückzurufen!

Wir haben der Einleitung Uhland's zu seinen „Vorlesungen" eine eingehendere Betrachtung geschenkt, denn ihre Bedeutung ist mannichfach. Sie eröffnet die akademische Thätigkeit des Mannes, der, ähnlich wie sein großer Landsmann Schiller, das Katheder nicht zum Lebensberuf erkoren, sondern der in reiferm Lebensalter als namhafter Dichter und Gelehrter zum Lehramte berufen wurde. Obwol durch das Misgeschick der Umstände diese Wirksamkeit Uhland's nur kurz andauerte, so hat sie doch reiche Früchte getragen, für ihn selbst wie für seine Hörer. Aber auch ohne diese Beziehung auf die Lebensgeschichte eines bedeutenden Menschen tritt die Einleitung in ihrer Klarheit, Tiefe und lebensvollen Frische aus dem engen Kreise ihrer ursprünglichen Bestimmung auf ein allgemeines Gebiet. Mit ihr könnte, mit Uebergehung weniger zufälliger Einzelheiten, ein jedes Buch, eine jede Vorlesung über die Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters auch heute noch eröffnet werden. Und wenn dies auch nur bildlich gesagt sein soll, so werden wir dies wissenschaftliche Glaubensbekenntniß Uhland's als eine allgemein gültige Auffassung des deutschen Mittelalters und seiner Literatur so lange in Ehren halten müssen, als uns dies Wissensgebiet am Herzen liegt.

Unsere folgende Betrachtung soll den Inhalt der literarhistorischen Vorlesung selbst ins Auge fassen.

Reinhold Bechstein.

Ethiſche Studien.

Das ſittliche Leben. Ethiſche Studien von Julius Frauenſtädt. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es iſt ein erfreuliches Zeichen von der Bewegung der Geiſter, daß ſelbſt eine Philoſophie wie die Schopenhauer'ſche, welche durch die Originalität ihres Stifters eine ganz eigenthümliche Abgeſchloſſenheit erhielt, nicht ſtagnirt, ſondern von ihren Jüngern nach verſchiedenen Seiten hin fortgebildet wird. Dies geſchieht auch nach der Seite der Ethik, freilich nicht, ohne daß der letzten ethiſchen Conſequenz dieſer Philoſophie, der Weltverneinung, die Spitze abgebrochen wird. Ein Jünger Schopenhauer's, welcher dies Princip an die Spitze ſeiner ethiſchen Studien ſtellte, würde eine Ethik von weſentlich anderm Gepräge ſchreiben, als dieſe Ethik Frauenſtädt's iſt. In ſeinen „Briefen über die Schopenhauer'ſche Philoſophie" bekennt auch unſer Autor den Anſtoß, den er an dem Gedanken der gänzlichen Willensaufhebung gefunden, den Widerſpruch, der ihn längere Zeit beunruhigt habe. Doch damals erhob ſich der gläubige Jünger durch „fleißiges Leſen jeder Zeile bei Schopenhauer" über dieſe Bedenken und vertheidigte die gänzliche Aufhebung des Willens in den letzten Briefen nicht blos als ethiſch, ſondern auch als logiſch gerechtfertigt. In ſeinen „Ethiſchen Studien" vermag Frauenſtädt indeß mit dieſem Princip nichts Rechtes anzufangen und ſchiebt es mit einer Höflichkeitsformel beiſeite. Dagegen werden Ariſtoteles und Kant, Herbart und ſeine Schule, namentlich Lotze, dann Stuart Mill, Jeſſen u. a. neben Schopenhauer ſehr häufig berückſichtigt, indem der Verfaſſer ſich theils an einzelne Ausſprüche derſelben anlehnt, theils ſie weiter fortbildet oder gänzlich widerlegt.

Die „Ethiſchen Studien" Frauenſtädt's haben große Vorzüge; ſie ſind durchweg klar und deutlich, ohne alle metaphyſiſchen Verſchleierungen; ſie ſuchen gerade über einige der fragwürdigſten ethiſchen Hauptprobleme dieſe Klarheit zu verbreiten; ſie gehen den wichtigſten Fragen nirgends aus dem Wege. Ebenſo wenig begnügen ſie ſich mit der traditionellen Phraſe; ſie ſind durchweg die Frucht eines reſoluten Selbſtdenkens. Vor allem aber ſind ſie von jeder Principienreiterei fern; er unterſucht auch die Modificabilität des ſittlichen Werthurtheils, die Modificabilität der Pflichten nach Ort, Zeit und Umſtänden; ja die ganze zweite Abtheilung ſeines Werks iſt der Unterſuchung der auf das ſittliche Leben wirkenden Einflüſſe gewidmet, und gerade auf dieſen Theil möchten wir den Hauptnachdruck legen. Es genügt nicht, den kategoriſchen Imperativ in ſeiner Nacktheit hinzuſtellen. Mit Recht ſagt Frauenſtädt in der Vorrede:

Einen Gegenſtand, der bisher ſo gut wie ganz vernachläſſigt worden iſt, habe ich ſeiner Vernachläſſigung entzogen und mit beſonderer Ausführlichkeit behandelt, ja habe ihm die ganze zweite Abtheilung gewidmet: der Unterſuchung nämlich des Zuſammenhangs, in welchem das ſittliche Leben mit dem phyſiſchen, pſychiſchen, ſocialen, politiſchen, allgemein geiſtigen Leben ſteht, und der theils hemmenden, theils fördernden Einflüſſe, die es von daher empfängt. Die bisherigen Ethiken waren meiſt nur abſtracte Sittenlehren, ſyſtematiſche Darſtellungen der Tugenden, Pflichten und Güter. Da aber das ſittliche Leben kein iſolirtes iſt, ſondern mit andern Lebensgebieten in vielfacher Berührung ſteht, ſo iſt jene abſtracte, iſolirende Behandlung eine ungenügende, und es iſt endlich Zeit, die Zuſammenhänge, in denen das ſittliche Leben mit anderartigem Leben ſteht, in den Bereich der ethiſchen Unterſuchung zu ziehen. Erſt dadurch wird die Ethik eine lebensvolle Wiſſenſchaft, geeignet, aus dem engen Kreiſe der Schulen herauszutreten und die Theilnahme des größern gebildeten Publikums zu gewinnen. Und nicht blos dieſes, ſondern, was noch wichtiger iſt, erſt dadurch wird die Ethik zu einer für das praktiſche Leben fruchtbaren Wiſſenſchaft; denn indem ſie die theils hemmenden, theils fördernden Einflüſſe auf die Sittlichkeit nachweiſt, zeigt ſie eben damit, was aufzuſuchen und was zu vermeiden iſt, um die Sittlichkeit zu befördern. Die idealiſtiſche, kategoriſch-imperativiſtiſche Moral begnügte ſich, ihr Sollen aufzuſtellen, unbekümmert um die Bedingungen, von denen die Erfüllung des ſittlichen Imperativs abhängt. Die hier vorliegende realiſtiſche Moral dagegen zeigt, von welchen Bedingungen das tugendhafte Leben, welches der kategoriſche Imperativ fordert, abhängt. Eben damit erklärt ſie mittelbar auch, warum das tugendhafte Leben ſo ſchwer und warum reine Tugend ſo ſelten iſt.

Frauenſtädt geht davon aus, daß die Ethik als Wiſſenſchaft, die er von der Ethik als Kunſtlehre unterſcheidet, wie jede Wiſſenſchaft Allgemeinheit und Nothwendigkeit in den Erſcheinungen vorausſetzt. Wenn die Ethik eine minder exacte Wiſſenſchaft ſei als die Phyſik, ſo rühre dies nur davon her, daß die ethiſchen Erſcheinungen complicirter, von mehrern und verwickeltern Bedingungen abhängig ſind als die phyſiſchen. Den Gegenſatz, den Kant zwiſchen der phyſiſchen und ſittlichen Welt annimmt, daß in jener das Müſſen, in dieſer das Sollen herrſche, widerlegt Frauenſtädt mit Berufung auf Schopenhauer und Schleiermacher. Jener meint, daß das Sollen überall Bedeutung hat, wo Geſetz iſt, alſo auch in der Natur. Es kommt nur zur Sprache, wo dem Geſetz nicht Genüge geſchieht, denn außerdem tritt das iſt ein. Umgekehrt, wie Frauenſtädt hinzufügt, kommt in der ſittlichen Welt, ſo gut wie in der Natur, das Müſſen vor.

Nachdem Frauenſtädt weiterhin die Wichtigkeit der Ethik als Wiſſenſchaft für das Leben vorangeſtellt, behauptet er gleichzeitig ihre Unzulänglichkeit. Die Wiſſenſchaft ſtelle nur allgemeine Sätze auf; das Leben biete concrete einzelne Fälle dar. Es entſtehe bei jedem dieſer Fälle die Frage, unter welchen Begriff er gehöre? Zu dieſer Entſcheidung ſei ein eigenes Vermögen, die Urtheilskraft, erforderlich, ohne welche alle Wiſſenſchaft für das Leben nichts helfe.

Die wichtigſte Vorfrage der Ethik iſt, ob es einen objectiven, allgemein gültigen ethiſchen Maßſtab, ob es eine objective Moral gibt. Dies wird von Locke, wie von den neuern Materialiſten, auch von Kirchmann geleugnet. In der Moral und im Recht, meint der letztere, gibt es kein unbedingt Wahres, und Büchner behauptet, daß man uns nur lehre, an ein angeborenes Sittengeſetz zu glauben, deſſen einzelne Beſtandtheile ſich bei näherer Betrachtung als Paragraphen des Staatsgeſetzbuchs erweiſen.

Mit Recht wendet ſich Frauenſtädt gegen das Betonen des Veränderlichen und Wechſelnden in den ſittlichen

Regeln und Vorschriften, gegen dies Verkennen des Unveränderlichen in der menschlichen Natur, woraus constante, allgemein gültige Sittengesetze hervorgehen. Sehr schön sagte schon Mutschelle, ein Schriftsteller, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts seine „Vermischten Schriften" herausgab: „Nennt mir doch das Volk, das jemals bei einig erworbenem freien Gebrauch seiner Vernunft gesagt hat: «Es ist unrecht, es ist nicht gut, seinem Wohlthäter und Helfer dankbar zu sein; es ist nicht gut, einem der Wohlthat Bedürftigen und Empfänglichen zu helfen.»" Frauenstädt sagt:

Es verhält sich nach meiner Ansicht mit den empirischen Verschiedenheiten des ethischen Urtheils bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten wie mit den empirischen Verschiedenheiten des ästhetischen Geschmacks und der empirischen Verschiedenheit wissenschaftlicher Ansichten. So wenig als die empirischen Geschmacksverschiedenheiten berechtigen, ein objectiv Schönes, und die empirischen Differenzen in den wissenschaftlichen Urtheilen berechtigen, ein objectiv Wahres zu leugnen: ebenso wenig berechtigen die empirischen Verschiedenheiten in den Sittenregeln, ein objectiv Gutes zu leugnen. Die empirischen Verschiedenheiten in allen diesen Gebieten entspringen nicht daraus, daß es kein objectiv Wahres, Schönes und Gutes gibt, sondern daraus, daß die Erkenntniß desselben keine unmittelbare, sondern eine sich entwickelnde und innerhalb ihrer Entwickelung vielfach gehemmte ist.

In der That gibt es eine unbestreitbare und unveränderliche Norm der Sittlichkeit, die im tiefsten Wesen der Menschheit wurzelt. Wenn Christus sagt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst"; wenn Goethe sagt: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut"; wenn Schopenhauer sagt: „Alle Liebe ist Mitleid", so ist durch diese Aussprüche ungefähr der ethische Kreis beschrieben, der sich um jenen unveränderlichen Mittelpunkt bewegt. Daneben gibt es nun freilich viel verkehrte Sittlichkeit, die sich für absolut hält, oder auf gleichgültige Dinge den Hauptnachdruck legt; es gibt ein weites Reich des Veränderlichen in der sittlichen Welt, und gerade auf diesem Gebiete geberden sich die sittlichen Gesetzgeber am positivsten. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß Frauenstädt hier die Grenzmarken zwischen der unwandelbaren Sittlichkeit und der wandelbaren Sitte noch schärfer gesteckt hätte. Dieser Unterschied tritt namentlich bei jener paragraphirten Hausordnung der Völker hervor, welche den Verkehr der Geschlechter ordnet. Hier gelten in Alterthum und Neuzeit, in Osten und Westen so verschiedene Bestimmungen für „sittlich" und „unsittlich", hier hat jede einzelne Nation so verschiedene Convenienzen, daß diese sogar im Criminalgesetzbuch mit der besondern Bezeichnung „Sittlichkeit" sich brüstenden Vorschriften am meisten aus dem Bereich der unveränderlichen Sittlichkeit herausfallen. Hier tritt der Unterschied zwischen formeller und materieller Sittlichkeit ein:

Alle Sittlichkeit ist zwar wesentlich ihrer Form nach freiwillige Unterwerfung des Einzeln- und Eigenwillens unter eine objective Norm des Handelns, und folglich findet sich dieses Wesen der formellen Sittlichkeit auch auf der niedrigsten historischen Stufe wieder, auf der Stufe nämlich, wo die objective Norm, der sich der Einzeln- und Eigenwille des Individuums freiwillig unterwirft, in dem Gebote eines Mächtigen, Gefürchteten oder Geehrten und Geachteten, sei dieser nun ein Gott, oder ein König, ein Priester, ein Gesetzgeber, besteht. Aber diese unterste historische Stufe der Sittlichkeit zum Wesen aller Sittlichkeit ihrer Form nach zu machen, ist gerade so, als wenn man behaupten wollte, die Form der fossilen Thiere sei die wesentliche Form alles thierischen Lebens.

Der Zweck der sittlichen Handlungen ist nach Frauenstädt Hervorbringung des wahren Wohls der Wesen; er fällt zusammen mit dem objectiven immanenten Naturzweck der Dinge, den sie in der Ordnung und Haushaltung der Natur zu realisiren bestimmt sind. Die folgenden Beispiele sollen diesen Satz erläutern:

Thierquälerei ist unsittlich. Warum? Weil sie dem Naturzweck der Thiere als lebender und fühlender Wesen zuwider ist. Als solche haben die Thiere Anspruch auf Schonung, und daher ist schonende Behandlung der Thiere, wenn sie nicht aus Nützlichkeitsgründen, sondern aus der Absicht entspringt, die Thiere ihrer objectiven Natur gemäß zu behandeln, sie als Selbstzweck, soweit sie es in der Ordnung und Oekonomie der Natur sind, zu behandeln, sittlich. — Sklaverei ist unsittlich, weil es der persönlichen Würde des Menschen widerspricht, als Eigenthum betrachtet und behandelt zu werden. — Ehen, zum bloßen Zwecke der Erwerbung oder Vermehrung von Reichthum oder Macht, ohne innere Zuneigung geschlossen, sind unsittlich, weil es dem Naturzweck der Ehe widerspricht, bloßes Mittel zu einem äußern Zweck zu sein. Dagegen sind Ehen aus Liebe sittlich, weil sie der Bestimmung der Ehe, ein Liebesbund zu sein, entsprechen. — Regierungs- und Verwaltungsweisen, die blos auf das dynastische Wohl des Regenten oder auf die Sonderzwecke einer Partei gerichtet sind, sind unsittlich, weil dem objectiven Zweck des Regierens und Verwaltens zuwider. Dagegen sind Regierungs- und Verwaltungsweisen, welche lediglich das allgemeine Wohl im Auge haben, sittlich, weil dem objectiven Zweck des Regierens und Verwaltens entsprechend.

Aus diesem Satz leitet Frauenstädt weiterhin die oberste Maxime seiner Moralphilosophie ab. Er kritisirt das Kant'sche Moralprincip: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne", im Schopenhauer'schen Sinne, indem er mit diesem behauptet, das Kant'sche Moralprincip beruhe auf Egoismus. Kant habe nicht bedacht, daß die Eigenschaft einer Maxime, sich zum allgemeinen Gesetz zu eignen, dieselbe nur dann zu einer sittlichen stempeln könne, wenn der Zweck, auf den die Maxime zielt, ein sittlich guter sei. In jeder Gesellschaft, jedem Staate, jedem Kreise eigne sich diejenige Maxime zu einem allgemeinen Gesetz, die dem Zweck dieser Gesellschaft, dieses Staats, dieses Kreises entspreche. Darum sei aber der Zweck noch nicht immer ein sittlich guter:

Welche Maxime sich in der sittlichen Sphäre zum allgemeinen Gesetz eigne, das kann nur durch den Zweck dieser Sphäre bestimmt werden. Dieser Zweck ist die objective Güte oder das wahre Wohl der Wesen. Demgemäß würde die Maxime, die sich in der sittlichen Sphäre zum allgemeinen Gesetz des Handelns eignet, in einen imperativischen Satz gefaßt, lauten: Handle so, daß du durch deine Handlungen die objective Güte oder das wahre Wohl der Wesen bezweckst und beförderst; oder, nicht imperativisch ausgedrückt: Bezweckung und Beförderung der objectiven Güte oder des wahren Wohls der Wesen ist der Charakter der sittlich guten Handlungen, durch den sie sich als solche von anderartigen unterscheiden.

Das Moralprincip, welches Feuerbach in seiner neuesten Schrift: „Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit", lehrt,

hat offenbar mit dem Frauenstädt'schen eine große Verwandtschaft. Feuerbach basirt sein Princip auf den Glückseligkeitstrieb des Du, und meint, daß die Moral innerhalb innerlicher herzlicher, freiwilliger Schranken den Glückseligkeitstrieb des Ich mit dem Glückseligkeitstrieb des andern Du, in Uebereinstimmung setze. Cum grano salis verstanden, ist dieser „Glückseligkeitstrieb des Du" doch dasselbe, was Frauenstädt das wahre Wohl der Wesen nennt. Doch ist die Frauenstädt'sche Erklärung schärfer und umfassender. Feuerbach hat schon durch seine Formulirung „die Pflichten des Menschen gegen sich selbst" aus dem Umkreise der Moral ausgeschlossen. Schopenhauer thut dies ausdrücklich, indem er meint, daß es Rechtspflichten gegen uns selbst nicht geben könne, bei den Liebespflichten gegen uns selbst die Moral aber ihre Arbeit bereits gethan finde und zu spät komme. Frauenstädt stimmt hierin nicht mit Schopenhauer überein; er urgirt die Kant'sche Unterscheidung zwischen dem empirischen und intelligibeln Menschen, die Schopenhauer selbst die größte aller Leistungen des menschlichen Tiefsinns nenne. Danach habe der Mensch als Doppelwesen allerdings Pflichten gegen sich selbst; er könne als Sinnenwesen gegen sich selbst als Sittenwesen sündigen, habe also z. B. die Pflicht, seine Würde als Sittenwesen zu bewahren. Man kann hierin nur mit Kant und Frauenstädt übereinstimmen.

Eine der wichtigsten Untersuchungen, ohne welche jede Ethik in der Luft schwebt, ist die über die „Freiheit des Willens". Freiheit des Willens im Sinne der Unabhängigkeit und Ungehemmtheit, meint Frauenstädt, könne es nicht geben; es bliebe für den ethischen Willen nur noch die Freiheit im Sinne der Selbstbestimmung übrig; der *gute* Wille bestimme sich selbst zu guten, pflichtmäßigen, der böse zu bösen, pflichtwidrigen Handlungen; keine äußere oder innere Macht zwinge ihn. Etwas ganz anderes sei die Freiheit im Sinne vieler Ethiker, die Freiheit im Sinne des Vermögens, zu gleicher Zeit Entgegengesetztes wollen zu können; diese Freiheit bedeute nicht mehr Ungezwungenheit, sondern Unnothwendigkeit, Grundlosigkeit; sie sei eine Fiction, eine subjective Einbildung. Auch bei der Wahlfreiheit, wie Frauenstädt durch zahlreiche Beispiele einleuchtend macht, stoßen wir nirgends auf ein grundloses Belieben, sondern, wie weit wir in Aufhebung der den Willen bestimmenden Gründe auch gehen, zuletzt immer wieder auf einen Bestimmungsgrund, der den Willen nöthigt, das zu wählen, was er wählt. Die Fähigkeit, sich von einem den Willen bestimmenden Zweck loszumachen, findet nur statt, solange noch ein anderer Zweck da ist, der den Willen stärker bewegt. Sind wir aber bei dem letzten Zweck, bei dem Endzweck angelangt, der den Willen am stärksten bewegt, dann hat es mit der gepriesenen Freiheit ein Ende. Ueberall erlangen wir die Freiheit, uns von einem bestimmten Willen loszumachen, nur durch ein anderes bestimmtes Wollen. Dasjenige Wollen aber, das zuletzt all unser Wollen bestimmt, der Grundwille — davon können wir nicht wieder frei werden, darüber können wir uns nicht erheben.

In allen diesen Auseinandersetzungen trifft Frauenstädt wiederum mit Feuerbach überein, nach welchem alle Freiheitshandlungen nur innerhalb, nur diesseit der unübersteiglichen Grenzen fallen, die das bestimmte Wesen des einzelnen Menschen begründen. „Was mit meiner Gattungs- und Artbestimmtheit, mit meinem charakteristischen Wesen zusammenhängt", sagt Feuerbach, „das kann ich nicht weder mit der Zeit, noch mit Willen lassen, das kann ich nicht ebenso gut nicht thun, wie thun, das muß ich thun." Dies charakteristische Wesen ist dasselbe, was Frauenstädt als den „Grundwillen" bezeichnet.

Wenn beide Philosophen auch mit denjenigen Schulen, welche die Bestimmbarkeit des Willens durch Vorstellungen und Motive als ethische Grundlehre festhalten, übereinstimmen, so gehen sie doch auch wieder über dieselben hinaus, indem sie eine jenseit aller Motive liegende Grundbestimmung des Charakters als Grundwesen und Grundwillen annehmen. Es ist dies der „Dämon" der Orphisch-Goethe'schen Urworte:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen und Propheten:
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Oder wie es in dem vierten orphischen Urwort heißt:

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten!
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille.

Wie es nun dieser orphischen Weisheit gegenüber, welche ebenso modern wie uralt ist, mit der sittlichen Zurechnung beschaffen sei: das ist eine Frage, bei der auch unser Ethiker etwas ins Gedränge kommt. Verdienst und Schuld beruhen nach ihm nicht auf der Freiheit des Nicht- oder Anderswollen-Könnens, sondern auf dem Ungezwungensein oder, positiv ausgedrückt, auf der Selbstbestimmung des Willens:

Jeder in freier Selbstbestimmung gefaßte Beschluß ist zwar, wie er auch ausfallen möge, ein nothwendiger, durch die Beschaffenheit des Willens und der auf ihn wirkenden Motive necessitirter. Er kann in jedem gegebenen Falle nicht anders ausfallen, als er ausfällt; weil selbst, wenn ihm eine Ueberlegung, eine Berathschlagung, eine Wahl vorhergegangen ist, das Resultat derselben, wie in dem Kapitel über die Freiheit des Willens gezeigt worden, ein nothwendiges ist. Aber diese Nothwendigkeit, als nicht in Widerspruch stehend mit der Selbstbestimmung des Willens, hebt die Zurechnung nicht auf. Wenn das rohe, unwissenschaftliche Bewußtsein meint, nur solche Handlungen dürften zugerechnet werden, die der Handelnde, statt sie zu thun, auch hätte unterlassen können, so meint es eigentlich: nur solche Handlungen, die der Handelnde freiwillig, d. h. aus eigenem Entschlusse, ohne von außen oder von innen gezwungen zu sein, gethan hat. Weil es aber Ungezwungenheit mit Unnothwendigkeit verwechselt und nicht einsieht, daß eine Handlung frei im Sinne der Ungezwungenheit sein kann, ohne darum aufzuhören, nothwendig zu sein, darum fordert es für die Zurechenbarkeit der Handlungen Unnothwendigkeit. In Wahrheit aber ist für die Zurechenbarkeit nur erforderlich, daß die Handlung eine wirkliche Handlung, d. h. ein gewollter,

beabsichtigter, bezweckter, vorsätzlicher Act sei. Nur unwillkürliche, unfreiwillige Bewegungen, seien es von äußern Ursachen oder von innern Reizen hervorgebrachte, sind kein Gegenstand der Zurechnung. Unwillkürliches Fallen, Lachen, Weinen, Gähnen, Zittern, Zurückbeben, Auffahren u. s. w. werden nicht zugerechnet; denn es sind keine Handlungen, sondern nur unfreiwillige Bewegungen.

Was der Philosoph hier auseinandersetzt, betrifft jene Zurechnung, ohne welche die menschliche Gesellschaft allerdings nicht bestehen kann, und dasselbe gilt von den folgenden Untersuchungen, ob Affecte die Zurechnungsfähigkeit aufheben, ob Erfolge zugerechnet werden können, daß zurechnungsfähig nur solche freiwillig handelnde Wesen sind, die in einem Zustande sich befinden, in welchem sie die Beziehung ihrer Handlungen zu ihren Pflichten zu beurtheilen vermögen, die der intellectuellen Freiheit genießen u. s. w.

Wir bewegen uns hier auf einem Gebiete, dessen praktische Wichtigkeit sehr groß ist und das deshalb schon in den Pandekten von den römischen Rechtslehrern mit gründlichem Fleiß beackert worden ist; man vergleiche nur, was sie de dolo malo, über das quod metus causa gestum erit u. s. w. festgesetzt haben. Doch aus dem magischen Kreise jener orphischen Urworte entfernen wir uns damit weiter, als es sich für eine nach den letzten Gründen aller Dinge forschende Philosophie geziemt. Wenn der Mensch in der That von seinem „Grundwillen" sich nicht frei machen kann, so existirt auch für den Philosophen, der die Dinge sub specie aeternitatis und mit dem Auge Gottes anzusehen hat, eine menschliche Zurechnungsfähigkeit nicht. Gerade diejenigen Handlungen, die aus der Tiefe des innersten Wesens heraufsteigen, sind dann der Ausfluß einer Nothwendigkeit, welche noch zwingender ist als die momentane Nöthigung, die widerwillige Handlungen veranlaßt. Nur wo das Spiel der wechselnden Bestimmungsgründe auf der Oberfläche bleibt, ist dann eine Zurechnung möglich. Wir meinen, es lag in der Consequenz der Frauenstädt'schen Entwickelung, dies vorauszuschicken und dann erst jene relative Zurechnungsfähigkeit zu analysiren, wie sie für die praktische Moral- und Rechtssphäre, welche übrigens beide hier schärfer auseinandergehalten werden konnten, eine Nothwendigkeit ist.

Auf jenen „Grundwillen" werden wir indeß wieder zurückgeführt, wo der Autor die auf das sittliche Leben wirkenden Einflüsse darstellt. Unter den physischen und psychischen Einflüssen, wo von Temperament, angeborenem Charakter u. s. w. die Rede ist, findet sich doch in mannichfacher Verkleidung jener „Grundwille" wieder, der allerdings als ein das sittliche Leben ursprünglich Bestimmendes nicht blos zu den Einflüssen zu rechnen ist, die auf dasselbe wirken. Wenn wir in Bezug hierauf eine präcisere Gliederung des Stoffs gewünscht hätten, welche auch in äußerer Eintheilung das ursprünglich Wirkende von dem nachträglich Wirksamen gesondert hätte, so müssen wir doch dieser ganzen zweiten Hälfte des Werks nachrühmen, daß sie ein schätzenswerther Beitrag zur Lebensphilosophie ist, ein Gebiet, auf welchem die Schopenhauer'sche Philosophie ihre volksthümlichsten Früchte gepflückt hat. Eine Fülle geistreicher Bemerkungen und Reflexionen, die wiederum durch manche interessante Thatsachen gestützt werden, fesselt den Leser und regt ihn zum Selbstdenken an.

Unter den „physischen und psychischen Einflüssen" behandelt Frauenstädt die körperlichen Zustände, den angeborenen Charakter, die Lebensalter, die Geschlechtseigenthümlichkeiten, die Erziehung, die Gewohnheit, die Affecte und Leidenschaften, die Antecedentien und Consequenzen; unter den socialen und politischen Einflüssen: den Natur- und Culturzustand, Lebensweise, Stand, Beruf, Besitz, Sitten, Gesetze, Verfassungen und Verfassungsformen; unter den allgemein geistigen Einflüssen: Naturbeschauung, ästhetische Belehrung und Kunst, Religion, Wissenschaft. Die Speisekarte ist so reichhaltig, daß der Verfasser genöthigt ist, oft etwas zu rasch zu serviren und uns auch bei den leckersten Gerichten nicht verstattet, zweimal zuzulangen. In der That ist vieles nur skizzirt, was wol zu einer eingehenden Ausführung herausgefordert hätte; doch auch die Skizze zeugt von sicherer Hand und übt eine anregende Wirkung aus.

Die Zwickmühle der Frauenstädt'schen Ethik tritt in dem Abschnitt über „Erziehung" wieder hervor. Die Erziehung, meint er, kann aus dem Menschen nichts machen, wozu er nicht von Natur eine Anlage hat. Sie kann keinen klug machen, der keine Anlage zur Klugheit, und keinen gut, der keine Anlage zur Güte hat. Schopenhauer erklärt den Geist als bildungs- und entwickelungsfähig, den Willen als unveränderlich, und schränkt deshalb den Einfluß der Erziehung auf die bloße Geistesbildung ein. Man kann die Einsicht berichtigen und dadurch bilden und Loyalität erzwingen, aber nicht Moralität; man kann das Handeln umgestalten, aber nicht das eigentliche Wollen, welchem allein moralischer Werth zusteht. Hiermit stimmt die eben erwähnte Ansicht Frauenstädt's über die Wirkung der Erziehung überein. Gleichwol nimmt er an, daß der angeborene Charakter aufhören kann zu herrschen, daß an seine Stelle die Herrschaft des sittlichen Willens tritt und sich damit das Ziel, dem der Mensch zustrebt, ändert. Uns erscheint Schopenhauer hierin consequenter als Frauenstädt, denn wenn als Grundprincip des menschlichen Handelns gilt, daß die Katze das Mausen nicht läßt, woher soll da auf einmal die Herrschaft des sittlichen Willens kommen?

Treffend ist dagegen, was Frauenstädt über Affect und Leidenschaft sagt. Es handelt sich in moralischer Hinsicht nicht um Apathie, sondern um das rechte Pathos. Affecte und Leidenschaften kann wol die Vernunft und Besonnenheit unterdrücken, aber dies ist bei sittlichen Affecten und Leidenschaften nicht der Fall.

Das Gefährliche der Armuth und des Reichthums für die Jugend weist Frauenstädt besonders mit Berufung auf Aristoteles nach. Gegen die unbedingte Verurtheilung des Luxus wendet er sich mit Citaten berühmter Nationalökonomen, eines Roscher und Rau. Auf die Besserung

der Sitten legt er mit Herbart großen Werth, und von den Verfassungsformen hält er in ethischer Beziehung die gemischten für die besten. Ein sehr wichtiges Thema behandelt Frauenstädt, wo er den Einfluß der ästhetischen Beschauung und der Kunst auf das sittliche Leben darstellt, weil er hiermit ein Gebiet berührt, auf welchem die mannichfachsten Grenzstreitigkeiten herrschen und bald die eine bald die andere Seite die actio finium regundorum anstellen könnte. Frauenstädt betont die Gefahren der überwiegend ästhetischen Richtung, den Quietismus, zu dem sie führt, sowie die Neigung, sittlich Verwerfliches um seiner ästhetisch gefälligen Form willen zu billigen. Bei dieser Veranlassung kommt Frauenstädt auf die schädliche Wirkung der Romane zu sprechen:

Sie beruht darauf, daß das Dargestellte bei der Masse der Leser, statt die ästhetische Contemplation zu wecken, das Gemüth ergreift, statt zuerst auf den Kopf und erst mittelbar durch denselben auf das Herz zu wirken, vielmehr unmittelbar auf das Herz, auf die Affecte und Leidenschaften wirkt. Junge, leidenschaftliche Gemüther sind besonders nicht geeignet, sich ein poetisches Werk als Ganzes objectiv zu machen und es nach seinem ethischen Gehalt, seiner zu Grunde liegenden sittlichen Idee zu beurtheilen; sie vermögen sich nicht über das einzelne, das reizt oder rührt, zu erheben, sondern bleiben in diesem Stofflichen stecken, ergreifen Partei für oder wider, sympathisiren mit dieser oder jener geschilderten Person, lieben oder hassen, trauern oder jubeln, begehren oder verabscheuen mit dem Helden der Dichtung. Seine leidenschaftliche Liebe, sein excentrisches Wesen, seine Zerfallenheit mit sich und der Welt, sein unbesonnenes Handeln oder thatenloses Grübeln, alles dieses findet Nachahmung, als ob es der Dichter zur Nachahmung aufgestellt hätte, und dann ist das Unglück da: der eine jagt sich mit Werther eine Kugel durch den Kopf, ein anderer versinkt mit Hamlet in ein thatloses Brüten über den Weltlauf, ein dritter schüttelt mit Faust den Wust der Studirstube von sich und stürzt sich in den Strudel des Sinnenlebens u. s. w.

Mit Recht fügt indeß unser Philosoph hinzu, daß, wenn classische, von sittlichem Geiste durchdrungene Werke der Poeten solche Wirkungen haben, hieran nicht das ästhetische Verhalten schuld ist, sondern das unästhetische, und daß es daher ungerecht wäre, die Dichter dafür verantwortlich zu machen. Hier liege die Schuld vielmehr am Publikum, welches durch die dargestellten Affecte und Leidenschaften sich in die gleichen Affecte und Leidenschaften versetzen lasse. Vom Theater heißt es weiterhin:

Das Theater, als alle Künste in sich vereinigend, hat bekanntlich den mächtigsten Einfluß auf das Publikum. Hier kommt es also am meisten darauf an, daß einerseits das Publikum sich rein objectiv zu dem Dargestellten verhalte, und andererseits das Dargestellte selbst von sittlichem Geiste durchdrungen sei. Wird das Theater dazu herabgewürdigt, den jedesmal herrschenden rechts- und tugendwidrigen Neigungen und Leidenschaften des Publikums zu schmeicheln, so muß es natürlich diese Neigungen und Leidenschaften anfachen und stärken. Es tritt alsdann ein, was Rousseau in seinem Briefe an D'Alembert gegen das Theater sagt: „Le Théâtre purge les passions, qu'on n'a pas, et fomente celles qu'on a." Es findet alsdann dasselbe Gesetz der Rückwirkung statt, welches schon oben bei Bestimmung des Einflusses der Sitten und Gesetze hervorgehoben worden ist. Hat erst der Zeitgeist das Theater verdorben, so wirkt alsdann das Theater verderbend auf den Zeitgeist zurück.

Wenn die Eingriffe der Aesthetik in die Moral von Frauenstädt energisch zurückgewiesen werden, so geschieht dies minder energisch in Bezug auf die Uebergriffe der Moral in die Aesthetik. Der Unterschied des ästhetischen und moralischen Urtheils wird zwar mit Kant, Lessing und Schiller hervorgehoben; es wird betont, wie das Zweckmäßige, Planvolle uns selbst bei einem Richard III. anzieht; wie das größere Verbrechen, das sich mit Kraft verbindet, ästhetisch brauchbarer ist, als das geringere, welches mit Gemeinheit verbunden ist. Doch es galt besonders, hier die neueste Schule von Literarhistorikern und Aesthetikern zur Ordnung zu rufen, welche in der Poesie kein anderes Lied gelten lassen, als „Das Lied vom braven Mann" und fortwährend nach „Orgelton und Glockenklang" recensiren. Eine That, die nicht in den Moralcodex paßt, erscheint ihnen so verwerflich, daß sie dann gleich das Stück und seinen Helden verdammen, während sie vor einem Heroismus, und wenn er sich zum Wahnwitz überreizt, anbetend auf den Knien liegen. Wie kläglich müßte die Poesie verarmen, wenn dieser engherzige moralische Kanon, diese fade Rechtwinkligkeit der guten Gesinnung sich ihr als alleiniges Gesetz octroyiren könnte! Sie würde einem chinesischen Delinquenten gleichen, dessen Kopf in das hölzerne Dreieck gezwängt ist. Wo Frauenstädt den Einfluß der „Religion" auf die Sittlichkeit schildert, lehnt er sich an Feuerbach an, während er mit besonderer Wärme in dem Schlußabschnitt den günstigen Einfluß hervorhebt, den die Wissenschaften, um ihrer Form und ihres Inhalts willen, auf die Sittlichkeit ausüben.

Da Frauenstädt's Philosophie nicht in spanische Stiefel eingeschnürt ist, sondern sich ohne den speculativen Kothurn mit ansprechender Leichtigkeit bewegt, so gewähren seine „Ethischen Studien" eine anziehende Lektüre, die eine Fülle von Anregungen bietet und vielfach zum Selbstdenken auffordert.

Rudolf Gottschall.

Festschriften zum hundertjährigen Jubiläum der freiberger Bergakademie.

1. Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der königlich sächsischen Bergakademie zu Freiberg am 30. Juli 1866. Dresden. 1866. Hoch 4. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Die Fortschritte der berg- und hüttenmännischen Wissenschaften in den letzten hundert Jahren. Freiberg, Craz und Gerlach. 1867.
3. Die Geologie der Gegenwart, dargestellt und beleuchtet von Bernhard von Cotta. Leipzig, Weber. 1866. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.
4. Ueber das Entwickelungsgesetz der Erde von Bernhard von Cotta. Leipzig, Weber. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.
5. Mittheilungen des freiberger Alterthumsvereins auf das fünfte Vereinsjahr 1865. Herausgegeben im Auftrage des Vereins von Heinrich Gerlach. Viertes Heft. Freiberg. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Obschon der äußerliche Prunk des hundertjährigen Jubiläums der freiberger Bergakademie zum großen Leidwesen der Fremden und Einheimischen durch die Kriegsereignisse vollständig vereitelt worden, so blieben doch die wissenschaftlichen Festgaben, während die mündlichen Vor-

träge selbstverständlich in Wegfall gekommen sind, im wesentlichen hiervon unbeeinträchtigt. Sehen wir uns jetzt diese Festgaben etwas näher an und versuchen wir zugleich in möglichster Kürze, ihnen den Standpunkt anzuweisen, den sie in der wissenschaftlichen Welt einzunehmen verdienen.

Die acht Monographien, welche den Inhalt der Festschrift bilden, sind folgende: 1) „Die Geschichte und jetzigen Verhältnisse der Bergakademie", vom Oberbergrath Dr. Reich. Ein werthvoller Beitrag zur Entwickelungsgeschichte dieses Instituts, das nicht nur durch einen Theil seiner Directoren, sondern auch ganz besonders durch eine Reihe der ausgezeichnetsten Lehrer: Werner, Breithaupt, Lampadius, von Cotta u. a., die theils der berg- und hüttenmännischen Wissenschaft und Praxis, theils der Naturforschung überhaupt die hervorragendsten Dienste geleistet haben, sich einen Weltruf erworben hat. 2) „Die Steingruppe im Hofe der Bergakademie", vom Bergrath Dr. von Cotta. Der Verfasser hat diese Gruppe, die eine kleine geognostische Sammlung bildet, deren Mittelpunkt ein Theil des merkwürdigen, 1862 in Chemnitz gefundenen Coniferenstamms ist, in seiner gewohnten klaren und leicht verständlichen Weise geologisch erläutert und gedeutet. 3) „Ueber die chemische Constitution der Plutonite", vom Bergrath Dr. Scheerer. Diese mit großem Fleiße gearbeitete Monographie, deren Verfasser auf dem Gebiete der Metallurgie eine anerkannte Autorität ist, hat bereits in von Cotta's „Geologie der Gegenwart" die verdiente Würdigung und Anerkennung gefunden. 4) „Ueber den Unterricht in der praktischen Markscheidekunst an der Bergakademie", vom Prof. Dr. Junge. Der Verfasser, dessen Verdienste um die Vervollkommnung der Markscheidekunst, die sich erst seit Gründung der Bergakademie von der Wünschelruthe zu emancipiren suchte, ebenso bedeutend als anerkannt sind, hat durch die genannte Monographie auch seine schriftstellerische Befähigung beurkundet. 5) „Das Löthrohr und seine Anwendung bei chemischen, mineralogischen und docimastischen Untersuchungen", vom Prof. Richter. Das Löthrohr und seine Anwendung in der analytischen Chemie, wovon die ersten Spuren in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich finden, hat eine früher nie geahnte Wichtigkeit für die bergmännische Wissenschaft erhalten, besonders durch schwedische Naturforscher, vor allem durch Berzelius. In Freiberg war es namentlich Plattner, der die Löthrohrwissenschaft höchst verdienstlich und vielfach maßgebend förderte. Unser Verfasser, sein Schüler und Nachfolger im Lehramte, hat durch die vorliegende Arbeit einen auch für den Laien interessanten Beitrag zur Geschichte des Löthrohrs geliefert. 6) „Verzeichniß derer, welche mit Eröffnung der Bergakademie bis zum Schluß des ersten Säculums auf ihr studirt haben", vom Hüttenraiter Gottschalk. Diese mühevolle statistische Arbeit ist in der That sehr lesenswerth. Den Reigen der Bergakademisten eröffnet von Trebra aus Thüringen, der 1819 als Oberberghauptmann in Freiberg starb. Die Gesammtzahl beträgt 2465, unter denen sich 132 Nichteuropäer befinden; von ihnen fallen allein auf das Jahr 1865: 27. 7) „Das freiberger Berg- und Hüttenwesen vor 100 Jahren und jetzt", vom Oberberghauptmann Freiherrn von Beust. Der Verfasser hat durch seine Arbeit, in welcher das Licht eines klaren Denkers und die gereifte Erfahrung eines ausgezeichneten Directors auch dem Laien sofort in die Augen springt, zur Geschichte und zur Erkennung der Bedeutung des sächsischen Berg- und Hüttenwesens einen Beitrag geliefert, der in den weitesten Kreisen bekannt zu werden verdient.*) 8) „Das bergmännische Studium", vom Bergrath Prof. Dr. Scheerer. Wir haben uns gestattet, diese Abhandlung, welche in der Reihenfolge den zweiten Platz einnimmt, darum an die letzte Stelle zu setzen, weil sie ihrem Wesen nach uns Veranlassung gibt, etwas länger bei ihr zu verweilen, als es bei den übrigen Monographien vermöge der Bestimmung d. Bl. der Fall sein durfte. Das Thema dieser Abhandlung, die in jeder Beziehung, namentlich auch sprachlich, für ganz ausgezeichnet erklärt werden muß, was um so begreiflicher ist, als der Verfasser bereits mehrfach durch seine humoristischen Dichtungen bewiesen hat, daß er mit einer uneingeschränkten Gewalt über die Sprache zu verfügen vermöge, darf in folgenden Worten gefunden werden:

> Des Bergmanns tiefere Kenntniß der Natur und sein steter Kampf mit derselben um ihre unterirdischen Schätze, die Gefahren, welche ihn dabei umgeben, der mühsam errungene Erfolg, die oftmals große Ferne seiner Ziele und die nicht selten getäuschten Hoffnungen sind von unverkennbarem Einfluß auf seine Weltanschauung und religiöse Auffassung, auf seinen sittlichen, socialen und politischen Charakter, kurz auf seinen gesammten geistigen Habitus. Und so bilden die Männer des Bergfachs, mitten unter der großen Mannichfaltigkeit der zu einem Staate geordneten Fachkategorien, eine gesonderte charakteristische Gruppe.

Aus der Reihe der zahlreichen Stellen, in denen der Verfasser das bergmännische Studium ebenso geistvoll als treffend auffaßt, wie es unsers Wissens noch von keinem Schriftsteller geschehen ist, heben wir hier nur eine hervor, in welcher den Religionseiferern gegenüber für die Naturwissenschaften eine kräftige Lanze eingelegt wird:

> Sicherlich ist der uralte Kampf für die christliche Religion und Kirche niemals mit größerer Verblendung geführt worden, als zu einer Zeit, wo er sich gegen die Erkenntniß der Natur richtete. Möge er sich gegen die falschen Deuter der Natur wenden; doch mit den Waffen der Ueberzeugung, nicht mit denen der Vernichtung! Gott und Natur, Schöpfer und Schöpfung sind zusammengehörige, für uns untrennbare Begriffe. Eine Religion, welche nicht nur einseitig ihren Stützpunkt in Einem dieser Begriffe finden will, sondern den andern sogar für verdammungswürdig erklärt, beraubt sich selbst eines wesentlichen Theils ihrer Stärke; sie muß früher oder später dem Stärkern weichen. Die Macht der Naturwahrheit, wie sie uns durch die Naturwissenschaften offenbar wird, wächst mit unwiderstehlicher Gewalt und zersprengt alle Widerstände, die sich ihr entgegenstemmen, seien es harte Schädel oder dicke Mauern. Die Werke der Kraft, welche Atom an Atom kettet, Welten baut und sie zu einem lebendigen Organismus verbindet, sollen dem höher strebenden Menschengeiste ebenso wenig ein Geheimniß bleiben als die Sprache der Propheten und die Lehre des Messias. Denn alle vereinigen sich und unterstützen einander zu

*) Er ist bereits aufgenommen in die „Zeitschrift des königl. preußischen statistischen Bureau" (sechster Jahrgang, Juli bis September 1866).

gleichem Zwecke: dem Menschen das Heil zu bringen und ihm seine göttliche Bestimmung zu verkünden. In den Naturwissenschaften befindet sich der menschliche Geist auf einer der erhabensten und erfolgreichsten Bahnen, die er einzuschlagen vermag. Die Culturstufe eines Volks wird nächst seiner Auffassung der Religion durch nichts vollkommener angedeutet als durch seine Stellung zu den Naturwissenschaften. Für die exacte Kenntniß der Natur vermag selbst die Blüte der Kunst keinen Ersatz zu bieten. Die Kunst verschönt, die Wissenschaft ergründet das Leben. Die Kunst richtet unsern Blick auf das Höhere, aber sie zeigt uns nicht den Weg, um es zu erreichen. Sie läßt eine Kluft zwischen Natur und Gott, Schöpfung und Schöpfer, in welcher jene großen Culturvölker der Vorzeit ihren Untergang fanden, denen die vermittelnde christliche Religion und die leitende Naturwissenschaft fehlten. Aegypter, Griechen und Römer, so groß sie in der Kunst dastanden, wurden durch dieselbe nicht vor dem Verderben bewahrt, sowenig als durch ihre classische Bildung und philosophische Richtung. Die Völker Asiens, mit ihrer zum Theil jahrtausendealten kunstreichen Cultur und ihren auf philosophischer Grundlage erbauten Religionssystemen, stehen noch heute als kindliche Empiriker im Naturgebiete da. Durch die Naturwissenschaften haben wir sie überflügelt, und die mit wissenschaftlicher Consequenz von uns ausgebeutete Natur hat wenigen christlichen Völkern die physische Ueberlegenheit in allen Welttheilen verliehen.

Dies möge genügen zur Charakteristik einer wissenschaftlichen Monographie, die den Beweis liefert, daß Gedanken oder Ideen, wenn sie — man gestatte uns den Vergleich — durch die erwärmte Retorte einer gesunden und zugleich im Zaume gehaltenen Phantasie hindurchgehen, um so belebender auf alle zu wirken vermögen, die sie in sich aufzunehmen und zum Verständniß zu bringen befähigt sind.

Eher, als zu erwarten stand, erschien ein zweiter Theil der bergakademischen Festschrift unter dem Titel: „Die Fortschritte der berg- und hüttenmännischen Wissenschaften in den letzten hundert Jahren" (Nr. 2). Ueber die Veranlassung zur Herausgabe eines zweiten Theils der Festschrift erhält man in dem kurzen Vorwort im Namen des Festcomité folgende Auskunft:

Für die Zusammenkunft am ersten Tage der Festfeier waren mündliche Vorträge vorbereitet, die die Fortschritte des Berg- und Hüttenwesens und der auf dasselbe Einfluß habenden wichtigsten Wissenschaften in dem letztverflossenen Jahrhundert kurz darstellen. Diese beabsichtigten Vorträge, welche von dem noch vorhandenen Katheder Werner's herab gehalten werden sollten, bilden den Inhalt gegenwärtigen zweiten Theils der Festschrift.

Es sind folgende: 1) „Ueber den Einfluß der wissenschaftlichen Entwickelung in den letzten hundert Jahren auf das Berg- und Hüttenwesen", vom Freiherrn von Beust; 2) „Die Fortschritte des Bergmaschinenwesens in den letzten hundert Jahren", von Bergrath Weißbach; 3) „Ueber einige der wichtigsten Fortschritte in der Mineralogie seit hundert Jahren", von Oberbergrath Breithaupt; 4) „Die Geologie seit Werner", von v. Cotta; 5) „Ueber die Fortschritte der Chemie in den Gebieten der Metallurgie, Mineralogie und Geologie während des letzten Jahrhunderts", von Scheerer. Wir glauben die genannten Monographien mit wenigen Worten charakterisiren zu können: sie sind sämmtlich mehr oder minder würdig, ihre Beachtung denen zur Pflicht zu machen, die entweder größere culturhistorische Werke zu schreiben beabsichtigen oder für wissenschaftliche Encyklopädien umfänglichere und gründliche Artikel über die betreffenden Wissenschaften zu liefern haben. Wenn wir die Monographie Weißbach's besonders hervorheben zu müssen glauben, so geschieht dies nicht blos deshalb, weil sie wegen ihres weit über die ursprünglichen Grenzen hinausgreifenden Umfangs den hervorragendsten Platz einnimmt, sondern auch darum, weil der Verfasser eine solche Fülle des Wissens in seiner Arbeit an den Tag gelegt hat, daß ihm nicht allein seine Fachgenossen, die ihn längst hoch ehren, sondern auch die Laien dankbar sein werden, die an den Leistungen und Fortschritten seines rastlosen Strebens regen Antheil nehmen.

Wenn wir bei dem oben unter Nr. 3 genannten Werke: „Die Geologie der Gegenwart", von Bernhard von Cotta, trotz seines bedeutenden wissenschaftlichen Werths, wofür schon der Name des Verfassers ausreichende Bürgschaft zu leisten im Stande ist, gleichwol uns wiederum der möglichsten Kürze befleißigen müssen, so liegt der Grund davon in dem für d. Bl. etwas spröden Stoffe des Werks. Darum nur Folgendes. Die Geologie, die sich aus der Geognosie zu einer Geschichte der Erde entwickelt hat — Engländer, Franzosen und Deutsche sind ihre verdienstvollsten und einflußreichsten Pfleger — und ihre Wurzeln eingesenkt in den Boden der Botanik, Chemie, Mineralogie, Physik und Zoologie, während die Paläontologie die Hieroglyphen, welche die verschiedenen Erdbildungsperioden hinterlassen haben, sammelt und dem Scharfsinne des Geologen vorlegt, vergleichbar den Alterthumsmuseen in ihrem Verhältniß zur Geschichte der Völker und ihrer Cultur, ist eine verhältnißmäßig junge Wissenschaft; denn vor der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es keinen Naturforscher, den der heutige Geolog für einen ebenbürtigen Wissenschaftsgenossen zu erklären geneigt sein dürfte, ausgenommen vielleicht den Sachsen Georg Agricola, den Schöpfer der Bergbauwissenschaft, obschon sich Elemente der Geologie von den ältesten Zeiten Aegyptens an durch die poetische und philosophische Literatur der Griechen, welche die Römer, wie aus des ältern Plinius und des Philosophen Seneca Werken hervorgeht, nur excerpirt haben, und durch die Werke Albert's des Großen und Roger Baco's hindurchziehen.

Auch die altnordische Sage trägt sich mit Phantasien, oder wenn man lieber will mit Vorstellungen von der Erdschöpfung und ihrer Fortbildung; hier wie dort sind schon Anklänge von Neptunismus und Vulkanismus vernehmbar. Desto fleißiger und ergebnißreicher ist aber das 18. und namentlich das 19. Jahrhundert seit ungefähr einem Menschenalter auf dem Gebiete der Geologie thätig gewesen. Selbst die in dieser Hinsicht ziemlich zurückhaltenden und spröden Holländer haben sich an dieser geistigen Arbeit betheiligt, wie das Werk von Harting beweist, wovon Martin 1859 eine Uebersetzung mit einer empfehlenden Vorrede von Schleiden herausgegeben hat. Genug, man hat in der geologischen Wissenschaft mit einem Erfolge gearbeitet, daß die Altgläubigen sich immer mehr zu dem Ausrufe gedrungen sehen: „Die alten Formen stürzen ein." Und sieht man das vorliegende Werk unsers Verfassers

in Verbindung mit seinen andern zahlreichen Schriften genauer an, so wird man schwerlich in der Behauptung irren, daß er, vorzüglich gestützt auf Lyell und Darwin, ohne indeß seine Selbständigkeit aufzugeben, danach strebt, die Geognosie ebenso zu einer wahren Geschichte der Erde (Geologie) immer mehr zu erheben, wie durch Alexander von Humboldt und Karl Ritter sich die Geographie zu einer Erdkunde emporgeschwungen hat. Und diese Behauptung erhält eine neue Stütze durch die Schrift: „Ueber das Entwickelungsgesetz der Erde" (Nr. 4), die der Verfasser soeben herausgegeben hat. Daß unser Verfasser lieber das Verhältniß der Geologie zur Philosophie und Poesie ausführlicher besprochen, als das gegnerische Verhalten der strenggläubigen Theologie, deren Anhänger sowol diesseit als jenseit des Nordkanals zur Aufrechterhaltung der biblischen Schöpfungsgeschichte gegen die Geologen theils heftig, theils auch vermittelnd aufgetreten sind, muß um so mehr gebilligt werden, da sein Werk zugleich für den wissenschaftlich gebildeten Laien bestimmt ist. Darum ist alle Polemik, wenn man einen kurzen Abschnitt über Bischof's Wärmetheorie ausnimmt, völlig entfernt gehalten.

Der Stil der Festschrift ist, wie in allen Schriften des Verfassers, vorzüglich. Wir scheiden jetzt von ihm mit um so größerer Dankbarkeit, als uns die Lektüre seines Festgeschenks an die schönsten Stunden erinnert hat, die wir seit langen Jahren, vorzüglich vom historischen und literarischen Standpunkte aus, bei dem Studium der Geologie genossen haben.

Schließlich zu Nr. 5 übergehend, „Mittheilungen des freiberger Alterthumsvereins auf das fünfte Vereinsjahr 1865", von Heinrich Gerlach, für welche Festgabe das in magnis et voluisse sat est eine Verminderung des Werths nicht in sich schließt, bemerken wir, daß von den elf Monographien, die der um das hiesige Alterthumsmuseum und dessen Bibliothek verdiente Herausgeber aufgenommen hat, vier sich mit bergmännisch-geschichtlichen Thatsachen beschäftigen. Wir machen hier nur auf Herzog's „Georg Agricola" aufmerksam (geb. 1494, nicht 1490, wie in Conversations-Lexicis zu lesen ist). Dieser Schöpfer der Bergbauwissenschaft, den die montanistischen Fachmänner unserer Zeit mehr loben und rühmen als kennen, ist unleugbar der hervorragendste Naturforscher des 16. Jahrhunderts nicht blos in Sachsen, sondern in ganz Deutschland. Sein Vaterland schuldet ihm noch eine würdige Biographie. Hoffentlich geht unser Wunsch in Erfüllung, den wir einem jungen, für die Aufgabe befähigten Gelehrten dringend ans Herz gelegt haben, den Wunsch, von ihm ein Werk zu erhalten: „Georg Agricola und die Naturforschung seines Zeitalters." **Karl Zimmer.**

Feuilleton.

Der neueste Jahresbericht der Deutschen Schiller-Stiftung.

Durch den Verwaltungsrath der Deutschen Schiller-Stiftung ist der siebente Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit derselben ausgegeben worden. Der Bericht beginnt mit einer Einleitung, welche namentlich der Schiller-Stiftung eine nationale, aber von der politischen Configuration Deutschlands unabhängige Bedeutung zu sichern sucht: „Die schweren und ereignißreichen Tage, die das verflossene Jahr in die Geschichtstafel des deutschen Vaterlandes mit ehernem Griffel eingetragen hat, haben den friedlichen Wirkungskreis unserer Stiftung nicht berührt und ihrer segensvollen Mission keinen Abbruch gethan. Indem wir diese Bemerkung dem Jahresberichte, welcher Rechenschaft ablegen soll über den Stand und die Thätigkeit unsers Instituts, vorausschicken, soll damit keineswegs behauptet werden, daß unsere Stiftung, weil unberührt von den Gefahren der Politik, nicht ihre Quelle habe in der Substanz aller Politik, in der Nation. Im Gegentheil! Die Schiller-Stiftung ist auf Grundlage ihres literarisch-humanitären Wirkungkreises ein vorzugsweise nationales Institut. Als solches ist sie gegründet worden, geknüpft an einen der größten und verehrtesten Namen auf dem Felde deutscher Geistesarbeit; als solchem haben sich ihr die Sympathien aller deutschen Stämme werkthätig und unterstützend zugewendet; als solches endlich verfolgt sie die Aufgabe, eine Zufluchtsstätte für alle jene zu sein, die aus der Fülle deutschen Gemüths und deutscher Gestaltungskraft dazu beitragen, unserm Volke auf dem Gebiete des Schönen erhebende Genüsse zu bereiten, für jene namentlich, denen leider ein oft misgünstiges Geschick mitten im Wettlaufe nach den erhebendsten Zielen mit dem Gefolge schwerer Lebenssorgen zur Seite steht. Nicht etwa als ob die Schiller-Stiftung den politischen Geschicken des Vaterlandes gleichgültig gegenüberstände! Ihre Zwecke und Werke aber sind idealer Natur, der Tagespolitik im engern Sinne fremd. Es hieße ihren Charakter verleugnen, ihre Stellung verkennen, sie gewaltsam in eine Richtung drängen, die nicht immer zur parteilosen Billigkeit führen würde, und ihren Beruf auf eine schiefe Ebene stellen, wollte sie einen Augenblick aufhören, das zu sein, was seit ihrer Gründung das deutsche Volk in ihr sieht. Darum kennt sie keine Abgrenzung nach politischen Gestaltungen, kein Zurückziehen auf enggezogene Tendenzen, keine Ausschließung, keine Parteinahme. Sie umfaßt die ganze deutsche Geistesarbeit auf dem Gebiete der redenden Künste, sie ist allen gemeinsam, welchen die deutsche Muttersprache gemeinsam ist, dieses unschätzbare Werkzeug einer großen und tonangebenden Cultur. Die Deutsche Schiller-Stiftung wird und muß sich stets als den Mandatar des nationalen Wollens und Empfindens erkennen, und so praktisch einerseits ihre Zwecke sind, so ideal möge immerhin diese Anschauung genannt werden. In diesem praktischen Idealismus liegt die Stärke, das Gedeihen und die Zukunft der Deutschen Schiller-Stiftung."

In dieser Einleitung soll zugleich eine Rechtfertigung der anscheinenden Anomalie liegen, daß der gegenwärtige Vorort sich in der Hauptstadt des aus Deutschland hinausgedrängten Oesterreich befindet. Es bedarf dieser Rechtfertigung nicht. Oesterreich hat sich an der Geistesarbeit der deutschen Literatur in diesem Jahrhundert so wacker betheiligt, das Vaterland Anastasius Grün's und Friedrich Halm's hat ebenso begründete Ansprüche wie die andern deutschen Stämme auf Anerkennung seiner geistigen Leistungen und kann durch keine Thorsperre von unserer Nationalliteratur abgeschlossen werden.

Was die finanziellen Daten des Berichts angeht, so erwähnen wir, daß die Einnahmen der Stiftung im Jahre 1866 sich auf 16351 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf., die Ausgaben auf 12443 Thlr. 6 Sgr. 2 Pf. beliefen. Von diesen Ausgaben kamen 3929 Thlr. 23 Sgr. auf lebenslängliche, 7775 Thlr. auf einmalige, einund mehrjährige Unterstützungen, 500 Thlr. auf Gehalte und 238 Thlr. auf Verwaltungskosten. Das Jahr 1866 schloß mit

einem Kassenbestande von 3908 Thlr. Was die vom Verwaltungsrathe gewährten Unterstützungen betrifft, so zerfallen dieselben in nachstehende Einzelbeträge und zwar:

a) An lebenslänglichen Pensionen:

zwei zu 500 Thlr.	. . . . .	1000 Thlr.		
sechs zu 300	„	1800	„	
drei zu 200	„	600	„	
zwei zu 150	„	300	„	
zwei zu 114	„ 26 Sgr. 6 Pf.	229	„	23 Sgr.
	Zusammen . .	3929 Thlr.		23 Sgr.

b) An einmaligen, ein- oder mehrjährigen Unterstützungen:

eine zu 500 Thlr.	. . . . .	500 Thlr.	
vier zu 300	„	1200	„
sechs zu 250	„	1500	„
eine zu 225	„	225	„
neun zu 200	„	1800	„
neun zu 150	„	1350	„
zehn zu 100	„	1000	„
vier zu 50	„	200	„
	Zusammen . .	7775 Thlr.	

Hierzu kamen 1658 Thlr. 27 Sgr. 3 Pf. Unterstützungen, die von den Zweigstiftungen aus dem ihnen zu Gebote stehenden Zinsendrittel ihrer Einkünfte gewährt wurden.

Da die Oeffentlichkeit durch die alten, noch immer bestehenden Satzungen ausgeschlossen ist, so werden auch in diesem Jahresbericht die Namen derjenigen nicht genannt, welche sich dieser Unterstützung erfreuen. Doch es ist bekannt, daß namentlich bei den lebenslänglichen und mehrjährigen Pensionen einige der ersten Namen unserer Literatur bedacht sind. Es muß dies hervorgehoben werden, weil die Gegner der in Vorschlag gebrachten Ehrenpensionen aus der Erschöpfung der Stiftungsmittel durch die bisherigen Unterstützungen Kapital für ihre Ansicht zu machen suchen. Sie vergessen dabei, daß die Mehrzahl der jetzt bewilligten Pensionen nur unter einer andern Form später denselben Schriftstellern zukommen würde.

Allerdings waren die Mittel der Stiftung im letzten Jahre vollkommen in Anspruch genommen, es mußten sogar für das Jahr 1867 Restrictionen in den Verausgabungen und Abstriche an dem Ausgabenetat vorgenommen werden, indem der Verwaltungsrath einige auf mehrere Jahre bewilligte Pensionen, die im Laufe dieses Jahres ihr Ende erreichen, nicht mehr erneuerte. „Zu diesem Beschlusse", heißt es im Jahresbericht, „der voraussichtlich manche im stillen gehegte Hoffnung schmerzlich enttäuschen wird, trug vor allem die Wahrnehmung bei, daß für neue Gesuche Raum geschaffen werden mußte, sollte nicht die Schiller-Stiftung in die Lage kommen, jahraus jahrein einen schon im vorhinein abgeschlossenen Ausgabenetat aufzustellen, an dessen Unanfechtbarkeit neue Ansprüche noch so berechtigter Persönlichkeiten scheitern müßten. Nicht sparen will die Schiller-Stiftung, sie will und soll nicht Kapitalien ansammeln, blos um am Ende eines Jahres sagen zu können, der Besitzstand unsers Instituts habe sich um so und so viel vermehrt; aber in kluger Voraussicht muß sie bei der von Jahr zu Jahr sich steigernden Inanspruchnahme mit ihren Einkünften haushälterisch umgehen, um nicht unvermuthet in die Lage zu gerathen, die ein jedes planlose Verausgaben nothwendig zur Consequenz hat. Mit den erzielten Abstrichen ist vorläufig nur das erreicht worden, daß der Verwaltungsrath etwaigen Eventualitäten gegenüber in der Gewährung seiner Unterstützungen nicht mit gebundenen Händen rath- und thatlos dastehen wird; keineswegs ist damit noch jener wichtigern Aufgabe Genüge gethan, welche dem jetzigen wie jedem kommenden Verwaltungsrathe unverrückbar vor Augen stehen muß: der Bildung eines Reservefonds nämlich, dieses Kernpunkts eines jeden gutverwalteten humanitären Instituts. Daß ein solcher und wie er zu bilden sei, wird sicherlich einer der vorzüglichsten Berathungsgegenstände der nächsten Generalversammlung sein; das Bedürfniß desselben ist unabweisbar, sowie die tägliche Erfahrung den Mangel desselben immer klarer herausstellt. Der Verwaltungsrath der deutschen Schiller-Stiftung hält es für seine Pflicht, mit diesen für sich selbst redenden Thatsachen nicht hinter dem Berge zu halten; denn nichts wäre verderblicher, als eine schöngefärbte Darstellung derselben, welcher die wirklichen Verhältnisse nur wenig entsprechen. Eine gar ernste Mahnung klingt aus diesen Thatsachen, und sie wendet sich an alle, nicht nur an jene, die der Kreis des Stiftungswesens in sich faßt, sondern die auch außerhalb desselben stehen und Sinn und Verständniß haben für das, was unsere Stiftung anstrebt, was sie leistet, was sie noch ferner leisten will. Die Stiftung muß größer, muß umfassender und stärker werden, als sie bisjetzt ist; mit der Größe ihrer Aufgabe, mit der gesteigerten Consumtion ihrer Mittel müssen diese selbst sich steigern und reichhaltiger werden. Unsere Stiftungsgenossen, wie hoch verdienstlich ihr bisheriges Wirken sich bewährt hat, sie müssen, um den vorgesteckten Zielen immer näher zu kommen, an dem Ausbaue unserer Stiftung, an der Verwirklichung des Ideals, das uns allen vorschwebt, in Wort und That sich immer mehr betheiligen. Zu diesem Behufe muß der Genius unsers Instituts neue Stätten finden, er muß sich dort niederlassen, wo es vielleicht nur der Anregung bedarf, um ihm eine gastfreundliche Heimat zu bereiten; und gewiß, er wird sie finden, denn über aller politischen Zerklüftung ruht die deutsche Nation, aus ihr ist unsere Stiftung, an den Namen des edelsten Deutschen sich lehnend, hervorgegangen und wird aus ihr stets jene Kraft ziehen, die jedem lebendigen Organismus sein Bestehen und Wirken verbürgt."

Wir erfahren, daß außer in Brünn sich keine neue Zweigstiftung gebildet hat. Der Verwaltungsrath macht selbst darauf aufmerksam, daß Städte wie Aachen, Augsburg, Braunschweig, Düsseldorf, Kassel, Kiel, Linz, Magdeburg, Prag, Rostock, Stettin u. s. w. in dem Kreise der Stiftungen noch fehlen.

In der That ist es dringend zu wünschen, daß dieser Kreis sich noch bedeutend erweitere; auch fehlt es an Aufführungen zu Gunsten der Stiftung, die doch wenigstens an den gutdotirten Hoftheatern jährlich wiederkehren und der Stiftung bestimmte Beiträge zuwenden sollten; ebenso könnte bei Cyklen von Vorlesungen, namentlich bei solchen, die regelmäßig von gewissen Instituten oder akademischen Berufsgenossen veranstaltet werden, der Ertrag von einer derselben diesem wahrhaft nationalen Zwecke gewidmet sein. Daß nach mehrern Seiten hin eine Umgestaltung der Statuten der Stiftung wünschenswerth ist, wurde selbst von den zähesten Conservativen eingeräumt, die in Weimar gegen die Reformbestrebungen des Verwaltungsrathes Protest einlegten. Die nächste Generalversammlung wird diese Umgestaltung hoffentlich in einem Sinne vornehmen, welcher die Schiller-Stiftung zu einem echten Hort für die dichterischen Talente macht und nicht zu einer Rettungsanstalt für ein haltloses und schiffbrüchiges Literatenthum.

Bibliographie.

Banditen im Frack. Politisch-socialer Roman aus der Gegenwart. 1ste bis 3te Lieferung. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 5 Ngr.

Billitzer, A., P. Philipp und E. Schiller, Deutsche Klänge aus Ungarn. Wien, Gorischek. Gr. 16. 20 Ngr.

Christliche Biographien. 9tes Bdchn.: Die Herzogin Henriette von Würtemberg geb. Prinzessin von Nassau-Weilburg. Ein Lebensbild aus der Gegenwart von K. F. Lebbersose. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 16 Ngr.

Für stille Morgenstunden. Von der Verfasserin von: Aus den Papieren einer Verborgenen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche. Herausgegeben von J. Hartmann, Lehnerdt, E. Schmidt ꝛc. Eingeleitet von K. J. Nitzsch. 4ter Thl.: Johannes Bugenhagen Pomeranus. Leben und ausgewählte Schriften. Von K. A. L. Vogt. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Muret, M. A., Dichtungen. Heilige Lieder. In Ursprache und Uebersetzung herausgegeben von A. Franz. Würzburg, Julien. 1866. 16. 7½ Ngr.

Scherer, W., Leben Williams Abtes von Ebersberg in Bayern. Beitrag zur Geschichte des 11. Jahrhunderts. Wien, Gerold's Sohn. 1866. Lex.-8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Natur und Geschichte.

Welt- und Geschichtsbilder von

Karl Riel.

Erster Band.

Die Sternenwelt und ihre geschichtliche Entfaltung.

Erste Abtheilung.

Der Fixsternhimmel.

8. Geh. 2 Thlr.

Der vorliegende Band enthält eine in sich abgeschlossene Darstellung des gegenwärtigen Wissens von der Fixsternwelt, wie es sich im Lauf der Jahrhunderte geschichtlich entwickelt hat. Der Verfasser beginnt damit die Ausführung des Plans, den er in seiner früher erschienenen Einleitungsschrift: „Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze" (Preis 20 Ngr.) dargelegt hat, nämlich durch eine historische Behandlung der Naturwissenschaften den Zusammenhang und die innere Einheit der gesammten menschlichen Erkenntniß allgemeiner zur Anschauung zu bringen. Das in der verschiedensten Weise anregende Werk verdient ebenso die Beachtung der wissenschaftlichen Kreise wie des grössern Publikums.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Erster Band.

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von Karl Goedeke und Julius Tittmann.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die hiermit beginnende Sammlung wird die poetische Production des 16. Jahrhunderts — Lieder, Fabeln und Schwänke, Schauspiele, Lehrdichtungen, Erzählungen —, und zwar die Hauptwerke ihrer Hauptvertreter, in neuen mit Einleitungen und Erklärungen versehenen Ausgaben umfassen. Sie bildet somit gewissermaßen eine Fortsetzung der in demselben Verlage erscheinenden Sammlung: „Deutsche Classiker des Mittelalters." Für die Gediegenheit der Auswahl, wie für die quellenmäßige Correctheit der Texte bürgen die Namen der Herausgeber. Es darf daher für diese Reihe deutscher Nationaldichtungen dieselbe allgemeine Theilnahme erwartet werden, welcher jene andere Sammlung sich in so hohem Grade zu erfreuen hat, zumal der Preis trotz eleganter Ausstattung im Interesse der allgemeinsten Verbreitung überaus billig gestellt ist.

Der erste Band, enthaltend Volks- und Gesellschaftslieder, historische, geistliche und Meisterlieder aus dem 16. Jahrhundert, sprachlich und sachlich erläutert, ist nebst einem Prospect über das ganze Unternehmen in allen Buchhandlungen zu haben. Derselbe kostet bei einem Umfange von 26¾ Bogen nur 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das sittliche Leben.

Ethische Studien von

Julius Frauenstädt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frauenstädt's „Ethische Studien" sind dem größern gebildeten Publikum gewidmet. Sie behandeln, im Gegensatz zu den bisherigen abstracten Sittenlehren, das sittliche Leben im Zusammenhang mit dem physischen, psychischen, socialen, politischen, allgemein geistigen Leben und suchen die theils hemmenden, theils fördernden Einflüsse nachzuweisen, die es von daher empfängt. Die Ethik ist hier zu einer für das praktische Leben fruchtbaren Wissenschaft gemacht.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von **Hieronymus Müller.**

Mit Einleitungen begleitet von **Karl Steinhart.**

Achter (Schluß-) Band.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste bis siebente Band (1850—59) kosten 23 Thlr.

Hieronymus Müller's Uebersetzung der Werke Platon's ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht. Mit dem kürzlich erschienenen achten Bande liegt das Werk nunmehr vollständig vor. Derselbe ist nach dem Tode des Uebersetzers von dessen Sohne herausgegeben und enthält:

I. Hipparchos, oder der Gewinnsüchtige. — II. Minos, oder das Gesetz. — III. Axiochos, oder das Eitle der Todesfurcht. — IV. Der Gesetze dreizehntes Buch, oder der echte Weise. — V. Das Gerechte, oder das wahre Dichterwort. — VI. Die bürgerliche Tüchtigkeit, oder: Ob Staatsweisheit etwas Angebornes oder Lehrbares sei. — VII. Demodokos, der öffentliche und der besondere Verkehr. — VIII. Sisyphos, oder das Rathpflegen. — IX. Begriffsbestimmungen. — X. Die übrigen unter Platon's Namen herausgegebenen Briefe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.**

Elfte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Classisch in ihrer Art und echt deutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das kürzliche Erscheinen einer elften Auflage beweist. Immer wieder werden die Liebhaber naiv-humoristischer Dichtung mit Behagen zur Lektüre der „Jobsiade" zurückkehren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 21. Februar 1867.

Inhalt: Neue Romane. Von Gustav Hauff. — Tschudi's südamerikanische Reisen. Von Wilhelm Bentheim. — Eine Canzone Abert Möser's. Von Rudolf Gottschall. — Deutsche Dichter im Jenseits. — Feuilleton. (Eine Episode aus Sealsfield's Leben; Eine Gesammtausgabe von Leopold von Ranke's Werken; Litterarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane.

Die Romane, die uns diesmal zur Beurtheilung vorliegen, sind folgende:

1. In Reih und Glied. Ein Roman in neun Büchern von Friedrich Spielhagen. Fünf Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 6 Thlr. 22½ Ngr.
2. Ein edles Frauenherz. Ein Roman von Ernst Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1866. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.
3. Der Graf von der Liegnitz. Historischer Roman von Bernd von Guseck. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1866. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Man hat den Roman das moderne Epos genannt, und es ist gut, wenn sich der Romanschreiber der poetischen Abkunft des Romans erinnert, um nicht in dieser Mischgattung von Poesie und Prosa allzu tief ins Prosaische zu gerathen. Vom Epos erwarten wir Einheit, ein in sich geschlossenes Ganzes, wenn auch nicht die strenge Einheit des Dramas; auch der Roman, mag er noch so sehr in Einzelmalerei sich einlassen, darf die Einheit in der Anlage und Ausführung, die übersichtliche Gedrungenheit nicht vermissen lassen. Im Epos treten Helden und Göttersöhne, Menschen von idealem Gepräge, auf, und auch der Romanschreiber wird wohl thun, wenn er uns nicht zu tief in die Noth des alltäglichen Daseins führt und seine Figuren um eines Hauptes Länge höher darstellt, als gewöhnliche Menschen sind. Im Epos waltet das Wunder und das Abenteuer; der Roman, als der modernen Welt angehörig, kennt keine Wunder; noch weniger als das Epos kann daher der Roman der psychologischen Begründung entbehren, und das Unwahrscheinliche muß durch tiefere Motivirung wahrscheinlich gemacht werden.

Nach diesen drei Gesichtspunkten beurtheilt, sind die zwei ersten Romane mehrfach verfehlt, und nur der dritte erfüllt die Bedingungen, welche wir an das Epos der modernen Welt stellen.

Spielhagen's „In Reih und Glied" (Nr. 1) besteht aus neun Büchern in fünf Bänden, von diesen kommen auf die zwei ersten Bände je drei Bücher, auf die drei letzten je ein Buch. Für diese auffallend unsymmetrische Vertheilung läßt sich kein zutreffender Grund angeben; es scheint vielmehr dem Verfasser der Stoff unvermerkt unter der Hand aufgequollen zu sein. Der Roman erinnert an frühere Werke des Verfassers, an die „Problematischen Naturen" und an „Die von Hohenstein", zwischen denen und dem vorliegenden fünfbändigen Werk nur ein Zeitraum von drei Jahren in der Mitte liegt; offenbar aber sind „Die von Hohenstein" einheitlicher, concentrirter, poetisch frischer und kräftiger und, wenn wir beide als Tendenzromane betrachten, in der Idee, um deren Erreichung es sich handelt, einfacher und klarer. Wie in „Die von Hohenstein", so offenbart sich auch hier ein Pandämonium von aristokratischer Verworfenheit; dort und hier treten gegen diese verdorbene Welt idealgestimmte Männer auf; dort und hier spielt die Geschichte in den Bewegungsjahren von 1847 und 1848 und in der darauffolgenden Reactionszeit; ja auch der demokratisch-ungläubige Schulmeister aus den Hohensteinern kehrt wieder in der Gestalt des Lehrers Tusky, nur daß letzterer hier eine ungleich größere Rolle spielt, ohne sie jedoch zu Ende zu führen. Dieser Tusky ist der ältere Freund und Lehrer Leo Gutmann's, des Hauptheldens unsers Romans, und von größtem Einfluß auf die Entwickelung dieses Knaben, aber wie dieser eine höchst problematische Natur. Er knüpft seine Belehrung an den Bauernkrieg an, schildert das Elend der Arbeiter, wirbt Anhänger durch das Zeichen des Bundschuhs und will „die neue Botschaft denen verkündigen, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, die jedem das Seine gibt, die aber nicht geduldig wartet, bis es den lieblosen Reichen gefällt, liebreich zu werden, sondern die auch mit rauher Hand zu nehmen weiß, wo und wann es noththut. Das ist der neue Bund, Leo, der neueste und letzte Bund; denn in ihm ist die ganze Menschheit eingeschlossen, die gute, weil sie will, die schlechte, weil sie muß. Diesen Bund zu fördern, das ist die Aufgabe meines Lebens, an die ich mein Leben selber setzen will." Tusky läßt nun den Knaben Leo schwören, der Sache des armen Volks treu zu sein bis in den Tod; gegen Leo's Wohlthäter, den Baron Tuchheim, einen Romantiker, dem alles mißglückt und der beim größten Wohlwollen überall nur Undank erntet, bricht ein Bauernaufstand aus, der von Tusky

angeschürt ist; Leo läßt sich in abstracter Pflichterfüllung durch die Gewalt der Umstände zur Theilnahme daran hinreißen; durch herbeigezogenes Militär wird der Aufstand rasch erdrückt; Tusky und Leo entkommen und treiben sich sieben Jahre in England, Frankreich und Nordamerika herum. Nun ist hier gleich zu bemerken, daß der Verfasser über diese sieben Jahre rasch hinweggeht, während diese Wanderjahre doch für Leo's Entwickelung außerordentlich fruchtbar gewesen sein müssen. Mit dem zweiten Band tritt Leo wieder auf, Tusky aber bleibt in einem geheimnißvollen Hintergrund, unterhält noch von London aus einen spärlichen Briefwechsel mit Leo, gibt gegen den Schluß noch ganz kurz ein Zeichen seines Daseins und verschwindet dann für immer; aber in diesem unmotivirten Fallenlassen des geistigen Anstifters der ganzen Bewegung und Verwickelung, die nun geschildert wird, scheint mir ein Hauptmangel des Romans zu liegen. Am Anfang des zweiten Bandes treffen wir die zwei Jugendfreunde Leo und Walther wieder; Walther ist Lehrer am Gymnasium und Leo Arzt und politisch-socialer Agitator geworden. Auch Walther ist diesen Bestrebungen nicht fremd geblieben, er wird später in einen Preßproceß verwickelt und zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt; sein Standpunkt unterscheidet sich aber sehr bestimmt von dem Leo's. Leo ist radical, Walther liberal. Die Zeit des Heroenthums, meint Walther, sei vorüber, das Feldgeschrei heiße jetzt nicht mehr: einer für alle, sondern umgekehrt: alle für einen.

Keiner soll jetzt mehr tragen, als er tragen kann, kein Heiland unter der Kreuzeslast zusammenbrechen, kein Decius Mus den Speer weit hinein in die Feinde schleudern und so, indem er seinem kühnen Ziele nachjagt, den Heldentod finden. Nein, nein, Leo, und abermals nein! Wir wissen jetzt, daß alle Länder gute Menschen tragen, und diese guten Menschen bilden eine einzige große Armee; der einzelne ist nichts weiter als ein Soldat in Reih und Glied. Als einzelner ist er nichts, als Glied des Ganzen unwiderstehlich; den einzelnen streckt eine Kugel in den Staub, aber die Reihe schließt sich über ihm und die Colonne ist, wie sie war. Sieh, Leo, das ist die Macht der Disciplin, der keiner, er sei, wer er sei, sich zu entziehen das Recht hat; denn, sei er noch so stark — in Reih und Glied ist er stärker, und sei er noch so schwach — in Reih und Glied füllt er doch noch seine Stelle aus.

Leo erwidert darauf, die Kämpfe der Menschheit seien jetzt allerdings mehr als sonst Massenkämpfe, der starke Arm des einzelnen Kriegers habe jetzt nicht mehr das Gewicht als wol sonst, aber daraus folge nicht, daß das Genie nun überflüssig geworden sei.

Im Gegentheil, was soll aus deiner Colonne werden, wenn sie keinen Führer hat, der ihre Bewegungen leitet, der das Ganze übersieht, das der einzelne nicht sehen kann? Der in dem rechten Augenblick das Zeichen zum Angriff gibt, der mit Einem Worte erst einen Sinn bringt in die allgemeine Sinnlosigkeit? Die große Masse ist heute noch, was sie von jeher war und ewig bleiben wird. Sie will und muß geführt sein, sie erzeugt aus sich heraus nicht den bewegenden Gedanken. Weil der Gedanke, den der große Kopf dachte, jetzt schneller als sonst das Gemeingut der Vielen wird, ist er darum weniger das Eigenthum des großen Kopfes? Weil die Ursache sich jetzt schneller in die Wirkung umsetzt und die Wirkung in ihrer Breite die concentrirte Ursache verdeckt, stehen wir deshalb weniger unter dem Causalgesetz? Freilich, wer denkt, wenn er eine complicirte Maschine arbeiten sieht, über all den Rädern, Walzen und Kämmen an den, aus dessen Gehirn diese Wunder entstanden? Wer in einer Volksversammlung, die sich nach stundenlangen stürmischen Debatten endlich zu einer Resolution entschließt, an den, welcher die ganze Geschichte schon Wort für Wort schwarz auf weiß in seiner Tasche mitgebracht?

Man sollte nun meinen, die beiden entgegengesetzten Anschauungen werden im weitern Verlauf der Geschichte mit elementarischer Gewalt aufeinanderstoßen, oder sie werden sich aneinander zerreiben und aus ihrer Auflösung werde ein höheres Drittes hervorgehen; dem ist aber nicht so. Walther und Leo werden einander freilich immer fremder; die Unvereinbarkeit ihrer Standpunkte wird noch einmal in einem Zwiegespräch mit aller Schärfe entwickelt; wenn aber Walther IV, 134, zwei Bände später, zu Leo sagt: „Du rühmst dich stets deines Cultus der Idee und hafteſt doch immer am Einzelnen und Einzelnsten, ich werde dich von jetzt offen angreifen, wo und wie immer ich es auf ehrliche Weise kann", so sind dies nach wie vor leere Worte; Walther's publicistische Bedeutung tritt gegen sein Liebesverhältniß zu Amélie sehr zurück, persönliche Beziehungen, Intriguen, Heirathsgeschichten nehmen, wie es in deutschen Werken so häufig der Fall ist, eine gar zu wichtige Stelle ein und überwuchern die ursprünglich einfache Anlage und den klaren Grundgedanken des Werks. Leo kommt durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände in persönliche Beziehung zu dem König, einem geistreichen, aber charakterlosen, hamletartigen, höchst problematischen Menschen, einem Romantiker auf dem Thron seiner kriegerischen Ahnen, einem Wollüstling mit der Maske der Frömmigkeit. Leo muthet ihm zu, ein Bauern- und Arbeiterkönig zu werden, das Geldrecht zu brechen, das in unserer Zeit dasselbe sei, was das Faustrecht im Mittelalter, die Macht der geldstolzen Krämer zu vernichten, in seiner Stellung als König die einzelnen Stände des Volks so gegeneinander zu balanciren, daß keiner auf Kosten des andern sich nähren, keiner den andern schonungslos ausbeuten könne, die Herrschaft des mit dem Blut und Schweiß der Armuth gewonnenen Kapitals zu zerstören und die letzte und furchtbarste Form der Sklaverei auf Erden zu vernichten. Der König, durch Leo's Geistesgegenwart und Geistreichthum gewonnen, geht auf seine Plane ein und erhebt ihn zu seinem nächsten Vertrauten; um die Idee zu verwirklichen, wird in Tuchheim eine industrielle Niederlassung gegründet und nach Leo's Ideen organisirt. Hier erhebt sich freilich dieselbe Frage wie bei Schiller's Marquis Posa. Allerdings konnte der König in einer Anwandlung von Liberalismus eine solche Scene herbeiführen, aber wie konnte sich der weitgereiste und vielgewandte Menschenkenner Leo im Könige so sehr täuschen, ihm eine tiefe, nachhaltige Begeisterung für die Sache des Volks zutrauen, sich durch sein romantisches Gaukelspiel imponiren lassen? Sagt doch seine Base Silvia zu ihm (IV, 276):

Ich habe heute nicht zum ersten mal, aber nie so bestimmt, nie so, ich möchte sagen, unwiderleglich den Eindruck gehabt, daß der König nicht der Mann ist, dessen du zur Ausführung deiner Plane bedarfst. Er wird unter der Last zusammenbrechen

oder sie von sich abschütteln, auf keinen Fall der Fels sein, auf den du deine Kirche bauen kannst.

Kein Mensch außer Leo täuscht sich in dem König und treibt mit ihm den Cultus der Idee. Leo stürzt sich nun von einer Unternehmung in die andere; der Versuch, durch Fabriken die Stellung der Arbeiter zu verbessern, mislingt; Verlegenheiten häufen sich auf Verlegenheiten; von der Ungunst der Umstände, den Intriguen seiner Gegner und — von seiner eigenen Schwachheit wird er athem- und ruhelos hin- und hergehetzt. Diese Schwachheit geht so weit, daß er die ihm mehrfach wahlverwandte Silvia, ein Mädchen von kühnem, männlichem Geist, das er lieht und bewundert und das seine Liebe erwidert, vergißt, in die Netze einer Kokette geräth und in einer schwachen Stunde sich zur Verlobung mit dieser hinreißen läßt. Auffallend ist ferner, daß Leo sogar die Bildung eines pietistisch-reactionären Ministeriums nicht verschmäht, in der Hoffnung, über dasselbe Herr zu werden und es als willenloses Werkzeug seiner Plane zu gebrauchen. Schon lange vorher hatte ihm Tusky geschrieben, der Versuch, mit Hülfe einer disciplinirten Masse, der sogenannten liberalen Partei, und wäre sie noch so stupid und schwerfällig, vorzuschreiten, ihr einen neuen Geist einzuhauchen und eine Coalition derselben mit dem Arbeiterstand zu bewerkstelligen und sich zu dem Ende für einige Zeit in einen Bourgeois zu verwandeln, sei unausführbar; ebenso unausführbar wäre der Einfall, mit dem Königthum einen Versuch zu machen und seine Macht zu den Zwecken des Volks zu verwenden. „Auch von diesem Irrthum würdest du zurückkommen! Aber wie weit, wie weit wäre der Umweg!" Leo erfährt die Wahrheit dieser Voraussagung an sich; mit diesem Könige wenigstens ist nichts anzufangen.

Silvia, eine höchst originelle Mädchenfigur, verweilt mehrere Monate in dem Schlosse ihrer Tante Sarah, der gealterten Maitresse des Königs, eines Ausbundes von Wollust, Grausamkeit und Verstellung; sie war im Grunde zur Nachfolgerin Sarah's bestimmt, entgeht aber den Schlingen, die ihrer Tugend gelegt waren, glücklich. Daß diese Silvia es in dieser Umgebung, in welche sie die Liebe zu Leo geführt hatte, so lange aushielt, läßt sich aus dem Drang der Umstände zur Noth begreifen; unbegreiflich aber bleibt es, daß ihr Vater, der Förster Fritz Gutmann, ein Mann von strengem, unbescholtenem Charakter, auf die Nachricht von Silvia's Aufenthalt bei ihrer Tante Sarah keinen Schritt thut, sie von dort wegzubringen, sondern blos Thränen und Worte des Bedauerns für seine ihm vermeintlich untreu gewordene Tochter hat. Und doch ist dies derselbe Fritz Gutmann, der sieben Jahre vorher auf das Ansinnen, sein Töchterchen von sich zu geben, um ihm in der Residenz eine glänzende Zukunft zu eröffnen, erklärt hatte, er wolle sie lieber todt zu seinen Füßen sehen, als im Hause und in der Obhut seiner Schwester Sarah; es ist derselbe Gutmann, der auch jetzt noch stark genug ist, um bei dem Aufstand der Fabrikarbeiter in Tuchheim, der am Schluß des Romans erzählt wird, mit Wort und That einzuschreiten. Leo's Stellung wird nun immer mehr unterhöhlt; das Verhältniß zum König erkaltet; dieser wird zuletzt von einem Hirnschlag befallen und Leo's erklärter Feind, der Kronprinz kommt zur Regierung. Sein Ende wird ziemlich rasch erzählt; von einem persönlichen Feind gefordert, bleibt er im Duell. Einen ähnlichen Ausgang nimmt sein Oheim, der Förster Gutmann; er versucht bei jenem Fabrikaufstand, einen braven und tüchtigen Arbeiter, an dem die Aufständischen ihre Rache kühlen wollen, zu retten, wird aber von dem Rädelsführer der empörten Schar erschossen. An seinem Grabe sagt der Arzt Paulus:

Niemand wird euch helfen, wenn ihr euch nicht selbst helft; niemand kann euch helfen. In dem Haushalt der Natur ist jedwedes Ding auf seine Kraft gewiesen, die es brauchen muß, will es nicht elend untergehen, und so ist es auch in dem Haushalt der Menschen. Wie ein Mann nicht den andern lange tragen kann, ohne zusammenzubrechen, so kann der eine den andern nicht auf die Dauer erhalten, ohne seine Kraft aufzureiben. Nicht tragen sollt ihr einander, sondern stützen und schützen, wie die Bäume im Walde, wie Soldaten in Reih und Glied. Dann, wenn jeder redlich sich selbst zu helfen versucht, wird er auch den andern helfen können, wo es noththut; dann wird niemand mehr unter der Last, die andere auf ihn wälzten, zusammenbrechen, wie dieser hier zusammengebrochen ist. Das Schlimmste, was man den Menschen nachsagen kann, ist ja, daß sie Wohlthäter und Heilige brauchen. Seid heilig, so braucht ihr keine Heiligen; thut wohl, so braucht ihr keine Wohlthäter, die sich für euch opfern, wie dieser sich für euch geopfert hat.

Kann diese moralisirende Betrachtung in einer Leichenrede am Schlusse des Buchs für eine Lösung des Räthsels gelten? Ist damit der Streit zwischen Leo und Walther geschlichtet? Müßte nicht der todte Leo dem vermittelnden Paulus zurufen: „Hilf dir selbst", wenn du geknebelt bist? „Sei wohlthätig", wenn Hunger und Armuth dein Theil ist? „Marschire in Reih und Glied", wenn dir Arme und Füße gebunden sind? Warum tritt denn nicht Walther noch auf und macht Ernst mit seiner Theorie, wie Leo Ernst mit der seinigen gemacht hat? Damit bekämen wir auch einen Ausblick in die Gestaltung der Zukunft, ähnlich wie in „Den von Hohenstein", während wir am Schlusse des Buchs über das künftige Los der irregeleiteten Fabrikarbeiter soviel als nichts erfahren. Man könnte sich durch den ganzen Streit zwischen Walther und Leo und namentlich auch durch Leo's blutigen Ausgang an den Principienstreit zwischen Lasalle und Delitzsch erinnert finden; möglich, daß der Roman unter dem Eindruck dieser Vorgänge entstanden ist. So viel ist gewiß, daß die Widerlegung von Leo's Theorie nicht besonders gelungen ist; denn um eine Theorie in einem Tendenzroman zu widerlegen, darf man dieselbe nicht durch problematische Naturen, um diesen Ausdruck Goethe's zu gebrauchen, vertreten lassen. Erst wenn es gediegenen, tüchtigen Persönlichkeiten, die Talent und Charakter in schönem Bunde vermählen, nicht gelingt, eine Idee zu verwirklichen, erst dann ist diese selbst gerichtet. Offenbar ist das Recht eher auf der Seite von Leo's Anschauung der Geschichte. Sein Name erinnert mich an den Ausspruch eines griechischen Weisen, furchtbarer sei ein Heer von Hirschen unter Anführung eines Löwen, als ein Heer

von Löwen unter Anführung eines Hirsches; das Beste aber ist, möchte ich hinzusetzen, ein Heer von Löwen unter der Anführung eines Löwen.

Der Roman ist fast ganz pessimistisch; eine vollständige Inhaltsangabe verbietet uns der Raum; es sind der Personen zu viele, zu viele Fäden sind angesponnen und verschlingen sich ineinander, der Verfasser reißt alte ab und knüpft neue an, bringt aber eben dadurch kein einheitliches Gewebe zu Stande. Von Goethe's „Wanderjahren" ist einmal die Rede, aber von einem tiefern Einfluß dieses Werks, das sich ebenfalls mit dem socialen Problem beschäftigt, ist wenig zu spüren. Am ansprechendsten sind die zwei ersten Bände, wo das Jugendleben mehrerer Personen geschildert wird, die nachher eine wichtige Rolle spielen. Die spätere Schilderung des „pandämonischen" Lebens in der Hauptstadt, der Gesellschaftsjargon der aristokratischen Kreise und Aehnliches zeichnet sich durch einen höchst pikanten Hautgoût aus; aber vom Hauch echter, wahrer Poesie konnte ich wenig bemerken. Epische Breite läßt der Roman nicht vermissen; was ihm aber fehlt, das ist die Tiefe; wird ja doch die Grundfrage nicht erschöpfend behandelt; der Schluß vollends ist matt und unbefriedigend. Oft werden politische Leitartikel aus den Tageszeitungen erwähnt; die Sprache des Verfassers selbst hat nicht selten eine publicistische Färbung. Daß einzelne Partien, Naturschilderungen, Charakterzüge, Sittenbilder, gelungen sind, kann uns für das Ganze nicht entschädigen. Geistreich mag man den Roman nennen, aber geistvoll, wie die Synonymik unterscheidet, ist er nicht. Der Verfasser möge sich auf die poetische Abkunft des Romans besinnen und sich an den Schriften des Mannes zurechtfinden, von dem er seinen literarischen Ausgangspunkt genommen hat und der als Epiker und Romanschriftsteller bis jetzt unübertroffen ist: Goethe's.

Nr. 2: „Ein edles Frauenherz", von E. Freih. von Bibra, trägt seine Aufschrift nicht ganz mit Recht, wie schon aus dem Motto des Werks erhellt:

Man spürt zwar lange nichts davon,
Indeß Geduld! am Ende kommt es schon.

Von einem edlen Frauenherzen ist nur auf den paar letzten Blättern des Romans die Rede. Das Werk zerfällt in drei nach den einzelnen Bänden abgemessene Abtheilungen: „Bettlerleben", „Gaunerleben", „Stilleben". Der Held, Philibert Glockenton, ein junger Mensch, der im Vertrauen auf den vermeintlichen Reichthum seines Vaters seine Jugend und Universitätszeit in geschäftigem Müßiggang zugebracht hat, wird durch den plötzlichen Tod seines Vaters, der ihm statt des geträumten Reichthums Schulden hinterläßt, gezwungen, die Verbindung mit seiner Braut Anna Espen aufzugeben und sich, so gut es gehen will, sein Brot selbst zu verdienen. Seine Braut schwört ihm Treue, es komme, was da wolle, und hält diesen Schwur, wie sich ganz zuletzt herausstellt; sie reicht zwar, von ihren Aeltern gezwungen, dem Advocaten Schurrmeier ihre Hand, aber nur, weil dieser ein alter Mann ist und sie ihr Herz ihrem Philibert treu bewahren will, wie sie diesem bei der Lösung des verschlungenen Knotens mittheilt. Freilich hat Philibert eine solche Treue nicht verdient; er ist ein ganz haltungs- und charakterloser, zugleich mit Verstandeskräften nicht besonders gesegneter Mensch, die Hauptperson dieses Romans, aber ein Held in keiner Weise. Er geräth in seinen frühern Leichtsinn, bekommt höchst precäre Anstellungen bei einem Förster, später bei einem Henker, der gelegentlich Diebshehler ist, wird nachher ohne sein Wissen in die Gesellschaft von Gaunern hineingezogen und dient ihnen als Kundschafter und Berichterstatter, während er sich für den Agenten einer politischen Partei hält, entläuft ihnen zuletzt und gelangt durch merkwürdige Schicksalsverwickelungen hindurch in den Besitz eines Schlößchens, wo er in Gesellschaft mehrerer Freunde ein behagliches Stilleben führt. Sein Sohn Johannes, den ihm die Diebin Heßra geboren hat, verliebt sich als Student in ein Mädchen, das Ursula heißt und keine andre ist, als die Tochter seiner ersten Braut. Diese kommt nun selbst gelegentlich mit unserm Helden zusammen und erzählt ihm, wie sie nach der kurzen und freudenlosen Ehe mit dem Advocaten Schurrmeier, deren einzige Frucht Ursula war, stets bemüht gewesen sei, ihn zu warnen und zu retten, wie sie ihm nachgezogen sei und ihn nach Kräften geschützt, ihm auch zuletzt das Schlößchen geschenkt habe, dessen Geber unserm Philibert bisjetzt unbekannt geblieben war. Manches frühere Räthsel löst sich und, wie man sich denken kann, den Schluß bildet die Hochzeit der beiden Kinder, bei welcher ein Pfarrer, der in diesem Roman ebenfalls eine ziemlich sonderbare Rolle spielt, den Trinkspruch ausbringt: „Hoch ehret alle das reine, edle Frauenherz!"

Was sollen wir von diesem Roman sagen? Pikant ist er im höchsten Grade, an Abwechselung, guten und schlechten Witzen, originellen Auftritten, Abenteuern aller Art ist kein Mangel; legt man aber den ästhetischen Maßstab an — und welchen andern sollten wir anlegen? — so ist er entschieden verfehlt. Schon die Sprache ist nachlässig, salop, oft roh burschikos; Verstöße gegen die Grammatik („was" in der Rückbeziehung auf ein Substantiv, z. B. das Verhältniß, was) sind nicht allzu selten. An Motivirung und feinerer, detaillirter Charakterzeichnung fehlt es gänzlich. Dem Verfasser selbst hat darüber das Gewissen geschlagen, sonst hätte er nicht, vielleicht in Nachahmung von Immermann's „Münchhausen", eine „Einschaltung" gebracht, „welche einerseits als Fortsetzung des Vorhergehenden zu betrachten, andererseits aber auch mit Nutzen als Vorrede gebraucht werden kann". Die zwei Spitzbuben Ehrlich und Täglich, die unsern Helden zu ihren Zwecken gebrauchen, unterreden sich hier über seine Dummheit:

„Sagen Sie mir", bemerkt Ehrlich, „was soll mit diesem Philibert werden und wie sind Sie oder wie ist man zu diesem Charakter gekommen? Welche Unwahrscheinlichkeiten kommen da vor, welche unglaublichen Schwächen. Ach, ich fürchte, dieser junge Mensch wird einem Gewissen noch mehr Unannehmlichkeiten bereiten als uns." — „Auf wen spielen Sie da an?" sagte Diurnalis, „wem soll er noch größere Unannehmlichkeiten bereiten?" — „Unter uns gesagt — dem Autor, dem Verfasser. Wie ist es möglich, einen Menschen so ganz als Spielball eines

Beides auftreten zu lassen? Da läuft er jetzt schon ein Jahr oder länger im Lande umher und merkt nicht, daß Sie und seine sogenannte Frau mit Gaunern in Verbindung stehen; er merkt nicht, daß Sie dieser Frau die Cour machen . . ." — „Das (nämlich das letztere) merkt er wol, aber er schlägt sich's aus dem Sinn, weil's ihm unangenehm ist. Solche Charaktere gibt es genug, glauben Sie mir u. s. w."

Weiter wird bemerkt, der Gewisse werde, was den Anstand betreffe, nicht gerade für ein Pensionat schreiben, in welchem die Töchter höherer Stände erzogen werden; die eigenthümlichen Verhältnisse bringen eine Spannung hervor, welche vielleicht nicht übel lasse, alle Welt wolle ja Spannung, die Sache werde sich zuletzt natürlich aufklären und aus dem guten Philibert könne noch eine ganz erträgliche Persönlichkeit werden.

Genug und übergenug von dieser Selbstkritik! Oben haben wir schon an Immermann's „Münchhausen" erinnert; wir müssen auf dieses Werk nochmals zurückkommen. Wenn der edle Freiherr hier seine Lügen vorbringt, so ermüdet doch zuletzt die Geduld seiner Zuhörer und sie merken, daß hier geflunkert und gelogen wird, oder wenn sie es nicht merken, so sind sie ja selbst halbe Narren, von fixen Ideen beherrscht. In unserm Buch erzählt ein Förster Wunderdinge von seinem Aufenthalt bei den Wilden in der Nähe der Magellansstraße; er sei, gibt er seinen Zuhörern als nackte Wahrheit zum besten, dort mit drei Weibern nacheinander verheirathet worden, den schlimmsten des ganzen Stamms; zur Feier der Hochzeit sei die erste blau, hernach die zweite grün, die dritte gelb auf dem bloßen Leibe angestrichen worden; er sei ihnen davongelaufen, habe sie aber vorher in der Kunst, Räder zu schlagen und Purzelbäume zu machen, unterrichtet, in der Gewißheit, daß sie dadurch auch nach seiner Entfernung eine anständige Versorgung finden werden. Philibert und der Pfarrer hören diese Erzählung mit der gläubigsten Miene an. So etwas ist meines Wissens bisjetzt nicht dagewesen. Uebrigens gelingt unserm Verfasser das Streben nach Originalität nicht immer. Wenn Philibert von einem Gauner mit einem Sandsack niedergeschlagen wird und ohnmächtig liegen bleibt, so ist dies die Todesart Desdemona's in der Novelle, die Shakspeare benutzt hat; und was den Namen Ursula betrifft, den die Geliebte des jungen Glockenton führt, so erinnere ich an Goethe's Bemerkung in „Dichtung und Wahrheit" (Buch 9): „Ein schönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urselblandine nennen sollten."

Zum Schluß empfehle ich dem Verfasser das Studium des Kapitels vom Roman in irgendeiner guten Aesthetik; es könnte ihm sonst einfallen, uns das nächste mal vom Lebermeer, Magnetberg und Pygmäenvolk Märchen aufzutischen.

In **Bernd von Guseck** „Der Graf von der Leegnitz" (Nr. 3) finden wir endlich einen regelrechten historischen und zwar politisch-historischen Roman, in welchem der Knoten kunstgemäß geschlungen, geschürzt und gelöst wird. Der Roman versetzt uns in die Zeit der letzten Piasten von Schlesien; diese sind der auf dem Titel genannte Graf Augustus von der Liegnitz, der von seinem Vater, um einer weitern Zersplitterung des Landes vorzubeugen, von der Erbfolge ausgeschlossen worden war, und sein Neffe, Georg Wilhelm, Erbprinz von Brieg und Liegnitz, der zuerst von seiner Mutter bevormundet und, nachdem diese wegen Verdachts der Begünstigung des Katholicismus von ihrem Posten abtreten mußte, von dem Kaiser Leopold I. mit der Herrschaft über Brieg, Liegnitz und Wohlau betraut wird, aber bald darauf am 21. November 1675 als der letzte der Piasten ins Grab sinkt. Im Mittelpunkt der Kämpfe und Intriguen steht der Held, den die Aufschrift des Buchs nennt: ein Held nicht blos dem Namen, sondern der That nach, düster, verschlossen, schwer zugänglich, in seiner Ehe mit einer ihm geistig nicht ebenbürtigen Gattin nicht eben glücklich, gewandt in der Diplomatie, empfänglich für Freundschaft, religiös ohne Fanatismus, tapfer im Felde. Eines solchen Mannes würdig ist sein Neffe, der letzte Piast, von dem (nach III, 223) ein Zeitgenosse schreibt:

> Der junge Fürst zeigt in seinem Regiment eine Klugheit über die Jahre. Nicht Geburt, Studien, Erziehung durch die Mutter oder der Umgang mit Verständigen haben ihm das gegeben, sondern der Finger des ewigen Prometheus hat ihn nicht aus gemeinem Lehm, sondern aus Golderz gebildet.

Als er bei einem Hoffeste von einer sehr erlauchten Frau, welche sich dazu berufen glaubte, mit der geraden Frage: „Welche Religion er für die beste halte?" in die Enge getrieben wurde, antwortete er mit einem leuchtenden Blick seiner schönen blauen Augen: „Gott und dem Kaiser treu sein." Die Herzogin, seine Schwester, welche in dem gewählten Cirkel zugegen war, hätte ihm öffentlich um den Hals fallen und ihn küssen mögen.

Aber, könnte man fragen, was gehen uns die Piasten an? Ist vielleicht das Werk nur eine Art von höherm Familienroman, wenn es sich vorzugsweise um Fortdauer und Aussterben von Fürstengeschlechtern dreht? Wo bleibt denn das höhere Interesse für uns, die Lebenden, die nach einem bekannten Wort recht haben? Es fehlt dem Roman, ist darauf zu antworten, durchaus nicht an einem allgemeinern deutschen Interesse und an dem geschichtlichen Ausblick, der sich bis auf die Gegenwart erstreckt. Abgesehen von den gelungenen Sittenschilderungen, welche von selbst zur Vergleichung mit der Gegenwart einladen, von den religiösen Streitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken namentlich, die damals unwillkürlich eine politische Tendenzfärbung bekamen, handelt es sich in diesem Roman, um es kurz zu sagen, um den Kampf zwischen Preußen und Oesterreich. Dies zeigt sich schon im Anfang, zieht sich durch den weitern Verlauf der Geschichte hindurch und tritt am Schluß noch einmal in vollster Bedeutsamkeit hervor. Wir führen einige Momente an. Im Religionsfrieden war Schlesien Religionsfreiheit zugesichert worden; dennoch wurden über tausend protestantische Kirchen geschlossen, ihre Pfarrer und Schullehrer entlassen. Jesuiten versuchen in unserm Buche, hauptsächlich durch weibliche Werkzeuge, Schlesien ganz katholisch zu machen; die Regentin erregte, wie schon oben bemerkt, durch ihren häufigen Verkehr mit katholischen Priestern, selbst mit

Jesuiten, durch den Uebertritt ihrer Tochter zur katholischen Kirche und die schnelle, rückhaltlose Verzeihung, die sie ihr hatte angedeihen lassen, im Lande Besorgniß und mußte daher vor der Zeit abtreten; der Graf von der Liegnitz selbst hätte um den Preis eines Glaubenswechsels, wie ihm von Jesuiten vorgespiegelt wurde, der Nachfolger seines Neffen werden können, aber er war edelmüthig genug, dieses Anerbieten zurückzuweisen. — Im Kriege gegen Frankreich sodann werden die Unternehmungen des Großen Kurfürsten von Preußen fortwährend durch die Eifersucht Oesterreichs gelähmt. — Nach dem Tode des letzten Piasten endlich nahm Oesterreich ungeachtet der Erbansprüche Brandenburgs die Fürstenthümer in Besitz. Als der Große Kurfürst nach Beendigung des schwedischen Kriegs 1684 seine Ansprüche vorbrachte, erhielt er den Bescheid, daß seine Prätension auf die schlesischen Fürstenthümer längst abgethan sei, und nur, weil man brandenburgische Truppen gegen die Türken sehr nöthig brauchte, erhielt er 1686 den kleinen schwiebuser Kreis als Entschädigung; die Rückgabe desselben durch seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm war aber auch schon insgeheim gesichert. Da war es, daß der ergrimmte Fürst bei der Unterzeichnung des Verzichts die Worte sprach, ein classisches Citat, das prophetisch geworden ist: „Exoriare aliquis ex ossibus meis ultor!" (Warum nicht: nostris ex ossibus, wie es bei Virgil heißt?), d. h. „Aus meinen Gebeinen wird einst ein Rächer aufstehen!" Dieser Rächer war Friedrich der Große; er erbot sich, für die Rückgabe der schlesischen Fürstenthümer, auf die sein Haus Anspruch gehabt, Maria Theresia gegen ihre Feinde beizustehen, und als er mit Hohn zurückgewiesen wurde, verlor Oesterreich nicht blos jene Fürstenthümer, sondern ganz Schlesien mit Ausnahme eines kleinen Theils (III, 395 fg.).

Der Verfasser hat ein, wenn auch nicht gerade geniales, so doch wohlgelungenes Werk geliefert, das namentlich den drei am Anfang dieser Beurtheilung von uns aufgestellten Grundsätzen Genüge leistet. Die Sprache ist gewählt und edel.

Gustav Hauff.

Tschudi's südamerikanische Reisen.

Reisen durch Südamerika. Von J. J. von Tschudi. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten in Buntdruck. Erster und zweiter Band. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 8. 6 Thlr.

Bei den vielfältigen intimen Verbindungen Deutschlands mit Brasilien ist eine eingehende Beleuchtung der dortigen Zustände, wie sie in den vorliegenden beiden ersten Bänden des neuen Tschudi'schen Reisewerks begonnen wird, zu einem unabweislichen Bedürfniß geworden. Wie sehr dies der Fall ist, würde man jedoch, da die Literatur über Brasilien bereits eine zahlreiche ist, vor der Lektüre dieser Bände wol kaum vermuthet haben; es stellt sich hier eben wieder recht überraschend heraus, wie die wahre Gründlichkeit immer neu ist. Freilich ist ein so junges, in stetem Wechsel fortschreitendes Land wie Brasilien gewissermaßen auch ein immer neuer Gegenstand.

Die vorliegenden Bände enthalten zunächst die Beschreibung einer Reise von Rio-de-Janeiro durch die Provinz Minas Geraes nach der neuen deutschen Mucurycolonie und von dort über den Mucury zurück, welche der Verfasser in den Jahren 1857 und 1858 ausführte. Die damals gewonnenen Beobachtungen wurden aber während seiner officiellen Stellung als außerordentlicher Gesandter der schweizerischen Eidgenossenschaft am Hofe des Kaisers Dom Pedro II. in den Jahren 1860 und 1861 wesentlich ergänzt und die sehr reichhaltig beigebrachten statistischen Angaben bis auf die jüngste Zeit fortgeführt, sodaß wir nun von den dortigen Zuständen eine gediegene, so eingehende wie lichtvolle Darstellung erhalten. Wenn die folgenden Bände des Werks, welche die Reise quer durch den Continent nach der Küste des Stillen Oceans enthalten sollen, eine ebenso erschöpfende Darstellung gewähren, so wird dasselbe ohne Frage in der Reiseliteratur über Südamerika Epoche machen. Eine höchst schätzbare Beigabe sind die sehr zahlreichen und sauber ausgeführten Abbildungen und Karten, indem sie nicht blos dem Namen nach, sondern wirklich und wesentlich Illustrationen des Textes sind. Die niedlichen Initialvignetten haben uns dabei ganz besonders angesprochen. Ueberhaupt ist die Ausstattung des Werks eine ausgezeichnete; an den schönen Antiquatypen wird sich jeder Schüler und Anhänger Jakob Grimm's eine wahre Güte thun können.

Der erste Band zerfällt in vier Kapitel. Das erste Kapitel, welches die Reise von Hamburg nach Rio-de-Janeiro an Bord des großen eisernen, der Hamburg-Brasilianischen Dampfschiffahrtsgesellschaft gehörigen Schraubendampfers Teutonia beschreibt, enthält gleich eine interessante Darstellung der transatlantischen Dampfschiffahrt, vielfach beleuchtet durch persönliche Erlebnisse des vielgereisten Verfassers, sodann die Beschreibung der unterwegs berührten Inseln des Grünen Vorgebirgs und der Städte Pernambuco und Bahia, sowie ihrer auch für Deutschland hochwichtigen Handelsbewegung. Pernambuco, die drittgrößte Stadt des Kaiserreichs, steht hinsichtlich ihres schwunghaften Handels nur wenig hinter Bahia, der zweiten Stadt Brasiliens, zurück. Es führt größtentheils Producte des Zuckerrohrs und Baumwolle aus. Im Finanzjahre 1861—62 belief sich der Export auf 12,339859 Milreis, was jedoch an 76 Contos de Reis weniger als der Durchschnitt der vorhergehenden fünf Jahre war. Die Ausfuhr geht hauptsächlich nach England, Portugal, Frankreich, nach Nordamerika, den La-Plata-Staaten und Chile. Die Einfuhr belief sich im nämlichen Jahre auf 17,340843 Milreis. Ihre Hauptgegenstände sind Manufacturwaaren, Stockfische, Eisenwaaren, Weizenmehl, Wein, Trockenfleisch, welche hauptsächlich aus England, den Vereinigten Staaten, Portugal, den Hansestädten, den La-Plata-Staaten, Spanien, Oesterreich kommen. Im Jahre 1855 wurde in Pernambuco der Grundstein zu einer Eisenbahn gelegt, welche die Provinzialhauptstadt mit dem reichen südwestlich gelegenen Thale des Rio-São-Francisco verbinden und einst oberhalb des berühmten Wasserfalls von Paulo Affonso den

Rio-São-Francisco, da, wo er wieder anfängt schiffbar zu werden, erreichen soll, um so das unermeßliche, fruchtbare, wenn auch jetzt noch außerordentlich schwach bevölkerte Binnenland dem Welthandel zu eröffnen. Vorderhand ist jedoch nur eine 20 Legoas lange Strecke mit englischem Gelde und von englischen Ingenieuren gebaut worden, deren Einnahme bisher nur selten die Ausgaben überstiegen, ja kaum erreicht hat. Hieraus läßt sich freilich kein Schluß auf die Zukunft der Bahn ziehen. Pernambuco ist der Sitz einer der beiden Rechtsschulen des Reichs. Universitäten, die wie in Deutschland sämmtliche Facultäten vereinigen, gibt es nicht in Brasilien. Eigenthümlich erscheint uns bei diesen Schulen, daß die Studenten größtentheils Familienväter sind und Weib und Kind an den Sitz der Schule mitnehmen. Frühe Heirathen sind eben in Brasilien fast allgemein.

Bahia, eigentlich São-Salvador de la Bahia de todos os Santos, einst die Hauptstadt von Brasilien, nimmt auch jetzt noch sowol hinsichtlich der Bevölkerung, welche an 100000 Seelen beträgt, wie hinsichtlich des Handels die zweite Stelle des Reichs ein. Im Jahre 1861—62 exportirte der Platz für 16,791101 Milreis und importirte direct aus überseeischen Ländern für 17,385000 Milreis. Die Hauptausfuhrproducte sind Zucker, Rum, Kaffee (1861—62: 198316 Arrobas im Werthe von 1,216176 Milreis) und Taback (1861—62: 109514 Arrobas im Werthe von 4,398895 Milreis). Das Hinterland bringt auf den Markt von Bahia zum Export gesalzene und getrocknete Häute und Diamanten (1861—62: 4532 Oitavas im Werthe von 1,356900 Milreis). Trotz dieser günstigen Zahlenausweise sind jedoch die Handelsverhältnisse in Bahia ziemlich ungünstig. Noch ehe sich der Platz von der schweren Krisis 1857—58 erholt hatte, traten in den nächsten Jahren infolge außerordentlicher Dürre im Innern der Provinz mehrere Mißernten ein. Der Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen zwang viele Plantagenbesitzer, einen Theil ihrer Sklaven auf den Markt von Rio-de-Janeiro zu schicken, um mit dem erlösten Gelde Nahrungsmittel für die übrigen zu kaufen, und hohe Interessen für Kapitalien zu zahlen, die in frühern Jahren fast leichtsinnig aufgenommen worden waren. Durch die Verminderung der Arbeitskräfte wurde natürlich auch die Productionsfähigkeit geschwächt, ohne daß Hoffnung vorhanden ist, diesem schwersten Schlage abhelfen zu können. Dabei ist der Credit des Platzes durch die große Unsolidität einer zahlreichen Klasse dortiger Kaufleute wesentlich erschüttert worden:

Wenn sich die Handelsverhältnisse Bahias nicht bald gründlich bessern, wozu vorerst noch wenig Aussicht vorhanden sein soll, so dürfte Pernambuco, das sich seit dem nordamerikanischen Kriege durch die Baumwollproduction der Provinz besonders gehoben hat, bald die zweite, Bahia aber die dritte Hauptstadt des Reichs werden.

Das zweite Kapitel nimmt den größten Theil des Bandes, von S. 54—192, ein und enthält eine Beschreibung von Rio-de-Janeiro, zugleich mit einer Schilderung der allgemeinen Verhältnisse des Landes:

Rio-de-Janeiro (eigentlich São-Sebastião do Rio-de-Janeiro) ist nicht nur an Einwohnerzahl (etwas über 300000 Seelen) und an territorialer Ausdehnung, sondern auch durch sein industrielles, commerciales und wissenschaftliches Leben die erste Stadt Südamerikas und wird auf der ganzen westlichen Hemisphäre in dieser Hinsicht nur durch einige der größten Städte der Vereinsstaaten übertroffen. Die große, sichere, unvergleichlich schöne Bai, in der die Flaggen aller seefahrenden Nationen wehen und einen überseeischen Handelsverkehr vermitteln, der nach dem Durchschnitt der fünf jüngst verflossenen Jahre jährlich einen Geldwerth von 325 Millionen Franken repräsentirte, das rege Leben einer großen Stadt mit einem reich producirenden Hinterlande, ein unverkennbares Streben nach geistiger Entwickelung und materieller Verbesserung, großartige öffentliche Anstalten, Reichthum und Luxus vereinigen sich, um Rio-de-Janeiro eine bedeutende Stelle in der Reihe der Weltstädte zu sichern. Besonders im verflossenen Decennium soll sich die Stadt nach jeder Richtung hin außerordentlich entwickelt haben.

Der Eindruck, den die Stadt in ihrem Innern macht, ist nicht gerade ein günstiger. In der alten, eigentlichen Handelsstadt sind die Straßen eng und zeichnen sich weder durch Reinlichkeit noch durch gutes Pflaster aus, obgleich man sich Mühe gibt, letzteres in ordentlichem Stande zu erhalten. Die bedeutendste Straße der Stadt ist die Rua direita. Ihre Vorzüge sind ansehnliche Breite, Regelmäßigkeit und gutes, aber sehr theures Pflaster; denn die dazu verwendeten Steine wurden aus England (von der Insel Wight) eingeführt. Hier befinden sich viele sehr bedeutende Handelshäuser, große Waarenlager, elegante Kaffeehäuser, die stark besuchte Börse, das Posthaus, die sehenswerthe Kirche S.-Cruz, einige schmuzige Zugänge zum gewaltigen Zollhause und die Ausmündungen von acht großen Straßen. Die hübscheste von diesen ist die Rua do Ouvidor, Sitz der eleganten Detailverkäufer, mit zahlreichen, geschmackvollen Verkaufslocalen besonders französischer Mode- und Quincaillerie-waaren.

Die Altstadt kann, wie Rom, eine Siebenhügelstadt genannt werden. Auch in der neuen Stadt oder den Vorstädten, die sich nach Westen vom Campo-de-Sant'-Anna und längs der Praia-de-Santa-Luzia nach Botafogo und Praia-Vermelha ausdehnen, ist das Terrain größtentheils bergig:

Die Hügel sind mit zahlreichen Häusern und Villen, und zum Theil mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Der Theresenberg (Morro-de-Santa-Theresa) mit seinen vielen lieblichen Landsitzen und einer wundervollen Fernsicht auf die Bai ist ein Lieblingsaufenthalt der europäischen Bevölkerung Rios. Während in der Altstadt die Häuser hoch, schmal und tief sind, zeigen sie in den neuen Stadttheilen durchgehends eine etwas bequemere und angenehmere Bauart, obgleich im allgemeinen auch an sie nicht der Maßstab der Solidität, Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und Eleganz der neuen Häuser einer mitteleuropäischen Stadt angelegt werden darf. Einzelne Wohnungen reicher Privatleute machen allerdings eine Ausnahme von der Regel. Bei manchen von ihnen sind die äußern Wände mit glasirten, bunten Porzellanziegeln, meistens weiß mit blauen Zeichnungen, belegt, was ihnen einen ungemein freundlichen und reinlichen Ausdruck verleiht; andere sind in italienischem Stile aufgeführt, bei einzelnen läßt sich der maurische Typus nicht verkennen. Vielleicht wird in Zukunft auch bei den Bewohnern Brasiliens ein entwickelterer Sinn für Architektur rege. Einer der reichsten Brasilianer, der Baron von Neufreiburg, hat in neuester Zeit in der schönsten und breitesten Straße der

Neustadt, in der Rua do Cattete, auf dem Weg nach Botafogo, mit außerordentlichen Unkosten ein großes Palais aus Quadern durch einen deutschen Ingenieur ausführen lassen.

Im allgemeinen ist Rio-de-Janeiro an Denkmälern der Baukunst arm. Das großartigste Bauwerk ist ohne Zweifel die berühmte, über 3000 Klafter lange Wasserleitung zwischen dem Morro-de-Sta.-Theresa und dem Morro-de-S.-Antonio. Ebenso auffallend ist der Mangel an plastischen Monumenten. Erst in neuerer Zeit hat die Stadt ein Kunstdenkmal von Bedeutung erhalten. Den 30. März 1862 wurde auf dem Largo do Rocio die bronzene Reiterstatue des ersten Kaisers von Brasilien, Dom Pedro I., unter großen Feierlichkeiten enthüllt. Der Künstler hat seinen Helden in dem Momente dargestellt, wie er auf dem Felde Ipiranga die eben erhaltene Depesche emporhält und mit dem Ausrufe: „Tod oder Unabhängigkeit!" Brasiliens Unabhängigkeit vom Mutterland erklärt.

Lobend gedenkt der Verfasser besonders noch des botanischen Gartens:

Obgleich derselbe in streng wissenschaftlicher Bedeutung weit hinter ähnlichen Anstalten selbst kleiner deutscher Universitätsstädte zurücksteht, so schließt er doch Schönheiten in sich, durch die er jeden botanischen Garten des europäischen Continents weit überragt. Staunen und Bewunderung erregt die wundervolle Palmenallee dem Hauptthore gegenüber, ein starrer Säulengang mit lebensfrischen Capitälen. Nur bei einigen Brahmanentempeln Ostindiens sollen Palmalleen von ähnlicher Schönheit wie diese vorkommen. Die diese Allee bildende Palma real ist nicht in Brasilien einheimisch, sie ist die ostindische Oreodoxa regia, hat aber in dem feuchten, heißen Klima und in dem üppigen Boden Rio-de-Janeiros ein zweites Vaterland gefunden, in dem sie wenigstens ebenso trefflich gedeiht, wie in ihrer ursprünglichen Heimat. Andere Alleen von luftigen Casuarinen und dichtbelaubten, gewaltigen Jacas (Brotfruchtbäumen) machen auf den europäischen Besucher einen fast ebenso lebhaften Eindruck, besonders letztere mit ihren riesenhaften Früchten; herrliche Gruppen von Bambusrohr, einzelnstehende prachtvolle Palmen verschiedener Arten, alle Gattungen Gewürzbäume beider Welttheile und manche andere tropische Handelspflanzen erregen hohes Interesse.

Den Gasthäusern und Kaffeehäusern wird wenig Beifall gezollt, desto mehr Interesse erregt die große Markthalle sowol wegen der mannichfachen, dort ausgestellten Waaren, als auch wegen ihrer verschiedenartigen und verschiedenfarbigen Käufer und Verkäufer. Bei dieser Gelegenheit werden die verschiedenen Obst- und Gemüsesorten, die Fische und andere Seethiere, die Fleischwaaren näher besprochen. Die Besprechung der Temperaturverhältnisse führt sodann zu Schilderung der Krankheiten und der Humanitätsanstalten der Stadt, durch die sie wahrhaft groß dasteht. Die Sta.-Casa da Misericordia, das allgemeine Krankenhaus, bietet mit ihrer 600 Fuß langen Façade vom Hafen aus einen überraschend imposanten Anblick; aber noch gewaltiger ist der Eindruck bei einem Besuche des Spitals selbst, indem erst da die immensen Räumlichkeiten in ihrer Totalität gewürdigt werden können. Im Jahre 1860 betrugen die Einnahmen 540 Contos de Reis, die Ausgaben 552 Contos (gegen 1½ Millionen Franken). Der tägliche Krankenbestand wechselt von 800—1100 Individuen. Im Jahre 1860 wurden 13622 Kranke behandelt, von welchen 10850 Ausländer waren. In der Poliklinik, welche in der Misericordia ebenfalls abgehalten wird, wurden zu gleicher Zeit noch 7500 Kranke bedient. Dependenzen der Misericordia sind ferner noch das Hospital Dom Pedro's II., ein großartiges und sehr zweckmäßig eingerichtetes Irrenhaus, das Waisenhaus, das Findelhaus und das Begräbnißunternehmen. Außerdem hat man noch das Hospital Sta.-Isabel für am Gelben Fieber oder an der Cholera erkrankte Matrosen und Immigranten, das Hospital der portugiesischen Hülfsgesellschaft, ein prachtvolles Gebäude, das Blinden- und Taubstummeninstitut u. s. w.

Der Verfasser geht hierauf zu einer Uebersicht der Bewohner der Hauptstadt über. Mit Ausnahme der Portugiesen sind die Franzosen unter allen fremden Nationen am stärksten vertreten. Paris und der Elsaß liefern das stärkste Contingent. Sie sind vorzüglich Hausirer (Mascates), Wirthe, Köche, Schneider, Perruquiers, Mode- und Quincailleriewaarenhändler. Die elegante Rua d'Ouvidor ist vorzüglich von ihnen bevölkert. Unter dem Handwerkerstande finden sich viele Franzosen als geschickte Arbeiter. Mehrere französische Handelshäuser nehmen eine sehr ehrenvolle und einflußreiche Stelle im Exporthandel ein.

Nach den Franzosen sind die Deutschen numerisch am stärksten vertreten. Sie gehören größtentheils dem Kaufmannsstande, in geringerer Menge dem Handwerkerstande an. Das Nämliche gilt von den Schweizern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das germanische Element in Rio-de-Janeiro durch weit mehr Intelligenz und Bildung vertreten ist als das gallische, und daß es bei den Eingeborenen auch durchschnittlich in höherer Achtung steht als dieses. Engländer haben sich ebenfalls in ziemlich großer Anzahl niedergelassen und zwar auch großentheils als Kaufleute. Einige der größern Handelshäuser gehören englischen Firmen. Nordamerikaner sind weniger zahlreich; sie sind Kaufleute, Ingenieure, Mechaniker, Leiter technischer Etablissements, Bibelcolporteure. Das größte Kaffee-Exporthaus Rios ist die nordamerikanische Firma Maxwell und Comp. Sie verschifft jährlich 400—500000 Sack Kaffee (fast die Hälfte der gesammten Kaffeeausfuhr) nach den Vereinigten Staaten.

Nach einer sehr lebhaften Schilderung der in der Stadt lebenden Portugiesen, deren Zahl an 80000 beträgt, und die man in allen möglichen socialen Stellungen, vom zerlumpten Bettler bis zum Millionär, findet, schildert der Verfasser hierauf eingehend die einheimische Bevölkerung, die Brasilianer, den Handel und die Finanzlage Brasiliens, die Constitution, den Senat, die Deputirten, die Wahlagitationen und die häufigen Ministerwechsel, den Adel und das Militär, die vernachlässigte Familienerziehung und das wohlversorgte Schulwesen, die Bibliotheken und den Buchhandel, wobei der großartigen Verlags- und Sortimentshandlung der Herren Heinrich und Eduard Lämmert näher gedacht wird; ferner die bereits in voller Blüte stehende Literatur und die jetzt schon

ins Kraut schießenden Tagesblätter; endlich die Sklavenfrage, die Freigelassenen und die Sklaven.

Im nächsten Kapitel begleiten wir den Verfasser nach Petropolis, der bekannten deutschen Colonie. Die anderthalbstündige Fahrt auf dem Dampfboot nördlich nach Porto-de-Mana durch die herrliche Bai mit ihren zahlreichen größern und kleinern idyllischen Inseln und sonderbar geformten, kühn hervorragenden Felsen gewährt einen eigenthümlichen Reiz. In etwa 23 Minuten gelangt man dann auf der Eisenbahn an den Fuß des Gebirgs, der Serra d'Estrella. Weiter geht's in Wagen über das Gebirge auf einer Kunststraße, die im Zickzack durch eine herrliche, großartige Landschaft führt, in welcher Urwald, Weideplätze, groteske Felsenpartien, Schluchten, Bäche und kleine Wasserfälle in buntem Wechsel das Auge entzücken. Im obern Theile der Straße eröffnet sich ein wundervolles Panorama auf die Bai und die zurückgelegte Wegstrecke, bei günstiger Beleuchtung eine Aussicht von zauberhaftem Effect.

Der Verfasser gibt uns eine bündige Darstellung der so schmählichen Geschichte dieser deutschen Colonie Petropolis, des Schwindels und der Rücksichtslosigkeit, die sich die leitenden Parteien bei der Gründung derselben so vielfach zu Schulden kommen ließen. Es wird dabei wieder recht anschaulich, ein wie dringliches Erforderniß die Organisation und Ueberwachung der gesammten colonialen und Auswanderungsverhältnisse Deutschlands ist, damit die großen darin begriffenen Kräfte nicht weiter verschleudert, sondern zum gegenseitigen Frommen der Colonie und des Mutterlandes verwerthet werden. Petropolis! Liegt nicht schon in dem Namen ein bitterer Spott für eine auf Agricultur angewiesene Colonie, namentlich wenn der steinige Boden dem Namen so buchstäblich wie hier entspricht? Die Gegend hat allerdings eine vorzügliche Luft, und dem Umstande, daß deshalb sich ein Sommerpalast des Kaisers hier befindet und daß viele wohlhabende Familien der Hauptstadt hier ihre Villeggiatur halten, ist es zuzuschreiben, daß trotz aller anfänglichen Schwierigkeiten Petropolis selbst sich zu einer Cidade mit 1500 Einwohnern emporgeschwungen hat; allein diese günstigen Umstände dürften leicht sich als vorübergehend herausstellen, da die Familien wieder wegziehen können. Die Deutschen der Stadt werden vom Verfasser nicht gerade gelobt:

Von den deutschen Ansiedlern wohnen in Petropolis selbst fast nur die Handwerker; sie genießen aber durchschnittlich keines besonders guten Rufs hinsichtlich ihrer Arbeiten. Ich meinerseits muß gestehen, daß ich noch nirgends so schlechte Arbeit erhielt und so unverschämt geprellt wurde wie hier. Ein deutscher Tischler z. B. verlangte mir für das Einleimen eines 3 Zoll langen Bretchens in eine Chatoulle, wofür in Deutschland kaum 1 Groschen bezahlt würde, 2500 Reïs (1 Thlr. 25 Ngr.) ab!

Und weiter heißt es:

Die junge Generation hat schon größtentheils brasilische Sitten und Sprache angenommen, namentlich der weibliche Theil derselben, dessen Moralität, den Landeskindern gegenüber, nicht besonders gelobt wird. Hunger und Elend in der ersten Zeit des Colonialllebens hatten die Bande des Familienlebens gelockert und das Gefühl für Sittlichkeit gewaltig abgestumpft; an steten Versuchungen und an gesuchten Gelegenheiten zur Immoralität fehlte es nie. Die Sommergäste Rio-de-Janeiros sind gern gesehene Besucher in vielen Häuschen der Colonienthäler.

An einer andern Stelle hebt der Verfasser hervor, daß unter allen Führern, die er auf seiner Reise durch Südamerika gebrauchte, er sich nur über einen deutschen aus Petropolis ernstlich zu beklagen hatte.

Ueber das Ackerbauterrain der Colonie sagt der Verfasser:

Die Wahl der ehemaligen Fazenda Corrego secco zu Colonisationszwecken war eine sehr unglückliche, da ein großer Theil derselben der Cultur fast unzugänglich ist. Der Boden besteht aus verwittertem, stark eisenschüssigem Granit mit einer sehr spärlichen Humusdecke, das Terrain hauptsächlich aus steilen Waldlehnen, nur um die Sohlen der kleinen Flüßchen sind einige wenige sanft geneigte oder ebene Parcellen. Werden diese Waldlehnen abgeholzt und in Cultur gezogen, so sind sie schutzlos den äußerst heftigen Platzregen ausgesetzt, und oft wird schon die erste Aussaat nach einer Rodung mit dem wenigen fruchtbaren Erdreich durch einen wolkenbruchähnlichen Guß abgeschwemmt und so die Arbeit und Hoffnung des Colonisten gänzlich zerstört. Unter solchen Verhältnissen kann natürlich von Ackerbau kaum die Rede sein.

An die Schilderung des schönen kaiserlichen Palais in Petropolis knüpft Tschudi interessante biographische Notizen über Dom Pedro II., in welchen sich dieselbe Anerkennung, die diesem Fürsten gewöhnlich zutheil wird, ausspricht. Indem von Petropolis aus die größere Reise ins Innere anhebt, schließt das Kapitel mit einer Reihe von Bemerkungen über Reiseausrüstungen und die Art, in Brasilien zu reisen, welche, von der Hand eines so Vielgewanderten und Vielbewanderten, alle Beherzigung verdienen dürften.

Wilhelm Gentheim.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine Canzone Albert Möser's.

An den Tod. Canzone von Albert Möser. Leipzig, Matthes. 1866. 8. 6 Ngr.

In einer Zeit, in der das bequeme und schlotterige Dichten zur Tagesordnung gehört, müssen die kunstvollen Strophenbildungen sowie die feingegliederten Metra den Dichtern als eine Palästra zu künstlerischer Kraftübung doppelt empfohlen werden. Wir wenigstens nehmen derartige Gedichte stets mit einem günstigen Vorurtheil für das Streben des Dichters in die Hand, während uns der salope Heine'sche Nachtrab mit seinen poetischen Zischlauten stets eine Abneigung einflößt, deren wir nicht Herr werden können.

Albert Möser hat sich in Sonetten und Oden als ein Dichter bewährt, der nicht auf dem Lotterbette der Heine'schen Jüngerschaft ausruht, sondern nach den Kränzen formeller Schönheit strebt. Ein neuer Beweis hierfür ist die vorliegende Canzone. Wir haben in Deutschland nicht viele Canzonen; zu den schönsten gehören die von Max Waldau: „O diese Zeit!" Die Canzone eignet sich nur für eine Reflexionspoesie, deren verschlungene Gedankengänge sie in ihren Reimverschlingungen abspiegelt. Das Hin- und Hergehen der Gedanken und Empfindungen findet in dieser Strophenform einen angemessenen

Ausdruck; es ist ein Suchen und Fliehen in derselben, das an romanische Nationaltänze erinnert. Freilich hat sie etwas Langathmiges, was der gerade auf das Ziel losgehenden Energie des deutschen Denkens wenig entspricht. Die Gefahr der Canzone für uns liegt in der Verwässerung des Gedankens, zu der die langgestreckte Strophe mit ihren nach längerer Pause wiederkehrenden Endreimen verführt. Nur diejenige Canzone wird vollkommen sein, wo der Gedanke sich nie in die Windungen der Strophe verliert, wo er nie dem Endreime Zugeständnisse macht, sondern sich, gegenüber allen schmeichlerischen Verlockungen, seine Energie bewahrt.

Die Möser'sche Canzone hat große formelle Vorzüge. Nur selten treten in ihr Inversionen hervor oder jene salope Architektonik der Syntax, welche sich in die künstlerische Architektonik der Strophe hineinbaut. Für Möser zeigt sich dieselbe nicht als ein Prokrustesbett, auf welchem die Constructionen gedehnt und gestreckt werden. Inversionen wie die folgenden:

Und seht, Natur, gedenk der Mutterpflichten,
Lieb sorgend, die sie schuf, den Creaturen —

welche das Siegel dichterischer Unfreiheit tragen, gehören zu den Seltenheiten; ebenso harte Apostrophirungen wie:

Soll'n ewig neu Geschlechter sich begatten! —
Ein Reich, wo stumm verhall'n des Leides Klagen.

Dagegen sind einzelne Strophen nicht von dem Vorwurf freizusprechen, daß sie in ihrem weitbauschigen Gewande einen etwas kärglichen Gedankeninhalt verhüllen. So z. B. die folgende, die an die bekannten Stellen in Schiller's „Lied von der Glocke" anklingt und schließlich doch nur den trivialen Gedanken umschreibt, daß alle Menschen sterben müssen:

Wenn du dich nahst, sinkt bleich der Fürst vom Throne,
Es wankt, was leucht in schnöden Elends Solde;
Du tilgst, was hehr, du tilgst das Frech-Gemeine,
Das Edle welkt, es welkt geknickt das Holde;
Wol flecht der Sinn, vom Reiz bestrickt: „o schone!"
Umsonst! Es wird zu Staub im düstern Schreine:
Ob bang das Herz auch weine,
Was frommt's? Du raubst das Weib voll Hohn dem Gatten,
Der Mutter Bild entrückst du kalt dem Kinde;
Den Freund, wie eng ihn Freundesarm umwinde,
Entrafft du jäh ins nächt'ge Reich der Schatten:
Wir stehn erstaunt; doch ob uns Schreck durchschauert,
Was kümmert's dich, der im Verborgnen lauert?

Möser will in dieser Dichtung, wie er im Nachwort ausspricht, sich „ernsthaft in das große Geheimniß des Todes versenken", und zwar in einer dichterischen Auffassung, welche nicht wie die meisten den Tod als das unerwünschte Ende des möglichst leichtfertig zu verbringenden Lebens, sondern vielmehr dieses Leben selbst — mit Sokrates — als eine dauernde Vorbereitung auf den Tod anzusehen geneigt ist.

Der Gedankengang der Canzone ist der folgende: dem großen Menschenschwarm, die am Staube kleben, immer nach Genuß begehren, ist der Tod der Uebel schlimmstes; der Weise dagegen hat in Leid und Lust des Erdenlebens die leise Mahnung des Todes und ist gerüstet auf die Stunde des Sterbens. Der Tod ist der Herr über alle, die da sind und waren, große herrliche Völker sind von ihm verschlungen worden. Schiffbruch, Feuersbrunst, Erdbeben, Pest und Krieg sind seine Sklaven und Schergen. Dann fragt der Dichter den Tod, ob er uns in nichts verwandelt, ob in freundlichere Zonen entrückt? Selbst volle Vernichtung wäre ein Glück:

Fern irdischem Entbehren,
Umfriedet und umhegt von stiller Truhe
Tief, traumlos tief für immerdar zu schlafen,
Und sanft umzirkt vom ew'gen Friedenshafen
Zu kosten allgenugsam-sel'ge Ruhe —
Solch Los, erlangt nach flücht'gen Lebenstagen,
Es wär' ein Glück, mit Worten nicht zu sagen.

Doch glaubt dies der Dichter nicht; er predigt die dualistische Lehre von Gott und Thier, welche in uns im Bunde sind. Der gottverwandte Geist in uns ringt vergebens danach, das Räthselwort des Weltgewirrs zu lösen. Deshalb erscheint dem Dichter dies Sein wie Traum, aus welchem uns der Tod erwachen läßt. Von der auf Erden herrschenden Selbstsucht erlösen uns Edelsinn und Liebe:

Und seht! Natur, gedenk der Mutterpflichten,
Lieb sorgend, die sie schuf, den Creaturen
Als sichres Erbtheil heißer Selbstsucht Trachten:
Drum rast nun Selbstsucht auf des Erdballs Fluren,
Sie lenkt der Menschheit hastendes Verrichten
Und herrscht allmächtig in des Busens Schachten:
Und weh! die gierentfachten
Gemüther schafft sie feindlich fremdem Glücke,
Und fremdes Leiden liebt sie frech zu höhnen,
Sie kennt nur sich, sich selbst nur mag sie fröhnen
Und säh' es kalt, bräch' auch die Welt in Stücke;
Und mitleidlos umhegt von eis'gem Walle
Schürt sie den Krieg von allen wider alle.

Doch wie erhaben ob des Erdballs Landen
Der Mond hinzieht am blauen Himmelsbogen,
Geruh'gen Gangs, von mildem Glanz umwoben —
Indeß tief unten grauf'ge Meereswogen
Mit lautem Anprall wildentfesselt branden
Und aufruhrtoll um zack'ge Klippen toben:
Also dem Sturm enthoben,
Dem rasenden, ichseliger Gedanken
Glühn mild in uns zwei hehre Himmelsmächte,
Ein Zeugenpaar dem sterblichen Geschlechte,
Daß, fremd der Welt, vom Götterwein wir tranken:
Denn ewig feind der Selbstsucht schnödem Triebe
Durchlohn zu tiefst uns Edelsinn und Liebe.

Dadurch sind wir den Banden der Naturmacht enthoben. Auch die Sehnsucht nach dem goldenen Zeitalter, das Ideal, wie es die Kunst in wundervoller Blüte darstellt, die lichten erhabenen Bilder unserer Brust zeugen dafür, daß der Geist sich über Irdisches erheben kann, daß er einst „zeitentrückt und frei von Raumesschranken" Beseligung schlürfen wird:

Drum Tod, leb' ich getrost und ohne Klage,
Wie du auch bräust, du kannst mich nicht vernichten;
Ich seh's gefaßt, wie der Lebend'gen Schwärme,
Von dir getilgt, stets mehr ringsum sich lichten;
Und sinkt geknickt vom Baum der Lebenstage
Mir Blatt um Blatt, glaub' nicht, daß ich mich härme:
Von milder Herzenswärme

Durchhaucht bad' ich mit Luft in Geistesfluten
Und wandle rein, vor Niederm scheu erbebend;
Und brünst'gen Drangs Vergöttlichung erstrebend
Nütz' ich mit Ernst die flüchtigen Minuten:
Und so, wann mir zu nahen dich gelüstet,
Ob früh, ob spät, o Tod, ich bin gerüstet.

Die ernste Gesinnung, die das Gedicht durchweht, gibt ihm einen gewissen feierlichen Vollklang. Dennoch erscheint uns die Grundstimmung desselben als ein falscher Idealismus, welcher an den das Leben verklärenden Mächten, der Liebe, der Kunst, der edeln Gesinnung, nicht die selbstgenugsame Herrlichkeit feiert, sondern sie nur als Zeigefinger betrachtet, die in das Jenseits hinausweisen. Indeß, ein Dichter schreibt ja keine philosophische Abhandlung, wir haben mit ihm über seine Träumereien nicht zu rechten.

In künstlerischer Hinsicht möchten wir denjenigen Strophen den Vorzug geben, welche als kleine abgerundete Gemälde den Schiffbruch, die Feuersbrunst, das Erdbeben, die Schlacht schildern; es sind dies Nachtstücke in meist glücklicher Beleuchtung. Freilich zeigt sich auch hier wieder der etwas einseitige Standpunkt des Dichters. So schildert er den Krieg in folgender Weise:

Und oftmals, wenn die Schar der Schergen alle,
Zu langsam, nicht genug dir schafft der Leichen,
Dann sachst du an, zu schaun ein großes Morden,
In Völkern Wahnsinn, welchem nichts mag gleichen,
Dann ziehn sie her mit Schwertern und mit Schalle,
Zum Kampf bereit, von Süden und von Norden:
Von Haß gehetzt die Horden
Seht an! wie sie entmenscht sich selbst zerfleischen,
Indeß im Kreis verlassne Dörfer rauchen,
Bis nachtumflort die Tausende verhauchen
Und übers Schlachtfeld gier'ge Raben kreischen:
Dann steht der Mond, webt er um Bergesspitzen,
O Tod, dich froh auf Leichenhügeln sitzen.

Gewiß ist es ein Recht des Dichters, als Prophet eines künftigen goldenen Zeitalters aufzutreten und den Krieg als ein wahnwitziges großes Morden hinzustellen. Doch eine Hymne, deren Grundgedanke die Ueberwindung des Todes ist, mußte doch auch Klänge haben, um den Tod fürs Vaterland zu feiern, dessen Süßigkeit selbst der seinen Schild fortwerfende Horatius Flaccus in einem noch fortlebenden Verse gefeiert hat.

Im Nachwort beklagt sich Möser, daß das Interesse des deutschen Publikums an den Schöpfungen seiner Dichter auf den Gefrierpunkt herabgesunken sei:

Die inhaltvollern schönwissenschaftlichen Journale gehen ein oder hängen in den Leseinstituten verwaist und unberührt an den Wänden, die Feuilletons der Zeitungen scheinen nur da zu sein, um nicht gelesen zu werden, und die günstigsten Besprechungen in beiden haben so gut wie gar keinen Erfolg. Denn bereits seit langer Zeit kennen die meisten Mitglieder des „Volkes der Dichter und Denker" nur das eine große Bestreben, den Begriff des aristotelischen ζῶον πολιτικόν als wandelnde Exempel zu illustriren, der ideale Sinn ist in Acht und Bann gethan, und die Poesie würde längst aus der Welt verschwunden sein, wenn es nicht immer noch eine Sache der Mode und des Luxus geblieben wäre, an Geburtstagen und bei sonstigen außerordentlichen Gelegenheiten die Goldschnittausgabe eines möglichst leichtwiegenden Lyrikers Gemahlinnen, Töchtern oder Freundinnen auf den Toilettentisch zu legen.

Diese Klage ist wol berechtigt, aber nicht neu, und trostreich mag es sein, daß unsere classischen Dichter das gleiche Recht zu haben glaubten, sich über das Publikum zu beschweren, wie die Spätergeborenen. Es ist bekannt, wie die Auflage von Goethe's „Gesammelten Schriften", die er während und nach seiner italienischen Reise veranstaltete, welche „Iphigenie", „Tasso", „Egmont" enthielt, einen sehr schlechten Absatz hatte und Goethe selbst sich beklagt, daß Deutschland nichts von ihm wußte noch wissen wollte; es ist bekannt, daß Schiller 1798 an Körner mit Bezug auf seinen „Musenalmanach" schrieb: „Die Kälte des Publikums gegen lyrische Poesie und die gleichgültige Aufnahme meines Almanachs, die er nicht verdient hat, machen mir eben nicht viel Lust zur Fortsetzung." Gleichwol brauchen sich die Cotta'schen Erben über den buchhändlerischen Erfolg von Schiller's Gedichten und Goethe's Dramen nicht zu beklagen. Unsere Dichter, wenn sie auch keine Schiller und Goethe sind, mögen nur mit Muth und Ernst fortschaffen. Wenn die Summe ihres Schaffens eine respectable ist, so wird die jetzt übersehene einzelne Dichtung später noch immer zu ihrem guten Rechte kommen. Rudolf Gottschall.

Deutsche Dichter im Jenseits.

Die Literaturgeschichte ist Stückwerk, wie alles menschliche Wissen. Selbst diejenigen Literarhistoriker, welche die Werke unserer Classiker am fleißigsten ausschreiben, stoßen auf eine unüberschreitbare Grenze in der Entwickelung derselben. Bisher hielt man wenigstens den Tod dafür, doch erweist sich diese Ansicht als irrig. Die Entwickelung der Dichter geht im Jenseits weiter fort, ja wir erfahren sogar Näheres darüber. Welche Freude für die Literarhistoriker! Wie können sie jetzt ihr reichhaltiges Material, das sie bisher aus Briefen, Zettelchen u. dgl. schöpften, vervollständigen! Auch im Jenseits sprechen die Dichter noch ihre Meinungen und Ansichten aus — und die Literaturgeschichte hat es ja mehr hiermit als mit ihren Werken zu thun! Wir haben ein vollständig authentisches Mittel, alles Fehlende zu ergänzen und auch jetzt noch nachträgliche Meinungsäußerungen den Unsterblichen zu entlocken. Was Schiller über die Goethe'schen, Goethe über die Schiller'schen Werke dachte, das wissen wir genau, das wird uns immer wieder vorgetragen, um unser eigenes Urtheil ja nicht auf Abwege gerathen zu lassen. Nun wäre es aber doch für einen Geschichtschreiber der deutschen Nationalliteratur interessant, zu erfahren, was Schiller z. B. über den zweiten Theil des Goethe'schen „Faust" denkt, über den die Ansichten so weit auseinandergehen. Er war freilich schon fünfundzwanzig Jahre todt, als das Werk erschien, doch darauf kann es nicht ankommen. Man beschwört seinen Geist und läßt ihn durch den Psychographen seine Meinung aussprechen. Das Nähere hierüber findet sich in dem Werkchen:

Seelenkunde von F. Epp. Manheim, Schneider. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Wir wollen die Mysterien der Psychographie nicht ausplaudern, die man bei Epp selbst nachlesen möge;

wir wollen nur dasjenige hervorheben, was unsere Literatur über ihre bisher hartnäckig festgehaltene Grenzlinie hinausführt. Mit Vergnügen hören wir, daß die Geister Humor und Jovialität entwickeln und daß der Vorwurf der Geistesbeschränktheit und der Armuth an Witz, welchen man den Geistern zu machen pflegt, ungerechtfertigt ist. Wie möchte man doch da manchem lebenden Autor von Ruf dringend wünschen, daß er sich in einen Geist verwandele! Eine andere interessante Notiz betrifft den deutschen Kosmopolitismus. Bei den Experimenten des Autors in Deutschland erschienen Geister der verschiedensten Nationalitäten, bei ähnlichen Versuchen in Philadelphia nur die Seelen verstorbener Amerikaner. Indeß hatten einige der ersten Geister, Napoleon, Schiller, Goethe, Heine, diese Schranke überwunden und auch dem amerikanischen Psychographen ihren Besuch gemacht. Wir ersehen z. B., daß Schiller's Geist erschien und folgende Worte schrieb:

Ich höre rauschende Musik,
Des Schlosses Fenster sind erleuchtet,
Wer sind die Fröhlichen?

Niemand von uns konnte sich des Dramas erinnern, in welchem diese Worte vorkamen, am allerwenigsten das Medium, welches sie niederschrieb, das in seiner englisch-amerikanischen Schule noch niemals Schiller gelesen hatte. Erst später erfuhr Frau Dr. T., als sie die Familie des General Schurz in Bethlehem besuchte und bei derselben dieses Vorfalls erwähnte, von General Schurz, der sogleich den betreffenden Band Schiller's herbeiholte, in welchem die Stelle vorkommt, daß die Strophe aus „Wallenstein's Tod" ist. Ebenso schrieb der Geist Shakspeare's einige Verse.

Weiterhin erfahren wir aus der Aeußerung eines jenseitigen Gymnasialdirectors, daß die größten Denker der Jetztzeit sich im Jenseits zum katholischen apostolischen Glaubensbekenntniß bekehrt haben, auch von Friedrich Schiller, daß die Vorliebe für den Katholicismus, die man seiner „Maria Stuart" zum Vorwurf gemacht hatte, sich später bei ihm noch ausgebildet hat:

Friedrich von Schiller war in seinen Mittheilungen, wenn mein elfjähriger Sohn Karl psychographirte, viel mehr zur Poesie gestimmt als bei mir. Auch in philosophischen und in politischen Gegenständen ließ er sich dann freier aus. Die Gedichte, welche er mir selbst dictirt hat, sind klein und unbedeutend. Interessant ist aber seine Aeußerung über Religion. Er schrieb: „Ich halte dafür, daß die katholische Religion die bessere ist, weil sie den Menschen schont; sie nutzt ihn nicht aus, wie der Protestantismus, indem sie ihn aufrecht erhält: sie vergibt dem Menschen seine Sünden und läßt ihn auf Gott vertrauen. Wir glauben, daß der Zustand, in dem wir uns befinden, ein Uebergangszustand ist, der 1000 Jahre dauert. Dann werden wir aufgenommen in den Himmel oder in die Hölle. Ich befinde mich jetzt wie im Paradies. Wir wissen nicht, was im Laufe der Zeiten geschehen wird. Wir combiniren blos." (Diese Namensunterschrift glich der Hand Schiller's vollkommen.)

Weiterhin erzählt Friedrich von Schiller:

Als ich nach dem Absterben meines Körpers zum Bewußtsein kam, sah ich mich allein. Doch in demselben Augenblicke zerriß eine graue Wolke vor mir und Millionen Geister starrten mich an. Gott war hoch über allen Geistern, die menschenähnlich, von weißen Kleidern wie von Wolken umhüllt waren. Der Raum ist groß und licht, Gott noch lichter.

Heute müßt ihr euch besinnen,
Was das Schicksal mag euch spinnen.
Und das Unglück bricht herein.
Doch da ist das Glück nicht fern.
Wo die Noth am größten ist,
Denket an den Herrn.

Diese Notiz und Verse schrieb der Geist Schiller's durch meinen Sohn Karl den 27. März 1865.

Diese Verse athmen indeß so wenig Schiller'schen Geist und sind so ungelenk, daß man die Einflüsse des Jenseits auf das poetische Schaffen für sehr ungünstig halten muß. Doch nein, wir kommen auf eine Vermuthung, von der es uns nur wundert, daß Epp selbst nicht längst darauf gekommen ist. Es war ein Lügengeist, einer von denen, welche die Arme der Schreiber wie mit heftigen Zuckungen schütteln, welche da heftig hinschreiben: Himmelheiligkreuzdonnerwetter! und so häßlich schimpfen und fluchen, daß die Stenographen des Jenseits wegen der anwesenden Damen aufhören mußten zu psychographiren. Ja, es gibt solche koboldartige Geister, die das Geschriebene durchstreichen, das Papier zerreißen, den Zeichenstift zerbrechen, ja tief in den Tisch hineinkratzen, heftig aufschlagen und die daran Sitzenden durch ihre Stöße zu treffen und zu verletzen suchen. Ein solcher Lügengeist nahm einmal die Maske Goethe's an — warum sollte er nicht auch den guten Schiller parodirt und ihm jene schlechten Verse untergeschoben haben: Verse, in denen seine psychographische Unsterblichkeit seiner literarhistorischen ein Bein stellt? Mit dem Pseudogoethe aber wurde folgender Dialog gepflogen:

Ich. Geist Goethe's erscheine; bist du der Geist des Dichters Goethe?

Geist. Ich bin der Dichter.

Ich. So dichte etwas.

Geist. „Ihr Menschen laßt die Geister ruhn,
Sonst wird euer gottähnliches Thun,
Gott bald euch versagen müssen,
Anschließend euern Gedankenflecken
An einen frischen Haselstecken."

Ich. Dieser holperige Vers erinnert sehr an das: „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum", und soll wol eine Anspielung sein?

Geist. Allerdings. „Folg' nur meiner alten Muhme, der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange."

Ich. Kann die Psychographie etwas der Dichtkunst Ersprießliches leisten?

Geist. O ja, ihre Verse gehören zu den schönsten der Dichtkunst. Es werden die gelungensten Gedichte sogleich hervorgezaubert, ohne daß man lange nöthig hätte, sie zu studiren.

Ich. Gefällt es dir im Jenseits?

Geist. O ja, aber ich befinde mich nicht wohl, ich bin cholerisch geworden. Ich bin frevelhaft frech und ausgelassen.

Ich. Warst du auch im Leben so?

Geist. Ja, ich war ein Freigeist.

(Hier wurden die Mittheilungen so nichtswürdig, daß ich aufhörte, ihn zu befragen — und den Geist von Jesus Christus rief und ihn Folgendes frug:)

Ich. Wer war der Geist, der sich für Goethe ausgab?

Jesus. Es war ein böser Geist.

Bei dem mislichen Eingreifen dieser dämonischen Lügengeister in die psychographischen Verhöre wird es vor allen Dingen darauf ankommen, daß ein Verfahren gefunden wird, durch welches sich die Geister authentisch legitimiren. Der Geist Heinrich Heine's zwar scheint

anfangs authentisch gewesen zu sein, denn er schrieb noch immer lascive Gedichte und bediente sich unanständiger Ausdrücke; er entschuldigte sich damit, daß er auf die Seelenstimmung, Gesinnungsweise und eigene Neigung des ihn Rufenden eingehe; später zeigte er sich fromm und gläubig.

Heinrich Heine hat bei dem ersten Psychographiren Gedichte des lasciveſten Inhalts, aber in einem fließenden Versmaß niedergeschrieben. Bei dem zweiten Erscheinen unterhielt ich ihn über seine perverse Geistesrichtung, er gab diese zu und erklärte Folgendes:

„Ich bin abergläubisch, glaube an Hexen und Gespenster. Ich halte den katholischen Glauben für den besten, weil er uns Trost gibt in Trübsal und Leiden."

Ich. Ich will für dich beten, daß dir vergeben werde, was du geirrt hast!

Heine. O, du guter Mensch! Wie ich starb, ahnte ich ein neues zukünftiges Leben. Ich verschied in Liebe zu Gott und den Menschen. Ich nahm die göttliche Seele wahr, wie sie sich vom Körper getrennt hatte. Sie gab sich mir als Geist kund — und ich nahm unzählige Geister wahr. Sie schwebten dahin in dem Bewußtsein ihrer göttlichen Natur und gaben sich zu erkennen als gottähnlich, gottheilig, gottselig, gottgerecht, gottvertrauend, gottergeben, gottgeweiht, gottgebenedeit.

Das Jenseits ist ein großer Raum, wie man ihn auf Erden nicht sieht. Jesus ist so schön wie die Sonne.

Aus diesen Aeußerungen erkennt man allerdings den Dichter des „Romanzero" nicht wieder. Freilich sagt ja auch Alexander von Humboldt pater peccavi, und bekennt, daß er zwar im Leben das Tischrücken für Täuschung gehalten habe, jetzt aber anders darüber denke; er legt außerdem ein vollkommenes apostolisches Glaubensbekenntniß ab und gibt einige praktische, zum Theil physikalische Rathschläge über das Befragen der Geister, deren Erscheinen durch Wärme begünstigt wird. Sollte das nicht Diplomatie sein? Sollte er nicht vielleicht in seinen Tagebüchern andere Aufzeichnungen hierüber machen? Wir erkennen den fein ironischen Geist nur aus seiner ersten Antwort heraus; denn auf die Frage, wie der Zustand sei, in welchem er sich befinde, antwortet er: Langweilig. Die Deductionen, die er später über die Unsterblichkeit der Seele hält, würde man in seinem „Kosmos" vergeblich suchen.

Noch erwähnen wir, daß Karl Ludwig Sand Kotzebue, den er auf Erden ermordet, um Vergebung gebeten, und daß dieser ihm auch vergeben hat. Kotzebue war im Grunde sehr gutmüthig; die Moral in seinen Stücken hat nichts vom kategorischen Imperativ, aber doch viel vom buddhistischen Mitleid. Vielleicht dictirt er einmal einem Psychographen ein Lustspiel — wir auf Erden können's brauchen.

Für David Strauß und Ernest Renan theilen wir, zur Benutzung und zur Ergänzung ihrer Studien, noch die folgende Offenbarung des Evangelisten Johannes mit, der auf die Frage: wer war der leibliche Vater von Jesus Christus? antwortet:

Bobiscus, der römische Dominus. Er war Tempelvorsteher zu Hierosolyma. Er sah die Maria, als sie 12 Jahre alt war, zu Nazareth und stand in solchem Ansehen, daß er das jus primae noctis wol ansprechen konnte und deshalb die Maria zu sich nach Jerusalem kommen ließ. Hier blieb sie acht Jahre lang, wo sie Joseph kennen lernte, der sie ehelichte, als sie mit Jesus schwanger war. Bobiscus gab ihr 1000 griechische Drachmen Aussteuer und dem Joseph, der ein armer Zimmermann war, noch 300 Drachmen. Bobiscus gehörte zur Gesellschaft der Essäer.

Durch den Psychographen wird die Geschichte und Literaturgeschichte eine gründliche Umwälzung erleben. Ein Historiker muß ihn zu handhaben verstehen, wie ein Mediciner das Stethoskop, bei jeder Prüfung eines Geschichtsprofessors muß zunächst darauf gesehen werden. Alles andere Quellenstudium ist Nebensache! Wer wird noch Palimpsesten entziffern, sich mit Majuskeln und Minuskeln herumschlagen, wenn er ein so einfaches Mittel besitzt, nicht nur die Historiker, sondern die von ihnen gezeichneten geschichtlichen Persönlichkeiten selbst ins Verhör zu nehmen? Da muß der falsche Waldemar selbst Auskunft geben, ob er falsch oder echt war, und Goethe Rede stehen, ob er seine Hexameter wirklich auf dem Rücken einer südlichen Schönen getrommelt und wie dieselbe geheißen, oder ob er im götterlosen Norden an der Ilm nur dies Experiment mit der Schwester des Rinaldopoeten vorgenommen, oder ob er gar — horribile dictu — so aller Lebenswahrheit ins Gesicht schlug, daß er dergleichen nur zu ersinnen wagte! Ueber diese und andere gleich wichtige Fragen werden wir durch den Psychographen einen authentischen, für die Wissenschaft höchst wichtigen Aufschluß erhalten. 17.

Feuilleton.

Eine Episode aus Sealsfield's Leben.

Obgleich man jetzt den Geburtsort und den wahren Namen des großen Unbekannten „aus beiden Hemisphären" entdeckt hat, so ruht doch auch auf seinem spätern Leben in Amerika noch ein nicht hinlänglich gelichtetes Dunkel. Als ein neuer Beitrag zur Biographie eines Autors, der vielleicht von allen neuen Dichtern das bewegteste und abenteuerlichste Leben geführt hat, mag die Mittheilung erscheinen, die uns neuerdings ein vielbewanderter Kenner des transatlantischen Welttheils, Armand, mündlich gemacht hat. Zur Zeit als die Nordamerikaner unter Scott siegreich ins Herz der Republik Mexico eindrangen, und zwar bald nach dem Bombardement von Veracruz und der Uebergabe der Hafenstadt, trat Armand, der als Militärarzt ebenfalls den Feldzug mitmachte, in eine etwas verfallene Spelunke der Stadt, weil man ihm gesagt hatte, er werde dort deutsche Landsleute finden. Bei dem Lichte einer thranigen Oellampe war hier in der That eine Schar von nordamerikanischen Offizieren versammelt, die sich um einen stattlichen Major gruppirten. Dieser Major, der sehr lebendig die Kosten der Unterhaltung trug, sich dabei aus einem undurchsichtigen Glas mit einem fragwürdigen Trank erquickte und die Pausen des Gesprächs durch eine Art von Zwischenactsmusik auf einem Saiteninstrument ausfüllte, dieser Offizier mit dem Schwert an der Seite und der Guitarre im Arm war niemand anders als Postel-Sealsfield, der es sich in seiner böhmischen Klause wol kaum hätte träumen lassen, daß er einst unter dem Sternenbanner seinen Einzug in das Land der Montezuma halten werde. Jedenfalls ist Sealsfield, zufolge dieser Mittheilung, denjenigen Männern anzureihen, welche die Feder gelegentlich mit dem Schwerte vertauschten, wie Aeschylus

und Horaz im Alterthum, Hutten im Mittelalter, Körner und Petöfi in neuerer Zeit.

Eine Gesammtausgabe von Leopold von Ranke's Werken.

Das am 20. Februar d. J. stattfindende funfzigjährige Doctorjubiläum des Professors Leopold von Ranke, zu welchem mannichfache Ovationen vorbereitet werden, wird von der Verlagsfirma des berühmten Historikers, Duncker und Humblot in Leipzig, gewiß in der bedeutsamsten und nachhaltigsten Weise gefeiert werden, indem dieselbe eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltet. Die bisjetzt veröffentlichten Werke Ranke's sind folgende: „Romanische und germanische Völker"; „Verschwörung gegen Venedig"; „Die serbische Revolution"; „Die Osmanen"; „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat" (3 Bde.); „Italienische Poesie"; „Neun Bücher preußischer Geschichte" (3 Bde.); „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (6 Bde.); „Französische Geschichte" (5 Bde.); „Englische Geschichte" (7 Bde.). Die Schöpfungen Ranke's, sagt die Verlagshandlung in einer vorläufigen Ankündigung, „behandeln meistens die große geschichtliche Epoche des 16. und 17. Jahrhunderts; doch ist natürlich auch die Vor- und Nachzeit dabei in geeignete Berücksichtigung gezogen. Den Forschungen sind wie bekannt, ungedruckte Handschriften, Urkunden, Gesandtschaftsberichte u. s. w. zu Grunde gelegt und den Werken als Anhänge beigegeben. Mit unermüdetem Fleiß und endloser Geduld hat Leopold von Ranke diese geschichtlichen Kleinodien zusammengetragen. «Die Mühe, die man dabei anwendet», sagt er in einem seiner Werke selbst, «wird durch den Gewinn, den sie bringt, reichlich vergütet: über den beschädigten und schwer zu entzifernden Originalen weben die Geister der Epoche.»"

Außer den oben angeführten Werken, die durchgehends eine gründliche Revision, theilweise sogar Umarbeitung von seiten des Verfassers erfahren, werden auch seine sämmtlichen zerstreut erschienenen oder bisher noch nicht veröffentlichten Schriften, unter anderm die historisch-politischen Gutachten für die preußische Krone u. s. w. in die Gesammtausgabe aufgenommen werden.

Literarische Notizen.

Von Friedrich Hebbel's „Gesammelten Schriften" (Hoffmann und Campe) ist soeben der sechste Band ausgegeben worden, der die hinterlassenen dramatischen Fragmente des Autors enthält, darunter das Fragment des „Moloch", das bisher noch unbekannt geblieben ist.

Die in derselben Verlagsbuchhandlung erscheinende Gesammtausgabe der Schriften von Heinrich Heine ist mit dem neunundzwanzigsten Bande soeben abgeschlossen worden. Alfred Meißner tadelt in der „Neuen Freien Presse" den mehr kritischen als künstlerischen Standpunkt, den der Herausgeber Adolf Strodtmann bei all der erstaunlichen, ihm nachzurühmenden Sorgfalt eingenommen habe, die verschiedenen Lesarten und Emendationen unter dem Text, die Aufnahme von Jugendgedichten, die Heine unterdrückt wissen wollte, ebenso die Wiederaufnahme gestrichener Stellen in den Text der Prosaschriften u. s. w. Gewiß will man in einer Gesammtausgabe das Resultat der Textkritik vor sich sehen, nicht ihre Arbeit. Doch glaubte Strodtmann gewiß, dem todten Dichter den besten Dienst zu erweisen, indem er ihm eine gelehrte Folie gab. Durch die Gelehrsamkeit wird man ja zum Classiker — und eine Textausgabe mit Varianten stellt ja den pariser Aristophanes in eine Linie mit dem großen Todten der Westminsterabtei, der es sich auch bei Lebzeiten nicht hätte träumen lassen, wie viel Kopfzerbrechen er noch den Gelehrten der Nachwelt machen würde.

Von der „Geschichte Roms im Mittelalter" von Ferdinand Gregorovius (Stuttgart, Cotta) ist jetzt der sechste Band erschienen; von einer Uebersetzung dieses verdienstlichen Werks in die italienische Sprache der erste Band.

Von Georg Büchmann's „Geflügelten Worten, Citatenschatz des deutschen Volks" (Berlin, Haude und Spener) ist eine dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage erschienen. In der That ist eine Bereicherung des Citatenschatzes nicht nur aus den unerschöpflichen geistigen Reservoirs der Vergangenheit möglich, sondern auch durch die Neubildungen der Gegenwart, die gar nicht so auf den Kopf gefallen ist, wie die laudatores temporis acti glauben, und die manchen guten und glücklichen Einfall hat.

Von dem in Nr. 2 d. Bl. besprochenen Werke: „Les Alpes Suisses par *Eugène Rambert*" ist jetzt der zweite Band erschienen, der ebenfalls zur Charakteristik der schweizer Natur interessante, vielfach in den Feuilletons der schweizer Zeitungen abgedruckte Beiträge enthält.

Die „Hundertsechzig lyrischen Dichtungen" von Alexander Petöfi, übersetzt von K. M. Kertbeny, sind in vierter vermehrter Auflage erschienen (Elberfeld 1866).

Bibliographie.

Alberti, E., Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1829 bis Mitte 1866. 1ste Abth. Kiel, Akadem. Buchh. Lex.-8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Die Annexion Schleswig-Holsteins. Schreiben eines Schleswig-Holsteiners an den Grafen Bismarck. Hamburg, Grüning. 8. 3 Ngr.

D'Arsac, J., Die Jesuiten. Ihre Lehre, ihr Unterrichtswesen, ihr Apostolat. Frei bearbeitet nach dem Französischen. Wien, Sartori. Gr. 16. 12 Ngr.

Auerbach, B., Deutsche Abende. Neue Folge. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Brandes, H. K., Ausflug nach Norwegen im Sommer 1866. Detmold, Meyer. 8. 10 Ngr.

Deutscher Bühnen-Almanach. 31ster Jahrgang. Herausgegeben von A. Entsch. Berlin. Gr. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Collins, W., Ein Ehestandstragödie. Deutsch von Claire v. Glümer. Dresden, Wallerstein. 16. 20 Ngr.

Ehrlich, H. W., Ein Blick in die deutsche Zukunft. Mannheim, Schneider. 1866. Gr. 8. 3½ Ngr.

Franklin, O., Das Reichshofgericht im Mittelalter. Geschichte. — Verfassung. — Verfahren. — Rechtsprechung. 1ster Bd. Geschichte. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 2 Thlr.

Gieße, W., Gotth. Ephr. Lessing's Nathan der Weise. Ein Conferenzvortrag. Darmstadt, Zernin. 1866. 8. 5 Ngr.

Hibeau, Adolf Diesterweg. Ein Nachruf. Darmstadt, Zernin. 1866. 8. 5 Ngr.

Hock, C. Freih. v., Die Finanzen und die Finanzgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 Thlr.

Houssaye, L., Die Katakomben oder das unterirdische Rom. In gemeinfaßlichem Vortrag dargestellt. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 10 Ngr.

Jubelch, E., Aus zwei Jahrzehnten. Politische Gesänge. Dresden. 1866. 8. 15 Ngr.

Kvičala, J., Euripideische Studien. Wien, Gerold's Sohn. 1866. Lex.-8. 16 Ngr.

Lassen, C., Indische Alterthumskunde. 2te verbesserte und vermehrte Aufl. 1ster Bd. Leipzig, Kittler. Gr. 8. 6 Thlr.

Ludwig, G., Vier Tage in Athen. Einige Blätter aus den Notizen einer Reise in den Orient. Bern, Haller. 8. 16 Ngr.

Nieyli, C., Die Stimme des Vaterlandes oder der deutsche Pole. Novelle. Königsberg, Bon. 1866. 8. 20 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 8te Folge. Herzensgeheimnisse. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Roeder's, F., Theater-Kalender auf das Jahr 1867. 10ter Jahrgang. Berlin. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Roth, H., Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft und die Schlacht bei Trautenau am 27. Juni 1866. Prag, Bellmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schneegans, W., Ritter Franz v. Sickingen, seine Nachkommen und der Untergang seines Geschlechts. Kreuznach, Voigtländer. 8. 5 Ngr.

Schrötter, A., Andreas Freih. v. Baumgartner. Eine Lebensskizze. Wien. 1866. 8. 6 Ngr.

Shakespeares Gedichte. Deutsch von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Stella, E., Londoner Traditionen. Historische Erinnerungsblätter an das alte London. Dresden, Wallerstein. Br. 8. 1 Thlr.

Eine Stimme aus Süddeutschland diesseits der Mainlinie. Als Mahnruf an Preußen. Von einem Süddeutschen. Heidelberg, C. Winter. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.

Tagebuch-Blätter aus dem Jahre 1866. Erlebtes und Durchdachtes von einem deutschen Staatsmanne. 2te unveränderte Aufl. Darmstadt, Zernin. 8. 10 Ngr.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1867. Begründet von L. Lauterburg. In Verbindung mit Freunden fortgesetzt von F. Lauterburg. 16ter Jahrgang. Bern, Haller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wanner, M., Das alamannische Todtenfest bei Schleitheim und die dortige römische Niederlassung. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zur Versöhnung zwischen Volk, Heer und Führer in Bayern. Nach dem Feldzuge 1866 gegen Preußen. Augsburg, Schmid. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Diderot's Leben und Werke.

Von

Karl Rosenkranz.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Eine gerechte und gründliche Würdigung, wie sie Voltaire und Rousseau zutheil geworden, hat Diderot, ein Autor, dessen Name seit Lessing auch beim deutschen Publikum populär ist, bisher weder in Frankreich noch in Deutschland erfahren. Das vorliegende Werk füllt diese Lücke glänzend aus. Es enthält ein erschöpfendes, nach allen Seiten vertieftes, treues und objectives Bild Diderot's, gezeichnet von Karl Rosenkranz, der sein Talent für biographische Darstellungen der Nation schon lange rühmlich bekundet hat. Literarhistorikern, Philosophen, Theologen, Künstlern, Naturforschern, Politikern, wie überhaupt allen gebildeten Kreisen Deutschlands ist damit eine ergiebige und leicht zugängliche Quelle der Belehrung und des Genusses eröffnet; denn der Verfasser bietet, ohne der Würde der wissenschaftlichen Untersuchung Eintrag zu thun, eine solche Fülle von Anekdoten, von sittengeschichtlichen Momenten und von interessanten Auszügen aus Diderot's Dichtungen, daß auch die Unterhaltung reiche Nahrung findet.

In den „Deutschen Blättern" (Jahrgang 1866, Nr. 42) heißt es über das Werk: „Ohne die vielen Bände der Diderot'schen Schriften durchzulesen, soll der heutige Leser in den Stand gesetzt werden, sich selber ein Urtheil bilden zu können. Dieser Zweck ist in den uns vorliegenden zwei Bänden vollständig erreicht, soweit wir unserm eigenen Eindrucke vertrauen dürfen. Aber auch ohnedies gehört das Buch durch seinen fesselnden Charakter, durch eine Fülle von interessanten Schilderungen und den großen Reichthum des von ihm gebotenen Bildungsstoffs zu dem Besten, was seit langer Zeit in Deutschland geschrieben worden ist. Der Reihe von biographischen Denkmalen, welche in den letzten zehn Jahren die Theilnahme des Publikums gewonnen haben, reiht es sich nicht blos würdig an, sondern übertrifft manche derselben durch Gründlichkeit des Inhalts und den Glanz einer lebensvollen Darstellung."

Bei mir erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reinke de Vos

nach der ältesten Ausgabe (Lübeck 1498).

Mit

Einleitung, Anmerkungen und einem Wörterbuche.

Von

August Lübben.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Diese schon lange erwartete Ausgabe des **Reinke de Vos** liefert einen Text, der auf genauer und sorgfältiger Vergleichung des ältesten Drucks beruht, und entfernt die Willkürlichkeiten, die sich die Herausgeber früherer Ausgaben mehr oder weniger erlaubt haben. Der Text ist sachlich und sprachlich in den **Anmerkungen** erläutert und schliesst sich daran ein **Wörterbuch**, welches den gesammten Sprachschatz, der sich in **Reinke** findet, wiedergibt.

Gerhard Stalling, Oldenburg.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In allen hiesigen Sortimentsbuchhandlungen ist zu haben:

Stauf und Welf.

Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Albert Lindner.

Miniatur-Format. Eleg. brosch. 24 Sgr.

Herrn Dr. Albert Lindner ist bekanntlich der 1859 gestiftete große Schiller-Preis nebst Denkmünze für dramatische Werke von der dazu niedergesetzten Commission in Berlin zuerkannt worden. Das vorstehende Schauspiel ist seinem preisgekrönten Trauerspiel „Brutus und Collatinus" würdig an die Seite zu stellen und wurde auf dem Hoftheater von Weimar bereits mit großem Beifall aufgeführt.

Das Ideal und die Gegenwart.

Von

Adolph Bernhard Marx.

Octav-Format. Elegant brosch. 1½ Thlr.

Das vorstehende Werk des berühmten **Theoretikers der Musik** und Biographen von Beethoven u. a. ist die letzte bedeutsame Arbeit, welche er kurz vor seinem schmerzlich empfundenen Heimgang vollendete. Es stellt die schwanken Begriffe von Idealität und Realität fest, beweist die Idealitätlosigkeit der Jetztzeit, in der Kunst besonders eingehend auf Richard Wagner und Meyerbeer, in der Wissenschaft auf die Materialisten, in der Religion auf Strauß, Renan und andere, die auf ganz materialistischem Boden stehen u. s. w.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Elften Bandes erstes Heft.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Heft; 12 Hefte bilden einen Band.

☛ Preis pro Band (12 Hefte) in 4. geh. 3 Thlr. Probehefte können in jeder Buchhandlung eingesehen werden; die frühern Bände sind ebenfalls zum Preise von 3 Thlr. für den Band zu beziehen.

Auszug aus der Mitarbeiterliste.

Dr. W. Addison, Gräfin d'Agoult, Friedr. Althaus, J. Au, Anton Graf Auersperg, E. Augener, Ludw. Bamberger, Dr. Otto Banck, Dr. A. Bastian., Dr. Karl Beck, Dr. W. F. A. Behrnauer, Arthur W. Benni, Moriz Reichsgraf zu Bentheim-Tecklenburg, Thalès Bernard, Dr. Ernst Frhr. v. Bibra, Prof. Dr. Herm. Bischof, Dr. M. Block, Prof. Dr. J. C. Bluntschli, Prof. Dr. Friedr. Bodenstedt, Dr. Emil v. Borchgrave, Edgar A. Bowring, Udo Brachvogel, Prof. Dr. Th. Bratranek, Dr. Aurelio Buddeus, Julie Burow, Eugène Camerini, Dr. E. Carathéodory, Henry Carey, B. v. Carneri, Prof. Dr. Moriz Carriere, Dr. Alfred Carstens, Prof. E. Chasles, Prof. Philarète Chasles, Dr. W. Clous, Prof. Dr. Conteen, Dr. M. Dautzenberg, Dr. H. K. H. Delff, Dr. Rud. Döhn, Dr. Alph. v. Dominik-Petrushevecs, Dr. H. Dörgens, F. Drummer, Dr. E. Dühring, Victoire Duret, Prof. Dr. A. Ebeling, Dr. A. Emminghaus, Friedr. Engels, Prof. R. J. Falb, Custos Jak. Falke, Dr. Joh. Fastenrath, M. A. Feierabend, Alph. v. Flugi, Gustav Fritsch, J. Fürstenhagen, Prof. Dr. J. Galiffe, Prof. Dr. Ludw. Gantter, Friedr. Gerstäcker, Dr. K. v. Gerstenberg, Otto Glagau, Claire v. Glümer, Dr. Herm. Grieben, J. Gudra, Dr. Otto Gumprecht, Prof. Dr. Robert Hamerling, Dr. Friedr. Harder, Alfr. Hartmann, Leo Härtzberg-Fränkel, K. Heinzen, Hofrath Prof. Dr. J. Held, F. Heller v. Hellwald, Otto Henne Am-Rhyn, Prof. Dr. Ant. Henne, Prof. Dr. Hermann Hettner, Prof. Dr. Franz Hoffmann, Dr. F. L. Hoffmann, Dr. Homberger, Dr. J. J. Honegger, Dr. J. C. Horn, Prof. Dr. J. Huber, Dr. Wilh. Jordan, Julie Baronin v. Jöstka, Gräfin Dora d'Istria, Dr. A. Kanitz, E. Kattner, Prof. Dr. J. Kaup, Karl Keck, Dr. H. Keferstein, Dr. O. Kersten, Dr. Th. Kind, A. Klaußch, J. G. Kohl, Sigmund Kohlisch, Fr. Kreyssig, Wilh. Krigar, Prof. Dr. Heinr. Kurz, Dr. Herm. Kurz, Dr. W. Lampmann, Dr. Thaddäus Lau, Dr. Adolf Laun, Dr. Karl Lemcke, Prof. Dr. Ludwig Lemcke, Dr. Herm. Leissing, Paul Lindau, Dr. Edm. Lobedanz, A. Frhr. v. Loën, Dr. C. v. Lützow, Leo v. Lützow, Prof. Dr. J. H. v. Mädler, J. Manefeld, Hauptm. Friedr. Marx, Elpis Melena, Dr. Bona Meyer, Achille Millien, Prof. Dr. F. Ritter v. Miklosich, Dr. S. Mosenthal, Prof. Adolf Mussafia, Herm. Neumann, Dr. H. B. Oppenheim, Prof. Dr. Eugène Peschier, Fr. C. Petersssen, Prof. Dr. Alex. Petzholdt, Elise Polko, Achille Poincelot, Dr. Gustav Rasch, Prof. Dr. K. A. Frhr. v. Reichlin-Meldegg, Dr. H. Reutzsch, Hermann Richter, Paul Riffelhuber, Prof. Dr. Alphons Rivier, Dr. Julius Rodenberg, Prof. Dr. E. Rochholz, Dr. Karl Ruß, Oberstbrigadier W. v. Rüstow, Dr. L. v. Sacher-Masoch, Prof. Dr. C. v. Sallwürk, Alice Salzbrunn, Edouard Scheffter, Dr. Eduard Schelle, Prof. Dr. Johannes Scherr, Dr. Karl Ritter v. Scherzer, Prof. Dr. Robert v. Schlagintweit, Dr. Gustav Schmoller, J. Schönemann, D. v. Schütz, Prof. J. H. Schwicker, Jeger v. Sivers, Prof. Dr. Anton Springer, Major J. N. Staaf, Prof. Dr. Adolph Stahr, Dr. Adolph Stamm, A. Frhr. v. Stifft, Emil Straube, Max Sulzberger, Alfred Teniers, H. Tiedemann, Dr. E. Trautwein v. Belle, Prof. Dr. H. v. Treitschke, Prof. Dr. Urlichs, Prof. Dr. Herm. Bambery, Sigm. Beckey, L. Bibely, G. Frhr. v. Vincke, Prof. Dr. F. Th. Vischer, Dr. Carl Vogt, Dr. Emil Vogt, Dr. F. Wehl, Alex. Weill, A. C. v. Wiesner, A. v. Winterfeld, Prof. Dr. K. Witte, Dr. A. Woltmann, Joh. v. Xántus, Dr. Ed. Ziehen, Dr. Edmund Zoller u. a. m.

Arnold Hilberg's Verlag in Wien.

Internationale Revue.

Monatschrift

für das

gesammte geistige Leben und Streben

der

außerdeutschen Culturwelt.

Monatlich ein Heft von mindestens 10 Bogen größtes Lex.-8.

Subscriptionspreis pro Heft: 1 Thaler.

Diese Zeitschrift, deren Beginn mit jenem des jüngsten deutschen Krieges zusammenfällt, hat in dieser kurzen und der politischen Verhältnisse wegen für ein junges literarisches Unternehmen so ungünstigen Zeit sich die **einstimmige** Anerkennung der hervorragendsten Organe der europäischen und amerikanischen Presse erworben. Die **thätige** Mitwirkung der gefeiertsten literarischen Persönlichkeiten der Gegenwart, wie sie bisjetzt kein zweites deutsches Unternehmen gefunden, haben sie zu der anerkannt ersten und besten deutschen Zeitschrift erhoben, die in keiner Bibliothek, keinem Salon, keinem Versammlungsort Gebildeter fehlen soll; sie ist die **erste und bisher einzige deutsche Revue**, die sich den ausländischen Revues und Reviews ebenbürtig zur Seite stellen kann. Nebig theilen wir einen, der Raumverhältnisse wegen **sehr gedrängten** Auszug aus der Mitarbeiterliste und dem Inhaltsverzeichniß der bisher erschienenen sieben Hefte mit. Wir verweisen wegen des Nähern auf die größern Buchhandlungen, welche sowol das Jännerheft d. J. als auch, auf besonderes Verlangen, die früher erschienenen Hefte zur Ansicht mittheilen.

Auszug aus dem Inhaltsverzeichniß der bisher erschienenen 7 Hefte.

Die Shakspeare-Kenntniß im heutigen Frankreich, von A. Frhr. v. Loën. — Das Vereinswesen in der Schweiz, von Heinr. Kurz. — Massimo d'Azeglio als Künstler und Romanschreiber, von Karl Witte. — Die baltischen Urvölker in Verhältniß zu den Deutschen und Russen, von Aurelio Buddeus. — Die Garantien der Freiheit, von H. B. Oppenheim. — Die schweizerische Rechts-Cultur von Fr. Harder. — Der Scandinavismus, von Edm. Lobedanz. — Das Heerwesen der wichtigsten europ. Staaten außerhalb Deutschlands, von W. v. Rüstow. — Die franz. Fortschritts-Philosophie im 19. Jahrhundert, v. J. B. Meyer — Die Mythologie und Volkspoesie der Slaven, von M. Carriere. — Das geistige Leben im heutigen Elsaß, von E. Trautwein v. Belle. — Die neugriechische Volkspoesie und das classische Aterthum, von E. Carathéodory. — Himmelskunde der Briten, von J. H. v. Mädler. — Ueber Colonisation in Ost-Afrika, von O. Kersten. — Kirchliches Leben und kirchl. Zustände in der Schweiz von Otto Henne-Am Rhyn. — Die franz. Lyrik von 1830—1848, von J. J. Honegger. — Der Zusammenhang der engl., franz. u. deutschen Aufklärung, von Thadd. Lau. — Die Zustände in Nordamerika, von H. Reutzsch. — Die polit. Oekonomie der neuen und alten Welt, von E. Dühring. — Molière in Deutschland, von Paul Lindau. — A. Retzius' Eintheilung der Völker nach der Schädelform, von E. Kattner. — Das heutige Rußland in gesellschaftlicher Hinsicht, von A. W. Benni. — Die türkische Civilisation und die oriental. Frage, von A.....y. — Die Staaten-Souveränetät der nordamerikanischen Union, von R. Doehn. — Dora d'Istria über Griechenland, von Th. Kind. — Engl. u. amerik. Culturhistorik, von Otto Henne. — Jungletttsches Slawophilenthum, von A. Buddeus. — Urproduction, Handel und Industrie auf der iberischen Halbinsel, von H. Bischof. — Schweizerisches Schulwesen, von Heinr. Kurz. — Zur Charakteristik Renan's, von B. Duret. — Entwickelung u. Gestaltung der landwirthschaftl.-socialen Verhältnisse in Großbritanien u. Irland, von J. Au. — Die Ueberreste des altgerman. Wasser- u. Feuercultus in der Schweiz, von A. Feierabend. — Die neuesten Ansichten über den Ursprung der Magyaren, von J. H. Schwicker. — Die Bedeutung der Südsee für die moderne Culturentwickelung, v. H. Bischof. — Die Centralisation u. die Zukunft Frankreichs, von E. Trautwein v. Belle. — Die Weißen in Peru, von D. v. Schütz. — Rußlands geograph. Arbeiten u. Entdeckungen, von Mädler. — Diderot u. die Aufklärung in Frankreich, von J. Huber. — Die röm. Kaiserpaläste, von Urlichs. — Die albanes. Schriftsteller Süditaliens, von Dora d'Istria. — Der siames. Cyclus der Jahresfeste, von A. Bastian. — Nordamerik. Rechts-Cultur, von F. Harder. — Die Poesie der Finnen und Esten, von M. Carriere. — Die Handelsstraßen in Hochasien, von R. v. Schlagintweit. — Literaturbriefe aus Frankreich, von F. C. Petersssen. — Volkswirthschaftl. Briefe aus Frankreich, von M. Block. — Pariser Theaterbriefe. — Engl. Literaturbriefe, von L. Gantter. — Genfer Literaturbriefe, von Eug. Peschier. — Genfer Briefe über bildende Kunst, von W. Lampmann. — Niederl. Literaturbriefe, von E. v. Borchgrave. — Pariser Briefe über bildende Kunst, von A. Carstens. — Schweizer Briefe, von F. Harder. — Wanderungen durch die spanische Literatur, von J. Fastenrath. — Pariser Courier, von A. Poincelot. — Londoner Plaudereien, von W. Addison. — Kopenhagener Briefe, von E. Lobedanz. — Draper's „Geschichte der geistigen Entwickelung Europas", von J. J. Honegger. — Das Ausland auf der deutschen Bühne, von F. Wehl. — Faust und Hamlet, von C. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg. — Die Beziehungen zwischen Kunst und Gewerbe in Frankreich, von M. Block. — Auch eine Stambulfahrt, von Alfr. Teniers. — Die Genesis des gegenwärtigen Krieges in Südamerika, von D. Schütz. — Das heutige Athen, von Th. Kind. — Der englisch-französische Auslieferungs-Vertrag, von A. v. Dominik-Petrushevecz. — Ein Blick auf die moderne vlämische Literatur. — Kreyssig's Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte, von J. J. Honegger. — Schicksale eines Gedichtes, von G. v. Vincke. — Pierre Goudouli, von Cl. v. Glümer. — Pauline Viardot-Garcia, von E. Schelle. — Bibliographie in Belgien, von F. L. Hoffmann. — Gioachino Rossini, von O. Gumprecht. — W. C. Bryant, ein amerik. Landschafts-Dichter, von A. Laun. — Das russ. Postwesen der Gegenwart, von K. v. Gerstenberg. — Zur Charakteristik des amerik. Schulwesens, von H. Keferstein. — Die Deutschen in den „Lustigen Weibern von Windsor", von Herm. Kurz. — Madegass. Lieder, von G. Frhr. v. Vincke. — Pope's Essay über die Kritik, von Alice Salzbrunn. — H. W. Longfellow's neue Lieder, von K. Keck. — Giusti's Gedichte, von R. Hamerling. — Coleridge's „Christabel", von L. Gantter. — Beiträge zum tieferen Verständniß von Dante's Divina commedia, von H. K. H. Delff. — W. C. Bryant's Gedichte, von K. Keck. — Stagnelius' „Wisbur", von C. Ziehen.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 28. Februar 1867.

Inhalt: Ein Journal-Tiger. Von Rudolf Gottschall. — Neue Uebersetzungen aus dem Alterthum. — Tschudi's südamerikanische Reisen. Von Wilhelm Bentheim. (Beschluß.) — Feuilleton. (Buchhändlerische Statistik des Jahres 1866 in Deutschland und England; Kritische Dissonanzen; Preußen und die deutsche Nationalliteratur; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Journal-Tiger.

Wer kennt nicht die eifrigen Zeitungsleser in den Kaffeehäusern, welche jeden für einen persönlichen Feind halten, der ein von ihnen ersehntes Journal mit Beschlag belegt hat, welche drei Zeitungen in den Händen halten, auf der vierten sitzen und die einzigen freien Augenblicke, welche die Vertiefung in ihre Lektüre ihnen gönnt, dazu benutzen, um die andern nach Beute lüsternen Stammgäste durch einen drohenden Blick zurückzuscheuchen? Es sind dies die bekannten „Journal-Tiger" der Conditoreien — man erkennt sie an der aufgehäuften Makulatur, die um sie herumliegt, wenn sie abgespeist haben, wie die Knochen um das Lager eines satten Tigers. Doch wir haben es hier nicht mit der Charakteristik eines derartigen im Grunde menschenfreundlichen Zeitungs-Tigers zu thun; unser Journaltiger verdient diesen Namen mit größerm Recht, da er die Zeitungen nicht aus Liebe, sondern aus Haß verschlingt, und am liebsten die ganze gegenwärtige Journalistik in Makulatur verwandeln möchte. Das Werk aber, das solchen Ingrimm athmet, heißt:

Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens von Heinrich Wuttke. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866. 8. 15 Ngr.

Wuttke ist ein gelehrter und geistreicher Autor, aber sein Eifer reißt ihn in der Regel über das rechte Maß hinaus; es ist eine fanatische Ader in ihm, die ihm allerdings eine heißblütige Eloquenz gibt, aber ihn auch an einer vollkommen objectiven Darstellung hindert. Er bebaut seinen Acker, aber wie jene Pflugstiere der Mythe, indem ihm dabei Feuer aus dem Munde geht und aus den Nüstern sprüht. Das Pathos der sittlichen Entrüstung hat sich bei ihm in Permanenz erklärt. Göttlicher Zorn und göttliche Grobheit gehen bei ihm Hand in Hand, wo es den Vertilgungskrieg gegen das Schlechte gilt oder vielmehr gegen das, was ihm als das Schlechte erscheint.

Wer daher von der vorliegenden Schrift eine unbefangene Abwägung der Vorzüge und Nachtheile unsers jetzigen Zeitungswesens erwartet, der irrt sich von vornherein; denn darauf ist es gar nicht abgesehen. Der Verfasser sagt an einer Stelle selbst:

Recht viele wackere und hochachtbare Männer habe ich unter den Zeitungsschreibern kennen gelernt, Männer, die lediglich nach ihrem besten Wissen und Gewissen, mehr um der Sache willen als wegen des dürftigen Soldes unverdrossen arbeiteten, unter großen Entbehrungen arbeiteten; aber unter den Zeitungsschreibern gibt es auch einen starken Haufen von ausgemachten Buben und Halunken, und es hat, was in hohem Maße niederschlagend ist, die Menge der sittlich Verkommenen, der Nichtsnutzigen in einem erschreckenden Grade zugenommen. Hätte ich mir die angenehmere Aufgabe gestellt, die Lichtseiten der Presse strahlen zu lassen, so wüßte ich wol schöne und erhebende Beispiele von standhaftem Muthe, von Uneigennützigkeit und Aufopferungsfähigkeit vorzuführen: da ich jedoch beabsichtige, die Schattenseiten der Erwägung anheimzugeben, muß ich von jenen hochzuachtenden Schriftstellern schweigen und vielmehr mit Nachdruck wiederholen, daß in der deutschen periodischen Presse eine ungeheuere Entsittlichung zu gewahren ist, daß unter den in ihr Thätigen eine Stumpfheit des sittlichen Gefühls sich verbreitet hat, welche unter Männern höherer Bildung, und das sind sie doch alle, nur eine ganz ausnahmsweise Erscheinung sein sollte, daß demzufolge die Blätter auch eine Fülle überaus schädlicher Einwirkungen ausströmen.

Es kommt ihm also nur darauf an, seinen pessimistischen Standpunkt gegenüber der heutigen Zeitungspresse geltend zu machen; es sind Nachtstücke in Callot'scher Manier, die er von unserm Journalismus entwirft. Ohne Frage sagt er dabei viel Richtiges und trifft oft den Nagel auf den Kopf. Doch wie soll sich der Leser ein objectives Gesammtbild unserer journalistischen Zustände entwerfen, nach einem Bericht, der eingestandenerweise nur die Schattenseiten heraushebt und die Lichtseiten verschweigt? Das hätte mindestens auf dem Titel angedeutet werden müssen, um nicht arglose Leser ins Garn zu locken, die auf keine Philippika gefaßt sind, sondern nur eine die Sache nach allen Seiten hin beleuchtende Darstellung erwarten.

Unser Autor wendet sich zunächst gegen die Reclame; als Historiker von Fach gibt er eine, von genauen Daten unterstützte Darstellung ihres Werdens und Wachsens, und theilt uns mit, daß sie 1821 in Frankreich aufkam:

Sie erhielt den Namen davon, daß gleichzeitig mit der bezahlten Ankündigung für den Anzeigetheil eine lobende Besprechung des Angekündigten, welche auf jene verwies, den Zeitungen eingesendet und die Aufnahme dieser Empfehlung zur Bedingung des Einrückens oder der Bezahlung für die Anzeige gemacht wurde.

Buchhändler, Börsenleute, Gewerbtreibende machten bald Gebrauch von der neuen Entdeckung. Banken, Hypothekenversicherungsanstalten u. dgl. lassen nun auch in Deutschland in den Zeitungen reichliche, von Frist zu Frist zu wiederholende Anzeigen einrücken, mit ihnen aber auch Bevorwortungen des neuen Geschäfts, welche unter die Briefe oder Beurtheilungen einzurücken sind. Das Urtheil der Zeitungen wird mithin häufig durch den Inseratentheil bestimmt. In Plätzen wie Wien pflegen große Unternehmungen den Zeitungsbesitzern sogar Actien zukommen zu lassen.

Es ist dies die Reclame in ihrer neuesten Form, im engern Sinn. In ihrem Wesen aber ist sie nichts Neues; unsere „classische Vergangenheit" sogar kannte sie ebenso gut wie die Gegenwart. Im Jahre 1794 schloß Schiller, als Herausgeber der „Horen", mit Schütz, dem Redacteur der „Jenaischen Literaturzeitung", ein Abkommen, wonach die einzelnen Monatsstücke des Journals nur von Mitgliedern aus ihrem Mitarbeiterkreise besprochen werden durften; er schrieb darüber an Goethe: „Cotta wird die Kosten der Recension tragen und die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät sein. Wir können also so weitläufig sein als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß." War das nicht Reclame, längst vor dem Jahre 1821? Und glaubt Herr Wuttke, daß die anständigen Blätter der vielgeschmähten Gegenwart, z. B. die „Blätter für literarische Unterhaltung", trotz der geringen Meinung, die er von ihnen zu hegen scheint, sich je auf ein ähnliches Abkommen einlassen würden?

Hierauf wendet sich Wuttke gegen die Namenlosigkeit der Zeitungsaufsätze. Mit diesem Tadel hat er recht; es ist nicht abzusehen, warum die Leitartikel deutscher Zeitungen nicht ebenso gut unterzeichnet werden können, wie die Leitartikel der französischen, bei denen dies durch die Vorschrift der Gesetze zur Pflicht gemacht ist:

Wer namenlos schreibt, mit geschlossenem Visir angreift, befindet sich in großem Vortheil gegenüber dem, welcher in die Lage kommt zu berichtigen, gegenüber dem, den er nöthigt, sich wider Unglimpf zu vertheidigen; denn ihn selbst treffen niemals Hiebe. Der Angegriffene kann nur abwehren, niemals wieder verwunden. Ein Kampf, der so geführt wird, daß von zwei Kämpfern der eine sich nur deckt, nicht zuschlägt, ist allemal ein ungleicher und wendet sich zum Nachtheil dessen, der nicht zum Angriff übergeht.

Was Wuttke weiterhin von der Bestechlichkeit der Theaterrecensenten schreibt, ist übertrieben; es gab allerdings eine Epoche, wo dies Unwesen mehr im Flor stand als jetzt und wo man in gewissen deutschen Hauptstädten nur auf eigene Unkosten berühmt werden konnte. Heutzutage gilt das nur von Theater- und Localblättern, die in der Geschichte des Journalismus nicht mitzählen. Die großen, anständigen Organe, Zeitungen sowol wie Journale, machen nicht mehr Künstlerruhm auf Bestellung.

Dann geht Wuttke zur Darstellung der kritischen Zeitschriften über; er weist nach, wie diese speciell kritischen Organe allmählich eingegangen sind. Die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung", die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", Ruge's „Hallesche Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst", die „Allgemeine Literaturzeitung" zu Halle, die „Wiener Jahrbücher der Literatur", zuletzt Gersdorf's „Repertorium" sind alle entschlafen. Ebenso ist das „Literaturblatt zum Morgenblatt" mit diesem eingegangen, die „Hamburger literarischen und kritischen Blätter" und andere Organe.

Von den noch jetzt bestehenden „schweren Literaturblättern": den „Heidelberger Jahrbüchern" und den göttinger und münchener „Anzeigen", meint Wuttke, daß sie bloße Schatten seien, und scheint es zu bedauern, daß die „Blätter für literarische Unterhaltung", denen es nur um angenehme Beschäftigung eines weitern Leserkreises zu thun war, den allgemeinen Schiffbruch überlebten. In der Aufzählung der jetzt noch nicht erloschenen kritischen Blätter sind das „Deutsche Museum", die „Europa" u. a. vergessen; es mußte darauf hingewiesen werden, daß unter den Zeitschriften für einzelne Fachwissenschaften, die für Aerzte, Rechtsgelehrte, Theologen, Pädagogen u. s. w. bestimmt sind, sich auch philosophische und historische befinden, die ebenfalls für einen allgemeinen Leserkreis Interesse haben.

Auch das Verfahren der Kritik selbst wird von Wuttke sehr einseitig geschildert. Da er die „Blätter für literarische Unterhaltung" citirt, wo es sich um die Honorarfrage handelt, so wird er uns erlauben, seine Mittheilungen gerade in Bezug auf dies eine Blatt zu berichtigen. Die Honorarfrage selbst fällt hierbei wenig ins Gewicht, weil die Werke zur Besprechung an solche Mitarbeiter eingesendet werden, die sie schon an und für sich in den Kreis ihrer Studien gezogen haben würden. Daß solche Mitarbeiter die zu schildernden Werke nicht von Anfang bis zu Ende durchlesen aus Rücksicht auf den Honorarsatz, ist deshalb eine zurückzuweisende Verdächtigung. Es ist ebenso eine leere Declamation, wenn Wuttke ausruft: „Wenige Blicke in das Buch müssen mit Hülfe der Vorrede, des Inhaltsverzeichnisses und der etwa schon mitgebrachten Meinung vom Verfasser den Stoff zur Anzeige hergeben", und: „Was vor dem Erscheinen des Buchs geleistet worden war, ist ihnen unbekannt." Unsere Mitarbeiter beherrschen den Stoff vollkommen, über den sie berichten — dafür bürgen schon ihre Namen, denn keine Hauptschlacht wird bei uns mit geschlossenem Visir gefochten.

Auch eine andere Behauptung Wuttke's müssen wir, gerade mit Bezug auf d. Bl., als gänzlich unbegründet zurückweisen. Er sagt:

Nun darf man sich aber nicht etwa vorstellen, als ob der arme geplagte Recensent sich diejenigen Bücher heraussuchen dürfe, deren Inhalt von seinem Wissen berührt werde: er muß geschäftsmäßig das Verschiedenartigste recensiren, diejenigen Bücher nämlich, welche der Herausgeber ihm zuzusenden beliebt. Man darf auch nicht etwa denken, daß der Herausgeber von

einem kritischen Olymp aus die Bücherwelt überschauend aus ihrem Gewimmel hervorzieht, was verdient den Blicken der Menschen vorgestellt zu werden. Bewahre! Er gibt zur Beurtheilung seinem Mitarbeiter oder bespricht selber, was die Herren Verleger ihm einzuschicken die Güte hatten. Wie besäße er Zeit, um alles Erscheinende sich zu kümmern? Woher Geld, alle einschlägigen Bücher zur Durchsicht zu kaufen?

Gerade das Gegentheil von diesem allen ist der Fall. Der Herausgeber sitzt gerade nicht auf einem kritischen Olymp, denn so bequeme Götterstitze werden den Kritikern heutzutage nicht zutheil, aber er überschaut doch die Bücherwelt mit Hülfe sehr profaner Sehrohre, der Bibliographien, hebt dann alle, in den Kreis d. Bl. fallenden Werke heraus, wobei er sich in Bezug auf die schönwissenschaftliche Literatur der möglichsten Vollständigkeit befleißigt, und bestellt sie bei den Verlegern, wenn sie von diesen nicht eingesandt worden sind. Eventuell werden sie käuflich für das Blatt erworben. Der Herausgeber hat also nicht nur die Zeit, sich um alles Erscheinende zu kümmern, er hat auch die Pflicht, es zu thun. Wir wollen zugeben, daß bei den politischen Blättern meist ein anderes Verfahren eingeschlagen wird; doch wer wird auch von diesen eine umfassende Würdigung unsers Schriftthums verlangen?

Wuttke meint ferner, daß die meisten Blätter, die ein besonderes Geschäft von Bücherbesprechungen machen, sich in Abhängigkeit von Buchhändlern oder von Coterien befinden; daß es aber auch auf dem Gebiete der Fachgelehrsamkeit Gelehrte gebe, die nur deshalb regelmäßige Beurtheiler von Schriften seien, um gelegentlich ihre Freunde loben und ihre Gegner herunterreißen zu können. Wuttke, dessen Verstimmung hier offenbar aus persönlichen, möglicherweise berechtigten Gründen, vielleicht wegen der geringen kritischen Beachtung, die seine eigenen verdienstlichen Schriften gefunden, hervorgeht, zeigt an der folgenden Stelle, daß das Herunterreißen der Gegner ihm auch geläufig ist, und daß er im Besitz eines eigenen kritischen Organs es nicht daran fehlen lassen würde:

Je allgemeiner und zugänglicher ein Wissenszweig ist, desto schlimmer steht es mit den Beurtheilungen der einschlagenden Erscheinungen. Am übelsten daher vielleicht um die Geschichte. In Sybel's historischer Zeitschrift waren die Bücherbeurtheilungen (natürlich die wenigen abgerechnet, welche Waitz, Warnkönig und Männer ihres Schlags schrieben) dermaßen oberflächlich und so ohne Sachkenntniß abgefaßt, daß ich schon längst die Zeit, sie zu lesen, mir erspare. Auch die Beurtheilungen in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" haben sich verschlechtert. Umständliche Würdigungen geschichtlicher Werke sind kaum noch irgendwo unterzubringen, was ich daher weiß, weil mehrere angesehene Gelehrte sich mit Anfragen an mich gewendet haben, wo sie wol solche zum Abdruck bringen könnten. Die Folge dieses Zustandes ist eine überaus nachtheilige. Die Hauptwerke der deutschen Geschichtschreibung kommen theils gar nicht, theils nur im Vorbeigehen zur Besprechung. Erinnern sich etwa unsere Leser Niebuhr's „Vorlesungen", von denen seit 1851 zehn Bände erschienen sind, die sechs Bände von Schlosser, welche er seiner von Kriegk bearbeiteten „Allgemeinen Geschichte" neu hinzufügte, Kortüm's „Griechische Geschichte" in drei Bänden — ich nenne drei Werke von größter Bedeutung — öfter besprochen und erwähnt gefunden zu haben? Nein, hingegen Rommsen's in ihrer Auffassung grundverkehrte und nicht einmal durchweg in Einzelheiten genaue „Römische Geschichte", die von Parteigeist durchdrungenen und außerdem über das Mittelmäßige sich wenig erhebenden Schriften von Häusser, Sybel, Droysen und ihrer Schule findet man überall anposaunt. Die Schule preist sie, die gothanischen Blätter heben sie mit Anempfehlungen hervor, die übrigen Zeitungen (auch wiener!) drucken das Lob diesen nach.

Indem er sich nun zur Poesie wendet, läßt er das folgende Curiosum drucken:

Seit Rückert's Ableben ist der größte unter den lebenden Dichtern Deutschlands Hoffmann von Fallersleben, der mehr als Einen Anspruch auf Unsterblichkeit hat — wenn hört man denn einmal ihn loben? Man muß sich zu viel mit den Dichterlingen beschäftigen, die nur die Gegenwart, aber keine Zukunft haben!

Hoffmann von Fallersleben's Verdienste als deutscher Liederdichter sind jederzeit gewürdigt worden. Ihn für den größten unter den jetzt lebenden Dichtern Deutschlands zu halten — das ist eine persönliche Ansicht, die wie jede andere als solche berechtigt ist; doch unmöglich kann der Autor verlangen, daß alle Welt seine landsmännischen Gefühle theile. Ihn den größten Lyriker zu nennen, das wäre zunächst doch eine gebotene Beschränkung; denn in den poetischen Gattungen, welche die höhern Gaben des Dichters, die Kraft der Gestaltung verlangen, hat sich Hoffmann nicht versucht. Ebenso wenig hat er irgendeinen maßgebenden Einfluß auf die Entwickelung unserer Literatur ausgeübt. Unsere großen Dichter waren productiv nicht nur in der Lyrik, auch im Drama oder Epos; sie waren geistig anregend nach allen Seiten, große Geister. Hoffmann ist einer der ersten der jetzt lebenden „Liederdichter"; ja seine wirklich „unpolitischen" Lieder sind gewiß nicht nach Verdienst geschätzt, während seine politischen, nur ironisch als „Unpolitische Lieder" bezeichneten Gedichte vielleicht überschätzt worden sind. Doch auch von dem ersten Liederdichter ist immer noch ein weiter Weg zu dem ersten Dichter der Nation.

Was Wuttke über die Wandlungen unserer Unterhaltungsblätter mittheilt — damit kann man sich im ganzen einverstanden erklären. Die frühern derartigen Blätter: „Mitternachtszeitung", „Planet", „Rosen", „Gesellschafter", „Zeitung für die elegante Welt", „Phönix", „Humorist" sind längst eingegangen. An ihre Stelle traten theils das Feuilleton, theils die illustrirten Zeitungen, theils Witzblätter wie der „Kladderadatsch". Den größten Erfolg hatte die von Ernst Keil mit seltenem Geschick redigirte „Gartenlaube", deren Abonnentenzahl Wuttke noch auf 160000 angibt, während sie jetzt nach Aufhebung des preußischen Verbots den für Deutschland unerhörten Absatz von 210000 Exemplaren aufzuweisen hat. Groß ist die Zahl ähnlicher Familienblätter, die seitdem wie Pilze aus der Erde geschossen sind. Daneben erscheinen viele noch wohlfeilere Volksblätter, bei denen ebenfalls Bilder und Billigkeit das Erforderniß sind, Blätter, deren Absatz durch Herumträger gefördert wird und die es oft in einem verhältnißmäßig engen örtlichen Bereiche ebenfalls zu 30—50000 Abnehmern bringen. Mit Recht sagt Wuttke:

Diese im Zeitschriftenwesen vorgegangene Veränderung verdient Aufmerksamkeit. Ihre Lichtseite ist, daß gegenwärtig Blätter

bestehen, die zehn- und funfzigmal mehr Abnehmer besitzen, als die frühern Unterhaltungsblätter, welche fast nur in Lesekreise und öffentliche Wirthschaften gingen, daß für das Lesen ein bei weitem größerer Bruchtheil des Volks sonach gewonnen ist und also das Schriftthum an äußerer Bedeutung zugenommen hat. Die Schattenseite ist, daß im Inhalt eine Herabstimmung gegen früher erfolgt ist. Jenes höhere Streben, welches die alten Unterhaltungsblätter hervorrief, ist nicht mehr Triebfeder; die neuen Blätter für das Volk sind reine Geschäftssache. Ehedem waren die Schriftsteller sich dessen bewußt, daß Unterrichtete, welche einige Ansprüche machten, ihren Leserkreis bildeten, und daß sie sich abfälliger Beurtheilung aussetzten, wofern sie sich nicht einige Mühe gaben: heutigentags ist nur für die gehörige Menge Lesefutter zu sorgen; übrigens weiß man, daß man den Geschmack Ungebildeter befriedigt, sobald man nur Buntes und Grelles darreicht. An die Stelle des „Eleganten" trat plattes Gewäsch.

Der Hauptunterschied scheint uns der zu sein, daß in jenen frühern belletristischen Journalen die schriftstellerische Eigenthümlichkeit noch eine Rolle spielte, daß der Zusammenhang der Mitarbeiter mit der Literatur und ihrer Entwickelung aufrecht gehalten wurde, während jetzt, etwa nur die „Gartenlaube" ausgenommen, die Autoren hinter ihren nichtssagenden Geschichten und Geschichtchen verschwinden und keins dieser Blätter mehr eine bestimmte Physiognomie besitzt.

Wenn indeß Wuttig's „Deutscher Zeitungskatalog für 1865" dritthalbtausend Blätter aufzählt, so können weder Zeitungen noch Unterhaltungsblätter allein die Journalistik zu dieser schwindelnden Höhe steigern. Das vermögen erst drei Arten von Blättern: die gelehrten Fachblätter, die Blätter, die einen Erwerbszweck im Auge haben, wie z. B. die eigentlichen Geschäftsblätter, und dann die örtlichen Anzeiger. Ueber die gelehrten Fachblätter theilt Wuttke folgende interessante statistische Notizen mit:

Sie sind gewissermaßen von vielen stückweise geschriebene Bücher und ihre Aufsätze behalten oftmals lange ihren Werth. Im Jahre 1837 gab es 64 theologische: ihre Anzahl hat sich verdreifacht, wenn man diejenigen hinzurechnet, welche der innern und äußern Mission dienen, und die wiener „Literaturzeitung für das katholische Deutschland". Im Jahre 1837 gab es 20 pädagogische Zeitschriften, ihre Zahl hat sich (ungerechnet der Zeitschriften für die Jugend) vervierfacht. Seltsam ist bei diesen, daß manche Gegenden für erforderlich halten, ein besonderes Blatt zu besitzen. 42 Blätter tragen die örtliche Beschränkung auf ihrem Titel! Erfreulicherweise gibt es nicht nur ein „Organ der Taubstummen- und Blindenanstalten", sondern auch „Blätter für Taubstumme", ein Blatt für Kindergärten, eines zur Förderung des Zeichnenunterrichts, drei Turnzeitungen. Medicinische Blätter gab es 1837 schon 43, jetzt nahezu noch einmal so viele, nämlich 73, ohne die für Pharmacie und Thierheilkunde bestimmten. Auch in diesem Gebiete sind Blätter für die einzelnen Hauptzweige, für die mikroskopische Anatomie, für pathologische Anatomie, für Augenkrankheiten, Ohrenheilkunde, Zahnheilkunde, Kinderkrankheiten, Frauenkrankheiten, Bäder, für die Psychiatrie, Biologie, Staatsarzneikunde u. s. w. im Gange. Die reine Naturwissenschaft wird in mehr als 40 Blättern vertreten. Also springt auch auf einigen wissenschaftlichen Gebieten eine bedenkliche Ueberfülle in die Augen.

Am schärfsten werden die Philippiken Wuttke's, wo er sich gegen die politischen Zeitungen wendet. Er zeigt sich hierin als Anhänger Lassalle's, der bekanntlich auf die ganze zeitgenössische Publicistik in Reden und Broschüren sein Anathem schleuderte. Gleichwol wollte Lassalle selbst bekanntlich in Berlin eine große Zeitung gründen, und wir zweifeln nicht, daß dieselbe sich, wie jedes andere derartige Unternehmen, den einmal herrschenden Einrichtungen und Bedingungen, so sehr sie im Princip dagegen protestirte, hätte fügen müssen. Der Hauptangriff Wuttke's richtet sich dagegen, daß der schriftstellerischen Kraft längst die Beherrschung der Zeitungen entwunden ist, daß dieselben längst unter fremdartige Einflüsse gerathen sind. Nach Wuttke's Ansichten sollten die Zeitungen nicht den Buchhändlern und andern Geldmächten gehören, sondern unabhängigen Schriftstellern. Es mag dies im Princip richtig sein, doch eine Theilung der Arbeit ist einmal dringend durch die Ausdehnung solcher Unternehmungen geboten. Auch ist damit nicht gesagt, daß z. B. alle Buchhändler, welche Zeitungen herausgeben, blos Geldgeschäfte machen wollen. Wir kennen mehrere, die ihrer politischen Ueberzeugung ebenso gut Opfer bringen, wie es nur ein Schriftsteller als Herausgeber eines Blattes thun könnte; mögen sie nun die Zeitung überhaupt trotz eines jährlichen Deficits in ihrem Budget aufrecht halten, oder mögen sie, bei einem glänzenden Stande desselben, eine Anschauung vertreten, welche der gerade herrschenden widerspricht und den Abfall eines großen Theils der Abonnenten zur Folge hat. Der zweite Punkt, der Wuttke's Zorn erregt, ist der Einfluß der Regierungen auf das Zeitungswesen, weniger der officielle Einfluß in den eigentlichen Organen der Regierung, als der officiöse, der sich unter mancherlei Masken auch in den anscheinend unabhängigen Blättern geltend macht. Zur Geschichte dieser officiösen Einflüsse und der Preßbureaux, welche ihre leitenden Fäden in der Hand halten, gibt Wuttke manchen Beitrag von Interesse. Der dritte Punkt, auf den er aufmerksam macht, betrifft die lithographischen, autographischen und telegraphischen Correspondenzbureaux. Wir möchten diese ganze Richtung als einen immer mehr überhandnehmenden Mechanismus des Zeitungswesens bezeichnen und theilen die Abneigung Wuttke's gegen denselben, so sehr er nach einer Seite hin durch die Fortschritte der Zeit bedingt ist. Wenn er indeß am Schlusse seiner Schrift meint, die Telegrammanstalten würden in einiger Zeit die Presse beherrschen, so halten wir das für eine Schwarzseherei. Die Mächte des Geistes lassen sich nur auf kurze Zeit in den Hintergrund drängen, sie schlagen immer wieder siegreich durch und zerbrechen das ganze Spielzeug einer Maschinerie, die sich an ihre Stelle zu setzen suchte.

Die Genauigkeit aller der zahlreichen einzelnen Daten, welche Wuttke anführt, können wir nicht prüfen; doch sie scheinen uns, wenn auch unabsichtlich, gefärbt durch den reformatorischen Feuereifer des Autors. Wir sehen dies deutlich an einem uns zufällig bekannten Fall. Wuttke ereifert sich über die metallographische Correspondenz, welche vom Verwaltungsrath der Schiller-Stiftung bei der letzten Generalversammlung derselben in Weimar veranstaltet wurde, um den Zweigstiftungen und den Zeitungen möglichst raschen und authentischen Bericht

über den Verlauf derselben zukommen zu lassen. Wuttke meint:

Die Zeitungen hatten nicht das Getriebe, sondern eine klug berechnete Darstellung des Verlaufs jener Hauptversammlung zur allgemeinen Kenntniß gebracht, eine Darstellung, in der Wesentliches nur kurz berührt, auch wol ganz übergangen war, sodaß sie ein falsches Bild gewährend Vorurtheile schuf, welche nun den Bestrebungen zum Aufrechthalten des reinen Wesens der Schiller-Stiftung im Wege standen.

Von kluger Berechnung war aber bei dieser Correspondenz gar nicht die Rede; sie mußte sich kurz fassen, sie hatte es nur mit den Thatsachen, den Vorschlägen und Abstimmungen zu thun. Was nun „wesentlich" dabei war oder nicht, darüber konnten die Ansichten differiren, ohne daß eine abweichende Meinung gleich das Recht hätte, zu Verdächtigungen zu schreiten. Oratorische Ergüsse wurden nicht mitgetheilt, auch nicht die Reden Wuttke's, für so „wesentlich" er selbst sie halten mochte, und trotz des Effects, den sie hervorbrachten, der aber in vieler Hinsicht ein anderer war, als der Redner beabsichtigte. Derartige Tigersprünge zeugen nur von der Nordluft unsers Journal-Tigers, dessen Büchlein im übrigen „gut gebrüllt" ist; der Stil ist gefällig und maßvoller als der Inhalt. **Rudolf Gottschall.**

Neue Uebersetzungen aus dem Alterthum.

Sophokles dreimal, ebenso vielmal Horaz, zweimal Catull, einmal Lucrez und von Virgil's „Aeneide" ein Gesang liegen uns in deutscher Uebersetzung vor.

Sie tragen alle das Datum der letzten zwei Jahre, eins der Werke ist schon von diesem Jahre; wir befinden uns jedenfalls in der neuesten Phase deutscher Uebersetzungskunst.

Und kann man denn ernstlich von Phasen bei einer Thätigkeit sprechen, welche, an unveränderliche Vorlagen geknüpft, scheinbar nichts weiter zu thun hat, als diese Vorlagen getreulich zu copiren? Höchstens Farbe und Zeichenmaterial sind ein anderes geworden; Umrisse und Gruppirung liegen fertig vor.

Und doch sind Wandlungen der bemerkenswerthesten Art in dieser schlichtesten und verdienstvollsten aller Künste zu beobachten. Die weltbewegenden Principien des Conservatismus und der Neuerung, des Alten und Modernen, haben auch dieses Gebiet ergriffen; ein gewisser Idealismus, dem es vor allem auf die vollendete Nachbildung der schönen Sprachformen ihres Originals ankommt, und ein gewisser Realismus, der nur so viel vom Original behalten will, als noch heute Wirkung auszuüben vermag, machen sich auch hier bemerkbar. Auch fehlt es auf beiden Seiten nicht an Extremen; es wechselt alterthümelndes Rococo und radicaler Terrorismus. Das Rococo hält jede Variation im Versfuß, jede zufällige Verrückung der Cäsur, jede mehr oder weniger vorhandene Symbolik der Wortstellung und Lautverbindung in seinem Original für wichtig genug, um dies alles mit Pietät in der Uebersetzung wiederzugeben. Die Uebersetzung ist nun vornehm akademisch und streift bedenklich an Travestie. Auf der andern Seite läßt man das Alte alt sein und das Fremde fremd, streicht alle metrischen, dann sprachlichen, dann localen, dann zeitlichen Eigenthümlichkeiten; man hält sich im besten Falle an die so gewonnene reine Essenz: aus Dante's klangvollen Terzinen werden raspelnde Jamben, die Ueppigkeit antiker Chorrhythmen schrumpft zu einfachen Maßen oder zum Streckvers zusammen. Meistens aber geht man weiter, man verbessert, man glättet, man verannehmlicht, und schließlich man modernisirt das Original. Wir befinden uns auf dem Boden der Nachdichtung, und Horaz und Sophokles erscheinen in schwarzem Frack und weißer Binde, um duftige Sonette oder psalmodische Tendenzgedichte vorzutragen. Es fehlt auch nicht an Versuchen, die Extreme zu vermitteln, die Sprödigkeit antiker Metra durch Verbindung mit klingenden Reimen zu überwinden; aber solche Vermittelung müssen wir für ebenso vergänglich erachten, wie jedes wohlgemeinte Justemilieu, das nicht an den Dingen selbst sein Maß hat. So wird z. B. die spielende sapphische Strophe noch spielerischer, wenn der adonische Nachhall, durch das Reimen mit dem vorhergehenden Versende, geradezu zum neckischen Echo wird.

Dies die Gegensätze im allgemeinen, welche sich in der verfeinerten Dolmetscherkunst so reich entfaltet haben. Suchen wir nun dieser Entfaltung in den vorliegenden Werken der jüngsten Zeit, welche Antikes verdeutschen, nachzugehen und den besondern Typus eines jeden Werks anzugeben, wofern nämlich ein solcher Typus prätendirt wird.

Was zunächst die Uebersetzungen des Sophokles betrifft, so zeigt die vorliegende:

1. Sophokles. Uebersetzt von Heinrich Viehoff. Zwei Bändchen. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1866. 8. 23 Ngr.

ein Schwanken zwischen den beiden Richtungen der Archaisten und Neologen. Viehoff entscheidet sich, für den dialogischen Theil der Tragödie das antike Maß, den Trimeter, beizubehalten; er entschuldigt sich aber förmlich für diese That, welche einem an den Schwung des deutschen Fünffüßlers gewöhnten Publikum die Anstrengung zumuthet, sein Ohr an eine schwerfällige antiquarische Versform zu gewöhnen. Und was für Gründe nöthigen ihn doch dazu? Er behauptet, einiges von den geheimen Eigenschaften des sechsfüßigen Jambus begriffen zu haben, wodurch sich dieser wesentlich von dem nur fünffüßigen abhöbe. Würde und Majestät wohne im sechsfüßigen u. s. w. Da weiß Viehoff jedenfalls mehr vom Jambus als die alten Künstler und Kunsttheoretiker selbst. Einer der letztern, der einen ziemlich guten Namen hat, nämlich Aristoteles, motivirt den Gebrauch des Jambus überhaupt, als Versgattung der Tragödie, damit, daß er dem Rhythmus des gewöhnlichen Gesprächs am nächsten käme, während z. B. der Trochäus etwas Tänzelndes habe. Der Jambus ist also der natürliche Rhythmus des Dialogs, und der Trimeter kann nur darum durch kein kürzeres Maß in der Uebersetzung wiedergegeben werden,

weil die ganze Sprach- und Satzbewegung des tragischen Dialogs auf diesen weitern Rahmen gespannt war. Der langathmigere Satz, sowie der langathmigere Dialog ist nun einmal charakteristisch für das griechische Drama, und wer diese Langathmigkeit glaubt vertuschen zu müssen, zeigt nur, daß er die Schönheiten, welche die poetische Rede in dieser Breite zu entwickeln wußte, nicht kennt.

Wenn Viehoff die Form des Trimeters in richtiger Anlehnung an das Original beibehielt, so reicht er in Sprach- und Satzführung nicht zu gleicher Uebereinstimmung mit demselben heran. Hier beginnt das Modernisirungsprincip; nicht die poetische Sprache des Sophokles soll in das heutige Deutsch übertragen, sondern umgekehrt, die deutsche poetische Sprache in den alten Sophokles hineingetragen werden. Aber auch da hat Viehoff keinen entschiedenen Griff gethan. Marbach's Uebersetzung, in modern classischem Stil, hat durch die in sich zusammenstimmende Ausführung einen anziehenden Ersatz für die Veruntreuung des Originals geboten. Bei Viehoff herrscht die bildliche Metapher vor, der Ausdruck aber ist, wenn zwar nicht gemein, doch nicht ungewöhnlich, die grammatischen und rhetorischen Figuren, die bedeutungsvolle Fügung der Sätze im Original, an denen sich das Pathos des griechischen Schauspielers aufschwang, wenig beachtet. So beginnt der „Oedipus" bekanntlich mit der wohlwollenden Ansprache des Fürsten: „Meine Kinder, von Kadmos dem Alten, du junger Wuchs!" Bei Viehoff heißt es:

Ihr jungen Sprossen vom bejahrten Kadmosstamm,
Was, Kinder u. s. w.

Ein ganzes Gewebe von metaphorischen Beziehungen.

In dem ersten hohen Wellenschlage des Pathos in derselben Tragödie, in dem Dialog zwischen Oedipus und Tiresias, läßt der Uebersetzer den erstern so sprechen:

O Schätze, Macht des Herrschers, Kunst, der keine Kunst
Sich in der misgunstvollen Welt vergleichen darf,
Wie euch der Neid auflauernd stets zur Seite sitzt!
Schleicht Kreon doch, mein treuer Freund von Anbeginn,
Mir um des Thrones willen, den mir diese Stadt
Als ein Geschenk unangesprochen übergab,
Im Finstern nach, mich auszutreiben heiß bemüht,
Und wiegelt diesen Zaubrer, diesen Ränkeschmied,
Den tückevollen Gaukler auf, scharfsichtig blos
Im Wucherhandwerk, aber blind in seiner Kunst!

Dieser verschränkte Satzbau läßt für den Schauspieler keine klare Steigerung des Pathos zu. Man vergleiche damit die ungleich einfachere und wahrere Uebersetzung von Fischer, dessen Werk:

2. König Oedipus von Sophokles. Metrisch übersetzt von Otto Fischer. Tübingen, Ostander. 1865. 8. 15 Ngr.

uns gleichfalls vorliegt. Dort lautet die obige Stelle:

O Reichthum! O Gewalt! O überlegne Kunst
In diesem Leben voll von Neid und Eifersucht!
Ach! welche Misgunst haftet euch doch immer an,
Wenn dieser Herrschaft wegen, welche mir das Volk
Als freie Gabe ungebeten einst verlieh,
Sogar ein Kreon, dieser alte treue Freund,
Mich insgeheim beschleichend stürzen will vom Thron,
Und dazu diesen ränkevollen Pfaffen braucht,
Den listigen Gaukler, der in Tücke und Betrug
Nur sehend ist, und blind in jeder wahren Kunst!

Noch weiter von der Tradition entfernt sich schließlich Viehoff in der Behandlung der Chorgesänge. Es ist wahr, die deutsche Sprache kann den wechselnden Rhythmen dieser Gesänge nicht behende genug folgen, und das deutsche Ohr bringt auch wenig Empfänglichkeit dafür mit. Und nicht immer kann es uns gelingen, selbst wenn wir diese Rhythmen mit der ganzen Illusion der Vergangenheit erklingen lassen, sie ohne Rest zu genießen; die musikalische Begleitung, durch welche der Rhythmus erst Stoff bekam, sich in seiner vollen ethischen Bedeutung auszuprägen, ist nicht wieder herzustellen. Wer nicht Liebe genug hat für die so entblößte metrische Schönheit, dem mag der mächtige Wohllaut eines üppigen Reimspiels Ersatz bieten. Aber der Weg, den Viehoff wählt, hat keinen der beiden Vorzüge; er unterläßt die bei einem empfänglichen Leser immer noch lohnende getreue Nachbildung und baut einfachere Strophen aus bekannten Rhythmen, ohne aber diese Verflachung durch den Reiz des Reims zu heben. Nun lautet der Einzugsgesang in der „Antigone" bei Viehoff:

Strahl des Helios, herrlichstes Licht,
Wie es die siebenthorige Thebe
Nimmer begrüßt!
Nun blickest du endlich,
Auge des goldenen Tages, herauf,
Ueber dirkäische Strömungen wandelnd!
Und den grimmigen Feind, der mit leuchtendem Schild
Von Argos genäht in völliger Wehr,
Ihn triebst du hinweg, in eiliger Flucht
Zu fliehen mit fliegendem Zügel.
Ihn, welchen hierher auf unsere Flur,
Polyneikes' Streit zum Kampfe geführt;
Ihn, der wie ein Aar in sausendem Flug,
Von dem Fittich geschirmt, hellglänzend wie Schnee,
Einbrach in das Land mit der Rüstungen viel
Und der mähnenumflatterten Helme.

Mehr als rhythmische Gefälligkeit und als einen Ansatz zu harmonischer Strophenbildung können wir hier nicht entdecken. Viehoff's Uebersetzung also leidet an der Unentschiedenheit zwischen zwei Principien; halb antikisirend, halb modernisirend hat sie weder von der einen, noch von der andern Richtung das entschiedene Gepräge. Sonst ist sie als lesbar anzuempfehlen für Kreise, die mit dem poetischen Stoff bekannt werden wollen, ohne sich sonderlich um das individuell Dichterische zu kümmern.

Die folgende Uebertragung:

3. Drei Tragödien des Sophokles mit Euripides' Satyrspiel. Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen von Adolf Wilbrandt. Nördlingen, Beck. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

ist für die Bühne berechnet. Daß hier gewaltsame Griffe in eine durch Tausende von Jahren von uns geschiedene Eigenart geschehen mußten, um sie uns einigermaßen näher zu bringen, wird der Leser erwarten. Zum Glück oder Unglück, man kann es schwer sagen, bleibt die Ausführung weit hinter dem Programm zurück, das auf 32 Seiten der Vorrede mit viel Einsicht in den Unter-

schied zwischen Antikem und Modernem entwickelt ist. Der Chor soll ganz gestrichen werden; aber was verschlägt's, wenn die Aufgabe des Chors, Stimmungsreflex der Vorgänge auf der Bühne zu sein, zu der Rolle einer vertrauten Kammerzofe, die melodischen Weisen, in denen das erregte Pathos ausklingen soll, zu einer platten Recitation herabsinken? Bühnengerechter mag die Sprache der Helden bei Wilbrandt wol sein; viel drastischer spricht sich Oedipus bei Fischer in der oben angezogenen Scene mit Tiresias aus:

..... Doch dir, was halfen dir
Die Vögel und die Götter? Ich erschien,
Der ungelehrte Oedipus — der dumme,
Dem alle Vögel schwiegen: doch ich griff
Ins eigne Hirn, und überwand die Sphinx.
Und mich zu stürzen suchst du! Weil's dich lüstet,
An Kreon's Thron als zweiter Mann zu stehen!
Euch soll's gereun — den Redner und den Schürer —
Wenn ihr's versucht, den Bannfluch zu vollstrecken!

Der Wächter in der „Antigone", schon bei Sophokles leise humoristisch angeflogen, spricht hier wie aus einer Shakspeare'schen Komödie:

Ich kann nicht sagen, Herr, daß ich als Leichtfuß,
Vor Eile athemlos, hierher gerannt.
Ich hatte viel Gedankenhalteplätze
Und hab' mich wie ein Kreisel unterwegs
Herumgedreht. Denn meine arme Seele
Sprach jeden fünften Schritt zu mir: du Kind
Des Unglücks, weißt du nicht, daß dort,
Wohin du gehst, die Strafe dich erwartet?
Und wieder: Unglückssohn, was stehst du hier?
Wenn's Kreon nun von einem andern hört,
Wird's dir nicht schlecht ergehn? So hin und her
Gezogen, eilt' ich äußerst langsam, Herr —
Sodaß der kurze Weg mir lang geworden.

Das Ausklingen der Gefühle nach der tragischen Katastrophe entspricht nach Wilbrandt nicht mehr dem modernen Geschmack, darum also kürzt diese antiquirten Anhänge! Nun ist der alte Sophokles allerdings etwas zugestutzt, weniger sentimental-lyrisch, der Mangel an moderner ästhetischer Bildung überdeckt; aber welcher Irrthum, zu denken, daß damit heute noch bühnenfähige Stücke geliefert sind! Nicht Metrum und Gesang und Dialog allein machen das Wesen des griechischen Dramas aus: ihre Helden und Götter, Satzungen und Aufgaben sind nicht mehr die unserigen und können nicht mehr die unmittelbare Wirkung desjenigen, was uns verwandt ist, auf uns hervorbringen. Was uns dennoch die Alten sind, ist eine andere Frage.

Gegenüber dem programmatischen Aufwand von Wilbrandt nimmt sich der schon oben erwähnte „Oedipus" von Fischer sehr einfach aus. In der äußern Form genaue Anlehnung an das Original; die deutsche Sprache ist klar und fließend gehandhabt, aber freilich fehlt ihr auch die sophokleische Physiognomie.

Die schon öfters erwähnten Gegensätze finden sich bei den Horaz-Uebersetzungen in einer eigenthümlichen Spiegelung wieder. Horaz hat eine markirte Physiognomie, die sehr, sehr vielen Ausdrucks fähig ist. Man möchte auf den ersten Anblick meinen, die klare Ruhe eines mit griechischer Weisheit gesättigten Römers darin zu erblicken; aber der sokratische Schalk sitzt ihm um die Lippen; eine leise Verzerrung, und bittere Satire entströmt diesem Munde über die entnervte materialistische Zeit; man ahnt, daß ihm das Leben Wunden geschlagen haben mochte, die erst an einem späten Strahl des Glücks zu vernarben anfingen; immer noch bezahlt er dieses Glück mit schwer entrungenen Panegyriken, die eigentlich Nänien auf die vernichtete Republik sein sollten. Doch das ist vorüber, wieder kehrt das Lächeln, aber dies Lächeln breitet sich jetzt über das ganze Antlitz, seine Augen funkeln, in ihnen spiegeln sich der wilde Dionysos und die süße Aphrodite, bis sich plötzlich das Augenlid andächtig senkt, um dem maßvoll schönen Gesang der Musen zu lauschen. Doch nicht lange dauert es, und Horaz schlägt wieder das ruhigernste Auge auf, aus dem die Unbezwinglichkeit des Fatums der dira necessitas spricht.

Eine so markirte Individualität muß nothwendig jedem, der sich ihr naht, etwas von sich mittheilen, und in der That haben die uns vorliegenden Uebersetzungen seiner Lieder alle etwas von seinem Wesen; zugleich läßt sich denken, daß ihn jeder an der Seite gefaßt haben wird, die ihm verwandter war.

Die an Schwung und rhythmischer Schönheit der Verse, an Verständniß und Nachfühlung des Originals weitaus vorzüglichste Uebersetzung ist die von Nordenflycht:

4. Die Oden des Quintus Horatius Flaccus. Deutsch, im Versmaß des Originals mit Einleitungen und Erklärungen von F. O. Freiherrn von Nordenflycht. Berlin, v. Decker. 1866. 8. 1 Thlr.

Als Beleg diene die zweite Römer-Ode:

Stählt eure Jugend früh schon im Dienst des Mars,
Sodaß sie freudig Mangel und Noth erträgt;
Laßt früh sie schon zu Pferde sitzen,
Schwingen den Speer, und die Parther jagen;
In Wind und Wetter lasset sie tummeln sich,
Sie tummeln sich in Fährlichkeit jeder Art;
Wenn dann die junge Fürstenbraut in
Feindes Gebiet, von dem Wall herabschaut,
Dann mag sie seufzen: „Wehe, o reiz' mir nicht,
Mein Königsbräutigam, Neuling im Kampfe noch,
Den grimmen Löwen, den die Mordlust
Mitten hinein ins Gewühl dahinreißt."
Ja, süß und schön ist's, sterben fürs Vaterland.
Die Hand des Todes fasset den Flüchtigen auch,
Erbarmt sich nicht der scheuen Jugend,
Schont nicht die Knie, nicht die feigen Rücken.
Wer ganz ein Mann ist, wirbt auch nicht auf Gefahr,
Daß man ihn abweist: fleckenrein, silberhell
Strahlt seine Ehre. Nicht nach Volksgunst
Nimmt er und gibt er zurück die Beile.
Wer ganz ein Mann ist, geht seine Bahn für sich,
Schließt sich den Himmel durch seine Thaten auf,
Und schaut mit Blicken der Verachtung,
Steigt er empor, auf den Erddunst nieder.
Auch schweigen lerne, wer seines Lohnes harrt!
Wer je verrieth der Ceres Mysterien,
Nie würd' ich dulden, daß das gleiche,
Gleiche Gebälk mich mit ihm umschlösse,
Derselbe Nachen, daß er uns beide trüg'.

In Zorn wirft Zeus zu Sündern oft Reine hin,
Und ob der Strafe Fuß auch hinket,
Selten entkommt ihr der flüchtige Frevler.

Wir wollen von den nicht zu leugnenden Vorzügen dieser Ueberſetzung uns beſtechen laſſen, einzelne Misverſtändniſſe und Mishandlungen des Originals zu überſehen. Wir wollen nur ſehen, womit dieſer Glanz erkauft iſt. Die Kraft horaziſcher Diction offenbart ſich einmal in den zwar ſparſamen, aber immer ſchlaghaften Metaphern und Epitheten, dann in der Fülle unter- und eingeordneter und zuſammengezogener Satztheile und Wortverbindungen, die, durch den Rhythmus hin- und hergeworfen, doch zu einer harmoniſchen Einheit ſich zuſammenſchließen. Bei Nordenflycht iſt dieſer Charakter der Kraft zurückgetreten; Satz wird an Satz gereiht, und nie darf der Leſer wegen des Zuſammenhangs in Thätigkeit geſetzt werden. Daß dadurch nicht der nachhaltige Eindruck, den das Original auf den Leſer macht, erreicht wird, iſt begreiflich. Außerdem ſind Nordenflycht's Metaphern und Epitheten zum großen Theil aus der modernen deutſchen Lyrik geholt und nicht immer bedeutungsvoll; mit ſtörender Abſichtlichkeit drängen ſich die verdeutlichenden Wortwiederholungen vor. Auch hier hat alſo die moderniſirende Tendenz mitgewirkt. Aber hier iſt ſie noch im ganzen anzuerkennen, weil ſie, conſequent und mit poetiſcher Empfindung durchgeführt, für die verlorene Eigenthümlichkeit einen andern reizvollen Erſatz bietet.

Minder günſtig muß unſer Urtheil über die Arbeit von Karſten ausfallen:

5. Horaz. Auswahl ſeiner Lyrik. Uebertragen von Johannes Karſten. Stuttgart, Roth. 1866. 8. 20 Ngr.

Hier wird das moderniſirende Princip förmlich despotiſch. Dehnungen und Kürzungen, Strich und Zuſatz, Reim und Tendenz müſſen herhalten, um Horaz zu einem Ebenbürtigen des Jahrhunderts zu machen. Man errathe, wovon Folgendes die Ueberſetzung ſein ſoll:

O, bleibe von mir fern, gedankenloſe Maſſe,
Die ſtets dieſelbe iſt, und nie die gleiche war;
Von dir, bewegliche Geſammtheit, die ich haſſe,
Wend' ich mich ab, zu dir, du auserwählte Schar;
Erblüh'nde Jünglingskraft, komm, lauſche deinem Sänger,
Und holde Jungfrau du, du Hüterin der Scham,
Euch ſing' ich Könige, des eignen Volkes Dränger,
Und Zeus, der Königen den Uebermuth benahm;
Der Meer und Erde lenkt, auf deſſen Augenbrauen
Die Mächtigſten an Macht voll Furcht gefügig ſchauen.

Auch ſo noch iſt in dieſen Liedern die horaziſche Schalkheit und Anmuth unverkennbar ausgeprägt.

6. Einleitung und Proben einer neuen Ueberſetzung der Horaziſchen Lieder von Nikolaus Fritſch. Trier. 1865.

Dieſe Arbeit kann uns wegen der unnatürlichen Verbindung von Reim und wechſelndem Metrum*) nicht zuſagen, obwol wir der Gewalt über dieſe Form Anerkennung zollen müſſen. Man beurtheile dieſe Probe:

Wer mit Pindar will um die Wette ſingen,
Julus, ſtrebt auf wächſernen Ikarſchwingen
Kühn empor, um bläulichem Seegewalle
Namen zu leihn vom Falle.
Wie des Bergſtroms Fluten herunterrollen,
Uebers Bett durch Wolkenguß geſchwollen,
Brauſet Pindar's Lied, unermeſſne Wellen
Gießend aus tiefen Quellen.
Er verdient die delphiſche Lorberkrone,
Mag er jetzt in kühnem Bacchantentone
Neue Wort' hinwälzen und regelloſen
Maßes vorübertoſen ....

*) Der Herausgeber d. Bl., der dieſe Form ſelbſt in ſeinen Gedichten angewendet hat, iſt hierüber anderer Anſicht.

7. Catull's Gedichte in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange überſetzt und erläutert von Rudolf Weſtphal. Breslau, Leuckart. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Rudolf Weſtphal, einer der beſten Kenner antiker Muſik und Rhythmik, greift ebenfalls zum Reim mit völliger Aufgebung des Rhythmus in ſeiner vorliegenden Ausgabe des Catull. Dieſes ſchon wegen ſeines ſonſtigen Inhalts ſehr anziehende Werk gibt auch die meiſten Gedichte des eingewebten Textes in deutſchen Reimverſen. Preiſt Weſtphal die Ueberſetzung des Catull von Theodor Heyſe „als ein faſt bewundernswürdiges Meiſterſtück, die antiken Metra, ohne unſerer Sprache Zwang anzuthun und ohne den glatten Fluß der Rede zu ſtören, in der deutſchen Sprache nachzubilden", ſo iſt es doch ſeine Ueberzeugung, daß „der Reim nun einmal das harmoniſche Element ſei, welches der ganzen Richtung unſerer muſiſchen Kunſt gemäß an die Stelle der rhythmiſchen Formfülle des Alterthums getreten iſt". Es gehört aber, ſetzen wir hinzu, eine ſolche poetiſche Aneignungskraft und eine ſolche Ader freier Productionskraft dazu, wie ſie Weſtphal beſitzt, um fremde Formen und fremden Inhalt in ſo illuſoriſche Nähe zu rücken. Als Probe dieſes Herausgeſtaltens im modernen verwandten Stil dienen folgendes Gedicht an den Fabull (Catull, 13):

In wenig Tagen, mein Fabull, du darfſt die Götter preiſen,
Dann ſpend' ich dir ein üppig Mahl, wenn ſelber du die Speiſen
Und Wein und Würze liefern wirſt, neben ſonſt'gem Stoff zum Scherzen —
Auch eine Hebe bring' dir mit von tolerantem Herzen.
Wirſt du dies liefern, ja — denn ſonſt kann kein Diner ich geben,
Dieweil in meinem Portemonnaie zur Stund' die Spinnen weben.
Doch höchſt freundſchaftlicher Empfang wird dir bei jenem Eſſen
Von mir zutheil, und Schöneres noch: von allen Delicateſſen
Das Delicatſte, denn zum Mahl werd' ich die Salbe ſpenden,
Ich habe ſie aus Lesbia's und die aus Venus' Händen.
Ja, wirſt du riechen dieſen Duft, ſo lieblich und ſo wunderbar,
Dann wirſt du zu den Göttern flehn: „Macht mich zur Naſe ganz und gar."

Offenbar können dieſe alles rhythmiſchen Reizes baren Reimverſe dem oft höchſt ſimpeln Inhalt nicht immer zu graziöſem Ausdruck verhelfen und der pikante Parallelismus mit dem modernen Leben nicht auf die Dauer vorhalten.

Kürzer können wir über die „Aeneide" in Nibelungenſtrophen hinweggehen, deren Probe uns vorliegt:

8. Virgil's Aeneide. Viertes Buch. Von Moritz Zille. Leipzig. 1865.

Man kann dem Ueberſetzer Herrſchaft über Sprache

und Reim nicht absprechen, man fragt sich aber vergebens, wo das würdevolle epische Pathos bleibe, das in den auf weichere Wiederkehr des Gedankens und der Empfindung berechneten Reimzeilen ganz verschwindet.

9. Das Wesen der Dinge von Titus Lucretius Carus, metrisch übersetzt von Gustav Bossart-Oerden. Berlin, G. Reimer. 1865. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ueber diese Uebersetzung können wir gleichfalls kurz hinweggehen, da weder Original noch Uebertragung den Anspruch vorzugsweise poetischer Wirkung erheben. Sie ist treu und lesbar.

Zum Schluß gehen uns noch zwei Uebersetzungen aus jüngster Zeit zu:

10. Catull's Gedichte. Im Versmaß der Urschrift übersetzt von Karl Uschner. Berlin, Schröder. 1866. 8.

11. Homer's Odyssee. Im Versmaße der Urschrift übersetzt von J. W. Ehrenthal. Zwei Theile. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 19 Ngr.

Wenn wir oben den Gebrauch der Schminke rügten, womit die antiken Dichtwerke von unsern Uebersetzern modern angestrichen werden, so meinten wir doch damit nicht die Plattheit einer blos metrischen Vollendung bei fernentretender Wortübersetzung anzuempfehlen. Was uns als das Richtige hierbei erscheint, mag aus der Analyse der letztangeführten Arbeiten klar werden.

Uschner, der Uebersetzer des Catull, verbindet mit der metrischen und, was damit Hand in Hand gehen muß, sprachlichen, d. i. wort(!)- und satzbildnerischen Vollendung eine glückliche Anempfindung und Wiedergabe der Individualität des Catull, welche gesteigerte Sensibilität mit reizender Schalkhaftigkeit zur Schau trägt, ohne die Kraft eines Anakreon, dem der sieghafte Eros noch auf den weißen Locken saß.

Als Probe für diese schlichte, das Ursprüngliche wahrende und doch auch uns zugängliche Uebersetzung spreche folgende Probe (Catull, 8):

Hör' auf, Catull, du armer Wicht, ein Thor zu sein,
Und gib verloren das, was du verloren siehst.
Es glänzten früher sonnenhelle Tage dir,
Als hin du gingst, wohin dich jenes Mädchen zog,
Die du geliebt, wie keine einer lieben wird.
Da wurde Scherz getrieben, viel und mancherlei,
Der dir so lieb, dem Mädchen nicht zuwider war,
Da glänzten wahrlich sonnenhelle Tage dir.
Jetzt sträubt sie sich, drum lauf mit tollem Ungestüm
Nicht dem noch nach, was flieht, und lebe wohlgemuth.
Mit festentschlossnem Sinn harr' aus, verhärte dich.
Leb' wohl, o Mädchen, sieh, Catull verhärtet sich;
Er fragt nicht mehr nach dir, begehrt dich Spröde nicht,
Doch wirst du trauern, wenn dich keiner mehr begehrt.
Heillose, weh dir, welch ein Leben bleibt dir dann!
Wer wird dich angehn, wer wird schön dich finden noch?
Wen wirst du lieben, wessen trautes Schätzchen sein?
Wen wirst du küssen, wem die Lippen beißen? Sprich!
Doch du, Catull, sei standhaft und verhärte dich!

Einige Concessionen an die Gegenwart macht Uschner, indem er den Hinkiambus, „der zu bizarr, unschön und geschmackwidrig, zumal in deutschen Gedichten und für deutsche Ohren" klingen soll, in den gewöhnlichen Jambus verwandelt; aber mit Unrecht, da so ein Vers, wie der von ihm angeführte:

Der Choliambe scheint ein Vers für Kunstrichter —

in seinem Metrum eine echt komische Pointe bietet. Daß Uschner gewisse Gedichte wegen ihres anstößigen Inhalts unübersetzt ließ, kann dem Leser die nähere Bekanntschaft mit diesem Dichter nur erschweren, die denn Uschner wenigstens im Vorworte weniger panegyrisch und apologetisch hätte halten sollen.

Nicht minder können wir unsere Anerkennung der fleißigen Odyssee-Uebersetzung von Ehrenthal versagen. Abgesehen von einigen Freiheiten in der Messung, der häufigen Anwendung von Trochäen, und im fünften Fuße des Spondäen, läuft der Vers klangvoll, lebendig besonders durch glückliche Cäsuren; der Satzbau ist klar, durch freiere Wortstellung das Fremdartige wahrend; in der Wahl des Ausdrucks, besonders der Epitheta, getreu und ungezwungen, anziehend, neu und verständlich zugleich. Im ganzen leuchtet die Rundung und Kraftfülle der homerischen Dichtung genügend durch.

Die abschließende Uebersicht der vorgelegten Werke ergibt, daß das modernisirende Princip der Uebersetzung antiker Poesie in der jüngsten Zeit überwiegend ist. Mit welchem Glück, haben wir gesehen. Seine Quelle ist der Gedanke, das fremdartige Schöne auch einer größern Anzahl genießbar zu machen. Gewisse Schranken sind aber nicht zu überspringen, und wir pflichten darin Prutz bei, der in einem Aufsatze zur Uebersetzungsliteratur der Deutschen die Summe zieht, „daß, wer nicht im Stande ist, das Original zu verstehen und, von allem Fremdartigen unverletzt, in historischem Sinne zu genießen, auch von keiner Uebersetzung, und sei sie die treueste, sei sie die wohllautendste, die richtige Frucht wird haben können".

Zwischen den Principien der Treue und Modernisirung ist unbedingt jenem der Vorzug zu geben, jedoch hat die Treue ihre Schranken an den Sprachgesetzen. Der Reiz der antiken Versformen kann noch mit ziemlicher Wirkung erreicht werden, doch wird der trochäische Rhythmus statt des spondäischen bei glücklicher Handhabung der Cäsur vorwalten können. Für das Verständniß muß eine vorwiegend deutsche Satzführung sorgen, dagegen der Charakter des antiken Dichtwerks durch möglichste Anlehnung an die ihm eigenthümliche Diction gewahrt werden. 29.

Tschudi's südamerikanische Reisen.

(Beschluß aus Nr. 8.)

Das vierte, den ersten Band beschließende Kapitel führt uns von Petropolis nach Ouro-Preto, der Hauptstadt von Minas-Geraes. Die Reise war eine äußerst beschwerliche; denn die Regengüsse hörten fast nicht auf, die damals noch sehr vernachlässigten Wege waren überall zu einem tiefen Schlamme erweicht und stellenweise durch eingestürzte Brückentheile und Wegstrecken gefahrvoll, die Wirthshäuser fast überall in jeder Beziehung äußerst elend. Bis zur Serra-da-Mantiqueira ging es stets durch

Hügelland, bergauf bergab. Zuerst gelangte man durch das Piabanhathal nach Parahyba an dem herrlichen Strome gleichen Namens, über welchen eine sehr stattliche Brücke führt, ein Prachtbau, dessen in England angefertigte eiserne Spannung auf mächtigen Granitpfeilern ruht, und dessen Herstellung $1^1/_2$ Millionen Franken gekostet hatte. Von seinem Wirthshause in Parahyba aus beobachtete der Verfasser am Abend das seltene Phänomen eines Irrlichts, welches über einem Sumpf am gegenüberliegenden Ufer des Flusses spielte und aus einer großen, intensiv rothgelben Feuerkugel bestand, um welche eine Anzahl kleinerer sternartiger Lichter herumtanzte. Von hier ging es nach Parahybuna am gleichnamigen Flusse, welcher die Grenzen der Provinzen Rio-de-Janeiro und Minas-Geraes bildet. Hier besuchte Tschudi den deutschen Ingenieur und Geologen Halfeld, welcher damals nach fünfjähriger Arbeit der Vollendung seines großen Kartenwerks über den Rio-São-Francisco nahe war, zu welchem er das Material auf seiner auf Befehl der kaiserlichen Regierung ausgeführten Exploration desselben gesammelt hatte. Dies Prachtwerk ist bekanntlich durch den deutschen Lithographen Rensburg in Rio-de-Janeiro gravirt, von der kaiserlichen Regierung im Jahre 1860 veröffentlicht worden. Das Städtchen Parahybuna hat in neuester Zeit durch den ausgezeichneten Straßenbau der Actiengesellschaft União e Industria einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Ueber diese Gesellschaft, an deren Spitze Mariano Procopio Ferreira Lage in Parahybuna steht, und welche mit großartigen Mitteln die Aufgabe ausgeführt hat, die Provinzen Rio-de-Janeiro und Minas-Geraes durch eine große Kunst- und Handelsstraße zu verbinden, erhalten wir hier vom Verfasser nähere Auskunft. Sie hatte schon damals gegen 36 Millionen Franken für den Straßenbau verausgabt. Sie betreibt den Personen- und Frachtverkehr selbst mit nach amerikanischem System construirten Wagen, zu welchem Behufe sie 600 Maulthiere besitzt. Die Gesellschaft hat in Parahybuna weitläufige Beamtenwohnungen, Stallungen, Sägemühlen, Mahlmühlen, Ziegeleien, Wagenfabriken, Schmieden u. s. w. Herr Lage hat hier einen prachtvollen Landsitz mit reizendem Park und einem im Renaissancestil ausgeführten Schlosse. Unfern der Stadt liegt die deutsche Colonie Pedro's II., welche Herr Lage hier hat anlegen lassen, um Tagelöhner und Handwerker für den Straßenbau zu bekommen. Die Colonisten hatten sich anfänglich ebenfalls über den Mangel gehöriger Vorkehrungen, Willkürlichkeiten und die Nichterfüllung gegebener Versprechungen bitter zu beklagen, scheinen jedoch in neuester Zeit ziemlich zufriedengestellt worden zu sein.

Man gelangte jetzt bald zur Serra-da-Mantiqueira, deren Kamm nach anderthalbstündigem steilen Ansteigen erreicht wurde. Jenseits begann die Landschaft denn bald den Charakter der wellenförmigen Campos anzunehmen. Doch war noch die doppelte Kette der Serra-de-Ouro-Branco, auffallend durch die bei der verhältnißmäßig unbeträchtlichen Elevation sehr spärliche alpine Vegetation auf der Höhe, indem die Baumvegetation erst 200 Fuß unter dem Kamm beginnt, die Serra-de-Itatiaia und die steile und kahle Serra-do-Itacolumi zu übersteigen, worauf denn Ouro-Preto, die Hauptstadt der Provinz Minas-Geraes, bald erreicht war.

Der zweite Band zerfällt wieder in fünf Kapitel. Das erste Kapitel gibt die Reise von Ouro-Preto bis Diamantina in Minas-Geraes. Ouro-Preto, eigentlich Villa Rica-do-Ouro-Preto, das seine Entstehung und seinen einstigen Glanz als reiche und bevölkerte Stadt den dortigen, um das Jahr 1699 entdeckten bedeutenden Goldgruben verdankte, befindet sich, seitdem die Goldausbeute immer mehr abgenommen hat und die Lager größtentheils erschöpft sind, in einem Zustande stetigen Verfalls, der Verarmung und Entvölkerung, wie dies überhaupt mit dem ganzen bisherigen Golddistrict von Minas-Geraes der Fall ist. Tschudi besuchte hier Friedrich Wagner. Derselbe, von sächsischen Aeltern in Böhmen geboren, früher Lieutenant in der österreichischen Armee, war als Bergbau-Ingenieur nach Brasilien gegangen und später zum Geographen der Provinz Minas-Geraes ernannt worden, wo er seitdem im Jahre 1861 verstorben ist. Tschudi fand ihn emsig mit seiner Hauptaufgabe beschäftigt, der Ausarbeitung einer großen topographischen Karte der Provinz, die Halfeld in den Jahren 1836—55 im Regierungsauftrage aufgenommen hatte. Diese von Wagner mit großem Fleiß und der gewissenhaftesten Benutzung des Materials im Maßstabe von 1 : 2,000000 ausgeführte Karte ist auch von der Perthes'schen Geographischen Anstalt in Gotha im Jahre 1860 herausgegeben worden; vgl. darüber auch: „Die brasilische Provinz Minas-Geraes von J. J. von Tschudi, mit Originalkarte nach den officiellen Aufnahmen des Civilingenieurs Halfeld gezeichnet von F. Wagner" (Ergänzungsheft Nr. 9 zu Petermann's „Geographischen Mittheilungen").

Tschudi erkundigte sich in Ouro-Preto vergeblich nach der ehemaligen Wohnung des edeln und so unglücklichen Sängers der Marilia. „Keiner von allen, an die ich mich wandte, konnte mir sagen, wo er geliebt und gedichtet hatte, und doch waren erst vier Jahre verflossen, seit jene Frau, die das glühende Dichterherz zu den tiefsinnigsten Ergüssen der reinsten Gefühle entflammt hatte, nicht mehr unter den Lebenden weilte." Der Verfasser gibt bei dieser Gelegenheit eine interessante biographische Skizze von Gonzaga, dessen unter dem Namen Dirceu erschienene Gesänge an Marilia die Lieblingslieder der Portugiesen und Brasilier geworden, wie sie auch ins Spanische, Italienische, Französische und Englische, in den „Poetischen Fragmenten" von Dranmor (Leipzig 1860) theilweise auch ins Deutsche übersetzt worden sind.

Die Wege nach Diamantina, obgleich sie eine der wichtigsten Verkehrslinien in Brasilien ausmachen, waren wieder über alle Vorstellung schlecht und schwierig. Die Route führte über Marianna, ein gleichfalls verfallenes, jedoch noch 5000 Einwohner zählendes Städtchen, über den Flecken Sta.-Barbara, Itabira-do-Matto dentro, wo nachdem die frühere reiche Goldausbeute aufgehört, jetzt mehrere Eisenhämmer errichtet sind, die zwar nur wenig

aber gutes Eisen liefern, und in dessen Umgebung viel Mais, Zuckerrohr, Reis und Bohnen gebaut und eine beträchtliche Rindvieh- und Schweinezucht betrieben wird, nach der Cidade-de-Na.-Sa.-da-Conceição-do-Serro, wo auch einst ziemlich viel Gold gewonnen wurde, jetzt aber der frühere Wohlstand nicht mehr zurückkehren will, da die Goldgruben erschöpft sind, die Umgegend auch unfruchtbar und für den Ackerbau wenig geeignet ist. Alle diese Städtchen zeichnen sich durch die unverhältnißmäßig große Anzahl der Kirchen aus, welche meistens in früherer Zeit von Mineiros gegründet wurden. Aber „nicht rein christlicher Sinn, sondern die Hoffnung, durch Gründung einer Kirche die besondere Gunst des Heiligen, dem sie geweiht wurde, und durch diese heilige Vermittelung einen reichen Segen bei den Minenarbeiten zu erlangen, bewog so viele Mineiros zur Erbauung von Gotteshäusern".

Sodann gelangte der Verfasser nach der Cidade-do-Serro, welches für seine 3500 Einwohner sechs Kirchen hat. Das Haus des Barons von Diamantina, wo der Verfasser abstieg, ist eins der schönsten der Provinz. Die Außenseite des Gebäudes ist mit von Rio-de-Janeiro auf Maulthieren hergebrachten Zinkplatten belegt, die innere Anlage ist großartig. Der Herr Baron pflegte in früherer Zeit sehr viel nach Rio-de-Janeiro zu reisen, als die Diamantenausbeute noch königliches Vorrecht und die höchst gefährliche Contrebande mit diesen Edelsteinen sehr gewinnbringend war. Sklavenhandel und Diamantencontrebande haben in frühern Jahren in Brasilien viele bedeutende Vermögen gegründet. Man befindet sich hier bereits im Diamantenbezirk, indem im nahen Rio-do-Peixe ziemlich viel Diamanten, sowie auch Gold von hohem Gehalte, gewaschen werden. Auch wird hier ein ziemlich bedeutender Diamantenhandel getrieben.

Nachdem man nun eine Reihe von Felsenrücken und Campos und eine freie Hochebene durchzogen und zweimal den in weitem Bogen und tiefer Schlucht fließenden Rio-Jequetinhonha, einen der diamantreichen Ströme, passirt hatte, eröffnet sich ein prachtvolles landschaftliches Bild, die Serra-do-Itambe im Hintergrunde, vor ihr staffelförmig niedrigere Gebirgszüge von den eigenthümlichsten Bildungen, von wo der Weg sich thalwärts an den Ribeirão-do-Inferno (Höllenflüßchen) hinuntersenkt, wo die schönsten Diamanten des ganzen Districts gefunden werden, um dann den steilen Morro-do-Ribeirão-do-Inferno hinanzusteigen, an dessen Fuße Diamantina liegt.

Das zweite Kapitel gibt uns eine Beschreibung von Diamantina. Nach einem Rückblick auf die portugiesische Zeit, wo auch die schöne Naturgabe, der in der Gegend gefundene Edelstein, zu einer fluchschwangern Unheilsquelle wurde, namentlich unter den despotischen Händen eines Pombal, stellt sich uns das gegenwärtige dortige Leben um so gastfreier und heiterer dar:

In allen südamerikanischen Bergwerkstädten herrscht ein gewisser leichter Sinn unter der Bevölkerung vor. Gewöhnlich ist viel Geld im Verkehr, und der Reiz, den möglichsten Genuß davon zu haben, um so verlockender, als es oft mit großer Leichtigkeit gewonnen wird. Die Waarenmagazine Diamantinas sind daher mit allen Luxusgegenständen, die der Markt der Reichshauptstadt darbietet, vortrefflich versehen, und ebenso reichlich ausgestattet sind jene Verkaufsgewölbe, in denen europäische Getränke und Leckerbissen feilgeboten werden. Das junge Diamantina macht eine Ausnahme von der in Brasilien so allgemein beobachteten Mäßigkeit der bessern Klassen im Genusse geistiger Getränke. Der Verbrauch von englischem Bier, Champagner, französischen Weinen, Portwein und Liqueur wird als ein sehr bedeutender angegeben.

Diamantina ist jedenfalls eine sehr wohlhabende Stadt.

Trotz des luxuriösen Lebens und der durch den sehr weiten Landtransport theuern Importartikel ist doch die Geldzufuhr viel beträchtlicher als der Geldexport. Fast jeder der größern Kaufleute, die jährlich wenigstens einmal die Reichshauptstadt besuchen, bringt Baarsendungen von 2—300, ja bis zu 700 Contos de Reis (2 Millionen Franken) für die Diamantenhändler und Besitzer der Sevicos (Diamantenwäschereien) mit. Da diese größtentheils durch Sklaven bearbeitet werden, also kein Lohn, sondern höchstens Miethgeld bezahlt wird, so geht ein beträchtlicher Theil des Geldes zum Ankauf von Lebensmitteln auf, bleibt also im Districte; ein anderer Theil wird zum Ankauf von Diamanten von freien Diamantenwäschern der Umgegend oder von Unterhändlern, die bis nach den Diamantendistricten der Provinz Bahia reisen und dort ihre Einkäufe machen, verwendet.

Der Verfasser erhielt in Diamantina den Besuch einer Baronin von F.....stein, einer Brasilianerin, deren Ehemann, ein Edelmann aus Oldenburg, sie nebst ihrer Tochter vor vielen Jahren verlassen. Die arme Frau, die mit ihrer Tochter in den kümmerlichsten Verhältnissen lebte, bat den Verfasser flehentlich, einige Nachrichten von ihrem Manne zu erlangen. Es gelang ihm auch nach einigen Jahren, den Vermißten ausfindig zu machen, nämlich in Rio-de-Janeiro, wohin er damals mit zwei Kindern in den allerdürftigsten Umständen gekommen und bald darauf in der Misericordia gestorben war. Auch erhielt der Verfasser eine Zuschrift von zwei Deutschen aus dem Gefängniß, wo sie mit einer Anzahl von Verbrechern, meistens höchst widerwärtigen Negern und Mulatten, eingesperrt waren, weil sie als Unterhändler zweier dortigen Diamantenhändler mit bedeutenden ihnen anvertrauten Geldsummen hatten entfliehen wollen. Den Schluß des Kapitels bildet eine eingehende, höchst lehrreiche Abhandlung über das Vorkommen und Gewinnen der Diamanten und den Handel mit denselben. Zum Schluß gibt der Verfasser einen Auszug aus einem Brief des ausgezeichneten, leider zu früh verstorbenen österreichischen Reisenden, Herrn von Helmreichen, über die bisher in Europa noch so wenig bekannten Diamantlager der Serra-de-Sincora in der Provinz Bahia, deren Erträgnisse in jüngster Zeit selbst die glänzendsten in Diamantina noch übertroffen haben. Das Gewicht aller in Brasilien bis zum Jahre 1850 gefundenen Diamanten hat man auf 10,169586 Karat oder circa 44 Centner mit einem annähernden Werthe von 450 Millionen Franken berechnet.

Das dritte Kapitel beschreibt die Reise von Diamantina nach der neuen Niederlassung Philadelphia in den Urwäldern des Mucury. Unterwegs gab es nun weiter keine Städte mehr, und auch nur noch zwei Dörfer wurden berührt. Bis zu Capellinha, dem letzten dieser Dörfer, bestand das Land aus einer Reihe von Chapadas

(wellenförmigen Hochlandsrücken), die nur stellenweise Waldung bedeckte. Die Wege waren, wie immer, höchst elend. Doch herrschte bis zu jenem letzten Vorposten der Cultur auf den verschiedenen Gehöften, wo der Verfasser einkehrte, noch überall Wohlstand und Gesittung. Auf einem der letzten, der Fazenda Itangua, war gerade Hochzeit:

Ein mit allem Comfort hergerichtetes Gemach wurde mir unverzüglich angewiesen, und ich beeilte mich, meine Reisekleider mit einer der Festlichkeit angemessenen Toilette zu vertauschen. Kaum war ich damit fertig, als die Glocke ertönte und das Brautpaar mit der Familie, den anwesenden Gästen, den Hausbeamten und Dienern sich in dem großen Saale versammelte. Hier befand sich in einer Nische, gewöhnlich durch eine Flügelthür verdeckt, der Hausaltar. Die Braut, ein gebildetes, hübsches Mädchen, zählte kaum 15 Jahre. Nach vollendeter Trauung begab sich die Gesellschaft in das Speisezimmer, wo eine ausgesuchte Tafel servirt war. Die Mahlzeit dauerte in heiterer Stimmung lange und wurde nur von nicht enden wollenden Toasten unterbrochen, bis endlich der Toast auf den Kaiser und die kaiserliche Familie den Schluß machte. Man erhob sich vom Tische, um in ein Nebenzimmer zu treten, in dem auf einer langen Tafel einige und funfzig verschiedene Arten von Süßigkeiten (doces), als: Torten, Kuchen, Backwerk und besonders eingemachte Früchte zierlich gruppirt waren. Ein jeder bediente sich stehend von dem, was ihm am meisten zusagte. Obgleich während des Mahls feine Weine im Ueberfluß servirt wurden und eine allgemeine Fröhlichkeit herrschte, so wurde doch die strengste Etikette keinen Augenblick außer Acht gelassen. Ich glaubte mich eher in einer feinen Gesellschaft in einer europäischen Großstadt zu befinden, als auf einer einsamen Plantage des brasilischen Hinterlandes.

Jenseit Capellinha wurde es aber in jeder Beziehung rauher. Das Land war nun meistens von dichtem Urwald bestanden, in dem sich nur einzelne Rodungen mit so ärmlichen Niederlassungen befanden, daß der Reisende nur auf seine eigenen, von ihm mitgenommenen Vorräthe von Lebensmitteln angewiesen war. Nach einem Durchgange durch einen hochangeschwollenen Fluß, bei dem ein großer Theil dieser Vorräthe verdarb, kam es daher vor, daß der Reisende sich mit der Büchse ein Essen erbirschen mußte. Auch mußte bei schwerem Unwetter mitten im Walde übernachtet werden.

Schnell wurde abgepackt, einige Bäumchen umgehackt, kreuzweise in die Erde gerammt, darüber eine Mittelstange gelegt, an diese die Häute von meinen Ladungen befestigt und die Lücken mit Palmblättern bedeckt. Während wir dieses einfache Zelt improvisirten, brach das schon lange drohende Gewitter mit aller Gewalt los; eiligst mußten wir Gräben um das Zelt ziehen, um das Wasser von den Ladungen abzuhalten. Die Nacht war unterdessen eingebrochen; tappend nahmen wir unsern müden Thieren die Sättel ab, die sie nun schon 13 Stunden getragen hatten, und hingen ihnen die Futtersäcke mit Mais um. Nachdem sie diesen gierig verzehrt hatten, trieben wir sie in den Wald. Nur schwer entfernten sie sich von dem Zelt; es war mir, als sei es ihnen bei dem tobenden Ungewitter draußen im finstern Urwalde unheimlich, als fürchteten sie sich, uns zu verlassen. Vergeblich mühten wir uns ab, Feuer zu machen, das triefend nasse Holz brannte nicht. Wir brauchten es freilich weder zum Kochen, noch wegen der schützenden Wärme; wir wollten nur Rauch, um die dichten Wolken von Mosquitos, die uns ganz bedeckten, zu verscheuchen. Kaum 20 Schritt von unserm Zelte lag ein verendetes Maulthier in voller Fäulniß und verbreitete einen unerträglichen Aasgeruch. Bei meiner Ankunft an dieser Stelle verscheuchte ich eine Schar Aasgeier, die sich eben das leckere Mahl trefflich schmecken ließen. Die Nacht war so finster, daß kein Gegenstand zu unterscheiden war. Ich zündete meine Reiselaterne an und versuchte knieend im Wasser auf einem Koffer einige Notizen in das Tagebuch einzutragen. Vergebliche Mühe! Das weiße Papier und die Hände waren augenblicklich mit Tausenden von Mosquitos bedeckt, das Schreiben eine Unmöglichkeit. Um 8 Uhr wurde der Sack mit Rehfleisch geöffnet; ein tüchtiger Hunger würzte das Mahl, das unter andern Verhältnissen nicht im mindesten gemundet hätte, da der gesalzene Speck, mit dem es zubereitet wurde, über die maßen ranzig war. Sobald der Regen etwas nachließ, fingen Fledermäuse zudringlichster Art an, durch unser Zelt zu schwirren. Ans Schlafen war ohnehin nicht zu denken. In unserm kleinen Raume hielten uns das schwirrende Sausen der Mosquitos, ihre Stiche, das empfindliche Einbeißen der ekelhaften Zecken wach; draußen aber in der rabenschwarzen Nacht erschallte verworren die schauerliche Instrumentation der Urwaldbewohner, wahrlich wenig geeignet, uns in Schlummer zu wiegen. Oft steigerten sich diese Töne der Natur zu einem wahrhaft infernalischen Concert, als ob tobend und schreiend das wilde Heer durch die Lüfte zöge. In solchen Momenten hörte ich die Maulthiere scheu durcheinandertraben, und wiederholt kam der Diamante zum Zelt, uns ängstlich zu beriechen.

Während der folgenden Nacht stieß unser Reisender, während er allein seiner Truppe voranritt, zu seinem nicht geringen Schrecken auf ein Lager Botokuden, welche indeß sich nicht so bösartig erwiesen, wie Tschudi wol vermuthen mochte, sondern vielmehr für einige Stückchen Taback sich sehr dienstfertig zeigten. Sie hatten in der That auch einen leisen Anstrich von Cultur angenommen, denn sie hatten sich auf einem benachbarten Gute als Arbeiter verdungen, wo der Verfasser sie am folgenden Morgen beim Frühstück sah. Sie standen um eine große, mit Brei gefüllte Schüssel und bedienten sich ganz anständig der Löffel. Es war freilich ein eigenthümlicher Contrast, sie splitternackend dastehen und mit zinnernen Löffeln essen zu sehen.

Das vierte Kapitel gibt zunächst eine Beschreibung der Mucurycolonie, welche für uns von näherm Interesse ist, da die Colonisten meistens Deutsche waren, wie denn auch das Haus Morgenstern und Schlobach in Leipzig mit der Agentur zur Uebersendung von Colonisten von der Gesellschaft beauftragt war. Wir sprechen von der Sache in der vergangenen Zeit, weil sie, wenigstens größtentheils, derselben bereits wieder angehören dürfte. Trotz der entschiedenen natürlichen Vortheile, der günstigen Lage der Colonie im ausgedehnten, fruchtbaren Thale des Allerheiligenflusses, trotz der großen Verkehrserleichterung durch den schiffbaren Mucury, trotz der im ganzen umsichtigen Leitung der Colonisationsgesellschaft unter ihrem Begründer und Vorstand Theophilo Ottoni aus Serro ist das Unternehmen doch in die Brüche gegangen, und zwar größtentheils aus Gründen, die damit eigentlich nichts zu schaffen hatten, weil nämlich Ottoni, als einer der einflußreichsten Leiter der liberalen Partei, in den gewalthabenden Kreisen in Rio-de-Janeiro misliebig war und man daher die Aufhebung der Mucury-Colonisationsgesellschaft zu bewirken wußte: eine Geschichte, die eben nur für die Nothwendigkeit eines deutschen Colonialministeriums oder doch für eine derartige Section im auswärtigen Amte einen abermaligen Beleg liefert.

Der übrige Theil des Kapitels besteht aus einer historisch-ethnographischen Abhandlung über die Botokuden und die übrigen Indianer jener Gegenden, einer höchst verdienstlichen gründlichen Arbeit, da das Werk des Prinzen Maximilian zu Neuwied, das bisher die Hauptquelle über jene merkwürdigen Völkerschaften bildete, jetzt hinsichtlich seiner Daten schon an funfzig Jahre zurücksteht, die Angaben neuerer Reisenden, wie die des sonst verdienstlichen Liais in seinem „L'espace céleste et la nature tropicale" (Paris 1865), aber, wie man nun aus dem Vergleich mit Tschudi ersieht, nur oberflächlich sind. Das Verfahren der Brasilier gegen die Botokuden, wie es der Verfasser schildert, ist höchst empörend. Es ist nicht zu verwundern, daß die Botokuden noch immer in ihrer Wildheit verharren, wenn ihre christlichen Nachbarn so niederträchtig sind, daß sie von den Blattern und vom Scharlach inficirte Kleidungsstücke ihnen in den Weg legen, um sie massenweise aufzureiben; wenn es noch in diesen sechziger Jahren vorkommen kann, daß man Bluthunde für die Botokudenjagd hält, denselben, um ihre Spürkraft zu halten, Botokudenfleisch gibt und dann bei Nacht die Wehrlosen, kein Arg Vermuthenden überfällt und, bis auf die Kinder, die in die Sklaverei verkauft werden, abmordet. Ueberhaupt scheint der Verfasser, wenn er auch als wohlempfohlener, angesehener Reisender persönlich von den Brasiliern nur Liebenswürdiges zu melden hat, in ethischer Beziehung über sie nur gering zu denken. Nur zu oft wird man an die zornvollen Worte erinnert, die Byron über ihre Vorfahren, die Portugiesen — die, so vielerlei sonstige Elemente auch in die brasilische Nationalität hineingefegt sind, doch im ganzen noch als ihre Vorfahren gelten müssen —, ausrief:

Geächtet wird selbst von hispan'schen Knechten
Der lusitan'sche Sklav als schlechtester der Schlechten.

Das fünfte Kapitel endlich schildert uns die Rückreise von Philadelphia nach Rio-de-Janeiro. Der Weg führte auf der Mucurystraße vom Rio-de-Todos-os-Santos, dessen Süduser eine Strecke weit verfolgt wurde, weiter ostwärts über die Nordausläufer der Serra-Mapmapcrak nach Colonia-Militar-do-Urucu, einer halb militärisch organisirten Niederlassung der Mucurycompagnie am Urucu, dem beträchtlichsten südlichen Nebenflusse des Mucury. Die Straße zog sich fortwährend durch dichten Urwald. Unterwegs traf man mehrere Trupps Chinesen mit Straßenarbeit beschäftigt; was ihnen an Körperkraft abging, durch ameisenartige Emsigkeit ersetzend. Von der Colonia ging es dann weiter nach Sta.-Clara, dem Endpunkt der Mucuryschiffahrt. Das Land am untern Mucury ist von der üppigsten Fruchtbarkeit. Es sollen Mandiocawurzeln von über 100 Pfund an Gewicht vorkommen. Allein das Klima ist höchst ungesund, die Hitze erstickend, die Wege grundlos. Unterwegs wurde ein Trupp Deutscher getroffen, die ebenfalls an der Straße arbeiteten, die aber sehr unvortheilhaft gegen jene Chinesen abstachen. Es sollen großentheils durch die Unredlichkeit eines Agenten eingeschwärzte, aus dem Zuchthause von Potsdam entlassene Sträflinge gewesen sein. Der die Arbeiten leitende Ingenieur klagte bitter über die Roheit, Faulheit, Widerspenstigkeit und Diebereien dieser Potsdamer. Der Verfasser sagt:

Unter den Deutschen am Mucury waren überhaupt ziemlich viele verworfene Individuen. Man erzählte mir unter anderm von einem Preußen, der seine kaum mannbare Tochter den Chinesen gegen ein Quantum Branntwein verkauft hatte. Ueber die Sittlichkeit der deutschen Weiber und Mädchen in den Mucuryniederlassungen hörte man im allgemeinen wenig Lobendes. Aehnliches wiederholte sich in den meisten übrigen Colonien.

In Sta.-Clara schiffte sich der Verfasser nach Porto-Alegre am Bord eines Flußdampfers ein. Der überaus gewundene, aber wasserreiche Fluß zog sich fortwährend durch den dichtesten Urwald.

Es ist ein wunderbarer, unvergeßlicher Genuß, am frühen klaren Morgen, auf bequemem Boote den ruhigen Strom mitten durch den üppigsten Urwald hinunterzudampfen. Die Scenerien sind bezaubernd schön, vorzüglich fesselnd durch die unvergleichlich herrliche Guirlandenvegetation, die in den verschiedenartigsten Formen dem schwelgenden Blicke trügerische Phantasiebilder vorgaukelt, aber auch eins der lieblichsten und zugleich überraschendsten Landschaftsbilder vor dem staunenden Auge aufrollt; und doch läßt dieses herrliche Bild ein gewisses Gefühl der Leere in der Seele zurück, denn trotz der Abwechselung im Einzelnen und Individuellen erhält das Ganze durch die stete Wiederholung im Großen ein gewisses Gepräge äußerer Monotonie. Man sehnt sich nach Menschen, nach Heerden, nach Häusern oder Dörfern, nach Contrasten, um der Urwaldlandschaft ein schärferes Relief zu verleihen.

Im Verlaufe des Kapitels erhalten wir Auskunft über das schließliche traurige Schicksal der Mucury-Colonisationsgesellschaft, wobei der Verfasser dieselbe, namentlich ihren Vorstand Ottoni, gegen die heftigen Angriffe des Dr. Avé Lallement nachdrücklich in Schutz nimmt. Doch gibt er zu, daß Ottoni den großen Fehler begangen, seine Kräfte zu hoch, die Schwierigkeiten zu gering anzuschlagen. Uns scheint es ein wesentlicher Uebelstand bei den meisten derartigen Unternehmungen zu sein, daß man sie gleich auf einem zu großartigen Fuße anfängt; wenn man, selbst bei bedeutenden Mitteln, sie möglichst klein anfangen wollte, damit sie naturgemäß sich wesentlich aus sich selbst entwickeln, würde man vielleicht großartigere Erfolge erzielen.

Nachdem von Porto-Alegre aus noch ein Ausflug nach der alten Schweizercolonie Leopoldina ausgeführt worden war, kehrte der Verfasser schließlich längs der Küste zurück zur Kaiserstadt Rio-de-Janeiro.

Wilhelm Bentheim.

Feuilleton.

Buchhändlerische Statistik des Jahres 1866 in Deutschland und England.

In Deutschland sind nach den Angaben des „Börsenblatt" im Jahre 1866 8699 neue literarische Erzeugnisse erschienen, während im Jahre 1865 deren 9661 erschienen waren. Die großen politischen Ereignisse haben also die erfreuliche Folge gehabt, die Hyperproduction des deutschen Buchhandels um 962 Werke zu vermindern. Selbstverständlich haben sie diesen Druck besonders auf die schönwissenschaftliche Literatur ausgeübt, deren Production von 935 bis auf 704 Schriften gesunken ist. Auch die Theologie ist in ähnlicher Weise von 1411 auf 1250 Werke herabgesunken, behauptet aber trotz dieser Einbuße noch die Führung und ist der Pädagogik, die mit 760 Nummern, und der schönen Literatur, die mit 704 Nummern ihr am nächsten kommt, immer noch um 500 Werke voraus. Die Jurisprudenz ist von 870 auf 830 Nummern herabgesunken, die Medicin von 491 auf 437, die Geschichte von 651 auf 534, die Geographie von 251 auf 206, Landwirthschaft und Gartenbau von 225 auf 218, Volksschriften von 212 auf 165. Dagegen haben sich die schönen Künste auf ihrer Höhe behauptet, ja sie weisen 385 auf statt der 384 im vorigen Jahre, die altclassischen und orientalischen Sprachen sind gestiegen von 402 auf 468, ein Beweis, daß die Zeitereignisse antike Studien wie antike Gesinnungen und Dramen begünstigen. Wenn sich dies schwerer erklären läßt, so ist es dagegen selbstverständlich, daß Kriegswissenschaften und Pferdekunde, sowie Karten sich hoben — jene von 148 Nummern auf 171, diese von 139 auf 203.

Nicht ohne Interesse ist ein statistischer Vergleich der deutschen literarischen Erzeugnisse mit den englischen. Die buchhändlerische Statistik Englands weist im vorigen Jahre 4024 neue Bücher und Ausgaben auf, also noch nicht einmal die Hälfte der deutschen, noch dazu durch ein Kriegsjahr im Aufschwung gehemmten Production. Auch in England wie in Deutschland behauptet die Theologie den ersten Rang, was die Productionsfähigkeit betrifft; sie figurirt dort mit 849 religiösen Büchern und Broschüren, was im Verhältniß eine noch weit größere theologische Arbeitskraft bekundet als in Deutschland. Auch die schöne Literatur erweist sich nicht unfruchtbarer: Poesie und Drama sind mit 292, der Roman mit 390 neuen Erscheinungen vertreten. Die Summe 682 nähert sich der Summe der deutschen belletristischen Schriften, die in dem vorigen Kriegsjahr sich nur auf 704 belief. Die Geographie u. s. w. weist in England 195 Werke auf, gegen 206 in Deutschland, technische und Naturwissenschaften zusammen blos 177 gegen 523 nur naturwissenschaftliche Bücher und eine große Zahl technischer, unter verschiedenen Rubriken vertheilter Werke in Deutschland. Hier gerade zeigt sich die Hyperproduction in Deutschland, obgleich die Engländer doch auf diesen Gebieten den Deutschen bei weitem voraus sind. Doch gerade die größere Lernbegierde ruft bei uns die größere Nachfrage und diese das größere Angebot hervor. Ueber schöne Künste haben wir 384, die Engländer nur 34 Werke aufzuweisen, in der Landwirthschaft und dem Gartenbau wir 218, die Engländer nur 64, über Kriegskunde wir 171, die Engländer nur 39, ja in englischer Sprache und Erziehungswesen haben sie gar nur 196, wir auf diesem Gebiet die enorme Summe von 760 Schriften aufzuweisen, während bei uns auf das Gebiet der classischen Philologie und Uebersetzungen 468 Werke gegen 161 englische Werke kommen.

Das Resultat dieser Parallele ist offenbar, daß die deutsche Vielschreiberei weniger auf dem schönwissenschaftlichen Gebiete, wie man in der Regel anzunehmen geneigt ist, sondern gerade auf dem wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen in höchster Blüte und in offenbarstem Misverhältniß zu den Leistungen anderer Nationen steht. Jeder, der bei uns etwas gelernt hat, hält sich für berechtigt, wenn nicht gar für verpflichtet, alsbald seine Weisheit mittels der Druckerschwärze an den Mann zu bringen; jeder Pfarrer, jeder Lehrer glaubt bei uns, seine Mission auf Erden verfehlt zu haben, wenn er nicht auch ein literarisches Lebenszeichen gibt und in irgendeinem provinziellen Schriftstellerlexikon eine ehrenvolle, alphabetisch gesicherte Stelle einnimmt. Darum sind wir gegen die praktischen Engländer so im Nachtheil, was eine, alles Solide und Tüchtige im Massenhaften verschwemmende Production betrifft.

Kritische Dissonanzen.

Albert Lindner veröffentlicht in der „Leipziger Theaterchronik" eine Zusammenstellung kritischer Aussprüche aus den verschiedensten Organen über sein preisgekröntes Trauerspiel, um die Widersprüche der Kritik nachzuweisen und, wie es scheint, daraus den Schluß zu ziehen, daß es mit der Kritik überhaupt nichts auf sich haben könne. Was uns dabei besonders auffällt, ist die Verwunderung, mit welcher der Autor dieser Thatsache gegenübertritt. Er zeigt sich dadurch als ein homo novus in der Literatur. Wer bereits länger unter ihren Fahnen gedient hat, der kennt hierin das nil admirari des Horaz. Ein Blick in Koberstein's, in derartigen Mittheilungen sehr reichhaltige Literaturgeschichte könnte ihm indeß schon beweisen, daß diese ihm so bedauerlich vorkommende Thatsache durchaus nicht etwa nur der vielgeschmähten Neuzeit angehört, sondern daß sie zur Zeit unserer classischen Literatur ebenso bestand wie heutigentags. Die Urtheile competenter Kritiker und namhafter Autoren über die Werke unserer größten Dichter widersprechen sich in der auffallendsten Weise. Darin liegt nichts Befremdliches. Weit beachtenswerther ist das Resultat, das aus diesen dem Anschein nach unversöhnlichen Widersprüchen hervorging, das Resultat, daß das Tüchtigste dennoch durch diesen Kampf der Meinungen siegreich hindurchdrang und sich einen bleibenden Platz in der Nationalliteratur eroberte. Der Proceß der Kritik mit seinen gärenden, kämpfenden, explodirenden Elementen mag etwas Sinnverwirrendes und Beunruhigendes für die Gegenwart haben, es bleibt dennoch ein ruhiges Residuum für die Zukunft zurück. Die Urtheile über das Lindner'sche Preisstück waren übrigens durchaus nicht so abweichend, als man nach der tabellarischen Uebersicht des Autors vermuthen sollte, indem dieser nur die widersprechenden Urtheile und zwar ganz aus dem Zusammenhang gerissen heraushob. Wir getrauen uns, in einer mehr pragmatischen Weise eine kritische Concordanz und Gedankenharmonie über das Lindner'sche Trauerspiel zusammenzustellen, welche die Uebereinstimmung der Kritik in Betreff desselben nachzuweisen vermag. Auch gilt hier wol in erster Linie der Grundsatz des Schiller'schen Demetrius: Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen, ohne daß wir deshalb die deutsche Kritik mit dem polnischen Reichstag vergleichen wollen. Wenn Lindner die tadelnden Aussprüche durch die Namen der Recensenten belegt, die Lobsprüche aber fast alle aus anonymer Quelle schöpft, ja wenn er in Bezug auf sein Lob sogar den Weihrauch obscurer Theaterblätter nicht verschmäht: so zeigt dies Verfahren allerdings von geringer Besorgtheit wegen einer böswilligen Interpretation.

Preußen und die deutsche Nationalliteratur.

In einer Nummer des „Reader" findet sich ein Brief über die Nationalitätenfrage, dessen Einsender dieselbe für Schwindel und Heuchelei erklärt. In Preußen sei ein Drittheil des Volks slawischen Ursprungs und die übrigen mit Letten gemischt; doch die Preußen wollten nicht allein über ganz Deutschland herrschen, sondern sie machten Anspruch darauf, alle großen Männer Deutschlands hervorgebracht zu haben. „Erst in den letzten Tagen", fährt der Correspondent fort, „bin ich durch Preußen daran erinnert worden, daß die folgenden, unter andern ausgezeichneten Männern, geborene Preußen sind: Bach, Gluck, Goethe, Grimm, Gutenberg, Haydn, Herschel, Holbein, Kepler, Kneller,

Körner, Kotzebue, Leibniz, Luther, Mendelssohn, Mozart, Pufendorf, Richter, Hans Sachs, Schlegel, Schiller und Schwarz. Ich überlasse es den Lesern, zu entdecken, wie viel Wahres an dieser Behauptung ist." Die Ironie des Engländers ist sehr durchsichtig, da keine dieser nationalen Größen aus Preußen stammt. Doch daß auch Preußen in neuerer Zeit beigetragen hat zum unsterblichen Schatz unserer Nationalliteratur, das beweisen wol Namen wie Kant und Herder, Alexander und Wilhelm von Humboldt, wie auch der Führer der romantischen Schule, Ludwig Tieck, und die namhaftesten Schriftsteller der modernen Richtung: Gutzkow, Laube, Freytag, Prutz, außerdem Karl von Holtei, Graf Strachwitz und viele andere Dichter geborene Preußen sind.

Literarische Notizen.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" erscheint seit Anfang dieses Jahres auch in einer Wochenausgabe, in welcher das vorliegende Material einer neuen Redaction unterworfen und alles, was sich als Tagesnotiz bereits verflüchtigt hat, ausgeschieden wird. Auch das Feuilleton bringt unter der Redaction Moritz Hartmann's außer den trefflichen Artikeln der „Beilage" manches Neue und sucht einen selbständigen Werth zu behaupten.

Aus dem Nachlaß des in Leipzig verstorbenen Professors C. H. Weiße stehen mehrere Veröffentlichungen in Aussicht. Man erwähnt zunächst eine Untersuchung über die „Paulinischen Briefe", welche von dem Theologen Gustav Sulze in Osnabrück und in dem Verlage von S. Hirzel in Leipzig herausgegeben werden soll. Dann wird bei Breitkopf und Härtel in Leipzig eine Sammlung ästhetischer und litterarhistorischer Aufsätze Weiße's erscheinen, welche R. Seydel herausgeben wird und welche Artikel über Schiller, Goethe, Rahel und Bettina, Jean Paul, Rückert, Jeremias Gotthelf, sowie Abhandlungen über theoretische Aesthetik u. s. f. enthalten soll. Auch eine Herausgabe sämmtlicher Vorlesungen des Verstorbenen sowie seiner politischen Abhandlungen und einer, die Zeitereignisse begleitenden Tagebuchchronik ist in Aussicht genommen.

Von Franz Kugler's „Geschichte Friedrich's des Großen" (Leipzig, Senf, 1867) erscheint die sechste Auflage in neun Lieferungen; von Kugler's „Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Großen" (Leipzig, Duncker und Humblot, 1867) erscheint eine dritte, von Hugo Freiherrn von Blomberg neu bearbeitete und vermehrte Auflage.

Der zweite Band von A. E. Brehm's und E. A. Roßmäßler's „Die Thiere des Waldes" (Leipzig, Winter, 1867) liegt nun mit der sechsten Lieferung vollendet vor uns. In dem dieser Lieferung beigegebenen Vorwort machen die Herausgeber auf die Ungleichheit der Behandlung aufmerksam, die zwischen dem ersten und zweiten Bande des Werks herrscht, indem der erstere pittoresker gehalten ist und mehr die Waldscenerie selbst mit darstellt als der zweite, der die wirbellosen Thiere des Waldes behandelt. Selbstverständlich kann der zweite Band auch nicht den Umfang des Stoffs so beherrschen wie der erste, bei der unendlichen Zahl der Insekten. Dafür bietet er wieder mehr Anregung zum Beobachten und Sammeln und kann als Wegweiser für das letztere dienen. Die Insekten nehmen den überwiegenden Theil des Raums ein, das Zahlenübergewicht und die außerordentlich große Bedeutung derselben für den Wald rechtfertigt dies. Mit besonderer Ausführlichkeit sind „die Waldverderber" behandelt.

Von Georg Hartwig's Schrift: „Der hohe Norden in Natur- und Menschenleben" (Wiesbaden, Kreidel), einem durch Lebendigkeit der Darstellung anziehenden Natur- und Culturgemälde, ist eine zweite vermehrte Auflage erschienen.

Bibliographie.

Bardenklänge aus Deutschlands Wehmuthsschachtel. Genial-komisch-hyperboliſche Poesien. Berlin, Conrad. 16. 7½ Ngr.

Bandissin, A., Blicke in die Zukunft der nordfriesischen Inseln und der Schleswigschen Festlandsküste. Offizielle Ausgabe. Schleswig, Spethmann u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Bernhardi, W., Die Spree-Piraten oder Berlin vor 100 Jahren. Romantisches Sittengemälde aus der Zeit Friedrichs des Großen. Berlin, Conrad. Gr. 8. 2 Thlr.

Bethmann-Hollweg, M. A. v., Erinnerung an Friedr. Carl v. Savigny als Rechtslehrer, Staatsmann und Christ. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen National-Literatur. Herausgegeben von H. Kurz. 8ter und 9ter Bd.: Johann Fischart's sämmtliche Dichtungen. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von H. Kurz. 1ster und 2ter Thl. Leipzig, Weber. 1866. 8. 4 Thlr.

Biedermann, K., Deutschland im 18. Jahrhundert. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert. 2ter Thl. Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts. 1ste Abth. Von Gellert bis mit Wieland. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Burghardt, Johanna Gray. Ein Trauerspiel. Bonn, Henry. 1866. 8. 20 Ngr.

Der Norddeutsche Bund und Süddeutschland. Vom christlich-germanischen Standpunkt eines Süddeutschen. Berlin, Liebrecht. Gr. 8. 6 Ngr.

Döllinger, J. J. J. v., Die Universitäten sonst und jetzt. München, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Förster, F., Des großen Kurfürsten Runde und mitternächtige Herrschau in der Neujahrsnacht 1867. Eine Legende. Berlin, Hempel. 8. 6 Ngr.

Gothe, L., Die Kinder der Todten. Erzählung aus dem Leben der Verbannten in Sibirien. Berlin, Lindow. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Grabowski, Graf S., Polens Todeskampf oder der Letzte vom 4ten Regiment. Historischer Roman aus der neuesten Zeit. Berlin, Conrad. Gr. 8. 2 Thlr.

Haberkamp, F., Lorbeerkranz. Gedichte. Essen, Bädeker. 1866. 12. 15 Ngr.

Henkel, W., Ilias und Odyssee und ihre Uebersetzer in England. Von Chapman bis auf Lord Derby. Hersfeld, Maier. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein steinernes Herz. Erzählung von dem Verfasser von „ein Gedanke von Oben" 2c. Aachen, Cremer. 8. 15 Ngr.

Kaiser, S., Grundsätze schweizerischer Politik, gestützt auf bestehendes Staatsrecht, auf die Resultate der Wissenschaft und auf geschichtliche Erfahrung, in 22 Vorlesungen vor einem gemischten Publikum. 1stes Heft. Solothurn, Scherer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die politische Lage und die Zukunft der evangelischen Kirche in Deutschland. Gedanken zur kirchlichen Verfassungsfrage von einem deutschen Theologen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Das Lebensgesetz. Biblische Forschungen eines Hungrigen. Bayreuth, Gießel. Gr. 8. 20 Ngr.

Lilith. Die Lösung des Welträthsels ausgeplaudert durch den Jüngling von Sais. Hamburg. 16. 15 Ngr.

Lindau, P., Molière in Deutschland. Wien, Hilberg. Gr. 8. 12 Ngr.

Lingg, H., Die Völkerwanderung. Epische Dichtung. 2tes Buch. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meerheimb, R. v., Kriegs- und Leidens-Fahrten eines Schwerblessirten. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1866. 16. 10 Ngr.

Mithoff, H. W. H., Mittelalterliche Künstler und Werkmeister Niedersachsens und Westfalens lexikalisch dargestellt. Hannover, Helwing. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, F., Lohengrin und die Gral- und Schwan-Sage. Ein Skizzenbild auf Grund der Wort- und Tondichtung R. Wagner's. München, Kaiser. Lex.-8. 3 Thlr.

Olivier, L., Die Tochter des Försters. Eine Dorfgeschichte aus dem Waadtland. Frei aus dem Französischen übersetzt. Zürich, Meyer. 8. 16 Ngr.

Pfuel, E. v., Der Rückzug der Franzosen aus Rußland. Aus dem Nachlasse des Verfassers. Herausgegeben mit Gedenkblättern aus dem Leben des Verstorbenen von F. Förster. Berlin, Hempel. 8. 15 Ngr.

Portius, K. W., Die Entdeckung der Grundelemente des Weltalls, ein naturwissenschaftlicher Vortrag. Leipzig, Brauns. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Ratcliffe, J., Von Leipzig bis Sadowa. Roman aus der neuesten Zeit. Seitenstück zu „Von Berlin nach Königgrätz". 2 Bde. Leipzig, Häfele sen. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rückblick und Nachruf eines Veteranen aus den Befreiungskriegen. Königsberg, Meyer u. Comp. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Rußwurm, H., Neueste Lieder eines Kranken. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 8. 10 Ngr.

Salviati, C. v., Der Lyssbäuser. Ein Festspiel zur Erinnerung an Preußens glorreiche Siege 1866. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schöne, R., Beiträge zur Lebensgeschichte des Malers Jacob Ecmms Carstens. Leipzig, R. Weigel. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Schöppner, A., Sagenbuch der bayerischen Lande. Aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter. Volks-Ausgabe. 3 Bde. München, Rieger. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Schuchardt, O., Nikomachos. Eine archäologische Studie. Weimar, Böhlau. 1866. 8. 10 Ngr.

Schuriem, J., Gesammelte Erzählungen und Novellen. 1ste u. 2te Lief. Cassel, C. Luckhardt. 8. à 10 Ngr.

Ueber den Anschluß Süddeutschlands an den norddeutschen Bund. Betrachtungen eines Süddeutschen im Spätherbste 1866. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 7 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Für stille Morgenstunden.

Von der Verfasserin von

Aus den Papieren einer Verborgenen.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Verfasserin des bekannten Erbauungsbuchs „Aus den Papieren einer Verborgenen", das Geh. Rath von Bethmann-Hollweg durch eine Vorrede beim Publikum einführte, bietet hier eine neue Gabe dar. Den Worten der Heiligen Schrift, namentlich der vier ersten Kapitel des Evangelium Matthäi folgend, sind darin kurze Betrachtungen, Lieder und Gedichte aneinandergereiht und zu einem Cyklus täglicher Morgenandachten verbunden. Die edle Ausdrucksweise der Verfasserin sowie das tiefe religiöse Gefühl, von dem ihre Worte Zeugniß geben, wird auch diesem Buche sicher eine freundliche Aufnahme in gleichgesinnten Kreisen bereiten.

Das frühere Werk der Verfasserin erschien in demselben Verlage unter folgendem Titel:

Aus den Papieren einer Verborgenen. (Mit einem Vorwort von Geh. Rath v. Bethmann-Hollweg.) Zweite vermehrte Auflage. Neue wohlfeile Ausgabe. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 16 Ngr. (Jeder Theil auch einzeln geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 1 Thlr. 18 Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechanik.

Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von

Dr. **Julius Wenck**,
Director der herzoglichen Gewerbeschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortrefflich zum Selbstudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragenen Lehren sind überall ausgeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Das „Pädagogische Archiv" (Jahrgang 1867, Heft 1) sagt darüber unter anderm: „Das vorliegende Werk ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Es empfiehlt sich durch seine klare Darstellung, welche für volle Beherrschung des Stoffs Zeugniß ablegt, und durch seine praktische, namentlich zum Privatstudium geeignete Einrichtung, indem durch vielfache Beispiele gezeigt wird, wie die gewonnenen Gesetze ihre Verwendung finden. Wir empfehlen daher das Werk recht sehr den Lehrern an Gewerbeschulen als zur Einführung wohl geeignet; desgleichen machen wir unsere Herren Collegen an Realschulen auf dasselbe aufmerksam, da sie viel auch hier Verwendbares finden werden."

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Deutsche Schützen-, Turner- und Liederbrüder

oder:

Was will das Volk?

Zeitgeschichtlicher Roman

vom

Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie", „Herren vom Kleeblatt" ꝛc. ꝛc.

4 Bände. 8. Eleg. brosch. 5 Thlr.

Ein gemeuchelter Dichter.

Komischer Roman

von

A. von Winterfeld.

4 Bände. 8. Eleg. brosch. 6 Thlr.

Dieses neueste Product der komischen Muse Winterfeld's läßt sich, in Bezug auf die Verschürzung der Intrigue, wol noch über den vielgelesenen „Stillen Winkel" stellen. Während letzterer Roman in ruhiger Behaglichkeit dahinfloß, hält der „Gemeuchelte Dichter" die Spannung bis zum letzten Moment rege, in welchem die überraschendsten Lösungen der urkomischen Verwickelungen, gleichsam wie ein Feuerwerk, emporsprühen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mittelalterliches Hausbuch.

Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts

mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen.

Herausgegeben vom

Germanischen Museum.

Folio. Cart. 12 Thlr.

Dieses Werk ist die getreue Nachbildung einer höchst interessanten Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts, welche Fürst Friedrich von Waldburg-Wolfegg dem Germanischen Museum in Nürnberg zur Verfügung gestellt hat und deren Veröffentlichung von den Vorständen wie vom Gelehrtenausschuß des Museum als würdige Aufgabe seiner wissenschaftlichen Strebungen erkannt wurde. Die bildlichen Darstellungen, vom Kupferstecher Petersen aufs getreueste facsimilirt, behandeln mit Naivetät und Humor das wirkliche Leben jener Zeit: Frieden und Krieg, den Verkehr des Landes und der Stadt, Geselligkeit auf öffentlichem Markte und im häuslichen Kreise, Kunstbetrieb und Handwerk, Amt und Schule. Auch der Text besteht aus einer genauen mit Erläuterungen versehenen Wiedergabe des Originals. Das Werk gewährt neben der wissenschaftlichen Ausbeute auch der Ergötzung einen reichen Antheil.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 7. März 1867.

Inhalt: Die neueste Frauenemancipation. Von Rudolf Gottschall. — Der niederländische General Herzog Bernhard von Weimar. Von Karl Gustav von Berneck. — Kleine politische Schriften. Von Aurelio Buddeus. — Feuilleton. (Neue Dramen; Ludwig Eckardt's Vorlesungen; Eine Rückert-Feier in Leipzig; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die neueste Frauenemancipation.

1. Das Recht der Frauen auf Erwerb. Blicke auf das Frauenleben der Gegenwart von Luise Otto. Mit einem Vorwort von Joseph Heinrichs. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die Erziehung der Frau zur Arbeit. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage der Frauen von Minna Pinoff. Breslau, Maruschke und Berendt. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Wie sind wir doch im letzten Jahrzehnt solid, tüchtig, realistisch geworden, wie bewegen wir uns doch gegen früher auf einem praktischen Boden! Wer besinnt sich nicht auf die Frauenemancipation, wie sie im vierten Jahrzehnt das Junge Deutschland predigte, mit freier Auslegung des Madonnencultus und unter den genialen Auspicien einer George Sand, wie sie im fünften Jahrzehnt durch einige unternehmungslustige und berühmte Schönheiten in die Praxis übersetzt wurde und in allerlei Abenteuern, Polizeiconflicten, rettenden Thaten auf dem Schlachtfelde eine pikante Geschichte erhielt! Sie machte sich vieler Unarten schuldig, aber ein poetischer Hauch umschwebte sie. Es war ein kecker Sturm und Drang, welcher der gesellschaftlichen Schranken spottete, und weil ihre Priesterinnen Geist und Schönheit vereinigten, so war etwas in ihrem Cultus, was an den Cultus der griechischen Aspasien erinnerte.

Wie weit liegt diese Zeit in Deutschland hinter uns! Frauenemancipation hat jetzt mit Liebe und Schönheit nichts zu thun, nur mit Arbeit. Was würde die Kaffeemuse des Eldorado, Susanne Lagier, zu ihren deutschen Mitkämpferinnen für die Rechte der Frauen sagen? Sie würde entsetzt die Riesenfeder der „Colombine", des großen Emancipationsjournals des Demi-Monde, fallen lassen, wenn sie nur einen Artikel in den deutschen Frauenzeitungen gelesen hätte. Wie häuslich, wie bürgerlich, wie solide! Pfui über diese Nationalökonomie, würde sie ausrufen, die uns doch immer wieder zu Sklavinnen macht; und sie würde ein witzsprühendes Chanson dichten, das von einem Café zum andern wanderte, vom Boulevard de Strasbourg in die Champs élysées, und in welchem sie die emancipirten bêtes allemandes schilderte, welche nur frei sein wollen, um sich Ruthen binden zu können. Doch gemach, müssen wir der üppigen Sultanin des Eldorado zurufen, es handelt sich hier um keine Emancipation, wie sie in der „Colombine" gepredigt wird; es handelt sich nur um eine Existenzfrage, um etwas allerdings sehr Prosaisches, was aber die Voraussetzung von allem übrigen ist!

Was indeß diesen Bestrebungen wesentlich Abbruch gethan hat, das ist die pathetische Formel, die ihnen als Etikette anhaftet und mit der man in Leipzig das Ei des Columbus gefunden zu haben glaubte — „das Recht auf Arbeit". Luise Otto erzählt uns von den Mädchen und Frauen des obern Erzgebirgs, von den bereits gespenstisch aussehenden Kindern, die in dumpfen Stuben aufwachsen, mit abgemagerten Beinen und aufgetriebenen Leibern, die klöppeln müssen, sobald sie die Händchen regelrecht regieren können, die am Klöppelkissen verkümmern, wie schon ihre Mutter verkümmerte — was soll diesen die leipziger Frauenemancipation nützen, welche „das Recht auf Arbeit" für sie in Anspruch nimmt? Wer hat denn den armen Wesen je dieses Recht bestritten, ein Recht, das jeder Sklavenzüchter freudig anerkennt? Diese hohle Formel, die auf der Fahne der neuesten Emancipationsbestrebungen geschrieben steht und welche nur halb und schief ihre Tendenzen ausdrückt, hat viele von der Betheiligung an den Frauenvereinen zurückgeschreckt. Wenn ein breslauer Kritiker meinte, die „Geheimrathstochter" sei der Mittelpunkt der ganzen Reformbewegung, so gibt jene pomphaft klingende Formel ihm jedenfalls ein Recht zu einer solchen Annahme. Denn nicht dem Proletariat, nicht den Fabrikmädchen, nicht den Dienstboten wird „das Recht auf Arbeit" bestritten, dessen thatsächliche Ausübung ja ihr ganzes Leben erfüllt; nein, nur den „Geheimrathstöchtern", dem „nobeln Proletariat", den sitzengebliebenen, verwaisten Jungfrauen der höhern Stände, jenen „verschämten" Arbeiterinnen, welche aus ihrer Arbeit ein Geheimniß machen und den Ertrag derselben durch andere einkassiren lassen. Eine Losung, welche Anziehungskraft ausüben soll, muß Bestimmtheit und Klarheit haben und

darf am wenigsten eine vague Redensart sein, welche zu allerlei Misverständnissen Veranlassung gibt.

Der tüchtige Vorredner der Luise Otto'schen Schrift: „Das Recht der Frauen auf Erwerb" (Nr. 1), Joseph Heinrichs, bezeichnet das Streben des Vereins dahin, die Arbeit der Frau innerhalb der Grenzen ihrer Natur und den Anforderungen der Zeit entsprechend zu organisiren, und fügt ausdrücklich hinzu, daß dies Streben auf das rein wirthschaftliche Gebiet eingeschränkt und alles von ihm fern gehalten bleibe, was geeignet wäre, einen müßigen Principienstreit heraufzubeschwören.

Wir können indeß nicht sagen, daß dieser durchaus verständigen Vorrede das Werk selbst entspricht, in welchem auf allerlei Principien herumgeritten wird und vor allem die etwas blumenreiche Einkleidung einen störenden, novellistischen Eindruck macht. Bei derartigen praktischen Bestrebungen sind schöngeistige Redensarten immer übel angebracht. Außerdem tritt immer die schiefe Ansicht der Verfasserin hervor, daß die Ehe der leichteste Beruf der Frauen sei, aber nicht der einzige, und daß das Mädchen, wie der Mann, auch wenn es keine Familie gründe, nicht als unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft betrachtet werden dürfe. Gewiß kann ein lediges Mädchen Achtung erwerben und verdienen; aber Frauen und Männer in Bezug auf die Ehe gleichzustellen, das zeugt doch von einer argen Verkennung der natürlichen und socialen Verhältnisse. Daß das Geschlechtsleben bei den Frauen ein überwiegendes ist, daß ihr ganzer Organismus darauf basirt, ist schon eine physiologische Thatsache, und daß eine Frau, die nicht heirathet, doch im wesentlichen ihren Beruf verfehlt hat, wird sich einmal nicht in Abrede stellen lassen. Eine Reform nach dieser Seite hin, welche den Frauen eben das Heirathen mehr ermöglichte, oder eine sociale Revolution, welche den geschlechtlichen Verkehr nach neuen Normen regelte, würde den Grund aller jetzigen Misstände aufheben, während die vorgeschlagenen Palliativmittel nur die Oberfläche berühren.

Durch die ganze Schrift der Luise Otto geht ein gewisser cölibatärer Trotz, eine Emancipationswuth von der Liebe und Ehe, welche fast den Charakter klösterlicher Ascese athmet. Wol werden uns anfangs die Bilder des glücklichen Familienlebens mit dem Pinsel einer Henriette Hanke ausgemalt — es wird uns eine „gottbegnadete Familie" geschildert und wir machen, Thränen der Rührung im Auge, eine goldene Hochzeit mit.

Doch dann kommen die traurigen Nachtstücke, die Bilder der sich Opfernden und Geopferten! Den Anfang machen die schöngeschmückten Bräute,

die beneidet und gefeiert zum Altar gehen, und nur darum lächeln, weil sie besorgen, daß, wenn sie einmal einer Thräne freien Lauf ließen, würden zu viele folgen und der Schmerz sie überwältigen! Hunderte von Mädchen thun ja diesen Schritt zum Altar nur deshalb, weil man ihnen stets vorgeredet hat, daß es ihre Bestimmung sei, zu heirathen, und da der Bewerber ein Ehrenmann ist oder doch wenigstens dafür gilt, so gibt ihm das Mädchen ihre Hand, wenn auch das Herz widerstrebt: denn es könnte ja sein, es käme kein zweiter Bewerber wieder, und wenn sie dann „sitzen bliebe", wie der landesübliche Ausdruck lautet, das wäre ja eine Schmach, noch mehr, es wäre ja ein verfehltes Leben.

Dann kommen andere, die den Schritt zum Altar gedankenlos thun, nur weil es einmal so der Lauf der Welt ist. Wie sich diese „zweiten" von den ersten unterscheiden, ist für den scharf sondernden Verstand schwer zu bestimmen. Es folgen diejenigen, die dem Willen der Aeltern gehorchen, welche ihre Töchter versorgt zu sehen oder überhaupt los zu werden wünschen. Alle diese sprechen als Thörinnen, Lügnerinnen, Heuchlerinnen das Jawort der Trauung.

Muß nicht jede Frau, die sich dem ungeliebten Manne zur Ehe hingibt um äußerer Vortheile willen, wie eine verkaufte Dirne erscheinen? Aller Reichthum, alles Schöne und Bequeme, das sie in ihrer neuen Wohnung umgibt, und um das sie die Freundinnen beneiden — wird es ihr nicht immer zurufen, um welchen Preis es erworben, und wird sie jemals dieser Güter froh werden können? Oder wenn es so wäre, daß sie in diesen glänzenden Aeußerlichkeiten den größten Reiz des Lebens, ihres eigenen leeren Lebens und einen Ersatz dafür finden könnte: würde nicht eben dadurch ihr ganzes Innere selbst leer werden und sie daran doch geistig, wenn nicht physisch und moralisch zu Grunde gehen?

Gewiß sind viele Ehen nur eine eingesegnete Prostitution; für eine Ehe ohne Liebe gibt es einmal keinen andern Namen. Doch die Schlüsse, die Luise Otto aus diesen Prämissen zieht, haben eigentlich mit denselben wenig zu thun. Man müßte daraus als eine Anforderung der Sittlichkeit schließen, daß der geschlechtliche Verkehr nur durch Liebe geregelt werde. Frau Luise Otto aber will die Zahl der unglücklichen Ehen vermindern, indem sie die Zahl der Ehen überhaupt vermindert, und räth, die Mädchen so zu erziehen, daß sie noch ein anderes Interesse am Leben haben als das der Liebe, und zweitens ihnen Gelegenheit zu geben, daß sie auf eigenen Füßen stehen und sich selbst erhalten können.

Diese ganze Weisheit will doch nur aus der Noth eine Tugend machen. Gewiß muß man sich auch mit der Noth der Gegenwart abfinden, so gut es geht; aber man muß dabei nicht den Mund so voll nehmen, als maure man die Grundsteine einer großen Zukunft ein. Welchen poetischen Makulaturstil, um uns dieses Ausdrucks zu bedienen, Frau Luise Otto bisweilen schreibt, das mag die folgende Probe beweisen. Wir blicken in eine weiche, schwärmende, noch unverdorbene Mädchenseele, die sich anfangs amusiren, dann glänzen will. Doch das genügt nicht, sie will mehr, will anderes:

Sie weiß nicht, was sie will, bis das Wort Liebe gesprochen und das Räthsel ihres ahnungsvollen, unbefriedigten Traumlebens gelöst ist durch die Zaubergewalt des ersten Kusses. Nun weiß die Jungfrau, warum sie lebt, nun ist all ihre Sehnsucht, nun sind all ihre Träume von Poesie und Glück und Seligkeit erfüllt, übertroffen, nun ist ihr ganzes Leben — Liebe. Liebe, die alles hofft und alles glaubt und darum auch meint, so müsse es nun immer sein und bleiben, das ganze Leben ein goldener Maientag der Liebe. Aber hat denn der blühende Lenz eine ewige Dauer? Mitten im Liebesfrühling glaubt man nicht, daß der Mai trotz seiner einunddreißig Tage noch schneller vergeht als jeder andere Zeitabschnitt, daß die Rosen auch verblühen und die Nachtigallen auch aufhören zu schlagen. Auch der Mann glaubt es nicht, wenn er die Geliebte zum ersten

mal in seinen Armen hält — doch er hat noch eine Hand frei, an der ihn mächtig gefesselt hält: das Leben. Das Mädchen aber klammert sich mit beiden Händen an den geliebten Mann, sie weiß nichts vom Leben, soll nichts, will nichts von ihm wissen — ihr Leben ist ihre Liebe. Und trennt das Schicksal die vereinigten Herzen — was soll die Jungfrau im Leben, das sie nur durch die Liebe verstand, das weiter kein Interesse für sie hat, dessen einziger Beruf und Endzweck die Liebe war? Was hat sie noch im Leben zu thun, wenn Untreue oder Verhältnisse, oder Enttäuschung oder Tod ihre Liebe, die ihr Leben war, für ihr äußeres Leben zerstört haben? Oder wird sie die Gattin des Geliebten und der Ernst des Lebens tritt an sie heran, und der Mai geht vorüber und die Rose verblüht und die Nachtigall singt nicht mehr, und die Frau hat nur noch den Schatten von dem, was sie einst Liebe nannte — wird sie nicht, auch wenn die Welt sie glücklich neunt, leise seufzen, zurückdenkend an jene entschwundene Zeit?

Ein solcher Ton, der an die moderduftige Novellistik der Leihbibliotheken erinnert, paßt doch wenig für eine Schrift, welche durchaus praktische Zwecke verfolgt. In der That muß man sich durch ein Gestrüpp von blühenden und verwelkten Redensarten durcharbeiten, ehe man endlich zur Sache kommt.

Sachlich ist der zweite Abschnitt: „Die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen weiblichen Erwerbszweige." Hier heißt es: facta loquuntur. Die Erträge, welche die „speciell weiblichen" Arbeiten: Stricken, Nähen, Sticken, abwerfen, werden uns in ihrer ganzen Kümmerlichkeit vorgeführt. Auch das Bild einer „Bonne" oder „Mamsell" ist mit lebenswahren, wenngleich etwas novellistischen Zügen entworfen.

Im dritten Abschnitt: „Die Familie und ihre Pflichten", reitet Frau Luise Otto wieder lange Zeit ihr Steckenpferdchen, die goldene Zeit der Mädchen, die hinflattern „wie der schöne Schmetterling, der von Blume zu Blume fliegt und dabei seiner eigenen holden Erscheinung sich zu freuen scheint, wenn er mit ausgebreiteten Faltern (?) durch den Sonnenschein gaukelt", Liebe, Ehe — der ganze Strumpf, den wir im ersten Abschnitt zu Stande gebracht, wird wieder aufgedröselt. Nur zweierlei ist neu: der Protest gegen die Bevorzugung der Söhne, wobei das Studententhum einige wohlgemeinte Hiebe erhält, und die Mittheilung, daß im Vergleich mit den frühern Hausfrauen die jetzigen gar nichts mehr zu thun haben, wenn sie nämlich keine Kinder haben, und daß sie deshalb die freigewordene Zeit zu einer nutzenbringenden Thätigkeit verwenden können. Die Hausfrau, die keine Kinder hat — man sollte fast glauben, das wäre die Regel. Frau Luise Otto merkt gar nicht, daß sie durch dies kleine harmlose Einschiebsel das ganze Aufgebot von Beredsamkeit entwaffnet, mit dem sie gegen den Müßiggang der neuen Hausfrauen ins Feld rückt. Eine kinderlose Ehe ist doch glücklicherweise eine Ausnahme — warum tant de bruit pour une omelette?

Wenn unsere Schriftstellerin weiterhin für eine größere Selbständigkeit der Frauen eifert, so muß man ihr recht geben, denn unsere Sitten haben viele lächerliche und im Grunde auch heuchlerische Beschränkungen. Im Abschnitt „Selbsthülfe" erfahren wir einiges über die Kindermädchen und außerdem über die Statuten des in Leipzig begründeten „Allgemeinen deutschen Frauenvereins", sowie den Inhalt einiger bei der Stiftung gehaltener Kränzelreden. Endlich im letzten Abschnitt: „Fortschritte und Aussichten weiblicher Erwerbsthätigkeit", werden uns die Perspectiven der Reform eröffnet, nach denen wir uns schon lange sehnten. Frau Luise Otto ist eine Romanschriftstellerin, sie kennt das Gesetz der Spannung und hebt das Beste für das letzte Kapitel auf. Kunst und Schriftstellerthum werden als Gebiete hingestellt, die schon jetzt den Frauen von Rechts wegen gehören; dann eröffnen sich den Frauen, die ja schon jetzt als Hebammen Talent zeigen, die Pforten der medicinischen Facultät:

Was in diesem einen Zweige medicinischer Studien erreicht werden kann, wird wol in jedem andern auch zu erreichen sein. Man könnte mit solchen Kliniken z. B. Sectionen für Orthopädie für Damen verbinden, ein Berufszweig, der sich nicht minder für die Frauen eignet. Wir gedachten schon einer sächsischen Frau, welche die betreffenden medicinischen Studien bei einzelnen Professoren gemacht und die Erlaubniß zur Praxis erhalten hat. Dieselbe ist bereits eine sehr ausgedehnte und zwar nicht allein um des außergewöhnlichen Rufs dieser genialen Frau willen, sondern gerade weil sie eine Frau ist. Jedes weibliche Wesen wird sich besonders in Fällen, wo eine Besichtigung des Körpers nöthig ist, wie bei Verkrümmungen, lieber von einer Geschlechtsgenossin untersuchen und behandeln lassen; und ganz aus demselben Grund als eine Forderung der Weiblichkeit sind weibliche Aerzte auf das dringendste zu wünschen. In Amerika sind dieselben längst üblich, und die Frage: ob die Frauen auch dazu befähigt sind, ist schon keine Frage mehr. Wenn man als Schwierigkeit des weiblichen Studiums derselben will geltend machen: daß zu viel Ueberwindung des Schamgefühls erfordert werde, wenn Mädchen von Professoren sich über den menschlichen Körper sollen gründlichst unterrichten lassen, so halten wir einmal wieder entgegen: warum man dies nicht auch bei den Hebammen fragt? Und dies wäre eben nur eine Frage für die Zeit des Uebergangs; denn gibt es einmal weibliche Aerzte, so wird es unter diesen auch solche geben, welche ihre Geschlechtsgenossinnen lehren können. Aber auch ganz abgesehen davon, ist jenem Einwurf doch damit zu begegnen: wenn es schlimm ist, daß einzelne Frauen im Dienst der Wissenschaft ihr Schamgefühl unterdrücken müssen, ist es denn dann nicht tausendmal schlimmer, wenn alle Frauen im Dienst ihrer Gesundheit dies zu thun verdammt sind? Gerade um die Frauen von solcher Nothwendigkeit zu befreien, wünschen wir weibliche Aerzte, und die Bornirtheit des Vorurtheils gegen einen solchen Fortschritt zu edler Sittlichkeit zeigt sich gerade hier in schlagender Weise. Es dürfen — im Durchschnitt — nicht zehn etwas „Unweibliches" thun, besser ist es, wenn dafür alle sich das Unweiblichste gefallen lassen! Es schadet der Sitte, wenn ein Mädchen anatomische Vorlesungen hört — das aber schadet nicht, wenn in der Klinik die schwangern und gebärenden Frauen, wovon viele gleichzeitig in einem Saal sich befinden, von einer Schar junger studirender Männer untersucht und beobachtet werden — das heißt das Herkommen gut! Mögen doch Männer die Männerkörper studiren, aber die Frauen überlasse man den Frauen.

Frau Luise Otto will die Weisheit des Mephistopheles zu Schanden werden lassen, die er an der bekannten Stelle dem Schüler vorträgt:

Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach,
So tausendfach,
Aus Einem Punkte zu curiren.
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr sie all' unterm Hut.

Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,
Daß eure Kunst viel' Künste übersteigt.
Zum Willkomm tappt ihr dann nach allen Siebensachen,
Um die ein andrer viele Jahre streicht,
Versteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und fasset sie, mit feurig schlauen Blicken,
Wol um die schlanke Hüfte frei,
Zu sehn, wie fest geschnürt sie sei.

Aehnlich wie die Aerzte von Frau Luise Otto werden von Minna Pinoff die Damenschneider aus den Frauengemächern gemaßregelt. Handels- und Industrieschulen für Frauen sollen dieselben für den Handel und das Handwerk ausbilden; sie sollen im Photographiren, Lithographiren und der Holzschneidekunst, als Setzerinnen in den Druckereien neue Erwerbszweige, in den Bureaux der Eisenbahnen, der Telegraphen und der Post Anstellung finden. Das ist alles praktisch und anerkennenswerth, auch sind auf allen diesen Gebieten schon Anfänge gemacht, welche Fortgang versprechen. Doch täusche man sich darüber nicht; es handelt sich hier nicht um Reformen, welche im Wesen der Sache oder im Interesse der Weiblichkeit begründet sind; es handelt sich um Abhülfe gegenüber einem socialen Nothstand. Dabei ist aber Begeisterung vom Uebel; sie ist nur berechtigt, wo es einen principiellen Fortschritt gilt. Wir erkennen das redliche Streben der Frau Luise Otto bereitwillig an; nur möge sie sich eines präcisern Stils befleißigen und nicht so viele Rosen blühen und Nachtigallen schlagen lassen, wo es sich schließlich um Handels- und Industrieschulen und orthopädische Anstalten handelt.

Bei weitem sachlicher als die Schrift der Frau Luise Otto ist die von Frau Minna Pinoff: „Die Erziehung der Frau zur Arbeit" (Nr. 2), gehalten, schon deshalb, weil sie nicht blos an die außereheliche Thätigkeit der Frauen denkt, sondern dieselben für die Ehe und für die Familie zu erziehen wünscht; ferner weil sie den Frauen auch manche Strafpredigt hält und die männerfeindlichen Ansichten zurückweist, welche die „Neuen Bahnen", das Organ von Luise Otto, vertreten. Sie stellt die weibliche Geistesbildung in den Vordergrund und gibt als die nothwendige Consequenz richtig angebahnter Bestrebungen der Frauenassociationen an: „die Versittlichung und materielle Verbesserung aller gewerbtreibenden, sowie die Veredlung und Erhebung aller nach höherer geistiger Bildung strebenden Frauen":

Vor allem sei es gesagt: Wir wollen durch diese Bestrebungen nicht eine dem weiblichen Geschlecht innewohnende, tiefwurzelnde, krankhafte Neigung zur Eitelkeit in andere Bahnen lenken, sondern wir wollen vielmehr durch sie bescheidener, anspruchsloser werden in Worten und Werken, jene Bescheidenheit uns aneignen, die größere Ansprüche an sich selbst und an unser inneres Leben macht, und sich dabei bescheiden lernt nach außen und für äußere Lebenswünsche. Besonders aber wollen wir denken und schweigen lernen da, wo ernste, denkende Männer handelnd und wirkend für die Sache der Frauen eintreten und der Frauenfrage die ihr in unserer Zeit wohlberechtigte, culturhistorische Bedeutung zu geben willens sind.

Frau Minna Pinoff führt uns alsbald in medias res. Das Schulwesen für das weibliche Geschlecht bedarf einer Reorganisation. Namentlich soll eine Realschule, wie sie dem gewerbe- und handeltreibenden männlichen Geschlecht als Grundlage dient, wol auch dem weiblichen Geschlecht zweckentsprechend sein. Während die Mitkämpfer in der neuen Richtung die Gründung von Fortbildungsanstalten befürworten, spricht sich Minna Pinoff für Vorbildungsanstalten aus. Die Strafreden gegen Luxus und Putzsucht, gegen die Geschmacklosigkeit der Mode, gegen den weiblichen Dünkel und Hochmuth wird man aus dem Munde einer Frau nur mit Anerkennung hören:

Ihr bildet euch etwas ein auf euere Geburt, an der ihr keinen Antheil habt, auf euere Stellung, die ihr euch nicht gegeben, auf euere Formen, die ihr äffisch nachahmt, auf euere Titel, die ihr euch von Vater und Mann geliehen. Was man sich nicht selbst erworben, darf man sich nicht aneignen, ein Beweis dafür, daß ihr Frauen der modernen Gesellschaft noch wenig über euch nachgedacht, ihr würdet es sonst wissen, daß das Haupt, welches ihr auf euerm Rumpfe tragt, nur ein hohles Nichts birgt; lernet erst selbst denken, streben und kämpfen, und ihr werdet euch dann von euerm Thun Rechenschaft geben; denn es könnte eine Zeit kommen, die euern Kindern den Respect abnöthigt, den die Tüchtigkeit, das Genie und die Tiefe des Gedankens für sich fordern. Lächelt nicht so höhnisch, glaubt ja nicht, daß die Welt euch für euere Nichtigkeit in alle Ewigkeit gehört. Erzieht euere Kinder zu den erhabenen Menschenpflichten, die sie sich selbst, ihren Mitmenschen und der Geschichte schulden.

Was die Frauenarbeit betrifft, so meint die Verfasserin, die Frauen seien zu jeder Arbeit berechtigt, zu der sie befähigt sind. Die verschiedenen Gewerbsarten der Frauen, die bereits selbständig oder noch nicht von ihnen ausgeübt sind, werden nach der Denkschrift des Präsidenten Lette vollständig aufgezählt:

Zu diesem Zwecke sind Logir- und Speisehäuser als äußerst nothwendige Einrichtungen für alleinstehende Frauen und Mädchen hervorzuheben, die entfernt von ihrer Heimat am fremden Orte ihre Existenz haben oder ihre Studien für ihre Lebenszwecke dort absolviren wollen. Für diese Frauenhäuser wären wiederum Frauen von der obersten Vorsteherin bis zur niedersten Wäscherin nützlich zu verwenden. Prof. Clement gibt in dem Seemannshause zu Hamburg ein mustergültiges Beispiel für ein solch einzurichtendes Institut. Daß in einem solchen Frauenhause Lehr- und Lesezimmer, Sparkassen-Bureaux und Arbeitssäle eingerichtet werden müssen, wird von Prof. Clement angebahnt.

Die „Neuen Bahnen" erhalten einen kleinen Seitenhieb:

Ich kann es nicht billigen, wenn Frauen Organe oder Zeitungen für ihre speciellen Angelegenheiten schaffen. Wozu Sonderinteressen in Sonderorganen vertreten, wo es gilt, einer allgemeinen Wirksamkeit sich einzureihen? Sollte in unsern politischen, socialen und belletristischen Organen, die der ganzen Welt ihre Spalten öffnen, nicht auch Raum genug und sogar bessere Gelegenheit vorhanden sein, unser Wirken und Streben öffentlich zu besprechen? Aufgehen im großen Ganzen und nicht untergehen in selbstischen und selbstsüchtigen Bestrebungen — das sei unser Wahlspruch.

„Die Frauen immer wieder auf ihren Beruf hinzuführen", sagt Frau Pinoff mit Recht, „sie von Jugend auf dazu zu erziehen, daß sie in ihren menschlichen Pflichten zuerst ihre weiblichen Pflichten üben lernen, sei unsere Aufgabe."

Es ist dringend geboten, gerade die Haushaltungskunde zu einem methodischen und praktischen Lehrgegenstande zu erheben. Und wenn Frau Pinoff dabei auf den Papimi-

schen Dampfkochtopf zu sprechen kommt, so gehört das noch immer mehr zur Sache, als wenn Frau Otto uns von dem leichtsinnigen Schuldenmachen der Studenten unterhält. Frau Pinoff will Arbeitsschulen, Kunstschulen, Kunstgewerbeschulen, Wirthschaftsschulen u. s. w. — uns scheint dies des Guten etwas zu viel zu sein. Nur die Errichtung von Kochschulen kommt jedenfalls einem tiefgefühlten Bedürfniß entgegen:

Errichten Sie Kochschulen, wie deren auch schon eine in Amerika besteht; denn das sogenannte feine Kochen, das ein Mädchen bei einem Stadtkoch lernt, meine ich nicht, sondern ich meine das bewußte Können, das aus einem bewußten Lernen gleich anfangs hervorgeht, ich meine das einfache, nahrhafte Kochen nach rationellen chemischen Gesetzen, das das Mädchen schon in den ersten Ort seiner Wirksamkeit als sein geistiges Eigenthum mitbringt — ich meine das richtige Verständniß für das ganz Gewöhnliche, für das Alltägliche, das man so oft, aber sehr mit Unrecht, als selbstverständlich voraussetzt, und deshalb man ewig nach dem Außergewöhnlichen und Fremden strebt.

Es ist unglaublich, was für weibliche Wesen die Kühnheit haben, sich für Köchinnen auszugeben und sich auch durch ihr Gesindebuch als solche zu legitimiren: Wesen, die mit Rindfleisch und Schmorbraten auf gespanntem Fuße leben, die so hartherzig sind, nie ein weiches Ei zu Stande zu bringen, und so schamhaft, keine Pellkartoffel zu liefern, die sich nur etwas von ihrer Schale entblößte! Mit Recht bringt Frau Pinoff am Schluß auf eine zeitgemäße Reform des Dienstbotenwesens und spricht dabei das große Wort gelassen aus: „Die Hausfrauen müssen ebenso für die Dienstboten, wie die Dienstboten für die Hausfrauen erzogen werden."

Die Schrift enthält viele anregende Betrachtungen und praktische Vorschläge. Rudolf Gottschall.

Der niederländische General Herzog Bernhard von Weimar.

Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach, königlich niederländischer General der Infanterie, von R. Starklof. Erster Band. Gotha, Thienemann. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Biographien fürstlicher Personen, wenn diese durch ausgezeichnete Persönlichkeit und einen größern Wirkungskreis in wichtiger Zeit hervorgetreten sind, haben immer ein besonderes Interesse. Mehrere solche haben wir in d. Bl. schon angezeigt, z. B. die des Herzogs Eugen von Würtemberg. Das vorliegende Werk, dessen Verfasser sich bereits im Gebiet der Truppengeschichte einen guten Namen gemacht hat, reiht sich ihnen an. Herzog Bernhard war der zweite Sohn Karl August's, der Oheim des jetzigen Großherzogs von Sachsen-Weimar und der Königin von Preußen. Der Verfasser sagt von ihm, das erhabene, ehrenfeste und gleichzeitig so franke, elastische Vorbild eines solchen Vaters, das edle Beispiel seiner Mutter und die Richtung des ganzen weimarischen Hofs, welche dieser zuvörderst durch den mächtigen Einfluß der unvergleichlichen Herzogin-Mutter Amalie von Braunschweig genommen hatte, habe den Prinzen würdig in das Leben eingeführt. „Mit reichen Geistesgaben ausgestattet, trat er in die Welt, und was der rasch sich entwickelnde Knabe versprach, der Mann hat es vollauf gehalten und eingelöst. In der That ein ganzer Mann, ein Held, ein Fürst in des Wortes höchster Bedeutung."

Der erste Abschnitt der Lebensgeschichte enthält die Knabenzeit 1792—1806. Am 30. Mai 1792 geboren, erhielt der Prinz am 3. Juni in der Taufe, welche Herder vollzog, die Namen Karl Bernhard. Die Taufrede wird uns mitgetheilt, wir heben daraus eine Stelle hervor, welche sich auf die damalige Zeit der Revolution bezieht:

Du wirst in einer Zeit geboren, die für deinen Stand, die wahre Ehre und Würde deines Geschlechts merkwürdig sein wird. Denn wie einst eine knechtische Schmeichlerverehrung die Gottheit der Prinzen übertrieb und sie damit ebenso tief herabsetzte, so wird alles das, was niedrige Leidenschaft des Gegentheils, aufgebrachter Haß, tollkühne Frechheit oder auch zu scharfer Tadel ist, dir desto mehr Gelegenheit verschaffen, deinen fürstlichen Namen auch mit fürstlichen Tugenden zu zieren und dich als einen geborenen Prinzen und Herzog, das ist, als einen, der unter vielen Tausenden der Edelste, der Vorgänger und Führer an Gemüthstapferkeit, an Verstand und Verdiensten ist, der dich ehrenden Menschheit zu beweisen.

Als der Prinz sechs Jahre alt geworden, erhielt er zum Gouverneur einen Herrn von Hintzenstern, bisher hessischer Gardekapitän. Die Wahl war keine glückliche; so viel treffliche Eigenschaften der Gouverneur auch besessen hat, eine furchtbare, momentan unbezwingliche Heftigkeit paßte nicht für den eigenthümlich weichen und biegsamen, und dabei doch wieder spröden, bei einer ans Krankhafte grenzenden Reizbarkeit von Extremen zu Extremen überspringenden Prinzen, dessen Charakter sich deshalb in der eigenthümlichen Weise, wie er später hervortrat, entwickelte. Eine unendliche Herzensgüte neben Felsenfestigkeit, eine gewaltige, oft schrankenlose Heftigkeit und ein Theil des ehemaligen Kindertrotzes als Eigensinn — das waren seine Grundzüge. Unter den Lehrern des Prinzen war der bedeutendste der Stiftsprediger Horn, der alles, was an Sanftmuth, Milde und Gutmüthigkeit in der Brust des Knaben lag, zu erhalten und zu nähren wußte. Dieser ist auch bis an sein Lebensende mit seinem Schüler im innigsten, herzlichsten Verkehr geblieben, während die Erinnerung an Hintzenstern durch Bernhard's ganzes Leben hindurch keine erfreuliche war. Im Januar 1806 kam der Prinz mit seinem Gouverneur zur weitern Ausbildung nach Dresden; als aber der Krieg ausbrach, begehrte er stürmisch denselben mitzumachen, und der Vater, welcher die preußische Avantgarde befehligte, gab ihm diese Erlaubniß. Er wurde dem Hauptquartier des Fürsten Hohenlohe überwiesen.

Der zweite Abschnitt heißt: „Von Jena bis Waterloo", und füllt den größten Theil des ersten Bandes. Natürlich finden die Kriegsbegebenheiten ihre Stelle, aber sehr geschickt und taktvoll hat der Verfasser verstanden, sie nach Maßgabe, wie Prinz Bernhard sich an ihnen betheiligt, mehr oder minder ausführlich zu behandeln. Dieser, am 9. October in Jena eingetroffen, war am 10. zum ersten male in Hohenlohe's Gefolge. Nach dem Zeugniß des

Rittmeisters Marwitz, das General Höpfner in seinem bekannten Werke, dem besten über jenen Krieg, anführt, sah man den vierzehnjährigen Knaben im dichtesten Kugelregen in der Schlacht bei Jena keine Miene verziehen. „Als ein Ordonnanzoffizier des Fürsten, ein kleiner Cornet von den braunen Husaren, erschossen wurde, sprang er weinend vom Pferde, um ihm beizuspringen. Es war eine gefährliche Stelle, und sein Gouverneur mußte ihn mit Gewalt fortziehen." Nach der unglücklichen Schlacht führte er bei Weimar, des Terrains kundig, eine wieder geschlossene Abtheilung sicher über die Ilm nnd sprengte dann vor das Schloß, die Mutter zu beruhigen. Charlotte von Schiller ist eine Zeugin dieses Auftritts gewesen, den sie in einem Briefe ergreifend beschreibt. Rasch mußte sich der Sohn wieder losreißen und seiner Pflicht folgen, wozu die Mutter ihn selbst ermuthigte. Dreißig Stunden fast ununterbrochen zu Pferde, ohne zu essen oder zu schlafen, wurde er bei seiner großen Jugend zwar sichtbar matt, aber nicht ein Laut der Klage entschlüpfte ihm, nicht einmal ein Wunsch nach Ruhe und Speise. Der Gouverneur hielt es denn für seine Pflicht, in ihn zu dringen, daß er sich von der Armee trenne nnd nach Braunschweig begebe, wo die Herzogin-Mutter sein sollte, aber erst das ernste Einschreiten des Fürsten Hohenlohe konnte den Prinzen dazu bewegen. In Braunschweig fand dieser jedoch seine Großmutter nicht und reiste weiter nach Mecklenburg, wo er in Güstrow unerwartet mit seinem Vater zusammentraf, der, nach seinem rühmlichen Gefecht bei Altenzaun (auch York's liebste Erinnerung) vom Könige von Preußen seiner Commandopflicht enthoben, auf der Reise nach Schleswig war. In Eckernförde entschloß sich der Herzog, seinen Frieden mit Napoleon zu suchen, und schickte seinen Sohn nach Weimar. Hier war der französische General Dentzel Stadtcommandant, ein geborener Deutscher, der in Jena Theologie studirt und sich durch manches im Rauhthal ausgefochtene Duell eine genaue Ortskenntniß verschafft hatte, von welcher Napoleon in der Schlacht viel Vortheil gezogen. Dentzel erleichterte der Stadt die Lasten, soviel er konnte, und Herzog Bernhard konnte fast 40 Jahre später, als jener längst verstorben war, diese Anerkennung zu seiner Tochter in Metz aussprechen, wo er einem Festungsmanöver 1845 beiwohnte. Der Aufenthalt des Prinzen in Weimar nach so schmerzlichen Ereignissen war ein freudloser; auch der Tod der Herzogin-Mutter kam dazu; sie war bald nach ihrem Bruder, dem Herzoge von Braunschweig, am gebrochenen Herzen gestorben! Im Spätsommer 1807 verließ daher Bernhard die trübe Heimat mit Freuden, um als Capitän in die nun königlich sächsische Garde zu treten. Sein bisheriger Gouverneur hatte sich verheirathet, an seine Stelle trat, durch Müffling's (des nachmals rühmlichst bekannten Generals) Empfehlung, Rühle von Lilienstern. Wir haben diesen ausgezeichneten Mann in spätern Jahren an der Spitze des preußischen Militärbildungswesens gekannt und glauben gern, daß er sich bei allen Geistesgaben und der Gediegenheit seines Charakters nicht zum Erzieher eines fürstlichen Jünglings wie Bernhard von Weimar geeignet hat. Zwischen theoretischer und praktischer Beschäftigung verging für diesen das Jahr 1808. Der neue Krieg Oesterreichs gegen Napoleon rief mit den andern Rheinbundstruppen auch die Sachsen für ihren Protector in das Feld, um das Schwert gegen das eigene Fleisch und Blut zu kehren! Der Verfasser begleitet diese Bemerkung mit dem Wunsch: „Gott wolle uns vor Wiederholung ähnlichen Unglücks bewahren!" — ein Wunsch, der leider nicht erfüllt worden ist. Bernadotte erhielt den Befehl über das sächsische Corps und Prinz Bernhard wurde als Adjoint volontaire ins Hauptquartier gezogen, mit welchem er dann am 23. April in seine Vaterstadt rückte, gewiß mit eigenthümlichen Gefühlen. Auf dem fortgesetzten Marsche wurde er zum Major befördert. In den „Erinnerungen eines Cavalerieoffiziers" (des damals sächsischen Rittmeisters v. Czettritz, später preußischen Generals) lesen wir, mit welcher Auszeichnung Bernadotte den deutschen Fürstensohn behandelt hat.

Die kriegsgeschichtliche Grundlage unsers Werks wird von nun an breiter. So berichtigt der Verfasser manche Angaben über das Gefecht bei Linz, welche den Ruhm der Würtemberger dabei geschmälert haben, namentlich des Jägerregiments Herzog Louis, jetzigen zweiten Reiterregiments, dessen Geschichte der Verfasser vor einigen Jahren veröffentlicht hat. Der Schlacht von Wagram, soweit das sächsische Corps mitwirkte, ist eine eingehende Schilderung geweiht. Prinz Bernhard schloß sich gleich am ersten Tage der großen Cavalerieattake der Sachsen an der Seite des Obersten, spätern Marschalls, Gérard freiwillig an und hieb dabei in einem förmlichen Zweikampfe einen feindlichen starken Wachtmeister vom Pferde. Nach dieser Attake von Bernadotte mit einem Auftrage abgesandt, verirrte er sich in der Dämmerung, das Pferd wurde ihm erschossen und er trat zu Fuß bei einem französischen Bataillon ein, in dessen Reihe ihn ein Schuß durch den Hut zu Boden warf, doch nicht verwundete. Der Tagesbefehl Bernadotte's, dessen Lob für die Sachsen Napoleon übelnahm, bewirkte dann die Auflösung des 9. Corps, die Sachsen traten unter Reynier's Befehl und der Prinz wurde von Presburg aus nach dem Waffenstillstande mit dem Berichte über die Schlacht von Wagram an den König von Sachsen geschickt, der in Frankfurt am Main sich aufhielt. Mit dem Frieden kehrte Bernhard nach Dresden zurück, wo er, von Rühle wenig beaufsichtigt, in schlechte Gesellschaft gerieth und auch für fremde Wechsel bürgte, sodaß der Herzog, durch die Berichte des Gouverneurs aufgebracht, den Stiftsprediger Horn nach Dresden schickte, um den Sohn wieder auf rechte Wege zu bringen. Horn fand den Prinzen im Zimmerarrest, den der König auf mehrere Wochen über ihn verhängt hatte; er kannte das Misverhältniß zwischen ihm und seinem Gouverneur und trug denn auch dazu bei, daß der Herzog demselben ein Ende machte. Rühle wurde „in Gnaden" als Oberst entlassen. Ob die Vorgänge ganz unparteiisch dargestellt sind, vermögen wir nicht zu beurtheilen, sind aber damit einverstanden, daß sie die Wichtigkeit nicht hatten, welche ihnen beigelegt ist.

Unterdessen wurde das Verhältniß Napoleon's gegen Rußland immer gespannter und der Herzog Karl August entzog seinen Sohn der Theilnahme an der neuen Verwendung der Rheinbundstruppen durch eine Reise nach Italien, auf welcher ihm diesmal keine militärischen Begleiter, sondern der sächsische Kammerherr Graf Edling und der weimarische von Gersdorff folgten. Ueber diese Reise hat der Prinz ein sorgfältiges Journal geführt, aus welchem wir Auszüge lesen. Wir erkennen daraus die Richtung, welche seine Interessen immer schärfer nahmen: es war eine vollständig reale; er hegte das lebhafteste Interesse für Dinge der verschiedensten Zweige und war unersättlich, sich darüber bis in das kleinste Detail zu belehren, sodaß er, unterstützt durch ein ausgezeichnetes Gedächtniß, eine seltene Vielseitigkeit des Wissens gewann. Der Aufenthalt in Rom führte ihn auch in künstlerische Kreise, wie in feingebildete Gesellschaft; dort feierte er noch das Osterfest 1812, dann reiste er nach Neapel, wo er beim König Murat vor dessen Abzuge zum russischen Feldzuge Audienz hatte und die prachtvollen neapolitanischen Truppen nach Norden abziehen sah. Das Mirakel des heiligen Januarius beschreibt der junge Protestant sehr ketzerisch:

Es dauerte nicht lange, so begann eine Procession von Mönchen, denen einige dreißig silberne Statuen von Heiligen aus dem Schatze des heiligen Januarius folgten. Neben dem Altar auf einem besonders dazu eingerichteten Platze befand sich eine große Menge schmuziger und zerlumpter Lazzaroniweiber, die von der Familie des Heiligen abzustammen behaupteten. Bei jeder der Statuen brüllten sie Gebete her, bis ihnen endlich das Maul verboten wurde. Sie waren aber nicht im Zaum zu halten, als man das Blut des Heiligen brachte, wo sie sich ganz unsinnig geberdeten. Das Blut, welches zu Eis gefroren ist, befindet sich in zwei krystallenen Phiolen, die wiederum in einer silbernen Kapsel stecken. Der Geistliche nahm diese in die Hand und bewegte sie hin und her, während die heilige Familie in gräßlichen Tönen ihren Vorfahren anflehte, ein Mirakel zu thun. Nach dreißig Minuten that er es erst und wirklich wurde das Blut ganz flüssig.

Auf der Rückreise brachte der Prinz noch einen Monat in Rom zu, wo er viel neue Bekanntschaften machte, wir nennen nur Delbrück, den Erzieher des Kronprinzen, und Rauch, welcher eben beschäftigt war, das Monument der Königin Louise von Preußen zu modelliren. Dann war er eine Zeit lang in Mailand, wo die Kaiserin Josephine bei der Gemahlin ihres Sohnes, des Vicekönigs von Italien, weilte; beide Frauen nahmen ihn sehr freundlich auf und zogen ihn zu Tafel und Abendcirkeln in die Villa Bonaparte. Zuletzt besuchte er noch den Comersee und den Lago-Maggiore und reiste dann über den Simplon nach Genf, um sich von dort mit endlich erhaltener Erlaubniß seines Vaters über Marseille nach Paris zu begeben. Hier kam er am 7. November an und verlebte vier glückliche Monate. Noch strahlte die Residenz des Welteroberers in vollem Glanze der Hauptstadt Europas und hatte keine Ahnung von dem Schicksal, das die halbe Million seiner Streiter in Rußland bereits mit Untergang bedrohte. Prinz Bernhard wurde der Kaiserin Marie Luise und später auch der Madame Mère, Lätitia, vorgestellt. Am 18. December kehrte dann Napoleon aus Rußland zurück, den Trümmern seiner Armee vorauseilend. Es findet sich in dem Tagebuche des Prinzen nichts über die Eindrücke verzeichnet, welche dieses Ereigniß bei ihm hervorgebracht hat. Wir vermissen überhaupt in den ersten Lebensabschnitten des Helden den Einblick in sein geistiges Leben, er selbst hat darüber nichts aufgezeichnet, seine Briefe enthalten auch nur wenig, was auf sein Urtheil schließen läßt, und der Biograph muß sich mit der fort und fort wiederholten Wendung behelfen: „es ist unzweifelhaft anzunehmen", oder: „hier wird der Prinz jedenfalls" u. s. w. Daß ihn die gewaltigen Begebenheiten der Weltgeschichte tief berührt, glauben wir gern, indessen wurden sie ihm wol im Winter 1812/13 zu Paris nicht recht klar, und daß er von den Carnevalslustbarkeiten, namentlich von den Maskenbällen in der großen Oper lebhaft angezogen worden, finden wir sehr natürlich. Endlich mußte er Paris auf die Mahnung seines Vaters verlassen, das Tagebuch bricht auf der Rückreise in Darmstadt plötzlich ab, und „wahrscheinlich wird" der Prinz Anfang April seine Vaterstadt wieder begrüßt haben. Der Herzog, um seinen Sohn nicht wieder unter fränkisches Panier zu stellen, übertrug ihm das Etappencommando in Weimar: eine seiner ersten Dienstleistungen war, Napoleon auf seiner Durchreise zur Armee am 27. April zu empfangen; er sah ihn hier zum letzten male, obwol er ihm später auf dem Schlachtfelde gegenüberstand. Die nächste Zeit gab ihm Arbeit vollauf, und es kam dem Prinzen das, was er selbst in den französischen Heerlagern gesehen hatte, sehr zu statten, um mit Energie und Festigkeit unverschämten Forderungen entgegenzutreten. Der heftige Bernhard ward ein wahrer Segen für das Land. Während des Waffenstillstandes hatte ihn der König von Sachsen zum Obersten ernannt. Nur auf die französischen Bulletins beschränkt, verlebte man in ängstlicher Spannung die Zeit nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten, und erst in der Nacht vom 19. October, nachdem der Kanonendonner von Leipzig schon drei Tage herübergeschallt, brachte der russische Oberst von Geismar mit seinem Streifcorps die Nachricht vom Siege auf das Schloß zu Weimar. Bald folgten die Truppen der Verbündeten, der Kaiser Alexander traf selbst ein und Prinz Bernhard wurde seinem Hauptquartier beigegeben, in welchem er sich bei jugendlichem Thatendrang aber nicht befriedigt fand. Der Rath eines alten Kameraden von der sächsischen Garde, den er zufällig in Schweinfurt traf, veranlaßte ihn, seinen Vater um Erlaubniß zu bitten, in die sächsische Armee, die eben reorganisirt wurde, zurücktreten zu dürfen. Der Herzog erklärte sich damit einverstanden, und der Prinz wurde von dem Generalgouverneur Sachsens, Fürsten Repnin, Anfang November mit dem Commando der Leibgrenadiergarde betraut. Eifrig half er an dem Werke der neuen Organisation, aber erst im Januar 1814 konnten die ersten Heeresabtheilungen der Sachsen, dem 3. deutschen Armeecorps unter dem Herzoge Karl August zugetheilt, in Marsch gesetzt werden. In Erfurt wäre Prinz Bernhard dabei fast ums Leben gekommen.

Die französische Besatzung hatte capitulirt und marschirte aus, vom Jubel des Volks begleitet. Dieser erreichte an dem hölzernen Obelisken, der auf dem „Anger" (Markt und Hauptstraße) noch von der Geburtstagsfeier des Königs von Rom stand, einen solchen Grad, daß der Offizier der dort aufgestellten französischen Wache, erbost und wahrscheinlich angetrunken, Feuer auf das Volk geben ließ. Prinz Bernhard, welcher zugegen war, sprengte heftig gegen ihn an und machte ihm Vorwürfe; als er dann sein Pferd wandte und nach dem nahen Gasthofe zum Römischen Kaiser ritt, lief ihm der Offizier nach und stach ihn mit dem Degen, zum Glück nur in den Schenkel. Ein junger Kaufmann, Namens Döring, entriß dem nächsten Franzosen sein Bajonett und drang auf den Offizier ein, der in wenig Augenblicken ein Opfer der Volkswuth wurde. Die nachrückenden Preußen schützten die Wache, der Obelisk aber ging in Flammen auf.

Das 3. deutsche Armeecorps zog nach Holland, wo die Hauptsache schon von Bülow gethan war. Den Prinzen Bernhard konnte der Feldzug nicht befriedigen, der wegen der geringen Streitkräfte an glänzenden Thaten arm und jedes höhern Schwunges bar blieb. Nach Beendigung desselben war er mit seinem Vater in Paris und führte dann sein Regiment aus Frankreich. Bald begannen nun, durch Thielmann's Rücksichts- und Taktlosigkeit, jene unglücklichen Verwickelungen in der sächsischen Armee, welche endlich durch manche Schuld von beiden Seiten und übereilte Maßregeln zu der bekannten traurigen Katastrophe in Lüttich führten. Bernhard hatte aber schon längst seine Truppe verlassen, um ganz aus dem sächsischen Dienst zu scheiden. Als General Lecoq, der die bewußte Adresse der Offiziere gebilligt hatte, zur Verantwortung nach Dresden berufen wurde, sollte der Prinz, der sich nicht daran betheiligt und auch nicht, obgleich von den Offizieren gedrängt, darüber ausgesprochen hatte, das Commando der Brigade übernehmen, er suchte jedoch statt dessen Urlaub nach und reichte nach dem Willen seines Vaters, der auf dem Wiener Congreß eine mögliche Bestimmung über Sachsen im Auge behielt, sein Abschiedsgesuch ein, das am 14. Januar 1815 genehmigt wurde. Unterdessen hatte er bereits eine Anstellung in niederländischen Diensten nachgesucht, welche als Chef des Regiments Oranien-Nassau erfolgte. Was ihn, außer den guten Aussichten in der neuen, bedeutend vermehrten Armee, zu dieser Wahl bewogen, „darüber liegt nichts weiteres vor".

Der junge kriegserfahrene Oberst wurde vom Prinzen von Oranien mit Auszeichnung empfangen und erhielt in kürzester Zeit Gelegenheit, sich auch hier zu bewähren. An der Spitze der nassauischen Brigade errang er sich Lorbern bei Quatrebras und Waterloo. Ihm wurde die Ehre, den Feldzug Wellington's selbständig zu eröffnen, denn er war ganz ohne Ordre gelassen, als der Feind angriff. „Meine Herren", redete er seine versammelten Bataillonscommandanten an, „ich bin vollständig ohne irgendwelche Ordre, aber ich habe noch nie gehört, daß man einen Feldzug mit einem Rückzuge beginnt, darum wollen wir zu Quatrebras standhalten." Die Schilderung des Treffens ist von dem Verfasser nach den neuesten Quellen (nur Königer's Werk, vgl. Nr. 25 und 26 d. Bl. f. 1866 war noch nicht erschienen) sehr klar und lebendig entworfen, er berichtigt aus dem Tagebuche des Prinzen, was in andern Werken der Wahrheit nicht entspricht. In der Schlacht von Waterloo bildete dessen Brigade den äußersten linken Flügel und kämpfte hier tapfer gegen die überlegene Division Durutte, sie behauptete Papelotte den ganzen Tag. Hier wurde sie zuletzt aus Misverständniß wegen ihrer noch ganz französischen Uniform von den Preußen, als deren erste Colonnen das Schlachtfeld am Flügel Wellington's erreichten, mit einem „furchtbaren Feuer" begrüßt, was ihre Haltung natürlich erschütterte. Doch klärte sich der Irrthum bald auf. In einem Privatbriefe an seinen Vater hatte Bernhard von dem letztern Ereigniß geschrieben: „Sie (die Nassauer) kamen in Deroute und ich habe sie eine Viertelstunde vom Schlachtfelde wieder gesammelt." Dieser Brief wurde ohne Wissen und Willen des Prinzen durch eine Indiscretion in der „Frankfurter Oberpostamtszeitung" veröffentlicht und der Prinz darüber von dem nassauischen General Kruse zur Rede gestellt. Er antwortete demselben mit einer Herausforderung, gab aber gleichzeitig dem Regimentscommandanten eine befriedigende Erklärung über den Brief; das Duell mit Kruse wurde nur durch die äußersten Bemühungen seines Adjutanten (frühern Jugend- und Spielgenossen) von Beulwitz verhindert, was er diesem nie vergeben hat. Zum dritten male sah er nun Paris; dem Einzug Ludwig's XVIII. wich er jedoch aus: das Benehmen des feilen Volks im vorigen Jahre hatte seinen ganzen Zorn erregt.

Es folgten nun vierzehn Friedensjahre für ihn, welche der dritte Abschnitt des Werks schildert. Der Prinz, wegen seiner Verwendung anfangs hingehalten, bis er den König, „weil man seiner vorerst nicht zu bedürfen scheine", um Urlaub bat, erhielt das Brigadecommando in Dendermonde und vermählte sich im Jahre 1816 mit der Prinzessin Ida von Meiningen, deren Bekanntschaft er schon früher gemacht hatte. Ihm war, als sein Vater am Wiener Congreß zum Großherzog erhoben, der Herzogstitel zuerkannt worden. Zu Gent, wohin er versetzt wurde, richtete er nun seine Häuslichkeit ein, Major von Beulwitz als Hofmarschall und Fräulein von Münster als Hofdame waren aus der Heimat mitgekommen. Bei der Auflösung der Divisionen und Brigaden für die Friedenszeit trat der Herzog als Generalmajor bis zum Februar 1817 in Inactivität; diese war ihm sehr lästig, aber sein Haus bildete den Glanz- und Centralpunkt des geselligen Lebens in Gent. Dabei widmete er seine Thätigkeit der Freimaurerei, der er sich schon 1809 angeschlossen hatte. Als er bei der neuen Organisation wieder eine Brigade erhielt, bat er den König um eine Anstellung in Ostindien, was jedoch auf Betrieb des Großherzogs, seines Vaters, abgelehnt wurde. Ostindien blieb seitdem sein heißer Wunsch, der sich später auch

erfüllen sollte. Als die Armeeeintheilung, die sich in keiner Weise bewährt hatte, wiederum aufgehoben wurde, erhielt er das Provinzialcommando in Ostflandern. Er hatte nun den Gedanken, sich in Amerika künftig anzusiedeln, ein Brief aus jener Zeit gibt seine Motive an. Darin heißt es unter anderm:

Man ist gewohnt, daß der größte Theil der deutschen apanagirten Prinzen entweder in Kriegsdiensten ihre besten Jahre und ihr Vermögen zusetzen, oder mit einer mäßigen Apanage ihr Leben an Höfen oder in schalen Gesellschaften hinfristen, sich und andern mit ihren Prätensionen zur Last fallen und endlich diese Welt verlassen mit der Ueberzeugung, hienieden nichts gewirkt zu haben. Gottlob, daß es noch einige gibt, die nicht in diese Kategorie gehören u. s. w.

Ehe er jedoch diesen wichtigen Schritt, sich anzukaufen, that, wollte er erst eine Reise nach den Vereinigten Staaten unternehmen; der König hatte ihm dazu ein Jahr Urlaub bewilligt, als ein Brief seines Vaters ihn bewog, die Reise noch aufzuschieben. Dieser Brief liegt nicht mehr vor, aber sein Inhalt läßt sich aus der Antwort Bernhard's genau entnehmen, welche uns mitgetheilt wird und der Gesinnung des jungen Fürsten wie seinen Anschauungen der Verhältnisse alle Ehre macht. Statt nach Amerika reiste er 1823 nach England. Auf einem Rout beim Prinzen Leopold von Koburg (dem kürzlich verstorbenen König der Belgier) traf er Wellington, mit dem er seit 1815 — die Ursache ist nicht nachzuweisen — in einem gespannten Verhältniß stand. „Er redete mich an", schreibt Bernhard, „ich konnte aber sein früheres Betragen nicht vergessen und benahm mich mit der schneidendsten Kälte gegen ihn." Von dem londoner Leben riß er sich bald los und besuchte Irland, wo er in Dublin einige Tage blieb, auch einem Cavaleriemanöver beiwohnte, das ihn aber wenig erbaute, und dann den berühmten Giant's causeway, die Riesenstraße, sah, wovon er eine sehr interessante Beschreibung gibt. Von dort ging er nach Schottland und kehrte über York zu den Seinigen in Bushypark, dem Landsitze des Herzogs von Clarence (spätern Königs Wilhelm IV.), zurück. Die Schwester seiner Gemahlin war mit diesem verheirathet. Heimgekehrt nach Holland, nahm er seinen frühern Plan wieder auf und erhielt endlich 1825 Erlaubniß, an der Expedition theilzunehmen, welche unter dem Kapitän-Lieutenant Ryk eine Instructionsreise nach den englischen, nordamerikanischen, spanischen und französischen Kriegshäfen bezweckte. Herzog Bernhard hatte zunächst nur Amerika im Auge. Sein interessantes Reisetagebuch ist im Jahre 1828 auf den Rath und Wunsch derer, denen er die Einsicht in dasselbe gestattet, vor allen Goethe's, fast ganz in seiner ursprünglichen Schreibweise herausgegeben (durch H. Luden, 2 Bde., Weimar 1828); der Biograph verweist daher auf dasselbe, und begnügt sich hier nur des Zusammenhangs wegen mit einem kurzen Abriß seiner Erlebnisse. Bei der Rückkehr nach Europa mußte er ein paar Tage im Haag verweilen, wie sehr es ihn auch nach Deutschland zu den Seinigen zog, da ihm unterdessen wieder ein Sohn geboren war. Er begrüßte den Prinzen Friedrich mit seiner jungen Gemahlin, Luise von Preußen, dem jetzt Muskau, die Perle der Niederlausitz durch die Parkschöpfung des Fürsten Pückler, gehört, wo er hochherzig in unsern Tagen sein Schloß zu einem Lazareth für die verwundeten Krieger bestimmt hat. Vom König Wilhelm der Niederlande schreibt Bernhard:

Der reinen Lehre der Legitimität nach den neuen Grundsätzen thut solch ein Monarch Schaden, denn in ihm verehrt man nicht den König, sondern den Menschen, und er verwöhnt einen so, daß wenn man andere nach seinem Maßstabe beurtheilen will, man viel mehr von ihnen verlangt, als sie öfters zu leisten im Stande sind.

Endlich fand er die Seinigen auf dem reizenden Altenstein wieder und verlebte glückliche Tage hier und zu Weimar, bis ihn sein neuer Wirkungskreis nach den Niederlanden zurückrief. Er war zum Inspecteur der Infanterie im dritten Generalcommando ernannt worden. Hier fand er denn in der Verschleppung einer wahrhaften Stärkung der nationalen Wehrkraft manchen Aerger. Da wurden ihm Anträge in Bezug auf die Krone von Griechenland gemacht. Schon früher war diese Idee angeregt worden, er war aber nicht darauf eingegangen. Sein Brief darüber bekundet seinen klaren Blick:

Ach Gott, lieber guter Vater, was für hohe Ideen hast du von mir! Ich errathe, was du mit dem griechischen Centralpunkte sagen willst. Gott wolle mich vor Hochmuth schützen und mir das nicht sehr erbauliche Beispiel eines Königs Friedrich von Böhmen, eines ephemeren Königs von Norwegen, sogar des Königs Theodor, von Stromeier in meiner ehemaligen Gardegalauniform gar schön dargestellt, beständig vor Augen halten. Auch würden die hohen Alterirten — wie ein ehemaliger nassauischer Adjutant-Unteroffizier sagte — wol schwerlich an mich denken, da ich glaube, daß sie meine Existenz ziemlich ignoriren, oder ich wenigstens nicht en odeur de sainteté bei ihnen stehe.

Nach dem Tode Karl August's 1828 traten aber neue Andeutungen hervor, England sandte ermunternde Aufforderungen, Rußlands Zustimmung war schon früher erfolgt. Herzog Bernhard blieb jedoch, als ihm ein bestimmter Antrag seines Bruders, des vorigen Großherzogs, gemacht wurde, bei seiner frühern Weigerung und motivirte dieselbe durch eine gründliche Auseinandersetzung, welche wir unsern Lesern empfehlen, weil sie durch die Entwickelung der Dinge in Griechenland bis auf die neuesten Ereignisse bestätigt worden ist. So kam das Jahr 1830 heran, das einen bedeutenden Wendepunkt auch für Bernhard bildete.

Die belgische Revolution ist im vierten Abschnitte enthalten. Wie Herzog Bernhard darüber gedacht, lesen wir aus einem Aufsatze, den er 1832 angefangen; er sucht den Grund im katholischen Klerus und hohen Adel, welche, in ihren Erwartungen auf Wiederherstellung ihrer Rechte hier getäuscht, für eine Revolution agitirten, für eine Revolution zum Anschlusse Belgiens an Frankreich unter den Bourbonen, wo ihr Weizen blühte:

Da brach im Juli 1830 in Frankreich die Revolution los gegen das Pfaffenthum und gegen die auf dieses sich stützende Dynastie; in Belgien, wo die Revolution in einem ganz andern Sinne vorbereitet war, brach sie auch los; aber sosinn los, daß die Belgier noch bis jetzt nicht darüber einig sind, warum sie sich eigentlich empört haben.

Anders lag die Sache indessen doch. An Warnungen hatte es der Herzog nicht fehlen lassen, sie waren nicht gehört worden, und erst nach dem misglückten Angriff auf Brüssel wurde er zu dem mobilen Corps berufen. Er verließ Gent, um es nie wieder zu sehen, und die Herzogin, mit sechs von ihren Kindern, mußte bald nach ihm bei Nacht in einer Barke flüchten. Von dieser Zeit an tritt der Herzog in den Vordergrund der Begebenheiten auf diesem Schauplatze der Geschichte. „Wo er befehligte", schreibt Friedrich von Gagern, sein Stabschef (1848 gegen die badischen Insurgenten gefallen), „da kehrte bei den Soldaten das Vertrauen zurück, für die Belgier wurde er bald ein Schreckbild." Daran knüpft Gagern eine Charakteristik seines Feldherrn, welche der Biograph wörtlich wiedergibt und in ihrer wunderbaren Mischung von Lob und Tadel, die ein Effectstück mit grellen Lichtern und schwarzen Schatten bildet, durch ruhige Gründe, wir glauben mit Recht, widerlegt. So sagt Gagern: „Unter Recht versteht er die von den Fürsten gegebenen Gesetze" — unsere Leser werden aus den von uns angeführten eigenen Worten des Prinzen entnehmen können, wie falsch jene Behauptung ist. Herzog Bernhard hatte gehofft, das Commando in Antwerpen zu erhalten; er wurde jedoch unter Chassé gestellt, den er „körperlich und geistig altersschwach" nennt. Als Chassé sich in die Citadelle zurückgezogen hatte, beharrte er trotz alles Wortbruchs, trotz der Unverschämtheit von seiten der Insurgenten, in seiner Unentschlossenheit, der Herzog aber drang unablässig in ihn, die Stadt zu bombardiren. Chassé zögerte, er wagte nicht, die Verantwortung zu übernehmen — ob der Herzog das thun würde? Der Herzog rief unbedenklich Ja! und das Bombardement erfolgte. Es wurde aber nicht benutzt, um die Stadt wieder zu nehmen, vielmehr am andern Tage ein Waffenstillstand abgeschlossen. Bald kam dann der Befehl, die mit Truppen überfüllte Citadelle bis auf die nöthige Besatzung zu leeren, und der Herzog, der mit auszog, athmete hoch auf.

Seine weitere kriegerische Thätigkeit, unterbrochen durch eine kurze Uebernahme des Generalgouvernements von Luxemburg, führte ihn als Generallieutenant an die Spitze der 2. Armeedivision. Es liegen sehr interessante Denkschriften und Operationsentwürfe des Herzogs für diesen Krieg vor, wobei auch auf das wahrscheinliche Eingreifen fremder Mächte Rücksicht genommen ist. Im ganzen ist es derselbe Feldzugsplan, welchen der Prinz von Oranien, jetzt zum Oberbefehlshaber ernannt, befolgte; möglich, daß Herzog Bernhard den seinigen eingereicht hat, möglich auch, daß beide ein und denselben Gedanken hatten. Es war der strategische Durchbruch des in zwei Theile geschiedenen belgischen Heeres, um dieselben einzeln zu schlagen. Am 2. August begann der denkwürdige zehntägige Feldzug; der strategische Zweck wurde vollkommen erreicht, der taktische Sieg über die feindliche Maasarmee folgte; der über die Scheldearmee, welche der König Leopold selbst führte, würde unfehlbar errungen worden sein, denn sie war von Herzog Bernhard schon auf der Seite umfaßt, als der Prinz von Oranien sie bei Löwen angriff, da brachte im entscheidenden Augenblicke ein Adjutant, begleitet von dem englischen Parlamentär Lord William Russell, die Nachricht vom Abschlusse des Waffenstillstandes und den Befehl des Prinzen von Oranien, das Feuer einzustellen. Der Herzog hatte schon auf dem Anmarsche den französischen General Belliard in seinem Reisewagen anhalten lassen und seinen Mittheilungen ähnlicher Art, wie der Bemerkung, daß der erste gegen Löwen abgefeuerte Kanonenschuß als eine Feindseligkeit gegen Frankreich angesehen werde, keine Folge gegeben; nun mußte er sich fügen. Von dem Ausbruch seines Zorns gibt Gagern eine genaue Schilderung, seine heftigen Worte gegen den englischen Abgesandten führten sogar zu Reclamationen und einem ernsthaften Notenwechsel zwischen dem niederländischen und dem englischen Cabinet. Der Krieg war aber beendigt, die siegreiche Armee, dicht gefolgt von dem französischen Corps unter Gérard, verließ Belgien. Herzog Bernhard hat das Land auch in künftigen Friedenszeiten nie wieder betreten, lieber weite Umwege gemacht, wenn eine Reise ihn durch Belgien geführt hätte. Von der ganzen belgischen Revolution hat er in seinem Leben sehr wenig gesprochen, er wollte auch nicht durch andere daran erinnert sein.

Damit schließt der erste Theil der Lebensbeschreibung; der zweite wird uns zu den erneuten wissenschaftlichen Studien des Herzogs und mit ihm auf neue Reisen führen, auch nach dem Orient; er wird den Herzog Bernhard von Weimar als Oberbefehlshaber der holländisch-indischen Armee auf Java, wo er fünf Jahre wirkte, und sein ruhiges Alter nach thatenreichem Leben schildern, bis ihn der Tod in seinem Lieblingsaufenthalt Liebenstein ereilte. Befriedigt werden unsere Leser von dem Werke scheiden, welches das Leben eines bedeutenden Mannes anziehend darstellt.

Karl Gustav von Berneck.

Kleine politische Schriften.

1. Kleine politische Schriften von Julius Fröbel. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Deutsche Reformbestrebungen vom März 1848 bis zum 15. Mai 1851. Hannover, Klindworth. 1866. Gr. 8. 18 Ngr.
3. Publicistische Skizzen von Georg August Grotefend. Hannover, Klindworth. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wenn heute eine Sammlung politischer Gelegenheitsarbeiten, deren erstes Erscheinen also jedenfalls jahreweit zurückliegt, auch selbst wenn ihr Verfasser einen literarisch bedeutsamen Namen trägt, möglicherweise von den Ereignissen antiquirt erscheint, so kann ihrer Herausgabe daraus dennoch kein Vorwurf erwachsen. Die thatsächliche Umgestaltung der centraleuropäischen Bestände hat nicht einmal so viel Zeit gebraucht, als von der Einhebung des ersten Bogens eines mäßig starken Buchs in die Presse bis zur Aushebung des letzten gewöhnlich verfließt. Wir alle stehen der zaubergleichen Wandlung noch in vollstem Erstaunen gegenüber, ohne es fassen zu können,

daß nunmehr alle Voraussetzungen einer langen politischen Gewohnheit plötzlich ohne Geltung und Bedingung für die von der überraschenden Machtentfaltung eines sieghaften Staats verheißene deutsche Zukunft sein sollen. Sicherlich bleibt dem einzelnen nichts übrig, als die vollendeten Thatsachen anzuerkennen. Allein ebenso wenig kann man es sich verhehlen, daß aus höhern politischen Gesichtspunkten gerade unter solchen Verhältnissen vollendete Thatsachen eben auch nur vollendete Thatsachen bleiben, die als solche allerdings gewisse Rechte in Anspruch zu nehmen haben, doch erst durch den geistigen Ausbau ihrer Consequenzen zu wahrhaft weltgeschichtlichen Factoren werden. Die Sprache des Schwerts, bemerkte einmal der preußische Staatsminister von Schön, drückt nichts weiter aus, als die Unklarheit des Begriffs. Ehe dieser zur Klarheit gediehen ist, kann auch unter den glänzendsten Machtvoraussetzungen an eine befriedigende Entwickelung der Verhältnisse nicht gedacht werden. Die politische Bedeutsamkeit kriegerischer Erfolge ist nach den Lehren der Geschichte stets precär, die Gegenwart hat über sich selber selten ein unbefangenes Urtheil und sie muß, trotz der Größe momentaner Errungenschaften, immer wieder auf gewisse Grundlagen der Vergangenheit zurückgreifen, um dort die Bindemittel für den Bau ihrer Zukunft zu suchen.

So bleibt selbst der politischen Gelegenheitsschrift, welche unter Verhältnissen entstand, deren principielle Voraussetzungen und thatsächliche Umgebungen durch die Macht der Ereignisse gebrochen sind, mindestens so lange eine mehr als blos historische Bedeutung gewahrt, als die vollendeten Thatsachen noch nicht als neugestaltete und neugestaltende Ordnung der Dinge sich bewährt haben. In diesem Stadium befindet sich Mitteleuropa. Durch Siege und Annexionen bis zum Main hat Preußen seine Hausmacht außerordentlich verstärkt, durch ein vorläufiges Bündniß der noch übriggebliebenen norddeutschen Einzelstaaten den Norddeutschen Bund vorerst staatsrechtlich hergestellt. Die völkerrechtliche Organisation desselben durch das Parlament steht dagegen noch aus. Der Süddeutsche Bund hat, wie es scheint, noch nicht einmal eine projectirte Gestalt gewonnen; seine ihm von Preußen zugestandene internationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde steht noch in weitem Felde. Die vollendete Thatsache ist Oesterreichs Ausschließung aus Deutschland und daß es sich Venetiens entäußert hat.

Es ist hier nicht der Ort, solche Betrachtungen weiter zu führen. So lange diese „neue Aera" noch im Stadium der Discussion befindlich ist, wird sie oft genug genöthigt sein, sich der vor dem Kriege bestandenen Thatsachen und Reformbestrebungen zu erinnern. Sie kann nicht, wie es die erste französische Revolution that und wodurch dieselbe in die Napoleonische Militärdictatur versank, die Weltgeschichte wegwischen wollen. Sie kommt sonst nicht über das Stadium der vollendeten Thatsachen hinaus, welche der nächste Krieg zerstören kann, wie sie der letzte geschaffen hat. Sie wird auch nicht umhin können, nicht blos die geistigen Vertreter der beseitigten thatsächlichen Ordnungen Deutschlands zu hören, sondern auch namentlich jene der unterlegenen nationalen Reformidee, des auf demokratischer Grundlage ruhenden Föderalismus und Großdeutschthums. Dies erscheint uns ein wesentliches Moment, um Julius Fröbel's „Kleine politische Schriften" (Nr. 1), welche diesen Grundgedanken mit seinen Nebengedanken am Faden thatsächlicher Vorgänge und Verhältnisse entwickelt und auf sie einzuwirken gesucht haben, auch jetzt, nachdem ihre Voraussetzungen factisch beseitigt sind, nicht blos für nicht antiquirt, sondern in jenem bezeichneten Sinne selbst für zeitgemäß zu halten. Auch wer Fröbel's Ansichten niemals getheilt hat, vermag die Bedeutsamkeit seines publicistischen Wirkens und die Formvollendung seiner politischen Discussion neben der Fülle praktischer publicistischer Erfahrungen in den großen Staatsverhältnissen schwerlich in Abrede zu stellen.

Hierzu kommt noch ein anderes, nicht minder schwerwiegendes Moment. Der Verfasser beabsichtigte mit der Sammlung dieser von 1852 bis zur unmittelbarsten Vergangenheit herabreichenden kleinern politischen Schriften zugleich die leitenden Gedanken seines ganzen politischen Lebens und Wirkens in ihrer ursprünglichsten Gestaltung gewissermaßen als literarischen Rechenschaftsbericht vorzulegen. Es würde sich daraus zu ergeben haben, wie Flugschriften und Zeitungsartikel eines auf bestimmten wissenschaftlichen und praktischen Principien feststehenden Publicisten, die unter den verschiedenen Einwirkungen der praktischen Ereignisse entstehen, keineswegs jedesmal als abgeschlossene politische Glaubensbekenntnisse, sondern als Schachzüge aufzufassen und zu würdigen sind, welche nur in ihrer Gesammtheit sich beständig und folgerichtig zu erweisen haben. Fröbel sagt in dieser Beziehung:

> Wenn ich hier durch den Wiederabdruck amerikanischer Zeitungsartikel belege, daß ich in Wien, während einer mehrjährigen publicistischen Wirksamkeit, die auf dem persönlichen Verkehre mit den leitenden österreichischen Staatsmännern beruhte, keine andern Grundansichten ausgesprochen, als die, zu welchen ich mich zu Neuyork und San-Francisco als Leiter oder Mitarbeiter dortiger Zeitungen bekannt habe, so darf ich wol mit Recht das Gefühl in mir tragen, von der Bezweiflung voller Unabhängigkeit meiner Ueberzeugungen und Ziele nicht betroffen zu werden.

So kam in die Sammlung allerdings auch mancher an sich minder bedeutende Aufsatz, zu dessen Aufnahme ein vorzugsweise persönlicher oder subjectiver Beweggrund leitete.

Dahin darf man zunächst wol mehrere Stücke des ersten Bandes der „Kleinen politischen Schriften" rechnen, besonders die aus amerikanischen Zeitungen reproducirten Artikel. Und dennoch enthalten auch sie, ganz abgesehen von ihren speciellen amerikanischen Interessen, sehr viel Beachtenswerthes, sowol hinsichtlich der Perspectiven, unter denen in der großen transatlantischen Republik die europäischen Dinge erscheinen, als auch hinsichtlich der europäischen Zukunftsfragen, die es heute noch ebenso sind, wie sie es damals gewesen. Wir greifen auf gut Glück hinein, und es frappirt gerade bei der heutigen Zerstörung der gewohnten mitteleuropäischen Bestände seltsam, in den Bemerkungen über „Die Zukunft Europas vom

Standpunkte des Flüchtlings" (1852) den Sätzen zu begegnen:

Kosackisch oder republikanisch? Jedermann kennt die so oft wiederholte Alternative. Ist aber damit das Gebiet unbekannter Möglichkeiten abgeschlossen? Niemand weiß, selbst heutigentags, welches von beiden Schicksalen Europa vorbehalten ist. Aber wenn es jemand wüßte, was wäre damit entschieden? Könnte nicht Europa so gut durch die Kosacken republikanisch, wie durch die Republik kosackisch werden? Wir sind durch jene Alternative in unserer Erkenntniß nicht weiter gefördert.... Das Leben in allen seinen Formen ist immer die Entwickelung eines gegebenen Princips im Conflicte mit andern Principien. Diese Entwickelung hat immer eine aufsteigende Periode, einen Culminationspunkt und eine absteigende Periode. So verhält es sich mit dem physischen und geistigen Leben des Individuums, so mit dem Leben der Völker und Gesellschaften. Aber während sich im erstern das Lebensprincip mit Nothwendigkeit erschöpfen muß, setzt sich im letztern ein neues steigendes Princip an die Stelle des sinkenden alten, und es fragt sich nur, ob und wann dieses neue sich zur vollen Herrschaft bringen kann. Das jüdische Volk hatte den Culminationspunkt seiner Entwickelung unter David und Salomo. Von da begann der Verfall. Aber gerade in diesem Verfalle bereiteten sich die Ideen vor, welche die Entstehung des Christenthums zur Folge hatten. Man hätte zur Zeit von Christus sagen können, das jüdische Volk hat keine Zukunft, und doch lag in ihm gerade einer der größten Keime der Zukunft der Welt. Wenn es nun mit Europa ähnlich wäre, hätte man ein Recht mit diesem Mangel an eigenem unmittelbaren Erfolge, hinter dem aber die Vorbereitungen viel größerer und wichtigerer Dinge liegen, die Vorsehung weniger weise und thätig zu glauben?

Hat es, um anderes beispielsweise zu berühren, nicht gerade heute, nachdem der lange nordamerikanische Bürgerkrieg sein praktisches Facit ohne volle politische Emancipation der Neger zieht, bezüglich des Staatslebens der restaurirten Republik nicht ein mehr als blos historisches Interesse, wenn wir sehen, wie Fröbel schon 1857 im radicalsten Abolitionistenblatte der Union den abstracten Gleichheitslehren entschieden entgegentreten durfte?

Aber auch von den Aufsätzen, welche unser eigenes nationalpolitisches Leben in ihrer Zeit behandeln, behalten nicht wenige selbst in der so sehr veränderten Gegenwart noch ihre bleibende Bedeutsamkeit. Die deutsche Auswanderung nach Amerika war in den letzten Jahren nicht blos numerisch, sondern fast noch mehr in ihrer publicistischen Würdigung wesentlich zurückgetreten; die Ereignisse der unmittelbarsten Vergangenheit dagegen haben ihr, namentlich in Westdeutschland, wieder einen Aufschwung gegeben, welcher voraussichtlich im nächsten Jahre die Erscheinungen von 1854—56 wiederholen dürfte. Je weniger nun Amerika, seitdem es sich auch als Militärmacht fühlen lernte, auf den Anspruch auf Beachtung, ja möglicherweise auf directe Mitwirkung in der großen europäischen Politik verzichtet zu haben scheint (denken wir z. B. an die neuesten demonstrativen Beziehungen zu Rußland), je unmittelbarer zugleich Deutschland durch eine Concentrirung seines größern Theils in der Militärmacht Preußen zur Mitleidenschaft an den europäischen Vorgängen herangezogen werden wird, desto dringender werden auch wieder Studien über „die deutsche Auswanderung und ihre nationale und culturhistorische Bedeutung", wie sie sich bereits vor der großen politischen Katastrophe Deutschlands darstellte, für jeden Politiker werden. Gelingt es aber der deutschen Nation, sich aus der jetzigen Krisis ohne gewaltsame äußerliche Störungen zu festen Gestaltungen zu entwickeln, so bleiben auch „die Forderungen der deutschen Politik", wie sie sich 1860 stellten, nicht minder beachtenswerth, als das Verhältniß, in welchem „Oesterreich und die Umgestaltung des Deutschen Bundes" ungefähr gleichzeitig zueinander standen. Denn die auf dem Volkscharakter einerseits und auf geographisch-politischen Verhältnissen andererseits beruhenden Bedingungen werden in der Gestalt gewisser Analogien unter allen Umständen ihre praktische Geltung beanspruchen.

Für Oesterreich speciell hat die Mehrzahl der Aufsätze des zweiten Bandes bleibenden Werth. Dort sind die Aufgaben der innern Umgestaltung seit der Entstehung derselben noch bisjetzt zu keinem festen Abschlusse gelangt. „Oesterreich und der Freihandel", „Staat und Nationalität im Kampfe um die österreichische Verfassung" sind dort selbst gegenwärtig noch ebenso brennende Fragen wie 1865, da die betreffenden Abhandlungen zuerst veröffentlicht wurden. Die interessanteste Genesis des österreichischen Heute gibt aber die am Schlusse des Jahres 1865 zuerst dargelegte Erörterung über „Die (moderne) österreichische Politik und ihre Wendungen", indem sie deren Methode überhaupt charakterisirt, um dann Oesterreichs Beruf und seine Macht- wie Sicherheitsbedingungen, seine Aufgaben in ihren Wechselbeziehungen mit dem Februarsystem und dessen Auflösung, die Elemente der neuen Parteibildungen zu bezeichnen und endlich den Systemwechsel als Ausgangspunkt für Oesterreichs zukünftige Politik in Betrachtung zu ziehen.

So undeutlich auch noch das Bild des norddeutschen Bundesstaats erscheint, welcher die kriegerischen Erfolge Preußens als nationalpolitische Gestaltung zu krönen bestimmt ist, so ist doch nun eine nach dem Wahlgesetz von 1849 berufene Vertretung desselben zusammengetreten. Ihr Charakter ist freilich von demjenigen des constituirenden frankfurter Parlaments, aus dem das Reichswahlgesetz hervorgegangen, ebenso wesentlich verschieden wie ihre Competenz. Gewisse Analogien müssen trotzdem hervortreten und mindestens auf spätere Zeiten ihre Geltendmachung vorbereiten können. Unter solchen Voraussetzungen bietet die zu Anfang laufenden Jahres anonym in Hannover erschienene Uebersicht der „Deutschen Reformbestrebungen vom März 1848 bis zum 15. Mai 1851" (dresdener Ministerialconferenzen) (Nr. 2) immerhin einige interessante Anhaltspunkte. Dies um so mehr, als das summarische Schriftchen, vielleicht eben weil es als aus streng conservativer Feder geflossen sich darstellt, den Meinungen sehr wenig Raum gestattet, dagegen die authentischen Belege der gouvernementalen und diplomatischen Beziehungen zu den reformatorischen und parlamentarischen Vorgängen in guter Uebersichtlichkeit zusammenstellt und mit kurzen sachlichen Erläuterungen begleitet. Dies unter den Titeln: „Die Märzereignisse", „Vorparlament", „Funfzigerausschuß", „Nationalversammlung bis zum Einzug des Reichsverwesers", „Der Reichsverweser",

„Grundrechte und Reichsverfassung", „Die Regierungen und das Parlament", „Rumpfparlament und die Gothaer", „Dreikönigsbündniß", „Interim", „Deutsche Union", „Münchener Entwurf", „Erfurter Parlament", „Berliner Fürstencongreß", „Wiedereröffnung der Bundesversammlung", „Zerfall der Union", „Olmützer Punktation", „Die dresdener Ministerialconferenzen".

Sehen wir nun hier eine gleichsam nur punktirte Zeichnung des nationalpolitischen Aufschwungs und Verfalls, welcher sich um 1848 gruppirt, so finden sich in den „Publicistischen Skizzen" von G. A. Grotefend (Nr. 3) einige Artikel, welche — ebenfalls aus streng conservativem Standpunkte und mit mittelstaatlichen Perspectiven — die spätern bundesreformatorischen Bestrebungen der Regierungen zum Gegenstand ihrer Erörterung machen. Es trifft sich offenbar nur zufällig, daß sie die Zeit umfassen, welche das vorhergehend genannte Buch noch nicht erreicht. Denn die Skizzen sind Wiederabdrücke von Journalartikeln, welche sämmtlich entstanden, ehe das internationale Recht der deutschen Staaten auf die Spitze des Schwerts gestellt ward. Ihr bleibendes Interesse auch für die nun gewordene Gegenwart beruht darin, daß sie „Aus der Geschichte der deutschen Bundesreform" namentlich jene Periode eingehend behandeln, in welcher die Bismarck'sche Politik zuerst mit denjenigen Forderungen in dieselbe eintrat, deren äußerste Consequenzen der deutsche Sommerkrieg von 1866 wenigstens bis zur Mainlinie vollzogen und mit Oesterreichs gänzlicher Hinausdrängung aus Deutschland, sowie mit Austilgung der selbständigen Staatskörper Westdeutschlands von der Nordsee bis zum Main noch weit überholt hat. Die Periode des österreichisch-preußischen Streits bei Gelegenheit und infolge der frankfurter Fürstenconferenz tritt uns hier, nachdem wir die dort angekeimten Entscheidungen in so gänzlich unberechenbarer Gestalt sich vollziehen sahen, allerdings in höchst eigenthümlicher Beleuchtung entgegen. Dies auch noch besonders, wenn wir daneben die Grotefend'schen Skizzen „Aus der äußern Geschichte des deutschen Staatsrechts" durchgehen, welche die modernen Verfassungsgesetze der einzelnen deutschen Staaten in flüchtigen Umrissen an dem Leser vorüberführen und deren Ueberblick mit der Bemerkung abschließen: „Die bunte Fülle des politischen Rechtsstoffs ist eben der Charakter, der Vorzug und der Nachtheil des politischen Lebens in Deutschland, der nach dieser Richtung niemals eine andere Einheit als etwa die einzelner oberster Principien, die Grundrechte des deutschen Volks, erstrebt hat."

Die übrigen Skizzen des Buchs sind mehr allgemeiner Natur. Nach der moralisch-politischen Seite erscheinen die beiden: „Der Staat und die Gefangenen", sowie „Der Staat und die Armen", besonders anregend, während „Das monarchische Princip und der Staatsdienst", obschon aus hochconservativen Voraussetzungen hervorgegangen, doch gerade unter den heutigen Verhältnissen manchem von den Anforderungen gewaltsamer Umstände schwer bedrängten Gewissen vielfach beruhigende Belehrung zu gewähren geeignet sein mag.

Aurelio Buddeus.

Feuilleton.

Neue Dramen.

Aufführungen von Tragödien finden gegenwärtig in Deutschland fast immer nur sporadisch statt, meistens aus localen Rücksichten, um den an demselben Ort lebenden Dichtern eine erwünschte Genugthuung zu bereiten. So ist Hermann Lingg's „Catilina" (vgl. die Beurtheilung in Nr. 43 d. Bl. f. 1864) am mannheimer Hoftheater, Friedrich Notter's auf Schiller's Malteserfragment basirtes Schauspiel „Die Johanniter" (vgl. die Kritik in Nr. 43 d. Bl. f. 1865) am stuttgarter Hoftheater zur Aufführung gekommen, welches letztere sonst dem modernen Drama gegenüber von einer unbegreiflichen Lässigkeit ist und zu den allerletzten Nachzüglern gehört. Beide Dramen, die schon längere Zeit als Bücherdramen existirten, haben sich auf der Bühne, wegen ihrer unsympathischen Stoffe, nicht behaupten können und sind, nach flüchtigem Auftauchen auf den weltbedeutenden Bretern, wieder in ihre „rein geistige" Existenz zurückgekehrt. Noch schlimmer ist es Paul Heyse's „Glücklichen Bettlern" in München ergangen; dieser neue Versuch eines in alle Formen schlüpfenden Talents, Gozzi der deutschen Bühne anzueignen, wird als gänzlich verunglückt bezeichnet. Das Vorbild Schiller's, der seine „Turandot" einem dramatischen Märchen des italienischen Lustspieldichters entlehnte, mochte Heyse's Muse verführen; doch fehlt ihr der glückliche Griff Schiller's; sie hat nicht den Takt und Sinn für das Sympathische, sondern glaubt in ihrem schlotterigen Kosmopolitismus nur blindlings zugreifen zu dürfen und jeden beliebigen Stoff mit der nöthigen Zurichtung und Politur dem Publikum bieten zu können. So hat sie hier einen Stoff gewählt, der nicht nur in einzelnen Situationen den Eindruck vollkommener Albernheit macht, sondern auch auf das ästhetische und moralische Gefühl geradezu abstoßend wirkt. Daß unsere Posse einer Verjüngung bedarf, ist oft mit Recht hervorgehoben worden; doch kann diese Verjüngung nicht aus der Anlehnung an fremde Muster hervorgehen, sondern nur aus dem nationalen und modernen Geist. Ein Possendichter, der reformatorisch wirken will, bedarf genialer Ursprünglichkeit, eines angeborenen, nicht angekünstelten Humors. Am wenigsten paßt hierfür die Heyse'sche Geleckheit, wenn sie sich bisweilen auch bärenhäutig geberdet.

Das neue Stück von E. Bauernfeld: „Aus der Gesellschaft", das am wiener Burgtheater mit Erfolg in Scene ging, hält der wiener Aristokratie den Spiegel vor und bewegt sich nicht blos in den klein- oder großbürgerlichen Verhältnissen, über welche unsere meisten Lustspiele nicht hinausgehen, selbst wenn sie adeliche Helden haben, sondern sucht auch, nach dem Vorbild der französischen Dramen, das in dieser Hinsicht nachahmenswerth erscheint, die politischen und socialen Strömungen der Zeit in die Handlung mit aufzunehmen. Der Dialog von Bauernfeld hat immer einen wohlthuenden Zug von Esprit, etwas Bewegliches und Funkelndes, wogegen seine Erfindung selten durch Neuheit und Spannung wirkt. Auch in diesem neuen Lustspiel bildet der in eine Mesalliance auslaufende Conflict der Stände die Grundlage der Handlung, welche mehr durch die aufgesetzten Lichter des Esprit, namentlich in Wien, wo auch mancherlei Bezüglichkeiten wirken, fesselt. Die zwei neuen Lustspiele von Roderich Benedix: „Zwischenträgereien" und „Ein Muttersöhnchen" haben auf den großen deutschen Bühnen kein Glück gemacht. Es fehlt diesen Stücken eben der glückliche Wurf, bei einer saubern Behandlung des im

ganzen zu ernst gehaltenen Dialogs, namentlich in dem zweiten Stück; Schürzung und Lösung des Knotens sind zu sehr nach der Schablone gearbeitet. Die bürgerliche Lebensprosa macht sich in dem ersten Stück bei einer im ganzen abenteuerlichen Verwickelung zu aufdringlich geltend. Dagegen gefiel das Lustspiel von Gustav zu Putlitz: „Spiele nicht mit dem Feuer", in Leipzig durch frisch erheiternden Dialog und poetisch warme Behandlung. Victorien Sardou's „Unsere braven Landleute" ging in Berlin und Wien an zweiten Theatern, dann in Leipzig über die Bühne, ohne durchschlagenden Erfolg, trotz der gewandten Composition; doch die Pariser der Banlieue sind ein so eigenthümlich geartetes Geschlecht, daß sie sich auf deutschen Bühnen nicht auf die Länge heimisch fühlen werden. Bei mehrern Bühnen wurde der zweite Act des Sardou'schen Stücks fortgelassen, in welchem gerade diese „braven Landleute" in Genrebildern von heiterster Wirkung photographirt werden. Hat sie schon der Dichter nur als Staffage für seine Liebesverwickelungen benutzt, so werden sie bei solcher Einrichtung des Stücks vollständig in den Rahmen gedrängt.

Ludwig Eckardt's Vorlesungen.

Professor Eckardt, der in Stuttgart, Mannheim und an andern Orten Süddeutschlands literarhistorische Vorträge unter lebhafter Theilnahme des Publikums gehalten hat, ist neuerdings mit derartigen Vorlesungen auch in Dresden und Leipzig aufgetreten. Wir wohnten der ersten Vorlesung an dem letztern Orte bei, in welcher Eckardt über Börne und Heine sprach. Sein Vortrag hat eine witzfunkelnde Lebendigkeit, ist geistreich und anregend, wenn ihm auch hin und wieder das Forcirte und Kokette nicht fehlt. Durch die Sucht nach Wirkung, durch das Haschen nach Pikantem beeinträchtigt er etwas seine sonst vollkommen berechtigte Darstellung. Wenn er Frau von Krüdener die „neue Göttin der Vernunft" und Clauren's „Mimili" die „dichterische Prophezeiung der Goßmann" nennt, so werden durch derartige Parallelen jene Erscheinungen nicht erläutert, sondern eher in ein schiefes Licht gerückt. Im übrigen nimmt Professor Eckardt für seine Beurtheilungen denselben Standpunkt ein, den wir in d. Bl. stets vertreten haben: er sieht in unsern modernen Dichtern keine Epigonen, sondern die Prognonen der Zukunft, und wenn er ihnen dabei das Banner Schiller's in die Hand drückt, so kann man auch damit vollkommen einverstanden sein. Das Gemälde der politischen und literarischen Situation der Zeit, als die moderne Richtung mit Börne und Heine in der Literatur auftauchte, war dem Vortragenden durchaus gelungen und sprach durch lebhafte Farbengebung und mannichfache Reflexe an. Daß solche Vorlesungen in jeder Hinsicht anregend wirken, ist gewiß. Bedeutender würde diese Wirkung noch sein, wenn sie in einem zusammenhängenden Cyklus ein Bild unserer modernen Literatur entrollten oder nach irgendeiner Seite hin, sei es auch der kunsthistorischen, etwas Abgeschlossenes böten; doch da Eckardt über Schumann und Wagner, über Kaulbach und George Sand in bunter Abwechselung liest, so gehen die Anregungen, die das Publikum aus seinen Vorträgen schöpft, nach zu verschiedenen Seiten auseinander, und die Intensität und Nachhaltigkeit der Wirkung wird geschmälert.

Eine Rückert-Feier in Leipzig.

Es ist immer ein erfreuliches Zeichen, wenn wir über dem Lärm der Waffen und allen politischen Errungenschaften unsere Dichter nicht vergessen, mag man uns auch oft das „Leben im Geist", wie es in der Poesie sich am volksthümlichsten ausprägt, als eine nationale Schwäche zum Vorwurf machen. So wurde in Leipzig das Andenken an Friedrich Rückert durch eine Feier im Schützenhause festlich begangen, zu welcher sich vier Vereine: Andante-Allegro, der Schiller-Verein, der Schriftstellerverein und der Künstlerverein die Hand reichten; und die zahlreiche Zuhörerschaft bewies, daß weder der hinter uns liegende Krieg noch der vor uns liegende Carneval, der in der Pleißestadt diesmal durch einen großartigen Umzug begangen werden soll, die Theilnahme für unsere nationalen Dichter abzuschwächen vermag. Da Musik, bildende Kunst und darstellende Kunst der Poesie und Eloquenz sich vereinten, um gemeinsam das Andenken des verstorbenen Dichters zu verherrlichen, so hatte die Feier in ihren Grundzügen etwas von jenem Charakter, wie ihn das Richard Wagner'sche Kunstwerk der Zukunft für sich in Anspruch nimmt. Nur scheint es uns auch hier, als ob die Musik, wie auch bei den leipziger Schiller-Festen, sich zu sehr hervordrängte, statt sich mit jener dienenden Rolle zu begnügen, wie sie die Schwesterkunst, die Malerei, in der Ausführung lebender Bilder aus Rückert'schen Gedichten durchführte. Selbständige musikalische Aufführungen, die ohne Beziehung auf den gefeierten Dichter sind, mögen sie von namhaften Künstlern mit noch so großer Meisterschaft ausgeführt werden, gehören einmal nicht in den Rahmen eines derartigen Festes. Die Hingabe an musikalische Genüsse erzeugt eine gewisse Verschwommenheit der Stimmung, welche allzu sehr gelockert wird, um den Ernst des Gedankens in sich aufzunehmen. Wenn wir einen Dichter feiern, wollen wir nicht fortwährend an den Concertsaal erinnert sein. So zeigte sich auch bei jenem Theil des Publikums, der vorzugsweise auf Musik dressirt ist, bei den ernsten Vorträgen eine gewisse Unruhe, gleich als ob diese Unterbrechung der musikalischen Aufführungen eine unwillkommene wäre.

Die dichterischen und rednerischen Vorträge bestanden aus einem Prolog, den Hofrath Marbach gedichtet hatte und selbst vortrug, aus der von Professor Möbius gehaltenen Festrede, aus dem Weihegedicht und den Textworten F. Hofmann's, mit denen die lebenden Bilder angekündigt und erläutert wurden. Alle diese Vorträge trugen in zweckentsprechender Weise dazu bei, den Hörern das geistige Gesammtbild eines Dichters vorzuführen, von welchem die Mehrzahl kaum mehr als den „Liebesfrühling" und einzelne Gedichte wie „Barbarossa" kannte; denn man darf sich darüber nicht täuschen, der Cultus Rückert's, wenn wir den Dichter nach seinen Gesammtleistungen in seiner tiefern Bedeutung erfassen, wurzelt mehr in einer stillen, wenn auch weit verbreiteten Gemeinde, als in dem großen Publikum. So machten auch die erläuternden Textworte zu den lebenden Bildern aus „Nal und Damajanti" einen offenbar befremdenden Eindruck — die indische Mythologie, Scenerie und Nomenclatur klang den Hörern so seltsam ungewohnt, als spielte die Handlung am Fuße irgendeines Mondvulkans. Dennoch hatte Dr. Paul Möbius ein vollkommenes Recht, in seiner Festrede die deutsche Eigenartigkeit des Dichters zu betonen. Noch mehr erfreute es uns, daß der Redner einen von uns stets hervorgehobenen Punkt ebenfalls mit Nachdruck zur Geltung brachte: die Vereinigung des Dichters und Denkers in den classischen und, fügen wir hinzu, auch in den modernen Größen unserer Nation. Hierin liegt auch Rückert's Bedeutung. Die wahren Fortbildner unserer classischen Epoche sind weder die experimentirenden Akademiker, denen es an Eigenheit, Gewalt und Tiefe der Weltanschauung fehlt, noch die Lyriker, die des Knaben Wunderhorn blasen, sondern diejenigen Dichter, welche, auf der Höhe der Bildung stehend, alle geistigen Strömungen der Zeit in sich vereinigen und dabei in ihre dichterische Gestaltung den tiefen Ernst des Denkens mit hereintragen. Auch die Photographen des realen Lebens, welche nur den modernen Firnis haben, können nie zu den großen Dichtern der Nation gezählt werden. Ueberhaupt hat das didaktische Element, sobald es nur in poetischen Fluß gebracht ist und nicht zur Prosa des trockenen Lehrgedichts erstarrt, in der Dichtung sein gutes Recht. Wer würde in derselben die Weisheitssprüche des Orients und der griechischen Gnomiker, wer die Rückert'sche Spruchpoesie, mag sie im Gewande des Brahmanen oder selbst im Schlafrock des deutschen Idyllikers auftreten, vermissen wollen?

Literarische Notizen.

Im Verlag von Emil Ebner in Stuttgart erscheint ein „Hausschatz deutscher Erzählungen", welcher ausgewählte und neue Werke dreier Autoren: Moritz Hartmann's, Otto Müller's und Wilhelm Raabe's enthalten soll. Die zunächst vorliegenden Lieferungen enthalten Moritz Hartmann's „Krieg um den Wald" und Otto Müllers Roman: „Bürger, ein deutsches Dichterleben". Die drei Autoren bilden ein Kleeblatt von Schriftstellern, die sich in vieler Hinsicht ergänzen. Hartmann vertritt die elegante, Müller die solide, Raabe die humoristisch-bizarre Novellistik.

Von der Sammlung der deutschen, ins Englische übersetzten Autoren: „Collection of German authors. Tauchnitz edition", liegen die ersten drei Bände vor, welche eine Uebersetzung des neuen Auerbach'schen Romans: „Auf der Höhe", unter dem Titel: „On the heights", enthalten. Die englische Romanliteratur hat lange genug einen bedeutenden Einfluß auf die deutsche ausgeübt; hoffen wir, daß nach dem Gesetz der Wechselwirkung auch die deutsche Production jetzt in England zu berechtigter Geltung kommen wird.

Von Karl Riel sind Welt- und Geschichtsbilder unter dem Titel „Natur und Geschichte" erschienen (Leipzig, Brockhaus), von denen der erste Band „Die Sternenwelt in ihrer geschichtlichen Entfaltung" bespricht.

Der erste Band von Karl Gutzkow's neuem Roman: „Hohenschwangau", dem ersten historischen Roman des vielseitigen Autors, wird am 7. März im Verlag von F. A. Brockhaus die Presse verlassen.

Von Herrn Geheimrath Carus geht uns folgende Zuschrift zu: „Der Verfasser der in Nr. 6 d. Bl. sehr eingehend angezeigten «Vergleichenden Psychologie» erlaubt sich, bei Gelegenheit der dort vorkommenden Besprechungen der Darwin'schen Lehre, auf das ausgezeichnete und neue Werk von Theodor Bischoff über Gorilla, Chimpanse und Orang-Utang (München 1867) aufmerksam zu machen, da man daselbst die anatomischen und philosophischen Beweise gegen jene Lehre, neu und vortrefflich zusammengestellt finden wird."

Bibliographie.

Assing, Ludmilla, Piero Cironi. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Italien. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Auerfeld, C., Moses Mendelssohn im Verhältniß zum Christenthum. Nebst Anhang. Erlangen, Deichert. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Bidermann, H. I., Geschichte der österreichischen Gesammt-Staats-Idee 1526 — 1804. 1ste Abth. 1526 — 1705. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bournot, M., Meta. Episches Gedicht in 12 Gesängen. Brandenburg, Wiesike. 16. 22½ Ngr.

Brachvogel, A. E., Hamlet. Roman. 3 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Brauer, E., Badische Sagenbilder in Lied und Reim. 2te vermehrte Aufl. Karlsruhe, Braun. 8. 25 Ngr.

Brehm, Meine Stellung zum zoologischen Garten in Hamburg und meine Entlassung. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 3 Ngr.

Briegleb, H. C. B., Amsterdam. Deutschland! schau' um Dich! und: schau' in Dich! Reiseeindrücke eines heidnischen Gelehrten. Der deutschen Nation gewidmet. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bruckner, G., Biblische Studien. III. Die Weisen aus dem Morgenlande. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2½ Ngr.

Burow, Julie, Die Preußen in Prag. Historischer Roman aus dem letzten deutschen Bruderkriege und der Occupation Prags durch die Preußen. Forst, Unverzagt u. Comp. 8. 2 Thlr.

Chrysander, F., G. F. Händel. 3ter Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Davis, A. J., Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden und die sieben Phasen der Ehe. Aus der amerikanischen Original-Ausgabe mit besonderer Autorisation des Verfassers ins Deutsche übersetzt von G. C. Wittig. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Meine Eindrücke aus dem bayerisch-preußischen Feldzuge im Jahre 1866. Von einem Augenzeugen. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Feder, H. v., Der Prager Friede als Grundlage der Neugestaltung Deutschlands. Ein Beitrag zur Berichtigung der Urtheile über die deutschen, insbesondere die süddeutschen politischen Verhältnisse. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 12 Ngr.

Freytag, L., Vorwärts Preußen! Politische Gedichte. Berlin, Schweigger. Gr. 8. 8 Ngr.

Friedrich, F., Die Vorkämpfer der Freiheit. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Gonéroult, C., Die Schreckensnächte. Roman. Kaiserslautern. 1866. 4. 15 Ngr.

Haller, F., Die Tochter des Bauherrn. Eine historische Novelle aus dem 17. Jahrhundert. Kaiserslautern. 1866. 8. 9 Ngr.

Heine's, H., sämmtliche Werke. Rechtmäßige Original-Ausgabe. 21ster Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1866. 8. 25 Ngr.

Hörmann, A. S., Die Tochter Texuan's oder Texas im vorigen Jahrhundert. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 8. 8 Ngr.

Horn, J. C., Bankfreiheit. Deutsche Original-Ausgabe. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 2 Thlr.

Jähns, M., Ein preußisches Festspiel. Berlin, A. Duncker. Br. 8. 2 Ngr.

Kopp, H., Sonst und Jetzt in der Chemie. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Kron, C., Bilder aus dem Basler Familienleben, in Baseldeutschen Versen. Basel, Krüsi. Br. 8. 16 Ngr.

Kugler, B., Zur Beurtheilung der deutschen Kaiserzeit. Ein Vortrag gehalten zu Tübingen im December 1866. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 6 Ngr.

Kugler, F., Geschichte Friedrichs des Großen. 6te Aufl. 1ste Lief. Leipzig, Senf. 8. 3 Ngr.

Lindner, A., Stauf und Welf. Ein historisches Schauspiel. Jena, Costenoble. 16. 24 Ngr.

Marx, A. B., Das Ideal und die Gegenwart. Jena, Costenoble. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Medem, F. L. C. Freih. v., Die Universitäts-Jahre der Herzoge Ernst Ludwig und Barnim von Pommern. Aus archivalischen Quellen. Anclam, Dietze. Gr. 8. 25 Ngr.

Mindermann, Marie, Sagen der alten Brema. Bremen, Heyse. 8. 28 Ngr.

Moy de Sons, E. Freih. v., Das Recht außerhalb der Volksabstimmung. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 21 Ngr.

Müldner, R., Novellen. Altona, Verlags-Büreau. 8. 20 Ngr.

Müller, R., Lose Tagebuchblätter zwischen Krieg und Frieden. Gedenkbuch aus der Kriegsperiode 1866. Reichenberg. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Neugestaltung Deutschlands in kirchlicher Beziehung. Ein freies Wort. Brandenburg, Wiesike. 1866. 8. 2½ Ngr.

Pflug, F., Der kleine Abbé von Savoyen. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Poinz, Staat oder Nationalität? Eine österreichische Studie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Rapp, L., Freimaurer in Tirol. Historische Skizze. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 20 Ngr.

Rauchbar, J. G. v., Leben und Thaten des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck (1620—1692). Vollendet und mit Beilagen herausgegeben von L. Curtze. I. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 20 Ngr.

Rüttimann, Das nordamerikanische Bundesstaatsrecht verglichen mit den politischen Einrichtungen der Schweiz. 1ster Thl. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schacht, L., Was ist aus Deutschland geworden? Zugleich als Nachtrag zu des Verfassers Geographie. Mainz, Kunze's Nachf. Gr. 8. 6 Ngr.

Scherr, J., Aus der Sündflutzeit. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleswig-Holstein's Verbindung mit dem preußischen Staat. Kiel, Schwers. Gr. 8. 18 Ngr.

Deutsche Schützen-, Turner- und Liederbrüder, oder: Was will das Volk? Zeitgeschichtlicher Roman vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie", „Die Herren vom Kleeblatt", „Das Geschlecht der Zukunft" 2c. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr.

Die Seeschlacht bei Lissa, nach den Berichten und Urtheilen der englischen Presse. Wien, Hilberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Spielhagen, F., Faust und Nathan. Ein Vortrag gehalten im Saale des Berliner Handwerkervereins am 13. December 1866. Berlin, F. Duncker. 8. 5 Ngr.

Stein-Kochberg, F. Freih. v., Kleine Staaten. Eine Studie. Weimar, Dittmar. Gr. 8. 6 Ngr.

Stolberg-Stolberg, Louise Gräfin zu, Zum Gedächtniß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Aeltere und neuere Königslieder. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 1 Thlr.

Storck, W., Lose Ranken. Ein Büchlein Catullischer Lieder. Münster, Brunn. Gr. 16. 24 Ngr.

Streckfuß, A., Berlin im 19. Jahrhundert. 1ste und 2te Lief. Berlin, Seibel. Gr. 8. à 3 Ngr.

Tempeltey, E., Theodor Storm's Dichtungen. Ein Vortrag. Kiel, Schwers. Gr. 8. 9 Ngr.

Töppen, M., Aberglauben aus Masuren. Königsberg. Lex.-8. 12 Ngr.

Uebersicht des Königl. Hofgartens zu Veitshöchheim nach der neu aufgefundenen philosophischen Grundlage von der Welt- und der Einzelseele. Würzburg. 1866. 8. 8 Ngr.

Varchmin, F. W. v., Die Schlacht bei Belle-Alliance. Eine Jubelschrift auf das Jahr 1865. Berlin. 1865. 8. 10 Ngr.

Waldemar, A., Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen. Dramatisches Gedicht. Karlsruhe, Creuzbauer. Gr. 16. 18 Ngr.

Winterfeld, C. v., Geschichte der preußischen Feldzüge von 1866. Potsdam, Döring. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Witte, H., Monarchie oder Demokratie? Greifswald, Akad. Buchh. Gr. 8. 5 Ngr.

Zirngiebl, E., Friedr. Heinr. Jacobi's Leben, Dichten und Denken. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und Philosophie. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

[illegible]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Seelenfortdauer und die Vollstellung des Menschen.

[illegible] und ein Beitrag [illegible] einer Philosophie der [illegible]

Von

[illegible] Fichte.

[illegible]

[illegible]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium.

Von

Lorenz Stein.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

[illegible] des berühmten wiener Professors der National- [illegible] an dessen „Lehrbuch der Volkswirthschaft" [illegible], erfüllt den doppelten Zweck: das richtige [illegible] dem Wesen und der Function eines guten [illegible] fördern, und eine vergleichende Finanzwissen- [illegible] Führung der positiven Daten auf die elemen- [illegible] Steuerwesens herzustellen. Es ist an meh- [illegible] als Compendium in Gebrauch und eignet [illegible] streng didaktischen Darstellung und steten Bezug- [illegible] Elemente der Gesellschaftslehre vorzüglich auch zum

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Vier Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein Altmeister der Wissenschaft, der Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, Geheimrath Carus in Dresden, veröffentlicht in diesem, nun vollständig vorliegenden Werke die Geschichte seines innern und äußern Lebensgangs, seiner akademischen und ärztlichen Berufsthätigkeit, seines Wirkens als Schriftsteller und Künstler, seiner Reisen, endlich seines Umgangs und brieflichen Verkehrs mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Reich an wechselnden Bildern und gehaltvollen Aussprüchen über Wissenschaft, Kunst und Leben, gewähren die Denkwürdigkeiten des so vielseitig hervorragenden Gelehrten eine höchst anregende Lektüre; sie bilden ein Stück Zeit- und Culturgeschichte, das ein halbes Jahrhundert umfaßt und dauernden Werth in Anspruch nehmen darf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 14. März 1867.

Inhalt: Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. Erster Artikel. — Die Fortsetzung von Hermann Lingg's „Völkerwanderung". Von Rudolf Gottschall. — Zur Geschichte der Geographie. Von Karl Zimmer. — Feuilleton. (Zwei Artikel der „Revue des deux mondes"; Ein englisches Urtheil über das Lindner'sche Drama.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

Erster Artikel.

1. Iphigenie in Delphi. Ein Schauspiel von Joseph Victor Widmann. Winterthur, Lücke. 1865. 8. 15 Ngr.

Dieses Drama, das sich Goethe's „Iphigenie in Tauris" in Geist, Gestalt und Einrichtung zum Muster genommen, hat in der That sein Vorbild in vieler Beziehung erreicht und darf als eine im classischen Stile mit poetischem Schwung und anmuthiger Gefühlswärme durchhauchte Arbeit hoch über die gewöhnliche Stückmacherei hinausgehoben werden. Es ist ein so schöner Adel der Gesinnung, eine solche Würde des Ausdrucks, ein so wahrhaft goethisch-beseelter Hellenismus darin, daß man alle Ursache hat, das Werk, wenn auch zunächst nur als eine glückliche Studie aus vollem Herzen heraus willkommen zu heißen. Beweist uns dasselbe doch vor allem, daß es immer noch Dramatiker unter uns gibt, die mit offenem und geläutertem Sinne dem Beispiele unserer ersten Dichter folgen und wol im Stande sind, deren Tendenzen und Sprache sich in ziemlich vollkommenem Grade zu eigen zu machen. Inhalt und Proben aus Widmann's „Iphigenie in Delphi" mögen das beweisen.

Die Handlung des Stücks ist einfach und klar, in großen Zügen und ohne allen episodenhaften Ausputz durchgeführt. Elektra kommt nach Delphi, um die Axt, „woran das Blut so vieler edler Tantaliden klebt", dem Schutzgott ihres Stammes, Phöbus Apollo, als Weihgeschenk aufzustellen. Sie erwartet Orest zurück und glaubt, nachdem „vergangener Tage letztes, grässliches Andenken gesühnt", endlich wieder einmal das Glück der Familie lächeln zu sehen. Mitten in den Rausch dieser angenehmen Erwartung tritt nun aber auf einmal ein Grieche, der Orest und Pylades mit nach Tauris begleitet und dort gesehen hat, wie ersterer zum Opfertode geschleppt wurde. Entsetzt und voll Schrecken war er entflohen, um der Schwester seinen Tod zu melden, den er berechtigt ist anzunehmen, da er den gütlichen Ausgang der Unternehmung nicht mehr mit erlebt, also nicht weiß, daß sein Fürst an jenem unwirthbaren Gestade die andere Schwester traf und von dieser gerettet wurde. Von dieser Nachricht wird Elektra natürlich in ihre Verzweiflung zurückgeschleudert.

Im zweiten Acte kommen Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls nach Delphi, um dem Gotte zu opfern. Sie sind glücklich aus der Fremde zurückgekehrt und, selig darüber, den Boden der Heimat wieder unter ihren Füßen zu fühlen, drängt es sie, ehe sie die Schwelle des älterlichen Palastes betreten, Apollo den Dank ihrer Herzen darzubringen.

Indeß Orest und Pylades das Heiligthum besuchen, um die nöthigen Vorkehrungen für diese Dankbarbringung zu treffen, stößt Iphigenie während des dritten Actes auf die klagende Elektra und schließt, ohne sie und ihr Geschick, das ihr nur andeutungsweise mitgetheilt wird, zu erkennen, sich dieser vertrauensvoll an. Kaum ist dies geschehen, so kommt jener Grieche aus dem ersten Act, um Elektra mitzutheilen, daß die Busenfreundin, die sie eben gefunden zu haben meint, die Mörderin ihres Bruders ist. Elektra, darüber außer sich und annehmend, daß jene Furie nur gekommen, um heuchlerisch auch sie ins Verderben zu ziehen, beschließt die Heimtückische, in der Nacht, wo sie sich mit der Fremden ein Stelldichein im Haine des Apollo gegeben, zu ermorden. Ihre Dienerin und der Grieche bereden sie indessen den Mord auf den nächsten Tag zu verschieben.

So kommt es, daß im vierten Acte Iphigenie die rasch gewonnene Freundin vergebens erwartet und, von dem besorgten Orest aufgesucht, sich hinwegbegibt. Elektra, die aber schließlich doch auch erscheint, erfährt nun von ihrer Dienerin, daß der Schatten Orest's um die Fremde nächtlich umherschwebe, wahrscheinlich, weil er seine Ruhe noch nicht gefunden. Das entflammt nun Elektra vollends zur Rachethat, die sie denn im fünften Acte auch mit der verhängnißvollen Axt auszuführen herbeikommt. Als sie indeß die Mordwaffe erhebt, ihr Opfer zu fällen, tritt der lebende Orest dazwischen, um dann rasch die allgemeine Verständigung herbeizuführen.

Man wird zu bekennen haben, daß Gang und Entwickelung des Schauspiels in ruhiger Stetigkeit fortschreiten und das Publikum nothwendig [illegible] reifen

müssen. Nur im vierten Acte findet eine Stockung statt, und hier hätte der Dichter das Ausbleiben Elektra's und die Verzögerung ihrer Rachethat jedenfalls besser und drastischer zu motiviren gehabt.

Die Sprache, edel und rein, gedankenvoll und mächtig gehoben durch den Athem echter Menschlichkeit, trägt nicht wenig dazu bei, die Seele des Lesers anzumuthen und für den Lauf der Begebenheit zu interessiren.

Einzelne kleine Nachlässigkeiten, wie etwa: „Und geht ihm's wohl?" oder: „Daß ich hier wart' auf eine fremde Jungfrau" — wofür doch wol schon besser gesagt worden wäre: „Daß ich hier einer fremden Jungfrau harre" —, kommen gegen die Feinheit, Sauberkeit und Glätte der Verse im allgemeinen nicht in Betracht. Die Diction ist in der That eine wahrhaft Goethe'sche, voll edler Plastik, schlank und frei geformt, dabei stets ungekünstelt im Ausdruck, klar im Sinn und ebenso warm als wahr in der Stimmung. Nachstehende Auszüge mögen das beweisen:

Iphigenie.

Im Schmerz ausharren ist die größte That.

Orest.

Dann muß der Schmerz es sein für eine Welt,
Wie's von Prometheus heißt in allen Liedern:
An seinen Eingeweiden mästet sich
Gefräß'ger Geier wilder Flug, weil einst
Der nun Gebändigte den Sterblichen
Schutzgott und König wollte sein. Es drängte
Sich das von ihm geschaffne Menschenvolk
Vertrauensvoll an ihn; er saß hochhäuptig
In seiner Kinder Mitte, und die Arme
Streckt' er weit über die unschuld'ge Schar,
Daß nicht der Götter Frevelmuth und Herrschsucht
In Knechte sich die leichtbethörte Menge
Verwandle. — Da ward ihm sein Los bestimmt.
Doch an die einfach edle große Seele
Kommt nicht der Schmerz, sie überdauert göttlich
Den Geierbiß und harret der Erlösung.
Wir aber, stets bewegt von tausend Trieben,
Nach allem strebend und doch nichts vollendend,
Wie sollten wir den ernst erhabenen,
Kraftvollen alten Helden uns vergleichen?

Iphigenie.

Einst sah von Bergeshöh' ich einen Strom,
Der breit am Rand der dunkeln Ebene
Hinflutend, silberglänzend in den Himmel
Sich zu ergießen schien; — und als ich hinkam
Floß er, wie andre Erdenströme, ruhig
In seinem Bett, und hoch auch über ihm
Wie über allem stand der ferne Himmel.
So in das Dämmerlicht der alten Zeit
Entrückt, erscheinen Götter uns die Ahnen,
Und waren Menschen arm und reich wie wir.

Als Seitenstück zu Goethe's:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht u. s. w.

stehe hier ein Lied auch der Widmann'schen Iphigenie, das also lautet:

Gut seid ihr Götter,
Freundlich und liebreich,
Gnädig und mild! —
— — — —
Aus eures Himmels
Hellen Gefilden
Sendet ihr Strahlen
Wärmenden Lichts,
Und aus geballten
Finsteren Wolken
Labenden Regen
Der Sommernacht.

Auch dem Sterblichen
Wie es ihm gut ist
Mischet ihr weise
Leid und Lust.
Drum gleich der Blume,
Die Nachts den Kelch,
Den duftenden, öffnet,
Und früh der Sonne
Sich wendet zu,
So breite die Arme
Der Mensch gen Himmel
Und hebe den Blick
Zu euch Göttern empor!

Ihr habt der Erde,
Ihr habt dem Meere,
Ihr habt den Sternen
Gesetze gestellt.
Uns Menschen nur eines:
Zu euch zu kommen,
Gleich euch zu lieben
Und glücklich zu sein.

Daß es an schönen, weisheitsvollen und dabei ganz ungesuchten Aussprüchen nicht fehlt, möge nachstehende kleine Blumenlese darthun:

Falls ungeahnter Wechsel plötzlich käme,
Was hätten dann wir, wenn nicht über Wogen
Und Sturm erhaben, tief im Innern uns
Zwei steile Burgen ständen: hoher Sinn,
Und ein in sich gekehrtes, starkes Herz?

In jedem Schmerz liegt neue Seligkeit.

Des Weibes sanftes Vorrecht ist Verzeihn.

Ja, edle Kinder zeugt der Schmerz.

Sei die Dichtung zum Lesen empfohlen. Daß sie auch der Darstellung würdig, unterliegt keinem Zweifel. Würde der vierte Act etwas umgearbeitet und erhielte in ihm die Spannung mehr dramatischen Ausbau, gewissermaßen mehr dramatische Wölbung, so würden bei guter Darstellung vor einem gebildeten Publikum auch erhebende Wirkung und zustimmender Beifall gewiß nicht fehlen. *)

2. Otto der Erste. Historisches Drama in fünf Aufzügen von C. F. Flemming. Kowno, Müller. 1865. 8. 15 Ngr.
3. Otto der Zweite. Trauerspiel in fünf Aufzügen von C. F. Flemming. Kowno, Müller. 1865. 8. 15 Ngr.

In dem Verfasser dieser beiden Dramen steckt unleugbar dramatisches Talent. Seine Arbeiten zeichnen sich

*) Wir können nicht unterlassen, hier auf Friedrich Halm's „Iphigenie in Delphi" hinzuweisen, welcher im Gang der Handlung, in der Eintheilung der Acte und Scenen das Widmann'sche Drama auf das überraschendste ähnlich ist. Bekanntlich wollte Goethe eine „Iphigenie in Delphi" schreiben. Alle derartigen antiken Stoffe, die wir, beiläufig gesagt, für die Bühne der Gegenwart nicht mehr geeignet finden, sind gleichsam von Haus aus schablonisch und dramatisch fertig, sodaß die Aehnlichkeit der Anlage bei verschiedenen Dichtern, die sie behandeln, nicht auffällig sein kann.
D. Red.

durch eine gewisse Straffheit sowol der Form, als der Sprache aus. Sie haben nicht nur das Wesen dramatischer Dichtungen, sondern auch deren Naturell, das sich im ganzen Wurf und Gang dieser Trauerspiele ausprägt. Hätte der Autor glücklichere Stoffe gewählt, oder verstanden, aus ihnen wenigstens seine Grundideen drastischer herauszuarbeiten, so würde man immerhin Ursache haben, seine Werke mit Dank zu begrüßen und den Bühnen zur Aufführung zu empfehlen. Ist die deutsche Kaisergeschichte leider aber schon an und für sich keine recht erfreuliche, so wird sie hier vollends unerquicklich, weil Flemming sich entgehen ließ, sich mit der politischen Erkenntniß der Neuzeit warnend und mahnend darüberzustellen. Er gibt uns in seinen Stücken einen großen Theil unsers geschichtlichen Elends, aber er thut es, ohne eine recht eindringliche Moral daraus zu ziehen. Er beherrscht die Handlung nicht zu bestimmten Zwecken und Zielen, sondern es wächst ihm dieselbe so über den Kopf, daß sie eigentlich ohne jeden höhern Austrag bleibt. Auch vermißt man recht schmerzlich irgendeine sympathische Figur darin. Der Dichter weiß sich keinen Helden zu schaffen, wie das sogleich eine kurze Inhaltsangabe seiner Stücke beweisen wird.

In „Otto der Erste" wird uns der lange Kampf vorgeführt, den der deutsche König mit seinem Sohne Ludolph und seinem Eidam, dem Herzog Konrad von Lothringen, durchzufechten hat, und welcher nur daraus entsteht, daß diese beiden in Heinrich, Herzog von Baiern, dem Bruder des Monarchen, den bösen Genius des Reichs sehen, den sie verbannt wissen wollen. Weil Otto I. zu schwach ist, dies zu thun und sich, trotz seines verpfändeten Wortes, von jenem Baiernherzog zum Unheil des Reichs beherrschen läßt, entspinnt sich ein Krieg, der Deutschland ausmergelt und schließlich Ludolph sowol als Konrad erliegen läßt, trotzdem doch eigentlich das Recht auf ihrer Seite ist, denn Herzog Heinrich ist in der That ein Bösewicht und intriguanter Tyrann des schwachen Königs.

Für wen aber soll man sich in dieser Gesellschaft recht interessiren? Ludolph und Konrad wären allerdings die geeignetsten Figuren dafür, aber leider hat der Autor versäumt, sie uns menschlich besonders nahe zu rücken. Nur wenn sie die tragische Schuld erkennten, die sie auf sich laden, indem sie den eigenen Vater und Schwiegervater zum beabsichtigten Vortheil des Vaterlandes befehden, würde das geschehen. Sie müßten, um den Erzfeind des deutschen Volks und Reichs vom Throne zu entfernen, dem Zorn des Himmels sich opfern, also mit vollem Bewußtsein, mit voller Einsicht in ihr Verhängniß verfahren. Daß dies Moment in ihrem Handeln fehlt, bringt sie um die Theilnahme des Publikums. Um dieselbe auch außerdem noch zu steigern, hätte Herzog Heinrich schwärzer und dämonischer geschildert werden müssen. Selbstverständlich durfte er nicht, wie es im Stück geschieht, unzermalmt aus dem Ablaufe desselben herausfallen. Sein ungestraftes Verschwinden aus der Handlung ist ein Misgriff, ebenso wie Otto's uninteressante Schlaffheit.

Aus diesem Otto war ein Stück deutschen Lear's zu machen, wenn der Dichter ihn so hinstellte, daß er das Beste wollend, aber der Schmeichelei und Verstellungskunst zugänglich, dem falschen Bruder sich ergibt, indeß er der Wahrheit seiner Kinder sich verschließt.

Welche Conflicte, welche kühnen und hochtragischen Züge mußten sich aus einer Fassung des Stoffs in dieser Art ergeben! Wahrlich, hier lag das Zeug zu einem mächtigen, tief erschütternden Drama, und da man Flemming Begabung nothwendig zuerkennen muß, so ist es doppelt zu bedauern, daß er die Handlung zu sehr vom gewöhnlichen Standpunkte aus und ohne alle Erhabenheit und Größe der Conception zur Darstellung brachte. Die Schlußworte seines Otto sind eine Art von Verurtheilung des Stücks, denn der Verfasser läßt darin sozusagen sein eigenes Sündenregister aufdecken, indem er Momente erwähnt, die entschieden, wenigstens in drastisch hervortretender Weise, dem Drama fehlen und es damit eben zum größten Theile hinfällig machen.

An der Leiche Ludolph's declamirt der deutsche König:

Nie war ein Sieg umflort von größrer Trauer!
Ein Sieg voll Ruhm und Heil ward uns geschenkt,
Den man wird preisen nach viel hundert Jahren;
Denn frei ward Deutschland in der Schlacht am Lech.
Doch, der euch führte, tapfre, deutsche Scharen,
Er steht nun einsam vor dem freien Weg!
O was ist Menschenwitz vor Gottes Rath!
Was ist vor Gottes Macht der Menschen Ringen!
Gebrechlich hinterm Aufschwung hinkt die That,
Dem langen Klügeln folgt ein lahm Vollbringen!
Ich wollt' ein einig deutsches Reich uns gründen,
Stark und beständig jeder Feindesmacht
Gen Abend, Morgen oder Mitternacht,
Und bessre Wehr nicht meint' ich ihm zu finden,
Als meines Bluts Genossen. — Armer Plan!
Er barst in Scherben wie ein Schild von Glas:
Die Hüter selbst in ihrem blinden Wahn
Zerstörten ihn durch Eifersucht und Haß.
Ihr Herrscher Deutschlands, die ihr nach mir kommt,
Wollt ihr dereinst mein großes Werk vollenden;
Die Großen scheun die Einheit, die uns frommt,
Drum an die Völker muß der Ruf sich wenden!
Erst wenn die Fürsten mit den Völkern gehn,
Wird Deutschland groß und seiner würdig stehn!

Das ist sehr wahr und schön gesagt, ist aber hier eine bloße Redensart, die durch das Stück gar keine eigentliche Grundlage findet. Wenn mitten in ihrem Zwiespalt die Fürsten durch den Einbruch des Auslands überrascht und durch das Volk zur Versöhnung getrieben würden, wenn Otto die Falschheit seines Bruders und seine eigene Verblendung inne würde dadurch, daß er seine Söhne für sich und das Reich im entscheidenden Augenblicke fallen sähe und sie in dieser Weise ihre tragische Schuld, sich thätlich gegen Vater und Staatsoberhaupt vergangen zu haben, sühnten — so wäre das Recht zu jenen Schlußversen vorhanden. Wie das Schauspiel jetzt ist, fehlt dasselbe. Namentlich erscheint als Mangel, daß das Volk gar nicht in Scene tritt, sich überhaupt gar keine rechte Wendung und Katastrophe ergibt. Der Verfasser

Anders lag die Sache indessen doch. An Warnungen hatte es der Herzog nicht fehlen lassen, sie waren nicht gehört worden, und erst nach dem misglückten Angriff auf Brüssel wurde er zu dem mobilen Corps berufen. Er verließ Gent, um es nie wieder zu sehen, und die Herzogin, mit sechs von ihren Kindern, mußte bald nach ihm bei Nacht in einer Barke flüchten. Von dieser Zeit an tritt der Herzog in den Vordergrund der Begebenheiten auf diesem Schauplatze der Geschichte. „Wo er befehligte", schreibt Friedrich von Gagern, sein Stabschef (1848 gegen die badischen Insurgenten gefallen), „da kehrte bei den Soldaten das Vertrauen zurück, für die Belgier wurde er bald ein Schreckbild." Daran knüpft Gagern eine Charakteristik seines Feldherrn, welche der Biograph wörtlich wiedergibt und in ihrer wunderbaren Mischung von Lob und Tadel, die ein Effectstück mit grellen Lichtern und schwarzen Schatten bildet, durch ruhige Gründe, wir glauben mit Recht, widerlegt. So sagt Gagern: „Unter Recht versteht er die von den Fürsten gegebenen Gesetze" — unsere Leser werden aus den von uns angeführten eigenen Worten des Prinzen entnehmen können, wie falsch jene Behauptung ist. Herzog Bernhard hatte gehofft, das Commando in Antwerpen zu erhalten; er wurde jedoch unter Chassé gestellt, den er „körperlich und geistig altersschwach" nennt. Als Chassé sich in die Citadelle zurückgezogen hatte, beharrte er trotz alles Wortbruchs, trotz der Unverschämtheit von seiten der Insurgenten, in seiner Unentschlossenheit, der Herzog aber drang unablässig in ihn, die Stadt zu bombardiren. Chassé zögerte, er wagte nicht, die Verantwortung zu übernehmen — ob der Herzog das thun würde? Der Herzog rief unbedenklich Ja! und das Bombardement erfolgte. Es wurde aber nicht benutzt, um die Stadt wieder zu nehmen, vielmehr am andern Tage ein Waffenstillstand abgeschlossen. Bald kam dann der Befehl, die mit Truppen überfüllte Citadelle bis auf die nöthige Besatzung zu leeren, und der Herzog, der mit auszog, athmete hoch auf.

Seine weitere kriegerische Thätigkeit, unterbrochen durch eine kurze Uebernahme des Generalgouvernements von Luxemburg, führte ihn als Generallieutenant an die Spitze der 2. Armeedivision. Es liegen sehr interessante Denkschriften und Operationsentwürfe des Herzogs für diesen Krieg vor, wobei auch auf das wahrscheinliche Eingreifen fremder Mächte Rücksicht genommen ist. Im ganzen ist es derselbe Feldzugsplan, welchen der Prinz von Oranien, jetzt zum Oberbefehlshaber ernannt, befolgte; möglich, daß Herzog Bernhard den seinigen eingereicht hat, möglich auch, daß beide ein und denselben Gedanken hatten. Es war der strategische Durchbruch des in zwei Theile geschiedenen belgischen Heeres, um dieselben einzeln zu schlagen. Am 2. August begann der denkwürdige zehntägige Feldzug; der strategische Zweck wurde vollkommen erreicht, der taktische Sieg über die feindliche Maasarmee folgte; der über die Scheldearmee, welche der König Leopold selbst führte, würde unfehlbar errungen worden sein, denn sie war von Herzog Bernhard schon auf der Seite umfaßt, als der Prinz von Oranien sie bei Löwen angriff, da brachte im entscheidenden Augenblicke ein Adjutant, begleitet von dem englischen Parlamentär Lord William Russell, die Nachricht vom Abschlusse des Waffenstillstandes und den Befehl des Prinzen von Oranien, das Feuer einzustellen. Der Herzog hatte schon auf dem Anmarsche den französischen General Belliard in seinem Reisewagen anhalten lassen und seinen Mittheilungen ähnlicher Art, wie der Bemerkung, daß der erste gegen Löwen abgefeuerte Kanonenschuß als eine Feindseligkeit gegen Frankreich angesehen werde, keine Folge gegeben; nun mußte er sich fügen. Von dem Ausbruch seines Zorns gibt Gagern eine genaue Schilderung, seine heftigen Worte gegen den englischen Abgesandten führten sogar zu Reclamationen und einem ernsthaften Notenwechsel zwischen dem niederländischen und dem englischen Cabinet. Der Krieg war aber beendigt, die siegreiche Armee, dicht gefolgt von dem französischen Corps unter Gérard, verließ Belgien. Herzog Bernhard hat das Land auch in künftigen Friedenszeiten nie wieder betreten, lieber weite Umwege gemacht, wenn eine Reise ihn durch Belgien geführt hätte. Von der ganzen belgischen Revolution hat er in seinem Leben sehr wenig gesprochen, er wollte auch nicht durch andere daran erinnert sein.

Damit schließt der erste Theil der Lebensbeschreibung; der zweite wird uns zu den erneuten wissenschaftlichen Studien des Herzogs und mit ihm auf neue Reisen führen, auch nach dem Orient; er wird den Herzog Bernhard von Weimar als Oberbefehlshaber der holländisch-indischen Armee auf Java, wo er fünf Jahre wirkte, und sein ruhiges Alter nach thatenreichem Leben schildern, bis ihn der Tod in seinem Lieblingsaufenthalt Liebenstein ereilte. Befriedigt werden unsere Leser von dem Werke scheiden, welches das Leben eines bedeutenden Mannes anziehend darstellt.

Karl Gustav von Bernuth.

Kleine politische Schriften.

1. Kleine politische Schriften von Julius Fröbel. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Deutsche Reformbestrebungen vom März 1848 bis zum 15. Mai 1851. Hannover, Klindworth. 1866. Gr. 8. 18 Ngr.
3. Publicistische Skizzen von Georg August Grotefend. Hannover, Klindworth. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wenn heute eine Sammlung politischer Gelegenheitsarbeiten, deren erstes Erscheinen also jedenfalls jahreweit zurückliegt, auch selbst wenn ihr Verfasser einen literarisch bedeutsamen Namen trägt, möglicherweise von den Ereignissen antiquirt erscheint, so kann ihrer Herausgabe daraus dennoch kein Vorwurf erwachsen. Die thatsächliche Umgestaltung der centraleuropäischen Bestände hat nicht einmal so viel Zeit gebraucht, als von der Einhebung des ersten Bogens eines mäßig starken Buchs in die Presse bis zur Aushebung des letzten gewöhnlich verfließt. Wir alle stehen der zaubergleichen Wandlung noch in vollstem Erstaunen gegenüber, ohne es fassen zu können,

daß nunmehr alle Voraussetzungen einer langen politischen Gewohnheit plötzlich ohne Geltung und Bedingung für die von der überraschenden Machtentfaltung eines sieghaften Staats verheißene deutsche Zukunft sein sollen. Sicherlich bleibt dem einzelnen nichts übrig, als die vollendeten Thatsachen anzuerkennen. Allein ebenso wenig kann man es sich verhehlen, daß aus höhern politischen Gesichtspunkten gerade unter solchen Verhältnissen vollendete Thatsachen eben auch nur vollendete Thatsachen bleiben, die als solche allerdings gewisse Rechte in Anspruch zu nehmen haben, doch erst durch den geistigen Ausbau ihrer Consequenzen zu wahrhaft weltgeschichtlichen Factoren werden. Die Sprache des Schwerts, bemerkte einmal der preußische Staatsminister von Schön, drückt nichts weiter aus, als die Unklarheit des Begriffs. Ehe dieser zur Klarheit gediehen ist, kann auch unter den glänzendsten Machtvoraussetzungen an eine befriedigende Entwickelung der Verhältnisse nicht gedacht werden. Die politische Bedeutsamkeit kriegerischer Erfolge ist nach den Lehren der Geschichte stets precär, die Gegenwart hat über sich selber selten ein unbefangenes Urtheil und sie muß, trotz der Größe momentaner Errungenschaften, immer wieder auf gewisse Grundlagen der Vergangenheit zurückgreifen, um dort die Bindemittel für den Bau ihrer Zukunft zu suchen.

So bleibt selbst der politischen Gelegenheitsschrift, welche unter Verhältnissen entstand, deren principielle Voraussetzungen und thatsächliche Umgebungen durch die Macht der Ereignisse gebrochen sind, mindestens so lange eine mehr als blos historische Bedeutung gewahrt, als die vollendeten Thatsachen noch nicht als neugestaltete und neugestaltende Ordnung der Dinge sich bewährt haben. In diesem Stadium befindet sich Mitteleuropa. Durch Siege und Annexionen bis zum Main hat Preußen seine Hausmacht außerordentlich verstärkt, durch ein vorläufiges Bündniß der noch übriggebliebenen norddeutschen Einzelstaaten den Norddeutschen Bund vorerst staatsrechtlich hergestellt. Die völkerrechtliche Organisation desselben durch das Parlament steht dagegen noch aus. Der Süddeutsche Bund hat, wie es scheint, noch nicht einmal eine projectirte Gestalt gewonnen; seine ihm von Preußen zugestandene internationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde steht noch in weitem Felde. Die vollendete Thatsache ist Oesterreichs Ausschließung aus Deutschland und daß es sich Venetiens entäußert hat.

Es ist hier nicht der Ort, solche Betrachtungen weiter zu führen. So lange diese „neue Aera" noch im Stadium der Discussion befindlich ist, wird sie oft genug genöthigt sein, sich der vor dem Kriege bestandenen Thatsachen und Reformbestrebungen zu erinnern. Sie kann nicht, wie es die erste französische Revolution that und wodurch dieselbe in die Napoleonische Militärdictatur versank, die Weltgeschichte wegwischen wollen. Sie kommt sonst nicht über das Stadium der vollendeten Thatsachen hinaus, welche der nächste Krieg zerstören kann, wie sie der letzte geschaffen hat. Sie wird auch nicht umhin können, nicht blos die geistigen Vertreter der beseitigten thatsächlichen Ordnungen Deutschlands zu hören, sondern auch namentlich jene der unterlegenen nationalen Reformidee, des auf demokratischer Grundlage ruhenden Föderalismus und Großdeutschthums. Dies erscheint uns ein wesentliches Moment, um Julius Fröbel's „Kleine politische Schriften" (Nr. 1), welche diesen Grundgedanken mit seinen Nebengedanken am Faden thatsächlicher Vorgänge und Verhältnisse entwickelt und auf sie einzuwirken gesucht haben, auch jetzt, nachdem ihre Voraussetzungen factisch beseitigt sind, nicht blos für nicht antiquirt, sondern in jenem bezeichneten Sinne selbst für zeitgemäß zu halten. Auch wer Fröbel's Ansichten niemals getheilt hat, vermag die Bedeutsamkeit seines publicistischen Wirkens und die Formvollendung seiner politischen Discussion neben der Fülle praktischer publicistischer Erfahrungen in den großen Staatsverhältnissen schwerlich in Abrede zu stellen.

Hierzu kommt noch ein anderes, nicht minder schwerwiegendes Moment. Der Verfasser beabsichtigte mit der Sammlung dieser von 1852 bis zur unmittelbarsten Vergangenheit herabreichenden kleinern politischen Schriften zugleich die leitenden Gedanken seines ganzen politischen Lebens und Wirkens in ihrer ursprünglichsten Gestaltung gewissermaßen als literarischen Rechenschaftsbericht vorzulegen. Es würde sich daraus zu ergeben haben, wie Flugschriften und Zeitungsartikel eines auf bestimmten wissenschaftlichen und praktischen Principien feststehenden Publicisten, die unter den verschiedenen Einwirkungen der praktischen Ereignisse entstehen, keineswegs jedesmal als abgeschlossene politische Glaubensbekenntnisse, sondern als Schachzüge aufzufassen und zu würdigen sind, welche nur in ihrer Gesammtheit sich beständig und folgerichtig zu erweisen haben. Fröbel sagt in dieser Beziehung:

> Wenn ich hier durch den Wiederabdruck amerikanischer Zeitungsartikel belege, daß ich in Wien, während einer mehrjährigen publicistischen Wirksamkeit, die auf dem persönlichen Verkehre mit den leitenden österreichischen Staatsmännern beruhte, keine andern Grundansichten ausgesprochen, als die, zu welchen ich mich zu Neuyork und San-Francisco als Leiter oder Mitarbeiter dortiger Zeitungen bekannt habe, so darf ich wol mit Recht das Gefühl in mir tragen, von der Bezweiflung voller Unabhängigkeit meiner Ueberzeugungen und Ziele nicht betroffen zu werden.

So kam in die Sammlung allerdings auch mancher an sich minder bedeutende Aufsatz, zu dessen Aufnahme ein vorzugsweise persönlicher oder subjectiver Beweggrund leitete.

Dahin darf man zunächst wol mehrere Stücke des ersten Bandes der „Kleinen politischen Schriften" rechnen, besonders die aus amerikanischen Zeitungen reproducirten Artikel. Und dennoch enthalten auch sie, ganz abgesehen von ihren speciellen amerikanischen Interessen, sehr viel Beachtenswerthes, sowol hinsichtlich der Perspectiven, unter denen in der großen transatlantischen Republik die europäischen Dinge erscheinen, als auch hinsichtlich der europäischen Zukunftsfragen, die es heute noch ebenso sind, wie sie es damals gewesen. Wir greifen auf gut Glück hinein, und es frappirt gerade bei der heutigen Zerstörung der gewohnten mitteleuropäischen Bestände seltsam, in den Bemerkungen über „Die Zukunft Europas vom

Standpunkte des Flüchtlings" (1852) den Sätzen zu begegnen:

Kosackisch oder republikanisch? Jedermann kennt die so oft wiederholte Alternative. Ist aber damit das Gebiet unbekannter Möglichkeiten abgeschlossen? Niemand weiß, selbst heutigentags, welches von beiden Schicksalen Europa vorbehalten ist. Aber wenn es jemand wüßte, was wäre damit entschieden? Könnte nicht Europa so gut durch die Kosacken republikanisch, wie durch die Republik kosackisch werden? Wir sind durch jene Alternative in unserer Erkenntniß nicht weiter gefördert.... Das Leben in allen seinen Formen ist immer die Entwickelung eines gegebenen Princips im Conflicte mit andern Principien. Diese Entwickelung hat immer eine aufsteigende Periode, einen Culminationspunkt und eine absteigende Periode. So verhält es sich mit dem physischen und geistigen Leben des Individuums, so mit dem Leben der Völker und Gesellschaften. Aber während sich im erstern das Lebensprincip mit Nothwendigkeit erschöpfen muß, setzt sich im letztern ein neues steigendes Princip an die Stelle des sinkenden alten, und es fragt sich nur, ob und wann dieses neue sich zur vollen Herrschaft bringen kann. Das jüdische Volk hatte den Culminationspunkt seiner Entwickelung unter David und Salomo. Von da begann der Verfall. Aber gerade in diesem Verfalle bereiteten sich die Ideen vor, welche die Entstehung des Christenthums zur Folge hatten. Man hätte zur Zeit von Christus sagen können, das jüdische Volk hat keine Zukunft, und doch lag in ihm gerade einer der größten Keime der Zukunft der Welt. Wenn es nun mit Europa ähnlich wäre, hätte man ein Recht mit diesem Mangel an eigenem unmittelbaren Erfolge, hinter dem aber die Vorbereitungen viel größerer und wichtigerer Dinge liegen, die Vorsehung weniger weise und thätig zu glauben?

Hat es, um anderes beispielsweise zu berühren, nicht gerade heute, nachdem der lange nordamerikanische Bürgerkrieg sein praktisches Facit ohne volle politische Emancipation der Neger zieht, bezüglich des Staatslebens der restaurirten Republik nicht ein mehr als blos historisches Interesse, wenn wir sehen, wie Fröbel schon 1857 im radicalsten Abolitionistenblatte der Union den abstracten Gleichheitslehren entschieden entgegentreten durfte?

Aber auch von den Aufsätzen, welche unser eigenes nationalpolitisches Leben in ihrer Zeit behandeln, behalten nicht wenige selbst in der so sehr veränderten Gegenwart noch ihre bleibende Bedeutsamkeit. Die deutsche Auswanderung nach Amerika war in den letzten Jahren nicht blos numerisch, sondern fast noch mehr in ihrer publicistischen Würdigung wesentlich zurückgetreten; die Ereignisse der unmittelbarsten Vergangenheit dagegen haben ihr, namentlich in Westdeutschland, wieder einen Aufschwung gegeben, welcher voraussichtlich im nächsten Jahre die Erscheinungen von 1854—56 wiederholen dürfte. Je weniger nun Amerika, seitdem es sich auch als Militärmacht fühlen lernte, auf den Anspruch auf Beachtung, ja möglicherweise auf directe Mitwirkung in der großen europäischen Politik verzichtet zu haben scheint (denken wir z. B. an die neuesten demonstrativen Beziehungen zu Rußland), je unmittelbarer zugleich Deutschland durch eine Concentrirung seines größern Theils in der Militärmacht Preußen zur Mitleidenschaft an den europäischen Vorgängen herangezogen werden wird, desto dringender werden auch wieder Studien über „die deutsche Auswanderung und ihre nationale und culturhistorische Bedeutung", wie sie sich bereits vor der großen politischen Katastrophe Deutschlands darstellte, für jeden Politiker werden. Gelingt es aber der deutschen Nation, sich aus der jetzigen Krisis ohne gewaltsame äußerliche Störungen zu festen Gestaltungen zu entwickeln, so bleiben auch „die Forderungen der deutschen Politik", wie sie sich 1860 stellten, nicht minder beachtenswerth, als das Verhältniß, in welchem „Oesterreich und die Umgestaltung des Deutschen Bundes" ungefähr gleichzeitig zueinander standen. Denn die auf dem Volkscharakter einerseits und auf geographisch-politischen Verhältnissen andererseits beruhenden Bedingungen werden in der Gestalt gewisser Analogien unter allen Umständen ihre praktische Geltung beanspruchen.

Für Oesterreich speciell hat die Mehrzahl der Aufsätze des zweiten Bandes bleibenden Werth. Dort sind die Aufgaben der innern Umgestaltung seit der Entstehung derselben noch bisjetzt zu keinem festen Abschlusse gelangt. „Oesterreich und der Freihandel", „Staat und Nationalität im Kampfe um die österreichische Verfassung" sind dort selbst gegenwärtig noch ebenso brennende Fragen wie 1865, da die betreffenden Abhandlungen zuerst veröffentlicht wurden. Die interessanteste Genesis des österreichischen Heute gibt aber die am Schlusse des Jahres 1865 zuerst dargelegte Erörterung über „Die (moderne) österreichische Politik und ihre Wendungen", indem sie deren Methode überhaupt charakterisirt, um dann Oesterreichs Beruf und seine Macht- wie Sicherheitsbedingungen, seine Aufgaben in ihren Wechselbeziehungen mit dem Februarsystem und dessen Auflösung, die Elemente der neuen Parteibildungen zu bezeichnen und endlich den Systemwechsel als Ausgangspunkt für Oesterreichs zukünftige Politik in Betrachtung zu ziehen.

So undeutlich auch noch das Bild des norddeutschen Bundesstaats erscheint, welcher die kriegerischen Erfolge Preußens als nationalpolitische Gestaltung zu krönen bestimmt ist, so ist doch nun eine nach dem Wahlgesetz von 1849 berufene Vertretung desselben zusammengetreten. Ihr Charakter ist freilich von demjenigen des constituirenden frankfurter Parlaments, aus dem das Reichswahlgesetz hervorgegangen, ebenso wesentlich verschieden wie ihre Competenz. Gewisse Analogien müssen trotzdem hervortreten und mindestens auf spätere Zeiten ihre Geltendmachung vorbereiten können. Unter solchen Voraussetzungen bietet die zu Anfang laufenden Jahres anonym in Hannover erschienene Uebersicht der „Deutschen Reformbestrebungen vom März 1848 bis zum 15. Mai 1851" (dresdener Ministerialconferenzen) (Nr. 2) immerhin einige interessante Anhaltspunkte. Dies um so mehr, als das summarische Schriftchen, vielleicht eben weil es als aus streng conservativer Feder geflossen sich darstellt, den Meinungen sehr wenig Raum gestattet, dagegen die authentischen Belege der gouvernementalen und diplomatischen Beziehungen zu den reformatorischen und parlamentarischen Vorgängen in guter Uebersichtlichkeit zusammenstellt und mit kurzen sachlichen Erläuterungen begleitet. Dies unter den Titeln: „Die Märzereignisse", „Vorparlament", „Funfzigerausschuß", „Nationalversammlung bis zum Einzug des Reichsverwesers", „Der Reichsverweser",

„Grundrechte und Reichsverfassung", „Die Regierungen und das Parlament", „Rumpfparlament und die Gothaer", „Dreikönigsbündniß", „Interim", „Deutsche Union", „Münchener Entwurf", „Erfurter Parlament", „Berliner Fürstencongreß", „Wiedereröffnung der Bundesversammlung", „Zerfall der Union", „Olmützer Punktation", „Die dresdener Ministerialconferenzen".

Sehen wir nun hier eine gleichsam nur punktirte Zeichnung des nationalpolitischen Aufschwungs und Verfalls, welcher sich um 1848 gruppirt, so finden sich in den „Publicistischen Skizzen" von G. A. Grotefend (Nr. 3) einige Artikel, welche — ebenfalls aus streng conservativem Standpunkte und mit mittelstaatlichen Perspectiven — die spätern bundesreformatorischen Bestrebungen der Regierungen zum Gegenstand ihrer Erörterung machen. Es trifft sich offenbar nur zufällig, daß sie die Zeit umfassen, welche das vorhergehend genannte Buch noch nicht erreicht. Denn die Skizzen sind Wiederabdrücke von Journalartikeln, welche sämmtlich entstanden, ehe das internationale Recht der deutschen Staaten auf die Spitze des Schwerts gestellt ward. Ihr bleibendes Interesse auch für die nun gewordene Gegenwart beruht darin, daß sie „Aus der Geschichte der deutschen Bundesreform" namentlich jene Periode eingehend behandeln, in welcher die Bismarck'sche Politik zuerst mit denjenigen Forderungen in dieselbe eintrat, deren äußerste Consequenzen der deutsche Sommerkrieg von 1866 wenigstens bis zur Mainlinie vollzogen und mit Oesterreichs gänzlicher Hinausdrängung aus Deutschland, sowie mit Austilgung der selbständigen Staatskörper Westdeutschlands von der Nordsee bis zum Main noch weit überholt hat. Die Periode des österreichisch-preußischen Streits bei Gelegenheit und infolge der frankfurter Fürstenconferenz tritt uns hier, nachdem wir die dort angekeimten Entscheidungen in so gänzlich unberechenbarer Gestalt sich vollziehen sahen, allerdings in höchst eigenthümlicher Beleuchtung entgegen. Dies auch noch besonders, wenn wir daneben die Grotefend'schen Skizzen „Aus der äußern Geschichte des deutschen Staatsrechts" durchgehen, welche die modernen Verfassungsgesetze der einzelnen deutschen Staaten in flüchtigen Umrissen an dem Leser vorüberführen und deren Ueberblick mit der Bemerkung abschließen: „Die bunte Fülle des politischen Rechtsstoffs ist eben der Charakter, der Vorzug und der Nachtheil des politischen Lebens in Deutschland, der nach dieser Richtung niemals eine andere Einheit als etwa die einzelner oberster Principien, die Grundrechte des deutschen Volks, erstrebt hat."

Die übrigen Skizzen des Buchs sind mehr allgemeiner Natur. Nach der moralisch-politischen Seite erscheinen die beiden: „Der Staat und die Gefangenen", sowie „Der Staat und die Armen", besonders anregend, während „Das monarchische Princip und der Staatsdienst", obschon aus hochconservativen Voraussetzungen hervorgegangen, doch gerade unter den heutigen Verhältnissen manchem von den Anforderungen gewaltsamer Umstände schwer bedrängten Gewissen vielfach beruhigende Belehrung zu gewähren geeignet sein mag.

Aurelio Buddeus.

Feuilleton.

Neue Dramen.

Aufführungen von Tragödien finden gegenwärtig in Deutschland fast immer nur sporadisch statt, meistens aus localen Rücksichten, um den an demselben Ort lebenden Dichtern eine erwünschte Genugthuung zu bereiten. So ist Hermann Lingg's „Catilina" (vgl. die Beurtheilung in Nr. 43 d. Bl. f. 1864) am manheimer Hoftheater, Friedrich Notter's auf Schiller's Malteserfragment basirtes Schauspiel „Die Johanniter" (vgl. die Kritik in Nr. 43 d. Bl. f. 1865) am stuttgarter Hoftheater zur Aufführung gekommen, welches letztere sonst dem modernen Drama gegenüber von einer unbegreiflichen Lässigkeit ist und zu den allerletzten Nachzüglern gehört. Beide Dramen, die schon längere Zeit als Bücherdramen existirten, haben sich auf der Bühne, wegen ihrer unsympathischen Stoffe, nicht behaupten können und sind, nach flüchtigem Auftauchen auf den weltbedeutenden Bretern, wieder in ihre „rein geistige" Existenz zurückgekehrt. Noch schlimmer ist es Paul Heyse's „Glücklichen Bettlern" in München ergangen; dieser neue Versuch eines in alle Formen schlüpfenden Talents, Gozzi der deutschen Bühne anzueignen, wird als gänzlich verunglückt bezeichnet. Das Vorbild Schiller's, der seine „Turandot" einem dramatischen Märchen des italienischen Lustspieldichters entlehnte, mochte Heyse's Muse verführen; doch fehlt ihr der glückliche Griff Schiller's; sie hat nicht den Takt und Sinn für das Sympathische, sondern glaubt in ihrem schlotterigen Kosmopolitismus nur blindlings zugreifen zu dürfen und jeden beliebigen Stoff mit der nöthigen Zurichtung und Politur dem Publikum bieten zu können. So hat sie hier einen Stoff gewählt, der nicht nur in einzelnen Situationen den Eindruck vollkommener Albernheit macht, sondern auch auf das ästhetische und moralische Gefühl geradezu abstoßend wirkt. Daß unsere Posse einer Verjüngung bedarf, ist oft mit Recht hervorgehoben worden; doch kann diese Verjüngung nicht aus der Anlehnung an fremde Muster hervorgehen, sondern nur aus dem nationalen und modernen Geist. Ein Possendichter, der reformatorisch wirken will, bedarf genialer Ursprünglichkeit, eines angeborenen, nicht angekünstelten Humors. Am wenigsten paßt hierfür die Heyse'sche Geleecktheit, wenn sie sich bisweilen auch bärenhäutig geberdet.

Das neue Stück von E. Bauernfeld: „Aus der Gesellschaft", das am wiener Burgtheater mit Erfolg in Scene ging, hält der wiener Aristokratie den Spiegel vor und bewegt sich nicht blos in den klein- oder großbürgerlichen Verhältnissen, über welche unsere meisten Lustspiele nicht hinausgehen, selbst wenn sie adeliche Helden haben, sondern sucht auch, nach dem Vorbild der französischen Dramen, das in dieser Hinsicht nachahmenswerth erscheint, die politischen und socialen Strömungen der Zeit in die Handlung mit aufzunehmen. Der Dialog von Bauernfeld hat immer einen wohlthuenden Zug von Esprit, etwas Bewegliches und Funkelndes, wogegen seine Erfindung selten durch Neuheit und Spannung wirkt. Auch in diesem neuen Lustspiel bildet der in eine Mesalliance auslaufende Conflict der Stände die Grundlage der Handlung, welche mehr durch die aufgesetzten Lichter des Esprit, namentlich in Wien, wo auch mancherlei Bezüglichkeiten wirken, fesselt. Die zwei neuen Lustspiele von Roderich Benedix: „Zwischenträgereien" und „Ein Muttersöhnchen" haben auf den großen deutschen Bühnen kein Glück gemacht. Es fehlt diesen Stücken eben der glückliche Wurf, bei einer saubern Behandlung des im

ganzen zu ernst gehaltenen Dialogs, namentlich in dem zweiten Stück; Schürzung und Lösung des Knotens sind zu sehr nach der Schablone gearbeitet. Die bürgerliche Lebensprosa macht sich in dem ersten Stück bei einer im ganzen abenteuerlichen Verwickelung zu aufdringlich geltend. Dagegen gefiel das Lustspiel von Gustav zu Putlitz: „Spiele nicht mit dem Feuer", in Leipzig durch frisch erheiternden Dialog und poetisch warme Behandlung. Victorien Sardou's „Unsere braven Landleute" ging in Berlin und Wien an zweiten Theatern, dann in Leipzig über die Bühne, ohne durchschlagenden Erfolg, trotz der gewandten Composition; doch die Pariser der Banlieue sind ein so eigenthümlich geartetes Geschlecht, daß sie sich auf deutschen Bühnen nicht auf die Länge heimisch fühlen werden. Bei mehrern Bühnen wurde der zweite Act des Sardou'schen Stücks fortgelassen, in welchem gerade diese „braven Landleute" in Genrebildern von heiterster Wirkung photographirt werden. Hat sie schon der Dichter nur als Staffage für seine Liebesverwickelungen benutzt, so werden sie bei solcher Einrichtung des Stücks vollständig in den Rahmen gedrängt.

Ludwig Eckardt's Vorlesungen.

Professor Eckardt, der in Stuttgart, Mannheim und an andern Orten Süddeutschlands literarhistorische Vorträge unter lebhafter Theilnahme des Publikums gehalten hat, ist neuerdings mit derartigen Vorlesungen auch in Dresden und Leipzig aufgetreten. Wir wohnten der ersten Vorlesung an dem letztern Orte bei, in welcher Eckardt über Börne und Heine sprach. Sein Vortrag hat eine witzfunkelnde Lebendigkeit, ist geistreich und anregend, wenn ihm auch hin und wieder das Forcirte und Kokette nicht fehlt. Durch die Sucht nach Wirkung, durch das Haschen nach Pikantem beeinträchtigt er etwas seine sonst vollkommen berechtigte Darstellung. Wenn er Frau von Krüdener die „neue Göttin der Vernunft" und Clauren's „Mimili" die „dichterische Prophezeiung der Goßmann" nennt, so werden durch derartige Parallelen jene Erscheinungen nicht erläutert, sondern eher in ein schiefes Licht gerückt. Im übrigen nimmt Professor Eckardt für seine Beurtheilungen denselben Standpunkt ein, den wir in d. Bl. stets vertreten haben: er sieht in unsern modernen Dichtern keine Epigonen, sondern die Progonen der Zukunft, und wenn er ihnen dabei das Banner Schiller's in die Hand drückt, so kann man auch damit vollkommen einverstanden sein. Das Gemälde der politischen und literarischen Situation der Zeit, als die moderne Richtung mit Börne und Heine in der Literatur auftauchte, war dem Vortragenden durchaus gelungen und sprach durch lebhafte Farbengebung und mannichfache Reflexe an. Daß solche Vorlesungen in jeder Hinsicht anregend wirken, ist gewiß. Bedeutender würde diese Wirkung noch sein, wenn sie in einem zusammenhängenden Cyklus ein Bild unserer modernen Literatur entrollten oder nach irgendeiner Seite hin, sei es auch der kunsthistorischen, etwas Abgeschlossenes böten; doch da Eckardt über Schumann und Wagner, über Kaulbach und George Sand in bunter Abwechselung liest, so gehen die Anregungen, die das Publikum aus seinen Vorträgen schöpft, nach zu verschiedenen Seiten auseinander, und die Intensität und Nachhaltigkeit der Wirkung wird geschmälert.

Eine Rückert-Feier in Leipzig.

Es ist immer ein erfreuliches Zeichen, wenn wir über dem Lärm der Waffen und allen politischen Errungenschaften unsere Dichter nicht vergessen, mag man uns auch oft das „Leben im Geist", wie es in der Poesie sich am volksthümlichsten ausprägt, als eine nationale Schwäche zum Vorwurf machen. So wurde in Leipzig das Andenken an Friedrich Rückert durch eine Feier im Schützenhause festlich begangen, zu welcher sich vier Vereine: Andante-Allegro, der Schiller-Verein, der Schriftstellerverein und der Künstlerverein die Hand reichten; und die zahlreiche Zuhörerschaft bewies, daß weder der hinter uns liegende Krieg noch der vor uns liegende Carneval, der in der Pleißestadt diesmal durch einen großartigen Umzug begangen werden soll, die Theilnahme für unsere nationalen Dichter abzuschwächen vermag. Da Musik, bildende Kunst und darstellende Kunst der Poesie und Eloquenz sich vereinten, um gemeinsam das Andenken des verstorbenen Dichters zu verherrlichen, so hatte die Feier in ihren Grundzügen etwas von jenem Charakter, wie ihn das Richard Wagner'sche Kunstwerk der Zukunft für sich in Anspruch nimmt. Nur scheint es uns auch hier, als ob die Musik, wie auch bei den leipziger Schiller-Festen, sich zu sehr hervordrängte, statt sich mit jener dienenden Rolle zu begnügen, wie sie die Schwesterkunst, die Malerei, in der Ausführung lebender Bilder aus Rückert'schen Gedichten durchführte. Selbständige musikalische Aufführungen, die ohne Beziehung auf den gefeierten Dichter sind, mögen sie von namhaften Künstlern mit noch so großer Meisterschaft ausgeführt werden, gehören einmal nicht in den Rahmen eines derartigen Festes. Die Hingabe an musikalische Genüsse erzeugt eine gewisse Verschwommenheit der Stimmung, welche allzu sehr gelockert wird, um den Ernst des Gedankens in sich aufzunehmen. Wenn wir einen Dichter feiern, wollen wir nicht fortwährend an den Concertsaal erinnert sein. So zeigte sich auch bei jenem Theil des Publikums, der vorzugsweise auf Musik dressirt ist, bei den ernsten Vorträgen eine gewisse Unruhe, gleich als ob diese Unterbrechung der musikalischen Aufführungen eine unwillkommene wäre.

Die dichterischen und rednerischen Vorträge bestanden aus einem Prolog, den Hofrath Marbach gedichtet hatte und selbst vortrug, aus der von Professor Möbius gehaltenen Festrede, aus dem Weihegedicht und den Textworten F. Hofmann's, mit denen die lebenden Bilder angekündigt und erläutert wurden. Alle diese Vorträge trugen in zweckentsprechender Weise dazu bei, den Hörern das geistige Gesammtbild eines Dichters vorzuführen, von welchem die Mehrzahl kaum mehr als den „Liebesfrühling" und einzelne Gedichte wie „Barbarossa" kannte; denn man darf sich darüber nicht täuschen, der Cultus Rückert's, wenn wir den Dichter nach seinen Gesammtleistungen in seiner tiefern Bedeutung erfassen, wurzelt mehr in einer stillen, wenn auch weit verbreiteten Gemeinde, als in dem großen Publikum. So machten auch die erläuternden Textworte zu den lebenden Bildern aus „Nal und Damajanti" einen offenbar befremdenden Eindruck — die indische Mythologie, Scenerie und Nomenclatur klang den Hörern so seltsam ungewohnt, als spielte die Handlung am Fuße irgendeines Mondvulkans. Dennoch hatte Dr. Paul Möbius ein vollkommenes Recht, in seiner Festrede die deutsche Eigenartigkeit des Dichters zu betonen. Noch mehr erfreute es uns, daß der Redner einen von uns stets hervorgehobenen Punkt ebenfalls mit Nachdruck zur Geltung brachte: die Vereinigung des Dichters und Denkers in den classischen und, fügen wir hinzu, auch in den modernen Größen unserer Nation. Hierin liegt auch Rückert's Bedeutung. Die wahren Fortbildner unserer classischen Epoche sind weder die experimentirenden Akademiker, denen es an Eigenheit, Gewalt und Tiefe der Weltanschauung fehlt, noch die Lyriker, die des Knaben Wunderhorn blasen, sondern diejenigen Dichter, welche, auf der Höhe der Bildung stehend, alle geistigen Strömungen der Zeit in sich vereinigen und dabei in ihre dichterische Gestaltung den tiefen Ernst des Denkens mit hereintragen. Auch die Photographen des realen Lebens, welche nur den modernen Firnis haben, können nie zu den großen Dichtern der Nation gezählt werden. Ueberhaupt hat das didaktische Element, sobald es nur in poetischen Fluß gebracht ist und nicht zur Prosa des trockenen Lehrgedichts erstarrt, in der Dichtung sein gutes Recht. Wer würde in derselben die Weisheitssprüche des Orients und der griechischen Gnomiker, wer die Rückert'sche Spruchpoesie, mag sie im Gewande des Brahmanen oder selbst im Schlafrock des deutschen Idyllikers auftreten, vermissen wollen?

Literarische Notizen.

Im Verlag von Emil Ebner in Stuttgart erscheint ein „Hausschatz deutscher Erzählungen", welcher ausgewählte und neue Werke dreier Autoren: Moritz Hartmann's, Otto Müller's und Wilhelm Raabe's enthalten soll. Die zunächst vorliegenden Lieferungen enthalten Moritz Hartmann's „Krieg um den Wald" und Otto Müllers Roman: „Bürger, ein deutsches Dichterleben". Die drei Autoren bilden ein Kleeblatt von Schriftstellern, die sich in vieler Hinsicht ergänzen. Hartmann vertritt die elegante, Müller die solide, Raabe die humoristisch-bizarre Novellistik.

Von der Sammlung der deutschen, ins Englische übersetzten Autoren: „Collection of German authors. Tauchnitz edition", liegen die ersten drei Bände vor, welche eine Uebersetzung des neuen Auerbach'schen Romans: „Auf der Höhe", unter dem Titel: „On the heights", enthalten. Die englische Romanliteratur hat lange genug einen bedeutenden Einfluß auf die deutsche ausgeübt; hoffen wir, daß nach dem Gesetz der Wechselwirkung auch die deutsche Production jetzt in England zu berechtigter Geltung kommen wird.

Von Karl Riel sind Welt- und Geschichtsbilder unter dem Titel „Natur und Geschichte" erschienen (Leipzig, Brockhaus), von denen der erste Band „Die Sternenwelt in ihrer geschichtlichen Entfaltung" bespricht.

Der erste Band von Karl Gutzkow's neuem Roman: „Hohenschwangau", dem ersten historischen Roman des vielseitigen Autors, wird am 7. März im Verlag von F. A. Brockhaus die Presse verlassen.

Von Herrn Geheimrath Carus geht uns folgende Zuschrift zu: „Der Verfasser der in Nr. 6 d. Bl. sehr eingehend angezeigten «Vergleichenden Psychologie» erlaubt sich, bei Gelegenheit der dort vorkommenden Besprechungen der Darwin'schen Lehre, auf das ausgezeichnete und neue Werk von Theodor Bischoff über Gorilla, Chimpanse und Orang-Utang (München 1867) aufmerksam zu machen, da man daselbst die anatomischen und philosophischen Beweise gegen jene Lehre, neu und vortrefflich zusammengestellt finden wird."

Bibliographie.

Assing, Ludmilla, Piero Cironi. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Italien. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arenfeld, C., Moses Mendelssohn im Verhältniß zum Christenthum. Nebst Anhang. Erlangen, Deichert. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Bidermann, H. I., Geschichte der österreichischen Gesammt-Staats-Idee 1526 — 1804. Iste Abth. 1526 — 1703. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beurnot, M., Meta. Episches Gedicht in 12 Gesängen. Brandenburg, Wiesike. 16. 22½ Ngr.

Brachvogel, A. E., Hamlet. Roman. 3 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Brauer, C., Badische Sagenbilder in Lied und Reim. 2te vermehrte Aufl. Karlsruhe, Braun. 8. 25 Ngr.

Brehm, Meine Stellung zum zoologischen Garten in Hamburg und meine Entlassung. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 3 Ngr.

Briegleb, H. C. B., Amsterdam. Deutschland! schau' um Dich! und: Schau' in Dich! Reiseeindrücke eines heidnischen Gelehrten. Der deutschen Nation gewidmet. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bruckner, G., Biblische Studien. III. Die Weisen aus dem Morgenlande. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2½ Ngr.

Burow, Julie, Die Preußen in Prag. Historischer Roman aus dem letzten deutschen Bruderkriege und der Occupation Prags durch die Preußen. Forst, Unverzagt u. Comp. 8. 2 Thlr.

Chrysander, F., G. F. Händel. 3ter Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Davis, A. J., Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden und die sieben Phasen der Ehe. Aus der amerikanischen Original-Ausgabe mit besonderer Autorisation des Verfassers ins Deutsche übersetzt von G. C. Wittig. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Meine Eindrücke aus dem bayerisch-preußischen Feldzuge im Jahre 1866. Von einem Augenzeugen. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Feder, H. v., Der Prager Friede als Grundlage der Neugestaltung Deutschlands. Ein Beitrag zur Berichtigung der Urtheile über die deutschen, insbesondere die süddeutschen politischen Verhältnisse. Mannheim, Schneiter. Gr. 8. 12 Ngr.

Freytag, L., Vorwärts Preußen! Politische Gedichte. Berlin, Schweitzer. Gr. 8. 8 Ngr.

Friedrich, F., Die Vorkämpfer der Freiheit. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Gomérault, C., Die Schreckensnächte. Roman. Kaiserslautern. 1866. 4. 15 Ngr.

Haller, F., Die Tochter des Bauherrn. Eine historische Novelle aus dem 17. Jahrhundert. Kaiserslautern. 1866. 8. 9 Ngr.

Heine's, H., sämmtliche Werke. Rechtmäßige Original-Ausgabe. 21ster Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1866. 8. 25 Ngr.

Hörmann, A. S., Die Tochter Tehuan's oder Texas im vorigen Jahrhundert. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 8. 8 Ngr.

Horn, J. E., Bankfreiheit. Deutsche Original-Ausgabe. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 2 Thlr.

Jähns, M., Ein preußisches Festspiel. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Ngr.

Kopp, H., Sonst und Jetzt in der Chemie. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Kron, E., Bilder aus dem Basler Familienleben, in Baseldeutschen Versen. Basel, Krüsi. Br. 8. 16 Ngr.

Kugler, B., Zur Beurtheilung der deutschen Kaiserzeit. Ein Vortrag gehalten zu Tübingen im December 1866. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 6 Ngr.

Kugler, F., Geschichte Friedrichs des Großen. 6te Aufl. 1ste Lief. Leipzig, Senf. 8. 3 Ngr.

Lindner, A., Staufund Welf. Ein historisches Schauspiel. Jena, Costenoble. 16. 24 Ngr.

Marx, A. B., Das Ideal und die Gegenwart. Jena, Costenoble. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Medem, F. L. C. Freih. v., Die Universitäts-Jahre der Herzoge Ernst Ludwig und Barnim von Pommern. Aus archivalischen Quellen. Anclam, Dietze. Gr. 8. 25 Ngr.

Mindermann, Marie, Sagen der alten Brema. Bremen, Heyse. 8. 28 Ngr.

Moy de Sons, E. Freih. v., Das Recht außerhalb der Volksabstimmung. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 21 Ngr.

Müldner, R., Novellen. Altona, Verlags-Bureau. 8. 20 Ngr.

Müller, R., Lose Tagebuchblätter zwischen Krieg und Frieden. Gedenkbuch aus der Kriegsperiode 1866. Reichenberg. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Neugestaltung Deutschlands in kirchlicher Beziehung. Ein freies Wort. Brandenburg, Wiesike. 1866. 8. 2½ Ngr.

Pflug, F., Der kleine Abbé von Savoyen. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Poinz, Staat oder Nationalität? Eine österreichische Studie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Rapp, L., Freimaurer in Tirol. Historische Skizze. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 20 Ngr.

Rauchbar, J. G. v., Leben und Thaten des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck (1620—1692). Vollendet und mit Beilagen herausgegeben von L. Curtze. 1. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 20 Ngr.

Rüttimann, Das nordamerikanische Bundesstaatsrecht verglichen mit den politischen Einrichtungen der Schweiz. 1ster Thl. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schacht, T., Was ist aus Deutschland geworden? Zugleich als Nachtrag zu des Verfassers Geographie. Mainz, Kunze's Nachf. Gr. 8. 6 Ngr.

Scherr, J., Aus der Sündflutzeit. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleswig-Holstein's Verbindung mit dem preußischen Staat. Kiel, Schwers. Gr. 8. 18 Ngr.

Deutsche Schützen-, Turner- und Liederbrüder, oder: Was will das Volk? Zeitgeschichtlicher Roman vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie", „Die Herren vom Kleeblatt", „Das Geschlecht der Zukunft" 2c. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr.

Die Seeschlacht bei Lissa, nach den Berichten und Urtheilen der englischen Presse. Wien, Hilberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Spielhagen, F., Faust und Nathan. Ein Vortrag gehalten im Saale des Berliner Handwerkervereins am 13. December 1866. Berlin, F. Duncker. 8. 5 Ngr.

Stein-Kochberg, F. Freih. v., Kleine Staaten. Eine Studie. Weimar, Dittmar. Gr. 8. 6 Ngr.

Stolberg-Stolberg, Louise Gräfin zu, Zum Gedächtniß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Aeltere und neuere Königslieder. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 1 Thlr.

Storck, W., Lose Ranken. Ein Büchlein Catullischer Lieder. Münster, Brunn. Gr. 16. 24 Ngr.

Streckfuß, A., Berlin im 19. Jahrhundert. 1ste und 2te Lief. Berlin, Seibel. Gr. 8. à 3 Ngr.

Tempeltey, E., Theodor Storm's Dichtungen. Ein Vortrag. Kiel, Schwers. Gr. 8. 9 Ngr.

Töppen, M., Aberglauben aus Masuren. Königsberg. Lex.-8. 12 Ngr.

Uebersicht des Königl. Hofgartens zu Veitshöchheim nach der neu aufgefundenen philosophischen Grundlage von der Welt- und der Einzelseele. Würzburg. 1866. 8. 8 Ngr.

Varchmin, F. W. v., Die Schlacht bei Belle-Alliance. Eine Jubelschrift auf das Jahr 1865. Berlin. 1865. 8. 10 Ngr.

Waldemar, A., Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen. Dramatisches Gedicht. Karlsruhe, Creuzbauer. Gr. 16. 18 Ngr.

Winterfeld, C. v., Geschichte der preußischen Feldzüge von 1866. Potsdam, Döring. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Witte, H., Monarchie oder Demokratie? Greifswald, Akad. Buchh. Gr. 8. 5 Ngr.

Zirngiebl, E., Friedr. Heinr. Jacobi's Leben, Dichten und Denken. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und Philosophie. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien die zweite Lieferung des Werks:

Geschichte von Ungarn.

Von

Ignaz Aurelius Fessler.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von

Ernst Klein.

Mit einem Vorwort von **Michael Horváth.**

Gr. 8. In 16—20 Lieferungen zu je 20 Ngr.

Das in den Jahren 1812—25 erschienene Werk «Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen» von Ignaz Aurelius Fessler, allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt, aber seit längerer Zeit gänzlich vergriffen, erscheint hier in zweiter Auflage, eingeführt durch den berühmten ungarischen Historiker und Staatsmann Michael Horváth. Dasselbe wird in dieser neuen, zeitgemässen Umarbeitung dem ungarischen wie dem deutschen Publikum gleich willkommen sein, zumal die gedrängtere Darstellung und zweckmässigere Druckeinrichtung den Umfang sehr beschränkte, der Preis mithin wesentlich billiger gestellt werden konnte. Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, erfolgt die Ausgabe in Lieferungen zu je 20 Ngr.

Paul Hunfalvy sagt am Schluss einer ausführlichen Besprechung im «Pester Lloyd»: „Wir glauben nicht, dass jemand das Heft unbefriedigt aus der Hand legen dürfte. Ein anmuthiger Vortrag und eine gelungene Zusammenstellung des mannichfachen Inhalts fesselt den Leser, der reichliche Belehrung findet. Und wir hoffen mit Zuversicht, dass dieses Werk zahlreiche Leser und Liebhaber der ungarischen Geschichte erwerben und manche Vorurtheile, die gegen unser Land und unser Volk noch den Blick des Auslandes trüben, gründlich vernichten wird."

Die erste und zweite Lieferung sind soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst Unterzeichnungen auf das Ganze angenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbstudium.

Von

Lorenz Stein.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des berühmten wiener Professors der Nationalökonomie, das sich an dessen „Lehrbuch der Volkswirthschaft" ergänzend anschließt, erfüllt den doppelten Zweck: das richtige Verständniß von dem Wesen und der Function eines guten Steuersystems zu fördern, und eine vergleichende Finanzwissenschaft durch Zurückführung der positiven Daten auf die elementaren Begriffe des Steuerwesens herzustellen. Es ist an mehrern Universitäten als Compendium in Gebrauch und eignet sich wegen der streng didaktischen Darstellung und steten Bezugnahme auf die Elemente der Gesellschaftslehre vorzüglich auch zum Selbstudium.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig

Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen.

Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte.

Von

Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk reiht sich den frühern Schriften des bekannten Verfassers in consequenter Wahrung seines philosophischen Standpunkts an und bildet mit denselben ein geschlossenes Ganzes, indem es sich zur Aufgabe macht, den anthropologischen oder psychologischen Erkenntnissweg nach neuen, bisher unbeachteten Seiten zu verfolgen. Es ist von gleicher Wichtigkeit für Philosophen wie für Theologen: ein friedliches Werk, das, gleichweit entfernt vom starren Autoritätsglauben wie von einseitiger materialistischer Weltanschauung, zur Verständigung über die höchsten Lebensfragen des Menschen in einem Geiste ruhigen Erwägens und streitlosen Forschens beizutragen sucht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniss und der Phantasie. 8. Geh. 4 Thlr.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Bildniß J. G. Fichte's. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Vier Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein Altmeister der Wissenschaft, der Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, Geheimrath Carus in Dresden, veröffentlicht in diesem, nun vollständig vorliegenden Werke die Geschichte seines innern und äußern Lebensgangs, seiner akademischen und ärztlichen Berufsthätigkeit, seines Wirkens als Schriftsteller und Künstler, seiner Reisen, endlich seines Umgangs und brieflichen Verkehrs mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Reich an wechselnden Bildern und gehaltvollen Aussprüchen über Wissenschaft, Kunst und Leben, gewähren die Denkwürdigkeiten des so vielseitig hervorragenden Gelehrten eine höchst anregende Lektüre; sie bilden ein Stück Zeit- und Culturgeschichte, das ein halbes Jahrhundert umfaßt und dauernden Werth in Anspruch nehmen darf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 14. März 1867.

Inhalt: Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. Erster Artikel. — Die Fortsetzung von Hermann Lingg's „Völkerwanderung". Von Rudolf Gottschall. — Zur Geschichte der Geographie. Von Karl Zimmer. — Feuilleton. (Zwei Artikel der „Revue des deux mondes"; Ein englisches Urtheil über das Lindner'sche Drama.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

Erster Artikel.

1. Iphigenie in Delphi. Ein Schauspiel von Joseph Victor Widmann. Winterthur, Lücke. 1865. 8. 15 Ngr..

Dieses Drama, das sich Goethe's „Iphigenie in Tauris" in Geist, Gestalt und Einrichtung zum Muster genommen, hat in der That sein Vorbild in vieler Beziehung erreicht und darf als eine im classischen Stile mit poetischem Schwung und anmuthiger Gefühlswärme durchhauchte Arbeit hoch über die gewöhnliche Stückmacherei hinausgehoben werden. Es ist ein so schöner Adel der Gesinnung, eine solche Würde des Ausdrucks, ein so wahrhaft goethisch-beseelter Hellenismus darin, daß man alle Ursache hat, das Werk, wenn auch zunächst nur als eine glückliche Studie aus vollem Herzen heraus willkommen zu heißen. Beweist uns dasselbe doch vor allem, daß es immer noch Dramatiker unter uns gibt, die mit offenem und geläutertem Sinne dem Beispiele unserer ersten Dichter folgen und wol im Stande sind, deren Tendenzen und Sprache sich in ziemlich vollkommenem Grade zu eigen zu machen. Inhalt und Proben aus Widmann's „Iphigenie in Delphi" mögen das beweisen.

Die Handlung des Stücks ist einfach und klar, in großen Zügen und ohne allen episodenhaften Ausputz durchgeführt. Elektra kommt nach Delphi, um die Axt, „woran das Blut so vieler edler Tantaliden klebt", dem Schutzgott ihres Stammes, Phöbus Apollo, als Weihgeschenk aufzustellen. Sie erwartet Orest zurück und glaubt, nachdem „vergangener Tage letztes, grässliches Andenken gesühnt", endlich wieder einmal das Glück der Familie lächeln zu sehen. Mitten in den Rausch dieser angenehmen Erwartung tritt nun aber auf einmal ein Grieche, der Orest und Pylades mit nach Tauris begleitet und dort gesehen hat, wie ersterer zum Opfertode geschleppt wurde. Entsetzt und voll Schrecken war er entflohen, um der Schwester seinen Tod zu melden, den er berechtigt ist anzunehmen, da er den gütlichen Ausgang der Unternehmung nicht mehr mit erlebt, also nicht weiß, daß sein Fürst an jenem unwirthbaren Gestade die andere Schwester traf und von dieser gerettet wurde. Von dieser Nachricht wird Elektra natürlich in ihre Verzweiflung zurückgeschleudert.

Im zweiten Acte kommen Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls nach Delphi, um dem Gotte zu opfern. Sie sind glücklich aus der Fremde zurückgekehrt und, selig darüber, den Boden der Heimat wieder unter ihren Füßen zu fühlen, drängt es sie, ehe sie die Schwelle des älterlichen Palastes betreten, Apollo den Dank ihrer Herzen darzubringen.

Indeß Orest und Pylades das Heiligthum besuchen, um die nöthigen Vorkehrungen für diese Dankdarbringung zu treffen, stößt Iphigenie während des dritten Actes auf die klagende Elektra und schließt, ohne sie und ihr Geschick, das ihr nur andeutungsweise mitgetheilt wird, zu erkennen, sich dieser vertrauensvoll an. Kaum ist dies geschehen, so kommt jener Grieche aus dem ersten Act, um Elektra mitzutheilen, daß die Busenfreundin, die sie eben gefunden zu haben meint, die Mörderin ihres Bruders ist. Elektra, darüber außer sich und annehmend, daß jene Furie nur gekommen, um heuchlerisch auch sie ins Verderben zu ziehen, beschließt die Heimtückische, in der Nacht, wo sie sich mit der Fremden ein Stelldichein im Haine des Apollo gegeben, zu ermorden. Ihre Dienerin und der Grieche bereden sie indessen den Mord auf den nächsten Tag zu verschieben.

So kommt es, daß im vierten Acte Iphigenie die rasch gewonnene Freundin vergebens erwartet und, von dem besorgten Orest aufgesucht, sich hinwegbegibt. Elektra, die aber schließlich doch auch erscheint, erfährt nun von ihrer Dienerin, daß der Schatten Orest's um die Fremde nächtlich umherschwebe, wahrscheinlich, weil er seine Ruhe noch nicht gefunden. Das entflammt nun Elektra vollends zur Rachethat, die sie denn im fünften Acte auch mit der verhängnißvollen Axt auszuführen herbeikommt. Als sie indeß die Mordwaffe erhebt, ihr Opfer zu fällen, tritt der lebende Orest dazwischen, um dann rasch die allgemeine Verständigung herbeizuführen.

Man wird zu bekennen haben, daß Gang und Entwickelung des Schauspiels in ruhiger Stetigkeit fortschreiten und das Publikum nothwendig fesseln und ergreifen

müssen. Nur im vierten Acte findet eine Stockung statt, und hier hätte der Dichter das Ausbleiben Elektra's und die Verzögerung ihrer Rachethat jedenfalls besser und drastischer zu motiviren gehabt.

Die Sprache, edel und rein, gedankenvoll und mächtig gehoben durch den Athem echter Menschlichkeit, trägt nicht wenig dazu bei, die Seele des Lesers anzumuthen und für den Lauf der Begebenheit zu interessiren.

Einzelne kleine Nachlässigkeiten, wie etwa: „Und geht ihm's wohl?" oder: „Daß ich hier wart' auf eine fremde Jungfrau" — wofür doch wol schon besser gesagt worden wäre: „Daß ich hier einer fremden Jungfrau harre" —, kommen gegen die Feinheit, Sauberkeit und Glätte der Verse im allgemeinen nicht in Betracht. Die Diction ist in der That eine wahrhaft Goethe'sche, voll edler Plastik, schlank und frei geformt, dabei stets ungekünstelt im Ausdruck, klar im Sinn und ebenso warm als wahr in der Stimmung. Nachstehende Auszüge mögen das beweisen:

Iphigenie.

Im Schmerz ausharren ist die größte That.

Orest.

Dann muß der Schmerz es sein für eine Welt,
Wie's von Prometheus heißt in allen Liedern:
An seinen Eingeweiden mästet sich
Gefräß'ger Geier wilder Flug, weil einst
Der nun Gebändigte den Sterblichen
Schutzgott und König wollte sein. Es drängte
Sich das von ihm geschaffne Menschenvolk
Vertrauensvoll an ihn; er saß hochhäuptig
In seiner Kinder Mitte, und die Arme
Streckt' er weit über die unschuld'ge Schar,
Daß nicht der Götter Frevelmuth und Herrschsucht
In Knechte sich die leichtbethörte Menge
Verwandle. — Da ward ihm sein Los bestimmt.
Doch an die einfach edle große Seele
Kommt nicht der Schmerz, sie überdauert göttlich
Den Geierbiß und harret der Erlösung.
Wir aber, stets bewegt von tausend Trieben,
Nach allem strebend und doch nichts vollendend,
Wie sollten wir den ernst erhabenen,
Kraftvollen alten Helden uns vergleichen?

Iphigenie.

Einst sah von Bergeshöh' ich einen Strom,
Der breit am Rand der dunkeln Ebene
Hinflutend, silberglänzend in den Himmel
Sich zu ergießen schien; — und als ich hinkam
Floß er, wie andre Erdenströme, ruhig
In seinem Bett, und hoch auch über ihm
Wie über allem stand der ferne Himmel.
So in das Dämmerlicht der alten Zeit
Entrückt, erscheinen Götter uns die Ahnen,
Und waren Menschen arm und reich wie wir.

Als Seitenstück zu Goethe's:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht u. s. w.

stehe hier ein Lied auch der Widmann'schen Iphigenie, das also lautet:

Gut seid ihr Götter,
Freundlich und liebreich,
Gnädig und mild! —
— — — —
Aus eures Himmels
Hellen Gefilden
Sendet ihr Strahlen
Wärmenden Lichts,
Und aus geballten
Finsteren Wolken
Labenden Regen
Der Sommernacht.

Auch dem Sterblichen
Wie es ihm gut ist
Mischet ihr weise
Leid und Lust.
Drum gleich der Blume,
Die Nachts den Kelch,
Den duftenden, öffnet,
Und früh der Sonne
Sich wendet zu,
So breite die Arme
Der Mensch gen Himmel
Und hebe den Blick
Zu euch Göttern empor!

Ihr habt der Erde,
Ihr habt dem Meere,
Ihr habt den Sternen
Gesetze gestellt.
Uns Menschen nur eines:
Zu euch zu kommen,
Gleich euch zu lieben
Und glücklich zu sein.

Daß es an schönen, weisheitsvollen und dabei ganz ungesuchten Aussprüchen nicht fehlt, möge nachstehende kleine Blumenlese darthun:

Falls ungeahnter Wechsel plötzlich käme,
Was hätten dann wir, wenn nicht über Wogen
Und Sturm erhaben, tief im Innern uns
Zwei steile Burgen ständen: hoher Sinn,
Und ein in sich gekehrtes, starkes Herz?

In jedem Schmerz liegt neue Seligkeit.

Des Weibes sanftes Vorrecht ist Verzeihn.

Ja, edle Kinder zeugt der Schmerz.

Sei die Dichtung zum Lesen empfohlen. Daß sie auch der Darstellung würdig, unterliegt keinem Zweifel. Würde der vierte Act etwas umgearbeitet und erhielte in ihm die Spannung mehr dramatischen Ausbau, gewissermaßen mehr dramatische Wölbung, so würden bei guter Darstellung vor einem gebildeten Publikum auch erhebende Wirkung und zustimmender Beifall gewiß nicht fehlen. *)

2. Otto der Erste. Historisches Drama in fünf Aufzügen von C. F. Flemming. Kowno, Müller. 1865. 8. 15 Ngr.
3. Otto der Zweite. Trauerspiel in fünf Aufzügen von C. F. Flemming. Kowno, Müller. 1865. 8. 15 Ngr.

In dem Verfasser dieser beiden Dramen steckt unleugbar dramatisches Talent. Seine Arbeiten zeichnen sich

*) Wir können nicht unterlassen, hier auf Friedrich Halm's „Iphigenie in Delphi" hinzuweisen, welcher im Gang der Handlung, in der Eintheilung der Acte und Scenen das Wildmann'sche Drama auf das überraschendste ähnlich ist. Bekanntlich wollte Goethe eine „Iphigenie in Delphi" schreiben. Alle derartigen antiken Stoffe, die wir, beiläufig gesagt, für die Bühne der Gegenwart nicht mehr geeignet finden, sind gleichsam von Haus aus schon typisch und dramatisch fertig, sodaß die Aehnlichkeit der Anlage bei verschiedenen Dichtern, die sie behandeln, nicht auffällig sein kann.
D. Red.

durch eine gewisse Straffheit sowol der Form, als der Sprache aus. Sie haben nicht nur das Wesen dramatischer Dichtungen, sondern auch deren Naturell, das sich im ganzen Wurf und Gang dieser Trauerspiele ausprägt. Hätte der Autor glücklichere Stoffe gewählt, oder verstanden, aus ihnen wenigstens seine Grundideen drastischer herauszuarbeiten, so würde man immerhin Ursache haben, seine Werke mit Dank zu begrüßen und den Bühnen zur Aufführung zu empfehlen. Ist die deutsche Kaisergeschichte leider aber schon an und für sich keine recht erfreuliche, so wird sie hier vollends unerquicklich, weil Flemming sich entgehen ließ, sich mit der politischen Erkenntniß der Neuzeit warnend und mahnend darüberzustellen. Er gibt uns in seinen Stücken einen großen Theil unsers geschichtlichen Elends, aber er thut es, ohne eine recht eindringliche Moral daraus zu ziehen. Er beherrscht die Handlung nicht zu bestimmten Zwecken und Zielen, sondern es wächst ihm dieselbe so über den Kopf, daß sie eigentlich ohne jeden höhern Austrag bleibt. Auch vermißt man recht schmerzlich irgendeine sympathische Figur darin. Der Dichter weiß sich keinen Helden zu schaffen, wie das sogleich eine kurze Inhaltsangabe seiner Stücke beweisen wird.

In „Otto der Erste" wird uns der lange Kampf vorgeführt, den der deutsche König mit seinem Sohne Ludolph und seinem Eidam, dem Herzog Konrad von Lothringen, durchzufechten hat, und welcher nur daraus entsteht, daß diese beiden in Heinrich, Herzog von Baiern, dem Bruder des Monarchen, den bösen Genius des Reichs sehen, den sie verbannt wissen wollen. Weil Otto I. zu schwach ist, dies zu thun und sich, trotz seines verpfändeten Wortes, von jenem Baiernherzog zum Unheil des Reichs beherrschen läßt, entspinnt sich ein Krieg, der Deutschland ausmergelt und schließlich Ludolph sowol als Konrad erliegen läßt, trotzdem doch eigentlich das Recht auf ihrer Seite ist, denn Herzog Heinrich ist in der That ein Bösewicht und intriguanter Tyrann des schwachen Königs.

Für wen aber soll man sich in dieser Gesellschaft recht interessiren? Ludolph und Konrad wären allerdings die geeignetsten Figuren dafür, aber leider hat der Autor versäumt, sie uns menschlich besonders nahe zu rücken. Nur wenn sie die tragische Schuld erkennten, die sie auf sich laden, indem sie den eigenen Vater und Schwiegervater zum beabsichtigten Vortheil des Vaterlandes befehden, würde das geschehen. Sie müßten, um den Erzfeind des deutschen Volks und Reichs vom Throne zu entfernen, dem Zorn des Himmels sich opfern, also mit vollem Bewußtsein, mit voller Einsicht in ihr Verhängniß verfahren. Daß dies Moment in ihrem Handeln fehlt, bringt sie um die Theilnahme des Publikums. Um dieselbe auch außerdem noch zu steigern, hätte Herzog Heinrich schwärzer und dämonischer geschildert werden müssen. Selbstverständlich durfte er nicht, wie es im Stück geschieht, unzermalmt aus dem Ablaufe desselben herausfallen. Sein ungestraftes Verschwinden aus der Handlung ist ein Misgriff, ebenso wie Otto's uninteressante Schlaffheit.

Aus diesem Otto war ein Stück deutschen Lear's zu machen, wenn der Dichter ihn so hinstellte, daß er das Beste wollend, aber der Schmeichelei und Verstellungskunst zugänglich, dem falschen Bruder sich ergibt, indeß er der Wahrheit seiner Kinder sich verschließt.

Welche Conflicte, welche kühnen und hochtragischen Züge mußten sich aus einer Fassung des Stoffs in dieser Art ergeben! Wahrlich, hier lag das Zeug zu einem mächtigen, tief erschütternden Drama, und da man Flemming Begabung nothwendig zuerkennen muß, so ist es doppelt zu bedauern, daß er die Handlung zu sehr vom gewöhnlichen Standpunkte aus und ohne alle Erhabenheit und Größe der Conception zur Darstellung brachte. Die Schlußworte seines Otto sind eine Art von Verurtheilung des Stücks, denn der Verfasser läßt darin sozusagen sein eigenes Sündenregister aufdecken, indem er Momente erwähnt, die entschieden, wenigstens in drastisch hervortretender Weise, dem Drama fehlen und es damit eben zum größten Theile hinfällig machen.

An der Leiche Ludolph's declamirt der deutsche König:

Nie war ein Sieg umflort von größrer Trauer!
Ein Sieg voll Ruhm und Heil ward uns geschenkt,
Den man wird preisen nach viel hundert Jahren;
Denn frei ward Deutschland in der Schlacht am Lech.
Doch, der euch führte, tapfre, deutsche Scharen,
Er steht nun einsam vor dem freien Weg!
O was ist Menschenwitz vor Gottes Rath!
Was ist vor Gottes Macht der Menschen Ringen!
Gebrechlich hinterm Aufschwung hinkt die That,
Dem langen Flügeln folgt ein lahm Vollbringen!
Ich wollt' ein einig deutsches Reich uns gründen,
Stark und beständig jeder Feindesmacht
Den Abend, Morgen oder Mitternacht,
Und bessre Wehr nicht meint' ich ihm zu finden,
Als meines Bluts Genossen. — Armer Plan!
Er barst in Scherben wie ein Schild von Glas:
Die Hüter selbst in ihrem blinden Wahn
Zerstörten ihn durch Eifersucht und Haß.
Ihr Herrscher Deutschlands, die ihr nach mir kommt,
Wollt ihr dereinst mein großes Werk vollenden;
Die Großen scheun die Einheit, die uns frommt,
Drum an die Völker muß der Ruf sich wenden!
Erst wenn die Fürsten mit den Völkern gehn,
Wird Deutschland groß und seiner würdig stehn!

Das ist sehr wahr und schön gesagt, ist aber hier eine bloße Redensart, die durch das Stück gar keine eigentliche Grundlage findet. Wenn mitten in ihrem Zwiespalt die Fürsten durch den Einbruch des Auslands überrascht und durch das Volk zur Versöhnung getrieben würden, wenn Otto die Falschheit seines Bruders und seine eigene Verblendung inne würde dadurch, daß er seine Söhne für sich und das Reich im entscheidenden Augenblicke fallen sähe und sie in dieser Weise ihre tragische Schuld, sich thätlich gegen Vater und Staatsoberhaupt vergangen zu haben, sühnten — so wäre das Recht zu jenen Schlußversen vorhanden. Wie das Schauspiel jetzt ist, fehlt dasselbe. Namentlich erscheint als Mangel, daß das Volk gar nicht in Scene tritt, sich überhaupt gar keine rechte Wendung und Katastrophe ergibt. Der Verfasser

ist sich im innersten Kern seiner Sache nicht klar geworden, oder er verstand es nicht, dieser gewonnenen Klarheit drastischen Ausdruck zu geben.

Dasselbe gilt in noch höherm Grade von „Otto dem Zweiten". Diesen deutschen König und römischen Kaiser sehen wir in Italien gegen die Italiener und die Araber kämpfen und im Kampfe zu Grunde gehen, ohne daß uns recht zum Bewußtsein gebracht wird, warum. Es wird uns nicht möglich gemacht, uns für sein Thun zu interessiren oder seine tragische Schuld zu erkennen. Wir erleben die Schlacht, die er an der calabrischen Küste den Kindern der Wüste liefert; wir sehen ihn siegen, dann durch Unvorsichtigkeit den Sieg wieder verlieren, fast alle die Seinen fallen, ihn selbst in Gefangenschaft gerathen, aus der Gefangenschaft wieder befreit werden, nach Rom eilen und da sterben; und gewinnen durch all dieses nichts als den Drang zu der verzweiflungsvollen Frage Platen's: „So viel Arbeit um ein Leichentuch?"

Augenscheinlich hat der Dichter sich noch zu schwierige Aufgaben gewählt: Aufgaben, die zu bewältigen und in ihren Motiven und ihrem tragischen Austrage wirksam hinzustellen, es seiner Befähigung sowol an Kraft als an Uebung fehlt. Lernt er sich bescheiden, wird er nicht müde, sich auszubilden und sein Talent zu entwickeln, so dürfte man eines schönen Tags doch wol noch Schöpfungen von dramatischer Bedeutung von ihm dargeboten sehen. Zeug zum dramatischen Schriftsteller liegt, wie schon gesagt, unserm unmaßgeblichen Dafürhalten nach, jedenfalls in ihm.

4. Dramatische Schriften und Studien über das Leben. Von Heinrich Baumgärtner. Erstes bis drittes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1865—66. 8. Jedes Bändchen 24 Ngr.

An dieser Stelle haben wir natürlich lediglich die „Dramatischen Schriften", dagegen die „Studien über das Leben" nur insofern zu beachten, als sich daraus erkennen läßt, daß der Verfasser von beiden ein feingebildeter, tiefdenkender Mann ist, der, wahrscheinlich in äußerlich günstiger Lage, seine Muße benutzt, sich literarischen Arbeiten mit Liebe hinzugeben. *) Liebe ist unverkennbar; die Kritik kann indeß zunächst nur Wohlwollen dafür an den Tag legen, weil die Stoffe zu leicht obenhin und in zu lockerer Form behandelt sind. Auch diese Stücke sind nur sogenannte Lesedramen, von größerm Werthe da, wo sie durch geschichtlichen Inhalt gehoben werden, wie in den beiden Hohenstaufen-Stücken, aber zu breit und unfertig, wo sie, an Vorgänge des modernen Lebens geknüpft, ihre Bedeutung in Gipfelung der Intrigue und pikantem Dialoge zu suchen haben.

Die beiden Lustspiele des zweiten Bändchens: „Die Wahrzeichen" (vier Acte) und „Die unterbrochene Brautschau" (zwei Acte), bieten ein paar einzelne komische Scenen, sind im ganzen aber so ungebührlich auseinandergezogen und ohne Aufschwung in der Handlung, daß sie das Publikum kaum zu interessiren im Stande sein möchten. Das erstere findet seine Zuspitzung darin, daß eine Witwe, Marie Herzog, mit zwei Nichten in einen Badeort kommt, um dort einen unbekannten Neffen mit einer dieser Nichten zu verheirathen. Die Nichten, um den Verwandten zu prüfen, verpuppen sich, die eine in einen jungen Mann, die andere in eine Gesellschafterin. Der Neffe wendet aber dasselbe Mittel an, er erscheint als erster bester — Maier, und sein Sohn an seiner Statt. Schließlich heirathen Vater und Sohn, der Sohn Julie, die in Männerkleidern debutirte, und der Vater Wilhelmine, die als Gesellschafterin auftrat. Ein neugieriger und klatschhafter Lohnbedienter, Drescher, der die Witwe und ihre Begleitung für erlauchte Personen hält, weil sie sich Herzog, die verkleidete Julie aber sich Oskar Prinz nennt, und die Situationen, in welche die letztere kommt, sind eigentlich die einzig wirklich heitern Elemente des Stücks. Die Abgenutztheit der komischen Hebel und die Umständlichkeit, mit der sie angewendet werden, schwächen indeß alle lebhafte Theilnahme und Wirkung ab.

Um das zweite Lustspiel steht es nicht besser. Ein junger Doctor will verreisen, um eine Braut zu sehen, die seine Aeltern ihm ausgesucht haben. Er verspätet sich aber bei einer befreundeten Familie und lernt hier noch rasch ein Wesen kennen und lieben, das schließlich die Reise unnütz macht. In einem Act könnte dieser durchaus eben nicht neue Vorgang, geistvoll behandelt, dennoch einen gewissen Erfolg haben; er verliert ihn aber vollkommen in der ausgefaserten Art, in der er gegeben worden, und die nur wenig Witz und Laune zeigt. Beide Stücke sind in Prosa, welche sich gefällig lesen läßt, aber zu schwerfällig und langsam ist, um dem Schauspieler dankbare Momente zu liefern.

Das dritte Bändchen bringt „ein Charakterbild aus der Hohenstaufenzeit 1228" in vier Aufzügen, betitelt: „Der Kaiserhof zu Palermo." Kaiser Friedrich II. empfängt bei sich Abgesandte des Orients, nachdem zwischen ihm und Sultan Kamel ein Bündniß geschlossen worden ist, bei dem eine Gräfin Bianca von Lancea, man weiß nicht recht in wessen Auftrag und mit welchem Grunde, besonders thätig gewesen. Sultan Kamel wünscht diese Dame, um das Friedenswerk zu krönen, für sich oder einen seiner Großen zum Weibe. Es zeigt sich aber sehr bald, daß Friedrich selbst sie liebt und sie seine Neigung theilt. Da sie jedoch die Plane des Kanzlers von Vinea kennt, der den Kaiser mit einer englischen Königstochter vermählt zu sehen wünscht und da sie überdies das morgenländische Bündniß für die Politik ihres Herrn als durchaus ersprießlich erachtet, so ist sie entschlossen, ihr Herz zum Opfer zu bringen und ins Gelobte Land zurückzukehren, um dort als Sultanin oder Vezierin im Interesse Friedrich's zu wirken. Friedrich indessen, von seiner Leidenschaft für das schöne Weib hingerissen, macht ihr sein Geständniß und bietet ihr seine Hand. Sie jedoch weist dieselbe ab und verschwindet. Man glaubt,

*) Der Verfasser ist der namentlich als Physiolog ausgezeichnete Professor der Medicin, Geh. Hofrath Baumgärtner in Freiburg i. Br. D. Red.

sie habe sich ins Meer gestürzt oder sonst ein Leid angethan, um den Kaiser von seinen großen Aufgaben nicht abzuziehen und Vinea's Plane nicht zu kreuzen; das Ganze läuft aber darauf hinaus, daß sie am Schlusse, wo Friedrich seinen Zug nach dem Gelobten Lande antritt, als sein Bannerträger erscheint, um ihn bei dieser Unternehmung zu begleiten.

Das ganze Stück, zum Theil in Jamben, zum Theil in Prosa abgefaßt, läuft so ziemlich im Gleise der dramatischen Romantiker, ist ohne straffe Haltung und klaren Austrag, ein Werk, das seinen Geist, aber geringe Gestaltungskraft verräth.

Auch das beste und regelrechteste Stück der Sammlung, das fünfactige Trauerspiel in Jamben: „Der letzte Hohenstaufe", bekundet das. Die ganzen fünf Acte sind nur ein fünfter Act in fünf Abtheilungen. Die Tragödie beginnt mit der für Konradin unglücklichen Schlacht bei Tagliacozzo im Jahre 1268, also der naturgemäßen Schlußkatastrophe eines Dramas. Karl von Anjou hat gesiegt, und Konradin und sein Freund Friedrich von Baden gerathen in Gefangenschaft. Cäcilia, die Tochter des gefallenen Königs Manfred, eine Cousine Konradin's, liebt letztern, wird aber von jenem Karl von Anjou begehrt. Um den Geliebten zu erretten, verspricht sie sich dem Werbenden, mit der Absicht, sich in der Brautnacht zu tödten. Konradin und Friedrich werden infolge jenes Versprechens freigegeben, nachher aber wieder eingefangen, weil der König inzwischen vernommen, daß in seinem Reiche eine Verschwörung zu Gunsten des Hohenstaufen besteht, der auch Cäcilia nicht fremd ist. Die beiden deutschen Fürstensöhne sterben auf dem Schaffot; ehe sie dasselbe besteigen, erscheint Cäcilia, um von Konradin, dem sie ihr Opfer gesteht, zu fordern, daß er sie erdolche. Doch Konradin spricht ziemlich unhohenstaufisch:

> Ja, könnte ich die Flamme deines Lebens
> Leicht, wie das Kerzenlicht, mit einem Hauch
> Des Athems löschen; könnte ich die Hülle,
> In die die ew'ge Seele sich gekleidet,
> Zerstieben wie die dünne Seifenblase!
> Doch diesen Mordstahl soll ich in die Brust
> Dir stoßen, tief ins Herz mit kräft'ger Hand! —
> Dies Herz, das mich geliebt, soll ich erfüllen
> Mit bittrer Todesqual, Erstarrung gießen
> In dieses schöne, seelenvolle Auge! —
> Nein, dies vermag ich nicht! Du kühnes Mädchen,
> Das kann ich nicht!
> (Er wirft den Dolch hinweg.)
> Du hast so großen Muth,
> Verwende ihn, zu leben!

Diesen sehr natürlichen, aber unheldenhaften Rath befolgt indeß Cäcilia nicht. Da sie nicht vom Dolch des Geliebten sterben kann, stirbt sie nach Lessing im fünften Act, d. h. aus heiler Haut heraus, oder wenn das poetischer klingt: am gebrochenen Herzen.

Der Dichter hat, wie man sieht, an die Stelle jener erschütternden Tragödie, welche die Weltgeschichte gedichtet, eine andere gesetzt, die sich mehr in der Welt des Gefühls abspielt, aber hier nicht ergreift, weil sie, statt tief menschlich auf die Naturlaute der Empfindung zu bauen, ihre Stütze im Wesen einer eben nicht sehr gewählten Intrigue sucht.

5. Der letzte Großkanzler auf Rhodus. Dramatische Dichtung in fünf Acten von J. C. Scheller. Winterthur, Lücke. 1864. 8. 20 Ngr.

Dieses Stück, das 264 ziemlich enggedruckte Seiten umfaßt und im Grunde doch nicht einmal einen wirklichen Schluß aufweist, ist ein überaus redseliges Drama, ein Drama, dessen Handlung, man darf wol sagen, in Versen ertrinkt. Alle darin auftretenden Personen ergehen sich in endlosen Auseinandersetzungen, und sie zwei, drei Seiten lange Apostrophen halten zu hören oder zu sehen, erscheint als nichts allzu Seltenes. Wir räumen dem Autor eine gewisse Glätte und Gefälligkeit der Diction gern ein, wie denn auch der Gedankeninhalt ein Zeugniß von unleugbarer Intelligenz ablegt. Aber um ein Schauspiel zu schaffen, das nicht abspannt, sondern dauernde Theilnahme erweckt und durchgreifende Wirkung erzielt, muß er denn doch weniger auf die in Jamben gekleidete Phrase, als auf knappen und raschen Gang der Entwickelung rechnen lernen.

Seine dramatische Dichtung behandelt die Belagerung der Stadt Rhodus durch die Türken im Jahre 1522, infolge deren der Großmeister des Johanniterordens, Philipp de Villiers de l'Isle Adam, nach hartnäckigstem Widerstande gezwungen ward, diesen Platz mit den übriggebliebenen Rittern zu verlassen. Diese Thatsache und den Fall des Ordens zu motiviren, hat sich der Verfasser im ganzen wenig angelegen sein lassen. Er hat sein Hauptaugenmerk auf Jean André de Mérail, genannt Amaral, den Großkanzler des Ordens, gerichtet, welcher, dem Mönchsgelübde entgegen, eine Ehe eingegangen und Kinder gezeugt hat, von denen ein Sohn und eine Tochter sich in seiner Nähe befinden, ein zweiter Sohn aber als Renegat bei den Türken sich aufhält. Bis auf das Vergehen gegen seine Ordensregel ist er durch und durch ein Ehrenmann, ein eiserner Charakter und Held. Jenes Vergehen aber, so geheim er es hält, bereitet ihm den Untergang. Während der verhängnißvollen Belagerung begibt er sich nämlich heimlich in das türkische Lager, seinen abtrünnigen Sohn zu sehen und womöglich in den Schos der christlichen Kirche zurückzuführen. Zwei elende Subjecte, der Ordensritter Peter und Diez, Amaral's Diener, welche beide Irene, die Tochter des Großkanzlers, lieben und ihre Liebe weder begünstigt noch erwidert gefunden haben, verschwören sich zum Untergange des Kanzlers und der Stadt Rhodus, indem sie durch den Juden Levi sich zu Creaturen des Sultans machen lassen. Sie zeigen dem Großmeister Amaral's Besuch im Türkenlager an, und derselbe wird infolge dessen zum Tode verurtheilt und hingerichtet, nachdem bereits vorher der Sohn, Irene und deren Geliebter, der ungarische Heldenjüngling Janos, in einem durch die Türken erstürmten Bollwerke den Untergang gefunden.

Ritter Peter, der eigentliche Bösewicht des Stücks, der inzwischen, um sich selber sicherzustellen, Levi ans Messer geliefert hat, wird schließlich von dem reuigen

Diez verrathen und sieht sich am Ziele seiner Rache genöthigt, sich selbst zu erdolchen.

Das ist der ziemlich magere Stoff, der in der aufgebauschten Verscrinoline am Geist des Lesers oder Hörers ziemlich statiös und geräuschvoll vorüberrauscht. Die Beweggründe, welche in diesem Trauerspiel die verschiedenen Figuren zu guten und bösen Entschlüssen sowie Thaten treiben, sind unklar und entbehren der psychologischen Tiefe, deren sie bedürften, um uns menschlich begreifbar und interessant zu sein. Scheller besitzt ohne Zweifel einiges dramatische Talent und eine entschiedene Gewandtheit in der Handhabung des Verses; aber diese Dinge genügen nicht für eine Tragödie im großen Stile. Er muß erst lernen wirklich Herr des Stoffs zu werden und diesen gleichmäßig auszutragen. Motivirung, Intrigue und Katastrophe wollen ihr unveräußerliches Recht und der allzu geschwätzige Dialog seine sehr nothwendige Beschränkung. Um kurz zu beweisen, daß dieser geschwätzige Dialog, trotz aller Gefügigkeit und schönen Worte — und vielleicht eben deswegen —, doch weder erhebend noch ergreifend wirkt, sondern etwas Leeres hat, möge hier Amaral's Abschied beim Gang aufs Blutgerüst stehen; er lautet:

Nur Einen Wunsch hatt' ich seit langen Jahren,
Als Mann zu fallen auf dem Bett der Ehre.
Gott hat es anders über mich beschlossen.
So will ich denn des Lebens kleinre Schuld
Zum Tode tragen frohen Muthes, da ich
Doch von der größten, dem Verrathe, frei.
Ich bin verurtheilt und so will ich sterben,
Und muß es wol; denn auf den Werken, sagt man,
Nenn' jeder Mund mich schon Verräther, weigre
Der Söldner seinen Dienst, solang' ich lebe.
So bin ich denn der allgemeinen Stimme
Verfallen, und der Stadt, des Ordens Schicksal
Heischt meinen Tod; o sei's ein Opfertod,
Und möcht' er euch dem Untergang entreißen,
Das söhnte mich mit dem Verhängniß aus!
Und nun, noch einmal sei es mir vergönnt,
Die Hand, die ich einst Bruderhand geheißen,
Zu drücken, eh' zum Henkerbeil ich gehe —
Leb' wohl, mein Meister!
Lebt wohl, edle Ritter,
Gott sei mit euch und helfe euch zum Siege!

Es sind geschmeidige Verse, aber ohne jeden Anhauch von Größe. Der Verfasser muß wahrhaft schaffen, nicht blos Worte machen lernen, dann erst wird er zu einem wirklichen Resultate auf dem Gebiete des Dramas zu gelangen im Stande sein. *Feodor Wehl.*

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Die Fortsetzung von Hermann Lingg's „Völkerwanderung".

Die Völkerwanderung. Epische Dichtung von Hermann Lingg. Zweites Buch. Stuttgart, Cotta. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir haben das erste Buch der Lingg'schen Dichtung in Nr. 12 d. Bl. f. 1866 eingehend besprochen. Wiederum liegt ein Band, der neun Gesänge umfaßt, vor uns; doch indem wir die fleißige Arbeit des Dichters anerkennen, welchem die ottave rime nur so unter den Händen hervorzuquellen scheinen, können wir unser Bedauern nicht unterdrücken, daß auch dieser Band so wenig des Gelungenen und poetisch Werthvollen enthält und daß der Stil der gereimten Chronik hier wieder in einer, gegen die Grundgesetze des Epos verstoßenden Compositionsweise oder vielmehr Compositionslosigkeit vorherrscht. Es ist alles gezeichnet wie mit der Kohle an die Wand — hin und wieder ein genialer Umriß, der uns doppelt bedauern läßt, daß die vielversprechende Skizze nicht ausgeführt ist, nicht Blut und Leben gewonnen hat; hin und wieder auch ein stimmungsvolles Bild, das durch einige Strophen hindurch mit warmem poetischen Colorit erfüllt ist, aber alsbald wieder sich als ein dissolving-view zeigt, das sich auflöst und in die allgemeine Flucht der Erscheinungen und Bilder hineinverdämmert. Unter den Episoden, welche der Dichter in einzelnen Gesängen aus der geschichtlichen Ueberlieferung mit in sein Epos verwebt hat, finden sich manche, die recht gut den Stoff zu einem selbständigen Epos hätten geben können, das in künstlerischer Abgeschlossenheit den Geist jener Epoche widergespiegelt haben würde. Man müßte auf das A-b-c der epischen Kunst, auf den Unterschied zwischen Homer und den cyklischen Dichtern zurückgehen, wenn man nachweisen wollte, wie ein episches Kunstwerk nur in jener Beschränkung gedeihen kann, welche ein Segment aus dem weltgeschichtlichen Kreise herausgreift. Wir können nicht umhin, die jetzige Regellosigkeit, die in Epos und Drama grassirt, als ein Zeichen des Rückgangs und Verfalls unserer Literatur anzuklagen. Mindestens würde sie diesen Verfall zur Folge haben, sobald sie bei den bessern Talenten die Oberhand gewänne. Wir befinden uns nicht mehr in einer Sturm- und Drangperiode, in welcher die urwüchsige Roheit als bahnbrechend auftreten könnte; unsere jetzigen verwilderten Lenz und Klinger könnte man nur als die versprengten Marodeurs einer auf dem Rückzug befindlichen Literatur betrachten. Wir wissen, daß wir der ästhetischen Disciplin die Siege unserer Classiker verdanken. Sollte diese Disciplin jetzt sich lockern, so würde dies nur ein Zeichen der allgemeinen Auflösung sein.

Die Roheit der Composition, wie sie sich in den gepriesenen neuen Dramen und Epen zeigt, geht nur aus einer liederlichen Praxis hervor, gegen welche alle diejenigen, die es ernst mit der Entwickelung unserer Nationalliteratur meinen, auf das entschiedenste protestiren müssen. Wenn man wieder in den Kinderwahn zurückfällt, daß die dichterische Größe in dem Absonderlichen, Gespreizten, Genialitätssüchtigen besteht, das der Regeln spottet, daß die Formlosigkeit einer Composition ein sicheres Zeichen ihrer innern Bedeutung ist; dann gibt man die besten Errungenschaften unserer Nationalliteratur preis und macht die ganze Arbeit unserer Denker und Dichter zum Kinderspott. Die wahre Genialität zeigt sich in der Erfassung eines dem Jahrhundert eingeborenen geistigen Gehalts und in einer instinctiven oder der innern Nöthigung bewußten Formbeherrschung, welche das allgemeine Kunstgesetz nicht als einen Zwang oder als eine Schranke

empfindet, sondern sich von ihm zu höhern Stufen der Schönheit tragen läßt.

Wohl soll das Epos ein Weltbild geben, aber nicht in der schlechten Gestalt einer unendlichen Reihe von Bildern, welche ins Weite auseinandergezerrt die Phantasie ermüdet, sondern in jener abgekürzten Form, welche schon Shakspeare mindestens in seiner dramaturgischen Theorie als wesentliche Eigenthümlichkeit der Dichtung erkannte. Alles Dichten ist ein Verdichten und rafft die chaotische Materie aus ihrer Zerflossenheit um einen geistigen Mittelpunkt zusammen. Wie der Denker strebt auch der Dichter nach Einheit, jener nach der Einheit eines weltschöpferischen Princips, dieser nach der Einheit einer von einem Gedanken getragenen Handlung. Das ist das Geheimniß alles künstlerischen Schaffens, das entgegengesetzte Verfahren aber ist das Gebaren der Unkunst. Daß jenes Gesetz einheitlicher Handlung, allerdings nicht in der straffen Concentration des Dramas, nicht in den Studirstuben ausgebrütet worden ist: das beweist, daß die großen Volksepopöen in den verschiedensten Weltaltern es gleichmäßig beobachtet haben, daß „Ilias" und „Odyssee", wie die „Nibelungen" und die „Kudrun" für Muster dieser künstlerischen Einheit gelten können. Selbst die romantischen Kunstepen, wie „Parcival" u. a., die sich biographisch in die Länge dehnten, hielten doch wenigstens die Einheit des Helden und damit die Einheit des Interesses fest. Man macht der Luise Mühlbach Vorwürfe über ihre Romancyklen, welche die weit ausgesponnene Chronik der Zeit wiedergeben — und was würde man zu einem epischen Dichter sagen, der, um Friedrich den Großen zu feiern, die beiden Schlesischen Kriege und den Siebenjährigen Krieg, Feldzug nach Feldzug, Schlacht auf Schlacht, nach dem Vorgang Tempelhoff's und anderer Militärschriftsteller, absingen wollte? Schiller, der einmal Friedrich den Großen zum Helden eines Epos zu wählen beabsichtigte, war weit entfernt, dies Epos nach einer solchen Schablone dichten zu wollen; er gedachte irgendein wichtiges Erlebniß herauszugreifen und dasselbe so künstlerisch zu fassen, daß die ganze Cultur des Zeitalters sich darin spiegelte. Doch auch eine Luise Mühlbach und ein solcher Cykliker des Siebenjährigen Kriegs würden doch immer noch zu ihren Gunsten anführen können, daß sie für die weit auseinanderfallenden Begebenheiten in der Person des königlichen Helden einen einheitlichen Mittelpunkt hätten.

Auch diese Entschuldigung kann Hermann Lingg für seine „Völkerwanderung" nicht vorbringen; hier folgt Held auf Held, in diesem zweiten Buche Attila auf Geiserich, Odoaker auf Attila; die Völker drängen sich und lösen sich ab; die Helden tauchen wie Gespenster aus diesem dämmernden Lemurenzuge hervor; irgendeine geniale Geste kündigt sie an, doch ehe wir noch an ihre Lebenswahrheit glauben gelernt, verschwinden sie wieder. Man hat fortwährend das Gefühl, sich einem poetischen Rohstoff gegenüber zu befinden, der sich erst nach künstlerischer Behandlung sehnt; es ist einem zu Muthe, als läse man ein Geschichtswerk mit einer so lebendigen Darstellung, daß man bei dieser oder jener Begebenheit nicht umhin kann, auszurufen: ja hieraus ließe sich wirklich ein schönes Epos, eine poetische Erzählung u. s. w. machen. So wenig ist der Stoff geläutert und künstlerisch bezwungen. Es gemahnt uns an übereinandergethürmte Granit- und Marmorblöcke; sie zeigen bisweilen von Natur ein imposantes Profil, keck, charakteristisch; aber sie harren noch der künstlerischen Hand, welche aus ihnen die Büste und die Bildsäule formt.

Man könnte uns vielleicht entgegnen, das Genie trotze dem Zwang der Regel, die zuletzt doch immer eine Abstraction aus seinen Werken sei; warum solle es ihm nicht freistehen, neue Gattungen zu schaffen oder die alten mit einem neuen Geiste zu beseelen? Die Volksepopöe sei selbstverständlich für unsere Zeiten eine Unmöglichkeit; auch das romantische Kunstepos, das sich mit freier Licenz die Regeln der Epopöen angeeignet, habe sich überlebt; warum solle in unserer Zeit nicht ein historisches oder vielmehr ein geschichtsphilosophisches Epos gedichtet werden, das natürlich den überlieferten Apparat der epischen Regeln nur in wesentlich modificirter Gestalt anwenden könne? Habe man ein Recht, sich der schöpferischen Genialität mit einem veralteten Kanon in den Weg zu stellen?

Wir sind gewiß keine Vertreter eines ästhetischen Paragraphenwesens, und gern geneigt, jeder genialen dichterischen That Anerkennung zu zollen, mag sie auch hergebrachte Regeln in ungeahnter Weise erweitern oder selbst umstoßen. Dann muß aber das Kunstwerk sowol in sich vollendet sein, wenn man es mit seinem eigenen Maße mißt, als auch mit einer überwältigenden Kraft auf das Gemüth wirken. Beides ist bei der Lingg'schen Dichtung nicht der Fall; sie ist durchaus äußerlich zusammengestückelt, ohne irgendeine Einheit, sei es auch die freieste des geschichtsphilosophischen Gedankens. Wir können in der „Völkerwanderung", wie schon früher erwähnt, keinen geeigneten Stoff für die Muse eines modernen Dichters finden, das barbarische Drängen und Stoßen jener rohen Horden wirkt zu sehr nach den Gesetzen einer äußerlichen Mechanik, um poetisch zu begeistern, und welche Sympathie haben wir für das Culturgemälde einer Zeit, das kaum auf diesen Namen Anspruch machen kann, indem es nur ein Gemälde der Uncultur ist, in welchem wir überdies gar keine, unserm modernen Leben verwandten Züge, keine uns sympathischen Gefühle oder Gedanken finden? Der instinctive kriegerische Muth, der nach Raufluft und Raubluft schmeckt, ist nicht der Muth, wie ihn unsere Zeit verlangt; der ewig sich wiederholende Sturm und Drang elementarischer Brandung, dieser über Roms Trümmer hinspritzende Wogenschwall der germanischen Welt kann in der epischen Schilderung nur eine monotone Wirkung ausüben. Wählt gleichwol ein Dichter einmal die „Völkerwanderung" zu seinem Thema, so hat er nur die Wahl zwischen einer doppelten Behandlungsweise, wenn er uns ein einheitliches Kunstwerk liefern will. Entweder greift er eine geschichtliche Episode heraus, in welcher sich alle maßgebenden Elemente des Zeitalters

spiegeln, und schmückt sie aus mit den Farben freier Erfindung, und zwar eignet sich hierfür am meisten ein Stoff, der uns die Cultur des sinkenden Römerreichs in elegischer Beleuchtung zeigt und den Gegensatz zwischen ihr und dem frisch eindringenden, rauhkräftigen Germanenthum in der Haupthandlung und den Nebenhandlungen einheitlich hervorhebt; oder er dichtet ein Gedankenepos im Stil der Kaulbach'schen Museumsbilder, dessen Mythologie in den geistigen Mächten der Weltgeschichte besteht, mag er dieselbe nun für einen höllischen Trichter oder für die ansteigende Höhe des Paradieses halten. Dann erscheinen die Völkerzüge wie vorüberwehende Wolkenschatten, über denen die Sonne des Gedankens steht. Die Form für ein solches Epos ist keine gegebene; doch ein echtes Genie würde sie finden und auch noch Halt genug für eine Plastik, wie sie Dante in seiner „Divina commedia" zur Geltung gebracht hat.

Hermann Lingg hat nun keinen dieser beiden Wege eingeschlagen; er nimmt bald auf diesem, bald auf jenem einen kurzen Anlauf, der aber resultatlos bleibt, am liebsten wandelt er die breite Heerstraße der geschichtlichen Chronik, die er mit poetischen Arabesken verziert. Einige dieser Arabesken sind kraus, verworren, geschmacklos; in andern spricht sich das markige Talent des Autors aus; der kühne Wurf, das Vielsagende der Skizze läßt bedauern, daß wir es eben nur mit Rahmenverzierungen zu thun haben, die um eine ziellos fortlaufende Reihe nur mit Kohlenstrichen hingezeichneter Bilder sich in schnörkelhafter oder geistvoller Weise dahinschlingen.

Der Inhalt der Gesänge dieses zweiten Buchs beweist uns dies am sprechendsten. Im ersten Gesang haben wir es mit den „Vandalen" zu thun. Die Eifersucht zwischen Aëtius und Bonifacius wird uns von unserm Chronisten mit geschichtlicher Treue berichtet. Damit wir über den Zusammenhang der Begebenheiten nicht im Unklaren sind, berichtet ein Alane, der wie ein Dämon aus Gehenna's finsterer Schar dem einsamen Aëtius in einem rauhen Waldgebirge erscheint, die ganze bisherige Geschichte der Vandalen mit einer professorlichen Objectivität, die man bei einem so dämonischen Gesellen, der sich so unheimlich ankündigt, gar nicht erwartet hätte. Wenn er fertig ist, schwirrt uns der Kopf von den Geiserichs, Gontharichs, Godigisels, die mit ihren barbarischen Namen wie Irrlichter vor unserer Seele herumtanzen. Dem Rath des Aëtius folgend ziehen die Vandalen nach Afrika. Der Held des zweiten Gesangs ist König Geiserich; wir erfahren eine Anekdote aus seiner Jugend; es folgt die Belagerung und Eroberung Karthagos; ein kurzer Blick auf des Kaisers Valentinian Orgien; der Tod seiner Mutter Placidia; der Zweikampf zwischen Aëtius und Bonifacius, in welchem der letztere fällt. Der dritte Gesang führt uns zu den Hunnen und vor den Kaiserthron von Byzanz, die Verhandlungen zwischen Hunnen und Griechen, zwischen Attila und Geiserich, ein ausführlicher Gesandtschaftsbericht des griechischen Abgesandten Maximin über das Leben und die Sitten der Hunnen, der Tod des Theodosius — das ist der Inhalt dieses Gesangs, in welchem wir von Karthago nach Byzanz, von Byzanz ins Hunnenlager mit einer elektrotelegraphischen Geschwindigkeit versetzt werden, im schroffsten Widerspruch gegen jenes homerische Gesetz epischer Continuität, welches uns durch die Raumferne nicht fliegen läßt, sondern stets an der Hand eines Helden durch dieselbe geleitet. In den ersten Strophen des vierten Gesangs segeln wir mit Geiserich nach Sicilien, wo ihm die feindlichen Stürme Halt gebieten, folgen seinem Boten nach Rom zum Aëtius, dann zum Attila. Plötzlich sind wir wieder bei dem Gothenkönig Theodorich in Toulouse; denn der Dichter erinnert sich der Pflicht, diesen mobil zu machen, da er den Römern im Kampfe gegen Attila beistand. Es folgt die Volksschlacht in den Catalaunischen Gefilden. Die Zerstörung Aquilejas: zwei Strophen; Attila vor Rom, durch den Bischof zum Abzug bewogen: sechs Strophen. Attila's Tod — fällt in den Zwischenraum zwischen zwei Strophen. Empörung der Gothen, Honoria getödtet, Attila's Sohn Ianock desgleichen, Untergang des Hunnenreichs — kein Historiker, der für die Jugend die geschichtliche Quintessenz herausschält, kann sich kürzer fassen als unser Epiker. Bei weitem mehr Zusammenhang hat der fünfte Gesang: „Maximus und Eudoxia"; hier ist wenigstens ein durchgängiger Faden, obgleich der Selbstmord der durch den Kaiser entehrten Gattin des Maximus etwas brüsk-lakonisch die Handlung einleitet, deren epischer Mittelpunkt die Plünderung Roms durch die Vandalen ist. Im sechsten Gesang betritt wieder ein neuer Held die Bühne, Odoaker; abermals bringen wir mit den deutschen Völkern in Rom ein. Im siebenten Gesang ergreift Theodorich die Zügel des Epos und Odoaker fällt. „Ablösung vor!" ist die Devise dieser Composition, ein Held nach dem andern tritt ins Schilderhaus, denn es ist ja kein Mangel daran auf der Hauptwache der Geschichte.

Daß die epische Darstellungsweise selbst unter diesen Fehlern der Composition leidet, ist selbstverständlich; die epische Plastik kann es nicht zu freien Gruppen, sondern nur zu Reliefbildern bringen, da es sich um äußerliche Folge der Gestalten, um hintereinanderschreitende Züge handelt. Bei diesem epischen Gänsemarsch, wo der Hintermann dem Vordermann auf die Hacken tritt, ist keine jener Formationen möglich, welche dem Epiker Gelegenheit zur Entwickelung seiner taktischen Talente bieten.

Wir haben Hermann Lingg's Dichterbegabung stets geschätzt wegen ihrer kräftigen Ursprünglichkeit und wegen eines gewissen grandiosen Wurfs, der in einzelnen Gedichten geistig Bedeutsames gestaltete. Lingg besitzt den Stil der Fresko; aber dieser ist mehr in einer Gedankendichtung als im Epos angebracht. Hier bedarf es der breiten Uebergänge, der behaglich an die Sache sich hingebenden Schilderungen — und gerade diese Mittelglieder, welche ein so weitschichtiges Gewebe der Action zusammenhalten, sind bei Lingg von einer erstaunlichen, aus aller Poesie herausfallenden Dürftigkeit und Nüchternheit. Kein Chronist erzählt so trocken und ungeschickt wie Lingg, wenn er nicht eine Situation von einer gewissen Größe

auszumalen hat, welche die dichterische Ader in ihm erweckt. So kommt seine Muse im ersten Gesang ein wenig in Fluß, als er die Episode zwischen Bonifacius und der schönen Ketzerin schildert. In diesen Strophen waltet etwas von dem Geiste, welcher Goethe die „Braut von Korinth" dictirte. So in der Schilderung der Meerfahrt:

Sie schwiegen lang. Schon hatte Meil' auf Meilen
In raschem Flug das Boot zurückgelegt,
Und, unaufhaltsam vor dem Wind, die Säulen
Des Hercules erreicht, wo, wie bewegt
Vom Sturm, das Meer braust und in Wogensäulen
Der Stoß des Oceans die Flut erregt,
Da mahnt die Sage ihn von der verlornen
Atlantis und er spricht zur Auserkornen:

„Gebieterin, du lenkst in unserm Willen
Zum Ziele jeden Wunsch der Endlichkeit,
Die Regungen in diesem Busen stillen,
Vergeblich wär's, und jeder Widerstreit
Vergeblicher. Horch, wie die Wogen schwillen!
Noch eine Stunde und wir sind befreit,
Und hinter uns versinkt die den Barbaren
Verfallne Welt mit ihren todten Laren.

„Fern von den Menschen, die wir leicht vermissen,
Und fern von ihrer Lehren Zwang und Wahn,
Entdecken wir, und nicht im Ungewissen,
Nein, jenes Eiland in dem Ocean,
Das sich von unserm Erdtheil losgerissen,
Des Nordens Sternbild weist die sichre Bahn,
Dort — ohne jemals Freuden zu bereuen —
Laß uns Cythere's schönen Dienst erneuen." —

„Ach! um den Traum, der einst die Welt entzückte,
Den nichts mehr wieder", rief sie, „herbeschwor,
Die Menschheit fragt, die arme, nothgedrückte,
Nach jener Welt, da die Welt sie verlor.
Cythere, die mit jedem Reiz geschmückte,
Taucht nie mehr wieder aus der Flut empor,
Doch ihr, die saget, um des Sündenfalles
Ward Gott gekreuzigt, ihr ja kreuzigt alles!

„Die höchste Wahrheit, Liebe, Macht und Güte,
Starb an dem Marterholze dann,
Um jede Hoffnung, jede Seelenblüte
Liegt finstre Nacht und schwarzer Todesbann,
Ein Greuel, den nicht, ohne daß es wüthe,
Das menschliche Gefühl ertragen kann,
Damit ihr auch mit Recht, wohin ihr dringet,
Den Brand, die Geisel der Verfolgung bringet!"

Da trat vor solch entsetzlichem Gedanken
Der Graf zurück, im Innersten erschreckt,
Er scheint noch einen Augenblick zu schwanken,
Dann aber stürzt er auf sein Knie, bedeckt
Mit Küssen heiß die Hand der zarten Schlanken
Und ruft: „Gefühle, nie gekannte, weckt
Dein Wort in mir. Verfolgte, euer Leben
Sei künftig keinem Leid mehr preisgegeben!"

Die Ketzerin selbst wird als des Grafen Gattin für einen heidnischen Spuk gehalten. Auch das schildert Lingg mit einem gewissen dämonischen Colorit, das seiner Muse wohl zu Gesicht steht:

Da hieß es bald, kein wahres Leben schlüge
In ihrer Brust, es wall' kein Menschenblut
In ihrer Adern Marmor, es betrüge
Den Sinn nur ihrer Blicke Seelenglut,
Sie sei nur ein Idol und eine Lüge
Des Lebens, und nicht theilhaft an dem Gut,
Wodurch der Menschheit ward das Heil geboren,
Und ewig sei dem Himmel sie verloren.

Denn bei dem Einbruch der Vandalen habe
Das Heidenvolk versenkt im Erdengrund
Ein Bild Diana's; als hernach zum Grabe
Der Ort für viele Kämpfer ward, da stund
Ein Heil'ger dort, und seines Segens Gabe,
Den über die Gefallnen sprach sein Mund,
War damit auch dem Götzenbild gegeben
Und rief darin hervor ein eignes Leben.

Denn an sich todt, so ward es durch die Worte
Des Heiligen erweckt, und höllenhaft
Von Ursprung, aber am geweihten Orte
Empfing es etwas von der Eigenschaft
Der Gnade; zwar ein Spuk der Höllenpforte,
Umfloß es doch ein Strahl von höhrer Kraft:
So Engelsbild zugleich und Teufelinne
Gewann sie des Verführten Herz und Sinne.

Oft wenn der Mond zum dunkeln Piniengrunde
Im Garten des Palastes niederschien,
Erhob sie, hieß es, sich in später Stunde
Vom Lager und entflog zur Jagd dahin.
Man sah ihr Horn, man hörte ihre Hunde.
Doch mit des Dunkels, mit der Nacht Entfliehn
Stieg sie herab und huschte mit den Schatten
Zurück, und auf das Lager ihres Gatten.

Den großen Wendepunkt in der Geschichte der Völkerwanderung, die Hunnenschlacht in den Catalaunischen Feldern, hat Lingg nicht ohne gewisse Energie und Wildheit geschildert, aber doch mehr in skizzirtem Wurf, als mit der klaren Anordnung und farbenreichen Darstellung des Schlachtenmalers. Durch einige mythologische Griffe strebt der Dichter, dies Gemälde über die gewöhnliche Bataillenpoesie hinaus in ein idealeres Reich zu heben. Offenbar hat ihn hier Kaulbach's Malergenius begeistert. Es ist eine Kaulbach'sche Gestalt, die vor der Schlacht aus dem Boden wächst; doch ist sie frei ins Dichterische übersetzt. Wir hören mit Freuden wieder einmal den Vollklang Lingg'scher Poesie:

Und angethan mit einem Panzerkleide,
Die Schwingen eines Adlers auf dem Haupt,
Die Sage dort wallt über Meer und Heide,
Ihr Goldgelock vom Sturm der Schlacht bestaubt,
Sie rächt die Morde, zählt die dürren Eide,
Und nichts vergißt sie, was sie einmal glaubt,
In ihrem Auge quillt, von ihrem Munde
Der Leiden ihres Volks getreue Kunde.

Sie sieht, was keines Menschen Aug' gesehen,
Damit der innern Wahrheit Recht geschieht,
Beleuchtet über Tod und Untergehen
In Nacht ein unermeßliches Gebiet.
Sie läßt geschehn, was nirgendwo geschehen,
Und längst Vergangnes, das in Zukunft steht;
Wo dich ein Schauer rührt und stille Klage,
Da ist ihr geistig Wehn, da geht die Sage.

Nicht minder grandios ist die freie Uebersetzung der Kaulbach'schen Hunnenschlacht:

Dort schleppte sich zum Dickicht einer Eiche
Ein Schwerverwundeter, ein Alemann,
Und rings um ihn lag manche Feindesleiche,
Da sah er, wie sich ein Gefecht entspann
In hoher Lüfte Thron, und aus dem Reiche
Der Wolken Blut zur Erde niederrann,

Ein lichter Thau, und wie ein Bild im Traume
Stand eine Stadt am fernen Himmelssaume.

Jetzt rauscht einher ein Zug von schwarzen Schwänen,
Die kreisen übers Walfeld. Wo ihr Flug
Erschlagne trifft und todter Rosse Mähnen,
Da schnaubt das Roß zum Streiter, den es trug.
Es wiehert dumpf; es knirschet mit den Zähnen
Der Mann, der seinen Gegenmann erschlug,
Und weckt ihn auf, zum Kampf sich neu zu schicken,
Mit müden und mit todeskalten Blicken.

Jungfrauen sind indeß die Schwäne worden,
Jungfrau'n mit blankem Schwert in dunkelm Stahl,
Sie wenden sich nach Ost, Süd, West und Norden:
„Steht auf, Erschlagne, kämpft zum andern mal!"
Da murrt's. „Ist noch der Gott nicht satt vom Morden,
Walkyren, heischt ihr noch ein Leichenmahl?
Belebt euch, Herzen, schließt euch, Todeswunden,
Auf! Gothen, Franken auf! Wacht auf, Burgunden!"

Und aufwacht Feind auf Feind und kämpft erbittert,
Helm über Helm und Schwert auf Schwert erschallt,
Heerhorn und Schlachtruf tönt, Pfeil, Speerwurf splittert,
Blut trieft herab, Panier und Helmbusch wallt,
Schild schlägt auf Schild, die finstre Luft erzittert
Wie fester Boden, der von Streichen hallt,
Der Streiter Leiber scheinen unzerstörbar,
Kein Todesröcheln wird, kein Wehruf hörbar.

Auch der fünfte Gesang hat einige energische Schilderungen, in denen die Reime der ottave rime wie Panzerringe aneinanderklirren, so die Darstellung der Scenen im Circus, die Schilderung des Kaisermordes. Wie reiht sich Bild an Bild, jedes scharf ausgeprägt:

Im Circus, auf den hohen Bogenstufen,
Drängt sich das Volk — Still! Valentinian naht!
Ihn grüßt ein tausendfaches Beifallrufen,
Und ehrfurchtsvoll erhebt sich der Senat.
Der Prätor winkt, von erzbeschlagnen Hufen
Stäubt durch die Rennbahn eine Funkensaat,
Staub wirbelt über Rossen und Geschirren,
Nur dunkel hin hört man die Räder schwirren.

Sie sind zurück, zum zweiten mal umwenden,
Zwei Viergespanne schon die weite Bahn,
Sieg! Sieg! Zuruf und Beifall aller Enden,
Die Grünen sind den übrigen voran.
Mit Kränzen regnet's, Münzen, Schmuck und Spenden
Auf Roß und Führer, die sich lässig nahn.
Der Fürst wirft einen goldnen Lorber nieder,
Der Prätor winkt, die Rennbahn schließt sich wieder.

Der Köcher klirrt, es blitzten Hellebarten,
Und wieder öffnet sich das Circusthor —
Hyänen und gefleckte Leoparden
Und Bären stürzen aus dem Zwinger vor
Und eine Straußenheerde; Duft und Narden
Durchströmt die Mittagsluft, jetzt legt der Mohr
Den Pfeil ans Ohr: gespannt schon ist der Bogen,
Und zielt und trifft das Nilpferd in den Wogen.

Als das bedeutendste Gemälde erscheint uns die Meerfahrt der Vandalen nach der Plünderung Roms. Das ist echt epische Darstellung; diese ottave rime strömen wie flüssig Erz einher, Fluß und Glut zugleich. Hier ist dichterische Intuition, es sind Fresken des Gedankens:

Laut sausend kommt der Sturm, da bäumt mit Grollen
Die Woge sich, eisgrün emporgeschwellt;
Die schaumgekrönten Flutgebirge rollen,
Von blauen Flammen schrecklich nun erhellt,
Nun wieder zugedeckt von schauervollen
Verfinstrungen, die der Orkan durchgellt.
Bald irrt nach allen Winden die zerstreute
Vandalenflotte mit der Römerbeute.

Am Bord des Schiffs, aus welchem in Verbannung
Von Götterbildern ein Olymp entflog,
Trotzt heldenkühn im Sturme die Bemannung.
So oft ein Windstoß tief die Masten bog,
So oft das Segel in der höchsten Spannung
Das Schiff fast mit sich in die Wogen zog,
Erhoben sie, das Element zu höhnen,
Ein lachend Lied in lauten Jubeltönen.

Doch wie nun Blitz um Blitz mit grellen Strahlen,
Die Götterbilder flammend übergoß,
Erschienen wie belebt die kolossalen
Metallnen Glieder bleich und riesengroß;
Zu drohen schien ihr Antlitz den Vandalen,
Ein Zürnen wie erzürnter Geister schoß
Aus ihrem starren Blick, und ließ hingegen
Erstarrung auf die Lebenden sich legen.

Ein Bild Neptun's stand zwischen Eichenkloben,
Aufrecht gebunden an dem Vordermast;
Wenn nun das Schiff vom Sturm emporgehoben,
Hoch in die Wellen sprang mit seiner Last,
Erschien der Meergott wie in Wolken oben,
Den goldnen Dreizack hielt sein Arm gefaßt,
Und neben ihm, der finster niederdrohte,
Stand furchtbar Hermes da, der Götterbote.

Ein Steuermann rief aus: „Gewiß beschwören
Den Sturm uns diese fremden Götzen nur;
Denn ihrer dunkeln Höllenmacht gehören
Noch stets die blinden Kräfte der Natur.
Wohlauf denn, Brüder, laßt uns sie zerstören,
Eh das Verderben auf uns niederfuhr!
Kein Zaudern mehr! Ergreift die Waffen schnelle,
Zerschlagt und werft sie stückweis in die Welle!"

Er ruft's, und jene folgen ihm. Durchs Heulen
Des Sturmes brüllt ihr Kampfruf in die Nacht,
Mit Aexten, Schwertern, rief'gen Eisenkeulen
Beginnen sie die unerhörte Schlacht.
Schon trümmern Glieder von den Götzensäulen,
Da fährt der Blitz ins Schiff. Der Mast zerkracht,
Bordüber schlägt die Flut, entführt das Steuer,
Und durch die Taue prasselnd sanft das Feuer.

So gegen Götter mit den halbverbrannten,
Halbnackten Leibern gleicht ihr Kampf dem Drohn
Der alten Himmelsstürmer und Giganten,
Wie sie mit Zeus im Zwist von Pelion
Machtlose Schwerter gegen Blitze wandten.
Und so ihr Tod; die nächste Sturzflut schon
Begräbt mit donnerähnlichem Gedröhne
Ins Meer die nordischen Titanensöhne.

Solche Gemälde, wo in das Natur- und Lebensbild der Kampf zweier Weltalter hineingreift, entfesseln die sonst in dieser Dichtung meist gebundenen Mächte des Lingg'schen Talents. Ebenso gelingen ihm landschaftliche Stimmungsgemälde, oft in zwei Strophen abgeschlossen, wie die Schilderung des deutschen Tannenwaldes im Anfang des dritten Gesangs. Wir haben das Vorzügliche mit Liebe hervorgehoben, die Schönheiten sind Schönheiten vom ersten Rang; aber sie sind spärlich in der großen Dichtung vertheilt, deren überwiegende Masse das

Gepräge künstlerischer Unfertigkeit trägt. Die Diction ist oft höchst schwerfällig, der dichterische Guß treibt unschöne Blasen. Häufungen der Vorwörter, schon in Prosa unschön, kommen oft vor:

Doch jener hatte noch von dem um ihn
Entsponnenen Verrath kein Wort erfahren.

Oder:

O schlauer Römer, nicht ist mir verborgen,
Sprach Thorismund, wie klüglich du versteckst
In die um mich bewies'nen, deine Sorgen.

Sehr zahlreich sind Verse, wie der folgende, voll gezwungener Ausdrücke, gesuchter Inversionen und prosaischer Constructionen:

Er fühlt beschämt und plötzlich sich geschieden
Von jener Festigkeit, die seine Brust
Noch kaum erfüllte mit erhabnem Frieden,
Statt deß erwacht welch neue Lebenslust!
Nachdem er taglang sie zu schaun gemieden,
Und endlich, als er sie geheilt gewußt,
Betritt er ihr Gemach mit bangem Schritte,
Damit er sie, ihm zu befehlen, bitte.

Derartige Ungelenkheit tritt überall hervor, wo der Dichter erzählende Verbindungsglieder einzuschieben hat, was bei seiner chronikartigen Darstellung fortwährend der Fall ist. Arge und höchst triviale Nothbehelfe fehlen auch nicht, z. B.:

Dieser nun vollführte
Den Auftrag Geiserich's, wie sich's gebührte.

Auch andere Kühnheiten sind des Reimes wegen da:

Doch seh' ich ihn schon jetzt dem Ziel entlegner
Und schwank in seinem Plan.

Das ist durchaus undeutsch und verstößt selbst als Neuerung gegen den Sprachgenius.

„Gißen" statt „glänzen", „stund" statt „stand" sind alterthümliche Wendungen, die ebenfalls die Nöthigung des Reims dictirte. Indeß ist der Reim im ganzen kräftig und oft von charakteristischer Färbung. Doch findet sich hin und wieder ein incorrecter männlicher Reim in der siebenten und achten Verszeile:

Verhüllt und sicher treff' ihn unser Schlag:
Der nächste Circus sei sein Todestag.

Oder:

Die Collatinus seiner Gattin gab,
Auch nicht die Freiheit pflanz' ich auf sein Grab.

Wo die ottave rime in Fluß kommen, sind sie, wie wir schon in der Besprechung des ersten Buchs erwähnten, von einem volltönenden Guß, der im Widerspruch zu den schmeichlerischen Verstrickungen der Strophe einen männlichen Charakter athmet. Oft aber sind sie in einer Weise zerrissen, durch Lakonismen des Dialogs zerhackt, daß ihr melodischer Reiz gänzlich verloren geht. An Versen, wie der folgende, ist die Dichtung überreich:

„Wird eine solche Treue noch gefunden?"
Erhob Aëtius sich und sah umher.
„Sie lebt nur", sprach Placidia unumwunden,
„In Bonifazius!" — „Ha nur ewig der!"
Rief wild Aëtius; „eh ein Jahr entschwunden,
So überführ' ich ihn." — „Das möchte schwer",
Warf ihm Placidia ein, „dem Satan fallen."
„Er sucht ihn", rief Aëtius, „ihn vor allen. —

Auch vierfüßige Jamben finden sich häufiger, als bei correcten ottave rime erlaubt ist, die jede Reminiscenz an die freien Wieland'schen Stanzen zurückweisen müssen.

Es ist ein unerquickliches Amt der Kritik, einem talentvollen Dichter bei einem fleißigen, hin und wieder von seltenen Schönheiten funkelnden Werke zu sagen, daß er die rechte Bahn verfehlt hat, die der Nation und der Literatur zum Heile gereicht. Gleichwol muß es geschehen, zur Warnung der Nachstrebenden. Wir verlangen vom Epos, daß es den Kunstgesetzen gehorche und die Vorzüge habe, die A. W. Schlegel in der Kritik von Goethe's „Hermann und Dorothea" so treffend hervorhebt: „Das verweilende Fortschreiten, die sinnlich belebende Umständlichkeit, die besonnene Anordnung." Bei Lingg aber ist ein „unzeitiges Forteilen". Gerade was Schlegel aus den Reden des Epos ausgeschlossen wissen will, „die dialogische Unruhe und Unordnung", die der epischen Harmonie gemäß umgebildet werden soll, ist eine Eigenthümlichkeit der Lingg'schen Dichtung. Dann aber verlangen wir gerade vom Epos den modernen, aus unserer Cultur und Geisteswelt herausgeborenen Stoff. Der Roman erfüllt die Bedingungen des Epos durchaus nicht und macht es in keiner Weise überflüssig.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der Geographie.

1. Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander von Humboldt und Karl Ritter, von Oskar Peschel. — A. u. d. T.: Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Vierter Band. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der geistvollste Geograph des classischen Alterthums, Strabo, behauptet in der Einleitung zu seinem geographischen Werke: „Wenn irgendeine Wissenschaft in den Bereich der Thätigkeit des Philosophen gehört, so ist es die Geographie." Aber beinahe 18 Jahrhunderte sind vergangen, ehe man zu der Ueberzeugung gelangte, daß Strabo eine Wahrheit ausgesprochen habe. Die Neuzeit hat sie als solche anerkannt. Karl Ritter*) hat, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „die Geographie zum Philosophiren gezwungen", und nachdem Kohl in seinem geistvollen Buche: „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Erdoberfläche", 1841 vorausgegangen war, schrieb Ernst Kapp 1845 eine „Philosophische Erdkunde" nach den Grundsätzen der Philosophie Hegel's, und stellte auf diese Weise dem Werke seines Lehrers und Meisters: „Die Philosophie der Geschichte", eine wissenschaftliche Arbeit an die Seite, die nicht ohne Geist und Consequenz den Beweis durchführte, daß, wenn die Geographie auf den Namen einer echten Wissenschaft Ansprüche erheben wolle, sie nicht ein Conglomerat von allerlei wissenschaftlichen, zusammenhangslosen Ingredienzen bleiben könne, sondern wie jede andere wahre Wissenschaft von der Philosophie durchdrungen und zu einem in sich geordneten und nach außen hin

*) Als seine Vorgänger können Gatterer und Gatt bezeichnet werden.

abgeschlossenen Organismus ausgebaut werden müsse. Gleichzeitig erkannte man aber auch, daß der Name „Geographie", der den Schöpfern dieser Wissenschaft, den Griechen und überhaupt allen frühern Jahrhunderten, maßgebend erscheinen konnte, für uns nicht mehr umfassend und bezeichnend genug sei. Und mit Recht: die Geographie hatte sich zur Erdkunde erhoben. Eine Wissenschaft aber, die von dem genialsten Volke der alten Welt geschaffen und jahrhundertelang gepflegt ward; eine Wissenschaft, die selbst im Verlaufe des Mittelalters insbesondere durch die Araber so namhafte und so umfassende Erweiterungen erfuhr, daß die Fachgelehrten unserer Tage noch vollauf damit zu thun haben; eine Wissenschaft endlich, an deren Bereicherung und Ausbildung sich seit länger als drei Jahrhunderten alle Culturnationen Europas theils in dieser, theils in jener Richtung mehr oder minder betheiligt haben: eine solche Wissenschaft muß in der That auch den Gehalt einer eigenen Geschichte in sich tragen, d. h. sie muß ebenfalls als eine Phase des geistigen und literarischen Lebens aller der Völker, die derselben ihre Thätigkeit zugewendet haben, anerkannt, erforscht und dargestellt werden können.

Von diesem Gesichtspunkte ging unstreitig die historische Commission in München aus, als sie „einer Geschichte der Erdkunde" unter ihren Aufgaben einen Platz anwies. Ihr Augenmerk fiel mit Fug und Recht auf Peschel, der seine Befähigung durch das treffliche Werk: „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" (Stuttgart 1858) hinlänglich beurkundet und, wie bekannt war, die darauf bezüglichen Studien eifrig fortgesetzt hatte. Und der Verfasser hat das in ihn gesetzte Vertrauen in vorzüglichem Grade gerechtfertigt, was um so höher angeschlagen zu werden verdient, je größere Schwierigkeiten bei der Verwirklichung der Idee, wie sie der historischen Commission vorschwebte, zu überwinden waren: ein Zeitraum von mehrern tausend Jahren mußte in den Gesichtskreis gezogen und zwölf verschiedenen Literaturen das erforderliche Material abgewonnen werden, um Grundlage und Ausbau des Werks möglich zu machen. Zwar bezüglich der altclassischen Welt lagen bereits größere Werke und tüchtige Monographien vor, wenn auch, wie natürlich, nicht ganz in dem Sinne, wie der Verfasser seine Aufgabe zu fassen hatte, aber rücksichtlich des ganzen Mittelalters und der Neuzeit fand sich der Verfasser auf der Bahn, die er zu durchlaufen hatte, fast ganz vereinsamt: nur Ritter's „Vorlesungen über die Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen" (Berlin 1861) gewährten einen Wegweiser und ein Vorbild. Denn Alexander von Humboldt's „Examen critique de l'histoire de la géographie" ist eben nur das, was es sein will: eine kritische Prüfung derjenigen Thatsachen oder Materialien, aus denen eine beglaubigte Geschichte der Geographie gebildet sein will, und Merlecker's „Geschichte der Geographie und der geographischen Entdeckungen" entbehrte der Kenntnisse, welche die Bearbeitung eines solchen Themas in Anspruch nimmt, abgesehen davon, daß sie schon 1839 erschien, während „Die Geschichte der Geographie von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" von Löwenberg (Nr. 2) nur für das größere Publikum berechnet ist. Genug, der Verfasser hat auf dem Gebiete der Geschichte des menschlichen Geistes einen Baum gepflanzt, der, wenn er ferner nach Verdienst gepflegt wird, wie zu erwarten steht, zunächst vom Verfasser selbst, der keineswegs sich einbildet, ein opus omnibus numeris absolutum geschrieben zu haben, einen Ehrenplatz auf diesem Gebiete zu behaupten geeignet sein wird.

Indem wir nun selbstverständlich ein specielles Eingehen auf die vorliegende Leistung des Verfassers Fachblättern überlassen müssen, beschränken wir uns hauptsächlich auf solche Momente, welche unsern Lesern Interesse und Achtung für dieselbe einflößen können. Das Ganze ist in sechs Hauptabschnitte getheilt: 1) „Das geographische Wissen im classischen Alterthum"; 2) „Verfall der Wissenschaft im frühern Mittelalter"; 3) „Die Araber und ihre Glaubensgenossen"; 4) „Die Zeit der Scholastiker"; 5) „Der Zeitraum der großen Entdeckungen vom Infanten Heinrich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts"; 6) „Das Zeitalter der Messungen". Daß die beiden letzten Abschnitte den weitaus bedeutendsten Raum beanspruchten, wird jeder erklärlich finden, der auch nur einigermaßen die Fortschritte kennt, welche die geographische Wissenschaft in den letzten drei Jahrhunderten durch die wetteifernden Bestrebungen der Culturnationen gemacht hat. Während aber allmählich die Portugiesen, Spanier und Italiener ihres alten Ruhms als Entdecker und wissenschaftliche Geographen verlustig gehen, treten die Franzosen, die Engländer, eine Zeit lang die Holländer und zuletzt die Deutschen — die letztern zum zweiten male, da sie früher schon bis zu Kepler's Zeit den Vorrang einnahmen — in den Vordergrund. Verweilen wir unter Leitung des Verfassers vorzugsweise bei den Deutschen. Gewissermaßen als Commentar zur richtigen Würdigung ihrer geographisch-wissenschaftlichen Leistungen und Verdienste, namentlich den Franzosen und Engländern gegenüber, dürfen folgende Worte des Verfassers betrachtet werden:

> Wer die Geschichte der Erdkunde zur Hand nimmt, um darin die Ehren des deutschen Volks verzeichnet zu finden, der wird gemischten Eindrücken entgegengehen. Er wird gewahren, daß er einer Nation angehöre, die überreich an Zierden und arm an Thaten ist. Wo hohe Aufgaben nur durch die Kräfte eines Staats gelöst werden können, zeigt unsere Geschichte nichts als eine Reihe versäumter Gelegenheiten; wo es aber dem einzelnen möglich war, ohne öffentlichen Beistand der Wissenschaft große Dienste zu leisten, oder wo fremde Nationen thatenlustig nach Werkzeugen suchten, da haben sich stets Deutsche hervorgedrängt, und die Zahl der Unserigen, die in Gefahr gingen und in ihr unterlagen, ist bis auf die Gegenwart ruhmwürdig groß gewesen. Was hätten andere Nationen geleistet, wenn sie über eine ähnliche Fülle geistiger Kräfte zu verfügen gehabt hätten! Wenn wir dennoch bei der Vertheilung der wissenschaftlichen Verdienste nicht hinter andern Völkern zurückstehen, so müssen wir unsere Vertreter um so höher feiern, weil sie so viel erringen konnten, obgleich sie Deutsche waren!

Dagegen gründen sich die beneidenswerthen Verdienste, welche sich die Franzosen um die geographische Wissenschaft seit 1671 gesichert haben, ohne Ausnahme auf

Unternehmungen, die durch öffentliche Mittel bestritten wurden. Und auf den Titeln der Reisewerke französischer Gelehrten kehren stets die Worte wieder: „Voyage fait par ordre du roi.“ Und seit Kepler haben sich auch um die Ausbildung der mathematischen Geographie fast ausschließlich Franzosen Verdienste erworben — überhaupt, wo es etwas zu messen gab, findet man sie in der vordersten Reihe —, während die ältesten Seetiefemessungen und Seetiefenkarten holländische Arbeiten sind; dagegen ist die tiefere Begründung der Lehre und die Darstellung von Fluterscheinungen auf Weltkarten ein Verdienst der Engländer, ebenso wie die Erkenntniß der oceanischen Tiefentemperaturen.

Hervorragend sind die Leistungen der Deutschen für die Förderung der Erkenntniß des innern Baues der Erdrinde. Wenn man des Dänen Steno und die frühreifen Ansichten von Leibniz' abrechnet, so verdanken wir Werner allein durch Aufstellung des Formationsbegriffs die Grundlage und alle Fortschritte der Geologie bis zu der Zeit, wo nach den Lagerungsverhältnissen auch die eingeschlossenen Versteinerungen gleichzeitig in England und in Frankreich zur chronometrischen Bestimmung der Felsarten herbeigezogen wurden. Das Wichtigste, was man bisjetzt über den Bau und die geordnete Lage der Vulkane weiß, verdankt man beinahe ausschließlich den Entdeckungen Alexander von Humboldt's, Leopold von Buch's und Franz Junghuhn's.

Die Ortskunde der Gewächse ist ferner vorzugsweise eine Schöpfung des deutschen Geistes. Die Schöpfer der Pflanzenklimatologie sind neben dem Schweden Wahlenberg ebenfalls wiederum Alexander von Humboldt und Leopold von Buch, und Karl Ritter ist der Verfasser der ersten botanischen Karte. Und nachdem Treviranus und Robert Brown das Gesetz für die verschiedenartige Verbreitung der niedern, höhern und vollkommensten Gewächse festgestellt und Decandolle das physiologische Verständniß dieser Gesetze erschlossen hatte, fand Humboldt die ersten Thatsachen über die Verbreitung der Familien und die Wanderungen der Gewächse, sodaß der Däne Schouw, der leider der Wissenschaft so früh durch den Tod entrissen ward, über hinreichende Vorarbeiten verfügte, als er die Grundzüge dieser jungen Wissenschaft entwarf.

Die Statistik in der Länderbeschreibung ist eine deutsche Schöpfung; sie war vor Achenwall in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht einmal dem Namen nach bekannt. Die ersten Anfänge dieser Wissenschaft, deren Entwickelung von Mohl in seiner „Geschichte der Staatswissenschaften“ (III, 639 fg.) so gründlich verfolgt und dargestellt hat, finden sich in Conring's politischen Werken. Niemand vor Süßmilch hatte ein Mittel gefunden, Volkszahlen zu berechnen, und Büsching's großes Verdienst ist es, zuerst die Bestimmung der Bevölkerungsdichtigkeit als eine geographische Aufgabe erfaßt und gelöst zu haben.

Was aber die letzten und höchsten Wahrheiten der geographischen Wissenschaft anbetrifft, so werden diese unleugbar mit der Erkenntniß ausgesprochen, daß der Bau der Erdoberfläche und die von ihm abhängigen Verschiedenheiten der Klimate sichtlich den Entwickelungsgang unsers Geschlechts beherrscht und den Ortsveränderungen der Culturstize ihren Pfad abgesteckt haben, sodaß der Anblick der Erdgemälde uns dahin führt, in der Vertheilung von Land und Wasser, von Ebenen und Höhen eine von Anfang gegebene oder, wenn man will, beabsichtigte Wendung menschlicher Geschicke zu durchschauen. Seit Strabo bis auf unser Jahrhundert war niemand diesen tiefen Geheimnissen näher getreten. Außer den vielen sinnigen Gedanken, die Alexander von Humboldt ausgesprochen oder mittelbar angeregt hat, kamen die größten Offenbarungen aus dem Munde Karl Ritter's, von dem man wol sagen kann, er habe die naturwissenschaftliche Erdkunde beseelt, er habe zuerst in dem Antlitz der einzelnen Welttheile, welche er die großen Individuen der Erde genannt hat, geheimnißvoll wirkende Persönlichkeiten gewittert oder wenigstens doch ihre Verrichtungen in der Geschichte unsers Geschlechts nachgewiesen.

Wir brechen hier ab, um noch einen mäßigen Raum für einige Bemerkungen zu erübrigen, die aber nicht den Zweck des Tadels verfolgen, sondern einen kleinen Beweis liefern sollen, daß wir nicht gleichsam in der Vorhalle des umfänglichen wissenschaftlichen Baues, den der Verfasser aufgeführt hat, stehen geblieben sind, sondern daß wir uns in demselben mit ebenso großem Interesse wie mit Aufmerksamkeit umgesehen haben. Da der Verfasser der mathematisch-astronomischen Geographie der alten Griechen möglichst gerecht zu werden bemüht ist, so erlauben wir uns, ihn auf das kleine, aber interessante Werkchen des Kleomenes aufmerksam zu machen, das den Titel führt: „Κυκλικῆς Θεωρίας μετεώρων βίβλια δύο“; es ist dasselbe in der Hauptsache eine Kritik der epikuräischen Astronomie gegenüber der stoischen. Doch muß man entweder die Ausgabe des Holländers Bake benutzen (Leyden 1820) oder die von Schmidt (Leipzig 1832). Die neueste Arbeit von S. Ruge (Dresden 1865) über den merkwürdigen Geographen Seleucus aus Seleucia verdient ebenfalls Beachtung. Die inhaltreichen „Quaestiones naturales“ des Philosophen Seneca erwähnt zwar der Verfasser ein- oder zweimal, sie beanspruchen aber eine größere Aufmerksamkeit besonders deshalb, weil sie sich mit der ganzen naturwissenschaftlichen Literatur der Griechen beschäftigen, und Gelpke's darauf bezügliche Arbeit dürfte unsers Erachtens dem Verfasser für seine Zwecke ebenfalls Dienste geleistet haben. Wenn endlich die berühmten Bollandisten von dem Verfasser kaum gekannt zu sein scheinen, so darf dies bei der massenhaften Literatur, die durchzustudiren war, wenig wundernehmen, wiewol Karl Ritter bereits in seinen „Vorlesungen“ ihren Werth für eine Geschichte der Geographie anerkannt hatte: die mönchischen Glaubensboten haben den geographischen Gesichtskreis des Mittelalters vergleichungsweise ebenso erweitert, wie in unsern Tagen die Missionare die Wissenschaften der Ethnographie und Linguistik fördern.

Eine werthvolle Zugabe zu dem so inhaltreichen Werke ist ein sorgfältig gearbeitetes Register. Und so scheiden wir von dem Verfasser mit dem dringenden Wunsche, seine Hand von der Wissenschaft, der er durch sein vorliegendes Werk einen so trefflichen Dienst geleistet hat, nimmer wieder abzuziehen.

2. Geschichte der Geographie von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart von J. Löwenberg. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin, Haude und Spener. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während das soeben besprochene Werk auf dem Wege weitgreifender Forschung und umsichtsvoller Kritik eine wissenschaftliche Geschichte der Erdkunde auf möglichst fester Grundlage zu erbauen sich bestrebt, setzt sich das in zweiter Stelle genannte Buch zur Aufgabe, die gewonnenen Resultate praktisch zu verwerthen, d. h. nicht nur den Laien, sondern ganz besonders auch den gereiftern Zöglingen höherer Bildungsanstalten und deren Lehrern, welche bei ihren Geschichtsvorträgen der Bildung und dem Wissen der Culturvölker die verdiente Aufmerksamkeit widmen, in entsprechender Weise zum Verständniß zu bringen. Schon die erste Auflage, welche, wie bereits oben bemerkt, 1839 erschien, ward nicht ohne Beifall aufgenommen; selbst die französische „Revue des deux mondes" äußerte: „Nous souhaiterions qu'il fût traduit en français et introduit dans nos écoles." Ob dies geschehen, ist uns unbekannt, jedenfalls aber wäre es kein Misgriff gewesen.

Der Verfasser hat nun zur Bearbeitung der zweiten Auflage ebenso wol die Ueberzeugung, daß dieselbe Vollkommeneres leisten müsse, als die Befähigung mitgebracht, eine solche Leistung befriedigend auszuführen: dieses Zeugniß darf ihm unsers Erachtens die Wissenschaft mit gutem Gewissen ausstellen. Und da der Verfasser Ritter's Ausspruch hoch in Ehren hält: „Unsere Erde ist nur ein Stern unter den Sternen, und wir auf ihm sollten uns nicht durch ihn vorbereiten zur Anschauung der Welt und ihres Schöpfers und Meisters?" so zeigt sich öfters neben der prücisen Kürze der Darstellung auch eine Wärme der Ausdrucksweise, die insbesondere den lernenden Jüngling freundlich anzumuthen geeignet ist; er wird fühlen, daß er kein trockenes Lehrbuch vor sich habe. Anscheinend dürften wir nun unsere Aufgabe für beendigt ansehen. Allein dem ist nicht so. In einem Buche, das für Leser bestimmt ist, die Fehlerhaftes nicht zu berichtigen, Einseitiges nicht richtig zu beleuchten und Dunkles nicht aufzuhellen im Stande sind, dürfen einzelne Bemerkungen, mögen sie weder zahlreich noch bedeutungsvoll für das Ganze sein, doch von einer gewissenhaften Beurtheilung nicht verabsäumt werden, nicht um dem schriftstellerischen Rufe des Autors zu nahe zu treten, sondern um seiner Arbeit zu nutzen. Daher noch Folgendes. Während wir nur im Vorübergehen erwähnen wollen, daß wir bei der Charakteristik der biblischen Urkunde, welche der Verfasser nach Verdienst würdigt, das Merkmal „des Maßvollen" vermissen und gegen die Schreibart „Abyssinien" statt „Abessinien" (Habesch) und „Hyxos" statt „Hykfos" Protest einlegen, gestatten wir uns, bei Herodot etwas länger zu verweilen. Daß Herodot seine Geschichtsbücher oder wenigstens einen Theil derselben auf den Olympischen Spielen vorgelesen habe, ist nicht so ausgemacht, als der Verfasser annimmt. Die von Dahlmann ausführlich begründeten Zweifel („Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte", Bd. 2, Abthl. 1) sind weder von Krüger („Untersuchungen über das Leben des Thucydides", Berlin 1832), noch von Bähr (vgl. dessen Ausgabe des Herodot) und ebenso wenig von Daunou in seinem „Cours d'études historiques" überzeugend beseitigt worden. Wenn der Verfasser ferner sagt: „Wol mochte ein unwissendes Zeitalter in dünkelhafter Hyperkritik Herodot's Werk lügenhafter Fabelsucht zeihen", so ist diese Bemerkung nicht ganz zutreffend. Denn der Ursprung der Schmähschrift: „De malignitate Herodoti" (der Verfasser findet dieselbe am Schlusse der Ausgabe des Herodot von Wesseling), fällt gewiß nicht in den Bereich eines unwissenden Zeitalters. Der Verfasser konnte übrigens nicht unpassend bei dieser Gelegenheit auch der Erfahrung gedenken, die Marco Polo machte: seine aus Unwissenheit oder Misgunst ungläubigen Zeitgenossen nannten ihn ja auch messere millione, d. h. den Aufschneider; beiden ist aber nach einer langen Reihe von Jahrhunderten von einem aufgeklärtern und unparteiischen Zeitalter die vollste Anerkennung zutheil geworden. S. 24 hat der Verfasser wol nur aus Versehen „die Krim" zu „Chersonesus Taurica" sprachlich in ein Verhältniß gestellt, als wenn diese Namen verschiedene Länder bedeuteten, was doch nicht so ist. S. 28 heißt es:

> Daß Xenophon bei den Tiberenern die Männer nach der Niederkunft ihrer Frauen sich ins Wochenbett legen und von diesen pflegen und bedienen läßt, ist kein neckender Scherz gegen die weichlichen griechischen Damen gewesen, den dieser muthwillige Liebling der Grazien sich sonst wol erlaubt hat; dieselbe Sitte findet sich in der That noch heute bei einzelnen Völkern Innerasiens und Indianerstämmen Nordamerikas.

Dafür konnte der Verfasser ein näher liegendes Beispiel in den alten Bewohnern der Insel Corsica haben. Denn Diodorus Siculus (V, 13, 14) erzählt dieselbe Thatsache als ein „παραδοξότατον" der Corsen. Indem wir ferner den Verfasser bitten, die Vorrede des ältern Plinius zu seinem bekannten Werke noch einmal nachzulesen, um die Zahl der von diesem gelehrten Römer excerpirten Schriftsteller richtiger anzugeben, und zugleich bemerken, daß S. 109 die Jahreszahl 1254 jedenfalls als Druckfehler statt 1453 anzusehen ist, verweilen wir noch einen Augenblick bei dem räthselhaften Priester Johannes. Was der Verfasser über diese Persönlichkeit sagt, ist für die Leser seines Buchs weder recht verständlich, noch irgendwie genügend. Wir verweisen den Verfasser auf Oppert: „Der Presbyter Johannes in Sage und Geschichte u. s. w." (Berlin 1864), dabei aber zugleich auf den in dergleichen Dingen grundgelehrten Liebrecht in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" (Jahrg. 1864, S. 2063 fg.), sowie auf die Zeitschrift: „Ausland" (Jahrg. 1864, S. 976 fg.). Wenn endlich der Verfasser, wie gewiß vorausgesetzt werden darf, seine geschichtlich-geographischen Studien im Bereiche des Mittelalters fortsetzt, so ersuchen wir ihn, die sogenannte höfische Poesie nicht unbeachtet zu lassen und „Eine Geographie des 13. Jahrhunderts", jüngst von Ignaz von Zingerle herausgegeben *) — jedenfalls das erste geographi-

*) Sie ist besprochen in Nr. 46 d. Bl. f. 1866. D. Red.

sche Compendium des Mittelalters —, in Betracht zu ziehen.

Schließlich möge noch rühmend hervorgehoben werden, daß der Verfasser auf den Unterschied einer subjectiven und objectiven Geschichte der Geographie recht klar hingewiesen und dadurch dem Lehrer einen praktischen Fingerzeig gegeben hat.

Karl Zimmer.

Feuilleton.

Zwei Artikel der „Revue des deux mondes".

Die „Revue des deux mondes" beginnt in ihrem zweiten Februarheft eine Reihe von Artikeln: „L'Allemagne depuis la guerre de 1866", von denen der erste die Vergrößerungen Preußens und sein Heer bespricht. Emil de Laveleye, der Verfasser dieser Artikel, hat die preußische Heeresorganisation nach den Quellen studirt und bringt darüber stichhaltige Mittheilungen. Doch ist er weit von jedem Chauvinismus entfernt, wie er sich bei denjenigen Franzosen, die das Muster fremder Heereseinrichtungen zu Gunsten ihrer eigenen militärischen Neugestaltungen studiren, leicht einzuschleichen pflegt. Er findet es im Gegentheil auffallend, daß man sich in einem Jahre, in welchem die Völker sich wie Brüder besuchen, um im Tempel des Friedens und der Industrie sich um die Palmen der Arbeit und der nützlichen Erfindungen zu streiten, nur mit den Mitteln der Zerstörung beschäftigt. Er meint, daß wir in einer Epoche des Uebergangs zwischen dem Zeitalter des Despotismus und der Militärherrschaft, die im Untergang sei, und der Aera der Industrie und der Freiheit befinden, die sich uns eröffne. Sehr schön spricht er sich über die Beziehungen Frankreichs und Deutschlands aus; wir können in den folgenden Worten nur eine Bürgschaft dafür finden, daß die Zeit der Eifersüchteleien zwischen beiden Nationen wenigstens für die Vorkämpfer ihrer Bildung vorüber sei. Der alte Satz Voltaire's: „Ich kann die Größe meines Vaterlandes nicht verlangen, ohne gleichzeitig die Erniederung meiner Nachbarn zu wollen", wird Lügen gestraft. „Wenn mein Nachbar", sagt Laveleye, „seinen Reichthum, seine Macht, seine Kenntnisse vermehrt, so läßt mich der commerzielle und literarische Verkehr auch daran theilnehmen. Wenn Deutschland, wiedergeboren gemäß seiner nationalen Tendenzen, die Früchte seiner Arbeit oder des Genies seiner Kinder vermehrt sieht, wird nicht Frankreich das erste Land sein, das diese Vortheile sich aneignet? Genießt es nicht die Werke Goethe's und Schiller's, Beethoven's und Mozart's, die Eroberungen der deutschen Wissenschaft, als ob sie seine eigenen wären? Nehmen wir an, Deutschland sei verwüstet, seine Städte lägen in Asche, seine Universitäten seien vernichtet, seine Werkstätten zerstört und verkommene und unwissende Bevölkerungen wären an die Stelle eines aufgeklärten und blühenden Volks getreten, würde Frankreich deshalb größer, glücklicher, freier sein?"

Ein zweiter Artikel dieses Hefts der „Revue des deux mondes" behandelt die neuen Theorien der epischen Dichtung in Frankreich und Deutschland. Der Verfasser, Gaston Boissier, verfährt indeß keineswegs in streng systematischer Weise, sondern er sucht nur im allgemeinen, mit Anlehnung an die ältern französischen Epen, nachzuweisen, daß sich gegenwärtig eine neue Poetik gestaltet, welche durch die Entdeckungen älterer Volksdichtungen bei den verschiedensten Nationen ihren Gesichtskreis erweitert hat und aus neuen Thatsachen neue Gesetze zu bilden sucht. Diese neue Kritik wendet sich an alle Jahrhunderte mit gleicher Vorurtheilslosigkeit; sie verlangt nicht, daß sie sich denselben Regeln fügen, daß sie denselben Typus wiederholen soll. Offenbar hat Boissier recht, diese Kritik zu rühmen, solange sie eben eine historische bleibt und die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Dichtungen aus dem Geiste der Völker und Epochen heraus zu begreifen sucht. Wo die Kritik aber nicht reproducirend, sondern in vieler Hinsicht productiv sein oder mindestens für die Production der Gegenwart die Regeln feststellen soll: da würde die Hingabe an die verschiedenartigsten, von der Vergangenheit herausgearbeiteten Formen oft einen ungewissen und dilettantischen Charakter geben. Gerade die historische Kritik hat sich, bei ihren großen Verdiensten um die Wissenschaft, für die Literatur der Gegenwart wenig ersprießlich gezeigt. Hier bedarf die Kritik des modernen Instincts, welcher die ästhetischen, durch keine Vorbilder wechselnder Production geschwächten Grundregeln dem Genius des Jahrhunderts anpaßt. Am Schluß seines Artikels, der namentlich eine in vieler Hinsicht gelungene Ehrenrettung der Virgil'schen „Aeneide" enthält, wendet sich Boissier gegen Mommsen, der den Italienern das heilige Feuer der Poesie abspricht und ihnen höchstens eine gewisse improvisatorische Leichtigkeit zugesteht, welcher ebenso die französische Poesie geringschätzt und nur den Griechen und Germanen die echt dichterische Begabung einräumt. Gegen diese literarische Orthodoxie setzt sich Boissier zur Wehr, wobei er indeß die deutsche „Systemmacherei", wie er es nennt, etwas zu oberflächlich auffaßt. Mommsen ist übrigens durchaus kein Systematiker, sondern er weiß durch Machtsprüche zu imponiren, die oft nur den Charakter geistreicher Improvisationen an sich tragen.

Ein englisches Urtheil über das Lindner'sche Drama.

Die „Sarturday Review" ist doch etwas gar zu lakonisch in ihrer Be- oder Verurtheilung der Lindner'schen Preistragödie. „Tollheit", sagt sie, „ist ein äußerst schwieriger Gegenstand für einen Dramatiker, und erheuchelte Tollheit noch weit schwieriger. Herrn Lindner's Brutus heuchelt sehr ungeschickt; wir glauben nicht, daß er einen Tarquin damit betrogen hätte. Da er indessen sagt, er fühle einen Hund in sich, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er an der Wasserscheu leidet."

Bibliographie.

Gutzkow, K., Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Philippson, M., Geschichte Heinrichs des Löwen, Herzogs von Baiern und Sachsen und der welfischen und staufischen Politik seiner Zeit. 1ster Bd. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pius IX. und England. Versuch einer unmaßgeblichen Conjectur. Von einem deutschen Katholiken. Brixen, Theolog. Verlags-Anst. 8. 4 Ngr.

Reinke de Vos nach der ältesten Ausgabe. (Lübeck 1498.) Mit Einleitung, Anmerkungen und einem Wörterbuche von A. Lübben. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rom und Italien. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Roman-Magazin des Auslandes. Enthaltend die besten Romane des Auslandes, wie England — Frankreich — Schweden ꝛc. in guten Uebersetzungen. 1ster Jahrgang 1867. 12 Hefte. Berlin, Janke. Hoch 4. à Heft 10 Ngr.

Saupe, J., Shakespeare's Lebens- und Entwicklungsgang für den weitern Kreis gebildeter Verehrer des großen Dichters dargestellt. Gera, Griesbach. 8. 7½ Ngr.

Schild, F. J., Aus dem Leberberg. Gedichte und Sagen in Solothurner Mundart. Beitrag zum schweizerischen Idiotikon. 1stes und 2tes Bdchn. Biel, Steinheil. 16. 28 Ngr.

Schrader, A., Vergeltung. Sitten-Roman aus der neuesten Zeit. 3 Bde. Leipzig, Payne. Gr. 16. 3 Thlr.

Shakespeare's dramatische Werke und Sonette in neuen Originalübersetzungen von F. Dingelstedt, W. Jordan, L. Seeger ꝛc. 1ster Bd. Hildburghausen, Bibliograph. Institut. Gr. 8. 22½ Ngr.

Uhlhorn, G., Zwei Bilder aus dem kirchlichen Leben der Stadt Hannover. I. Das Mittelalter. II. Die Reformation. Vorträge. Hannover, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Weltzien, v., Kurzer Lebensabriß des Marschalls Moritz von Sachsen und Auszüge aus seinen Betrachtungen über die Kriegskunst. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Winterfeld, A. v., Ein gemeuchelter Dichter. Komischer Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Gutzkow's neuester Roman.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte. 1536—1567

Von

Karl Gutzkow.

Erster Band. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Erscheinen dieses Werks, des ersten, mit welchem der Dichter seit seiner Genesung wieder vor die Oeffentlichkeit tritt, wird allgemein mit dem lebhaftesten Interesse begrüßt. Der Roman spielt im Zeitalter der Reformation und wurde vom Verfasser nach der malerisch am Fuß der Alpen gelegenen Burg gleichen Namens benannt, weil die darin vorgeführten Begebenheiten sich geschichtlich an dieselbe anknüpfen. Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Wissen und Leben deutscher Nation kämpften in jener Zeit um dieselben Güter, welchen noch heute der Lebenskampf des deutschen Volks gilt. Ist es demnach schon an sich ein höchst bedeutender und fesselnder Stoff, der hier dem Leser geboten wird, so entfaltet er sich unter des Verfassers Hand zu einem farbenfrischen, großen culturhistorischen Gemälde, sodaß dieser neue Roman sich den berühmten Schöpfungen des Autors, den „Rittern vom Geiste" und dem „Zauberer von Rom", ebenbürtig an die Seite stellen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE LIFE OF GOETHE.

By **GEORGE HENRY LEWES.**

Copyright edition.

Second edition, partly rewritten.

2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Dieses berühmte Werk ist als eine der besten Biographien Goethe's anerkannt und als solche auch in Deutschland längst schon zu einem Lieblingswerk geworden. Die zweite Auflage ist vom Verfasser unter Benutzung der Resultate seiner neuern Forschungen und der in neuerer Zeit über Goethe's Leben in Deutschland veröffentlichten Aufschlüsse wesentlich umgearbeitet, sodass diese Ausgabe das Interesse eines ganz neuen Werks erregt hat.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die häusliche Erziehung.

Von **Sigismund Stern.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

An die Väter und Mütter wendet sich vorzugsweise diese Schrift; mit ihnen will der Verfasser über Aufgaben und Mittel der Erziehung überhaupt und der häuslichen Erziehung insbesondere sich verständigen. Der Natur in ihrem Selbstentwickelungsgange folgend, behandelt er mit Wärme und Klarheit die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehung in geordnetem, übersichtlichem Zusammenhange, sodaß jeder Leser aus dem gehalt- und gemüthvollen Buche — das sich namentlich auch zu Geschenken eignet — die fruchtbarsten Anregungen schöpfen wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lessing-Galerie.

Charaktere aus Lessing's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht.**

Dreißig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Gr. 4. In sechs Lieferungen zu je fünf Blatt nebst Text.

Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr. Prachtausgabe in Imp.-Folio complet 14 Thlr.

Neben Schiller und Goethe genießt mit Recht Lessing, der Begründer unserer classischen Literatur, unter allen deutschen Dichtern die größte Popularität. Seine poetischen Gestalten leben in der Vorstellung des Volks als Typen künstlerisch maßvoller Charakterzeichnung; sie bieten dem bildenden Künstler den würdigsten, dankbarsten Stoff. Und wie gerade Friedrich Pecht es versteht, das Charakteristische in den einzelnen Schöpfungen der Dichter zu erfassen und in lebenswahren Gebilden darzustellen, hat er durch die „Schiller-Galerie" und „Goethe-Galerie" glänzend bewiesen. Auch seine die Hauptmomente der Charaktere in geistvoller Weise erläuternden Texte erfreuen sich des allgemeinsten Beifalls. Es darf daher für die „Lessing-Galerie", deren erste drei Lieferungen nebst Prospect in allen Buchhandlungen vorliegen, ebenfalls auf lebhafte und nachhaltige Theilnahme der Kunst- und Literaturfreunde gerechnet werden.

1. Lieferung: **Lessing. Eva König. Miss Sara Sampson. Nathan. Sittah.**
2. Lieferung: **Der Klosterbruder. Gräfin Orsina. Der Tempelherr. Recha. Al-Hafi.**
3. Lieferung: **Marwood. Mellefont. Arabella. Daja. Der Patriarch.**

Die übrigen 3 Lieferungen werden enthalten: **Philotas. Tellheim. Minna von Barnhelm. Franziska. Just. Riccaut de la Marlinière. Der Wirth. Paul Werner. Emilia Galotti. Odoardo Galotti. Claudia Galotti. Der Prinz. Marinelli. Graf Appiani. Saladin.**

Früher erschien in demselben Verlage:

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht** u. **Arthur v. Ramberg.** Funfzig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Goethe-Galerie.

Charaktere aus Goethe's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht** u. **Arthur v. Ramberg.** Funfzig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Gr. Quart. In 10 Lieferungen 13 Thlr. 10 Ngr. In Leinwandband 15 Thlr. 10 Ngr.; in Lederband 16 Thlr. 20 Ngr. Prachtausgabe in Imp.-Folio 24 Thlr., in prachtvollem Lederband 30 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Werk des berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 21. März 1867.

Inhalt: Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Rudolf Gottschall. Erster Artikel. — Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. Erster Artikel. (Beschluß.) — Feuilleton. (Robert Hamerling's „Ahasverus in Rom"; Ernst Moritz Kott.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Erster Artikel.

Die Blüte unserer deutschen Literaturgeschichte ist eine anerkannte Thatsache. Die eifrig betriebenen germanistischen Studien führen der literarhistorischen Darstellung unserer ältern Literatur stets neuen Stoff zu, während auch die Kenntniß unserer classischen Literaturepoche durch stets neue Veröffentlichungen von bisher unbekannten Correspondenzen unserer großen Dichter vielfach bereichert wird. So müssen die neuen Auflagen unserer bekanntesten Literaturgeschichten stets eine neue Gestalt annehmen; ja einige derselben können für vollständig neue Werke gelten.

Wenn die Fortentwickelung unserer Nationalliteratur wesentlich auf der Production beruht, ein Axiom, das, so selbstverständlich es ist, doch oft in Vergessenheit zu gerathen scheint, so fragt es sich, ob die Pflege der Literaturgeschichtschreibung einen mehr fördernden oder hemmenden Einfluß auf dieselbe ausübt? Gewiß kann es nur lehrreich für die Dichter der Gegenwart sein, den Entwickelungsgang der vaterländischen Literatur auf das genaueste kennen zu lernen, indem die eigenthümlichen Talente, Richtungen und Tendenzen der verschiedensten Zeitalter erst bei sorgfältiger Würdigung klar genug hervortreten, um eine Aneignung oder Ablehnung des Erstrebten zu rechtfertigen. Das Gelungene und Verfehlte, das Entwickelungsfähige und Verkommene nicht blos nach dem allgemeinen ästhetischen Maßstab, sondern nach den Endresultaten des historischen Verlaufs zu scheiden: das kann nur eine für das eigene Schaffen der Dichter fruchtbringende Thätigkeit sein. Oft werden sie, in diesem oder jenem Jahrhundert, verkümmerte Ansätze der schöpferischen Triebkraft finden, denen nur Sonne und Temperatur des Zeitalters nicht günstig war, und damit die Anregung zur Weiterfortbildung damals gehemmter Entwickelungen unter der neuen Sonne einer günstigern Zeit. Einige dichterische Formen unserer vorclassischen Zeit, z. B. die Epistel, die Satire, das komische Epos, welche von den Classikern und den Romantikern fast ganz vernachlässigt worden sind, erscheinen als solche Ansätze, deren Fortbildung in der Gegenwart vollkommen berechtigt wäre, um dem etwas zerfahrenen Stil des modernen Feuilletons mehr künstlerischen Halt zu geben. Auf der andern Seite fallen, aus der Kenntniß des Entwickelungsgangs, den die Literatur vergangener Zeiten einschlug, mancherlei tröstliche Lichter auf die Entwickelung der Gegenwart.

Wir sehen, wie aus dem Kampfe der sich gegenseitig befehdenden und oft ignorirenden Richtungen doch ein Niederschlag von dauernder Wirkung übrigbleibt, wie der Ruhm der Dichter in der Regel nicht mit jener Plötzlichkeit, welche nur rascher Vergänglichkeit vorarbeitet, in die Höhe schießt, sondern erst nach manchen Verdunkelungen allmählich seinen Zenith erreicht; wir sehen, wie langsam manche Anfänge sich weiter bilden, manche Anregungen Frucht ansetzen und wie deshalb doch ihr Werth ein unverlorener bleibt. Ueberall ist die Literaturgeschichte der Vergangenheit eine Quelle der Ermuthigung für die Dichter der Gegenwart; sie zeigt uns, daß sie ein ernstes Streben, bei aller Verkennung oder mangelnden Anerkennung von seiten der Zeitgenossen, doch zum endlichen Siege führt, ohne daß sie diesen mit dem brüsken Pathos der Plateniden vorwegzunehmen brauchen. Auch wird der Rückblick auf das ruhmvoll Geleistete, auf die lange Reihe der Edelwirkenden in der Literatur, die sich ablösen mit den aufeinanderfolgenden Geschlechtern, ein berechtigtes Selbstgefühl in der Brust der Neuern erwecken und das Streben, ein unverwerfliches Glied zu bilden in der weitreichenden Kette.

Diesen durchaus förderlichen Einflüssen auf die Dichter treten nun andere auf das Publikum entgegen, welche mittelbar und zwar minder günstig auf die Poeten zurückwirken. Daß jeder Gebildete einer Nation Kenntniß nehmen muß von dem Entwickelungsgang ihrer Literatur, ist zweifellos; denn er findet in ihr alle Voraussetzungen seiner eigenen Bildung wieder; daß aber diese Kenntniß sich nur auf das Allgemeine zu beschränken braucht, sobald das Einzelne nicht einen noch vollgültigen ästhetischen Werth hat, erscheint uns nicht minder ausgemacht. Die Specialforscher von Fach, wie jeder, der die Beschäftigung mit einem Gegenstand zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, sind aber von dem Streben beseelt, den

ästhetischen Werth der ältern Sprachdenkmäler zu überschätzen und ihrem philologischen Interesse damit eine höhere Bedeutung zu geben. So wird auch der Antheil des großen Publikums gewaltsam für Dichtungen erobert, deren einziger Werth in ihrem Alter besteht, obgleich die Poesie nicht an und für sich, wie die Weine, sondern nur in der bethörten Schätzung der Menschen mit dem Alter an Werth und Gehalt gewinnt. Wenn nun aber das literargeschichtliche Interesse bei dem großen Publikum überwuchert, so liegt die Gefahr nahe, daß das Interesse an den literarischen Bestrebungen der Gegenwart dadurch erdrückt wird. Auch die Selbständigkeit des Urtheils wird gefährdet; denn diese vergangenen Werke bieten sich selbst bei persönlicher Kenntnißnahme dem Urtheil nur immer dar in der Begleitung einer Kritik, die wiederum das Facit aus den kritischen Betrachtungen langer Epochen zieht. Der Reiz selbstthätiger Abstimmung, der sich gegenüber den neuen Erscheinungen erprobt und in welchem die beste Bürgschaft für eine gedeihliche Wechselwirkung der schaffenden Kraft und der aufnehmenden Empfänglichkeit der Nation liegt, wird durch die Gewöhnung einer Hingabe an fremdes Urtheil abgestumpft. Und wie oft spricht aus diesen Literaturgeschichten nur eine todte Gelehrsamkeit, welche mit einer Fülle der trockensten Daten, der Namen und Titel, nur das Gedächtniß beschwert, ohne irgendwelche gedeihliche Anregung zu bieten! Wie oft erfahren Dichter eine eingehende Würdigung, deren Talent und Verdienst abgrundtief unter dem geistigen Niveau moderner Poeten steht, auf welche dieselben Literarhistoriker mit Verachtung herabsehen! Ja, indem die meisten Literaturgeschichten gerade die neueste Epoche, als noch in der Gärung begriffen, als noch nicht spruchreif vor ihrem Forum abschließen, unterbrechen sie den Zusammenhang der Entwickelung in solcher Weise, daß die Zusammengehörigkeit der jüngsten Literatur mit der frühern von vielen Lesern bezweifelt werden kann, daß die neueste Poesie als etwas Würdeloses erscheint, was mit einigen vornehmen Seitenblicken beiseitegeschoben werden kann. Auch in Werken über die neueste Literatur, die sich nicht der Vollständigkeit befleißigen, sondern dem Cliquenwesen huldigen, wird ja oft der Kunstgriff angewandt, einzelne Schriftsteller mit beiläufiger Erwähnung oder durch ein absichtliches Ignoriren ihrer Schöpfungen aus der Literatur zu verweisen. Auch dieser Kunstgriff ist nicht einmal neu, sondern war bereits in unserer classischen Epoche im Schwang. Als Herder seine „Adrastea" schrieb, hatte Schiller nicht nur seine Jugendwerke und „Don Carlos", sondern auch den „Wallenstein" und „Maria Stuart" bereits auf die Bühne gebracht und im Druck erscheinen lassen, ebenso Goethe sein Meisterepos „Hermann und Dorothea" vollendet. Gleichwol erwähnte Herder in den Abschnitten der „Adrastea", worin er über Drama und Epos spricht, wol Lessing's, Wieland's, Klopstock's Werke, aber von Schiller und Goethe war kaum die Rede, obgleich Herder in Weimar an der Quelle saß; er war verstimmt gegen diese Poeten und ließ sie in solcher Weise dafür büßen. Mit Recht schrieb Schiller damals an Goethe über diese Confessions Herder's: „Es kostet ihn ebenso wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eschenburg u. s. w. zu reden als von dem Bedeutendsten, und auf eine sonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Kosegarten und wie viele andere in Einen Brei zusammen. Seine Verehrung gegen Kleist, Gerstenberg und Geßner und überhaupt gegen alles Verstorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit seiner Kälte gegen das Lebendige." Und in einem andern Briefe an Goethe tadelt Schiller „dieses erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren oder hämische Vergleichungen anzustellen". Der Standpunkt der Herder'schen „Adrastea" ist aber der Standpunkt vieler Literaturgeschichtschreiber, die überdies durch den Wust der Vergangenheit, den sie über die Gegenwart wälzen, das fröhliche Gedeihen ihrer jungen Triebe erschweren.

Nach allen diesen Seiten hin ist ein Uebermaß der Production auf literarhistorischem Gebiet bedrohlich für die echt poetische Schöpferkraft, um so mehr, wenn der Faden der zusammenhängenden Entwickelung der Gegenwart und Vergangenheit willkürlich bald an dieser, bald an jener Stelle abgerissen wird.

Wir wollen zunächst, indem wir die literaturgeschichtlichen Arbeiten der jüngsten Zeit die Revue passiren lassen, ein Werk näher betrachten, das im Anrecht auf solche Würdigung von älterm Datum, aber erst jetzt in seiner neuen Gestalt zu vollständigem Abschluß gediehen ist:

Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, entworfen von August Koberstein. Drei Bände. Vierte, durchgängig verbesserte und zum größten Theil völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Vogel. 1847—66. Gr. 8. 10 Thlr. 24 Ngr.

Dieses Werk genießt bereits eines alten Rufs als eine fleißige und verdienstliche Arbeit, und was den Fleiß betrifft, kann die neue jetzt vollendete Auflage nur dazu dienen, diesen Ruf zu mehren. Gleichwol darf uns alles Verdienst des Autors und des Werks nicht hindern, die Bedenken auszusprechen, die wir gegen die jetzige Form oder vielmehr Unform desselben auf dem Herzen haben.

In der That kann ein solches Buch nur in Deutschland geschrieben werden, ein Buch, dessen Seitenzahl ungestört von 1—3300 fortgeht und in welchem der Text gegen die Anmerkungen fast spurlos verschwindet. Die Erweiterung des Werks hat diese Mißstände erheblich vermehrt, indem der Verfasser die Form des Grundrisses beibehalten hat, während die äußerliche Uebersichtlichkeit durch die Dehnung der Paragraphen, die durch die anwachsende Notenmasse ins Weite getrieben werden, verloren geht. Man hat hier das Gefühl, unter einem erdrückenden Material gleichsam verschüttet zu sein, aus dem man sich erst immer wieder herausgraben muß, um den rechten Faden zu finden.

Offenbar ist dem Autor das Werk unter den Händen angewachsen. Als er die ältern Perioden bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts überarbeitete, hielt er sich im ganzen noch an das Maß der frühern Auflagen. So ist nun aber die Proportion zwischen den einzelnen Theilen

des Werks gestört worden. Die Literaturgeschichte bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts ist in der geschlossenen Form eines Leitfadens behandelt und bildet kaum den sechsten Theil des ganzen Werks. In Wahrheit ist also die Koberstein'sche Nationalliteratur als eine Darstellung der literarischen Entwickelung der Deutschen von 1700—1832 mit einer literarhistorischen Einleitung in Betreff der frühern Jahrhunderte zu betrachten.

Trotz dieser bedeutenden räumlichen Ausdehnung, die Koberstein's Arbeit den umfassendsten Darstellungen der Literatur des 18. Jahrhunderts, der eigentlichen Quintessenz des Werks, an die Seite stellt, hat dieselbe doch den Charakter eines Grundrisses bewahrt. Das Wesen des Grundrisses ist die Abbreviatur, dabei die vollkommen thatsächliche und objective Haltung. Ein Grundriß ist in Paragraphen gefaßt und verfolgt den strengen Zweck der Belehrung; so ist von selbst alle irrlichtelirende Geistreichigkeit ausgeschlossen. Ja nur dasjenige Urtheil findet Aufnahme, das gleichsam den festen Bestand des Thatsächlichen gewonnen hat. Ein Grundriß befleißigt sich in allem des Lapidarstils und gräbt seine Züge mit ehernem Griffel ein.

Nun fragt es sich allerdings, ob die Unerschütterlichkeit des literarischen Urtheils nicht auf einer Fiction beruht? Wie die Entwickelung der Literatur selbst in einem ununterbrochenen Flusse begriffen ist, so ist auch das kritische Urtheil über frühere Epochen kein abgeschlossenes. Schon mit jedem Ablauf einer bestimmten Zeitepoche wird eine neue Perspective gewonnen. Es ist nicht einmal ausgemacht, daß diejenigen Dichter, welche im 19. Jahrhundert für unsere Classiker gelten, noch im 20. dafür gelten werden; ja es kann den zunächst folgenden Geschlechtern gar nicht einmal das Recht zuertheilt werden, mit dem Stempel der Classicität zu prägen und zu münzen. Das ist erst ein Regal späterer Jahrhunderte. In so nächster Nähe läßt sich der Entwickelungsgang einer Nation nicht übersehen, und classisch kann denn doch nur sein, was bestimmend und mustergültig auf eine lange Folgezeit eingewirkt hat. Uns ist in der ganzen Geschichte der Weltliteratur kein zweites Beispiel bekannt, daß so rasch nach dem Tode, fast noch bei Lebzeiten der Dichter, ihre Classicität zu einem schul- und volksmäßigen Dogma geworden sei, wie dies in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts in Deutschland der Fall gewesen. Mag nun diese vorgreifende Kanonisation berechtigt sein oder nicht — jedenfalls ist sie eine Fessel und Schranke für den Fortschritt der Literatur, lastet auf dem Gewissen der Nation und lähmt die Entwickelung der nachstrebenden Talente. Wir können natürlich nicht von dem Literarhistoriker verlangen, daß er mit visionärer Begeisterung das Urtheil künftiger Jahrhunderte anticipire; wir wollen nur auf das Mißliche hinweisen, welches in der lapidaren Fassung des literarhistorischen Urtheils liegt, das als das Residuum eines längern oder kürzern kritischen Processes in der Retorte eines Grundrisses aufbewahrt wird.

Das Mißliche tritt um so mehr hervor, je weniger in einem literarhistorischen Lehrbuch Zeit und Raum übrigbleibt, dictatorische Urtheilssprüche zu motiviren. Echte Motivirung des Urtheils liegt nur in einer so eingehenden Charakteristik des Dichters und seiner Werke, daß der Leser in den Stand gesetzt wird, sich selbst ein Urtheil über beides zu bilden. Es wäre unbillig, das von einem Grundriß zu verlangen; doch auch in unsern Literaturgeschichten, die eine zusammenhängende Darstellung geben, setzt sich in der Regel das kritische Urtheil an die Stelle der charakterisirenden Schilderung und macht dabei Ansprüche darauf, für etwas so Feststehendes zu gelten, wie die Daten und Thatsachen selbst.

Auch in den Noten des Koberstein'schen Werks ist eine derartige Charakteristik nur ausnahmsweise enthalten. Diese Noten sind ein Denkmal des gründlichsten Fleißes und eine unerschöpfliche Fundgrube für alle, welche die literarische Bewegung aus den Quellen kennen lernen wollen. In ihnen ist die Biographie aller im Text erwähnten Autoren enthalten, außerdem die Bibliographie, die genaue Angabe ihrer Werke nach dem Datum ihres Erscheinens, ferner die Angabe der wichtigsten gleichzeitigen Journalkritiken oder brieflichen Aeußerungen anderer hervorragender Autoren über dieselben. Hierin möchten wir den eigentlichen Schwerpunkt des Koberstein'schen Werks und sein eigenthümliches Verdienst finden. Wir sehen die Literatur fortwährend im Spiegel ihrer Zeit. Nicht nur die Theorien der ältern Aesthetiker, Gottsched's, Bodmer's, Sulzer's, dann wieder die Anschauungen Lessing's und Herder's, Schiller's und Goethe's aus ihren Briefen, Aphorismen, ästhetischen Studien, und die der Romantiker aus dem „Athenäum" und der „Europa", die der berliner Aufklärer, Nicolai's, Merkel's u. a. aus der „Allgemeinen Bibliothek" und dem „Freimüthigen", mit seltenem Fleiß und ebenso großer Umsicht, die das Wesentliche und Schlaghafte berücksichtigt, excerpirt; auch von dem Kampf der Parteien, dem Aufeinanderplatzen der Geister, den Schwenkungen der Meinung und der Geltung der einzelnen auch berühmtesten Autoren, dem ganzen tumultuarischen Durcheinander des literarischen Treibens, bei welchem es schwer zu bestimmen war, wer die Oberhand gewinnen wird, erhalten wir durch die Mittheilung der Kritiken aus den Literaturblättern und Bibliotheken, der gegenseitigen Beurtheilungen unserer Literaturhäupter, namentlich in ihren Correspondenzen, ein sehr lehrreiches Bild, dessen Consequenzen für die Gegenwart zu ziehen allerdings unserm Autor fern lag, das sich aber von selbst zu den mannichfachsten Parallelen darbietet. Ueber dem Chaos der Noten schwebt der Text wie der Geist Gottes über den Wassern, klärend, sichtend, scheidend und heraushebend, was als feste Gestaltung aus diesem elementarischen Kampfe sich losgelöst hat mit dem Anrecht des Bleibenden auf die Zukunft.

So unschätzbar diese Noten für das Studium der Literaturgeschichte sind, so können sie doch leicht dazu dienen, bei unkritischer Auffassung zur Anlegung eines falschen Maßstabes bei der Würdigung dichterischer Größe zu verführen, nicht durch die heftige Herabsetzung des Hervorragenden, wie sie sich häufig in den mitgetheilten

gleichzeitigen Urtheilen findet, sondern durch die Thatsache, daß diejenigen Schriftsteller und Dichter, welche sich gleichzeitig der ästhetischen Forschung und der Journalkritik hingaben, in einer Weise in den Vordergrund treten, sich mit einer Bedeutsamkeit hervordrängen, welche die andern tief in den Schatten stellt. Dieser Misstand würde noch schärfer in die Augen springen, wenn nicht gerade unsere großen Geister Lessing, Wieland, Herder, Schiller und Goethe als Aesthetiker und Kritiker von gleicher Bedeutung gewesen wären wie als Dichter. Doch schon bei der romantischen Schule tritt dies Misverhältniß augenfälliger hervor. So nehmen die beiden Schlegel als Kritiker, wenn man die Summe der einzelnen mitgetheilten Excerpte in dem Koberstein'schen Werke zieht, einen Raum für sich in Anspruch, wie er kaum unsern größten Dichtern gegönnt ist. Man vergißt dabei leicht, daß man es mit im ganzen unproductiven Köpfen zu thun hat; man vergißt ferner, daß das „Athenäum" und die „Europa", aus denen wir hier so ausgiebige Auszüge erhalten, auf die Zeitgenossen nur einen sehr geringen Einfluß ausgeübt, überhaupt nur eine sehr geringe Verbreitung gefunden haben und in Wahrheit nur das Organ einer literarischen Clique waren. Man muß allerdings fragen, ob die Literaturgeschichte die Pflicht hat, das mit Recht Verschüttete wieder herauszugraben, sei es auch nur, um eine eigenthümliche Richtung zu charakterisiren, deren Werth an und für sich ein problematischer ist, deren Einflüsse auf die Gegenwart kaum noch merkliche sind? Mumien zu conserviren, kann nicht ihre Aufgabe sein. Was den Werth einer Curiosität hat, mag für specielle Monographien aufgehoben bleiben: in einer allgemeinen Geschichte darf es sich nicht breit machen.

Doch das Symbol unserer Literatur ist die sich in den Schwanz beißende Schlange. Die Literaturgeschichte interessirt sich wiederum für die Literaturgeschichte, die Aesthetik für die Aesthetik, die Kritik für die Kritik. Aus Kritik, Kritik der Kritik, Metakritik und Afterkritik thürmt sich ein riesiger Ballast empor, welchen unser Literaturschiff doch einmal in die See werfen muß, wenn es flott werden will. Und über allen diesen secundären Ablagerungen vergißt man die Hauptsache — die Dichter selbst und ihre Werke. Was die Poeten betrifft, so bietet uns Koberstein in der That disjecti membra poetae, und überläßt es uns, das Gesammtbild derselben, so gut wir können, zusammenzustellen.

Um die Darstellungsweise Koberstein's zu kennzeichnen, wählen wir z. B. die Stelle aus, in welcher er von Schiller's „Maria Stuart" und „Jungfrau von Orleans" spricht. Schiller zog es eine Zeit lang zu nicht historischen, blos leidenschaftlichen und menschlichen Stoffen hin:

> Indessen dauerte es nicht lange, bis er sich anders entschloß und der englischen Geschichte den Vorwurf zu seiner nächsten Tragödie, der „Maria Stuart", entnahm. Von den dazu erforderlichen Vorstudien bald zu der Feststellung des Plans übergehend, war er mit diesem noch nicht völlig in Ordnung, als er auch schon mit dem Ausführen begann, womit er, ungeachtet verschiedener Nebenbeschäftigungen und einiger längern oder kürzern Unterbrechungen, so schnell vorrückte, daß das Stück schon binnen Jahresfrist auf die Bühne gebracht werden konnte. Unterdessen hatte er auch Shakspeare's „Macbeth" bearbeitet, zunächst für das weimarische Theater, und auch schon den Plan zu einer eigenen neuen Tragödie, „Warbeck", gefaßt, zu der er den Stoff ebenfalls in der englischen Geschichte gefunden hatte, die jedoch in der Ausführung niemals weit über das Schema hinaus vorrückte. Unmittelbar nach Beendigung der „Maria Stuart" wandte er seine Neigung einem Charakter der französischen Geschichte zu, der „Jungfrau von Orleans", welche die Heldin seiner dritten neuen Tragödie wurde: er kam damit noch rascher als mit der zweiten zum Abschluß, indem er, um sie zu entwerfen und vollständig auszuarbeiten, nicht viel mehr als neun Monate brauchte.

Aus dem Text erfahren wir offenbar nichts, was uns ein Bild von diesen Stücken, von ihrem Inhalt, der Behandlungsweise des Dichters u. s. w. zu geben vermöchte. Diese Dramen sind zwar allgemein bekannt, doch wären sie es nicht, wie es bei hundert andern im Text erwähnten Dramen der Fall ist, so würde Koberstein doch nicht mehr darüber gesagt haben. Sehen wir uns nun die Noten an! Wir begleiten hier den Dichter gleichsam in sein Atelier; wir erfahren, was Schiller an Goethe, an Körner über den neugewählten Stoff schreibt, welche englische Geschichte, welche französischen Trauerspiele er gleichzeitig las, als er an der „Maria Stuart" schrieb, wie er Lessing und Aeschylus studirte, an welchem Tage er den ersten, an welchem Tage den zweiten Act vollendet hatte, u. s. w.; wir erfahren, was Schiller an Goethe über den Charakter der Heldin, über die „moralisch unmögliche" Begegnung der beiden Königinnen, über die Behandlungsweise historischer Stoffe u. s. w. schrieb. Das eigene Urtheil des Literarhistorikers beschränkt sich auf zwei kurze, eingeklammerte Stellen. Einmal weist er auf den Vorschritt in der Anwendung des Reims und auf die größere Mannichfaltigkeit der Versmaße in den spätern Stücken vor dem „Tell" hin. In der zweiten Glosse erklärt er sich gegen die Ansichten Goethe's und Schiller's. Der letztere hatte geäußert:

> Ueberhaupt glaube ich, daß man wohl thun würde, immer nur die allgemeine Situation der Zeit und die Personen aus der Geschichte zu nehmen und alles übrige poetisch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoffen entstände, welche die Vortheile des historischen Dramas mit dem erdichteten vereinigte.

Goethe antwortete darauf:

> Der neue tragische Gegenstand habe auf den ersten Anblick viel Gutes und fordere zu weiterm Nachdenken auf. Es sei gar keine Frage, daß wenn die Geschichte das simple Factum, den nackten Gegenstand hergebe, und der Dichter Stoff und Behandlung, so sei man besser und bequemer daran, als wenn man sich des Ausführlichern und Umständlichern der Geschichte bedienen solle; denn da werde man immer genöthigt, das Besondere des Zustandes mit aufzunehmen, man entferne sich vom Menschlichen, und die Poesie komme ins Gedränge.

Hierzu macht Koberstein die eingeklammerte Bemerkung:

> Bequemer war diese Verfahrungsweise allerdings; daß sich aber die höchsten poetischen Zwecke auch anders und wol noch besser erreichen ließen, hätten beide Dichter von Shakspeare lernen können.

Derartige Retificationen und Ansichten, bei denen der Autor selbst hinter den Couliſſen hervortritt, finden sich nicht allzu häufig in dem umfangreichen Werke. Hier

müssen wir ihm indeß sogleich entgegnen, daß Schiller und Goethe die richtigen Principien in Bezug auf das historische Drama vertreten, während das Vorbild der Shakspeare'schen Historien als unberechtigt zurückgewiesen werden muß.

Wir erhalten hier also eine Fülle von Daten in Bezug auf beide Schiller'sche Dramen: Mittheilungen über die Intentionen des Dichters, über die Betrachtungen, die er selbst an seinen Stoff knüpfte, ein reiches, mit Gründlichkeit und Geschmack ausgewähltes Detail; aber ein Bild der Dramen, ihres Inhalts, ihrer Composition, der Weise der Charakteristik und Diction u. s. w. erhalten wir nicht. Ebenso wenig findet ein Gesammtbild Schiller's des Dramatikers irgendwo eine Stelle in dieser sich chronologisch von Jahr zu Jahr aufbauenden Darstellung, welche die Literatur wie eine exacte Wissenschaft behandelt und nach dieser Seite hin große Vorzüge bewährt, aber dadurch auch nothgedrungen die Summe eines dichterischen Wirkens in lauter Summanden wieder auflöst und uns zu einer fortwährenden Addition nöthigt, während nirgends die volle Anschauung einer dichterischen Persönlichkeit vor uns hintritt. Dasselbe gilt von den Auszügen aus den zahlreichen Recensionen, die im Texte sich anhäufen; sie lassen manches pikante Streiflicht auf die Dichter fallen, treffen auch hier und dort den Nagel auf den Kopf, dienen aber im ganzen mehr dazu, den Standpunkt der Kritiker als den der Dichter zu illustriren.

Doch wir wollen einem literarhistorischen Grundriß, der sich von Haus aus auf das Thatsächliche und, um den eigentlich bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, auf das Erlernbare beschränkt, nicht seine Physiognomie verwischen. Selbst die optischen Apparate, die zum Zweck der vielfachen kritischen Spiegelungen von dem Autor hingestellt werden, sind ihm wiederum von der Literaturgeschichte an die Hand gegeben. Erlernbar aber sind alle Daten, chronologische und andere, erlernbar die eigenen Urtheile der Dichter über ihre Werke wie die Urtheile der andern, erlernbar die mannichfachen ästhetischen Theorien, die sich mit den Epochen abgelöst haben. Was aber nicht erlernbar ist, das gehört auch nicht in einen literargeschichtlichen Grundriß.

Was wir aber diesem gerade in seiner Eigenthümlichkeit vorwerfen müssen, das ist der Mangel an Uebersichtlichkeit, seine Unbequemlichkeit und Unhandlichkeit. Hier fällt der Unterschied zwischen der ersten Hälfte des ersten Bandes und dem übrigen Theil des Werks zu Ungunsten des letztern in die Augen. In dieser ersten Hälfte werden fünf Perioden behandelt, und zwar folgt in der Regel zuerst eine allgemeine Charakteristik der Literatur in dem bestimmten Zeitraum im Zusammenhang mit den allgemeinen politischen, socialen, wissenschaftlichen Zuständen Deutschlands; dann eine Darstellung der Sprache und Verskunst in demselben, die meistens die Resultate der speciellsten Forschung in zusammengedrängtester Form gibt; dann eine Uebersicht über den Entwickelungsgang der poetischen Literatur im allgemeinen, welcher eine Uebersicht über die poetische Literatur nach ihren Gattungen folgt.

Dasselbe Schema ist nun auch für die große letzte Periode, welche von dem vierten Viertel des 18. bis in das beginnende vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts reicht, beobachtet; doch die einzelnen Abschnitte gewinnen eine Ausbreitung, welche die Beobachtung der frühern Eintheilung durchaus unhandlich macht. Wenn wir uns durch den vierten Abschnitt über den Entwickelungsgang der Literatur überhaupt und seine beiden Unterabtheilungen von 1721—73 und von 1773—1832 auf mehr als tausend Seiten durchgearbeitet haben, wenn wir dann bei den neuern Dichtern, soweit sie noch in den Bereich des Werks gehören: Schefer, Rückert, Platen, angekommen sind, so werden wir durch die Zumuthung des fünften Abschnitts, der auch hier die Uebersicht über die poetische Literatur nach ihren Gattungen enthält, wieder bis auf das Jahr 1721 zurückzugehen und noch einmal en detail einzukaufen, was wir bisher en gros eingehandelt, nicht wenig befremdet. Was bei einem kurzen Grundriß in der Ordnung war, erweist sich bei einem so umfangreichen Werk als ein höchst unbequemer Misstand. Hier war offenbar eine andere Anordnung geboten, ein Zerfällen der großen Periode in kleinere Epochen, für welche dann die Gesammtübersicht des Entwickelungsgangs mit der Uebersicht der einzelnen Gattungen Hand in Hand ging.

Was den Text selbst betrifft, so ist seine Fassung eine durchaus präcise, wohlerwogene; der Entwickelungsgang unserer Literatur namentlich ist mit Meisterschaft dargestellt, ebenso die Entwickelung der dichterischen Gattungen und Formen, über welche letztere die Literaturgeschichte meist flüchtig hinwegzugleiten pflegt. Das Urtheil ist in der Regel ein objectives, welches die einzelne Erscheinung an ihrer Stelle im Entwickelungsgang, also nicht mit einem absoluten ästhetischen Maßstab, noch weniger nach den persönlichen Anschauungen des Kritikers mißt. Tritt der letztere einmal ausnahmsweise in den Vordergrund, so zeigt sich das Urtheil stets maßvoll und unbefangen. Offenbar gibt sich der Literarhistoriker Mühe, selbst seine persönliche Neigung für einen Autor oder seine Voreingenommenheit gegen einen andern nicht zu Worte kommen zu lassen, und nur der aufmerksamste Leser wird aus dieser oder jener Wendung, aus irgendeinem der Feder entschlüpften enthusiastischen Beiwort die Herzensmeinung des Literarhistorikers entnehmen. Bei sorgfältiger Zusammenstellung aller einzelnen Urtheile wird sich z. B. als ein nirgends aufdringliches Resultat ergeben, daß Koberstein den Dichter Goethe über den Dichter Schiller stellt, ja daß er leider auch die Shakspeare'schen Dramen den Schiller'schen vorzieht, während die letztern doch offenbar für die Gegenwart eine fortgeschrittenere dramatische Form bezeichnen, jene rechte Mitte zwischen Shakspeare und der Antike, welche zu erreichen auch Vischer in seiner „Aesthetik" als die Aufgabe des modernen Dramas hinstellt. Nicht minder tritt die Vorliebe Koberstein's für die Häupter der romantischen Schule hervor, sowenig er

ihnen den gerechten Tadel erspart; doch die außerordentliche Breite der Behandlung und der energische Protest, mit dem er andere tadelnde Stimmen zurückweist, lassen keinen Zweifel über diese Vorliebe übrig. Namentlich gehört Ludwig Tieck zu seinen Lieblingen. So geräth Koberstein aus dem Fahrwasser seines literarhistorischen Gleichgewichts, wenn er z. B. auf J. F. Schink zu sprechen kommt, den er den „rüstigsten und rührigsten" Gegner der Romantik nennt, der jede Gelegenheit ergriffen habe, seinen Grimm in den „unwürdigsten und gemeinsten" Schmähreden gegen die Romantiker und namentlich gegen Tieck auszulassen. Nachdem er so Schink im allgemeinen mit wenig parlamentarischen Ausdrücken charakterisirt, geht er zu seiner Recension des Tieck'schen „Octavianus" über, die er eine „wahrhaft niederträchtige" nennt. Er selbst theilt uns einen Auszug aus derselben mit, in welchem es heißt:

Wie querfinnig flach, breit und unpoetisch-poetisch Hr. Ludwig Tieck auch bisher seinen soi-disant Geist in den Werken seiner Feder ausgedrückt hat, so hat er es doch noch in keinem so vollendet und unübertreffbar als in dem gegenwärtigen gethan. Selbst seine — leider längst schon verblichene heilige „Genoveva" muß diesem Meisterwerke der Tieck'schen Natur- und Urpoesie, d. i. der Poesie ohne Poesie, weichen. So tief einwirkend, so ganz ihn regend und bewegend hat noch nie der Geist der Hans Sachs'schen und Jakob Böhme'schen Schusterpoesie auf diesem ersten aller Vers- und Reimschmiede geruht, als in diesem „Octavianus". Wie in allen seinen bisherigen Fingerkribbelproductionen liegt auch hier ein höchst abgedroschenes, abentheuerliches Ammen- und Spinnrockenmärchen zum Grunde, aber in der Behandlung und Darstellung desselben hat sich sein Nachbildner zu einer Höhe von Ungereimtheit, Geschmacklosigkeit und Langweiligkeit erhoben, die ein wahres Nonplusultra aller poetischen Mondsucht ist.

Diese Recension ist allerdings sehr scharf; doch es ist durchaus nicht abzusehen, warum sie das Prädicat „niederträchtig" verdienen sollte, das doch immer eine gewisse moralische Färbung an sich trägt. Hundert Aussprüche Schiller's sind ebenso scharf — sollten sie deshalb niederträchtig sein? Im Grunde hat doch Schink recht. Man vergleiche Koberstein's eigenes Urtheil:

Da Tieck besonders bei der Ausführung des Einzelnen in einer Dichtung seiner Phantasie zu leicht den Zügel schießen ließ, sich im Ausmalen von Situationen und im Ausspinnen der seinen Personen in den Mund gelegten Reden zu wenig zu beschränken vermochte, so ist in seinen Erfindungen, zumal in denen von größerm Umfange, gar häufig das rechte Maß der einzelnen Theile, sowol in ihrem Verhältniß zum Ganzen wie untereinander, überschritten. Seine Darstellungen leiden daher im besondern nicht selten an großer Weitschweifigkeit, und einem Ganzen fehlt es dann an fester ebenmäßiger Haltung. Und zwar treten diese Mängel in seinen größern Dichtungen gemeiniglich viel auffälliger in deren zweiter als in der ersten Hälfte hervor: er hat, je weiter er in der Arbeit vorgerückt ist, seine Phantasie um so weniger in der Gewalt des künstlerischen Verstandes zu halten vermocht; und es scheint sodann, als sei er damit auch je länger desto mehr unter die Herrschaft seines Stoffs gerathen, anstatt ihn von Anfang bis zu Ende vollständig und gleichmäßig zu beherrschen. Ausstellungen dieser oder ähnlicher Art haben an seinen drei zwischen 1798 und 1806 erschienenen Hauptwerken selbst ihm so nahe befreundete Kritiker wie A. W. Schlegel und Solger erhoben.

Wir sind der Ansicht, daß die Reimereien des „Octavianus" mit Recht in Vergessenheit gerathen sind, und daß die Literaturgeschichte auch endlich einmal den gleichzeitigen Gegnern der romantischen Schule eine Ehrenrettung schuldig ist, statt dieselben immer von neuem anzugreifen, nachdem der Entwickelungsgang der Literatur ihnen vollständig recht gegeben hat.

Einen sehr bedeutsamen Wink über den Gang, den unsere Literatur in ihrer Fortentwickelung einzuschlagen hat, einen Wink, den wir zugleich als eine Unterstützung unserer Anschauungen von seiten einer gewichtigen Autorität ansehen, enthält die folgende Stelle, in welcher Koberstein die idealistische Richtung unserer Classiker nach ihrer mangelhaften Seite darzulegen sucht:

Das fortwirkende Grundübel war das schon mehrfach bemerkte: unsere neuere schöne Literatur hatte sich nicht aus einem nationalen Leben von naturwüchsigen Anfängen organisch zur Kunst heraufgebildet, sie war — was sich schon in ihren äußern Formen aufs augenfälligste kundgibt — von Anbeginn an ein künstliches Erzeugniß, das in seiner Entwickelung fortwährend durch Theorien beeinflußt und bedingt wurde; und diese Theorien waren, wenn nicht ganz der Fremde entlehnt, doch fast durchgehends im Hinblick auf fremde Muster aufgebaut worden, auf Muster, hervorgegangen aus Culturzuständen, von denen die unserigen unendlich weit abstanden. Dies findet seine Anwendung nicht allein auf den Bildungsgang unserer neuern Literatur bis zu Lessing's Zeit, auch später, als nach der zuerst entschiedener auf eine poetische Realistik ausgehenden Sturm- und Drangzeit zunächst Goethe, sodann Schiller und die Romantiker mit einer edlern und gehobenern Dichtung und einer gründlichen, geistvollen Kritik den schlechten Literaturtendenzen entgegentraten, die, als immer weiter vorgeschrittene Ausartungen jener Realistik, in einen rohen Naturalismus, ein von aller wahren Kunst abführendes Abschildern der alltäglichen Wirklichkeit und ein höchst verwerfliches Beschönigen und Aufputzen der Schwächen und Fehler, der Erbärmlichkeiten und Sünden des Zeitalters ausliefen: auch da leitete die Theorie, die wieder den allerbedeutendsten Einfluß auf unsere sogenannte classische und auf die romantische Production gewann, ihre Sätze und Vorschriften vorzugsweise, ja fast ausschließlich von der Poesie der Griechen oder von den Werken der berühmtesten südromanischen Dichter ab. Schon dadurch hätte diese Production einen ganz idealistischen Charakter erhalten müssen; er entschied sich aber noch mehr unter dem Einflusse, den die kritische und idealistische Philosophie auf die Dichtungslehre und damit auch auf die Dichtung selbst gewann. Wenn Goethe und Schiller, und wenn auch wol die Romantiker hin und wieder zu ihren Werken den Stoff aus dem wirklichen Leben der Gegenwart und aus der vaterländischen Geschichte nahmen und dann in ihren Darstellungen dem einen oder der andern vollkommen oder wenigstens zum guten Theil künstlerisch gerecht wurden so geschah dies doch nur mehr ausnahmsweise und im glücklichen Abweichen ihrer Praxis von ihrer Theorie; im allgemeinen verkannten sie theoretisch so sehr die Bedeutung einer national-realen, der gegenwärtigen Wirklichkeit oder der geschichtlichen Vorzeit enthobenen Gehalts der Poesie, daß sie die gegebenen Wirklichkeit das Ideal schlechthin entgegensetzten und beide für unvereinbar haltend, die Kunst, um ihr die volle Würde und Reinheit zu wahren, über das wirkliche Leben ihrer Zeit und ihres Volks und also über alle nationale Eigenart entweder in die Sphäre des allgemein und rein Menschlichen oder in das Gebiet einer in freiem Spiel schaffenden Phantasie hinaufheben wollten.

Die Betonung des wirklichen Lebens der Zeit und des Volks weist allein auf die richtigen Ziele unserer Literatur hin, und daß ein Literaturhistoriker diesen Hinweis

ausspricht, als das Resultat einer nicht genugsam anzuerkennenden Arbeit und Beschäftigung mit unsern gesammten geistigen Schätzen, als das Resultat einer Vertiefung in die ganze Entwickelung unserer Dichtung und ihrer sich bis zur Verwirrung kreuzenden Tendenzen — das ist denn doch ein schlagender Beweis dafür, daß nicht müßige Erfindung und Projectenmacherei, eine von allem ernsten Streben abgewendete Neuerungssucht diese Axiome erfunden hat, sondern daß sie mit innerer Nöthigung hervorbrechen und zur Herrschaft über die Literatur bestimmt sind.

Rudolf Gottschall.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 11.)

6. Dramatische Werke von Ludwig Albert von Winterfeld und Alfred Freiherrn von Wolzogen. Erstes bis drittes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 2 Thlr.

In Compagnie, wie sie bei dramatischen Erzeugnissen in Frankreich Sitte ist, lassen sich nicht wol Dichtungen, sondern nur darstellbare Theaterstücke schaffen. Racine, Corneille, Molière, Victor Hugo, Casimir Delavigne und andere französische Dramendichter von großem Genie und hohen Tendenzen haben ihre unsterblichen Stücke allein geschaffen; nur die Mellesville, die Barrière, die Féval und ihresgleichen schufen in Gemeinschaft mit andern Schauspiele, die oft viel Erfolg hatten und großen Zulauf erzielten, aber doch nie eine unsterbliche Geltung zu gewinnen im Stande waren. Auch die Leistungen des Herren von Winterfeld und Wolzogen dürften kaum danach angethan sein, einen bleibenden Werth in Anspruch zu nehmen. Sie bieten, was guter Wille, Kenntniß der Bühne und Fleiß nur eben zu bieten vermögend sind. Es ist geschickte Mache, Gewandtheit des Verses, eine gewisse Routine im scenischen Verlauf nicht zu verkennen. Es läuft alles glatt und eben weg; überall zeigen sich Schliff, Sicherheit in der Behandlung des Stoffs, effectvolle Momente. Aber es fehlen dabei leider Kraft und Fülle echt poetischer Begabung, psychologische Vertiefung, Wahrheit des Lebens und der Charaktere. Auch hier finden wir nur äußerliche Beherrschung des Materials, geschulte Form, keinen sich in ursprünglicher Frische und Gewalt echt dramatisch ausgebenden Inhalt. Die einzelnen Dramen mögen das belegen.

Das erste derselben ist ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, „Blanche" betitelt. Es spielt in Paris unter Heinrich II., um das Jahr 1559. Es beginnt damit, daß Diana von Poitiers, die berühmte Maitresse des Königs, ihre Besorgnisse über die beabsichtigte Heirath des Herzogs von Nemours mit der protestantischen Königin Elisabeth von England ausspricht. Es kommen Hofleute, diese Besorgnisse zu theilen und schließlich Dianen beizustimmen, daß man gut thun würde, zu versuchen, den nahen Anverwandten des Königs durch eine Neigung am Hofe Frankreichs zu fesseln. Ein schönes Hoffräulein, Aimé d'Anville, wird dazu ausersehen, und in der That ist diese Dame auch sehr geeignet dazu, nicht nur wegen ihrer blendenden Erscheinung, sondern noch mehr wegen ihrer Koketterie und Frivolität. Sie geht willig auf das abgekartete Spiel ein, nur daß es ihr nicht auf den Herzog von Nemours, sondern auf den König selbst ankommt. Sie will Diana verdrängen und spricht sich ungescheut und rücksichtslos darüber aus.

Diese Figur ist nicht eben fein, aber doch ganz wirksam angelegt. Das Publikum ist berechtigt, etwas von ihr zu erwarten. Die Erwartung wird aber nicht erfüllt. Nachdem sie den blasirten König Heinrich zu einem ziemlich fad ausfallenden Stelldichein veranlaßt und dabei von Diana von Poitiers überrascht worden ist, tritt sie ganz in den Hintergrund, um ihre Rolle an das Billet abzutreten, das sie dem König geschrieben und derselbe verloren hat. Dies Billet wird nämlich zum Fatum der beiden eigentlichen Hauptpersonen des Stücks, jenes Herzogs von Nemours und der Prinzessin Blanche von Clèves.

Diese Prinzessin ist jung, schön und liebenswerth und durch ihre Verheirathung an den Hof gekommen gerade zu der Zeit, da der Herzog auf dem Wege nach England war. Durch Bedingungen der Königin Elisabeth genöthigt, sich mit Heinrich zu verständigen, kehrt er an den Hof zurück, wo die d'Anville ihn fesseln soll, er aber nun sich in Blanche verliebt, die ihrerseits ebenfalls nicht gleichgültig bleibt. Sie ist im Kloster erzogen worden und glaubte, ohne Kenntniß der Welt und des Lebens, in dem Prinzen von Clèves den Mann ihres Herzens gefunden zu haben. Die Bekanntschaft mit Nemours läßt sie ihren Irrthum erkennen, sie fühlt nur zu bald, daß ihr Herz für Nemours entschieden. Aber Nemours, als er dem König erklärt, daß er sich nicht mehr als Bewerber um Elisabeth's Hand ansehen könne, muß, damit der König ihm willfahre, der sich vor Diana's Eifersucht fürchtet, sich dazu verstehen, die Miene anzunehmen, als ob der Brief der d'Anville an ihn geschrieben sei. Blanche, die das erfährt, muß nun also denjenigen, den sie liebt, als einen ganz leichtfertigen Menschen ansehen, der im Stande ist, zu derselben Zeit frivole Rendezvous mit einer Kokette zu haben, in der er ihr seine glühendsten Huldigungen darbringt. Empört, in innerster Seele beleidigt, flüchtet sie aufs Land, wohin ihr Gatte ihr folgt, der inzwischen Verdacht geschöpft.

Clèves, ein guter, aber etwas schwacher Mann, stellt sie zur Rede und beschwört sie, ihm alles, auch das Schrecklichste zu bekennen. Sie gesteht ihre Schwäche, indem sie gelobt, sie zu besiegen und jedenfalls ihm nie Grund zur Klage zu geben. Den Namen dessen, der ihre Zuneigung gewonnen, verschweigt sie. Aber Clèves erfährt ihn nur zu bald. Nemours ist so glücklich gewesen, Blanche's Bekenntnisse zu belauschen. Erfüllt davon, theilt er sie einem notorischen Schwätzer am Hofe mit, natürlich gleichfalls ohne Namen zu nennen. Aber deren bedarf es ja nicht. Am Hofe sind bekanntlich alle Geheimnisse öffentlich. Blanche und Clèves werden, nach Paris zurückgekehrt, mit dieser pikanten Geschichte aufgezogen. Beide kehren, außer sich vor Entrüstung, in ihr Palais zurück. Clèves glaubt, Blanche habe sein Unglück ausgeschwatzt; Blanche wähnt, es sei Nemours,

der mit ihrem Geheimniß so leichtfertig umgehe, wie mit dem der d'Anville. Nemours dringt heimlich zu Blanche, sich zu vertheidigen. Diese aber stürzt entrüstet ab und gewährt ihm kein Gehör. Verzweifelt muß er das Haus verlassen, aber, nach dem Rathschluß der bösen Mächte, nicht ohne einen Handschuh dabei zu verlieren. Diesen Handschuh findet der Gatte, der, zerdrückt von dem Gewicht seiner vermeintlichen Schande, erst Blanche ermorden will, dann aber sich kurz entschließt, selbst Gift zu nehmen.

Die Scene, die diesen Vorgang behandelt, ist folgende:

Clèves.

Er ist entflohn ... doch sie ... sie kann mir nicht
Entgehn! — Dort ist sie
(auf die Flügelthür rechts deutend)
und frohlockend, daß
Der Buhle glücklich noch entkommen, spottet
Sie des betrognen Gatten. — Ja, ich will
Durchbohren das verrätherische Herz! —
Erst sie ... dann er! —
(Auf die Thür zuschreitend, dann plötzlich stillstehend.)
Was fesselt meine Schritte?...
Unmöglich ... ich vermöcht' es nicht! — Wenn ich
Das Engelantlitz sähe, schwände mir
Der Wille und die Kraft .... Unglücklicher!
Die dich betrog, verrieth, entehrte, die
Sich selbst entwürdigte ... du liebst sie heiß
Wie je! — O welche Qual, zu lieben da,
Wo man verachten muß! Ohnmächtig kämpft
Der Wille gegen Leidenschaft; ... und ich —
Ich will sie tödten — sie, ein schwaches Weib,
Weil ihr zu widerstehn sie nicht vermochte?!
Nicht einmal treulos darf ich ja sie nennen,
Wenn sie von dem sich wandte, den sie nie
Geliebt! — War ich es nicht, der rauh und hart
Und grausam sie auf dunkle Wege trieb,
Sie von mir schreckte? ... Ach, so habe ich
Das Recht verwirkt selbst auf den kargen Antheil,
Den ich an ihrem Herzen einst besaß,
Verwirkt die Hoffnung, je es zu erobern! —
Und dennoch kann ich anders nie gefunden
An Herz und Geist. Schon fühle ich es, wie
Mein Hirn des Wahnsinns Truggebilde zeugt.
Bald könnte er mit Recht darüber spotten,
Daß Eifersucht den armen ... armen Mann
Zum Narren machte. — Nur ein Mittel gibt's,
Davor mich zu bewahren. — Ja, so sei's!
Das wilde Herz will ich zur Ruhe bringen;
Dann ist sie frei von der verhaßten Fessel
Und ich bin frei von rettungsloser Qual. —
O Blanche, warum thatest du mir das?
Warum nahmst du des Lebens Möglichkeit
Dem, der dich mehr geliebt hat als sein Leben? —
(Er zieht einen Ring vom Finger und betrachtet ihn.)
Die enge Kapsel dieses Ringes birgt
Den sichern Tod. Er soll mein Retter sein. —
(Er trinkt; dann tief aufathmend.)
Nun ist's geschehn u. s. w.

Man wird uns eingestehen, daß dieser Tod Clèves' wenig vorbereitet und durchaus nüchtern ist. Er hat in sich auch gar kein eigentlich tragisches Motiv und erklärt zu wenig den Ausgang des Stücks, der darin besteht, daß Blanche ins Kloster geht, zwar Nemours ihre Liebe gesteht, aber es für nöthig hält, ihm zu entsagen.

Für diese Wendung hätten die Autoren ganz andere Mittel in Bewegung zu setzen gehabt, wenn sie damit erschüttern und wirken wollten. Wie nahe lag es, aus Clèves eigentlich den Helden des Stücks zu machen, und ganz einfach dadurch, daß man in ihm einen wahrhaft edeln und großen Charakter mitten in das schale Hofgezücht hinstellte. Er mußte lange kämpfen und ringen, sich das Herz seiner Gattin zu erhalten; wenn er aber endlich sähe, wie sie sich aufzehrt und hinsiecht, eine Beute ihrer Leidenschaft, so könnte er groß gemuthet vor sie treten, sie noch einmal fragen: ob sie nur Nemours zu lieben und nur sein Besitz sie glücklich zu machen im Stande sei. Wenn sie das unter Thränen und Händeringen bekannt, dürfte er ihr sagen: Nun gut, so sollst du ihn besitzen und glücklich sein. Ich liebe dich so sehr, daß dein Glück mir mehr als mein eigenes am Herzen liegt. Wenn Blanche hierauf fragte: wie habe ich das zu verstehen, hätte er sich die Brust zu durchbohren und sterbend zu rufen: „So!"

Das wäre denn doch ein Auftritt von erschütternden Folgen, nicht nur für das Publikum, sondern auch für Blanche. Blanche müßte die Größe und Erhabenheit dieses Todes mächtig ergreifen und ihr deutlich zeigen, welch ein Herz sie von sich gestoßen. An der Leiche Clèves' hätte ihr besseres Selbst zu erwachen, sein Opfertod aber den Todten ihr so theuer zu machen, daß sie einem Lebenden nicht mehr anzugehören im Stande wäre.

So würde die Lösung des Conflicts eine befriedigende, mehr innerlich gegebene, Clèves aus einer unmännlichen passiven Schwäche herausgehoben und dem ganzen Stück ein wahrhaft tragischer Höhepunkt gewonnen sein.

Das zweite Stück: „Sophia Dorothea", Trauerspiel in drei Aufzügen, muß ganz ähnlich beurtheilt werden. Es behandelt das unglückliche Ende des Grafen Königsmarck, der bekanntlich im Jahre 1634 in Hannover spurlos verschwand und im dasigen Schlosse ermordet und verscharrt worden sein soll, weil man angeblich ihm die Absicht zur Last gelegt, die Gemahlin des damaligen Kurprinzen, Georg Ludwig, mit dem sie in Unfrieden lebte, zu entführen.

Auch dieses Drama zeigt die schon erwähnte glatte Mache, zugleich aber denselben Mangel an Innerlichkeit. Es sind keine Menschen, bloße Figuren, die hier spielen, und so strict nach der Schnur spielen, daß man sie von einem Uhrwerk getrieben wähnen kann. Die Gräfin Platen, die Feindin Königsmarck's und der armen Sophia Dorothea, ist sozusagen die Intriguantin, wie sie im Buche steht. Sie arbeitet auf das Verderben dieser beiden Personen los wie eine Maschine. Die Art, wie sie sich der Menschen und Gegenstände versichert, durch welche sie den Sturz und Untergang ihrer Opfer herbeiführt, tritt so nackt und äußerlich auf, daß sie rein abstoßend wirkt und gar keinen Reiz auszuüben vermögend ist. In dieser Bosheit ist nichts Menschliches; sie könnte noch bei weitem entsetzlicher sein, als sie ist, aber sie müßte mehr Lebenswärme und Blut verrathen, als sie verräth. Gräfin Platen hat Königsmarck geliebt, um so furchtbarer ist nun

ihr Zorn, als sie erfährt, daß er seine Neigung der jungen Fürstin geschenkt. Als sie sich mit verlarvten Hellebartieren aufstellt, Königsmarck ermorden zu lassen, sagt sie:

Süß ist die Liebe, süßer ist die Rache!
Wie ich nach deinen rothen Lippen brannte,
So brenn' ich jetzt nach deinem rothen Blut!
Es soll ein Bad für meine Seele sein,
Darin sie all die wilden Flammen lösche,
Die Eifersucht und zwischen Lieb' und Haß
Der heiße Kampf zur Raserei entzündet!

Nun erscheint Königsmarck; es folgt ein langes Gespräch zwischen ihm und Gräfin Platen, und als er sich nicht gutwillig gefangen geben will, befiehlt sie, ihn niederzustechen. Er vertheidigt sich und kämpft mit dem Anführer der Trabanten, dem dabei die Maske entsinkt und in dem man dann den Kurprinzen selbst erkennt. Von der Gräfin angewiesen, dringen die Trabanten nun von hinten auf Königsmarck ein und durchbohren ihn. Er stirbt mit dem Bekenntniß:

Daß die Prinzessin rein von jeder Schuld —

hinzufügend:

Mistraut dem fürchterlichen Weibe dort.

Worauf eben dies fürchterliche Weib ruft:

Stopft ihm den Mund, der noch im Tode lästert.

Königsmarck wird nun noch einmal durch die Brust gestochen und stirbt. Gräfin Platen beugt sich über ihn, indem sie murmelt:

Nun, habe ich's verstanden, mich zu rächen?

Und in der That, man muß bekennen, daß sie in dem Stück das verstanden, verstanden in der ruchlosesten und zugleich plumpesten Weise, die sich denken läßt. Nichtsdestoweniger geht sie frei aus, indeß die Unschuld zu Grunde geht. Es ist erlaubt, zu fragen, wo hier die dramatische Gerechtigkeit geblieben, die wir doch auf der Bühne festgehalten zu sehen wünschen müssen. Es mag das altmodisch sein, aber solange man nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen weiß, solange werden wir wenigstens dabei zu verharren uns bemüßigt finden.

Das dritte Stück ist: ‚Fürstin Orsini", Schauspiel in fünf Aufzügen. Demselben liegt eine interessante Begebenheit zu Grunde: die Entfernung der Prinzessin Orsini vom spanischen Hof im Jahre 1714. König Philipp V., Enkel Ludwig's XIV., mußte immer von jemand regiert werden; diesem Bedürfniß half seine erste Gemahlin ab, nur unterlag diese selbst ganz dem Einfluß ihrer Oberhofmeisterin (camarera mayor), der genannten Prinzessin. Das Stück führt uns den spanischen Hof unmittelbar nach dem Tode der ersten Gemahlin Philipp's V. vor, wobei wir die Fürstin Orsini im vollen Genuß der Herrschaft sehen, an welche nach und nach der König und das ganze Land sich gewöhnt hatten. Sie war durch französischen Einfluß in ihre Stellung gelangt, gebrauchte dieselbe aber selbständiger, als man es vorausgesetzt, und dann erregte sie auch noch den Neid der Frau von Maintenon, weil der König nahe daran war, sie zur vollberechtigten Gemahlin zu erheben, was die Maintenon ihrerseits bei Ludwig XIV. nie durchzusetzen vermocht. Dazu kommt noch, daß der König von Spanien noch nicht 30 Jahre alt war, die Orsini aber über 60, sodaß trotz des oft geschilderten Zaubers ihrer Persönlichkeit das Misverhältniß dabei desto auffälliger sein mußte. Ueberdies war der spanische Adel mit der Herrschaft der Orsini äußerst unzufrieden, weil sie französische Sitten eingeführt und die alte Etikette eingeschränkt hatte. Nach der Geschichte mußte die Orsini darauf freilich verzichten, den König zu heirathen, indeß hätte sie trotz der spanischen Granden und der Frau von Maintenon sich in ihrer Stellung wol erhalten, wenn sie die neue Gemahlin für den König besser gewählt hätte. Der Geschäftsträger des Herzogs von Parma, Abbé Alberoni, führte sie zu Gunsten einer Nichte seines Souveräns irre, um dadurch selbst in Spanien Carrière zu machen. Die neue Königin, von Alberoni als willenlos und sanft geschildert, war stolz und herrisch; sie jagte die Orsini in der rohesten Weise fort, und Alberoni wurde Premierminister in Spanien.

Im Stück hat die Sache allerdings einen etwas abweichenden Verlauf. Wir sehen den Haß der spanischen Großen gegen die Orsini, wir erfahren die Intriguen der Maintenon und des französischen Gesandten. Alberoni spielt wie in der Geschichte den harmlosen Gourmand ohne Ehrgeiz, und intriguirt dabei eifrig für die parmesanische Prinzessin. Von allen Theilen wird ihm der Cardinalshut zugesagt, theils damit er die parmesanische Heirath durchsetze, theils damit er einfach die orsinische verhindere. Alberoni erreicht auch seinen Zweck und wird nach dem Sturz der Orsini in den königlichen Rath berufen. Die Mittel indeß, durch welche das alles durchgesetzt wird, sind unhistorisch. Die Verfasser haben, nach ihrer eigenen Notiz, den kleinen Roman: „La princesse des Ursins" von Alexander Lavergne ihrem Drama zu Grunde gelegt. Sie bemerken selbst, daß diese Arbeit nicht streng historisch ist; das macht bei einem Drama auch wenig aus, wenn die dramatischen Charaktere gut eingehalten und durchgeführt sind. Das ist auch hier geschehen; nur wird die imposante Staatsaction, nach welcher die Herrschsucht der Orsini sich in ihren eigenen Netzen fängt, im Lavergne'schen Roman und im vorliegenden Drama auf den Rahmen einer kleinen Privatrache eingeschränkt. Der Held, der den Sturz der Oberhofmeisterin bewirkt und welcher den Granden und Alberoni Erfolg verschafft, ist ein französischer Cavalier, welcher, mit Empfehlungsbriefen der Maintenon ausgerüstet, eigens nach Spanien kommt, um der Orsini eine Falle zu stellen. Seine Aeltern hat er unmittelbar nach seiner Geburt verloren, und er weiß, daß die Orsini, welche ein Liebesverhältniß mit seinem Vater gehabt, die Ursache dieses Verlustes ist. Er weiß aber nicht, daß er gerade der Sohn der Orsini ist, welchen man anstatt des todtgeborenen Knaben, den sein Vater von seiner Gemahlin hatte, untergeschoben. Er stellt sich verliebt in die Camarera mayor, läßt sich ihretwegen in ein Duell ein, wobei er fast das Leben verliert, er sucht die Oberhofmeisterin dem König zuwiderzumachen, und der König, schon fest entschlossen, die Orsini zu heirathen, beginnt Liebe für die

Tochter eines Granden zu empfinden. Diese Dame, deren Vater den Cavalier beim Duell verwundet hatte, liebt aber den jungen Franzosen, welcher seinerseits den König auf Alberoni's Vorschläge einzugehen veranlaßt, weil die parmesanische Prinzessin der schönen Spanierin ähnlich sehen sollte. Die Orsini wird im Drama freilich nicht auf so brutale Weise fortgeschickt wie in der Wirklichkeit, in der man sie in Hoftoilette bei höchster Winterkälte ohne Schutz gegen den Frost bis zur französischen Grenze transportirte; es wird ihr von dem Cavalier nur angedeutet, daß der König ihrer Dienste nicht mehr benöthigt sei, und zwar geschieht das gerade, als sie selbst auf den Thron gehoben zu werden vermuthete. Die ehemaligen Verirrungen der Orsini finden somit eine bittere Wiedervergeltung, nur ist es nicht klar, warum der französische Cavalier zuletzt gerührt wird, da er doch nicht erfährt, wie nahe er der Prinzessin Orsini steht; so spricht er z. B. nach ihrem Sturz:

Fürwahr, sie hat mich wunderbar gerührt! ...
Und die Befried'gung meiner Rache macht
Mich unzufrieden fast mit mir und traurig ...
Der alte Widerspruch im Menschenherzen:
In ihrer Sätt'gung stirbt die Leidenschaft,
Und staunend stehen wir vor ihrem Grabe. —
Doch fort mit diesen düsteren Gedanken!
Erleichtert fühlt sich, frei von Haß, mein Herz;
Jetzt soll die Lieb' es ungetheilt beherrschen.

Die Scenen sind effectvoll, der Dialog ist lebendig, besonders wo die Granden sich mit der Orsini streiten. Alberoni mischt frivole Heiterkeit in alles, wodurch er oft belustigend wirkt, trotz seiner maßlos ehrgeizigen Plane. In Bezug auf die Sprache wären einige Apostrophirungen weniger zu wünschen, z. B. „französ'schem", „span'sche" u. s. w.; dergleichen hätte gewiß sich leicht vermeiden lassen.

7. Attila. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Böttl. Freiburg im Br., Wagner. 1865. 8. 14 Ngr.

Das Stück ist nicht ohne Geschick in der dramatischen Mache. Es ließe sich leicht, wie es da ist, geben, ohne daß die Regie Schwierigkeiten dabei fände. Daß es indeß einen erheblichen Erfolg haben würde, müssen wir bezweifeln. Die Dichtung ist zu äußerlich geblieben, zu sehr nur mit dem Lineal gearbeitet. Es fehlt alles innere Leben, alle Wärme; es fehlen alle Naturlaute. Die Personen sprechen wie nicht für sich, wie für andere. Nirgends ist individueller Ausdruck, charakteristische Eigenart, nirgends ein Ueberschwang der Empfindung, Fülle der Gedanken. Alles geht glatt vor sich, nüchtern und abgemessen. Das Trauerspiel ist wie nach Vorschrift und mit der Uhr in der Hand geschrieben. Attila ist ganz und gar nur der Theaterheld.

Die Tragödie beginnt damit, daß sein Harem ihn umsonst zu zerstreuen sucht: er brütet große, welterschütternde Begebenheiten und läßt deswegen sowol seine Hunnen wie die unterworfenen Deutschen, die ihm folgen, hart an, weil sie von Niederlassung und Heimzug reden. Momillus, ein edler Römer, hat ihm plausibel gemacht, daß er nach Rom müsse, sich die Weltherrschaft anzueignen. In einem Monologe verräth dieser Intriguant seine hinterlistigen Plane in nachfolgender Weise:

Nach Rom dräng' ich
Den Khan, daß er die Kaiserkrone dort
Sich setze auf das Haupt, um seiner Herrschaft
Den Halt zu geben. Tag und Nacht sinnt er
Nun diesem Plane nach. Doch hat er nur
Die Gegner mir mit seiner Faust zermalmt,
Dann wird ihn meine List in stiller Nacht
Umspinnen und zerschellen seinen Thron
Mit dieser deutschen Kraft. Froh werden sie
Abschütteln das verhaßte Hunnenjoch,
Dranf mögen die zur Heimat ziehn,
Die es verschmähen, mir zur dienen.
Ich bin der echte Kaisersproß von Rom,
Den umgestürzten Thron der Ahnen soll
Mir Attila erhöhn u. s. w.

Seine Absichten zu verkünden, ruft der Khan seine Völker zusammen; er hält sozusagen Heerschau und erledigt dabei Staatsgeschäfte, indem er Gesandte empfängt, Recht spricht u. dgl. Mitten in diese Handlung tritt Hildegunde, eine deutsche Fürstentochter, die Vater und Bräutigam im Heergefolge Attila's besuchen kommt, weil sie eine gefahrandeutende Vision daheim gehabt. Natürlich verliebt sich Attila in dieses Heldenmädchen, das im zweiten Act den Ihrigen ihr unglückverheißendes Gesicht eingehender und zwar folgendermaßen erzählt:

Da ließ mein Geist zurück
Den Körper, seine Hülle, und entschwang
Auf lichten Fittichen sich hoch und höher,
Bis er auf lachendem Gefild sich senkt.
Da ruhtet ihr, wie freut' ich mich des Anblicks!
Nah' beieinander, eure Wehr gelehnt
An einen Baum. Da wälzte sich in Ringeln
Ein Ungethüm durchs hohe Gras heran,
Es reckt empor das Haupt, der Rachen gähnt,
Es schnappt nach euch. Mit lautem Schrei warf ich
Entgegen meine Hand. Ihr fahrt empor,
Doch meine Hand empfand des Unthiers Biß.

Um diesen Traum nun wahr zu machen, kommt Hildegunde aus sehr verzeihlicher weiblicher Neugierde oder weil sie, gut erzogen, es für passend hält, um Attila's Gattin einen Anstandsbesuch abzustatten, bei welchem Besuch sie zu ihrer moralischen Entrüstung erfahren muß, daß der Khan sich ein ganzes Rudel von Frauen hält. Diese Frauen werden auf Hildegunde eifersüchtig und Suleika, die „geliebteste Gemahlin" des Herrschers, durch den Vergleich, den die Deutsche zwischen ihrem eigenen werkthätigen häuslichen Leben und dem nichtigen Thun und Treiben der Haremsfrauen anstellt — ein Vergleich, der übrigens manches Sinnige und Hübsche hat —, in solchem Grade, daß sie Hildegunde erdolchen will. Allein Hildegunde, das deutsche Heldenkind, schlägt ihr die Waffe aus der Hand und trumpft sie im Beisein Attila's tüchtig ab. Attila machen der Muth und die Stärke dieses Weibes natürlich nur noch lüsterner, und so kommt es, daß er im dritten Act sie kurzweg zur Gattin begehrt und sein Begehren wird um so mehr entflammt, als er, glücklich im Belauschen, vernimmt, wie Momillus, der sich eben vom Khan beurlaubt, um ihm voraus nach Rom zu eilen, ihr Anträge macht und verheißt:

An meiner Hand empor zum Capitol
Steigst du, es folgt der Jubelchor der Menge,
Der Priester harrt schon am Altar und legt
Zum ew'gen Bund in meine Hand die deine
Und schmückt dann mit der Kaiserkrone dir
Das Haupt, dir, meiner Kaiserin.

Attila, empört über diese Falschheit, befiehlt, den Heimtückischen hinzurichten.

Im vierten Acte sollen die deutschen Fürsten alle niedergemacht werden, weil sie schwierig im Gehorchen werden, hauptsächlich aber weil Hildegunde Vater und Bräutigam nicht lassen will, diese von ihr nicht lassen wollen. Der große Attila will reinen Tisch haben. Als er zum Morde das Signal geben will, erscheint Tzender, sein Sterndeuter, der ihn vor dieser Unternehmung warnt. Attila, darüber erzürnt, befiehlt ihn zu tödten, indem er höhnisch fragt:

Hat dir ein Stern dies auch
Geoffenbart?

Worauf Tzender klug entgegnet:

Ja, Herr! Nur wenig Stunden
Vor dir zu sterben, wurde mir bestimmt.

Das ändert denn doch Attila's Absicht. Er macht sein Gefolge für des Himmelskundigen Leben verantwortlich. Kaum aber ist die Wache mit Tzender abgetreten, so kommt jemand, seinen plötzlichen Tod zu melden.

Attila.

Er hat's gewagt zu sterben? Trotzte dem
Verbot? Und ihr, ihr habt ihm nicht gewehrt?
Ich sage euch: Er ist nicht todt! Er darf's
Nicht sein! An seiner Seite bleibt so lang,
Bis in den Körper kehrt zurück der Geist.

Jetzt will er mit Hildegunde Brautnacht halten.

Es kommen aus diesem Anlaß Suleika und die andern Haremsfrauen, ihr zu huldigen, dann langen Geschenke und Kostbarkeiten an, und während das Blutbad unter den Deutschen beginnt, erscheint schließlich Attila selbst als entflammter Liebhaber, um eine glückliche Schäferstunde mit der Neuerkorenen zu feiern. Aber Hildegunde ist keine Person, die in dieser Beziehung Spaß versteht. Als er sich ihr begehrend nähert, zieht sie das Schwert und kämpft mit ihm. Bald stürzt er von ihr getroffen todt zu Boden, Hildegunde jedoch verwundet neben ihn, und als die dem Ueberfall entronnenen Ihrigen herzugeeilt kommen, treffen sie die Retterin Deutschlands und der Welt, wie sie den Geist aushaucht. Balderich, ein deutscher alter Freigelassener, aber ruft:

Hildegund! Du lebst!
Von Mund zu Munde fliegt und wächst dein Ruhm
Jahrtausende! Ihr Jungfrau'n Deutschlands, preist
Der deutschen Jungfrau That in Sang und That!

Dies ist das Stück, dessen Handlung, wie man sieht, ziemlich willkürlich erfunden und namentlich in Hinstellung Hildegunden's doch geradezu wol Märchen ist. Die Geschichte, welche behauptet, daß Attila am Blutsturz gestorben, kennt wenigstens keine Heldin, deren Ruhm Jahrtausende wegen Besiegung der berüchtigten Gottesgeisel zu wachsen hätte. Wollte der Verfasser die schöne Sloiko, die man nach der Brautnacht, in ihre Schleier gehüllt, bei seiner erstarrten Leiche sitzen fand, dazu machen, so bedurfte es dazu einer subtilern Behandlung und namentlich eines lebendigern Organismus. Das Ganze ist nur durch das scenische Gewebe, nicht durch poetische Nothwendigkeit zusammengehalten.

8. Die Erbin von Glengary. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Meyer von Waldeck. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 15 Ngr.

Dieses Drama, welches die Landung des Prinzen Karl Edward Stuart in Schottland im Jahre 1745 zum historischen Hintergrunde hat, der sich, wie bekannt, etwa neun Monate im Lande seiner Dynastie gegen die Engländer hielt und erst nach der unglücklichen Schlacht von Culloden wieder flüchtig werden mußte, ist ein nicht ungeschickt gearbeitetes Stück, das, um bühnenwirksam zu werden, nur schärfere Charakterausprägung und kräftigere Durcharbeitung, sowol was Sprache als was Handlung betrifft, in Anspruch nimmt. Die Personen treten nicht fest und klar genug hervor; der Dialog ist zu weich und verwischt, und die Entwickelung zu hingezögert und langsam.

Der Inhalt ist folgender: General Falconer ist mit einer Abtheilung des englischen Heers in die schottischen Hochlande abgeschickt worden, um alle Demonstrationen zu Gunsten der Stuarts daselbst niederzuhalten. Er quartiert sich bei Graf Angus MacCanmore ein, der zwischen den Häusern Stuart und Hannover schwankt. Obschon nicht mehr jung, wirft er sein Auge auf Alice, die Tochter seines Wirths, die ihrerseits ihren Lehrer St.-Alban liebt, der zur Partei des Prätendenten gehört und für diesen derart Propaganda macht, daß Falconer ihn für den Prinzen selbst hält. Er ist aber nur Mac Canmore's Neffe, ein Sohn von dessen Schwester, den sie in Frankreich gebar, als sie dort ein Liebesverhältniß mit einem Manne hatte, welchen ihr die Familie zu heirathen nicht gestattete. Man trennte sie gewaltsam von dem Manne ihres Herzens und ihrem Sohne, dem sie sterbend alle ihre Besitzungen vermachte, mit der Bedingung, daß sie der Bruder verwalte, bis jener sich melde. Erst wenn Alice das zwanzigste Jahr erreicht und bis dahin der eingesetzte Erbe nicht erschienen, sollte die Nichte in den Besitz der Erbschaft treten.

MacCanmore ist's, der dies Falconer bei seiner Werbung erzählt, indem er ihm zugleich gesteht, daß sein eigenes Vermögen erschöpft und er nur noch von der Hoffnung lebe, daß sein Neffe nicht erscheinen und die Nachlassenschaft seiner Schwester seiner Tochter zufallen werde. Falconer verspricht ihm Ansehen, Macht, Vermögen, wenn er zum Hause Hannover übertrete und ihn zum Schwiegersohne nehme. Das Haus Stuart, versichert er, könne ihn und die Seinen nur mit ins Verderben reißen.

Canmore, dadurch bestimmt, spricht mit seiner Tochter. Alice bekennt ihre Neigung zu St.-Alban. Der Vater hat den Muth nicht, sein Kind zu zwingen, so sehr ihn Falconer auch treibt. Letzterer hat eben die Verhaftung St.-Alban's vorgenommen, nachdem er ihm seine Papiere geraubt und einen Theil davon an Canmore

gegeben, der daraus ersieht, daß der vermeintliche Prätendent sein Neffe ist, als im fünften Acte Karl Edward sieghaft erscheint, Falconer gefangen nimmt und Alice mit St.-Alban vereint, wozu natürlich Canmore gern seine Einwilligung gibt.

Das Schauspiel ist, wie bereits gesagt, nicht ungeschickt, aber in der Mache doch deswegen keineswegs sicher gehandhabt. Canmore, der sich anfangs streng anläßt und in welchem man glaubt einen tyrannischen Vater erwarten zu müssen, wird im Verlauf ganz haltlos und verwaschen. Die Liebe von St.-Alban und Alice wird zu oft versichert, ohne daß sie dabei irgend in neue Phasen träte. Auch Falconer's Intriguen gegen den letztern legen sich zu langsam an und kommen allzu säumig zur Ausführung. Es ist überhaupt von dem, was in dem Stück geschieht, zu lange vorher und zu viel die Rede: dadurch werden die Effecte verpufft. St.-Alban müßte mysteriöser gehalten sein und die endliche Entdeckung seiner Herkunft drastischer und schlagender herbeigeführt werden.

Dem Schauspiel fehlen die sichern Züge, die dramatischen Grundstriche gewissermaßen. Es ist etwas zu schwächlicher Natur, zu zaghaft oder flüchtig hingewischt. Die Reden der hochländischen Bauern haben noch am meisten Saft und Kraft.

Alles in allem genommen ist die Arbeit nicht schlecht, ja sie hat sogar etwas Gefälliges und Einschmeichelndes, aber dennoch kann eine gewisse Dilettantenhaftigkeit nicht völlig weggeleugnet werden. Schon die Diction, halb Jambe, halb Prosa, belegt das einigermaßen, wie nachfolgende kleine Probe aus Alice's Munde bekunden mag, in welcher sie ihren Geliebten seinem Gegner schildert:

Er ist ein Mann, der alle euch an Geist
So überragt, wie helles Sonnenlicht
Des Glühwurms mattes Leuchten überstrahlt;
Der klar erkennt, wo euer blind Geschlecht
Im Dunkeln tappt; der mit der That erfaßt
Des Menschen Ziel, den Himmel anzustreben,
So ist der Mann, und darum *acht'* ich ihn.
Doch er ist mehr; er sucht das Gute nur,
Wo ihr nach eignem Vortheil kleinlich hascht;
Er reinigt seine Seele vor dem Herrn,
Wenn ihr euch in der Laster Sumpf versenkt;
Sein Herz ist edel — darum *ehr'* ich ihn.
Doch er ist mehr für mich; er ist der Mann,
Den sich mein Herz vor allen hat erkoren,
Dem ich mein Herz geschenkt, obwol ich fühle,
Daß ich nicht seiner würdig bin; er ist's,
Dem ich zum Altar folgen will als Weib,
Und thürmt ihr Berge, Welten uns entgegen,
Der Liebe Macht soll uns hinübertragen. —
Beschimpfen Sie ihn jetzt, wenn Sie es wagen!

9. Dramatische Werke von Gisela Arnim. Dritter Band: Das Steinbild der Cornelia. Im Sinne eines christlichen Dramas geschrieben. Berlin, Dümmler. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von allen weitergehenden und dramatisch nebensächlichen Tendenzen der Verfasserin (bekanntlich einer Tochter Bettina von Arnim's) absehend und uns wesentlich nur an das vorliegende Stück selbst haltend, haben wir zu bekennen, daß uns in diesem eine gewisse Größe der Idee und des Stoffs leider nur in sehr kleinlicher und verwischter Manier zum dramatischen Austrage gebracht zu sein scheint. Der Vorwurf ist schön und genial. Guido Amano, ein venetianischer Bildhauer, hat neben vielem andern Glück auch das gehabt, ein herrliches, nicht nur schönes, sondern auch hoch- und edeldenkendes Weib zu erringen. Selig in ihrem Besitz, umstrahlt vom Ruhm seiner Kunst und gehoben durch ein reiches, zu immer neuem Schaffen aufgelegtes Innere, erliegt er einem traurigen Geschick gerade in dem Augenblick, in dem er beschäftigt ist, die Statue seiner Gattin Cornelia zu vollenden. Antenor, ein Grieche, sein Schüler und Freund, hat nämlich eine unselige Leidenschaft für die Frau seines Meisters erfaßt, und getrieben von derselben, benutzt er die Arglosigkeit seines Lehrers, denselben zu ermorden. Listig weiß er die Leiche des Ermordeten zu beseitigen und das Gerücht zu verbreiten, Amano sei in einem Zweikampf geblieben und habe sterbend die Witwe der Vorsorge Antenor's empfohlen. Angelegentlich bewirbt er sich denn auch um deren Gunst: er sorgt für ihre Kinder, ihr Haus, ihr Gut und Geld; er läßt einen Jesuiten, Pater Eusebius, der seine Schuld erräth, aber sie verschweigt, weil er den Künstler zum Geschöpf seines Ordens machen zu können glaubt, er läßt die alte Amme der Cornelia für sich sprechen und wirken, aber alles umsonst — Amano's Weib hegt einen unerklärlichen Abscheu vor Antenor, und so oft sie auch im Begriffe ist, den andringenden Bestürmungen von allen Seiten nachzugeben und Antenor die Hand zu reichen, so oft schaudert sie wieder vor dieser That zurück und wendet sich nur um so inniger und fester dem Gedächtniß des räthselhaft Verschwundenen zu. Einen besondern Cultus treibt sie mit dem letzten Werke ihres Gatten, jener Statue, in der Amano sie selber in Marmor wiedergegeben und welche bei der Ermordung des Künstlers mit dessen Blut befleckt worden ist. Eines Tags vor der Statue in Schlummer sinkend, erlebt sie, daß diese plötzlich Sprache gewinnt und ihr die Missethat Antenor's enthüllt. Anstatt aber durch diese Enthüllung zur Rache entflammt zu werden, wird sie seltsamerweise dadurch nur weich und hingebend gegen den Mörder, dem sie ihr Erlebniß als einen kindischen Traum erzählt. Die Erzählung übt auf jenen jedoch einen so furchtbaren Eindruck, daß er ihr sein Verbrechen bekennt. Entsetzt über die That stirbt Cornelia, indem sie den Mörder verdammt und ihm zugleich doch die Sorge für ihre Kinder anheimgibt. Das Stück schließt damit, daß Antenor ins Kloster geht.

Aus dieser Inhaltsangabe allein werden unsere Leser ersehen, daß der von Haus aus kühne und interessante Plan in der Ausführung traurig abgeschwächt und verhunzt worden ist. Es fehlte der weiblichen Hand an Gewalt und Kraft, ihm feste Form und geschlossenes Wesen zu geben. Es ist nicht zu leugnen, daß die Dichtung tief psychologische Züge, überhaupt einen Hauch hinreißendster Innerlichkeit besitzt. Einige Momente sind reizend, von schön menschlicher Art; besonders glücklich und fein

ist das beständige Abwenden Cornelia's von Antenor, ihr unbewußter Graus und Schauer vor dem Mörder ihres Gatten. Daneben läuft aber auch viel Schrullenhaftes und nicht nur Schwaches, sondern geradezu Abgeschmacktes einher. Der Ausgang ist dramatisch widersinnig, und so viel Mühe die Verfasserin sich gibt, ihn zu motiviren und plausibel zu machen, immer doch wird er als enttäuschend und verschroben gelten müssen. Der christliche Sinn mit seiner versöhnenden Milde wird hier zur bloßen Schönthuerei und Marotte. Er bricht der ganzen Sache die Spitze ab. Nachdem man zwei Acte hindurch uns auf die Entdeckung des Mordes gespannt gemacht hat, erfolgt dieselbe in einer so nichtssagenden und verzerrten Weise, daß man genöthigt wird, sich mit Unwillen davon abzuwenden. Der dramatische Bau wie die Moral gehen hier zugleich in die Brüche. Die Lösung ist total ausdruckslos und sogar trivial, und wenn das Stück nicht schon früher bewiesen hätte, daß die Autorin keine Dramatikerin ist, so würde man es hier erkennen müssen. Sie hat es aber gleich im Anfang bewiesen und beweist es durch das ganze Werk, das 415 Seiten zählt und schon im Uebermaß des Dialogs elend zu Grunde geht. Die Dichterin ist, fast dürfte man sagen, unausstehlich plauderhaft. Sie kann nirgends ein Aufhören finden: die Auftritte ihres Dramas, die Monologe und Gespräche ihrer Personen sind endlos, Scenen von 37 Seiten, Selbstgespräche von 4, 6 und mehr Seiten nichts Seltenes. Dazu kommt, daß über der Dichtung der Geist der Romantik in seiner ganzen Ausartung und Eigenwilligkeit liegt. Er kehrt sich weder an Regeln der theatralischen Mache, noch an Gesetze der dramatischen Natur. Er läuft und stürmt querfeldein, wie es ihm *beliebt*, und wenn er einen Augenblick vernünftig war, *tobt* er gleich darauf um so ungeberdiger. Damit ist denn endlich nichts als ein ermüdendes Lesedrama mit einzelnen entzückenden dichterischen Schönheiten entstanden, ein curioses Product, das bald anzieht, bald abstößt und jedenfalls weder einen ruhigen Genuß noch eine befriedigende Wirkung gewährt.

10. Starhemberg oder die Bürger von Wien. Historisches Drama in vier Aufzügen von Reinhold Edmund Hahn. Wien, Pfautsch. 1865.

Der Inhalt dieses Stücks ist die Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung im Jahre 1683, welche hier weniger dem Sobieski als Maximilian Emanuel, Kurfürsten von Baiern, zugeschrieben wird, der durch eine Gräfin Magdalena Karolyi, die ihn heimlich liebt und die er heimlich wieder liebt, in Verkleidung eines Türkenjünglings mit seinem Heer zum Entsatz herbeigerufen wird. Nachdem dieser Entsatz stattgefunden, wird der bairische Kurfürst mit der Hand der Erzherzogin Marie Antonie belohnt, Magdalena aber entschließt sich, ins Kloster zu gehen.

Damit ist die Handlung erschöpft. Was noch sonst dazu gehört, sind kleine, ziemlich unwesentliche Züge. Der Verfasser bemüht sich, uns die Noth des belagerten Wien, Starhemberg's Heldenmuth, die brutale Grausamkeit der Türken, die Tapferkeit der Baiern vor das Auge zu rücken; leider aber thut er das alles nur in ganz fragmentarischer, undramatischer und verzettelter Weise. Kein Zug der Größe geht durch das Stück; es besteht wie aus Lappen und Fetzen, die, ganz nothdürftig durch die scenische Form zusammengehalten, nirgends ein Ganzes ergeben. Das Drama hat weder einen rechten Auf- noch Unterbau; es ist ein Gebäude, das wie vom Zufall gemacht ist. Plan und Absicht treten nirgends klar hervor: es ist weder eine rechte Exposition noch Gipfelung darin. Auch hat das Schauspiel gar keine eigentlichen Hauptpersonen. Die Figuren laufen in einem beständigen Wirrwarr durcheinander, welcher Wirrwarr durch die Reden, die gehalten werden, nicht vermindert, sondern eher vermehrt erscheint, weil sie unklar, stillos und ohne Ausdruck sowol als ohne Charakter sind. Die Verse haben etwas Fallendes, Schwerfälliges und Unbehülfliches, die Prosa ist meist schal und fade. Folgende Auszüge mögen einen genügenden Beweis davon geben:

Erster Soldat (schaut in den Kessel). Das Essen ist fertig.
Zweiter Soldat. Wird vortrefflich schmecken!
Erster Soldat. Will's glauben, nach solchem Marsche!
Zweiter Soldat. Ja, schnell ist unser gnädiger Kurfürst.
Dritter Soldat. Der ist kein Zauderer.
Erster Soldat. Wie wird's erst in Wien schmecken! Das ist euch eine Stadt! War vor vier Jahren drin, Essen und Trinken, Spiel und Tanz und bildsaubre Mädel.
Zweiter Soldat. Na, unsre bairischen Mädel sind justement ebenso schön. Ich sag' euch, so eine Münchnerin mit der Goldhauben, darüber geht nichts.

Dies sind die Gespräche der Baiern vor der Schlacht mit den Türken! Kurfürst Maximilian Emanuel, als er in dem Türkenbuben, der ihm mitten durch die Feinde Botschaft gebracht, die Geliebte erkannt, äußert sich also:

O Magdalena! Weib voll hohen Sinnes!
Nicht sollst du mich durch deinen Geist beschämen;
Kein Zögern mehr! Fort! Wie der wilde Strom
Soll sich mein Baiernheer dem Feinde nahn
Und ihn bedecken mit des Todes Nacht.
Ob Baierns Kurfürst leben wird, ob fällt,
Gilt gleich, denn wie es sei, er fällt mit Ehren;
Den Spruch auf seinem Grab: er war ein Mann,
Ein Deutscher, wird die Nachwelt ihm gewähren.

Die Absicht des Autors war ohne Zweifel gut, er ist beseelt von österreichischem Patriotismus; die Begabung aber ist schwach, und da nur die Begeisterung schaffen, der gute Wille jedoch blos hölzern zimmern und leimen kann, so ist denn auch hier nur wohlgemeintes Machwerk, aber keine zündende Dichtung entstanden.

Nicht besser, sondern eher noch schlimmer steht es um:

11. Festspiel zur funfzigjährigen Jubelfeier der Schlacht von Waterloo am 18. Juni 1865 von Karl Richard Waldemar Uschner. Leipzig, Deckmann. 1865. 8. 16 Ngr.

enthaltend ein fünfactiges Lustspiel: „Die Kriegsbräute." Es spielt vom preußischen Aufruf 1813 bis nach der Schlacht von Waterloo 1815 und dreht sich dabei um nichts anderes, als daß ein Baron Esenbeck in Mittelschlesien gelobt, seine beiden Töchter nicht eher zu verheirathen, als bis Napoleon besiegt: ein Gelöbniß, das er

denn auch richtig erfüllt, wenngleich seine Frau, seine eine Tochter und deren Bräutigam sich dagegen sträuben, ohne daß dieses Sträuben freilich zu irgendeinem Vorgange führte, der wie eine Intrigue aussähe und die Handlung interessant zu machen im Stande wäre. Das Stück schlorrt breit und nachlässig hin, ohne nur irgendwo zu einer wirksamen Scene oder einem Effecte zu kommen. Es ist durchweg zerfahren und ausdruckslos. Mit einem solchen Stück den funfzigjährigen Gedenktag einer siegreichen Schlacht feiern, hieße diesem ein Unrecht anthun. Dazu bedarf es denn doch eines andern poetischen Erzeugnisses als dieses Festspiels, dessen gute Absicht wir keineswegs verkennen, das indeß allzu wenig Geist und Feuer zeigt, um je irgendeiner Bühne zu einem festlichen Zwecke geeignet erscheinen zu können. Die Sprache ist wie Qualm und Nebel, aus dem nichts klar heraustritt, und wo sie gar sich die Miene des Verses gibt, wird sie wie Dunst, der erkältend niederschlägt. Man höre z. B. nur eine Stelle des Polen:

Denn ganz durchströmt mich, wie das Polenland
Die Weichsel vom Karpatenabhang bis
Zur Ostsee treu durchzieht und ewiglich
Der Zeuge sein wird unsers Anspruchs — so
Durchströmt der Hang mich, all mein Tageswerk
Und schlafentrücktes Mühn der Neugestaltung
Polonias zu weihn; doch der Verzug,
Der jetzt uns obliegt, während unser Helfer,
Erzfeind von Rußland, und was sich ihm eint,
Der große Kaiser, rüstet, lähmt mir schon
Die Kampfesschwingen; fort von Redekunst
Und thatenfauler Rücksicht.

Sie ist die schlimmste nicht, genügt wol aber, um zu beweisen, daß hierin weder eine Spur vom Dichter noch Dramatiker zu finden ist. Wir kennen den Verfasser und wissen, daß er ein akademisch gebildeter, strebsamer junger Mann ist; die Bühne aber scheint uns, wie die Poesie überhaupt, nach dieser Probe das Feld seiner Erfolge nicht zu sein.

12. Der letzte Römer. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Rüffer. Prag, Steinhäuser. 1865.

Dieser „letzte Römer" ist Konstantin XI., der sich 1453 tapfer gegen Mohammed II. wehrte, aber schließlich dennoch sammt dem ganzen byzantinischen Reiche der Uebermacht erlag. In dem vorliegenden Stücke spielt sich dieser geschichtliche Vorgang nur höchst unklar und schleppend ab. Zeit, Umstände und Verhältnisse sind zu keinem scharfen Bilde zusammengefaßt; die Personen haben keinen ausgeprägten Charakter; die Handlung wirrt und braut sich wie im Taumel durcheinander. Exposition, Verwickelung, Austrag bleiben überall unbestimmt und schwach. Selbst der Held und die Heldin, der Heldenkaiser und sein romantisches Liebchen, Clotilde, vermögen wenig zu interessiren, denn beide, wie auch alle andern Figuren, sind nur höchst zutastend und schemenhaft hingestellte Gestalten. Der Herrscher rettet die junge sicilianische Dame aus Lebensgefahr und bewirbt sich um ihre Neigung, ohne sich zu erkennen zu geben. Ein anderer Bewerber, der genuesische Feldherr Giustiniani, in Konstantin's Diensten, zeigt ihr später arglos den Monarchen, und sie, wähnend nur „ein eitles Spielzeug seiner Sinne" zu sein, ersticht sich. An ihrer Leiche wappnet Konstantin sich dann zum Untergang und fällt in der Vertheidigung von Konstantinopel unter folgenden Worten:

Jetzt ist kein Haltens mehr, nun ist es aus.
Doch ihr verlasset euern Kaiser nicht
Und fechtet, bis der letzte Tropfen Bluts
Der Ehr' des Vaterlandes floß. Weg, Purpur,
Du sollst nicht meiner Leich' Verräther sein;
Daß keiner der Barbarn sich rühmen könne,
Er hab' den Kaiser Konstantin erschlagen.
Auf Brüder, nach der Bresche! Was ist Tod,
Winkt ew'gen Ruhmes strahlend Morgenroth!

Dieser kurze Auszug wird hinreichen, eine Vorstellung von dem Ganzen zu geben. Es ist ohne allen innern Halt, ohne Ausdruck und festen Gang. Das Trauerspiel ist ein bloßes Tappen und Taumeln auf dramatischem Boden, ein gutgemeintes Stümpern und Dilettiren, dem sich irgendein wirkliches Interesse beim besten Willen nicht abgewinnen läßt. Der Verfasser muß eisernen Fleiß und höchste Sorgfalt auf das Studium der dramatischen Formen und Mache anwenden, oder ganz von diesen Versuchen scheiden. Wir kennen schon mehrere dergleichen und sahen bisher noch nirgends irgendeinen Fortschritt oder Erfolg.

13. Erasmus von Rotterdam. Historisches Spiel aus der Reformationszeit. Winterthur, Lücke. 1865. 8. 6 Ngr.

Ein Dramolet in der Art der Hans Sachs'schen Fastnachtsspiele, nur ohne deren Kernigkeit, Lebensfülle und frischen Sinn. Anselmus, ein junger Augustinermönch, der in der baseler Reformation die Kutte an den Nagel gehangen, will Felicitas, des Rößleinwirths in Augst eheleibliche Tochter, heuern, erhält aber des Vaters Consens nicht, weil dieser ein Anhänger von Erasmus ist und wähnt, daß derselbe gegen das Heirathen der Geistlichen sich erklären werde. Erasmus, der sich jedoch vor dem Geiste der Reformation fürchtet und überall glaubt, daß es ihm an den Kragen gehen werde, erklärt in seiner Herzensangst die Eheluft der Priester für ganz gescheit, infolge dessen Felicitas und Anselmus sich kriegen.

Dies ist der Inhalt des „historischen Spiels", das, ohne scharfe charakteristische Ausprägung, ohne Geist und Humor, doch wol nur für einen ziemlich müßigen Versuch erklärt werden muß. **Feodor Wehl.**

Feuilleton.

Robert Hamerling's „Ahasverus in Rom".

Von dieser Dichtung ist eine zweite, durchgehends verbesserte Auflage erschienen: eine Thatsache, welche bei der Ungunst des Publikums gegenüber epischen Dichtungen immerhin Erwähnung verdient. Der Dichter hat dieser neuen Auflage einen „Epilog an die Kritiker" beigegeben, der sich durch seine maßvolle Haltung auszeichnet. Das Mißliche einer oratio pro domo sieht Hamerling selbst ein; er leitet seinen Selbstcommentar mit folgenden

Bemerkungen ein: „Was würde man von einem Schauspieler sagen, der, nachdem er eben als König im Purpurgewand ein tragisches Schicksal würdevoll erfüllt, nach dem Fallen des Vorhangs noch einmal hervortreten und sich dem Publikum gegenüber in eine Auseinandersetzung der Ideen, die ihn bei seinem Spiele geleitet, einlassen wollte? Nicht viel weniger bedenklich wäre es vom Dichter, nachdem er kaum sein Lied zu Ende gesungen und während sein Antlitz noch von heiligem Feuer glüht, die Lyra beiseitezustellen und sich unter die Hörer zu mischen, um ihnen eine theoretische Vorlesung über das Werk seiner Begeisterung zu halten. Dagegen würde es, wie ich glaube, dem Mimen niemand verargen, wenn er nach beendeter Vorstellung in engerer Gesellschaft, im Kreise von Freunden und Kritikern, sich durch Zustimmung oder Tadel anregen ließe, zur Motivirung seiner künstlerischen Auffassung einiges vorzubringen. Ganz in derselben Manier erlaubter Selbstvertheidigung in engerm Kreise glaube ich als Dichter zu handeln, wenn ich die schlichten Bemerkungen, die ich hier im Anschluß an die zweite Auflage meiner Dichtung abdrucken lasse, nicht ans Publikum, sondern ausdrücklich an die Kritiker richte. In diesem engern Kreise ist der Künstler, der Dichter ein armer Sterblicher, der keinen Nimbus zu verlieren hat. Um das größere Publikum zurückzuscheuchen, werde ich mich in einer akademischen und möglichst abstracten Stilart versuchen."

Hamerling meint, die Bedeutung mythischer Gestalten sei schwankend, und wer in Deutschland einen Ahasverus dichtet, müsse zu seinem Werke früher oder später einen Epilog an die Kritiker schreiben. Er vertheidigt seine Auffassung des Ahasverus als des ewigen Menschen, nicht als des ewigen Juden, er hebt hervor, wie er in die Handlung der Dichtung eingreift. Uns bekehrt diese Auseinandersetzung nicht; wir meinen, daß Ahasverus immer eine contemplative Rahmenfigur bleibt, dessen Eingreifen in die Handlung ziemlich überflüssig ist. In Bezug auf das Entsetzliche und Gräßliche der Dichtung entschuldigt sich Hamerling damit, daß er es in der Geschichte gefunden und vielfach gedämpft habe. Das erste wäre für den Dichter keine Entschuldigung, wol aber das zweite, wenn nämlich die aufgesetzten Dämpfer hinreichend sind, geradezu unästhetische Eindrücke zu beseitigen. Wir beschuldigen den Dichter nicht, daß er die verführerischen Schilderungen aus niedriger Speculation in sein Werk eingeflochten habe. Wir geben ihm recht, wenn er meint, daß eine solche Speculation eine verfehlte wäre, wenn er sagt: „Das Schlüpfrige muß gemein auftreten, wenn es ein großes Publikum anziehen soll. In einem Werke, das mit tiefern Gedankenelementen verquickt ist, verlieren die gewagten Situationen ihren verführerischen Reiz für den großen Haufen. Die Buchhändler bezeugen, daß Leute, die eine frivole Lectüre suchen, nicht Hebbel's «Judith», sondern leichtfertige französische Romane kaufen." Gleichwol hat auch bei Werken von künstlerischer Tendenz die Kritik ein Recht, zu fragen, ob nicht eine allzu schwüle und üppige Treibhausatmosphäre der Phantasie die Reinheit des ästhetischen Eindrucks gefährdet? Eine einzige Geste genügt, um unkünstlerische Nebengedanken hervorzurufen. Es ist ein Unterschied zwischen der Venus des Praxiteles und der Venus Kallipygos im Museum Bourbon in Neapel. Hin und wieder findet sich bei Hamerling doch eine etwas kokette Nuditär. Ueberhaupt aber erwächst aus so üppig aufgeregten Schilderungen eine Hypersötation der Phantasie, die leicht dazu kommt, neben dem Bild des Dichters noch ein anderes von minderer Reinheit zu erzeugen. Das beschreibende Element in der Dichtung bedurfte keiner Rechtfertigung. Oft sind die Schilderungen stimmungsvoll und poetisch und halten die Anwendung der Lessing'schen Laokoon-Kritik aus; bisweilen aber tritt auch die prosaische Beschreibung hervor, wie in der todten Katalogisirung der Merkwürdigkeiten des „Goldenen Hauses", dessen Schätze uns wie die eines vollgestopften Museums erörtert werden. Zur Vertheidigung des gewählten Metrums des fünffüßigen Jambus sagt Hamerling: „Ich bin der festen Ueberzeugung, daß es leichter ist, ein wirksames Gedicht in klingenden Reimen als in schlichten reimlosen Jamben zu schreiben. Ich wählte die schlichte Versform im Interesse der Kraft und Präcision des Ausdrucks und mit besonderer Rücksicht auf die dramatischen Stellen der Dichtung: die zahlreichen Zwiegespräche und Monologen. Daß in solchen der klappernde Reim unangenehm ist, weiß der Dramatiker und meidet ihn deshalb. Wer «Ahasver in Rom» gereimt sehen möchte, den ersuche ich nur, den Monolog des Nero nach der Scene mit Agrippina im zweiten Gesang zu lesen, und mir zu sagen, ob er sich diesen in Reimen denken könnte? Der reimlose Fünffüßler hat als episches Maß in den Literaturen fast aller neuern Culturvölker seine Geltung. Die Engländer haben ihn, die Franzosen fangen an, ihn ihrem Alexandriner vorzuziehen, und selbst der klangfrohe Südländer, der Italiener, bedient sich seiner mit wachsender Vorliebe. Wenn der klangfrohe Südländer so thut, wie ist's zu glauben, daß nur das nordische Ohr so sehr am Klingklang hänge? Welches Metrum darf der deutsche Epiker wählen? Der Hexameter ist uns zu antik, die Stanze zu romanisch, der Nibelungenvers — zu deutsch. Was bleibt, als etwa die buntwechselnden Versmaße in Nikolaus Lenau's Art? Aber diese gewähren nicht die schöne Gleichform des Tons, die würdevolle Getragenheit des Epos."

In der That plaidirt der Mangel an einer feststehenden metrischen Kunstform hier für den Dichter. Wir sind nach allen Richtungen darauf angewiesen, zu experimentiren, namentlich aber im Epos. Wir haben „Nibelungen" und „Kudrun", „Parzival" und „Titurel", „Messiade" und „Oberon", doch kein maßgebendes Muster für das moderne deutsche Epos.

Ernst Moritz Rott.

Der am 11. März in Berlin verstorbene Hofschauspieler Ernst Moritz Rott hat gewissermaßen auch eine literargeschichtliche Bedeutung. Er war der Träger der Raupach'schen Helden- und Herrscherrollen, jener Hohenstaufenkaiser, von denen die productive Muse des Dichters alle vier Wochen einen für die berliner Bühne mobil zu machen verstand. Damals ging auch alle vier Wochen ein neuer Hohenstaufe über die Bretter des Hoftheaters. Die jungdeutsche, geistreich-pikante Kritik hat viel an Rott herumgemäkelt. Gleichwol bleibt es eine Thatsache, daß Rott jene Größe der Repräsentation besaß, welche uns das Heldenthum der Tragödie auf den weltbedeutenden Bretern erst glaublich machte, und daß gerade für so imposante Darstellungsweise, mochte sie bei Rott auch bisweilen ins Manierirte fallen, bisjetzt noch kein durchgreifender, mindestens kein allgemein anerkannter Ersatz gefunden ist.

Bibliographie.

Benedix, R., Die Landstreicher. Roman. 3 Bde. Leipzig, Payne. Gr. 16. 3 Thlr.

Ein Besuch bei Friedrich Rückert im Sommer 1865. Von einem Ostpreußen. Zur Erinnerung an den 31. Januar 1866, den Todestag des Dichters. Königsberg, Hübner u. Matz. 16. 2½ Ngr.

Boulabert, J., Der Sohn des Enthaupteten. Roman. Aus dem Französischen. 3 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Buchen, Helene, Das Weihnachtskind. Lebensbild. Barmen, Langewiesche. Gr. 16. 7½ Ngr.

Buchsieb, A., Denkwürdigkeiten aus dem spanischen Feldzuge und der Schlacht bei Waterloo. Erlebnisse und Abenteuer während der Jahre 1808 bis 1815. Bearbeitet und herausgegeben von P. Brown. Cöln, Ahn. 8. 10 Ngr.

Duncker, A., Durch Nacht zum Licht. Ein Zeitgedicht. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Freimaurer-Logen und die Annexion. Von einem alten Freimaurer. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Frommel, E., Von der Kunst im täglichen Leben. Ein Streifzug. Barmen, Langewiesche. Gr. 16. 12 Ngr.

Fürsten-Album. Eine Sammlung von Portraits in Stahlstich nebst biographischem Text. 1ste u. 2te Lief. Leipzig, Dürr'sche Buchh. Hoch 4. à 15 Ngr.

Göhring, C., Die Kriege Preußens gegen Oesterreich von 1740 bis 1866, und zwar der erste und zweite schlesische, der 7jährige und 7tägige Krieg. In ihrem natürlichen Zusammenhange volksthümlich geschildert. 1ste Lief. Leipzig, Minde. Gr. 8. 4 Ngr.

Deutsches Heldenbuch. 1ster Thl. Berlin, Weidmann. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

4. Cart. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Als neue Fortsetzung des Werks erschienen der 83. und 84. Theil der I. Section (A—G, herausgegeben von Hermann Brockhaus), enthaltend: Alt-Griechenland (Griechische Staatsalterthümer von H. Brandes, Griechische Privatalterthümer von Hermann Göll, Griechisches Theater von Friedrich Wieseler); Griechenland im Mittelalter und in der Neuzeit (Geographie von J. H. Krause, Griechische Kirche, von J. Hasemann, Christlich-Griechische Kunst, 1. und 2. Abschnitt, von Fr. W. Unger).

☛ Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anthologie universelle.

Choix des meilleures poésies lyriques des diverses nations dans les langues originales.

Par **Joaquim Gomes de Souza.**

In-8. Geh. (4 Thlr.) Ermässigter Preis 2 Thlr. — Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die «Anthologie universelle» bietet eine Auswahl der vorzüglichsten lyrischen Poesien der verschiedenen europäischen Literaturen. Sie will die Idee einer Weltliteratur verkörpern, indem sie ohne Rücksichtnahme auf Sprache und Inhalt die schönsten und duftigsten Blüten, welche der Dichtergeist überall und zu den verschiedensten Zeiten auf der Erde getrieben hat, zu einem reichen Kranze zu vereinen strebt. Als ein lautredendes Zeugniss für das Streben der Völker nach geistiger Verbrüderung wird sich das Buch, unbekümmert um die Grenzen, welche die Länder trennen, überall bei Freunden der Dichtkunst und sprachlicher Studien, wie auch gewissermassen als literarische Curiosität ein fortdauernd reges Interesse bewahren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Neue wohlfeile Ausgabe in 70 Heften zu 5 Ngr.

Der um ein Drittheil verminderte Preis der neuen wohlfeilen Ausgabe dieses anerkannt trefflichen Werks macht dasselbe den weitesten Kreisen des deutschen Publikums zugänglich. Vom März d. J. an erscheinen monatlich 3 Hefte. Das Werk ist aber auch in 7 Bänden nach und nach oder auf einmal, geheftet oder gebunden, sofort zu beziehen. Ein Probeheft, mit Proben der Abbildungen und des Textes, sowie ein Prospect ist in jeder Buchhandlung gratis zu haben.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wandkarte von Deutschland in seiner Neugestaltung. Von H. Kiepert. Zweite berichtigte Auflage. 1867. Massstab 1 : 750,000. 9 Blätter. Colorirt. In Umschlag 3⅓ Thlr.

Diese neue Auflage der Wandkarte von Deutschland ist durchweg einer eingehenden Revision unterworfen und bis auf die neueste Zeit ergänzt. Das Colorit fällt sehr in die Augen und ist so gewählt, dass sich die jetzige Gestaltung Deutschlands und namentlich des norddeutschen Bundes sofort klar und deutlich erkennen lässt.

Völker- und Sprachen-Karte von Deutschland und den Nachbarländern im Jahre1866 von H. Kiepert. Massstab 1 : 3,000,000. 1 Blatt. Flächendruck. In Umschlag geh. 12 Sgr.

Völker- und Sprachen-Karte von Oesterreich und den Unter-Donau-Ländern zusammengestellt von H. Kiepert. Massstab 1 : 3,000,000. 1 Blatt. Flächendruck. In Umschlag geh. 12 Sgr.

Beide Karten sind sehr übersichtlich gemacht und nehmen in jetziger Zeit, in der die Nationalitätenfrage auf der Tagesordnung steht, besonderes Interesse in Anspruch.

Special-Karte von West-Deutschland, bearbeitet von H. Kiepert. Zweite Auflage. Mit neuem Colorit. 1867. Massstab 1 : 666,666. 2 Blätter. Zusammen in Umschlag geh. 24 Sgr.

Karte von Deutschland in seiner Neugestaltung. Von H. Kiepert. Dritte Auflage. 1867. Massstab 1 : 3,000,000. Colorirt. 5 Sgr.

Die Karte empfiehlt sich sehr durch ihre Deutlichkeit und Billigkeit.

Uebersichts-Karte von Mittel-Europa. Von H. Kiepert. Neue berichtigte Ausgabe mit neuem Colorit. Massstab 1 : 3,000,000. In Umschlag geh. 20 Sgr.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. 1867. Zweiter Band, erstes Heft. Preis für 6 Hefte 2 Thlr. 20 Sgr.

Erscheint in zweimonatlichen Heften von 5—6 Bogen mit Beigabe interessanter Karten.

Soeben erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig die zweite Lieferung von

Fessler's Geschichte von Ungarn

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Diese Umarbeitung des berühmten, als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns bekannten Werks, eingeführt von Michael Horváth erscheint in 16—20 Lieferungen zu je 20 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 28. März 1867.

Inhalt: Literarische Plaudereien von Holtei und Auerbach. Von Rudolf Gottschall. — Woltmann's „Holbein und seine Zeit". Von Adolf Leising. — Philosophische Studien. Von David Asher. — Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Alliteration und Reim; Ein Grundgesetz des historischen Romans; Zendrini's Heine-Gedicht.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Plaudereien von Holtei und Auerbach.

1. Charpie. Eine Sammlung vermischter Aufsätze von Karl von Holtei. Zwei Bände. Zum Besten des Schlesischen Central-Frauenvereins für verwundete Krieger. Breslau, Trewendt. 1866. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Deutsche Abende von Berthold Auerbach. Neue Folge. Stuttgart, Cotta. 1867. 8. 1 Thlr.

Zwei Autoren von der verschiedenartigsten Physiognomie, Karl von Holtei und Berthold Auerbach, veröffentlichen hier Sammlungen kleiner Aufsätze, welche fast alle in das Gebiet literarischer Plaudereien gehören. Holtei ist einer der gemüthlichsten Plauderer unserer Literatur; er hat eine Pietät gegen seine Erinnerungen, die sich unwillkürlich allen Lesern mittheilt. Wir glauben mit dem Erzähler bei einer Punschbowle zusammenzusitzen, ein so warmes gemüthliches Behagen weiß er um sich zu verbreiten. Neben dem Holtei'schen Plauderstübchen nimmt sich nun freilich der Auerbach'sche Lesesalon etwas vornehm aus. Auch Auerbach plaudert, aber mit philosophischer Reserve und mit dem Air des geistreichen Aesthetikers, der in seinen Gesprächen stets seiner Ueberlegenheit gewiß bleibt und manche Offenbarungen für bildsame Leser in dieselben hineingeheimnißt. Deshalb ist auch das Verhalten der Hörer ein verschiedenes. Bei Holtei kommt es gleichsam auf eine Hand voll Noten nicht an; wir sind himmelweit davon entfernt, eine kritische Miene anzunehmen; wir folgen mit behaglicher Stimmung den Kreuz- und Querzügen durch eine Literaturepoche, deren Erinnerungen mehr und mehr zu verlöschen drohen und die in Bezug auf geistigen Gehalt gegen die vorausgehende und die nachfolgende im Schatten steht. Doch einem Berthold Auerbach sehen wir bei weitem mehr auf die Finger; er trägt uns plaudernd ästhetische Doctrinen vor, die wir prüfen müssen, und zwar bisweilen in sehr volltönender Weise und mit oratorischem Pomp; jedenfalls mit der Würde eines Peripatetikers, der mit uns im Schattengang des Lyceums lustwandelt. Wir sehen uns daher nicht als ebenbürtige Gesellschaftsgenossen, wie bei Holtei, sondern als Schüler und Jünger einem Lehrer gegenüber — und es ist bekannt, daß die altklugen Schüler der Neuzeit ihren Lehrern sehr kritische Gesichter zu schneiden pflegen.

Die Wahl des Titels „Charpie" (Nr. 1) rechtfertigt Holtei mit folgenden Worten:

Woraus wird, was man Charpie nennt? Sie soll von schon getragenem Leinenzeug gezupft, selbiges soll aber zuvor möglichst sauber gewaschen und gereinigt sein. Nachstehende Aufsätze sind zum größern Theil auch bereits „getragen"; das heißt, sie erschienen gedruckt in verschiedentlichen Zeitblättern, Wochenschriften, Monatsheften, Almanachen und Sammelwerken. Auch sie wurden neuerdings, bevor ich sie zur „Charpie" verwendete, gereinigt — überarbeitet — erweitert — verkürzt. Mehrere davon sind durch öffentliche Vorträge lebendig geworden, haben Anklang gefunden, und hoffen, als alte Bekannte, auf herzliche Begrüßung. Sie stellen sich durchaus nicht in chronologischer Reihefolge ihres Entstehens ein. Es ist nicht zierlich gepflückte „Sieb-Charpie"; keine sorgsamlich mit geglätteten Fäden in Bündel geflochtene! Nein, um beim Gleichniß zu bleiben: ganz gewöhnliche, ungebundene, durcheinandergeworfene; wie der Wundarzt sie rasch herausgreift, nach Bedürfniß des Moments. Leere Stunden können auch Wunden schlagen. Wolle der Leser auf manche solche leere Stunde eine Hand voll meiner Charpie legen!

Der Humor, die lachende Thräne im Wappen, eröffnet die Sammlung; die erste Humoreske: „Er ist in seine Büchse gefallen", gehört ganz in seinen Bereich. Von mehr Bedeutung erscheint uns der zweite Artikel: „Shakspeare als Vorbild für moderne Theaterdichter", da sich Holtei in demselben mit ausdrücklichster Bestimmtheit dagegen erklärt, Shakspeare als ein solches Vorbild aufzufassen. Die Geständnisse, die dieser Artikel enthält, sind sehr werthvoll; denn Holtei gehörte zeitlebens zur ecclesia militans der Shakspeare-Gläubigen; er hat, wie er selbst erzählt, 30 Jahre lang seine bekanntlich so zahlreich besuchten Shakspeare-Vorlesungen in fast allen größern deutschen Städten gehalten; er ist Veranlassung gewesen, daß die Aufführung verschiedener in Deutschland noch nie gegebener Shakspeare'scher Stücke auf großen Bühnen gewagt wurde.

Doch — fährt er fort — je länger ich an ihm lernte; je tiefer ich mich in mehrere seiner grandiosesten Werke hineingelebt; je feuriger und ausdauernder ich mich bemüht habe, mein Amt würdig zu verwalten; desto klarer lernte ich auch einsehen, daß er als dramatischer Dichter niemals zum Vorbilde werden kann und darf.

Holtei meint, Shakspeare sei ein Weltdichter, kein Theaterdichter; wir fügen hinzu, kein Theaterdichter für die Bühne der Gegenwart, deren historisch gewordene Eigenthümlichkeit ein Recht hat, respectirt zu werden. Bühnengeschick, meint Holtei, kann auch mit wirklichem poetischen Talent vereinigt wirken, ohne letzterm Eintrag zu thun.

Bei Shakspeare steht es nicht so. Wo der Stoff ihn festhielt, wo von diesem geleitet er die erzählte Begebenheit schier theatralisch zugeschnitten überkam (z. B. in „Romeo und Julia", „Othello", „Lear", „Macbeth" u. s. w.), da befriedigt uns eine gewisse dramatische Concentration, sobald wir abrechnen, was seinen Bühnenzuständen eigen ist. Wo jedoch, was ihm Chronik, Novelle, älteres Drama oder gar Historie zuführten, solche bereits vorliegende Haltung und Einheit entbehrte; wo er ungebunden und rücksichtslos der Geschichte oder Sage nachging; wo das Epos vorherrschend bleibt, da erkennen wir deutlich, daß er, die Charaktere vor Augen, gar nicht Zeit hatte, daran zu denken, ob sie sich in dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte eines dramatischen Plans finden und binden würden; erkennen, daß er, voll von den Geistern der Wahrheit, Weisheit, Schönheit und Heiterkeit, diese überströmen ließ in ewigen Rhythmen, unbesorgt um die Oekonomie der Scene, um das Maß der Zeit, um den ihm angewiesenen Raum, um die Fähigkeit der Hörer, welche Neugier, oft Müßiggang versammelt hatten. Von seinen umfassendsten Werken, den historischen, gilt das besonders; von manchen der übrigen aber auch, und von mehrern in so weiter Ausdehnung, daß sie bisweilen eine Reihe willkürlich aneinander-, dennoch kaum zusammenhängender Gespräche scheinen, die man stellenweise vor- und zurückschieben könnte, ohne der Handlung wehe zu thun.

Sehr treffende Worte spricht Holtei gegen die Shakspeare-Heuchelei, denn so kann man die eingelesenen und nachgestotterten Bewunderungsphrasen einer großen Zahl von Lesern und Hörern der Dramen Shakspeare's wol mit Recht nennen:

Ach, und um Shakspeare's willen, wie viele Heuchler! Wie viele, die von der tödlichsten Langeweile bei seiner Lektüre, seinem Vortrage, seiner Darstellung gequält; von den verworrensten Ansichten über seine Bedeutung bestürmt; von den innersten Schaudern über seine „Monstruosität" durchrieselt, all dies in sich verschlucken zu müssen wähnen, weil sie sich schämen, ihres Herzens Zustand zu enthüllen! Sie haben gehört: Shakspeare ist der größte Theaterdichter! Sie haben es gelesen, dargethan durch gelehrte Dramaturgen! Sie nehmen es für abgemacht an. Und folglich wagen sie nicht, so gern sie's möchten, sich dagegen aufzulehnen. Sie haben gehört und gelesen, daß in seinen Dramen alles planmäßig erdacht, meisterhaft gefaßt, weise gelenkt, besonnen durchgeführt ist; daß in der gänzlichen Nichtachtung von Einheit des Orts und der Zeit die eigentliche, lebenswahre Frische dramatischer Handlung bestehe; daß auch manches, was ihnen (im Vertrauen gesagt) wie nüchterner, oft plumper Spaß erschienen war, unbedingt zur vollendeten Größe des Werks gehöre; daß nicht ein Wort weggelassen werden dürfe, ohne den erhabenen Bau in seinen Grundfesten zu erschüttern!... Und nun drücken sie die Augen zu, als ob es gelte, eine bittere, heilsame Arznei zu nehmen; schlingen — schütteln sich und stöhnen: „Das war schön, dienlich, gut; nun gehören auch wir zu den Shakspeare-Kennern!"

Trotz der zahlreichen Werke über Shakspeare ist das rechte noch immer nicht geschrieben worden. Von tiefeingreifendem Einfluß würde eine Schrift: „Shakspeare in Deutschland", sein, die gerade nachwiese, welchen Einfluß Shakspeare auf die Entwickelung des deutschen Dramas bis in die neueste Zeit ausgeübt, welche confuse Dramaturgie, welche verfehlten, ja vielfach kindischen Versuche sein Vorbild hervorgerufen hat. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir die hauptsächlichsten Verirrungen unserer dramatischen Literatur auf dies Vorbild zurückführen, von den Stürmern und Drängern durch die lebensunfähigen Dramen der Romantiker hindurch bis zu den neuesten, ebenso lebensunfähigen, wenngleich preisgekrönten Dramen der Gegenwart. Shakspeare's eigentliche Größe ist unnachahmlich; was von ihm nachgeahmt werden kann, das sind gerade seine Schwächen und Mängel, durch die er seiner Zeit den Tribut abtrug. Auch die kurze Skizze Holtei's gibt für eine solche Darlegung manchen Anhaltspunkt. Sie weist darauf hin, daß Immermann an den blendenden Formlosigkeiten Shakspeare'scher Freiheiten gescheitert ist, ebenso Grabbe, obgleich beide selbst vor der Shakspearomanie warnten; daß Ludwig Tieck des Sinns für die dramatische Form so sehr entbehrte, daß er vollkommen theatralische Unmöglichkeiten für aufführbar hielt.

Holtei meint, Shakspeare habe ein Recht gehabt, sich nicht der Bühne zu fügen:

Was er von ihr verlangte, dem mußte sie sich fügen, diese Bühne, die unter dem Heldentritte des Giganten stöhnte und seufzte, als solle sie aus ihren Fugen weichen. Er aber hatte recht und wird recht behalten, „aller Nachwelt unverloren, wo Sprache blüht, und wo sich Menschen freun", wie er selbst in einem Sonett sagt, weil das, was er der Erde zu verkünden hatte, und die Art, wie er es verkündete, den aus und in Gott geborenen, den Poeten von Gottes Gnaden bezeichnet, welcher das Siegel der Auserwählten auf seiner Stirn trägt. Ein solcher braucht sich an keine Form zu binden; er steht über ihr, denn er steht über allem! Aber welche Frechheit, zu vermeinen, andere dürften dies auf ihre Gefahr hin ihm nachmachen wollen? Um es zu dürfen, müßten sie Shakspeare sein. Sind sie das aber nicht, dann haben sie sich und ihrer Stoffe ungeordnete Ueberfülle einer bindenden Form anzuschmiegen, die, noch so häufig angefochten, ihr altes Recht stets wieder geltend macht, wo es die Bühne gilt; jener Form, welche durch Gesetzgeber im Gebiete des Schönen, durch die ewig jugendlichen Alten aufgestellt ward; deshalb so streng aufgestellt, weil ein Volk, welchem das Epos in vollster Glorie vertraut war, auch am schärfsten zu sondern verstand, wodurch sich das Drama von jenem unterscheidet. Daraus mußte consequent die Regel von den drei Einheiten sich bilden, die gewiß — suche man sie in freiern Regungen romantischer Dichtung äußerlich zu erweitern — in ihren innersten tiefsten Gesetzen unerläßliche Bedingung des Dramas bleibt, soll dieses nicht aus Rand und Band weichen und in geschmacklose Willkür sich verlieren, die freilich, Gott erbarme sich, bisweilen als Genialität angepriesen wird.

Holtei's Stimme, die Stimme eines Mannes, der zeitlebens ein glühender Shakspeare-Verehrer war, dabei in vieler Hinsicht ein Jünger der romantischen Schule ist, sollte nicht ungehört verhallen. Die Dickköpfe der Shakspeare-Orthodoxie werden auch freilich durch Holtei nicht bekehrt werden.

Drei ansprechende literarhistorische Skizzen über Opitz, Gryphius, Neumark und Rist folgen dem Shakspeare-Artikel. Holtei ist ein begeisterter Schlesier; er wird den Verdiensten der schlesischen Dichter in vollem Maße gerecht. Opitz wird ganz im Stil des französischen Elog verherrlicht:

„Mein Lob und Name wird erklingen weit und breit.“ Dieses stolze Wort durfte der Mann aussprechen, den Bunzlau seinen Sohn nennt. Der Mann, der aus deutschem Herzen die ersten deutschen Lieder sang; der durch philologische, philosophische, grammatikalische, archäologische, didaktische, epische, dramatische Werke, fast noch ein Jüngling, europäischen Ruhm erwarb; der „von den Huldigungen einer über ihn in starres Erstaunen versetzten Gelehrtenwelt, von den Ehrenbezeigungen der Höfe weder übermüthig noch faul gemacht wurde; der seinem Volke zwischen Krieg, Religionskämpfen, Sumpf und rauchenden Trümmern eine neue Bahn gebrochen“! Der Mann durfte seinem Namen solche Vorhersagung stellen; der verdient ewigen Dank Deutschlands, zumal Schlesiens. Auf ihn darf seine Vaterstadt zurückschauen wie auf einen Stern, der strahlend über ihr leuchten wird, solange deutsche Sprache blüht und gedeiht.

Den Dramen eines Andreas Gryphius erkennt Holtei nicht das Prädicat der Meisterschaft zu. Vieles in den Tragödien desselben erscheint ihm, nach den heutigen Begriffen, roh oder schwülstig oder breit, manches undramatisch, das meiste ungelenk; aber inneres dramatisches Feuer, geistige Kraft, leidenschaftliche Glut, eigentliche Productionsfähigkeit treten mächtig zu Tage:

Zweierlei Eigenschaften sind es, die in meinen Augen dem Dichter eine ganz eigenthümliche Bedeutung, noch neben dem Werthe seiner übrigen hohen Autorgaben verleihen. Erstens die schwungvollste Phantasie — die sich freilich ins Gebiet düstern Grausens und moderduftigen Entsetzens verliert —, die aber im ihrem tiefpoetischen Walten um so erstaunenswürdiger ist, weil sie einem ernsten, redlichen, pflichtgetreuen Geschäftsmann, einem seinen Acten ergebenen Syndikus entspringt, und weil sie zugleich einen so strenggläubigen, der christlichen Poesie eifrig obliegenden Dichter veranlaßt, jene aus Wildheidnische streifenden Gebiete dämonischer Mysterien zu durchirren. Zweitens seine echt lamische Begabung, womit er von frömmsten, dem Heilande gewidmeten Sonetten, von hochtragischen Dramen plötzlich zur Ausarbeitung niedrig gehaltener Possenspiele übergeht, in denen alles, bis ins kleinste Detail, Naturwahrheit wird; in denen er vor dem gemeinsten Ausdrucke nicht zurückschreckt; worin er nur die nackte Natürlichkeit schildert; und wovon nichts vom künstlerischen Streben eines gelehrten Philologen mehr bemerkbar bleibt, außer dem tiefen Eingehen in die Sprach- und Denkweise des ungebildeten Volks, ja des Pöbels; außer der humoristischen Gewandtheit, Sitten, Unsitten, Bräuche, Ausdrücke wirksam wiederzugeben, plastisch darzustellen.

Die Skizzen über Rist, Neumark, Benjamin Schmolke, Gleim, Gellert enthalten manche treffende Bemerkung und sprechen durch den warmen Ton an, der sie durchdringt. Anziehender freilich wird Holtei's Darstellung, wo er aus dem Schatz der eigenen Erlebnisse schöpft, um seine Literaturbilder zu illustriren. Dies gilt namentlich von der Skizze über Ernst Raupach: das Bild dieses vielangegriffenen und doch zu seiner Zeit so mächtigen Dramatikers tritt in solchem frischen anekdotischen Colorit recht lebendig vor uns hin. Raupach war von Rußland zuerst nach Weimar gekommen, um sich dort niederzulassen; doch vertrug er sich mit Goethe nicht; der Greis wendete sich ab von dem Manne, der ihm schroff und ohne äußere Huldigung ins Antlitz starrte — noch obenein mit einer Brille bewaffnet, was Goethe verabscheute. Gleichwol erkannte der große Dichter Raupach's Verdienste um die täglichen Bedürfnisse des realen Theaters an und erhob das Talent des Unermüdlichen.

Ueber die Bearbeitung der Calderon'schen „Tochter der Luft“ sprach er einmal gar tiefe, wundersame Worte, aus denen wie Zauberhauch früherer Zeiten und der Erinnerung an selbsteigene Bemühungen wegen spanischer Poesie auf deutscher Bühne zu wehen schien; aus denen er jedoch, wie häufig seine Weise, in einen halb frivolen Scherz überging, der ihm so gut behagte, daß er ihn mit schelmischem Schmunzeln begleitete. Raupach hatte nämlich, da er von Weimar schied, ein Kind zurückgelassen. Nicht ein Kind seines Geistes, wie man der Autoren Arbeiten betitelt. Im Gegentheil: eine wirkliche, lebendige Tochter, was die deutsche Sprache — kränkend genug für den heiligen Ehestand — als natürliche Tochter bezeichnet. Dieses Mägdlein nannte Goethe nun kurzweg „die Tochter der Luft“ und verwob deren irdische Existenz höchst anmuthig in seine Kritik der aus dem Spanischen nach Berlin versetzten „Semiramis“.

Raupach war Mitglied der berliner Gesellschaft Literaria, besuchte dieselbe regelmäßig und behauptete stets seinen festen Platz am obersten Ende der Tafel, sodaß ein anwesender Hauptmann zu sagen pflegte: „Wenn Raupach fehlt, dann kommt mir unser Tisch vor wie ein Degen ohne Knopf“ —

ein Gleichniß, welches, ohne übel gemeint zu sein, doch übel ausgelegt werden konnte, sobald man unter Degenknopf etwas Derbes, Hartes, Unerbittliches verstehen will. Er kannte keine Schonung im Urtheil. Absprechend und hochfahrend mußte er einem jeden, der ihn so hörte, herzlos, unempfindlich, arrogant erscheinen. Ach, und er war so weich, so gut, so rechtlich. Der bärbeißige Ifegrimm, der sich neben dich hinsetzte, als ob er dich und noch ein halbes Dutzend anderer fressen wollte, sobald du sein Herz trafst, floß es ihm über und er wurde ein gerührtes Kind. Wie war er doch so liebios, so grob, so verletzend, wenn Widerspruch ihn aufreizte! Und wie war er so zuthunlich, so bereit, durch Sanftmuth und Freundlichkeit gut zu machen, zu heilen, was er im Unmuth schmerzhaft berührt hatte!

Wir erfahren auch von Holtei, daß Raupach mit Hegel vertrauten Umgang pflog und dieser sehr für die Raupach'schen Dramen eingenommen war. Beide waren eifrige Gegner Ludwig Tieck's, der romantischen Ironie, der Shakspeare'schen Lustspiele; wir erfahren ferner, daß Raupach für einen Musikhasser galt und dafür gelten wollte, daß er eine Zeit lang schlesischer Gutsbesitzer und Landstand war und es sehr gut verstand, den Seigneur zu machen.

Auch zeichnete ihn im Umgange mit hohen, höchsten, ja allerhöchsten Herrschaften eine sichere, noble Haltung aus. Freilich behielt er etwas von einem Schulmeister, benahm sich aber doch wie ein vornehmer Herr. Dabei bewahrte er, offen, freimüthig, furchtlos, unfähig zu schmeicheln, stets die Würde des Gelehrten, des Dichters. Er vergab sich und seiner Stellung nichts. Deshalb stieß er häufig an. Und es ist in meinen Augen ein gültiger Lobspruch für den Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin K. H. (1852), daß dieser Mann, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte, jahrelang bei ihnen aus- und einging, ihnen Privatissima über Geschichte las, sich ihres ganzen Zutrauens rühmen durfte bis an sein Ende. Auch König Friedrich Wilhelm III., sowie Friedrich Wilhelm IV. haben ihn in seiner derben Geradheit, seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe, seiner unerschütterlichen Treue stets geschätzt.

Holtei zollt der dramatischen Wirksamkeit Raupach's eine warme Anerkennung und führt ein Register von Stücken an, die auf allen deutschen Bühnen mit großem Erfolg zur Aufführung gekommen sind. Ohne Frage hat die gegnerische Kritik, die ihn thatsächlich vom Throne zu

stürzen vermochte, anfangs keinen genügenden Ersatzmann ihm gegenüberzustellen vermocht; die deutsche Bühne blieb nach seinem Sturz längere Zeit verwaist. Seine Hauptgegner, Immermann und Platen, eroberten gar nicht die Bühne, der erste infolge seiner shakspearisirenden Richtung, der zweite aus Mangel an dramatischem Talent. Noch weniger gelang das dem wüst genialen Grabbe, der von der Gegenpartei auf den Schild gehoben wurde. Raupach verdient die Anerkennung, daß er sich in dem rechten Fahrwasser der neuen dramatischen Dichtung hielt, das durch das Schiller'sche Vorbild endgültig markirt worden ist. Nur steuerte er allzu häufig in den seichten Stellen dieses Fahrwassers einher und verwandelte sein poetisches Fahrzeug in ein täglich fahrendes Marktschiff, wodurch die höhere Weihe verloren ging.

Ueber Karl Maria von Weber, Pius Alexander Wolff, Paganini, über die liebenswürdige Darstellerin Luise Neumann, die große Klaviermeisterin Klara Schumann erhalten wir ebenfalls anschauliche Mittheilungen. Mit vieler Liebe ist das Bild des Grafen Anton Alexander Auersperg gezeichnet, dessen bescheidene Anspruchslosigkeit und wohlwollende Humanität mit Wärme hervorgehoben wird.

Dadurch ragt dieser edle Mann so ruhmvoll hervor, daß er, ganz Edelmann, ganz Poet, ganz österreichischer Patriot, ganz Deutscher, diese scheinbaren Contraste in seiner Person harmonisch zu versöhnen weiß, indem er die Fahne wirklicher Freiheit festhält.

Anregend ist der Artikel über unser heutiges „Theaterwesen". Holtei verlangt zur Reform unsers Theaters:

Fruchtbare Schriftsteller, bühnengerecht arbeitende — weil sie gut bezahlt; fleißige, geübte Schauspieler — weil sie gut geschult sind; empfängliches, strenges Publikum — weil es sich der Bühne aufmerksamer zuwenden lernte.

Die Fassung des ersten Punktes wird vielleicht befremden, doch hat Holtei seine Anschauungen gerade über diesen Punkt ausführlich entwickelt. Er nimmt Rücksicht auf die täglichen Bedürfnisse des Theaters.

Nicht die ursprünglich schaffende Productionskraft origineller Poeten ist zur Befriedigung dieses Bedürfnisses erforderlich. Ginge es ohne diese nicht, wo bliebe das Repertoire eines ganzen langen Jahres? Große Gedichte zu schaffen, läßt sich nicht erlernen. Gute, annehmbare Dramen zu schreiben, kann erlernt, soll erlernt werden; mögen sie nun fesselnden Erzählungen nachgebildet, mögen sie scharfsinnig erfunden, mögen sie zeitgemäße Umänderungen schon aus der Mode gekommener älterer Schauspiele sein.

Wir glauben indeß, daß alle echten dramatischen Talente productiv sind, wenn nicht irgendwelche Ungunst der Verhältnisse ihre Productionskraft lähmt. Wenn sich solche Talente mit Ausdauer der Bühne widmen, wird diese einer geschickten Bühnenschriftstellerei zwar nicht entbehren können, aber doch nur in bei weitem geringerm Maße auf sie angewiesen sein.

In den Aufsätzen über das „Schiller-Jubelfest" und „Jean Paul" begegnet sich Holtei mit Auerbach, der in den „Deutschen Abenden" (Nr. 2) dieselben Themata behandelt. Beide Autoren stimmen, Jean Paul gegenüber, darin überein, daß die Zeit dieses Dichters vorüber sei, Auerbach erklärt ihn geradezu für „antiquirt" und Holtei meint doch auch, daß „der Staub der Vergessenheit" auf ihm liege. Doch Holtei schiebt die Schuld hiervon mehr auf unsere Zeit als auf den Dichter, Auerbach mehr auf den Dichter als auf die Zeit. Holtei hofft für ihn größere Anerkennung in ruhigern Tagen, bei minder aufgeregten, minder nach außen strebenden Geschlechtern; er hofft, daß Jean Paul über hundert Jahre noch als Gemeingut seines Volks gelten werde, „Er — sammt all seinen barocken Fremdwörtern — der deutscheste deutscher Dichter." Auch Auerbach ruft dem heutigen Geschlechte zu, es möge die Schwierigkeiten und Absonderlichkeiten Jean Paul's überwinden lernen, dann werde manches Wort des Dichters ihm ins Gewissen dringen und es zur ehrlichen Selbsterkenntniß erwecken. Eine erneuerte Lektüre Jean Paul's ließe vielleicht ein Heilmittel gegen die Verflatterung in bloße Aeußerlichkeit gewinnen. Doch ist der Tadel Jean Paul's, den Auerbach ausspricht, viel härter und unmotivirter als der Tadel, mit dem auch Holtei nicht seinen Liebling verschont. Jean Paul's Anarchie und Launenhaftigkeit wird mit Recht gerügt, auch der Mangel an ordnender Oekonomie der Kunst.

Wenn aber Auerbach ausruft: „Wie groß ist das Einzelne bei Jean Paul und wie klein das Ganze, wenn man den Inhalt eines Werks nackt ablöst", so wollen wir doch nur, zur Entkräftung dieses Tadels, auf den „Titan" verweisen, der, gerade im ganzen aufgefaßt, ein Werk von tiefster geistiger und sittlicher Bedeutung ist und hierin gegen Goethe's „Wilhelm Meister" durchaus nicht zurücksteht. Es ist bei Jean Paul nur schwerer, die Grundlinien seiner Architektur aus den üppigen, oft geschmacklosen Ueberladungen des Humors und der Phantasie herauszufinden. Der Tadel trifft eher das Einzelne als das Ganze. Auch wenn Auerbach sagt: „Jean Paul läßt sich nachahmen, Lessing und Goethe nicht", so erscheint uns dieser Ausspruch unbegründet. Jean Paul läßt sich ebenso wenig oder ebenso sehr nachahmen, wie Lessing und Goethe — die Nachahmung seiner Manier, seiner Aeußerlichkeiten berührt nicht sein innerstes Wesen. Es ist hin und wieder versucht worden; doch wie oft hat man nicht auch den Goethe'schen Faststil nachgeahmt!

Einen Vorzug Jean Paul's erkennen Holtei und Auerbach gleichmäßig an, wenngleich jeder in einer andern Tonart. Holtei rühmt seine Gemälde aus niedriger armer Menschenwelt:

Wir sagen es mit voller Ueberzeugung: in dergleichen Erzählungen ist und bleibt er nicht nur der größte Dichter seiner, er bleibt der unerreichte Dichter sämmtlicher Jahrzehnte ... und Jahrhunderte! So durch und durch deutsch in jeglicher Bedeutung des Worts schrieb noch keiner die Geschichten geringer, dürftiger, unbekannter, theils beschränkter, theils gottbegnadigter deutscher Menschen. So tief ist noch keiner vor ihm und nach ihm eingedrungen ins Gebiet der Seelen- und Herzenskunde. Solch himmlisch-hohe Lehren hat noch kein Erdensohn gegeben im unscheinbaren Gewande.

Auerbach sagt:

Jean Paul hatte einen tiefen Naturlaut, der nicht verkannt werden darf, weil er ihn nun einmal in seiner Weise, mit allerlei Coloraturen verziert, ertönen läßt. Jean Paul hatte das Uhland'sche Herz für das Volk, für die Gleichheit vor

dem Gesetze, für die Freiheit und Unabhängigkeit, und, was noch mehr als alles dies, er hatte die volle unerschöpfliche Menschenliebe, die thätige, reine und treue, die nicht wählerisch fragt, ob sie auch richtig erkannt und gewürdigt werde, sondern die ihr Bestes jedem bietet, der mit „athmet im rosigen Licht"; die nicht wartet, bis große freie Zeiten kommen, um sich ihnen zu Gebote zu stellen, sondern jedes Leben treu aufnimmt und in jedem Augenstrahl einen Glanz der höchsten Glorie erkennt, die allen zu eigen geworden.

In der That ist Jean Paul in seinen Oden, wenn man seine „Dämmerungen" und „Fastenpredigten" so nennen darf, wie in seinen Idyllen ein echter Volksfreund, und rührend seine Fähigkeit, sich in die Leiden und Freuden der Armuth zu versetzen. Die Wärme seiner Gesinnung machte ihn auf diesem Gebiet zum Künstler; denn gerade viele seiner Idyllen haben künstlerische Vollendung.

Ueber Schiller sagt uns weder Holtei noch Auerbach etwas Neues. Beide verfallen in einen schönrednerischen Predigerton. Offenbar wirkt das Pathos Schiller's ansteckend auf alle, die ihn feiern wollen; doch gehört eine, beiden Autoren fehlende pathetische Naturanlage dazu, wenn man nicht ins Hohle verfallen und nur die Gesticulationen des großen Dichters nachahmen will.

Von den übrigen Aufsätzen, die in Auerbach's „Deutschen Abenden" enthalten sind, erscheint uns der erste: „Goethe und die Erzählungskunst", als der bedeutendste. Die Analyse der Goethe'schen Romane ergibt zwar wenig Neues in Bezug auf die Charakteristik dieser Werke selbst; doch der Autor weiß aus ihnen einen kleinen ästhetischen Extract, Fingerzeige für die Erzählungskunst abzuleiten, die von unleugbarem Werth für nachstrebende Jünger sind. Was Auerbach über die Anwendung des Pathologischen bei Goethe, über seine „innern Orientirungsscenen", über das Geheimniß seiner Charakteristik sagt, in der jede Persönlichkeit ihre eigene Lebensmelodie, ihre eigene Tonart hat, über seine Gelassenheit, Geduld und Selbstbeschränkung: das ist alles ebenso wahr wie lehrreich für die erzählenden Talente der Jetztzeit. Auerbach sucht dem großen Vorbild das Geheimniß seiner eigenthümlichen Kunstfertigkeit in der Zeichnung der Gestalten abzulauschen:

Er läßt uns bei der ersten Begegnung und so fortwährend von Gestalt und Wesen nicht mehr sehen und erkennen, als eben der Held sieht und erkennt. Und weil die Personen nicht allgemein geschildert sind, in ihren Tugenden, ihren Fehlern, ihrem ganzen Behaben, sodaß wir ein Programm ihres Wesens hätten, ist jede einzelne Kundgebung, in Erscheinung und Charakter, unserer Erwartung gemäß, und doch überrascht uns wieder jede Besonderheit, als ob wir die Charaktereigenthümlichkeit immer neu und doch wieder mit unserer allgemeinen Vorstellung zusammenstimmend fänden. Befriedigung und Ueberraschung halten einander auf und ab die Wage. Der Leser sieht sich in seinen Erwartungen befriedigt und doch vom Dichtergeiste immer überboten.

Goethe läßt die äußere Gestalt der eintretenden Personen nur in der Bewegung sehen, wo bald dieser bald jener Zug erhascht wird, in dem er eben jetzt wirkt:

Dadurch entsteht jene mitbetheiligte, lebendige Wahrnehmung und jene Plastik, sodaß sich die Gestalten Goethe's wie auf einer Drehscheibe befinden; wir können sie um und um drehen und das volle Licht auf das ganze Gesicht, auf Halbprofil und Rücken fallen sehen, und dies bewirkt, daß die Gestalten mit festen Lebenszügen in unserer Erinnerung haften und uns aus dem Buche heraus ins Leben begleiten. Goethe geht aber in der physiognomischen Bezeichnung nur so weit, daß der Leser eine volle Gestalt aus seinem Bekanntenkreise einsetzen mag; daß der bildende Künstler, der diese Gestalt zeichnen wollte, festen Anhalt in den Angaben des Dichters und doch wieder Freiheit genug zur selbstschöpferischen physiognomischen Ausprägung hat. Indem Goethe die Persönlichkeiten nicht sofort ganz ausmalt, werden sie um so lebendiger durch die einzelnen Züge. Der Leser muß sich die Figur ausgestalten, und das macht sie um so lebendiger.

Die Rede Auerbach's über Fichte erscheint uns etwas hochtrabend; es war eine im Victoriatheater gehaltene Festrede, von dem panegyrischen Ton, der auch andere oratorische Vorträge unsers Autors kennzeichnet. In solchen Reden ist man freilich darauf angewiesen, Glanzwichse in Anwendung zu bringen; doch ein Philosoph eignet sich am wenigsten zu so glänzend aufgewichster Schaustellung. Wenn Fichte ein größerer Posa genannt, oder gesagt wird: „er schickte den kategorischen Imperativ ins Feld und vor ihm sank der Imperator", so klingt das wol geistreich; doch von dem Philosophen Fichte erhalten wir durch das alles kaum ein in dämmerndsten Umrissen uns vorschwebendes Bild.

In der Eloge auf Uhland ist allerlei bunte Bilderei, doch auch ein unverkennbarer warmer Gefühlshauch. Der Grundcharakter der Uhland'schen Dichtung ist als correcte Empfindung treffend bezeichnet.

Ein anderer Vortrag: „Der Weltschmerz mit besonderer Beziehung auf Nikolaus Lenau", sucht die Genesis dieser geistigen Grundstimmung zu begreifen, das Bleibende und Vergängliche derselben zu sondern:

Drei Quellen sind es, aus denen der tiefe Brunnen des Weltschmerzes gespeist wird: die Philosophie, das unaufhaltsame Durchdringen der Weltgesetze, das an die Schranken der Erkenntniß anprallt und den Schmerz um solche Beschränkung dichterisch ausklagt. Die Weltgeschichte, und in ihr die Philosophie der Geschichte, die die Frage aufwirft: Wohin mit dieser endlosen Arbeit der Cultur? Warum stellt sich heraus, daß die eine Culturperiode von der andern immer nur als eine relative gefaßt wird? Warum werden die reichsten Menschenkräfte, die edelsten Gewalten immer dazu verbraucht, die stets neu sich aufthürmenden Hinderungen der Mächte der Finsterniß zu besiegen? Warum sollen die reinen Kräfte nicht dazu auf Erden erscheinen, um die Feste der Menschheit mit Schönheit zu erfüllen, wie es der Kunst und vor allem der Dichtung zukommt? Eine Gespensterfurcht, die den Sieg der unholden Mächte zitternd ahnt; ein Verzagen und Klagen um die Sisyphusarbeit menschlicher Cultur ängstigt und beklemmt das Herz. Die dritte Quelle des Weltschmerzes ist die traurige Erkenntniß der socialen Gebundenheit, in welcher die Entfaltung unserer Kraft immer nur eine bedingte, gebrochene ist. Unser Wissen, unser Streben und unser Leben ist eitel Stückwerk. In dieser dreifachen Erscheinung ist der Weltschmerz ein ständiges Moment des Menschengeistes und des Dichtergeistes insbesondere.

Wodurch unterscheidet sich nun der eigentlich moderne Weltschmerz, der für eine vorübergehende oder vorübergegangene Zeitkrankheit gilt, von diesem allgemein menschlichen und von Auerbach kanonisirten Weltschmerz? Diese Unterscheidungen werden keineswegs scharf genug hervorgehoben, wenngleich der Autor betont, daß der Weltschmerz und die Zerrissenheit vielfach Modephysiognomie und Grimasse war, daß damit oft nur die Unzufriedenheit über

sich selbst oder der Schmerz über eine beschränkte Genußportion oder die Trägheit, die sich zu keiner bestimmten Thätigkeit entschließen kann, damit maskirten. In drei deutschen Dichtern, in Platen, Heine und Nikolaus Lenau, findet Auerbach die Stimmung des Weltschmerzes voll ausgeprägt. Die Schilderung Platen's erscheint uns als einseitig unglücklich, Wendungen wie die folgende: „In Platen ist etwas von jenem Stottern der Zeit, die nach ihren vollen Ausdrucksformen sucht." Den Dichter, der die gestotterte Phrase der Unkunst gegeiselt hat, sieht man nur ungern mit dem Stottern in Beziehung gebracht, sei es auch nur in eine bildliche. „In Platen", sagt Auerbach, „ist die traurigste Empfindung von der Isolirung des dichterischen Individuums, er ist der Dichter der edelsten Melancholie." In Heinrich Heine findet unser Autor die Blasirtheit dem gesammten Weltleben und den Welterscheinungen gegenüber, die subjective Disharmonie, die sich immer in Gegensätzen bewegt. Bei Heine lasse es sich nicht mehr ausscheiden, was willkürliche Grimasse und was eingeborene Physiognomie sei. Lord Byron und Nikolaus Lenau aber erscheinen Auerbach als die beiden glänzendsten Vertreter des correcten pathetischen Weltschmerzes. Bei der Behauptung, daß die wesentlich gegebene Ausdrucksweise des Weltschmerzes die lyrische sei und daß der Weltschmerz es nicht zum Drama bringen könne, fällt Auerbach zur rechten Zeit ein, daß Shakspeare im „Hamlet" einen Grundgedanken des Weltschmerzes erfaßt und die Wundenmale des Weltschmerzes bloßgelegt habe. Doch tröstet er sich damit, daß Shakspeare uns nicht in der Dissonanz stehen lasse und daß durch die schließliche Einführung des Fortinbras sich jenseit des jammervollen Zerfalls das frische Leben aufthue. Trotz dieser Schlußperspective bleibt „Hamlet" doch das echte Drama des Weltschmerzes, der Kern und Wesen des Stücks bildet und das Motiv für die Schuld und den Untergang des Helden. Als die drei Grundstoffe des Weltschmerzes nennt Auerbach Faust die metaphysische, Ahasver die weltgeschichtliche und Don Juan die sociale Dissonanz. Der ursprünglichen Gestalt des Don Juan ist indeß der Weltschmerz durchaus fremd; der Teufel, der diesen Helden am Schlusse holt, beunruhigt ihn vorher durchaus nicht. Nur durch das in Deutschland so beliebte Hinübertragen faustischer Elemente in den Don Juan hat sich Auerbach verführen lassen, ihn zu einem der typischen Träger des Weltschmerzes zu machen.

Die Studie über Molière, welche die „Deutschen Abende" bringen, ist im wesentlichen eine Studie über den Geiz und seine dichterische Behandlung. Auerbach meint, er eigne sich deshalb für die letztere, weil er unter keinem Paragraphen der Criminalistik stehe. Auch sei der Geiz eine ideale Erscheinung:

> Der Geizige hat im Bewußtsein seines Besitzes alle Möglichkeiten, er hat im Grunde nur ideale Freuden, um derentwillen er sich die concurrirenden wirklichen versagt und sein eigener Feind und der Feind aller concurrirenden Mitmenschen wird. Er muß sich den Gebrauch des Besitzthums unterdrücken um der Idee des Besitzthums willen; durch die Verwendung auf ein einzelnes vernichtete er ja die universelle Möglichkeit.

Diese Philosophie des Geizes will uns nicht einleuchten. Nicht die universelle Möglichkeit der Genüsse, die in seinem Golde stecken, erfreut den Geizigen; im Gegentheil, das Bewußtsein, diese Genüsse von der Welt abzusperren; denn in dem Geize liegt derselbe Egoismus wie im Neid, nur ist der Neid mehr eine unbefriedigte Stimmung gegenüber dem Besitz anderer, während der Geiz in der Anhäufung des eigenen Besitzthums eine thatsächliche Befriedigung findet. In der weitern Anwendung dieser Philosophie des Geizes auf das Molière'sche Stück stimmen wir mit Auerbach überein, wenn er dem Geizigen gegenüber contrastirende Figuren wünscht, welchen aber von ihm ab, wenn er Molière tadelt, daß er die Motive des Plautus zu reichlich gegliedert habe. Auerbach rügt, daß Molière den Geizigen nicht blos zum Wucherer, sondern auch zum Gecken gemacht. Das erscheint uns im Gegentheil als lobenswerth. Der dramatische Dichter soll uns kein fleischgewordenes Abstractum geben, einen Geizigen, der nichts wäre als der incarnirte Geiz. Wir wollen aus andern Zügen ersehen, daß wir es mit einer lebenswahren Menschengestalt zu thun haben, die niemals in einer einzigen geistigen Verknöcherung aufgeht. Die herrschende Leidenschaft wird nicht in jedem Conflict sich als herrschend erweisen, doch in ruhigem Nebeneinander auch andere neben sich dulden, welche der Dichter uns vorführen muß, um uns ein wahres Lebensbild zu geben. Ja, die Gestalt wird dichterisch um so tiefer sein, je mehr sie selbst den Widerspruch in sich aufnimmt, ohne die Einheit des Charakters zu sprengen. Die Molière'sche Behandlungsweise hat also einen großen Vorzug vor der altrömischen und chinesischen, welche deshalb an die Caricatur streift, weil der ganze Charakter in einer Qualität aufgeht. Eine Qualität aber als Charakter, als Menschengestalt hinzustellen: das ist mehr Sache der Allegorie als der dramatischen Dichtung.

Die Studie Auerbach's über Goldsmith enthält ansprechende Betrachtungen über den „Vicar von Wakefield" und treffende Bemerkungen über den Ich-Roman, wie Auerbach die bei den Engländern so beliebte Form der fingirten Selbstbiographie nennt. Wir theilen hier eine für deutsche Romanschriftsteller beachtenswerthe Stelle aus diesem Excurse mit:

> Goldsmith beginnt mit Ich. Denken wir uns die veränderte Form, daß in der dritten Person erzählt würde, so veränderte sich nicht nur die ganze Dichtung, sie würde auch an sich fraglich. Wir müßten die Persönlichkeiten, die mithandeln, in ihren Motiven und psychologischen Grundlagen näher erkennen; ihre Umwandlungen bedürften einer Vertiefung, und die Unzuträglichkeiten und Gewaltsamkeiten würden noch schärfer hervortreten, ja, gewisse Situationen und Charaktere vielleicht unmöglich machen. Nun aber geht ein großer Theil der Handlung hinter der Scene vor, dem Leser rückt sich nur nahe, was sich der erzählenden Person nahe rückt, und für jenen Nachtheil, den der Ich-Roman mit sich bringt — daß der Leser nicht klüger ist als die handelnde Person, das heißt nicht mehr weiß als sie —, tritt der Vortheil der ausschließlich accentuirten Sympathie ein. Indem der Dichter sofort auf der ersten Seite bei der ersten Vorstellung seines Helden uns in Sympathie mit ihm versetzt — und dies ist Goldsmith wunderbar gelungen —, gehen wir, wie das Sprichwort sagt, mit ihm durch dick und

dünn, und nicht sowol, was er erlebt und uns spannt, sondern weil er's erlebt und wie er's erlebt, führt unsere Seele mit: das Spannungsinteresse, die Neugier nach dem Stofflichen tritt zurück und die Sympathie allein wirkt.

Auch die Aufsätze Auerbach's über „Hebel", „Jakob Grimm", „Das deutsche Volkslied", „Bernardin de Sainte-Pierre" enthalten geistvolle Reflexionen, die sich bei größerer Schlichtheit des Ausdrucks noch wirksamer zeigen würden. Doch mancher in der Form philosophisch aufgedonnerte Gedanke birgt keinen gleich bedeutenden Inhalt. Sollte der Verfasser der „Dorfgeschichten" auch als Salonästhetiker nicht etwas weniger vornehm und pretiös, ohne die gewählte stilistische Einkleidung zu gefährden, seine Gedanken aussprechen, nicht, um einen volksthümlichen Ausdruck zu gebrauchen, mehr schreihen können, wie ihm der Schnabel gewachsen ist?

Rudolf Gottschall.

Woltmann's „Holbein und seine Zeit".

Holbein und seine Zeit. Von Alfred Woltmann. Erster Theil. Mit 31 Holzschnitten und einer Photolithographie. Leipzig, Seemann. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Fortschritt der Wissenschaft ist einerseits durch eine möglichst ausschließlich dem Einzelnen zugewandte Specialforschung, andererseits durch eine möglichst weite Gebiete umfassende Universalbetrachtung bedingt, denn nur durch jene gelangt sie zu einer gründlichen und exacten Kenntniß der Wissensobjecte selbst und nur durch diese gewinnt sie einen Begriff von den zwischen den Einzeldingen bestehenden Verhältnissen und Beziehungen. Beide Thätigkeiten verfolgen einen so verschiedenen Zweck und jede derselben setzt einen so bedeutenden Aufwand verschiedener Kräfte und Mittel voraus, daß sie sich selten in einer und derselben Person, niemals aber bei einer und derselben Arbeit gleich stark vereinigt finden. Man kann nicht gleichzeitig den Blick auf einen bestimmten Punkt fixiren und schrankenlos nach allen Seiten und Richtungen schweifen lassen. Trotzdem können beide nicht in vollständiger Unabhängigkeit und Trennung voneinander bestehen, sondern jede von ihnen bedarf der andern zur Unterstützung und Ergänzung. Die Universalbetrachtung, der nicht mehr oder minder genaue Einzelbeobachtungen vorausgegangen sind, zufolge deren ihr das Einzelne als solches ein bereits mehr oder minder Bekanntes ist, wird, von einzelnen divinatorischen Lichtblicken abgesehen, im großen und ganzen immer nur ein unzuverlässiges Speculiren und Phantasiren ins Blaue hinein sein; aber umgekehrt ist auch die Einzelforschung, sofern sie nicht zu ihrer Arbeit eine ausreichende encyklopädische Gesammtbildung und eine wenigstens im allgemeinen richtige Vorstellung von dem Verhältniß ihres speciellen Untersuchungsobjects zu den übrigen und namentlich zu den ihm gleichartigen Dingen mitbringt, nur allzu sehr der Gefahr ausgesetzt, sich nicht nur ins Kleinliche und Unersprießliche, sondern zu wirklich falschen und bornirten Ansichten zu verirren. Je nachdem die Zeitströmung eine mehr idealistische oder mehr realistische ist, liegt bald die eine, bald die andere Verirrung näher; je seltener aber überhaupt solche wissenschaftliche Arbeiten sind, welche, obschon sie sich ganz entschieden auf den einen der beiden Standpunkte stellen, doch daneben auch dem andern in der den wissenschaftlichen Gesammtinteressen entsprechenden Weise gerecht werden, um so mehr verdienen diejenigen Werke, welche diese Bedingung erfüllen, mit warmer Anerkennung begrüßt zu werden, und wir freuen uns, Woltmann's Buch über „Holbein und seine Zeit" als ein Werk dieser Art bezeichnen zu können.

Seinem Stoff und Grundcharakter nach fällt dasselbe entschieden in das Gebiet der Specialforschung, und es besitzt alle wesentlichen Eigenschaften einer guten Monographie: gründliches Zurückgehen auf die Quellen und sorgfältige Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel, vollständige Zusammenstellung aller erwiesenen und genaue Prüfung aller fraglichen Thatsachen, liebevolles Eingehen in alle Einzelheiten und Mittheilung der gewonnenen Resultate in klarer, lebendiger und allgemein ansprechender Darstellung. Neben diesen ihm wesentlichsten und eigenartigsten Eigenschaften zeigt es aber auch in nicht gewöhnlichem Grade diejenigen Vorzüge, welche hauptsächlich aus einer universalwissenschaftlichen Bildung fließen, namentlich ein bei aller Hingebung an den besondern Stoff doch freies und unbefangenes Urtheil, eine genaue Vertrautheit mit auch solchen Wissensgebieten, die nur gelegentlich in Betracht gezogen werden müssen, eine Würdigung des Meisters und seiner Schöpfungen, die nicht nur den artistischen und ästhetischen, sondern auch den ethischen, religiösen und politischen Gesichtspunkten Rechnung trägt, und eine Anerkennung seiner cultur- und kunsthistorischen Bedeutung, die nicht — wie es nur allzu oft in monographischen Arbeiten der Fall ist — zugleich eine Blindheit gegen dessen Mängel oder eine Ungerechtigkeit gegen andere Meister ist. In Betreff verschiedener Einzelfragen wird man allerdings mit dem Autor rechten, sich nicht ganz auf seine Seite stellen können, hier und da vielleicht den Enthusiasmus für seinen Gegenstand stärker ausgeprägt finden als die an ihn angelegte Kritik; im ganzen und wesentlichen aber wird man ihm nachrühmen müssen, daß er seine Aufgabe nicht nur in der Art und Weise eines tüchtigen Specialisten, sondern auch im Sinn und Interesse der Wissenschaft und Bildung überhaupt gelöst hat.

Gerade bezüglich Holbein's war eine Monographie dieser Art ein wirkliches Bedürfniß. Während sich, wie der Autor selbst im Vorwort ausspricht, Mitwelt und Nachwelt eifrig und eingehend mit Albrecht Dürer beschäftigt haben, ist die Kenntniß Holbein's, des zweiten unserer großen Maler, bisjetzt eine ziemlich dürftige geblieben. Ulrich Hegner's Buch über ihn vom Jahre 1827 vermag den jetzigen Anforderungen nicht mehr zu genügen; noch weniger reichen die unzuverlässigen Arbeiten Sandrart's, von Mander's und Patin's aus, und was zur Begründung einer umfangreichern und genauern Kunde in allerjüngster Zeit durch Black's archivarische Forschungen und die ihnen sich anschließenden Bemühungen Frank's, Scharf's, His-Heusler's und unsers Autors selbst

geschehen, war zu vereinzelt und zerstreut, als daß es nicht selbst die Inangriffnahme eines größern zusammenfassenden Werks, wie das vorliegende ist, geboten hätte. Der Verfasser hat sich aber nicht darauf beschränkt, die Ergebnisse dieser neuesten Untersuchungen zu einem Ganzen zu vereinigen, sondern es sich mit unermüdlichem Eifer angelegen sein lassen, auch selbst nach allen Seiten und Richtungen hin weiter zu forschen, seine eigenen Anstrengungen durch Zuratheziehung anderer, den Quellen besonders nahestehender Gelehrten zu ergänzen und auf diese Weise theils durch nochmalige eingehende Prüfung und Vergleichung der hierbei in Frage kommenden Werke, theils durch gewissenhafte Aufsuchung und Benutzung der auf Holbein bezüglichen urkundlichen Ueberlieferungen, theils endlich durch sorgfältiges Studium aller ihn berührenden zeitlichen, örtlichen und persönlichen Verhältnisse das uns bisher zugänglich gewesene, einerseits noch sehr lückenhafte, andererseits durch wirklich unwahre Züge entstellte Bild von Holbein's Leben und Wirken in ein möglichst vollständiges und wahrheitsgetreues zu verwandeln.

Um sich zu vergegenwärtigen, in welchem Umfange diese Bemühungen durch mehr oder minder bedeutende Erfolge gekrönt sind, würde man eigentlich auf alle diejenigen Partien und Punkte im Leben und Schaffen des Künstlers zurückgehen müssen, welche vorher noch dunkel und zweifelhaft waren oder auf geradezu falschen Ueberlieferungen und Voraussetzungen beruhten, und hinterher zu zeigen haben, inwieweit und auf welche Weise dieselben durch Woltmann's Arbeit eine Aufklärung oder Berichtigung erfahren haben. Die Zahl derselben ist aber eine viel zu beträchtliche, als daß wir sie hier sämmtlich aufzuzählen vermöchten. Wir müssen uns daher begnügen, nur auf einige derselben hinzuweisen.

Seit den vierziger Jahren, zuerst von Passavant eingeführt, wird in der deutschen Kunstgeschichte außer dem zumeist berühmten Hans Holbein dem Sohn und Hans Holbein dem Vater auch noch ein Hans Holbein der Großvater als ein in Augsburg lebender Maler aufgeführt und namentlich als Schöpfer zweier Gemälde, einer Madonna im augsburger Maximilians-Museum und einer gleichfalls zu Augsburg in dem zur Galerie eingerichteten Frauenkloster der heiligen Katharina befindlichen Marienbasilika, betrachtet. Die Gründe für diese Annahme lagen hauptsächlich in drei Umständen. Erstens folgerte man aus der Jahrzahl 1459, welche außer dem Namen Hans Holbein das erstgenannte der beiden Bilder trägt, daß dasselbe nicht von Hans Holbein dem Vater herrühren könne, weil derselbe um diese Zeit höchstens ein neunjähriger Knabe, ja wahrscheinlich noch gar nicht geboren war. Zweitens fand man an dem zweiten jener Bilder, welches die Inschrift „Hans Holbain 1499" trug, verschiedene Eigenschaften, durch die es sich von andern Werken Holbein's des Vaters, namentlich von dessen ungleich durchgebildeterer Paulusbasilika auffällig unterscheidet, und glaubte es daher nicht nur ihm absprechen, sondern einem noch ältern Hans Holbein zuschreiben und diesen zugleich als den Meister des ersten Bildes und als den Großvater des jüngern Holbein betrachten zu müssen. Drittens endlich ward diese Vermuthung noch dadurch unterstützt, daß man in der Abschrift eines Auszugs aus den Annalen des Katharinen-Klosters die Notiz fand, in welcher geradezu die Marienbasilika als eine Arbeit vom alten Hans Holbein bezeichnet ward, und sich zu der Annahme gezwungen glaubte, mit diesem alten Hans Holbein könne nur der Großvater gemeint sein, weil eine Unterscheidung Holbein's des Vaters von Holbein dem Sohn als einem damals noch ganz kleinen Kinde nicht nöthig gewesen sei. Dem gegenüber weist nun Woltmann nach, daß all diese Hypothesen und Folgerungen unhaltbar sind, und unterstützt seine eigene Darstellung des Sachverhalts mit den schlagendsten Gründen. Danach ist die Inschrift des ersten Bildes in hohem Grade verdächtig, theils wegen ihrer ungewöhnlichen Größe, theils weil der Name des Künstlers nicht nach der augsburger Schreibweise Holbain, sondern nach späterer Orthographie Holbein geschrieben ist. Dies erweckt aber auch Zweifel gegen die Richtigkeit der Jahreszahl und gibt der Vermuthung Raum, daß sie ursprünglich nicht 1459, sondern 1499 gelautet habe. Ferner sind an der Marienbasilika zwar mehrfache Eigenschaften, die sie von andern Werken Holbein's des Vaters unterscheiden, vorhanden, aber nicht so stark abweichende, daß sie sich nicht auch aus dem damaligen plötzlichen Umschwung des Zeitgeschmacks, aus einem energischen Fortschritt des Meisters und aus einer dem nachweislich geringern Honorar entsprechenden geringern Sorgfalt bei Entwurf und Ausführung erklären ließen, zumal sich unter Holbein's des Vaters Arbeiten auch solche finden, welche der Darstellungsweise der Marienbasilika näher stehen, ja mehr mit ihr als mit der Madonna des Maximilian-Museums harmoniren, welche doch nach der obigen Hypothese mit der Marienbasilika völlig anstandslos einem und demselben Meister zugeschrieben wird. Zu diesen innern Gründen gesellen sich aber noch unwiderleglichere äußere. Nach langen vergeblichen Forschungen ist es nämlich dem Autor gelungen, die Originale der Annalen des Katharinenklosters selbst aufzufinden und in diesen ist weder von einem alten Holbein, noch von einem Holbein überhaupt die Rede; die von Passavant u. a. ihrer Ansicht zu Grunde gelegten Auszüge sind also damit als falsch und durchaus unzuverlässig erwiesen. Dazu kommt, daß sich in den augsburger Steuerbüchern von einem Hans Holbein überhaupt vor 1494 und 1495 keine Spur findet, daß der um diese Zeit erwähnte unzweifelhaft Holbein der Vater ist, daß dessen Vater jedenfalls nicht Hans, sonder Michel geheißen hat, und daß überhaupt die augsburger Steuerbücher und das dortige Malerbuch nur einen einzigen Hans Holbein, welcher Maler gewesen, nämlich den Vater, anführen. Die Hypothese von der Existenz eines Großvaters Holbein von kunsthistorischer Bedeutung, welche von Kugler u. a. bereits als Thatsache behandelt ward, ist also hiermit glücklich wieder beseitigt, und man wird daher die beiden ihm zugeschriebenen Bilder wieder

dem Vater zuerkennen und mit dem Verfasser annehmen müssen, daß er sie zur Zeit des Uebergangs vom 15. zum 16. Jahrhundert geschaffen, wo der Künstler die Wandlungen, welche die deutsche Kunst damals überhaupt erfuhr, auch in sich selbst durchzumachen hatte.

Als Geburtsjahr des ältern Holbein wird von der Kunstgeschichte gewöhnlich 1450 angegeben; Woltmann betont dagegen, daß darüber durchaus keine verbürgten Nachrichten existiren, bezeichnet es aber nach dem Alter seiner frühesten uns erhaltenen Werke und dem Aussehen seiner muthmaßlichen Bildnisse als der Wahrheit näher kommend, wenn man seine Geburt etwa um ein Jahrzehnt später ansetze.

Von größerer Wichtigkeit ist, was der Verfasser über das Geburtsjahr Holbein's des Jüngern den gewöhnlichen Angaben gegenüber geltend macht. Nach diesen ward als solches das Jahr 1498 angenommen, besonders nach dem Vorgang von Mander, Sandrart, Horace Walpole und Ulrich Hegner; Woltmann dagegen tritt in dieser Beziehung für die Angabe von Charles Patin ein, der den Künstler schon 1495 geboren sein läßt, und bringt auch hierfür Gründe bei, die, wenn nicht absolut, doch in hohem Grade überzeugend sind. Den Hauptbeweis liefert unstreitig ein Altarflügelbild in der augsburger Galerie, welches die Jahreszahl 1512 trägt und außerdem noch eine erst neuerdings bei einer Reinigung zum Vorschein gekommene Inschrift enthält, welche geradezu aussagt, daß dasselbe von Hans Holbein im Alter von 17 Jahren gemalt ist. Ist diese Inschrift, wie der Verfasser annimmt, wirklich von unzweifelhafter Echtheit, so ist damit die Frage eigentlich schon entschieden; höchstens würden die Worte: „aetatis suae VII" eine Herabsetzung des Alters auf das noch nicht vollendete siebzehnte Lebensjahr zulassen, wonach die Geburt erst in das Jahr 1496 fallen könnte. Gleichwol dient diesem Zeugniß noch ein zweites von ähnlicher Beweiskraft zur Unterstützung. Auf einer im berliner Kupferstichcabinet befindlichen Silberstiftzeichnung, welche zwei Köpfe jugendlicher Männer enthält, von denen der jüngere mit unverkennbarer Deutlichkeit als Hans, der ältere in sehr verwischten Zügen nach der Deutung des Autors als Ambrosius Holbein (der älteste Bruder von Hans) bezeichnet ist, befindet sich nämlich über dem erstern eine Zahl, welche Woltmann als 14 liest und als eine Altersangabe betrachtet, oberhalb beider aber eine aus vier Ziffern bestehende, in den beiden letzten jedoch schwer leserliche Jahreszahl die man bisher für 1511 gelesen hat, die aber Woltmann als 1509 deutet; woraus — sofern diese Deutungen richtige sind — abermals hervorgeht, daß Holbein der Jüngere schon 1495 geboren ist. Allerdings lassen sich hiergegen mancherlei Zweifel erheben, es könnte z. B. selbst die Zahl über dem jüngern Kopfe auch als IX gelesen werden und in diesem Fall würde, wenn zugleich die Lesung 1511 statthaft sein sollte, doch wieder das Jahr 1498 zum Geburtsjahr gestempelt werden. Gleichwol werden die Voraussetzungen unsers Autors in hohem Grade dadurch unterstützt, daß nach ihnen die ersten Leistungen des Künstlers nicht in ein allzu frühes Stadium seines Lebensalters gelegt zu werden brauchen. Zeichnungen, wie die eben erwähnten Köpfe, sind schon für einen vierzehnjährigen, und ein Gemälde, wie das genannte Altarflügelbild vom Jahre 1512, schon für einen siebzehnjährigen Knaben ungewöhnliche Leistungen. Wären sie wirklich in einem noch unreifern Lebensalter entstanden, würden sie uns Holbein geradezu im Lichte eines Wunderkindes erscheinen lassen, und ein solches war, wie der Autor scharf hervorhebt, seinem ganzen Entwickelungsgange nach der „gesunde, kräftige" Holbein sicherlich nicht. Die Kunstgeschichte wird sich also wol durch Woltmann's Gründe bewogen finden, Holbein's Leben rückwärts um drei Jahre zu verlängern, und dies um so lieber thun, als sie erst vor wenig Jahren durch die in England gemachte Entdeckung, daß das Todesjahr desselben nicht 1554, sondern schon 1543 gewesen, in die entgegengesetzte Nothwendigkeit versetzt war, seine Lebensausdehnung um elf Jahr verkürzen zu müssen, und es mithin nicht ungern sehen wird, für diesen Verlust wieder einigen Ersatz zu erhalten.

Eine fernere biographische Berichtigung liegt in der Zurückweisung der Vorstellungen, denen man bisher bezüglich der Uebersiedelung der Holbein'schen Künstlerfamilie von Augsburg nach Basel huldigte. Nach dieser wird das Jahr, in welchem dieselbe stattgefunden, als zweifelhaft angesehen; dagegen wie eine ausgemachte Sache berichtet, daß die ganze Familie Holbein nach Basel ausgewandert sei, der Vater wie die Söhne. Woltmann dagegen weist nach, daß der fragliche Wechsel des Wohnsitzes von seiten Holbein's des Jüngern zweifellos in das Jahr 1516 fällt, und bezeichnet umgekehrt die durch Sandrart veranlaßte Annahme, daß auch Holbein der Vater nach Basel gezogen sei, dort seinen Sohn in der Kunst unterrichtet habe und ihn in das dortige Zunftbuch als seinen Lehrling habe einschreiben lassen, als eine durch nichts mit Sicherheit zu constatirende, ja aus mehrfachen Gründen stark zu bezweifelnde Behauptung. Auf die speciellen Beweise, die er für diese Ansichten beibringt, können wir uns hier nicht einlassen; nur das eine wollen wir erwähnen, daß einerseits im Zunftbuch von Basel nur ein Hans Holbein, welcher nur der Sohn sein kann, verzeichnet ist, andererseits aber im Handwerksbuch der Maler zu Augsburg Hans Holbein der Vater beim Jahre 1524 unter den abgeschiedenen Meistern aufgeführt wird, was schwerlich geschehen sein würde, wenn nicht sein Tod in der Heimat erfolgt wäre. In engem Zusammenhange hiermit stehen Aufklärungen und Berichtigungen über die Lebensverhältnisse und Arbeiten von des jüngern Holbein Bruder Ambrosius und seinem Oheim Sigmund Holbein; noch wichtiger aber sind diejenigen, welche sich auf einige ihm selbst oder dem Vater zugeschriebene Werke beziehen, insbesondere der Nachweis, daß nicht, wie man in Basel annimmt, der ehemalige Todtentanz am baseler Predigerkloster als eine Arbeit des jüngern Holbein, noch auch, wie neuerdings Nagler zu erhärten gesucht, als ein Werk seines Vaters, sondern, wie schon Maßmann erkannt

hatte, als ein Erzeugniß des 15. Jahrhunderts gedacht werden muß.

In noch umfangreicherer und nicht minder schwerwiegender Weise wird die Kenntniß Holbein's und seiner Zeit durch den Autor in solchen Punkten gefördert oder befestigt, bei denen es sich weniger um die Feststellung äußerer Thatsachen, als um eine richtige Auffassung und Würdigung sei es seiner Persönlichkeit und artistischen Bedeutung überhaupt oder seiner einzelnen Leistungen insbesondere handelt. In Betreff seines Charakters und Lebenswandels tritt er mit Wärme als sein Vertheidiger ein. Einige Randbemerkungen in dem von Holbein illustrirten Exemplare von Erasmus' „Lob der Narrheit" bieten ihm dazu Gelegenheit. Erasmus hatte sich nämlich an irgendeiner Stelle dieses Buchs selbst erwähnt. Dies hatte den Künstler veranlaßt, den Gelehrten, wie er in seinem Studirstübchen sitzt, dazu zu malen und dessen Namen dabeizuschreiben. Aber dies Bildchen war nicht besonders ähnlich, namentlich viel zu jung ausgefallen und Erasmus scheint darin einen absichtlichen Scherz vermuthet zu haben. Wenigstens fühlte er sich veranlaßt, ihn mit einem Scherz seinerseits zu vergelten, und schrieb, das Blatt umwendend, neben einen zu den Worten „Pinguis ac nitidus Epicuri de grege porcus" (ein feistes und glänzendes Schwein aus Epikur's Heerde) gezeichneten wüsten Gesellen, der an vollbesetzter Tafel sich Wein in die Kehle gießt und ein liederliches Weibsbild an sich zieht, den Namen Holbein. Dieser Spaß war dem Maler übel bekommen, denn man glaubte daraus später folgern zu müssen, Holbein sei ein Schlemmer und moralisch versunkener Mensch gewesen. Gegen diesen von den frühern Biographen angelegentlich genährten Vorwurf nimmt ihn nun unser Autor sehr energisch in Schutz, indem er nicht nur die verfängliche Randglosse des Gelehrten in ihr rechtes Licht stellt, sondern auch durch Hinweis auf die sittliche Haltung von Holbein's Werken und auf die Freundschaft, in der er mit eben jenem Erasmus, mit Froben, Amerbach, Thomas Morus und andern hochachtbaren Männern gestanden, die Unzulässigkeit jener Folgerung zu Evidenz bringt. Vielleicht hätte er diesen Erörterungen noch hinzufügen können, daß der Scherz des Erasmus sogar eine umgekehrte Deutung zuläßt. War wirklich Holbein's Randbildniß von auffälliger, das Original in Schatten stellender Jugendlichkeit, wie durch den Ausruf, zu dem es den Gelehrten veranlaßt, verbürgt ist*), so konnte ja der Scherz des Erasmus gerade darin bestehen, daß er ausdrücken wollte, ebenso gut wie jener Jüngling ihn, könne auch jener Wüstling den Maler vorstellen sollen. Uebrigens ist Woltmann weit entfernt, aus Holbein einen „Tugendhelden und Heiligenschein-Prätendenten" machen zu wollen, vielmehr wahrt er sich selbst dagegen. „Wer", sagt er, „das frohe Leben und die ganze schöne Welt so anzuschauen und aufzufassen versteht wie er, der muß auch das Leben geliebt haben, frisch und heiter in die Welt getreten sein, ihre Freuden kräftig genießend. Seine künstlerische Eigenthümlichkeit wäre sonst nicht möglich." Aber der Ernst und die gediegene großartige Gesinnung, die sich in allen seinen Arbeiten ausprägt, sind ihm ein vollgültiges Zeugniß, daß er auch als Mensch ein ganzer Charakter gewesen sein müsse. Und dieselbe Ueberzeugung gewinnt er aus den Zügen seines schönen eigenhändigen Brustbildes. Er schreibt darüber:

Es ist ein männliches, edel gebildetes Angesicht. Ernst, geistige Ueberlegenheit und zugleich das wohlthuende Gleichgewicht des Weltmannes sprechen sich in seiner ganzen Erscheinung aus. Fein, kühn und mit Selbstbewußtsein schaut er in die Welt hinaus; aber durch die Art, wie sich die untern Augenlider emporziehen, gesellt sich der Klarheit des Blicks ein Anschein weichern Empfindens bei. Ein gewisser ironischer Zug spielt um den feinen Mund, aber nur leicht, denn fühlt er sich gleich über seine Umgebung erhaben, so bannt doch seine verständige Ruhe schnell dies Gefühl in die Schranken zurück. Hoheit redet aus diesen Zügen, Hoheit thront auf der schönen Stirn. Eben scheint es, als wolle sie ein leiser Schatten umziehen; da aber wachen schon die gesunde Sinnlichkeit, die lebensfrohe Frische und Kraft auf und scheuchen ihn zurück. — Das ist Hans Holbein.

Nicht so leicht ist es, das allgemeine Charakterbild, welches Woltmann von Holbein dem Künstler und seiner Stellung innerhalb der deutschen Kunst- und allgemeinen Culturgeschichte entwirft, in Kürze wiederzugeben, schon darum nicht, weil es zum großen Theil aus der Beurtheilung der zahlreichen Einzelwerke gezogen werden muß und weil uns bisjetzt nur der erste Theil des Werks vorliegt, welcher Holbein's Leben und Schaffen nur bis zum Jahre 1526, d. h. bis zu seiner Uebersiedelung von Basel nach England verfolgt. Inzwischen umfaßt derselbe doch jedenfalls die ganze erste, fort und fort im Aufsteigen begriffene Hälfte seiner Kunstthätigkeit, die insofern die wichtigere ist, als sie uns deren ganze glückliche Entwickelung von den ersten Anfängen bis zu ihrer Culmination vorführt und uns gerade mit denjenigen von Holbein's Werken bekannt macht, welche den eigentlichen Kern seines Wesens und seine Bedeutung für die deutsche Kunstgeschichte am evidentesten offenbaren. Damit aber ist dem Verfasser in Fülle Gelegenheit geboten, die wesentlichen Eigenschaften der Holbein'schen Kunstrichtung auch im allgemeinen zu charakterisiren, außerdem aber hat er es auch nicht daran fehlen lassen, uns sogleich im Eingange des Werks mit seiner Auffassung des Künstlers und wie dessen Verhältniß zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen war, den Hauptgrundzügen nach bekannt zu machen. Er sagt dort unter anderm:

Wollen wir Heutigen versuchen, die damalige deutsche Kunst uns nahe zu bringen, so knüpft ein solcher Versuch nirgends besser als bei Holbein an. Er besitzt das Große seiner Nation, ohne ihre Schwächen zu theilen, er ist ganz erfüllt von dem Geiste, welcher in ihr den bewegende war, aber er dringt zugleich frei zur höchsten Schönheit, der ihr sonst unerreichbaren, durch. Von Holbein hat schon Joachim von Sandrart, der alte Malerbiograph, gerühmt, daß bei ihm überall moderne Manier sei. Holbein ist modern im besten Sinne des Worts, modern, wie es die großen Meister Italiens waren, und wie es von den Deutschen keiner, namentlich Albrecht Dürer nicht ist. Mag Dürer auch noch so gewaltig dastehen, mag ihm in

*) Erasmus soll zu Holbein's Zeichnung gesagt haben: „O wenn doch Erasmus jetzt noch so aussähe, er nähme wahrhaftig noch eine Frau!"

anderer Hinsicht auch noch so unleugbar der Vorrang gebühren: wer in der vaterländischen Kunst zur wahren äußern Vollendung gelangt ist, das ist doch Holbein, und Holbein allein. Und somit gilt von ihm, was man von Dürer nicht sagen kann, daß zu seinen Schöpfungen auch der heutige Sinn einen Weg des unmittelbaren Verständnisses zu finden vermag.

Als den Grundzug der Holbein'schen Kunst betrachtet also Woltmann den in ihr zuerst und am entschiedensten zum Durchbruch gekommenen Geist und Charakter der Neuzeit im Gegensatz zur Gott- und Weltanschauung des Mittelalters, und er spricht dies noch bestimmter aus, wenn er sagt: „Die Kunstentwickelung, an deren Spitze Holbein steht, hat im Untergang des Mittelalters Boden und Keim", und alsdann näher auseinandersetzt, durch was für besondere Bestrebungen und Bewegungen dieser Untergang herbeigeführt wurde. Er bezeichnet als solche das Bedürfniß, die christliche Weltanschauung mit der antiken zu versöhnen, und das in allen Lebensschichten sich regende Verlangen, von der Geistesbevormundung zur Geistesfreiheit, vom Feudalismus zum freien Bürgerthum, von alten Satzungen zur ewig jungen Natur, vom Kirchlichen und Scholastischen zum rein Menschlichen und Vernunftgemäßen, vom Dunkel zum Licht, von der Verworrenheit zur Klarheit, von der Romantik zur Classicität, von der Gothik zur Renaissance zu gelangen, und nachdem er gezeigt, wie sich dieser Drang in den verschiedensten Lebensgebieten immer mächtiger und erfolgreicher geregt, wie er namentlich auch in der Kunst sich geltend gemacht und nach Zurückdrängung der in der Gothik allzu sehr befangenen Baukunst die Malerei zur tonangebenden Kunst erhoben hat, geht er näher auf den aus demselben Triebe hervorgegangenen Entwickelungsgang der deutschen und flandrischen Malerei ein; verfolgt denselben von Meister Wilhelm an durch die Leistungen von Stephan Lochner, Hubert van Eyck, Rogier van der Weyden, Lukas Moser, Martin Schongauer, Fritz Herlen und Bartholomäus Zeitblom hindurch bis zur Zeit, wo in Augsburg die Familie Holbein in diesem Geiste weiter arbeitet; zeigt an einer trefflichen, ebenso lebendigen und interessanten, wie genau eingehenden und wahrheitsgetreuen Charakteristik der Stadt Augsburg, daß gerade hier ein zur Vollendung des Umschwungs berufener Künstler, wie Holbein, die ihm angemessenste Anregung, Nahrung und Durchbildung erhalten mußte, und geht alsdann dazu über, die ihm im allgemeinen beigelegte Bedeutung in den ihm zunächst vorbildlichen und vorarbeitenden Leistungen seines Vaters, dann an seinen eigenen Schöpfungen und dem darin sich ausprägenden Entwickelungsgange auch im Speciellen nachzuweisen.

Ihm auch hier zu folgen, verbietet uns der dafür uns allzu knapp zugemessene Raum. Es sei daher nur im allgemeinen hervorgehoben, daß sämmtlichen Arbeiten, von denen wir überhaupt eine Kunde besitzen, sehr gründliche Untersuchungen und Charakteristiken gewidmet sind, nicht nur den ganz oder theilweise erhaltenen, sondern auch den verloren gegangenen, die ausführlichsten natürlich denen, welche nach dem Urtheil des Verfassers die bedeutendsten sind, wie unter anderm die Skizzenbücher aus des jungen Holbein Jugendzeit, sein Altar des heiligen Sebastian in der münchener Pinakothek, seine Bildnisse des Meyer'schen Ehepaars und anderer Persönlichkeiten zu Basel, sein Brunnen des Lebens zu Lissabon, seine Randzeichnungen zum „Lobe der Narrheit", seine in zwei Exemplaren (zu Dresden und Darmstadt) vorhandene Madonna für den Bürgermeister Meyer und seine Wandgemälde für den baseler Rathhaussaal, die er nach den davon aufgefundenen Skizzen für das bedeutendste aller seiner Werke hält. Außerdem müssen wir schließlich auch noch der trefflichen Verarbeitung und Darstellung des überreichen und schwer zu bewältigenden Stoffs in anerkennendster Weise gedenken. Der Autor hat es verstanden, denselben so zu ordnen und zusammenzustellen, daß sich allgemeine Zeit- und Sittenschilderungen, historische Nachrichten, Beschreibungen von Bildern, Charakteristiken von Persönlichkeiten, ästhetische Analysen, kritische Untersuchungen u. s. w. auf das angenehmste ablösen, und hat zugleich für jede dieser verschiedenen Operationen die ihr angemessene und dem Leser ansprechende Darstellungsform zu finden gewußt. Das Werk wird sich daher unter den Freunden der Kunst und Kunstgeschichte sicherlich nicht nur durch seinen wissenschaftlichen Gehalt, sondern auch durch seine geschmackvolle Einkleidung, welche durch eine beträchtliche Anzahl guter Illustrationen unterstützt wird, den allseitigsten Beifall erringen. Adolf Zeising.

Philosophische Studien.

Panormos. Notata et Cogitata. Studien aus dem Gebiete der philosophischen, naturwissenschaftlichen und allgemeinen Literatur. Herausgegeben von B. B. Wien, Czetmak. 1866. Gr. 16. 1 Thlr.

Wenn Johann Jacoby erst kürzlich ein philosophisches Schriftchen herausgab, welches aus bloßen Citaten bestand, so waren die losen Sätze durch eine einheitliche Idee zu einem Ganzen verbunden; die im ersten Theil des vorliegenden Werkchens unter „Notata" zusammengestellten Aphorismen hingegen sind so heterogen zusammengewürfelt, daß man eine sie durchziehende, zu einem Ganzen sie einigende Idee bei ihnen nicht herausfinden kann. Nicht einmal eine chronologische Ordnung ist dabei beobachtet, da Kant den Reigen eröffnet, auf ihn Spinoza (zu welchem Philosophen auffallenderweise B. Auerbach's Ausgabe, sollte heißen: Uebersetzung benutzt ist), auf Spinoza Descartes, auf diesen Schopenhauer, dann Goethe, Plato, Herbart, Hegel, Feuerbach, dann wieder Aristoteles, nach ihm wieder Goethe u. s. w. folgen. Bei diesen Mängeln wäre es erwünscht gewesen, wenn der Herausgeber auseinandergesetzt hätte, „wie diese Sammlung von Gewächsen aus den verschiedensten Gebieten", wie er sich im Vorwort ausdrückt, „entstanden ist", um so mehr als er sich ja selbst des „Bedenklichen und Ungewöhnlichen solcher fragmentarischen Mittheilungen" bewußt war. Eines nur, um dessentwillen wir gewiß nicht mit ihm hadern wollen, tritt schon aus dem Vorworte deutlich hervor: der Herausgeber neigt sich stark zur Philosophie Schopenhauer's, von der er sagt:

„Diese Philosophie wird ohne Zweifel noch einen Läuterungs- und Reinigungsproceß zu bestehen haben, aber wir halten uns überzeugt, daß keine andere sich ihr gegenüber dauernd wird zu behaupten vermögen, die auf einem minder freien und universellen Standpunkte steht als eben sie, die allein von allen spätern Philosophien die von Kant gelegten, wie uns dünken will, unerschütterlichen Fundamente im wesentlichen nicht verlassen hat.“ Schopenhauer's Geist und Ansichten sind es denn auch, welche die im zweiten Theil des Schriftchens unter „Cogitata“ enthaltenen Betrachtungen „über allerlei Materien“ durchwehen, wenn der Verfasser auch nicht immer in verba magistri schwört. Wir begegnen in diesem Theile manchen recht hübschen, wenn auch selten neuen Gedanken, die, wie es der Verfasser hofft, gewiß manchen Leser zum Denken und Forschen anregen werden; nur hier und da stießen wir auf Stellen, die theils zum energischen Protest herausfordern, theils unklar oder widerspruchsvoll sind. Zu den erstern gehört z. B. die an Napoleon anknüpfende Bemerkung (S. 168), daß, wer seine Idee, seinen Willen in der realen Welt zur Geltung bringen will, sich meistens in der Lage befinden werde, mit Gewalt verfahren zu müssen, da sich ihm auf jedem Schritt die Ideen, der Wille unzähliger anderer und zugleich der Widerstand der trägen Materie entgegenstellen. Wäre der hier angeführte Grund stichhaltig, dann ließen sich alle Greuel, die je Tyrannen verübt haben, entschuldigen und es brauchten nicht erst neue Forschungen angestellt und neue Bücher geschrieben zu werden, um die Mohren der Geschichte weiß zu waschen.

Unklar und verworren ist die Stelle (S. 209), wo es heißt: „Die Musik drückt die Idee der Zeit, die Architektur die Idee des Raums rein aus, sie sind in diesem Sinne die reinsten (aber darum auch theils sinnlichsten, d. h. nur unser Gefühl, welchem der Wille correspondirt, afficirenden, theils abstractesten, d. h. nur unsere Vorstellung anregenden) Künste, und Poesie wäre in diesem Sinne keine reine Kunst. Dagegen ist das Drama insofern die vollkommenste Kunst, als in ihm Zeit und Raum sich am innigsten, vollständigsten durchdringen.“ Und am Schluß dieser Stelle heißt es: „Zeit und Raum sind die principia individuationis, eben darum hat es auch das Drama (im vollständigsten Gegensatz zur Architektur und Musik) nur mit Individuen zu thun und das Shakspeare'sche Drama entspricht darum mehr der Idee der Gattung als das griechische, weil die Gestalten des letztern zu wenig individuell gebildet sind.“ Wem fiele hierbei nicht unwillkürlich Mephisto's Bemerkung zum Hexen-Einmaleins ein:

Denn ein vollkommener Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren!

Für Spielerei müssen wir die Auslegung der Vornamen Kant's, Schopenhauer's, Goethe's und Mozart's halten. Wie Schopenhauer zu seinem Vornamen „Arthur“ kam, haben wir selbst einst in diesen Spalten erzählt. Die „Romantik“, an die er so lebhaft erinnern soll, hatte mit der Wahl des Namens sehr wenig zu schaffen; im Gegentheil ward er dem zum Kaufmann bestimmten Kinde deshalb gegeben, weil er in allen Sprachen der nämliche ist, und so die Firma unverändert bleiben würde.

Mit diesen wenigen und nicht erheblichen Ausstellungen können wir das Buch allen Verehrern Schopenhauer's sowie allen Freunden einer anregenden Lektüre bestens empfehlen. Wird es jenen, wie gesagt, auch nicht viel Neues bieten, so werden sie doch mit Wohlgefallen einen Blumengarten von Gedanken durchwandeln, deren Keime den Werken des Meisters entnommen sind, und die Befriedigung daran wird durch die saubere und gefeilte Sprache des Verfassers nur noch erhöht werden. Wir können jedoch nicht umhin, daran zu erinnern, daß die vielen Parentheſen, in denen sich die Darstellung bewegt, bekanntlich nicht im Geschmacke Schopenhauer's sind. Schließlich wollen wir noch besonders auf die trefflichen Reflexionen über die „Moralität“ eines Spinoza, Kant und Schopenhauer hinweisen, die, wie der Verfasser richtig bemerkt, „in genauester Uebereinstimmung mit ihrer Individualität steht“, und die uns neu erscheinende Entwickelung der Begriffe „classisch“ und „romantisch“ als besonders gelungene Stellen in dem auch äußerlich sehr gefällig ausgestatteten Buche bezeichnen.

David Asher.

Unterhaltungsliteratur.

1. Polignac. Historisch-politischer Roman von Schmidt-Weißenfels. Zwei Bände. Berlin, Seehagen. 1866. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wir können dankbar für diesen Roman sein. Er ist eine tüchtige Arbeit und allseitiger Beachtung werth. Als politisch-historischer Roman war dieser Stoff am besten zu verwerthen; dieses Kapitel Geschichte und dieser politische Kampf enthalten eine furchtbare Lehre, die immer aufs neue mit dem Rufe zur Warnung verkündet werden sollte. Sehr richtig bemerkt der Autor im Vorwort:

Für alle modernen constitutionellen Kämpfe in den übrigen Staaten ist dieser Krieg der Franzosen gegen ihre Dynastie, welche mit deren nachmaligem Sturz endete, eine große Erfahrung und wird eine nützliche Geschichte bilden auf lange hinaus. Unter der bourbonischen Restauration von 1815—30 waren die französischen Ideen der constitutionellen Regierung, als einer theilweisen Verwirklichung der freiheitlichen Bestrebungen, in ein vollendetes System gebracht worden. Man konnte hier Theorie und Praxis unterscheiden, welche das Königthum und die Nation endlich in unversöhnlichen Gegensatz brachten; welche im Volke selbst so bestimmte Parteibildungen hervorriefen und eine so verschiedene Erkenntniß über den Werth des modernen Systems bewirkten. Alles, was man sich denken kann, um einen solchen Kampf lehrreich und denkwürdig zu machen, war hier vorhanden: ein König, der sich durch die Rechte des Volks in seinem eingebildeten Recht gekränkt glaubt; ein Ministerium, das sich vornimmt, gegen den Willen des Volks zu regieren, um den Absolutismus des Königthums wiederherzustellen; ein Volk, welches sein Recht vertheidigt und ein anderes, welches instinctartig gegen jedes Recht der Regierung protestirt und es bekämpft. Und dazu der dramatische Schluß, daß der König mit seiner Familie in diesem Kampfe unterliegt, daß er vertrieben und seine Minister wegen Verraths an der Nation gerichtet werden; daß das Volk siegt und sich einen andern König erwählt, dem die einen alles zutrauen,

was ein constitutioneller König leisten kann; die andern nicht mehr, als was sie wollen. Hier war also ein solcher Kampf zu einem wirklichen Abschluß gekommen; er hatte eine geschichtliche und eine politische Bedeutung durch die Julirevolution von 1830 gefunden.

Schmidt-Weißenfels hat sich einer nachahmungswerthen Knappheit befleißigt. Gleich der Anfang führt uns mitten in die reiche Handlung, in die Kämpfe zwischen Ministerium und Deputirtenkammer. Karl X. tritt plastisch vor uns hin:

Obwol ein Greis von nahe an zweiundsiebzig Jahren, war die Gestalt des Königs noch nicht gebeugt und einer gewissen cavaliermäßigen Elasticität noch nicht verlustig gegangen. Von mehr als mittler Größe, trug sich der König stolz und dabei nicht ohne Anmuth. Er drückte in seinem Aeußern gewissermaßen aus, was er repräsentiren wollte: die Majestät und die Ritterlichkeit. Die Affectation war zur Gewohnheit geworden und hinterließ auf den, welcher Karl X. zum ersten mal sah, einen gewinnenden Eindruck. Die Physiognomie des Königs that diesem Eindruck auch keineswegs Abbruch. Der Kopf war der eines Greises, welcher Achtung und Sympathie erregte — ein Bourbonenkopf von seltsamem Schnitt, mit einer starken Ausprägung der Stirntheile, welche von geistiger Bedeutung zeugte, und einer Verflachung und Schmalheit des untern Theils, die den Ausdruck der Sinnlichkeit und des Gewöhnlichen nur zu sehr wiedergaben. Dünnes, weißes Haar, nicht ohne eine gewisse gekräuselte Zierlichkeit geordnet, bedeckte luftig die Schläfe und das Haupt des Königs; seine Augen, groß und in faltige Höhlen gebettet, hatten nicht die abgeklärte Ruhe, das Tiefgründige des Alters, welches den Sturm überstanden; eine Rauhigkeit war darüber gebreitet, wie sie sich als Folge des wüsten Lebens eingestellt, dem einst Karl X. als Graf von Artois gehuldigt, um der Führer jener liederlichen und übermüthigen Aristokraten des ancien régime zu sein, die zuerst mit der Emigration gegen die Revolution protestirten und die aus der furchtbaren Geschichte von 1792—1813 nichts lernten, über ihr aber auch nichts vergaßen.

Nun schwellen die Begebenheiten gleich der Flut höher und höher. Ein neues Ministerium unter Polignac wird gegründet und der Kampf mit jedem Tage hartnäckiger und erbitterter. Polignac scheute kein Mittel, um die constitutionellen Parteien niederzuwerfen und das Königthum zum Sieger über die Ideen der Französischen Revolution zu machen. Sein schlimmster Feind ist der „National", jenes Oppositionsjournal, welches Thiers gründete und an dem außer diesem besonders Carrel, Mignet und Victor von Quémont thätig waren. Rastlos kämpft dieses Journal für Aufrechthaltung der Verfassung und der Charte, und nachdem bekanntlich Polignac die Verfassung schwer verletzt, ist „der Rubicon überschritten" und ein neues Kapitel der Geschichte Frankreichs angebrochen. Durch die Straßen von Paris rast die Furie der Revolution, von der Schmidt-Weißenfels eine meisterhafte, wahrhaft glühende Schilderung entwirft. Der Ausgang dieses Kampfes ist weltbekannt; an die Küste und über das Meer mußte die Reaction sich flüchten, verfolgt vom Jubelschrei eines freien Volks.

Auch dem spannenden und ergreifenden Familienroman, der äußerst geschickt mit den mächtigen historischen Ereignissen verwebt ist, müssen wir volles Lob spenden. Hier Graf Louis von Quémont, die Gatten Courcelles mit der hochsinnigen Tochter Leonie — dort der unerschütterliche Graf Armand, die liebenswerthe Helene und Victor von Quémont: wie lebenswahr treten diese Personen vor uns hin, wie erschüttert uns der Tod Leonie's, wie freuen wir uns der schließlichen Vereinigung Victor's und Helenens! Selbstverständlich, daß es diesem Roman an trefflichen Aussprüchen nicht fehlt. So z. B. heißt es über Religion: „Die Menschen heutiger Zeit bedürfen besserer Religion und umsonst suchen die Jesuiten auf Geheiß eines überlebten Regierungssystems sie zum Fetischdienst zurückzuführen. Wir sind darüber hinweg, die Religion mit Mummereien zu erhalten; die haben in die rohe Wiege der Schauspielkunst gehört"; und über Reaction: „Wer sich gegen die Ideen der Zeit, gegen die Gedanken einer Nation auf die Gewalt der Autorität beruft, der ist ein Rebell, verdammungswürdiger als die Masse, welche Sturm gegen eine bestehende Staatsordnung läuft."

2. **Hinter Schloß und Riegel.** Von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Seehagen. 1866. 8. 1 Thlr.

Ein Jahrhundert französischer Geschichte, wie sie mit Blut und Eisen, Seufzern und Thränen die Mauern der pariser Gefängnisse erzählen, die Geschichte feudaler Despotie und socialer Brutalität — ein Bild der düstern Seite der Gesellschaft entrollt der Verfasser in diesem Buche vor den Augen des Lesers. Diese Skizzen, welche schon beim Erscheinen im „Omnibus" vielen Beifall fanden, werden sich in dieser Zusammenstellung zahlreiche neue Freunde erwerben. Es sind interessante, fesselnde und erschütternde Bilder. Nach einer längern Einleitung, die mit Recht eine durchgreifende Reform des Gefängnißwesens fordert, eröffnen Graf Horn, Cartouche, Diderot und Damiens den Reigen der Unglücklichen; Latude, Desrues, Mirabeau und die letzten der Bastille schließen sich an. Dann die letzte Räderung und die ersten Opfer der Guillotine, worauf weltbekannte Frauengestalten folgen: die Prinzessin Lamballe, Johanna Faurie, Madame Roland, Charlotte Corday, die Gräfin Dubarry und Madame Tallien. Dazwischen erscheinen Josophine Beauharnais und Bonaparte, der Negergeneral Toussaint l'Ouverture, der Herzog von Enghien und Oberst Swann, ein Amerikaner, der 20 Jahre im pariser Schuldgefängniß schmachtete.

An Swann's Schicksal ist folgende treffliche Bemerkung geknüpft:

Es mag sein, daß unsere socialen und industriellen Verhältnisse die Schuldhaft benöthigen; aber darum, weil ein Uebel nöthig ist, darf man nicht aufhören, an die Abschaffung desselben zu denken. Die Schuldhaft ist kein Thema, mit dem man fertig ist, wenn man ein Schuldgefängniß, ein Leihamt für menschliche Geschöpfe gebaut hat. In Wahrheit ist die Moral der Schuldhaft die, daß der Schuldner in die Lage gebracht wird, seinen Gläubiger nicht zu bezahlen. Was die Schuldhaft aber Gutes bewirkt, geht aus der Statistik vieler Jahre hervor, wonach von 100 eingesperrten Schuldnern nur 12 ihre Gläubiger infolge dieses Zwangs befriedigten. Bei 88 von 100 bilden also Armuth und Unglück überwiegend die Gründe, daß der Gläubiger ihnen auch noch die Freiheit nehmen darf. Diesen Fall muß man aber zu allermeist im Auge behalten. Die Gesellschaft muß jenem feudalen Recht, über die Freiheit der Person zu verfügen, überall mit aller Energie entgegentreten; am wenigsten aber sollte es achselzuckend hingenommen

werden, daß Unglück und Armuth, die schon schwer auf dem lasten, der damit geschlagen, noch dazu gemisbraucht werden, um Kaperbriefe zur Jagd des Gläubigers auf den Schuldner auszustellen und den Armen seinem wohlhabenden Feinde förmlich zum persönlichen Eigenthum auf Zeit zu geben.

Der fünfte Abschnitt, welcher eine tiefergreifende Skizze: „Das Urbild der Marienblume", enthält, ist den politischen Morden der Restauration gewidmet; die letzte Abtheilung beginnt mit dem Landesverräther Polignac und schließt mit einem der interessantesten Gefangenen, mit Ludwig Napoleon in Ham. Niemand wird diese Schilderungen lesen, ohne zugleich zum Nachdenken über ihre Moral und damit auf die Idee einer durchgreifenden Reform dieses Theils der socialen Frage geführt zu werden.

Was die folgenden Novitäten betrifft, so können wir uns sehr kurz fassen; sie übertreffen sich an — Mittelmäßigkeit.

3. Hand und Handschuh. Roman von Amelia B. Edwards. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Handlung ist zu winzig, die Breite unerträglich; und hinsichts der vorgeführten Personen müssen wir mit Ben Akiba rufen: „Alles dagewesen!" Weshalb ist dieser Roman übersetzt worden? Auch von den deutschen Uebersetzern kann man sagen: je mehr Opfer sie verschlingen, desto heißhungeriger werden sie!

4. Ein weiblicher Hamlet. Novelle von Adolf Schirmer. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 1867. 8. 20 Ngr.

5. Die Adoptivtochter. Novelle von F. Menk-Dittmarsch. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 1867. 8. 20 Ngr.

Solche Geschichten mögen in Kalendern am rechten Platze sein; den Büchertisch bereichern sie nicht.

6. Novellen von Ludwig Rosen. Detmold, Meyer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieser Autor trat zuerst mit einem Roman: „Der Buchenhof", hervor, an dem reiche Handlung, geschickte Gruppirung und fließende Darstellung zu loben waren. Leider läßt sich von diesen „Novellen" nicht dasselbe sagen; sie sind sämmtlich matt erfunden, zu ungleich gearbeitet und enthalten eine solche Menge von Unwahrscheinlichkeiten, daß der Leser aus dem Kopfschütteln nicht herauskommt. 28.

Feuilleton.

Alliteration und Reim.

Wilhelm Jordan hat neuerdings in einem einleitenden Vortrag, den er in Leipzig der Vorlesung seines Nibelungenepos vorausschickte, neben manchen neuen und bisweilen paradoxen, stets aber mit Geist durchgeführten Anschauungen, auch die Vorzüge der Alliteration, die er in seiner Neudichtung der Nibelungensage selbst zur Anwendung bringt, mit besonderer Wärme betont. Wie er im Minnesang eine weniger germanische und christliche, als vom Haremsduft des Orients und dem semitischen Wollustcultus angesteckte Fortbildung oder Verbildung deutscher Poesie, im Nibelungenlied eine romantische Verfälschung der ursprünglichen heidnisch-germanischen Eddalieder findet: so erscheint ihm auch der Reim als ein fremdartiger, den eigentlich in Stabreimen gedichteten Eddaliedern aufgesetzter Zierath. Ueber die Alliteration sprach er sich ungefähr in folgender Weise aus: „Die Alliteration besteht darin, daß die am meisten betonten Silben oder wenigstens einige derselben, die sogenannten Hebungen, mit denselben Consonanten oder Doppelconsonanten anfangen. Könnten wir die Luft erstarren machen als eine sichtbare Masse in dem Moment, wo unsere Lippen eine Silbe aussprechen, so würden wir sehen, daß jeder Consonant eine ihm eigenthümliche Luftfigur erzeugt. Die mehrmalige und in geregelten Pausen eintretende Wiederholung der nämlichen Luftfigur erreicht in ähnlicher Weise das Wohlgefallen unsers Ohrs, wie die gleichen Schwingungszeilen und Wellenbreiten des reinen Tons. Darauf beruht die musikalische Wirkung des Stabverses. Die Stabung übt aber noch einen zweiten Reiz durch den Parallelismus der Gedanken und Vorstellungen, welche sie herbeiführt. Zwar sucht der stabende Dichter nicht die verwandten Begriffe, sondern nur die gleichanlautenden Worte und Silben. Von diesen aber sind sehr viele auch begriffsverwandt, weil entstanden aus einer und derselben Wurzel. Dazu lehrt uns die Stabung eine ursprüngliche Symbolik der Laute erkennen: wir ahnen durch sie, daß mit jedem Laut ein gewisser Vorstellungs- und Gedankenwerth uranfänglich verbunden worden ist. Nur ein Beispiel: Wenn wir unsere Lippen mit Luft schwellen, daß der Mund sich bläht zur Form einer Blase und dies fortsetzen, bis die Blase platzt, d. h. die Lippen rasch auseinanderfahren, so hören wir, je nach der Heftigkeit, mit der die Explosion erfolgt, den Anlaut der Worte blähen, Blase, platzen, der gleichartigen Wurzel des lateinischen explodo. Achten wir nun auf die folgenden Worte: Plage, d. i. ursprünglich Schlag, Stoß, griechisch πλαγη, lateinisch plaga, Plan, Platz, plappern, plaudern, platt, plump, plätschern, Plunze (d. i. eine bis zum Platzen gefüllte Bratwurst), plötzlich; ferner: Blitz, Blick, blinzen, blinken, blenden, blind, blöde, blaß, bleich, blau, Blume, Blut, Blüte u. s. w. Wir bemerken sogleich, daß diese Worte zum Theil nachweisbar wurzelverwandt sind, aber wir spüren auch ein Gemeinsames in den verschiedenen Bedeutungen, welches schließen läßt auf eine weiter zurücklingende Verwandtschaft und zuletzt auf eine den Lauten angeborene Symbolik. Es ist die Vorstellung einer auffälligen Bewegung, einer auffälligen Form-, Ton-, Licht- oder Farbenerscheinung oder ihrer Wirkungen, was den Doppelanlauten pl und bl einzuhaften scheint.

Das musikalische Princip des Reims ist ein ähnliches, es wirkt durch die geregelte echoartige Wiederkehr desselben Accordes von Vocalen und Consonanten. Wie aber die Assonanz oder der Anklang (z. B. Hand und Mann — Haus und Baum) ausschließlich, so ruht der Gleichklang oder Reim vorzüglich auf dem Vocal, und dieser symbolisirt nicht den Gedanken und die Vorstellung, sondern die Empfindung und den Affect. So ist es natürlich, daß der Reim erst zur Herrschaft gelangen konnte, als man sich völlig der Anstrengung der mythischen Poesie entschlug, als Ersatz der noch fehlenden Naturwissenschaft die Welt in ihrer tiefsinnigen Weise der menschlichen Vorstellung faßlich zu machen, um sich statt dessen der individuellen Gefühlsschwelgerei der Romantik zu überlassen.

Die Alliteration vermählt die Worte nach ihrem Markknochen, nach den Hirnschalen, die den seelischen Nerven einschließen. So bietet sie als reizende Nebengabe einen Hinweis auf die Blutsverwandtschaft der Stämme, auf die tiefe Symbolik der Sprache und läßt uns Blicke thun in ihre ferne Jugend. Der Reim verbindet die Worte nach ihrer mehr zufälligen Verschwägerung, nach ihrer erst durch Verwitterung und Abschliff erlangten Aehnlichkeit. Nicht ihre Köpfe setzt er in

mnemonische Verbindung, sondern die Fleischtheile ihres Leibes, oft sogar nur die Schleppen ihrer zeitweise modischen Kleider. Die Alliteration nöthigt hinein in die sinnlichste Formen- und Farbenfülle und zwingt zur höchsten Anschaulichkeit; der Reim treibt hinauf in die Abstraction, in das Idealische: er ist ein Flügelpaar, das emporhebt in den verschwimmenden Duft der Weltvergessenheit."

Die Advocatur zu Gunsten der Alliteration wird von Jordan mit vielem Geist vertreten; er hat dieselbe wieder in die neue Dichtung eingeführt und mit großer Kunst behandelt. Doch dürfte ihr Wirkungskreis wol auf Neudichtungen älterer Zeit beschränkt bleiben.

Ein Grundgesetz des historischen Romans.

Wir freuen uns, daß das in unserer „Poetik" und sonst mehrfach ausgesprochene Grundgesetz des geschichtlichen Romans, nicht die großen, geschichtlichen Persönlichkeiten in den Vordergrund zu stellen, auch von den Franzosen erkannt wird. So sagt Emile Montégut in einer Studie über Alfred de Vigny in der „Revue des deux mondes": „Vigny's Roman «Cinq-Mars» liest sich nicht immer ohne Anstrengung, weil er gegen eins der offenbarsten Gesetze der Gattung sündigt, der er angehört. Man hat gesagt, der geschichtliche Roman wäre eine Zwittergattung. Das ist er nach unserer Ansicht nicht und das Beispiel Walter Scott's hat es nicht bewiesen; aber diese Gattung hat ihre Gesetze, wenn sie auch die Aesthetik noch nicht formulirt hat (in Deutschland ist dies allerdings geschehen), und eins dieser Gesetze, welches sich dem gesunden Sinn der Einbildungskraft am natürlichsten einprägt — denn auch die Einbildungskraft hat ihren gesunden Sinn —, ist offenbar dies: der historische Roman, wenn er nicht der Geschichte eine lächerliche Concurrenz machen will, bei der er sicher ist, den kürzern zu ziehen, soll sich bestreben, den allgemeinen Geist der Epochen, die er darstellt, wiederzugeben, weit mehr als die großen Persönlichkeiten in Scene zu setzen, welche einen Einfluß auf diese Epochen ausgeübt haben. Die Helden solcher Romane müssen soviel als möglich Persönlichkeiten ohne andern Namen sein als den, welchen die Phantasie des Dichters ihnen gibt, Persönlichkeiten, die nur aus dieser hervorgegangen sind nach einem aufmerksamen Studium des allgemeinen Charakters der Epoche. Berühmte Männer oder solche, die einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben, dürfen nur als Nebenpersonen in die Handlung eingreifen, um ein Datum zu markiren oder den Leser zu unterrichten, daß außer den Namen nichts von dem, was ihn bezaubert, der Fabel angehört. So hat es Walter Scott mit dem gesunden Sinn des Genies gethan in seinen schottischen und mittelalterlichen Romanen. «Cinq-Mars» aber sündigt gegen dies Gesetz in der auffallensten Weise. Es gibt in dem Buche nicht einen einzigen Helden, der dem Leser nicht schon bekannt wäre und von dem seine Phantasie nicht bereits ein Bild entworfen hätte, welches unvermeidlich dem des Poeten schaden muß. Ludwig XIII., Anna von Oesterreich, Maria von Mantua, Cinq-Mars, de Thou, Gondi, Bassompierre, Richelieu, der Pater Joseph, Laubardemont, Urbain Grandier, der Herzog von Bouillon, Marion de Lorme, Ninon de Lenclos, Descartes, Corneille, Milton — das ist in Wahrheit eine zu große Zahl von Berühmtheiten. Unsere Phantasie hat mehr Aussicht, sich für dieselben zu interessiren, wenn wir die Memoiren und Geschichten jener Zeit lesen, als wenn wir den Roman Alfred de Vigny's lesen: denn die Mehrzahl derselben präsentirt sich in der Wirklichkeit großartiger, als dies jemals in einem Werke dichterischer Erfindung der Fall sein kann."

Zendrini's Heine-Gedicht.

Wir haben bereits in Nr. 4 d. Bl. auf das Gedicht hingewiesen, welches der italienische Uebersetzer Heine's, Zendrini, an Wilhelm Buchholz gerichtet hat, als dieser ihm Haare des pariser Aristophanes zum Andenken überbrachte. Wir sind jetzt in Stand gesetzt, dies Gedicht in einer trefflichen Uebersetzung von Julius Schanz unsern Lesern mitzutheilen:

Gesegnet sei die Hand, die dich mir sandte,
Du Locke, die ich auf der Brust schon trage,
Gesegnet jene Hand, die sie entwandte,
Verklärter Dichter, deinem Sarkophage!

Auf meinem Herzen hast du nun die Stelle,
Wo eine andre einst belauscht sein Pochen:
Süß ist die Liebe, doch sie flieht so schnelle,
Der Genius nur hat nie sein Wort gebrochen.

Wie küßte von der Stirn, ihr lieben Haare,
Die ihr geschmückt, die Muse oft die Falten,
Die euch gestreichelt durch so lange Jahre,
Im langen Leid so blond euch ihm erhalten.

Nicht alle mehr! Die Silberasche decket
Das blonde Grau: — des Dichters Lippe ächzet,
Wenn er das erste weiße Haar entdecket,
Er, der nach ew'ger Götterjugend lechzet.

Das weiße Härlein spricht: Es naht das schlimme,
Das öde Greisenalter! zu den andern;
Ihm ist's das Haar Proserpina's, die Stimme,
Die ihn gemahnt: Du mußt zum Orkus wandern.

Beweint, geliebter Heinrich, und gepriesen
Zu Hellas Göttern bist du eingegangen,
Die ihren Freund auf Asphodelos' Wiesen
Verjüngt in Jugendherrlichkeit empfangen.

Sanft lächelt Aphrodite dir entgegen
Und Comus scherzt — es überströmt der holde,
Der Sonnengott dein Herz mit seinem Segen
Und jedes weiße Haar mit seinem Golde.

Bibliographie.

Arnold, Y. v., Der Einfluss des Zeitgeistes auf die Entwickelung der Tonkunst. Leipzig, Rhode. 8. 10 Ngr.

Balzer, J. B., Die biblische Schöpfungsgeschichte, insbesondere die darin enthaltene Kosmo- und Geogonie in ihrer Uebereinstimmung mit den Naturwissenschaften. 1ster Thl. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gedichte aus Riga. Riga, Kymmel. 16. 1 Thlr.

Heer, O., Ueber die Polarländer. Vortrag. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 9 Ngr.

Hesper, A., Was thun und treiben die Freimaurer? Chemnitz, Hein. Gr. 8. 10 Ngr.

Hilti, G., Der böhmische Krieg. Nach den besten Quellen, persönlichen Mittheilungen und eigenen Erlebnissen geschildert. 1ste Abth. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 1 Thlr.

Hoffmann, Erinnerungen an Langensalza, aus dem Sommer 1866. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 10 Ngr.

Hübner, G., Theater-Regulative. Beiträge zur Organisation des deutschen Theaters. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoge, W. J., Der blinde Bartimäus und sein großer Arzt. Aus dem Englischen. Hamburg, J. G. Oncken. 8. 10 Ngr.

Jolowicz, H., Geschichte der Juden in Königsberg i. Pr. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des preußischen Staates. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Posen, Jolowicz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Karker, F. T., F. A. Ojanam. Sein Leben und seine Werke. Paderborn, Schöningh. 16. 10 Ngr.

Tharander Jahrbuch. Zugleich Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Akademie 1866. Herausgegeben von Judeich, Schober, Pressler etc. Der ganzen Folge 17ter Bd. Leipzig, Arnold. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

Ibbeken, H. G., Das Leben Jesu nach der Darstellung des Matthäus. Ein kritischer Versuch. Oldenburg, Schulze. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Moderne Imperatoren. Diskretes und Indiskretes. Persönliche Erinnerungen eines politischen Agenten. 1stes Heft. Napoleon III. — Maximilian I. Cöln, Ahn. Gr. 8. 5 Ngr.

Koch, F., Der Geist der neuesten preußischen Regierung und ihrer Gegner, gemessen an dem Geiste des alten und des neuen Rom. 1ster Thl. Pietät. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 5 Ngr.

Krause, C., Die Töchter der Wildniß oder der Siebentödter. Historische Erzählung. Berlin, L. J. Heymann. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 1stes Bdchn.: Othello, der Mohr von Venedig. Uebersetzt von F. Bodenstedt. 2tes Bdchn.: König Johann. Uebersetzt von O. Gildemeister. Leipzig, Brockhaus. 8. Jedes Bändchen 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfinde und weil sonst die Lieferung vollständiger Exemplare nicht garantirt werden kann.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Als ein Hauptorgan der liberalen und nationalen Richtung in Sachsen und in ganz Mitteldeutschland, wird die Deutsche Allgemeine Zeitung fortfahren dem Reichstag ihre besondere Aufmerksamkeit in Leitartikeln wie in thatsächlichen Mittheilungen zu widmen. Namentlich hat sie geeignete Einrichtungen getroffen, um möglichst rasch ausführliche und zuverlässige Berichte über den Reichstag bringen zu können, und diese Einrichtungen haben sich bereits auf das beste bewährt, wie denn auch infolge davon die Abonnentenzahl ansehnlich gestiegen ist.

In ihrem Feuilleton wird die Deutsche Allgemeine Zeitung auch die Pariser Weltausstellung eingehend schildern; es ist ihr gelungen, den geistvollen münchener Maler und Schriftsteller Friedrich Pecht für eine größere Reihe von Originalberichten darüber zu gewinnen, die bald nach der nahe bevorstehenden Eröffnung der Ausstellung beginnen werden.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile (unter „Ankündigungen") 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen (unter „Eingesandt") 2½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der schönen Literatur in Spanien.

Von **Georg Ticknor.**

Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nicolaus Heinrich Julius.

Supplementband,

enthaltend die wesentlichern Berichtigungen und Zusätze der dritten Auflage des Originalwerks,

bearbeitet von Adolf Wolf.

Mit einer Vorrede von Ferdinand Wolf.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser soeben erschienene Supplementband wird allen Besitzern des bekannten Werks als unentbehrliche Ergänzung willkommen sein. Gleichzeitig wurde von dem 100 Bogen umfassenden Hauptwerk (zwei Bände) eine neue wohlfeile Ausgabe zum Preise von nur 4 Thlr. 15 Ngr. (gegen 9 Thlr. der frühern Ausgabe) veranstaltet.

Ticknor's Werk ist die erste vollständige Geschichte der spanischen schönen Literatur, und die deutsche Bearbeitung desselben hat durch zahlreiche, vom Herausgeber und von Professor Dr. Ferdinand Wolf herrührende Nachträge und Zusätze noch mannichfache Vorzüge vor dem amerikanischen Original sowie vor der spanischen Uebersetzung voraus.

Zeitschriften für 1867

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

8. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Vorstehende Zeitschriften gehören zu den geachtetsten und gediegensten der deutschen Journalliteratur und sind jedem Lesecirkel, jedem vom gebildeten Publikum besuchten öffentlichen Local als Lektüre zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen

von **Dr. C. A. Kortum.**

Elfte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Classisch in ihrer Art und echt deutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das kürzliche Erscheinen einer elften Auflage beweist. Immer wieder werden die Liebhaber naivhumoristischer Dichtung mit Behagen zur Lektüre der „Jobsiade" zurückkehren.

Subscriptionen

auf die im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende

neue wohlfeile Ausgabe des

Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon

in 70 Heften zu 5 Ngr.

werden von allen Buchhandlungen angenommen.

Monatlich erscheinen drei Hefte (à 5 Bogen). Das Werk ist auch gleich vollständig, geheftet oder gebunden, zu haben. Ein Probeheft mit Proben des Textes und der (2382) Abbildungen oder ein Prospect wird gratis geliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1867.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ludwig Uhland's gelehrte Werke. Von Reinhold Bechstein. Zweiter Artikel. — Das Jahr 1866 im Spiegel der Broschürenliteratur. — Genelli's Dante-Zeichnungen. Von E. Herkfurth. — Ein neuer Band der „Jahrbücher des Deutschen Reichs". — Feuilleton. (Ludwig Häusser; Zwei politische Gedichte; Karl Schröder's Uebersetzung des „Meier Helmbrecht".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ludwig Uhland's gelehrte Werke.

Zweiter Artikel.*)

Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1865—66. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Für das deutsche Volksepos hatte Uhland sein ganzes Leben lang eine besondere Vorliebe, und so ist auch in seinen Vorlesungen der erste Hauptabschnitt, über unsere Heldensage, der bevorzugte, bei welchem er am längsten verweilte. Von ihr handelt der ganze erste Band der „Schriften".

Uhland deutet in kurzen, aber bestimmten Zügen an, daß das Wesen der Volkspoesie in der Allgemeinheit der dichterischen Empfindung und Begabung beruhe, daß sie nur im mündlichen Vortrag lebe, wenigstens in ihrem Ursprunge, und daß ihre Gebilde lediglich mittels der Phantasie und des angeregten Gemüths durch Jahrhunderte getragen werden. Aber die Volkspoesie als solche ist bei aller Gleichartigkeit der Erscheinung doch auch verschieden je nach ihrer Heimat bei den verschiedenen Völkern.

Der Hauptinhalt unserer Heldensage war nicht blos in Deutschland, sondern auch über den skandinavischen Norden verbreitet. Uhland beschränkt sich größtentheils auf die deutschen Gedichte, zieht aber doch auch die nordischen Gestaltungen der Sage im ganzen und im einzelnen bisweilen mit in den Kreis der Betrachtung. Zuvörderst gibt er von 18 deutschen und einem lateinischen Gedicht, vom Waltharius, die Analyse in ungemein anschaulicher, kurz gefaßter und poetisch belebter Darstellung und läßt hierauf in gleicher Weise eine Uebersicht über die entsprechenden nordischen Sagendichtungen folgen. Uhland versteht es, wie selten ein Nacherzähler, das sachlich Wichtige und dichterisch Anziehende herauszuheben.

Der Analyse folgt die Erklärung der Heldensage, und zwar ergeben sich vier Momente: das Geschichtliche und Oertliche; das Mythische; das Ethische oder die Begründung in Leben und Sitte der Zeit; und endlich die Formen.

In dem ersten Abschnitt dieser Erklärung bespricht Uhland die geschichtlichen und localen Beziehungen, die uns in unsern alten Heldengedichten entgegentreten, und bewährt hier eine erstaunliche Belesenheit. Nicht blos der Zusammenhang und die Uebereinstimmung der bald mehr bald minder klaren Orts- und Personennamen in den Gedichten mit der wirklichen Geschichte und Geographie werden uns hier in reicher Ausführung entwickelt und dargelegt, sondern Uhland gedenkt auch mit besonderm Nachdruck des Unterschieds zwischen Sagenhaftem und Geschichtlichem, der Widersprüche, welche sich neben mehr äußerlichen Unrichtigkeiten selbst im Wesen der Begebenheiten und Charaktere den geschichtlichen gegenüber offenbaren, und endlich derjenigen Erscheinungen in der Sage, welche, mit der Geschichte weder im Einklang noch im Widerspruche stehend, als ideale Gebilde Phantasie und Gemüth vorzugsweise in Anspruch nehmen. Uhland schließt diesen Abschnitt und insbesondere die Sätze, welche seine Ansicht über die Natur der Heldensage bestimmt zusammenfaßten, mit einem Gleichniß, weil „in Sachen der Poesie oft das Bild am leichtesten erkläre".

> Die Sage ist ein Lagerfaß voll edeln, alten Weins; wann er angesetzt worden, weiß niemand mehr; jeder sonnige Herbst bringt ihm frischen Aufguß, und vom ersten Stoffe ist wol nichts mehr vorhanden als der immer fortduftende Geist; draußen aber auf den grünen Bergen thränen und blühen die Reben, und wenn sie blühen, gärt es auch innen im Fasse; blutrothe Trauben reifen und goldhelle; die Zeiten steigen am Weinberge geschäftig auf und nieder und tragen den neuen Gewinn herzu; indeß fließt unten rein und klar der goldene Quell, und die Sänger sind die Schenken, die das duftige Getränk umherbieten.

Uhland's Arbeiten waren öfters dem Mythus zugewandt und so hat er auch in der Erklärung der Heldensage dem zweiten, dem mythischen Momente eine bevorzugte Erörterung gewidmet. Auch hier tritt Uhland's

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 7 d. Bl. D. Red.

feines Verſtändniß für die poetiſche Seite des Mythus glänzend hervor.

Zeigt ſich in den vorhergehenden Abſchnitten, in der Nacherzählung unſere Heldengedichte, in der Betrachtung der Sage von ihrer hiſtoriſchen und mythiſchen Seite die Eigenart Uhland's in Auffaſſung und Darſtellung entſchieden ausgeprägt, ſo hätten dieſe Kapitel doch auch von einem andern Literarhiſtoriker wenigſtens in ähnlicher Weiſe behandelt werden können, abgeſehen natürlich von den durchaus originellen Punkten. Der folgende, in der Erklärung der Heldenſage dritte Abſchnitt, welcher das „Ethiſche" behandelt, iſt aber ſo durchaus eigenthümlich, ſo ganz und gar uhlandiſch, daß wir ſchon um deswillen bei ihm länger verweilen müßten. Nach meinem Gefühle, denn ich wage nicht Urtheil zu ſagen, iſt dieſer Abſchnitt vom Ethiſchen in der Heldendichtung nicht allein der originellſte und darum auch wiſſenſchaftlich förderlichſte, ſondern auch der ſchönſte, entzückendſte Theil des ganzen Buchs. Hier entfaltet Uhland die ganze Zartheit und Tiefe ſeines Dichtergemüths, hier wird uns, wie es Jakob Grimm ſo meiſterhaft an der Hand unſerer Sprache verſuchte, an der Hand unſerer alten Volks- und Heldendichtung das Bild des Lebens und der Sitte unſerer Vorfahren vor unſern Blick gezaubert. Und dieſes Bild iſt nicht ein blos poetiſches, weil es aus der Poeſie gefloſſen, ſondern es hat Kraft und Leben, es iſt leibhaftig. Auch Schatten fehlen ihm nicht; um ſo glänzender und farbenreicher erheben ſich ſeine lichten Stellen.

Der wahre und volle Gehalt des deutſchen Heldenliedes hat ſich uns weder von geſchichtlicher, noch von mythiſcher Seite erſchloſſen. Uhland bleibt nicht bei dieſen, wenn auch noch ſo wichtigen Momenten ſtehen, er erkennt das lebendige Fortwachſen der Heldenſage auch in dem längſt dem Chriſtenthum zugewandten Deutſchland als im Weſen des Gegenſtandes begründet an, und dieſes Weſen iſt Poeſie, der poetiſche Lebenstrieb. „Eine zum Volksepos ausgebildete Volkspoeſie ſtellt als ſolche das Geſammtleben des Volks dar, aus dem ſie hervorgegangen iſt." Wenn ſie auch Volksgeſchichte und Volksglauben umfaßt, ſo iſt ſie nicht an ſie gebunden, ihre Grundlage iſt das Leben und die Sitte des Volks im ganzen. Und eben dieſes Volksleben, der Volkscharakter überdauert die mächtigſten religiöſen und politiſchen Veränderungen und findet ſeine Fortdauer in der Dichtung.

Uhland wirft einen Blick auf die geſelligen Bildungen und Zuſtände jugendlicher Völker und ſchildert im Hinblick vornehmlich auf die Nachrichten in Tacitus' „Germania" die Grundformen des Geſellſchaftslebens der Germanen. Und an dieſen Zuſtänden haben die deutſchen Stämme eine lange Zeit treulich feſtgehalten. Uhland hebt das Weſen der Familie und der Gefolgſchaft in culturund rechtsgeſchichtlicher Beziehung hervor und wendet ſich, nachdem er mehrere dahin einſchlagende Werke und vor allen Jakob Grimm's „Deutſche Rechtsalterthümer" genannt und empfohlen, zu dem dichteriſchen Ausdrucke des germaniſchen Lebens in den Heldenliedern. In ihnen iſt vorzugsweiſe diejenige Seite des Lebens ausgeprägt, deren älteſte und einfachſte Erſcheinung wir in den Gefolgſchaften finden.

Um die Hauptverhältniſſe des Lebens, welche in den Liedern durchaus in beſtimmten Geſtalten hervortreten, deutlich und anſchaulich zu erweiſen, betrachtet Uhland nun der Reihe nach die Hauptcharaktere, bald in Klaſſen aufgefaßt, bald einzeln herausgeſtellt. Er denkt ſich mit Beziehung auf das Grundverhältniß der Gefolgſchaft die Helden um ihren König, den Herrn des Gefolgs, verſammelt.

Es ſind farbenreiche Gemälde, dieſe Charakteriſtiken, wie ſie nur ein Dichter entwerfen konnte. Aber nirgends iſt aus der Phantaſie geſchöpft, jeder einzelne Zug wird von dem Gelehrten gewiſſenhaft durch beigefügte Quellennachweiſe ſichergeſtellt. Den Reihen eröffnen die Könige, dann folgen die Meiſter, die Recken, der Spielmann und ſo die andern Typen aus dem Heldenleben. Um dieſes Sittengemälde zu vollenden, beleuchtet Uhland auch noch das Leben der Frauen und fügt nach der Darlegung allgemeiner Züge eine Anzahl Charakterbilder an, in welchen die bedeutendſten Richtungen weiblicher Wirkſamkeit lebendig erſcheinen. Eine Schilderung der Kriemhild, der Heldin des Nibelungenliedes, bildet den Schluß.

Der vierte Theil der „Erklärung der Heldenſage" handelt von den „Formen", von der poetiſchen Technik. Uhland beſpricht den Vortrag, den Vers, den Stil und die Compoſition oder die Geſtaltung der Lieder. Auch dieſer Theil des Buchs iſt von hohem Werth. Einen echten Dichter über die poetiſchen Formen einer entſchwundenen Literaturperiode zu vernehmen, hat von vornherein etwas Anziehendes. Iſt doch Ludwig Tieck's bekannte und einſt ſo hervorragende Einleitung zu ſeinen Minneliedern, trotzdem ſie reich an Irrthümern iſt, auch heute noch leſenswerth und belehrend. Um ſo bedeutungsvoller aber muß eine Darſtellung erſcheinen, wenn jener Dichter wie Uhland ausgerüſtet iſt mit tiefer Erkenntniß der Sprache und mit feiner philologiſcher Beobachtungsgabe. Die Philologen der kritiſchen Richtung haben ſich die Erforſchung der Metrik beſonders angelegen ſein laſſen; ihre Hauptaufmerkſamkeit war aber vorzugsweiſe auf das rein Techniſche gerichtet, weniger auf das Stiliſtiſche. In Uhland's „Vorleſungen" iſt dieſe Lücke ergänzt. Die Betrachtung des Vortrags, welche hauptſächlich vom „Singen und Sagen" handelt und vom „Leſen und Schreiben", bringt den Kennern nichts weſentlich Neues, aber die geſchickte, mit Belegen verſehene Auseinanderſetzung bietet hier im Zuſammenhang, was ſonſt gelegentlich oder in Einleitungen und Anmerkungen verſteckt ausgeſprochen wurde.

Die Betrachtung des „Stils" iſt wieder in hohem Grade originell; in dieſem kurzen Kapitel werden eine Fülle feiner Bemerkungen niedergelegt; auch dieſes iſt eine Perle des Buchs.

Uhland hatte bekanntlich eine ungemein zartfühlende, beinahe inſtinctive Erkenntniß des Volksthümlichen in der Poeſie. Hier ſehen wir deutlich, daß dieſe Gabe ihre Quelle doch nur in einem eingehenden Studium findet. Uhland hat genau beobachtet, er hat unterſucht, was aus

der individuellen Dichtersprache heraustritt in die Gemeinsamkeit des Ausdrucks und der Darstellung. Dieser gemeinsame, typisch und formelhaft sich gestaltende Stil, der ist eben der volksthümliche. Solche Forschung schärft das Auge. Was Uhland hier in den Volksepen gefunden, das fand er dann auch im eigentlichen Volksliede, in der Lyrik. Sein Hauptwerk, seine Volksliedersammlung, gibt uns den praktischen Erfolg solcher Studien, wie sie uns in diesem Kapitel über den Stil des Volksepos vorliegen, indem diese Auswahl unter der ungeheuern Masse der Lieder und Volkslieder nur das wirklich Volksthümliche, zwar nicht immer das Schönste, stets aber das Charakteristische darbietet. Bei diesen Volksliedern kann sich der Leser getrost dem sichern Urtheile Uhland's hingeben und überlassen. Bei der Bedeutung der Volksliedersammlung möchten wir auch deshalb auf Uhland's stilistische Auseinandersetzung hinweisen.

Die vierte und letzte Erörterung über die Formen handelt von der Gestaltung der Lieder. Hier wird namentlich die Ansicht zu beachten sein, daß trotz des rhapsodischen Charakters in der Form der Lieder diese Rhapsodien dem Inhalt nach schon vor der schriftlichen Aufzeichnung größere Zusammenhänge gebildet hätten; „und es sind daher der Idee nach umfassendere Dichtungen schon damals wirklich vorhanden gewesen".

Hierauf geht Uhland die Gedichte aus dem Kreise der deutschen Heldensage im besondern und als einzelne Compositionen in der Art durch, daß er von jedem, doch meist nur summarisch, die formelle Beschaffenheit, die nachweisliche oder muthmaßliche Zeit der Abfassung in ihrer jetzigen Gestalt, den Dichter, wo er namhaft gemacht werden kann, und den poetischen Werth der jeweiligen Bearbeitung angibt. Er will nur bei denjenigen etwas länger verweilen, welche irgendeine der formellen Richtungen vorzugsweise darstellen oder als ein größeres Kunstganzes, wie das Nibelungenlied, besondere Betrachtung erheischen.

Zuerst werden die Gedichte des Amelungenkreises bald kürzer, bald eingehender besprochen, wie das Hildebrandslied, Sigenot, Ecken Ausfahrt u. s. w. Im Nibelungenkreis werden zuerst der Hörnen Siegfried und Walther und Hildegund berücksichtigt, dann folgt eine längere, höchst werthvolle Erörterung über das Lied der Nibelungen, welchem sich die Klage anreiht.

Auch heute ist die Nibelungenfrage, die bekanntlich in den letzten Jahren der Anlaß wissenschaftlicher Kämpfe war, noch nicht abgeschlossen. Darum ist es doppelt wichtig und doppelt anziehend, Uhland's Ansichten über die Entstehung des uns vorliegenden Gedichts zu vernehmen. Man muß sich wundern, aber nicht minder hat man Grund, es zu bedauern, daß sich Uhland nie öffentlich über diese Frage geäußert hat. Fühlte er sich von der oft herben Art und Weise, wie der Kampf begonnen und fortgeführt wurde, abgestoßen, daß er nicht mit auf der Walstatt erscheinen mochte? Oder war er durch die neuen Ansichten zu erneutem Studium und Nachdenken angeregt worden, ohne zu einem befriedigenden Ergebnisse zu gelangen, welches er der wissenschaftlichen Welt hätte vorlegen können? Genug, Uhland hat sein gewichtiges Wort nicht mit in die Wagschale geworfen; um so mehr müssen wir uns freuen, daß wir wenigstens nachträglich noch seine Ansichten erfahren.

Es würde für diesen Bericht zu weit führen, wollten wir im einzelnen den Gedanken Uhland's nachgehen. Jeder, der sich mit Wärme für die Nibelungenfrage interessirt, wird in dem Buche selbst Belehrung suchen; ja für manchen mag gerade dieser Abschnitt mit der erste Anlaß sein, Uhland's „Schriften" zur Hand zu nehmen. Wir wollen hier nur das Endergebniß Uhland's berühren.

Nachdem er den Ansichten L. Bauer's, der die Nibelungen vom ästhetischen Standpunkt aus als ein in künstlerischer und psychologischer Einheit und Folgerichtigkeit durchgeführtes Kunstganzes auffaßte und mit Begeisterung pries, die von Wilhelm Grimm gegenübergestellt hatte, welcher das Gedicht nicht als das Werk eines Einzigen anerkannte, sondern als eine Zusammensetzung einzelner und verschiedenartiger, zum Theil noch ungeschickt verbundener Lieder bezeichnete, sucht Uhland einen dritten Weg, eine Vermittelung zwischen diesen auf den ersten Blick so unversöhnlich scheinenden Widersprüchen. Die wichtigsten Sätze, die Ergebnisse in Uhland's Erörterung, sind nun folgende: Der Dichter der Fabel war nicht ein Einzelner, sondern die längst im Volke wirkende dichterische Gesammtkraft.... Wir haben wenigstens einen solchen Ordner der ältern Lieder, der sie im Geiste seiner Zeit zu einem Ganzen geordnet hat.... Auch wir werden im Sprachgebrauch unserer Zeit kein Hinderniß finden, den Ordner, dem wir solche Eigenschaften zuschreiben, gerade heraus einen Dichter zu nennen. „Er ist, um es kurz zu bezeichnen, nicht der Dichter der Sage, aber der Dichter des Liedes, wie es als ein Ganzes vor uns liegt."

Unter der dritten Rubrik Hegelingenkreis wird die Gudrun, das einzige Gedicht dieses Heldenkreises, in ganz kurzer Weise besprochen. Hieran reiht sich eine ebenfalls kurze Erörterung über die deutsche Sage in der nordischen Poesie.

Uhland schließt seine Darstellung der deutschen Heldensage mit einem Kapitel über die „Nichtcyklischen Heldensagen", wobei er sich hauptsächlich auf der Brüder Grimm „Deutsche Sagen" bezieht. Es versteht sich, daß gar manche dieser nichtcyklischen Sagen, die einer jüngern Zeit angehören, streng genommen nicht zur eigentlichen Heldensage zu rechnen sind. Zur Vervollständigung aber des Bildes der Sage und Sagendichtung gehörte auch die Berücksichtigung namentlich der deutschen Kaisersage. „Mit Rudolf von Habsburg zieht die deutsche Kaisersage, ihr Grab suchend, noch einmal durch das Land und legt sich in der alten Kaisergruft zu Speier nieder. Fortan erscheint sie nur selten mehr unter den Lebenden."

Hiermit schließt der erste Hauptabschnitt der Vorlesungen, die Heldensage, und zugleich der erste Band der „Schriften".

Der zweite Hauptabschnitt behandelt: „Heiligensagen und Rittergedichte", welche im Gegensatze zu der heimischen Sage christlich-romanischen Ursprungs sind.

Die deutschen Schriftdenkmäler in der Sprachperiode des Althochdeutschen und Altniederdeutschen sind fast durchaus geistlichen Inhalts, theils in prosaischer Rede, theils in gebundener Form, und die bedeutendsten sind Uebersetzungen und Bearbeitungen der Heiligen Schrift. Uhland gibt über dieselben einen kurzen Ueberblick und charakterisirt sie nach Inhalt und Ausdruck, nach ihrem sprachlichen und dichterischen Werthe. In gleicher Weise werden die Bearbeitungen apokryphischer Schriften besprochen, bald kürzer, bald ausführlicher. Von besonderm Werthe scheinen uns Uhland's „Bemerkungen über diese Apokryphen und ihre Behandlung in deutschen Gedichten", welche sich an die vorhergehende literarische Erzählung und Analyse anknüpfen.

Uhland verkennt nicht die Schattenseite dieser Schriften, aber er weiß auch die Bedeutung jener Erzählungen als Gebilde der Sage und der Volksdichtung wohl hervorzuheben. Man hat um so mehr auf dieses Urtheil Gewicht zu legen, als sonst in den Literaturgeschichten eine solche innerliche Auffassung selten gefunden wird. Jene auf bloßer Fiction beruhenden Apokryphen sind ja nicht „die Arbeit irgendeines einzelnen, sondern das Ergebniß eines allmählichen Wachsthums und einer Vereinigung verschiedenartiger Bestandtheile". Ueber die Abkunft und Jugendzeit Mariens, über ihr Schicksal nach dem Tode des Erlösers und über ihr Ende; über Jesu Leben bis zu seinem zwölften Jahre: über all das gibt die Heilige Schrift keine Auskunft. „Die Phantasie — und dieser Ausspruch Uhland's mag besonders beachtet werden — in jenen Jahrhunderten stets geschäftig, duldet keine leeren Räume; sie ergriff die in der Heiligen Schrift gegebenen Grundzüge; diese im Geiste der Zeit weiter entfaltend, erfüllte sie den Umkreis der heiligen Geschichten in derselben Weise, wie die weltlichen Sagenkreise sich ausgebildet."

An die Dichtungen, welche die apokryphischen Schriften zum Stoffe haben, schließen sich die Legenden, zunächst die Marien-Legenden, welche bekanntlich in einer großen Menge Erzählungen verbreitet sind. Aus der Fülle der andern altdeutschen Gedichte, welche das Leben und das Märtyrerthum heiliger Männer und Frauen zum Gegenstande haben, hebt Uhland vorzüglich nur dasjenige aus, welches innerlich werthvoll oder heimischem Boden entsprungen ist oder welches auch als Werk eines sonst namhaften Dichters besondere Beachtung verdient.

Der erste christlich-ritterliche Sagenkreis tritt uns im karolingischen Epos entgegen. Zuerst in der altfranzösischen Poesie ausgebildet, fand es dann seinen Weg nach Deutschland. Nachdem Uhland einen kurzen Ueberblick über die altfranzösischen Heldengedichte gegeben, wobei er einzelne Gedanken wiederholt, die er in seiner Abhandlung über das altfranzösische Epos in der Zeitschrift „Die Musen" (1812) ausgesprochen, zählt er die deutschen Bearbeitungen auf, die noch nicht alle vollständig gedruckt vorliegen: Das Gedicht des Pfaffen Kunrat von Karl dem Großen und dessen Ueberarbeitung durch den Stricker und andere. Auch Sagen, die nicht für sich eine dichterische Verwerthung in älterer Zeit gefunden, werden namhaft gemacht.

Die Betrachtung der poetischen Bearbeitungen griechischer und römischer Fabeln ist nur eine gedrängte. Am längsten verweilt Uhland bei der „Aeneis" des Heinrich von Veldeke. Ebenso werden die Gedichte vom König Artus und der Tafelrunde nur kurz besprochen und die Eigenthümlichkeiten ihrer Verfasser nur in leichten, aber bestimmten Zügen hervorgehoben.

Größere Anziehungskraft scheinen auf Uhland die Dichtungen vom „heiligen Gral" ausgeübt zu haben. Hier finden wir eine breitere Ausführung. Aehnlich wie bei den Charakteren aus der deutschen Heldensage sind auch hier die einzelnen Gestalten in besondern Bildern dargestellt. Wolfram's von Eschenbach „Parzival" und „Titurel", der „Jüngere Titurel" und „Lohengrin" sind die Gedichte, welche dieser Betrachtung zu Grunde liegen. Nach einer kurzen Besprechung des Gral und des Gralkönigthums wird uns die Geschichte von Titurel, Amfortas, Sigune, Parzival, Ferafir und Lohengrin in jener einfachen und poetisch-innigen Darstellung erzählt, welche wir bei den Analysen der deutschen Heldengedichte bewunderten. Wie eifrig auch diesen Erscheinungen der Literatur sich die Forschung zugewendet hat, so wird doch Uhland's gewissenhafte und dichterisch nachempfindende Deutung der Gralsage als eine Bereicherung dieser Literatur anzusehen sein. Mit einer Betrachtung über Wolfram von Eschenbach, den „phantasiereichsten unter den deutschen Dichtern dieses Zeitraums", über seine Eigenthümlichkeiten, Vorzüge und Fehler und über seine Lebensumstände schließt Uhland den zweiten Hauptabschnitt.

Wir müssen beklagen, daß es uns nicht vergönnt ist, über Gottfried's von Strasburg „Tristan und Isolde" Uhland's Urtheil zu vernehmen. Man könnte auf den ersten Blick vermuthen, daß sich Uhland's reiner und keuscher Sinn von diesem Liebesromane abgestoßen gefühlt und darum die Besprechung desselben vermieden hätte. Indessen dies ist deshalb nicht anzunehmen, weil Uhland's historischer Sinn sich von den Eindrücken einer modernen Prüderie gewiß nicht überwinden ließ. Der Grund, weshalb Uhland die Ritterdichtungen mit Wolfram abschloß, beruht lediglich im Zeitmangel. Er sagt selbst, daß auf Wolfram noch mehrere namhafte Meister der Aventure folgten, Gottfried von Strasburg in seinem „Tristan", Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg; da jedoch diese Art der Poesie in Wolfram ihren Culminationspunkt erreicht habe, so schließe er bei der noch kurz zugemessenen Zeit mit ihm die Reihe.

Der dritte Hauptabschnitt der Vorlesungen handelt vom „Minnesang". Derselbe ist hier weggeblieben, weil nach der Angabe des Herausgebers auch eine spätere Wiederholung des Gegenstandes vorliegt, welche sich in einem der folgenden Bände an die Schrift über Walther von der Vogelweide und die Abhandlung über das Volkslied anreihen wird, mit der dieser Abschnitt sich vielfach berührt.

Der Zeitmangel, der sich ja bekanntlich gegen das Ende der Vorlesungen fühlbar zu machen pflegt, hat auch den letzten Hauptabschnitt über die „Zeit- und Lehrgedichte" so kurz werden lassen. Uhland begreift unter jenem Namen diejenigen Gedichte, deren Endzweck nicht sowol ein poetischer als in kirchlich-politischer oder sittlich-lehrhafter Hinsicht, im Tone des Ernstes oder dem des Scherzes, ein praktischer sei. Die wichtigsten didaktischen Gedichte sind bekanntlich Thomasin's „Welscher Gast", Freidank's „Bescheidenheit" und Hugo's von Trimberg „Renner". Wir müssen bedauern, daß namentlich die „Bescheidenheit" nicht eingehender von Uhland entwickelt worden ist wegen der vielen echt volksthümlichen Züge in dieser besten deutschen Spruchsammlung.

Sebastian Brant hat am Anfang des 16. Jahrhunderts die beiden Lehr- und Spruchgedichte, den „Freidank" und den „Renner", für seine Zeitgenossen erneut; es ist dies eine Bestätigung einer frühern Bemerkung Uhland's, „daß eben in dem didaktischen Bestandtheile der Poesie des Mittelalters die Vermittelung dieser Periode mit dem Geiste der neuern Zeit zu suchen sei". Eine Darstellung unsers mittelalterlichen Dramas finden wir in Uhland's Vorlesungen nicht. In seiner „Einleitung" spricht er es einmal aus, daß dramatische Dichtung, zum Schauspiel ausgebildet, im deutschen Mittelalter nicht vorhanden gewesen sei. Das war zu seiner Zeit ein durchaus richtiger Ausspruch. Jetzt nach so manchen Funden und Forschungen kennen wir auch eine reiche dramatische Poesie, doch gehört sie zum größten Theil dem 15. Jahrhundert an, wenigstens in ihrer Ueberlieferung. Ein Drama in höherm Sinne enthält diese Literatur der sogenannten „Spiele" nicht; ihr vorzüglichster Werth besteht in ihrer volksthümlichen Aufgabe und eben darum müssen wir es bedauern, daß wir gerade eine Darstellung derselben vor Uhland entbehren.

Reinhold Bechstein.

Das Jahr 1866 im Spiegel der Broschürenliteratur.

Die großen Ereignisse des Jahres 1866 werfen natürlich auch ihre Schatten und ihr Licht in die Literatur. Gegenüber so raschen Thaten muß freilich auch das Wort sich kurz fassen, wenn es Gehör finden will. So legte die Publicistik den Ueberschuß, den sie in den Zeitungen nicht verwerthen konnte, in Broschüren nieder; alle Parteien, alle Richtungen sprechen sich in diesen Flugblättern aus, welche zwar nur dem Augenblick angehören und ganz deutlich die Signatur der von Monat zu Monat sich ändernden Zeitlage an sich tragen, doch aber nicht ganz „den Winden gegeben", sondern auch von der Kritik „eingehascht" werden sollten, weil sie mehr oder weniger alle die Zeit bewegenden Gedanken nicht blos für die Gegenwart, sondern für längere Zukunft hinaus widerspiegeln. Die liberal-nationale, preußische Partei ist allerdings am zahlreichsten vertreten; es ist die Partei der Initiative, der nationalen Umwälzung, der Zukunft. Kleinlauter waren die Großdeutschen, auch schon lange Zeit vor dem preußischen Waffensiege. Einige dieser politischen Schriften werfen den Blick über die Grenzen Deutschlands hinaus; die meisten beschäftigen sich mit den innern Fragen.

Eine kurze Revue der politischen Broschüren gibt eine willkommene Ergänzung zu den unerschütterlichen Thatsachen dieses Jahres, indem sie uns die wandelbaren Meinungen und Stimmungen vorführt, welche ihnen vorausgingen oder folgten.

Am meisten von sich sprechen machte die folgende Broschüre:

1. Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten. Von Heinrich von Treitschke. Berlin, G. Reimer. 1866. Gr. 8. 3 Ngr.

Sie wurde von der sächsischen Polizei confiscirt, dann wieder von dem Generalstaatsanwalt in Dresden infolge preußischer Anforderung freigegeben. Sie ist, wie alle Schriften Treitschke's, schwunghaft stilisirt; der Autor hat die Geste des Volkstribunen und spricht die Sprache der Begeisterung, die kein Blatt vor den Mund nimmt. Das Prophetenthum des Bundes- oder Einheitsstaats, mit einem os magna sonaturum vorgetragen, hätten sich allenfalls auch die Gegner gefallen lassen mindestens als oratorische Leistung. Böses Blut machten nur die Schilderungen sächsischer Zustände wegen ihrer schneidenden Schärfe, indem der Autor damit seinem engern Vaterlande einen allzu bissigen Fehde- und Absagebrief schrieb. Es steigerte die Verbitterung, daß er gerade sociale Zustände mit hereinzog, über das dresdener Theatergeschwätz z. B. sich lustig machte und die weißgekleideten Jungfrauen der Zukunft schon im voraus mit kritischer Lauge übergoß. Das Interesse für diese Schrift wurde nahezu ein dramatisches, als man den Lossagebrief des eigenen Vaters von dem gegen sein engeres Vaterland so rebellischen Sohne veröffentlichte. Man sah durch den politischen Conflict der Zeit Zerrüttung in das Familienleben getragen. Viele Anschauungen Treitschke's, die er in dieser Broschüre vertreten hat, sind inzwischen durch die Zeitereignisse bekräftigt worden.

2. Ueber Rom und Paris nach Gotha oder die Wege des Herrn von Treitschke von Ludwig Bamberger. Stuttgart, E. Ebner. 1866. 8. 7½ Ngr.

Bamberger richtet sich nicht gegen die deutsche Politik Treitschke's, mit welcher er, nach den Erklärungen, welche die Zeitungen von ihm brachten, mancherlei Berührungspunkte hat, sondern gegen die Verherrlichung des Bonapartismus, die sich in einer Studie der „Preußischen Jahrbücher" ausspricht. In Bezug auf die deutsche Politik wehrt sich Bamberger schon in dieser Schrift gegen die Anklage, unter die Föderalisten gegangen zu sein, obgleich er damals in Abrede stellt, daß ein Preußen existire, dem man sich anschließen könne. „Preußisch sein, ist nur ein error facti; kleinstaatlich sein, ist ein error juris. Error juris nocet, error facti non nocet." Bamberger, dessen Broschüre sich durch schlaghaften Witz auszeichnet, gibt von dem „vornehmen" Stil Treitschke's eine Charakteristik, die sehr viel Treffendes enthält:

Hr. von Treitschke ist ein Stilist, er besitzt nicht nur die ganze Sprache, sondern auch noch nebenbei ein Raritätenkästlein ungewöhnlicher Wörter, mit denen er an gewünschter Stelle kunstvolle Effecte hervorzubringen weiß; er besitzt auch die Fachgeheimnisse, dank denen die Maler z. B. lernen, den Zauber des Mondlichts über eine Landschaft zu verbreiten, und er bedient sich deren oft genug, z. B. da, wo es beim Hereinbruch des Christenthums in die alte Welt bei ihm heißt „und endlich ertönt aus der müden Welt der Aufschrei der Creatur nach Versöhnung mit ihrem Schöpfer", oder ein andermal zur Charakteristik von Paris: „Die Stadt, die schon im Mittelalter ein Liebesgarten war und eine Herberge aller süßen Sünden." Gewiß bei der erblichen Sprödigkeit und Armuth der Form, an denen die historische und politische Abhandlung noch immer bei uns laborirt, verdient ein Mitarbeiter, der die Sprache so gut führt und beherrscht, daß man ihn gern willkommen heißt. Auch daß unserm Schauspiel und Roman die flüssige Conversationssprache fehlt, wie der Revue und Zeitung der frische Lebenston, auch das gehört zu den Thatsachen, die wir erst ganz beseitigen können, wenn das Leben der Nation einmal wirklich in einem breiten Strom dahinwallen wird, und wollte man sich verführen lassen von dem Spieltrieb des Ideenzusammenhangs, mit dem Hr. von Treitschke einen anstecken könnte, man könnte sagen: seine preiswürdigen unitarischen Gesinnungen äußern sich auch in der Form des hohen Anstandes, mit dem er in die publicistischen Verhandlungen eintritt. Wenn aber diese selbige Meisterschaft der Form durch ein übertriebenes Gebaren entstellt wird, so liegt in offenbarer Weise der Grund dazu in dem herrschenden Gedanken, aus dem folgerichtig Inhalt wie Form entspringen. Subjectiv ist es das Bewußtsein der Vornehmheit, objectiv die Absicht zu imponiren, welche die charakteristischen Kennzeichen dieser Manier ausmachen. Wir kommen aus der Feierlichkeit nicht heraus, und alle theatralischen Mittel werden aufgeboten, den Leser in fortwährender Ehrfurcht zu erhalten. Daher der Verbrauch der ungewöhnlich starken Beiwörter (seinerzeit schon im Aufsatz über das Ordensland Preußen, überhaupt ein wahlverwandter Stoff, welcher den Autor reizte, alles über Lebensgröße zu malen), daher die häufigen Perioden mit majestätisch langer Schleppe, daher endlich besonders die Manie, durch unverhältnißmäßig wichtige Auffassung unbedeutender Nebendinge den Leser zu erstaunen und zu betäuben. Der geringfügigste Ausspruch, jede unverbürgte Anekdote werden mit dem Epitheton: schrecklich, entsetzlich, toll, angekündigt, „zu mehr Forcht" pflegt die Carolina zu sagen.

Nicht minder glücklich ist die Charakteristik Napoleon's als eines „wesentlich modernen" Menschen. Im ganzen wendet sich Bamberger hauptsächlich gegen Treitschke's aristokratische Anschauungen und gegen zwei seiner Axiome: das eine Axiom ist das vom Sündenfall durch die in die Welt gekommene Idee der Gleichheit; das zweite hüllt sich in den Satz, daß die Monarchie die Staatsform der Neuzeit sei, wie die Republik die Staatsform des Alterthums. Der sprudelnde Ton der Broschüre erinnert an die Heine-Börne'sche Zeit und bildet einen scharfen Gegensatz gegen den oratorisch-prunkhaften Ton Treitschke's.

3. Wer war Herr von Beust? Wo ist unser König? Wie steht's mit unserm Lande? Drei Zeitfragen kurz erörtert von einem sächsischen Staatsbürger. Halle, Heynemann. 1866. Gr. 8. 2 Ngr.

4. Sachsen und die königlich sächsische Landescommission. Vom Verfasser der drei Zeitfragen: Wer war Herr von Beust? Gera, Griesbach. 1866. Gr. 8. 2 Ngr.

Beide Schriften sind Actenstücke der Stimmung preußenfreundlicher Kreise in Sachsen nach dem Ausbruch des Kriegs, mit heftigen Ausfällen gegen das Beust'sche Regiment. Der Schluß der ersten Broschüre verkündet „kommende Tage deutscher Einheit und Freiheit, wo Sachsen unter der Obhut eines deutschen Parlaments und eines deutschen Kriegsheers unter Preußens Führung erst im eigentlichen Sinne zu einem glücklichen Lande heranblühen wird".

5. Preußen und seine Bedeutung für Deutschland. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Schrift ist vor dem Ausbruch des Kriegs verfaßt; sie enthält Variationen über das Motto: Preußens Niederlage ist Deutschlands Niederlage, richtet sich gegen den schleswig-holsteinischen Particularismus und die Verderblichkeit seines Ziels, sowie gegen das demokratische Programm: „Durch Freiheit zur Einheit." Die Freiheit hält der Autor für die schönste Frucht des neuen Lebens, das erblühen wird nach Entscheidung der Machtfrage, nach hergestellter Einheit des Vaterlandes; deshalb erscheint ihm die Herstellung eines einheitlich kräftig wirkenden Staats für ganz Deutschland — mit vorläufiger Nichtberücksichtigung Oesterreichs als eine politische Pflicht des deutschen Volks; er setzt die wohlthätigen Wirkungen eines Anschlusses an Preußen für die Einzelstaaten, für Preußen selbst und für ganz Deutschland auseinander. Die politischen Ereignisse haben sich seitdem in der Richtung entwickelt, wie sie diese Broschüre angab.

6. Hohenzollern, Habsburg und Frankreich für und gegen Deutschland! und welche Gestalt wird Deutschland nun erhalten? Ein offenes Wort für Volk und Fürsten über Krieg, Frieden und deutsches Parlament. Dem deutschen Volke gewidmet von Heinrich Matthaey. Lübeck, Kaibel. 1866. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diese Broschüre ist am 30. Juli 1866 nach den kriegerischen Entscheidungen geschrieben. Ihre Tendenz ist entschieden antiösterreichisch, ihr Motto: Habsburg hinaus aus Deutschland! Habsburg war nach Ansicht des Verfassers immer das Unglück Deutschlands. Preußens Mission wird mit Wärme vertreten.

7. Die natürliche Grenze. Ein Gedanke für Deutschland. Nebst einer Karte der wahren Ostgrenze Frankreichs und des neuen Staates Arelat. Zweite Auflage. Philadelphia, Flugschriftenverlag. 1866. Gr. 8. 3 Ngr.

Eine kartographische Zukunftsphantasie von einem österreichischen Offizier, offenbar vor dem Kriege und ohne Rücksicht auf die innern deutschen Verwickelungen abgefaßt. Daß das Werkchen österreichischer Herkunft ist, zeigt der Gedanke, das ganze Donaugebiet gehöre zu Deutschland. Daß an beiden Ufern der Donau jenseit Ofen und Pesth noch das Arndt'sche Deutschland, „wo die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt", zu finden sei, wird wol niemand behaupten wollen. Doch darauf kommt es dem Verfasser bei seiner nach Stromgebieten messenden deutschen Vergrößerungspolitik nicht an. Am schlimmsten fährt Frankreich dabei, dessen Ostgrenze in einer Weise revidirt wird, die fast an deutschen „Chauvinismus" grenzt. Zu Deutschland gehört der ganze Rhein, die vollständige Mosel, sammt der Schelde und

Maas. Nicht genug damit, aus dem Rhônegebiet wird ein neuer Staat Arelat gebildet, als ein Keil angestemmt an die zu Schutz und Trutz damit verbundene Schweiz. Dies Arelat ist das alte Burgund, ein Zwischenreich, von welchem bereits Luden in seiner „Deutschen Geschichte" spricht:

Aus einem höhern Standpunkte der Politik betrachtet, wäre es freilich für Deutschland, Italien und Frankreich vortheilhafter gewesen, daß ein unabhängiger Zwischenstaat im Lande der Allobrogen, Helveten und Burgunder die unmittelbaren Reibungen zwischen jenen großen Staaten verhindert und den Weltfrieden gesichert hätte, denn das Deutsche Reich gewann durch dies verwilderte und zerstückte Burgund um so weniger etwas an innerer Stärke, da dies seine Grenzen über das Gebirg hinaus erweiterte, welches die Natur ihnen als Volksfeste hingestellt zu haben scheint.

Revisionen der Karte Europas macht man heutzutage nicht mit der Feder, sondern mit dem Zündnadelgewehr. Dem Wiener Congreß schwebte jener neue Zukunftsstaat Arelat ebenso wenig vor wie die andern stromgebietlichen Erweiterungen Deutschlands. Damals konnte er Frankreich zerstückeln, mindestens deutsche Lande, wie das Elsaß, zurückfordern. Es ist nicht geschehen. Von selbst aber wird der Wolf, um bei dem Lieblingsmärchen des Verfassers zu bleiben, weder die Großmutter noch das Rothkäppchen herausgeben.

8. Nur Gut für Blut. Ein Wort an das preußische und deutsche Volk. Geschrieben nach der Schlacht von Sadowa und der Verschenkung Venetiens. Breslau, Schletter. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Schrift ist unter den Eindrücken des Waffenstillstandes zwischen Preußen und Oesterreich geschrieben und warnt, unter Rückblicken und Erinnerungen an deutsche *Kleinstaaterei* aus napoleonischer Zeit, vor einem *halben Frieden*:

Einmal haben wir den Einsatz an Schmerzen, Leichen, Opfern, Selbstbezwingung, Entschließungen, Verlusten gemacht in diesem großen Würfelspiel des Kriegs; dürfen wir um eines geringen Gewinns willen dies blutige Spiel aufgeben — dürfen wir diesen Einsatz leichtsinnig gethan haben, um ihn später zweifellos noch einmal wiederholen zu müssen? Was hingegeben wird, ist hingegeben, was verloren ging, bleibt verloren; nur ein volles Pfand starker, fruchtbringender nationaler Zukunft ist Lohn, Ersatz — und *Indemnität* dafür. Nur „Gut für Blut" — ein wahres, edles Gut: *ein deutsches Vaterhaus für die deutschen Söhne!* Darum aufgeräumt in Deutschland, daß wir unter dem Schutt und Staube der Trägheit, der Jämmerlichkeit es selber, dieses Deutschland, in seiner Realität entdecken! Wir wollen kein Unrecht, auch selbst ein blos formales nicht; aber wir wollen, wir *müssen* wollen, wir fordern, wir *müssen* fordern eine Unterordnung der widerstrebenden Potenzen unter die Nothwendigkeit der Geschichte, eine Unterwerfung der Kleingeister unter den großen deutschen Geist, der längst seinen Harnisch unter dem Kleide trug und heute zum zweiten male unter preußischen Fahnen sich seine Sporen verdienen geht.

9. Politische Mondsucht und Realpolitik. Eine Studie zur Tagesgeschichte von *Eduard Loewenthal*. Berlin, Expeditionsverlag des kritisch-literarischen Instituts. 1866. 8.

Der Verfasser dieser Schrift ist der Begründer der deutschen Cogitantengemeinde; die Schrift selbst ist im Mai 1866, also vor Ausbruch des Kriegs geschrieben und trägt das Motto: „Fiat Germania, pereat stultitia!" Loewenthal wendet sich gegen die Sklaven der öffentlichen Meinung und des Parteiencultus, welche das Selbstdenken verlernt haben. Die Schwäche der Gehirnnerven erscheint ihm als das charakteristische Zeichen der politisch Mondsüchtigen:

Das Hauptsymptom der politischen Mondsucht ist, daß nie eine Sache oder ein Gedanke festgehalten wird, daß vielmehr der Patient stets von der Hauptsache auf Nebensächliches abschweift und so vom Hundertsten ins Tausendste geräth, indem er theils von fixen Ideen (Schablonen) beherrscht wird, theils ein Spielball der verworrensten, zusammenhangslosesten Eindrücke oder Idiosynkrasien ist. Es gibt sodann ausgebildete, selbstbewußt Mondsüchtige und unbewußt Mondsüchtige. Letztere bilden das große Heer von Statisten der öffentlichen Meinung.

Ihm scheint es nöthig, diese Mondsüchtigen wieder an ein logisches und pragmatisches Denken zu gewöhnen. Als Schlagworte politischer Mondsucht erscheint ihm der Ausspruch: „Freiheit wollen wir, dann erst Einheit", das Recht der Selbstbestimmung u. s. w. Loewenthal meint: „Macht ist Freiheit." Das gilt allerdings in völkerrechtlicher Hinsicht von Staat zu Staat. Der Staat ist frei, der die Elnbogen frei hat und allenfalls seine Nachbarn rempeln kann, ohne von ihnen wiedergestoßen zu werden. Der freieste Mensch ist dann der Despot, die Freiheit des einen die Knechtschaft der andern. Doch die Freiheit im Staat beruht nur auf der harmonischen Ordnung der Machtverhältnisse; die Theorie des Hobbes ist zu veraltet, um sie wieder aufzuwärmen. Was Loewenthal unter „Realpolitik" versteht, zeigen seine Auseinandersetzungen von der Mission des preußischen Staats:

Dieser steht im Begriff, ein neues, den jetzigen Verhältnissen entsprechendes und von diesen bedingtes Recht zu schaffen und eine wirkliche nationale Selbstbestimmung sowie eine Consolidirung der einzelnen Staaten anzubahnen. Daß Preußen sodann allein die deutsche Freiheit zu wahren vermag, hat es in den Befreiungskriegen und neuerdings gegen Dänemark bewiesen. Weitere Beweise wird es bei jeder Gelegenheit liefern. Geistige Freiheit finden wir in keinem Kleinstaate in so ausgedehntem Maße als in Preußen. Daß endlich das materielle Interesse Deutschlands von Preußen stets in erster Linie vertreten wird, das beweist die Geschichte der deutschen Handelsverträge und des Zollvereins. Freilich hat man selbst diese Wohlthaten den politisch Mondsüchtigen aufzwingen müssen, da sie sich jahrelang dagegen sträubten wie eigensinnige Kinder.

Die Broschüre ist schlagfertig geschrieben und appellirt, im Geiste des cogitantischen Naturalismus, an Verbesserung der Gehirnnerven der Nation.

10. Die schlechteste Staatsverfassung. Erörterung eines Unparteiischen. Halle, Fricke. 1866. 8. 6 Ngr.

Die Tendenz dieser Schrift spricht sich in dem Motto aus Schiller's „Demetrius" aus:

Der Staat muß untergehn früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Der Verfasser gibt sich anfangs das Ansehen, als erkläre er sich nur gegen die unreine oder gemischte Herrschaft, bei der zwischen Fürst und Volk die Gewalt getheilt ist, gegen das Justemilieu des Constitutionalismus. Er könnte dann noch ein ebenso guter Republikaner, wie

reiner Monarchist sein. Das ist aber nicht der Fall. Die getheilte Herrschaft ist ihm nur ein Mittelweg, nicht zwischen zwei Irrthümern, sondern zwischen „einem Irrthum und einer Wahrheit, die Wahrheit aber ist für ihn die uneingeschränkte Fürstenherrschaft". Als Anwalte derselben werden Jesus Sirach und andere weniger apokryphische Schriftsteller heraufbeschworen, wie Aeschylus, Sophokles, Plato, Plautus, Cicero, Vellejus Paterculus, Calderon, Dante, Tasso, Luther, Klopstock, Goethe, Schiller, Klaus Groth und am Schluß sogar der Herbertianer Taute, der doch mit einer gewissen Schüchternheit am Schluß dieser, so viele weltgeschichtliche Größen umfassenden Vorstellungsreihe erscheint und über die statische Schwelle emportaucht. Unser hallenser Prediger disponirt seinen Sermon echt homiletisch nach äußern und innern Zeugnissen, welche letztern beweisen, daß die getheilte Herrschaft sinnlos, gottlos und heillos sei. Das Werkchen verdient, in der Löwenstadt an der Saale verlegt zu sein, wo Heinrich Leo schon so lange gegen die societas leonina des Antichrists und der Staatsgewalt, den modernen Constitutionalismus, protestirt.

11. Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung. Von Julian Schmidt. Fünfter Abdruck. Berlin, Springer. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Auch Julian Schmidt wendet sich wie Loewenthal gegen die politische Mondsucht, nur daß er weit energischer argumentiren kann, weil er nach dem Krieg und seinen glänzenden Erfolgen schrieb. Er wirft einen geschichtlichen Rückblick auf die Stellung und Bildung der Parteien Nationalverein und Fortschrittspartei und weist darauf hin, daß einer großen Zeit gegenüber die Mittel nicht mehr anschlagen, die für eine kleine sich ziemten.

Der alte Parteigegensatz hat sich überlebt: wäre man, den heutigen Ansprüchen gegenüber, noch im Stande zu sagen, worin sich Altliberale, linkes Centrum, Fortschritt unterscheiden? Alle die kleinen Streitigkeiten verschwinden gegen die eine große Frage: sollen wir das glorreich begonnene Einheitswerk unterstützen oder nicht? Mit dieser Frage löst sich auch der innere Conflict.

Daß die alten Parteien bereits gesprengt sind, ist eine Thatsache. Sie krystallisiren sich jetzt um einen andern Mittelpunkt, um den der Einheit, wodurch ihre frühere Gruppirung gänzlich verändert wird. Was den Sieg der conservativen Partei betrifft, der bei den Abgeordnetenwahlen für die zweite preußische Kammer, dem Zeitpunkt, in welchem Julian Schmidt seine Broschüre abfaßte, schon ebenso entschieden war wie neuerdings bei den Parlamentswahlen, so sucht ihn Julian Schmidt in der allein richtigen Weise zu erklären. Er meint, die Regierung und die conservative Partei würden in einen schweren Irrthum verfallen, wenn sie annähmen, daß die Mehrheit des Volks plötzlich in das reactionäre Lager übergegangen wäre und ihre Ansichten über §. 99 der Verfassung, über Herrenhaus, Kreistage, Preßfreiheit, Wuchergesetze u. s. w. über Nacht gewechselt hätte.

Die Mehrheit des Volks — jetzt nicht mehr Publikum, sondern Väter und Brüder der jungen Männer, die in den Krieg zogen — hatte den richtigen Instinct, daß es sich in diesem Augenblick darum handle, mit Hintansetzung aller sonstigen Interessen Preußen zum Siege zu verhelfen. Sie fand nur zwei organisirte Parteien vor, die conservative und die Fortschrittspartei. Die letztere wollte den Budgetkrieg nun erst recht fortsetzen, die erstere gab ihre alten Traditionen von österreichischem Bündniß, Legitimität u. s. w. auf und unterstützte eine in ihren Augen immer etwas revolutionäre Politik, die aber preußisch war. So wählte man die Conservativen; wer sonst noch einen Platz fand, verdankte ihn seinem persönlichen Ansehen; nur in einer Stadt, in Halle, regte sich eine nationalliberale Partei, und mit Erfolg.

Die Anerkennung, die Julian Schmidt dem Grafen Bismarck zollt, ist, trotz einiger auf die innere Politik bezüglichen Einschränkungen, eine warme und begeisterte:

Auch Graf Bismarck ist falsch beurtheilt worden, was um so wunderbarer erscheint, da er sich über seine Zwecke von vornherein mit einer fast burschikosen Offenherzigkeit ausgesprochen hat. Er hat für einen constitutionellen Minister manche gefährliche Eigenschaften: er hat gar kein Verständniß für bürgerliche Art, er verlangt rasches Entgegenkommen des Verständnisses, wo sich der Deutsche nur allmählich hineinleben will; er kann einen Witz nicht unterdrücken, jede seiner Behauptungen reizt den Widerspruch. Als er äußerte, die Einheit Deutschlands könne nicht durch Toaste und Resolutionen, sie könne nur durch Blut und Eisen herbeigeführt werden, erhob sich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung, obgleich eine ganz nüchterne Wahrheit darin lag: auch die Mauern von Jericho werden heute nicht mehr durch Posaunen, sie werden nur noch durch Kanonen umgeworfen. Er fand einen gewissen Reiz darin, allein zu stehen und von der Verantwortlichkeit eines großen Unternehmens mehr auf seine Schultern zu laden, als ein sterblicher Mensch darf. Für die innern Zustände fehlt ihm die Schule und das Interesse: für den wirklichen Neubau eines Staats wird er schwerlich der Mann sein. Es wird ihm nicht leicht, diejenigen Geschäfte, die außerhalb des einzigen Gegenstandes seiner politischen Leidenschaft liegen, rein sachlich zu behandeln; er wird von dem Urtheil, den Gewohnheiten, der Willenskraft untergeordneter Männer abhängig. Viele Misgriffe sind zu beklagen, es wird auch weiter nicht daran fehlen. Es fehlen ihm sehr viele von den Eigenschaften, die zu einem guten preußischen Minister gehören, und er hat manche, die mit einem guten preußischen Minister schwer vereinbar sind.

Aber Graf Bismarck ist eine Thatsache, mit der man rechnen muß. Und das einstimmige Urtheil Europas oder vielmehr der Welt, mit Ausnahme der preußischen Landtagsopposition, lautet: es gibt in diesem Augenblick keinen Mann, der das höchste Ziel einer Nation mit so eiserner Energie, so beharrlicher Ausdauer, so scharfer Berechnung, so schnellkräftigem Entschluß, so geschickter Benutzung jedes augenblicklichen Umstandes verfolgt haben könnte, als Graf Bismarck. Ein ganz unsinniger Mythus hat sich auf der Bierbank über sein Hin- und Herschwanken gebildet: als ob ein Schachspieler das ganze Spiel von vornherein feststellen könnte, ehe er die Züge des Gegners kennt! Wer heute einen beliebigen Kalender in die Hand nimmt, kann nicht ableugnen, daß nicht erst von der Erklärung an, Oesterreich soll seinen Schwerpunkt in Ofen suchen, daß Jahre vorher sein politisches Princip feststand, daß er ohne Rast mit der ganzen wilden Kraft seiner Natur dafür gearbeitet hat. Und was für ein Arbeit! Die Aufgabe Cavour's war ein Kinderspiel dagegen: er hatte mit Italienern, Bismarck mit Deutschen zu thun, und jeder Deutsche will seinen eigenen Weg, wenn auch nach demselben Ziel.

Und dies Ziel war dasjenige, das durch Preußens Stern vorgezeichnet ist: los von Oesterreich! Das Ziel, das Friedrich der Große gefunden, das Deutschlands Zukunft in sich schließt! Ein späteres Jahrtausend, welches vielleicht von dem Kampf zwischen dem wohllöblichen berliner Magistrat und den berliner

Stadtverordneten nicht alle Details mehr wissen wird, wird unsere Zeit dennoch eine große nennen: und dies Jahrtausend wird dem „erfindungsreichen" Staatsmann das Prädicat nicht versagen, das man dem geistigen Leiter einer großen Zeit zu geben pflegt.

Der Zersetzungsproceß der politischen Parteien ist mit jener Schärfe der Analyse geschildert, die bei Julian Schmidt immer Anerkennung verdient, wo nicht höhere Vorzüge, wie sie die ästhetische Kritik verlangt, dadurch gefährdet werden.

12. Graf Bismarck und seine nachdenklichen Gegner. Von einem deutschen Patrioten. Berlin, Selbstverlag des Herausgebers A. Paul. 1866. Gr. 8. 2½ Ngr.

Diese Broschüre ist eine unbedingte Verherrlichung Bismarck's, es heißt in ihr, das Wort: „Bismarck werde noch einmal der populärste Mann in Preußen sein", nahe seiner Erfüllung. Sein geschlossenes politisches System sei genau dem Genius des Zeitalters angepaßt; er sei mit der lebhaften Ueberzeugung von der Unumgänglichkeit constitutioneller Einrichtungen in sein Amt getreten, er und der Minister von Roon hätten dem Vaterlande und dem wahren Fortschritte ein Opfer von antiker Größe gebracht, ein Opfer, wie es nur ein christliches Gewissen bringen kann, als sie in stiller und unerschütterter Brust das Geheimniß des großen königlichen Plans zur Rettung Preußens, Deutschlands, ja des monarchischen Princips verwahrten. Der Refrain der Schrift lautet: Graf Bismarck hat sich um das Vaterland wohlverdient gemacht. Man kann diesem Refrain beistimmen, ohne die enkomiastische Darstellungsweise des Verfassers zu billigen.

13. Woher und Wohin? Ein Versuch, die Geschichte Deutschlands zu verstehen. Von Ludwig Karl Aegidi. Hamburg, Boyes und Geisler. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Die kleine Schrift Aegidi's nimmt einen bei weitem größern Anlauf als die vorhergenannten. Sie stattet ihre Loggia gleichsam mit weltgeschichtlichen Fresken aus, welche die fernste Vergangenheit und die nächste Gegenwart verknüpfen. Aegidi meint, daß nicht nur die Massen in Deutschland über den Gang der nationalen Entwickelung im Unklaren sind, daß auch den Gebildeten und zumeist den Gelehrten in unserm Volke alles Verständniß des Zusammenhangs der nationalen Geschicke fehle. Dazu habe nicht unwesentlich der Umstand beigetragen,

daß die deutsche Jugend fortwährend angewiesen worden ist, die Zeit der Hohenstaufen als den Zenith der vaterländischen Geschichte und alles, was darauf folgt, unter dem Gesichtspunkte der Auflösung und Verwesung der alten Herrlichkeit, nicht aber unter dem des Werdens neuer zukunftsreicher Gestaltung, des aus den Ruinen hervorblühenden neuen Gemeinwesens zu betrachten. Am weitesten in solcher Verirrung von der Wahrheit, in solcher Verleugnung der Gesetze des historischen Lebens ist die Wissenschaft der sogenannten deutschen Staats- und Rechtsgeschichte gegangen, die förmlich methodisch das Jahr 1806 als den Endpunkt, auf welchen Verfassung und Recht der Deutschen hinauslaufen, festzustellen und somit die seit der Reformation unaufhaltsame Zersetzung des Heiligen römischen Reichs deutscher Nation als die vaterländische Verfassungsgeschichte, den für unser Dasein als Volk nothwendigen und heilsamen Umsturz jener Reichsverfassung als das Lebensende Deutschlands darzustellen pflegte.

Die Grundzüge der Kleinstaaterei findet Aegidi schon in der Schilderung, welche Tacitus von Germanien entwirft. Man erkennt eine Einheit der gesammten germanischen Rasse; man unterscheidet drei, vier Gruppen, in die sie sich gliedert; aber diesen Gliedern, sowie der Gesammtheit fehlt der politische Verband. Die Stürme der Völkerwanderung wehten die Kleinstaaten hinweg wie welke Blätter von Bäumen. Dann gestalteten sich die ganzen Völker und sogar die Gruppen der Hauptstämme zu staatlichen und monarchischen Ordnungen; auch da nicht das Ganze des Germanenthums. Erst die Franken, gleich stark im Fortschreiten und im Beharren, in der Eroberung fremden Volksthums gründen einen planmäßig oder providentiell vergrößerten Staat, in welchem sich immer aufs neue der Zuwachs an fremden oder vermischten Völkern ins Gleichgewicht setzt mit rein germanischem Geschlecht, das sich ihm unterwerfen muß. Die fränkische Monarchie erweitert sich zu einem Weltreich, das sich so weit erstreckt wie die Weltreligion, die in Rom ihr Haupt hat. Seiner Gesammtheit, die keine nationale war, mußten sich alle rein deutschen Stämme, oft nach hartnäckigem Kampfe, wie die Sachsen, unterordnen. Der Untergang dieses Reichs der Karolinger war so groß und folgenreich wie sein Aufgang. In ihm, als ihrem Mutterschose, reiften die Völker der Geschichte der kommenden Zeiten. Ein deutsches Vaterland datirt für uns erst von den Zeiten, da Karl's Reich in Trümmer fiel und der Ostfranke in dem deutschredenden Sachsen den Bruder, in dem welschen Westfranken den Ausländer erblickte. Die rein germanische Rasse sprengte die Staatseinheit, bildet zum ersten mal in der Geschichte ein staatliches Ganzes des reinen Germanenthums, einen Staat unsers Volks. Unter Heinrich und Otto nahm das deutsche Königreich glücklichen Aufschwung, bis es in dem Weltreich, in dem kosmopolitischen Kaiserthum aufging, bis seine Staatsgewalt sich zu der schwindelnden Höhe einer internationalen Centralgewalt erhob. Damit überspannte das deutsche Volk die Aufgabe seines politischen Daseins; es verschmolz in seiner Denkweise römisches Reich und deutsches Reich und seine Nationalität erschien ihm zuletzt im Licht der Romantik. Während das deutsche Staatswesen in dem heiligen Reich aufging, das weder jemals deutsch noch ein Staat, sondern ein völkerrechtliches Postulat auf kirchlicher Grundlage war, löste sich dasselbe in Atome auf; im engsten Vaterland wurde der Territorialbildung ein ergiebiger Boden bereitet. Es bildete sich das deutsche Fürstenthum, das erst den Päpsten zum Siege verhalf und sich dann auch gegen das Papstthum wandte. Schon zur Zeit des ritterlichen und unfähigen Max war an die Stelle der alten Monarchie der Föderalismus in das Verfassungsrecht eingeführt; das Reich bestand nur noch aus der Vereinigung der Territorien. Als die Reformation ihren Anfang nahm, hatte die alte Monarchie bereits ihr Ende erreicht. Dem deutschen Staat gehörte die völkerrechtliche Centralgewalt; doch diese reichte nicht mehr über die deutschen Grenzen hinaus; dafür war innerhalb derselben alle staatliche Ordnung

völkerrechtlich zersetzt. Deutschland hatte Vorstand des Staatensystems sein sollen: nun war aus Deutschland selbst ein Staatensystem geworden. Dies von der Basis der römischen Kirche loszumachen, auf der es noch immer ruhte als heiliges Reich, war die Aufgabe des Reformationszeitalters. Sie gelang stückweise; doch daß sie gelang, verdanken wir dem Fürstenthum, welches der Träger der Bewegung wurde und dadurch für die Nation wie für die Welt Bedeutung gewann. Der Versuch, ihm gegenüber das Kaiserthum wirklich zu erneuern, scheiterte in dreißigjährigen Kämpfen, aus denen die Territorien als Staaten hervorgingen. In ihnen allen war deutsche Wirklichkeit, doch sie ermangelten der Kraft echter Staatsbildung. Nur ein einziges Territorium gelangte zur Reife und wurde ein deutscher Staat — das Kurfürstenthum Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten.

Hier beginnt nun eine Entwickelung der Geschichte Preußens, die, in ebenso großen Zügen entworfen, doch bekanntere Anschauungen wiedergibt. Geistvoll skizzirt Aegidi den Gegensatz zwischen der Richtung der deutschen Romantiker und der Richtung der preußischen Regierung:

Die deutschen Romantiker gehen, wie 1819 bei der wirthschaftlichen Bewegung, so seither in Betreff der politischen Entwickelung, von der nationalen Einheit aus. Sie erstreben eine Form für das Ganze. Eine lockere Form ist ihnen nicht absolut verwerflich, wenn sie das Ganze umfaßt; eine lebensvolle starke Form, welche nicht der Gesammtheit Ausdruck gibt, ist absolut zu verwerfen. Deutsch ist ihnen nur das, was die Nationaleinheit darstellt; Preußen ist preußisch, nicht deutsch; je geschlossener und selbstbewußter die Staatskraft Preußens ist, desto gefährlicher und unerträglicher; ihre Auflösung würde es den Preußen erleichtern, Deutsche zu werden; als Brandenburger, als Pommern wären sie bessere Deutsche. Der Theil, welcher sich als Ganzes fühlt, ist der erklärte Feind der Gesammtheit. In Deutschland aufgehen muß Preußen. Ginge dagegen Deutschland in Preußen auf, so hätte damit Deutschland aufgehört zu existiren und es gäbe keine Deutsche mehr, sondern nur noch Preußen. Die preußische Regierung dagegen geht, wie bei der Stiftung des Zollvereins, von ihrem Staat aus — nicht von der Naturseite der Nationalität, sondern von dem Geistigen und Vernünftigen, dem politischen Gemeinwesen. Die Entwickelung, welche sich daran anschließt, ist eine stückweise und stoßweise, was dem Gesetze des geschichtlichen Werdens eben nicht widerstreitet. Im Anschluß an diesen Staat soll politische Gestaltung immer mehr Theile Deutschlands erfassen, bis Deutschland, soweit es möglich sein wird, Staatseinheit erlangt hat. Denn Einheit Deutschlands ist ihr nicht beliebiger Verband des nationalen Ganzen, sondern Vereinigung der Deutschen zu Einem Staate. Schon vor dem letzten Kriege war dieses Ziel für 19 Millionen Deutsche erreicht; sie hatten die Einheit in der Politik, nach welcher die Uebrigen seufzten. Was von der Einheit Deutschlands bereits fertig war, das ist der preußische Staat. Er selbst ist ein Provisorium des deutschen Staats der Zukunft und trägt den Charakter des Unabgeschlossenen, der bloßen Stufe der Entwickelung an sich, womit eine völlige Befriedigung nicht vereinbar und, wenn sie im Dankgefühl für das, was denn doch beschieden ist, sich kundgibt, anstößig und für die noch Unbetheiligten verletzend sein kann. Aber der Name der Preußen bedeutet in der neuesten deutschen Geschichte nichts anderes als eine Bezeichnung der Deutschen, welche die Staatseinheit haben, im Gegensatze zu denen, welche sie nicht haben. Der politische organisirte Theil der deutschen Nation, das sind die Preußen; der Rest unsers Volks, wie klein oder wie mittelgroß die „Staaten" sein mögen, lebt nur in erträumt staatlichen Zuständen, wirklich aber in provisorischer Anarchie mit gewissen communalen Einrichtungen, die nicht ohne Werth, doch ohne politischen Werth sind.

Das Wohin ergibt sich aus dem Woher? Die Lösung der deutschen Frage war seit den Tagen des Alten Fritz keine Frage mehr, die Antwort war sein preußischer Staat. Preußen bietet jetzt eine Reformation des deutschen öffentlichen Lebens:

Wer Besseres weiß, der sage es. Aber nicht genug, daß er es sage: der setze es ins Werk, der erkühne sich, andere Bahnen zu eröffnen und Preußen zu zwingen, daß es seine Siegeslaufbahn verlasse. Wer aber die begonnene „Reformation an Haupt und Gliedern" für einen Segen und eine heilige Nothwendigkeit erkennt, der erachte sich durch eine allgemeine Wehrpflicht des Geistes und der Kraft für verpflichtet, dem Banner Friedrich's des Großen Heerfolge zu leisten, bis es, wie jetzt von den Zinnen des Hradschin, dereinst über die Gaue des Elsaß weithin von dem strasburger Münster flattern wird — der unterstütze, jeder an seinem Platz und nach Maßgabe seiner Kräfte, die deutsche Politik des Grafen Bismarck!

Aegidi's Schrift hat große Perspectiven, kühne Aperçus und athmet die Wärme der Ueberzeugung.

Die Broschüren von Aegidi, Julian Schmidt u. a. beweisen, daß die altliberale Partei mit Sang und Klang ins Lager Bismarck's übergegangen ist.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Genelli's Dante-Zeichnungen.

Bonaventura Genelli's Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie, unter Leitung des Künstlers gestochen von H. Schütz. Mit Erläuterungen von M. Jordan. Leipzig, Dürr. 1861. Quer-Folio. 5 Thlr.

Unter den Künstlern der Gegenwart nimmt wol keiner eine eigenthümlichere Stellung ein als Bonaventura Genelli, der zwar „bewundert viel und viel gescholten", doch aber nur zu wenig gekannt ist, und erscheint es deshalb sehr erfreulich, daß in letzterer Zeit drei seiner Werke dem größern Publikum zugänglich gemacht worden sind. Dem zum ersten mal veröffentlichten Cyklus „Aus dem Leben eines Wüstlings" und den „Umrissen zum Homer" mit Erläuterungen von Ernst Förster schließen sich die „Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie" an, welche in den Jahren 1840—46 von Genelli entworfen, von Schütz gestochen, und ursprünglich von der Literarisch-artistischen Anstalt in München herausgegeben wurden. Wenn diese Umrisse jetzt in einem neuen Gewande vor das Publikum treten, so muß zunächst anerkannt werden, daß sich diese neue Ausgabe durch die Correctheit der Ausführung, durch die Eleganz der kurzen und übersichtlichen Erläuterungen und durch einen mäßigen Preis auszeichnet. Da die „Göttliche Komödie" das Schicksal der „Messiade" theilt, mehr bewundert als gelesen zu werden, so ist es sehr dankenswerth, daß durch die geistvollen Erläuterungen Max Jordan's auch für diejenigen, denen das Land jenseit des Acheron eine terra incognita ist, das Verständniß der Zeichnungen Genelli's ermöglicht wird.

Die Einleitung zeigt zunächst den erst in neuerer Zeit vollständig gewürdigten Zusammenhang der „Göttlichen Komödie“ mit der politischen Stellung Dante's; sodann legt sie aber auch den ethischen Grundgedanken der Dichtung selbst dar und erläutert die eigenthümliche Anschauung von der Configuration des „Inferno“, „Purgatorio“ und „Paradiso“, welche bei der Wanderung „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ den Dante'schen Schilderungen zu Grunde liegt. Außerdem ist bei jedem Bilde eine kurze Erklärung der Situation, eine nähere Bezeichnung der dargestellten Personen in deutscher und französischer Sprache beigefügt und auch die Stelle des Originals, auf welche sich das Bild bezieht, mit abgedruckt. Endlich gibt Jordan in einem Excurs über „den Künstler und sein Werk“ — in welchem er das Jahr 1798 als Geburtsjahr Genelli's aufführt, während von Förster und Hagen das Jahr 1801, von Lübke sogar das Jahr 1803 als solches bezeichnet wird —, einen Ueberblick über den Lebensgang und die künstlerische Entwickelung Genelli's, eine Schilderung seiner eigenartigen Persönlichkeit. Bei derselben bewahrheiten sich allerdings die Worte der Einleitung, daß Genelli einer der Geister sei, denen nur mit extremer Empfindung begegnet werde, denn bei dieser Charakteristik Genelli's hat nicht sowol „objectives Urtheil“, als vielmehr „begeisterte Hingabe“ die Feder geführt. Letzteres tritt um so schärfer hervor, als gerade die Umrisse zur „Göttlichen Komödie“ zu den schwächern Werken von Genelli's Hand gehören, und man möchte es bedauern, daß durch diese neue Ausgabe die Möglichkeit einer weitern Verbreitung einem Cyklus von Zeichnungen zutheil wird, welcher denselben gerade weniger verdienen dürfte als die meisten andern Schöpfungen Genelli's.

Es ist dies keineswegs, wie Förster („Kunstgeschichte“, V, 130) meint, dem Umstand zuzuschreiben, daß Genelli's Muse in der „Göttlichen Komödie“ ein ihr fremdes und fremdartiges Land betreten, und daß der Künstler sich nicht in die Denk- und Anschauungsweise des Dichters habe versetzen können. Im Gegentheil läßt sich eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen dem Dichter und seinem Illustrator nicht verkennen, und wenn Jordan sagt, daß seit den biblischen Erzählungen in der „Göttlichen Komödie“ zum ersten mal wieder „christliche Mythologie“ in großem Stil und mit weltumfassendem Sinn gedichtet worden, so ist diese danteske Mischung von Mythologie und Christenthum auch in den Werken Genelli's zu finden, dessen Classicismus mit der Romantik der ungebundensten Phantasie durchwebt ist.

Der Grund, weshalb wir in den Panegyrikus der Dante-Zeichnungen Genelli's nicht unbedingt einstimmen können, ist ein doppelter. Zunächst kann keineswegs zugegeben werden, daß, wie in der Einleitung Jordan's gerühmt wird, die Zeichnungen Genelli's als rechte Gegensätze poetischer und bildnerischer Darstellungsmittel dastehen; vielmehr hat der Künstler vielfach die Grenzen überschritten, welche in Lessing's „Laokoon“ für die Darstellung in Wort und in Bild gezogen sind, und Scenen zur Anschauung zu bringen versucht, die überhaupt nicht bildlich dargestellt werden können, am wenigsten mit dem einfachen Mittel der Umrißzeichnung, in welcher kaum eine Trennung des Vorder-, Mittel- und Hintergrundes möglich ist. Sodann ist aber auch das Lob, daß der Künstler es verstanden habe, das Ungeheuere des Inhalts durch schöne Form zu bändigen, nicht überall ein wohlverdientes. Die rhythmische Bewegung der Linien, die erhabene Grazie des Vortrags, welche den Ruhm Genelli's bilden, tritt, so möchten wir im Gegensatz zu Jordan behaupten, in keinem Werke von des Künstlers Hand weniger hervor als in den Umrissen zu Dante.

Die meisten Teufelgestalten erinnern in unerfreulicher Weise an die Seibertz'schen Faust-Bilder; nur wenige, z. B. die Dämonen auf dem vierten Bilde des „Inferno“, der Teufel, welcher Dante und Virgil bei der Wanderung am Pechpfuhl leitet, lassen das Dämonische und Diabolische in nicht unschöner Form, ja in einer grausen Erhabenheit zur Anschauung gelangen, während die übrigen nur das thierische Element in monströsen Figuren, zum Theil mit Thierköpfen zeigen. Aber auch der Rhythmus der Linien fehlt vielfach einzelnen Umrissen; es bilden z. B. in der Darstellung des Ugolino, auf welcher die Furie noch die ansprechendste Persönlichkeit ist, die vier auf dem Boden horizontal liegenden Leichen der Knaben, aus deren Mitte mit dem Oberkörper sich Ugolino, den Leib krampfhaft haltend, erhebt, eine geradezu abstoßende Gruppe. Ebenso unschön ist aus dem „Purgatorio“ die Darstellung der Ruhmesstolzen und Hochmüthigen, welche unter der Last gewaltiger Steine mühsam einherschleichen; die auf Händen und Füßen kriechende Figur im Hintergrunde, die zusammengepreßte Gestalt im Vordergrunde, welche den auf dem Rücken balancirenden Stein bei der nächsten Bewegung entweder verlieren oder sich mit demselben rückwärts überschlagen wird, sind fast einen komischen Eindruck hervorzurufen geeignet.

Auch die Gruppe von Adam und Eva, namentlich die froschähnlichen Bewegungen der Eva, im Limbus die ganze Darstellung des „Kurzweils in der Hölle“; die Heuchler, welche als Mönche in goldglänzenden bleiernen Kutten über den gekreuzigten Kaiphas dahinschreiten; die Gruppe der drei nackten Gestalten, welche dem Minnelied des Sängers Casella zuhören; die Heilige, welche, im Sturmschritt vorschreitend, der Sirene mit der Rechten in den Schopf greift, während sie ihr mit der Linken das Gewand abreißt; der bausbackige Cherubim vor den Pforten des Fegfeuers, der dem Dante die sieben „P“ als Symbol der Sieben Todsünden auf die Stirn schreibt — sie alle lassen die „erhabene Grazie des Vortrags“ nur zu sehr vermissen, sie sind theils hölzern und steif, theils in gezwungenen verrenkten Stellungen.

Sodann aber — und dies muß dem Künstler hauptsächlich zum Vorwurf gemacht werden — hat er sich für seinen Griffel häufig Scenen ausgewählt, welche ihrer Natur nach sich der malerischen Darstellung entziehen. So ist z. B. das Bild zu der Erzählung aus dem „Purgatorio“ (Canto 5, V. 109—127), wie der Leichnam des Buonconte da Montefeltro von dem um die Seele desselben

betrogenen Dämon im Uferschlamm des Arno mit Unterstützung des Flußgottes vergraben wird, ohne die Erklärung Jordan's absolut unverständlich; der kopfüber in den Mittelgrund hineinschwimmende Leichnam, der eine Etage tiefer theilnahmlos daliegende Flußgott u. s. w. zeigen, wie verfehlt die Wahl dieses Stoffs gewesen; für eine solche Darstellung würde die Art und Weise G. Doré's, welche auf den landschaftlichen Hintergrund wesentliches Gewicht legt, noch die einzig zulässige sein. Ebenso krankt an diesem Fehler der Undarstellbarkeit der Umriß zu dem „Durchschreiten des Flammengrabens"; die drei Dichtergestalten des Virgil, Statius und Dante, die Treppe jenseit des Grabens, vor allem aber die drei Paare der im Flammengraben sich reinigenden Geister, welche bei jeder Bewegung sich küssend eilends dahingleiten, sie bilden ein Ensemble, welches ebenso unschön als unverständlich ist. Aehnliches, wenn auch nicht in demselben Maße, gilt von dem Bilde der Zwiespaltstifter, der Betrüger, des Teufelskampfes u. a.

Das etwas zu überschwengliche Lob der Jordan'schen Einleitung spannt die Erwartung so hoch, daß eine Enttäuschung nothwendigerweise eintritt und jeder Beschauer zunächst die Kritik übt, zu der Genelli's Zeichnungen nur zu sehr Veranlassung geben. Es wäre aber ungerecht, wollte man über diese Mängel die großen Vorzüge eines Werks verkennen, in dem auf vielen Blättern eine Fülle der Schönheit im leichten Fluß weniger Linien zur Anschauung gebracht wird. So ist z. B. das vierte Blatt des „Inferno": „Die Liebessünder", geradezu vollendet zu nennen; die ganze Anordnung um Dante und Virgil in der Mitte des Vordergrundes, die beiden Gruppen der Sünder zur Rechten und Linken, bewacht von den Dämonen, welche die Stürme einen Augenblick schweigen lassen, und vor allem die schwebenden Gestalten der Francesca da Rimini und des Paolo sind maßvoll schön und von fesselnder Gewalt. Ein Meisterstück ist auch die Darstellung von Dante's Traum aus dem „Purgatorio" (Canto 9, V. 13—30): im Vordergrunde die ernste Figur des Virgil, welcher den Schlaf des Freundes bewacht, während dessen Traum, daß ein Adler ihn in seine Fänge nehme und zu den Flammenhöhen des Olymp emportrage, im Hintergrunde zur Wahrheit wird. Wenngleich sich dieses Sujet eigentlich auch zur malerischen Darstellung kaum eignet, und namentlich in der Umrißzeichnung die Trennung des visionären Hintergrundes von dem realen Vordergrunde kaum möglich erscheint, so ist doch die schwierige Aufgabe mit Genialität gelöst und diese edelschöne Darstellung eins der vorzüglichsten Blätter.

Solche Umrisse in ihrer großartigen Einfachheit muß man mit den anspruchsvollen effectreichen Illustrationen G. Doré's vergleichen, um zu erkennen, wie weit diesem der Genius des deutschen Künstlers überlegen ist, während die in gleicher Darstellungsweise gehaltenen Umrißzeichnungen, wie sie Flaxman zu Homer, und Retzsch zu Shakspeare geliefert, im Vergleich mit Genelli's Bildern flach und leer erscheinen. Auch in den weniger vollendeten Darstellungen sind einzelne Figuren von erhabener Schönheit; z. B. der von der Leiche des Guido da Montefeltro sich abwendende heilige Franciscus („Inferno", Nr. 14) und das Pendant: der Engel, welcher die Seele des Buonconte da Montefeltro aufnimmt („Purgatorio", Nr. 19).

Ebenso genial — ganz im Geiste der Cinquecentisten — ist die Aufgabe gelöst, die mystische Vermählung des Franciscus von Assisi mit der „Armuth" darzustellen; die nur mit dem Rosenkranz des Beters geschmückte Braut im zerrissenen Kleide, welche den Ring vom heiligen Franciscus empfängt, während Gott Vater diese Ehe einsegnet, erinnert an die Hauptgruppe im Rafael'schen „Sposalizio" in der Galerie Brera in Mailand; dagegen ist es kaum begreiflich, wie die darauf folgende Zeichnung: „Christus und die Armuth", deren Gedanke ebenso geschmacklos ist wie die Darstellung selbst, von derselben Hand entworfen werden konnte: der Erlöser am Kreuz wird halb umfaßt von einer mit dem Myrtenkranz geschmückten weiblichen Gestalt, welche sich an seine Brust zu schmiegen sucht.

Die Mangelhaftigkeit der Zeichnung — denn der Armuth scheinen der linke Arm und die Füße fast zu fehlen — wird über der Geschmacklosigkeit einer solchen Auffassung kaum bemerkt, und wenn hier das vom Dichter gebrauchte Bild zum Gegenstand malerischer Darstellung gemacht worden, so ist dies in derselben, unwillkürlich fast parodischen Weise geschehen, in welcher in der französischen Erklärung die Dante'schen Worte:

Si che, dore Maria rimase giuso
Ella con Cristo pianse in sulla croce! —

in folgender Weise übertragen werden: „Lorsque jadis sur le Golgatha le Sauveur laissa au pied de la croix sa mère plongée dans la plus profonde douleur, il ne prit avec lui que la Pauvreté, *son amante préférée*" — ein Passus, der in dem hinzugefügten Worte: „car il mourut pauvre et dénué de tout", doch keine genügende Entschuldigung finden kann.

Am wenigsten ansprechend sind überhaupt die letzten Darstellungen aus dem „Paradiso", welche der Verherrlichung des Mönchthums gewidmet sind; wie denn auf dem Schlußbilde der Nachen Petri die Kirche — Gottes Braut — trägt, während Franciscus Seraphicus den Anker hält und Dominicus, statt das Steuerruder zu führen, die Hände über demselben faltet. Mit dieser Auffassung contrastirt es dann allerdings eigenthümlich, daß die Heuchler als Mönchsgestalten dargestellt sind, und daß einer der Unseligen, die von Minos die verdiente Höllenstrafe erwarten, eine Bischofsmütze trägt.

E. Hersfurth.

Ein neuer Band der „Jahrbücher des Deutschen Reichs".

Kaiser Heinrich VI. von Theodor Toeche. Leipzig, Duncker und Humblot. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.

Das vorliegende Werk eines Schülers von Ranke und Sybel bildet eine sehr erfreuliche Fortsetzung der „Jahrbücher des Deutschen Reichs", von deren frühern Bänden es in Form und Eintheilung einigermaßen abweicht da es, ursprünglich zu selbständiger Veröffent-

lichung bestimmt, erst nach seiner fast vollendeten Ausarbeitung auf Anregung Ranke's der Sammlung der Annalen einverleibt wurde.

Die Einleitung schildert uns König Heinrich zur Seite seines Vaters: die Situation von Kaiser und Reich nach dem Sturze Heinrich's des Löwen, die Schwertleite Heinrich's 1184, die wichtigen Verhandlungen zu Verona 1184, 1185, Heinrich's Hochzeit mit Konstanze, der Erbin des Normannenreichs, den Bruch Barbarossa's mit Urban III., die gefährliche Empörung Philipp's von Köln 1157 und die Vorbereitungen zu dem Kreuzzuge, auf welchem Friedrich I. den Tod findet, 1189. Das erste Buch umfaßt die selbständige Regierung Heinrich's vor der Kaiserkrönung: den Krieg gegen Heinrich den Löwen, welcher die Anfänge der Regierung des unterschätzten Kaiserjünglings für die rechte Gelegenheit zur Wiederaufrichtung der Welfenmacht gehalten hatte, dann die wirren Parteikämpfe im Normannenreich, die Erhebung Tancred's von Lecce zum König und Vorfechter der nationalen Adelspartei wider die deutsche Herrschaft (1190), das Eingreifen Richard's von England in die sicilischen Dinge, den Römerzug Heinrich's und dessen Krönung zu Rom. Das zweite Buch verfolgt den Kaiser Heinrich von seiner Krönung bis zur Eroberung des normannischen Reichs und erörtert den mißglückten ersten italienischen Feldzug von 1191 und des Kaisers Rückkehr nach Deutschland, wo ihm die nächsten Jahre in Bekämpfung der welfischen Umtriebe und der wiederholten Fürstenempörungen verfließen (Adolf von Holstein wider Heinrich den Löwen 1191, lütticher Bischofsmord 1192, neue norddeutsche Händel 1193), bis die geschickte politische Ausnutzung der Gefangenschaft Richard's von England ihm wieder freie Hand für Italien schafft und 1194 die Eroberung des Normannenreichs ohne Mühe gelingt. Das dritte Buch behandelt die letzten, großartigsten Jahre des kühnen Staufen: die Plane zur Wiederaufrichtung der römischen Weltherrschaft, wozu die Erblichmachung der Krone in seinem Hause, der scheinbar aus religiösen Motiven und um des Papstes willen unternommene Kreuzzug als Brücke nach Jerusalem und Byzanz nur die Mittel sein sollten, bis plötzlich mitten in dem Siege über neue normannische Erhebungen und mitten in großen Rüstungen gegen den Orient der jähe Tod des Kaisers alle diese Plane zerreißt.

Die ganze Arbeit verdient in Form und Inhalt volle Anerkennung. Die Sprache und die gesammte Darstellung ist sauber und sorgfältig, die Forschung gewissenhaft, die Methode ohne Tadel. Sehr werthvoll sind die 37 (in der zwölften Beilage) zum ersten mal publicirten Urkunden zur Geschichte Heinrich's aus dem Archiv von Cremona, welche der Verfasser durch den dortigen Archivsecretär Ippolito Cereda erhielt; außerdem wird eine Anzahl von bisher nur fehlerhaft edirten Urkunden in correcter Fassung veröffentlicht. Ferner wurde für die normannischen Dinge der ungedruckte Abschnitt des Gottfried von Viterbo verwerthet, die bisher nur aus Otto Abel's Notizen bekannte Briefsammlung von 1185 vom Verfasser in Leipzig aufgefunden und benutzt, und durch den Archivar del Giudici in Neapel und Huillard-Bréholles in Paris die Veröffentlichung und Ausbeutung anderer bisher nicht veröffentlichten Schriften ermöglicht. So konnte die lombardische Geschichte jener Zeit vorzugsweise auf Grund ungedruckter Urkunden dargestellt werden. Die 13 übrigen Beilagen behandeln in eingehenden Excursen eine Reihe der wichtigsten Streitfragen der Periode; wir heben daraus die Abhandlung über die Gefangenschaft Richard's von England hervor, dann die über den Plan Barbarossa's, seinen Sohn zum Mitkaiser zu machen, und besonders die Darstellung des Reformplans der Reichsverfassung (Erblichmachung der Kaiserkrone einerseits, der Fürstenlehen andererseits). Letztere bot für einen Historiker, dem das Lehnrecht jener Zeit nicht fachmäßig vertraut ist, auch nach Ficker's Vorarbeiten bedeutende Schwierigkeiten. Gleichwol haben wir auch von rechtshistorischem Standpunkt keinen nennenswerthen Misgriff in diesem Abschnitt gefunden und hätten nur etwa eine häufigere Verwerthung rechtsgeschichtlicher Monographien für jene Periode (z. B. von Furth's Ministerialen bei der Darstellung der staufischen Dienstleute) zu wünschen.

Das Werk wird seine ehrenvolle Stelle ehrenvoll behaupten. 31.

Feuilleton.

Ludwig Häusser.

Mit Ludwig Häusser hat die neue Schule der deutschen Geschichtschreibung einen ihrer Hauptvertreter verloren. Häusser war am 26. October 1818 in Kleeburg im Unterelsaß geboren, besuchte das Gymnasium zu Manheim und dann die Universitäten zu Heidelberg und Jena. Im Herbst 1838 promovirte er in Heidelberg und gab alsbald zwei Beiträge zur Kritik der Geschichtschreibung und der geschichtlichen Ueberlieferung heraus: „Die deutschen Geschichtschreiber vom Anfang des Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen" (1839) und „Die Sage vom Tell" (1840). Diesen Schriften folgte, nachdem er sich im Herbst 1840 habilitirt hatte, seine „Geschichte der rheinischen Pfalz" (2 Bde.). Er wurde darauf zum außerordentlichen und am Ende des Jahres 1849 zum ordentlichen Professor in Heidelberg ernannt. Seiner durch lebendigen Vortrag anregenden Lehrthätigkeit zur Seite ging sein parlamentarisches Wirken. Für Häusser wie für alle Vertreter der geistesverwandten Richtung der Geschichtschreibung war die schleswig-holsteinische Frage eine treffliche Schule. Mehr oder weniger haben sich diese Historiker sämmtlich ihre Sporen in publicistischen Kämpfen für Schleswig-Holstein verdient, obgleich die endliche Lösung dieses gordischen Knotens nicht den Männern der staatsrechtlichen und geschichtlichen Deductionen gelang, sondern einem Staatsmanne, der ihn mit dem Schwerte durchhieb. Gleichwol fiel aus der Beschäftigung mit einer vielfach verwickelten brennenden Frage des Augenblicks von nationaler Bedeutung manches Licht auf die Darstellung vergangener Zustände. Es war ein Fortschritt, daß unsere Historiker zugleich Publicisten wurden; es kam dadurch ein frischerer Hauch in unsere Geschichtschreibung. Häusser schrieb 1846 ein Schriftchen: „Schleswig-Holstein, Deutschland

und Dänemark". Dann betheiligte er sich mit Gervinus an der Redaction der „Deutschen Zeitung". Im Jahre 1848 wurde er in die zweite badische Kammer, 1850 in das erfurter Unionsparlament gewählt. In beiden hatte er Gelegenheit, sein hervorragendes Rednertalent zu bewähren, das auch seinen Geschichtsvorträgen ein begeistertes Auditorium sicherte. Seiner Gesinnung nach gehörte er der constitutionellen Mittelpartei an, welche den Bundesstaat auf liberalen Grundlagen wollte. Heftig kämpfte er in Baden gegen die ultramontanen und orthodoxen Parteien und unterstützte, als er 1860 wieder in die Kammer gewählt wurde, das Ministerium Roggenbach mit allen Waffen seines schlagkräftigen Geistes. Schon oft durch Krankheit in seiner Wirksamkeit gehemmt, erlag er am 17. März 1867 der Brustwassersucht.

Häusser's Hauptwerk ist: die „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes" (4 Bde., 1854 fg.; dritte Auflage, 1861 fg.). Er gehörte als Historiker der Schlosser'schen Schule an, welche in dem Gewebe der Geschichte nicht blos zusammengesponnene Fäden diplomatischer Kunst sieht, sondern auch den sittlichen Einschlag nicht vergißt. Seine oft scharfen Urtheile über Charaktere und Begebenheiten athmen das Pathos sittlicher Gesinnung. Seine Darstellung ist frisch und lebendig; sie hat etwas Heißblütiges und verleugnet nirgends die süddeutsche Herkunft des Autors. Daß Häusser einen derben Humor besaß, der sich in keineswegs schonenden Glossen und Randzeichnungen erging, das beweisen seine „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution" (1851). Jedenfalls hat sein Tod eine Lücke in den Phalanx unserer Historiker gerissen, die so bald nicht verschmerzt werden wird.

Zwei politische Gedichte.

Die politische Lyrik regt sich wieder. Emanuel Geibel begrüßt die Eröffnung des norddeutschen Reichstags mit dem folgenden, in der „Kölnischen Zeitung" abgedruckten Gedicht:

Den Bauleuten.

Nun aus Ost und West der Sturm
Droht herauszubrausen,
Laßt uns gründen einen Thurm,
Daß wir drinnen hausen!

Baut die Mauern stark und fügt
Fest die Balkenstützen,
Wenn's vorerst auch nur genügt,
Uns im Braus zu schützen.

Sind wir unter sicherm Dach
Nur einmal geborgen,
Läßt für wohnliches Gemach
Sich schon weiter sorgen.

Aber jetzt versäumt die Frist
Nicht mit Glanzentwürfen,
Und vor dem, was lieblich ist,
Schafft, was wir bedürfen!

Schon aus naher Wolken Schos
Grollt der Zorn der Winde;
Eilt, daß er nicht obdachlos
Abermals uns finde!

Brach sich erst der Wetterschlag
An den rauhen Wänden,
Mögt ihr froh am heitern Tag,
Was sie schmückt, vollenden!

Freudenschall und Farbenflor
Rufe dann zum Feste,
Und es öffne sich das Thor
Weit für theure Gäste.

Daß dieses Gedicht nicht spurlos verhallt ist, beweist die Thatsache, daß mit einer Strophe desselben einer der hervorragendsten Abgeordneten des Reichstags seine rednerischen Ergüsse schmückte.

Von ähnlicher Tendenz ist das Gedicht von Hermann Grieben: „Auf der Rheinbrücke zu Köln", gedichtet zur Feier der Enthüllung des Kolossal-Reiterstandbildes von Friedrich Wilhelm IV. auf der gigantischen Eisengitterbrücke zu Köln. Dies von Bläser geschaffene Standbild wurde am 22. März, am Geburtstage des Königs Wilhelm, enthüllt. Das Gedicht lautet:

Der Nebel sank. In heitrer Bläne
Umwölbt der Himmel rings das Land,
Und schon beginnt die Welt aufs neue
Mit Grün zu wirken ihr Gewand.
Der Frühling kommt, schon nahn die Boten
Und bringen Trost und Freude mit,
Daß auch das Bild geliebter Todten
Uns freundlich vor die Seele tritt.

Tief unten wallt in grünen Wogen
Der Strom vorüber ins Gefild,
Doch hoch auf stolzem Brückenbogen
Verhüllt sich noch ein riesig Bild.'
Da sinkt der Schleier. Erzgegossen,
In freundlich lebensvollem Schein,
Steht, hell vom Sonnenlicht umflossen,
Der König auf der Wacht am Rhein.

Er schaut den Dom. Die Thräne blendet
Ihm fast den Blick; er glaubt es kaum,
Daß sich allmählich doch vollendet
So seines Herzens schönster Traum.
Ist's nicht, als ob die Lippe bebte:
„O Gott, erhöre mein Gebet,
Daß, was für Deutschland ich erstrebte,
Auch endlich in Erfüllung geht."

Es wird erfüllt. Die Bahn ist offen;
Der Frühling kommt; o komm' er bald!
Was deutsche Männer fest erhoffen,
Gewinnt schon Leben und Gestalt.
Ihr Stämme, scharet euch zum Bunde!
Das Eisen schmiedet, nun es weich!
Auf Träumen nicht, auf festem Grunde
Ersteht das neue deutsche Reich.

Es gilt, ein großes Werk zu schaffen.
O, König Wilhelm, Herr und Held,
Du Führer unsers Volks in Waffen,
Sei nun auch Friedensfürst der Welt!
Du hast mit mächt'ger Eisenbrücke
Den Strom der Zwietracht überspannt,
So führe nun den Weg zum Glücke
Das ein'ge deutsche Vaterland!

Wir freuen uns, daß unsere Lyrik sich nicht blos auf minnigliche Frauenpoesie beschränkt, sondern so kräftig in die Saiten greift, um die weltgeschichtlichen Ereignisse zu accompagniren. Nur eine für Männer bestimmte Lyrik kann eine durchgreifende nationale Bedeutung gewinnen.

Karl Schröder's Uebersetzung des „Meier Helmbrecht".

In der Broschüre von Friedrich Keinz, in welcher Karl Schröder sich in Betreff der Helmbrecht-Frage eine herbe Antikritik gefallen lassen muß (vgl. Nr. 18 und Nr. 30 d. Bl. f. 1866), ist am Schlusse auf die von Schröder gelieferte Helmbrecht-Uebersetzung Bezug genommen. Sie wird hart verurtheilt, und zum Beweise seiner Aussage führt Keinz verschiedene Stellen der Uebersetzung an und vergleicht sie mit dem Original. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß diese Blumenlese kein günstiges Vorurtheil für Schröder's Leistung erweckt; indessen können einzelne aus dem Ganzen herausgerissene Stellen den Gesammteindruck nicht von vornherein gefangen nehmen. Erst nach längerer Zeit bekamen wir die Uebersetzung selbst zu Gesicht. Es ist ein kleines, hübsch ausgestattetes Büchlein, welches den Titel führt: „Helmbrecht von Wernher dem Gartner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte übertragen von Karl Schröder" (Wien 1865). Abgesehen von einzelnen Stellen, die in der That mislungen oder unedel im Ausdrucke sind, müssen wir bekennen, daß die Uebertragung sich ganz gut liest; sie ist gewandt, soweit das eben eine Uebersetzung aus

dem Mittelhochdeutschen sein kann. Daß sie uns besonders wohl gefallen, wollen wir ebenso wenig sagen. Wir hoffen immer noch auf einen zweiten gelungenern Versuch von Keinz, der die Fehler Schröder's vermeidet und das Original treuer wiedergibt. An sich allerdings läßt sich gegen Uebersetzungen aus dem Altdeutschen manches einwenden; dienen sie zur Anregung und leiten sie zu der Lektüre der Originale über, dann haben sie ihren Zweck erfüllt, und in dieser Beziehung mögen sie nicht ganz ungerechtfertigt sein.

Aus der kurzen Einleitung, welche Schröder seiner Uebertragung vorausſendet, geht hervor, daß sie vor seinem Aufsatze in Pfeiffer's „Germania" entstanden ist, in welchem er sich gegen Keinz und seine Annahme der bairischen Heimat des Gedichts erklärte und zugleich den Dichter Wernher den Gartner mit dem bekannten Spruchdichter Bruder Wernher identificirte. Was er in der „Germania" in weiterer Ausführung zu begründen suchte, ist in der genannten Einleitung nur kurz angedeutet und als einfache Vermuthung hingestellt. Im übrigen enthält die Einleitung eine treffende Charakteristik des vorzüglichen Gedichts.

Bibliographie.

Bauer, H., Abstammung und Ursprung des würtembergischen Fürstenhauses. Ein Versuch. Heilbronn. Gr. 8. 8 Ngr.

Beck, A., Graf Gustav Adolf v. Gotter. Ein Lebensbild aus der Zeit Friedrichs des Großen und Maria Thereſia's. Gotha, F. A. Perthes. 12. 12 Ngr.

Bismarck's Kaiserschnitt. (Geheime Correspondenz.) München, Neuburger jun. 32. 4 Ngr.

Bonar, H., Das Wort der Verheißung. Ein Handbuch für die Verheißungen der heiligen Schrift. Hamburg, J. G. Oncken. 12. 10 Ngr.

Briefe von und an Klopstock. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von J. M. Lappenberg. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Danmer, G. F., Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit. 2 Bde. Dresden, Türk. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eberty, F., Geschichte des preußischen Staats. 1ste Abth.: Geschichte des preußischen Staats bis zum Regierungs-Antritt Friedrich des Großen. 2 Bde. 1411—1740. Breslau, Trewendt. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Erdensohn, K., Fritz und Fritzchen. Ein kleinstaatlicher Parlamentsroman. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Der Feldzug in Italien 1859. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gervain, H. v., Graf Bismarck und die Legitimität der Dinge oder: wie Napoleon Deutschland zerstörte. Leipzig, Rosberg. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gerstäcker, F., Unter den Penchuenchen. Chilenischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Graf, R., Die Feste der Republik Venedig. Klagenfurt, Leon. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Grothe, W., Die Kinder des Papstes. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Grothe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hausjakob, H., Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Secte auf dem südöstlichen Schwarzwald. Waldshut, Zimmermann. 8. 5 Ngr.

Havemann, W., Das Kurfürstenthum Hannover unter 10jähriger Fremdherrschaft 1803 bis 1813. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Hessen und der norddeutsche Bund. Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 5 Ngr.

Hettinger, F., Die Kunst im Christenthume. Festrede. Würzburg. Gr. 4. 15 Ngr.

Heyse, P., Syritha. Berlin, Hertz. 8. 16 Ngr.

Hiersemenzel, E., Demokratische Studien. Ein Vortrag. Berlin, Jansen. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoefer, E., In der Irre. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Hoffmann, Kriegs-Tagebuch des 8ten Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 15 (Prinz Friedrich der Niederlande) aus dem Feldzuge gegen Dänemark 1864. Minden. 1866. Gr. 8. 27 Ngr.

Höfler, C., Barbara, Markgräfin zu Brandenburg, verwittwete Herzogin in Schlesien, vermählte Königin von Böhmen, Verlobte Konrads Herrn zu Haydek. Ein deutsches Fürstenbild aus dem XV. Jahrhunderte. Nach den geheimen Correspondenzen des hohenzollerschen Hausarchives bearbeitet. 1ste Abth. Prag. Gr. 4. 20 Ngr.

Ideen über die französische Revolution und ihre weitere Entwicklung. Ein Blick auf die heutigen constitutionellen Zustände Oesterreichs von I. Y. Z. Wien, Markgraf u. Müller. Lex.-8. 6 Ngr.

Kalenberg, E. v., Des Adler's Aufflug. Zeitgeschichtlicher Roman. 1ste und 2te Lief. Leipzig, Wengler. 8. à 10 Ngr.

Kant's, I., sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. 1ster Bd. Leipzig, Voss. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kavanagh, Julia, Sybille. Roman. 5 Bde. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. 4 Thlr.

Ketteler, W. E. Freih. v., Deutschland nach dem Kriege von 1866. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Kleinert, P., Schiller's religiöse Bedeutung. Ein Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 16. 6 Ngr.

Köhler, L., Einige Betrachtungen über Sonst und Jetzt. Leipzig, Rhode. 8. 4 Ngr.

Koppmann, K., Kleine Beiträge zur Geschichte der Stadt Hamburg und ihres Gebietes. 1ster Beitrag. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 7½ Ngr.

Friedrich Kohlrausch. Nekrolog. Hannover, Helwing. Gr. 8. 4 Ngr.

Kossuth, F. W., Jesuitische Mohrenwäsche. Ein Versuch des Herrn Dechanten M. Faust in Birkenfeld, den Jesuiten Gury weiß zu waschen. Wirschweiler, Kossuth's Selbstverl. Gr. 8. 6 Ngr.

Kremer, A. v., Altarabische Gedichte über die Volkssage von Jemen als Textbelege zur Abhandlung „Ueber die südarabische Sage". Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Die neuen evangelischen Landestheile Preußens und die Union. Auch ein Votum über die Gestaltung der evangelischen Landeskirche in Preußen. Berlin, Rauh. 8. 7½ Ngr.

Leitschuh, F., Die Entstehung der Mythologie und die Entwicklung der griechischen Religion nach Hesiods Theogonie dargestellt. Ein religions-philosophischer Versuch. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 18 Ngr.

Le Grave, Agnes, Erzählende Dichtungen. 3te Sammlung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 16. 22½ Ngr.

Levy, M., Der Staat und die Juden im norddeutschen Bunde. Ein Mahnruf an das norddeutsche Parlament. Lissa, Scheibel. Gr. 8. 5 Ngr.

Ludwig, F., Das deutsche Theater. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 10 Ngr.

Luthardt, C. E., Die Ethik Luthers in ihren Grundzügen. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 15 Ngr.

Meißner, L., Der Entscheidungskampf in Mittel-Europa. Prag, Steinhauser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Menschwerdung des Affen. Ein Spiel der Gegenwart in 2 Akten. Von Einem, der sich der Gegenwart schämt. Würzburg, Stahel. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Menzel, W., Der deutsche Krieg im Jahre 1866, in seinen Ursachen, seinem Verlauf und seinen nächsten Folgen. 1ste Lief. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 6 Ngr.

Meyer v. Knonau, G., Ueber die Bedeutung Karl's des Grossen für die Entwicklung der Geschichtschreibung im 9. Jahrhundert. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 6 Ngr.

Mitzenius, A., Harun al Raschid. Drama. Darmstadt, Würtz. 8. 20 Ngr.

Mühlbach, Louise, Marie Antoinette und ihr Sohn. Historischer Roman. 6 Bde. Jena, Costenoble. Gr. 16. 6 Thlr. 15 Ngr.

Mühlbrecht, O., Der holländische Buchhandel seit Coster. Vortrag. Leipzig, Weber. Gr. 8. 7½ Ngr.

Parlamentstagebuch. 1stes Heft. Leipzig, Quandt u. Händel. Hoch 4. 2½ Ngr.

Pohl, C. F., Mozart und Haydn in London. 1ste Abth. Mozart in London. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pfordten's, Freih. v. der, Wirken und Wirkungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1866. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 9 Ngr.

Raumer, F. v., Sonst und Jetzt. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Rauscher, E., Elegien vom Wörther-See. 1866. Klagenfurt, Leon. 16. 10 Ngr.

Rogeard, Paris im Beichtstuhl. Deutsche Original-Ausgabe. 1stes und 2tes Heft. Leipzig, Purfürst. Gr. 16. à 5 Ngr.

Sandbank, H., Ueber Leidenschaft und Versöhnung in der Tragödie. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 8 Ngr.

Schleiden, M. J., Die Umwandlung der Weltordnung am Ende des Mittelalters. Vorlesung. Dresden, Burdach. 8. 5 Ngr.

Sepp, Neue architektonische Studien und historisch-topographische Forschungen in Palästina, Würzburg, Stahel. Lex.-8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Seyffarth, L. W., Die Stadtschulen. Betrachtungen und Vorschläge. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 10 Ngr.

Simon, J., Wo ist die gnädige Frau? Lustspiel. Nach einem vorhandenen Stoff bearbeitet. Mannheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Spitta, T., Entschleierte Dunkel. Novellen. Berlin, Wegener. Gr. 8. 1 Thlr.

Steffens, A., Auf der Roßtrappe. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sturmhoefel, N., Offenbarungen für Alle. Leipzig, Priber. Gr. 8. 5 Ngr.

Thaulow, G., Die Neugestaltung Deutschlands mit dem Prager Frieden vom 23. August 1866. Versuch einer Beurtheilung derselben. Kiel, Homann. Gr. 8. 6 Ngr.

Tebaldi, H., Frühlings-Blüthen. Basel, Riehm. 16. 24 Ngr.

Temme, J. D. H., Criminal-Bibliothek. Merkwürdige Criminalprozesse aller Nationen. 1ste Lief. Hamburg, Vereinsbuchh. Hoch 4. 5 Ngr.

Tiefenbach, L. E., Namenlos! Poesien. Graz. 16. 27 Ngr.

Treblin, A., Lenz und Liebe. Gedichte. Breslau, Trewendt. 16. 12½ Ngr.

Uechtritz, F. v., Eleazer. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Krieges im 1. Jahrhundert nach Christo. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Ursache und Wirkung. Ein Versuch. Cassel, Wigand. Lex.-8. 10 Ngr.

Von der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußischen Mainarmee im Sommer 1866 vom Berichterstatter des Daheim. 1ste Abth. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. Gr. 8. 25 Ngr.

Wartensleben-Schwirsen, Graf v., Die Annexionen und das norddeutsche Parlament. Vom Herrn Rundschauer. Cammin, Behrendt. Gr. 8. 8 Ngr.

Zahn, T., Marcellus von Ancyra. Ein Beitrag zur Geschichte der Theologie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von
Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a.

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von
Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. In Bändchen zu 5 Ngr.

Soeben erschienen:

1. Bändchen. **Othello, der Mohr von Venedig.** Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
2. Bändchen. **König Johann.** Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen nur 5 Ngr.

Die bereits erschienenen zwei Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue wohlfeile Ausgabe der Schiller-Galerie

von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg.**

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

In 10 Lieferungen 4 Thlr. Gebunden in Leinwand 5 Thlr., in Leder 6 Thlr.

Um der mit Recht so allgemein beliebten „Schiller-Galerie" von Pecht und Ramberg den Weg in die weitesten Kreise des Volks zu eröffnen, veranstaltete die Verlagshandlung eine neue Ausgabe des Werks in Octavformat, welche die sämmtlichen 50 Blätter der Quartausgabe, in verjüngtem Maßstabe neu in Stahl gestochen, nebst den erläuternden Texten von Friedrich Pecht enthält, zu dem außerordentlich wohlfeilen Preise von nur 4 Thlrn. (elegant gebunden mit Goldschnitt: in Leinwand 5 Thlr., in Leder 6 Thlr.). Dieselbe empfiehlt sich als eines der werthvollsten Festgeschenke und ist, soeben vollständig geworden, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mittelalterliches Hausbuch.

Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts

mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen.

Herausgegeben vom
Germanischen Museum.

Folio. Cart. 12 Thlr.

Dieses Werk ist die getreue Nachbildung einer höchst interessanten Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts, welche Fürst Friedrich von Waldburg-Wolfsegg dem Germanischen Museum in Nürnberg zur Verfügung gestellt hat und deren Veröffentlichung von den Vorständen wie vom Gelehrtenausschuß des Museum als würdige Aufgabe seiner wissenschaftlichen Strebungen erkannt wurde. Die bildlichen Darstellungen, vom Kupferstecher Petersen aufs getreueste facsimilirt, behandeln mit Naivetät und Humor das wirkliche Leben jener Zeit: Frieden und Krieg, den Verkehr des Landes und der Stadt, Geselligkeit auf öffentlichem Markte und im häuslichen Kreise, Kunstbetrieb und Handwerk, Amt und Schule. Auch der Text besteht aus einer genauen, mit Erläuterungen versehenen Wiedergabe des Originals. Das Werk gewährt neben der wissenschaftlichen Ausbeute auch der Ergötzung einen reichen Antheil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Für stille Morgenstunden.

Von der Verfasserin von

Aus den Papieren einer Verborgenen.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Verfasserin des bekannten Erbauungsbuchs „Aus den Papieren einer Verborgenen", das Geh. Rath von Bethmann-Hollweg durch eine Vorrede beim Publikum einführte, bietet hier eine neue Gabe dar. Den Worten der Heiligen Schrift, namentlich der vier ersten Kapitel des Evangelium Matthäi folgend, sind darin kurze Betrachtungen, Lieder und Gedichte aneinandergereiht und zu einem Cyklus täglicher Morgenandachten verbunden. Die edle Ausdrucksweise der Verfasserin sowie das tiefe religiöse Gefühl, von dem ihre Worte Zeugniß geben, wird auch diesem Buche sicher eine freundliche Aufnahme in gleichgesinnten Kreisen bereiten.

Das frühere Werk der Verfasserin erschien in demselben Verlage unter folgendem Titel:

Aus den Papieren einer Verborgenen. (Mit einem Vorwort von Geh. Rath v. Bethmann-Hollweg.) Zweite vermehrte Auflage. Neue wohlfeile Ausgabe. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 16 Ngr. (Jeder Theil auch einzeln geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 1 Thlr. 18 Ngr.)

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint soeben eine

Neue wohlfeile Ausgabe des

Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon

in 70 Heften zu 5 Ngr.

Probehefte und Prospecte dieses anerkannt trefflichen, über 2000 Abbildungen enthaltenden Werks sind in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben, wo auch Subscriptionen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 11. April 1867.

Inhalt: Neuere lyrische und epische Dichtungen. Von E. Herkfurth. — Das Jahr 1866 im Spiegel der Broschürenliteratur. (Beschluß.) — Ein Campagnejournal Blücher's. Von Karl Gustav von Berneck. — Theatermemoiren. Von Feodor Wehl. — Philosophisches. Von Alexander Jung. — Feuilleton. (Bodenstedt's Shakspeare-Uebersetzung; Vom deutschen und französischen Theater.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere lyrische und epische Dichtungen.

Die neure Lyrik, habe ich gefunden,
Ist sehr gewandt und lieblich in der Sprache,
Und doch ist ihre Schöpfung meistens Mache;
Statt selbst gefühlt nur künstlich anempfunden.

Da sitzt ein Anempfinder lange Stunden,
Und macht in Liebe, Glaube, Wehmuth, Rache,
Mit Weltschmerz würzt er fleißig seine Sache,
Dann kommt sie in den Handel nett gebunden!

So wird die neuere Lyrik von einem der neuern Lyriker (Schubert, vgl. unter Nr. 12) kritisirt. Und in der That ist für die Mehrzahl lyrischer Productionen dies Urtheil nicht zu hart; denn wenn man aus der Unmasse lyrischer Novitäten die kleine aber schwerwiegende Zahl der Werke aussondert, welche sich durch Tiefe der poetischen Empfindung, Originalität der Gedanken und Anmuth der Form auszeichnen — und solche Werke haben auch in den letzten Jahren nicht blos Dichter, deren Namen schon früher rühmlich bekannt waren, sondern auch manche homines novi uns geliefert —, so bleibt nur ein Rest von Dii minorum gentium, die keinen Anspruch haben auf Weihrauch und Opfer. Ist der Gedanke der Dichtung trivial, nur Anempfundenes ihr Inhalt, so ist sie, auch wenn die Form in handwerksmäßiger Gewandtheit leicht und flüssig erscheint, doch nur ein Sirenengesang, von dem der scharfe Kritiker Mephisto sagt:

Das Trallern ist bei mir verloren,
Es krabbelt mir wol um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht!

Und selbst diese Gewandtheit der Form ist kein allgemeines Kennzeichen der neuern Lyrik; vielmehr findet sich häufig eine unverkennbare Unbeholfenheit und Roheit des Ausdrucks; oft wird die Sprache in geradezu mitleiderregender Weise mishandelt, und der Gang der gebundenen Rede hinkt, als ob die Versfüße selbst geknebelt wären. Dasselbe gilt auch von vielen epischen und lyrisch-epischen Dichtungen, bei denen überdies in der Regel das Stoffliche überwuchert und eine poetische Auffassung und künstlerische Gestaltung nur zu sehr vermißt wird, sodaß von diesen in bunten Gewändern prangenden Büchlein nur wenige als „rothe und blaue Blumen" auf dem Felde der Literatur gelten, die meisten nicht einmal als „schönes Unkraut" im Dichtergarten bezeichnet werden können.

Unter dieser bunten und gemischten Gesellschaft poetischer Novitäten pflegen diejenigen zunächst den Blick auf sich zu ziehen, welche stolz die Decoration „zweite Auflage" auf der Brust tragen. Allein dieser Erfolg ist keineswegs ein zureichender Maßstab des Werths; diese Decoration ist nicht immer ein Orden pour le mérite, sondern häufig nur ein Schmuck, für dessen Verleihung die geheimen Gründe ein ungelöstes Räthsel bleiben. So ist z. B. bei den nachfolgenden beiden Werken die Frage, was wol die zweite Auflage derselben veranlaßt haben möge, fast interessanter als deren ganzer Inhalt:

1. Gedichte von August Doyé. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Wegener. 1867. 16. 15 Ngr.
2. Legenden von Ludwig Bowitsch. Zweite vermehrte Ausgabe. Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1866. Gr. 16. 16 Ngr.

Die „Gedichte" von August Doyé (Nr. 1) enthalten ein wenig schmackhaftes Ragout aller möglichen Ingredienzien: Balladen, Sprüche, Lieder, fromme Betrachtungen, dazwischen auch Gedichte in Heine'scher Manier; wie z. B. die mit „Großer Geist, du Gott da oben" anfangende Epistel eines Studenten an seine genesende Braut mit den Worten schließt:

Geh und pflücke durch die Felder
Froh uns Blumen ab zum Strauß,
Und hab' ich erst wieder Gelder,
Komm ich selbst zu dir heraus!

Zum größten Theil ist der Inhalt dieser Gedichte sehr trivialer Art; z. B.:

Sie solle den alten Glauben
Wol lassen wie er war;
Und wenn sie sich erlauben,
Ihr Gift darauf zu schnauben,
Sie krümme ihm kein Haar! —

womit dann die barocke Ausdrucksweise eigenthümlich contrastirt. Von letzterer möge gleich das erste Gedicht: „Napoleon I. und der Admiral Bruis", einige Proben gewähren:

Sprach's, und eilig schoß der Zügel
Seinem Renner in den Zahn,
Und der Renner hob die Flügel,
Sturm und Staub umsummt die Bahn.
— — — — — — — — —
Siehe, da hüpft ein Boot durch die Fluten
Tief in dem Sacke der trümmelnden See —
— — — — — — — —
Und der Kaiser schießt die Pfeile
Seiner Blicke wild umher,
Ihm im Herzen morden Beile,
Würgt der Strang und schluckt das Meer!

So wird auch „der Quelle Flies" für der Quelle Fließen gesetzt, „Skelet" als Monosyllabum in folgendem schönen Verse gebraucht:

Sind die Augen dir gebrochen,
Liegst du in dem Erdenbett,
Kommt der Leichenwurm gekrochen
Und entblößt dein graufig Sk'let!

Wenn dergleichen Poesie einmal gedruckt worden, so mag es dafür vielleicht besondere Gründe gegeben haben; für eine zweite und überdies vermehrte Auflage ist doch aber wol kaum eine Entschuldigung möglich.

Die „Legenden" von Ludwig Bowitsch (Nr. 2), welche ebenfalls in zweiter Auflage vorliegen, enthalten eine Sammlung von guten Lehren der Moral und der hausbackenen Lebensklugheit, die ebenso gut, wie sie dem Heiland in den Mund gelegt sind, auch in der „Weisheit des Brahmanen" oder in dem Buche der Betrachtungen im „Westöstlichen Divan" stehen könnten, da sie einen specifisch-christlichen Charakter nicht haben. Es ist deshalb höchst überflüssig, daß zu ihrer Illustration noch einige Dutzend Wunder oft recht ungeschickt erfunden und weitläufig erzählt werden. Wo sich diese „Legenden" an das Neue Testament anschließen, da erscheinen sie fast als unfreiwillige Parodie der betreffenden Bibelstellen, wie z. B. der Hirt, welcher die 99 Schafe läßt, um das verlorene zu suchen, in diesen „Legenden" trotz seines übereifrigen Suchens das verirrte Schaf nicht findet:

Und als er mit trüber Geberde
Heimwärts wankte nach seiner Heerde,
Grüßte es ihn wie Pesteshauch,
Waren die neunundneunzig auch,
Dieweil er fruchtlos umhergeklommen,
Sammt und sonders abhanden gekommen!

Wenngleich diese „Legenden" in einer Art von Knittelversen geschrieben worden, so sind sie doch nur gereimte Prosa, die sich in gebundener Rede fast komisch ausnimmt; z. B.:

Nun, schloß der Heiland, ist es euch klar!
Gar vieles erscheinet wunderbar,
Weil wir im Anschaun uns nicht bequemen,
Höhere Stellung einzunehmen!
Weil wir nicht an der Thatsach' Walten,
Sondern an der Erscheinung halten,
Und die Erscheinung sich ändern muß,
Sobald wir weiter setzen den Fuß!

Da der Verfasser in solcher Breite auch „keinen Wurm läßt entschlüpfen, ohne Betrachtungen anzuknüpfen", seine Ausdrucksweise aber auch häufig sehr incorrect ist — und z. B. sagt: die Wogen schlagen „schmeichelhaft" an das Fahrzeug; die Jünger haben „auf" seine Lehren vergessen u. s. w. —, so verdienen diese „Legenden" eher als non legenda bezeichnet zu werden.

Sodann liegen uns zwei Bände Dichtungen vor, welche, wenn auch ihrem Inhalt nach für sich bestehend, doch nur einen Theil größerer Werke bilden, sich als „zweites Heft, sogar als „elfte Lieferung" einführen:

3. Erinnerungen. Gesammelte Gedichte von F. A. Maercker. Zweites Heft. Berlin, v. Decker. 1867. Br. 8. 1 Thlr.
4. Eduard Bloch's Original-Declamatorium. Humoristische und ernste Vorträge in Poesie und Prosa. Elfte Lieferung. Berlin, Lassar. 1866. 8. 5 Ngr.

Die vorliegende Sammlung der „Dichtungen" von F. A. Maercker (Nr. 3) bildet das zweite Heft der „Erinnerungen", deren erster Theil vor fünf Jahren erschien, zugleich die zweite Abtheilung des dritten Bandes der bereits in erneuter Auflage herausgegebenen „Gedichte". Von diesen „Erinnerungen" sind die „Ehelichen Ermahnungen" nach Plutarch, welche als eine Hochzeitsgabe mit photographischem Titelbilde nach Thorwaldsen auch für sich allein in einer eleganten Miniaturausgabe vorliegen, vorzugsweise geeignet, die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln. Dieselben enthalten eine Fülle geistvoller Bilder und feiner Bemerkungen, welche, illustrirt durch pikant erzählte Beispiele, in fließenden Hexametern als Lehren der Weisheit an Eurydike und Pollianos vorgetragen werden. Das Ganze enthält allerdings ein eigenthümliches Gemisch antiker und moderner Anschauungen, die unvermittelt nebeneinanderstehen, sich wol auch durchkreuzen. Zuweilen tritt die antike Auffassung in so classischer Nacktheit hervor, daß man einen poetischen Rathgeber für Neuvermählte und solche, die es werden wollen, eine jener Schriften, bei deren Ankündigung die „decente Haltung" besonders hervorgehoben zu werden pflegt, in der Hand zu halten glaubt; z. B. V, X, XVIII, XLVI. Dazwischen kommen andere Ermahnungen, welche in ganz moderner Auffassung die Probleme der ehelichen Gütergemeinschaft (XX), der Mischehen (XIX), der Zulässigkeit der Ehescheidung (XLI) besprechen, sodaß deren Inhalt mit der antikisirenden Form in eigenthümlichem Widerspruch steht. Einzelne dieser kleinen Stücke didaktischer Poesie zeichnen sich durch einen feinen Humor aus, namentlich die Warnung vor dem mürrischen Fanatismus der Reinlichkeit, und die Geschichte von Paulus Aemilius, der allein wußte, wo ihn der Schuh drückt:

Jener Aemilius, den Macedonien grüßt als Besieger,
Paulus genannt, er besaß ein Weib von vorzüglicher Schönheit,
Züchtig war sie und reich, und er hat sie dennoch verstoßen.
Keiner begriff's und Verwundrung erfaßt die genauesten Freunde,
So, daß vorwurfsvoll sie zur Red' ihn stellten und fragten:
Freund, wie konnt' es geschehn? Dies herrliche Weib! O, so sprich doch!
Und Aemilius, zögernd zuerst, als heft'ger sie drängten,
Nahm vom Fuße den Schuh und sprach: „Sieht dieser nicht schön aus?

Ist er nicht schmuck und neu? Doch n mand weiß mir zu sagen,
Wo er mich drückt. Das weiß allein, wer ihn täglich erprobet!"
Alle sie schwiegen die Freunde, und still ging jeder von dannen,
Ueberlegt und fragt, wo drückt Aemilius der Schuh nur?

Außer diesem Noth- und Hülfsbüchlein für junge Eheleute enthalten diese „Erinnerungen" von Maercker noch eine Sammlung von Gelegenheitsgedichten, eine kleine Anzahl unbedeutender Elegien, Satiren und Epigramme, einige Lieder und zwei Abtheilungen Sonette, von denen einzelne, z. B. „Treue Liebe", sehr ansprechend sind. Die den „Gedichten bei feierlichen Gelegenheiten" als Motto vorgesetzten Worte:

Des Lebens wild vernichtende Gewalten
Weiß Maß und Kunst harmonisch zu gestalten —

passen allerdings zu dem Inhalt derselben sehr wenig, da des Lebens vernichtende Gewalten bei so feierlichen Gelegenheiten, wie die Stiftungsfeste philosophischer und philologischer Gesellschaften, die Vermählungsfeier einer Prinzessin, das Shakspeare-Jubiläum, der Geburtstag eines befreundeten Commerzienraths sind, nicht in Scene zu treten pflegen. Einzelne dieser Gedichte enthalten eine geschickte Ausführung geistreicher Einfälle, wie z. B. die Sprachverwirrung beim Thurmbau zu Babel, die feurigen Zungen des Pfingstwunders und die Eliminirung des Buchstabens „h" in der Grimm'schen Rechtschreibung als Themata für drei Festgedichte zum Stiftungsfest der Gesellschaft für das Studium der neuern Sprachen mit geschmackvoller Feinheit benutzt sind. Andere dieser Gedichte nähern sich mehr dem Hofton der officiellen Festpoesie eines poeta laureatus, mit dem dann wieder die Bänkelsängerweise des den Commerzienrath Wöhlert von seinen Arbeitern dargebrachten Geburtstagsgedichts contrastirt, indem der Schlußsatz der zweiten Strophe doch etwas komisch lautet:

Wißt ihr, wer die Räder schweifte,
Wißt ihr, wer die Brücken baut,
Wer zu Stahl das Eisen steifte?
Freund', auf Vater Wöhlert schaut!
Und für all die schöne That
Grüßt ihn als Commerzienrath!

Die elfte Lieferung von Bloch's „Original-Declamatorium" (Nr. 4) enthält elf poetische und zwei prosaische Beiträge verschiedener Autoren, welche sämmtlich für das Publikum eines Café chantant berechnet zu sein scheinen. Die ernsten Vorträge sind auf den Knalleffect gearbeitete Schauerhistorien, die humoristischen versificirte Anekdoten, zum Theil aus Meidinger, und Couplets für Vorstadttheater mit dem forcirten Humor der Posse, zuweilen sogar ultra posse; z. B. „Der Pantoffelheld" von Robert Lindner u. a.

Bei Besprechung der übrigen Novitäten lassen wir, wie sich gebührt, den Damen den Vortritt:

5. Gedichte von Emilie von Lewitzka. Berlin, Mittler und Sohn. 1866. 16. 20 Ngr.
6. Gedichte von Luise Mayer. Bremen, Tannen. 1866. 8. 1 Thlr.

Die zum Besten der Pflege im Felde erkrankter und verwundeter Krieger herausgegebenen, der Königin-Witwe Elisabeth von Preußen gewidmeten „Gedichte" von Emilie von Lewitzka (Nr. 5) enthalten zur größern Hälfte Sonette und Ghaselen, sowie unter den übrigen Gedichten mehrere in Terzinen und ottave rime. Schon die Wahl dieser Dichtungsformen zeigt, daß die Verfasserin die äußern Schwierigkeiten der dichterischen Ausdrucksweise leicht und fast spielend überwindet, und in der That sind manche der Ghaselen, z. B. „Die Kränze", „Die Perle", „Blütenpflege" als formvollendet zu bezeichnen, während bei andern, z. B. „Der Freundin Bild", die stets wiederkehrenden Worte wie ein lahmer Fuß nachgeschleift werden. Bei den Sonetten fehlt meistens die für diese Dichtungsart erforderliche Gliederung, welche etwas Antistrophisches in den beiden Vierzeilen, die Auflösung und Versöhnung in den Schlußversen erfordert.

Ueberall aber ist der Ausdruck fein, oft elegant, wenngleich Incorrectheiten, z. B.: „sie ist zu schade für das Erdenland", oder „gebeuet" für „dargeboten", auch nicht fehlen. Der Inhalt dieser Gedichte ist etwas monoton, der Umfang der Gedanken und Empfindungen, die in ihnen ausgesprochen werden, sehr beschränkt: fromme Betrachtungen, die an alles, sogar an das Legendenwunder der knienden Schafe angeknüpft werden, Begrüßungs- und Festgedichte, von denen die Beschreibung von „Des Kriegers Jubelfeier" ein etwas sehr prosaisches Festprogramm enthält, sinnige, zuweilen etwas sentimentale Ergüsse der Freundschaft und Dankbarkeit bilden den Hauptinhalt; doch finden sich dazwischen auch poetische Gedanken in anmuthiger Form, von denen „Die Wasserlilie" als Probe hier Platz finden möge:

Siehst du die Lilie, welche aus dem Strom,
Deß Wellen dunkel durcheinanderrinnen,
Ihr Haupt erhebt zum stolzen Himmelsdom,
So wie in andachtvollem stillen Sinnen?

Sie scheinet mir, so keusch, so klar und mild
Und licht vom ewig goldnen Glanz umwoben,
Der reinen Menschenseele schwebend Bild,
Die übern Weltenstrudel sich erhoben!

Einen eigenthümlichen Contrast mit der etwas steifen aristokratischen Haltung dieser Dichtungen bildet der bürgerlich-gemüthliche Charakter der „Gedichte" von Luise Mayer (Nr. 6), deren Verfasserin bittet, keinen Anstoß daran zu nehmen, daß sie Mayer und nicht Rosenthal oder Lilienstengel heiße. Diese Gedichte werden mit einer „ganz prosaischen Vorrede" eingeleitet, deren ausgesprochener Zweck es ist, „mit dem lieben Leser und der lieben Leserin einen kleinen gemüthlichen Schwatz zu halten"; und denselben Zweck verfolgt anscheinend diese ganze Sammlung dichterischer Versuche, die leider zum größten Theil ziemlich unbedeutend und zuweilen sehr trivial sind. Die Befürchtung der Verfasserin, daß die Gedichte als unfertig und eckig erscheinen möchten, ist zwar nicht begründet, da auch hier die Form geläufig ist und ein gewisses Erzählungstalent bekundet, welches bei Improvisationen in geselligen Kreisen und für Gelegenheitsgedichte zu Familienfesten sich als glückliche Begabung anmuthig kundgeben mag, zur öffentlichen Herausgabe einer Gedichtsammlung

aber doch unzureichend ist. Insbesondere kann der Verfasserin der gefürchtete Tadel der Langweiligkeit nicht ganz erspart bleiben, und trifft derselbe namentlich die Abtheilung „Geschichtliches" und die verwässerten Paraphrasen von Bibelstellen, sowie die „Dämmerstundenbetrachtungen" aus der letzten Abtheilung, während die Genrebildchen, von denen freilich „Das Metzelsuppenlied" am Anfang der Sammlung eine etwas gar zu realistische Schilderung der Schweinemetzgerei enthält, und einzelne der „Vermischten Gedichte", z. B. „Daheim", „Warum nicht", als unterhaltende Causeries gelten können. Bei solchen poetischen Plauderstündchen wird es mit der Ausdrucksweise oft allerdings gar zu wenig genau genommen, z. B. (S. 110):

Seitdem hat sie manch lieben Tritt
Gethan durchs Erdenleben.

Oder (S. 143):

Die Rassepferde und die braune Stute
Thun sich beim Hafer ehrlich was zugute.

Bei dem vorwiegenden Interesse unserer Tage für Politik beanspruchen auch diejenigen poetischen Werke, welche eine bestimmte politische Färbung zeigen, vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Leser, wenngleich die letztern großentheils mehr auf die Tendenz als auf den dichterischen Gehalt zu sehen pflegen. Einen Anflug politischer Lyrik zeigen nun folgende „vaterländische und patriotische" Dichtungen, von denen die beiden ersten entschieden den preußischen Standpunkt wahren, während die dritte durchaus im österreichischen, antipreußischen Sinne gehalten ist.

7. Vaterländische Gedichte von O. F. Gruppe. Neu-Ruppin, Oehmigke und Riemschneider. 1866. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.
8. Düppel und Alsen. Zwei vaterländische Dichtungen von Wilhelm Petsch. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1866. 8.
9. Mahnrufe an das deutsche Volk. Patriotische Gedichte aus den Jahren 1857—66 von Friedrich Wilhelm Helle. Wien, Lechner. 1866. 8. 20 Ngr.

Die mit der Gründung der Mark Brandenburg beginnenden, mit Düppel und Alsen abschließenden „Vaterländischen Gedichte" von O. F. Gruppe (Nr. 7) geben in chronologischer Anordnung eine poetische Uebersicht der Hauptmomente in der Entwickelung des preußischen Staats, eine Charakterisirung der für die preußische Geschichte wichtigsten Persönlichkeiten mit culturhistorischem Hintergrund. Von der in sechs Bücher eingetheilten Sammlung enthält das erste und letzte Buch eine Anzahl Romanzen aus Sage und Geschichte der Mark Brandenburg und der Provinzen Preußen und Pommern vor der Besitzergreifung durch das Haus Hohenzollern, dessen Ruhm den Inhalt der übrigen vier Bücher bildet. Die einzelnen Gedichte stehen zwar untereinander nicht in einem unmittelbaren Zusammenhange; als rother Faden zieht sich jedoch durch alle die warme patriotische Begeisterung für Preußens Größe, und so macht die Sammlung den Eindruck eines einheitlichen Ganzen, ungeachtet der Verschiedenartigkeit der einzelnen Theile. Einzelne dieser vaterländischen Dichtungen scheinen allerdings nur einer Reimchronik entnommen zu sein, andere, namentlich in dem verhältnißmäßig zu umfangreichen fünften Buche, welches den letzten schleswig-holsteinischen Feldzug zum Thema nimmt, haben nur den vorübergehenden Werth von Gelegenheitsgedichten. Allein in der überwiegenden Mehrzahl dieser Gedichte zeichnet der Autor mit kräftigen markigen Strichen ein effectvolles lebendiges Bild, welches, wie ein guter Holzschnitt, mit vollendeter Kunstform Volksthümlichkeit verbindet und deshalb auf die weitesten Kreise zu wirken geeignet ist. Diese Volksthümlichkeit zeigt sich nicht blos in der kecken Frische der anschaulichen Schilderungen, sondern manchmal auch in einer gewissen Derbheit des Ausdrucks; es lautet z. B. der Schluß der Erzählung von der Belagerung der Stadt Drossen, bei welcher von den Weibern die anstürmenden Krieger des Herzogs von Sagan mit siedendem Brei begossen und zurückgetrieben wurden:

Hans, Herzog von Sagan, ohn' Leut' und ohn' Land,
Vor Drossen sich hat er das Maul recht verbrannt!

Zuweilen steht in diesem volksthümlichen Humor der Schalk in der Schellenkappe hervor, z. B. in der Geschichte vom falschen Waldemar, ferner in der Erzählung, wie von einer Ohrfeige von der Hand des Kurfürsten Johann Sigismund der junge Pfalzgraf katholisch gemacht wird, oder in der an die Kapuzinade in „Wallenstein's Lager" erinnernden Buß- und Strafpredigt mit ihrem pikanten Schluß, oder endlich in der Probe, die der in Bann gethane Markgraf Otto II. von der Wahrheit des Spruchs, daß von einem Bannbedrohten nicht einmal ein Hund ein Brösslein nehmen werde, bei seinem Pfalzgrafen macht:

Der Markgraf schnitt vom Braten herab ein lecker Stück,
Und bot's dem Thier, drauf richtet im Saal sich aller Blick:
Der Hund indeß, wie lockend das Stück, verschmähte das —
So schrieben fromme Mönche, ich aber mein': er fraß!

Es geht dieser sich selbst ironisirende Humor hier und da sogar etwas zu weit, denn wenn gerühmt wird, daß in den Freiheitskriegen auch die Lieder mitgestritten und mitgesiegt hätten, so streift der Schlußsatz: „Und die hellen Lieder kosten noch dazu nicht einen Deut!" doch zu sehr an das Burleske. In andern Balladen werden dagegen die Mollaccorde des Volksliedes mit Geschick angeschlagen, z. B. in dem wehmüthig verklingenden Schluß der „Linde von Alt-Landsberg" (S. 52):

Schon wird es dunkler und stiller die Luft,
Und voller strömt der Blüten Duft,
Von Sagen säuselt das Laub, o hört —
Die Nachtigallen schlagen.
Was seid ihr Bursche so stumm? — O hört
Die Nachtigallen klagen.

Die Form ist überall sehr gewandt gehandhabt, und wenn auch zuweilen unreine Reime („Hölle", „Stelle" und „Wälle" u. dgl.) und incorrecte Ausdrücke (z. B. „ein Werk, das selbst der Dichter nicht werth beschreiben kann") mit unterlaufen, so vermögen dieselben doch den wirklich poetischen Werth dieser Sammlung, welcher sie über die beiden andern patriotischen Dichtungen von Petsch und Helle weit emporhebt, nicht wesentlich zu beeinträchtigen.

Die „zwei vaterländischen Dichtungen" von Wilhelm

Petsch (Nr. 8), welche nach dem Muster von Scherenberg's „Waterloo" den Sturm auf die Düppeler Schanzen und die Einnahme der Insel Alsen schildern, geben ein übersichtliches und anschauliches Bild dieser Ehrentage des preußischen Heers, welches durch eine Menge individueller Züge große Lebendigkeit gewinnt. Dagegen fehlt namentlich der ersten derselben der Schwung einer wirklich poetischen Behandlung, welcher die Dichtungen Scherenberg's auszeichnet, und wenn es z. B. von dem Prinzen Friedrich Karl, „dem kühnen Commandeur", auf S. 10 heißt:

Er kam heran mit seinem Preußenheer,
Verschaffte sich durch kleinere Gefechte,
Die siegreich hier und dann an jener Stätte,
(Die sichern Fühler nach der Schanzenkette!)
Von allen Ansichten gar bald die rechte;
Und wie er so durch seine Siegesschar
Von allem klar nun unterrichtet war,
Wo dann, und wie die festen Schanzen lagen,
Wie er den Feind am besten könnte schlagen,
Da schritt er zur Belagerung dieser Festen,
Nahm Platz für Platz in ihrem kahlen Westen u. s. w. —

so ist dies doch nur die gereimte Prosa einer Belagerungsrelation. Schwungvoller im Ton und einheitlicher in der Ausführung ist die Schilderung von der Einnahme Alsens, welche mit dem inzwischen bereits in Erfüllung gegangenen Wunsche schließt:

Jetzt fahren Preußens Schiffe durch den Sund,
Wo sonst Rolf Krake pflegte gern zu rasten,
Und ruhn im Haff, im blauen Wenningbund;
Der Preußenaar weht stolz von allen Masten,
Und feste Schanzen stehn am Meeresstrand....
O weiter, weiter so, mein Preußenland! —

und sind beide Dichtungen wol geeignet, sich namentlich in militärischen Kreisen eine gewisse Popularität zu erwerben und zu der Elite der Literatur der Wachstuben und Kasernen gezählt zu werden.

In auffallendem Gegensatze zu diesen beiden Dichtungen, welche von der warmen Begeisterung für die Größe und den Ruhm des preußischen Staats und seine Bedeutung für die Einheit und Macht des deutschen Vaterlandes durchweht sind, stehen die „Patriotischen Gedichte" von F. W. Helle (Nr. 9), als deren Motto der Wunsch gelten kann:

Ein Deutschland sei, und eine Heldenschar,
Und drüber rausche unser Doppelaar!

Damit ist nun allerdings nicht etwa, wie man beim ersten Blick auf diese „Mahnrufe an das deutsche Volk" annehmen möchte, der Adler des Deutschen Reichs, sondern der Wappenvogel des Hauses Habsburg, oder richtiger des Hauses Lothringen auf dem Throne der Habsburger gemeint, dem alle andern deutschen Staaten sich als Vasallen unterordnen sollen. Fast die Hälfte dieser patriotischen Gedichte stammt aus dem Jahre 1859 und enthält die Mahnrufe zur Unterstützung Oesterreichs in dem Kriege um die Lombardei, dessen Kampfpreis als das höchste Ziel des deutschen Volks dargestellt wird. So verkehrt eine solche Auffassung auch sein mag, so ist sie doch nicht ohne Geschick und mit einer Wärme der Ueberzeugung zur Darstellung gebracht, welche über die Einseitigkeit in der Beurtheilung der factischen Verhältnisse hinwegsehen läßt. Die Gedichte aus späterer Zeit, insbesondere aus dem schleswig-holsteinischen Feldzuge, in welchem sogar die düppeler Schlacht in erster Reihe von Oesterreichs Söhnen geschlagen worden sein soll, und aus dem Anfange des Jahres 1866 sind dagegen wesentlich polemischer Natur und vielfach nur gereimte Invectiven, die sich gegen Preußen richten:

Borussia's Aar, du Aar voll Tücke,
Noch roth vom Blut der düppler Schlacht,
Hast du des eignen Volkes Blicke
Voll Zorn und Jammer roth gemacht.

Hast aus der Freiheit Heiligthume
Das Recht geraubt, das Glück und Licht u. s. w.

Ebenso heißt es von diesem Aar, „daß auf seinem Horst er brüte sieggebettet nur Verrath" u. s. w. Geradezu widerwärtig werden diese zuweilen zu unwürdigen Schmähungen sich steigernden persönlichen Angriffe gegen den König von Preußen und gegen Bismarck, „den Mann von Blut und Eisen"; noch mehr aber dadurch, daß der Verfasser, welcher selbst ein Preuße zu sein behauptet, sich mit denselben an „das Volk seiner Heimat" wendet und schließlich sogar den von fast unglaublicher Verblendung zeugenden Wunsch ausspricht:

O, Oestreichs Waffen, bringt dem armen Volk
Bringt meiner Heimat Freiheit, Glück und Licht —
Und soll's auch sein nur über Leichenhügel,
Die meines Volkes eigne Söhne bilden!

Der Kanonendonner von Königgrätz, der während des Drucks dieser Lieder ertönte, hat auf solchen Anruf eine nicht misszuverstehende Antwort gegeben, und bei dem Schlaglicht, welches die Ereignisse des vorigen Sommers auf die Zustände des Concordatstaats geworfen, mögen wol auch solchen Patrioten die Augen auf- und übergegangen sein. Die Gedichte sind übrigens in einem lebendigen Rhythmus, bei dem es allerdings oft auf ein paar Versfüße zu viel oder zu wenig nicht ankommt, gehalten; trotz des Aufwandes an „Blutleichensaaten, Schlachtgebraus, Reckenthaten, eisenumgossenen Streitern, Berserkerkraft, Leichenflurgenossen" u. s. w., und trotz der Ausstaffirung mit „Vidar, Odin, Hel, Fingal und Walkyrien", erscheinen sie aber doch monoton und ohne poetischen Gehalt; auch ist der Stil häufig voll Fehler, z. B. „ob mir (statt über mir) blühen Blumen".

E. Hersfurth.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Das Jahr 1866 im Spiegel der Broschürenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 14.)

14. An die Sachsen beim Friedensschluß. Vom Verfasser der Schrift: „Der Geist von 1789 in seinem Einflusse auf die deutschen politischen Zustände." Stolpen, Schneider. 1866. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die kleine Broschüre mahnt in Vers und Prosa zum Anschluß an den Norddeutschen Bund, der die Stämme verschmelzen wird:

Wir werden weder preußisch, noch weimarisch, noch hannoverisch, noch hessisch, und Preußen selbst wird weder sächsisch, noch hessisch, noch hannoverisch und bleibt auch nicht preußisch. Wir alle werden, was wir längst gern sein wollten, wofür seit langen Jahren nur eine Stimme gewesen ist in allen gutgesinnten Zeitungen, was bei allen Landtagen aller deutschen Staaten als sehnlichster Wunsch ausgesprochen worden ist, wir alle werden Deutsche, nicht anders als Deutsche.

Die Verse am Schluß sind echte Gesangbuchverse. „Das Thal der Leiden und der unvollkommenen Freuden", welches der Autor besingt, hat doch zu dem Norddeutschen Bund keine nähere Beziehung, obgleich dessen „unvollkommene Freuden" von vielen vollkommen gewürdigt werden.

15. Sachsen und der Norddeutsche Bund. Leipzig, B. Tauchnitz. 1866. Gr. 8. 3 Ngr.

Diese Schrift ist nach dem Abschluß des Friedens zwischen Oesterreich und Preußen geschrieben worden, doch vor dem Friedensschluß zwischen Preußen und Sachsen. Sie kann als eine maßvolle oratio pro domo betrachtet werden, um in diesem Frieden für Sachsen bessere Bedingungen zu erhalten. Deshalb beginnt sie mit allerlei Zugeständnissen. Zunächst hält sie dem Deutschen Bund eine wenig schmeichelhafte Grabrede:

Der Deutsche Bund hat sich als machtlos erwiesen, eine nationale Frage zur endgültigen Lösung zu bringen, und ebenso wenig hat er aus eigenen Kräften vermocht, jene Bestimmung seines Grundgesetzes zur Geltung zu bringen, welche den kriegerischen Austrag von Streitigkeiten der Bundesglieder schlechterdings untersagte.

Dann erklärt sie die sächsische „Preußenfeindlichkeit" für ein künstliches Gebild, ein Phantom, das man da und dort zu was immer für einen Zweck in Scene gesetzt hat. Nun, preußenfreundlich hat sich Sachsen doch wol nicht gezeigt; das beweisen Gitschin und Königgrätz zur Genüge! Unser Autor meint zwar, für den Satz, daß die sächsische Regierung der Vorwurf der „Preußenfeindlichkeit" treffe, würde man vergebens nach einem Erweise suchen. Das ist doch ein haarsträubendes Paradoxon! Was sich im vorigen Jahre in Böhmen zutrug, das war doch kein Manöver mit einem maskirten Feind. Auch der Beweis, wie oft Sachsen in früherer Zeit treu zu Preußen gestanden, hat mehr Löcher als Spiegelberg's Register. „Des Pudels Kern" aber sind die frommen Wünsche am Schluß der Broschüre, namentlich aber der Wunsch nach Unantastbarkeit der sächsischen Armee in ihrer innern Freiheit und Selbständigkeit, die damals noch in Frage gestellt schien. Deshalb suchte man das Mistrauen der preußischen Regierung gegen Sachsen zu entwaffnen. Gern dagegen glauben wir der folgenden Versicherung des Autors: „Man mache es Sachsen möglich, in dem neuen Bunde seine Stelle einzunehmen, und man wird sich bald überzeugen, daß kein Glied desselben mit treuerer Hingebung und mit größerm Eifer beflissen ist, seine Schuldigkeit zu thun."

16. Worauf es jetzt ankommt. Ein Wort zur Verständigung von F. Kreyßig. Elbing, Meissner. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

17. Friedensgedanken von F. Kreyßig. Elbing, Meissner. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Der als Shakspeare-Erklärer und Literarhistoriker bekannte Autor mahnt in der ersten Schrift (Nr. 16) zur „männlichen, freien, redlichen und entschlossenen Unterstützung der preußischen Regierung, überall wo sie preußisch auftritt". Er rühmt den „politischen Verstand" der Italiener, während er den Deutschen, resp. den Preußen diesen Verstand nur in geringerm Maße zuspricht, nämlich der nicht durch den Fahneneid oder Amtseid auf den geraden Weg der Pflicht hingewiesenen Masse des Volks. Er belehrt uns, daß in Preußen das Königthum die älteste, die festeste, die naturwüchsigste und volksthümlichste politische Macht ist, doch nicht mehr die einzige, seitdem ein arbeitskräftiges, bildungsreiches, zukunftsfreudiges Bürgerthum erwachsen ist. Doch wo bleibt die Aristokratie und das Herrenhaus? Ist das keine Macht, mit der die preußische Geschichte rechnen muß und gerechnet hat? Er belehrt uns ferner, daß das große Nationalwerk, welches heute sich vollendet, in allen Hauptzügen ein Triumph und endgültiger Erfolg jenes echten, nationalen, mit den innersten Nerven und mit allen Gliedern des Volks verwachsenen Königthums ist, wie es gegenwärtig vielleicht kein Staat außer Preußen besitzt. So werde es denn wohl oder übel die preußische Regierung sein müssen, welche bei der Gestaltung des Neuen, bei der Durchführung und Ausbeutung des Siegs das entscheidende Wort zu sprechen habe. Nachdem die Krone die Verfassungsauslegung des Abgeordnetenhauses und der freisinnigen Presse als principiell richtig anerkannt hat, ist der herrschende Grundgedanke unserer parlamentarischen Kämpfe, die Bedeutung des Budgetrechts als der Grundbedingung aller verfassungsmäßigen Freiheit, aus der Sphäre des Parteigezänks in jenes unnahbare Heiligthum des rechtlichen nationalen Besitzes eingeführt, welches nur mit der Nation selbst zerstört werden kann.

Eine gewisse Ueberschwenglichkeit läßt sich dieser Darstellungsweise nicht absprechen. Die Anerkennung eines vorhandenen Rechts bestätigt dasselbe, aber schafft es nicht; es war schon früher im „rechtlichen nationalen Besitz". Und wer für diesen Besitz kämpfte, machte sich keines müßigen „Parteigezänks" schuldig. Es ist eben deutsche Art, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Man kann der Gegenwart gerecht werden, ohne die Vergangenheit unbillig zu beurtheilen. An der Reichsverfassung von 1849 tadelt Kreyßig das ausländische, importirte, verworrene und verwirrte Freiheitsideal, und gibt den Abgeordneten für den Norddeutschen Reichstag folgendes einfache und schlichte Programm mit auf den Weg:

Unsere Vertreter werden vor allem viel schweres Gepäck und viel unnützes Paradezeug daheim lassen müssen, indem sie, agmine expedito, wie unsere Garden bei Trautenau, sich anschicken, auf den Wällen der particularistischen Vorurtheile die hohenzollernsche Einheitsfahne aufzupflanzen. Es werden daheim bleiben müssen die fertigen, allezeit unfehlbaren Systeme, die Theorien über den bestmöglichsten Bundesstaat. In die Rumpelkammer mit der Silbenstecherei, der Paragraphen- und

Alleinwirthschaft, mit dem pedantischen Redecultus in jeder Gestalt. Vor allem aber behalte die deutsche Sentimentalität und die deutsche Gemüthlichkeit das ihr zustehende Plätzchen am Theetisch und am Kamin der süßen Heimat inne. Dagegen wünschen wir jenen nüchternen, praktischen Sinn, der, unbeschadet hoher und höchster Ziele, eine unmittelbare und volle Hingabe an das Nächste ermöglicht.

Zur Ergänzung seiner ersten Broschüre hielt es Kreyßig für nöthig, eine zweite zu schreiben (Nr. 17), um einige Postulate des Liberalismus, die dort unter Orgelton und Glockenklang verstummten, wieder hörbar zu machen:

Wir Liberalen alle würden dem Lande einen schlechten, den schlechtesten Dienst aber der Regierung erweisen, wenn wir in diesem entscheidenden Wendepunkte unserer Geschichte unsere Grundsätze verleugneten, wie es auf der andern Seite unsere Pflicht ist, unsere Liebhabereien, unsere persönlichen Antipathien zu opfern und die Irrthümer unserer Taktik einzugestehen und zu verbessern. Denn jene Grundsätze sind einmal unabänderlich der Lebensathem des deutschen Einheitsstaates, den zu schaffen die preußische Regierung durch ein unentrinnbares Verhängniß von jetzt ab gedrängt wird. Weder einzelne noch Parteien können an diesem Gesetze auf die Dauer das mindeste ändern, und Graf Bismarck, mit alle seinem Genie, hat nur zwischen ihm und dem Mislingen seines Werks zu wählen. Es versteht sich, daß wir von persönlichen und augenblicklichen Erfolgen dabei vollständig absehen, denn es fällt uns nicht ein, dergleichen für den jetzigen Lenker der preußischen Politik für maßgebend zu halten. Wer solche Arbeit macht, ist weder mit Zeitungsruhm noch mit Fürstengunst zufrieden zu stellen.

Das politische Ideal der Zukunft fällt für Kreyßig mit dem pädagogischen zusammen; es heißt ganz einfach: „Pflege der Volksbildung, der Sittlichkeit und der Intelligenz, der geistigen und körperlichen Kräfte des heranwachsenden Geschlechts." Die Aufgabe für alle, die es ehrlich meinen mit Fortschritt und Freiheit, ist nach Kreyßig's Ansicht die Gewissenspflicht, nicht nur durch Klagen über Ueberbürdung und durch parlamentarische Opposition, sondern weit mehr durch redliche und energische Förderung der nationalen Bildungsinteressen dem übermäßigen Anwachsen des Kriegsbudgets entgegenzuarbeiten. Dann wendet sich der Autor gegen die Regulative, namentlich gegen das Regulativ für Seminare und entwirft ein wenig schmeichelhaftes Bild des „neupreußischen normalen Regulativseminaristen". Außerdem weist er auf die enorme Wichtigkeit des Turnwesens für die weitere Entwickelung des Heerwesens hin und verlangt, daß die Militärbehörden der Sache die gebührende Aufmerksamkeit widmen. Sein letztes Postulat ist die Sicherung und Ausdehnung der Selbstverwaltung in Gemeinde und Kreis. Wenn der Verfasser am Schlusse die Faustverse citirt:

Vernunft fängt wieder an zu sprechen
Und Hoffnung wieder an zu blühn —

so möchten wir doch geltend machen, daß die Vernunft glücklicherweise schon früher gesprochen und die Hoffnung schon früher geblüht hat. Man sollte glauben, vor dem Nikolsburger Frieden hätten wir in einem barbarischen, unvernünftigen und verzweifelten Zeitalter gelebt. Doch wir dürfen nicht vergessen, daß der Verfasser dieser Broschüren auch ein Commentator Shakspeare's und deshalb an eine gewisse Ueberschwenglichkeit des Stils gewöhnt ist.

18. Trostbriefe für Hannover. Von einem Alt-Hannoveraner. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dieser Schilderung hannoverscher Zustände kann man nicht nachsagen, daß sie eine der Welfendynastie freundliche Gesinnung athmet. Das Bild, das sie entwirft, ist kein rosenfarbenes. Gleichwol hält sie sich von gehässigen Uebertreibungen frei. Die Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: „Welfische Ideen und Welfenpolitik"; „Welfische Könige in England"; „Hannover unter eigenen Königen"; „Staatsdienerthum"; „Universität, Geistlichkeit, Militär, Freimaurer"; „Adel"; „Der letzte Versuch der hannoverschen Ritter"; „Bürger und Bauer". Das Ganze ist ein Abdruck aus der „Kölnischen Zeitung" in vermehrter und verbesserter Ausgabe. Der Verfasser sucht den Nachweis zu führen, daß das Unglück für Hannover nicht zu groß sei, wenn an die Stelle der Welfen agnatischer Linie Welfen-Zollern cognatischer Linie über Hannover herrschen, daß indeß die Katastrophe wesentlich den welfischen Ideen zu verdanken ist, welche die Grundlage der Weltanschauung Georg's V. bildeten, und seiner welfischen Politik, welche er sich auch als angestammt und den Landen anklebend dachte. Die Grundzüge dieser Politik finden sich in des Archivars Schaumann „Handbuch der Geschichte der Lande Hannover und Braunschweig", dessen Verfasser eigentlich der König selbst war. Einer dieser Grundzüge ist: „die Welfendynastie ist die älteste unter allen Dynastien", ein anderer: „eine höhere Vorsehung hat stets mit schützender und erhaltender Hand über dem Welfenhause gewacht", ein dritter: „die geographische Lage beruft Hannover zur Führerschaft der deutschen Flotte". Diesen Grundzügen gegenüber lassen sich die Grundanschauungen des Verfassers dahin resumiren: da die Einigung Deutschlands eine Nothwendigkeit ist, eine größere Nothwendigkeit als die Existenz der Welfenherrschaft in Hannover, so müssen wir uns in diese Nothwendigkeit fügen. Deutschland kann die Welfen entbehren, es kann aber Preußen nicht entbehren:

Hannoveraner, laßt euch nichts vormachen von einer glorioſen Vergangenheit, die eine Unterwerfung unter Preußen nicht dulde. Als hannoversches Volk haben wir solche nicht. Die Hannoveraner haben aber, wo sie in englischem Solde waren, namentlich auch als deutsche Legion, wacker gekämpft, wie sie bei Waterloo sich brav unter Wellington geschlagen haben. Außerdem aber sollen wir nicht Preußen unterworfen werden, wir sollen vielmehr Preußen werden, wir sollen mit einem Volke vereinigt werden, dem Deutschland 1813 allein seine Rettung verdankte. Betrachten wir uns mit den tapfern Hessen und Nassauern als Element, das neues deutsches Blut in die preußischen Adern bringt und märkisch-pommersches Junkerthum mit den Rheinländern und Westfalen haßt und, wo es nöthig, mit ihnen und den Braunschweigern und Sachsen gemeinsam bekämpfen wird.

19. Das preußische Regiment in Schleswig-Holstein von Gustav Rasch. Kiel, Schröder und Comp. 1866. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Es ist erstaunlich, wie rasch manche Bücher veralten; sie bekommen Runzeln ins Gesicht wie die Zwerge. Die Schrift von Rasch ist vor dem letzten Kriege geschrieben und richtet ihre Spitze gegen die jetzt längst zur That-

sache gewordene „Annexion" Schleswig-Holsteins durch Preußen. Rasch reist von Stadt zu Stadt, um der Stimmung an den Puls zu fühlen, findet überall antipreußische Gesinnungen und bezeichnet die wenigen preußisch Gesinnten mit dem Kainszeichen. Am Schluß gibt er ein statistisches Verzeichniß der „Preußischen" in Holstein, deren Zahl sich auf einige sechzig beläuft. Wie klingt das alles jetzt so nichtssagend und veraltet! Wie wirft ein einziger großartiger Umschwung die Parteien durcheinander! Ein fait accompli, gegen das sich nicht mehr ankämpfen läßt, muß jeder hinnehmen. Rasch geißelt die politischen Wetterfahnen, die, aus den augustenburger Preßbureaux hervorgegangen, sich in Anhänger Preußens verwandeln. Will er jetzt noch die Mehrheit der Bevölkerung anklagen, wenn sie sich dem preußischen Regiment nicht nur fügt, sondern auch seine nationale Bedeutung anerkennt? Im übrigen enthält das Buch manchen pikanten Beitrag zur Charakteristik der thatsächlichen Zustände, manchen Nachtrag zur Schilderung der Dänenherrschaft. Auch wird mit Recht manches Verfahren der preußischen Regierung getadelt, welches nicht geeignet war, die Sympathien der schleswig-holsteinischen Bevölkerung zu erwecken. Daß Rasch als Anhänger der deutschen „Föderativrepublik" auch mit dem jetzigen Norddeutschen Bunde keine Sympathien haben wird, ist selbstverständlich. Doch werden derartige Theorien, gegenüber dem mit großen Zügen sich ankündigenden Gang der Geschichte, immer mehr in das Gebiet des Dilettantismus verwiesen und haben nur noch als politische Steckenpferde eine Bedeutung für den, der auf ihnen herumreitet.

20. Deutsche Antwort auf eine nassauische Frage von August Belde. Wiesbaden, Limbarth. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.

Diese Schrift enthält Trostbriefe für die Nassauer, wie die unter Nr. 18 besprochene Trostbriefe für die Hannoveraner enthält. Doch ist sie vor der Einverleibung Nassaus in den preußischen Staat geschrieben, der sie das Wort redet Die nassauische Kriegsherrlichkeit und Handelspolitik, die „entnervende Herrschaft dynastischer Interessen und einseitiger Sonderbestrebungen" wird mit scharfen Zügen geschildert, nicht minder der Fluch der Spielbanken mit der sich an sie anschließenden wirthschaftlichen Corruption. Das Schriftchen schließt mit den Worten:

Das Volk Nassaus besitzt alle diejenigen Eigenschaften, welche die Voraussetzungen einer glücklichen ökonomischen Entwickelung sind. Wenn es den richtigen Gebrauch davon bisher nicht zu machen verstand, so trifft es selber die geringste Schuld. Die Schätze seines Bodens sind unermeßlich. Sie harren des vollen Aufschlusses. Sein Beamtenstand ist, wie systematisch auch die Regierung an seiner Corruption gearbeitet haben möge, im großen und ganzen von diesen Einflüssen unberührt geblieben und darf das Lob ebenso einsichtsvoller, wie fleißiger und treuer Pflichterfüllung für sich in Anspruch nehmen. Sein öffentliches Leben ist erstarkt im nimmer rastenden Kampfe gegen eine in systematischer Feindseligkeit gegen Preußen verblendete Regierung, und seine in langjähriger Kammerthätigkeit gebildeten Führer brauchen in Hinsicht auf Talent und Charakter, politischen Takt und rednerische Begabung den Vergleich nicht zu scheuen. Dies alles und wol auch noch anderes hoffen wir mitzubringen. Mögen die Hoffnungen Preußens mit den unsern sich erfüllen!

Der Norddeutsche Bund selbst hat in folgenden drei, in ihrer Richtung allerdings diametral auseinanderlaufenden Broschüren bereits seine Commentatoren gefunden:

21. Der Norddeutsche Bund und die Verfassung des deutschen Reichs von J. L. Tellkampf. Zweiter Abdruck. Berlin, Springer. 1866. Lex.-8. 6 Ngr.
22. Ueber den Norddeutschen Bund von H. von Brucken, genannt Fock. Berlin, Stilke und van Muyden. 1866. Gr. 8. 7½ Ngr.
23. Das norddeutsche Reich. Eine politische Studie. Berlin, Eichhoff. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Achse, um welche alle diese Auseinandersetzungen rotiren, ist das Verhältniß von Einheitsstaat, Bundesstaat und Staatenbund. Nehmen wir an, daß die süddeutschen Staaten in ein freies Bundesverhältniß zu dem Norddeutschen Bunde treten; so bieten die deutschen politischen Zustände Beispiele zur Erläuterung aller drei staatsrechtlichen Begriffe. Einen mächtigen Schritt zum Einheitsstaat hat Preußen durch die Annexionen von Hannover, Kurhessen, Schleswig-Holstein u. s. w. gethan. Wäre es auf diesem Wege weiter fortgeschritten, so müßte, was den einen bedrohlich, den andern erfreulich scheint, zuletzt Preußen und Deutschland verschmelzen. Dabei ist es eine müßige Frage, ob Deutschland in Preußen oder Preußen in Deutschland aufgeht. Ein Preußen, das ganz Deutschland umfaßt, ist eben das alte Preußen nicht mehr, sondern das neue Deutschland. Es wird dann den consequentesten Einheitsmännern nicht schwer fallen, ihre schwarz-roth-goldenen Phantasien in schwarz-weiße zu verwandeln. Nur diejenigen haben ein Recht zu protestiren, welche eine deutsche Föderativrepublik nach dem Vorbild der Schweiz oder Nordamerikas für das Endziel unserer geschichtlichen Entwickelung ansehen.

Preußen hat indeß auf dem Wege zum Einheitsstaat plötzlich halt gemacht und den Norddeutschen Bund begründet, in welchem es freilich seine Bundesgenossen mit den Flügeln überdeckt und überschattet, wie die Henne die Küchlein, der aber doch durch sein einheitliches Parlament sich als ein Bundesstaat kennzeichnet. Eine Verbindung dieses Bundesstaats mit den süddeutschen Staaten würde dagegen zunächst das Gepräge eines Staatenbundes tragen.

Der Verfasser der ersten Broschüre (Nr. 21), der rühmlich bekannte Staatsrechtslehrer Tellkampf, früher bereits Mitglied einer gesetzgebenden Versammlung Nordamerikas, in Deutschland als Mitglied der frankfurter Nationalversammlung, liberales Mitglied des preußischen Herrenhauses vielfach genannt, sieht die Lösung des staatsrechtlichen Problems unserer deutschen Politik darin, daß die Zwischenstufe eines Staatenbundes zwischen Nord- und Süddeutschland vermieden und beide zusammen in einen durch ein Parlament geeinigten Bundesstaat aufgenommen werden. Für diesen Bundesstaat empfiehlt er die fertige Reichsverfassung als Grundlage mit den Aenderungen, die den neuen veränderten Zuständen angemessen seien; er sucht nachzuweisen, daß die Bestimmungen der Reichs-

verfassung über das Reichsoberhaupt, über die Landmacht und Kriegsmarine, über die Grenzen der von den einzelnen Staaten der Centralregierung zu übertragenden Rechte u. s. w., theils noch immer zweckentsprechend, theils den Grundzügen der neuen Bundesverfassung durchaus verwandt sind. In Bezug auf die in der Reichsverfassung enthaltenen „Grundrechte" des deutschen Volks spricht er sich in folgender Weise aus:

Die Feinde der Verfassung behaupten, daß diese in zu reichem Maße gegeben seien; hiergegen ist jedoch zu bemerken, daß sie ein ähnliches Maß von Freiheitsrechten enthalten, als die Verfassung in England und in Belgien gewährt, und daß sich damit recht gut regieren läßt, freilich nur von guten Staatsmännern. Das Wichtige und Entscheidende bei diesem Punkte liegt in dem Umstande, daß Süddeutschland nach den Erklärungen seiner Landtage nur auf freiheitlicher Basis sich mit dem norddeutschen Bundesstaate vereinigen wird. Diese Einigung kann nur freiwillig sein; soll diese ermöglicht werden, so muß die deutsche Reichsverfassung ihnen ein so großes Maß von Freiheit bieten, daß diese Freiheit sie den Particularismus der einzelnen Staaten vergessen läßt. Nur auf freiheitlicher Grundlage kann Deutschland dauernd geeinigt werden. Seine ganze jetzige Cultur verlangt diese Basis. Die Einheit ist im Interesse der Vertheidigung dem Auslande gegenüber höchst wichtig, und diese läßt sich vorübergehend durch Militärgewalt herstellen; aber dieser Einheit wird die Nation nicht auf die Dauer die geistige Freiheit, ihr höchstes Gut, opfern wollen. Die annectirten Länder ebenso wol als Süddeutschland kann man nur durch Gewährung der Freiheit neben der Herstellung der Einheit für die Dauer gewinnen. Denn nur die liberale Partei in diesen Staaten begünstigt die Einheit; die dortige sogenannte conservative Partei strebt particularistisch nach Wiederherstellung der Trennung und Sonderstellung. Die Bevölkerung dieser Länder erhält mit der Reichsverfassung ein freies, großes, mächtiges Vaterland, eine wahre Unabhängigkeit, wogegen sie die bisherige Machtlosigkeit gern aufgeben wird.

Zu den nothwendigen Aenderungen der Reichsverfassung rechnet Tellkampf die Verwandlung des suspensiven Vetos in ein absolutes.

Der Aufsatz: „Das künftige deutsche Parlament", welchen Tellkampf auf den Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm IV. ausgearbeitet hat, sucht das Verhältniß der Centralregierung zu den Einzelstaaten nach nordamerikanischem Vorbild zu ordnen. In dem Schlußaufsatz empfiehlt Tellkampf noch einmal die Reichsverfassung im Gegensatz zu dem erfurter Entwurf zur Berücksichtigung bei der Neugestaltung Deutschlands.

Das Schriftchen ist sachlich, gediegen und energisch bei aller Einfachheit.

Die Schrift H. von Brucken's (Nr. 22) ist in ihrer Tendenz der von Tellkampf durchaus entgegengesetzt. Der Autor erklärt sich entschieden gegen den Bundesstaat und will auch den Norddeutschen Bund als Staatenbund organisirt wissen; das Abtreten gewisser Rechte seitens der Einzelstaaten will ihm nicht einleuchten; er findet darin die Gedanken wieder, welche der ganzen in der frankfurter Reichsversammlung sich darlegenden Richtung angehören:

Es ist ein theilweises Auflösen und Verstümmeln der kräftigern und kräftigsten Individualitäten, um daraus ein vermeintlich großes Ganzes zu schaffen, das aber in der Gemeinschaft aller durch dasselbe umfaßten verstümmelten staatlichen Individuen absolut unmöglich ist.

Der eifrige Staatenbundsmann erklärt sich mit gleicher Entschiedenheit wie gegen den Bundesstaat auch gegen das directe Wahlrecht, indem er im Einklang mit dem Motiv zum erfurter Wahlgesetz, das in Frankfurt beschlossene Wahlgesetz für destructiv und absolut schädlich erklärt, weil es das gesammte Gewicht der Ausübung der höchsten politischen Rechte der Nation aus dem Kern derselben heraus lediglich in die Massen verlegt und die öffentliche Wahlhandlung durch die Einführung heimlicher Abstimmung mittels der Stimmzettel ohne Unterschrift zu einem breiten Felde der politischen Intrigue macht. Die Polemik Brucken's gegen das allgemeine Wahlrecht erscheint uns unhaltbar. Das indirecte Wahlrecht, noch dazu mit der Servianischen Klasseneintheilung, welche Manteuffel für Preußen erfunden, ist ein complicirter Mechanismus, welcher dem einzelnen sein Recht und seine Freude an der Ausübung dieses Rechts verkümmert. Es entspricht dem einfachen Sinn, daß jeder den Abgeordneten wählt, durch den er sich vertreten wünscht, und nicht einen dritten, der sich dazwischenschiebt. In der That bedarf es keiner künstlichen chemischen Destillation, um als Product einen Abgeordneten hervorzurufen. Der „Wahlmann" ist eine Erfindung jener Staatsweisheit, welche gleichsam an die Thür der Verfassung nicht genug Gewichte hängen kann, damit sie gelegentlich nicht zu rasch aufgerissen und zugeschlagen wird.

Brucken wünscht für seinen Staatenbund nichtsdestoweniger eine Vertretung, die aber mit einem einheitlichen Parlament so wenig Aehnlichkeit wie möglich haben soll:

Die Realisirung dieser Vertretung braucht auch durchaus in keiner Weise in einer Art zu erfolgen, die die gemeinsame Versammlung principiell von den Vertretungen der einzelnen Länder trennt und sie ihnen entgegensetzt, wenn ein anderer Weg, das Gemeinsame gemeinschaftlich zu behandeln, sich als vortheilhaft erweist. Dieser Weg kann sich darin finden, daß die verschiedenen Landtage aus ihrer Mitte Wahlen vornehmen, und diese Delegirten demnächst als Abgeordnete zusammenkommen. Es kann aber auch geschehen durch den Zusammentritt aller Landtage der verbündeten Staaten zur Berathung der gemeinsamen Angelegenheiten.

Die Stimme dieses Predigers wird indeß verhallen wie eine Stimme in der Wüste. Der Gang der Ereignisse weist nach der entgegengesetzten Seite hin.

Mit Recht erklärt sich der Verfasser der dritten Schrift (Nr. 23), der die Kleinstaaterei in Deutschland, obgleich sie auf eine Fülle strotzenden Lebens zurückweist, doch für eine Misbildung hält, gegen den Föderativstaat, dessen nothwendige Voraussetzungen, die annähernde Machtgleichheit der Bundesglieder und das allen gemeinsame Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer Einzelkräfte, in Deutschland fehlt. Er macht dem preußischen Abgeordnetenhause den Vorwurf, es habe sich eines starren Particularismus schuldig gemacht, indem es sich dafür entschied, dem Norddeutschen Reichstag nur eine berathende Stimme einzuräumen. Der Verfasser verlangt ein norddeutsches Reich, keinen Norddeutschen Bund. Seine Losung ist: Preußen muß Deutschland werden. Er verlangt das allgemeine Stimmrecht als entsprechend der allgemeinen Wehrpflicht.

Ueber das Verhältniß der Politik zur Poesie spricht er sich in folgender Weise aus:

Die Blüte von Kunst und Wissenschaft ist durch andere Ursachen bedingt, als das national-politische Aufstreben eines Volks. Es war naturgemäß, daß der Schwerpunkt der künstlerischen Leistungen des deutschen Geistes in Regionen fiel, die von dem Schauplatze politischer Thaten entfernt waren. Dem Norden, dem preußischen Staate lag in demselben Zeitraume die Lösung anderer Aufgaben, lag eine harte politische Arbeit ob, die der freien künstlerischen Entfaltung freilich abhold ist. Und liegt uns diese politische Arbeit nicht heute noch und heute in hochgesteigertem Maße ob? Liegt uns nicht ob, unsere Brüder in Süd- und Mitteldeutschland herbeizurufen, ja ihnen im Nothfall einen Theil unserer Arbeit aufzudringen? Oder sollen wir, wenn dabei unsere Poesie, unsere Kunst, unsere Philosophie Einbuße erleiden, unsere politischen Aufgaben hinterdrein werfen? Wahrlich, nicht eher wird die deutsche Nation eine neue Blüthezeit der Poesie erleben, bis nicht ihr brennendstes Bedürfniß, das der machtvollen Einheit, befriedigt ist. Das Höchste hat unsere Poesie noch nicht geleistet; niemand, der die englische Literatur kennt, kann die Gestaltenarmuth der unserigen entgehen; mit Recht klagt man, unsere classische Literatur sei nicht national — schaffet eine Nation, so wird euch das übrige alles zufallen.

Wir nehmen hier nur Act von dem Zugeständniß, daß die deutsche Poesie noch nicht das Höchste geleistet habe — eine Ueberzeugung, die sich, trotz der Abgötterei, die mit jedem Schnitzel aus der Mappe unserer Classiker getrieben wird, doch in immer weitern Kreisen Bahn bricht und der fortstrebenden Literatur zur Ermuthigung dienen mag. 17.

Ein Campagnejournal Blücher's.

Blücher's Campagnejournal der Jahre 1793 und 1794. Herausgegeben von Emil Knorr. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Nach dem Frieden von Basel, als der General Blücher die zur Bezeichnung der Demarcationslinie bestimmten Truppen commandirte, benutzte er seine Muße zu Münster, um dasjenige, was im Laufe der beiden Feldzüge von 1793 und 1794 in seinem Beisein und besonders unter seiner eigenen Führung geschehen, zu Papier zu bringen, weil er „manche Relations, Zeitungsberichte und Aufsätze gelesen, wovon ein großer Theil mit Prahlerei, Unwahrheit und Unsinn angefüllt war". So entstand dies Campagnejournal. Wie es mit seinem Schreiben bestellt war, ist bekannt. Er machte nie ein Hehl daraus, daß ihm der Mangel an wissenschaftlicher Bildung störend sei. Noch in seinen letzten Jahren sagte er zu Gneisenau: „Was hätte aus mir werden können, wenn ich etwas gelernt hätte!" Und als ihm dieser lachend erwiderte: „Was hätten Durchlaucht denn noch mehr werden können, als Sie jetzt wirklich sind?", sagte er: „Kinder, ich weiß nur zu gut, wie es mit mir ist. In meiner Jugend hab' ich mich um gar nichts bekümmert, anstatt zu studiren, hab' ich gespielt, getrunken, mit den Weibsleuten mich abgegeben, gejagt und sonst lustige Streiche verübt. Daher kommt's denn, daß ich jetzt nichts weiß. Ja, sonst wär' ich ein ganz anderer Kerl geworden, das könnt Ihr mir glauben, aus mir hätte etwas werden können." Bei Abfassung des Campagnejournals, obwol es nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für die Offiziere seines Regiments und wenige Freunde bestimmt war, glaubte er, daß seine Schreibweise dem Werke schaden könne, und ließ dasselbe von seinem Adjutanten Grafen Goltz und dem Kriegsrath Ribbentrop (dem spätern Generalintendanten der Armee) überarbeiten. Wir bedauern das. Die Originalität, die uns in allen übrigen von ihm selbst ausgegangenen Schriftstücken erfreut, ist dadurch verloren gegangen. Doch hat der Inhalt dadurch an seinem Werthe nichts eingebüßt. Das Journal wurde dann in der Decker'schen Officin gedruckt und ist nicht in den Buchhandel gekommen. In militärischen Kreisen dem Namen nach wol bekannt, von sehr wenigen gelesen, da es auch in den Militärbibliotheken selten ist, nur von Kriegsschriftstellern hier und da benutzt, ist es dem Volke, dessen populärster Held Blücher geworden, ganz unbekannt geblieben. Und es gibt uns doch das Bild desselben, wie es sich später in seiner glorreichen Laufbahn als Oberfeldherr dargestellt hat, schon 18—20 Jahre früher aus untergeordneter Stellung in all seinen Zügen. Außerdem ist es bei der Treue und Wahrhaftigkeit, sowie bei der Bescheidenheit des Verfassers, die sich nach viel höhern Thaten bekundet hat, von großem Werth für die Geschichte jenes Kriegs. Der Herausgeber, welchem ein Freund in Hamburg ein Exemplar des „Campagnejournal", in dessen Besitz er zufällig gekommen war, geschenkt hatte, und zwar ein Correcturexemplar, verdient daher unsern vollen Dank für die Veröffentlichung, er wird sich dadurch noch einen schönern Dank verdienen, indem er den Ertrag den Tapfern zugewiesen hat, welche in dem jetzt beendigten Kriege zu Siechen und Krüppeln geworden sind.

Das Journal beginnt mit dem Ausmarsch des damaligen Husarenregiments Graf von der Goltz (früher Belling, jetzt Blücher'sche Husaren) aus Berlin am 12. Januar 1793. Oberst Blücher befand sich beim ersten Bataillon, das der Chef selbst führte, während das zweite unter dem Obersten und Commandeur von Dehrmann stand. Die Husarenregimenter, zehn Escadrons stark, waren in zwei Bataillone getheilt, doch nicht alle Cavallerieregimenter, wie eine Note unsers Buchs angibt, da die Kürassiere und einige Dragonerregimenter nur fünf Escadrons hatten. „Am 22. Februar rückten wir in Preußisch-Geldern ein, das Bataillon erhielt Ordre, die Gewehre zu laden, und von diesem Tage an nahm unser wirklicher Felddienst seinen Anfang." Wir können unsern militärischen Lesern nur dringend rathen, diesen Felddienst eingehend zu studiren, sie werden auch nach dem eben beendigten Kriege noch viel daraus lernen. Aber auch dem größern Leserkreise empfehlen wir die Einzelheiten des Buchs, nicht blos um Blücher in seiner ganzen kriegerischen Eigenthümlichkeit daraus kennen zu lernen, sondern auch um der Erzählung selbst willen. Der Herausgeber sagt mit Recht: „Man fühlt es beim Lesen des Buchs, daß überall, in jeder Zeile, in jedem Worte die reine, lautere Wahrheit steht, man wird beim ersten Bericht der blutigen Schlacht

wie beim launigen Scherz übersprudelnden Husarenmuthes angeheimelt von deutscher Treue und Zuverlässigkeit.“ Und wenn man dies Buch gelesen hat mit all seinen siegreichen Thatsachen, dann bete man noch den Unsinn nach, daß unsere deutschen Kerntruppen den begeisterten Freiheitskämpfern Frankreichs nicht hätten widerstehen können! Wären die Feldherren der Verbündeten dem „Husarengeneral“ Blücher an Thatkraft ähnlich gewesen, der Krieg hätte anders geendet.

Der Herausgeber hat Blücher's Hervortreten in jenen Jahren trefflich charakterisirt:

Der rege Geist im allgemeinen, sein munterer und dabei gelassener Sinn, seine kurze Entschlossenheit, gepaart mit sicherm Blick und selten zu überlistender Klugheit, der unerschütterliche Gleichmuth in Gefahr und der unbeugsame Wille ließen in ihm schon damals den Mann erkennen, dem man seine Führung getrost und mit Zuversicht anvertrauen dürfe. Sein Ruf als tüchtiger Führer wurde von Vorgesetzten und Untergebenen gleichmäßig anerkannt, noch mehr, er drang hinüber bis zum Feinde. Blücher erwarb sich in den Rheinfeldzügen den Ruf eines neuen Ziethen, er hieß schon damals beim Feinde kurzweg der „Husarengeneral“. Aus dem Bewußtsein, kein anderes Ziel zu haben als den Sieg, ging die charakteristische Art der Ausführung seiner Unternehmungen hervor. Ueberall kennzeichnen ihn schneller Entschluß, überwältigende That, unaufhaltsames Verfolgen des gesteckten Ziels. Im Glücke mäßig, im Unglück gefaßt, voll unerschütterlichen Vertrauens auf eine sich günstiger gestaltende Zukunft, strebt er stets „Vorwärts“, reißt so in seiner einfach menschlichen Weise seine Umgebung, die sich ihm innig und in unbegrenzter Zugehörigkeit anschließt, mit bis zum begeisterten Wirken. So war er beim ersten Erscheinen auf der Bahn seines Heldenlebens, so blieb er bis zum Ende.

Manchem militärischen Leser wird die schlichte Erzählung so rastlos sich drängender Unternehmungen, welche dem Feinde bei Tag und Nacht durch Ueberfälle, Verstecke, Handstreiche aller Art keine Ruhe ließen, den Eindruck machen, als seien die heutigen Husaren ihren Vorfahren nicht mehr ähnlich, zu einer solchen Kriegsthätigkeit gar nicht mehr fähig. Die spätern Kriege bieten allerdings keine solchen Erscheinungen mehr, in dem letzten haben weder die preußischen noch die vorher so gerühmten ungarischen Husaren ähnliche Erfolge aufzuweisen. Das liegt aber nicht darin, daß sie nicht mehr fähig wären, solche zu erringen, sondern in der völlig veränderten Kriegführung, die, mit großen Heeresmassen in raschen Operationen zu entscheidenden Schlägen drängend, keine längern Pausen mehr gestattet — denn nur in diesen, bei kleinern, getrennt stehenden und langsam operirenden Heertheilen findet der Kleine Krieg seinen Platz. So war es schon in den Kriegen Napoleon's I., wo der Kleine Krieg erst hervortrat, als der Große Krieg 1813 längere Zeit auf Einen Schauplatz gebannt blieb; so 1859 in Italien und nun 1866 in Böhmen und Mähren. Es können aber stets wieder Verhältnisse eintreten, welche den leichten Truppen Unternehmungen des Kleinen Kriegs zuweisen; wie dieser zu führen ist, mögen sie aus Blücher's „Campagnejournal“ lernen. Blücher war damals schon 50 Jahre alt, aber an Körperkraft und Gewandtheit noch ein Jüngling. Wie mannhaft setzt er überall selbst sein Leben im Handgemenge ein, das ist seine Lust noch bis zuletzt geblieben. Er erzählt das so anspruchslos, für ihn lag darin nichts Besonderes, es verstand sich von selbst. Mitunter finden sich köstliche Reiterstücklein, die er ausgeführt, auch humoristische. Hören wir eins davon, zugleich zur Probe seiner Darstellung:

Kaum war der Prinz fort, als verschiedene feindliche Cavalerieoffiziere, die wahrscheinlich ihre Kühnheit zeigen wollten, wild auf uns losgesprengt kamen; ich sagte zu einigen Offizieren meines Regiments, die um mir waren, wir wollten, um diesen Herren noch mehr Muth einzuflößen, sachte zurückreiten und dann plötzlich umkehren und auf sie losfahren. Dies geschah; denn als sie sich uns bis auf 30 Schritt genähert hatten, wandten wir rasch unsere Pferde um und ritten mit verhängten Zügeln auf sie los, wodurch sie dermaßen decontenancirt wurden, daß sie eiligst die Flucht ergriffen und bei ihrem ängstlichen Umsehen nur unser demüthigendes Gelächter hören mußten; beschämt verloren sie sich in ihrer Menge. Um unserer Gegner noch mehr zu spotten und ihnen zu zeigen, wie wenig mich ihre Neckereien beunruhigten, ließ ich 12 Trompeter bis zu meinen Flanqueurs vorkommen und Aufzüge (Märsche) blasen; sie stellten hierauf ihr einzelnes Schießen sogleich ein und die Musik amüsirte sie so, daß sich die französischen Offiziere ihr immer mehr näherten; um nun gegenseitig höflich zu sein, befahl ich, daß meine Leute nicht auf sie schießen sollten, sie wurden daher um so unbesorgter und hörten mit Aufmerksamkeit zu. Nachdem der Spaß einige Zeit gedauert hatte, nahm ich den Hut ab und ritt fort; alle dankten wiederholentlich auf gleiche Weise und riefen: „Adieu, Général, jusqu'à demain!“

Blücher's Urtheil über andere ist immer schonend, selbst wo er scharf zu tadeln hätte. Fremdes Verdienst aber, sowol von Vorgesetzten wie Untergebenen, erkennt er mit den wärmsten Worten an, und wo dasselbe gar verkleinert worden, da spricht er derb. So sagt er von der Schlacht bei Kaiserslautern: „Der Erbprinz von Hohenlohe erwarb sich durch diese Schlacht einen unvergeßlichen Ruhm. Wenn dessenungeachtet seine Neider den Werth dieses Siegs herabzusetzen suchen, indem sie sagen, die Affaire sei zur Unzeit engagirt worden, so kann ich darauf nur erwidern, daß es zu wünschen wäre, es hätten manche weniger calculirt und mehr geschlagen. Für Preußens Truppen ist es am angemessensten, den Feind anzugreifen, wenn er ihnen nahe ist.“ Das haben sie auch überall und in unsern Tagen wieder gethan.

Das Regiment, welches Blücher seit dem Juli 1794 als General und Chef befehligte, konnte mit Stolz auf seine zwei Feldzüge gegen die Franzosen sehen; denn es hatte 9 Kanonen, 2 Haubitzen, 12 Munitionswagen und 6 Fahnen erobert; einen General, mehrere Obersten, 142 Offiziere, 3129 Mann zu Gefangenen gemacht und 744 Pferde erbeutet. Auch in dem Kriege von 1866 hat es seinem verstorbenen Chef Ehre gemacht; Blücher's noch lebende Tochter schenkte einigen Husaren, die sich besonders ausgezeichnet, eine Summe von 200 Thalern. Den echten Husarengeist in der Truppe zu beleben, ist aber besonders dieses „Campagnejournal“ geeignet.

Karl Gustav von Berneck.

Theatermemoiren.

1. Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von Eduard Genast. Vierter Theil. Leipzig, Günther. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von dem inzwischen verstorbenen ehemaligen weimarischen Hofschauspieler Eduard Genast ist ein vierter Theil seiner Memoiren dieses Werks erschienen. Konnte schon der dritte Theil uns nicht das Interesse der frühern einflößen, so kann es noch weniger dieser letzte, der uns mehrentheils wie ein dürftiges Notizenwerk anmuthet und nur noch in wenigen einzelnen Stellen mit Auslassungen über künstlerische Gegenstände unsere Theilnahme in Anspruch zu nehmen im Stande ist. Was uns der alte, jetzt verstorbene Herr über seine letzten Kunstreisen, die dabei erworbenen Eindrücke und Erfolge erzählt, was wir über Wien, sein öffentliches Leben und Kunsttreiben erfahren, was er uns von Breslau und seinen dortigen Freunden, von Dresden, Leipzig, seinen etwaigen Badeaufenthalten vorplauscht, das sind alles Sachen, die im Kreise der Familie und guter Freunde wol am Platze sein mögen, aber für ein Buch doch als zu geringfügig, persönlich und dürftig gelten müssen. Auch die Mittheilungen über die weimarischen Revolutiönchen und officiellen Festtage können, die einen als zu flüchtig und oberflächlich geschildert, die andern als zu breit und salbungsvoll gegeben, für den großen Leserkreis keinen besondern Werth erlangen.

Anziehend ist, was Genast über Liszt's Aufenthalt und Wirksamkeit in Weimar und über die Aufführung Wagner'scher Opern während dieser Zeit mittheilt. Darin bekundet sich der Künstler, der Musikkenner und Dramaturg. Sein Urtheil über die ihrerzeit berühmte Tänzerin Lucile Grahn bedünkt uns etwas zu absprechend und kurz; über Henriette Sontag wird leichthin geplaudert, und wenn in diesen Plaudereien uns in umständlichster Weise mitgetheilt wird, daß der Verfasser derselben sich bei der Bekränzung der Sängerin nicht zu erinnern vermochte, ob die Verse:

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten —

von Goethe oder Schiller herrühren, so ist dieser Beleg der Unbewandertheit in den weimarischen Classikern zwar ein ehrliches, aber ganz ungehöriges Eingeständniß, das besser verschwiegen worden wäre.

Die Mittheilungen über die Gastspiele von dem französischen Sänger Roger, von Dawison, Johanna Wagner und Marie Seebach lassen sich lesen und bieten zuweilen dramaturgische Bemerkungen, welche nicht völlig ohne Werth sind. Ueber den Carlos in „Clavigo", über den Shylock, über den Romeo in der Oper „Montecchi und Capuleti", über Lucrezia Borgia, die Julia Shakspeare's und das Gretchen in „Faust" werden Ansichten zum besten gegeben, die uns erkennen lassen, daß Genast jedenfalls ein denkender und geistvoller Schauspieler war. In seinen Aussprüchen über Seydelmann scheint er uns nicht ganz gerecht. Von diesem zu behaupten: er habe mehr nach Effecten gehascht als Dawison, namentlich als Carlos im „Clavigo" das gethan, ist ein entschiedener Missgriff und ein Verkennen jenes großen zuerst genannten Künstlers. Seydelmann versäumte keinen Effect; aber er haschte nicht danach auf Kosten der Wahrheit und des Kunstwerks. Das haben spätere Darsteller weit mehr gethan, ohne doch zugleich ebenso große Erfolge zu erzielen wie jener, der entschieden der bedeutendste Schauspieler nach Ludwig Devrient gewesen.

In den letzten Kapiteln des Buchs werden die Festtage Weimars bezüglich der Errichtung der Wieland-, Goethe- und Schiller-Statuen besprochen und in diesen Besprechungen neben einigen bedeutsamern charakteristischen Zügen auch viele bereits bekannte mitgetheilt. Die Begegnung, die Genast selbst in seiner Jugend mit Wieland gehabt und welche er hier erzählt, hat er, wenn wir uns recht erinnern, beinahe wörtlich schon in einem frühern Theile zum besten gegeben.

Das vorletzte Kapitel bringt die Schilderung von Genast's funfzigjährigem Jubiläum in einem Aufsatze, den der „Theaterdiener" von Entsch gebracht, und das Schlußkapitel endlich eine ziemlich schmeichelhafte Würdigung der Bühnenmitglieder Weimars in Genast's letzter Zeit.

2. Autobiographie von Karl Gollmick. Nebst einigen Momenten aus der Geschichte des frankfurter Theaters. Drei Theile. Frankfurt a. M., Adelmann. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser vorstehend genannten Werks, der am 14. März 1796 zu Anhalt-Dessau geboren war, ist gegen Ende des vorigen Jahres in Frankfurt a. M. gestorben, wo er lange Zeit im Theaterorchester und zugleich als Schriftsteller thätig gewesen ist. Kleine Gedichte, namentlich recht artige Gelegenheitsverse, Theaterstücke und kunsthistorische Mittheilungen blieben vorzugsweise die Felder, auf denen er sich gern und mit Vorliebe bewegte. Etwas von poetischer oder literarischer Bedeutsamkeit hat er freilich nicht geschaffen; denn über das Dilettantische kam er mit seiner Begabung nicht hinaus; wol aber ist ihm einzuräumen, daß er überall ein tüchtiges, braves Wesen und eine durchaus ehrenwerthe Gesinnung zu Tage legte: Dinge, die wir auch in seiner Selbstbiographie wiederzufinden volle Gelegenheit haben.

Er schildert uns in kurzen Zügen das Leben und die Schicksale seines Vaters, der ehedem ein Sänger von Ruf, später als Gesanglehrer ein dürftiges Dasein fristete und wol ganz in Elend verkommen wäre, wenn seine Kinder nicht liebend für ihn gesorgt hätten. Dann geht der Autor auf sein eigenes Kinderleben über, das ein ziemlich bewegtes war, da er den Aeltern in verschiedenen Engagements gefolgt ist. Den ersten einigermaßen klaren und bleibenden Eindruck empfing er von Köln, wo sein Vater ihn einige Zeit in Pension gegeben und in welcher Stadt die später so berühmte Henriette Sontag seine Spielgenossin war. Dann kam er nach Würzburg, wo er das Gymnasium besuchte und eine Kinderfreundschaft mit Karoline Lindner, der nachmaligen genialen Schauspielerin, schloß, welche durch das ganze Leben beider ausgedauert hat. Hierauf siedelte er nach Kassel über, wo er noch etwas von den Orgien König Jérôme's miterlebte und gleich

danach überstand er in Strasburg die Blokade, welche 1815 diese Stadt von den Deutschen aushalten mußte.

Da sich früh bei ihm eine Begabung für Musik bekundete und er verschiedene Instrumente mit gutem Geschick spielte, so hatte er jung angefangen, sich an musikalischen Aufführungen zu betheiligen und Unterricht zu geben. Auf seinen Kreuz- und Querzügen auch nach Frankfurt gekommen, trat er hier als Paukenschläger ins Orchester und behauptete diese Stelle, bis er 1857 pensionirt wurde und von da an einzig der Muße und Muse lebte.

In dieser letzten Zeit begann er denn auch seine kleinen Denkwürdigkeiten niederzuschreiben, wie sie jetzt vor uns liegen und wie sie sich ganz leicht und gefällig lesen lassen, dabei zugleich aber auch den deutlichsten Beleg seines schriftstellerischen Dilettantismus geben.

Karl Gollmick's „Denkwürdigkeiten" sind nämlich nichts als ein plauderhaftes vom Hundertsten ins Tausendste Kommen. Nirgends bleibt er recht bei der Stange, nichts führt er genügend und befriedigend aus. Alles ist Stückwerk und Bruchstück darin: die geschichtlichen Aufzeichnungen über die frankfurter Bühne, die Mittheilungen über künstlerische Vorgänge und die Angaben über artistische Capacitäten, deren er viele kennen zu lernen so glücklich war. Ueber den berühmten Romanschriftsteller Spindler; über den unsterblichen Componisten der „Jessonda", Ludwig Spohr; über den trefflichen Darsteller Julius Weidner; über den bekannten Musikverleger Hofrath A. André; den Componisten Wilhelm Speier; über den Kapellmeister Karl Guhr; über die Sängerinnen Elise Kapitain und Sophie Löwe (spätere Fürstin Liechtenstein); über Xaver Schnyder von Wartensee, Franz Abt, Richard Wagner; über die Schriftsteller Eduard Duller, Roderich Benedix, Albert Lortzing und manche andere künstlerische Persönlichkeit, die unser Interesse in Anspruch zu nehmen durchaus angethan ist, spricht sich unser Memoirler aus, ohne daß indeß ein solches Aussprechen über irgendeine Erscheinung als von nachhaltigem Werthe erklärt werden könnte. Gollmick bleibt überall an den kleinen Dingen hängen, ohne den Blick für das Große und Ganze zu gewinnen. Er ist wie ein Hamster im Kornfeld, der nie über die vor seinen Augen wogenden Aehren hinaus- und in die Ferne sieht. Er verliert sich stets im Nebensächlichen und Unbedeutenden, sodaß das, was er gibt, nur der Kleinkram des Lebens wie der Kunst ist. Seine „Autobiographie" darf nahezu als Beispiel angeführt werden, wie man seine Memoiren nicht schreiben soll. Es sind alles nur Notizen, nur kleine Mittheilungen dazu, denen die ordnende Hand, der logische Zusammenhang, das geistige Band gebricht. „Splittererinnerungen aus meinem Leben" hätte der Verfasser seine Aufzeichnungen nennen sollen. Eine wirkliche, irgendwie geregelte und abgeschlossene Lebensschilderung bietet das Werkchen jedenfalls nicht. Es ist in Lauf und Zusammenstellung nur locker gefügt, ja oft geradezu sprunghaft. Es hat keinen Faden und keinen Stil.

Gollmick hat das selbst gefühlt und läßt dieses Gefühl auch oft genug zum Durchbruch kommen. Er war unter allen Umständen ein braver, in der Schule des Lebens gefesteter Charakter, aber kein wirklicher Schriftsteller von Talent.

Feodor Wehl.

Philosophisches.

Die Wissenschaft des Wissens und Begründung der besondern Wissenschaften durch die allgemeine Wissenschaft, eine Fortbildung der deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Plato, Aristoteles und die Scholastik des Mittelalters von Wilhelm Rosenkranz. Erster Band. München, Weiß. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Bekanntlich pflegen die Seefahrer aus gewissen Zeichen, die sich ihrem Blicke darbieten, aus Pflanzen, die an ihrem Schiffe vorbeischwimmen, aus Vögeln, die darüber hinwegfliegen, den Schluß zu ziehen, daß Land in ihrer Nähe sein müsse. Und sie täuschen sich in der Regel nicht. Uns sollte etwas Aehnliches begegnen. Wir haben, nach langer Fahrt, in der letzten Zeit auf dem Gebiete der Philosophie aus einzelnen Broschüren, Monographien, Beiträgen, von denen einige von tiefster Bedeutung waren und auf eine außerordentliche Zukunft ihrer Verfasser hindeuteten, einen ähnlichen Schluß gezogen. Wir gelangten durch jene Schriften zu der Vermuthung, daß nächstens Land kommen müsse. Hier ist es. Wir lassen es noch dahingestellt, ob das Ganze obigen Werks nur eine Insel von bedeutendem Umfang, ob ein Welttheil, ob eine Welt für sich — in diesem Falle also wirklich System — sein werde. Wir müssen erst die Vollendung dieses Werks abwarten. So viel aber ist gewiß, Land ist es und zwar ein sehr anlockendes, fruchtbares Land, welches neue Aussichten eröffnet und schon jetzt manche Ausbeute gewährt. Der Verfasser führt seine Schrift durch mit vorherrschender Bezugnahme auf Plato, Aristoteles und die mittelalterliche Scholastik. Man muß es ihm jedoch zugestehen, daß er auch den Scholastikern gegenüber sich mit seinem Philosophem durchaus unabhängig verhält und freie Kritik walten läßt. Man lasse ja die Vorrede nicht unbeachtet! Sie bringt auch für unsere Zeit sehr wichtige Aussprüche. Die edelste Freisinnigkeit, welche stets nur die Erforschung der Wahrheit im Auge hat, ist der Grundcharakter des ganzen Werks, wie denn auch die Geschichte der Philosophie und ihrer einzelnen Systeme mit Gerechtigkeit in Betracht gezogen wird, obwol der Autor bei aller Bescheidenheit, die ihm eigen ist, mit dem Bewußtsein verfährt, hier ein neues System aufzustellen.

Die beiden Hauptabschnitte sind: „Analytik" und „Synthetik". Der erste Band des Werks gibt aus der Analytik „die Lehre von den Elementen des Wissens", der zweite wird das Weitere der Analytik und die Synthetik entwickeln. Schon das Inhaltsverzeichniß bekundet, wie scharf und folgerichtig geordnet das ganze Verfahren des Denkers ist, und wie er einen Aufbau und Organismus gewinnt, der von seiten des Lesers eine außerordentliche Aufmerksamkeit verdient. Man muß der ganzen Arbeit in jeder Hinsicht das Zeugniß der höchsten Solidität geben; hier begegnen wir keiner Phrase, keiner Ueberwucherung durch bloße Einfälle und subjective Bemerkungen,

sodaß da, wo die Untersuchung eine um etwas veränderte Diction nöthig macht, die Wirkung um so größer ist. Wir dürfen hier leider nicht auf das Detail dieser schätzenswerthen Arbeit eingehen, da solches für den Zweck d. Bl. nicht geeignet wäre, nur einiges wenige zu bemerken sei noch gestattet.

Wenn der Verfasser S. 9 bemerkt, daß die Vernunft, als „der höchste Vorzug des Menschen, in dem Vermögen der Selbstbestimmung bestehe", so können wir ihm nicht beistimmen, sondern müssen darin eine Erklärung der Freiheit finden, wie er denn auch sogleich auf diese übergeht. Wie unser Autor ein reiches Wissen auf allen Gebieten besitzt, so ist er auch mit der heutigen Naturwissenschaft gründlich vertraut, sodaß er ihrer Anmaßung, Einseitigkeit, Denkschwäche und Schroffheit mit siegreichem Erfolg Rede steht, aber auch Beweis auf Beweis gibt, wie tüchtig und exact er in die Erscheinungen der Natur einzudringen weiß, wie sorgfältig er beobachtet hat. Höchst beachtenswerth ist, was er schon S. 44 darüber sagt, ferner S. 192 in den „Physiologischen Erörterungen", denen sich die scharfsinnige und glänzende Deduction und Analyse der fünf Sinne anschließt. Ebenso umsichtig, unterrichtet und doch völlig selbständig in seinem Denken und Forschen verhält er sich zum Positiven aller andern Wissenschaften, bis er sich als echten, wahrhaft fördernden Philosophen vollends in der Ideenlehre (S. 282) uns zu erkennen gibt, der auch hier, ungeachtet fortdauernd streng systematischer Entwickelung, uns durch Klarheit befriedigt, durch neue Gesichtspunkte bis zum Schlusse überrascht.

Nun müssen wir an dieser respectabeln Leistung freilich eine Ausstellung machen. Sie betrifft allerdings nur die Außenseite. Jedes wissenschaftliche Werk, welches sich bis zu den Ideen erhebt, sollte uns auch die innerste Einheit von Inhalt und Form ungestört vergegenwärtigen. Der Verfasser bleibt das nicht schuldig, wol aber schwächt er den Eindruck seiner Darstellung durch die umfangreichen Anmerkungen, welche unterhalb des Textes fortgehen. Es ist dies die jedenfalls unschöne Weise einer frühern Zeit, die sehr leicht vermieden werden konnte. Wie kann ein großartiges, herrliches Bauwerk — hier ist es sogar ein neues Lehrgebäude — auf unsere Anschauung einen vollendeten Eindruck machen, wenn wir überall noch den Schutt, die Baumaterialien umherliegen, ja Stangen und Breter des Gerüstes uns Fenster, Säulen und Pfeiler des architektonischen Werks verdecken sehen?

Wir sind sehr gespannt auf den zweiten Band, um in dem Ganzen eine Weiterführung der Philosophie zu begrüßen.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Bodenstedt's Shakspeare-Uebersetzung.

Von der von Friedrich Bodenstedt herausgegebenen neuen Uebersetzung von „William Shakspeare's Dramatischen Werken" (Leipzig, F. A. Brockhaus), an der sich außer Bodenstedt auch Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. betheiligen, liegen jetzt die beiden ersten Bändchen vor, welche den „Othello" in einer Uebersetzung von Bodenstedt und den „König Johann" in einer Uebersetzung von Gildemeister bringen. Indem wir uns eine eingehendere Würdigung dieser Uebersetzungen vorbehalten, erwähnen wir nur noch, daß willkommene Einleitungen jedes einzelne Stück nach seiner historischen Genesis und seinen ästhetischen Verdiensten würdigen. Die Einleitung Bodenstedt's zu „Othello" ist zwar lebendig geschrieben, doch zu sehr im Stil der Apotheose gehalten und ohne jedes kritische Streiflicht, zu welchem doch „Othello" mannichfache Veranlassung bietet. Dagegen schickt Gildemeister seiner Uebersetzung des „König Johann" eine allgemeine Kritik der Shakspeare-Historien voraus, welche durchweg treffend ist und mit das Beste enthält, was bisher über dies Thema gesagt wurde. Er erwähnt die vorshakspeare'schen Theaterstücke und fährt dann fort:

„Shakspeare, als er für sein Theater zu arbeiten anfing, fand diese Gattung von Stücken und die Nachfrage nach dieser Gattung vor. Er lieferte, was Publikum und Theaterkasse verlangten; er arbeitete nach den vorhandenen rohen Vorbildern; er schöpfte aus den nämlichen trüben Quellen; er fügte sich den Fesseln, welche der populäre Geschmack und die populäre Tradition ihm anlegten; er acceptirte den überlieferten Stoff und selbst bis zu einem gewissen Grade die Vortragsweise seiner Vorgänger; er producirte mit einem Worte recht eigentlich als Bühnenlieferant. Aber er producirte allerdings zugleich als dramatisches Genie ersten Ranges. Er dramatisirte die englische Geschichte, wie die großen italienischen Meister die kirchliche Legende gemalt haben, welche auch von den handwerksmäßigen Fabrikanten nur durch die Höhe ihrer Kunst sich unterschieden, übrigens aber das Conventionelle in der Darstellung und eine Zeit lang auch den Stil mit den gewöhnlichsten Pinselern gemein hatten. Heutzutage wäre es nicht denkbar, daß ein Dichter von der höchsten Begabung für längere Zeit in solchen Verhältnissen, z. B. als Theaterdichter einer pariser Vorstadtbühne, verharrte; das Zeitalter der Elisabeth war in diesem Punkte vom 19. Jahrhundert grundverschieden und gestattete es Shakspeare, seiner Nation einen Cyklus von Dramen zu geben, wie ihresgleichen keine andere Literatur aufzuweisen hat, und wie sie wahrscheinlich nie hätten entstehen können ohne dies Zusammentreffen einer unbefangenen, derben Freude an dem nationalen Stoffe und einer großartigen individuellen Dichterkraft.

„Es bedarf keines Nachweises, wie Shakspeare seine Vorgänger auf diesem Gebiete unermeßlich überragt, wie er die alten Geschichtsbilder mit dem höchsten Ausdrucke individuellen Lebens erfüllt und die Begebenheiten in natürliche Consequenzen menschlicher Leidenschaft verwandelt, oder wie er die platten Späße des Clowns zu komischen Charakteren von ebenso wunderbarer Mannichfaltigkeit wie Lebenswahrheit erhebt: alles dies liegt hinreichend zu Tage. Eher verdient die entgegengesetzte Seite des Verhältnisses eine Hervorhebung, diejenige nämlich, wo Shakspeare's Kunst sich mit den ältern Erzeugnissen berührt, wo sie die Spuren ihrer Entstehung und der Umgebungen, unter denen sie groß geworden ist, noch an sich trägt. Dahin gehört: die namentlich in den Erstlingsstücken hervortretende Neigung zu rhetorischer Uebertreibung und zu gesuchter Ausdrucksweise; die Gleichgültigkeit gegen das, was wir Composition nennen würden; die Kühnheit, mit welcher weitgreifende Entwickelungen in kurze Scenen zusammengedrängt werden; die sorglose Behaglichkeit, mit welcher hinwiederum ohne wesentliche Förderung der Handlung einzelne Episoden, namentlich komische, sich entfalten. Manches für uns Anstößige oder doch Befremdliche wird daraus sich erklären, daß der Dichter gewisse Scenen und Züge vorführen mußte, weil sie einmal dem Publikum bekannt waren und daher nicht fehlen durften, ebendeshalb aber auch den Zeitgenossen durchaus verständlich und in der Ordnung erschienen. Ueberhaupt muß man sich immer vergegenwärtigen, daß der Stoff dieser historischen Dramen, wie

gesagt, den Zuschauern völlig geläufig war, und daß sie deshalb bequem dem Genusse der Darstellung sich hingeben konnten, auch wo, durch die Natur des Gegenstandes gezwungen, der Dichter starke Zumuthungen an ihre Phantasie stellte.

„Die hergebrachten Schulregeln von dem «Aufbau» eines Dramas wird man diesen Stücken gegenüber wol beiseitelegen müssen. Im gewöhnlichen Sinne sind sie keine Dramen, d. h. einheitliche Handlungen, sondern Cyklen von dramatischen Scenen, welche ihren Zusammenhang untereinander oft nur dadurch erhalten, daß in ihnen die nämlichen Personen handelnd oder leidend auftreten. Es ist eine Gattung für sich, welche nur ihre eigenen Gesetze anzuerkennen hat. Man wird finden, daß bald ein einzelner Act, ja ein einzelne Scene ein abgeschlossenes Ganzes für sich bildet, bald wieder ein ganzes Stück nicht ausreicht, um vollständig das darzustellen, was der Dichter darstellen will, sondern daß eine ganze Reihe von Dramen erforderlich ist, um Keim, Wachsthum und Erfüllung der Schicksale, um die es sich handelt, zu veranschaulichen."

Auch die Darstellung des „König Johann" ist eine nicht blos reproducirende, sondern kritisch eingehende. Die Noten am Schluß in beiden Bändchen sind nicht allzu zahlreich, sondern beschränken sich auf die für das Verständniß nothwendigen Erläuterungen. Eine allgemeine Einleitung hat der Herausgeber seinem Unternehmen nicht vorausgeschickt; wir sind daher an das buchhändlerische Programm gewiesen, welches die Aufgaben einer neuen Shakspeare-Uebersetzung in folgender, der Zustimmung würdigen Weise formulirt: „Ohne ein Bild oder einen Gedanken des Originals zu verwischen, Shakspeare so wiederzugeben, als ob er in deutscher Sprache gedichtet hätte; dem Geiste, der Farbe, dem Tone des Originals näher zu kommen, als es Schlegel, bei all seinen glänzenden Verdiensten im einzelnen, in Bezug auf den Gesammteindruck gelungen ist." Hoffen wir, daß dies von den besten Kräften und klangvollsten Namen deutscher Uebersetzungskunst getragene Unternehmen gleichen Anklang bei dem Publikum wie bei dem Theater finden werde.

Vom deutschen und französischen Theater.

Im wiener Burgtheater ist ein neues geschichtliches Lustspiel: „Der Statthalter von Bengalen", mit durchgreifendem Erfolg in Scene gegangen. Der Held des Stücks ist der geheimnißvolle Verfasser der „Juniusbriefe", Sir Francis. Scenen aus dem englischen high-life, politische Intriguen und der Hintergrund einer ostindischen Staatsfrage lassen die geistige Atmosphäre des Stücks einigermaßen verwandt mit der von „Pitt und Fox" erscheinen. Hierin mag der Grund liegen, daß die meisten wiener Blätter dem Herausgeber d. Bl. die Autorschaft des neuen Lustspiels zuschoben. Derselbe erklärt indeß hiermit, daß ihm dasselbe nur aus den Zeitungen bekannt ist und daß er nicht den geringsten Antheil an der Verfasserschaft hat. Nach seiner Ansicht ist entweder Heinrich Laube oder Joseph Weilen der Verfasser, dessen Pseudonym C. Franz offenbar eine ironische Bedeutung hat; der Name, welcher für die Anonymität des Lustspielhelden die Lösung enthält, soll, ins Deutsche übersetzt, die Anonymität des Lustspieldichters maskiren. Daß ein in Oesterreich lebender Dichter der Autor ist, darauf möchten doch wol auch die zahlreichen politischen Beziehlichkeiten hinweisen, welche das Stück nach der Angabe der Zeitungen enthält, die blitzartig einschlugen und dem Anschein nach hier nicht aus zufälligem Zusammentreffen und ungewollten Parallelen hervorgegangen, sondern absichtlich hineingearbeitet sind. Das Stück ist, außer in Wien, jetzt an einigen österreichischen Provinzbühnen zur Aufführung gebracht worden und hat sich noch an den deutschen Bühnen zu bewähren, für welche allerdings alle jene Anspielungen auf die innern österreichischen Zustände verloren gehen. Doch rühmt man dem Lustspiel effectvolle und drastische Situationen nach, die überall zünden müssen. Auch hat offenbar die Gattung, der es angehört, für die deutsche Lustspielmuse eine hervorragende Bedeutung; denn in dem historisch-politischen Lustspiel, welches dem Erwachen unsers öffentlichen Geistes entspricht, liegt an und für sich schon ein tieferer Gedankeninhalt, als in dem modernen Conversationsstücke, dessen Themata und Schablonen etwas abgeblaßt sind, sobald es nicht ebenfalls durch sociale und politische Gedanken ein reicheres Leben erhält.

Bauernfeld's Lustspiel: „Aus der Gesellschaft", dem dies Lob ertheilt wird, hat sich auch in Berlin an der Friedrich-Wilhelmstadt bewährt, obgleich hier die socialen Lebensfragen, welche die wiener aristokratischen Kreise bewegen, bei weitem mehr zurücktreten. Ebenso wie das Stück eines österreichischen Lustspieldichters an der zweiten berliner Bühne, hat das Stück eines preußischen an der zweiten wiener Bühne einen günstigen Erfolg gehabt. Wir meinen das heitere Lustspiel von Putlitz: „Spielt nicht mit dem Feuer", ein Lieblingsstück des berliner Hoftheaters. Im übrigen sind die Novitäten fast auf allen deutschen Bühnen in der Wintersaison sehr in den Hintergrund getreten, man begnügte sich meistens mit kleinern Stücken und älterm Vorrath.

In Paris hat die Aufführung von Ponsard's „Galilei" am Théâtre français stattgehabt, nachdem alle entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden waren. Man hatte vorher in dem Stücke mehr Tendenz gewittert, als bei der Aufführung zu Tage trat. Das Stück, welches das letzte des todkranken Vertreters der neoclassischen Richtung zu sein scheint, ist mit einer Einfachheit angelegt, deren sich Corneille und Racine nicht zu schämen brauchten. Doch tadelt man, daß die historische Würde Galilei's durch die Erfindung des Dichters beeinträchtigt worden ist, indem die episodische Liebe der Tochter des Helden zu einem entscheidenden Motiv erhoben wurde. Das Drama soll übrigens im ganzen einen Ernst des Gedankens athmen, der nur zu sehr mit astronomischen Betrachtungen versetzt ist, um nicht hin und wieder die lebendige Wissenschaft, mit der es die Poesie allein zu thun hat, in todte Gelehrsamkeit aufgehen zu lassen. Die Aufnahme des Dramas war eine achtungsvolle, keine enthusiastische.

Eine gleiche Wendung des französischen Geistes zu gediegenerm Ernst bezeichnet das neue Stück des jüngern Dumas: „Les idées de Madame Aubry", das am Gymnase mit nachhaltigem Erfolg in Scene ging. Der Schöpfer des Lorettendramas verläßt mit diesem Stück den schlüpfrigen Boden, auf dem er sich bisher bewegte; und wie er früher das schmachtende Laster verherrlichte, so feiert er jetzt die opferlustige Tugend. In der That soll das Stück eine gewisse tugendhafte Ueberschwenglichkeit athmen, welche Paris in einen wahren Rausch der Sittlichkeit versetzt. Um gerecht zu sein, muß man freilich anerkennen, daß Marguerite Gautier auch schon so tugendhaft und edelmüthig war, wie es sich irgend mit der zweideutigen Lebensstellung einer Lorette verträgt.

Bibliographie.

Klapp, M., Wiener Bilder und Büsten. Troppau, Kolck. 8. 1 Thlr.

Ponson du Terrail, Pariser Dramen. 1ste Abth. Die geheimnißvolle Erbschaft. 1ste bis 8te Lief. Wien. 8. à 4 Ngr.

Richter, K. L., Das Recht der Frauen auf Arbeit und die Organisation der Frauen-Arbeit. Ein Vortrag. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Samberger, C. M., Dur und Moll. Dichtungen. Bamberg, Reindl. 1866. 16. 12½ Ngr.

Wichmann, R. D., Der deutsche Handel und die beabsichtigte deutsche Kriegsflotte. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 3 Ngr.

Widmann, J. V., Arnold von Brescia. Trauerspiel. Frauenfeld, Huber. Gr. 16. 24 Ngr.

Wiskowatoff, P. v., Jacob Wimpheling. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Humanisten. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wolfram, L., Ein Goldkind. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Wolzogen, A. Freih. v., Peter von Cornelius. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Zerfall Oestreichs. Von einem deutschen Oestreicher. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die interessantesten

Criminalgeschichten aller Länder

aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk

aus dem „Neuen Pitaval".

Umgearbeitet und herausgegeben von **Anton Vollert.**

Erster Band. 8. Geh. 15 Ngr.

Die hiermit beginnende Auswahl der merkwürdigsten Criminalfälle aus dem bekannten Sammelwerke „Der Neue Pitaval" wird das Beste dieses bändereichen Werks in zeitgemäßer populärer Bearbeitung darbieten. Hierdurch sowie durch den außerordentlich billigen Preis, welchen die Verlagshandlung gestellt hat (15 Ngr. für jeden Band im Umfange von ungefähr 20 Bogen), erhält das größere Publikum Gelegenheit, sich eine Galerie der spannendsten und lehrreichsten Bilder aus dem Gebiete menschlicher Verirrungen und Verbrechen zur Lektüre anzuschaffen.

Der soeben erschienene erste Band ist nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kampf und Untergang

des

Melanchthonismus in Kursachsen

in den Jahren 1570 bis 1574

und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter.

Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden bearbeitet von

Dr. phil. **Robert Calinich,**

Diakonus in Chemnitz.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der Originalacten im Hauptstaatsarchiv zu Dresden sowie der von den wittenberger Lehrern und ihren Gegnern ausgegangenen Schriften gibt der Verfasser hier zum ersten male eine parteilose und klare Darstellung der Kämpfe, welche mit dem Anathema der Melanchthonischen Lehrrichtung, ihrem Ausschluß aus Kursachsen und der Verurtheilung ihrer Träger und Verfechter endeten. Die Geschichte jener kirchlichen Bewegung wird dadurch in gründlicher Weise aufgehellt; namentlich wirft der Proceß gegen die Häupter der bekämpften Richtung (M. Schütz, Dr. Stößel, Dr. Cracau, Dr. Peucer) mit seinem tragischen Ausgange interessante Schlaglichter auf den Geist und die Leidenschaften der damaligen Zeit. Das Buch ist von gleichem Interesse für die theologische Welt, besonders in den sächsischen Landen, wie für Historiker und alle Freunde der Geschichte.

Das „Literarische Centralblatt" (Jahrgang 1867, Nr. 9) beginnt eine Besprechung des Werks mit den Worten: „Die hier angezeigte Arbeit des Hrn. Dr. Calinich rechnen wir unbedenklich zu den beachtenswerthesten reformationsgeschichtlichen Werken, welche in den letzten Jahren erschienen sind."

Preisermässigung werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Der darüber soeben ausgegebene Katalog besteht aus folgenden fünf Abtheilungen:

I. **Abtheilung:** 1. Bibliographie. Encyklopädische Werke. Literatur- und Sprachwissenschaft. Zeitschriften. — 2. Griechische und römische Philologie. Alterthumswissenschaft. Orientalia. — 3. Theologie. Philosophie. — 4. Pädagogik. Wörterbücher. Grammatiken. Lehrbücher. Jugendschriften. — 5. Geographie. Länder- und Völkerkunde. Reisen.

II. **Abtheilung:** 1. Rechtswissenschaft. Staatswissenschaften. — 2. Geschichte. Memoiren und Biographien.

III. **Abtheilung:** 1. Medicin. Naturwissenschaften. — 2. Mathematik. Militärwissenschaften. Technologie. Baukunst. — 3. Handelswissenschaften. Haus- und Landwirthschaft. Forst- und Jagdwissenschaft.

IV. **Abtheilung:** Deutsche schöne Literatur: 1. Erläuterungsschriften. Gesammelte Werke. Briefwechsel. Kunstliteratur. — 2. Altdeutsche Literatur. — 3. Romane und Erzählungen. — 4. Gedichte. — 5. Dramatisches.

V. **Abtheilung:** Ausländische Literatur in den Originalsprachen und in Uebersetzungen.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

☞ **Die Preisermässigung besteht nur für einige Zeit. Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt gewährt.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechanik.

Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von

Dr. **Julius Wenck,**

Director der herzoglichen Gewerbeschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortrefflich zum Selbstudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragenen Lehren sind überall ausgeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Das „Pädagogische Archiv" (Jahrgang 1867, Heft 1) sagt darüber unter anderm: „Das vorliegende Werk ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Es empfiehlt sich durch seine klare Darstellung, welche für volle Beherrschung des Stoffs Zeugniß ablegt, und durch seine praktische, namentlich zum Privatstudium geeignete Einrichtung, indem durch vielfache Beispiele gezeigt wird, wie die gewonnenen Gesetze ihre Verwendung finden. Wir empfehlen daher das Werk recht sehr den Lehrern an Gewerbeschulen als zur Einführung wohl geeignet; desgleichen machen wir unsere Herren Collegen an Realschulen auf dasselbe aufmerksam, da sie viel auch hier Verwendbares finden werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 18. April 1867.

Inhalt: Der erste Band von Karl Gutzkow's Roman „Hohenschwangau". Von Rudolf Gottschall. — Neuere lyrische und epische Dichtungen. Von G. Herdfurth. (Beschluß.) — Zur musikalischen Literatur. — Zur Geschichte des nordamerikanischen Kriegs. Von Karl Gustav von Berneck. — Ein altes Reichsstift. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Ein „Hamlet" ohne „Geist"; Männeremancipation; Literarische Notizen; „Braunschweigisches Namenbüchlein.") — Bibliographie. — Anzeigen.

Der erste Band von Karl Gutzkow's Roman „Hohenschwangau".

Mit Freuden begrüßen wir das erste Lebenszeichen eines hochverdienten Autors nach seiner Wiedergenesung von schwerer Erkrankung. Dieses Lebenszeichen liegt uns vor in dem ersten Bande eines neuen Gutzkow'schen Romans:

Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. Von Karl Gutzkow. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Um so größer darf die Spannung auf dieses neue Werk sein, als wir einen so vielbewährten und so vielseitig thätigen Autor jetzt zum ersten male das Gebiet des geschichtlichen Romans betreten sehen. Selbstverständlich hat die Kritik nach dem ersten Bande eines mehrbändigen Dichtwerks nicht entfernt das Recht, mit der Miene eines Rhadamanthos zu Gericht zu sitzen, um so weniger, als dieser erste Band nirgends das Stadium der Exposition überschreitet und von drei verschiedenen Seiten her Fäden anspinnt, deren Verschlingung und Kreuzung erst dem Fortgang des Romans überlassen bleibt. Es kann sich nur um einen allgemeinen Orientirungsversuch handeln und um eine oder die andere Andeutung über die Behandlungsweise des Autors.

Ueber die erste Anregung zu dem Roman, die theils historischer, theils landschaftlicher Art war, spricht sich Gutzkow selbst in folgender Weise aus:

Schon vor länger als zwanzig Jahren ermunterte mich Joseph Freiherr von Hormayr, ein Lebensbild auszuführen, das ich ihm bei zufälliger Darlegung des Eindrucks seiner eben damals neu erschienenen „Goldenen Chronik von Hohenschwangau" als einen dankbaren Stoff für dramatische Behandlung bezeichnet hatte. Der betreffende Vorgang gehörte den wechselnden Schicksalen jener Burg an, deren Verherrlichung sein Buch gewidmet war. Auch bei mir unterstützte die erhebende Erinnerung an den erstmaligen Besuch der so malerisch gelegenen Feste meinen Plan, der indessen, wenn ich ihn auch mit voller Hingebung an die Schönheit und Ehrwürdigkeit der vom damaligen Kronprinzen von Baiern, Maximilian, geschmackvoll wiederhergestellten alten Burg ausgeführt haben würde, doch von einigen Gesichtspunkten, unter denen Hormayr seinen Gegenstand auffaßte, fernab lag. Um dem hohen Burgherrn, der sich späterhin um die Erneuerung alter Zeiten noch in so mannichfach und dauernd denkwürdiger Weise verdient machen sollte, durchaus nur Willkommenes zu bieten, hatte der Chronist alle Blumen der Romantik über den schönen Marmorhügel gebreitet, auf welchem sich die wiederhergestellte Feste erhebt. Sogar die Sage vom Schwanenritter, die ihre ganz bestimmte Heimat am Niederrhein hat, verpflanzte Hormayr auf den allerdings märchenhaft anziehenden, an sich der schönsten Sagengebilde würdigen kleinen „Alpsee", den blanken Naturwappenschild der Burg, dessen Verbindung mit dem Indischen Ocean und dem heiligen Montsalvatsch jedoch neuerdings nur eine münchener Theaterdecoration aus dem „Lohengrin" hat glaubhaft machen können.

Die Burg Hohenschwangau selbst ist nicht so indiscret, schon in diesem ersten Bande in den Vordergrund zu treten; es werden von dem Autor nur gleichsam die Wegweiser aufgerichtet, die von verschiedenen Seiten auf dieselbe hinweisen. Zuerst führt uns Gutzkow in die alte Reichsstadt Augsburg und zwar in die Ketzergasse, wo vor den Mauern des Benedictinerklosters das unruhige Volk auf- und niederwogt. Man hatte aus dem Innern des Klosters einen herzzerreißenden Hülferuf gehört und wollte sich gewaltsam den Weg in das Heiligthum des Klosterfriedens bahnen. Zur rechten Zeit, als schon von der andern Seite die Scharwache unter Trommelschlag vom Rathhause anrückte, traten zwei Benedictinermönche, darunter der Bruder Koch, aus dem Kloster entlassen, zum Thor heraus. Die Menge begleitet diesen Vorfall mit mancherlei Glossen und Erklärungsversuchen; die Bewegung, welche die Reformation in den Geistern hervorgerufen, tritt uns in diesen lebendig gehaltenen Volksscenen alsbald frisch und warm entgegen. Mittenhinein in diese den klösterlichen Vorgängen zugewendeten Volksmassen versetzt der Dichter eine andere Gruppe, die ihren eigenen Mittelpunkt hat. Es ist der Abschied eines jungen Kaufmanns, Ottheinrich Stauff, von einem befreundeten Meister, einem Altgesellen und andern Mitgliedern des ehrsamen Schneidergewerks. Ottheinrich Stauff war im Geschäft eines reichen augsburger Patriciers Paumgartner und sollte in mehrfachen Aufträgen desselben nach Venedig und Italien reisen. Stauff kündigt sich alsbald an als der epische Held des Romans, als ein Jüngling, dessen Entwickelungs- und Bildungsgeschichte die Cultur-

elemente der bewegten Zeit in sich widerspiegelt. Wir folgen ihm, wie er den Kaufmann Hunold besucht, dessen Tochter Regina sich wider den Willen der Aeltern in Venedig mit Antonius, dem Sohne Paumgartner's, verheirathet hatte, der das dortige Comptoir der Handlung leitete. Bei seiner Rückkehr von Hunold, den er nicht zu Hause getroffen, findet unser junger Held die beiden Benedictiner an einer Zechstätte, den Becher in der Hand, im lustigen Verkehr mit den Augsburgern. Seiner Inspiration folgend hält er ihnen eine reformatorische Strafpredigt voll jener religiösen Ergüsse, wie sie damals in der aufgeregten Zeit auch bei dem Laien keine Seltenheit waren. Wir finden diesen Zug der Introduction höchst charakteristisch nicht nur für den Helden, sondern für das ganze Zeitalter, welches wesentlich durch den auch über das Laienthum kommenden Geist der Offenbarung gekennzeichnet wird. Eine andere charakteristische Eigenthümlichkeit des Reformationszeitalters, das Erwachen der Humaniora, tritt uns nicht lange darauf in der Unterredung zwischen Peutinger und Paumgartner in liebenswürdiger Weise entgegen.

Die Scenen im Hause des Raths, welche der Abreise seines Sohnes David und des jungen Ottheinrich Stauff vorhergehen, bilden offenbar die Glanzpartie des ersten Bandes. Hier ist die ansprechendste Niederländerei der Schilderung in der genrebildlichen Darstellung des Patricierhauses und des innern Familienlebens in demselben vereinigt mit anziehenden geschichtlichen Perspectiven, alles gehalten im Rahmen des treuherzig-alterthümlichen Stils. Die Großmutter, die kleine Gundula, in der sich Naivetät und patricisches Bewußtsein so ansprechend vereinigen, der lauernde Laux Beichling, das Studentlein der kleine David, vor allem aber der Patricier selbst als Mittelpunkt weitreichender, für Staat und Kirche wichtiger Verbindungen heben sich mit scharfen Profilen hervor. Als Probe für die Darstellungsweise theilen wir die folgende kleine Tischscene aus dem Hause des Rathes Paumgartner mit:

Das gewöhnliche Speisezimmer des Hauses lag zu ebener Erde. Fanden ganz besonders große Gastereien statt, so wurden dazu die obern Säle eingerichtet. Aber man konnte sich nichts Einladenderes denken, als schon die vom Hoflicht beleuchtete kleinere Speisehalle unten. Eine Grotte schien der kleine Saal, so zierlich waren seine Wände mit bunten Steinen, Muscheln und Schneckenhäusern ausgelegt. Das kühlste Wasser plätscherte während des Essens aus Muscheln, auf denen in jeder Ecke des Zimmers kunstvoll aus Metall gebildete Tritonen zu blasen schienen. Bei Tisch saß dem Rath die Mutter gegenüber, gewohnt, aus dem Auge des Sohnes abzulesen, was ihm begehrens- oder empfehlenswerth erschien, da einen silbernen Becher herablangen zu lassen vom Credenztisch, der mit den köstlichsten Gefäßen, silbernen und krystallnen, mit herrlichen Majolikaschüsseln und florentinischen Speisewärmern, Untersetzern aller Art und Weinkühlern besetzt war, oder dorthin zu winken, daß eine Speise im Kreise noch einmal umgehe und die Gäste durch öfteres Angebot geehrt wurden. „Vergißt du, daß dein Bruder heute abreist und du ihn vielleicht in Jahren nicht wiedersiehst?" sagte die Großmutter zu Gundula, die Miene machte, sich zu Ottheinrich Stauff zu setzen. Ganz wie zufällig und dennoch nur nach Gundula's Anordnung hatte sich dies so getroffen. Ueber und über erglühte ihr Antlitz. Glücklicherweise konnte daran das Rubin der gemalten Fensterscheiben schuld sein. Gundula gehorchte und setzte sich zum Bruder. Sie schien weit weniger über die Trennung von diesem zur Trauer gestimmt, als über die von Ottheinrich. Letzterer war soeben erst zur Annengasse zurückgekehrt. Die Zwischenzeit hatte er auf dem Contor, hinterher mit Besorgung noch einiger Anschaffungen für die Reise zugebracht. Ueber den Vorfall mit den Mönchen wurde geschwiegen. Doctor Rupilius, der links und rechts die jungen paduanischen Abiturienten neben sich sitzen hatte, war ein von Kopf bis zu Fuß, vom Käppchen, das den kahlen Scheitel bedeckte, bis hinunter zu den Schuhen schwarzgekleidetes spindeldürres Männlein, mit einem langen, ziegelsteinartig gezogenen, weißen Kinnbart. Neben seinem Amt als Alleswisser nahm er die Stelle ein, die damals und später an Höfen die Hofnarren bekleideten. Sogleich bei Beginn des Mahles tauchte er seine lange, weiße Bartschaufel in die Suppe, ohne dabei eine Miene seines gravitätischen Antlitzes zu verziehen. In der offenbar mit Bewußtheit durchgeführten Absicht, die zum bessern Genuß eines Mahls willkommene Heiterkeit, trotz des bevorstehenden Abschieds, befördern zu helfen, zog er den Bart wieder aus dem Teller heraus, trocknete ihn, nicht etwa mit der Handzwehle von blendendweißem Linnen, sondern nahm dazu ein Stück Brot, das er dann sorgfältig wieder mit einem ernsten: „Schad' um die gute Mandelsuppe!" in den Mund steckte. Die feinern Begriffe der Wohlanständigkeit waren damals noch wenig ausgebildet. Es genügte, daß Rupilius Gelächter hervorbrachte, wodurch die Peinlichkeit des letzten Mahls vorm Scheiden gehoben wurde.

Die Aufträge, welche der Rath dem jungen Ottheinrich vor seiner Abreise ertheilt, lassen sich mit den in einen Teppich gewirkten Fäden vergleichen, welche nach allen Seiten auseinander- und zusammenlaufend zuletzt doch ein Gesammtbild geben und zwar ein Bild des politischen Panoramas, welches gleichsam die Handlung umfaßt. Die Buntfarbigkeit dieses historischen Gobelins ist auf den ersten Anblick etwas Verwirrendes und Zersplitterndes. Auch die freierfundene Haupthandlung des Romans wird hier bereits in ihren allgemeinen Umrissen angedeutet; wir erhalten gleichsam die Cadres der von der dichterischen Phantasie angeworbenen Hülfstruppen. Das Zutrauen, welches der Rath in Ottheinrich setzt, muß groß sein, ebenso groß, wie das Zutrauen, welches der Autor in die Aufmerksamkeit und das Gedächtniß der Leser setzt, denn beides ist in hohem Maße erforderlich, um die beträchtliche Menge dieser geheimen Aufträge und die zahlreichen Beziehungen, in welche sie verwebt sind, nicht aus dem Sinne zu verlieren.

Zunächst handelt es sich um den jüngsten Sohn des Rathes, David, und die Anordnung seiner Studien zu Padua; dann um den andern Sohn, Antonius, über dessen eheliche Verhältnisse die trübsten Gerüchte umlaufen. Hierauf wird dem jungen Ottheinrich ein diplomatischer Auftrag von großer Wichtigkeit mitgetheilt, dessen Motivirung einen Excurs über ungarische und böhmische Geschichte nothwendig macht und auf weitverzweigte Welthändel hinausweist. Eine Maitresse des verstorbenen jungen Ungarkönigs Ludwig, die sich mit ihrem Sohne nach Venedig geflüchtet, Beatrice Pisani, bildete dort den Mittelpunkt von Intriguen, die auch nach ihrem und des Sohnes Tode an der damals durch Europa wandernden Seuche ihren Fortgang nehmen. Dieser Tod wurde nämlich von den Gegnern des Hauses Habsburg in Abrede

gestellt; es hieß, Beatrice und ihr Sohn lebe noch. Der Ungarkönig Zapolya, der unvermählt war und aus einer frühern Ehe keine Kinder hatte, soll diesen Sohn, einen Urenkel des großen Matthias Corvinus, adoptiren, und sie lassen für denselben ein untergeschobenes Kind erziehen. An den Rath Paumgartner ist vom habsburger Hofe aus die Weisung ergangen, durch seine Verbindungen in Venedig Erkundigungen einzuziehen, ob Beatrice Pisani und ihr Kind in Wahrheit des Todes verblichen sind, und wenn dies der Fall sei, zu ergründen, von wo die Gelder kommen, die den betrügerischen Handel mit dem falschen Prätendenten unterstützen, in wessen Pflege sich dieser befinde. Den Auftrag gibt er dem jungen Kaufmann mit auf den Weg, nicht ohne die Andeutung, daß der brandenburger Hof in Onolzbach verdächtig sei, diese Händel zu befördern. Ein anderer Auftrag betrifft das Schloß Hohenschwangau, eine reichsunmittelbare, fast fürstliche Herrschaft, nach deren Besitz der Ehrgeiz des augsburger Rathsherrn geht. Die Ritter von Schwangau sind ihm verschuldet und durch die Gnade des Kaisers, dem er durch Ausspürung der venetianischen Intriguen zu dienen sucht, hofft er, daß ihm die Lehen auf Hohenschwangau zuertheilt werden. Ottheinrich soll nun auf der Durchreise das Anwesen dort nach allen Richtungen hin prüfen und schätzen.

Wenn auch die Fülle dieser Aufträge anfangs den Eindruck einer gewissen Ueberbürdung macht, die auch auf den Leser drückt, so eröffnen sie doch auch wieder weite Perspectiven, welche auf den Fortgang der Handlung gespannt machen. Der Leser rückt sich hier gleichsam seine Brille zurecht, damit nichts von den kommenden Dingen ihm entgehe. Was aber zunächst kommt, ist eine recht lebendige Schilderung, die weder in die Vergangenheit zurück-, noch in die Zukunft hinausweist, sondern uns frischerlebte Gegenwart vorführt. Der Abschied des jungen Patriciersohnes und sein Fortritt unter dem Geleite der Freunde wird uns mit anziehenden Farben geschildert:

Die alte Römerzeit hatte die Sitte, daß sich Vornehme mit einer sogenannten Clientel umgaben. Das ganze Mittelalter hindurch erhielt sie sich bei Reichen und Mächtigen. Wie sich die stolzen Patricier Roms und die Emporkömmlinge der römischen Ritterschaft nicht anders erblicken ließen, als in Begleitung von ärmern Verwandten, Schmeichlern, und wie sie ohne diesen Anhang, der sie auf dem Forum, beim Besuch der Tempel, auf Schritt und Tritt in den Straßen Roms umgab, nicht geglaubt haben würden, mit Macht und Ansehen auftreten zu können, so geschah es auch bei den Kaufleuten von Florenz, Venedig, Augsburg, daß sie bei Anlässen, wie diesem heutigen, jedem Verwandten gezürnt haben würden, der gefehlt hätte, jedem vom gewährten Credit des Hauses Abhängigen, jedem Kaufmann, jedem Zünftigen, der ja, wenn er in der einen Sphäre zu dienen hatte, seinerseits ebenfalls wieder in der andern herrschen mochte —! Nur die Fugger hatten sich, wie bei dem Geist, der zwischen beiden so nahe verwandten Familien obwaltete, vorauszusehen, durch ihre Trauer entschuldigen lassen. Vorm Hause umgab die drei hochbepackten Taxis'schen Gäule ein Troß von mehr als einem Dutzend anderer jugendlicher Reiter auf schmuckvoll gezäumten Rossen. Licht, Glanz, Farbe — Gold, Silber und Edelsteine leuchteten im Hause und vor dem Hause. Die auf den Schabracken eingestickten Wappen, die zwischen den Ohren der Thiere angebrachten bunten „Fiocchetti", welche, nach strengen städtischen Luxusgesetzen, nicht jedermanns Gaul tragen durfte, ließen in den Reitern die jungen Hoffnungen der Aristokratie Augsburgs erkennen, der Aristokratie der alten Geschlechter und der neuerblühenden aus der Kaufmannsstube. Die Jünglinge waren aufs zierlichste, nach der neuesten spanisch-burgundischen Mode gekleidet; die buntfarbigen Röcke und Beinkleider über und über geschlitzt, die Stiefel von feinstem Leder aus Cordova, die Sporen mächtig groß nach türkisch-ungarischen Mustern. Hier harrten die Brüder der Philippine Welser, die Brüder der Jakobine Jung; einige Anverwandte der Rehlinger, der Rem, Imhof, Langenmantel, sowol derer aus der Sippe der Langenmantel „mit dem Sparren", wie jener andern der Langenmantel, die sich vom „doppelten R" nannte. Lukas Rem, der gebrechlich war, hatte seinen Diener Leonhard Hofmann, einen Nürnberger, den Ottheinrich von den Tuchern her kannte, mit Briefen für seinen Sohn in Padua geschickt, der ebenfalls beim Exrector der Universität Leipzig, dem Magister Muschler, in Pension war. Anton Fugger schickte einen seiner Buchhalter, Ulrich Schwarz, einen närrischen Kauz, der seit dem Tage, wo ihn Kaiser Maximilian's Hofnarr Kunz von der Rose als „Buben" für einige Wochen in seine Dienste genommen hatte, der Lustigmacher der augsburgischen Kaufmannsstube wurde. Trotz der Fugger'schen Trauer saß er possenhaft gekleidet wie ein Hanswurst zu Roß. Mit hin- und herfunkelnden Aeuglein musterte der Rath, wer sich zur schuldigen Reverenz eingefunden hatte.

Mit diesem Ausritt schließt das erste Buch; das zweite versetzt uns in die kleine fränkische Reichsstadt Windsheim, zu dem ehemaligen Kanzler des Markgrafen Georg von Brandenburg, Georg Vogler, der früher in den bamberger Landen die Regierung geleitet und die Reformation mit großer Entschiedenheit durchgeführt hatte, dann aber seinen Gegnern erlegen war, welche ihn eigenmächtiger Regierung beschuldigten sowie daß er zum Nachtheile seines Herrn mit den Agenten zu Berlin, vorzugsweise mit Albrecht von Preußen in Königsberg conspirirt habe. Ueber den Hof von Onolzbach, den Charakter des Markgrafen Georg, über die Verhältnisse der Ritter von Grumbach erhalten wir mancherlei Aufschlüsse, welche allerdings etwas in Kleinkram verzettelt, doch wieder für eine andere Partie des Romans von Wichtigkeit sind. In Jutta, der Tochter Vogler's, tritt uns ein anderes scharf umrissenes weibliches Charakterbild entgegen. Dann betritt in Argula von Grumbach die dem Anschein nach zur Heldin des Romans bestimmte weibliche Gestalt die Bühne. Auch ihre biographische Skizze ließ sich nicht entwerfen, ohne daß uns der Autor in die verwickelten Familienverhältnisse der Stauff und der bairischen Herzoge einweiht. Argula's reformatorischer Eifer, ihr Besuch bei Luther, ihr Interesse für den jungen Tischlersohn Ottheinrich Stauff, der ihren Namen trägt, beleben das letzte Kapitel dieses Bandes des Romans.

Dieser ganze erste Band ist Exposition, eine nach allen Seiten hin weit ausgreifende, die verwickeltsten Fäden schlingende Exposition. Eine Fülle von Gestalten und Beziehungen dringt auf uns ein. Das Gemälde der großartigen deutschen Reformationszeit entwickelt sich nach vielen Seiten hin zu einem Weltpanorama. Doch gilt es für den Leser festes und unverrücktes Standhalten, um bei der Bestürmung durch so mannichfaltige Eindrücke nicht den alles beherrschenden Blick zu verlieren. Die

folgenden Bände werden zeigen, inwieweit sich das Nebeneinander von Roman und Geschichte, wie es schon der Titel ankündigt, doch als ein künstlerisches Ganzes behauptet. Seine fleißigen historischen Studien hat der Dichter in den Anmerkungen niedergelegt, die wir bei einem Roman lieber missen würden. Die Gefahren indeß, welche dieser allzu treuen Hingabe an das Geschichtliche drohen, hat der Dichter selbst erkannt. Gleichwol meint er, daß der Sinn für geschichtliche Wahrheit dies verlange: „Die Geschichtsdarstellung selbst hat eine Vollendung erreicht, die den Wettkampf mit dem Dichter herausfordert, jedenfalls ihm in seinen alten Freiheiten Abbruch thut. Denn des Dichters Zauberstab, der ein vergangenes Leben wie gegenwärtig wieder heraufzubeschwören vermag, wird schon seit lange von den Meistern der historischen Kunst selbst geschwungen.“ Der Stoff schwebte ihm anfangs als Dramenstoff vor, doch dann entschied er sich für die Form des geschichtlichen Romans:

Hier brauchten nicht alle Rechte der Phantasie und poetischen Combination, dem Wortlaut der Geschichte gegenüber, veräußert zu werden. Sie gewannen aber auch zugleich günstigere Gelegenheit, sich mit der Geschichte in gebührender Ehrlichkeit abzufinden. Ein gewissenhafter Sinn, wie sogar die jetzt beliebte Ausnaschung der Geschichte zum Behuf historisch sein sollenden Lesefutters beweist, wird sich bald auf dem Geständniß betreffen, daß alles, was die Willkür erfindet, gegen ein wirklich Geschehenes zurücktritt. Wie man auch den geschichtlichen Hinter- und Untergrund einer solchen Arbeit anlegen möge, man steht zuletzt an dem reinen unverfälscht fließenden Quell der Geschichte wie gebannt. Jede gefundene Thatsache reizt nur wieder zu neuem Suchen. Der Zauber der Vergangenheit ist so bestrickend wie der — der Zukunft! Alte Dinge mit neuen zu vergleichen, Zustände, die gegenwärtig in gebieterischer Machtentfaltung vor uns ausgebreitet liegen, in ihren ersten Anfängen zu belauschen, im Vergänglichen, das uns oft unser Leben wie den Traum unheimlicher Dämonen erscheinen lassen möchte, dem bleibenden, immer wiederkehrenden Guten, dem eigengeartet Menschlichen nachzuspüren, was kann fesselnder, beglückender sein und auf einer gewissen Höhe der Weltbetrachtung und — Weltverachtung erhebendern Trost gewähren! Das Studium der Geschichte versetzt uns zu jeder Zeit in jenes dunkle stille Thal Josaphat, wo sich einst die Gräber öffnen sollen, die Posaune des Gerichts (mirum spargens) alles Schlummernde wach ruft, Steine und Säulen sich beleben, Ruinen zu herrlichen Tempeln wieder neu zusammenfügen werden. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Dem endlichen Ergebniß der Verquickung des in solcher Weise Gefundenen mit den Eingebungen der Phantasie drohen allerdings zwei ernstliche Gefahren. Verräth ein poetisches Werk, daß es auf Studien gebaut ist, die gleichsam unabhängig vom nächsten zu behandelnden Stoff schon aus Lust an historischen Dingen überhaupt und wol gar aus einer Stimmung angestellt wurden, die ungefähr einem Ueberdruß an allem Erfinden und Gaukeln der Phantasie gleichkommen möchte, so kann einmal die Masse des Geschichtlichen so anwachsen, daß ihre Ueberfülle die Ausführung des nächsten poetischen Zwecks behindert. Anderntheils kann sie in gefährlicher Weise die Mitarbeiterschaft des Kenners und eine Kritik herausfordern, auf welche die nächste, doch nur belletristische Absicht, bei aller Neigung, gründlich zu verfahren, in solcher Strenge nicht gefaßt war.

Wenngleich der historische Roman eine strengere geschichtliche Haltung verlangt als das historische Drama, so hat er doch dem Historiker gegenüber nicht jedes einzelne Datum zu bewähren, sondern nur das culturgeschichtliche Gesammtbild. Wie hat Walter Scott in seinem „Kenilworth“ die historischen Daten verrückt — und doch, gibt es ein treueres Gemälde von dem Hofleben Elisabeth's und ihrer Zeit?

Daß das Nebeneinander von Roman und Geschichte ein gleichgültiges sein solle, ist offenbar auch Gutzkow's Ansicht nicht, obgleich in der That an einzelnen Stellen dieses ersten Bandes die Geschichte fast zu selbständig aus dem Rahmen des Romans heraustritt. Wir glauben das Verhältniß von Roman und Geschichte am besten als eine Art von Endosmose bezeichnen zu können, indem der Roman wie eine Pflanze die Flüssigkeit der ihn umgebenden Geschichte in sich einsaugt und dieselbe dann für ihren selbständigen vegetativen Proceß verarbeitet.

In Erwartung, wie Gutzkow seine schwierige Aufgabe, schwierig durch die Bewältigung einer so bedeutenden Stofffülle, fernerhin lösen wird, erfreuen wir uns inzwischen an den gelungenen Einzelbildern des ersten Bandes, an dieser trefflichen Genremalerei der Reformationszeit, und heben anerkennend hervor, wie der Stil der Darstellung, ohne alle die funkelnden Lichter des Esprit, durch welche sich Gutzkow's moderne Culturromane auszeichnen, gleichsam mit dem Geiste der Zeit, welche der Autor schildert, gesättigt ist und in alterthümlich treuherzigen Formen oft den Ton einer Naivetät trifft, welcher bisher den Werken des geistreichen Autors ferner zu liegen schien.

Rudolf Gottschall.

Neuere lyrische und epische Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Von dem Verfasser dieser Mahnrufe an das deutsche Volk liegt auch noch ein lyrisches Epos vor:

10. Maria Antoinette. Eine episch-lyrische Dichtung von Friedrich Wilhelm Helle. Wien, Seidel und Sohn. 1866. 12. 20 Ngr.

Dieses der Frau Jenny Glaser gewidmete Werk, welches nicht blos eine Apotheose der Maria Antoinette, sondern zugleich die Verherrlichung des Hauses Habsburg sich zum Ziel gesteckt hat, hält sich von der negativen polemischen Richtung, welche bei den Mahnrufen so unangenehm auffällt, frei, und ist deshalb eher geeignet, die guten Seiten des Verfassers: ein warmes Gefühl für den Gegenstand seiner Dichtung und große Leichtigkeit der Form und Ausdrucksweise, hervortreten zu lassen. Es mangelt dem Autor jedoch die künstlerische Gestaltungskraft, und macht deshalb, auch abgesehen davon, daß das von ihm gezeichnete Idealbild von dem historischen Urbilde doch etwas zu verschieden ist, das Ganze den Eindruck der Ueberladung und Verworrenheit welche durch einzelne unmotivirte Episoden, z. B. die Unterhaltung der Maria Theresia mit dem „Seher und Propheten“, welcher als Hofastrolog das tragische Geschick der jungen Fürstenbraut schon vor ihrer Vermählung in den Sternen gelesen hat, noch vermehrt wird. Auch fehlt es den einzelnen Bildern an Klarheit, der

Gedanken und der Ausdrucksweise an Präcision, wovon sich fast auf jeder Seite Beispiele finden, so 59:

Versailles umfängt der Traum der Nacht,
Mit dumpfer Stille, wie vor der Schlacht,
Wenn Kämpfe sich und Tod bereiten,
Beim Morgenstrahl um Blut zu streiten.
Die Luft durchhaucht ein schwüles Ahnen
Und dunkle Stimmen herniedermahnen!

Hier ist doch der Streit „der Kämpfe mit dem Tod" ebenso unklar gedacht, wie die „herniedermahnenden dunkeln Stimmen". So gilt denn im ganzen von diesem Epos das Goethe'sche Wort: „Es werden jetzt Productionen möglich, die Null sind, ohne schlecht zu sein: Null, weil sie keinen Gehalt haben, nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster den Verfassern vorschwebt!"

Rein lyrisch sind dagegen folgende Gedichtsammlungen:

11. Gedichte von Karl Otto von Fransecky. Darmstadt, Würtz. 1865. 16. 20 Ngr.
12. Gedichte von Friedrich Karl Schubert. Augsburg, Rieger. 1866. Gr. 16. 22½ Ngr.
13. Herzensgrüße von Heinrich vom Sunde. Berlin, Hande und Spener. 1865. Gr. 16. 20 Ngr.

Wenn K. O. von Fransecky (Nr. 11) von seinen Liedern sagt, sie seien beinahe ein Stück von ihm selbst:

Ein Stück von meinem Leben schier
Ist jenes dort und dieses hier! —

in ähnlicher Weise, wie Goethe den „Torquato Tasso": „Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch" nennt, so ist dies wol die beste Empfehlung für die Gedichte, welche in der That nichts Anempfundenes, sondern eine reiche Fülle warmen und tiefen Gefühls, namentlich in den „Blättern der Liebe" und in der Abtheilung „Mutter und Kind" enthalten. Einzelne Gedichte dieser letztern Abtheilung, z. B.: „Der kleine Deserteur", „Am Christfest", sind allerliebste kleine Genrebildchen aus der Kinderstube, so lebensfrisch, als ob sie der Griffel von Oskar Pletsch gezeichnet. Auch unter den „Bunten Blättern" und in den Abtheilungen: „Aus dem Leben und für das Leben" und „Aus Sage und Geschichte", finden sich viele sehr ansprechende Gedichte, von denen wir „Regel", „Nächtliches Fest", „Der Junker von Schlebusch" als besonders gelungen hervorheben. Aus dieser anspruchslosen Sammlung anmuthiger, auch in der Form fast tadelloser Dichtungen möge folgendes Blatt als Probe hier eine Stelle finden:

Nur Einmal bringt ins Menschenherz
Der Liebe volle Seligkeit,
Nur Einmal blüht im Liebesschmerz
Der Lenz für eine Lebenszeit.

Ob mancher auch von Liebe spricht,
Die nochmals ihm das Herz durchzückt,
Ist's doch die rechte Liebe nicht;
Die erste Lieb' allein beglückt!

Sie ist als wie ein Liederschall
Voll wunderbarer Harmonie;
Die zweite gleicht dem Widerhall
Der halbverklungnen Melodie.

Nur Einmal bringt ins Menschenherz
Die volle Liebesseligkeit,
Nur Einmal blüht im Liebesschmerz
Der Lenz für eine Lebenszeit!

Die „Gedichte" von F. K. Schubert (Nr. 12) beginnen mit einer Widmung an Rückert, welcher dem Verfasser wiederholt, namentlich nach Herausgabe des historischen Dramas „Moritz von Sachsen", freundliche Aufmunterung hat zutheil werden lassen, und mit einem Nachruf an Rückert schließen sie. Und in der That erinnern auch die bessern dieser Gedichte, namentlich das hübsche „Trinklied", sowie einige „zerstreute Blätter" aus „Liebeslust und Leid", z. B.: „Mein Lieben ist das Edelweiß", „Abends saß ich einst allein", sowie das Sonett „Frühlingsleben", an Rückert, wenngleich im übrigen die mehrfach hervortretende Schwerfälligkeit des Ausdrucks, das mühsame Ringen mit der Gestaltung eines poetischen Gedankens gerade mit der spielenden Leichtigkeit Rückert's eigenthümlich contrastirt. Alle Gedichte Schubert's durchweht jedoch ein ernstes Streben nach dem Idealen und macht deshalb die Sammlung im ganzen einen wohlthuenden Eindruck.

Dem als Anhang beigefügten lyrisch-dramatischen Gedicht: „Feodor Flamming", fehlt es an wirklichem dramatischen Leben; die etwas gedehnten Dialoge sind nicht frei von Schwulst, während andererseits der Ausdruck zuweilen trivial wird; so wird z. B. der wüthende Wilhelm von dem sehr zahmen Inquisitor, Pater Joseph, mit den Worten zur Ruhe vermahnt:

Ihr fallet aus des Anstandes Geleisen!

Auffällig ist auch noch der häufig wiederkehrende Gebrauch von „vor" statt „bevor", z. B.:

Vor ihnen noch ein neuer Streich gelänge,
Vor sie zu neuem Frevel sich geschart,
Will er . . . .

sowie die süddeutsche Flexion „schlagt, haltet, tragt", für „schlägt, hält, trägt".

Der pseudonyme Verfasser der „Herzensgrüße" (Nr. 13) scheint sich dagegen den Grafen Platen, den Sänger mit „den männlich mahnend milden Mienen, begraben in der Stadt der Apfelsinen" als Vorbild gewählt zu haben, freilich erreicht er dies Vorbild nicht in dem Ebenmaß und der Reinheit der Form, sondern höchstens in dem ausgesprochenen Haß gegen jede Kritik, der wol aus dem Bewußtsein entspringt, daß die Kritiker nicht in das reichlich gespendete Eigenlob einzustimmen und bei der Durchsicht dieser Lieder die Frage: „Ist's nicht niedlich?" nicht so getrost, wie der Autor auf S. 11 zu bejahen vermögen. Diese Dichtungen, welche den Eindruck großer Unreife machen, erinnern nicht an Platen, sondern — freilich in wenig glücklicher Weise — an Heine; die „Liebesklänge" namentlich sind eine schwache Nachahmung des „Buchs der Lieder", aus dem sich auf jeder Seite Reminiscenzen vorfinden. Goethe sagt einmal in seinen „Maximen und Reflexionen": „Alles Lyrische muß im ganzen sehr vernünftig, im einzelnen ein bischen unvernünftig sein"; allein es ist doch gewiß eine misverständliche Auffassung

des letztern Theils dieses Spruchs, wenn dem Publikum Sentenzen und Verse geboten werden, wie folgende:

Ah glücklich, wer unglücklich liebt im Lenze!

Oder:

Unfried' und Sorge schnaubet mit Extrazug
Ihm immer nach —

Oder:

Und kauen wir wieder das Tagesgeklatsch,
Ergründen gelehrteste Fragen,
So wird von alle dem geistigen Quatsch
Verdorben der leibliche Magen!

Oder:

Die kleinen Blumenkinder
Spazieren stehn im grünen Gras,
Und denken, ich weiß selbst nicht was!

Solche Dichtungen wirken, wie der Verfasser sich rühmt, sogar auf Busch und Strauch, denn

Ich habe die grünen Kerle
Ganz melancholisch gemacht!

Und so weiter mit Grazie — oder vielmehr leider ohne Grazie — in infinitum. Wenn sich dazwischen auch einmal ein niedlicher Einfall in ansprechende Form gekleidet vorfindet, z. B. das Gedicht „An die Cigarre", „Die Schneejungfrau", so vermögen dieselben doch die Herausgabe der ganzen Sammlung nicht zu entschuldigen.

Zum Schluß noch drei Werke deutscher Dichtung, die nur das Gemeinsame haben, daß sie von der Südseite der Mainlinie stammen:

14. Eichen und Rosen. Gedichte von Wilhelm Opel. Offenbach, Strauß. 1866.
15. Funken. Poetische Versuche von Leonhard Wolff. Rothenburg a. d. T., Beck. 1864.
16. Heliotrop. Ein deutscher Liederstrauß von Albert Rheiner. Stuttgart, Schober. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wenn von den unter dem Titel: „Eichen und Rosen" erschienenen Gedichten von Wilhelm Opel (Nr. 14) nach der Absicht des Verfassers die rein lyrischen als Rosen, die epischen als Eichen bezeichnet werden sollen, so läßt sich bei der Durchsicht dieser Sammlung nicht verkennen, daß in dem vollen Eichenkranze nur hier und da sich eine spärliche Rosenblüte findet. Denn die poetische Begabung des Verfassers ist mehr epischer als lyrischer Natur, und in dem ganzen Buch nicht ein eigentliches Lied enthalten. Dagegen sind viele der Balladen und Romanzen, z. B. „Des Pfalzgrafen Töchterlein", „Die Geschichte vom braven Schweppermann", „Die Kämpfe mit dem Sterner- und Minnebunde des aufständischen Adels" sehr ansprechend und bekunden in erfreulicher Weise das Talent anschaulicher lebendiger Schilderung. Für größere Compositionen reicht dasselbe allerdings nicht ganz aus, wie die den Schluß der Sammlung bildende Dichtung in neun Romanzen: „Die Brautfahrt des Longobardenkönigs Autharis", erkennen läßt, welche eine etwas matte und farbenblasse Copie von Kinkel's „Otto der Schütz" enthält. Am gelungensten sind in derselben die Naturschilderungen, in denen auch manche der übrigen Gedichte, z. B. die „Orenokofahrt", sich auszeichnen, zuweilen darin aber auch, wie bei dem Hymnus „An die Edeltanne" mit dem botanischen Refrain „Abies pectinata", des Guten etwas zu viel thun. Am schwächsten sind die Sprüche und Epigramme, bei denen meistens die Pointe fehlt.

Der Verfasser der „Funken", Leonhard Wolff (Nr. 15), welcher im Vorwort erklärt: nur „Neigung, nicht Beruf zu zeitweise dichterischer Beschäftigung" habe diese poetischen Versuche veranlaßt, hat anfangs nur drei rothenburger Geschichten herausgeben wollen, später aber, um den Raum zu füllen, noch ein Dutzend Gedichte hinzugefügt, und wenn er das Ganze jetzt als Funken bezeichnet, so erläutert er in großer Bescheidenheit diesen Titel unter anderm auch mit folgendem Grunde:

Funken nenn' ich sie, weil Funken
Nöthig sind zum Tabackrauchen,
Und man kann im schlimmsten Falle
Sie als Fidibusse brauchen!

Allein dies für den engen Kreis des rothenburger Localpatriotismus bestimmte Büchlein ist besser als mancher anspruchsvollere, dem ganzen deutschen Vaterlande gewidmete Genosse. Allerdings sind die beiden nach einem Märchen von Musäus und nach einer Erzählung aus der rothenburger Chronik bearbeiteten dramatischen Stücke nur dialogisirte Bluetten ohne wirkliches dramatisches Leben; die — ebenso wie die Novelle aus Rothenburgs Vergangenheit: „Das Kätzchen von Vorbach" — mit etwas zu behaglicher Breite ausgesponnen werden. Allein die Figur des „Geigenfriedel" in der letztern, an ein Localsprichwort anknüpfenden Erzählung, welche mit einer speciellen Topographie von Rothenburg an der Tauber und seiner nächsten Umgebung beginnt, ist mit einem gesunden, naturwüchsigen Humor gezeichnet, und bekundet sich letzterer auch in den beiden ansprechenden Dialektdichtungen: „D'Hocker" und „Der Zwetschgebaam", während die übrigen poetischen Versuche unbedeutend und theilweise matt sind.

Endlich, last not least, nämlich im Volumen: „Die Heliotropen", von Albert Rheiner (Nr. 16), ein starker, enggedruckter Octavband von 260 Seiten. Und da jeder Autor doch an das Publikum die Anforderung, das Gedruckte auch zu lesen, stellt — eine Anforderung, welche wenigstens der Recensent zu erfüllen verpflichtet ist —, so vermag letzterer in den Schlußworten des Prologs:

So nehmt ihn hin, den Kranz von Heliotropen,
Die Liebe hat, die Demuth ihn gewoben! —

keine Demuth, sondern nur den Muth eines bisher wol unerhörten Reims zu erkennen. Und in der That wäre die Wanderung durch diese endlose Papierwüste, in der nur selten ein ansprechendes oder doch erträgliches Gedicht (wie z. B.: „Blaue Augen", der „Sonettkranz an Philemon" und das Monodrama „Galilei") als Erquickung spendende Oase erscheint, gar zu trübselig, wenn nicht häufig durch die unwillkürliche Komik einzelner Stellen die Langeweile verscheucht würde. Denn in Form und Inhalt bietet diese Gedichtsammlung dem unbefangenen Leser manche kleine Erheiterung. Wie erinnert z. B. folgende Construction an ein erlauchtes Vorbild:

Betäubt von der mächtigen Erscheinung,
Stürze zur Erd' ich zurück,
Ahnend — kaum es zu sagen wagend — fürchtend es zu denken — und doch.

Als Preisaufgabe könnte es ferner gestellt werden, folgende dithyrambische Ergüsse (S. 124): „Wo ist der Anfang! Wo der Uebergang von der Materie zum Gedanken? Oder gibt's nicht solchen Uebergang, und ist Materie ewig theilbar in Materie? Doch was ist Urmaterie?" Und (S. 137): „Und wenn von hier aus bis zur Sonne die Zahlen reihen würdest enge aneinander; und ebenso hin bis zum Sirius, und diese als Potenz zu jenen setztest, und dieses alles Lichtjahre, Sonnenjahre wären: sie schwänden hin zu nichts im Ocean der Ewigkeit, der Unendlichkeit" — in vierzeilige Strophen abzutheilen, wie es der Verfasser, der auch gelegentlich von „silberblauen Locken des Meers" und von „verlassenem Volke" spricht, gethan hat. Mit der grausen Erhabenheit des Schwungs der „Grabesphantasie" (S. 105):

Da tanzen Geister mit flinker Wade
Eine gar lustige Galopade.
Skelette ohne Schädel, ohne Arme schweben
Einher mit Leichen halbverwest, die kürzlich aufgehört zu leben —

und der pathologischen Beschreibung der Cholera (S. 21):

Aus blauen Ringen das Auge stiert,
Erdfahl die Wange, der Mund beschmiert
Mit ächzend erbrochenem Geifer —

contrastirt anmuthig die zarte Paraphrase des Goethe'schen Spruchs: „Erlaubt ist, was sich ziemt!" (S. 181):

Geselligkeit friedlich die Herzen schmückt
Und der Mensch nur, er weiß, was sich ziemt und schickt,
Der Anstand ist Menschenthums Zierde.
Anständigkeit, Takt ja der Mensch nur kennt,
In großer Kluft er vom Thiere ihn trennt,
Beherrschend die niedre Begierde! —

oder die unbestreitbare Wahrheit (S. 117):

Nicht als Biber sind wir von Gott geschaffen,
In der Höhle zu leben stets!

Die Balladen und Romanzen, z. B. „Der birschende Jüngling", den der Lämmeraar holt u. s. w., scheinen als Text zu neuruppiner Bilderbogen bestimmt zu sein, und die Gedankenlyrik der „Sentenzgedichte" ist eine unverdauliche Mischung von Barockem und Trivialem. In diesen „Heliotropen" ist, als Pendant zum Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser, Hegel in den Brocken gesetzt, bis einst seine Wiederkehr das Deutsche Reich von „Zopf, Perrüke und Ziegenfuß" befreien soll (S. 81):

Tief in des Brockens Felsenleib
Der Vater Hegel lieget,
Zur Strafe ward für sein Geschreib
Er eingesperrt zum Zeitvertreib
Im Brocken felsumschmieget!

Solche Poesie möchte dem Leser den Geschmack an den Novitäten der deutschen Lyrik gänzlich verleiden, wenn er sich nicht mit dem Spruche trösten könnte:

Willst du dich der Rosen freuen,
Duftig süß und farbenreich,
Darfst du nicht die Dornen scheuen —
Brich sie mit der Ros' zugleich!

E. Hersfurth.

Zur musikalischen Literatur.

1. Musikalisches Skizzenbuch. Von Ludwig Nohl. München, Merhoff. 1866. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein eigenes Geschick waltet über der musikalischen Schriftstellerei. Gerade über die Musik, über diese am meisten vom praktischen Leben abgewandte Kunst, glaubt jeder Dilettant etwas veröffentlichen zu können, und die Wagner'sche Richtung ist bei der kundgegebenen Auffassung dieses Tonsetzers von der Musik erst recht dazu geeignet, eine Menge solcher musikalischer Misgeburten ans Tageslicht zu fördern. Es ist allerdings wahr, unsere Kunst muß sich mehr gefallen lassen als jede andere. Jeden Tag wird sie in den Theatern, in den öffentlichen Localen, in den Gassen mit Füßen getreten, lauter als in irgendeinem andern Fache erhebt der Dilettantismus seine Stimme und beherrscht den Markt des Musikalienhandels fast ausschließlich, sodaß von den Tausenden von Werken, welche jährlich aus den Notenstechereien hervorgehen, sieben Achtel nur für den Bedarf der großen dilettantisirenden Menge berechnet sind und auf gar keinen künstlerischen Werth Anspruch machen können. Dieser überwiegende Einfluß des Dilettantismus zeigt sich auch in dem Absatz der verschiedenen Musikzeitungen, und darum darf es nicht verwundern, wenn auch in dem Fache der Fabrikation von Büchern über Musik diesem allgemeinen Zuge gehuldigt wird. Popularität ist ja überhaupt das Feldgeschrei modernen Verlags, und man mag sich denken, welche sonderbaren Erscheinungen aus dieser Berührung der kalt berechnenden Speculation und der idealsten aller Künste hervorgehen.

Vorliegendes, über 300 Seiten starkes Buch enthält eine Sammlung von größern und kleinern Aufsätzen, zum Theil Vorträge, welche meistens schon früher in Zeitschriften abgedruckt erschienen sind, und welche der Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, gesammelt hat, weil er ihnen die Kraft zutraut, auch fernerhin manchen Musikfreund zu erfreuen und anzuregen, wie sie diese Fähigkeit bereits bewiesen und deshalb sogar theilweise Nachdruck erfahren hätten. Die Ansprüche des Autors sind also sehr bescheiden, und wollen wir ihm deswegen seine Freude nicht verderben, um so weniger, da ja der Bedarf des Büchermarkts so verschieden ist. Nohl versteht es, einem zuhörenden großen Publikum die Oberfläche der Dinge in pikanter Weise zur Anschauung zu bringen und den Mangel tiefer, aus eigener musikalisch-schöpferischer Befähigung hervorgegangener Erkenntniß durch blendende Schlagwörter zu verdecken. Gleich der erste, „Ueber Geschichte und Aesthetik der Tonkunst" betitelte, als Einleitung sich gebende Aufsatz, welcher die Bedeutung der Musik, „der Kunst, welche in der heutigen Welt wol die größte praktische Bedeutung hat, weil sie das originellste Erzeugniß der modernen Empfindungsweise ist", gegenüber andern geistigen Bestrebungen feiert, strotzt davon. „Leibniz und Newton", heißt es unter anderm, „gehören der besondern Geschichte ihrer Wissenschaften an, sind Vorläufer, Vorarbeiter des Höchsten; Bach und Händel sind directe Verkünder, Propheten des Ewigen in vollen

Majestät, und darum gehören sie der Weltgeschichte an." Weiterhin liest man, daß der gewaltige Napoleon an Größe des Geistes und durchdringender Wirkung seiner Ideen nur Einen Mann seiner Zeit neben sich geduldet, und dieser eine war Beethoven. Keiner der Männer, die in unserm Jahrhundert an der Spitze des ewigen Fortschritts der Menschheit stehen, haben diese Gewaltigen erreicht. „Wie Napoleon mit seinen Sansculotten den Sinn der Freiheit und das Bewußtsein, daß der Mensch zur selbstthätigen Regelung auch seiner socialen und politischen Verhältnisse zu wirken berufen, so rief Beethoven mit seinen großen Symphonien das Gefühl der persönlichen Würde und Kraft in Millionen Herzen wach."

Wir führen diese Stelle an, um zu zeigen, für welche Art von Publikum diese Skizzen berechnet sind. Die nüchterne Wahrheit liegt erstens darin, daß die Kunst im Gegensatz zur Wissenschaft rein individuell producirt, und ihre unmittelbare augenblickliche Wirkung auf einen viel größern Kreis ausübt als letztere; ferner darin, daß die Tondichtkunst, ein Gemisch von Phantasie und Combination, eben deswegen dem deutschen Idealismus am meisten zusagt und daher von ihm in vollendetster Weise cultivirt wird.

Folgendes ist der Inhalt der andern Aufsätze: 2) „Die Homophonie der alten Welt"; 3) „Die Polyphonie des Mittelalters" (beide historisch); 4) „Bonn zur Zeit Beethoven's" (die Forschungen Thayer's haben darüber ausführliches Licht verbreitet); 5) „Mozart's Tod"; 6) „Mozart's dramatische Meisterwerke". Vom „Don Juan" heißt es: „Er enthüllt die Tiefe und die Fülle des innern Menschen in solcher Vollendung, daß ihm schlechterdings nichts anderes überlegen ist. Erst «Don Juan» schließt darum auch der gesammten Menschheit Seiten ihres eigensten Wesens auf, die sie vorher nicht kannte. Erst hier wird denn auch die Melodie, jenes unerreichte Mittel zur Aussprache der persönlichsten Empfindungen, eben ganz und gar zu diesem Mittel, das keinen andern Zweck kennt als diesen."(?) 7) „Joseph Haydn und die Instrumentalmusik"; 8) „Mozart's Aloysia" (die von Mozart zuerst geliebte Schwester seiner Frau und damals berühmte Sängerin); 9) „Beethoven's Tod". Ueberraschend ist am Schluß dieses Aufsatzes das plötzliche Hereinziehen Richard Wagner's, welcher (sagt der Verfasser) der Tonkunst unserer Tage den Stempel seines Genius aufdrückte, und durch dessen „Tristan und Isolde" jene Sprache des klar bestimmten Empfindens, die sich in tausend Keimen bei Beethoven findet, jetzt endlich zur vollen Wirksamkeit gelangt und der Kunst für immer zu eigen geworden sei.

Was sich nur der Verfasser unter dergleichen Redensarten denken mag! Man sieht, Nohl segelt mit allen Winden.

2. Mozart als Klaviercomponist. Von Franz Lorenz. Breslau, Leuckart. 1866. Br. 8. 12 Ngr.

„Der außerordentlichste aller Künstler der Neuzeit an genialer Begabung war widerspruchslos Mozart; nicht minder außerordentlich aber war das Geschick, das ihm hienieden als Mensch und Künstler beschieden gewesen. Kepler's Los ausgenommen gibt es doch wahrlich auf dem ganzen weiten Geschichtsfelde der christlichen Aera schlechterdings nichts, was sich mit Mozart's Geschick vergleichen läßt." So beginnt das 60 Seiten starke Schriftchen. Der Verfasser muß indeß später selbst zugeben, daß Mozart, was man zu sagen pflegt, kein Geld zu halten vermochte (und es floß ihm nicht so spärlich zu, wenn auch nicht im Verhältniß zu seiner aufreibenden Thätigkeit). Der geringe Werth der Mozart'schen Klaviersonaten u. s. w. wird nach Jahn dem Umstande zugeschrieben, daß er dieselben für Unterrichtszwecke, namentlich für Schülerinnen verfaßte. Höher standen seine Klavierconcerte.

Ist es aber nicht spaßhaft, wenn noch eine Erklärung dafür gesucht wird, daß Mozart, der in der Oper seinen Gipfelpunkt erreichte und binnen so kurzer Lebensfrist, wie ihm zugemessen war, Hunderte von Werken producirte, nicht in allen gleiche Kraft entwickeln konnte? Auch war die Zeit für die Ausbildung der Klaviercomposition eben noch nicht gekommen. Hätte Mozart 20 Jahre später gelebt, so würde er überhaupt ganz andere Instrumentalmusik verfaßt haben, als wir von ihm besitzen. Das Schriftchen ist vom Verfasser wol mehr zu seiner eigenen Ergötzung verfaßt. Mozart's Lebensverhältnisse sind bekannt genug, und die beste Kritik seiner Werke sind die seines Nachfolgers Beethoven.

3. Musikerbriefe. Eine Sammlung Briefe von C. W. von Gluck, Ph. E. Bach, Jos. Haydn, Karl Maria von Weber und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Nach den Originalen veröffentlicht von Ludwig Nohl. Leipzig, Duncker und Humblot. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Misbrauch, welcher mit der Veröffentlichung von Briefen berühmter Männer der Kunst getrieben wird, ist schon vielfach Gegenstand der Kritik gewesen. Es ist zwar wahr, daß die äußern Verhältnisse in hohem Grade entscheidend für die Entwickelung des Künstlers zu sein vermögen, und wenn die Veröffentlichung blos solche Documente beträfe, welche über das innere und äußere Leben hervorragender Männer aufklärende Mittheilungen geben, so wäre dergleichen als authentisches Material höchst dankbar aufzunehmen. Die Speculation auf dem literarischen Markte begnügt sich indeß bekanntlich damit nicht, sondern schickt jeden Papierwisch, welchen ein berühmter Mann mit ein paar Worten beschrieben hat, als wichtige, unvergängliche Offenbarung in die Welt hinaus. Es kann dabei natürlich nicht ausbleiben, daß solche Veröffentlichungen manchmal einen für den Briefschreiber keineswegs besonders günstigen Eindruck hinterlassen. Jeder, und sei er auch der Größte in seinem Fache, ist zunächst eben Mensch, und der Kampf um die Existenz und um das Emporkommen gereichen dem Künstler zur besondern Entschuldigung.

Die in vorliegender Sammlung mitgetheilten Briefe Gluck's sind aus andern Veröffentlichungen längst bekannt, jedenfalls indeß hinsichtlich ihres Inhalts die bedeutendsten der ganzen Sammlung, da sie meistens seine Kunstanschauungen wiedergeben und zur Veröffentlichung bestimmt waren. Wer kennt nicht seine Widmungen der „Alceste"

und von „Paris und Helena"; seine Artikel gegen Laharpe und andere Gegner seiner pariser Triumphe? Freilich gibt es dessenungeachtet viele, welche über Gluck reden, ohne eine seiner großen Opern wirklich gehört zu haben. Doch dergleichen gehört ja überhaupt, man möchte sagen zum guten Ton.

Noch entsinne ich mich aus meiner Jugend des ersten Anhörens einer Gluck'schen Oper, und zwar der vollendetsten: der „Iphigenie in Tauris". Die Schaubühne, wo sie aufgeführt wurde, war das alte Opernhaus in Berlin, dessen einfacher, prunkloser Saal so ganz zu dem Werke paßte. Welche Wirkung diese so wahr empfundene, charakteristisch instrumentirte Musik auf das jugendliche Gemüth hervorbrachte! Der Sturm, die düstern Gesänge der Priesterinnen, die Furienscenen, der Wahnsinn Orest's, die zarte Tröstung des Pylades, der Schmerz Iphigeniens — welcher Ausdruck, welche Zeichnung! Dazu der meisterhafte Text! Nächst „Iphigenie in Tauris" stellen wir Gluck's „Armida" am höchsten oder gleich hoch. Mit Recht sagt Gluck in seinem Briefe an Bailly du Rollet (S. 36), welcher sich dahin geäußert hatte, daß nichts jemals den Werth der „Alceste" erreichen würde: „Ich gestehe Ihnen, daß ich mit dieser Oper («Armida») meine Laufbahn gern beschließen würde. (Indeß folgte ihr «Iphigenie in Tauris».) Es gibt eine Art von Feinheit in der «Armida», die in der «Alceste» nicht ist; denn ich habe das Mittel gefunden, die Personen sprechen zu lassen in der Art, daß Sie sogleich nach ihrer Art, sich auszudrücken, erkennen werden, ob es Armida sein wird, die spricht, oder eine andere. Ich muß schließen, sonst würden Sie glauben, ich sei ein Narr oder Charlatan geworden."

Gibt es in der That einen charakteristischern Ausdruck in der gesammten Opernmusik, als derjenige, welcher im ersten Act die Rolle der Armida so scharf den andern Personen gegenüber markirt und durch eigenthümliche Sprödigkeit und Herbheit die spätere Verzauberung der Zauberin selbst desto mehr hervortreten läßt? Wo aber wird „Armida" noch aufgeführt?

Den Schluß der Briefe Gluck's macht sein Testament. Bekanntlich war Gluck nicht blos groß in seiner Kunst, sondern ein ebenso lebenskluger Mann. Das beweist seine reiche Heirath, eine Erscheinung, welche bei Musikern jener Zeit selten war.

Von Philipp Emanuel Bach, der in seiner gleichfalls mit abgedruckten Selbstbiographie gesteht: „Unter allen meinen Arbeiten, besonders für Klavier, sind blos einige Trios, Solos und Concerte, welche ich mit aller Freiheit und zu meinem eigenen Gebrauch gemacht habe", finden sich einige nichtssagende Briefe abgedruckt.

Desto größer ist die Sammlung Haydn'scher Schriftstücke, großentheils Geschäftsbriefe an die Handlung Artaria in Wien. Die Forderung von 24 Dukaten für ein Klaviercapriccio (1789) zeigt, daß die damaligen Honorare denn doch nicht so schlecht ausfielen. Einem pariser Verleger bot Haydn im Jahre 1784 drei Symphonien für 15 Dukaten an. Haydn's berühmter Name mußte auch für Symphonien von Gyrowetz herhalten, welche unter jenes Namen in die Oeffentlichkeit gelangten. Ein großer anderer Theil der Briefe ist an eine eifrige Musikfreundin und Verehrerin Haydn's, an eine Frau Dr. Genzinger, gerichtet. Daß der jeweilige kurze Aufenthalt in Wien, der Umgang und die Huldigungen der dortigen Musikfreunde und das angenehme Leben in der Hauptstadt dem Meister das öde Estoras in Ungarn auf Augenblicke unerträglich machten, davon legt der Brief S. 114 lautes Zeugniß ab: „Ich wurde in drei Tagen um 20 Pfund magerer", schreibt er unter anderm, „denn die guten wiener Bisserl verloren sich schon unterwegs." Freilich mußte der Abstich in geistiger und materieller Hinsicht grell sein, um so mehr, als Haydn, so oft auch der Fürst nach Wien reiste, nie die Erlaubniß erlangen konnte, nur auf 24 Stunden Wien besuchen zu dürfen. Eine günstigere Wendung nahm Haydn's Geschick bekanntlich erst seit seiner ersten londoner Reise, worüber auch sein Tagebuch mitgetheilt wird.

Die nun folgenden zahlreichen Briefe von Karl Maria von Weber beginnen mit 1800 und reichen bis 1825. Der erste (unbeantwortet gebliebene) Brief ist an Artaria in Wien, und bietet ein neues lithographisches Verfahren und einige leichte Klaviercompositionen an. Schwacher Beginn eines später so weithin strahlenden Gestirns! Der zweite Brief, an Nägeli, vom Jahre 1810 spricht sich unter anderm sehr ungünstig über Beethoven's Compositionen aus, läßt nur seine frühern Arbeiten gelten und erklärt seine spätern für ein verworrenes Chaos, ein unverständliches Ringen nach Neuheit, aus dem einzelne himmlische Genieblitze hervorleuchten, die zeigen, wie groß er sein könnte, wenn er seine üppige Phantasie zügeln wollte.

In einem uns vorliegenden, bisher nicht veröffentlichten Briefe Spohr's an eine leipziger Verlagshandlung aus gleicher Zeit spricht sich dieser Zeitgenosse Beethoven's noch härter über denselben aus, namentlich über seine Leonoren-Ouverture, über die Quartette op. 59 u. s. w. Dergleichen Irrthümer werden sich zu allen Zeiten wiederholen. Bekanntlich war Weber auch als Schriftsteller thätig; kein Wunder daher, daß er bei seinem herumziehenden Virtuosenleben auf den Einfall kam, ein Noth- und Hülfsbüchlein für reisende Tonkünstler zu verfassen, welches alle musikalischen Verhältnisse der verschiedenen Städte enthalten sollte. Die meisten der mitgetheilten Briefe lauten an seinen Freund Gänsbacher. Der letzte Brief, an den Clarinettisten Bärmann in München, datirt vom 9. August 1825.

An ebendenselben Meister auf der Clarinette ist auch ein großer Theil der 30, nichts Besonderes enthaltenden Briefe von Mendelssohn-Bartholdy gerichtet, mit denen das Buch schließt. 32.

Zur Geschichte des nordamerikanischen Kriegs.

Drei Jahre in der Potomac-Armee oder eine Schweizer-Schützencompagnie im nordamerikanischen Kriege, von Rudolf Aschmann. Zürich, Meyer. 1865. 8. 20 Ngr.

Ein frisches, ansprechendes Soldatenbuch. Es will keine Geschichte des großen Kriegs sein, sondern nur eine schlichte Erzählung derjenigen Begebenheiten, an denen die Schweizertruppen im amerikanischen Dienste, unter die sich der Verfasser auch hat anwerben lassen, theilgenommen, der Erlebnisse, welche dieselben betroffen haben. Der Verfasser sagt:

Es war eine harte Schule, unser Regiment kam buchstäblich drei Jahre lang unter kein Dach, elende Zelte hatten solche zu ersetzen, während der Boden oft tief gefroren oder mit Koth und Wasser bedeckt war. An nahezu vierzig Schlachten und Gefechten nahmen wir theil, an Schlachten, die mehrere Tage dauerten und oft Zehntausende von Opfern hinwegrafften. Auch können sogar die Krim- und italienischen Feldzüge nicht mit den unserigen verglichen werden; denn selbst solche Tapfere, die jene mitgemacht hatten und nun auch bei uns dienten, staunten darüber, wie es möglich sei, so vieles Uebermenschliche zu ertragen.

Der amerikanische Krieg muß freilich mit einem andern Maßstabe gemessen werden als jeder andere: die Natur und ungeheuere Ausdehnung des Kriegstheaters, die eigenthümlichen Verhältnisse der Wehrverfassung, aus denen die Heere, welche sich bekämpften, hervorgingen, die Zusammensetzung der letztern, ihre Organisation und wahrhaft empörende Verwaltung und die Art der Kriegführung, welche in der ersten Zeit nur ein rohes Experimentiren mit den armen Soldaten war, bedingen eine äußerst vorsichtige Kritik. Es ist hier kein Anlaß dazu, wir haben es nur mit einer anspruchslosen Erzählung von Kriegserlebnissen zu thun, aus denen sich gar oft die Kritik der elenden Truppenführung von selbst ergibt.

Daß der Krieg ursprünglich nicht für die Abschaffung der Sklaverei, wie der Verfasser annimmt, sondern nur, um die Südstaaten aus ihrer Secession in die Union zurückzuzwingen, von den Nordstaaten unternommen wurde, ist ja wol nicht mehr zu bestreiten. Wie aber jeder Krieg über seine anfänglichen Ziele hinaus und oft zu weit höhern Resultaten führt — der deutsche Krieg von 1866 hat es wieder bestätigt —, so auch der amerikanische Secessionskampf, und wir haben seine edeln Consequenzen für den Fortschritt der Humanität mit Freuden begrüßt, wenn dieser auch noch viele Hindernisse zu überwinden hat.

Der Verfasser erzählt ehrlich und wahr, mit schweizer Freimuth, und hält auch seinen Landsleuten gegenüber mit den Erfahrungen nicht zurück, die er im Kriege gemacht hat. So berichtet er, daß sein Regiment unter einem Obersten gestanden, der nie Militär gewesen und seine Stellung nur dem Einfluß guter Freunde und der Gunst des Präsidenten verdankt habe, daß man ihnen eine vortreffliche Waffe versprochen und sie dann mit schlechtern Gewehren habe abfinden wollen, die sie aber nicht angenommen, sodaß sie, am 20. August in den Dienst der Union eingeschworen, den ganzen Winter bei Washington campirt hätten und dann im Frühlinge doch ohne Schußwaffen ausmarschirt seien, die ihnen erst unterwegs zugekommen. Nur zwei Compagnien hatten eigene Büchsen; diese wurden kurz nach ihrer Ankunft über den Potomac geschickt, wo öfters Vorpostengefechte vorfielen. Sie erwiesen sich aber so untüchtig, daß sie wieder zurückgezogen werden mußten. Der Verfasser bemerkt dabei sehr richtig: „Man machte bei diesem Experiment recht deutlich die Erfahrung, daß Muth einzig den Soldaten doch nicht ausmacht und daß nothwendig gehörige Vorschulen die Wehrmänner in den Dienst einweihen müssen. Die vielen Schweizer, die man so oft über die lange beschwerliche Dienstzeit klagen hört, mögen es an diesem kleinen Beispiele lernen.“ Auf die Generale und ihre Fehler läßt er manchen Geiselhieb fallen; wer die Geschichte jenes Kriegs kennt, wird ihm beistimmen. Dem „einfachen Soldatenverstande“, wie er sagt, war vieles klar, was den Generalen verborgen blieb, besonders wenn sie durch glückliche Zufälle in Siegestaumel versetzt waren. Die Beeinflussung von Washington aus trug auch dazu bei, sie zu hemmen. Wir lesen hier mehrere Beispiele davon. Der Verfasser spricht zuweilen sehr bitter:

Es bemächtigte sich der Soldaten wegen des mislungenen Feldzugs, welcher mit so großen Strapazen verbunden war, eine große Erbitterung, welche zu allerlei Excessen führte. Vergebens waren alle unsere anstrengenden Märsche, unsere heißen Kämpfe, unser Hunger, unsere Entbehrungen gewesen. Tausende von Verwundeten und Todten hatten ihr Blut umsonst vergossen. Die Gefühle, die in uns auftauchten, sind schwer zu schildern. An wem lag die Schuld des Mislingens? Die einen legten sie dem Generale (Pope) bei, die andern suchten sie in Washington.

MacClellan, zu dem die Truppen das größte Vertrauen hatten, war vom Oberbefehl entbunden worden. Burnside unternahm im Winter mehrere unglückliche Expeditionen, welche freilich zumeist durch die grundlosen Wege vereitelt wurden — das mußte er aber vorher wissen. Bei einer derselben, für welche er den Sieg in seinem Tagesbefehle schon im voraus verkündigt hatte, blieb die Armee, wie der Verfasser berichtet, buchstäblich im Kothe stecken und kehrte nach zwei Tagen in einem schrecklichen Zustande wieder in ihre Winterblockhäuser zurück. Nach Burnside kam Hooker, der die Schlacht von Chancellorsville verlor. „Das Schrecklichste bei dieser Schlacht war“, schreibt Aschmann, „daß ein großer Theil der Wälder, wo gekämpft wurde, in Brand gerieth, wobei viele Verwundete, die sich nicht fortschleppen konnten, durch Feuer umkamen.“ Man muß diese aufrichtigen Schilderungen lesen, um sich einen Begriff von den ungeheuerlichen Gefechten und Schlachten zu machen, die oft im undurchdringlichen Dickicht des Waldes geliefert wurden: zu verstehen sind sie darum doch nicht. Einen andern Charakter trägt die Schlacht von Gettisbury, in welcher Meade, der nach Hooker den Oberbefehl erhalten, die Angriffe der Südlichen zurückschlug, obwol auch mit keinem größern Erfolge, als daß sie sich aus ihrer Stellung eine halbe Meile zurückzogen. Als Lee dann aber mit Zurücklassung vieler Verwundeten und der meisten Gefangenen, die er in der Schlacht gemacht hatte, nach einigen Tagen abmarschirte, konnte dies als Geständniß einer gründlichen

Niederlage gelten. Die dreitägige Schlacht hatte ihn 30000, den Nördlichen 20000 Mann gekostet.

Während des folgenden Winters, dessen Lagerleben der Verfasser unsers Büchleins sehr hübsch beschreibt, erhielt Grant den Oberbefehl über alle Armeen des Nordens und nahm sein Hauptquartier bei der vom Potomac. Aschmann's Compagnie — er war jetzt zum Hauptmann aufgestiegen — zählte noch 26 Mann. „In den meisten andern Compagnien und Regimentern herrschte ungefähr das gleiche Verhältniß.“ Warum dann keine neue Formation in stärkere, leistungsfähige Truppentheile? „Noch $3\frac{1}{2}$ Monate hatten wir jetzt zu dienen, und alle gaben sich der süßen Hoffnung hin, wol auch diese kurze Zeit noch glücklich durchzubringen. Mit freudiger Aengstlichkeit fing man schon an, die Tage und Wochen zu zählen, die zwischen jetzt und dem glücklichen Augenblicke lagen, wo wir aus diesem gefahr- und mühevollen Leben erlöst und den lieben Unserigen und dem Privatleben wieder zurückgegeben würden.“ Wir theilen diese Stelle als einen Beweis für die seltene Aufrichtigkeit des Verfassers mit. Einen solchen Krieg hatten sich freilich wol alle nicht gedacht, welche Handgeld nahmen. Von den 26 Mann kehrten übrigens nach $3\frac{1}{2}$ Monaten nur 12 Mann nach Neuyork zurück, denn die Compagnie sollte in dieser kurzen Spanne Zeit noch an 18 Gefechten theilnehmen. Der Maßstab für die Zeit im Kriege und was unter einer Spanne zu verstehen, wird sich aber nach dem dreißigtägigen Kriege von 1866 etwas verändern. Interessante Scenen lesen wir aus der dreitägigen Schlacht bei Wilderneß (bezeichnend zuweilen auch „in der Wildniß“ genannt). „Artillerie konnte dabei der dichten Waldungen wegen gar nicht gebraucht werden. Furchtbar war das Gekrache des ununterbrochenen Kleingewehrfeuers der in meilenlangen Linien sich gegenüberstehenden Armeen. Tausende fielen auf beiden Seiten, ohne daß ein Entscheid herbeigeführt werden konnte.“

Auf dem linken Flügel wichen einige Regimenter, deren Dienstzeit in wenigen Tagen zu Ende ging — eine Illustration des Werbesystems! Der Feind brach hier ein, beschoß die nebenstehende Division in der Flanke und diese stürzte, von panischem Schrecken ergriffen, nach den Schanzen zurück, welche hinter der Armee aufgeworfen waren. Am dritten Tage, da früh morgens auf der ganzen Linie kein Schuß zu hören, geht eine Division zum Recognosciren vor. „Ungefähr 20 Feiglinge, welche während der zweitägigen Schlacht, von ihren Regimentern entfernt, sich im Rücken der Armee herumgetrieben und daselbst von der Provostwache aufgefangen waren, hatten vor uns herzumarschiren. Wir erhielten Befehl, im Falle eines feindlichen Angriffs, einen jeden dieser Gefangenen, der zu entweichen Miene mache, auf der Stelle niederzuschießen.“ Zuletzt stand man sich, ohne daß ein Theil angriff, gegenüber und beschoß sich nur. „Im Laufe des Nachmittags wurde das Feuer beiderseits schwächer und bald begannen die Soldaten sogar, sich zur Belustigung anstatt mit Kugeln, mit Ladestöcken der in Menge umherliegenden Gewehre zu beschießen. Diese Geschosse flogen mit einem Gezische, dem einer Bombe ähnlich, durch die Luft und wurden jedesmal von beiden Seiten mit Jauchzen und Gelächter empfangen.“ Beiläufig gesagt, spricht der Verfasser an andern Stellen oft von Bomben, womit er im Feldkriege natürlich Granaten meint. Schließlich zog der Feind wieder ab, was erst ausgekundschaftet wurde und großen Jubel erregte. Eine Niederwerfung des Gegners kann man das freilich nicht nennen. So liefen aber die meisten Schlachten aus und konnten bei der durch die Verhältnisse bedingten Taktik der beiden Heere nicht anders auslaufen.

Lese man nur hier die Ueberrumpelung der feindlichen verschanzten Position in der Schlacht von Spottsylvanien, welche 200 Schritt hinter einem unbesetzten Walde genommen war, und den „Freudentaumel“ des Bancock'schen Corps, das sie genommen. Der Feind in wilder Flucht, seine Kanonen, die nun erobert, umgekehrt, von den Soldaten, die nichts verstanden, geladen mit beliebiger Munition, die sich fand, und da keine Zünder vorhanden, Pulver auf die Zündlöcher gestreut und mit brennendem Papier abgebrannt! Ein herrliches Soldatenspiel! Wir wiederholen es aber, daß jener Krieg nicht mit dem Maßstabe der Kriegskunst gemessen werden darf, und sind nicht so befangen in einseitigen Auffassungen, um nicht die Großartigkeit anzuerkennen, mit welcher der Norden, gestützt auf seine unerschöpflichen Hülfsmittel, ihn geführt hat. Nur wolle man diesen Krieg im wahren Interesse der Humanität nicht als eine Verherrlichung des Milizsystems anführen!

Der Verfasser der kleinen Schrift, so nahe dem Ziele seiner Entlassung, hatte noch ganz zuletzt das Unglück, schwer verwundet zu werden, sodaß ihm ein Bein amputirt werden mußte. Um so mehr erkennen wir die Frische und den guten Humor an, mit welchem er seine Erlebnisse erzählt hat, ohne die traurige Katastrophe ahnen zu lassen. Nur zuletzt klingt das Gefühl derselben durch, als er von dem Rest seiner Compagnie spricht. „Sie freuten sich alle, wieder friedliche Bürger zu sein, und soviel ich bisjetzt erfahren, hat noch keiner sich entschlossen, wieder drei Jahre in den Krieg zu gehen.“

Karl Gustav von Bernuth.

Ein altes Reichsstift.

Chronik des ehemaligen Reichsstiftes Kaisersheim (Kaisheim) nebst einer Beschreibung der Kirche. Mit 5 Tafeln Abbildungen zur Beschreibung der Kirche und einer Ansicht von Kaisheim verfaßt von Martin Scheidler unter gütiger Mitwirkung mehrerer Freunde. Nördlingen, Beck. 1867.

Ehemals, d. i. vor etwa 15—20 Jahren, als man noch von Augsburg nach Nürnberg auf der Heerstraße wanderte, die bei Donauwörth die Donau überschritt und von da an allmählich den breiten Plateaurücken hinanstieg, welchen unsere Geographen Fränkische Alp getauft haben, wurde die etwas nüchterne Eintönigkeit des Wegs hinter Donauwörth durch das Bild des Klosters Kaisersheim eigenthümlich unterbrochen. In einer flachen, wenig geneigten Mulde, die weder durch ihre nähere noch fernere Staffage irgendeinen Zug landschaftlicher Schönheit

darbietet, mußten zuerst eine Menge stattlicher Teiche, einer immer etagenförmig über dem andern gelegen, das durch die Monotonie der Scene abgespannte Auge des Wanderers anregen. Wer in diesen Dingen einige Erfahrung besaß, konnte sich sagen, daß diese Wasserbecken nicht der Natur, sondern der Kunst ihre Entstehung verdankten und daß nur ein großes Kloster für seinen Fischbedarf so großartige Anstalten zu treffen die Mittel, die Consequenz und auch die behagliche Zuversicht auf die stetige Dauer seines Daseins und seines Appetites besessen haben könne. Einige Windungen der Straße weiter erhob sich, auch aus den bescheidensten Umgebungen gewöhnlicher Ackerfelder und bäuerlich-einfacher Gartenstücke, eine unendliche und zugleich durch Thürme, Erker und Ausbaue aller Art reichgegliederte Façade nicht eines einzelnen Hauses oder Palastes, sondern eines ganzen Conglomerates von Häusern, Palästen und Kirchen, überragt von einer Anzahl stattlicher Thürme, alles umschlossen von einer schützenden Mauer, die freilich mehr symbolisch als wirklich das Andringen der Außenwelt von dem geweihten Frieden der innern Räume abzuhalten befähigt war. Wie die meisten ähnlichen Denkmale einer nach Zahlen noch nicht so lange verschwundenen, für unser Gefühl so ganz und gar versunkenen Zeit, machte auch diese Klosterstadt, denn so darf man sie und viele ihrer Schwestern wol nennen, den ödesten und peinlichsten Eindruck, den es auf der weiten Welt nur geben kann: den einer Halbruine, die es nicht zum Leben und nicht zum Sterben bringen kann. Nothdürftig nicht vor dem Verfall, aber doch vor dem Zerfall geschützt, bergen die einst so prachtvollen Räume die traurigste und jammervollste Bevölkerung: einige hundert Zuchthäusler; denn die ehemalige reichsunmittelbare Abtei Kaisheim ist jetzt eine königlich bairische Strafanstalt, dazwischen einige Dutzend von Langeweile fast verzehrter bairischer Soldaten als Wachtmannschaft des Ortes, der, wie man hätte glauben sollen, sich durch seine einsame und abgeschiedene Lage selbst am besten bewachte.

Daß hier ein mächtiges und großes Dasein dereinst sich ausgelebt habe, dieser Eindruck konnte auch dem einfachsten Sinne bei dem Anblick des Ganzen nicht entgehen, obgleich nur wenige, die hier vorüberzogen, vorher den Namen des Ortes gehört haben werden, weil er so ganz aus der Gegenwart verschwunden ist und das, was ihn mit der Gegenwart verbindet, zu demjenigen allein Beziehung hat, was man als ihre Nachtseiten am liebsten nicht sieht oder in Stillschweigen begräbt. Seitdem nun vollends die Eisenbahn in einem weiten Bogen von Donauwörth nach Nördlingen Kaisheim ganz beiseiteläßt, ist es noch mehr verschollen und zu einer bloßen Localberühmtheit geworden, von der man jenseit des Kreises von einer oder zwei Meilen nichts mehr sprechen hört.

Um so dankenswerther ist die Wiederauferstehung, die es durch die Hand eines fleißigen Kenners und Forschers in seiner Geschichte erlebt. Zwar ist kaum anzunehmen, daß seine Arbeit außerhalb der Zunft der eigentlichen Historiker oder außerhalb des Rayons, der durch unmittelbare Anschauung und Berührung ein Interesse an dem Orte schon mitbringt, gelesen werden wird, obgleich sie es in vieler Hinsicht wol verdiente. Denn diese Klostergeschichte bietet zwar wenig Züge von allgemeinem weltgeschichtlichen Interesse, aber desto mehr von menschlichem oder culturgeschichtlichem. Denn Kaisheim ist nur gelegentlich zur Mitleidenschaft an den großen Haupt- und Staatsactionen des Mittelalters und der Neuzeit gezogen worden und hat diese zweifelhafte Ehre z. B. im Bauernkriege, im Dreißigjährigen, im Spanischen Erbfolgekriege und in den Revolutionskriegen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts schwer büßen müssen, wie es ja überall und immer das Schicksal der schwachen und doch behäbigen Existenzen ist, die sich in gewöhnlichen ruhigen Zeiten eines stillbeschaulichen Glücks erfreuen, wodurch sie den Neid der andern, von der Bewegung und den harten Anforderungen größerer Zustände geplagten Leute erregen. Aber jeder Windstoß reicht eben hin, ein solches Dasein, das nun einmal nicht für unsere schlechte Erde bestimmt zu sein scheint, bis in sein Mark zu erschüttern, und ein Sturm ist für sie der Tod selbst, während er für die andern nur eine gesunde Belebung der Kraft bedeutet.

Die äußern Umrisse der Ortsgeschichte sind die gewöhnlichen solcher klösterlichen Stiftungen. Ein frommer Graf, der Grundherr der Umgegend, hält es auf Antrieb seiner noch frömmern Gemahlin zu seinem Seelenheil für nöthig, ein möglichst stattliches Kloster zu bauen, in dem er und die Seinen ihre Ruhestätte und ihre Pflege nach dem Tode gegen die Gefahren und Leiden des Fegfeuers finden. Das Kloster wird selbstverständlich mit dem jeweiligen Modeorden der Zeit besetzt, denn man will das Beste thun, das sich thun läßt. So hier, wo die Gründung 1133 erfolgte, mußten natürlich die frommen Brüder von Citeaux, die Cistercienser, einwandern. Darauf folgen Schenkungen aller Art, erst ein Nothbau des Hauses und der Kirche und dann mit wachsendem Reichthum und Selbstgefühl immer stattlichere Anlagen, bis in der Mitte des 14. Jahrhunderts der kolossale Bau der noch jetzt stehenden Kirche den Zenith des Gedeihens bezeichnet. Mittlerweile aber erhoben sich Gefahren von allen Seiten, böswillige neidische Nachbarn und der Geist der Zeit, der den idealen Schutz der Weihe des Ortes nicht mehr respectirt, sondern nur realere Mächte anerkennen will, verbinden sich miteinander, um dem wehrlosen Lamme gegenüber die Rolle hungriger und erbarmungsloser Wölfe zu spielen. Besonders waren es die bairischen Herzoge, die unter dem Anspruche der ihnen gebührenden Schutz- und Schirmherrschaft den Aebten und dem Convente das Leben jahrhundertelang so sauer als möglich machten. Sie beriefen sich auf ihre Eigenschaft als Rechtsnachfolger der inzwischen ausgestorbenen Grafen von Lechsgmünd, der Stifter des Klosters; das Kloster dagegen nahm, wie seine Genossen, den unmittelbaren Schutz des Reichs in Anspruch. Leider war nur dieser letzte ein Nebelgebilde hier wie überall, wo man ihn hätte brauchen können, während die Reisigen der Baiern reale und nahe Mächte bedeuteten. Es half dem Kloster wenig, daß es seinen historisch allein berechtigten Namen Kaisheim, von dem

Flüßchen, das in der Nähe vorbeifließt, in Kaisersheim änderte, um damit symbolisch seine Stellung zu begründen; ebenso wenig, daß es für gutes Geld schockweise kaiserliche Privilegien, Inhibitorien u. s. w. erwirkte. Sie waren hier wie anderwärts gerade so viel werth, als das Pergament, auf dem sie ausgefertigt wurden. So schleppte sich das Dasein des Klosters zwischen ewigen, unleidlichen Plackereien und kurzen Fristen der Erholung hin, bis eigentlich erst mit dem Confessionswechsel der bairischen Linie, die damals in Neuburg regierte und als solche die Schutzgerechtigkeit beanspruchte, eine Abklärung der Verhältnisse begann. Das was anfangs zum völligen Untergang des durch den Bauernkrieg beinahe schon vernichteten Klosters führen zu müssen schien, wurde seine Rettung. Denn der Regent von Neuburg, der Pfalzgraf Ottheinrich, später als Kurfürst von der Pfalz noch oft genannt, wurde durch das Strafgericht, das Karl V. 1548 nach der Niederwerfung des Schmalkaldischen Bundes über seine politischen und religiösen Gegner ergehen ließ, gleichfalls hart betroffen. Unter den Bedingungen seiner Restitution war auch die, daß er und sein Haus auf alle angeblichen Rechte über Kaisersheim verzichteten. Zwar hörten auch später die Versuche, auf Schleichwegen und allmählich das wieder zu gewinnen, was auf einmal und durch einen Gewaltspruch verloren worden, nicht ganz auf, aber sie konnten in den nach und nach doch gefestetern öffentlichen Zuständen der Neuzeit nicht mehr die Gefahr bringen, wie einst in den Zeiten schrankenloser und ungeschlachter Selbsthülfe. So wurde Kaisheim wirklich Reichsstand und bezahlte die Ehre und den Vortheil, auf der schwäbischen Prälatenbank zu sitzen, nach seiner stillen Herzensmeinung zwar oft allzu theuer mit einem unverhältnißmäßig hohen Reichsmatrikelanschlag, mit angeblich freiwilligen Gaben und Steuern an das Reichsoberhaupt und allerlei Erpressungen von seiten untergeordneter Diener desselben; aber es war doch frei und reichsunmittelbar und ist es bis zu seiner Säcularisation 1802 geblieben, wo es an Baiern fiel. Damals wurde es so behandelt, wie alle andern Klöster, denen dasselbe Schicksal den Untergang brachte, d. h. es wurde unter Anwendung gewisser Rechtsformalitäten unmethodisch aber gründlich ausgeplündert und nur die nackten Wände übriggelassen. In diese zogen bald darauf Kapuziner ein, aber sie schienen hier nicht recht zu gedeihen, und so wurde denn im Jahre 1816 der letzte Schritt zur vollständigen Profanation der heiligen Mauern gethan, indem ein Zuchthaus in sie installirt wurde, das, wie schon bemerkt, bis auf diesen Tag noch darin besteht und dem Namen des Ortes eine ominöse Bedeutung im Volke weit und breit gegeben hat, während die Gebildeten nur selten davon sprechen hören.

Eine unübersehbare Menge sitten- und culturgeschichtlich interessanter Züge ist in diesen äußern Rahmen der Ortsgeschichte eingespannt. Nur schade, daß die Angabe der Quellen durchweg nicht genügend ist, um sie für den wissenschaftlichen Forscher brauchbar und verwerthbar zu machen. Man möchte doch etwas mehr von jenen „alten" Chroniken oder den „Urkundenverzeichnissen" wissen, aus denen sie entnommen sind, als blos die schlichte Angabe, daß sie daraus entnommen sind. Es wäre schon ein Gewinn, wenn nur wörtliche Auszüge, nicht Uebersetzungen oder Paraphrasen, geboten wären, oder noch mehr vollständige Urkunden, soweit sie nicht anderwärts schon gedruckt sind. Auch verlangt man meist nach größerer Ausführlichkeit, nicht blos nach einem dürftigen Résumé, das doch im wesentlichen mit dem identisch sein muß, was anderwärts in ähnlichen Lebensgestaltungen sich erzeugt hat. Denn gerade das individuelle Detail ist ja das einzige, was in solchen Dingen lehrreich und genußreich sein kann: das allgemeine Schema ist jedem zur Genüge geläufig.

Eine recht dankenswerthe Zugabe ist der kunsthistorische Anhang, die Beschreibung der Kirche, von der Hand eines Baubeamten gemacht, der sich, obgleich er seine Arbeit bescheiden genug gleichsam nur als eine abgedrungene bezeichnet, doch als ein genügend gebildeter Kenner der mittelalterlichen Architektur erweist und dabei schlicht und anschaulich darzustellen weiß. Die artistischen Beigaben erhöhen noch die Brauchbarkeit dieser musterhaften Arbeit; auch sie überraschen zuerst durch ihr schlichtes Aeußere, aber man wird nicht verkennen, daß sie vortrefflich gezeichnet sind, wenn auch etwas dürftig im Steindruck behandelt. Dies gilt von dem großen Grundriß der Kirche, wie von den Steinsculpturen aus ihr, weniger von dem Aufriß und der Totalansicht. Die Kirche ist eine der großartigsten und originellsten Schöpfungen aus der Höhezeit der Gothik, Mitte und zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Eigenthümlich contrastirt in ihr das Streben, die glänzenden Kunstmittel einer überreich damit ausgestatteten Periode einigermaßen mit der Schlichtheit und Strenge in Harmonie zu bringen, die zu den Grundgesetzen der Kirchenbauten des Cistercienserordens gehörte. So ist auch hier jede prunkende Thurmanlage, als ausdrücklich streng verpönt, an der Façade vermieden, dafür aber in einem ursprünglich reich ausgestatteten Mittelthurm der eigentlich nur erlaubte einfache Dachreiter zeitgemäß metamorphosirt. Ihm zu Liebe mußte ein ebenso reicher und großartiger Kreuzbau die eigentlich auch nur erlaubte Einförmigkeit des Langhauses unterbrechen, und in nothwendiger Folge davon die Einschiffigkeit des Chors durch einen wahrhaft prunkenden doppelten Umgang illusorisch gemacht werden. Dieser doppelte Umgang, d. h. zwei Reihen von Kreuzgewölben, die auf originell geformten Säulen ruhen, gibt dem Chor für das Auge fünf Schiffe. Er ist einzig in seiner Art, schon durch die Säulenstellung in der Mitte, aber auch dadurch, daß er gar nicht dazu dient, einen Kapellenkranz nach dem System der französischen Kathedralen oder des Kölner Doms mit dem Chor zu verbinden. Er hat keine Kapellen, sondern ist blos um seiner selbst willen da: ein Zeugniß luxuriirender Phantasie des Baumeisters, das uns doppelt bedauern läßt, daß wir keine Spur von seinem Namen und seiner Person zu entdecken vermögen.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Ein „Hamlet" ohne „Geist".

Oswald Marbach hat neuerdings in Leipzig einen Vortrag gehalten über „Die zeitgemäße Umbildung älterer dramatischer Meisterwerke, nachgewiesen an Shakspeare's Hamlet". Er besprach die Frage, warum die ältern Meisterwerke nicht mehr mit Erfolg auf die Bühne gebracht werden: eine Frage, die sich nach unserer Ansicht in dieser Weise durchaus nicht aufwerfen läßt, da die ältern Meisterwerke es doch immer noch über einen succès d'estime hinausbringen. Marbach meint, der Grund liege nicht, wie man angeführt, in dem Mangel des poesieliebenden Publikums, nicht an dem Materialismus unserer Zeit (haben doch gerade in den materiellsten Perioden der Geschichte die Künste recht geblüht), sondern in der Art der Zurechtlegung der ältern Werke für unsere Schaubühne, an deren Uebertragung. Man habe ins Deutsche angemessen der fremden Sprache übertragen und so unsere Muttersprache oft mishandelt. Daher seien jene Meisterwerke dem deutschen Volke unverstanden geblieben. (?) Man habe ferner auf die Bühne selbst bei Einrichtung älterer Stücke Rücksicht zu nehmen, da diese bezüglich der Scenerie und Maschinerie doch eine ganz andere sei, wie zur Zeit, da jene Werke geschaffen wurden. Ein Shakspeare-Stück z. B. müsse zur Aufführung auf unserer Bühne erst in dichterische und echt deutsche Sprache nach den uns zu Gebote stehenden Mitteln übertragen und den Lebensanschauungen unsers Volks angepaßt werden. So weit stimmen wir mit dem Redner überein. Daß wir Shakspeare mit Haut und Haar nicht auf unserer Bühne vertragen, ist eine ausgemachte Thatsache. Die Bühne gehört dem Volke und dem Jahrhundert an. Beide verlangen bei öffentlichen Aufführungen gebieterisch ihr Recht. Der treue Cultus des Genius mag der Uebersetzung und dem Privatstudium überlassen bleiben. Auch ist die Thatsache anerkannt; denn nirgends wird Shakspeare so gegeben, wie seine Dichtungen vorliegen, sondern stets mit durchgreifenden, oft sogar störenden Abänderungen. Die Schwierigkeit liegt nur darin, hier die richtige Grenze einzuhalten. Wir haben für die Bühne eine musterhafte Shakspeare-Einrichtung, die leider vielfach verketzert worden ist, Schiller's Macbeth-Uebersetzung. Sie wird dem Shakspeare'schen Genius in allem Großen und Wesentlichen vollkommen gerecht — was darin fehlt, ist nur geschmackloser Kleinkram und Plunder, der nicht auf unsere Bühne gehört, Shakspeare'scher Haut-goût für die Enthusiasten von Fach, aber Caviar für das Volk des 19. Jahrhunderts. In gleichem Geist ist die vorzügliche Bearbeitung der Shakspeare-Historien von Franz Dingelstedt verfaßt, wie sie in Weimar mit großem Erfolg zur Aufführung kam. Dennoch gibt es für die Modernisirung Shakspeare's doch eine Grenze; und uns will scheinen, als ob Marbach diese in seinen Aneignungen der Dramen des großen Dichters, wie z. B. in seiner Neudichtung von „Romeo und Julie", überschritten habe. Wenn er uns jetzt ankündigt, daß er, weil man alles, was den Vorstellungen unserer Zeit nicht gemäß sei, vermeiden müsse, den „Geist" im „Hamlet" weggelassen, aber in geeigneter, unserm Gefühl nicht widerstrebender Weise ersetzt habe, so will uns abermals scheinen, als ob ein „Hamlet" ohne „Geist" doch ein allzu sehr modernisirter Hamlet sei. Uns fällt dabei der Goethe'sche Walpurgisspruch ein: „Verschwindet doch, wir haben ja aufgeklärt!" Dem alten Shakspeare kann man schon seine Geister lassen. Sind die „Geister" auch in dieser jenseitigen Gestalt doch nicht so unmodern, wie es scheint! Wir erinnern nur an Home's „Klopfgeister", die selbst in den Tuilerien eine Rolle gespielt haben.

Männeremancipation.

Von Eduard Loewenthal's Zeitschrift: „Der Cogitant", die neuerdings unter dem Titel „Deutsche Rundschau" erscheint, liegt uns eine Zahl von Nummern vor mit vorwiegend polemisch-kritischem Inhalt, in welchem das vom Herausgeber entwickelte „System des Naturalismus" eine hervorragende Stelle einnimmt. In ihnen findet sich auch ein kecker Artikel von Jeanne Marie von Gayette über „Männeremancipation", eine Entgegnung auf ein in der „Gartenlaube" erschienenes Gedicht von Paul Heyse: „Frauenemancipation." Uns fiel dabei die Riesenfeder ein, welche das Motto der pariser Damenzeitung „Colombine" bildet und mit welcher wie mit einem Besen das erbärmliche Männergeschlecht beiseitegefegt wird. In Bezug auf den „italienischen Salat von schönwissenschaftlichen Vorträgen", mit welchem die Frauen tractirt werden, meint Frau von Gayette: „Wollte eine Frau einmal einen Vortrag in der Weise halten, wie wir deren viele von gelehrten Perrükenstöcken haben abnäseln hören, sie wäre für alle Zeiten dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen." Ferner ist sie der Ansicht, daß die Männer mit den Frauen oft auch „den Mangel des Denkens" gemein hätten. Sie findet es anmaßend, daß der Mann keinen Tabacksmund küssen will, dem schönen Geschlecht aber solches zugemuthet wird, wozu beim Manne noch der eingeräucherte Bart und der Schnupftabacksduft sich gesellen. Daß „in dem Bart etwas Besonderes, wenn auch nicht die Philosophie stecken müsse, zu dieser Vermuthung dürfte man zuweilen veranlaßt sein, wenn man wahrnimmt, wie in großen Verlegenheitsmomenten am Barte gezupft und gedreht wird, und unwillkürlich denkt man bei solchem Anblick: denn wahrlich, wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit der Bart sich ein." Ihre Philippika schließt Frau von Gayette in der folgenden kräftigen Weise ab: „Nachdem man so viel «zum Grauen aller Engel» auf dieser Erde über die Emancipation der Frauen gesprochen, dürfte es an der Zeit sein, die Emancipation der Männer einmal ins Auge zu fassen: diese Emancipation von suffisanter, politischer Freiheitsspielerei, von schleichender Rechtsverdreherei, von träger Indifferenz bei den wichtigsten Zeitfragen, von schleppender Nonchalance im Geschäft bei fetter Besoldung, von anmaßender Flegelei und specifischer Grobheit bei Gelegenheiten, wo auf dem Posten gefällig und hülfreich zu sein Pflicht wäre, vom Wirthshausschlendrianleben, vom gedankenlosen Kartenspiel, vom Schuldenmachen und so viel tausend Dingen mehr, von Vorurtheilen, faden Complimenten, armseliger Ueberhebung u. s. w. Es fehlt aber an emancipirten Männern; die meisten lassen sich von den Frauen, die sie so gering halten, daß sie ihnen das Recht der Emancipation nicht zugestehen und die Fähigkeit des Denkens absprechen, bereden, beschwatzen, bethören, kurz — regieren. Der Mann soll aber frei sein von dergleichen Einflüssen, er soll sein eigenes Urtheil, seinen eigenen Willen, seine freie Selbstbestimmung sich erhalten, aber nicht — wie die bedeutendsten Männer der Geschichte es bestätigen und es sich im täglichen Leben wieder und immer wieder bewahrheitet, den Ränken und Cabalen der Weiber zum Opfer fallen. Erst wenn die Männer sich emancipirt haben werden, wollen wir wieder das Thema der Frauenemancipation aufnehmen."

Wir nehmen Act von der Thatsache, daß die Frauen es jetzt für eine Beleidigung halten, wenn man von ihrer Emancipation spricht oder sich für dieselbe interessirt. Früher war das anders — doch tempora mutantur. Allerdings verstand man auch früher unter Frauenemancipation etwas anderes als heutzutage, wo es sich dabei um ihre geistige Erziehung, um das Recht der Arbeit u. dgl. m. handelt. Daß die Frauen einer „geistigen Kräftigung" wenig bedürftig sind, beweist am schlagendsten der Kraftstil, den Frau von Gayette schreibt.

Literarische Notizen.

Die Verlagsbuchhandlung von Eduard Kummer in Leipzig veranstaltet die Herausgabe einer Auswahl Kotzebue'scher Dramen, von der bisjetzt vier Bände erschienen sind. Kotzebue

ist als Lustspieldichter keineswegs so veraltet, wie man im allgemeinen glaubt, und das Veraltete in seinen Stücken nicht so unausrottbar, daß eine Modernisirung derselben so große Schwierigkeiten böte. Vor allem hat er Geist und Witz und viel satirische Schärfe: Vorzüge, welche dem weit hausbackener gewordenen modernen Conversationsstück zum großen Theil fehlen. Die Kummer'sche Ausgabe wird zehn bis zwölf Bände umfassen.

Friedrich Halm's „Wildfeuer", eine Dichtung, die bereits in seine gesammelten Werke aufgenommen worden ist, liegt jetzt in einer neuen Auflage in selbständigem Abdruck vor (Wien, Gerold Sohn). Der Erfolg, den das Stück am Burgtheater und an den andern österreichischen Bühnen davongetragen hat, sichert demselben um so mehr ein Lesepublikum, als gerade in Oesterreich die im übrigen Deutschland fast ausgestorbene Sitte, Dramen auch zu lesen, noch in weitesten Kreisen verbreitet ist.

Von der „Neuen Allgemeinen Zeitschrift für Theater und Musik" (Leipzig, Rhode), die unter der Redaction von Jenrij von Arnold erscheint, liegen uns bisjetzt 14 Nummern vor, welche alle tüchtiges Streben und gediegene Haltung bewähren und sich von den gewöhnlichen, nur den Tagesinteressen huldigenden Reclameblättern vortheilhaft unterscheiden. Die dramaturgischen Reformartikel von F. Ludwig und die ästhetischen von Sandbank sind auch in Separatabdrücken erschienen, auf welche wir zurückkommen werden.

Ferdinand Freiligrath, der Dichter des „Löwenritt", ein phantasiereicher und formgewaltiger Poet, der unserer neuen Dichtung zur Zierde gereicht, hat seine kaufmännische Stellung neuerdings verloren und scheint jetzt ohne äußern Halt auf den Wellen des londoner Lebens umherzutreiben. Man denkt daran, ihm eine Pension in Form einer Nationalbelohnung zuzuwenden. Möge diese in London zuerst hervorgetretene Idee in ganz Deutschland lebhafte Theilnahme finden! Möge man überhaupt danach trachten, den wahrhaft begabten Talenten die volle Muße zu dichterischer Thätigkeit zu sichern! Alle andern Bestrebungen, die Poesie zu heben, müssen hiergegen zurücktreten. Freiligrath ist indeß durchaus nicht müßig. Mit Freuden haben wir seinen Namen unter den Shakspeare-Uebersetzern begrüßt, welche unter der Fahne von Bodenstedt eine neue Aneignung des großen britischen Dichters unternehmen.

„Braunschweigisches Namenbüchlein."

Die Literatur der Namenbüchlein scheint sich zu mehren. Wenn das so fortgeht, wie in den letzten Jahren, so wird jede Stadt im deutschen Vaterlande sich in kurzer Frist eines gelehrten Adreßbuchs zu erfreuen und zu rühmen haben. Für die lexikalische Verwerthung der Einwohnernamen moderner Städte hat Hoffmann von Fallersleben bisjetzt das meiste gethan. Im Jahre 1843 gab er ein breslauer Namenbüchlein heraus, dann folgte 1852 ein hannoverisches und 1863 ein kasseler Namenbüchlein, und jetzt liegt von ihm der vierte ähnliche Beitrag zur Namenkunde vor: „Braunschweigisches Namenbüchlein. Einwohnernamen der herzoglichen Haupt- und Residenzstadt Braunschweig, nach ihrer Bedeutung geordnet und erläutert" (Braunschweig, Wagner, 1867). In der Einrichtung hat sich der Verfasser im allgemeinen seinen vorausgehenden Namenbüchlein angeschlossen. Hier und da sind gelehrte Nachweise gegeben, doch fehlen sie öfter, wo man sie gerade brauchen könnte. Die Lektüre eines solchen Namenbüchleins ist gewiß recht unterhaltend und wird auch manchem zur Belehrung dienen. Eine eigentlich wissenschaftliche Bedeutung aber haben sie nicht, sobald nicht bei den schwierigern Namen die frühern Formen gegeben sind. Damit soll nicht gesagt sein, daß derartige Sammlungen rein überflüssig wären. Nur meinen wir, daß Namen, welche als Appellativa von jedem sogleich verstanden werden und die sich so unendlich oft in allen Orten wiederholen, in solchen Zusammenstellungen auszuschließen sind.

Bibliographie.

Beckmann, F., Bemerkungen zum Prolog und zur Parodos des äschyleischen Agamemnon. Braunsberg, Peter. Gr. 8. 6 Ngr.

Büchting, A., Bibliographische Nachweisungen aus dem deutschen Buchhandel. 1ster Jahrgang. Nordhausen, Büchting. 1866. 8. 10 Ngr.

Conrad, A., Die Donnereiche. Geistliches Schauspiel. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 7½ Ngr.

Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Eine Auswahl für das Volk aus dem „Neuen Pitaval". Umgearbeitet und herausgegeben von A. Vollert. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Cumming, J., Der nahe bevorstehende Untergang der Welt, oder: Das Tönen der letzten Trompete und das letzte Weh. Altona, Verlagsbüreau. 8. 5 Ngr.

Der Ausgleich mit Ungarn. Vom österreichischen Standpunkte beleuchtet. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Förstemann, T., Zur Geschichte der preußischen Monarchie. Kaiserliche privilegia de non appellando für die Reichslande der brandenburgischen Hohenzollern. — Königl. polnisches privilegium de non appellando für das Herzogthum Preußen = privilegium Lublinense. — Bildung des Höchstgerichts ꝛc. Eine Quellenarbeit. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 20 Ngr.

Freitag, G., Die Erschaffung der Künstler. Gedicht. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 1 Ngr.

Fricker, K. V., Vom Staatsgebiet. Tübingen. Gr. 4. 10 Ngr.

Friedrich, J., Kirchengeschichte Deutschlands. 1ster Bd. 1ster Thl. Die Römerzeit. Bamberg, Reindl. Lex.-8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Galen, P., Jane, die Jüdin. Erzählung. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Großpreußen und die Union der evangelischen Kirche in Deutschland. Briefe eines süddeutschen an einen norddeutschen Kirchenmann von H. v. H. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Grünhagen, Breslau nach der preußischen Besitzergreifung. Ein Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Hamerling, R., Ahasverus in Rom. Eine Dichtung in 6 Gesängen. 2te, durchgehends verbesserte Aufl. Mit einem Epilog an die Kritiker. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 1 Thlr.

Hansjakob, H., Die Grafen von Freiburg i. B. im Kampfe mit ihrer Stadt oder Wie kam die Stadt Freiburg i. B. an das Haus Oesterreich. Eine historische Abhandlung. Zürich, Woerl. Br. 8. 12 Ngr.

Harberts, H., Wilde Ranken. Gedichte. Emden, Hahnel. 16. 22½ Ngr.

Herbert, L., Nikolaus und Metternich. Roman und Geschichte. 2te Abth.: Metternich. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. à Abth. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hebbel's, F., sämmtliche Werke. 6ter Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1866. 8. 1 Thlr.

Herold, J., Ave Maria. Maiandacht in Liedern. Zürich, Woerl. 16. 4½ Ngr.

Kayserling, M., Geschichte der Juden in Spanien und Portugal. 2ter Thl.: Geschichte der Juden in Portugal. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Thlr.

Keferstein, H., Gedenkblätter aus Diesterweg's Schriften. Leipzig, Klinkhardt. 8. 5 Ngr.

Kind, K. T., Gedichte. Manuscript für Freunde. Leipzig, Klinkhardt. 8. 22½ Ngr.

Kinkel, G., Friedrich Rückert. Festrede. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 6 Ngr.

Köhler, K. F., Die Refugiés und ihre Kolonien in Preußen und Kurhessen. Beitrag zur Geschichte. Gotha, F. A. Perthes. 8. 12 Ngr.

Kotzebue, A. v., Auswahl dramatischer Werke. 4ter Bd. Leipzig, Kummer. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Krisis des Jahres 1866. Aktenstücke, die Vorgänge in Deutschland und Italien betreffend. Hamburg, O. Meissner. Hoch 4. 1 Thlr.

Landerstein, A., Die Landtagskandidaten. Lustspiel. Zürich, Woerl. 8. 6 Ngr.

— — Ein gemüthlicher Mensch. Sociales Charakterbild. Zürich, Woerl. 8. 10 Ngr.

Landgraff, T., Ueber ein deutsches Bürgerrecht. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 4 Ngr.

Lutze, K., Der alte Fritz oder eine Schuld und ihre Sühnung. Dramatische Skizze. Cöthen, Verlag der Lutze'schen Klinik. 8. 7½ Ngr.

Malortie, C. Baron, Ein Blick in die mexikanischen Wirren vom demokratischen und sittlichen Standpunkt. Mannheim. Gr. 8. 3 Ngr.

Marlitt, E., Goldelse. Roman. Leipzig, Keil. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Philippson, L., Jakob Tirado. Geschichtlicher Roman aus der 2ten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 1 Thlr.

Rönne, L. v., Friedrich v. Rönne, preußischer Minister-Resident und im Jahre 1849 deutscher Reichsgesandter bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hauptzüge aus seinem Leben und dessen Abhandlung über die Verfassung der Vereinigten Staaten. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schücking, L., Eine Künstler-Leidenschaft. Novelle. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr.

Weiß, J. H., Studien über die Sprache der Mischna. Wien. Gr. 8. 1 Thlr.

Werther, C. A., Lebens-, Seelen- und Geisteskraft oder die Kräfte der organischen Natur in ihrer Einheit und Entwickelung. 2ter Thl. Der Mensch als geistiges Individuum nach seiner Bildung und Entwickelung auf Grundlage der Natur. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Zezschwitz, C. A. G. v., Ueber die wesentlichen Verfassungsziele der lutherischen Reformation. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

☞ **Bücher zu ermässigten Preisen.** ☜

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

☞ **Die Preisermässigung besteht nur für einige Zeit. Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt gewährt.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der schönen Literatur in Spanien.

Von Georg Ticknor.

Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nicolaus Heinrich Julius.

Supplementband,

enthaltend die wesentlichern Berichtigungen und Zusätze der dritten Auflage des Originalwerks,

bearbeitet von Adolf Wolf.

Mit einer Vorrede von Ferdinand Wolf.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser soeben erschienene Supplementband wird allen Besitzern des bekannten Werks als unentbehrliche Ergänzung willkommen sein. Gleichzeitig wurde von dem 100 Bogen umfassenden Hauptwerk (zwei Bände) eine neue wohlfeile Ausgabe zum Preise von nur 4 Thlr. 15 Ngr. (gegen 9 Thlr. der frühern Ausgabe) veranstaltet.

Ticknor's Werk ist die erste vollständige Geschichte der spanischen schönen Literatur, und die deutsche Bearbeitung desselben hat durch zahlreiche, vom Herausgeber und von Professor Dr. Ferdinand Wolf herrührende Nachträge und Zusätze noch mannichfache Vorzüge vor dem amerikanischen Original sowie vor der spanischen Uebersetzung voraus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Ackerbaukrisen und ihre Heilmittel.

Ein Beitrag zur Wirthschaftspolitik des Ackerbauschutzes von

Dr. Karl Fraas.

8. Geh. 1 Thlr.

Vorliegende mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtige misliche Lage der Landwirthschaft verfaßte Schrift des bekannten Verfassers verbreitet sich nicht nur über das Wesen und die Geschichte der Ackerbaukrisen in älterer und neuerer Zeit, sondern sucht auch die Mittel zu deren Abhülfe auf, und zwar sowol die Staatshülfe (Wirthschaftspolitik) als die Selbsthülfe (erhöhte Thierproduction; Vervollkommnung der landwirthschaftlichen Technik; Kunstdünger und Alluvion; Cultur der Steigerung; Association im Grundbesitze).

Der reiche Inhalt der Schrift wird ebenso den Landwirth wie den Nationalökonomen interessiren.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Dr. R. Virchow u. Dr. Fr. v. Holtzendorff.

II. Serie (Jahrgang 1867).

Soeben erschien **Heft 25** (II. Serie I. Heft):

Die Stadtverwaltung der City von London.

Von

Prof. Dr. Rud. Gneist.

3¼ Bogen gr. 8. **Abonnements-Preis 5 Sgr.**, einzeln 10 Sgr.

Dieses neue Heft sowie der ausführliche **Prospect** über die **zweite Serie** dieser mit allgemeinem Beifall von allen Schichten des Publikums aufgenommenen **„Sammlung wissenschaftlicher Vorträge"** ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im einzelnen kündigen wir vorläufig für die **zweite Serie** von 24 Heften (die **Hefte 25—48** umfassend) nachfolgende Vorträge an:

Prof. Dr. Gneist: Die Stadtverwaltung der City von London. — Dr. Schuhmacher: Das Rettungswesen zur See. — Prof. Dr. John: Die Todesstrafe. — Dr. Woltmann: Die Kunst im Reformationszeitalter. — Dr. Trauttwein v. Belle: Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. — Stadt-R. Zelle: Waisenpflege und Waisenkinder in Berlin. — Prof. Dr. Wattenbach: Algier. — Prof. Dr. Endemann: Die geschichtliche Entwickelung der Handelsgesellschaften. — Dr. Nissen: Pompeji. — Prof. Dr. v. Holtzendorff: Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen. — Prof. Dr. Alex. Braun: Ueber die Eiszeit der Erde. — Prof. Dr. Otto Weber: Ueber schmerzstillende Mittel im Allgemeinen und Chloroform insbesondere. — Prof. Dr. Jul. Kühn: Ueber die Ursachen der Pflanzenepidemien. — Prof. Dr. v. Gräfe: Ueber Sehen. — Prof. Dr. v. Seebach: Ueber Vulkane. — Prof. Dr. Virchow: Ueber Nahrungs- und Genussmittel. — Ingen. Perels: Ueber die Bedeutung des Maschinenwesens für die Landwirthschaft. — Prof. Dr. Oppenheimer: Ueber den Einfluss des Klimas auf den Menschen.

Ausserdem haben die Herren Prof. Häckel und Prof. Dr. Kuno Fischer in Jena, Dr. Gerstäcker, Stadt-Ger.-Rath Twesten, Dir. Dr. Gallenkamp in Berlin, Prof. Rütimeyer in Basel, Prof. Bolley in Zürich, Prof. Eisenlohr in Carlsruhe, Prof. de Bary in Freiburg u. a. ihre Mitwirkung angezeigt.

Im Abonnement auf 24 Hefte kostet **jedes Heft nur 5 Sgr.**; der Einzelpreis eines Heftes wird circa 8—10 Sgr. sein.

Der **Subscriptionspreis** für die neue II. Serie 1867 (Heft 25—48) ist demnach, gleichwie die I. Serie 1866 (Heft 1—24), **4 Thlr.**

Berlin, März 1867.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 25. April 1867.

Inhalt: Skizzen aus deutschem Volksleben. Von Rudolf Gottschall. — Zur religiösen Frage der Gegenwart. Von Moritz Carriere. — Unterhaltungsliteratur. Von Otto Spielberg. — Die Thiere des Waldes. — Feuilleton. (Der echte pariser Dichter; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Skizzen aus deutschem Volksleben.

Es gibt eine eigenthümliche Art von Entdeckungsreisen, welche weder den unermeßlichen Spiegel des Tsadsee, noch die Wasserfälle des Zambese, noch die schwimmenden Eisberge der Barrowstraße aufsuchen, welche mit keinen Beschwerden und Gefahren verknüpft sind und den Entdeckern keinen großen Namen erwerben, deren Verdienst wir indeß bei alledem nicht gering anschlagen wollen. Es sind die Entdeckungsreisen in der eigenen Heimat, die uns oft fremder ist als die Weltferne, es sind die Forschungen über Land und Leute in diesem oder jenem Gau unsers Vaterlandes, an den Ufern dieses oder jenes Stroms, in den Waldhügeln eines oder des andern Gebirgsstocks: Forschungen, die uns erquicklicher anmuthen als die Beobachtungen durch das Waggonfenster, für welche Wälder und Felder, Dörfer und Städte nur eine vorüberfliegende Scenerie bilden. Ein solcher Entdeckungsreisender darf freilich nicht blos mit dem Fernrohr bewaffnet sein; er muß mit dem Mikroskop umzugehen wissen. Ohne die Welt des Kleinen aufzudonnern, muß er ihr die geziemende Bedeutung sichern; denn sie gibt ihm die vollen und frischen Farben zu einer Darstellung deutscher Landschaft und deutschen Volkslebens. Der überraschende Reichthum Deutschlands an Naturschönheiten, an charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Sitte, an geschichtlichen Denkwürdigkeiten und an Stätten, welche die Sage und Dichtung geweiht hat, tritt am meisten hervor, wenn wir eine bestimmte Landschaft innerhalb enger Grenzen nicht aus der Vogelperspective ins Auge fassen, sondern in ihr heimisch zu werden suchen durch eingehende Studien an der Hand eines erprobten Führers. Hierin ist in der That noch viel zu thun. Unsere meisten Flußpanoramen sind zu sehr vom Dampfschiff aus aufgenommen, zu sehr auf den Horizont des Reisenden berechnet, der auf dem Verdeck, eine Cigarre im Mund, die Berge und Burgen an sich vorübertanzen läßt, oder gar bei einem Diner nur durch das Kajütenfenster, zwischen Braten und Mehlspeise, irgendeine aufdringliche Merkwürdigkeit am Ufer erhascht. Selten wird ein Panorama geschrieben, wie es Heinrich Smidt im vorigen Jahrgange von „Unsere Zeit" von der Niederelbe entworfen hat, ein Panorama, welches die ganze Landschaft gleichsam bis in ihre verborgensten Falten enthüllt und uns zugleich von dem Fluß- und Seeleben die anschaulichsten Bilder entwirft. Auch ist dies keine leichte Aufgabe; denn es gehört dazu großes Beobachtungstalent und die genaueste Sachkenntniß.

Ein Reisender, der diese beiden Eigenschaften in hohem Maße besitzt und bewährt hat, ist J. G. Kohl. Mag er uns Steiermark oder die Ostseeprovinzen, die südrussischen Steppen oder die Marschen von Schleswig-Holstein schildern — überall erhalten wir ein klares, anschauliches Bild auf der breiten Grundlage der gegebenen Verhältnisse und Zustände, nirgends macht der Reisende Anspruch auf den Ruhm eines „geistreichen" Touristen, der sich in neuester Zeit allzu leicht durch einige schimmernde oder hin- und herflunkernde Bemerkungen erreichen läßt. Kohl gibt durchaus sachliche Darstellungen von Land und Leuten; er schildert in gleicher Weise, wie ein Entdeckungsreisender in fremden Ländern zu schildern pflegt, der uns das Unbekannte näher rücken will. Offenbar liegen die Hauptmängel unserer Erkenntniß weniger in dem Bereich des Unbekannten, als in dem des Bekannten; denn bei genauer Forschung erweist sich das Bekannte in der Regel als ein Halbbekanntes oder in seinem Wesen gar nicht Erkanntes. Die sogenannte allgemeine Bildung ist ein Schwamm, der nach der einen Seite alles aufsaugt, aber auch nach der andern alles verwischt. Von den wenigsten Dingen haben wir sichere Contouren in unserm Kopfe, und eine reichere Detailkenntniß dient in der Regel nur dazu, diese Contouren nicht blos auszufüllen, sondern auch zu berichtigen. In der Beschreibung fremder Länder geben sich nun die Darsteller Mühe, die tabula rasa unserer Erkenntniß auszufüllen, indem sie die uns fremden Erscheinungen möglichst sachlich mit allen ihren Merkmalen vor unsere Phantasie und Erkenntniß führen. Wird aber das Näherliegende geschildert, so wird das als bekannt vorausgesetzt, was den eigentlichen Kern der Schilderung ausmacht, und nur hier und dort etwas herausgegriffen, was dem Erzähler vielleicht Veranlassung zu

einer pikanten Beleuchtung gibt oder ihn als einen geistreichen Kopf erscheinen läßt. Das ist Kohl's Verdienst, daß er auch bei dem anscheinend Bekannten die Sache festhält und durch eine Fülle von Details erläutert. Nachdem er so die deutschen Ströme, wie den Rhein und die untern Gegenden der Weser, Elbe und Ems, geschildert, führt er uns jetzt in ein deutsches Gebirge, den Harz, und gibt uns daneben eine kleine Monographie einer nicht minder von Sage und Dichtung gefeierten Localität einer nördlichen Hansestadt — des bremer Rathskellers.

1. Deutsche Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze. Von J. G. Kohl. Hannover, Rümpler. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Der Raths-Weinkeller zu Bremen von J. G. Kohl. Bremen, Kühtmann und Comp. 1866. 8. 1 Thlr.

Neues aus dem Harz — es klingt verwunderlich! Der Harz, in den Goethe seine „Walpurgisnacht" verlegt hat, welchem Heine seinen schriftstellerischen und dichterischen Ruf verdankt; der Harz, den Pröhle zu seiner Specialität erkoren und welchem er eine Sage nach der andern entlockt; dies modische Touristengebirge, in welches sich alljährlich und seit den Eisenbahnen in wachsender Flut der Strom der naturdurstigen Berliner, der lebensmüden Priesnitzer und Ukermärker wälzt — sollte noch unerforschte Schätze der Erkenntniß in seinem Innern bergen, noch einem Spaziergänger und Weltfahrer Stoff zu umfassender Schilderung, zu einem dicken Bande liefern? Ein solcher Gedanke erscheint doch unfaßbar wie das Brockengespenst! Ja wäre es noch eine Schriftstellerin — die haben immer so unglaublich viel zu sagen, denen fällt stets etwas Neues auf und ein, die müssen produciren, sei es auch nur im geistreichen Stil jener Schönen der Goethe'schen „Walpurgisnacht", der ein rothes Mäuschen aus dem Munde springt. Es regt sich doch, es lebt, es kommt doch immer etwas zu Tage! Doch ein gediegener, solider Schriftsteller sollte noch etwas anderes als taubes Erz aus den ausgeplünderten Bergen des Harzes nach Hause bringen? Freilich, wer von dem Kohl'schen Werke eine Schilderung des Zwölfpfundhotels in Thale, der Aussichten von der Roßtrappe und dem Hexentanzplatz, des Badelebens in Suderode und Alexisbad, der Biels- und Baumannshöhle, der Selke und Ilse erwartet — der würde sich sehr enttäuscht fühlen, da dasselbe nicht die geringste Aehnlichkeit mit einem Fremdenführer im niedern oder höhern Stil hat und durchaus kein photographisches Album aller Merkwürdigkeiten dieser Waldberge darbietet. Daß Kohl die Schilderungen dieser Art durchaus vermieden hat, ist ein offenbarer Vorzug seines Werks, das sich dem Anschein nach ganz in allgemeiner Charakteristik bewegt, in der That aber eine sorgfältige Beobachtung aller einzelnen Züge des Volks- und Naturlebens enthält, an denen die Touristen gewöhnlichen Schlags antheillos vorübergehen.

Der erste Abschnitt: „Ueber unsere Freude an den Bergen und Thälern", enthält sinnvolle Betrachtungen und Schilderungen der landschaftlichen Schönheiten des Gebirgs. Hier erfahren wir in der That wenig Neues, aber das Bekannte ist in ansprechender Weise dargestellt. Es ist Landschaftsmalerei in Worten, denen die Farben der Palette nicht zu fehlen scheinen. Wir wählen als Beispiel die folgende Schilderung:

Sogar das sogenannte „schlechte Wetter" hat dort seine Reize. Die Wolken dienen den Bergen zur Verbrämung. Sie sitzen auf den Gipfeln wie Pelzmützen auf dem Haupte eines Greises. Sie hängen sich an ihre Spitzen wie Flaggen an einen Thurm. Mitunter, wenn viele solcher Nebelflaggen ausgesteckt sind, sieht es aus, als ob alle Bergpyramiden rauchten wie die Schornsteine einer Stadt. Die Wolken breiten ihre Fittiche über die Thäler aus wie riesige Vögel. Sie wölben sich in bauschigen Bogen über den Eingängen der Bergthore. Sind es nur vereinzelte kleine Wolkenlappen, so ziehen sie wol zerstreut in den geräumigen Thälern umher, gleich verirrten Schafen, schwingen sich wie Luftballons von der Sonne vergoldet an den Abhängen der Höhen hinauf und hinab. Es sieht aus, als hätte die Erde einen der Himmlischen zum Gefangenen gemacht. Senken sie sich, wie es zuweilen geschieht, in Masse ganz weit herab, so füllen sie die Tiefen wie ein ausgetretenes Meer, aus dem die Berge wie Oasen oder Inseln fröhlich und sonnig emporragen. Man klimmt über einige der großen Bergstufen empor und hat bald das ganze Meer unter sich, das den Thalgrund und die Ebene wie eine milchweiße Flut bedeckt. Wundervoll ist es dann, der allmählichen Entschleierung der Natur, dem Spiel der Gewölke und den unzähligen Phasen ihrer lockern Gestaltungen und ihrer launenhaften Bewegungen, die überall so geräuschlos und stille vor sich gehen, zuzuschauen. Sie sind fast so unbeschreiblich wie die Wechsel der Töne einer Aeolsharfe. Mitunter macht sich dieser Vorgang ganz langsam. Die Nebelmasse, die gegenüber lag, verdünnt sich und vergeht allmählich, bis du anfängst, hinter ihr hohe und dunkle Gestalten zu gewahren. Es will sich da etwas abklären und gebären. Du erkennst noch nicht genau, was es sei. Es ist, als wenn Thäler und Berge ihre Morgentoilette vor deinen Augen machten. Wenn wieder ein Schleier fällt, nimmst du endlich deutlich die Umrisse wahr. Siegend bricht die Sonne in den Wald. Es tritt dir ein schön geschmückter Berg mit Bäumen und Waldung, dessen Nähe du nicht ahntest, aus dem Nebel entgegen. Noch immer umgibt ihn ein ganz zarter und feiner Brodem, dessen schließliche und völlige Verdampfung du fast bedauerst, wenn nun das fertige Gebilde klar und fest vor dir steht. Zuweilen dagegen geht es ganz rasch. Ein plötzlicher Wind blies in den Duft und Dunst hinein, räumte auf einen Hauch alles hinweg. Es eröffnet sich in dem Wolkengemäuer ein weites Loch und du siehst, als wäre es ein Zauberbild, durch dasselbe eine liebliche sonnige Landschaft mit ihren Städtchen, ihren Gärten und einem Stück ihres Flusses in Wolken eingerahmt. Man glaubt, wie aus einem Fenster des Himmels eine Partie der lieben Erde wieder zu erblicken, die man verloren hatte.

Der zweite Abschnitt enthält eine treffliche „Charakteristik der Harzgebirgslandschaft", ihres Bodens, der Pflanzen, Thiere und des Menschen. Mit dem dritten Abschnitt beginnen die eigentlichen Volksbilder. Zuerst wird uns „Der Bergmann und seine Werke" vorgeführt. Die Bergleute bilden überall und so auch im Harz eine besondere Bevölkerungsklasse. Die alten Niedersachsen entdeckten zwar zuerst die unterirdischen Schätze ihrer Berge und fingen auch an, sie am Rande des Gebirgs bei Goslar auszubeuten. Doch konnten sie nicht recht damit fertig werden, und die damaligen deutschen Kaiser beriefen Bergleute aus Franken. Diese fremden Colonisten, denen in späterer Zeit mannichfacher Nachzug folgte, erhielten Privilegien und Freiheiten, die unter dem Namen „Harz-

gerechtsame" bis in dies Jahrhundert fortgedauert haben, neuerdings aber wesentlich beschränkt worden sind. Die Freiheit von der Kriegslast, das freie Holz, die freie Jagd, die freie Weide finden sich meist nur noch in den Ueberlieferungen der alten Chroniken. Dagegen haben sich die Bergleute den alten süd- und mitteldeutschen, fränkischen Dialekt bewahrt und bilden hier mitten in der niederdeutschen Mundart eine eigenthümliche kleine Sprachinsel. Manche reden in ihren Familien plattdeutsch, bedienen sich aber unter der Erde immer noch des alten fränkischen Dialekts. Auch mit den Bergoffizieren reden sie fränkisch und auch diese ertheilen ihre Befehle in demselben Idiom, das mit den vielen technischen Ausdrücken des harzer Bergbaues gleichsam verwachsen ist! Kohl unterwirft bei dieser Gelegenheit diese technischen Ausdrücke einer Analyse und empfiehlt einige davon, wie das Wort „Geleuchte" für alles, was brennend leuchtet, auch dem gewöhnlichen Sprachgebrauch. Der Opfermuth der harzer Bergleute wird durch eine Schilderung des letzten großen klausthaler Grubenbrandes in das schönste Licht gesetzt. Nach den Leistungen der Bergleute in der Tiefe wird noch die Rolle, welche die oberirdischen Bergmannsarbeiten in der Landschaft spielen, ins Auge gefaßt; die Schilderung der „Silberhütten" bringt einen melancholischen Zug in das Gemälde des Harzlebens:

Trüben die Pochwerke nicht selten den Fischen das Wasser, so verderben, was noch viel schlimmer ist, die Silberhütten den Menschen die Luft. Das Gold und Silber, das, wenn es in Eure kommt, so vielfach unser Leben und Herz vergiftet, ist schon in der Erde von der Natur mit Giften: Arsenik, Schwefel und andern schädlichen Dingen verbunden, die ihnen auf den Hütten abgetrieben werden. Beständig sind diese daher in ein graues und gelb gefärbtes Gewölk von Schwefel-, Blei- und Arsenikdämpfen, die langsam und träge umherschleichen, umgeben. Der Wind, wenn er sich aufmacht, führt die Rauchwolken im Thale hin, und dort haben nicht einmal die Kräuter und Bäume sie ertragen können. Rings umher und hoch hinauf sind die Bergabhänge pflanzenlos, kahl und öde, und zeigen eine so traurige Farbe wie der Rauch selbst. So weit dieser reichen kann, sieht man weder Gräser für das Vieh, noch Büsche und Bäume für die Vögel gedeihen, es ist alles wie verwüstet. Man sagt, daß diese Verwüstung nicht nur unmittelbar durch die Einwirkung der flüchtigen Gifte auf die Athmungsprocesse der Pflanzen, sondern besonders auch dadurch bewirkt werde, daß die Dämpfe in den Boden eindringen, dort die in ihnen noch enthaltenen Metalle und andern Stoffe absetzen, das Erdreich damit erfüllen und zugleich mit einer harten Kruste überziehen, welche die feinen Wurzeln der Pflanzen nicht durchbohren können. Vor allem aber mitten im Centrum und in der Quelle dieser Dünste, in dem Hüttenwerke selber, haust der Tod. Man sieht dort die blassen und magern Gestalten der armen Hüttenleute einherschleichen, die mit eigenthümlichen und schrecklichen Krankheiten zu kämpfen haben, die durchschnittlich in ihrem vierzigsten Jahre sterben und von deren Zuständen und Schicksalen man an Ort und Stelle selbst gegen einen Unbetheiligten nicht einmal recht laut zu reden wagt. Doch ist es erfreulich zu bemerken, daß auch hier der humane Geist der Neuzeit manches zur Aufheiterung dieser giftigen Silberhütten gethan hat. Man baut heutigentags diese Werkstätten viel zweckmäßiger als ehemals, geräumiger, luftiger, sucht durch Verbesserung und Erneuerung des Bodens solche Bäume, welche die dortige Atmosphäre einigermaßen ertragen können, in der Nähe der Hütten heranzuziehen, und schafft breite Plätze zwischen den Gebäuden. Fast auf jedem dieser centralen Plätze der weitläufigen Etablissements sieht man jetzt mitten in der räucherigen Luft eine neuerdings angelegte Wasserfontaine spielen, die mit ihrer weitausgreifenden und reichlich sprudelnden Garbe etwas Leben und Frische in diese Sitze der Krankheit und des Todes, bei deren Anblick einem sonst der Schiller'sche Spruch: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual", so recht aufs Herz fiel, verbreitet.

In seinem Bestreben, die Bewohner des Harzes bei ihrer Arbeit aufzusuchen, kommt Kohl dann zu den Waldarbeitern, die sich wie die Bergleute in gewissen Orten vorzugsweise eingenistet haben, wie z. B. in dem merkwürdigen Dorfe Lerbach in einem Nebenthale der Söse, in dem wunderlichen Dorfe Wolfshagen in einem Seitenthale der Innerste bei Goslar u. a. Kohl schildert uns die wachsende Ausbreitung der Fichte im Harz, die Buchenhaine des Unterharzes, die Saatkämpen, Haie, Culturen, Dickungen und die Arbeiten der Waldleute bei den verschiedensten Proceduren der Waldwirthschaft. Zu ihnen gehören z. B. die „Arbeiten in der Luft", das Herbeischaffen des Tannensamens, das mühsam und gefährlich ist, weil die Tannen ihre Früchte oben in den Wipfeln haben, sodaß sie nur durch die kühnsten Kletterkünste erreichbar sind. Um der Körner der Tannenzapfen habhaft zu werden, bedient man sich der sogenannten Klänganstalten oder Klängeleien. Leichtere Arbeiten sind das Besäen der Kämpe und das Verpflanzen der zweijährigen Saatbäume aus dem Kamp in den Hai. Zu den schwersten Arbeiten gehört das Blockrücken, das Hervorholen der kolossalen Stämme, die von den Waldarbeitern gefällt sind, aus unzugänglichen Schluchten und andern Orten und das Hervorrücken derselben an die Wege, wo sie mit Wagen und Pferd weiter transportirt werden können. Ein vielseitiges Bild menschlicher Thätigkeit gewährt auch der Blick auf die Waldindustrie, auf die Sägemühlen und Schindelschneidereien, auf die Holz-Papiermühlen, „in welchen die Fichten, Kiefern und Tannen mit Hülfe von Sägen und Reiben mit großer Rapidität zu Mus und Brei zerfeilt, zerkleinert und nach vielen Reinigungs- und Waschungsprocessen mit Wasser zu dünnen Papierbogen verwandelt werden". Andere Werkstätten dienen zur Producirung von Eimern, Schaufeln, Mulden und zahlreichen Hausgeräthschaften, zu Holzschnitzereien, zu Eimer- und Spinnraddrechslereien. Die im Walde hausenden und herumziehenden Besenbinder bilden einen halb nomadischen Theil der Harzbevölkerung. Ein ganz verbotenes Gewerbe betreiben die Harzstuffer oder Harzpulker, die das Kolophonium oder Harz aus den Bäumen holen, mit ihren Messern und Meißeln die Rinden der kräftigsten Fichten aufreißen und sogenannte Gallen oder Oeffnungen bilden, aus denen das im Baste circulirende Harz hervorquillt.

Eine andere Staffage der Harzlandschaft bilden die Köhler mit ihren Meilern. Kohl wundert sich, daß noch kein Dichter den Köhlern und ihren Verrichtungen ein ähnliches Gedicht gewidmet hat wie unser Schiller dem Glockenmeister und dem Glockenguß, oder wie der amerikanische Dichter Longfellow dem Schiffer und dem Schiffs-

bau. In der That erwecken solche Ansiedelungen der Köhler, solche Köthen mit den daneben schmauchenden Meilern das Gefühl tiefer Waldeinsamkeit. In der Regel bebrennt ein Köhler fünf bis sechs solche Köthen. Die von ihnen erfüllte Waldstrecke trägt den Namen Kohlhai. Die Meiler sind sehr schwierig zu behandeln; Kohl bringt hierüber folgende Mittheilungen:

Das Feuer innerhalb eines großen, oft 100 Malter Holz enthaltenden Meilers so zu leiten, oder, wie die Köhler sagen, „zu regieren", daß es alle Theile der Masse gleichmäßig und eine nach der andern durchhitze, daß es stets bei einer glimmenden und schwelenden Glut bleibe, daß es nirgends zu einem flammenden Brande komme, ist eine Kunst, über die man schon umständliche Tractate geschrieben hat und die den armen Köhlermeistern nicht wenig Kopfbrechens verursacht. Trotz aller Vorsicht ist das Feuer, dies Naturkind, oft eigensinnig genug und will auf seiner eigenen Spur wandeln. Es arbeitet sich nicht selten versteckte Kanäle und Luftlöcher durch den dicken, feuchten Erd- und Rasenmantel, mit dem man den Meiler bedeckt hatte, und namentlich, wenn ein Sturm ihnen die Hand reicht, da ist die Gefahr nicht gering, daß die Flammen herausbrechen und statt das Holz langsam, wie sie es sollten, in Kohlen zu verwandeln, es schnell zu Asche verzehren. Ja mitunter, namentlich wenn das Werk nicht ganz regelrecht und kunstgemäß gebaut war, und wenn man den in den 100 Maltern entwickelten Dämpfen und Gasen nicht rechtzeitig Luft gab, zeigt sich der Meiler, wie die Köhler sich ausdrücken, „aufrührerisch". Es entstehen in ihm bei überhandnehmender Glut plötzliche Erschütterungen, sogenannte „Bebungen". Die kolossale Klotzpyramide wird auf einmal lebendig. Der Meiler schüttelt sich wie ein Pferd, explodirt mit Lärm und Gekrach, wirft seinen ganzen Erdmantel ab und lodert plötzlich in hellen Flammen empor. Zuweilen sind schon bei solchen Gelegenheiten nicht nur auf des armen Köhlermeisters Kosten seine Meiler niedergebrannt, sondern sogar auch auf des Königs von Hannover Kosten ganze Waldstrecken in Brand gerathen. Die alten drakonischen Waldgesetze des Harzes bedrohten ehemals die armen Köhler für ihre Unachtsamkeit „mit schwerem Gefängniß", ja „mit Leib- und Lebensstrafen". Und auch jetzt ist noch immer der Geldschaden oder die Absetzung aus ihrem Amte und „die Ausweisung aus dem Walde" hart genug für sie. Und solche Unglücksfälle zu vermeiden, müssen sie nun an dem Mantel der Meiler fleißig arbeiten und flicken. Wo sich ein Durchbruch oder ein sogenanntes „Rißloch" zeigt, muß es verstopft, wo der Regen etwas abwusch, muß wieder nachgeholfen werden. Auch klopfen sie beständig mit ihrem sogenannten „Wehrhammer" an ihre Meiler, um an dem Tone zu hören, ob inwendig alles richtig, oder ob daselbst nicht etwa eine Lücke oder ein „Aschenbrand" entstanden sei, wie ein Weinküper an sein Weinfaß pocht, um zu hören, wie weit es voll ist. Hat sich der Wind nach Osten gedreht, so muß man die Luftlöcher auf dieser Seite verschließen, aber auf der entgegengesetzten neue einstoßen. Ist in der mittlern Achse des Meilers bei dem sogenannten „Quendelstabe", wo man das Ganze angezündet hat und wo immer die meiste Glut concentrirt ist, das Holz zu Asche verbrannt und ein leerer Raum entstanden, so muß man hier neue Klötze nachstopfen und den stets hungerigen und verdauungslustigen Magen des Meilers Tag und Nacht füttern, damit er immer gefüllt sei und nicht begierig den ganzen Rest verzehre. Wasser und feuchtes Erdreich muß man stets bei der Hand haben, um den Panzer, der die Glut in sich zusammenhält, zu stärken.

Aehnliche Schilderungen, die, um das Lieblingslob der modernen Romandichtungen auf dieselben zu übertragen, realistische Tüchtigkeit athmen, entwirft Kohl von dem Heerden- und Hirtenleben, von den Vogelfängern und Führern des Harzes, von den Arbeiten und Wanderungen der Frauen im Gebirge. Wir erfahren da unter anderm, daß der Hirtenknabe, den Heine als einen König besungen hat, den wenig poetischen Namen „Enke" führt, daß es nur vier Menschen am Harz gibt, welche die Heerdenglocken gut zu schmieden und richtig zu stimmen verstehen, und zwar vier Schmiede in Suderode, dieser berliner Sommercolonie; daß das „Ochsenstoßen", der Kampf der Ochsen um die Obergewalt für den Sommer, eine Art politisches Vergnügen aus dem Bereich der Thierstaaten, in großen Orten, wie Klausthal und Andreasberg, als eine öffentliche Festvorstellung am Sonntag vor den geladenen Gästen der Umgegend vor sich geht. Wir erfahren ferner die genauen Details des Vogelfangs im Harz, mit Leimruthen und Netzen auf dem Vogelherde, welches letztere Vergnügen bekanntlich Heinrich der Finkler betrieb, als die Reichstagsdeputirten kamen. Es wird uns Näheres von den Sitten des Finkenvölkchens mitgetheilt. Diese Hauptsänger der Harzwaldungen bieten manche Analogien mit den Dichtern, die sich von selbst aufdrängen, nachdem Uhland den „deutschen Dichterwald" in Schwung gebracht. Es gibt große Unterschiede des Talents unter den Finken, hochbegabte und vernachlässigte Geschöpfe:

Da nicht nur hier und da einzelne Individuen sich hervorthun, sondern zuweilen auch ganze Striche, Thäler, Provinzen durch den vortrefflichen Gesang und den ausgezeichnet muntern Geist der in ihnen einheimischen Finken bei den Liebhabern berühmt geworden sind, so ersieht man daraus ferner, daß es, wie bei den Menschen, so auch bei den Thieren, auf der einen Seite Böotiergeschlechter und auf der andern von Haus aus mit Witz und Geist ausgestattete Athenienser gibt.

Die harzer Vogelfänger kennen die Unterschiede in den Leistungen der einzelnen Talente sehr genau. Die schlechten Sänger nennen sie „Latscher", ein Ausdruck, der auch von der Kritik zu adoptiren wäre; denn wie viele „Latscher" gibt es im deutschen Dichterwalde!

Eine ansprechende Schilderung entwirft Kohl von den Frauen des Harzes, den mit dem „Graszettel" ausgerüsteten Leseholz- und Beerensucherinnen. Wie allerliebst ist das folgende Genrebild:

Auf einem meiner einsamen Spaziergänge in einem der hübschen Waldthäler des Harzes begegnete mir eines schönen Morgens unter anderm eine, die ich hätte malen mögen. Es war eine junge Frau, welche die ihr auf ihrem „Graszettel" gegebene Erlaubniß bemerkenswerth eifrig benutzt hatte. Sie war mit einer ganzen Ladung frischduftender Waldproducte bepackt. Auf dem Rücken trug sie einen schweren Korb mit Gras, das sie auf den Aengern geschnitten hatte und das für ihre Milchkuh bestimmt war, die, wie sie mir sagte, krank im Stalle sei und nicht mit der Dorfheerde hinauskönne auf die Gemeindetrift im Walde. Oben darauf hatte sie einen dicken Bündel sorgfältig und fest zusammengeknüpften Leseholzes mit etwas Moos darüber. Unter dem linken Arme trug sie, in ein rothes Tüchlein gewickelt, ein Büschel besonderer Kräuter. Diese sagte sie mir, seien für ihr naschhaftes „Hippelchen", ihre Hausziege, bestimmt, welchem Leckermaule sie immer etwas Apartes mitbringen müsse. In der Rechten aber hielt sie einen Strauß schöner blauer und gelber Blumen, die sie ihrem Töchterchen heimtragen und ins Glas stellen wollte, und endlich hatte sie noch in den Falten ihres Kopftuchs hinten im Nacken, wo sie hier im Lande dergleichen gewöhnlich verbergen, einen Strauß frischer und reifer Erdbeeren eingeklemmt. Als ich fragte, für

wen denn diese Beeren seien, sagte die sorgsame Hausmutter, die im Walde an alle Hausmitglieder gedacht, für jeden gesorgt hatte, die habe sie für ihr Büblein gepflückt, der noch ein Säugling sei, und der, wenn sie nach Hause käme, wohl wüßte, wo ein kleiner Leckerbissen für ihn zu finden sei und ihr die Beeren gemeiniglich, über die Schultern kletternd, vom Kopfe wegnasche. Als ich das auf die besagte Weise geschmückte Harzweib mir ansah, gedachte ich jener raffinirenden Musiker, wie man sie ehemals wol auf unsern Märkten zu sehen bekam, und die in einer Person ein ganzes Orchester vorstellten, indem sie in den Händen eine Trommel rührten, mit dem Kopfe ein Schellenspiel in Bewegung setzten, mit dem Munde die Hirtenflöte bliesen, und mit den Füßen die an ihnen befestigten Becken schlugen. Allerdings aber gefiel mir das Bild des Blumen-, Kräuter- und Früchte-Orchesters, welches Sorgfalt und Liebe an einer und derselben Person hier zusammengebracht hatte, unvergleichlich viel besser.

Eine Reihe von Genrebildern enthalten auch die „Scenen und Skizzen aus einem Bergdorfe am Fuße des Brocken", kleine Federzeichnungen, die auf einen gewissen künstlerischen Effect hin gearbeitet und in welche allerlei locale Daten mit Geschick verwebt sind.

Den Schluß des Werks bildet eine „Darstellung der Brockenkuppe" in geologischer, botanischer und pittoresker Hinsicht. Wenn Kohl das bekannte Brocken-Schneeloch auf der Nordseite des Bergs „vermuthlich das einzige perennirende Schneemagazin in ganz Deutschland nordwärts der Donau" nennt, so möchten wir doch an die Schneegruben und die Teichränder des Riesengebirgs erinnern. Von dem bekannten „Brockengespenst" gibt Kohl folgende Schilderung:

Liegen die Nebelwände besonders wasserschwer und dicht im Osten aufgehäuft, während es im Westen bei Sonnenuntergang klar blieb, und sind auch noch andere Umstände günstig, so zeigt sich dann wol die Fata-Morgana des Harzes oder das berühmte „Brockengespenst", wobei sich die Figur des Berggipfels, seine Häuser und die andern auf ihm stehenden Gegenstände, sowie auch die auf ihm wandelnden Menschen in großartigen Schattenrissen auf den Wolken projiciren. Nur selten freilich entsteht dabei, je nach der Stellung der Wolken und nach der Gunst der Umstände, ein vollständiges Porträt, eine ganze Gruppe von Figuren. Häufiger erblickt jeder Beschauer nur den Schattenriß seiner eigenen Gestalt. Und noch gewöhnlicher ist es, daß blos ein Theil derselben erscheint, bald ein großer Kopf, bald eine riesige sich durch die Wolken bewegende Hand oder ein Arm. Da die Grundlage dieser Nebelbilder, die Wolken, stets sich umgestalten und verändern, näher rücken oder sich rasch entfernen, so scheinen daher auch die Figuren bald kleiner, bald größer, und nehmen oft ganz gigantische Proportionen an. Ein emporgeschwenktes Schnupftuch wird im Schatten so breit, wie das Segel eines Dreimasters. Ist die Nebelwand ganz besonders dicht und wässerig und die Sonne gegenüber ganz besonders klar, so sieht jeder Beschauer seinen eigenen Schatten, jedoch nicht den der übrigen Dinge und Personen, von Regenbogenstrahlen wie von einem Heiligenschein umgeben. Zuweilen gehen dabei diese Heiligenscheine in Nebelbilder in Form von Kreuzen oder Sternenbildern auseinander, zuweilen auch schießen sie nur in lange parallele Glanz- und Farbenlinien 1000 Ellen weit über das Nebelmeer dahin, wie buntgefärbte Straßen oder wie gerade gestreckte Regenbogen.

Zwischen dem Brocken und dem bremer Rathskeller, welchen J. G. Kohl in seiner zweiten Schrift schildert, gibt es einen sehr gern gesehenen Vermittler: Heinrich Heine in seinem „Buch der Lieder". Er hat dem Harz seine duftigsten Lieder, dem bremer Rathskeller eine seiner genialsten Phantasien gewidmet. Zu dieser Phantasie giebt Kohl einen gründlichen Commentar; denn wer da nicht wissen sollte, was die Rose im Rathskeller zu Bremen bedeutet, die schöner duftet, als die Rose von Saron, die „heiligrothe, prophetengefeierte", und wer von den „zwölf Aposteln, den heiligen Stückfässern", sich kein klares Bild zu machen weiß, der findet bei Kohl das Material zu den inhaltreichsten Noten, mit deren Hülfe sich die Scholiasten der Zukunft, die Erklärer des deutschen Aristophanes, ein hochgelehrtes Ansehen geben können.

Das alte Rheinweinmonopol des Kellers, die Weinabgaben, die in den Weinkeller gingen (das Bodengeld, die Weinaccise, die Consumtion, die Weinkrug-Gerechtigkeit, die Strafgelder und die Lagermiethe), die Weinherren, die Kellerhauptleute und ihre Knechte, die Arten der Weine und andern Getränke im Keller: das ist eine Folge von Bildern, die uns altreichstädtisches Wesen und Treiben nach verschiedenen Seiten enthüllt und uns dabei hin und wieder manches Curiosum vorführt. Ueber den Sect Falstaff's erhalten wir folgende Aufklärung:

Zu derselben Zeit der Königin Elisabeth und Shakspeare's fängt auch der „Sect" an, in England eine große Rolle zu spielen, und bald darauf (im Anfange des 17. Jahrhunderts) erscheint er dann auch unter den Weinen des bremer Kellers. Die alten bremer Kellermeister nennen ihn gewöhnlich „Seck" oder „Secq", eine Schreibart, die (wie beim Malvasier oder Malmesey) ganz mit der englischen Schreibart „Sack" zusammenfällt, und mithin wieder darauf hinzudeuten scheint, daß wir das Getränk zunächst über England bekamen. Die allgemeine deutsche Schreibart ist jetzt „Sect", während die Engländer bei „Sack" geblieben sind. Man glaubt, daß ursprünglich der Xeres unter diesem Namen aufgetreten sei. Jetzt wird damit ein süßer Wein bezeichnet. Man hat den Namen auf verschiedene Weise abgeleitet. Gewöhnlich nimmt man ihn als eine Abkürzung von vino seco (trockener Wein), was so viel heißen soll als Wein, der aus halbtrockenen Trauben gekeltert wurde. Andere meinen, es sei vino sacco (Sackwein), d. h. ein Wein, der zur bessern Abklärung durch einen leinenen Sack gelassen wurde, darunter zu verstehen. Andere haben wieder gemeint, daß der Wein seinen Namen von der Stadt Xeque in Marokko empfangen habe, von welcher die Rebe zu den Canarischen Inseln und dann auch nach Spanien verpflanzt sei. In der Mitte des 18. Jahrhunderts findet sich im bremer Keller sowol Canarii-Secq als auch Xeresse-Secq.

Der interessanteste Abschnitt des Werkchens ist die Beschreibung der Kellerräumlichkeiten, von denen eben der Rose- und Apostelkeller sich des meisten Rufs erfreuen. Die berühmte sogenannte „Rose" ist ein Raum von 40 Fuß Länge und etwa 20 Fuß Breite, in welchem die ältesten und kostbarsten Weine des Kellers aufbewahrt werden. In der Mitte des Plafonds dieses Raums befindet sich eine kolossale Rose, die jetzt auf einem etwas erhabenen Rund, einer Art Schild, gemalt ist. Der Rosenkeller ist übrigens reichlich mit poetischen Ergüssen in lateinischer und deutscher Sprache geschmückt. Um das kolossale Rosenbild herum länft ein lateinischer Spruch, der es erklärt, warum die Rose, die Blume der Venus, in die Höhle des Bacchus gemalt wird:

Causa quod absque auro frigeat ipsa Venus.

Ein anderer Spruch mahnt zur Verschwiegenheit.

Amor hat die Rose, die Blume der Venus, dem Harpokrates (dem Gotte der Verschwiegenheit) gewidmet, ein dritter empfiehlt diese Gaben des hochbejahrten Bacchus den Greisen und mahnt die Jünglinge, davon fern zu bleiben.

Im übrigen ist der Rosekeller äußerst schmucklos und ebenso auch die Fässer, in denen die alten Weine schlummern. Es sind deren jetzt 12. Bis zum Jahre 1840 waren es 14. Damals zog man den Inhalt von zweien von ihnen auf Flaschen, und legte sie nicht wieder an. Jedes Faß faßt ungefähr 5 Oxhoft, sodaß also jetzt etwa 60 Oxhoft von diesen ältesten Weinen vorhanden sind. Die Fässer selbst haben kein großes Alter. Denn sie sind schon oft morsch geworden und dann durch andere ersetzt worden. Bei solchen Gelegenheiten nahm man aber keine ganz neuen Fässer von frischem Holze, wählte vielmehr solche, auf denen schon ein ähnlicher alter Wein gelagert hatte, und die seinen Duft schon angenommen hatten. Die Roseweine werden, um sie möglichst selten zu stören, nicht so oft aufgefüllt, wie die jüngern Weine. Während man diese alle Monate auffüllt, geschieht es in der Rose nur alle sechs Wochen. Sämmtliche Roseweine sind Rüdesheimer, und man nimmt zu ihrer Auffüllung einen möglichst ähnlichen und auch im Alter zunächststehenden Rüdesheimer aus andern Partien des Kellers. Dieser eignet sich alsbald die Qualitäten des ältern Gewächses, mit dem er sich vermischt, an, und dasselbe bewahrt daher immer seinen zweihundertjährigen Charakter und Geist.

Der Keller, „wo die zwölf Apostel, die heil'gen Stückfässer, schweigend pred'gen und doch so verständlich für alle Welt", wird uns in folgender Weise beschrieben:

Der Apostelkeller ist dem der Rose ähnlich, nur etwas kleiner und niedriger als dieser. Er grenzt an sie und liegt wie sie sehr versteckt im Hintergrunde des Kellers in seiner nordöstlichen Partie. Er enthält ebenfalls einen Theil der kostbarsten und gepriesensten Weine des Kellers, die sogenannten Apostelweine, die gleichfalls in 12 Fässern aufbewahrt werden. Diese Weine sind durch die Bank etwa 100 Jahre jünger als die Roseweine. Der älteste ist jetzt aus dem Jahre 1718. Es sind darunter sowol Hochheimer als auch einige Rüdesheimer. Jedes Faß (à 5 Oxhoft) trägt den Namen eines der 12 Apostel und hat seit alten Zeiten einen eigenthümlichen Charakter bewahrt. Am meisten geschätzt wird der Judas Ischariot, und obgleich Kenner daran zweifeln wollen, daß er den ihm zugeschriebenen Vorrang verdiene, so ist es doch ausgemacht, daß er vorzugsweise oft vom Senate zu Haupt-Ehrengeschenken gewählt wurde. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts bekam der Herzog von Wellington eine Partie Judas-Wein zugesandt.

Die Sitte der „Ehrengeschenke" hat sich im bremer Rathskeller bis in dies Jahrhundert hinein erhalten, während sie in vielen andern Rathskellern schon längst erloschen ist, z. B. in dem von Augsburg seit 1544. Dem alten Fritz wurden öfter Kisten alten Rheinweins zugesendet, so z. B. 1756 bei Eröffnung des Siebenjährigen Kriegs. Die unwillkommensten Weinliebhaber waren die Marschälle Napoleon's, welche auch den bremer Rathskeller annectirten und die man durch Weinkisten milde zu stimmen suchte. Bernadotte namentlich erhielt einmal 10 Kisten französischer, spanischer und portugiesischer Weine und dann noch mehrmals Kisten alter Rheinweine. Nachdem im Jahre 1811 die Republik Bremen dem französischen Kaiserreich incorporirt worden war, gingen Napoleon's Marschälle im Rathskeller nach ihrem Belieben ein und aus und die bremer Straßenbuben bekamen zuweilen Gelegenheit, den Vers zu singen:

Le Maréchal de France
A perdu la balance.

Verhehlen läßt es sich bei alledem jedoch nicht, daß das im Jahre 1814 erfolgende Triumphgeschrei über die Siege bei Leipzig und der bald nachher eintretende Einzug der russischen Befreier in die Stadt dem Rathskeller noch viel theurer zu stehen kam, als alle den Franzosen seit 1810 dargebrachten Ovationen zusammengenommen. Ein bremischer Herr berechnete, daß dieser Befreiungsjubel, bei dem man freilich mit Recht viel bereitwilliger als zur Franzosenzeit alle Zapfen laufen und alle Korke springen ließ, blos an Rheinwein dem bremer Rathskeller im Laufe eines Jahres (vom 15. October 1813 bis zum 30. October 1814) nahe an 10000 Thaler gekostet habe. Die russischen Generale Woronzow, Wintzingerode, Tettenborn, Stroganoff gaben Tractamente, bei denen die alten Rheinweine wie Weserwasser flossen. Auch der Herzog von Cambridge und der Herzog von Cumberland und der Kronprinz von Schweden bekamen ihre reichlich gefüllten Fäßlein, und ebenso wurde dem englischen Fregattenkapitän, der vor der Weser erschienen war, etwas Traubensaft aufs Salzwasser hinausgesandt.

Die gründlich gearbeitete Monographie von Kohl ist ein kleiner Beitrag zur deutschen Sitten- und Culturgeschichte, in welcher die Getränke Wein und Bier eine sehr wichtige Rolle spielen: ein Beitrag zu einer nationalen Diätetik. Denn wie die Diät der Einzelnen, ist auch die der Nationen von großer Wichtigkeit — und schon manches Volk ist zu früh vom weltgeschichtlichen Schauplatz abgetreten, weil es sich den Magen verdorben hatte.

Rudolf Gottschall.

Zur religiösen Frage der Gegenwart.

„Die freie Kirche im freien Staat" — diese Losung ist von Italien ausgegangen, dort erhob sie Abälard's Schüler, Arnold von Brescia, schon im Mittelalter und bestieg den Scheiterhaufen in Rom; dort erhob sie in unsern Tagen Cavour, und einigte das Volk durch eine nationale und liberale Politik. In der Zwischenzeit haben wir Deutsche durch die Reformation, Philosophie und Geschichtsforschung, haben England und Frankreich durch ihre Revolutionen und Staatsmänner die Ausführung des Gedankens möglich gemacht. Die weltliche Herrschaft der Kirche, gegen die schon Dante im Mittelalter eiferte, sie geht nun auch ihrem Ende entgegen. Grund genug, daß auch bei uns neben der Arbeit, den deutschen Staat zu gründen die religiöse Frage die Herzen und Geister beschäftigt.

Wir verzichten darauf, die ganze Schar der Bücher und Broschüren, die uns vorliegen, unsern Lesern zu mustern, und beschränken uns auf die, welche etwas Neues bieten oder die Sache fördern. Was sollen wir wohlgemeinte Vorträge von Pastoren besprechen, wenn diese die wissenschaftlichen Ergebnisse der Kritik unbeachtet lassen? Ob Pressensé's Buch über Jesus Christus, sein Zeit, sein Leben und seine Werke in Frankreich gepriesen und ins Deutsche übersetzt wird, uns kann seine erbauliche Paraphrase der Dogmen wenig helfen, sowenig wir wenn ein Hr. von Thünen in seinem „Chrästos" die Entstehung des Christenthums aus einer politischen Doctrin herzuleiten einen frischen Versuch macht. Wer die Forschungen unsers Jahrhunderts kennt, und sehen muß, wie

die Verfasser sie nicht kennen oder sich darüber hinwegsetzen, dem verzeihe man, daß er an ihnen vorübergeht.

Dagegen berichten wir zunächst über einige grundlegende Schriften allgemeiner Art, um dann zu speciellen Untersuchungen überzugehen.

1. Die reine Gottesidee des Christenthums. Das Wesen der Religion der Zukunft. Von F. Pécaut. Autorisirte deutsche Ausgabe. Wiesbaden, Kreidel. 1866. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser geht von der Beobachtung aus, daß eine große Anzahl der Christen unkirchlich geworden, und folgert daraus, daß die alten Formeln und beengenden Einkleidungen abgelegt werden müssen, daß der Versuch nothwendig sei, die Wahrheit und das menschliche Gewissen unmittelbar einander gegenüberzustellen, zu untersuchen, ob die im Christenthum enthaltene reine und freie Gottesidee fähig sei, einer Religionsgemeinde zum Bande zu dienen. Daß wir Gott von ganzem Herzen und unsern Nächsten wie uns selbst lieben, das nannte Jesus das Gesetz und die Propheten; die Religion, in welcher er selber lebte, lehrte, starb, kraft welcher er den lebendigen Gott vergegenwärtigte, im Unterschiede von der byzantinischen oder römischen Dogmatik, ist der Ausgangs- und Zielpunkt für Pécaut. Ihre Grundzüge gibt er einleitend also an:

Gott als Vater der Menschen, die Menschen als Brüder in Gott; der Mensch als zur Heiligung berufen, d. h. zu der Pflicht durch ein beständiges Streben rein aus sich selbst heraus das menschliche Ideal als Nachbild des göttlichen sich zum Bewußtsein zu bringen und immer mehr in sich zu verwirklichen; dieses Werk der Heiligung als ein rein innerliches, geistiges, jeden Tag geweiht und erneuert durch die Reue, angeregt und gefördert durch die überall gegenwärtige Gottesgnade, in der Gemeinde der Brüder Ermuthigung, Unterstützung und gleichsam den geeignetsten Mittelpunkt alles Strebens findend und alle Seiten unsers sittlichen Wesens umfassend, ohne irgendeine willkürlich auszuschließen; das göttliche Erbarmen als unaufhörlich von dem Menschen die vollständige Erfüllung seines Berufs fordernd, das Böse mit seiner nothwendigen Strafe vergeltend, aber dem Menschen neue Prüfungen nur auflegend, damit er die in den frühern begangenen Fehler wieder gut machen könne, oder ihm neue Wirkungskreise eröffnend, damit er zu hellerm Verständniß seines Ideals gelangen, das höchste Gut deutlicher ahnen, und vollkommene Glückseligkeit lebendiger genießen könne; die Demuth als oberste Tugend, die aus dem Gefühl unserer Abhängigkeit und deren peinlichem Bewußtsein der Sünde entspringt, und die Liebe zu unsern Nebenmenschen, die gleich uns Kinder Gottes sind, gleich uns schwach und sündig, aber gleich uns zur Gottähnlichkeit berufen. Im tiefsten Innern der eigenen geistigen Natur finden wir, was die religiöse und philosophische Ueberlieferung der ganzen Menschheit bezeugt; mit einem Blick gewahren wir unsere endliche und die unendliche Vernunft, die Freiheit als ein wesentliches Element der sittlichen Persönlichkeit und als ein Unterpfand der Unsterblichkeit, das Streben nach dem Ideal und das Gefühl des Daseins von etwas Unendlichem und Unbedingtem, dem lebendigen Gott.

Die Thatsachen der Erfahrung, der innern wie der äußern, stehen für den Verfasser fest; wir können weder die Errungenschaften der Natur- noch der Geschichtskunde fortan aufgeben, wir können also nur noch an einen Gott glauben, dessen Wesen sich mit der Wirklichkeit der Welt, der Menschheit, mit der natürlichen und sittlichen Ordnung der Dinge verträgt. Deshalb erklärt er sich gegen das Widernatürliche, gegen Wunder, die äußerlich die Gesetze der Natur durchbrechen oder aufheben, aber für eine immerwährende Offenbarung Gottes im Gemüth und Gewissen, für eine fortwährende Weltregierung und Erziehung des Einzelnen wie der Menschheit. Die Ideen des Guten und Wahren verschmelzen ihm mit der Idee der Gottheit; sich aber bewußt zu sein und diesem Bewußtsein gemäß zu leben ist ihm das Wesen aller Religion. Es gilt die Menschen als Menschen zu behandeln und sie mit Wahrheit zu speisen, sagt der Verfasser, und weist auf die Predigten des Amerikaners Channing hin; er hätte auch die deutschen von K. Schwarz anfügen können. Er erörtert noch, wie ein gemeinsamer Gottesdienst an diese Principien angeschlossen werden könne. Er knüpft an den geschichtlichen Christus an und sagt:

Wenn ich die eigenen Reden Jesu lese, so fühle ich mich in die volle menschliche Wirklichkeit hineinversetzt; alles kommt frisch aus der Quelle des Gemüths, alles faßt sich zusammen in der Verehrung Gottes im Geist, in der Heiligung der Seele, in der vollen Ergebung in die göttliche Vorsehung, in der Reue des Sünders und der willigen Vergebung des himmlischen Vaters, in der Bruderliebe. So war die Religion Jesu beschaffen. Auch ist sie und ihr sittliches Leben keineswegs dem Erlöschen nahe. Sie entgeht allen Schiffbrüchen, in welchen die unvollkommenern Begriffe, die sich an die christliche Idee gehängt haben, nach und nach versinken. Sie überlebt das messianische Christenthum mit seiner Hoffnung auf die nahe Wiederkunft des Herrn in der Kirche der ersten Jahrhunderte, das metaphysische Christenthum der großen Concilien, das Christenthum der calvinistischen und lutherischen Synoden. Von ihr hat sich, genau betrachtet, fortwährend das christliche Volk genährt, das unfähig war, sich die Dogmen anzueignen, welche die Kirche ihm ins Gedächtniß prägte oder auf die Lippen legte. Und sie allein offenbart sich heute noch, indem sie sich mit dem Edelsten, was der Menschengeist hervorgebracht hat, verbindet, durch Werke der Liebe, durch wachsende Achtung vor der Menschenwürde, durch das immer tiefere, feinere Bewußtsein der Verpflichtung der Menschen füreinander, durch eine einsichtsvollere Theilnahme an den Verwaisten und Armen, Unwissenden und Verbrechern. Wenn auch das seitherige Kirchenthum auf allen Seiten zusammenbricht, so haben doch die christlichen Ideen und Gefühle noch niemals einen größern Einfluß ausgeübt.

Ich habe wiederholt in d. Bl. die religionswissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart dahin formulirt: es gelte, die eigene Lehre Jesu mit den Ergebnissen unserer Natur- und Geschichtskenntniß ebenso zu verbinden, wie es die Kirchenväter mit dem Wissen der alten Welt gethan. Es ist klar, daß Pécaut hiermit übereinstimmt.

2. Das Evangelium der Wahrheit und Freiheit, gegründet auf das Natur- und Sittengesetz. Für Gebildete. Leipzig, E. H. Mayer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Nehmen wir diese Schrift als eine Darlegung der natürlich-sittlichen Verhältnisse der Menschheit, so können wir uns einverstanden und befriedigt erklären; anders dagegen stellt sich die Sache, wenn der Verfasser von den drei Kant'schen Ideen nur die mittlere, die Freiheit, festhält, aber die andern, Gott und Unsterblichkeit, nicht blos für entbehrlich, sondern für Hirngespinste ausgibt. Er sieht die Kluft zwischen Glauben und Wissen in unsern Tagen, und bemerkt, wie die Gläubigen keine Ahnung

haben von der innern stillen Macht der erkannten wissenschaftlichen Wahrheit und von ihrer fortschreitenden unwiderstehlichen Einwirkung auf das Leben, während die Wissenschaftlichen zu wenig die feste lebenskräftige Herrschaft des Gemüths mit seinen Hoffnungen und Wünschen beachten. Es gilt also dahin zu streben, daß die Wissenschaft die nothwendigen Forderungen des Gemüths, des sittlichen und religiösen Geistes befriedige. Aber geschieht dies dadurch, daß man das Gemüth zur Entsagung mahnt? Werden Hoffnungen dadurch befriedigt, daß man sie aufgeben heißt?

Der Verfasser sieht im Sittengesetz das höchste Naturgesetz des menschlichen Lebens; ich würde lieber sagen, es sei das höchste Gesetz der menschlichen Natur; denn das Naturgesetz wirkt mit Nothwendigkeit, seine Erfüllung ist ein Muß, ein unabänderliches Geschehen; das Sittengesetz aber ist ein Soll, es gilt der Freiheit, der Selbstbestimmung, deren Begriff allen Zwang ausschließt und auf dem eigenen Willen der Persönlichkeit beruht. Sie kann allerdings ihre Bestimmung nicht erreichen, ihr Wesen nicht verwirklichen, wenn sie das Sittengesetz unerfüllt läßt; dasselbe bleibt als das Wahre und Gute in seiner Allgemeingültigkeit bestehen, auch wenn der einzelne es für sich verleugnet; und es wird ihn richten, er wird seines Begehrens und Treibens als eines unheilvollen und nichtigen schon inne werden. Aber wäre das Sittengesetz ein Naturgesetz, so müßten wir ihm folgen, wie dem Zug der Schwere, und von Freiheit und Verantwortlichkeit wäre keine Rede. Mit Recht aber nennt der Verfasser die sittliche Selbstthätigkeit des Menschen eine freigewollte, die den Zweck hat, etwas für uns und andere Wohlthätiges, das menschliche Leben Förderndes hervorzubringen. Er hält darum an der Thatsache des freien Willens fest, da das kein Vorurtheil sein kann, worauf die Entwickelung der Menschheit beruht; das wollende Subject wird durch sich selbst, nicht durch irgendeine Macht außer ihm bestimmt. Er legt dann Gewicht darauf, daß man das Wollen und Vollbringen nicht trenne, da erst in der Ausführung der Wille sich bewährt und fortdauern muß, wenn sie zu Stande kommen soll. Der Verfasser betont die Sittlichkeit der freien Arbeit; denn sie geht über die thierischen Fähigkeiten hinaus, sie bildet und formt die Natur nach den Gedanken und Zwecken der Menschen, und producirt Dinge und Zustände, welche für das höhere geistige Leben erforderlich sind. Die sittliche Selbstthätigkeit ist darauf gerichtet, den natürlichen Menschen, der als solcher ein sehr schwaches, von der Natur abhängiges Wesen ist, immer mehr über das Thier zu erheben zu einem selbstbewußten, das Gute erkennenden und vollbringenden Culturwesen. Dies geschieht durch persönliche Bildung, durch Naturbildung für menschliche Zwecke, durch Gemeinschaftsbildung und Organisation der Gesellschaft. So wird der Arbeit wie der politischen Thätigkeit ihr ethischer Werth zuerkannt.

Der Verfasser betrachtet dann das Wohlwollen oder die Liebe, das Ehrgefühl und Gewissen in ihrer zur Sittlichkeit erziehenden Macht; er zeigt, wie das Gute unser Leben erhöht und dadurch Freude gewährt, beseligt; er macht zugleich darauf aufmerksam, wie die Cultur das Wohlsein der Menschen steigert, wie zwei Umstände auf Glück und Unglück von entscheidendem Einfluß sind, die Wahl des Berufs und die Begründung der Familie. Der sittliche Werth liegt ihm in den drei Momenten: der Liebe, der Erkenntniß des Guten und der Willensenergie; nur ihr Zusammenwirken vollendet den Begriff des Guten. Er fordert, daß die Zweckbestimmung das Ideal verfolge und zugleich sich auf dem Boden der Natur, der Wirklichkeit halte. Und danach entwickelt er die menschlichen Pflichten auf eine unbefangene, echt humane Weise.

Wenn aber Selbstvervollkommnung unsere Aufgabe sein soll, so setzt dies einmal voraus, daß wir von Natur nicht sind, was wir sein sollen, und daß die Idee des Vollkommenen und der Trieb nach ihm in uns liegen muß; wie aber das aus einer blinden Natur stammen, wie aus dem Lieb- und Bewußtlosen Bewußtsein und Liebe, aus dem Unfreien die Freiheit kommen kann, das hat der Verfasser nirgends entwickelt. Hier aber führt die Thatsache der Sittlichkeit und des Sittengesetzes auf einen geistigen Grund des Lebens, auf einen Gesetzgeber; das Princip des Seins muß selber das Gute, der Wille der Liebe sein. Das ist das selbstbewußte Göttliche, das der Verfasser leugnet, obwol er sich darauf beruft, daß auch Strauß den Glauben an eine geistige und sittliche Macht fordere, die das Leben beherrschen und deren Dienst darum nur ein geistiger und sittlicher, ein Dienst des Herzens und der Gesinnung sein könne. Aber er und Strauß stecken in dem ungeprüften Schulvorurtheil fest, daß nur das Endliche selbstbewußt, das Unendliche und Ewige aber, das Absolute, das Vollkommene bewußtlos, willenlos, lieblos sei. Damit hört es nothwendig auf, eine geistige, sittliche Macht zu sein und wird eine bloße Naturgewalt, und wie aus deren Dunkel das Licht, aus deren Nothwendigkeit die Freiheit sich erhebe, diese Frage bleibt unbeantwortet. Die Wirklichkeit richtet sich nicht nach den Formeln der Schule, darum wollen wir andern lieber von der Betrachtung der Thatsachen ausgehen und fragen, wie der Grund beschaffen sein müsse, aus welchem eine Welt der Freiheit, des Denkens, der Liebe hervorgehen kann. Das Gegebene befriedigt den Menschen nicht; er wird überall über dasselbe hinausgewiesen, in Kunst, Wissenschaft, Religion sucht er das Vollkommene zum Stückwerk des Endlichen. Aus dem, was wir thatsächlich erkennen, suchen wir Bestimmungen für das Unbekannte, für das Unendliche, das uns in der Vernunft gegeben ist, weil wir gar nicht vom Endlichen reden könnten, wenn wir dasselbe nicht von der Idee des Unendlichen unterschieden. Und wenn die Thatsachen der Wirklichkeit auf eine „geistige, sittliche Macht" hinweisen, so können wir es nur bedauern und belächeln, wenn man uns das Schuldogma entgegenhält, daß Verstand und Wille nur der Geschöpf, nicht dem Schöpfer, nur dem Beherrschten, nicht dem Herrschenden, nur dem Modus, nicht der Substanz zukommen. Das wahre Unendliche ist das in sich Einsich selbst Erfassende, Bestimmende, keine todte Bestim

mungslosigkeit, sondern Gott der Lebendige, in welchem wir leben, weben und sind.

Auf dem Gebiete der Christologie erscheint uns zunächst eine Schrift von Heinrich Koenig beachtenswerth:

3. Was ist die Wahrheit von Jesu? Zeitfrage und Bekenntniß. Von Heinrich Koenig. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser ist nicht blos als Romandichter hochgeschätzt, seine vor mehrern Jahren veröffentlichten Lebenserinnerungen geben auch Zeugniß, wie er vom Kinderglauben sich zu selbständiger Mannesüberzeugung in äußern und innern Kämpfen durchgerungen und unter schweren wie heitern Erfahrungen die religiösen Gefühle mit den Ergebnissen der Wissenschaft für sich in Einklang zu bringen getrachtet hat. So nahm er als Greis die neuern Forschungen über das Urchristenthum und seine Geschichte ernst und eifrig durch, und stellte danach die vorliegende Schrift als sein Bekenntniß zusammen. Er eignet dabei das Wort von Immanuel Kant sich an: „Ich habe meine Seele von Vorurtheilen gereinigt, ich habe eine jede blinde Ergebenheit vertilgt, welche sich jemals einschlich, um manchem eingebildeten Wissen Eingang in mir zu verschaffen; jetzt ist mir nichts angelegen, nichts ehrwürdig, als was durch den Weg der Aufrichtigkeit in einem ruhigen und für alle Gründe zugänglichen Gemüthe Platz nimmt."

Koenig betrachtet die Geschichte als eine Fortsetzung der Schöpfung, er sieht in beiden eine emporsteigende Entwickelung und fühlt sich nur dann befriedigt, wenn er als deren Urgrund nicht eine blinde Substanz, ein Gesetz oder eine Idee annimmt, sondern ein Wesen oder einen Geist, der sich selbst besitzt und für sich ist. Koenig wandert durch die Mythenwelt der Vorzeit und gewahrt, wie das Bewußtsein der Sündhaftigkeit in unserm Geschlecht die Sehnsucht der Versöhnung, der Einigung göttlicher und menschlicher Natur erweckt. Er fühlt sich besonders in Indien angeheimelt und fragt, ob man die Vedas neben oder über die hebräischen Psalmen stellen soll; ich glaube, man wird die Classicität der Israeliten auf diesem Gebiet anerkennen müssen, und wenn er mit E. Burnouf in den Psalmen „einen düstern Geist, gehüllt in Wettern" erblickt, so möchte ich an die gewaltigen Laute des Gottvertrauens und an die erhabenen Stellen erinnern, welche die Herrlichkeit der Welt preisen. Und wenn er weiß, daß dem Buddhistenthum die Welt der Vielheit und des Werdens unwahr, vergänglich und nichtig ist, wie mag er dann ihr Gegentheil, Nirwana, für das Nichts nehmen? Man thut es allerdings gewöhnlich, aber es ist das eine, ewige, ungetheilte Sein, seine Ruhe und Seligkeit gegenüber der angstvollen Unruhe der Sinnlichkeit, wie ich das ausführlich im Zusammenhang der Geschichte des indischen Geistes nachgewiesen. („Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung", I, 453, 462 fg.)

Freiheit des Geistes und Liebe des Herzens sind für den Verfasser der Kern von Jesu Lehre, und das Leben des Heilands ist ihm die vorbildliche Darstellung derselben. In klaren Linien, mit warmen Farben malt er seine Studie des Christusbildes. Wir folgen ihm gern, wenn er gegen das naturwidrige Mirakel eifert und sich gehoben fühlt vom Walten der Vorsehung innerhalb der Weltordnung auf den Höhen der Geschichte. Doch der Gebrauch, den er von den Essenern als Gehilfen und Bundesbrüdern Jesu einigemal macht, ist mir störend; das Hellenische in Jesu, das Strauß so schön nachgewiesen, stimmt nicht mit der orientalischen Weltflucht jener Männer, und ihr gelegentliches Erscheinen, wie es Koenig annimmt, entbehrt der geschichtlichen Begründung.

Hat Koenig sich in friedlicher Weise mit der Tübinger Schule, mit Strauß, Renan, Schenkel auseinandergesetzt, so begegnet uns eine scharfe, aber in würdiger Weise gehaltene Kritik derselben in der Schrift:

4. Die modernen Darstellungen des Lebens Jesu. Vier Vorträge, im evangelischen Verein zu Hannover gehalten von Gerhard Uhlhorn. Hannover, Meyer. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Manche Willkürlichkeiten, Unzulänglichkeiten und Widersprüche bei Renan und Schenkel werden hervorgehoben und am Ende das Facit gezogen:

Ist Renan's „Leben Jesu" ein Roman, so ist Schenkel's „Charakterbild Jesu" eine Parteischrift, in der die Gegner des Herrn so gezeichnet werden, daß sie den Gegnern Schenkel's, d. h. wie er sie sich vorstellt, aufs Haar ähnlich sehen, und in der dem Herrn solche Worte in den Mund gelegt werden, daß man sieht, er streitet unmittelbar für Schenkel und seine Partei. In jedem dieser Christusbilder spiegelt sich das Bild dessen, der es gemacht hat, in Renan's Christus das Bild des leichten, geistreichen, zu Zeiten liebenswürdigen, zu Zeiten frivolen Franzosen, in Schenkel's Christus das Bild des kirchlichen Agitators, und in Strauß' Christus das Bild des doctrinären Gelehrten, der die ganze Welt auf eine Schlußfolgerung baut.

Freilich würde man sehr irren, wenn man das Wahrheitskörnchen, das in diesen Sätzen liegt, für die ganze Wahrheit über diese Bücher nehmen wollte. Und es ist gegen die Erfahrungen unserer Zeit, wenn Uhlhorn den Mythus aus den Evangelien ausschließen will, indem er sagt: „Erst wenn das wirkliche Bild einer geschichtlichen Person durch Zeitferne verdunkelt und nur noch ein allgemeiner Eindruck ihrer Erscheinung zurückgeblieben ist, erst dann ist eine Sagenbildung in größerm Maßstabe möglich." Bilden sich etwa jetzt Sagen über Napoleon I., oder ist nicht vielmehr Garibaldi der Held des Mythus in unserm Jahrzehnt, während die Napoleonslegende durch die deutsche und französische Kritik bereits aufgelöst wird, nachdem sie sich vor 40 und 50 Jahren gebildet hatte?

„Wer die Wunder leugnet, der hat keinen Gott mehr", spricht Uhlhorn offen aus. Freilich ist ihm jedes göttliche Wirken und Walten auch innerhalb der Naturordnung ein Wunder, z. B. die Bekehrung und sittliche Wiedergeburt eines Menschen; und ein Gott, der nicht thätig sein könnte, wäre allerdings nur ein Götze oder Gedankending. Aber Uhlhorn hat eine seltsame Vorstellung von den Gesetzen der Welt. Wenn ein Mensch Disteln und Dornen ausreutet und Weizenkörner säet oder Reben pflanzt, so entsteht allerdings Getreide und Wein, wo früher keine waren, und es ist dies keine Störung der

Naturordnung, weil der Mensch sich ganz ihren Stoffen, Gesetzen und Kräften anschließt und alles nach ihnen geschieht. Aber wenn ein Zauberwort Wein und Brot hervorruft, die nicht an der Rebe und auf dem Halm gewachsen sind, nicht gegoren haben oder gebacken wurden, so fragt Uhlhorn: „Ist es eine Störung, daß etwas Wein da ist, der nicht aus Trauben gekeltert wurde?“ — Ja, es ist eine Störung, es widerspricht dem Begriffe des Weins, der die Traube wie die Gärung voraussetzt. Der Arzt, der den kranken Organismus durch natürliche Mittel gesund macht, stört den Naturverlauf nicht; aber der Wunderthäter thut es, welcher durch ein Machtwort die Seele in den verwesenden Leichnam zurückruft. Das Wunder ist seinem Begriff nach das außerordentliche, nicht das neue, höhere Leben innerhalb der Weltordnung; nimmt man es in diesem Sinne, dann allerdings zeugt es von dem lebendigen Gott, aber es ist etwas ganz anderes als die Wunder der Orthodoxie. Gern wiederholen auch wir, was ein denkender Naturforscher, Agassiz, sagt:

Jedem der Ueberlegung fähigen Geiste muß aus dem Studium der Natur die Ueberzeugung entgegentreten, daß die wechselseitigen Beziehungen so vieler Eigenthümlichkeiten in der Structur, in den embryonalen, geologischen und geographischen Verhältnissen des Thierreichs von einem überlegenden Verstande geordnet sind. Aus den Erscheinungen der unorganischen Natur und ihren Wechselverhältnissen zur organischen läßt sich ebenfalls nachweisen, daß alles dies von einem überlegenden Geiste herrührt, der alle Raum- und Zeitverhältnisse nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umspannt. So brechen wir für immer mit der trostlosen Theorie, welche uns stets nur auf die Gesetze der Materie verweist und uns von allen Wundern der Schöpfung ohne Gott Rechenschaft geben und an ein unvermeidliches Verhängniß binden will.

Und mit dem Schlusse von Uhlhorn's Buch können auch wir uns befriedigen: „Die beste Apologie des Lebens Jesu ist das Leben eines Christen, in dem Jesus lebt.“

Was dies heißt, erörtert eine andere Schrift:

5. Ueber die sittliche Entwickelung Jesu von Georg Längin. Elberfeld, Friderichs. 1866. 8. 15 Ngr.

Sie stellt sich auf den menschlichen Standpunkt, und schildert, wie Jesus in der Beziehung zur eigenen sinnlichen Natur sowie zur Außenwelt, in innern Kämpfen wie im Streit mit den Ideen und Mächten seiner Zeit erstarkt und durch Wachsthum im Guten zur Vollendung herangereift ist. Sie erkennt ein Wunder an, das der schöpferischen Persönlichkeit, das Geheimniß des Genius; er ist etwas Ursprüngliches, das nicht aus dem natürlichen Zusammenhange der Dinge erklärt werden kann, sondern auf die schöpferische Kraft des welteinwohnenden Gottes zurückweist. Der Verfasser zeigt, wie auch die Weite des Blicks und die Freiheit des Geistes nur der Anlage nach gegeben sein kann, aber durch eigene Thätigkeit gewonnen und gebildet werden muß, und wie Jesus von den Verhältnissen, die ihn umgaben, bald gefördert und bald zum Widerstand und zur Ueberwindung aufgerufen ward; er ist der Menschensohn, in welchem der göttliche Gedanke von der Menschheit, ihr Urbild, verwirklicht ist, in dem deshalb die Menschheit hineinreicht in die Tiefen der Gottheit.

Von solchem Christusbilde begeistert, redet auch Hanne, Professor und Prediger zu Greifswald, in seinem

6. Anti-Hengstenberg. Drei protestantische Briefe nebst einem Anhang protestantischer Thesen von J. W. Hanne. Elberfeld, Friderichs. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Er sagt:

Wie kleinlich erschien mir fortan dem in der sittlich-religiösen Vollendung Jesu sich offenbarenden Abglanz der göttlichen Liebe, diesem Wunder aller Wunder, das unmittelbar durch sein Dasein für seine Wahrheit und Wirklichkeit spricht, wie kleinlich erschien mir dem gegenüber ein ängstliches Fragen nach der Möglichkeit gewisser einzelner, der sinnlichen Sphäre seines Lebens angehöriger Wunderbegebenheiten. Ich lenkte den Blick auf das menschliche Werden des Erlösers, und erkannte immer klarer, wie eben in seiner echt menschlichen Entwickelung sich das Ringen, Kämpfen, Siegen der gottverwandten Menschheit abspiegelt; ich erkannte in ihm die Blüte des geschichtlichen Entwickelungsprocesses der Menschheit auf religiösem Gebiete, die innerste centrale Selbsterschließung des gotterfüllten Menschengeistes.

Auch Hanne fordert unbedingte Selbständigkeit des vernünftigen Denkens und die Bewährung der religiösen Lehre im eigenen Gewissen. Er fordert, daß die Kirche Schritt halte mit der Fortentwickelung sämmtlicher innerer und äußerer Erfahrungen der Menschheit, daß sie sich in Einklang setze mit der Cultur der Gegenwart. In diesem Sinne stellte er seine auch hier wieder abgedruckten 27 protestantischen Thesen auf, die den Zorn Hengstenberg's auf sein Haupt lenkten.

Die Anerkennung der menschlichen Freiheit im religiösen wie im staatlichen Leben ist der Sieg der christlichen Bildung. Dies Wort ist der Kern eines wenig umfangreichen, aber gedankenvollen und einsichtig klaren Hefts:

7. Die christliche Gesellschaftsordnung und die neue Zeit. Von J. Spörlein. Nördlingen, Beck. 1866. Gr. 8. 7½ Ngr.

Im Heidenthum war die Religion Staatssache; Christus aber sprach: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist.“ Und die ihr Leben wegen des christlichen Namens hingaben, sie starben nicht nur als Zeugen ihres Glaubens, sondern auch zur Bestätigung dieses Gebots. Sie starben für die Unterscheidung des religiösen und staatlichen Lebens, für die Selbständigkeit beider Gewalten, für die Unabhängigkeit der Religionsübung von der weltlichen Macht, für die von Gott verliehene freie Persönlichkeit des Menschen. Die Freiheit des Staatslebens besteht darin, daß die Bürger an der gerechten vernünftigen Ordnung des Gemeinwesens theilnehmen und so nach eigener Selbstbestimmung regiert werden; dazu gehört nicht blos Verstandesbildung, sondern auch eine sittliche Kraft, welche sich mit dem Gedanken verbindet, daß man sich um des Gewissens willen der bürgerlichen Ordnung füge. Je inniger die Völker von dieser christlichen Gewissenhaftigkeit durchdrungen sind, desto empfänglicher werden sie für staatliche Freiheit.

Ich schließe diesen Ueberblick über die religionswissen-

schaftliche Literatur mit der Hinweisung auf ein ganz vortreffliches Büchlein:

8. Die Aufgaben des Christenthums in der Gegenwart. Vier öffentliche Vorträge im Protestantenverein zu Karlsruhe von Bluntschli, Holtzmann, Rothe, Schenkel. Elberfeld, Friderichs. 1866. Br. 8. 15 Ngr.

Bluntschli bespricht die kritische Theologie und das Glaubensbedürfniß der heutigen Welt vom Standpunkte des Nichtgeistlichen. Er vertheidigt die volle Freiheit der Forschung, er freut sich der Arbeiten und Erfolge auf dem Felde der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Geschichte.

Der Fortschritt in der Wahrheit kann nicht ein Verderben sein, da Gott die Wahrheit ist. Wenn Gott, wie das religiöse Gefühl so gern glaubt, die Weltgeschichte leitet, so ist sicher auch diese großartige und segensreiche Entwickelung der Wissenschaft nicht wider seinen Willen vollzogen worden.

Das Dogma ist das Werk der Schule, Jesus selber hat kein Dogma gelehrt, aber eine lebendige Religion geübt und in die Welt gebracht. Bluntschli betrachtet die Ideen, welche vordem die Menschheit zum Glauben bewogen haben: die jüdische Messiasidee, die hellenische Idee des Gottes in Menschengestalt, die germanische Ehrfurcht vor der Culturbedeutung des Christenthums und das Verlangen nach Wundern, die Autorität der mittelalterlichen Hierarchie, die reformatorische Verehrung der Bibel; die Gegenwart verspürt vornehmlich die Hoheit des Geistes Jesu und hat Sinn für seine sittliche Größe, Verständniß für die welthistorische Bedeutung seiner Mission; die Erhebung der Menschen zu der Kindschaft Gottes führt ihm jetzt seine Anhänger zu. Die heutige Welt ist weniger christgläubig als in frühern Zeiten, aber wenn man auf den Geist und die Werke achtet, ist sie christlicher geworden.

Holtzmann bespricht die Entstehung der Evangelien, und gibt die Hauptzüge dessen, was jetzt als Ergebniß so vieler kritischer Kämpfe betrachtet werden kann. Jesus hat sich selber dargestellt in Worten und Werken; die mündliche Ueberlieferung seiner Reden, seiner Thaten und seines Todes wie seiner Auferstehung genügte den ersten Christen. Als sie aber sich außerhalb Palästinas verbreiteten, entstand unter den schreiblustigen Griechen eine neutestamentliche Literatur. Unsere Evangelientexte sind bereits eine zweite Schicht derselben; die erste waren voneinander getrennte Aufzeichnungen einmal der Reden, dann der Begebenheiten. Daraus ward, um das Jahr 70, in Judäa unser Matthäus-Evangelium zusammengefügt; in Rom folgte das für Heidenchristen berechnete Werk, das nach Marcus heißt, und gegen Ende des 1. Jahrhunderts der Lucas. Diese drei Darstellungen liegen bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts den Schriften der apostolischen Väter zu Grunde. Wo da an begegnen uns Sprüche, die einen neuen Ton anschlagen, und von 180 an wird deutlich von einem vierten Evangelium geredet und dasselbe auf Johannes zurückgeführt. Es geht von einer Idee aus und weist bei allen Erzählungen darauf hin, wie sich Gedanken in ihnen verkörpern.

Richard Rothe bespricht die Lehre von der Person Jesu Christi. Jesus steht einmal als geschichtliche Thatsache da, einzigartig, eine Menschenerscheinung, eine Persönlichkeit und ein Geschick so eigenthümlich, daß Rousseau gesagt hat, sie sei durchaus unerfindbar gewesen. Ein Menschenleben, das ganz ein Leben der Frömmigkeit ist; ein Mensch, der Gottes unbedingt gewiß ist: er setzt alles an ihn und für ihn ein, seine ganze Person, sein ganzes Dasein bis zum letzten Blutstropfen. Das Leben Jesu ist die Erscheinung der Religion selbst; das ist die Geschichtsthatsache, vermöge welcher ein Christenthum in der Welt ist. Jesus bezeugte, daß sein Selbstbewußtsein eins war mit Gott dem Vater. Die Thatsache wollte verstanden, begriffen, erklärt werden. Das versuchten die Kirchenväter, daher die Dogmen und ihre Formeln. Was sie ausdrücken wollen, sind keine Hirngespinste, sondern große und heilige Thatsachen, beides, der Weltgeschichte und der individuellen frommen Erfahrung. Die Männer der Aufklärung haben das Ungenügende der Dogmen dargethan, aber es entging ihnen, daß hinter diesen abgeschmackt aussehenden Lehrsatzungen gewaltige Realitäten standen, für welche jene nur der verfehlte wissenschaftliche Ausdruck sind. Die kirchliche Schule will aber die alten Formeln festhalten. Nun tritt ihren Restaurationsversuchen eine freie Theologie gegenüber, die unter feierlicher Anerkennung der Thatsache, welche den von der alten Kirche geschaffenen Dogmen zu Grunde liegen, diese Formeln selbst unumwunden ablehnt. Es ist moralisch unmöglich, unsere christliche Frömmigkeit von Gedanken zu nähren, die heutzutage für den klar und deutlich Denkenden Ungedanken sind. Die Erklärungsversuche, die das Alterthum über Christus aufstellte, sind von der Kritik aufgelöst; aber die Geschichtsthatsache steht felsenfest im Mittelpunkte der Weltgeschichte.

Die Aufgabe der protestantischen Kirche in der Gegenwart, wie Schenkel sie faßt, ist der Glaube an die befreiende Wahrheit, an den lebendigen Christus; die Kirche soll sich auf das Gemeindeprincip aufbauen, die Freiheit in Gott und mit Christus zum Banner, die Liebe zum Wahlspruch haben. **Moriz Carriere.**

Unterhaltungsliteratur.

Wo kommen all die Tausende von Romanen hin, die alljährlich von leipziger Commissionären verpackt und nach allen Gegenden der Windrose verschickt werden? Es ist erstaunlich, was seit einem Decennium an belletristischen Werken producirt worden, und noch immer sind die Schnellpressen-Cylinder in Bewegung und schütten wie aus einem Füllhorn „Originalromane“ und Uebersetzungen englischer und französischer Fabrikate auf die Ladentische der Sortimenter aus. Das Romanschreiben ist wirklich schon der Kategorie der Accordarbeiten gleichgekommen; für einen Thaler so und so viel Bogen! Ein gewisser Schriftsteller in Regensburg liefert einen Druckbogen Romanstoff für circa 16 Schillinge Hamburger Courant sogar! Wie es bei solchen Preisen mit der „Erfindung“, mit der „Originalität der Idee“, mit Stil und Gehalt

steht, kann man leicht errathen. In Hamburg z. B. schleudert man Früchte des Geistes buchstäblich für eine alte Hose hin; es gibt Verleger, die Roman- und Novellenmanuscripte wie Waare aufhäufen, sie als Waare bezahlen und nicht im mindesten Untersuchungen anstellen, ob das Gekaufte eigene Production oder gestohlenes Gut ist! Manche verleitet das Billigkeitsprincip zu Ankäufen von Manuscripten, deren Echtheit sie wenig untersuchen. Daher wäre eine, literarischen Diebstahl überwachende Censur, wie Alexander Jung in Königsberg und der Verfasser dieser Zeilen im Verein sie auszuüben gesonnen waren, bei der überschwenglichen Productivität unserer Schöngeister ganz am Platze — eine Censur, die schon vor dem Druck der Werke den Rothstift an die Manuscripte setzte und untersuchte, inwieweit das zu Druckende die Buchdruckerschwärze verdiene. Jeder Verleger, wenn er sich nicht selbst zum Mitschuldigen am unrechten Erwerbe des Geisteskindes machen will, hätte dann seine zu verlegende Waare dem Censor einzusenden. Er und das Publikum hätten dann die Gewißheit, daß das, was gedruckt, resp. verlegt wird, getrost mit dem Prädicat „original" zu bezeichnen ist.

Eine solche Censureinrichtung gehörte wirklich zu den „tiefgefühlten Bedürfnissen", zu tiefgefühltern, als die gute Hälfte der belletristischen Literatur selbst ist. Wir haben Ursache, wenn wir der Quellenangabe jedes berliner Possenfabrikanten nicht trauen und manche Schriftsteller in Berlin geradezu für Plünderer französischer Originale erklären!

Hier liegen Theile einer „Bibliothek deutscher Original-Romane" vor uns, deren Inhalt aus alten Geschichten, alten Bildern, alten Redensarten besteht. Es sind Band 14, 15 und 16 des einundzwanzigsten Jahrgangs des „Album":

1. Am Hofe von Rom. Historischer Roman aus der Neuzeit von A. v. L. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1866. 8. 1 Thlr.

Von Originalität der Sprache, des Gedankengangs — letzterer ist in allen drei Bänden nicht zu finden —, von künstlerischer Durchführung des Erzählungsfadens, von Spannung, von Logik, Charakterzeichnung u. s. w. nicht die geringste Spur! Ein Machwerk haben wir vor uns, das nur unter der Firma eines anständigen Mitarbeiterkreises, wie ihn der Titel des „Album" aufweist, die Leihbibliotheken zum Ankauf verlocken kann. Schon der Stil zeugt von einer Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, die den Verfasser die gröbsten Verstöße wider den Periodenbau machen lassen. Es liegt eine Hast in jedem Kapitel, die schnell zum nächstfolgenden drängt, sodaß wir Kapitelende aufgetischt bekommen, die — wir bitten den Ausspruch in seiner ganzen Bedeutung aufzufassen — ohne Sinn und Verstand zusammengeleimt und abgerissen worden. Aus Zusammenleimereien besteht überhaupt der ganze Roman. Räuberaffairen, Gefangennehmungen, Klostergeschichten, Liebeserklärungen, Rettungen der Unschuld u. s. w. bilden den Inhalt, und zwar sind all die Begebenheiten auf so unmotivirte Weise aneinandergereiht, daß, wenn nicht der historische Hintergrund dem „Hofe von Rom" Farbe und Physiognomie verliehe, der Leser sich Gewalt anthun müßte, sich durch den ersten Band hindurchzuwinden. Die Hauptfigur der Erzählung ist der Papst Pius IX. A. v. L. führt ihn uns im ersten Bande als Lieutenant Graf Mastai vor, der in ein hübsches Mädchen verliebt ist, aber nicht recht weiß, wo er in seinem Lieben den Anfang machen soll. Um mit Antonelli ein Zusammentreffen zu arrangiren, läßt A. v. L. den künftigen Papst — Räubergefechte bestehen! Um der „Melanie" seine Liebe zu erklären, läßt der Verfasser den Bruder des Mädchens den Sprecher spielen, und der Bewerber wohnt dem Gespräche (damit meint A. v. L. die Heirathsangelegenheit) zwischen Bruder und Schwester lächelnd bei! Dem Verfasser scheint jegliche Menschenkenntniß abzugehen, sonst würde er wissen, daß ein aus tiefster Seele Liebender niemals Phrasentöne anschlägt, wie wir sie von Mastai hören, als er von dem Bruder der Melanie die Zusage seiner Verheirathung mit ihr erhält. Mastai spricht: „Sie machen mich unaussprechlich glücklich! Wollen Sie aber meinem Glücke die Krone aufsetzen, so lassen Sie mich in dieser feierlichen Stunde das Jawort auch noch von den Lippen Melanie's selbst vernehmen!" Auf diese Phrasen antwortet der Bruder ganz hausbacken: „Das finde ich nicht mehr als billig!"

Aber wozu Citate anführen? Wozu den zweiten und dritten Band mit dieser selben Zeilenlänge durchmessen? In dürren Worten gesagt: der A. v. L.'sche Roman ist Lesefutter der gewöhnlichsten Sorte! Wir begreifen nicht, wie ein Verleger, der sonst so manchen tüchtigen Autor in seinem „Album" vertreten hat, derartigen Producten seine Bibliothek öffnen kann. Ueberhaupt können wir es nicht billigen, daß die Hyperproduction so systematisch ermuthigt wird. Dies geschieht auch von vielen andern Verlegern — sie überschwemmen die Literatur und das Publikum mit culturhistorischen und sonstigen Romanen, die, wie die Heribert Rau'schen, keinen andern Werth haben, als daß sie sich an eine Historie oder die Biographie einer Berühmtheit anlehnen und so auf der Krücke des geborgten Materials fünf bis sechs Bände lang fortpumpeln. Macht einen Scheiterhaufen und legt ganze Haufen derartiger Bände darauf; laßt sie brennen, bis kein Umschlag mehr zu sehen, wir haben außer ihnen noch Massen von bessern Producenten, die uns reichlich Ersatz bieten. Wir haben Habicht, Spielhagen, Corvinus, wir haben Gutzkow, Schücking, Freytag und Willkomm und noch hundert andere, die in ihren Schöpfungen wenigstens einen edeln Zweck verfolgen, geist- und gemüthergebend auf Volk und Zeit wirken.

2. Lord Byron. Romantische Skizzen aus einem vielbewegten Leben von R. Th. Zianitzka. Erster bis vierter Band. Manheim, Schneider. 1867. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Dieses Buch ist noch leichtsinniger zusammengeschrieben als der Roman von A. v. L. Das Material, welches die Dame aus Memoiren und Biographien gezogen, ist ihr förmlich unter den Händen entschlüpft, und so haben wir in Byron einen Menschen vor uns, der wenig oder gar keine Portraitähnlichkeit mit dem großen Dichter

hat. Die komiſchen und romantiſchen Seiten aus ſeinem Leben zog die Verfaſſerin in allertrockenſter Kürze heraus, verwebte dieſe mit Unwahrſcheinlichkeiten und alltäglichen Stadtklatſchereien und machte ſo ein Sammelſurium daraus, das im Leſer für Byron, den Dichter, nicht das mindeſte Intereſſe erweckt. Sie ſtellt Byron in einem Lichte dar, wie wenn er eine Species von Unhold geweſen wäre, und weiß in ihrer rein proſaiſchen Lebensanſchauung nicht, daß eine den Widerſpruch der Welt in ſich auskämpfende Byron-Seele in keinem andern Körper wohnen konnte, als den ihm die Laune der Natur gegeben. Byron ohne ſeine ſtürmiſche Lebensweiſe wäre nie ein großer Poet geworden — erſt das wilde Toben in ſeiner Bruſt, erſt das Ringen mit Himmel und Hölle, erſt das Sichberühren ſeines genialen Geiſtes mit den Werkeltagsnaturen gab ihm die Stoffe zu ſeinen Schöpfungen, gab ihm den Rhythmus, den Anſtoß. Keinen Stein auf ſeine Lebensweiſe, ſie war ihm unentbehrlich, wenn wir einen Byron haben wollten. Die Zianitzka ſcheint engliſche Lebensart gar nicht zu kennen (ſie ſchreibt auch Pudding mit Einem d), ſonſt würde ſie nicht Byron's Privatcharakter in den Staub gezogen, vielmehr geſehen haben, daß eines Engländers Sitte von der ſeines großen Landsmannes nicht viel verſchieden iſt. Rathen möchten wir allen Romanſchreibern, die aus Tagebüchern, Biographien und Briefen ſchöpfen, wie die Zianitzka, ſich eingehenderer Studien befleißigen zu wollen und nicht eher das oberflächlich Durchſtöberte in romanhafter Gewandung zu Papier zu bringen, als bis ſie ſich ein klares und vollſtändiges Bild vom Ganzen gemacht haben. Romantiſche Zuthaten mögen immerhin ſtattfinden, aber ſie müſſen auch eine künſtleriſche Formirung, einen pſychologiſch wahren Anhalt haben, ſonſt werfen wir einen Roman als Frucht gewöhnlicher Tagelöhnerei beiſeite, wie die „Romantiſchen Skizzen" der Zianitzka. Die Frau iſt erſtaunlich fruchtbar!

Bedeutend beſſer in Form und Inhalt ſind:

3. Die letzten Thränen. Roman von Karl von Keſſel. Illuſtrirt von W. Schröter. Leipzig, Purfürſt. 1866. Br. 8. 15 Ngr.

Ein junger Arzt, der in eine Landrathstochter verliebt iſt, wird von einem adelichen Nebenbuhler verfolgt; eine frühere traurige Affaire aus ſeiner Studentenzeit ſtürzt den Arzt ins Unglück, der Nebenbuhler benutzt Vergeſſenes als Waffe, verbindet ſich mit einem Landſtreicher, der den Arzt als einen unentdeckten Mörder anklagt, und beide führen ſein Verderben herbei. Er irrt als Flüchtiger einem fernen Orte zu, und dort findet ihn ſeine frühere Geliebte unter einem Baume liegend, erfroren, über dem Geſicht „zwei dicke Thränen" hangend. Der Schluß iſt etwas zu gewagt, die Todesart des Arztes hätte der Verfaſſer in eine beſſere Form kleiden müſſen. Die Geſchichte iſt im übrigen hübſch erzählt; ſaubere Form zeichnet, wie alles von Keſſel, auch dieſen kleinen Roman aus, der nebenbei noch mit recht anſprechenden Illuſtrationen von W. Schröter verziert iſt. Nur die Figur des ehemaligen Studenten und ſpätern Landſtreichers iſt zu carikirt, dagegen Herr von Carlsdorf, der Nebenbuhler, ausgezeichnet gelungen. Adeliche Porträts gelingen Keſſel überhaupt ſtets am beſten. Auch die Zeichnung des Arztes iſt nicht ganz naturgetreu. Melancholie, entſprungen einem frühern Vergehen, an welchem man wenig Schuld gehabt, iſt nie von ſo folgenreicher Tragweite, wie ſie in dem Arzte zu Tage trat. Sie kann zu einer Reue führen, aber nie zu einer leiblichen und geiſtigen Kaſteiung, die ſelbſt gegen die heiße Liebe der Landrathstochter unempfindlich machte. Es ſteckt dann ſchon Schwärmerei dahinter, die aber bei einer geiſtig ſo geweckten Natur, wie der Arzt war, nicht geſucht werden konnte. Der Mangel pſychologiſcher Kenntniß iſt ſehr vielen Romanſchriftſtellern vorzuwerfen; ſie werfen ihre Charaktere aufs gerathewohl aufs Papier, malen ein Stück Landſchaft dazu; ob dieſe zu jenem, oder jene zu dieſem paſſen, wird nicht lange unterſucht, denn die ganze Exiſtenz des Werks iſt doch nur eine ephemere, es kommt ja nur auf einmalige Unterhaltung an, denkt der Romanſchreiber, und kritzelt darauf los; daher die Maſſe — Leſefutter, denn Romane werden doch die Herren Fabrikanten unſerer Tage ſchwerlich ihre Geiſteskinder nennen, wenn ſie dieſelben mit den Producten eines Charles Sealsfield oder Karl Gutzkow vergleichen.

Otto Spielberg.

Die Thiere des Waldes.

Die Thiere des Waldes. Geſchildert von A. E. Brehm und E. A. Roßmäßler. Mit Abbildungen nach der Natur von T. F. Zimmermann. Leipzig, C. F. Winter. 1863—66. Lex.-8. In Lieferungen zu 24 Ngr.

Es war ein glücklicher Gedanke inzwiſchen verſtorbenen Roßmäßler, als er vor einigen Jahren ſich entſchloß, den deutſchen Wald zu ſchildern. Hatte man in der letzten Zeit angefangen zu erkennen, daß der Wald nicht blos die Forſtleute angehe, daß vielmehr ein großer Theil unſers Nationalwohlſtandes und unſerer Volkseigenthümlichkeit von ſeiner Erhaltung abhänge, ſo konnte auch Roßmäßler ſeine Schrift nicht blos an die officiellen Pfleger des Waldes adreſſiren, ſondern ſich zugleich an das größere deutſche Publikum wenden, um ihm als kundiger Führer in unſere Wälder zu dienen und ihm deren Pflege mit Eifer ans Herz zu legen.

Das vorliegende Werk ſoll ein Seitenſtück dazu ſein; es ſoll die in jenem Werke vorgeführte Scene beleben. Die Namen der zu dieſem Zwecke zuſammengetretenen beiden Männer bürgen dafür, daß das Werk eine gründliche, ſorgfältig ausgeführte Arbeit iſt; dennoch aber ſcheint es uns, als ob die Verfaſſer vielleicht gut gethan hätten, nach einem andern Plane zu verfahren. Der erſte Band — urſprünglich ſollte das Buch mit dieſem abgeſchloſſen ſein — enthält die Schilderung der Waldthiere, ſoweit ſie Wirbelthiere ſind. Es werden uns hier in anſprechender, leicht lesbarer Darſtellung die einzelnen Thiere nach Form, Farbe, Lebensweiſe, Fortpflanzung u. dgl. vorgeführt. Wir vermiſſen dabei aber ein Eingehen auf Beziehungen, die nicht rein naturgeſchichtlich ſind. Unſers

Erachtens hätten die national-ökonomischen und socialen Fragen, welche sich namentlich an unsere Jagdthiere knüpfen, nicht gänzlich außer Acht gelassen werden sollen; auch würden wir gern geschichtliche Notizen über das Aussterben und allmähliche Verdrängtwerden so mancher Thierart aus unsern Wäldern im Buche gefunden haben. Sie würden dazu beigetragen haben, uns das Bild des deutschen Waldes in seiner ursprünglichen, naturwüchsigen Gestalt vor Augen zu führen. Welche Vorstellung von dem Wildreichthum früherer Zeiten gewährt z. B. die einfache Notiz, daß man im 16. Jahrhundert jährlich zwölf Centner Salz zum Einsalzen des im Solling geschossenen Wildes für die Hofküche in Wolfenbüttel bedurfte? Gerade diese Beziehungen des Menschen zur Thierwelt des deutschen Waldes darzustellen, hätte eine Hauptaufgabe des Werks sein sollen, wenn es nicht den Eindruck eines bloßen Auszugs aus einer allgemeinen Naturgeschichte machen soll, der so entstanden ist, daß man eben alle die Formen übergangen hat, welche im Walde nicht vorkommen.

Der zweite Band, zu dessen Herausgabe die Verfasser sich erst später entschlossen haben, wird die niedern Thiere des Waldes zur Darstellung bringen, jene kleinen Gäste, die der Laie so leicht übersieht, die aber, wenn günstige Witterungsverhältnisse ihre Vermehrung begünstigen und der Forstmann in seiner Aufmerksamkeit auf sie und in dem unaufhörlichen Kriege gegen sie etwas lässig geworden ist, durch die immense Zahl ihrer Individuen zu den bedenklichsten Katastrophen für den Wald Veranlassung geben können. Wer hat nicht von der furchtbaren Verheerung gehört, welche der Borkenkäfer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in den Waldungen des Harzes anrichtete, und wie oft lesen wir noch jetzt von dem Ueberhandnehmen der Nonne (Liparis dispar), welche Kiefern, Fichten, und sogar auch Laubholz angreift. Eine naturwahre Schilderung dieser, fast möchten wir sagen, bedeutendsten aller Waldthiere ist darum sicher ein dankenswerthes Unternehmen, und wir freuen uns sagen zu können, daß dieselbe dem Verfasser — wir glauben auf die alleinige Thätigkeit Roßmäßler's dabei rathen zu dürfen — ausgezeichnet gelungen ist und wesentlich dazu beitragen wird, das Interesse an der wunderbaren Welt der Insekten und ihrer Entwickelungsgeschichte zu verbreiten und zu mehren.

Ausgezeichnete Stahlstiche und Holzschnitte zieren das Buch; besonders sind die des zweiten Bandes, welche Insekten und deren Entwickelungszustände darstellen, von großer Klarheit. 33.

Feuilleton.

Der echte pariser Dichter.

Wer ist der eigentliche pariser Dichter, ist es Victor Hugo oder Paul de Kock, Béranger oder Alexandre Dumas, Sardou oder Barrière? Nicht errathen! sagt die ultramontane Sphinx, die dies Räthsel aufgibt, Louis Veuillot in seinen „Odeurs de Paris". „Es gibt seit Voltaire nur einen wahrhaften pariser Dichter: das ist nicht Béranger, der im wesentlichen nur ein Dichter der Vorstädte und des „Havinismus" (so bezeichnet Veuillot den Liberalismus des Siècle) ist; es ist Heinrich Heine, Deutscher von Geburt, Franzose aus freier Wahl, Jude von Abstammung, der zum Protestantismus überging, niemand wußte warum, dann wieder Jude aus Instinct wurde, sich für einen Theisten hielt oder dafür ausgab, im Grunde aber lebte, schrieb und starb als Blasphemist und Atheist, ohne je dafür irgendeinen Grund anzugeben. Er ist vorzugsweise der pariser Poet und, was das Wunderbarste ist, ein lyrischer Dichter und ein großer Dichter. Nichtsdestoweniger ist er auch Deutscher und hat als solcher eine kleine Vorliebe für Sauerkraut und Bücklinge und für ranzige alte Pomade à la fleur bleue. Wer hätte das Jahr 1830 durchgemacht und sich vollkommen von dem «Blau» freimachen können? Aber Heine verdankt es derselben Eigenschaft deutscher Abstammung, daß er in vertrautem Umgang lebt mit dem Gedanken und mit der Kunst, die ihn persönlich noch mehr als Musset vor den Umarmungen niedriger Popularität schützen. So cynisch wie man nur sein kann, ja noch etwas mehr, hält er doch die «Canaille» in Entfernung und behält Fühlung mit ihr nur durch seine Schüler. Er hat deren viele. Seine Werke, wenig vom Publikum gelesen, sind das Breviarium der Schöngeister der «kleinen Presse». Von dorther nehmen sie ihren «Ton». Seine übergroße Unanständigkeit hindert daran, ihn nachzuahmen oder zu citiren, aber er «begeistert». Bapereau, der Franzose ist wie Jocrisse, will, aus nationaler Selbstliebe, nicht, daß man Heinrich Heine mit Voltaire vergleicht. Und doch verdient Voltaire nicht, ihm verglichen zu werden, weder als Dichter, noch vielleicht auch als Pariser. Voltaire war nicht weniger unverschämt gegen Gott, gegen das Vaterland, gegen die Menschen, nicht weniger unfähig, Respect zu haben vor allem Respectabeln, nicht einmal vor sich selbst. Außerdem haben sie in Genie, Sitten und Erlebnissen viel merkwürdig Uebereinstimmendes. Von diesen beiden vollkommenen Parisern lebte der eine nicht in Paris, der andere war da nicht geboren, und der pariser Geist zeigt sich so vollkommen bei Heine, dem er nur eingeimpft worden, wie er bei Voltaire trotz seiner Verbannung unzerstörbar blieb. Alle beide sind freiwillig ins Exil gewandert, aus Furcht vor Feinden jeder Art, die ihr Talent ihnen gemacht hat. Alle beide erhielten Pensionen im Ausland, um das Vaterland zu beschimpfen, das sie verleugnen. Heine gibt sich für einen Franzosen, Voltaire für einen Preußen aus. Heine erhält eine Pension von Ludwig Philipp, wie Voltaire eine vom König von Preußen erhält, und wie Voltaire unaufhörlich die Franzosen beschimpft, die er «Welsche» nennt, so schimpft Heine, wie ein Welscher, mit Vorliebe auf die Deutschen. Im Grunde ist der eine weder Franzose, noch der andere Deutscher: sie sind Pariser. Paris ist an und für sich ein Vaterland, und der wahre Pariser von Geist und Herz kümmert sich wenig um alles übrige, selbst um die Banlieue. In der That, dieser Heine hatte beträchtlich viel Geist. Um genug zu haben, fehlte ihm nur etwas — er mußte sich mehr davor hüten, zu viel zu haben. Doch dieser Fehler schadete seinem Ruhm nicht in der pariser Literatenwelt, wo Ueberfluß an Geist gerade nicht der Fehler ist, der am meisten in die Augen fällt." Weiterhin kritisirt der moderne pariser Abraham a Sancta Clara, dessen Werk wie ein von Geist und Grobheit sprühender Schwefelregen über das neue Sodom und Gomorrha betrachtet werden kann, die Studie Theophile Gautier's über Heinrich Heine, und schließt seine Darstellung des „echten pariser Dichters" mit einer Schilderung seiner Krankheit und seines Todes, die nach seiner Ansicht die schauerlichste Episode in der ganzen Literaturgeschichte bilden.

Literarische Notizen.

Aehnlich wie die Shakspeare-Gesellschaft ein „Shakspeare-Jahrbuch" herausgibt, dessen zweiter Jahrgang eben erschienen ist, wird auch die Dante-Gesellschaft ein „Dante-Jahrbuch" veröffentlichen, zu welchem Beiträge in großer Menge eingelaufen sind. Auch bisher ungedruckte Uebersetzungen der „Divina commedia" und der Canzonen sollen zum Abdruck kommen. Das vor kurzem in d. Bl. besprochene „Dante-Album" Genelli's beweist, wie auch die bildende Kunst fortwährend neue Anregungen aus dem Dichtwerke des großen Florentiners schöpft. Daß unser sonst an lyrischer Miniatur fast allein Geschmack findendes Publikum auch dem ernst-gewaltigen Dichter des Mittelalters eine solche Theilnahme schenkt, das zeugt von dem „verschönernden Rost der Jahrhunderte". Denn wenn irgendein großer Dichter unserm Modegeschmack, der sich von allem, was plastische Strenge und Gedankenreichthum athmet, abwendet, ins Gesicht schlägt, so ist es Dante.

Von F. Kreyßig's „Geschichte der französischen Nationalliteratur" (Berlin, Nicolai) ist eine dritte verbesserte und vermehrte Auflage erschienen. Das Werk ist bis auf die neueste Zeit fortgeführt und hat im einzelnen eine Reihe von Verbesserungen erfahren. Es ist auf den Schulunterricht, und zwar auf eine Verbindung des sprachlichen und literarischen, berechnet, wie die unter dem Text angegebenen Vocabeln beweisen, welche eine Uebersetzung desselben ins Französische erleichtern sollen. Die Darstellung der neuesten Literatur ist im ganzen unparteiisch; dies gilt namentlich von der Charakteristik Victor Hugo's. Unter den erfolgreichen Vertretern der dramatischen Literatur, welche den innersten Bedürfnissen des Publikums zu genügen vermochten, vermissen wir Victorien Sardou.

Zu der Ticknor'schen „Geschichte der schönen Literatur in Spanien", deutsch herausgegeben von Nikolaus Heinrich Julius (Leipzig, Brockhaus), ist ein Supplementband von Adolf Wolf, mit einer Vorrede von Ferdinand Wolf erschienen. In diesem Bande sind die Berichtigungen und Zusätze der letzten englischen Originalauflage nachgeliefert. Wie reichhaltig dieselben sind, beweist der Umfang des Bandes.

Im Anschluß an seine frühern Werke über Costümkunde gibt Hermann Weiß jetzt eine „Costümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht und des Geräths vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart" (Stuttgart, Ebner und Seubert) mit Illustrationen lieferungsweise heraus, welche in Bezug auf Brauchbarkeit und fleißige Durcharbeitung seinen frühern Werken ebenbürtig ist.

Der Lieferungsroman, der in der Regel auf die Verdauungsfähigkeit des allergrößten Publikums speculirt, steht nach wie vor in Blüte. Ernst Pitawall gibt ein romantisches Lebensbild von „Friedrich dem Großen" (Berlin, Große), wie er auch „Maria Stuart" (ebendaselbst) heftweise verarbeitet, wobei die Phantasie der Leser durch einige Prämienbilder unterstützt wird. Eins dieser Bilder stellt „Maria Stuart, überrascht bei der Nachttoilette", vor. C. Homburg verdeutscht „Neue pariser Geheimnisse" (Manheim, Schneider), die, dem Programm gemäß, ein volles Gemälde des Treibens der großen Weltstadt liefern sollen. Otfried Mylius veröffentlicht „Neue londoner Mysterien. Ein Sittengemälde aus der Gegenwart" (Stuttgart, E. Ebner).

Von Stephan Milow's anmuthenden „Gedichten" ist eine zweite vermehrte Ausgabe erschienen (Heidelberg, Weiß).

Der Herausgeber des „Neuen Pitaval", Anton Vollert, veranstaltet eine Auswahl aus demselben für das Volk unter dem Titel: „Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit" (Leipzig, Brockhaus, 1867). Diese Auswahl ist gemäß den Bedürfnissen der Gegenwart und eines weitern Publikums umgearbeitet. Der erste Band erzählt den Proceß gegen Warren Hastings, den berüchtigten Halsbandproceß, den Proceß gegen Barthélemy Roberts und seine Flibustier, den Proceß der Giftmischerin Ursinus, den Justizmord an Joseph Lesurques und die tragisch-burleske Geschichte des falschen Martin Guerre. Das Werk bietet jedenfalls einen reichen Unterhaltungsstoff und schildert vieles historisch Interessante und psychologisch Fesselnde.

Bibliographie.

Alberti, Der letzte Bürgermeister der freien Stadt Frankfurt a. M. Charaktergemälde. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 8. 7½ Ngr.

Behringer, E., Das Morgenopfer der Natur. Eine kleine Frühlingsgabe. Würzburg, Stuber. 8. 6 Ngr.

Bräm, A., Der Orient in seiner Bedeutung für die Christenheit unserer Tage. Vortrag. Moers, Spaarmann. 8. 2½ Ngr.

Das Budgetrecht des Reichstages. Von einem Conservativen. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 5 Ngr.

Charakterbilder der Erd- und Völkerkunde. Mit kurzen erläuternden Texten der Zeitschrift Globus entnommen. 1ste Lief. Hildburghausen, Bibliogr. Institut. Hoch 4. 10 Ngr.

Delff, H. K. H., Cäcilie, oder von der Wahrheit des Uebersinnlichen. Ein Gespräch nebst einem Nachwort. Husum, Delff. Gr. 8. 22½ Ngr.

Egan, P., Violetta oder die Tochter des Gefangenen. Illustrirter historischer Roman. 1ste bis 7te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Ewald, A., Nach 15 Jahren. Ein Strauß Geschichten. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Frischbier, H., Preußische Volksreime und Volksspiele. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Gefahren der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse und ihre Gegenmittel. Ein sozial-politischer Vortrag von R. München. 8. 2 Ngr.

Genast, W., Der Köhlergraf. Roman. 4 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Harleß, G. C. A. v., Aus Luther's Lehrweisheit. Ein Brevier für Geistliche und Laien. München, Kaiser. 8. 22½ Ngr.

Haupt, O., Matthias Claudius. Auswahl aus seinen Schriften. Posen, Merzbach. 8. 3 Ngr.

Horn, M., Schatten und Licht. Erzählungen und Skizzen. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Huber, A., Die Ecclesia Petena der Salzburger Urkunden, als Einleitung zur Geschichte der Verbreitung des Christenthums in Südostdeutschland. Wien, Gerold's Sohn. 1866. Lex.-8. 15 Ngr.

Jacoby, J., Kant und Lessing. Eine Parallele. Rede. Königsberg, Theile. Br. 8. 5 Ngr.

Unsere Ideale. Ein Büchlein von der Freiheit. Bremen, Heyse. Gr. 8. 10 Ngr.

Unsere Lage und unsere Pflicht. Ein deutsches Wort an's bayerische Volk. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Ngr.

Losch, H., Churfürst Max I. von Bayern. Episches Gedicht. München, Manz. Gr. 8. 20 Ngr.

Maeder, D., Ein Wort über aargauische Ortsnamen. Aarau, Christen. 8. 6 Ngr.

Marr, W., Es muß Alles Soldat werden! oder die Zukunft des norddeutschen Bundes. Ein Phantasiegemälde. Hamburg, Schardius. 8. 4 Ngr.

Möbius, P., Friedrich Rückert ein deutscher Dichter. Festrede zur Leipziger Rückertfeier. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Plochmann, R., M. Joh. Adam Leonh. Reiz, evangelischer Pfarrer in Marktbreit von 1701—1753. Ein Lebensbild, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus in Franken. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 24 Ngr.

Ranke's, L. v., sämmtliche Werke. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Rathhaus zu Bremen. Mittheilungen über die Geschichte seines Baues. Herausgegeben von der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer. Bremen, Müller. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Reumont, A. v., Geschichte der Stadt Rom. In 3 Bdn. 1ster Bd. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 5 Thlr.

Robiano, L. Gräfin v., Anna Boleyn. Historischer Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Rost's, A., dramatische Dichtungen. 1ste Lief.: Ludwig der Eiserne oder das Wundermädchen aus der Ruhl, romantisches Volksschauspiel. Weimar, Panse. Gr. 8. 6 Ngr.

Roth v. Schreckenstein, K. H. Freih., Wolfgang Graf zu Fürstenberg, Landhofmeister des Herzogthums Wirtemberg als oberster Feldhauptmann des schwäbischen Bundes im Schweizerkriege des Jahres 1499. Wien, Gerold's Sohn. 1866. Lex.-8. 14 Ngr.

Schenkel, D., Christenthum und Kirche im Einklange mit der Culturentwickelung. 20 Betrachtungen. 2te Abth.: Das Christenthum der Vergangenheit und der Gegenwart. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 2 Thlr.

Schmidt, M., Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde. 3tes Bdchn. — A. u. d. T.: Brigitta. Ein Lebensbild. München, Manz. 8. 20 Ngr.

Deutsche Volksbücher. 1stes Bdchn.: Der Kampf um Deutschland 1866. Leipzig, Kunze. 8. 5 Ngr.

Heitere militärische Vorträge. Herausgegeben vom Landwehrmann Schmunzel. Berlin, Schlesier. 16. 4 Ngr.

Wahlspruch des Königs Maximilian II. von Bayern. Zur Beherzigung in unseren Tagen empfohlen von einem Patrioten. München, Fritsch. Gr. 8. 6 Ngr.

Werder, B. v., Erlebnisse eines Johanniter-Ritters auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen. Halle, Mühlmann. 8. 12 Ngr.

Wirtgen, P., Zum Andenken an Prinz Maximilian zu Wied, sein Leben und wissenschaftliche Thätigkeit. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Pariser Weltausstellung.

Soeben erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**:

Illustrirter Katalog
der
Pariser Industrie-Ausstellung von 1867.

Mit erläuterndem Texte
von
Dr. Wilhelm Hamm,
k. k. Ministerialrath im österreichischen Handelsministerium.

In 12–15 Lieferungen. Gr. 4. Mit ca. 1500 Abbildungen.

Erste Lieferung. Preis 20 Sgr.

Dieses Werk soll die Aufgabe lösen, die hervorragendsten Erzeugnisse der Kunst- und Gewerbeindustrie, welche sich auf der Pariser Ausstellung befinden, durch Bild und Wort zur Darstellung zu bringen, und so die eigentlichen Resultate der Ausstellung für alle Zeiten festzuhalten und zum Gemeingut zu machen. Die industriellen Kunstwerke aller Nationen und aller einzelnen Zweige, soweit dieselben überhaupt zur Abbildung geeignet sind, werden in dem Werke gerechte Würdigung finden. Sein Zweck ist demnach vorzugsweise ein praktischer, indem es für jeden Künstler, Industriellen und Gewerbtreibenden ein unübertreffliches Muster- und Nachschlagebuch bilden wird, welches in seinen zahlreichen Abbildungen der gelungensten Werke eine Fülle von Anregungen, neuen Gedanken und guten Formen, dem Lernenden und Strebenden zur Nacheiferung vorzuführen berufen ist. Dass der „Illustrirte Katalog" daneben ein Gedenkbuch sein wird für alle Besucher der grossen Ausstellung, während es den Nichtbesuchern einen trefflichen Ueberblick derselben gewährt, ist in seiner Bestimmung selbstverständlich eingeschlossen. Die Bearbeitung des Textes ist der bewährten Leitung des Herrn Dr. W. Hamm übertragen, wodurch die Gewähr geboten ist, dass das Werk auch einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der Industrie bilden wird. Eine Reihe von Essays, welche als Text neben der Erläuterung der Abbildungen hergehen, werden das gesammte Gebiet des Kunstgewerbes, seiner Materialien und Methoden behandeln; als Einleitung geht denselben eine übersichtliche Darstellung voraus über den Charakter und die Ziele der Weltausstellung. Der „Illustrirte Katalog" bildet daher ein so vielseitiges Ganzes, dass derselbe auch selbst für denjenigen Theil des Publikums, welcher sich nicht direct an der industriellen Entwickelung unserer Zeit betheiligt, durch die geistige Anregung und Unterhaltung für das Auge, welche er bietet, ein lebhaftes Interesse gewähren wird.

Der „Illustrirte Katalog" erscheint in 12—15 monatlichen Lieferungen zum Preise von je 20 Sgr., jede Lieferung mit etwa 100 Abbildungen in Holzschnitt.

Alle Buchhandlungen führen Bestellungen aus und sind in den Stand gesetzt, die erste Lieferung vorzulegen.

Gutzkow's Roman „Hohenschwangau".

Soeben erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig der zweite Band sowie die zweite Auflage des ersten Bandes von

Hohenschwangau.
Roman und Geschichte. 1536—1567.
Von
Karl Gutzkow.
Preis des Bandes 1 Thlr. 15 Ngr.

Gleichzeitig mit dem zweiten Bande erscheint eine zweite Auflage des ersten Bandes, da die erste starke Auflage binnen wenigen Wochen vergriffen war: gewiß der beste Beweis des lebhaften Interesses, womit dieses Werk überall im deutschen Publikum aufgenommen wird.

Der Roman spielt im Zeitalter der Reformation und wurde vom Verfasser nach der malerisch am Fuß der Alpen gelegenen Burg gleichen Namens benannt, weil die darin vorgeführten Begebenheiten sich geschichtlich an dieselbe anknüpfen. Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Wissen und Leben deutscher Nation kämpften in jener Zeit um dieselben Güter, welchen noch heute der Lebenskampf des deutschen Volks gilt. Ist es demnach schon an sich ein höchst bedeutender und fesselnder Stoff, der hier dem Leser geboten wird, so entfaltet er sich unter des Verfassers Hand zu einem farbenfrischen, großen culturhistorischen Gemälde, sodaß dieser neue Roman sich den berühmten Schöpfungen des Autors, den „Rittern vom Geiste" und dem „Zauberer von Rom", ebenbürtig an die Seite stellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.
Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.
Begründet von
J. E. Hitzig und **W. Häring (Willibald Alexis).**
Fortgeführt von Dr. **A. Volkert.**
Neue Serie. Zweiter Band. Erstes Heft.
8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Karl Friedrich Masch, sein Räuberleben und seine Genossen. (Preußen. 1856—64.) — Benedict Accolti. (1565).

Der Proceß, welcher den Hauptinhalt dieses Heftes bildet, hat in den Annalen des Criminalrechts neuester Zeit eine unerhörte, schreckliche Berühmtheit erlangt. Karl Masch verübte mehr als 300 gewaltsame Diebstähle, legte sechsmal Feuer an und beging zwölf verschiedene Mordthaten. Der Schauplatz seiner Verbrechen war die Neumark, Pommern und die preußische Hauptstadt mit ihrer Umgegend.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint eine
Neue wohlfeile Ausgabe des
Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon
in 70 Heften zu 5 Ngr.
Probehefte und Prospecte dieses anerkannt trefflichen, über 2000 Abbildungen enthaltenden Werks sind in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben, wo auch Subscriptionen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 2. Mai 1867.

Inhalt: Zwei deutsche Kaiserdramen. Von Rudolf Gottschall. — Der Krieg von 1866. Von Karl Gustav von Berneck. — Angelus Silesius. Von Reinhart Fölner. — Zur Uebersetzungsliteratur. Von David Asher. — Feuilleton. (Louis Veuillot über Alexander von Humboldt; Wilhelm Mannhardt's Quellensammlung für eine germanische Sittenkunde.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei deutsche Kaiserdramen.

1. Stauf und Welf. Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Albert Lindner. Jena, Costenoble. 1867. 16. 24 Ngr.
2. Kaiser Heinrich der Vierte. Zweite Abtheilung: Heinrich's Tod. Trauerspiel in fünf Acten von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Weiß. 1867. 8. 20 Ngr.

„Stauf und Welf" (Nr. 1), das zweite Stück des preisgekrönten Dichters Albert Lindner, das, wie es scheint, älter ist als „Brutus und Collatinus", behandelt denselben Stoff, den Grabbe in seinem ersten Hohenstaufendrama, „Kaiser Friedrich", dramatisirt hat, nur mit dem Unterschied, daß Grabbe seinen Stoff noch mehr als Historie erfaßt hat, indem er nicht blos den Kampf Friedrich Barbarossa's mit Heinrich dem Löwen, sondern auch den Conflict mit dem Papst Alexander, ja selbst die sich anknüpfenden Beziehungen mit Sicilien durch die Ehe des Prinzen Heinrich mit Konstanze in sein Drama mitverwebt hat. Obwol Grabbe sich gegen die Shakspeare'schen Historien erklärte, weil sie nur verzierte Chroniken seien, konnte er doch das Wesen der Historien nicht überwinden. Lindner hat hierin Grabbe corrigirt, wie überhaupt sein Stück als eine editio castigata der Grabbe'schen Dichtung erscheint. Obwol die Lindner'sche Composition locker genug ist, so hat sie doch mehr Einheit, weil der Kampf zwischen Welf und Stauf, der Conflict zwischen dem Löwen und dem Rothbart, durchweg den Mittelpunkt der Dichtung bildet. Ja, eine Liebesepisode zwischen dem Sohne des Welfen und der Staufin Agnes fällt an und für sich aus dem Grundthema des Dramas nicht heraus, obwol sie in ihrer schwächlich sentimentalen Haltung einen modern larmoyanten Zug in den großen historischen Conflict bringt und mehr an den Ton erinnert, den Raupach in seinen Hohenstaufen anzuschlagen pflegt. Ueberhaupt ist Lindner's „Stauf und Welf" theatralisch geschickter; er ist bühnengerecht und gemahnt oft an eine Bühneneinrichtung des Grabbe'schen Stücks, dessen lakonisch-wilde Schlacht- und Volksscenen mit ihrem Durcheinander die Phantasie auf die Schlachtfelder, aber nicht auf die Bühne versetzen, von deren Bedingungen sie gänzlich absehen.

Dafür ist aber in der Grabbe'schen Dichtung eine Größe der Charakteristik, eine imposante Majestät des historischen Freskenstils, welche Lindner wesentlich verwässert hat und an welche er nur dann heranreicht, wenn er — Grabbe ab- und ausschreibt.

Denn in der That handelt es sich hier nicht um eine müßige Parallele zwischen zwei Dichtungen, die denselben historischen Stoff behandeln und daher nothwendig dieselben Situationen behandeln müssen. Die Zerstörung Mailands, der Kniefall Friedrich's vor Heinrich, die Schlacht bei Legnano, die Acht des Welfen, die Kämpfe in Deutschland, die Verbannung Heinrich's — das sind die gegebenen Factoren, mit denen jeder Autor rechnen muß, der diesen Stoff behandelt, und wir wollen nicht einmal den Ton darauf legen, daß der in beiden Dramen durchmessene Zeitraum genau derselbe ist und für beide der beschlossene Kreuzzug nach Jerusalem das Ende bildet. Doch was die Originalität eines Dramas ausmacht: das ist die Eigenthümlichkeit der dichterischen Behandlung, die namentlich wieder in den entscheidenden Hauptscenen das Gewicht eines selbständigen Talents in die Wagschale werfen muß; das ist die Stimmung, der Gedankengang, der Ausdruck des Affects. Und nun müssen wir leider constatiren, daß Lindner noch in höherm Grade, als er in „Brutus und Collatinus" die „Lucrèce" von Ponsard geplündert hat, in „Stauf und Welf" die alte Grabbe'sche Tragödie plündert, die leider schon so vergessen ist, als müßte eine antiquarische Gelehrsamkeit sie aus dem Schutte der Jahrhunderte herausgraben.

Facta loquuntur. Die folgende Blumenlese wird den eifrigsten Anhänger Lindner's überzeugen, daß er mehr als alle andern neuen Dichter Shakspeare hierin nacheifert, dem bekanntlich Robert Greene auch seine Plagiate zum Vorwurf macht. Wir schlagen die Scene auf, die im kaiserlichen Lager auf den Roncalischen Feldern spielt. Bei Lindner unterhalten sich Veldeck und Ranzow, bei Grabbe Wilhelm und Landolph.

Bei Grabbe heißt es:

Wilhelm. Die Freude lacht dir ja aus dem Gesicht.

Landolph. Ich habe endlich ein bischen Hafer für die Liese aufgetrieben.

In der freien Lindner'schen Uebersetzung sagt Rangow:

Du könntest auch sagen: Verstimmt wie mein Schimmel, der kein Haferkorn wieder sah, seit wir Tirol hinter uns haben.

Weiterhin im Verlauf des Gesprächs, in das sich auch andere mischen, sagt Giso bei Grabbe:

Wahrlich, er nennt sich der Löwe und er ist es. Auf dem letzten Kreuzzuge, wo es uns so übel ging, im syrischen Sande, lag ein Löwe in der Sonne; ernst, die Augen offen, zwei Spiegel der Wüste, unregsam und doch zum Sprunge bereit. Seh' ich den Herzog, fällt mir stets das edle Thier ein.

Diese Stelle heißt bei Lindner:

In Syrien sah ich einen Löwen, den die Jäger gestellt hatten. Sechs gemessene Fuß hin und sechs Fuß zurück, so schritt er im Sande und peitschte die Flanken mit seinem Schweif. Das fällt mir ein, wenn ich den Herzog dort gehen sehe.

Das erste bedeutendere poetische Stück ist in beiden Dramen der Monolog des Welfen, bei Grabbe von glorioser Herrlichkeit, von einem dichterischen Schwung, über den seit Schiller kein zweiter Dichter gebot, bei Lindner auch eine Perle des Dramas, nur schade — der Epigone hat sich ganz mit fremden Federn geschmückt und die Grabbe'schen Gedanken und Bilder nur etwas anders zusammengeschoben. Grabbe:

Seh' ich's endlich?
Und strahlt er wieder wild in Mitternacht,
Der Stern des Welfen? Er ist ein anderer,
Als der von Waiblingen! Sie stiegen beide,
In fabelhafter Vorzeit Dämmerung
Mit wundervollem Glanz aus Deutschlands Boden,
Und stiegen immerdar, Jahrhunderte
Hindurch, bis zu des Aethers letzten Gipfeln,
Ein zweites Paar der Dioskuren —
Nun nahen sie im Scheitelpunkt zusammen
Und einer muß sich beugen oder muß
Erlöschen, oder beide müssen sich
Zerstören! —
Deinen Sturm spür' ich, Geschick!
Er weht durch Friedrich's und durch mein Geschlecht!
Wie zwei Kometen treibt er unausweichlich
Einander uns entgegen, jeder flammend
Von Wetterstrahlen und Vulkanen.

Lindner:

Ich spür' es nahn! Den Horizont umzieht
Ein fahler Wetterschein, und des Geschicks
Sturmfinger klopft ans Sachsenhaus, ans Haus
Der Ghibellinen: ein Kometenpaar,
Das weitgeschweift am Nord- und Süderhimmel
Germaniens die stolze Bahn begonnen,
Und bebend sieht die Welt, daß ihre Gleise
Im Scheitelpunkt dies Paar des Grausens werden
Zusammentreiben. Ob sie friedlich dort
Einander kreuzen? Ob der Leiber Prall
Die Welt aus ihren Fugen treibt — wer kündet's?

Grabbe:

Das nimmt kein Ende! Grundlos dämmert es
In seinem Auge, nie wird es gesättigt.
Hoch über Mailands Trümmer, Romas Kuppeln weg
Bis zu des Aetna Flammenhöhn, bis zu
Den Pyramiden und Jerusalem
Schweift schon sein Blick.

Lindner:

Deine Blicke schweifen
Schon über Mailand und Sicilien,
Ruhn auf der Pyramide, deren Kuppe
Die gelbe Wüstensonne sengt, und sehn
Die Palmen Tadmors sich in Ehrfurcht neigen
Der deutschen Krone.

Nichts als verwässerter, durch umschreibende Zusätze verhunzter Grabbe!

In der folgenden Scene sagt Lindner's Friedrich zu Hohenzollern:

Im schönen Schwaben schaun sich unsre Burgen
Freundschaftlich Aug' in Auge, jedem Wetter
Zum Trotz.

Diese Stelle ist auch bei Grabbe vorhanden, wenn sie auch erst im zweiten Act vorkommt. Sie lautet hier:

Schon dein Name
Erinnert mich an meinen, und der Burg
Der Hohenstaufen liegt im Schwabenland
Die Burg der Hohenzollern gegenüber!
Gewitterwolken ziehn oft über beide;
Doch keine beugt davor die Scheitel!

Eine der wirksamsten Scenen der Lindner'schen Dichtung ist die Scene zwischen dem Kaiser und dem Cardinal, den gnadeflehenden Mailändern und der hinzukommenden Kaiserin Beatrix. Die Wirkung dieser Scene beruht auf dem Contrast zwischen dem Fluch des Cardinals und der gnadebringenden Erscheinung der schönen Frau. In dieser Anordnung beruht auch der Werth der dichterischen Erfindung. Nun findet sich das alles bei Grabbe wie bei Lindner, nur ist das theatralische Arrangement bei dem letztern geschickter und er benutzt den Contrast zu einem wirksamen scenischen Actschluß, während die naive, aber reiche Muse von Grabbe, unkundig dramatischer Oekonomie und theatralischer Wirkung, solche Züge ordnungslos verstreut im stolzen Gefühl ihres Reichthums. Man kann daher sagen, Lindner habe Grabbe nicht ungeschickt für die Bühne eingerichtet.

Daß der Cardinal bei beiden Dichtern ziemlich dasselbe sagt, bei Grabbe z. B.:

Wer ist der Größere,
Der Kaiser oder Gott! Und ist der Papst
Nicht Gottes Stellvertreter auf der Erde?
Die Hoheit all, die eures Kaisers Haupt
Umschwebt, ist ein geborgtes Licht! Es ist
Der Papst die Sonne, und der Kaiser nur der Mond —

und bei Lindner:

Was ist der Kaiser? Ueber ihm steht Gott,
Drum auch der Papst, der Gottes Stellvertreter.
Sowie der Mond nur durch die Sonne leuchtet,
So borgt die Krone nur den Glanz von uns,
Der dich mit Hochmuth schwellt —

das möchte noch hingehen; denn es handelt sich um die bekannten Lehren der Kirche. Auffälliger schon ist es, daß bei beiden Dichtern Wittelsbach mit dem gezogenen Schwert auf den Cardinal losfährt. Bei Grabbe mit den Worten:

Pfaffe, Hund!
Du hast dich todtgeschwatzt und tausendfach
Büß' jetzt dein Schmähen —

die bei Lindner lauten:

Die Kron' ein Lehn? Das Benefiz, du Hund,
In deinen Bauch! Du hast dich todtgeschwatzt.

Worauf der Grabbe'sche Cardinal sagt:

Heil, mir winkt die Märt'rerkrone! —

und der Lindner'sche:

Mein Heil in Christ! Mir winkt die Marterkrone!

Wir kommen jetzt zu der wichtigsten Scene des Dramas, welche den Kniefall des Kaisers vor dem Welfen und den Abfall des letztern darstellt, und die, weil sie den Höhepunkt der Krisis enthält, von Lindner kunstgerecht an den Schluß des dritten Actes verlegt ist. Wo Lindner in dieser Scene mit eigenen Mitteln arbeitet, erreicht er bei weitem nicht den grandiosen Schwung der Grabbe'schen Muse, welche den Kaiser und den Herzog wie zwei Giganten aufeinanderstoßen läßt, die Größe ihrer Standpunkte mit frappanten Zügen skizzirt und dabei einen wunderbaren Hauch deutscher Treuherzigkeit und Gemüthstiefe über den Conflict der beiden Gewaltigen auszubreiten versteht. Im einzelnen ist wieder vieles von Grabbe entlehnt, wie die Worte: „Greift den Braunschweig", das: „Hie Welf, hie Waiblingen" der kämpfenden Parteien, das friedenstiftende Dazwischentreten der Kaiserin, wenn auch das Arrangement der Scene bei Lindner wieder ein geschickteres ist, namentlich mit Rücksicht auf die Steigerung und den Abschluß. Am meisten frappirt wieder das folgende Plagiat. Friedrich sagt bei Grabbe:

Vom Himmel stürzet, Sonnen! Alpen,
Schmelzt hin wie Schnee, wenn's thaut im Lenz! Erdball
Erbebe! Felsen, löst euch auf in Rauch
Und Dampf — denn heut vergeht die deutsche Treue —

bei Lindner:

Stürzt von dem Himmel, Sonnen! Beugt, ihr Alpen,
Die Häupter in das Meer! Komm wieder, Chaos;
Denn heut vergangen ist die deutsche Treu'.

Wenn ein Dichter auf den Höhenpunkten des Pathos und der dramatischen Situation, in denen er seine ganze eigene Kraft entwickeln muß, derartige Anleihen macht, so hat man ein Recht, ihn eines unerlaubten Plagiats zu beschuldigen, welches vom entschiedenen Mistrauen auf seine eigene Befähigung zeugt.

Die zwei letzten Acte sind Lindner's eigene Arbeit, hier hat er das Grabbe'sche Vorbild aufgegeben. Dafür sind diese Acte auch bei weitem schwächer; ja der Stil in denselben ist ein wesentlich veränderter. Eine sehr bedenkliche Sentimentalität macht die Charaktere der Helden verwaschener und die Liebeslyrik gemahnt wie poetisches Lavendelwasser. Bisweilen drücken sich die deutschen Helden sehr humanistisch-heidnisch aus. So sagt Prinz Heinrich etwas komisch:

Ich weiß nicht, Agnes, ob ein Gott mich treibt,
Doch was mich treibt, das duldet kein Bedenken —

und der alte Löwe zeigt seine Gymnasialbildung in den Versen:

Kopfüber schießt der Wagen, der den Gott
Vernunft vom seinem Lenkersitz verlor,
Und setzt die Welt in Brand, wie Phaëton!

Es ist wahr, bei Grabbe führt die Handlung in den letzten Acten noch mehr auseinander als bei Lindner; doch die Begegnung zwischen Friedrich und Heinrich auf dem Schlachtfelde ist bei weitem großartiger als die, mehr an Raupach erinnernde Reichstagsscene bei Lindner, in welcher das persönliche Empfinden zu sehr hinter der ceremoniösen Feierlichkeit zurücktritt und den prophetischen Ergüssen des Welfen von der Mannesherrlichkeit seines Geschlechts hat das Lindner'sche Drama nichts von gleicher imposanter Wucht des Gedankens entgegenzusetzen. Wie historisch mächtig ist diese der Zukunft zugewendete Mission, wie schwächlich sentimental dagegen die Träumerei Heinrich's bei Lindner, als er die anmuthige Staufentochter Agnes erblickt:

Ich bin ein Knabe noch zu Ravensburg,
Die Kinder hör' ich, die den Christ verkünden.
Dies Bäumchen dort hat meine Mutter mir
Beschert zur Weihnacht, Pfeil und Bogen schenkte
Der Vater mir, dazu ein zierlich Roß.
(Erblickt Agnes.)
Sieh, was da kniet! Das ist gewiß der Cherub,
Der von dem Christkind niederbringt die Gaben.
Denn diese holde Lichterscheinung stammt
Von unsrer Erde nicht. Ich denk', so ist's.
Ich war noch nie ein Herzog, kannte nie
Den Kaiser Friedrich, hab' ihn nie verlassen.
Das war geträumt. Ich bin ein Knabe noch.
Verschwinde nicht und bleibe du bei mir,
Du sel'ges Wesen, schau' mich immer an,
So weicht der böse Traum und ich gesunde.

Das ist ein Löwe, schwächlich geworden wie ein Weihnachtslämmchen, mit dem die Kinder spielen!

Auch in den nicht abgeschriebenen Theilen des Lindner'schen Schauspiels stößt man auf Talentproben, doch ebenso oft auf gewaltthätige Aneignungen Grabbe'scher Kraft, denen dennoch die geniale Bildlichkeit Grabbe's unerreichbar bleibt. Was wir schon an „Brutus und Collatinus" rühmten, ein gewisses theatralisches Geschick und das richtige Gefühl für den scenischen Effect — das kann man auch an „Stauf und Welf", namentlich an den ersten Acten rühmen. Doch hat man recht, gegen ein Talent mistrauisch zu sein, das so gegen den Brauch des Landes und der Zeit einem verstorbenen Dichter seine Glanzfedern ausrupft, um sich damit zu schmücken.

Talentvoller als Albert Lindner ist Ferdinand von Saar, der soeben den zweiten Theil seiner Dilogie: „Kaiser Heinrich der Vierte" (Nr. 2), hat erscheinen lassen. Wir haben den ersten Theil mit Anerkennung in Nr. 38 d. Bl. f. 1865 besprochen. Was Saar vor Lindner voraushat, ist nicht nur die mannhafte Selbständigkeit eines auf eigenen Füßen stehenden Talents und die damit zusammenhängende Gleichmäßigkeit des dramatischen Stils, der nicht seinen Trödel vom Jahrmarkt der Literatur zusammenkauft, sondern auch ein viel schärferer Sinn für dramatische Architektur.

Das vorliegende Stück: „Heinrich's Tod", behandelt den Kampf Heinrich's IV. mit seinem Sohne, jenem heuchlerischen Heinrich, der ihm die Krone theils mit den Waffen in der Hand abtrotzte, theils hinterlistig abschmeichelte. Dieser Conflict hat eine über das blos Historische hinausgehende tragische Bedeutung. Sein Schema wiederholt sich in dem Kampf Friedrich's II. mit seinem Sohne — und auch dieser Stoff hat ein so

dramatisches Leben, daß von allen Hohenstaufentragödien Raupach's diejenige, die ihn behandelt, entschieden den Vorzug verdient.

Der erste Act des Saar'schen Dramas enthält die Exposition, die zwar angemessen, aber etwas zu weitschweifig ist. Namentlich sind in der Scene zwischen dem Kaiser und dem Abt die historischen Excurse ermüdend, welche der Dichter für nöthig hielt, um die innere Verbindung zwischen dem ersten und zweiten Theile seines Werks herzustellen. Die Liebesepisode zwischen Agnes und Hohenstaufen ist zwar frisch gehalten und hat einen gewissen innern Reiz; doch kündigt sie sich von vornherein zu sehr als Episode an, wie sie denn auch im Verlauf des Stücks keine tiefer eingreifende Bedeutung gewinnt. Heinrich der Sohn erscheint bereits in der Maske der Verstellung dem Kaiser gegenüber, aber nicht dem Publikum. Im zweiten Act wirft er die Maske ab und verlangt vom Vater die Thronentsagung. Kaiser Heinrich ist durch einen Traum, der ihm Heinrich als Verräther zeigt, schon in düster ahnungsvolle Stimmung versetzt, als des Sohnes Boten kommen und seine Forderung ihm überbringen. Ein dramatisches Seelengemälde wird uns hier entrollt, in welchem der Wechsel der Affecte mit großer Energie gezeichnet ist. Die Abgesandten, Ballenstädt und Sommereschenburg, drohen, daß der Sohn gegen den Vater die Waffen ergreifen werde:

Kaiser.

So! so! so! Nun, dann seid ihr frei — ganz frei!
Ich will ihm nicht entziehn zwei wackre Kämpen.
Spornt eure Rosse zu beschwingtem Ritt —
Nein, reitet sacht, damit euch Odem bleibe,
Dem König meine Antwort zu vermelden.
Sagt euerm König — merkt wohl auf, ihr Herrn! —
Daß uns, obgleich wir dreimal in den Bann
Gethan; ob auch der Heil'ge Stuhl zu Rom
Rechtfertigt und beschützt die Unnatur,
Den Treubruch heiligend und den Verrath:
Durch Gotteshülfe noch so viele Männer
Getreu verbleiben werden (deren jeder
Der Krone würd'ger ist als euer König),
Um unsern ungerathnen Sohn zu züchtigen
Und seine Helfershelfer zu verderben!
Nun geht! Mir aus den Augen! Fort!
(Ballenstädt und Sommereschenburg ab — indem er Hohenstaufen an die Brust fällt.)
Mein Traum! Mein Traum! — Mein Traum!
(Pause.)
Nun brich zusammen, du erlogne Kraft,
Entball' dich, Faust, und rauf' mein graues Haar!
Zornruf der Lippe werde Klagegestöhn!
Du meines Augs entrüstungsvoller Blitz
Verwandle dich in salz'ge Thränenflut
Und ströme, ströme, bis du mich ertränkt!

Hohenstaufen.

Mein gnäd'ger Kaiser, du —

Erlung.

Herr, fasse dich —

Kaiser.

Ich soll mich fassen, wenn das Unfaßbare
Einstürmt auf mich? Auch er! Auch er! Auch er!
Ist denn so wirr die Ordnung der Natur?
Konnt' sich ein Leu je Krokodile zeugen
Und Schlangen? Warum ich mir solche Söhne?!
Zum zweiten mal wird mich die Welt jetzt sehn
Im Kampf mit meinem eignen Fleisch und Blut.
O! O!

Erlung.

Herr —

Kaiser.

Warum fiel ich denn nicht nieder
Vor diesen schurk'schen Sachsen auf die Knie,
Ihr Herz durch jammervollen Anblick schmelzend?
Und flehte nicht: Ihr guten, edeln Herrn
Erwirkt mir das Erbarmen meines Sohns!
Seht an mein graues Haupt! Wie lange wird's
Sich drehn noch auf dem morschen Rumpf. Er soll
Die Kron' mir lassen noch die Spanne Zeit,
Als Spielzeug meines kind'schen Alters nur,
Zum Scheine nur; — ich trenne gern die Macht
Und die Gewalt von ihr und geb' sie ihm.
Hätt' ich dies sollen? — Oder besser noch,
Reumüthig an die Brust mir klopfend sagen:
Da habt ihr sie und bringt sie meinem Sohn,
Dem höchstgerechten Richter meiner Sünden!
Als Schuld'ger krümm' ich mich vor ihm im Staub
Und harre nur, bis mich sein Fuß zertritt!
Hätt' ich dies sollen? Sagt! Hätt' ich dies sollen? —
Ihr schweigt? Ihr sprecht nicht? Ja, euch stockt das Wort,
Nicht blos das Wort: nein, der Gedanke auch,
Der dumpfen Schmerzes das Gehirn durchwühlt,
Weil es für ihn noch kein Geleise hat! —
Auch er! Auch er! Nein, nein, nicht so! Blos er! —
Nun reiß in Fetzen, Welt, das Buch der Laster,
Durchstreich der Frevel und Verbrechen Liste,
Zertrümmere die Tafeln des Gesetzes:
Vor dieser Schandthat wandelt sich in Unschuld,
In fleckenlose Tugend, was bisjetzt
Mit Abscheu und mit Grauen dich erfüllt!
(Sinkt in einen Stuhl.)

Niemand wird in dieser Scene den ohne Ueberspanntheit, ohne das Aufgedonnerte der shakspearomanischen Phrase doch machtvoll daherflutenden Stil des dramatischen Affects verkennen, auf dem die Bühnenwirkungen im besten Sinne des Worts beruhen. Leider bringt sich der Dichter durch eine episodische Schlußscene zwischen Agnes und Hohenstaufen, die ins Sentimentale verläuft, um die berechtigte Wirkung der vorausgehenden Situation und verstößt gegen die Grundregel dramatischen Aufbaus, daß am Schlusse eines Actes sich in Fracturschrift seine Bedeutung für den Fortgang der Handlung zusammenfassen müsse.

Der dritte Act enthält nach einer kurzen Introduction, in welcher das Publikum in die Plane Heinrich des Sohnes eingeweiht wird, die Hauptscene zwischen diesem und dem Vater, die in der That als ein kleines Drama für sich betrachtet werden kann und dem Talent des Verfassers ein glänzendes Zeugniß ausstellt. Heinrich kommt, um des Vaters Herz geschmeidig wie die Schlange zu umstricken; er fleht um Vergebung für seine Missethat. Der Zorn und das Mistrauen des Vaters werden schwer durch das heuchlerische Komödienspiel des Sohnes entwaffnet, der sich mit dem Schwert zu erstechen droht. Doch zuletzt siegt Vertrauen und Rührung! Die Truppen

sollen entlassen und in Ingelheim das Fest der Versöhnu gefeiert werden.

Auch der vierte Act bildet wie der dritte eine große Scene mit kurzer Einleitung, die Scene des Glücksumschlags, wo der betrogene Kaiser im Thronsaal zu Ingelheim grausam enttäuscht die Versöhnungsfarce des Sohnes erkennt. Die Scene, wo Heinrich düster auf dem Throne steht und der Kaiser arglos im vollen Ornat erscheint, ist von dramatischer und gewiß auch theatralischer Wirkung. Des Kaisers Thronentsagung erinnert an Richard's II. Verzicht auf die Krone gegenüber dem trotzigen Usurpator Bolingbroke, nur daß hier der Conflict dadurch verschärfter ist, daß Vater und Sohn sich in solcher Weise gegenüberstehen. Durchaus rührend und ergreifend und von poetischem Vollgehalt sind hier des alten Kaisers Reden. Der fünfte Act tönt etwas matt aus. Der Kaiser ist todt; es sind nur Striche im Charaktergemälde des Sohnes, denen die letzten Scenen gewidmet sind. Doch nicht der Charakter, sondern die Handlung ist des Dramas eigentlicher Kern, wie schon Aristoteles richtig erkannt hat. Dem fünften Act fehlt die dramatische Katastrophe.

Der Charakter des Sohnes, der das eigentliche dramatische Agens des Stücks ist, steht für die darstellende Kunst fast in einer Linie mit dem eines Franz Moor. Dadurch gewinnt das Drama einen unsympathischen Charakter. Handelnd tritt nur dieser freche, schamlose Heuchler und Betrüger auf, während der alte Kaiser, mit dem wir trotz seiner Schwächen warme Sympathien empfinden, als bedauernswerther Dulder immerfort die ganze Tücke des Schicksals über sich ergehen lassen muß. Der Verfasser hat versäumt, zu Gunsten des Sohnes ein Gewicht in die Wagschale zu werfen, das nicht so fern lag, das Gewicht eines historischen, wenn auch noch so zweifelhaften Rechts. Wenn den Sohn nicht blos der Ehrgeiz trieb, der kein anderes Ziel hat als die Krone, sondern etwa das Streben, die langen Irrungen zwischen dem Reich und der Kirche zum Segen des erstern zum Abschluß zu bringen, oder ein anderes Motiv von nationaler Bedeutung: so wurde der Conflict vertieft, indem die Berechtigung an die beiden kämpfenden Parteien vertheilt wurde, während jetzt auf der einen Seite nur das himmelschreiende Unrecht steht. Doch abgesehen von diesen Ausstellungen zeugt das Saar'sche Drama von einem markigen und schönen Talent. Möchte der Dichter bald einen modernen Stoff behandeln — die Bühne der Gegenwart lebt einmal auf gespanntem Fuß mit den deutschen Kaisern. Doch erst auf der Bühne bewährt und bildet sich des Dramatikers Talent.

Rudolf Gottschall.

Der Krieg von 1866.

Es ließ sich erwarten, daß der in seinem Verlaufe wie in seinen Folgen so wichtige Krieg im Hochsommer 1866 eine reiche Literatur hervorrufen würde; die Zahl der bisjetzt erschienenen Schriften ist auch wirklich sehr groß, doch können nur wenige darunter auf Bedeutung Anspruch machen. Eine vollkommene Geschichte dieses Kriegs läßt sich noch gar nicht schreiben. Die Thatsachen liegen zwar vor und ihr Zusammenhang läßt sich im allgemeinen nachweisen; aber so vieles ist doch nicht genügend aufgeklärt, die Triebfedern manches Entschlusses, die mitwirkenden Einflüsse sind noch in Dunkel gehüllt, auch die bisjetzt veröffentlichten officiellen Berichte von beiden Seiten so ungenügend, daß zu einer durchaus wahrheitsgetreuen, unparteiischen Darstellung und einer gerechten Kritik der Kriegshandlungen noch die nothwendigen Grundbedingungen fehlen. Indessen kann das Publikum, das nach den Zeitungsberichten endlich eine zusammenhängende Schilderung lesen will, nicht darauf warten, bis die Generalstäbe hüben und drüben mit ihren großen Werken fertig sind, in denen sie wahrscheinlich auch der Welt nicht alles sagen werden, wie und warum es so und nicht anders gekommen ist. Den Thatsachen frisch auf dem Fuße folgende Schriften haben also ihre volle Berechtigung und wir wollen für unsere Leser die uns bisjetzt vorliegenden besprechen.

An die Spitze stellen wir eine kleine Schrift, die wegen ihrer Kürze und Klarheit zur Orientirung am meisten zu empfehlen ist und als das Werk eines ältern, einsichtsvollen Militärs auch im Auslande viel Beachtung gefunden hat, sodaß sie schon in fremde Sprachen übersetzt worden; in die französische sehr gelungen von Furcy Raynaud, Lieutenant an der Schule von St.-Cyr:

1. Preußens Feldzüge gegen Oesterreich und dessen Verbündete im Jahre 1866 mit Berücksichtigung des Kriegs in Italien. Nach dem innern Zusammenhange dargestellt von A. Borbstaedt. Mit vollständiger Ordre de Bataille der preußischen, österreichischen, sächsischen u. s. w. Armee. Fünfte umgearbeitete und in den militärischen Details erweiterte Auflage. Berlin, Mittler und Sohn. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser hat versucht, ein Gesammtbild der entscheidungsschweren Kämpfe des Jahres 1866 im engern Rahmen zusammenzufassen, um den Ueberblick zu erleichtern, gleichzeitig aber auch, „um darzuthun, daß Preußens Siegeserfolge nicht das Resultat von Zufälligkeiten oder vereinzelter Glückserfolge waren, sondern vielmehr dadurch erstritten wurden, daß eine ebenso gewandte als energische Politik auf das kräftigste unterstützt wurde durch hohe militärische Intelligenz in der Leitung des Kriegs, sowie endlich durch die unüberwindliche Bravour und die bewundernswürdige Leistungsfähigkeit der preußischen Truppen". In diesen Worten ist der Standpunkt bezeichnet, den der Verfasser einnimmt. Er sagt noch ausdrücklich, daß sein kleines Werk nicht für militärische Fachmänner, sondern für alle geschrieben sei, welche eine genauere Einsicht in die großartigen kriegerischen Verhältnisse und Begebenheiten gewinnen wollen, als dies durch bloße Zeitungslektüre möglich ist. Wir glauben aber, daß auch Militärs die Schrift nur mit großer Befriedigung lesen werden; denn sie schildert die Veranlassung des Kriegs, vom preußischen Standpunkt natürlich, die Kriegsrüstungen, den definitiven Bruch zwischen Preußen und Oesterreich und die gegenseitigen Streitkräfte, nebst ihrer Vertheilung, ganz vortrefflich, bespricht dann den Operationsplan klar und

einfach und stellt endlich die Kriegsbegebenheiten correct und anschaulich dar. Männer vom Fach werden die Gediegenheit des Werks also in gleichem Maße anerkennen, wie der größere Leserkreis, welchen der Verfasser dabei im Auge gehabt hat. Weitschweifige Raisonnements liebt er nicht, er weiß aber die Thatsachen immer so hervorzuheben, daß sie in das rechte Licht treten. So die bewundernswürdige Präcision und Schnelligkeit der preußischen Mobilmachung, welche in dem Zeitraume von 14 Tagen die gesammte Kriegsarmee schlagfertig aufstellte, sodaß mit der Concentration begonnen werden konnte. Das preußische Heer kennzeichnet der Verfasser mit Recht als die Blüte und Hoffnung des Landes, in Wahrheit das Volk in Waffen, weil in ihm alle Stände der Arbeit, der Kunst und Wissenschaft reichlich vertreten sind: „Es birgt daher ein werthvolleres Material in sich, als die meisten fremden Armeen, welche es dem Gebildeten und Wohlhabenden gestatten, sich von der Militärpflicht loszukaufen; seine Verluste im Kriege wiegen daher für das allgemeine Volkswohl bei weitem schwerer, als dies in Heeren der Fall ist, welche fast ausschließlich aus dem Proletariat gebildet werden." Ende Mai hatten die verschiedenen Corps ihre Aufstellung an den bedrohten Landesgrenzen genommen. „Hätte Preußen in der That die Absicht gehabt", sagt der Verfasser, „einen Angriffskrieg gegen Oesterreich zu unternehmen, wie ihm von Oesterreich vorgeworfen und es leider auch im eigenen Vaterlande hin und wieder geglaubt wurde, so wäre hierzu Anfang Juni der verlockendste und allergünstigste Moment gewesen, da es Oesterreich, trotzdem dieses seine Rüstungen an sechs Wochen früher begonnen, in Kriegsbereitschaft der Armee weit überholt hatte." Wir fügen hinzu, daß allerdings damals von manchem General, der nur militärische Rücksichten kannte, zu einer raschen Offensive gerathen worden ist, der König aber entschieden nur an Vertheidigung gedacht hat, so lange noch Hoffnung war, den Frieden zu erhalten. Bei der Darstellung der Begebenheiten greift das Werk, nachdem es den zum Kriege führenden Bundesbeschluß und die Besetzung von Hannover, Kurhessen und Sachsen besprochen, etwas vor, indem gleich die Katastrophe von Langensalza erzählt wird, mit aller Achtung, deren die tapfere und treffliche hannoversche Armee werth ist. „Sie fiel ihrer militärischen Pflichttreue zum Opfer, und zwar dem allerschmerzlichsten, das einer braven und tüchtigen Armee auferlegt werden kann." Das ist der Ausdruck dessen, was man in dem ganzen preußischen Heere darüber denkt und fühlt. Preußens Feldzug gegen Oesterreich wird hierauf bis zur Schlacht von Königgrätz, dann der Feldzug der Mainarmee bis zum 16. Juli und der Krieg in Italien dargestellt. Diesem folgt die Uebersicht der Neuformationen und Heeresverstärkungen im Laufe des Kriegs, worauf die Operationen der preußischen Hauptarmee nach der Schlacht von Königgrätz bis zur Donau, der Feldzug in Süddeutschland und endlich die Friedensschlüsse zur Schilderung kommen. Diese Anordnung des Stoffs ist sehr zweckmäßig, über die Vorzüge der Darstellung haben wir uns bereits ausgesprochen. In der fünften Auflage sind alle neuerdings erschienenen Quellen benutzt, viele Abschnitte umgearbeitet und die militärischen Details erweitert worden. Wir können das Werk aus wahrer Ueberzeugung nur empfehlen. Eine dankenswerthe Beilage ist die Ordre de bataille, sowol der preußischen und österreichischen Armee, als auch der deutschen Bundesgenossen Oesterreichs. Der militärische Leser bedarf ihrer, aber auch dem Nichtmilitär wird sie zum bessern Verständniß der Kriegsbegebenheiten dienen.

2. Der Krieg von 1866 in Deutschland und Italien, politisch-militärisch beschrieben von W. Rüstow. Mit Kriegskarten. Vier Abtheilungen. Zürich, Schultheß. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 3 Ngr.

Von allgemeinern Gesichtspunkten ausgehend nimmt dies Werk einen andern Standpunkt ein als das vorige, gelangt aber in vielem zu gleichen Resultaten und verdient, wie sich bei dem Rufe des Verfassers erwarten ließ, große Anerkennung. Wie schon beim dänischen Kriege (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1865) hat Rüstow die Geschichte des Kriegs von 1866 mitten im Lauf der Ereignisse begonnen: ein Unternehmen, das nur ein Schriftsteller von Rüstow's geistiger Begabung, der keine „politische Eintagsfliege" ist, sondern aus Thatsachen der Gegenwart die nothwendig folgenden vorherzusehen vermag, wagen kann. In der Einleitung geht er natürlich vom Wiener Frieden aus und gibt die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen über die Elbherzogthümer, die preußischen Februrforderungen, an welche die Cession der Herzogthümer an einen eigenen Souverän geknüpft werden sollte, die Ablehnung derselben und den Gasteiner Vertrag, der sich bald als zwecklos erwies. Der Notenwechsel über den Gegensatz in der getrennten Verwaltung der Herzogthümer „erklärte den Antagonismus zwischen Oesterreich und Preußen zu Protokoll. Bismarck schwieg. Man wußte, daß er nun handeln werde." Der Verfasser weist nach, wie Preußen die ganz natürliche Allianz mit Italien geradezu auf der Hand hatte. Oesterreich, welches stets eine große Zeit braucht, um seine Armee mobil zu machen, begann zu rüsten; schon im Februar 1866 wurden alle Vorbereitungen getroffen, auch Verständigungen mit den einzelnen und befreundeten Mittel- und Kleinstaaten gesucht. Von der österreichischen Note vom 16. März an die letztern war zur Zeit, als Rüstow die erste Abtheilung seines Werks schrieb, noch nichts in die Oeffentlichkeit gekommen, doch ist ihr Wortlaut, der über Oesterreichs Absichten keine Zweifel läßt, jüngst bekannt geworden.

Die Hauptvertreter des deutschen Particularismus, der dynastischen Zersplitterung Deutschlands, welche ihre Spitze stets gegen Preußen kehrt, das sie bekämpft, nennt Rüstow Baiern, Sachsen und Hessen-Darmstadt, oder, „um es präciser zu sagen, die Herren v. d. Pfordten, Beust und Dalwigk". Er erzählt nun den neuen Notenwechsel, den die Rüstungen hervorriefen, und schildert, seinen Bericht unterbrechend, die Streitkräfte, welche den Krieg zu führen hatten, dem man zutrieb. Der italienischen Armee, die er selbst hat entstehen sehen und in ihrer Entwickelung

noch immer aufmerksam beobachtet, widmet er eine besondere Kritik. Was er über die Freiwilligen vorhersagt, hat sich im Verlaufe des Kriegs als sehr richtig bewährt:

Wir vermuthen, daß den Erwartungen keineswegs entsprochen werde. Die Regierung, statt, solange sie das Heerwesen noch nicht auf einen Standpunkt erheben konnte, der allen Bedürfnissen genügt, tüchtige Elemente für ein künftiges Freiwilligencorps, insbesondere an Offizieren herauszubilden und dadurch ihre Ehrfurcht vor dieser Art militärischer, nationaler Betheiligung zu zeigen, hat alles Mögliche seit 1860 gethan, das Freiwilligenwesen bei Volk und Armee zu discreditiren. Und mit einem entwürdigten, absichtlich in der öffentlichen Meinung herabgesetzten Institut dieser Art wird man der Regel nach wol nichts ausrichten.

So ist es auch gekommen. Wir glauben aber nicht, daß die Schuld allein die Regierung trifft. Nach der Uebersicht der Streitkräfte der betheiligten Parteien kehrt der Verfasser zu dem „nicht angenehmen, aber nothwendigen Geschäfte zurück, die Entwickelung der Dinge bis zum Ausbruch des Kriegs zu verfolgen". Ueber den preußischen Bundesreformvorschlag sagt er:

Sicherlich waren diese Gedanken gute und tüchtige, aber der unbefangene Beobachter konnte sich nicht verhehlen, daß sehr verschiedenartige Interessen in dieser Angelegenheit einander gegenüberstanden und daß die wahrhaft nützliche Reform wol in keinem Falle ohne Anwendung der Gewalt werde erreicht werden können. Wer sich dies klar machte, mußte annehmen, daß der Reformvorschlag des Grafen Bismarck eher ein neues Element des Kriegs herzutrage, als ein solches entferne.

Es folgte darauf wieder eine Aeußerung und Rückäußerung der beiden Großmächte über die schleswig-holsteinische Sache, der Versuch von Frankreich, England und Rußland, auf einer Conferenz über dieselbe, sowie über die Maßregeln zur Beruhigung Italiens und die Bundesreform zu verhandeln, bis der 1. Juni durch den österreichischen Antrag am Bunde, daß dieser über die schleswig-holsteinische Frage beschließe, und die einseitige Einberufung der holsteinischen Stände den Bruch des Gasteiner Vertrags herbeiführten. Der Verfasser nennt die gegenseitigen Beschuldigungen und Erklärungen der Großmächte am Bundestage außerordentlich lehrreich für die Völker, die etwas lernen wollen. Mit dem Einmarsch der Preußen in Holstein, dem Rückzug der österreichischen Brigade und der schleunigen Abreise des Prinzen von Augustenburg trat Schleswig-Holstein vorläufig in den Hintergrund. Die großen allgemeinen Verhältnisse, die großen „Unzuträglichkeiten des Deutschen Bundes erscheinen nun rein und frei auf der Bühne". Ueber den österreichischen Antrag auf Mobilmachung der gesammten Bundesarmee mit Ausschluß der von Preußen zu stellenden Corps und die schleunige Abstimmung des Bundestags sagt Rüstow:

Wer erinnert sich nicht der vielen Jahre, welche der Bund brauchte, um zu dem Executionsbeschluß gegen Dänemark zu gelangen! Und wer sich dessen erinnert, der kann kaum meinen, daß es die schlechten Eigenschaften Preußens waren, welche diese ehrenwerthe Gesellschaft zu so enthusiastischer Eile entflammte! Ehe noch der 14. Juni herankam, entsendete Bismarck einen definitiven Reformvorschlag an die deutschen Regierungen. Es war Faustschlag gegen Faustschlag. Während Oesterreich den Bundeskrieg gegen Preußen beschließen lassen wollte, wollte Preußen Oesterreich aus dem Bunde hinauswerfen.

Die Abstimmung am 14. Juni entschied aber durch die bekannte Eigenmächtigkeit des Lippe-Schaumburg'schen Gesandten gegen Preußen, welches diesen Beschluß für Bundesbruch und den Bund dadurch für aufgelöst erklärte. Als ganz vortrefflich bezeichnen wir die Feststellung der Kräfte für den ausbrechenden Krieg, welche der Verfasser zu ermitteln versucht, und die Betrachtung der Lage Preußens gegen die entschieden feindlichen oder unsichern Staaten, welche bei einer Operationsfronte gegen Oesterreich an der Mainlinie seinen Rücken oder seine Verbindungen bedrohten; ferner die Erwägung der Vortheile, welche für jede der großen kriegführenden Parteien in die Wagschale fielen.

Diese militärischen und politischen Betrachtungen sind vor den Ereignissen niedergeschrieben, und letztere haben ihnen später größtentheils recht gegeben. Ueber Frankreich sagt der Verfasser: „Daß es ein starkes, einiges Deutschland nicht will, haben alle Politiker Frankreichs, welcher Partei sie sonst angehören mögen, zum Ueberdruß oft gesagt. Dies schließt aber nicht aus, daß Frankreich eine Vergrößerung Preußens in gewissem Maße gern sehe." Nach den Resultaten, welche aus jenen Betrachtungen gewonnen, geht das Werk nun zur Schilderung der Ereignisse über und knüpft überall treffende Bemerkungen an. So gibt ihm die Zerstörung der Elbbrücke bei Riesa, die er mit starken Worten als völlig zwecklos tadelt, Gelegenheit, über den höchstmöglichen Schutz der menschlichen Arbeit, besonders der großen Verbindungswege, im Kriege beherzigenswerthe Worte zu sagen. Von der braven hannoverischen Armee heißt es: „Was läßt sich nicht mit solchen Soldaten machen! Ist es nicht schrecklich, solche Kraft und Tüchtigkeit, die wahrhaftig nicht auf der Oberfläche gemachter Disciplin schwimmen kann, durch die Kleinstaaterei vergeuden zu sehen?" Die Darstellung des Kriegsschauplatzes, welche wir am Schlusse der ersten Abtheilung lesen, ist ebenso klar und gelungen, wie alle frühern in Rüstow's Werken; um den Geist der Charakteristik zu kennzeichnen, heben wir für unsere militärischen Leser folgende Stelle hervor:

Das Spiel militärischer Kräfte auf einer umfaßten Basis ist, wenn diese gut vorbereitet wurde, verhältnißmäßig leicht; viel glänzender kann dasselbe werden von einer umfassenden Basis aus gegen die umfaßte; aber freilich, damit es glänzend werde, muß das militärische Genie auftreten, und selbst das Genie des einzelnen Mannes, des Führers, selbst des größesten, genügt nicht; hier wird vielmehr die Lebenskraft der ganzen Armee vom höchsten bis zum niedersten in Anspruch genommen.

Der Krieg von 1866 hat den Beweis dieser Wahrheit wenigstens durch eine der kämpfenden Armeen geführt. Von der Kunst der Darstellung, welche Rüstow besitzt, absichtlich aber oft nicht anwendet, gibt der Eingang zur zweiten Abtheilung Zeugniß:

Während auf dem nordwestlichen Operationstheater die Preußen acht Tage lang vom 16. Juni ab, nur durch die Beine der Soldaten Großes gewonnen, der Rücken frei und die Fronte klar gemacht wurde, herrschte auf den beiden andern Operationstheatern zuerst die Spannung, dann die Bewegung, welche

dem Sturme vorhergeht. Aber noch sind im Nordwesten die Hannoveraner, obwol aus ihrem Lande getrieben, nicht zur Capitulation gezwungen, als im Süden das Gewitter losbricht. Es erfolgt ein einziger Schlag, dann sinken hier die Heere in Ruhe zurück. Kaum haben sie sich gesammelt und angemessene Räume zwischeneinander gelegt, da wird es im Nordosten lebendig. Hier folgt blutiges Treffen auf blutiges Treffen, die siegreichen preußischen Heere schließen sich, kaum sind drei Tage vergangen, zu einer gewaltigen Masse zusammen, und stürzen sich auf den Höhen von Königgrätz auf die österreichische Armee, welche gleichfalls zusammengeballt hat, was für ihren Feldherrn verfügbar war. Die Preußen vervollständigen den Sieg, der durch zehn Hauptgefechte vorbereitet ist, durch die gewaltige Schlacht und drohen rastlos den kaiserlichen Scharen bis an die Ufer der Donau zu folgen. Unter der Wucht des Eindrucks von Königgrätz entschließt sich der Kaiser von Oesterreich zu einem dieser diplomatischen Versuche, die nur aus der Leidenschaft eines überwiegenden Hasses erklärt werden können. Er will Venetien, das er bisjetzt siegreich behauptet hat, nicht an Italien, aber an Napoleon abtreten, um damit einen Waffenstillstand zur Sammlung und Stärkung und womöglich einen Bundesgenossen gegen Preußen zu gewinnen. Aber der Schlag wirkt mindestens vorerst nicht, die Preußen folgen nicht blos den Straßen nach Wien, auch auf dem nordwestlichen Operationstheater haben sie unterdessen ihre ursprünglich für mannichfache Nebenaufgaben getheilten Kräfte vereinigt und gehen nun auch hier entschlossen zum Angriff auf die Baiern und andere Reichsvölker über. Dies sind die allgemeinen Umrisse des Bildes, welches wir jetzt auszuführen haben.

Die Ausführung kritisirt zunächst aufs schärfste Lamarmora's Feldzug, in welchem sich das „Unglaubliche ereignete, daß sich die Schlacht von Custozza von 1848 mit demselben Ausgange wiederholte". Ueber den Beschluß, das die Festungen trennende Dreieck auf den Höhen des Kranzes an der Südseite des Gardasees zu besetzen, sagt Rüstow:

Ein Dreieck gegen ein Viereck! Ist das die Kriegskunst? Warum sollten wir es dann nicht einmal auch mit dem Fünfeck, etwa mit dem Pentagramma versuchen, welches den Mephistopheles verhindert, Faust's Zimmer zu verlassen?

Er geißelt dann die Geheimnißkrämerei und das Spiel, welches auch 1866 wieder mit den sogenannten Kriegsplanen getrieben worden ist:

Nicht die Geheimnißkrämerei, sondern die Oeffentlichkeit der Mittheilung ist heute, richtig angewendet, das Mittel der Täuschung. Nur ein Feldherr, der um mehrere Jahrhunderte hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist, kann diese einfache Wahrheit verkennen. Nur der unglückliche Dualismus, welcher zwischen Staatsmann und Feldherrn, Bürger und Soldat bis heute in ganz Europa — ohne irgendeine Ausnahme — aufrecht erhalten worden ist, macht es möglich, daß in der Presse dem Augurenthum in der Kriegskunst noch heute ein Altar gewidmet ist, welcher mit viel größerm Rechte dem Gotte des Blödsinns gewidmet sein würde.

Nimmt der Verfasser also auch die Schweiz nicht aus? Wir sind aber mit ihm einverstanden, daß es ein Unsinn ist, wenn in der europäischen Presse behauptet worden, Lamarmora habe 18 Jahre an seinem Feldzugsplane gearbeitet und darum müsse er gut sein. Die Ereignisse bewiesen nur zu bald das Gegentheil. Rüstow, der jedenfalls dort noch Verbindungen hat, bringt interessante Details darüber. Nach der Schlacht von Custozza trat in Italien Ruhe ein, der Verfasser wendet sich daher dem böhmischen Kriegstheater zu. Er nimmt Benedek, der zum Sündenbock der Niederlage geworden, gegen manchen Vorwurf in Schutz:

Wir wissen nicht, welchen bessern Mann die österreichische Regierung für das Commando der Nordarmee hätte finden können. Aber ein Mann allein kann doch unmöglich alles beherrschen, er muß unterstützt sein. Und daran fehlte es. Die Bildung, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welche in der preußischen Heeresdisciplin Wunder thun und den Feldherrn durch die Thätigkeit seiner Untergebenen ersetzen, wo auch der Feldherr gänzlich fehlt — diese Dinge fehlten in Oesterreich.

Henickstein, der Chef des Generalstabes und der Generalquartiermeister Krismanich werden ziemlich ungenirt besprochen. Den letztern nennt Rüstow einen bequemen Mann, einen türkischen Pascha; von ersterm sagt er:

Diesem Manne ist es vorgeworfen worden, daß er jüdischer Abkunft sei. Das ist nun gar nicht zu leugnen. Der Großvater des Freiherrn war der Jude Hönig, welcher mit einem Schuh und einem Stiefel und mit einem Sack auf dem Rücken, in welchem er altes Leder sammelte, zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs in Lemberg einwanderte; schon 1784 aber erhielt er den österreichischen Adel, freilich nur eine Zulage zu dem viel ältern jüdischen, den er besaß, zumal er dem Stamme Levi angehörte. Henickstein ist ein sehr geistreicher witziger Mann, aber von jenem zersetzenden Geist und Witz, welcher allerdings seine Abkunft verräth, folglich mehr Kritiker und Zerstörer als Ordner und Schöpfer, folglich so wenig als möglich brauchbar zum Chef des Generalstabes einer großen Armee, die zu positiver Thätigkeit bestimmt ist. Er und Benedek begegneten sich eigentlich in keinem Punkte und deshalb schätzten sie einander. Sie verstanden einander nicht im mindesten. Henickstein hat aber die Gabe geistreicher Schmeichelei und der Feldzeugmeister Benedek ist der Schmeichelei keineswegs unzugänglich, wie man das bei einer Menge von sehr tüchtigen positiven, aber darum eben zu naiven Menschen findet.

Der durch die ganze Kriegslage vorgezeichnete Kriegsplan der gegen Preußen verbündeten Mächte wird als eine große Rechtsschwenkung mit beweglichem rechten Flügel gedacht. Als sich der Angriff Benedek's verzögerte, und allgemeine Ungeduld darüber sich äußerte, „wies die officiöse Presse, auch die militärische, auf einen dunkeln, aber ganz unfehlbaren Kriegsplan" hin; der Grund der Zögerung lag aber darin, daß trotz der langen Zeit, welche die Rüstung nun schon dauerte, wiederum noch nichts völlig fertig vorbereitet war. Noch übler sah es in Baiern und den Ländern des 8. Bundescorps aus. Das Resultat war: Benedek *konnte* zu der Zeit, wo er es vernünftigerweise *gesollt* hätte, die Offensive nicht ergreifen. „Es unterliegt keinem Zweifel", heißt es weiter „daß Oesterreich Zeit gewinnen konnte, wenn es nicht allzu frech bei seinem Bundestag gegen Preußen vorging wenn es dieses nicht in den Krieg, vorzeitig für Oesterreich, hineintrieb. Ein wüthender Haß verblendete alle und zwar auf die allerübelste von allen Weisen: er ließ diese Leute Preußen verachten."

Die Absichten und Plane der Preußen, als sich das Obercommando für die Offensive entschieden hatte, werden mit gerechter Anerkennung besprochen; auch die Gründe welche dazu bestimmten, weiß Rüstow mit Scharfsinn zu erkennen. Die Demonstration des 6. Corps gegen Oesterreichisch-Schlesien nennt er sehr gut berechnet; daß sie nicht wirkte, lag in Umständen, die man nicht voraussehe

konnte. Er weist nach, daß Benedek, wenn er rechtzeitig gerüstet war, durch Sachsen auf Berlin vordringen mußte, was freilich nicht in der Absicht lag, vielleicht um Sachsen zu schonen.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht tritt das Werk in die Action und schildert den überraschend schnellen und glänzenden Sieg der Preußen, von dem er sagt, daß er alles überstrahle, was in diesem ganzen Jahrhundert in den Kriegen vorgekommen ist. Diese Kriegführung mußte bei Rüstow's energischem Charakter seine volle Sympathie gewinnen. Daß die Operationen, Gefechte und Schlachten nach den zur Zeit zugänglichen Materialien mit gediegener Sachkenntniß geschildert sind, daß der Leser manche treffende strategische und taktische Bemerkung eingefügt finden wird, können wir ihm verbürgen.

Ueber die falschen Nachrichten, die in jedem Kriege verbreitet werden, sagt der Verfasser, daß so unverschämt, wie in dem jüngstvergangenen, noch nie gelogen worden. Die österreichische Presse hätte doch, wenn die Journalisten eine Karte betrachteten, über ihre eigenen Telegramme stutzig werden müssen, da jeder Sieg eines österreichischen Corps dasselbe um einen mäßigen oder auch unmäßigen Tagmarsch zurückbrachte; am auffallendsten sei aber die Geistlosigkeit und flagrante Unkenntniß der militärischen Blätter Wiens gewesen. Benedek's Telegramm vom 30. Juni, das die Concentration bei Königgrätz dem Zurückweichen Clam's und der Sachsen schuld gibt, nennt Rüstow schon damals unwahr. Die kriegsgerichtliche Untersuchung hat das später festgestellt und Clam-Gallas in seiner Veröffentlichung auch unverhohlen gesagt. Er hatte 60000 Mann gegen 120000 Preußen, die er nicht positiv schlagen, nur aufhalten, allerdings länger aufhalten konnte, als er gethan.

Was hat aber Benedek — fragt Rüstow — mit der Hauptmasse seiner Kräfte vom 26.—30. Juni gegen die Armee des Kronprinzen von Preußen gethan, mindestens 120000 Mann mit 500 Geschützen gegen 90000 mit 300 Geschützen? Siegte Benedek etwa mit dieser Uebermacht? Keineswegs! Eins seiner Corps nach dem andern ließ er von den Preußen schlagen. Nicht einmal brachte er eine entschiedene Uebermacht vor! Diese sämmtlichen einzelnen Niederlagen der Hauptarmee, nicht das Zurückweichen von Clam-Gallas, waren der Grund, welcher Benedek zwang, seine Armee rückwärts zu concentriren.

Im Volke wird leider der böhmische Graf noch immer als der Sündenbock betrachtet. Man hat gesagt, Benedek, weil er nicht zum Hochadel gehöre und Protestant sei, habe an hoher und höchster Stelle alle Schuld aufgebürdet bekommen; wollen wir gerecht sein, so müssen wir dagegen bemerken, daß Clam-Gallas umgekehrt manche feindliche Volksdemonstration erdulden muß, weil er ein Glied der hohen Aristokratie ist, die nun einmal als Stütze des alten Systems und Hemmniß neuer gedeihlicher Entwickelung des Kaiserstaats angesehen wird.

Die Stellung Benedek's bei Königgrätz unterwirft Rüstow einer scharfen Kritik, sie ist auch andererseits verurtheilt worden. Wir empfehlen, was der Verfasser über die Schlacht und die wahren Ursachen des Siegs, auch was er gegen die Eintheilung eines Heers in zwei Haupteinheiten, zwei Armeen sagt. Sehr gut und klar ist die Schlacht geschildert; Rüstow verlor hier einen Bruder, der andere fiel am folgenden Tage auf dem westlichen Kriegsschauplatze bei Dermbach gegen die Baiern. Beide waren Stabsoffiziere in der preußischen Armee; der jüngste, Cäsar, auch als Militärschriftsteller bekannt; wir haben Gelegenheit gehabt, diesen in seinem Wirken an der Kriegsschule zu Erfurt zu würdigen, und achten die Pietät des Bruders, welcher beiden Gefallenen in seinem Werke ein ehrenvolles Gedenkwort geweiht hat. Bei Besprechung des Eindrucks und der Folgen der Schlacht von Königgrätz weist der Verfasser mit Genugthuung darauf hin, daß er bereits in seiner „Geschichte des deutsch-dänischen Kriegs von 1864", zuerst in einer Zeit, wo noch kein Mensch daran dachte, es als eine Pflicht Preußens hingestellt, die Elbherzogthümer mit seinen Ländern zu vereinigen, daß er sich entschieden für den Weg erklärt, den Preußen jetzt genommen und daß es gut sein würde, sich mit der Mainlinie zu begnügen, wenn sonst nichts zu haben sei (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1865):

Durch den Gang des Kriegs ist erheblich mehr erreicht worden: der vorläufige Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, also die Aufhebung des verderblichen Dualismus, den zwei Großmächte in Deutschland in dasselbe hineintragen mußten, stets fähig einander im Guten zu hindern, niemals fähig, Deutschland zum Guten zu verhelfen. Die Schlacht von Königgrätz hat Deutschland ein natürliches Gravitationscentrum gegeben.

Der Besorgniß in Süddeutschland, daß diese „preußische" Einheit eine der Freiheit schädliche Centralisation werden könne, tritt er mit folgenden Worten entgegen:

Man vergißt, daß die Decentralisation im Blute der germanischen Völker liegt und daß ein wenig centralistischer „Despotismus" ihnen nichts schaden kann, weil er nie bis zur abtödtenden Verderblichkeit durchdringen wird. Die preußische Regierung würde niemals auf den Gedanken kommen, auf welchen seinerzeit die piemontesische kam — sogar die Ammenmilch in Italien piemontesisch unificiren zu wollen. In den preußischen Provinzen, welche schon seit 1815 zu einem Staat verschmolzen sind, herrschen heute noch sehr verschiedene Rechte, die den einzelnen gefallen, dem Staate nichts schaden.

In der Analyse der neuen Lage, welche durch die Abtretung Venetiens an Napoleon und dessen von Oesterreich angerufene Einmischung geschaffen worden, heißt es unter anderm:

Was war der Schritt Oesterreichs anders, als die verwirrendste Anrufung Napoleon's, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen? Wie dem Augustenburger sein wimmernder Brief an Napolen auch bei der größten Zahl seiner ursprünglichen Anhänger mehr als seine sonstigen Eigenschaften schadete, so schadeten jetzt wieder Oesterreich seine Transactionen vom 4. Juli mehr als alle seine andern Fehler. Wir sprechen hier in vollständigster Kenntniß der Sache; auch in Süddeutschland, selbst in Schwaben, welches sich in den wüthendsten Preußenhaß hineingeredet hatte, blieben Oesterreich nur wenig Bundesgenossen.

Die dritte Abtheilung enthält die Ereignisse auf dem nordwestlichen (westdeutschen) und auf dem südlichen (italienischen) Operationstheater im Laufe des Juli. Auch hier sind die Verhältnisse und Einflüsse, sowie die Persönlichkeiten in freimüthigster Weise besprochen, wie es der nach allen Richtungen hin unabhängige Standpunkt

des Verfassers erlaubt. Er klagt die Persönlichkeiten nicht überall an, sondern sucht „jedermann von der großen Wahrheit zu überzeugen, wie die einzelnen Personen, obwol nicht vom Erfolge begünstigt, schuldlos dastehen können, während der unglückliche Bundeswirrwarr eine kräftige und tüchtige Nation wie zu falschem Thun so zu unverdienter Niederlage verurtheilte". Den Prinzen Alexander von Hessen behandelt er allerdings nicht so glimpflich. Eingehend werden die Ereignisse in Italien dargestellt, wo er die Regierung und Lamarmora nicht schont, und die unendlich geringen Erfolge Garibaldi's daraus erklärt, daß er selbst physisch geschwächt war, seinen großen persönlichen Einfluß nicht spielen lassen konnte und das Freiwilligeninstitut in den Augen der Armee herabgesetzt und möglichst schlecht ausgerüstet fand. „Garibaldi war schlecht unterstützt, offenbar von miserablen Intriguanten umgeben." Die genaue Schilderung der Schlacht von Lissa leitet der Verfasser mit Worten ein:

Während die oben erzählten Ereignisse sich zu Lande zutrugen, ward ein Seekampf geliefert, wie ihn die Geschichte noch nicht gesehen hat und in welchem das in Böhmen so unglückliche, wider aller Erwarten so schnell aus dem Felde geschlagene Oesterreich einen der glänzendsten Siege errang, die auf dem Meere jemals vorgekommen sind.

Dem Admiral Persano werden dann bedeutende Fehler nachgewiesen, besonders daß er sich auf das Widderschiff Affondatore begeben, dies aus der Schlachtordnung zurückgezogen und damit als Reserveschiff behandelt habe, wodurch er sich der Uebersicht beraubte und dadurch die Leitung erschwerte, andererseits aber auch ein Schiff, von dem große Wirkungen erwartet wurden, unthätig hielt. Die italienische Holzflotte in zweiter Linie nahm so gut wie gar nicht am Kampfe theil. Dies fällt um so mehr auf, als der österreichische Admiral wirklich einen vortrefflichen Gebrauch von seinen Holzschiffen in ihrer Verbindung mit den Panzerschiffen machte. Es war das erste mal, daß in einer Seeschlacht sich die neuern Streitmittel des Seekriegs gegenüber befanden. Rüstow schildert die Schlacht in ihren einzelnen Momenten. Wenn das Gericht, das jetzt über Persano zusammengetreten ist, dieselben Anschauungen gewinnt, möchte an seiner Verurtheilung nicht zu zweifeln sein. *) Zum Schluß der Abtheilung wird noch Cialdini's Vorrücken in Venetien bis zum Waffenstillstande berichtet und das Auftreten der italienischen Regierung nach allen Seiten hin unzuverlässig genannt. Lamarmora's Depeschen an Garibaldi und Cialdini über die Niederlage von Custozza, die er ein nicht gut zu machendes Unglück (disastro irreparibile) nennt, sind nach Rüstow's Angabe neuerdings von den Gegnern des verunglückten Feldherrn eifrig angegriffen worden, während er sie in Abrede stellt.

Die vierte Abtheilung führt die Geschichte des Kriegs zu Ende und knüpft daran noch manche Bemerkung über taktische und strategische Verhältnisse, welche Lesern vom Fach interessant sein werden. Rüstow's Werk ist bisjetzt das einzige geblieben, das den gewaltigen Stoff nicht in allzu engem Rahmen ausgearbeitet hat. Wir hätten freilich gewünscht, daß der Verfasser mehr Materialien hätte benutzen können, als ihm mitten im Strome der Begebenheiten zu Gebote standen. Eine zweite Auflage wird jedenfalls wesentliche Erweiterungen und auch manche Berichtigung bringen. **Karl Gustav von Bernuth.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

*) Diese Verurtheilung ist inzwischen erfolgt. D. Red.

Angelus Silesius.

Die große geistige Bewegung des 16. Jahrhunderts hatte in Deutschland nach dem wormser Reichstage andere Wege eingeschlagen, als die Mehrzahl ihrer Förderer und Träger bezweckte. An die Stelle der völlig freien Forschung, des Grundprincips der Reformation, war ein neuer Autoritätsglaube getreten; der Freiheitsenthusiasmus der ersten Jahrzehnte niedergedrückt durch rücksichtslose Maßregeln der Fürsten und der wissenschaftliche Eifer des humanistischen Zeitalters erstickt durch die von oben begünstigte Orthodoxie der lutherischen Theologen. In einer Zeit, welche selbst die akademischen Tanz- und Fechtlehrer auf die Glaubenssätze der Concordienformel glaubte verpflichten zu müssen, konnte die Freiheit der Wissenschaft nicht gedeihen; das fromme Gemüth fand keine Nahrung in dem fanatischen Pastorengezänk. Während die ersten großen Erfolge der Reformation durch den volksthümlichen Charakter ihrer Häupter bedingt waren, ward der Ausbau des Gebäudes von Fürsten und den Theologen und Juristen der Höfe versucht. Von großer Wichtigkeit war diese kirchliche und politische Gegenströmung für die Entwickelung des deutschen Schriftthums. Nach Form und Inhalt hin erfuhr dasselbe Veränderungen, welche Ursache des unselbständigen Charakters unserer Literatur im 17. Jahrhundert waren. Der Krieg gegen die Volkspoesie begann. Der Pfarrer eiferte gegen sie von der Kanzel und dichtete, um diese „Zotenlieder" zu verdrängen, geistliche Gesänge auf ihre Melodien. Nur einige Städte Süddeutschlands sahen noch bis in das 17. Jahrhundert hinein auf ihren Marktplätzen Aufführungen von Fastnachtsspielen. Die gelehrten Schulschauspiele verstand das Volk nicht, auch wenn sie in deutscher Sprache geschrieben waren, und bei den Vorstellungen der englischen Komödianten ergötzte sich das große Publikum fast nur an dem Gelärm der Zwischenactsmusik und an den Späßen des Pickelherings. Die Lyrik des 15. Jahrhunderts war gesungen, die Dramen dieser Zeit waren aufgeführt worden. Das ausgehende 16. Jahrhundert schrieb Lieder und Schauspiele zum Lesen. Der Adel und die Zunft der Gelehrten bestimmte jetzt nicht mehr blos die politischen und kirchlichen Verhältnisse, sondern auch die Literatur und machte die Poesie höfisch und pedantisch. Da aber jeder Gelehrte zugleich ein sattelfester Theologe war und jeder Edelmann sich zu der am Hofe herrschenden Orthodoxie bekennen mußte, so war ein weniger religiöser als dogmatischer Charakter des damaligen Schriftthums sehr natürlich. Während in den Kirchenliedern, Streitschriften, Dramen und Schwänken der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts volksthümliche Form, Schwung, jugendliche Begeisterung zu finden ist, während die Literatur

jener Zeiten die das Volk bewegenden Ideen zum Ausdruck brachte, und der Dichter aussprach, was Tausende mit ihm dachten und fühlten, herrscht in den literarischen Producten der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein erbärmlich kleinlicher Subjectivismus, ein eitles Prunken mit dem „Ich". Der frische, lebendige Quell der Poesie war versickert in dem Sande der Dogmatik; dem Volke war ebenso sehr der Sinn für die Dichtkunst, wie der Sinn für Politik genommen und ein starrer religiöser Indifferentismus an die Stelle der gemüthstiefen Erregtheit in der ersten Periode des Reformationszeitalters getreten.

Die Reaction gegen diese Herrschaft der Form und Formel, gegen diese Buchstabengläubigkeit sollte nicht ausbleiben. Manches fromme Gemüth suchte in den Schriften eines Tauler, Eckart die Nahrung, welche ihm die polemische Richtung der damaligen theologischen Literatur nicht bieten konnte; viele Geister neigten sich zur Mystik. So bildete sich eine stille Gemeinde außerhalb der verschiedenen christlichen Kirchen, nicht im Gegensatze zu ihnen. Protestanten, Reformirte und Katholiken vereinigten sich in dem Glauben, daß nach Ertödtung der Sinnlichkeit die Gottheit in ein unmittelbares Verhältniß zur Menschenseele trete und daß des Menschen Streben auf eine Wiederherstellung der ursprünglichen, aber durch Raum und Zeit aufgehobenen Einheit seiner Seele mit der göttlichen Seele gerichtet sein müsse. Schwenkfeldt, Valentin Weigel, Jakob Böhme vertraten auf protestantischer Seite diese neue Theosophie; in Liedern lehrten sie der lutherische Johann Frank, der reformirte Neander, die katholischen Priester Spee und Balde und die Convertiten Angelus Silesius und Knorr von Rosenroth. Im Mittelalter hatte der Südwesten Deutschlands die Hauptvertreter der Mystik aufgewiesen; das 16. und 17. Jahrhundert ließ dieser Religion des Gemüths und der Phantasie vorzugsweise im Osten Pflege angedeihen. Ihren Vertretern blieb Kampf und Anfeindung nicht erspart und es waren hauptsächlich die lutherischen Geistlichen, welche in der widerwärtigsten Polemik diese „falschen Propheten" angriffen und, sich nicht begnügend mit Kanzelgeschrei, die Staatsgewalt gegen die neuen Ketzer anriefen, um durch Gefängniß und Verbannung die abtrünnigen Geister zur Rückkehr in den Schos der alleinseligmachenden protestantischen Kirche zu zwingen. Kein Wunder daher, daß mancher Anhänger der erneuten Mystik sich dem Katholicismus zuwandte, dessen sinnlich-schöner Cultus den Forderungen des Gemüths Rechnung trug und den abweichenden Meinungen größere Toleranz entgegenbrachte als die damals herrschende Richtung der protestantischen Theologie.

Der görlitzer Philosoph Jakob Böhme und der schlesische Dichter Johann Scheffler sind die bekanntesten Vertreter der nachreformatorischen Mystik; beider Leben und Denken haben verschiedene Monographien zu beleuchten versucht. Der häufige Fehler monographischer Darstellungen, den Helden aus dem geschichtlichen Entwickelungsgange herauszureißen und ihn nicht als bedingte, sondern als originelle Persönlichkeit darzustellen, ist aber Ursache gewesen, daß wir über den Zusammenhang der Mystik des 16. Jahrhunderts mit der des Mittelalters unaufgeklärt geblieben sind. Ein wesentliches Verdienst hat sich in dieser Hinsicht Franz Kern durch seine literarhistorische Untersuchung erworben, indem er mit Scharfsinn und Belesenheit die Schriften des Meister Eckart als Hauptquelle der religiösen Ansichten des Angelus Silesius nachwies:

Johann Scheffler's Cherubinischer Wandersmann. Eine literarhistorische Untersuchung von Franz Kern. Leipzig, Hirzel. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Johann Scheffler, oder wie er sich mit latinisirtem Namen nannte, Angelus Silesius, war 1624 zu Glatz von evangelischen Aeltern geboren und starb 1677 als katholischer Priester in Breslau. Unter den Dichtern nach Opitz nimmt er eine hervorragende Stellung ein; neben Logau die erste unter den Epigrammatikern. Jener, sein älterer Zeitgenosse, hatte in mehr als 3500 Sinngedichten vorzugsweise die socialen und politischen Gebrechen seiner Zeit gegeiselt; Scheffler wollte in seinen „geistreichen Sinn- und Schlußreimen zur göttlichen Beschaulichkeit anleiten". Sein Geist bewegt sich außerhalb der verständig-gelehrten Richtung, welche die vorangegangene Zeit und besonders Opitz' Muster der deutschen Poesie des 17. Jahrhunderts gegeben hatte; die Form seiner Dichtungen läßt den Einfluß der Opitz'schen Schule nicht verkennen. Martin Opitz hatte sich selbst zwar nur in epigrammatischen Nachbildungen versucht, in seinen eigenen Gedichten jedoch Sentenzen und zugespitzte Antithesen mit solcher Vorliebe und auch mit solchem Geschick angewandt, daß an seinem Vorbilde gerade in Schlesien sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Epigrammatikern schulte. Logau's „Reimsprüche" behandeln die Form mit größerer Freiheit als Scheffler's Epigramme, welche sämmtlich in dem durch Opitz zur Herrschaft gelangten Versmaße des Alexandriners geschrieben sind.

Seine religiösen Ansichten trägt Scheffler mit dichterischer Begeisterung vor, oft unklar, schwülstig und in geschmacklosem Ausdruck, nie aber mit Gelehrsamkeit prunkend. Seine Sinngedichte zeigen ebenso wie seine Lieder einen wunderbar tiefsinnigen, über das Irdische sich erhebenden Geist; ein Gemüth, das hier in Sünden trauert, dort in der Gewißheit des Einsseins mit der Gottheit stolz sich aufrichtet; einen Glauben, welcher das Ringen des Verstandes nach Erkenntniß der Wahrheit verachtet, weil er die Wahrheit in sich selbst zu besitzen wähnt. An einzelnen Stellen offenbart sich der pantheistische Grundzug seiner religiösen Ueberzeugung; an andern sucht der Dichter mit diesen die Dogmen der Kirche in Einklang zu bringen. Die Verse sind ohne Ordnung hingeschrieben, wie die Gedanken in der Seele aufgetaucht, und gerade diese Systemlosigkeit bietet einen nicht geringen Reiz. Franz Kern hat die Epigramme des „Cherubinischen Wandersmanns" unter gewisse Kategorien gebracht und in lichtvoller Darstellung die Hauptzüge der Mystik Scheffler's dargelegt. Die angeführten Parallelstellen aus den Schriften Meister Eckart's beweisen, wie der schlesische Dichter von

dem großen Prediger des 14. Jahrhunderts nicht blos Gedanken, sondern nicht selten sogar den wörtlichen Ausdruck empfangen habe. Dennoch möchten wir nicht der Ansicht des Verfassers beitreten, daß alle jene Epigramme, zu denen sich sinnverwandte Sprüche in Eckart's Schriften gesellen, auf letztere als ihre directe Quelle hinweisen. Es gibt gewisse Grundideen, welche allen Mystikern gemeinsam sind, bei jedem oft in demselben Ausdrucke wiederkehren. Diese Axiome verarbeitete denn auch Scheffler; für sie würden aber ebenso wol Tauler's Schriften und die deutsche Theologie, als Meister Eckart Parallelstellen bieten können. So führt Franz Kern selbst (S. 47) ein Bild an, welches von Eckart, der „Deutschen Theologie" und Scheffler angewendet worden ist. Letzterer spricht von den beiden Arten des Erkennens, von einem göttlichen, übersinnlichen und einem an Raum und Zeit haftenden, wenn er spricht:

Zwey Augen hat die Seel': ein's schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin auf die Ewigkeit.

Meister Eckart drückt denselben Gedanken folgendermaßen aus:

Die meister sprechent, diu sêle habe zwei antlüte, unde daz ober antlüte schouwet alle zît got unde daz nider antlüte sihet etwaz herabe unde daz berihtet die sinne, unde daz oberste antlüte daz ist daz oberste der sêle, daz stêt in êwigkeit, und enhât niht ze schaffenne mit der zît und enweiz niht von der zît und von dem lîbe.

Aehnlicher noch dem Scheffler'schen Spruche ist eine Stelle in der „Deutschen Theologie" („Theologia, deutsch. Herausgegeben von Pfeiffer", Stuttgart 1851), wo hinzugefügt wird, das linke Auge, das in die Zeit und die Creatur gerichtete, musz sich glich hálden, als ob es tôt si, sonst könne die Seele nicht mit dem rechten in die Ewigkeit sehen. Vgl. das Epigramm:

Die Seele, welche Gott das Herze treffen will,
Seh' nur mit Einem Aug', dem rechten, auf das Ziel.

Diese merkwürdige Wiederkehr desselben Bildes bei drei zu ganz verschiedenen Zeiten lebenden Mystikern hätte Kern auf den Gedanken bringen können, daß gewisse Ideen, Bezeichnungen und Gleichnisse sich unter den mystischen Denkern fortgeerbt haben und ihr Gemeingut geworden sind, und daß man wol bei Scheffler und Eckart sinnverwandte Sätze finden könne, ohne aber daraus den Schluß auf eine directe Entlehnung ziehen zu dürfen. Ueberhaupt scheint der Verfasser vorliegender Monographie durch die Annahme eines bestimmenden Einflusses der Eckart'schen Mystik auf Scheffler zur Verkennung des Einflusses verleitet worden zu sein, welchen Tauler, die „Deutsche Theologie", Ruysbroek u. a. auf Angelus Silesius ausgeübt haben. In der Vorrede zum „Cherubinischen Wandersmann" spricht Scheffler selbst davon, wie viel er „diesen Lehrern der geheimen Gottesweisheit" verdanke. Auffallen muß es, daß in dieser Vorrede Eckart's keine Erwähnung gethan ist.

Die echt historische Unparteilichkeit, mit welcher Franz Kern die confessionelle Stellung Scheffler's beurtheilt, ist sehr anerkennenswerth. Nach Gervinus' Vorgang, „der statt zu einer ruhigen, vorurtheilslosen Kritik zu gelangen, wie von persönlichem Unwillen ergriffen höhnend und spottend über den von der evangelischen Lehre abgefallenen Dichter sich äußert", haben die meisten protestantischen Literarhistoriker über Scheffler den Stab gebrochen, während die Romantiker und Katholiken in ihm „einen der größten Dichter Deutschlands" erblickten. Wir begreifen, daß eine protestantische Geschichtschreibung im Hinblick auf die Apostasie Scheffler's dessen Dichtungen, die so sehr abweichen von den Dogmen seiner Zeit, ungünstig beurtheilt hat; wir halten zugleich aber jede Beurtheilung historischer Persönlichkeiten für eine unwissenschaftliche, wenn dieselbe in Vorurtheilen einen andern Maßstab sucht, als die Geschichte selbst bietet. **Reinhart Zöllner.**

Zur Uebersetzungsliteratur.

Chaucer's Canterbury-Geschichten. Uebersetzt von Wilhelm Hertzberg. Drei Theile. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1866—67. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Nicht nur die „Bibliothek ausländischer Classiker", sondern auch die deutsche Literatur ist durch diese Uebersetzung um ein schönes Werk bereichert worden. Als John Saunders vor etwas mehr als 20 Jahren den englischen Dichtervater seinen Landsleuten durch eine sonderbar zugestutzte Bearbeitung zugänglich zu machen versuchte, da fragte er in seiner Einleitung:

Sollen wir denn warten, bis unsere deutschen Brüder uns gelehrt haben werden, Chaucer zu lesen, wie sie schon viel dazu gethan haben, uns Shakspeare verständlich zu machen? Es scheint fast so; denn wirklich sind unsere festländischen Wohlthäter bereits zur Aufgabe gerüstet. Die neueste „Foreign Quarterly Review" berichtet nämlich, daß die Riesenarbeit der Uebersetzung soeben von Eduard Fiedler vollbracht worden, und er habe nicht nur mit großem Erfolge Chaucer's Sprache und Stil nachgeahmt, sondern auch so viel von dessen Geist in seine Uebersetzung hineingetragen, daß es nicht überraschen würde, wenn Chaucer bald die Bewunderung und Aufmerksamkeit unserer britischen Brüder mit Shakspeare theilte.

Die Nachricht war falsch; denn Fiedler hatte seine Arbeit nicht vollendet. Blos der erste Band, 5 von den 23 Erzählungen nebst einer „Einleitung zu Chaucer's Leben und Werken" enthaltend, war erschienen. Ob der Verfasser darüber gestorben oder aus Mangel an Theilnahme seitens des deutschen Publikums die Fortsetzung seines Werks aufgegeben, wissen wir nicht. Wir vermuthen, ersteres war der Grund, da das Werk im Buchhandel vergriffen ist und wir nur durch einen glücklichen Zufall unlängst in Besitz eines Exemplars gelangten. Soweit es reicht, verdient es jedenfalls ein ehrenvolles Andenken. Die Prophezeiung der „Foreign Quarterly Review" konnte indessen nicht in Erfüllung gehen, da die Uebersetzung nur Bruchstück geblieben war. Es war auch wol nur eine Hyperbel, deren sich die „Review" bei der Gelegenheit bediente; denn mit Shakspeare kann Chaucer den Vergleich freilich nicht aushalten, wol aber war er sein eigentlicher und bedeutendster Vorläufer, wie er überhaupt die typischen Grundzüge und Kennzeichen der englischen Literatur in sich vereinigt.

Bei der nicht zu verkennenden Schwierigkeit nun, den Dichter in seiner allerdings zum großen Theil veralteten

Sprache im Urtext zu verstehen, was selbst nur wenigen seiner Landsleute möglich sein möchte, ist eine Verdeutschung gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen gewesen, schwerlich aber hätte es bessern Händen anvertraut werden können, als dem längst bewährten Uebersetzer Tennyson's, der sich übrigens, wie man aus der gründlichen und kritisch werthvollen Einleitung deutlich ersieht, ja wie er uns im Vorwort ausdrücklich mittheilt, bereits seit Jahren mit dem Dichter beschäftigt hat. Die vorliegende Arbeit selbst, die er „nicht ohne Scheu" endlich veröffentlicht, hatte er die vollen neun kanonischen Jahre in seinem Pult bewahrt. Die Ausführung entspricht denn auch dieser sorgfältigen Vorbereitung. Die Verse, dem Metrum Chaucer's folgend, sind so glatt und wohlklingend, wie das Original selbst, und bei aller „Sinnestreue" ist der deutsche Ausdruck stets fließend. Der Grund der Scheu aber, mit welcher er die Uebertragung veröffentlicht, liegt in der Schlüpfrigkeit der komischen Erzählungen des englischen Dichtervaters. „Aber die Erwägung siegte", sagt Hertzberg im Vorwort, „daß ohne sein (des Uebersetzers) Dazwischentreten nicht nur unserm Volke die Freude an den urkräftigen Schöpfungen eines Originalgenies, sondern auch den Geschichtsfreunden eine der reichsten Fundgruben für das mittelalterliche Culturleben wahrscheinlich noch lange versagt und verschlossen bleiben würde." Was nun aber im Original den Eindruck der Naivetät macht, das erscheint in unserm decenten Hochdeutsch plump und unflätig. Der Uebersetzer hat daher gethan, was unter den Umständen geboten war: wo die Thatsache ein wesentliches Element der Fabel bildete, hat er sie umschrieben, wo nicht, den betreffenden Vers aufgelassen, und beides nur, wo sexuelle Verhältnisse ins Spiel kamen.

Der Uebersetzung geht eine kritisch sehr werthvolle Einleitung über Chaucer's Zeitalter, Leben und schriftstellerischen Charakter voran, die in möglichster Gedrängtheit alles bietet, was wir vom Dichter wissen und was eine schärfere Kritik der neuern Biographen über ihn und seine Werke ermittelt hat. Chaucer hat nämlich auch das mit Shakspeare gemein, daß über seinen Lebensumständen, wenigstens bis zu seinem spätern Mannesalter, ein Dunkel schwebt, ja in mancher Hinsicht ein noch größeres als über denen des jüngern Dichterfürsten. Denn von Chaucer ist weder der Geburtsort noch das Geburtsjahr mit Sicherheit anzugeben. Für den erstern nahm man zwar bisher nach Chaucer's eigener Aussage London an. In dem ihm zugeschriebenen „Testament der Liebe" heißt es nämlich: „Die Stadt London, in welcher ich aufgewachsen bin, ist mir werth und theuer; und ich liebe diesen Ort inniger, als irgendeinen andern auf Erden, wie jedes lebende Wesen eine Vorliebe für seinen Geburtsort hat." Hören wir nun aber Hertzberg:

Chaucer ist aller Wahrscheinlichkeit nach in London geboren, wo im 13. und 14. Jahrhundert mehrere Bürger seines Namens und daher doch wol derselben Familien ansässig waren. Die Sache würde durch sein eigenes Zeugniß im „Testament der Liebe" außer allem Zweifel sein, wie es ebenso zweifellos wäre, daß diese unter seinem Namen gehende Schrift in der uns vorliegenden Form wirklich von Chaucer verfaßt, oder daß, wenn sie von ihm verfaßt war, unter dem in der ersten Person dort geführten Erzähler (sic) wirklich unser Dichter zu verstehen sei.

Sir H. Nicolas, der neueste Biograph Chaucer's, war der erste, der das ganze Buch „als schwerverständlich" beiseiteschob. Hertzberg führt später die gegen Chaucer's Autorschaft der gedachten Schrift sprechenden Gründe an und schließt mit der Hoffnung, daß „damit die fernere Berufung auf sie als eine Quelle für Chaucer's Biographie abgethan sein werde". So bleibt uns also für den Geburtsort des Dichters nur eine Wahrscheinlichkeit. Was nun das Geburtsjahr betrifft, so wurde früher in auffällig unkritischer Weise das Jahr 1328 dafür gehalten. Man hatte sich für diese Angabe auf die Inschrift seines Grabsteins, nach welcher er am 25. October 1400 in einem Alter von 72 Jahren gestorben wäre, berufen. Gegen das angeführte Jahr spricht aber die zuerst von Godwin veröffentlichte Urkunde einer gerichtlichen Zeugenaussage Chaucer's vom Jahre 1386, in welcher der Dichter erklärt, er sei 40 Jahre und darüber alt (XL ans et plus). Der genannte Biograph hatte aber diese Urkunde erst, nachdem sein Werk bereits gedruckt war, geprüft; um nun nicht diejenigen Stellen in seiner Biographie, welche dadurch unrichtig gemacht wurden, streichen oder ändern zu müssen, war er unehrlich genug, gegen die von ihm selbst beigebrachte Evidenz anzukämpfen, und stellte die absurde und lieblose Vermuthung auf, der Dichter habe aus Eitelkeit beschworen, er sei erst 40 Jahre oder so alt, während er in Wahrheit 58 Jahre alt war.

So pflanzte sich das unrichtige Geburtsjahr durch alle Biographien von Speight bis Campbell fort und ging von diesen in die landläufigen Literaturgeschichten über. Erst Turner wagte es, das Jahr 1340, und Hippisley, 1345 als das Geburtsjahr Chaucer's anzunehmen. Entschiedener als beide aber focht Fiedler die Autorität der Grabinschrift an und wies auf ihren Widerspruch mit dem unabweisbaren juridischen Document hin. Wie Hippisley schob auch er das Geburtsjahr bis 1345 hinauf. Nach genauer Prüfung aller Umstände jedoch schließt sich Hertzberg der Annahme Turner's (ohne jedoch diesen zu nennen) an und stellt das Jahr 1340 als dasjenige hin, durch welches allein erst die Zweifel gelöst werden, die sich bei der hergebrachten Jahreszahl aufdrängen. So werden in dieser verdienstvollen Einleitung noch manche dunkle Punkte in Chaucer's Biographie aufgehellt, bei denen wir jedoch nicht länger verweilen können. Es mag genügen, sie allen, die sich specieller mit der englischen Literatur beschäftigen, als das Beste, was wir, Deutsche sowol wie Engländer, über den englischen Dichtervater besitzen, zu empfehlen. Ebenso wenig können wir hier auf Hertzberg's treffliche Bemerkungen über Chaucer's Charakter als Dichter, über sein Verhältniß zu seinen englischen und französischen Vorgängern und Nachfolgern, über sein Metrum, seine Originalität, seine Gelehrsamkeit, sein Genie, seine Bedeutung und Größe, welche

letztere er mit Recht als keineswegs nur eine historische und relative angesehen haben will, des Nähern eingehen. Nur seine Parallele zwischen Chaucer und Boccaccio, mit dem er der äußern Form nach die meiste Verwandtschaft hat, wollen wir hier anführen, um das Vorurtheil, das man in Deutschland so lange gegen den englischen Dichter gehegt zu haben scheint, auch unsererseits beseitigen zu helfen.

Boccaccio ist bei seiner blendenden und gleichmäßig gefeilten, niemals plumpen Diction dennoch im Herzen lasciv. Er ist schlüpfrig, lüstern und darum wirklich unsittlich und gefährlich. Bei Chaucer dagegen ist von Lüsternheit nirgends die geringste Spur. Es kommt ihm nicht entfernt in den Sinn, sich in verblümten, aber eben darum verführerischen Situationen zu ergehen, wie jener es mit Vorliebe thut. Er läßt zu Zeiten ein unschickliches, sehr unschickliches Wort fallen, aber er ist nie unsittlich. Man mag die betreffenden Stellen roh, ungeschlacht, pöbelhaft nennen, der gebildete Anstandssinn mag dabei erschrecken; die Unschuld und Tugend ist sicher vor ihnen, ebenso sicher wie bei den groben Späßen Eulenspiegel's und was sonst aus unserer ältern deutschen Volksliteratur in dieselbe Rubrik gehört.

Schließlich können wir es uns nicht versagen, unsern Lesern nach Voranstellung des englischen Textes *) ein oder zwei Pröbchen aus der gewandten Uebersetzung selbst vorzulegen. Beide Stücke sind dem Prolog entnommen, der bekanntlich zu den gelungensten Partien des Werks gehört:

A merchant was there, with a forkèd beard;
In mottèly, and high on horse he sat;
And on his head a Flandrish beaver hat.
His bootes claspèd fair and fetisly.
His reasons spake he full solemnèly;
Sounding alway th'increase of his winning;
He would the sea were kept for anything
Betwixen Middleburgh and Orèwell.
Well could he in exchanges shieldès sell.
This worthy man full well his wit beset,
There wiste no wight that he was in debt;
So stedfastly did he his governance,
With his bargains, and with his chevisance.
Forsooth he was a worthy man withal.

Ein Kaufherr dann in scheckigem Gewand
Kam hoch zu Roß; er trug 'nen Zwickelbart
Und einen Biberhut nach vläm'scher Art;
Die Stiefeln zugehakt, fein sänberlich;
Er sprach voll Nachdruck und höchst feierlich,
Stets blickte des Geschäfts Bedeutung durch.
„Man müßte jedenfalls von Middelburg",
Meint' er, „bis Oriwell das Meer bewachen",
Viel Geld auch konnt' er an der Börse machen,
Und seine Kunst betrieb er höchst gewandt.
Man ahnte nicht, wie schief es mit ihm stand;
So sicher wußt' er sein Geschäft zu führen
Und Fordrung mit Credit zu balanciren.
Und in der That ein würd'ger Mann war dies.

The Miller was a stout carl for the nones,
Ful big he was of brawn and eke of bones.
That proved wel, for over all there he came,
At wrestling he wolde bere away the ram.
He was short-shoulder'd, brode, a thikke gnarre,
Ther n'as no dore that he n'olde heve of barre,
Or breke it at a renning with his hede.
His berd as any sowe or fox was rede,
And thereto brode as though it were a spade;
Upon the cop right of his nose he hade
A wert, and thereon stude a tuft of heres,
Rede as the bristles of a sowes eres.
His nose-thirles blacke wer and wide:
A swerd and bokeler bare he by his side.
His mouth as wide was as a forneis.
— — — — — — — — — —
Wel coulde he stelen corne and tollen thries;
And yet he hade a thoom of golde parde,
A white cote and a blew hode wared he:
A baggepipe wel coulde he blow and soune,
And therewithal he brought us out of toune.

Der Müller war ein Kerl von tücht'gem Mark,
Von Muskeln und von Knochen mächtig stark.
Das zeigt' er wohl: in jedem Ringerkreis
Trug er den Hammel stets davon als Preis;
Ein dicker Knorr, kurz, in den Schultern breit,
Hob jede Thüre aus mit Leichtigkeit,
Ja rannte sie wol mit dem Schädel ein.
'Nen Bart hatt' er, ganz fuchsroth, wie ein Schwein,
Breit wie ein Spaten unten abgeschnitten,
Und recht auf seiner Nasenspitze Mitten
Stand eine Warze, Haare drauf, genau
Wie Borsten an den Ohren einer Sau.
Die Nasenlöcher waren schwarz und wild
Und an der Seite trug er Schwert und Schild.
Weit wie ein Ofen that sich auf sein Mund.
— — — — — — — — —
Er stahl das Korn und nahm dreimal die Metzen.
Bei Gott, sein Daumen machte Gold und Grütze,
Er ging in weißem Rock und blauer Mütze.
Den Dudelsack verstand er gut zu blasen
Und brachte uns schier durch die Musik zum Rasen.

Man sieht wol auf den ersten Blick, daß die Uebersetzung dieses Englisch noch ganz andere Schwierigkeiten bieten mußte als die eines neuen englischen Dichters; Hertzberg hat aber außer der glücklichen Besiegung derselben noch das Verdienst, durch seine Uebertragung manche dunkle Stelle im Urtext beleuchtet und daher auch als Textkritiker seiner Aufgabe sich gewachsen gezeigt zu haben. Auch die der Uebersetzung angehängten Anmerkungen zeugen von ebenso gründlicher Forschung wie richtigem Takt in der Auswahl des Wissenswerthesten. Bei einer neuen Auflage wird hoffentlich dem sehr empfindlichen Mangel eines Inhaltsverzeichnisses abgeholfen werden.

David Asher.

*) Freilich nach zwei verschiedenen Texten.

Feuilleton.

Louis Veuillot über Alexander von Humboldt.

Wir haben neulich das Urtheil mitgetheilt, welches Veuillot über den pariser Aristophanes fällte; wir führen heute zur Ergänzung sein Urtheil über Alexander von Humboldt an. Man kann sagen, daß Heinrich Heine, Alexander von Humboldt und Giacomo Meyerbeer das Kleeblatt deutscher Größen bilden, welche uns von den Franzosen bis zu einem gewissen Grade streitig gemacht werden. Das Urtheil des ultramontanen Feuilletonisten ist dasselbe, welches seine Gesinnungsgenossen diesseit des Rheins, die Jünger Hengstenberg's mit eingeschlossen, über den großen Naturforscher hegen, nur mit dem Unterschied, daß diese es nicht in so kecker Weise auszusprechen wagen. Veuillot sagt: „Wir haben die Correspondenz des famosen, des berühmten, des kolossalen Alexander von Humboldt vor uns, der fast

hundert Jahre lebte im Glanz des Ruhms, begünstigt von den Menschen, den Königen, dem Himmel und dem «Journal des débats». Diese Correspondenz gibt ihn uns in die Hand. Alexander von Humboldt war ein sehr großer Gelehrter — nur wußte er niemals, warum er auf Erden war. Er hatte viel Geist — schade nur, daß er ein Preuße war und es sich daher von selbst verstand, daß er viel Geist hatte. Er schrieb reizende Briefe — schade nur, daß er in hohem Grade ein echter Literat war und seine Briefe so sauber ausarbeitete, damit sie noch reizender wurden und man sie drucken konnte, und das ist auch geschehen. Er hatte ein hochschlagendes und stolzes Herz — schade nur, daß er Kammerherr des Königs von Preußen war, was ihn nöthigte, beständig seinen Rücken zu beugen und selbst sein Herz und selbst seinen Kopf. Er genoß die Huldigungen, welche ihm die Könige, die Prinzen, die Literaten und die Journale zollten — schade nur, daß er sie albern fand und daß selbst das «Journal des débats» ihm bisweilen widerwärtig wurde, wegen der Mitarbeiterschaft von Philarète Chasles, gegen den er eine Pique hatte. Er besaß Verdienst genug, um seine Stellung als Kammerherr geringzuschätzen und um des Hofes müde zu sein — schade nur, daß er ihn nicht entbehren konnte. Alles glückte ihm — schade nur, daß er sich sehr langweilte und starb mit Ekel am Leben und Furcht vor dem Tode.

„Man veröffentlicht nach seinem Tode, seinem Wunsche gemäß, diese Correspondenz, die er geschrieben hat, um wieder etwas aufzuerstehen, und sich zu zeigen, wie er war. Dies geschieht in der That; nur ersteht er nicht so glorreich auf, wie er gelebt hat. Sie wirft einige «aber» auf, sie flößt wenig Sympathie für den Menschen ein, sie macht viele Fragezeichen in Bezug auf den Philosophen und selbst einige in Bezug auf den Menschen." Veuillot theilt nun einige Stellen aus Humboldt's Briefen mit, namentlich diejenige, in welcher der greise Gelehrte seinen Lebensabend traurig nennt. „So", ruft Veuillot aus, „ein achtzigjähriges Leben, die schönste Begabung, zu erforschen und zu sehen, die schönsten Erfolge, die größten Ehren und nun langsam in der Fülle des Ruhms unterzugehen wie die Sonne im Meer: das ist ein trauriger Abend und ein verfehltes Leben!" Den Grund dieser Verdüsterung sieht Veuillot darin, daß Humboldt unwissend war, unwissend in Betreff des Schicksals und der Pflichten seiner Seele. Man kennt den Text zu diesen Melodien, sie haben auch in Deutschland oft genug uns in die Ohren geklungen. Doch Veuillot hat den Ruhm, sie mit der Dreistigkeit eines pariser Gamins uns vorzuträllern, mit der sich gelegentlich das salbungsvolle Pathos eines Bußpredigers vereinigt.

Wilhelm Mannhardt's Quellensammlung für eine germanische Sittenkunde.

Von Wilhelm Mannhardt's wichtiger und anregender Schrift: „Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur germanischen Sittenkunde", ist eine zweite vermehrte Auflage erschienen (Danzig 1866), wodurch aufs neue die Aufmerksamkeit auf die verdienstvollen Bestrebungen dieses Gelehrten hingelenkt wird, der sich bereits auf dem Gebiete der deutschen Mythenforschung durch verschiedene tüchtige Werke hervorgethan hat. Mannhardt beabsichtigt eine Quellensammlung von heimischen Volksüberlieferungen, auf welcher sich künftig die Culturgeschichte unsers germanischen Stammes aufbauen kann. Zunächst hat er eine Sammlung der agrarischen Gebräuche, vornehmlich der Erntesitten, in Aussicht und Angriff genommen. Als eine Probe der begonnenen Ausführung dieses Gedankens hat er die vorliegende Schrift veröffentlicht, in welcher der alte Volksglaube, daß ein im Getreide hausendes dämonisches Wesen, bald als Roggenwolf, bald als Roggenhund aufgefaßt, beim Kornschnitt gefangen werde, in seinen einzelnen Erscheinungen verfolgt und mit großer und umfassender Gelehrsamkeit dargelegt wird. Die mannichfache Hülfe, welche dem Verfasser aus allen Theilen Deutschlands für diese Untersuchung gespendet wurde, ist hier verwerthet und öfter im einzelnen hervorgehoben.

Mit dieser Schrift ist zugleich die erneute „Bitte" an die Freunde des Volkslebens verbunden, für den Sammler und Forscher über eine größere Reihe von formulirten Fragen Erkundigungen einzuziehen und ihm das Ergebniß ihrer Nachforschungen mit so vielen Einzelheiten wie möglich mittheilen zu wollen. Diese Fragen beziehen sich auf die Gebräuche bei der Ackerbestellung, dem Säen, dem Misten, bei der Heu-, Korn-, Hanf-, Flachs- und Kartoffelernte, beim Dreschen, beim Flachs- und Hanfbrechen. Mit diesen Gebräuchen sind bestimmte abergläubische Meinungen verbunden, auf welche besonders zu achten ist. Auch die Sagen, die sich an die agrarischen Gebräuche knüpfen, sind zu sammeln. Nicht minder die bestimmten Ausdrücke, Redensarten, sowie die Kinderspiele. Mannhardt bittet insbesondere, man möge bemerken, was ehemals Gebrauch war und was jetzt davon noch in Uebung ist. Auch ist darauf zu achten, daß jedesmal der Name und die Lage (Kreis oder Amt, Regierungsbezirk, Provinz) der Orte angegeben werde, wo die mitgetheilten Gebräuche vorkommen. Mannhardt gedenkt rühmend der dankenswerthen Beihülfe, die ihm schon zutheil geworden, aber er bedarf noch bei weitem mehr solcher Mittheilungen, wenn das Unternehmen vollständig werden soll. Möge das Werk von allen, die Lust und Gelegenheit dazu haben, thatkräftig unterstützt werden!

Bibliographie.

August, H., Ein Opfer von Königgrätz. Leipzig, Lißner. 8. 3 Ngr.

Bartsch, K., Die deutsche Treue in Sage und Poesie. Vortrag. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 5 Ngr.

Bengel, J. A., Offenbarungs-Gedanken. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 16 Ngr.

Bluntschli, Geschichte des Rechts der religiösen Bekenntnißfreiheit. Ein öffentlicher Vortrag. Elberfeld, Friderichs. 8. 10 Ngr.

Floß, H. J., J. Gildemeister und das Bonner Universitätsprogramm zum 3. August 1866. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 7½ Ngr.

Freese, J., Wozu leben wir? — und warum jetzt? Einladung zur Philosophie an Jedermann. Berlin. Gr. 8. 12 Ngr.

Freimund, J., Oesterreichs Zukunft entwickelt aus seiner Vergangenheit und Gegenwart. Brüssel. 8. 15 Ngr.

Gerstäcker, F., Unter Palmen und Buchen. 3ter Bd. Unter Palmen und Buchen. Gesammelte Erzählungen. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gustav vom See, Heimathlos. Roman. 4 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 6 Thlr.

Der Fürst von Hohenlohe und seine Gegner. Würzburg, Julien. Gr. 8. 6 Ngr.

Schultes, C., „Reklame!" Original-Roman. 2 Bde. Jena, Hermsdorf. 8. 2 Thlr.

— — Süd und Nord. Gesammelte Novellen. 2 Bde. Jena, Hermsdorf. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Schultz-Schultzenstein, C. H., Die Physiologie der Verjüngung des Lebens im Unterschiede von den dynamischen und den materialistischen Stoffwechseltheorien des Lebens und in ihrem Einfluß auf Gesundheitskultur, Erziehung und Unterricht. Berlin, Remak. Gr. 8. 20 Ngr.

Trocki, L. v., Die Entwickelung der Oper in Polen. Leipzig, Rhode. 8. 12 Ngr.

Usinger, R., Forschungen zur Lex Saxonum. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Bacano, E. M., Die Virtuosen. Eine deutsche Geschichte. Berlin, Lassar. 8. 1 Thlr.

Barrentrapp, C., Erzbischof Christian I. von Mainz. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Weber's illustrirte Katechismen. Belehrungen aus dem Gebiete der Wissenschaften und Künste. Nr. 60: Katechismus der Meteorologie. Von H. Gretschel. Leipzig, Weber. 8. 15 Ngr.

Wickede, J. v., Die 25jährige Regierung des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Eine Volksschrift für Mecklenburg. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 20 Ngr.

Winckelmann's, J., Versuch einer Allegorie besonders für die Kunst. Aus des Verfassers Handexemplar mit vielen Zusätzen von seiner Hand, sowie mit inedirten Briefen Winckelmann's und gleichzeitigen Aufzeichnungen über seine letzten Stunden herausgegeben von A. Dressel. Mit einer Vorbemerkung von C. Tischendorf. Leipzig, Mendelssohn. 1866. Gr. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Zahn, A. v., Dürer's Kunstlehre und sein Verhältniss zur Renaissance. Leipzig. R. Weigel. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Zeit- und Lebensbilder. Neue Sammlung interessanter Novellen und Erzählungen. 1ter Bd.: Der Tag von Königgrätz. Von C. Schmeling. Berlin, Conrad. Gr. 16. 15 Ngr.

Zingerle, I. v., Bericht über die in Tirol angestellten Weisthümer-Forschungen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **Karl Friedrich Wilhelm Wander.**

In Lieferungen zu 8 Bogen. Jede Lieferung 20 Ngr.

Mit der soeben erschienenen funfzehnten Lieferung liegt der erste Band des mit Recht als ein deutsches Nationalwerk bezeichneten „Deutschen Sprichwörter-Lexikon“ von Wander (A — Gothen) vollständig vor. Er kann in gehefteten oder gebundenen Exemplaren durch alle Buchhandlungen bezogen werden (was denen, welche den Bezug eines derartigen Werks in einzelnen Lieferungen nicht lieben, willkommen sein wird), während die Fortsetzung nach wie vor in der, die allmähliche Anschaffung so wesentlich erleichternden bisherigen Form — in Lieferungen zu 20 Ngr. — erscheint. Ein Prospect über das Werk ist gratis zu haben.

In einer ausführlichen Vorrede zum ersten Bande spricht sich der Herausgeber eingehend über das Werk und die von ihm befolgten Grundsätze aus; diese Vorrede ist nebst den sich daranschliessenden Verzeichnissen von hohem Interesse für alle Freunde der Sprachliteratur.

Das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon“ will den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterschatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den blos im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörtersammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat dem Werke den grössten Theil seines Lebens gewidmet.

In der „Allgemeinen Schul-Zeitung“ sagt ein competenter Beurtheiler: „Mit jeder Lieferung wächst das Werk, wie äusserlich, so an innerm Gehalt und Werth. Dazu trägt theils die reichliche Beisteuer, deren sich der Herausgeber von theilnehmenden Gelehrten und Bekannten zu erfreuen hat, das Ihre bei, theils die erhöhte Sorgfalt für die Richtigkeit der angeführten zahlreichen Sprichwörter und hauptsächlich die Fülle der den Sprichwörtern beigegebenen Erklärungen, welche über den Ursprung, den Sinn und die Verwandtschaft derselben oft trefflichen Aufschluss geben.“

Bücher zu ermässigten Preisen.

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Die Preisermässigung besteht nur für einige Zeit. Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt gewährt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit einem Grobian.

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

Zweite Auflage.

Vermehrt mit einem Gespräch über

die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.

8. Geh. 2 Thlr.

Dieses kurz vor dem vorjährigen Kriege erschienene Buch erregte so allgemeines Interesse, daß dasselbe binnen einigen Monaten vergriffen war und eine zweite Auflage nöthig wurde.

Ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besondern Gründen das Buch anonym erscheinen läßt, will in diesen „Gesprächen“ unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen rückhaltlos nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch auf allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Welt zu streben hat, und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Mittel an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch „den Ehrlichen, den Edeldenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke“.

Die vorliegende zweite Auflage ist vom Verfasser mehrfach verändert, namentlich aber durch eine 8 Bogen umfassende Zugabe vermehrt worden. Von dieser erschien gleichzeitig ein Separatabdruck unter folgendem Titel:

Neuestes Gespräch mit dem Grobian.

Ueber die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.

8. Geh. 15 Ngr.

Nicht nur den zahlreichen Lesern der ersten Auflage des Werks, zu welchem es den ergänzenden Abschluß bildet, wird dieses „Neueste Gespräch“ willkommen sein; die originelle Art und Weise, wie der Verfasser den widerstreitenden Ansichten über die großen Fragen der Zeit, namentlich der Deutschland betreffenden, Ausdruck gibt, ist ganz geeignet, bei allen Parteien die lebhafteste Theilnahme zu finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jakob Friedrich Fries.

Aus seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt von

E. L. Th. Henke.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Fries hat nicht nur durch seine philosophischen Schriften, sondern auch durch seine akademische Wirksamkeit in den Jahren 1805—43, zuerst in Heidelberg, später in Jena, welche nur kurze Zeit infolge seiner Betheiligung am Wartburgfeste unterbrochen wurde, einen so hervorragenden Einfluß auf den Entwickelungsgang der neuern deutschen Philosophie ausgeübt, daß die vorliegende Darstellung seines Lebens und Wirkens sicherlich lebhaftes Interesse in vielen Kreisen erregen wird. Sie ist auf Grund der von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen und seines reichhaltigen Briefwechsels mit Freunden und Zeitgenossen, wie de Wette, von Savigny, Hase, Clemens Brentano, F. H. Jacobi, Reinhold, mit beiden Humboldt, Gauß u. a., von seinem Schwiegersohne Professor Dr. Henke in Marburg verfaßt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 9. Mai 1867.

Inhalt: Neue Romane von A. E. Brachvogel, Leo Wolfram und Otto Müller. Von Rudolf Gottschall. — Der Krieg von 1866. Von Karl Gustav von Berneck. (Beschluß.) — Giacomo Leopardi. Von Otto Spielberg. — Feuilleton. (Die Generalversammlung der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft in Berlin; Englische Urtheile über deutsche Schriften; Eine Studie über lateinischen und deutschen Dichterausdruck.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane von A. E. Brachvogel, Leo Wolfram und Otto Müller.

Wir glauben nicht, daß unser historischer Roman auf einen grünen Zweig kommen wird, wenn er, wie in letzter Zeit, fortfährt, das große Muster Walter Scott's zu vernachlässigen und aus dem Vollen der Geschichte heraus zu wirthschaften. Dergleichen romanhaft aufgeputzte Biographien haben für das große Publikum gewiß ein Interesse; denn wen interessirte nicht die Geschichte, zumal in schmackhafter Zubereitung, mit einiger poetischer Würze und kochkünstlerisch servirt! Doch solche Werke haben kein Recht, sich für historische Romane auszugeben, da sie fortwährend gegen die Grundregeln des epischen Stils sündigen. Sie geben uns keinen Ausschnitt aus der Geschichte, sondern den ganzen Kreis; sie erfinden keine spannende Handlung, in welche sie die historischen Persönlichkeiten verweben, während der Hauptheld dieser Handlung eine freierfundene Gestalt ist; sie suchen nur die großen Haupt- und Staatsactionen durch einige, oft geringe Zuthaten freier Erfindung und durch eine gewisse romanhafte Gruppirung für ihre Zwecke zurechtzumachen. Nirgends werden wir in diesen Werken zu einem behaglichen Verweilen eingeladen; nirgends erfreuen wir uns jenes epischen Wohlseins, das wir bei Homer und bei Walter Scott genießen, weil der Dichter uns mit den Personen und Dingen bis in ihre kleinsten Falten hin vertraut macht. Hier, im Gegentheil, ist alles Sturm und Drang, rastlos sich überstürzende Handlung; jedes Kapitel ist bis über den Rand mit geschichtlichem Inhalt angefüllt; es ist ein unruhiges Kommen und Gehen der Helden, eine fortwährende Hetzjagd der Erscheinungen. Bei dieser Hast kommt keine einzige Persönlichkeit zu ihrem vollen Recht, zu eigenartigem Leben; auch von dieser Dichtweise gilt der Spruch: „Die Todten reiten schnell!"

Solche Betrachtungen drängten sich uns wieder auf bei der Lektüre des neuesten Brachvogel'schen Romans:

1. Hamlet. Roman von A. E. Brachvogel. Drei Bände. Breslau, Trewendt. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel hat Talent, das Talent der Skizze; es ist manches in diesem Roman, was wie ein genialer Wurf gemahnt; es fehlt ihm nicht an blitzartigen Anschauungen und Parallelen, an Bildern, die mit kaleidoskopischer Schnelle zu rührender oder erschütternder Wirkung zusammenschießen; es finden sich sogar Situationen, die als dramatische Tableaux Berechtigung hätten. Doch das Ganze ist in einer unruhig vibrirenden, allem epischen Stil hohnsprechenden Darstellungsweise gehalten; drei bis vier Biographien, die fast von der Wiege bis zum Grabe reichen, sind zusammengeschweißt und an einer großen Zahl von Stellen miteinander verknotet. Die ganze Regierungsgeschichte der Elisabeth bildet den Rahmen der Handlung oder vielmehr die einzelnen Stationen derselben; doch an keiner einzigen ist uns eine wohlthuende Ruhe verstattet. Immer hört man die Locomotive des Dichters mit schrillem Pfiff ans Vorwärts mahnen. So bietet die Rückschau auf das durchgenossene Werk auch nur eine Fülle verworrener und sich kreuzender Erinnerungen. Nirgends ein krystallklarer, sich anmuthig fortschlängelnder Strom der Erzählung, welche überall gleichsam über die Ufer tritt, ganze Gegenden unter Wasser setzt und zuletzt den übeln Eindruck eines schwer zu durchwatenden Sumpfes hervorruft.

Der Roman hat zwei Helden, Essex und Shakspeare. Die Thaten des einen werfen ihre Reflexe in die Phantasie des andern; sie geben den Stoff her, den der Dichter zu unsterblichen Werken gestaltet. Die Tragödie des Lebens befruchtet die Tragödie der Kunst. Das ist an und für sich ein geistreicher, der künstlerischen Ausgestaltung fähiger Grundgedanke, doch nur, wenn dabei der Goethe'sche Spruch beherzigt wurde: „In der Beschränkung nur zeigt sich der Meister."

Leider hat der Dichter seine Aufgabe nicht mit der nöthigen Prägnanz erfaßt. Wie er sich dieselbe ursprünglich gestellt, beweisen die beifolgenden Zeilen aus dem dritten Bande:

> In Shakspeare's Seele gärte es inzwischen fieberhaft. Sein Abschied von Graf Robert war ihm gewesen, als wenn er sein Liebstes verloren hätte. Nun allein — von schweigender Nacht umgeben, tauchten ihm alle jene Bilder vergangener Stunden auf, in denen des Grafen Charakter mit seinen Licht-

und Schattenseiten, seinen crassen Gegensätzen ihm offenbar geworden, die tollen Scenen alle im Eberkopfe und der Meermaid; was er bei Drake's Katze allda geäußert; was er im halben Wahnsinn vor der wilden Fahrt gen Rouen ihm enthüllt; sein Benehmen bei der Widerspenstigen Zähmung und wie er sich in seiner tiefsten Manneschmach ihm wieder versöhnt hatte, endlich diese letzten unbegreiflichen Seelenkämpfe! Das alles drängte sich ihm zu jener melancholisch-träumerischen, philosophisch-verrückten und doch so ergreifend-wahren Gestalt zusammen, die im Gewand der Trauer oft genug vor ihm gestanden und nun geisterhaft in seinem Innern ein zweites unabhängiges Leben begann. Die Imagination wirkte bei der nächtigen Stille so tief und erschütternd, so ahnungsbang und grauenvoll auf ihn, brachte sein Blut so zum Sieden, daß er — unfähig zum Schlaf — seinen Phantasien nachging. Plötzlich erinnerte er sich der Anekdote von dem unglückseligen Dänenprinzen Hamlet, „der, toll über seines Vaters Mord geworden, mit seinem Hause zu Grunde ging". Irgendwo in einer Chronik wol hatte er sie vordem gelesen. Er schrie fast laut auf über die Aehnlichkeit, welche er jetzt zwischen dieser einfachen Erzählung und Essex' Charakter wie Lebensumständen fand, und sein Hirn verwebte alsbald beides, baute im Spiele der Gedanken ein Doppeldasein auf, in welchem Wirklichkeit und Sage, bittere Wahrheit und poetische Fiction ein wunderbares Durcheinander bildeten.

Dies „wunderbare Durcheinander", aus welchem Brachvogel die große Shakspeare-Dichtung hervorgehen läßt, hat sich leider in seinem eigenen Werke in Permanenz erklärt. Die historische Aehnlichkeit des Essex mit Hamlet beschränkt sich auf die muthmaßliche Ermordung seines Vaters unter Mitwissen der Mutter, die darauf den Lord Leicester heirathete. Damit nun Hamlet ganz nach Essex gedichtet sein soll, wird Essex zu einem Hamlet gemacht, so sehr auch die Geschichte widersprechen mag. Der tapfere Sieger von Cadiz, der Mann rascher und leidenschaftlicher Entschlüsse, hatte durchaus keine Aehnlichkeit mit dem träumerischen Dänenprinzen. Im ersten Bande bestrebt sich der Dichter nach Kräften, den Essex in das Hamlet'sche Theatercostüm zu stecken, läßt ihm den Geist seines Vaters erscheinen und waffnet seine Brust mit Rachegedanken. Als sich aber später Hamlet und der historische Essex nicht mehr decken, läßt sich der Dichter hierüber auch weiter keine grauen Haare wachsen; er schildert uns einfach in seinen Kriegsthaten und seinem Conflict mit Elisabeth den Helden der bekannten Essex-Tragödien und fügt nur noch einmal eine überflüssige Wahnsinnsepisode ein, die uns nach Helsingfors und in das Boudoir der schönen Ophelia versetzt.

Wenn er hier zu wenig thut, thut er auf der andern Seite zu viel. Nicht blos Essex erscheint als Shakspeare's Vorbild für den Hamlet — eine ganze Galerie geschichtlicher Haupt- und Nebencharaktere tritt vor uns hin, die Modelle für das Atelier der Shakspeare'schen Dichtungen, eine Menge von Scenen, die er in sein Drama verwebt. Die nachtwandelnde Lätitia als Lady Macbeth, der Ritter Oldcastle mit seinen Genossen als Falstaff und seine Schildknappen, die Bezähmung der Widerspenstigen u. s. w. — das wird uns alles als eine die Phantasie des Dichters befruchtende Wirklichkeit vorgeführt. In dieser Erweiterung liegt aber eine unkünstlerische Abschwächung; wir erhalten den Eindruck eines in romanhaften Inhalt umgesetzten Shakspeare-Commentars, welcher einer ebenso behandelten Regierungsgeschichte der Elisabeth parallel geht.

Hierzu kommt, daß der freundschaftliche Verkehr zwischen Essex, Southampton und Shakspeare in einer Weise geschildert ist, welche durchaus den Eindruck unhistorischer Entstellung macht. Daß zwischen Essex und Shakspeare, Southampton und Shakspeare eine Freundschaft bestanden habe, wie zwischen Schiller's Carlos und Posa, Jean Paul's Horion und Flamin ist eine Erfindung unserer Shakspeare-Romane oder auch unserer Shakspeare-Kritiker, die ebenfalls manchen Roman verfaßt haben und deren poetische Ader, so gering sie sein mag, immer zur Unzeit hervorbricht. Die Sonette etwa so zu behandeln, wie man Goethe's „Dichtung und Wahrheit" betrachtet, als eine biographische Grundlage, ist ein offenbarer Irrthum, den Delius am schärfsten nachgewiesen hat. Die tiefe Verachtung, in welcher der Schauspieler damals stand, spricht sich gerade in den Sonetten sehr schlagend aus. Der Dichter mochte seine Freundschaft zu Southampton noch so sehr idealisiren — es blieb doch in Wahrheit das Verhältniß des Clienten zum Patron, des Schützlings zu einem wohlwollenden, vielleicht verständnißinnigen Gönner:

> Ich bin dein Sklav und harre dienstbereit
> Des Tags, der Stunde, welche du bestimmst,
> Und keine Pflicht macht kostbar meine Zeit,
> Bis du in Anspruch meine Dienste nimmst.

Der Romanschriftsteller kann sich nun wol freier bewegen als der Biograph Shakspeare's und von dem Mythus Shakspeare's manches in sein Werk aufnehmen; doch gerade die culturhistorischen Voraussetzungen des Zeitalters wollen wir unversehrt wiederfinden. Das ist die Treue, die wir vom geschichtlichen Roman verlangen. Nun gewinnt aber auch bei dem Bruch derselben in unserm Roman die Poesie äußerst wenig. Der Shakspeare Brachvogel's erinnert uns an „the busy body" in dem Lustspiel der Susanne Centlivre, „Er mengt sich in alles"; er ist der Ueberall und Nirgends. Bei allen Haupt- und Staatsactionen ist er eine Art von Thürsteher; allenthalben steckt er den Kopf herein, um Eindrücke zu empfangen, um sich zu dramatischen Schöpfungen begeistern zu lassen. Nur einmal greift er in die Handlung ein, als er den eingekerkerten Southampton von dem gefährlichen Actenstück befreien hilft, das seinen Hochverrath bewiesen hätte; doch den Ruhm dieser rettenden That theilt er mit einer rothen Katze.

Der eigentliche Held des ersten Bandes ist der aus Schiller und Walter Scott bekannte Graf Leicester, der Stiefvater des jungen Essex. Daß die Geschichte der Maria Stuart als eine Episode in diesen Band mit eingeschachtelt ist, beweist nur die gänzlich unkünstlerische Compositionsweise des Autors, der den geschichtlichen Rohstoff in seinem Roman wie in einem Waarenmagazin aufstapelt. Die Vergiftungsscene in Schloß Kenilworth ist ein melodramatisches Effectstück im Stil der Boulevardsdramatik. Das Schloß selbst aber, sowie der Held dieser Scene erinnern uns zu Ungunsten des Brachvogel'schen Romans an Walter Scott's „Kenilworth". Welche

Weisheit der Compositition, welche wohlerwogene Oekonomie und Steigerung, welche Spannung, welcher Effect, beides hervorgerufen durch künstlerische Beschränkung und Concentration in diesem Meisterwerk! Und wie tritt in der wüsten Zerfahrenheit des Brachvogel'schen Romans von diesem allen das Gegentheil hervor!

Einige Scenen, wie z. B. die einzige wahre Hamlet-Scene im Schlosse zu Greenwich, wo dem jungen Essex zwar nicht der Geist seines Vaters, aber doch vor dem Porträt desselben die Königin Elisabeth erscheint, um ihm Kunde zu geben von der Vergiftung desselben durch Leicester, sind frappant erfunden. Nach der Entdeckung schlummert Essex ein:

In derselben Nacht, welche Leicester so schreckhaft abgekürzt wurde, war Essex nach furchtbaren Seelenkämpfen, finsterſten Betrachtungen und grauenvollen Erinnerungen ermattet eingeschlafen. Beängstigend waren seine Träume! Plötzlich faßte es ihn wie mit kalter Hand. Er, fuhr jäh empor und starrte vor sich. Da stand sein Vater, weiß und glänzend in seiner Rüstung, mit erhobener Hand im Mondlicht vor ihm und winkte! Er fühlte, daß er folgen müsse. Er erhob sich. Er schritt — und — vor ihm her die erzene Gestalt durch Gänge, Corridore und öde Winkel. „Bist du — meines Vaters Geist?" — „Ich bin's", sagte traurig klagend das Phantom, „bestimmt zu wandeln, bis dieser mein gequälter Geist gereinigt, deiner Seele zu edlerm Leben sich neu gesellt. Erlöse mich, erlöse dich, erlöse England!" Laut auf schrie Essex, der Boden wich unter ihm. Als er erwachte, lag er vor seines Vaters Bild, die Kerzen brannten, Salisbury war ängstlich um ihn beschäftigt. „Mein theuerer, junger Herr, was schriet und weintet Ihr? Was sprach Ihr da für schreckhafte Dinge! Eben wollte ich Euch wecken, nach Tilbury zu gehen." — „Allmächtiger Gott, ich sah meines Vaters Geist! O schweige, Gilbert, ich bitte dich, schweig! Er wird nicht von mir lassen, so lange ich lebe!"

Das ist Hamlet, wenn auch nur in der Phantasmagorie eines Traums! In den spätern Scenen zwischen Essex und Elisabeth ist hin und wieder dramatisches Leben, doch in dieser weiten biographischen Ausdehnung zersplittert sich das Interesse. Der Faden reißt immer wieder ab, hundert andere Fäden werden hineinverschlungen. Erst gegen den Schluß hin sammelt sich der Inhalt der bekannten Essex-Tragödien wieder zu größerer Geschlossenheit und Wirkung.

Wie Brachvogel's „Beaumarchais", zeigt auch sein „Hamlet", obgleich er jenem Roman im ganzen durch geistreichere Haltung und minder crasse Effectbuhlerei überlegen ist, wie eine phantasiereiche Begabung an dem Mangel jeder Kunstbildung scheitert. Was Brachvogel fehlt, ist etwas Unersetzliches — die classische Schule.

Das beweist auch sein Stil. Der Stil dieses Romans hat nirgends jene Gelassenheit, welche für den allmählichen epischen Aufbau erforderlich ist; er ist fortwährend in einer prickelnden Unruhe und Gärung. Man merkt es der Feder des Dichters an, wie sie nicht rasch genug ihre Effecte aus dem Tintenfaß herbeischleppen kann und sich um den Satz nicht kümmert, der die Züge vergröbert und unrein macht. Dabei herrscht eine gewisse melodramatische Ueberschwenglichkeit des Tons vor, welche die Wirkungen einer Erzählung nicht hebt, sondern verdirbt, und die Sprache an den unsaglichen Trivialitäten der höhern Leihbibliothekenphrase leiden läßt. „Das Zusammengesunkene des Mannes, dem sonst in Ueberkraft sich jede Muskel spannte", heißt es einmal von Essex. Das paßt auch auf den ungleichen Stil, der bald „zusammengesunken" ist und dem sich bald in Ueberkraft jede Muskel spannt.

Der Stil Brachvogel's hat in diesem Roman eine besondere Eigenschaft; er opalisirt altbritisch, er shakspearisirt! Der Stil Shakspeare's ist aber für den modernen Roman sehr wenig geeignet; er ist dramatisch schwertscharf, lyrisch-phantastisch funkelnd, doch ohne alles epische Behagen, das ja auch den Dichtgattungen fremd war, in denen er Unsterbliches schuf. Brachvogel wollte das ganze Werk gleichsam in den Shakspeare'schen Genius untertauchen; es sollte ja uns gleichzeitig das Bild des Jahrhunderts und den Spiegel desselben zeigen, und zwar das Bild im Spiegel, dem er deshalb auch den eigenthümlichen Rahmen gab. Er vergaß nur, daß die Nachahmung des Shakspeare-Stils dem deutschen Drama verhängnißvoll geworden ist und viele dramatische Misgeburten hervorgerufen hat, daß diese Nachahmung im Roman aber ganz unzulässig ist. Was bei Shakspeare ein ἅπαξ λεγόμενον, das wird bei seinen Nachahmern zur Phrase. Die Balconscene zwischen Gilianna und Southampton mag an „Romeo und Julia" erinnern; doch welch eine reflectirende Debatte über Ehe und Liebe erhalten wir hier statt jener entzückenden Sprache des erwachenden Gefühls, und welche trivialen Phrasen, gleich dem Abklatsch eines frischgemalten Bildes, von dem einige Farben hängen geblieben, werden uns hier aufgetischt:

Das Schlimmste, Herzensfreund, was uns ja treffen kann, ist, daß wir liebend dulden, duldend sehnen und sehnend schweigen! O das ist selbst solch unbeschreiblich Glück, daß es das Leben schön macht, wie den Traum der Sommernacht, den wir jetzt träumen! Mit Feensingern laß die heiße Stirn dir kühlen, laß durch Küsse alle die trotzigen Geister eingeschläfert sein! Ein Mondstrahl, der mein einsam Fenster trifft, bringt mir ja deinen Gruß! Jede Blüte haucht mir das Wörtchen Liebe zu! In alles rings leg' ich zauberisch einen Sinn, und wär's die Fliege an der Wand, und dieser Sinn bist du. So klug' ich mir mit Millionen Geistern, die meiner Liebe rosige Kinder sind, die Zeit! Sie fliegt dahin, wir aber — bleiben immer! Fort, fort, mein Schatz, Aurora erhascht dich sonst!

Der zauberische Sinn, den diese Julie selbst in die Fliege an der Wand legt, in welcher sie ebenfalls den Geliebten erblickt, muß doch als ein Unsinn erscheinen, mit dem die vollkommen neue Behauptung harmonirt: „Die Zeit fliegt dahin, wir aber — bleiben immer!" An solchem Unsinn ist der Roman überreich. Aus dem eben angeführten Beispiel wird man noch eine Eigenthümlichkeit der Diction erkennen, die fast in allen Dialogen wiederkehrt — eine iambisch gärende Prosa, die zwischen Jamben und Choliamben wechselt, bald einen reinen Fünffüßler herausschält, bald allerlei Unscandirbares als Schale daran hängen läßt. Besonders Essex sprudelt fast immer solche halbausgegorene Jamben hervor:

Verflucht ist, wer auf Fürstenherzen traut!
Verflucht, wer glaubt, es wohne echte Liebe
Und Festigkeit im Busen einer Frau,

Die mit dem Hermelin sich auch zugleich
Mit schmeichelnder Ehrlosigkeit, als ewiger Krankheit ihres Lebens umgab!
Du hast mein Herz zerschlagen, Königin!
Mein — Kopf steht dir zu Diensten, sonst — nichts mehr!

So schwankt die Diction seekrank zwischen Jamben und Prosa, bis zu dieser fraglos komischen Schlußwendung.

Aehnlich sagt Elisabeth:

Nun, nimm den Ring und mit ihm meinen Schwur!
Thu' Unheilvolles, Unglückseliges, Falsches,
Was du auch magst, hass' und verrathe mich,
Bei dieses Ringes Mord an meiner Mutter; (!)
Nie soll mein Zorn und Argwohn je dich treffen,
Und wenn die Leidenschaft mich je verleitet,
An dir, an meinem Freunde, meinem Sohn zu zweifeln,
Zeige oder sende diesen Ring mir nur!
Und meine Königsscham (!) wird meinen Irrthum
Dir abbitten!

An sprachlichen Incorrectheiten ist kein Mangel in dem Roman. In Frankreich schützt eine gewisse conventionelle Form selbst die geringe Begabung vor schülerhaften Verirrungen und drückt ihr das Siegel einer gewissen äußern Reife auf, während in Deutschland selbst größere Begabungen oft eine unglaubliche Unreife und Formlosigkeit zeigen, weil hier jeder Autor auf seine Façon selig werden will. Glückliche Gedanken und Intentionen, Phantasie und Geist, die oft genial aufblitzen, hier und dort anziehen und fesseln, können, wie in dem vorliegenden Roman, kein Ganzes schaffen, weil sie den Wust eines massenhaft aufgethürmten Stoffs nicht beherrschen und sich in einen oft ungeregelten Schwulst des Ausdrucks verlieren.

Ganz nach seiner Façon will auch Leo Wolfram, der Autor des folgenden Romans, selig werden:

2. Verlorene Seelen. Roman von Leo Wolfram, Verfasser der Dissolving views. Drei Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Auch dieser Roman darf nicht Anspruch auf die Bezeichnung eines epischen Kunstwerks erheben, obgleich er bei weitem einheitlicher gearbeitet ist, viel mehr zu spannen weiß und in einzelnen Theilen den Anforderungen des epischen Stils durch ruhiges Verweilen, durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Schilderung mehr entspricht. Doch auch in ihm ist zu viel Improvisation und spielerische Genialität; eine gewisse Wandelbarkeit in der Gesinnung des Autors läßt Motive gleichgültig fallen, auf die anfangs großes Gewicht gelegt, schiebt Persönlichkeiten beiseite, für die uns ein regeres Interesse eingeflößt wurde und vergißt bei dem etwas eiligen Abschluß, der nur den Helden und die Heldin berücksichtigt, allen übrigen Mitspielenden gerecht zu werden.

Auch verlangen wir von einem solchen Roman insoweit eine künstlerische Einheit der Stimmung, daß die Ouverture uns nicht Configurationen und Melodien vorführt, die aus dem Werke selbst wenig mehr herauszuhören sind. Der Roman ist ein Klosterroman, vielleicht, wie man von dem Verfasser der „Dissolving views" erwarten darf, an einzelne, in Oesterreich bekannte Thatsachen anknüpfend. Die Intriguen, um die zerrütteten Finanzen eines Klosters wieder in Ordnung zu bringen, Erbschleichereien, raffinirter Diebstahl und Betrug bilden den Mittelpunkt der Handlung, welche eine gewisse ideale Bedeutung in der Emancipation des Helden, eines reichen Grafen, der dem Klerus angehört, von den Schranken der Kirche, in seiner Errettung aus dem Klostergefängniß, in seiner Hingabe an eine innige Liebe findet.

Das ist der Inhalt des Romans — und worin besteht seine Ouverture? In einer Badescene, welche, nach dem Recht des Dichters, nicht wie ein Gemälde, nur eine Gruppe zeigt, sondern zwei weibliche Wesen in wechselnden Attituden und dramatischer Bewegtheit, nach allen Regeln von Lessing's „Laokoon", eine Art plastischer Gruppirung auf poetischer Drehscheibe, üppig anregend durch eine gewisse Naturwahrheit und realistische Treue der Schilderung. Es ist jedenfalls eine eigenthümliche Introductionsweise, uns die beiden Heldinnen des Romans gleich in ihrer hüllenlosen Schönheit zu zeigen, die dunkelblonde Broni mit dem bräunlichen Nacken, den vollen und kräftig modellirten Schultern und Armen, den reichen, dunkelblonden, um den Kopf gewundenen Flechten, und die vornehmere Stephanie mit den bläulichschwarzen aufgelösten Haaren, mit den blütenweißen, zarten Gliedern, mit der edeln Stirn und den blassen Wangen. Es ist gegen die Convention des Romans, die Leser gleich von vornherein eine so vertraute Bekanntschaft mit den Heldinnen machen zu lassen. Von der Art, wie der Autor diese Gruppe nun belebt und in Action versetzt, möge die folgende Schilderung ein Beispiel geben:

Verschlungen, wie früher, legten sie den Weg zurück. Der feine Sand, mit welchem der Boden bedeckt war, enthielt zwar nur wenig erdige Bestandtheile, doch waren dieselben durch die raschen Bewegungen der Badenden eine Viertelstunde lang so gründlich aufgewühlt worden, daß das Wasser etwas getrübt war und die Steine, welche als Stufen zum Ersteigen des Ufers dienten, nicht so klar zu unterscheiden waren wie früher. Broni kannte jedoch genau ihre Lage und Form. Sie führte Stephanie dicht vor dieselben hin und schwang sich mit Leichtigkeit auf den Rand der Platte. Dann wendete sie sich schnell um, faßte mit beiden Händen jene Stephaniens und sagte: „Heben Sie den rechten Fuß, Sie treffen auf einen festliegenden Stein — dann den linken — die zweite Stufe ist gerade unter der überhängenden Wurzel hier, dann sind Sie mit einem Ruck oben." — „Ich sehe nichts — mich schwindelt", antwortete Stephanie, „laß mich nur nicht los — ich treff' es schon." Der erste Schritt gelang, Broni erschrak, als sie den Glanz der schwarzen Augen plötzlich sich trüben sah und den Gegendruck der Hände aufhören fühlte, doch hatte der Fuß, wol mehr zufällig, auch die zweite Stufe glücklich gefunden und im nächsten Augenblicke war mit einer schnellen und kräftigen Bewegung des Mädchens die schöne, zitternde Gestalt auf das Ufer gehoben. Nun brach sie aber in sich zusammen, so plötzlich, daß Broni sie durch das Umschlingen mit ihren Armen eben noch vor dem Falle schützen konnte. Die Augen schlossen sich und der letzte Tropfen Bluts schien aus den Wangen und Lippen gewichen. Broni hatte sich, die Bewußtlose haltend, niedergelassen, und das Haupt und der Oberkörper derselben lagen nun im Schose des sich über sie beugenden Mädchens, welches einige Minuten lang sich bemühte, durch Reiben der Pulse an Schläfen und Armen, und durch Liebkosungen, über deren augenscheinliche Wirkungslosigkeit der Arzt gelächelt hätte, die Ohnmächtige zu sich zu bringen. Nur Minuten währte die

peinliche Lage, aber sie würde dem Künstler, den sein glücklicher Stern in diese Wildniß geführt hätte, genügt haben, um sich die wundervoll reizende Gruppe so einzuprägen, daß er sie in den ersten einsamen Stunden in seinem Atelier in kühner Skizze auf die Leinwand werfen könnte.

Diese Schilderungen sind indeß keineswegs naiv und absichtslos; der Verfasser speculirt damit auf den Geschmack derjenigen Leser, welche an derartigen Cabinetsstücken und Nuditäten Gefallen finden. Jedenfalls sind wir in eine gewisse Rococostimmung versetzt, die Ueberraschung der beiden Mädchen durch den Helden des Romans, den Geistlichen Eugen, so schamhaft sich dieser benimmt, trägt nicht dazu bei, uns auf andere Gedanken zu bringen, und wenn der Geistliche, der, den Blick abwendend, sein Riechfläschchen zu der anmuthigen Gruppe gelegt hatte und von fern auf Auskunft wartete, ob es geholfen, auf den Zuruf entgegnet: „Seien Sie künftig vorsichtiger"; wenn darauf Stephanie zu Broni sagt: „Wenn sich dies auf den Mangel eines Riechfläschchens bezieht, so mag es hingehen; wenn er's aber auf das Baden im Freien gemeint hat, so ist's eigentlich eine salbungsvolle Impertinenz. Er hat doch bei Gott nicht zu klagen" — so wird hiermit ein so frivoler Ton angeschlagen, daß wir ein Recht haben, einen Roman im Stil des Crébillon und Louvet zu erwarten. Um so auffallender ist es, daß im spätern Fortgang des Romans, einige ganz unbedeutende Episoden ausgenommen, wie Swatek's Hochzeitnacht, dieser Ton gar nicht mehr wiederkehrt, daß es durchweg ernst und sittlich in demselben zugeht und die dem Anschein nach so frivole Stephanie sich als eine tieffühlende ernstgesinnte Frau zeigt. Daher erscheint uns diese erste Badescene als ein Fehler nicht in moralischer, sondern in ästhetischer Hinsicht, weil hier am Anfang ein allzu pikantes Gewitrz verbraucht wird, welches der Autor später n seine Gerichte zu thun verschmäht.

Romane wie „Der Verfluchte" und ähnliche haben ieuerdings den Klosterroman in Mode gebracht. Die lösterlichen Intriguen und jesuitischen Vermögensspeculaonen hat Eugen Sue im „Ewigen Juden" zuerst mit eicher Erfindungsgabe geschildert; es ist ihm viel nachgeichnet und nachgemalt worden. Was aber den geistigen nhalt derartiger Stoffe, die geistige Emancipationsfrage trifft, so hat Gutzkow im „Zauberer von Rom" dieselbe ol aufs tiefste erfaßt, und bei der Fülle von Tönen, e er angeschlagen, wird man einen oder den andern ol aus jedem Roman heraushören, der das gleiche Thema handelt. So klingt der Held der „Verlorenen Seelen", agen, etwas an Bonaventura an, nur daß er von Haus s als entschiedener Freigeist aus dem Bann der Kirche causdrängt. Der Freigeisterei des Geistes und Herzens d ihrer Aussprache hat der Verfasser im Verlauf des omans einen beträchtlichen Raum gegönnt. Diese Reerionen und Gespräche sind meistens geistreich, nur hin d wieder in sprachlicher Form etwas rauh und unenk. Dies gilt namentlich von den Angriffen Eugen's f das Cölibat im ersten Bande. Dagegen ist der Nahymnus im letzten Bande, den Eugen bei seiner Fahrt ch dem Strafkloster anstimmt, schwunghaft und edel.

Wir suchen indeß die Vorzüge des Romans mehr auf der Seite der Intrigue und der Erfindung. Es sind namentlich zwei Verwickelungen, die durchaus spannend dargestellt sind und nirgends den Eindruck machen, als befinde sich die Phantasie und der Scharfsinn des Verfassers in Verlegenheit, wie er den selbstgeschürzten Knoten lösen solle. Der Diamantendiebstahl mit allen Vorbereitungen dazu über und unter der Erde zeigt vom eifrigsten Studium des „Pitaval" und ist mit einer gewissen criminalistischen Bravour entworfen und durchgeführt. Auch entspricht die Art und Weise, wie die Leser dabei in der schwebenden Pein der Erwartung gehalten und allmählich erst über den wahren Zusammenhang der Begebenheiten aufgeklärt werden, ganz der berechtigten Methode der Romandichtung, welche unsere Spannung gerade in Bezug auf die Räthsel der Vergangenheit wach zu halten hat. Lustspielartiger ist der zweite Vorgang, die Befreiung Eugen's aus dem Klosterkerker, eine Heldenthat seines Freundes, des wackern Vorturners. Auch das ist wieder trefflich erzählt, die Begebenheit selbst klar und anschaulich, während die Motive in jenem Zwielicht bleiben, das sich erst später vollkommen erhellt. Daß Leo Wolfram episch zu schildern weiß, zeigt auch die Darstellung der Ueberschwemmung und der Scene am Mühlwehr. Hier ist ein durchaus einfacher, in vieler Hinsicht alltäglicher Vorgang unserer Phantasie bedeutsam gemacht durch eine Darstellung, welche das scharf hinblickende Auge des Erzählers bekundet und die Natur gleichsam in dramatische Action versetzt. Auch das Gaukelspiel am Muttergottesbild ist lebendig geschildert und mit Gewandtheit motivirt.

Bei so vielen Vorzügen fehlt dem Roman indeß doch die künstlerische Haltung. Es ist vieles ungleich und uneben gearbeitet, die harmonische Verschmelzung, die Mitteltinten fehlen; in den Charakteren zeigen sich unvermittelte Sprünge. Die Vorliebe für das Pikante und Grelle überwiegt zu sehr; der Stil ist oft glänzend, oft schwerfällig und mit Fremdwörtern überladen. Jedenfalls aber ist der Roman interessant und der Autor hat Talent.

3. Der Wildpfarrer. Historischer Volksroman von Otto Müller. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Was den beiden vorausgehenden Romanen fehlt: die gleichmäßige Bewegung des epischen Stils, sein sich in aller Fülle ausbreitendes Behagen, das tritt in Otto Müller's Roman: „Der Wildpfarrer", von Haus aus unverkennbar hervor. Hier ist keine Ebbe und Flut, kein Zögern und Ueberhasten. Die Scene der Handlung, die beiden feindlichen Dörfer, der Wald und das Försterhaus, der Steinbruch mit den verhängnißvollen Wasserlöchern, der Jungfernhof, die orlauer Pfarrwohnung mit ihren Bienenstöcken — damit weiß der Autor uns so vertraut zu machen, daß uns alle diese Stätten anheimeln, als wenn wir hier zu Hause wären. Dies kann durch bloße Beschreibung nie gelingen, nur durch eine dichterische Belebung, welche irgendein menschliches Geschick aus alter oder neuer Zeit an diese Oertlichkeiten bindet. So erst werden sie poetisch prägnant und dem Bereiche einer

trockenen Topographie entnommen. Umgekehrt schwebt dann erst die Handlung des Romans nicht mehr in der Luft, wenn wir heimisch sind auf dem Boden, auf dem sie sich bewegt. Das Epos verlangt die klarste Anschaulichkeit der äußern Welt, während das Drama sich in Bezug auf dieselbe mit Andeutungen begnügen kann. Auch in dem Roman ist eine skizzirte und springende Schilderung der Oertlichkeiten oder eine theatralische Angabe der Decorationen, wie wir sie z. B. bei Brachvogel finden, ein offenbarer Fehler. Nach dieser Seite hin liegen die Vorzüge des Müller'schen Romans.

Es steht damit im Zusammenhang, daß Müller's Stil im ganzen das weit Ausholende, episch Behagliche besitzt, wodurch wir in jene gelassene Stimmung versetzt werden, welche, bei aller Spannung auf den Verfolg der Begebenheiten, doch das einzelne Bild nicht überspringt, sondern auch diesem eine volle Theilnahme schenkt. Der narkotische Reiz, der in der Häufung des Abenteuerlichen und drastisch Spannenden liegt, ist eigentlich keine aus den organischen Grundbedingungen des Epos hervorgehende Wirkung; er gehört der Treibhausblumistik der modernen Romanfabrikation an. Wol soll sich die Spannung allmählich steigern im Fortgang des Romans, doch nie bis zu jenen Ueberstürzungen, die uns zu einem ängstlichen Hinblick auf das Ziel verleiten und uns die Schönheiten des Wegs vergessen lassen. Wenn wir diese Vorzüge des Müller'schen Stils anerkennen, so müssen wir doch auf der andern Seite hervorheben, daß er bei aller epischen Gleichmäßigkeit uns nicht dem Stoffe überall gleichartig zu sein scheint. Was uns Müller erzählt, ist eine Dorfgeschichte, wenn auch mit sagenhaftem Hintergrund und schließlich eingreifenden geschichtlichen Ereignissen. Dafür erscheint uns aber der Ton im ganzen zu hoch gegriffen. Namentlich fehlt der Liebe zwischen Paul und Justine alle rusticale Naivetät — die Darstellung erinnert gerade hier oft an die Sentimentalität abgegriffener Stammbuchblätter. Der Autor hat dies gefühlt — er hat aus seinem Helden Paul den Sohn eines Schullehrers gemacht, der sogar die Universität besucht hat. Dadurch kommt aber etwas Zweifelhaftes in diese Gestalt. Paul bewegt sich fortwährend im Kreise bäuerischer Interessen, wo der Anflug akademischer Bildung verloren gehen muß. Wir können uns von dem Helden kein klares Bild machen; wir wissen nicht einmal, ob derselbe in der bäuerischen Jacke oder in städtischer Kleidung einhergeht. Der „Burgschulze" ist einer jener egoistischen, tiefschlauen Bauerncharaktere, wie sie in den Dorfgeschichten zu den stehenden Figuren gehören, ein wohlangelegtes und consequent durchgeführtes Charakterbild. Ein wahrhaft idyllischer Charakter ist indeß nur der Pfarrer von Orlau, der jenes „Vollglück in der Beschränkung" athmet, in dem nach Jean Paul das Wesen der Idylle besteht. Die Begegnung dieses Pfarrers mit der Hofbäuerin Agathe, einer ebenfalls trefflich gezeichneten originellen Dorffigur, welche altjüngferlich die Liebeserinnerungen ihrer Jugend mit einer fast gespenstigen Treue pflegt, ist von echt idyllischem Reiz:

Schon hatte der kleine Herr im schwarzen Rock, der schwarzen Kniehose und den schwarzen Strümpfen dort an der Waldecke sie erkannt, eben da sie vom Wege ab unter die Fichtengruppe trat, und nach wenigen Minuten sagte eine freundliche Stimme: „Schönen guten Abend, Jungfer Silberin! So spät noch hier ganz allein im Walde, da schon überall in den Ortschaften der Abendsegen geläutet wird?" — „Ach, der Herr Laber von Orlau! Grüß' Sie Gott viel tausendmal, lieber Herr Pfarrer, wo kommen denn Sie noch so spät her?" rief sie überrascht und drückte dem geistlichen Herrn mit Herzlichkeit die Hand. „Das hätte ich mir auch nicht träumen lassen, Sie nach der langen Zeit heute auf diesem Platze wieder zu sehen!" — „Ich bin schon seit dem Vormittag auf den Beinen", sagte der Pfarrer, indem er den niedern Hut mit der breiten Krämpe lüftete und sich mit dem Taschentuch die feuchten Silberhaare und das vom raschen Gang ganz erhitzte Gesicht abtrocknete. Dann zog er seine silberne Uhr hervor und sagte: „Schon halb sieben Uhr und seit zehn auf dem Marsche, macht mit der kurzen zweimaligen Rast in Berstadt und Hungen gewiß acht volle Wegstunden — in meinen Jahren schon eine tüchtige Tour! Komm Sie, Jungfer Silberin, unser Weg führt uns eine Strecke weit zusammen und auch ich freue mich herzlich der seltenen Begegnung." — „Das ist freilich ein tüchtiger Marsch gewesen, zumal für —" — „Nur heraus mit der Sprache, Sie meint: für Leute von unserm winzigen Kaliber!" fiel ihr der Pfarrer lachend ins Wort. — „Wachsen thun wir freilich alle beid' nicht mehr!" plauderte die kleine Tante in ihrer muntern Laune. „Aber es ist doch ein anderes, klein sein wie der Herr Pfarrer mit solchem Verstande, solcher Gelehrsamkeit, und klein sein wie eine dumme unwissende Bäuerin. Aber, wenn ich fragen darf, war's ein Amtsgang, der den Herrn Pfarrer so weit durch die Wetterau geführt hat, oder nur so ein Frühjahrsausflug zu guten Freunden und Bekannten?" — „Beides, wie Ihr wollt", versetzte Laber. „Aber doch eigentlich mehr das erstere, wozu mir allerdings der schöne Frühlingstag ganz willkommen war. Leider hab' ich den weiten Weg zu so vielen guten Freunden und Bekannten ganz umsonst gemacht." — „Wie? Sie fanden keinen zu Hause?" fragte Agathe verwundert. — „Keinen so, wie ich ihn zu finden hoffte", seufzte der Pfarrer mit schmerzlichem Lächeln. „Ach! es ist gewiß eine böse Zeit, wenn selbst die Besten sie zur Ausrede nehmen, wo es gilt, seinem Nebenmenschen zu helfen." — „Ihnen?" rief die Hofbäuerin bestürzt und sah ihn groß an. „Wer wollte Ihnen seine Hülfe versagen, solang er noch helfen und eine Hand regen kann? Das müssen schöne Freunde sein! Aber ich sehe, der Herr Pfarrer treibt nur seinen Spott mit mir alten dummen Närrin! Denn wer selbst jederzeit so großmüthig und barmherzig gesinnt ist und fast alles mit vollen Händen zur Linderung fremder Noth dahingibt, der braucht — mit Verlaub, daß ich's so dreist herausjage — nicht die halbe Wetterau nach fremder Hülfe zu durchlaufen. O Jemine! Wie staubig sehen des Herrn Pfarrers Schuhe aus und fingersdick sitzt Ihnen sogar der Staub auf Aermel und Rockkragen!" Sie wollte ihm bei diesen Worten zuvorkommend den Staub abklopfen, er aber wehrte es ihr freundlich und sagte: „Beileibe, Jungfer Silberin, daß Sie mir meine kleinen, müden Bienen nicht aufjagt, die sich drunten am blühenden Rapsfeld an mich gehängt haben, um so bequemer mit ihrer Last nach Hause zu kommen. Sieht Sie denn nicht, daß das auf meinem Rock kein Staub ist und auch, mit Permiß zu sagen, kein Dreck, sondern lauter fromme reinliche Immen!" — „Ach! das ist wieder ein Uhtz vom Herrn Pfarrer — doch nein, weiß Gott, es sind Immen, lebendige Immen, die ich in der halben Dunkelheit für Staub ansah!" rief Agathe, ganz überrascht von dieser sonderbaren Täuschung. „Aber wissen denn auch die kleinen Honigvögel, daß Sie der Herr Pfarrer von Orlau sind, der selber im Pfarrgarten so viele ihres Geschlechts züchtet?" — „Es sind von meinen eigenen Bienen, fremde thäten's nicht, die mir auf ihrem Heimflug begegneten und sich mir auf den Rock setzten", belehrte sie der kleine freund-

liche Pfarrherr. „Stundenweit kann ich an solchen schönen Abenden durchs Feld wandern, und sie erkennen mich als ihren guten Freund, setzen sich auf, fliegen auch wol wieder fort und andere kommen, als wollten sie sagen: Da sind wir auch, siehst du, wie fleißig wir überall für dich Wachs und Honig einsammeln, daß du auch deine große Mühe mit uns zur Winterszeit nicht umsonst hast.“

Auch im Fortgang des Gesprächs liegt viel Naivetät. Sonst treten die naiven Scenen mehr zurück. Einiges ist ganz im Stil Jeremias Gotthelf's gehalten, von rusticaler Derbheit, wie der kühne Ritt der orlauer Dorfjunker nach Wolfsheim und der Mistjauchengruß im Jungfernhof.

Unser Dorfepos hat indeß auch seine mythologische Göttermaschinerie. Der alte „Wildpfarrer“ spukt mehr im Hintergrund, verliert indeß seinen ganzen sagenhaften Zauber, wenn der junge Förster ihn zu einer Feuerwerkskomödie benutzt. Dagegen greift die heilige Ottilie mit dem versiegelten Haupt in ihrer Lade gewichtig in die Handlung ein. Die Erfindung des Dichters mag sich hier an Thatsächliches anlehnen, jedenfalls aber hat dies Thatsächliche etwas barock Absonderliches, was für die dichterische Gestaltung spröde ist. Daß eine Heilige in der Lade als die Schutzpatronin der Zwietracht zweier Dörfer von beiden gepflegt wird und von dem einen „Centenar“ immer zum andern, aus dem einen Dorf in das andere hinüberwandert — dafür bietet die ganze Legendengeschichte keine Analogien. Es ist dies ein jedenfalls verzwickter Aberglaube, der deshalb für unser Gefühl etwas Abschmeckendes hat, so glücklich auch die Erfindung des Dichters mit dieser Lade zu operiren weiß und so spannende Scenen er an den Verkauf und den Raub derselben knüpft.

Die hereinbrechenden Kriegsunruhen, die Flucht der Franzosen u. s. w. sind lebendig geschildert. Doch tritt der Befreiungskrieg eigentlich als ein deus ex machina in unsere Idylle, um ihr durch die Füsillade des Burgschulzen einen gewaltsamen Abschluß zu geben. Die geschichtliche Katastrophe löst in etwas äußerlicher Weise Verwickelungen, die, geschürzt durch den Aberglauben des Volks, einer andern Lösung harrten.

Trotz dieser Ausstellungen ist Otto Müller's Roman empfehlenswerth wegen der Vorzüge der epischen Darstellung und seines Reichthums an origineller und spannender Erfindung.

Rudolf Gottschall.

Der Krieg von 1866.

(Beschluß aus Nr. 18.)

Unter den kleinern Schriften, auf deren eingehendere Besprechung wir verzichten müssen, finden sich nicht wenige, welche den ganzen Krieg in kurzer Darstellung erzählen, neben ihnen einige, zum Theil gelungene Monographien, auch Berichte von Zeitungsreferenten oder Männern, welche sich der Krankenpflege, leiblich und geistig, gewidmet haben. Wir nennen, zur ersten Kategorie gehörig, in unserer fortlaufenden Nummerfolge:

3. Vollständige Geschichte des preußischen Kriegs von 1866 gegen Oesterreich und dessen Bundesgenossen, von seiner ersten Entstehung an, in zusammenhängender übersichtlicher und populärer Darstellung nach den besten Quellen und unter Benutzung der amtlichen Berichte. Von Karl Winterfeld. Ein Gedenk- und Erinnerungsbuch für alle Zeitgenossen und Mitkämpfer. Mit 2 Karten, 8 Uebersichtskarten und Schlachtplänen und vielen Abbildungen. Sechzehnte unveränderte Auflage. Berlin, Hempel. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Geistreich geschrieben, was die politischen und allgemeinen Verhältnisse betrifft, hat dies Werkchen, das 2 Karten in Farbendruck, 8 Uebersichtskarten und Schlachtpläne, nebst vielen Abbildungen, besonders der Heerführer enthält, einen starken Absatz gefunden. Eine ausreichende Einsicht in die militärischen Verhältnisse fehlt jedoch, daher die Darstellung der Kriegsbegebenheiten mangelhaft ausgefallen ist.

4. Der Krieg Preußens gegen Oesterreich und seine Verbündeten und der Krieg in Italien im Jahre 1866. Mit Benutzung amtlicher Quellen dargestellt von Karl von Kessel. Berlin, F. Schulze. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Die amtlichen Quellen sind wol nur als Reclame auf den Titel gesetzt. Wären sie benutzt worden, so hätten sich doch in der sonst anzuerkennenden Darstellung nicht Unrichtigkeiten eingeschlichen, wie z. B. daß die Sachsen sich bei Pardubitz (!) mit den Oesterreichern vereinigt haben sollen, daß die Brigade Kalik, welche aus Holstein nach Böhmen gerückt war (zum 1. Armeecorps), beim 8. Bundescorps gewesen sei (verwechselt mit Neipperg) u. s. w. Der Krieg in Italien ist sehr kurz abgefertigt, das Treffen von Langensalza aber gut erzählt.

5. Die Kriegsbegebenheiten des Jahres 1866 in Deutschland und Italien. Von einem Landwehroffizier. Berlin, Sacco Nachfolger. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Zeitungsbericht herrscht auch in dieser Schrift vor, sonst ist sie gut geschrieben. Etwas mehr Gerechtigkeit gegen den Feind hätten wir zu finden gewünscht.

6. Der deutsche Krieg im Jahre 1866. Nach den besten Quellen dargestellt von H. von B. Mit 6 Porträts, 2 Karten und 3 Beilagen. Dritte Auflage. Elbing, Neumann-Hartmann. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

In der Vorgeschichte etwas zu weitläufig für den Raum, den das Werk einnehmen will, sind die Thatsachen doch gut und richtig erzählt, auch durch Karten erläutert. Umgekehrt, in dem politischen Theile kurz, eingehender dagegen in alle militärischen Verhältnisse ist:

7. Preußens Feldzug 1866 vom militärischen Standpunkte. Nach den bisjetzt vorhandenen Quellen von G. von G. Mit Karten und Schlachtplänen. Dritte Auflage. Berlin, Hempel. 1866. Lex.-8. 1 Thlr.

Der Verfasser schildert sehr zweckmäßig zuerst die Heere in allen ihren Organisationsverhältnissen und dann die kriegerischen Ereignisse, an deren Darstellung er viele allgemeine militärische Bemerkungen knüpft, die von Studien und gesundem Urtheil zeugen. Eingedruckte Zeichnungen der Stellungen und gut gezeichnete Karten, auch

ein Operationsplan bis zur Schlacht bei Königgrätz werden den Lesern sehr willkommen sein.

Als ein Gedenkbüchlein für Schule, Volk und Heer hat Richard Baron, der schon durch mehrere patriotische und populäre Schriften bekannt ist, herausgegeben:

8. Preußens Krieg gegen Oesterreich und dessen Verbündete im Jahre 1866. Von Richard Baron. Oppeln, Reisewitz. 1866. 8. 5 Ngr.

Wir finden es für seinen Zweck vollkommen geeignet und sind damit einverstanden, was der Verfasser über den „allzu tief herabgestimmten Volkston" sagt, den er absichtlich vermieden hat. „Auch das Volk liebt es, daß zu ihm in der — wenn nur einfachen und verständlichen — Sprache der Gebildeten gesprochen werde." Er weiß das aus eigener Erfahrung, auch wir haben uns mit dem Gevatterton, der in manchen Schriften für das Volk angeschlagen ist, nie befreunden können; er soll populär sein und ist entschieden falsch. Eine genaue Schilderung der Vorgänge auf den Schlachtfeldern darf in dem Gedenkbüchlein nicht erwartet werden: „Das gehört der Kriegsgeschichte und den Fachmännern an." Dafür wirft es gleich im zweiten Kapitel einen Blick auf die Stimmungen, Bewegungen und Vorgänge im Vaterlande, und schildert dann im dritten „Preußens große Woche 27. Juni bis 3. Juli" nach den amtlichen Nachrichten, im vierten die Folgen der Schlacht bei Königgrätz bis zum Frieden. Einige patriotische Gedichte in guten Versen folgen als Anhang.

Von österreichischer Seite wünschten wir, im Interesse unparteiischer Feststellung der historischen Wahrheit auch recht viele Schriften über den Krieg von 1866 anzeigen zu können, damit es nicht, wie früher vom Siebenjährigen, wieder heiße, derselbe sei, gleich den Punischen, nur von einer Seite beschrieben. Es ist aber außer vielen Aufsätzen in den Journalen und den „Kritischen Bemerkungen über den Krieg von 1866" (Leipzig, O. Wigand) wenig erschienen, das besonders hervorgehoben zu werden verdiente. Nach unserer Ansicht ist das Beste:

9. Feldzug der Nordarmee und ihre Kämpfe vom 23. Juni bis 22. Juli 1866. Nach allen vorhandenen Quellen bearbeitet von einem Fachmanne. Wien, Gerold's Sohn. 1866. 8. 12 Ngr.

Wir erkennen es als einen Vorzug dieser Schrift an, daß sie besonders objectiv, ruhig und leidenschaftslos gehalten ist und darum bei der Wahrheit bleibt. Diese trifft freilich die Bundesgenossen Oesterreichs unangenehm genug. „Man kann frei behaupten, daß durch die beispiellose Kriegsuntüchtigkeit unserer Verbündeten es Preußen möglich geworden ist, mindestens 100000 Mann mehr gegen Oesterreich aufzuwenden." Die Zahl ist etwas hoch gegriffen, in der Sache hat er recht. Wir erfahren ferner, daß es Benedek aufgetragen war, den Krieg nicht nach Sachsen zu spielen. Unsere früher ausgesprochene Ansicht wird dadurch bestätigt. Dem Feldherrn wurde dadurch freilich seine beste Operationslinie versperrt. Die überlegene Manövrirkunst und bessere Führung der Preußen erkennt der Verfasser offen an. Wie es drüben zuweilen ging, ersehen wir aus mancher Schilderung. Bei Gitschin hat das 18. Jägerbataillon mehrere Stunden lang auf das 34. (österreichische) Infanterieregiment gefeuert! Bei Chlum wurde ein Bataillon von eigenen Ulanen attakirt und zersprengt! Wir lesen überhaupt interessante Aufklärungen über manchen Vorfall. Eins nur wird ignorirt: die Erfolge der preußischen Cavalerie. Die der Infanterie mit ihrem Zündnadelgewehr [illegible] nun einmal nicht zu leugnen, ihre hochgerühmte Cavalerie möchten die Oesterreicher aber gern noch aufrecht halten. So erzählt ein Fachblatt, der „Kamerad": bei Trautenau sei das litauische Dragonerregiment von Windischgrätz-Dragonern beinahe aufgerieben worden, während von dem erstern in einer preußischen Zeitung mit einer nicht eben löblichen Parlamentsphrase berichtet wurde: es sei über die berühmten Windischgrätz-Dragoner „zur Tagesordnung übergegangen" und diese vom Schlachtfeld verschwunden. Auch unser Werk behauptet: bei Nachod habe die österreichische Kürassierbrigade die preußische Cavalerie geworfen und nur nachher, in das Infanteriefeuer gerathen, ihre beiden Standarten verloren. Allerdings hat sie zwei preußische Escadrons, welche General Löwenfeld ihr entgegenwarf, um das Debouchiren seiner Infanterie zu sichern, zurückgejagt, ist aber später durch die bekannte glänzende Attake zweier preußischer Regimenter geworfen worden und hat dabei ihre Standarten verloren! So wird auch des mörderischen und großartigen Cavaleriegefechts am Ende der Schlacht bei Königgrätz, in welchem die österreichische Cavalerie schließlich unterlag und in die Flucht getrieben wurde, mit keiner Silbe erwähnt. Darum wird es aber doch nicht anders! Abgesehen von diesen Auslassungen ist aber das kleine Werk vom allgemeinsten Interresse.

Anscheinend officiös hat ein Artikel in der „Oesterreichischen Militärzeitschrift" eine Darstellung der bairischen Kriegführung gegeben, wir können ihn auch wegen des offenen Geständnisses begangener Fehler nur empfehlen, haben es hier aber nur mit selbständig erschienenen Schriften zu thun und müssen uns bei diesen auch versagen, die gegenseitigen Anklage- und Vertheidigungsschriften näher zu beleuchten. Aus der Kreuzerliteratur erwähnen wir noch:

10. Die Baiern im deutschen Kriege von 1866. Nach mündlichen und schriftlichen Nachrichten für seine Freunde im Civil- und Militärstande erzählt von A. v. Z. Sechzehnte verbesserte Auflage. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 1866. Gr. 8. 2 Ngr.

Von irrthümlichen Angaben nicht frei, einige Niederlagen der gegen Preußen verbündeten Mächte zu Siegen stempelnd (z. B. Münchengrätz, Nachod, Kissingen), gibt das Schriftchen doch im ganzen der Wahrheit die Ehre und klagt nur über die Oberleitung. Seien wir aber gerecht! Die Oberleitung der Bundestruppen des 7. und 8. Corps war bei der Zusammensetzung des letztern nur illusorisch, Einheit des Befehls gar nicht vorhanden, weil — der Befehl nicht respectirt wurde.

Ueber die Schlacht von Königgrätz sind mehrere Monographien erschienen, unter denen wir besonders die „von einem alten Militär" (Berlin, Matthies), und die von „H. v. B.", dem Verfasser des oben unter Nr. 5 genannten Werks, auch in demselben Verlage publicirt, als gelungen bezeichnen können; erstere auch für Laien in der Kriegskunst sehr verständlich. Eine anziehende Lektüre bietet die kleine Schrift:

11. Antheil des 2. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 27 an dem Gefecht bei Münchengrätz am 28. Juni 1866 und an der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866. Von Franz von Zychlinski. Aus dem Briefe an einen Freund. Zweite Auflage. Halle, Fricke. 1866. 16. 15 Ngr.

Wer den Berichten über die Kriegsereignisse im Detail gefolgt ist, weiß, welchen ruhmvollen Antheil das genannte Regiment an der Entscheidungsschlacht genommen, welche ungeheuern Verluste es im vielstündigen Kampfe um das Waldterrain bei Benatek erlitten und wie sein Ausharren (es gehörte zur Division Franseckỳ) zum Siege beigetragen hat. Der Führer desselben erzählt das in frischer und ansprechender Weise, er selbst wurde verwundet und konnte der Schlacht nicht bis zu Ende beiwohnen. Es war seine Gewohnheit, sich im Kriege, wo die strenge Kleiderordnung nachläßt, täglich, wenn es möglich war, mit einer frischen Blume im Knopfloch zu schmücken: am 3. Juli pflückte er sich eine Rose dazu und seine Untergebenen folgten dem Beispiele. Der Schloßgarten von Cerekwitz wurde, gewiß zum Leidwesen der liebenswürdigen Besitzerin, die wir vor einigen Jahren persönlich kennen gelernt, vollständig seines reichen Flors beraubt und das Regiment ging mit Rosen geschmückt in die Schlacht, wie die alten Spartaner mit Kränzen.

Als ein halbofficielles Werk und Vorläufer des größern allgemeinen, das der preußische Generalstab in Arbeit hat, kann gelten:

12. Die Theilnahme der zweiten Armee unter dem Oberbefehl Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen am Feldzuge von 1866. Mit zwei Plänen. Zweite Auflage. Berlin, Bath. 1866. 16. 7½ Ngr.

Der Verfasser, Major von Verdy du Vernois, hat dem Kriege im Generalstabe des Kronprinzen beigewohnt und berichtet daher durchaus competent über alles, was bei der zweiten Armee seit deren Aufstellung in Schlesien angeordnet, ausgeführt worden und vorgefallen ist. Wir ersehen daraus die erste Dislocation der Corps bei Landshut, Waldenburg, Striegau und Hirschberg Anfang Juni, und den Abmarsch in die starke Stellung bei Neiße in Folge der Nachrichten, welche von der österreichischen Armee eingelaufen waren. Von dieser befand sich nur ein einziges Corps in Böhmen, die übrigen sechs in Oesterreichisch-Schlesien und Mähren, bedrohten also Oberschlesien. Als dies Gros jedoch seinen Linksabmarsch nach Böhmen begann, erhielt der Kronprinz vom König am 19. Juni den Befehl, nur ein Corps an der Neiße zu lassen, das erste sofort auf Landshut zu dirigiren, die andern aber derartig aufzustellen, daß sie entweder mit dem ersten gemeinschaftlich die Offensive mit der ersten Armee nach Böhmen ergreifen oder, wenn nöthig, das Corps an der Neiße verstärken könnten. Diesem Befehl folgte am 22. Juni telegraphisch ein zweiter: gemeinschaftlich mit der ersten Armee die Offensive in der Richtung auf Gitschin zu ergreifen, das 6. Corps blieb zurück, um eine Demonstration gegen die österreichische Grenze auszuführen. Die Corps wurden nun, um westlich der Grafschaft Glatz in Böhmen einzubrechen, in Bewegung gesetzt, ihre Gesammtstärke betrug 125000 Mann. Es wird uns mitgetheilt, was man damals im Hauptquartier vom Feinde wußte oder ihm nachrechnen konnte, auch die Schwierigkeiten, welche die Armee zu überwinden hatte, werden angegeben. Darauf wurden die Maßregeln für die Operationen begründet. Wir erhalten in dem kleinen Werke nur authentische und darum werthvolle Mittheilungen über die Anordnungen der Märsche und Gefechte der zweiten Armee, über die Theilnahme derselben an der Schlacht bei Königgrätz, welche durch das Eingreifen des Kronprinzen entschieden wurde und über die fernern Operationen bis zum Waffenstillstande. Die Gefechte sind mit vielem taktischen Detail klar und sicher geschildert, die Darstellung in einfacher und würdiger Sprache abgefaßt. Wir können nur wünschen, daß der Verfasser, welchem bedeutende Kenntnisse zu statten kommen, bald mit einem größern kriegsgeschichtlichen Werke unter seinem Namen hervortrete. Wie wir hören, wird auch über die erste Armee bald eine ähnliche Schrift, wie die vorliegende, erscheinen.

In zweiter Auflage liegt eine interessante Monographie vor, die wir gleich hier einfügen:

13. Die Hannoveraner in Thüringen und die Schlacht bei Langensalza. Eine Episode aus der neuesten Kriegsgeschichte. Von einem unparteiischen Augenzeugen mit Benutzung der zuverlässigsten Nachrichten. Zweite, berichtigte und vervollständigte Auflage. Mit Schlachtplan und Uebersichtskarte. Langensalza, Klinghammer. 1866. Gr. 8. 25 Ngr.

Das Schicksal der braven, in jeder Hinsicht trefflichen Armee, welche durch eine verblendete, unheilvolle Politik eine so traurige Katastrophe erleben mußte, hat überall, auch im preußischen Heere, eine große Theilnahme gefunden, sodaß eine unparteiische Schrift über die Ereignisse, welche zur schließlichen Auflösung derselben führten, nur willkommen sein kann. Nach Unparteilichkeit hat der Verfasser redlich gestrebt, um nach allen Richtungen hin der Wahrheit die Ehre zu geben. Er selbst sagt, daß die erste Auflage seiner Monographie, „die inmitten der fluctuirenden Begebenheiten mit fliegender Hand geschrieben wurde, sich nicht schmeicheln darf, durchweg das Rechte und Wahre getroffen zu haben"; uns hat dieselbe nicht vorgelegen, doch ist uns allerdings gesagt worden, daß die Schrift mehr nach der preußenfeindlichen Seite gravitire. In der zweiten Auflage finden wir das durchaus nicht; daß der Verfasser die Mittheilungen, die ihm hannoverscherseits gemacht worden sind, aufgenommen hat, ist nur gerecht: audiatur utraque pars. Berichte zweier Gegner stimmen nie überein, selbst die militärische Kritik, welcher viele Anhaltpunkte für Schlußfolgerungen zu

Gebote stehen, kann aus den widersprechenden Angaben nicht immer die Wahrheit feststellen. Der Verfasser, der nicht Militär ist, erhebt nur den Anspruch, daß es ihm darum zu thun ist, eine der interessantesten Episoden der neuesten Zeitgeschichte wahrheitsgetreu zu schildern. Er verzichtet darauf, überall mit einem freundlichen Gesicht empfangen zu werden, weiß aber, „daß in aufgeregten Zeiten derjenige sich zwischen zwei Stühle setzt, der es jeder Partei recht machen will". Am übelsten wird sein Buch daher von den Hofkreisen und den unbedingten Anhängern König Georg's empfangen werden, denn er äußert sich über dessen Gebaren und die Politik seiner Regierung allerdings sehr ungünstig. „Galt es doch auch, in einem solchen Zeitbericht die öffentliche Meinung zum Ausdruck zu bringen! Es würde ein Verrath am Richteramte der Geschichte sein, wenn sie geflissentlich todtgeschwiegen werden sollte." Aus dem reichen Inhalt des Werks gestattet uns der Raum nur einiges hervorzuheben, das zur Charakteristik der Personen und Ereignisse dient. Ehe der König seine Hauptstadt verließ, mußte ihm der Hofprediger das heilige Abendmahl reichen. Dabei fragte der Monarch seinen geistlichen Gewissensrath, ob es wol Gottes Wille sei, daß er den vierhundertjährigen Rechten seiner Krone entsage? Als der Hofprediger darauf erwiderte: wenn durch eine solche Entsagung diejenigen Pflichten verletzt würden, die er seinem Volke schuldig sei, so könne Gott kein Wohlgefallen daran haben; handle es sich aber nur um persönliche Vortheile und könne er mit seiner Entsagung dem Volke nützen oder es vor Schaden bewahren, so müsse er sich fügen, wenn es ihm auch noch so schwer ankomme: da wurde der geistliche Herr in Ungnaden verabschiedet, wie vorher auch die Deputation der städtischen Collegien, denen er die historisch gewordene Erklärung gab, er könne als Christ, als Monarch und als Welf nicht anders handeln. Es waren viele Persönlichkeiten, welche mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, den österreichischen Einfluß auf das Gemüth des Königs fortwährend geltend machten; Graf Ingelheim, der österreichische Gesandte, wußte jede Verständigung mit Preußen durch die stereotype Redensart zu hintertreiben: „Majestät, nur nicht nachgeben! Ihre Welfenehre duldet keine Unterwerfung, und mein Herr und Kaiser schützt Sie." Nach einem viertägigen Aufenthalt in Göttingen, der nothwendig war, um die in ihren Quartieren durch den Einmarsch der Preußen überraschte Armee erst zu organisiren, brach der König mit ihr gegen Eisenach auf, um zur Vereinigung mit den Baiern durchzubrechen. Hier, wie bei vielen andern Gelegenheiten, weist der Verfasser die musterhafte Disciplin und Ordnung der Hannoveraner durch Thatsachen nach; wir wissen, daß dieses Lob ein wohlverdientes ist. Am 21. Juni kam die Armee nach Heiligenstadt. „Unter den Truppen, wenn sie auch nicht entmuthigt waren, schien ein gedrücktes Gefühl zu herrschen. Die Offiziere haschten nach jedem Zeitungsblatt, dessen sie habhaft werden konnten, und wiegten sich in süßen Träumen vom siegreichen Vorschreiten der österreichischen und auch der bairischen Bundesgenossen. Die Soldaten betrugen sich anständig. Nirgends ein roher Exceß oder eine barsche Zudringlichkeit, aber auch kein fröhlicher Gesang oder irgend ein Zeichen innern und äußern Behagens." Um die Hannoveraner über die eigentliche Stärke der Macht, die ihnen die thüringischen Pässe verlegen sollte, zu täuschen, fuhren die preußischen Bahnzüge, zumal am 24. Juni, zwischen Eisenach und Mechterstedt ununterbrochen hin und her, immer mit denselben Truppen. Die Wagen, welche von Eisenach kamen, schienen leer, die Soldaten mußten sich niederdrücken, auf der Rückkehr aber zeigten sie sich an den Fenstern mit lautem Hurrah, als sei es frischer Zuzug von Erfurt. Ob dies Spiel seinen Zweck erreicht hat, steht dahin; die Hannoveraner rückten nicht nach Eisenach, sondern nach Langensalza. Den Einwohnern der Stadt, wie den Mitgliedern des Magistrats, „die eine fast übermenschliche, mit zahllosen Mühen und Sorgen verknüpfte Aufgabe mit seltenem Opfermuth und ehrenhaftem Erfolge gelöst", wird in der Schilderung der Leiden und Leistungen der Stadt eine gerechte Anerkennung zutheil. König Georg wohnte am Johannisfeste dem Gottesdienste in der Bergkirche zu Langensalza bei. „Ungleich tiefer, als das Gebet des Predigers, daß Gott die Herzen der Fürsten und Völker mit Gedanken des Friedens und der Versöhnung erfüllen möge, schien ihn das Hoch zu berühren, das ein langensalzaer Bürger auf seinem Rückgange aus der Kirche dem König zurief. Denn als das leicht erregte Volk in diesen Ruf einstimmte, neigte er sich nach allen Seiten und sagte zu seinem Gefolge: „Es sind doch gute Leute, die Langensalzaer. Schont mir Langensalza." Die gute Stadt sollte aber noch schwere Tage sehen. Ueber die Verhandlungen, welche mit den spätern Erklärungen des Herzogs von Koburg und den neuesten officiellen Veröffentlichungen übereinstimmend erzählt werden, heißt es:

Wozu aber diese bandwurmartigen Verhandlungen, wozu diese zweideutige Zauberpolitik? Der König von Hannover schien von zwei sich widerstrebenden Mächten befangen zu sein, abgesehen von den kaum glaublichen Berichten, daß in seinem geheimen Rathscollegium ein Zahnarzt, ein Musikus und ein Leibfriseur, die seinen selbstherrlichen Ansichten zu schmeicheln verstanden, die Hauptrolle spielten. Auf der einen Seite der österreichische Einfluß, welchen der Hofadel, insonderheit der katholische, repräsentirte, und auf der andern Seite die nüchterne Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse, die im Kronprinzen und einigen Generalstabsoffizieren warme Vertreter gefunden haben soll. Daher die rath- und thatlose Unschlüssigkeit im hannoverschen Hauptquartier. Tagelang waren gleichsam die Thüren kaum angelehnt, durch welche die Hannoveraner nöthigenfalls mit klingendem Spiel hindurchmarschiren konnten, um mit einem forcirten Marsche von kaum 12 Stunden die Baiern zu erreichen. Statt dessen ein zweckloses Hin- und Herziehen der gehetzten Truppen.

Alles um Zeit zu gewinnen in Hoffnung auf die Baiern. Diese blieben jedoch aus und die Hannoveraner klagten nachher bitter, sie seien verrathen und verkauft worden. Unsere Leser werden die gegenseitigen Anschuldigungen aus den Zeitungen wol noch im Gedächtniß haben. Jedenfalls konnten die Hannoveraner im richtigen Moment durchbrechen, aber ebenso auch die Baiern ihnen zu Hülfe kommen. Beides geschah nicht, vielmehr kam

es, nachdem der König von Hannover auch noch im letzten Moment die ehrenvollsten Bedingungen, die ihm seinen Thron sicherten wie den andern Fürsten des spätern Norddeutschen Bundes, zurückgewiesen hatte, zum Treffen bei Langensalza. Der Verfasser hat dasselbe von einem Hügel außerhalb des Schlachtfeldes mit eigenen Augen gesehen. „Aber es war doch nur ein verworrenes Bild, das sich vor unsern Augen bewegte!" Das ist für den Zuschauer fast immer der Fall. Aus den zuverlässigsten Berichten, die er gesammelt, hat er dann, mosaikartig zusammengefügt, ein übersichtliches Gemälde der Schlacht geschaffen, „keiner Partei zu Lieb und keiner zu Leide". Eine detaillirte Darstellung der dem Verfasser genau bekannten Oertlichkeit bildet den Grund des Gemäldes, welches den Gang des Treffens im allgemeinen und viele Scenen dem Leser lebendig vor Augen führt.

Ueber die vielbesprochenen Angriffe auf die preußischen Quarrées sind die beiderseitigen Angaben aufgenommen; sie lassen sich vermitteln. Daß hannoversche Reiter in ein oder das andere Viereck eingedrungen sind, trotz der bedeutenden Verluste, ist gewiß; gesprengt scheint aber doch keins geworden zu sein. Wir finden es natürlich, daß die Hannoveraner das Unglück ihrer Capitulation durch den Trost, daß sie unbesiegt nach der Schlacht die Waffen haben strecken müssen, zu lindern suchen und einen oder den andern Erfolg vergrößern; die Preußen dagegen, welche bei Langensalza gegen mehr als doppelte Uebermacht nicht siegen konnten, schmälern dem Gegner den Ruhm, so viel es angeht. Wir geben dem Verfasser recht, daß der an Siegen und Ehren so reichen preußischen Armee keine Perle aus der Krone fallen wird, wenn ein kleines Corps derselben auch einmal besiegt ward. Ob dies Corps das Treffen bei Langensalza liefern mußte, ist eine andere Frage. Der König von Hannover, der in einer Vertiefung während der Schlacht gehalten, ritt über die Walstatt nach Langensalza zurück, wo er abends zum dritten male seinen Einzug hielt. „Man erzählte, daß seine lichtlosen Augen sich mit Thränen gefüllt bei dem Aechzen und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden und den haarsträubenden Schilderungen seines Thronerben, der schluchzend über all den Jammer die Hände gerungen habe." Die beiderseitigen Verluste waren im Verhältniß zur Truppenzahl sehr groß.

Der Verfasser erzählt noch viele erschütternde und ergreifende Züge; auch hier bewies sich, wie in Böhmen, daß der Feindeshaß nach dem Blutbade in schöne menschliche Bruderliebe übergegangen ist. „Der König, der, weil er sichtlich die Nähe der erregten Menschen scheute, im Dunkel der Nacht am Arme seines Sohnes sämmtliche Lazarethe besuchte, erkannte die Opferwilligkeit in der Pflege mit der stereotypen Redensart an: «Ich danke für die Pflege, die Sie meinen Verwundeten angedeihen lassen.» Weiter nichts. Er sah ja das Elend nicht, das ihm entgegengrinste." Der Verfasser nennt viele von den edeln Frauen und Mädchen, welche sich in dem Samariterdienste ausgezeichnet haben. Er schildert dann die Capitulation und deren Ausführung — wer kann es den Tapfern verdenken, daß diese Erinnerung sie noch lange mit bitterm Schmerze füllen wird! „Für seinen König muß das Volk sich opfern!" sagt Dunois. Bei Langensalza ist dies Opfer auf die Spitze getrieben worden: nur für den König und — vergebens!

Auf eine Schrift wollen wir aber noch aufmerksam machen, weil sie eine vortreffliche Charakteristik des gekrönten Heerführers enthält:

14. König Wilhelm im Jahre 1866. Von L. Schneider. Berlin, Schweigger. 1866. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser, welcher dem Hofe schon eine längere Reihe von Jahren nahe gestanden hat, ist vielleicht mehr als jeder andere berufen und befähigt, ein treues Charakterbild des Königs Wilhelm zu geben; er thut es mit Treue und Wahrhaftigkeit. Wer den König kennt, weiß auch, daß er bis in sein Privatleben hinein keiner schmeichlerischen oder verschönernden Darstellung bedarf, sondern nur der unparteiischen Wahrheit. Was schon seine Mutter, die unvergeßliche Königin Luise, im Jahre 1808 von ihrem damals elfjährigen Sohne an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg Strelitz, schrieb, hat sich vollkommen bestätigt: „Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm." Wie dieser ging ein anderer Wunsch der hochsinnigen Fürstin: ihre Kinder zu wohlmeinenden Menschenfreunden zu erziehen (an den Professor Heidenreich in Leipzig geschrieben), in Erfüllung, vorzüglich aber derjenige, welchen sie während der Unglückszeit Preußens in einem Briefe ausgesprochen: „Ich wünsche, daß die Welt von mir sagen möge: sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben."

Das Lebensbild des Königs Wilhelm in der vorliegenden Schrift gibt uns keine vollständige Biographie, sondern nur, was ihr Titel verspricht und auch das nicht in geordneter chronologischer Reihenfolge. Wie sich dem Verfasser im Gange seiner Darstellung Charakterzüge und Gedanken, an die Ereignisse geknüpft, bieten, schildert er sie und spricht sie aus, mit der Lebendigkeit und Gewandtheit, die seiner Schreibweise eigen ist; das Ganze gewinnt dadurch an Frische und die Lektüre an Interesse. Er sagt selbst:

> Unwillkürlich, aber auch sehr verzeihlich, haben die neuesten Begebenheiten mit ihren überwältigenden Eindrücken — wir schreiben dies mitten unter den Vorbereitungen zum Siegeseinzug der Truppen in die Hauptstadt nieder — von der Regel abgeführt, eine Lebensgeschichte mit der Geburt und Jugendzeit zu beginnen, und die Schilderung ist gleich in den Abend eines Fürstenlebens hineingerathen, wo alles Sieg, Erfolg und Anerkennung ist, nachdem es jahrelang vorher mit alledem nicht recht fort wollte. So mag es denn auch bei der einmal eingeschlagenen Richtung bleiben und erst von dem gesprochen werden, was geworden ist, um dann erst zu sehen, wie es gerade so hat werden können und müssen.

Die Darstellung der politischen Ereignisse nimmt stets, wie der Zweck des Buchs verlangt, den König zum Mittelpunkt und erzählt manches, was nicht allgemein bekannt geworden ist. Einige Betrachtungen, die der

Verfasser selbst von seinem Standpunkte daranknüpft, sind sehr treffend:

Man hört oft aus Oesterreich: wir haben die Preußen unterschätzt! Ein sehr schwächliches Bekenntniß, wenn man Gesandte und Militärbevollmächtigte in Preußen hält, eben erst mit denen zusammengefochten hat, gegen die man fechten will, und auch Gelegenheit hatte, bei den Durchmärschen das Land kennen zu lernen, das man mit Krieg überziehen will. Da ist es denn doch besser, wenn man nachher sagen kann: wir haben unsern Gegner überschätzt, wie dies in der That in Preußen vor dem Kriege mit der österreichischen Armee geschehen ist.

Ueber die Stellung der Landwehr sagt der Verfasser, der selbst in der Landwehr gedient hat und den weitverbreiteten „Soldatenfreund" herausgibt:

Kein Theil des Heers hat es weder damals (1813) noch jetzt allein gemacht, und so muß es auch sein, wenn die Armee ein Ganzes sein und bleiben soll. Wo sind die Lügen und falschen Voraussetzungen geblieben, die dem Könige eine Abneigung gegen die Landwehr oder eine Geringschätzung derselben unterschoben! Der König hat durch ihre Zusammenberufung, durch ihre Märsche bis Prag und an den Main bewiesen, daß er vollkommenes Vertrauen in sie setzt, ihr aber nicht zumuthen will, gleich anfangs ins Feuer zu gehen, weil sie ein dem Vaterlande in jeder Beziehung zu theures Material ist, welches der Patriotismus wol in der höchsten Noth aufs Spiel setzen, aber nicht unnütz opfern darf.

Eine Geschichte des kurzen und so erfolgreichen Kriegs zu schreiben, erklärt der Verfasser nicht für seine Absicht, hält sie auch überhaupt, wenn sie gut sein soll, vor einigen Jahren nicht möglich. Wir haben dieselbe Ansicht bereits ausgesprochen und deshalb eine höchst ehrenvolle Aufforderung, die wir zur Abfassung eines umfassenden Werks über diesen Krieg erhielten, ablehnen zu müssen geglaubt. Wol aber stellte sich der Verfasser die Aufgabe, das, was der König während des Kriegs als wirklicher Kriegsherr geleistet hat, für einen künftigen Geschichtschreiber des Monarchen aufzubewahren: und er konnte das als Augenzeuge. Wir geben nur noch die folgende Schilderung:

Für seine persönliche Bedienung nahm der König so wenige Personen als nur irgendmöglich mit, und konnte es, weil er selbst für seine Person so wenig Bedürfnisse hat. Von früh morgens bis spät abends angezogen, kennt er keine andere Bequemlichkeit in der Kleidung, als höchstens ein Aufknöpfen des Militärüberrocks in seinem Arbeitszimmer. Es ist alles so genau geregelt und der König macht die meisten Dinge so ausschließlich selbst, daß gar keine Hülfe nöthig wird. Es wurden daher nur ein Kammerdiener, ein Garderobier und zwei Leibjäger mitgenommen, welche aber auch während des ganzen Feldzugs nicht abgelöst wurden, wie das sonst im gewöhnlichen Dienst zu geschehen pflegt. Da der König so wenig für sich selbst braucht, man eigentlich in allen vorkommenden Fällen schon weiß, was wol befohlen werden kann, und die Befehle nie hart oder unfreundlich gegeben, Versehen auch nie mit einem heftigen Worte oder erzürnt gerügt werden, so ist der Dienst bei der Person des Königs ein leichter und war es auch während des Feldzugs, obgleich er oft unter den erschwerendsten Umständen geleistet werden mußte. Die sich immer gleichbleibende milde Ruhe des Königs läßt auch keine Unruhe um ihn her aufkommen, und es geht eben alles, wie man zu sagen pflegt, am Schnürchen. Viele Dinge, die leicht ein anderer thun könnte, thut der König bei seiner Gewöhnung an strenge Ordnung selbst, so z. B. das Auspacken und Einpacken seiner sämmtlichen Papiere in die für Reisen bestimmten Portefeuilles, und dies geschah auch während des Feldzugs bei jedem Wechsel des Hauptquartiers, ja selbst am Schlachttage von Königgrätz.

Mögen unsere Leser dann den greisen König bis zu dieser Schlacht und dann bis vor Wien zu der großen Heerschau seiner siegreichen Truppen begleiten.

Bei der jetzigen Vorliebe für Illustrationen fehlt es auch nicht an illustrirten Werken über den letzten Krieg. Weber in Leipzig läßt eine „Illustrirte Kriegschronik, Gedenkbuch an den Feldzug von 1866 in Deutschland und Italien" erscheinen, welche in 20 Lieferungen 200 Illustrationen bringen soll. Für die Jugend bearbeitet von Hoffmann ist „Preußens Krieg für Deutschlands Einheit, Gedenkbuch an das glorreiche Jahr 1866 in Wort und Bild". Unter dem Titel: „Krieg und Frieden", ist als besonderer Abdruck aus der „Welt der Jugend" (Leipzig, Spamer), eine Charakteristik der deutschen Heere vor dem Jahre 1866 und eine kurze Geschichte des deutschen Kriegs 1866 herausgegeben worden. Bei Weise in Stuttgart erscheint eine „Illustrirte Kriegsgeschichte des Jahres 1866", deren Text von W. Zimmermann, dem Verfasser der „Geschichte des Bauernkriegs" und der „Geschichte der Hohenstaufen" als die „erste unparteiisch behandelte, vom Standpunkte des Geschichtschreibers aufgefaßte Schilderung der jüngsten Ereignisse" angekündigt wird. Wir gönnen allen Illustrationsfreunden das Vergnügen des Bilderbesehens, müssen aber doch als alter Soldat bemerken, daß mit wenigen Ausnahmen die Kriegsscenen herzlich mangelhaft dargestellt sind, so gut sie auch gezeichnet sein mögen. Die Künstler, was man ihnen nicht verdenken kann, sahen die Gefechte nur von fern oder gar nur im Geiste und verstanden nichts vom Soldatenwesen. Darum vorherrschend Marsch-, Bivuaks-, Einzugs-, Lazarethbilder, und nur wenige, meist höchst sonderbare Gefechtsbilder. Bringen doch auch die Kunstausstellungen manches Schlachtgemälde, das unwahre, ja unmögliche Dinge darstellt.

Wir schließen vorläufig mit dieser Uebersicht. Werke, die uns nur aus Ankündigungen bekannt geworden sind, aber noch nicht vorgelegen haben, behalten wir einer spätern Besprechung vor. Von den Berichterstattern großer Zeitungen, welche theils mit Bewilligung in den Hauptquartieren sich während des Kriegs aufgehalten, theils auf eigene Hand den Kriegsschauplatz besucht haben, sind nachträglich auch einige ihrer während des Kriegs verfaßten Correspondenzen zusammengestellt im besondern Abdruck erschienen. Sie haben jetzt natürlich an Interesse verloren, den meisten fehlt auch das rechte militärische Verständniß: das große Zeitungspublikum wird das nicht vermißt haben, wenn die Berichte nur lebhaft und pikant geschrieben waren; sie haben mitten im Laufe der Begebenheiten ihren Zweck erfüllt, einen bleibenden Werth können dieselben nicht beanspruchen, wenn auch einige, wie z. B. die der „Times", immerhin als Beiträge zu einer künftigen umfassenden und unparteiischen Bearbeitung dieses, mit keinem frühern vergleichbaren Kriegs benutzt werden mögen.

Karl Gustav von Bernuth.

Giacomo Leopardi.

Gedichte von Giacomo Leopardi. Verdeutsch in den Versmaßen des Originals von Robert Hamerling. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1866. 8. 7 Ngr.

Leopardi repräsentirt in der italienischen Literatur den Nikolaus Lenau'schen Weltschmerz. Alles ist nichtig! klingt uns aus jedem seiner Gedichte entgegen; es ergreift uns eine Wehmuth um unser eigenes Dasein; der Dichter schildert es so nackt, so elend, so liebeleer, daß wir es mit ihm für eine glückliche Spanne Leben hingeben möchten. Mit bleiernen Flügeln ruht das Trübe, das Unglückschwangere auf üppigen Feldern, auf blendenden Naturschönheiten; in jedem Abgrund lauert es, in welchen der Dichter blickt; hoch mit den Wolken zieht es, tief nagt es an jeglicher Creatur. Der Dichter flieht das Leben in seiner Tagesgrellheit, er sucht die Nächte auf, die Einsamkeit: er beklagt versunkene Jugend, verlorene Liebe; das Herz ist ihm so voll, der Kopf ist ihm so schwer, verschleiert hängt der sonnige Himmel darüber: o Gott, mach' diesem Elenddasein bald ein Ende! seufzt der Dichter; in Trauergesängen blutet tropfenweise sein Herz, er verliert die Kraft der Selbstbeherrschung, er weiß sich vor Melancholie nicht zu retten; er sehnt die Stunde der leiblichen Auflösung herbei — sie kommt und Leopardi ist glücklich! In der letzten Stunde lächelt sein Gesicht voll himmlischer Verklärung; der Erdenschmerz ist überwunden; war es auch nur ein eingebildeter, genug, er stachelte Leopardi zu Tode. In Nikolaus Lenau steckt viel Affectation, bei Leopardi ist alles Ausgesprochene einer glühenden Seele, einem feindenkenden Kopfe entsprungen. Es liegt ein magischer Zauber über seinen Dichtungen, ein seliges Entzücken, wie es einen Todten in seiner letzten Stunde überkommen mag. Wir fühlen mit ihm, wir denken mit ihm, und doch mögen wir ihm nicht in seinem einsamen Brüten, wenn er hoch auf Felsen oder tief im grünen Thale sitzt und mit Blumen und Sternen spielt, Gesellschaft leisten. Wir gehen ihm aus dem Wege, wie einem, der uns bei jeder Begegnung an etwas erinnert, das wir gern erst in unserer letzten Lebensstunde hören möchten.

Robert Hamerling hat es verstanden, den unglücklichen Dichter in seinen Schöpfungen so wiederzugeben, daß wir seine Arbeit wie ein Original lesen. Die Literaturfreunde werden ihm dies zu danken wissen; solcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der Hamerling bei der Uebersetzung zu Werke ging, können sich wenige Uebersetzer rühmen.

Otto Spielberg.

Feuilleton.

Die Generalversammlung der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft in Berlin.

Dem Gesetz der Gravitation folgend, welches die Hauptstadt von Norddeutschland auch zum Mittelpunkt der geistigen Interessen macht, hatte die Deutsche Shakspeare-Gesellschaft ihre diesjährige Generalversammlung auf den 23. April nach Berlin ausgeschrieben, um womöglich den Kreis ihrer Theilnehmer in dieser Stadt selbst und durch die Anregungen einer weitverbreiteten und vielgelesenen Presse auch in Preußen zu erweitern. Da blos geschäftliche Verhandlungen nicht die gewünschte Anziehungskraft ausgeübt hätten, so eröffnete Prof. Ulrici die Sitzung durch einen längern Vortrag „Ueber Shakspeare's Fehler und Mängel", ein Thema, das in neuester Zeit durch das Werk von Rümelin und ähnliche in der Presse hervortretende Anschauungen in den Vordergrund gerückt worden ist. Ulrici hob den Unterschied hervor, der zwischen den Fehlern des Genies und den Fehlern der Stümper vorherrscht, verhielt sich aber im ganzen mehr abwehrend gegen die Anklagen, die neuerdings gegen den britischen Dichter erhoben worden sind. Aus seinem Vortrage ging wenigstens die erfreuliche Thatsache hervor, daß auch die Shakspeare-Gesellschaft eine unbefangene Würdigung Shakspeare's wolle und nicht einen in einseitiger Apotheose bornirten und fixirten Cultus. Der in der Generalversammlung an die Mitglieder ausgetheilte zweite Jahrgang des „Shakspeare-Jahrbuch", auf den wir näher zurückkommen werden, enthält freilich einige Abhandlungen, welche auf die entgegengesetzte Tendenz der Gesellschaft schließen lassen, indem die Abwehr jener Auffassung, die einen modernen, durch den Geist der Gegenwart geläuterten Shakspeare-Cultus verlangt, an das Fanatische streift.

Die geschäftlichen Verhandlungen drehten sich wesentlich um die neue Shakspeare-Uebersetzung oder vielmehr um die Erneuerung der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung, welche unter Leitung Ulrici's und des Vorstandes und unter der thätigen Theilnahme von Leo, Elze, Hertzfeld, Alexander Schmidt u. a. im Verlag der G. Reimer'schen Buchhandlung in Berlin erscheinen soll.

Es ist bekannt, daß gleichzeitig von zwei Vorstandsmitgliedern, Bodenstedt und Dingelstedt, zwei neue Uebersetzungen der Shakspeare'schen Dramen herausgegeben werden und zwar die erstere, bereits öfter in d. Bl. erwähnte, im Verlag von F. A. Brockhaus unter Mitarbeiterschaft von Otto Gildemeister, Paul Heyse, Ferdinand Freiligrath u. a.; die zweite im Verlag der Meyer'schen Buchhandlung in Hildburghausen unter Betheiligung von Wilhelm Jordan, Adolf Seeger u. a. Da der Vorstand mit einem fait accompli vor die Versammlung trat, so konnte an den Thatsachen nicht mehr gerüttelt werden, sowenig auch ein Theil der Anwesenden die Nothwendigkeit einsah, daß gerade die Umarbeitung der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung von der Gesellschaft monopolisirt würde. In der That sind die Schwierigkeiten einer solchen Umarbeitung größer, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Das Gelungene und das Mislungene sind in ihr so innig verschmolzen, daß die Correctur des einzelnen, die nicht blos Shakspeare-Gelehrsamkeit, sondern das höchste sprachschöpferische Talent verlangt, leicht dem Ganzen durchaus fremdartige Lichter aufsetzen kann, abgesehen von den doch unvermeidlichen Irrthümern, welche durch die Hyperkritik der neuen Textrevisionen hervorgerufen werden und die an jene Verbesserungen des seligen Ballhorn erinnern dürften, der dem Hahn der Fibel die Sporen anmalte. Wenn der Schlegel'sche Text sich eingebürgert hat, so hat er sich eben mit seinen Vorzügen und Fehlern eingebürgert; man kann seine Kleckse nicht radiren, ohne den ganzen Text zu zerreißen und zu durchlöchern. Die Aufgabe ist eine durchaus schwierige und erheischt die größte Vorsicht ja, wir möchten sagen, Inspiration.

Wie dem auch sei, man durfte erwarten, daß die Generalversammlung sich einem Antrage anschließen würde, der auch für die andern beiden Uebersetzungen eine Anerkennung der Gesellschaft verlangte. Waren sie doch aus ihrem Schoße hervorgegangen, geleitet von zwei namhaften Dichtern, sodaß sie die Tendenz der Gesellschaft in jeder Weise würdig vertraten. Indem die Generalversammlung einen derartigen Antrag

ablehnte, verwandelte sie die Gesellschaft in eine Art von literarischer Seehandlung, welche ein monopolisirtes Geschäft treibt, statt sie zum geistigen Mittelpunkt einer vielseitigen Thätigkeit, zum A und O, zum Anfang und Ende aller deutschen Shakspeare-Bestrebungen zu machen.

Die Redaction des „Shakspeare-Jahrbuch", welche Bodenstedt niedergelegt hatte, war vom Vorstande dem Prof. Karl Elze anvertraut worden, der als einer der rüstigsten deutschen Shakspeare-Kämpen bekannt ist. Noch erwähnen wir, daß die Zahl der Mitglieder von 130 auf 160 gestiegen ist. Ein weiterer Zuwachs wird nicht ausbleiben, wenn die Gesellschaft ein frisches und kräftiges Eingreifen in das Leben der deutschen Bühne und der deutschen Dichtung, eine Förderung aller Bestrebungen vertritt, welche in Shakspeare's Geist, aber beileibe nicht in der Nachahmung seiner zum Theil unreifen und veralteten Bühnenformen, nicht in der Nachäfferei seines Räusperns und Spuckens eine Verjüngung unsers deutschen Theaterwesens zu erreichen suchen.

In diesem Geist war der Toast gehalten, welchen der Herausgeber d. Bl. bei dem Festmahl der Shakspeare-Gemeinde in Arnim's Hotel ausbrachte und den wir hier, zur Ergänzung unserer Mittheilungen folgen lassen:

Wir feiern heut den großen Briten,
Den Dichter mit dem Sonnenflug,
Der unsrer Zeit vorausgeschritten,
Und doch nur ihren Spiegel trug;
Der nur in seines Volkes Herzen
Den Quell der ew'gen Werke fand,
Um seine Thaten, seine Schmerzen
Des eignen Lorbers Kränze wand.
In Deutschland auch ein Herr der Geister,
Ein Leitstern für geborne Meister,
Ein Irrlicht für den Schwarm der andern,
Die blindlings seine Pfade wandern.

Die deutsche Bühne hob die Schwingen
Im Hauche seiner Schöpferkraft;
Es war ein freudiges Gelingen
Im Sturm und Drang der Leidenschaft.
Da flog des jungen Schiller Aar
Empor zum hohen Horst des Briten;
Da war auf Goethe's Lichtaltar
Aus ihm ein Strahl herabgeglitten,
Bis hell in priesterlicher Hut
Auflodert die verwandte Glut.

Doch jetzt — im Qualm der Bühnenlichter
Sich zu behagen ist es Brauch;
Die Flamme gibt der eine Dichter,
Die andern alle nur den Rauch.
Vom Avon singt der Silberschwan
Wie Ariel im Sphärentone.
Du, deutsche Dichtung, trägst die Frone
Und hackst das Holz wie Caliban.

Doch nein, zerbrich die Sklavenhaft,
Vertrauend auf die eigne Kraft!
Tritt mit dem Briten in die Schranken,
Du hast, wie er, ein Vaterland!
Gott blies — und die Armaden sanken,
Gott rief — das deutsche Reich erstand.
Auf wuchs es unter Sturmestosen,
Gewaltig drang der Aar zum Licht;
Die rothen und die weißen Rosen
Mit blut'gen Kelchen fehlten nicht.
Folgt Krieg dem Krieg auf blut'ger Spur
Und schüttelt unerwünschte Lose,
So schlummert noch ein Azincourt
In unsrer nächsten Zukunft Schose.

Rachefernd in die neuen Bahnen
Trag, deutsche Bühne, deine Fahnen!
Doch vor des Briten Angedenken,
Da mögst du sie in Ehrfurcht senken!
Des Meisters Stern, des Schicksals Gunst
Sei hold der deutschen Bühnenkunst.
Sie lebe hoch!

Unter den Mitgliedern des Vorstandes vermißte man mit Bedauern Bodenstedt und Dingelstedt; anwesend waren Ulrici, Delius, Elze und Leo. In der Gesellschaft bemerkte man Senator Dr. Gildemeister aus Bremen, Freiherrn von Loën aus Dessau, Freiherrn Gisbert von Vincke aus Frankfurt a. M., Dr. Eduard Brockhaus aus Leipzig, den Generalintendanten von Hülsen, Director Düringer und zahlreiche Vertreter der berliner Presse. Die Kronprinzessin von Preußen, die ebenfalls Mitglied der Gesellschaft ist, war durch die Hoffestlichkeiten verhindert worden, ihr beizuwohnen. Die berliner Hofbühne gab vier Shakspeare-Vorstellungen hintereinander: „Viel Lärmen um nichts", „Sommernachtstraum", „Bezähmung der Widerspenstigen" und „Richard III.", um der anwesenden Shakspeare-Gelehrsamkeit die theatralischen Honneurs zu machen.

Englische Urtheile über deutsche Schriften.

Der letzten Rückschau der „Saturday Review" auf die neusten Erscheinungen der deutschen Literatur entnehmen wir Folgendes: „Wolfgang Menzel, der nun einmal Wolfgang Menzel ist, hat nothwendigerweise eine Geschichte*) im Geiste einer Parteibroschüre geschrieben. Vielleicht jedoch ist dieser Ausdruck unpassend, denn es ist nicht klar, ob dieser beißende Schriftsteller irgendeine Partei außer sich selbst vertrete. Er ist ein deutscher Veuillot oder Brownson, der zu grillenhaft und selbständig ist, um bei den Anhängern seiner eigenen Grundsätze beliebt zu sein und fortwährend das Gelächter der Gegner durch seine widersinnigen Aussprüche erregt. Gleich jenen Schriftstellern wiederum besitzt er wirkliche Originalität und große Geistesschärfe, und man kann oft mehr aus seinen seltsamen Auslassungen als aus manchem gelinden Widerhall der vox populi lernen. Der leitende Gedanke, den der jüngste Kampf ihm eingegeben hat, ist, diejenigen Sünden und Mängel Oesterreichs aufzusuchen, welche die Vorsehung dafür entschuldigen können, daß sie die Niederlage einer so hervorragend conservativen Macht zugelassen hat. Daher ein bissiges Kapitel, in welchem die Irrthümer der österreichischen Staatsmänner schonungslos bloßgelegt werden und die merkwürdige Entdeckung verkündet wird, daß der scheinbar absolutistische Staat in der That viel zu freisinnig sei, da die politischen Meinungen des Volks gänzlich von den Juden gebildet werden. Preußen, im Gegentheil, sei ganz gut, so lange wenigstens der Graf Bismarck bei der Hand sei, die Freisinnigen in Ordnung zu halten. Wir bedauern zu bemerken, daß Menzel's Vaterlandsliebe von der engherzigen und anmaßenden, unter seinen Landsleuten freilich nur zu gewöhnlichen Art ist. Die deutsche Einheit erscheint ihm nur werthvoll als nothwendige Bedingung zum deutschen Reiche. Elsaß, Lothringen, ja sogar Belgien werden alle, ohne die geringste Rücksicht auf die Wünsche ihrer Bewohner, für Deutschland in Anspruch genommen. Jeder geborene Schleswiger, Posener oder Irlrier, der sich etwa unbesonnen einbilden sollte, daß das, was für Deutsche gut ist, es auch für ihn sein müsse, kann von Menzel lernen, daß Unabhängigkeit etwas sei, was sich weder mit Dänen, noch mit Italienern, noch mit Polen verträgt."

Vom sechsunddreißigsten Theil des „Neuen Pitaval" (Leipzig, Brockhaus, 1867) sagt die „Review", er werde für englische Leser besonders wegen seiner erschöpfenden Berichte über die Palmer- und Müller-Fälle von Interesse sein. „Nach der Flut von patriotischen Declamationen über den letztern Gegenstand ist es befriedigend, einen erfahrenen deutschen Rechtskundigen zu finden, der seine volle Ueberzeugung von Müller's Schuld ausspricht."

Das in demselben Verlag erschienene Werk: „Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen", von J. H. Fichte, wird in folgender Weise besprochen: „Immanuel Fichte's Abhandlung über die Seelenfortdauer ist hauptsächlich wegen des Versuchs bemerkenswerth, diesen Glauben aus der Thatsache der providentiellen Regierung der Welt herzuleiten. Ueber den

*) „Der deutsche Krieg im Jahre 1866" (Stuttgart, Krabbe).

letztern Punkt schreibt der Verfasser klar, kräftig und sogar sehr schön. Nachdem er das Vorhandensein eines leitenden Zwecks, der in der Geschichte der Menschheit sich zeigt und verwirklicht, nachgewiesen, behauptet er, es sei die Vervollkommnung des Einzelnen sowol wie die der Gattung beabsichtigt, und es seien daher eine weitere Hinausführung und dauerndere Bedingungen nöthig, als sie die gegenwärtige Beschaffenheit des Individuums zulasse. Die dem Menschen verliehenen Fähigkeiten deuten auf ein größeres Feld für ihre Anwendung hin; räumt man dies nicht ein, so ist das Leben ein unbefriedigendes Bruchstück, und das Meisterstück der Natur das einzige Verfehlte unter ihren Werken."

Von den andern dortigen Besprechungen heben wir nur noch die von E. Zirngiebel's Biographie Jacobi's *) heraus, über welche es heißt: „F. H. Jacobi ist eine zu anziehende Gestalt in der Geschichte der Philosophie, um nicht eine Biographie zu verdienen; allein die Aufgabe ist schwierig, ja vielleicht unmöglich mit Erfolg zu lösen. Die erforderlichen Materialien sind nicht mehr vorhanden, und viele der wichtigern Ereignisse können nur im Umriß dargestellt werden. Wir wissen, daß Jacobi viele Wechselfälle des Schicksals erlitt; die Ursachen und begleitenden Umstände derselben aber sind im allgemeinen äußerst dunkel. Zirngiebel hat wenig neues Licht auf den Gegenstand geworfen; in der That scheinen seine Forschungen auf die Erklärung und Beurtheilung der Jacobi'schen Philosophie sich beschränkt zu haben. Dagegen läßt sich freilich nichts einwenden; doch wäre es besser gewesen, er hätte den biographischen und philosophischen Theil seines Werks strenger auseinandergehalten. Jetzt aber müssen wir uns durch verschlungene Dickichte metaphysischer Untersuchungen hindurcharbeiten, um etwas zu finden, was sich am Ende kaum der Mühe verlohnt. Jacobi's Stellung in der Geschichte der Philosophie ist fast eine vereinzelte. Die meisten Philosophen sind von der Hoffnung, das Räthsel des Weltalls zu lösen, zur Speculation angeregt worden. Jacobi indessen philosophirte gleich Hume, um die Unmöglichkeit einer solchen Lösung nachzuweisen, nur daß er, hierin Hume unähnlich, den Forscher auf den Glauben hinwies. Unter Glauben jedoch verstand er nicht etwa die Annahme von irgendetwas, das der Vernunft widerspricht oder unvereinbar mit ihr ist; ebenso wenig aber würde er, trotz seinem Zweifel an der Zulänglichkeit der menschlichen Fähigkeiten, mit einigen neuern Denkern behauptet haben, daß sie durchaus unzuverlässig seien."

*) „F. H. Jacobi's Leben, Dichten und Denken. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und Philosophie, von E. Zirngiebel" (Wien, Braumüller, 1867).

Eine Studie über lateinischen und deutschen Dichterausdruck.

Bei aller Uebereinstimmung des lateinischen und deutschen Sprachgeistes, welche ihren Grund in der gemeinschaftlichen Abstammung, in der Urverwandtschaft findet, treten in beiden Sprachen so große Verschiedenheiten des Ausdrucks und sonach der Anschauung, des Denkens und Empfindens hervor, daß dadurch vor allem die dichterische Sprache wesentlich bedingt wird, weil sie dem sinnlichen Elemente nachstreben muß. Diese sprachlich-ästhetische Seite berührt ein kleines Schriftchen, eine Studie von Hermann Frommann: „Verschiedenheiten des Geschmacks im poetischen Ausdruck bei lateinischen und deutschen Classikern" (Jena, Frommann, 1866). Der Verfasser ist Satiriker, mehr noch Humorist, was nicht blos in der mehr schalkhaften als boshaften Einleitung, sondern auch in der Ausführung des einzelnen öfters köstlich hervortritt. Ob die Verschiedenheiten im dichterischen Ausdruck, wie sie Frommann aus den classischen Schriften nachzuweisen sucht, gerade auf der Verschiedenheit des Geschmacks beruhen, ist eine psychologische Frage, die wir hier nicht verfolgen können. Das Schriftchen Frommann's zerfällt in zwei Theile. Zuerst wird die Neigung der lateinischen Dichter in Betracht gezogen, das dichterische Bild und überhaupt die Phrase in stark sinnlicher Weise zum Ausdruck zu bringen. Umgekehrt ist auch die lateinische Wendung die schwächere, farblosere. Die kleine Studie hat uns nicht allein wegen der vielen hübschen Beobachtungen und treffenden Einfälle wohl behagt, sondern auch wegen des in unserer grämlichen Zeit so seltenen Humors, der das Ganze durchzieht, in heitere Stimmung versetzt. Wir können solche Wirkung verspüren, weil wir in Sachen der classischen Philologie unparteiisch sind. Ob der Verfasser auch bei seinen Fachgenossen und Collegen denselben Erfolg erzielt und ebenso gnädig beurtheilt wird, möchten wir allerdings stark in Zweifel ziehen. Eins fehlt der Studie: die wissenschaftliche Betrachtung des Deutschen. Der heutige Sprachzustand wird als der allein maßgebende, als den deutschen Geschmack repräsentirende hingestellt. Um einige Fälle herauszugreifen, so wollen wir daran erinnern, daß, wenn die Römer anstatt „Laub" sagen das „Haar der Bäume" (nemorum coma), ihnen unsere Altvordern gleichkamen in dem Ausdruck loupvahs, welches wörtlich „Laubhaar" bedeutet. Frommann sagt: Bei den lateinischen Classikern „beißen" außer Kälte, Hitze und Wind auch Sorgen, Vorwürfe, Schmerzen und Scherze. Zwar sprechen auch wir von beißendem Spott, aber ohne persönliches Object. Wir können nicht sagen: „Ich werde von Spott, Schmerz, Sorgen u. s. w. gebissen." Das ist jetzt allerdings der Fall, aber früher wurde „beißen" auch in bildlicher Beziehung gebraucht, es wurde gesagt vom Kummer, Ungemach, auch kommt vor: das Schwert beißt. Auch wo der lateinische Ausdruck der schwächere ist im Gegensatz zum neudeutschen Sprachgebrauch, stimmt das ältere Deutsch mit dem Lateinischen überein. Unser „viel" ist schwächer und allgemeiner geworden, als das Wort ursprünglich war, und darum erscheint uns die häufige Anwendung des lateinischen multus matt. Bei Beurtheilung der Wortbedeutung darf nie die allgemein gebrauchte das Kriterium abgeben. Aber trotz dieser Ausstellungen, die wir zu machen haben, wollen wir bekennen, daß die kleine Schrift uns in mancher Beziehung angeregt hat. Wir empfehlen sie angelegentlichst, und hätte der Verfasser die lateinischen Citate gleich wörtlich deutsch übersetzt, so würden auch die Frauen sich an seiner Studie ergötzen können.

Bibliographie.

Aus dem Nachlasse Varnhagens von Ense. — Briefe von Chamisso, Gneisenau, Hangwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a. Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. 2te Aufl. Vermehrt mit einem Gespräch über die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Henke, E. L. T., Jakob Friedrich Fries. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Littlitz, R. Freih. v., Schleiermacher's Bildungsgang. Ein biographischer Versuch. Leipzig, Engelmann. 8. 27½ Ngr.

Klein, J. L., Hellodora. Trauerspiel. Berlin, Haude u. Spener. 8. 20 Ngr.

Kollonitz, Gräfin Paula, Eine Reise nach Mexico im Jahre 1864. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lehmann, H. F. G., Der Tugendbund. Aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers herausgegeben von A. Lehmann. Berlin, Haude u. Spener. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der preußische Liberalismus und das norddeutsche Parlament. Votum eines Kleinstaatlers zur gegenwärtigen Lage. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Ludwig, F., Das deutsche Theater. Leipzig, Rhode. 8. 10 Ngr.

Pagenstecher, H. A., Die Insel Mallorka. Reiseskizze. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Pauli, R., Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Schöpfer des Hauses der Gemeinen. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Peter, A., Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. 2ter Bd. Sagen und Märchen, Bräuche und Volksaberglauben. 1ste bis 3te Lief. Troppau, Schüler. 8. à 7 Ngr.

Placzek, B., Im Erzw. Gedichte. Wien, Herzfeld u. Bauer. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Rebe, Maria, Im Wein ertrinken mehr als im Wasser. Fünf Erzählungen. Straßburg, Wwe. Berger-Levrault u. Sohn. 8. 4 Ngr.

Vondel, J. van den, Gysbrecht van Aemstel. Trauerspiel aus dem Jahre 1637. Aus dem Holländischen übertragen durch C. H. de Wilde. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Vierter Band.

Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech.

Erster Theil. Êrec der Wunderære.

Hartmann von Aue ist einer der hervorragendsten Dichter des Mittelalters, und sein „Êrec" gehört zu den bedeutendsten epischen Dichtungen der deutschen Literatur. Der diese Dichtung enthaltende vierte Band der „Deutschen Classiker des Mittelalters" wird daher gewiss eine gleich günstige Aufnahme finden, wie sie den ersten drei Bänden dieser Sammlung zutheil geworden.

Der I.—III. Band enthalten:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.
II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch.
III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben erschien Heft 27 der **„Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge"**, herausgegeben von **Rud. Virchow** und **Fr. v. Holtzendorff:**

Sehen und Sehorgan.

Vortrag von

Prof. Dr. **A. von Graefe.**

48 Seiten. Mit 5 Holzschnitten. 10 Sgr.

Ferner erschien soeben Heft 25 und 26:

Rud. Gneist. Die Stadtverwaltung der City von London. 10 Sgr.

Fr. von Belle, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. 7½ Sgr.

☞ Im Abonnement **jedes Heft nur 5 Sgr.**

Der ausführliche Prospect ist in jeder Buchhandlung zu bekommen.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die häusliche Erziehung.

Von **Sigismund Stern.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

An die Väter und Mütter wendet sich vorzugsweise diese Schrift; mit ihnen will der Verfasser über Aufgaben und Mittel der Erziehung überhaupt und der häuslichen Erziehung insbesondere sich verständigen. Der Natur in ihrem Selbstentwickelungsgange folgend, behandelt er mit Wärme und Klarheit die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehung in geordnetem, übersichtlichem Zusammenhange, sodaß jeder Leser aus dem gehalt- und gemüthvollen Buche — das sich namentlich auch zu Geschenken eignet — die fruchtbarsten Anregungen schöpfen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht.

Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung.

Von **Julius Rodenberg.**

Mit Beiträgen von **Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. S. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann.**

8. Elegant cartonnirt. 23½ Bogen. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Der reiche Inhalt dieses soeben ausgegebenen Buchs rechtfertigt die hohen Erwartungen, die ein neues Werk von Julius Rodenberg erregt. Dasselbe ist nicht nur der kundigste und vielseitigste Begleiter für Reisende zur Ausstellung, sondern auch eine fesselnde Lektüre für jeden, der Paris kennt oder dessen gegenwärtige Physiognomie im treuen Spiegelbilde betrachten will. Es bildet ein Seitenstück zu des Verfassers aus Anlaß der londoner Weltausstellung 1862 in mehrern Auflagen erschienenem Werke „Tag und Nacht in London", und wird gewiß ebenso zahlreiche Leser finden wie dieses.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Natur und Geschichte.

Welt- und Geschichtsbilder von

Karl Biel.

Erster Band.

Die Sternenwelt und ihre geschichtliche Entfaltung.

Erste Abtheilung.

Der Fixsternhimmel.

8. Geh. 2 Thlr.

Der vorliegende Band enthält eine in sich abgeschlossene Darstellung des gegenwärtigen Wissens von der Fixsternwelt, wie es sich im Lauf der Jahrhunderte geschichtlich entwickelt hat. Der Verfasser beginnt damit die Ausführung des Plans, den er in seiner früher erschienenen Einleitungsschrift: „Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze" (Preis 20 Ngr.) dargelegt hat, nämlich durch eine historische Behandlung der Naturwissenschaften den Zusammenhang und die innere Einheit der gesammten menschlichen Erkenntniß allgemeiner zur Anschauung zu bringen. Das in der verschiedensten Weise anregende Werk verdient ebenso die Beachtung der wissenschaftlichen Kreise wie des größern Publikums.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Neue wohlfeile Ausgabe in 70 Heften zu 5 Ngr.

Der um ein Drittheil verminderte Preis der neuen wohlfeilen Ausgabe dieses anerkannt trefflichen Werks macht dasselbe den weitesten Kreisen des deutschen Publikums zugänglich. Vom März d. J. an erscheinen monatlich 3 Hefte. Das Werk ist aber auch in 7 Bänden nach und nach oder auf einmal, geheftet oder gebunden, sofort zu beziehen. Ein Probeheft, mit Proben der Abbildungen und des Textes, sowie ein Prospect ist in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 16. Mai 1867.

Inhalt: Zur deutschen Culturgeschichte. Von **Rudolf Gottschall.** — Chile und Westargentinien. Von **Wilhelm Bentheim.** — Zur Dramatik der Gegenwart. Von **Otto Spielberg.** — Vom Büchertisch. — **Feuilleton.** (Für Ferdinand Freiligrath; Eine „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts".) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur deutschen Culturgeschichte.

Deutschland im 18. Jahrhundert. Von **Karl Biedermann.** Zweiter Band. — A. u. d. T.: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert. Zweiter Theil: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts. Erste Abtheilung: Von Gellert bis mit Wieland. Leipzig, Weber. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erst in neuester Zeit, nachdem die Geschichtschreibung lange genug nur die disjecta membra der Nationen zur Schau gestellt hat, beginnt sie ein Volk als ein einheitliches Ganzes zu betrachten und die politische Geschichte nur als eine seiner Lebensäußerungen, die in der Geschichte seines gesellschaftlichen, geistigen und sittlichen Lebens ihre nothwendige Ergänzung findet. Wenn man Cultur- und Literaturgeschichte bisher nur nebenbei im Anhang zur eigentlichen Weltgeschichte behandelt hat, so treten diese jetzt immer mehr mit dem Anspruch auf Gleichberechtigung auf. Ja selbst die Sonderung zwischen Cultur- und Literaturgeschichte läßt sich nicht länger aufrecht halten, da man den innigen Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen beiden immer klarer erkennt.

Einer unserer tüchtigsten Culturhistoriker, Karl Biedermann, hat bereits vor Jahren begonnen, ein allseitig umfassendes Gemälde des deutschen Lebens im 18. Jahrhundert zu entwerfen, gleichsam ein Kreisbild, in welchem der nationale Geist den Mittelpunkt bildet und Literatur, Politik u. s. w. als ebenso viele von ihm auslaufende, gleichgemessene Radien erscheinen. Der erste Band seines Werks: „Deutschland im 18. Jahrhundert" und der erste Theil des zweiten Bandes sind bereits in den Jahren 1856—58 erschienen und haben damals in Nr. 20 d. Bl. f. 1858 eine eingehende Würdigung gefunden. Sie schildern Deutschland vorzugsweise nach der Seite seiner politischen Zustände, während der zweite Theil des zweiten Bandes die Entwickelung der Literatur darstellt. Doch umfaßt die erste Abtheilung desselben, wie der Verfasser in der Vorrede selbst sagt, nur eine Gruppe von Erscheinungen, die nach dem gewöhnlichen ästhetischen Maßstabe heutzutage nur noch ein untergeordnetes Interesse zu beanspruchen hat, nämlich die Dichter der Empfindsamkeit: Gellert, Gleim, Klopstock und ihre Kreise; sodann den Gegenpol dieser Richtung, den Wieland'schen Epikurismus. Der Verfasser fährt fort:

> Indessen hatte ich es hier mit diesem blos ästhetischen Maßstabe nicht zu thun. Mein Bestreben ging gerade dahin, mit der culturgeschichtlichen Behandlung auch der sogenannten schönen Literatur — von der zwar auch bisher schon viel die Rede, aber thatsächlich noch wenig zu spüren gewesen — wirklichen Ernst zu machen. Ich habe versucht, eine jede dichterische Thätigkeit sowol nach ihren erregenden und bestimmenden Ursachen, wie nach ihren Rückwirkungen auf die allgemeine Bildung und Stimmung des Volks mit dem gesammten Culturleben ihrer Zeit in einen möglichst innigen, organischen Zusammenhang zu bringen. Von dieser Seite boten schon die hier behandelten Abschnitte mancherlei ausgiebige Gesichtspunkte. Zu nicht geringer Ermuthigung bei der Inangriffnahme der folgenden, bedeutsamern, aber auch schwierigern Abschnitte unserer Literaturgeschichte würde es mir gereichen, wenn eine unbefangene, eingehende Kritik sich über die Richtigkeit und Fruchtbarkeit dieser von mir angewandten Methode zustimmend äußerte.

In der That fällt aus dieser Methode der Darstellung manches neue Licht auf die Entwickelung unserer Literatur selbst. Die deutsche Literaturgeschichtschreibung hat selbstverständlich auch bisher die Einflüsse nicht ignoriren können, welche die politischen Haupt- und Staatsactionen, die Rechtszustände, die Volkssitte auf die Literatur ausüben; doch sie hat sich mit der Darstellung derselben in meist oberflächlicher Weise abgefunden. Noch weniger hat sie den ästhetischen Maßstab zur Geltung gebracht, sondern oft die unbedeutendste Curiosität zur größten Wichtigkeit aufgedonnert. Sie ging in ihrer Selbstgenugsamkeit so weit, daß man die sich in den Schwanz beißende Schlange als ihr eigentliches Symbol betrachten konnte. Die Werke und Leistungen verschwanden hinter den Vor- und Nachreden; man schilderte weniger die schaffende als die plaudernde Literatur, die sich fortwährend selbst kritisirt und diese Kritiken wieder der Kritik unterwirft und so mit Grazie in infinitum. Man glaubte damit die höchste Objectivität zu erreichen; es war gleichsam die Selbstbewegung der Literatur, die sich in einem unbefangenen Medium spiegelte. Wir haben indeß von der Aufgabe der Literaturgeschichte einen andern

Begriff; wir halten den ästhetischen Maßstab für höchst wichtig, weil durch ihn allein das Wesentliche und Unwesentliche gesondert werden kann, denn das Gedächtniß der Leser mit einer Fülle gleichgültiger Namen und all den Titeln geistloser Productionen zu beschweren, welche längstverdienter Vergessenheit hätten anheimfallen sollen; sie von Werk zu Werk mit fortzuschleppen, blos weil sie einmal existirt haben, mag ihr Recht zur Existenz auch schon damals ein sehr fragliches gewesen sein: das kann doch unmöglich als ein Verdienst der Literaturgeschichte betrachtet werden, deren Aufgabe vielmehr sein muß, die Spreu vom Weizen zu sondern, ohne die erstere den Lesern ins Gesicht zu blasen. Diese kritische Ausscheidung sollte ein der geschichtlichen Darstellung vorausgehender Act der Privatthätigkeit sein. Wann werden die Deutschen einmal lernen, zu unterscheiden, was ins Atelier und was vors Volk gehört!

Die Culturgeschichte hat ein ausgedehnteres Recht als die Literaturgeschichte, auch das ästhetisch Werthlose zu berücksichtigen, sobald es die deutlich ausgeprägte Signatur des Zeitalters trägt, selbst wenn es nur seine Verkommenheit in markirter Weise zur Schau stellt. Gleichwol kann auch sie des ästhetischen Maßstabes nicht entbehren. In der That hat auch Biedermann denselben oft und stets mit Geschick und Geschmack zur Anwendung gebracht.

Der vorliegende Halbband zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste die Vertreter der Empfindsamkeit: Gellert, Gleim, Klopstock, der andere die Vertreter des Epikurismus: Wieland und seine Schule, darstellt. Wenn der Verfasser es hier auch zunächst mit der Schilderung von geistigen und literarischen Richtungen zu thun hat, so ist er doch weit entfernt von jener abstracten Darstellungsweise, für welche die Persönlichkeiten nur als Ziffern gelten, mit denen eine bestimmte Summe, ein gewisses Product erzielt wird. Die Auflösung und Verflüchtigung der individuellen Bedeutung in solcher Weise ist nirgends ungerechtfertigter als auf dem Boden der Kunst, also auch der Dichtkunst, weil diese keine andern Träger hat, als die persönliche Begabung, als das Talent und Genie, und alle großen, weitreichenden Wirkungen hier nur von diesen ausgehen können. Es ist daher nichts verfehlter als eine Literaturgeschichtschreibung, welche sich für zu vornehm hält, dichterische Charakterköpfe zu zeichnen, als ob sie damit auf das Gebiet einer niedrigstehenden Detail- und Kleinmalerei sich verirre und welche immer mit vollen Segeln einherfährt, immer ins Allgemeine untertaucht, Richtungen analysirt und Gruppen zusammenstellt. Biedermann ist weit entfernt von dieser vornehmen Art, die Literaturgeschichte grau in grau zu malen; er sucht die persönliche Eigenthümlichkeit der Dichter in ihrem Quellpunkt zu erfassen und lebensvoll darzustellen; ja die Porträts von Gellert, Gleim, Klopstock und Wieland stehen hier, bestimmend und bestimmt, in der Mitte der dargestellten Culturentwickelung, sind mit großer Liebe ausgemalt und mit neuen, oft frappanten Reflexen beleuchtet. Hierin hat Biedermann mehr Verwandtschaft mit Hettner als mit Julian Schmidt, bei welchem sich selten das zusammenhängende Charakterbild eines Dichters findet. So oft die Literaturgrößen des vorigen Jahrhunderts auch schon in eingehender Weise geschildert worden sind, man wird die Darstellung Biedermann's doch mit Interesse lesen, weil sie dieselben uns von einer andern Seite, wir möchten sagen in ihrem culturgeschichtlichen Profil zeigt, während sie bisher mehr en face, mit ihrem der Dichtkunst zugewendeten Angesicht aufgefaßt wurden.

Biedermann beginnt mit einer Charakteristik der neuen literarischen Schule, die aus der Gottsched'schen hervorgegangen war. Er rühmt den schlichtern, ungekünstelten, sozusagen mehr bürgerlichen Ton ihrer poetischen wie ihrer prosaischen Erzeugnisse, ihre Abwendung von dem Bombast höfischer oder heroischer Dichtung im steifen Stil, ihre Befreundung mit den Interessen des gewöhnlichen Lebens, mit dem Bildungsstande der bürgerlichen Mittelklassen. Das Conventionelle mit seiner Unnatur verschwindet mehr und mehr sowol in der Wahl der Stoffe als in der Behandlungsweise. Die äußern Veranlassungen dieses Umschlags in der Literatur werden hierauf nachgewiesen: in Frankreich die wachsende Opposition des bürgerlichen Geistes gegen die alles erdrückende Herrschaft des Hofs und der bevorrechteten Klasse, in England das Verschwinden des gleichen höfisch-aristokratischen Geistes und der Durchbruch des altenglischen mit seiner unzerstörbaren Gefühlsinnigkeit; in Deutschland das Regiment bürgerlich-einfacher Fürsten, eines Friedrich Wilhelm I. und des zweiten Friedrich August von Sachsen, der mit dem maßlosen höfischen Prunk des ersten durchaus nicht zu wetteifern vermochte. In der Charakteristik der Haupttheilnehmer der neuen Schule wird besonders Elias Schlegel mit Recht hervorgehoben und in ähnlichem Sinn ein Vorläufer Lessing's auf dem dramatischen Gebiete genannt, wie Günther ein Vorläufer Goethe's auf dem lyrischen. Im Lustspiel, meint Biedermann, stellte der unvollkommene Zustand der damaligen deutschen Gesellschaft ihn vor die verhängnißvolle Alternative, entweder, indem er die deutschen Sitten wahrheitsgetreu schilderte, langweilig und trivial oder, wenn er sich bessere Meister im Auslande suchte, seinem Ideal eines selbständigen nationalen Theaters untreu zu werden.

Leider ist der Zustand der deutschen Gesellschaft noch immer so unvollkommen, daß diese Alternative auch für die Lustspieldichter unserer Gegenwart fortbesteht. Unsere deutschen Familienstücke sind langweilig und trivial, weil sie aus unserm philiströsen kleinbürgerlichen Leben herausgeschrieben sind, und wo ein Lustspiel mit weitern Perspectiven auftritt, da ist in der Regel das französische Vorbild nicht so fern, dem es nachgedichtet worden.

Mit Vorliebe hat Biedermann uns den schüchternen Altvater der neuern dichterischen Satire, Rabener, geschildert, ohne den spießbürgerlichen Charakter seiner Werke verwischen zu wollen. Rabener ist von Gervinus sehr stiefmütterlich behandelt und von Julian Schmidt ganz beiseitegeschoben worden. Beide ertheilen Liscow den Preis; Biedermann betont dagegen mit Hettner die größere cultur-

geschichtliche Bedeutung der Rabener'schen Satiren, indem sich Liscow mit wenigen Ausnahmen auf das Gebiet rein literarischer oder gelehrter Interessen beschränkte, höchstens von da aus einen Streifzug gegen die Orthodoxie begann, Rabener aber auf die Gebrechen der Zeit, des bürgerlichen und selbst des politischen Lebens wenn auch noch so schüchterne Streiflichter der Satire warf:

Es war schon ein Großes, wenn die junge literarische Schule, Rabener voran, die Nation — und zwar nicht blos die Gelehrten und Literaten, sondern den schlichten Bürger — daran gewöhnte, über die Erscheinungen des ihn umgebenden Lebens selbständig nachzudenken und zu urtheilen, unter Umständen auch zu spotten und zu lachen. Wie schüchtern dieser Spott, wie befangen dieses Lachen noch sein mochte, es war doch seit langer Zeit wieder die erste entschiedenere Regung eines freiern Selbstbewußtseins des Menschen und des Bürgers, des Bewußtseins, mehr zu sein, als eine bloße Gliederpuppe oder ein auf Commando der Obern handelnder Sklav; es war mindestens der Anfang einer öffentlichen Meinung, wenn auch zunächst nur für den kleinbürgerlichen und geselligen Privatverkehr der Menschen. Zwar blieb noch ein weiter Weg zurückzulegen von jener geheimen Genugthuung, welche der in seinem Rechte Gekränkte, im Handel und Wandel Uebervortheilte, in der Gesellschaft vor dem reichen Emporkömmling schnöde Zurückgesetzte empfand, wenn er den ungerechten Richter, den unehrlichen Kaufmann, den an Verstand armen Geldstolzen von der Satire gegeißelt sah, bis zu jener vollständigern und wirksamern, wo Gerechtigkeit und Gleichheit durch das Gericht der öffentlichen Meinung ihren vollen Triumph feiern; allein es war doch immer schon ein erster Schritt auf dieser Bahn, und ein geselliger Zustand, wo man diese Grundsätze der Gleichheit und Gerechtigkeit, wenn auch nur erst in schüchternen Andeutungen oder versteckten Gleichnissen, zu predigen, die ihnen entgegenstehenden Handlungen dem Spotte oder der Verachtung preiszugeben wagte, bezeugte doch eine wieder aufsteigende Bewegung aus der tiefen Dumpfheit, Geistesträgheit und Unfreiheit, worin das deutsche Volk so lange gelegen hatte.

Eine umfassende und treffliche Darstellung widmet Biedermann dem damals so gefeierten Gellert, und wenn irgendwo zeigen sich in dieser Charakteristik die eigenthümlichen Vorzüge, welche die innige Verbindung der Cultur- und Literaturgeschichte zur Folge hat. Die ganze Darstellung unsers Autors kann als ein Beweis für die Behauptung Koberstein's gelten, daß Gellert gerade deshalb, weil sein Geist so und nicht anders organisirt war, und allein durch die Mittel, über die er gebieten konnte, den großen Einfluß auf seine Zeitgenossen, wie sie einmal waren, gewonnen habe. Dazu muß man die Zeitgenossen an und für sich und in ihren Beziehungen zu Gellert kennen lernen. Alles hierhergehörige Material hat Biedermann mit großem Fleiße gesammelt und lichtvoll geordnet. Mit dem Dichter Gellert, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, wird ein sehr summarischer Proceß gemacht:

In der ästhetischen Form seiner Schriften allein konnte der Zauber, den Gellert auf einen so großen Theil seiner Zeitgenossen ausübte, nicht liegen. Sein Stil hat zwar etwas Leichtes, Gefälliges, Natürliches, was vortheilhaft gegen die steife Umständlichkeit und Breite der Gottsched'schen Schule absticht; allein er ist weder besonders gedankenreich und tief, noch besonders witzig. Seine Schalkhaftigkeit nimmt sich bisweilen etwas frostig aus, und seine Art, gesprächig zu sein, fällt nicht selten ins Geschwätzige. Seine Fabeln sind nicht durchgängig besser, als die von Hagedorn oder Lichtwer, und zum Theil weniger gut, als die ältern Muster, die er nachahmte. Seine Komödien sind arm an Erfindung, breit und langweilig in der Auseinandersetzung und meist ziemlich gewöhnlich in der Charakterzeichnung. Sein Roman zeigt allerdings einen bedeutenden Fortschritt über die rohen Erzeugnisse dieser Gattung, woran sich ein paar Jahrzehnte früher das deutsche Publikum ergötzte; allein die künstlerische Composition darin ist dürftig, der Gang der Handlung mehr auf die blos äußerliche Spannung der Neugier berechnet, als nach organischen Gesetzen innerer Entwickelung gestaltet. Manche zeitgenössische Kritiker, betroffen über die ungeheuern Erfolge Gellert's, waren nicht abgeneigt, diese Erfolge geradezu aus der Mittelmäßigkeit seines schriftstellerischen Talents zu erklären, die, wie sie meinten, der breiten Masse des Publikums das Liebste sei, weil sie ihr am wenigsten zumuthe, weil sie von ihr am leichtesten gefaßt und verstanden werde.

Desto eingehender dagegen wird seine Lebensanschauung in ihren Bedingungen und ihren Wirkungen auf das deutsche Volk gewürdigt, das außerordentliche Ansehen, dessen sich Gellert erfreute, durch eine Fülle anekdotischer Mittheilungen erläutert. Der Standpunkt Gellert's war der des rein menschlichen Empfindens, „eines guten empfindlichen Herzens", ein Standpunkt, der damals vielfach reformatorisch gegen die Unnatur, die falsche Scham, den Zwang der Gewohnheit und die sklavische Abhängigkeit von fremder Autorität wirken mußte. Gellert's sittenreine, hingebende Persönlichkeit, die im Leben die empfohlenen Maximen bewährte, trug viel zum durchgreifenden Erfolg dieser Weltanschauung bei. Hierzu kam, daß Gellert ein unermüdlicher Correspondent war und alle Fragen beantwortete, die auch in Bezug auf praktische Lebensverhältnisse an ihn gerichtet wurden. Der Briefwechsel Gellert's mit Demoiselle Lucius, Fräulein von Schönfeld, Rabener u. a. schüttet einen ganzen derartigen Fragekasten vor uns aus. Diese Fragen erscheinen uns zum Theil sehr trivial; z. B.:

Welche Lektüre die für Geist und Herz fruchtbarste sei? Ob man wohl thue, viel mit andern zu verkehren, oder mehr mit sich allein? Ob das viele Briefschreiben als eine bildende Beschäftigung zu billigen, oder wegen des Zeitverlustes, den es verursache, zu beschränken sei? Was für ein Frauenzimmer mehr zu empfehlen, Bildung des Geistes durch das Lesen von Büchern, oder Betreibung der Hauswirthschaft? Ob man sich einem größern Hange zur Schwermuth, zur Empfindsamkeit, zur Schwärmerei überlassen dürfe, und wie weit?

Doch Gellert war der Mann, derartige Fragen, die heutigentags einen Philosophen und Literaten zur Verzweiflung bringen würden, in liebevoll eingehender Weise zu beantworten. Die große Seichtigkeit der damaligen Geistesbildung tritt in ihnen recht schlagend hervor. Gellert's Talent hatte nichts Ueberfliegendes — daher seine so weit sich verbreitende Wirkung. Biedermann schildert uns weiterhin Gellert's Ansichten über Ehe, Familienleben, Erziehung und Bestimmung des Menschen, seinen religiösen Standpunkt und seine freimüthigen und humanen Aeußerungen über die Standesverhältnisse. Gellert nannte den Vorzug, adelich geboren zu sein, sehr gering, wenn man ihn vernünftig betrachtet; er meinte, was geht den Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an; er hatte den Muth auszusprechen, daß der Reitknecht, der

seines Herrn Vieh getreu in Acht genommen, mehr Verdienst habe, als der Held, „der drei Könige bekrieget und in sieben Schlachten stets gesieget"; ja er nimmt sich sogar der Juden an, er schildert in der „Schwedischen Gräfin" einen tugendhaften edeln Juden, der vom Grafen und der Gräfin fast auf dem Fuße der Gleichheit behandelt wird. Es sind dies die ersten schüchternen Verkündigungen jenes Princips der Humanität, welches später von unsern großen Classikern in so glänzender Weise vertreten wurde.

Doch auch die Schattenseiten und Mängel der von Gellert versuchten socialen und sittlichen Reform verschweigt Biedermann nicht. Hierzu rechnet er den gänzlich unpolitischen Charakter der Gellert'schen Lebensphilosophie, den am schlagendsten Mauvillon mit den Worten bezeichnet: „Wenn das Vaterland der Vertheidiger bedarf, so kann es die durch Gellert's Schwachheit angesteckten Seelen nicht brauchen." Selbst ein gewisses pietistisches Element ist hin und wieder an Gellert zu bemerken, noch mehr an seinen Anhängern. Eine krankhafte Ueberreizung, Beunruhigung und Unsicherheit des ganzen Gemüthslebens, ein eitles Selbstgenügen und Schönthun mit den eigenen Empfindungen trat zu sehr in den Vordergrund. Von der Schönseligkeit, die namentlich in empfindsamen Freundschaften sich geltend machte, erhalten wir zahlreiche Proben, die Biedermann aus Gellert's Briefwechsel mittheilt.

Derselbe Cultus der Freundschaft wurde von der halleschen Dichterschule gepflegt, die sich mehr heiter und unbefangen in sinnlich-geistigem Behagen auslebte. Auch von dem Meister vom Stuhl dieser poetischen Freundschaftsloge, dem ehrwürdigen Gleim, entwirft Biedermann ein ansprechendes Charakterbild. Er theilt auch vollständig das Inventarium des halberstädter Freundschaftstempels, der Gemälde und des handschriftlichen Nachlasses von Gleim mit. Man ersieht daraus, wie groß der Kreis war, den „der preußische Grenadier" um sich zu versammeln wußte.

Daß Gleim es nicht blos bei poetischen und brieflichen Versicherungen der Freundschaft bewenden ließ, sondern seinen Freunden auch mit thatkräftiger Unterstützung gelegentlich unter die Arme griff, gereicht ihm zur Ehre und machte aus ihm einen Patron und Patriarchen der zeitgenössischen Literatur. Gleichwol fehlte dieser Poesie und der ganzen Freundschaft selbst der tiefere Inhalt. Das Unbedeutendste, das in diesem Kreise vorging, wurde zu einem wichtigen Ereigniß gestempelt. Dann haschte man wieder mit hastiger Ungeduld nach Neuem, um Abwechselung in das geistige Leben zu bringen; doch gerade hierin zeigte sich seine Aeußerlichkeit und Unwahrheit:

> Mit Recht ward es schon von Zeitgenossen als auffällig bemerkt, daß ein und derselbe Dichter heute in den muntern Klängen der Anakreontischen Muse sich erging, morgen den schwermüthigen Ton Young'scher Nachtgedanken anschlug, bald die schlichte Denk- und Redeweise der niedrigen Volksklassen zu treffen sich anstrengte, und wieder ein anderes mal die dunkle und geheimnißvolle Sprache des Koran dergestalt nachahmte, daß er sogar den Gebildeten fast unverständlich blieb. Nicht anders im Persönlichen. Wenn wir sehen, wie Gleim mit der gleichen Glut für den kritisch-nüchternen Lessing und für den idealistisch-überfliegenden Fr. Jacobi schwärmt, wie er Klopstock als den erhabensten der Menschen verehrt, aber auch mit Wieland, dem directesten Widerspiel Klopstock'scher Weltauffassung, in der zärtlichsten Freundschaft lebt, wenn wir in seinem Freundschaftstempel Lavater neben Nicolai und Biester, Gellert neben Heinse und Bürger erblicken, so fällt es schwer, an einen wirklichen, tiefern Geistes- und Seelenverkehr des Mannes mit so ganz verschieden gearteten Naturen zu glauben. In dem unersättlichen Haschen nach immer neuen Bekanntschaften und Freundschaften, in der leidenschaftlichen Art, womit Gleim seine Freunde in die engbemessenen Cirkel seines Empfindens, Denkens und Thuns beinahe gewaltsam hineinzwingt, in der fieberhaften Reizbarkeit, die heute außer sich geräth, weil ein erwarteter Brief oder Besuch eines Freundes ausbleibt, wol gar über Gefühllosigkeit, Verrath, Bruch der Freundschaft jammert, und morgen hoch aufjubelt, wenn der gestern als ungetreu verklagte Freund wieder schreibt oder selbst kommt, in alledem können wir nichts anderes erblicken, als die natürliche Folge des Mangels an inhaltreichern, den ganzen Menschen wirklich ausfüllenden Lebensinteressen und der dadurch erzeugten krankhaften Uebereizung und Verzärtelung des individuellen Empfindungslebens.

Sehr eingehend und mit Liebe entworfen ist das Gesammtbild des Sängers der „Messiade", in dessen Charakteristik das ästhetische Moment glücklich mit dem culturgeschichtlichen verwebt ist. Welche Stimmungen der Zeit auf Klopstock's Dichtungen einwirkten und welche wiederum durch dieselben hervorgerufen wurden — das wird mit feiner Spürkraft von Biedermann erforscht und mit großer Klarheit auseinandergesetzt. Der Fortschritt der Klopstock'schen Lebensanschauung wird in die tiefere Naturempfindung gesetzt, welche die bisherige Naturbetrachtung verdrängte, und in die größere Vertiefung und religiöse Weihe, die Klopstock der Behandlung der moralischen Verhältnisse der Menschen gab. Die warme und aufrichtige Hingabe an eine wahre, innige Herzensneigung trat an die Stelle der bisherigen, halb leichtfertig galanten, halb nüchtern frostigen oder ascetisch spröden Zeitstimmung. Auch ein gewisser politisch-geschichtlicher Sinn für das Allgemeine war bei Klopstock schon früh sichtbar; dieser Zug begleitete ihn durch sein ganzes Leben und wuchs mit dem zunehmenden Alter. Auffallend und vielleicht durch einige von Biedermann erzählte Jugenderlebnisse erklärbar ist des Dichters tiefe und dauernde Abneigung gegen preußisches Wesen. Friedrich's Genie bewunderte er zwar, doch die Unchristlichkeit des preußischen Königs und die Vorliebe, die dieser für die „artige und zierliche Weise" der Franzosen hegte, stieß ihn wieder ab. Sogar jene jugendlichen Ausbrüche der Bewunderung merzte er wieder aus seinen Gedichten aus, indem er eine auf Friedrich gedichtete Ode nachher zu einem Lobgedicht auf Heinrich den Vogler umarbeitete. Klopstock warf in seiner Ode „Kaiser Heinrich" Friedrich zum Trotz der andern verdienst- und ruhmlosen Fürsten und schleuderte eine Rachode gegen den König, als dieser die deutsche Literatur mit Verachtung behandelt hatte. So fehlte für Klopstock's patriotischen Drang von vornherein ein Anhalt in der Wirklichkeit.

Dieser Patriotismus selbst aber ging zu weit, wenn

er die deutschen Fürsten damals als Hermanne und ihre Heere als Cherusker verherrlichte, während er von dem einzigen Fürsten und dem einzigen Heere, die eine solche Bezeichnung verdienten, nichts wissen wollte. Biedermann findet die verderblichen Folgen dieses vagen Patriotismus für die Gesammtbildung des deutschen Volks darin, daß man sich gewöhnte, in hochklingenden Gemeinplätzen und großen Worten, in Anrufungen einer längst dahingeschwundenen nationalen Größe thatenlos zu schwelgen, statt an die Schäden der Gegenwart die bessernde Hand zu legen, und daß man, wie Klopstock, die politische und geistige Größe der Nation miteinander verwechselte, in der letztern einen Ersatz für die erste fand und überzeugt war, das deutsche Volk, ein Volk von Denkern und Dichtern, habe nicht nöthig, eine Nation im politischen Sinne zu sein. Ueber Klopstock's humanitäre Grundanschauung, sein Apostelthum der Bürger- und Menschenrechte, über den Einfluß, den die französische und amerikanische Revolution auf Klopstock ausübte, wie er der erstern anfangs zujubelte und später sein Anathem auf sie schleuderte, finden wir bei Biedermann eingehende Aufschlüsse.

Zu bedauern bleibt es, daß der Verfasser die Darstellung von Klopstock's Jugendleben nicht kannte, die David Strauß in der Neuen Folge seiner „Kleinen Schriften" gegeben hat (vgl. Nr. 24 d. Bl. f. 1866). „Wie schade", ruft Biedermann in einer Note aus, „daß David Strauß den Versuch, Klopstock monographisch zu bearbeiten, aufgegeben hat! Von seinem feinen und psychologischen Blick wären gewiß werthvolle Aufschlüsse über solche und ähnliche Partien in Klopstock's Leben (wie sein Verhältniß zu Fanny) zu erwarten gewesen." In Bezug auf dieses Verhältniß hat Strauß in der That in der „Jugendgeschichte Klopstock's" manche feine psychologische Aufklärung gegeben; doch trifft auch Biedermann annähernd das Richtige.

Den Schluß des Halbbandes bildet ein Charaktergemälde von Wieland, welcher den Umschlag der Empfindsamkeit in den Epikurismus an sich selbst durchgemacht hatte. Daß auch Klopstock einmal nicht so fern davon war, das beweist sein „unheiliger Wandel" in Zürich, wo er, auf Conto der andächtigen Bewunderung, die man gegen den Sänger des „Messias" hegte, den Mädchen so viele Küsse als möglich raubte. Doch zog er sich, nach derartigen Ausfällen ins profane Gebiet, immer wieder in sein transscendentes Hauptquartier zurück. Anders war es bei Wieland, der nach dem Abfall von seinen heiligen Jugendidealen zeitlebens im Lager der weltlich Gesinnten verharrte. Seine heftigen Ausfälle auf die Anakreontiker hat er später dadurch gesühnt, daß er an ihre Spitze trat und dem Anakreon dabei einen frivol-philosophischen Aufputz gab. Der früher von ihm angegriffene Uz erscheint dem spätern Wieland gegenüber noch immer als ein Säulenheiliger.

Diese Wendung in Wieland's Lebensanschauung wird von Biedermann nach ihren äußern und innern Ursachen untersucht und erklärt, seine literar- und culturgeschichtliche Bedeutung scharf bestimmt. Mit Recht macht Biedermann darauf aufmerksam, daß bei seinen sinnlichen Schilderungen nicht das ganze tiefste Wesen des Dichters, sondern nur der kalte berechnende Verstand betheiligt sei:

> Wieland hatte dem Vorwurf der Schlüpfrigkeit seiner Schriften die Reinheit seines Lebenswandels entgegengehalten, dabei aber nur nicht bedacht, daß, indem er sich so als Mensch rechtfertigte, er sich als Dichter selbst anklagte, indem er seine Darstellungen des Mangels innerer Wahrheit zieh. Daher sind auch die Helden und Heldinnen seiner Romane nicht überkräftige, vollblütige Naturen, die ein unwiderstehlicher innerer Drang dem sinnlichen Lebensgenuß in die Arme treibt, vielmehr entweder kühle, reflectirende Charaktere, welche sich ein Mittelmaß sinnlich-geistigen Behagens, zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, mit nüchterner Bedachtsamkeit zurechtlegen, wie Danaë und Musarion; oder lockere Gesellen, die ihre Lust daran haben, durch Verführung anderer die Schwäche der menschlichen, ganz besonders der weiblichen Natur, und die Verkehrtheit dessen, was man Tugend, Enthaltsamkeit nennt, zu beweisen — wie Ithiphall und jener Fahrende Ritter im „Neuen Amadis", der förmlich darauf auszieht, hundert Schöne zu besiegen, um mit ihren Bildnissen die hundert Felder seines Fächers zu schmücken; oder endlich Personen, deren scheinbar abgetödtete Sinnlichkeit durch allerlei Lockungen und Gelegenheiten zum Sündigen noch einmal aufgestachelt wird, wie der Grottenheilige in eben jenem Roman und der Eremit in der „Wasserkufe", kurz, abgezogene, ausgeklügelte Schemen, Verkörperungen eines Princips, einer Theorie, nicht wirkliche Gestalten von Fleisch und Blut.

Fälschlicherweise, meint Biedermann, wurde Wieland als Dichter und Philosoph der Liebe gepriesen; dagegen ist er der Urheber des „Epikurismus als Doctrin" in der deutschen Literatur: eine Richtung, die durch Heinse, F. H. Jacobi und Thümmel weiter fortgebildet wurde. Ob F. H. Jacobi mit Recht der Platz unter den Jüngern Wieland's angewiesen wird, erscheint uns indeß fraglich. Der heiße Lebensdrang in „Allwill's Briefsammlung" pulsirt auch in den Jugendwerken der Stürmer und Dränger. Ganz abgesehen von den sittlichen Einschränkungen, die Jacobi betont, liegt ihm doch die Wieland'sche Frivolität und Lüsternheit fern.

Das Biedermann'sche Werk verdient schon wegen seiner mit künstlerischer Haltung und einheitlichem Guße durchgeführten Charaktergemälde hohes Lob in einer Zeit, in welcher die Literarhistoriker die einzelnen Dichter auf das grausamste zu zerhacken pflegen und dann aus diesen disjectis membris poëtae ein Hâché bereiten, unter irgendeinem hochtönenden Namen ihres philosophischen Küchenlateins, zur Bewunderung nicht etwa der Poeten, sondern der eigenen feinschmeckenden Koch- und Zubereitungskunst.

Rudolf Gottschall.

Chile und Westargentinien.

Reisen durch Chile und die westlichen Provinzen Argentiniens. Von August Kahl. Natur- und Sittenschilderungen, mit besonderer Bezugnahme auf das volkswirthschaftliche Leben jener Nationen. Berlin, Gaertner. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

Wie Amerika ein aus zwei Halbinseln zusammengesetzter Continent ist, so scheint ihm auch die Aufgabe beschieden zu sein, das große Experiment republikanischer Entwickelung in doppelter Gestalt durchzuführen, in Nordamerika durch die germanische, in Südamerika durch die spanische Rasse, und zwar hier zumeist in dem entfern-

testen, von Nordamerika wie von Europa am meisten abgewandten Theile, in Chile und der Argentinischen Conföderation. Diese beiden Länder haben im spanischen Amerika entschieden am meisten Fortschritt gemacht.

Das vorliegende Werk, das uns durch die vom Verfasser bereisten centralen Theile Chiles und den Nordwesten Argentiniens geleitet, gewährt uns nun einen recht deutlichen Einblick in jene wichtigen Regionen. Uns ist zwar neuerdings viel wissenschaftliche Belehrung über Chile und Argentinien zutheil geworden. Ueber das Land enthalten namentlich die seit 1843 in Santiago monatlich erscheinenden „Annales de la Universidad de Chile" fortwährend eine solche Menge von werthvollen geographischen und statistischen Mittheilungen, daß Chile bald mit zu den bekanntesten Ländern der Welt gehören dürfte. Ueber Argentinien haben wir die vortrefflichen Werke von de Mouffy („Description géographique et statistique de la Confédération Argentine", 2 Bde., Paris 1861) und Burmeister („Reisen durch die La-Plata-Staaten", 2 Bde., Halle 1861), deren Routen auch größtentheils mit denen des Verfassers zusammenfallen. Allein alle diese Arbeiten beschäftigen sich zunächst mit physisch-geographischer, naturwissenschaftlicher, statistischer Forschung; der Verfasser hat dagegen zunächst das praktische Leben, die socialen und Verkehrsverhältnisse ins Auge gefaßt, und da wir bisher noch keine solchen, aus eigener Anschauung eines Deutschen geschöpften Schilderungen derselben gehabt haben, so hat das vorliegende Werk eine Lücke in unserer Reiseliteratur ausgefüllt.

Kahl machte, ehe er seine größere Reise nach Argentinien antrat, einen Ausflug nach Pichuncavi, einem einige Meilen nördlich von Valparaiso an der Küste gelegenen Ort. Der Weg dorthin war interessant durch jenen steten Wechsel von öden Höhenzügen, wilden, bewaldeten Quebradas und freundlichen, fruchtbaren kleinen Thälern, durch welchen sich die Landschaft des mittlern Chile im Norden des Chacabucogebirgs so wesentlich von der im Süden dieses Gebirgs unterscheidet, wo die sogenannte Longitudinalebene sich durch das ganze Land bis zum Meerbusen von Reloncavi hindurchzieht. Nachdem der Reisende von Valparaiso aus über die ersten Höhen geritten war, gelangte er nach Viña del Mar, jetzt ein schönes, fruchtbares Thal, das in frühern Jahren ganz versandet und vernachlässigt war, wo aber, seitdem die Eisenbahn hier durchführt, sich sowol fremde wie auch einheimische Unternehmer eingefunden haben. Der Boden wurde gereinigt, und wo sich früher im Winter ein trüber Fluß und im Sommer eine versandete Ebene befand, sieht man jetzt die reizendsten Landsitze, bebaute Felder, Gärten, Alleen. Jenseit des Flusses Viña del Mar erhebt sich dann eine neue Hügelreihe, eine rauhe, felsige Einöde von vier Leguas Breite, wo man keinen Ackerbau, nur hier und da eine magere Schafheerde und einzelne ärmliche Bauernhütten sieht, bis man in das Thal des Concon gelangt, welcher, während des Winters ein reißender Strom und während des Sommers ein ruhig fließendes Bächlein, den Boden reichlich bewässert. Das tief liegende Thal erscheint doppelt reizend, da es sich nach der Reise über die kahle Höhe, in seiner ganzen Fruchtbarkeit prangend, plötzlich dem Blick enthüllt. Das Dorf Concon besteht jedoch nur aus einigen dreißig, meist armseligen Ranchos, welche eine krumme Gasse bilden, die sich fast eine halbe Legua in die Länge zieht, da die einzelnen Hütten durch Gemüsegärten und oft durch Saatfelder getrennt liegen. Die Gemüsegärten und Felder schienen in guter Ordnung. Große Landstrecken, die sich weit in die Vega (Thal) hinaus erstreckten, waren mit Mais, beschränktere Stücke Landes mit Weizen bestellt. Die Melonen, welche in Chile so besonders ausgezeichnet sind, befanden sich in voller Blüte und versprachen zum nächsten Monat eine reiche Ernte. Ganze Felder waren von diesen Früchten bedeckt. Mit Gemüse schien man reichlich bedacht. Kartoffelfelder sah man überall, wie fast alle europäischen Küchengewächse. Auch Fruchtbäume fanden sich in reicher Anzahl; mit gleicher Fruchtbarkeit wuchsen unser nordischer Apfel und Birne, wie die südliche Feige und Orange. Fast in jedem Fruchtgarten stehen sie harmonisch vereint. Auch der Zagallo, das Lieblingsessen der Chilenen (eine Art Kürbis, Curcubita Hisp.), darf nicht unerwähnt bleiben. Bei dieser Fruchtbarkeit ihrer Vega sind die Bewohner Concons, so armselig auch ihre Ranchos aussehen, wol im Stande, sich nicht allein anständig zu ernähren, sondern auch Ersparnisse zu machen. Valparaiso ist nahe gelegen, und sie finden dort einen reichen Markt für ihre Gemüse und Früchte.

In ähnlicher Weise ging es nun weiter über öde Höhen und durch fruchtbare Quebradas und Thäler bis Pichuncavi, einem Flecken mit 800 Einwohnern in einem weiten fruchtbaren Thale. Von Valparaiso 17 Leguas und nur 2 Leguas von der Meeresküste entfernt, werden seine Producte mit Leichtigkeit nach jener Stadt befördert und dort wegen der geringen Transportkosten billig angeboten; sie erzielen somit auch immer eine bereitwillige Annahme. Diese Producte bestehen größtentheils in Getreide und auch in Früchten und Gemüsen, namentlich getrockneten Birnen und Pflaumen. Der Ackerbau wird mit Thätigkeit und Erfolg betrieben; jedoch ein trockenes Jahr bringt oft große Misernte, da die Bewässerung des Bodens hier noch dem Regen überlassen bleibt. Die Viehzucht beschränkt sich auf zahlreiche Schafheerden, meistens Merinos; es gibt Bauern, die Heerden von mehr als 2000 Schafen besitzen. Ein Theil der Wolle wird zu Ponchos oder Mantas *) und gröbern Stoffen verarbeitet. Zu den Mantas wird besonders die feinere Merinowolle gebraucht. Wenn sie gut gearbeitet sind, werden sie oft bis zu zwei Goldunzen verkauft. Der Haupttheil der Wolle wird nach Valparaiso oder Quillota zu Markte gebracht. In letzterer Zeit, nachdem Quillota mit Valparaiso durch die Eisenbahn verbunden ist, ziehen viele Bauern den Markt Quillotas dem Valparaisos vor,

*) Ein im länglichen Viereck geschnittenes Stück Zeug mit einer Oeffnung in der Mitte, eben groß genug, um den Kopf durchzustecken, bildet dieses Kleidungsstück.

da ersteres nur 10 Leguas von hier entfernt ist. Nicht unerhebliche Ausfuhrartikel nach Valparaiso liefern auch die in der Umgegend bestehenden zahlreichen Muschel- und Steinkalk- und Ziegelbrennereien. Der Anblick des Ortes mit seinen Pappelwäldchen und seiner Umgebung von Wiesen und Gärten ist interessant; aber dringt man etwas weiter ein, so wird dieses Interesse durch die Unreinlichkeit, sowie auch die unordentliche Bauart der Häuser sehr vermindert. Der Blick des Eintretenden fällt zunächst auf eine breite Straße, die, mit allem Unrath gefüllt, alsbald ihn antreibt, seinem Pferde die Sporen zu geben, um so rasch wie möglich hindurchzukommen.

Von Pichuncavi wurde ein weiterer kleiner Abstecher nach den benachbarten Goldseifen in der Quebrada del Guindo gemacht. Diese Seifen befinden sich an dem Ufer eines Bachs, welcher die Sohle der Quebrada durchfließt. Da man sich sehr primitiver Waschwiegen bediente, so war der Waschproceß zeitraubend und gewährte nur Mineros indianischer Abstammung einen kärglichen Unterhalt; neuerdings hat man jedoch verschiedene andere Waschsysteme, namentlich californische Longtomds in Anwendung gebracht und, wie es scheint, bessere Erfolge erzielt. Mehrere Mineros hatten sich zu einer Gesellschaft vereinigt, welche Tiefbaue mit regelmäßigen Stollen abgeteuft und Wasserleitungen von mehrern Leguas Länge angelegt hatten. Hierbei waren die größten Schwierigkeiten zu überwinden, lange Strecken lockern Sandbodens mit Lehm zu verdichten, über die Erdrisse gewaltige ausgehöhlte Baumstämme, durch welche das Wasser rinnt, zu legen. Die benachbarte Hacienda Catagilco besaß 3000 Kühe, 800 Stuten und 400 Hengste; auf einem Alfalfa (Luzernen-) Felde wurden kranke und neu angekaufte magere Thiere zur Mästung gehalten.

Auf dem Rückwege nach Pichuncavi war der Reisende Zeuge einer Scene, bei der sich die wilde, indianisch-spanische Natur der untern Volksklassen in Chile aufs entsetzlichste offenbarte: eines Messerzweikampfs zwischen einem jungen Vaquero (Hirten) und einem Minero, der infolge einer geringfügigen Beleidigung stattfand. Der Verfasser erzählt:

Der Kampf sollte jetzt beginnen: im weiten Halbkreis umstanden die Mineros die beiden bis auf die Unterkleider entblößten Kämpfer. Ein vier Ellen langer lederner Riemen, dessen Enden um die Hüften der beiden Gegner geschlungen waren, verband diese. Keiner sollte der Wuth des andern entfliehen. In ihren Händen blitzte das scharfgeschliffene spitze Messer. Sobald sich die Männer zurückgezogen, die ihnen die Riemen um die Hüfte befestigt, stürzten sie mit hocherhobenem Messer aufeinander zu, ohne ein Signal abzuwarten. Die Wucht des ersten Stoßes riß beide zu Boden. Wie zwei Verzweifelte rangen sie dort, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben. Unmöglich konnte man erkennen, wer oben, wer unten lag, so rasch folgte Bewegung auf Bewegung, Stoß auf Stoß. Zuweilen erkannte man das Blitzen eines Messers, zum Stoße erhoben, aber blitzschnell wurde es von der andern Klinge aufgefangen. Es währte nicht lange, bis sich eine Blutlache unter den Kämpfenden bildete; langsam bahnte sich der Blutstrom durch den Sand seinen Weg. Nach einigen Minuten hörte das Ringen plötzlich auf; beide Kämpfer, scheinbar von dieser furchtbaren Anstrengung ermattet, starrten einander an: einen scheußlichen Anblick boten diese Körper, von Kopf bis zu Fuß mit Blut und Staub bedeckt. Die Umstehenden traten näher, um sie auseinanderzubringen, aber nur einen Moment hatte diese Ruhe der beiden Elenden gedauert. Das gräßliche Ringen hatte wieder begonnen. Die Mineros schienen jetzt an dem Blutschauspiel genug zu haben, andererseits mochten sie auch wol von dem herzzerreißenden, krampfhaften Geschrei der Mutter, die fortwährend nach ihrem Sohn rief und den ehernen Cirkel, der den Kampfplatz umgab, vergebens zu durchbrechen suchte, gerührt sein, genug, sie eilten jetzt, um die Streitenden zu trennen, aber zu spät — wieder sahen wir ein Messer aufblitzen, hoch zum Stoße ausholen, aber keine Klinge wehrte es, und tief bohrte es sich in die Brust eines der Unglücklichen. Ein heller rother Blutstrahl schoß empor. Schaudernd wandte ich mich ab, der Kopf schwindelte mir, kaum erreichte ich die Hütte, wo ich mich kraftlos auf einen Sessel niederließ. Der Kampf war beendet. Mein Freund rief mich wieder hinaus. Eine Gestalt, durch Schmutz und Blut ganz unkenntlich, suchte sich zu erheben, aber es gelang ihr nur mit Hülfe eines Mannes, in welchem ich den alten Baquero erkannte. Der Verwundete war sein Sohn. Sein Feind lag auf dem Boden ausgestreckt, seine Freunde unterstützten ihn, aber er sollte sich nicht wieder erheben. Sein Röcheln wurde allmählich schwächer, seine Glieder streckten sich im letzten Todeskampf.

Nach Valparaiso zurückgekehrt, begab sich der Reisende dann auf seinen größern transandinischen Zug. Der Weg führte zunächst durch die herrliche Vega von Quillota, jene weite, flache Tiefebene, welche sich im Norden des das südchilenische Küstengebirge mit dem Hauptstock der Cordilleras verbindenden Chacabucogebirgs von den Cordilleras westwärts bis zum Meeresufer hinunterzieht und einen Haupteinschnitt in der orographischen Bildung des Landes ausmacht. Der Fluß Aconcagua, der die Vega durchströmt, bewässert das ganze Jahr hindurch den niedrigliegenden Boden und befähigt ihn zur fruchtbarsten Cultur und üppigsten Begetation. Dort, wo sich die größern Städte finden, deren die Vega drei enthält, Quillota, San-Felipe und Santa-Rosa, wo die Kunst der Natur zu Hülfe kommt, verdoppelt sich dieser Reichthum der Begetation.

San-Felipe, die Hauptstadt der Provinz Aconcagua, liegt in der Mitte der Vega am rechten Ufer des Flusses. Mit ihren weißen Häusern, ihren Baumgruppen, ihren weiten Weingärten gewährt sie einen anmuthigen Anblick und wird wol nicht mit Unrecht la perla de la Vega genannt. Das Innere der Stadt entspricht ihrem Aeußern. Sie ist in regelmäßige Vierecke von 411 Fuß Länge und Breite, Quadras genannt, eingetheilt. Die reinlichen, regelmäßigen Straßen, mit großen und weiten, wenn auch größtentheils unsymmetrisch gebauten Häusern besetzt, lassen auf wohlhabende Bewohner schließen. Die Fahrwege sind breit, mit Grand bestreut; zu beiden Seiten laufen breite, gutgepflasterte Trottoirs hin, die Hauptstraße führt zur Alameda an der Ostseite der Stadt, die den Einwohnern mit ihren weiten Alleen einen angenehmen Spaziergang darbietet. Verschiedene Kirchen, sowie die noch unvollendete Kathedrale in der Hauptstraße zeugen von Pracht und Geschmack. Die Häuser sind, wie meistentheils in den chilenischen Städten, größtentheils von getrockneter Erde aufgeführt; selten sieht man welche

von Holz erbaut und noch seltener von Mauersteinen. Kahl erhielt im Hôtel-de-Paris, einem von einem Franzosen etablirten und gänzlich auf europäischem Fuße eingerichteten Gasthause ein luxuriös ausgestattetes Logis.

Der Handel San-Felipes ist bedeutend. Die Umwohner vieler Meilen bringen hier ihre Producte zu Markt: Wolle, Ponchos, Lederzeug, Vieh, Getreide, Wein, und beziehen dafür ihre Bedürfnisse; aus Argentinien kommen monatlich Tausende von Maulthieren, Producte zu bringen und zu holen. Die Menge der Tiendas (Kaufläden von Zeugen) und Deshaschis (Kaufläden von Colonialwaaren) zeugt von großem Consum. Mehrere Gerbereien machen sehr gute Geschäfte, indem das Leder derselben gewöhnlich noch dem berühmten tucucuaner vorgezogen wird. Ein sehr lucratives Geschäft wird mit den weiten Alfalfaweiden, die außerhalb der Stadt gelegen sind, getrieben. Die Treiber der von Argentinien kommenden Viehheerden, die oft viele Tausende von Köpfen zählen, lassen gewöhnlich in Santa-Rosa oder hier ihre ermüdeten und von der Reise über die Andes abgemagerten Thiere ein bis zwei Monate ruhen, um ihnen vor dem Verkauf in Santiago oder Valparaiso ihre Kraft und ihr Fett wieder zu ersetzen. Eine Alfalfawiese, 4—5 Quadratcuadras groß, wird für 48 spanische Thaler und in trockenen Zeiten oft für das Doppelte vermiethet. Neuerdings sind zwischen San-Felipe und Santa-Rosa reiche Silber- und Kupferadern in geringer Tiefe entdeckt worden, die man mit Erfolg in Angriff genommen hat.

Kahl gibt die Einwohnerzahl von San-Felipe auf 22000 an, was jedoch irrthümlich ist, da dieselbe nach neuern officiellen Angaben nur 8000 beträgt; er dürfte daher wol die Einwohnerzahl der Stadt mit der des Departements San-Felipe verwechselt haben, welche letztere sich jedoch nach officiellen Angaben von 1863 auf 29000 beläuft.

Santa-Rosa de los Andes, der letzte bedeutere Ort in der Vega, hat die größte Aehnlichkeit mit San-Felipe. Von gleichem Umfang bietet diese Stadt ganz dasselbe Bild des regen Verkehrs und der Ordnung, auch in der Form der Häuser, der Straßen und der Eintheilung in Quadrate. Auch die umgebende Landschaft ist im allgemeinen gleich, nur ist das Thal hier bedeutend schmäler, weshalb auch der Ackerbau hier geringere Ausdehnung hat. Die Einwohnerzahl von Santa-Rosa gibt Kahl auf 24000 an, während andere neuere Schätzungen für die Stadt selbst nur 4000, für das Departement gleichen Namens aber 29400 angeben.

Nun ging der Weg hinauf ins Gebirge und über den Cumbre- oder Uspallatapaß, 12000 Fuß hoch. Es war ein sehr kühner Ritt, da der Reisende blos von einem Führer begleitet wurde, und der Uebergang nicht nur an sich immer mit ernstlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, sondern auch die Straße von verwegenen Räuberbanden heimgesucht wird. Nach mancherlei Fährlichkeiten und nach zwei Nachtlagern auf den Anden kam der Reisende jedoch wohlbehalten in Uspallata in Argentinien an.

Des Verfassers allgemeine statistische Ausführungen sind von geringerm Werth, da seine Daten meistens zu alt sind; die Ziffern vom Jahre 1852 her, die er meistens gibt, sind wenig brauchbar bei einem Lande wie Chile, das doch kein China, sondern ein Land ist, das schnellen Fortschritt macht. Kahl bestätigt die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens. Weizen ist die Hauptfrucht; der chilenische Weizen wird an Güte von wenigen Ländern in Südamerika, an Ergiebigkeit von keinem übertroffen. In der Vega von Quillota trägt der Weizen 50 — 60 Fanegas (zu 5,430626 Kubikzoll oder 157 Pfd.) pro Quadra. Dies ist ein Erträgniß von ungefähr 80 für 1; im südlichen Longitudinalthal ist aber mitunter 100 für 1 und sogar 120 für 1 vorgekommen. Nächst Weizen wird Mais am meisten gebaut; derselbe wächst in Stauden von $4\frac{1}{2}$ — 5 Fuß Höhe, welche 4 — 10 Kolben tragen. Auch Gerste und die französische Bohne werden in Menge geerntet und ins Ausland geführt. Einen großen Aufschwung erhielt der chilenische Ackerbau durch die Eröffnung des californischen Marktes. Die Preise verdoppelten sich plötzlich; anfänglich wurden mehrere Ladungen zu auffallend hohen Preisen verkauft. Dies ermöglichte jedoch die Concurrenz der östlichen Theile der Vereinigten Staaten, obgleich dieselben ihr Getreide um Cap-Hoorn zu senden hatten. Als dann später Californien nicht nur seine eigenen Bedürfnisse erzeugte, sondern auch schon binnen wenigen Jahren zur Ausfuhr bereit war, hörte der Export nach Californien fast gänzlich auf, wogegen Chile seinen Markt nach Bolivien, Peru, Australien, Neuseeland, die La-Plata-Staaten, Brasilien erweiterte; ja nach England gehen mitunter Getreideladungen ab.

Die Viehzucht erweist sich zwar meistens als ein vortheilhaftes Geschäft, steht aber hinter dem Ackerbau wesentlich zurück, namentlich in Vergleich mit Argentinien, dem Lande der Viehzucht. Der durchgängig hohe Werth des Bodens in Chile erlaubt nicht, der Viehzucht die ihr nöthigen großen Landstrecken zu überweisen, dann grassiren auch in den trockenen Jahren, in denen oft das Gras gänzlich verschwindet, Seuchen unter dem Vieh, welche dieses zu Hunderten und Tausenden hinwegraffen.

Die großen Hacendados haben meistens auf ihren Gütern vortreffliche Straßen, in denen oft die größten Terrainschwierigkeiten zu überwinden waren, prachtvolle meilenlange Wasserleitungen und andere großartige Bauten angelegt. Dies erklärt sich dadurch, daß dem Hacendado sehr große Arbeitskräfte zu Gebote stehen, und erinnert daran, daß, wenn auch das Land im allgemeinen sich in einem blühenden Zustande befindet, dies doch keineswegs von dem Volke als solchem zu sagen ist. Der größte Theil des Bodens war ursprünglich von der spanischen Krone in sehr ausgedehnten Strecken einzelnen Familien der Conquistadoren und Pacificadoren oder den Kirchen oder geistlichen Orden verliehen. Die viele Quadratmeilen großen Haciendas (Landgüter) bildeten Majorate, die weder ganz noch theilweise veräußert werden durften, solange ein Glied der Familie lebte. Auf den Haciendas wurde die Wirthschaft mit Inquilinos

(Fronbauern oder Häuslingen) betrieben, die, in einem an Leibeigenschaft grenzenden Verhältniß stehend, die härtesten Frondienste leisten mußten. Wenn nun auch im Jahre 1828 die Aufhebung der Majorate stattfand, so hat dies doch nur den Erfolg gehabt, daß das große Kapital sich an der Landwirthschaft betheiligen und großartige Meliorationen einführen konnte, wodurch der Werth der Güter ganz außerordentlich stieg. Das Verhältniß der Inquilinen ist im wesentlichen dasselbe geblieben, wie nun auch von Kahl bestätigt wird. Die Inquilinen müssen noch immer die härtesten Frondienste leisten. Während sie dem Hacendado seine Felder bestellen oder an seinen Bauten arbeiten, erhalten sie von ihm Beköstigung, die täglich aus zwei Eimern Bohnen per zwölf Mann nebst etwas Salz und Fett besteht. Bohnen ohne irgendeine andere Zugabe als einmal in der Woche einige Stücke Charqui (gedörrtes Fleisch) bilden überhaupt das fast einzige Mittagsmahl der Arbeiter. Der gewöhnliche Arbeitslohn ist 1 Real per Tag nebst der Beköstigung oder 2 Real ohne dieselbe.

Der Werth des Bodens hat im mittern Chile, wo er sogar auf dem Lande 5—600 Pfd. per Quadratquadra beträgt, eine Höhe erreicht, wie er im Verhältniß zur Production wol nicht mehr höher steigen kann. Es werden oft unglaubliche Preise erlangt. Der Grund hiervon liegt aber keineswegs in der Entwickelung des Ackerbaus, sondern in der Abneigung der großen Landbesitzer, auch den kleinsten Theil ihres Besitzes zu veräußern; selbst Pächter nehmen sie nur unter schweren Bedingungen an. Die Hacendados bilden die Kaste der Güteraristokratie, die den Grundstein ihrer Macht, den Landbesitz, eifrig bewacht und dadurch nicht allein den Werth des Bodens auf eine unnatürliche Höhe treibt, sondern auch der Landescultur bedeutenden Schaden durch Entziehung eines so großen Theils des Bodens zufügt.

Wilhelm Bentheim.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Dramatik der Gegenwart.

Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke. Sechster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866. 8. 1 Thlr.

Wir beschränken uns in dieser Besprechung lediglich auf Hebbel's „Dramatische Fragmente"; die vollendeten Dramen im ersten bis fünften Bande und der „Demetrius" im sechsten Bande wurden bereits von anderer Seite in (letzterer in Nr. 10 d. Bl. f. 1865) besprochen. Der „Moloch", ein Tragödienbruchstück aus dem Jahre 1849, schildert des Menschen Dasein in seinen Uranfängen; die Erdensöhne sind noch Bestien, sie schlagen sich untereinander todt, leben von Wurzeln und „rothen Beeren", wohnen in Höhlen und glauben noch an keinen Gott. Dem letztern Bedürfniß will ein „uralter Greis" (Hieram) abhelfen; er, der weit über das Meer geschwommen kam, errichtet unter Beihülfe eines Hohepriesters (Rhamnit) im Lande der wilden Urdeutschen ein Götzenbild (Moloch). Donnerwetter brechen aus, richten schreckliche Verwüstungen an, reißen Bäume aus ihren Wurzeln, nur der eiserne Moloch bleibt stehen. Allerlei Volk kommt herbeigeströmt, darunter ein Königssohn; Erstaunen ergreift den einen wie den andern beim Anblick des feurigen Götzen; man fällt vor ihm auf die Knie und bringt dem unbekannten Gotte seine Ehrfurcht dar. Um zu zeigen, daß er des letztern alleiniger Prophet und über das Leben anderer zu verfügen habe, sticht Hieram den Hohepriester vor allen Versammelten todt; zugleich zückt er das Schwert auf die eigene Brust: „Soll ich auch sterben?" fragt Hieram den Moloch; dessen Stummbleiben gilt ihm als „Nein!" und nun ist der junge phantastische Königssohn und das Volk auch für seine Person mit Ehrfurcht erfüllt. Hieram ist damit nicht zufrieden, er verlangt auch von dem regierenden Könige, dem Vater Teut, unbedingte Unterwerfung. Dieser kennt aber nichts Höheres als sich, den Ueberwinder der Bären und Wölfe. Er glaubt nur an seine eigene Kraft und an sein Schwert. „Dieses muß dem Könige entrissen werden!" sagt Hieram, und der für den neuen Gott begeisterte Königssohn ringt mit dem Vater um des Schwertes Preis. Der Sieg fällt dem Sohne zu; der alte König liegt am Boden, das Schwert wird ihm genommen und zu des Molochs Füßen gelegt. Der Vater fühlt sich durch die Niederlage entehrt, er wandert ins Exil, d. h. er kriecht in eine Höhle und schwört, so lange ohne Licht und Luft zu leben(!), bis er sich an seinem Sohne gerächt.

Der junge Teut übernimmt die Herrschaft unter dem Einflusse des von Moloch inspirirten geheimnißvollen Greises. Das Land blüht und ist fruchtbar; das Volk segnet den neuen Gott; Teut, der junge König, aber möchte gern den Schleier gelüftet sehen, der den Greis und Moloch verhüllt. Ersterer verbot, daß niemand in der Nacht bei Todesstrafe den Ort betreten dürfe, wo Moloch stände, denn dies wäre die Zeit, wo er mit ihm spräche. Neugierde treibt Teut an den verbotenen Ort, und was sieht er? Moloch steht so ruhig wie immer da und Hieram liegt auf der platten Erde vor ihm und — schläft! Diese Entdeckung entnüchtert den gläubigen König mit einem Schlage; er sieht in dem Moloch einen argen Betrug; Hieram gesteht dies ein, indem er sagt: „Was ich that, geschah zu Euerm Besten!" Moloch wird zertrümmert, Hieram ermordet sich, der junge König fühlt Reue um seinen Vater, holt ihn aus der Gefangenschaft; doch statt daß dieser seinem Sohne flucht und Rache an ihm nimmt, wie er zuerst geschworen, ist er vielmehr erstaunt über alle die Veränderungen im Lande. Man reicht ihm edeln Wein und Früchte, deren Existenz er nie geahnt und die jetzt alle in seinem Lande wuchsen. „Nein", sagt er, „das hätten wir ohne einen Gott nicht erreicht!" Er betet nun selbst Gott an und dankt ihm für die Segnungen, die er dem Lande zukommen ließ.

Der Dichter hat in seinem „Moloch" den Kampf der rohen Menschenkraft mit unsichtbaren Mächten darzustellen versucht, ist aber mitten im Schaffen stecken geblieben, da die Ungeheuerlichkeit des Inhalts ihn von vornherein eine Aufführung des Stücks unmöglich erscheinen ließ. Er läßt die Bären „froh blicken", wenn's ihnen glückt, den

Menschen entwischen zu können. Die Blume trinkt der Sonne Licht, und „kocht es still zur Farbe aus". Den jungen Teut läßt Hebbel sagen:

Er rang mit meinem Vater, dieser hat
Ihm was im Leib entzweigedrückt. Er hinkt
Seit jenem Tag.

Geh', ich bin durstig! Bring' mir einen Trunk!

Auf diese Vaterworte antwortet Teut junior:

Erst knie, und ich gebe dir mein Blut!

Derartige bestiale Aufopferungen gehören weder in Gedanken noch in der That auf die Bühne.

Die weiblichen Charaktere haben bei Hebbel immer etwas Hartes, Rauhes. So läßt er Theoda, ein junges Weib, das Teut im stillen liebt, „krampfhaft" wider ihn die Hände „ballen".

Der junge Teut, der seinen Vater zum Schwertniederlegen zwingen will, spricht:

Her mit deinem Schwert!
In deiner Väter Namen fordre ich's,
Sie stehen hinter mir und treiben mich!
Ich that, was sie geboten, und du sollst
Wie ich gehorchen, denn du bist ihr Sohn,
Wie ich der deinige, und was ich dir,
Das bist du ihnen schuldig.

Hebbel hat an dieser Stelle vergessen, daß des jungen Teut Worte von seinen Thaten ganz verschieden sind. Er sagt, daß er seinem Vater Gehorsam schuldig wäre, und doch läßt ihn der Dichter rebellisch werden. Derartige Widersprüche finden wir oft bei Hebbel und entschuldigen es auch, da ihm überhaupt die Klarheit fehlte, da er das Originelle, Geniale in Contrasten, im Herbeiholen der heterogensten Dinge suchte. Der König fordert seinen Sohn zum Kampfe heraus und dieser antwortet auf des Vaters Worte: „Nimm mir's ab!" (das Schwert) mit der Phrase, der erst spät die That folgt: „Das wird geschehn!"

Am Schlusse begegnen wir noch der häßlichen Stelle:

Doch muß ich ihn
Noch härten, muß das Herz in seiner Brust
Ausbrennen, dies Geschwür vom Weibe her.

Das ganze Bruchstück hinterläßt einen unerquicklichen Eindruck; es sind alles roh angelegte Charaktere, die beim Lesen etwas von dem urgermanischen Anstrich gewinnen, ein Darstellen auf der Bühne aber würde sie zu carikirten „Menschenfressern" herabsetzen, in deren Rollen die berlinisch, sächsisch oder sonstwie redenden Urenkel auf den Bretern der Thalia eine höchst komische Stellung einnehmen würden. Hebbel's Absicht, im „Moloch" die ersten Geistesregungen, das erste Lallen eines kaum geborenen Volks darzustellen, war insofern eine verfehlte, als er die Auftretenden eine Sprache sprechen läßt, die den erst nach Jahrtausenden vollendeten Läuterungsproceß in dialektischer Schärfe und Geistreichigkeit bei den Moloch-Charakteren bereits durchgemacht. Dem Fragment fehlt die Natürlichkeit von Anfang bis Ende; es ist ein Kind der Dichterlaune mit all deren Ungeheuerlichkeiten, eine Fehlgeburt des Kraftgenialen. Hebbel liebt das Chaos, den Urzustand, er wühlt wie wahnsinnig in den Knochengerippen der Seltsamkeiten herum; seine Helden zapfen sich mit wahrhaft dämonischer Lust das Herzblut ab. Hebbel zieht die Gemüthswelt in die Kreise des Bizarren hinein, und selbst in seinen Gedankensprüngen spiegelt sich vornehmlich das Verzerrte, Gemein-Erhabene und die in übermäßiger Kraftanstrengung sich ergötzende Leidenschaft ab. Es ist wahr, es liegen viel scharfe und schneidende, mit classischer Kürze ausgesprochene Gedanken in Hebbel's Werken, er ist ein Genie in Plastik und dramatischer Gestaltung, es liegt etwas Gigantisches, Großartiges in ihm, das um seiner selbst willen bewundert werden muß, nicht aber auf die Bühne gebracht werden darf, denn es fehlt ihm jeder ideale Anflug eines feinsinnigen Dichtergemüths. Hebbel hat die Hölle in Rebellion versetzt und das Grauenhafte bei den Haaren über die Kunstbreter geschleift — „groß und abscheulich!" Das ist Hebbel!

Das zweite Fragment des sechsten Bandes heißt: „Die Schauspielerin." Der Dichter personificirte darin betrogene Liebe, die an der gesammten Männerwelt rächt, was ein einzelner verbrochen. Die Figur des Bedienten Kaspar, der in seines Herrn Commodenschube lange Finger macht, ist köstlich gezeichnet. Wir bedauern, daß Hebbel von drei Acten nur einen vollendet. Ein bedeutendes Werk wäre das Drama: „Die Dithmarschen", geworden, die daraus angeführte Scene sprach uns tiefer und ergreifender an, als das aus „Blut und Eisen" zusammengepappte Riesendrama: „Die Nibelungen." Ein allerliebstes Genrebild ist das einactige Lustspiel: „Vier Nationen unter einem Dache." Hier schildert der Dichter die gutmüthige Michelei des Deutschen, der sich bei allem Recht, das ihm zusteht, trotz alledem in die Enge treiben läßt. Auch das infolge einer Wette entstandene Bruchstück: „Struensee", ist so voll anziehender Stellen, daß wir offen gestehen müssen, wir schenken den „Dramatischen Fragmenten" Hebbel's größern Beifall, als manchem seiner fertigen Dramen. Die kleine Episode zeichnet zutreffend den Charakter der in ihr handelnden Personen, daß wir nicht umhin können, dem Leser das Ganze zum besten zu geben:

Garten bei Christiansburg.

König Christian und Ole Güldenstern treten auf.

Christian.

Nun, Güldenstern? Was bist du so verzagt?
Was blickst du scheu? Das ist ein schöner Stein,
Den du da aufgehoben hast, zum Schleudern
Ganz wie gemacht, warum denn wirfst du nicht?
Wir gingen dir voran, wir zeigten dir,
Wo es am besten klingt! Nun, noch einmal!

(Er wirft eine Fensterscheibe ein.)

Dort schläft die Königin! Die wird erschrecken!
Zum Teufel, warum liest sie deutsche Bücher
Bis Mitternacht! Wir sind hier Herr und König
Und thun, was uns gefällt. Kein Mensch soll schlafen,
Sobald wir wachen! Nun? Noch immer nicht?

Güldenstern.

Gleich! Gleich!

Christian.

Warum nicht jetzt?

Güldenstern.

Graf Reventlow —

Christian.

Graf Reventlow! Ei was, der alte Bär
Liegt noch in seinem Bett von Eiderdunen
Und träumt —

Güldenstern.

Dort steht er ja! Auf der Terrasse!
Schiebt seine weiße Mütze hin und her
Und sieht uns zu!

Christian.

Das sagst du mir erst jetzt!
Du bist ein Freund! Sah er's!

Güldenstern.

Den Wurf ins Fenster?
Er mußte wol!

Christian.

So wirfst du auch! Ich will's
Allein nicht sein! Bei meiner Majestät!
Du wirfst!

Güldenstern.

Gut! Nach dem Baum! Der Baum trägt Birnen!
(Wirft.)

Christian.

Eins! Zwei! Das nenn' ich treffen! Ja, du bist
Mein Meister! Ich — (sehr laut) ich war recht ungeschickt!
Ich meinte hier den Baum und traf das Fenster!

Güldenstern (leise).

Brav, Christian! So machte ich es auch
Als ich noch in der Lehre war!

Christian.

Du Schlange!
Wie gut du stichst! Doch, du hast recht! Man sollte
Vor uns sich fürchten und wir fürchten uns!
Ei, das ist höchst verkehrt! (Nimmt einen Stein auf.) Ja, du
hast recht!
Wer trägt die Krone Dänemarks, wem rollt
Das Blut des heil'gen Kanut in den Adern?
Sind wir es, oder ist's ein Reventlow?
Wir werden's zeigen! (Er wirft den Stein ins Fenster.) Unsre
Ahnen haben
Auch nicht gehandelt! (Sehr laut zu Reventlow.) Guten Mor-
gen, Vetter!
Nicht wahr? Die Reventlowe schnallten doch
Den Söhnen Odin's in den dän'schen Schlachten
Die Sporen an? (Zu Güldenstern.) Nun du! Der König soll
Für alle sorgen, das ist seine Pflicht,
So sorgen wir denn heute für den Glaser! —
Er geht! Nun wird's was geben!

In dieser Scene katzbalgt sich philisterhafte Furcht mit Herrschereitelkeit in einem Königskopfe. Es klingt so echt Christianisch: Güldenstern solle auch einen Stein ins Fenster werfen, damit, wenn Reventlow den königlichen Knabenstreichen verborgen zugesehen, Se. Majestät bei etwaigem Bekanntwerden derselben nicht allein schuldig seien: „Ich will's allein nicht sein! Bei meiner Majestät!"

Den Schluß des sechsten Bandes bildet der Anfang eines dramatischen Gedichts: „Christus", der seinem ganzen Inhalt nach aber so unbedeutend ist, daß der Herr Herausgeber besser gethan, wenn er denselben der Sammlung nicht einverleibt hätte. In einer den Fragmenten vorangestellten Einleitung läßt sich Prof. Emil Kuh mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und Scharfsinnigkeit über die Entstehung und das Wesen der einzelnen Schöpfungen seines dahingeschiedenen Freundes aus. Kuh verdient den Dank jedes Hebbel-Lesers, denn er hat sich seiner Aufgabe, Hebbel dem Verständniß des Publikums näher zu bringen, in einer Weise entledigt, die wahrhaft pietätvoll für den Verstorbenen und von Verdienst für den Literaturfreund ist.

Otto Spielberg.

Vom Büchertisch.

1. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Rudolf Virchow und F. von Holtzendorff. Berlin, Lüderitz. 1866. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Den einzelnen der Gesellschaft, den Gelehrten dem Volke, die Wissenschaft dem Leben wiederzugeben in immer erhöhterm Maße, aus den zerfallenden Stücken der Stände und Berufe, der materiellen und geistigen Stufen eine beseelte Gemeinschaft zu bilden: ist das Programm, welches in Berlin von einer Coalition der gediegensten praktischen, wissenschaftlichen und literarischen Kräfte ins Werk gesetzt wird. Als theilweise leitender Aufsatz im Sinne dieser Bestrebungen kann betrachtet werden:

Heft 14: Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte von Jürgen Bona Meyer.

Diese Schrift von Jürgen Bona Meyer gibt eine Uebersicht des Bildungsgangs, den der deutsche Geist in Bezug auf die Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts, der Forschung und Gelehrsamkeit in den letzten Jahrhunderten genommen hat. Bekanntes wird mit beredten Worten und in klarem Vortrage ausgeführt, welcher allgemeine Zustände durch einen schlagenden Fall zu beleuchten und die Folge der Thatsachen nach innern Beziehungen zu ordnen weiß. Aus der rückblickenden Betrachtung wird die Summe gezogen, daß nunmehr die Heranziehung des Volks über den Kreis der Schule hinaus fortgesetzt werden und ein unaufhörlicher Strom der Mittheilung zwischen den Höhen der Wissenschaft und der breiten Grundlage des Volkslebens in Bewegung gerathen muß. Vorurtheile der Gelehrten, denen die Mittheilung zu schwierig, das Volk zu unempfänglich, die Gefahren der Halbbildung zu naheliegend dünken, werden widerlegt, Vorwände der Lauheit und Vornehmheit abgewiesen und der Nutzen, den die Behandlung der Wissenschaft selbst aus dieser Annäherung zum Leben gewönne, zum Sporn benutzt. Möge es gelingen, diesem Programm den gehörigen Ausbau in der Praxis und die Erhebung in ein methodisches Zusammenwirken des gesammten Volksgeistes zu erringen.

Zu derselben Sammlung gehören:

Heft 13: Ueber die erste Entstehung organischer Wesen und deren Spaltung in Arten. Von August Müller.

Dieses Heft gibt im wesentlichen die neuerdings in Aufnahme gekommene Darwin'sche Theorie von der Entstehung der Arten. Was über die freie Entstehung von organischen Wesen vorangeschickt ist, geht zurück auf die Annahme organischer Keime, welche im Luftraum vorhanden sein müssen, mögen sie nun Reste aufgelöster Organismen oder Neubildungen aus anorganischen Elementen sein. Die Urzeugung ist dadurch wieder hergestellt,

wenn auch nicht in dem Sinne einer Hervorbringung aus Nichtvorhandenem.

Heft 15: Ueber den Kreislauf des Kohlenstoffs in der organischen Natur. Von Adolf Baeyer.

Hier finden wir keine aus den Lehrbüchern der Chemie geholte Angabe der Merkmale des Kohlenstoffs und seiner Verbindungen, sondern man möchte sagen eine Geschichte und Charakteristik dieses Elements von seinem urweltlichen Auftreten als Kohlensäure, die zur Bildung der Pflanzenwelt in hohem Grade mitwirkte, bis zu seiner ausgedehnten Verwendung im Haushalt der Natur und Menschheit in unsern Tagen.

Zwei anziehende Biographien sind ferner:

Heft 12: Heinrich Zschokke. Von Emil Zschokke.
Heft 16: Albrecht Dürer. Von Herman Grimm.

Während das Leben Zschokke's mehr an dem Faden äußerer Ereignisse dargestellt ist, hebt Grimm bei Dürer treffend das nationale Colorit heraus.

Zur Populärliteratur gehören auch folgende zwei pädagogische Werke:

2. Die häusliche Erziehung. Von Sigismund Stern. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Der Kinderadvocat. Von H. v. O., geb. v. St. Berlin, Hertz. 1866. 8. 15 Ngr.

Das erstere Werk stellt sich den Zweck, den Aeltern eine klare, aus der Natur der sich entwickelnden Kindesseele geschöpfte Anleitung zu geben, wie sie lenkend und verhütend, entfaltend und zurückhaltend je nach Alter, Geschlecht und Individualität ihrer Kinder zu verfahren haben, um das Ziel der Erziehung: „den werdenden Menschen seinem eigenen Ideal entgegenzuführen", zu erreichen. Ueber das Ziel der Erziehung läßt sich streiten, jedoch von seinem Standpunkte aus hat Stern mit geschmackvoller Aneignung des in pädagogischer Literatur und Praxis dazu brauchbaren Materials eine beachtenswerthe, jedenfalls mit Wärme und in ansprechender Form geschriebene Darstellung gegeben. In zweierlei besteht die Wirksamkeit der Familie, die sie vor der Schule voraushat: sie entwickelt den Charakter, der in der Schule nur von theoretischer Seite gebildet werden kann, und das Gefühl, und ist ferner die günstigste Stätte für Entwickelung der Individualanlagen, welche in der abstract menschlichen Schulerziehung leicht verloren gehen.

Von ähnlichem Gehalt ist auch „Der Kinderadvocat". Er wendet sich vornehmlich an das Mutterherz, unter dessen tropischer Zone allein das Paradies des Kindesalters aufzublühen vermöge. Zugleich ein Schachzug gegen die kinderscheue Emancipation.

Von der Schulbuchliteratur haben wir anzuzeigen:

4. Leitfaden der Poetik für den Schul- und Selbstunterricht. Von Otto Sutermeister. Zürich, Schultheß. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine geschmackvolle Destillation fremder Gedankenarbeit. Was nur die Schule mit diesem Fachwerk von Definitionen und Eintheilungen anfangen soll? Der einzig richtige Weg zur ästhetischen Erziehung ist doch nur Sättigung mit classischen Mustern und deren Analyse. Für den Selbstunterricht können die fortwährenden Gänsefüße nur den Appetit nach der Quelle wecken oder höchstens die Stelle eigener Excerpte vertreten. In dem einzigen Fall bleibt Sutermeister originell, wo er sich selbst citirt. Beispiele wie:

Mit Wärme lies und sprich, und mit des Geistes Hauch,
Denn wo der Ausdruck fehlt, da fehlt der Eindruck auch —

zeigen, wo seine Begabung liegt.

Immer noch hätte aus diesem Büchlein Belehrung schöpfen können der Verfasser von:

5. Die heilige Elisabeth von Thüringen. Ein episches Gedicht von Karl Berthold. Paderborn, Junfermann. 1866. 8. 1 Thlr.

Zu einem epischen Gedicht fehlt diesem Werk nichts weniger denn alles. Knittelreime und Reminiscenzen sind doch wahrlich nicht dazu angethan, Chronik zur Poesie umzuschaffen. Die naive Zeit- und Naturbeherrschung der Legende in die trockene Verständlichkeit eines Lebensgangs von der Puppe bis zum Grabstein auszubreiten, zeigt doch wenig Einsicht in das Wesen der Poesie. Die zwischengesäeten Moralsätze haben zwar ihre Berechtigung, verfehlen aber die Stelle.

Aesthetische und literarhistorische Kleinmünze sind ferner:

6. Von der Kunst. Von Joseph Ritter von Führich. Erstes Heft. Wien, Sartori. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Kunstphilosophie eines Neuscholastikers.

7. Moses Mendelssohn, als Urbild von Lessing's Nathan dem Weisen. Ein Vortrag von Friedrich Albrecht. Ulm, Gebr. Nübling. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Titel gibt den Inhalt, der noch durch Anführungen aus Boccaccio, woher bekanntlich Lessing die Fabel des „Nathan" schöpfte, und aus dem „Nathan" selbst erweitert ist. Auch wird bei Anführung des Zwiegesprächs zwischen Saladin und Sitta ein gutes Wort eingelegt für Wechselheirathen zwischen den Angehörigen verschiedener Confessionen.

8. Molière in Deutschland. Von Paul Lindau. Wien, Hilberg. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Ein Plaidoyer im Causeriestil für den mehr genannten als gekannten héros comique français, und nebenbei ein panégyrique der Graf Wolf Baudissin'schen Molière-Uebersetzung.

Mehr philologisch sind:

9. Der Grâl und sein Name. Von Paulus Cassel. Berlin, v. Decker. 1865. Gr. 8. 7½ Ngr.

Cassel beginnt hier eine Untersuchung über das Wesen und die Literatur der Sage vom Grâl, wie sie zuvörderst im „Parzival" von Wolfram von Eschenbach auftritt, der den Grâl als einen wunderbaren allnährenden und tränkenden Stein beschreibt. Den Namen Gral leitet Cassel von gradilis ab, und demnach ist der Grâl, das Brot, das in der Sage der Stein dem Volke zur Speisung gibt, sprachlich nichts anderes als die panes gradiles, bekanntlich tägliche Brotspenden, welche in der römischen Kaiserzeit dem Volke, wegen des Andrangs von einer Erhöhung (gradus) aus, geboten wurden. Es liegt nahe, daß dieser Vorgang aus der Volks- und Staats-

sitte in die kirchliche und poetische Symbolik übertragen wurde.

10. Ueber die Cäsur und ihre Bedeutung für den Rhythmus. Ein Beitrag zum Verständniß der antiken Versmaße. Zweite verbesserte Auflage. Von Berthold Suhle. Berlin, Weber und Comp. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

An Stelle der landläufigen Definition der Cäsur: Durchkreuzung des Metrums und der Sprache oder des Vers- und Wortfußes, gibt Suhle die Definition: „Abschluß einer rhythmischen Einheit innerhalb des Verses." Der Hauptton liegt hier auf dem Begriff der rhythmischen Einheit, welche gebildet wird „durch jeden Theil eines eurhythmischen Verses, der ohne Absatz der Stimme gesprochen werden kann". Soweit ist die Cäsur ein Ausdruck für die physischen Schranken beim Sprechen; die ästhetische Bedeutung der Cäsur besteht in dem Reiz des Rhythmenwechsels, indem sie vom fallenden zum steigenden Rhythmus überführt und umgekehrt.

Gute Reflexionen enthält ein philosophisches Schriftchen:

11. Das Wort „a priori". Eine neue Kritik der Kant'schen Philosophie. Frankfurt, Hermann. 1866.

Eine philologisch-historische Arbeit ist:

12. Politische Geschichte des dorischen Argos. Von Schneiderwirth. Programm 1865—66 des katholischen Gymnasiums in Heiligenstadt. 4.

Ist nicht viel mehr als eine genaue Zusammenstellung aller auf die Geschichte einer namhaften Stadt bezüglichen Daten in den alten Schriftstellern. Von historischer Form hat dieses Schriftchen wenig; der einzige Gedanke, der die Masse der Thatsachen beherrscht, ist die Erklärung derselben aus Kirchthurminteressen. Mag der Stoff keine andere Beleuchtung zugelassen haben, jedenfalls sind Chronik und Geschichte zweierlei.

Aristoteliker und Specialisten der Poetik machen wir auf folgende Dissertation aufmerksam:

13. Die Katharsis des Aristoteles und der Oedipus Coloneus des Sophokles. Von Paul Graf York von Wartenburg. Berlin, Hertz. 1866. Gr. 4. 15 Ngr.

Die Frage, was die Katharsis (Reinigung) der Leidenschaften, wie sie Aristoteles als Zweck der Tragödie hinstellt, zu bedeuten habe, hat in der deutschen Literatur viel Staub aufgeworfen. Lessing brachte und löste sie zuerst, und seine Erklärung: „Maß in Leidenschaft", wurde durch die ganze spätere Zeit für die Aesthetik maßgebend, welche aus dem „Maß" allmählich „Läuterung", „Erhebung" und schließlich „Versöhnung" als Ziel der Tragödie herausspublimirte. Seit einem Jahrzehnt wird diese Auslegung verdrängt durch eine Untersuchung von Bernays, der als den einzig richtigen Sinn der Katharsis: „Beruhigung durch Ekstase", hinstellt. Neben vielen Anfechtungen, die sie erlitt, hat diese Ansicht auch namhafte Vertreter gewonnen, und der Verfasser obiger Dissertation wandelt gleichfalls in ihrer Fährte. Nur konnte sich, wer die Begründung dieser Ansicht prüfte, nicht verhehlen, daß sie zwar philologisch allen Schein für sich hat, in der Anwendung aber mit allem, was wir über die menschliche Seele wissen, in trostlosem Widerspruch steht. Wer wird es Hrn. Bernays aufs Wort glauben mögen, daß unter allen Affecten, welche das menschliche Gemüth zerrütten können, gerade Mitleid und Furcht die nachhaltigsten und universellsten seien? Daß also darum die Tragödie berufen sei, den Schatten, den diese Affecte fortwährend in unser Gemüth würfen, durch gesteigerten Hervorruf dieser Affecte zu lichten? Solche Gedanken kann man zwar in einen syntaktischen, aber keinen logischen und realen Zusammenhang bringen. Diese Schwäche der Bernays'schen Interpretation zu heben, sind manche Versuche gemacht worden; geistvoll durchgeführt, obwol gleichfalls von fraglichen Voraussetzungen ausgehend, ist nun auch die Behandlung dieser Frage durch York. Dieser geht bei seiner Deutung der tragischen Katharsis auf eine historisch eingetretene Entzweiung des griechischen Gottesbewußtseins zurück, deren unsagbare Schmerzlichkeit durch die orgiastischen Ekstasen im Bacchus-Cultus und folglich auch in der aus dem Bacchus-Cultus sich entwickelnden Tragödie durch die Ekstase der Trauer überwunden werden sollte; die Gottversöhnung, welche das Christenthum brachte, gab auch der Tragödie andere Ziele.

Wir finden diese Begründung zu weit hergeholt, und entnehmen aus ihr nur die Anregung, eine getrennte Untersuchung über ekstatische Seelenzustände anzustellen, die aber, vorläufig selber ein X, ein anderes X selbstverständlich nicht lösen können. Einen vernachlässigten Punkt, in dem vielleicht die Lösung der „Katharsisfrage" stecken mag, hebt York zufällig in einer Anmerkung hervor, wo er sagt, daß „wie in dem Bacchus-Cultus, so in der Tragödie die Musik ein vorzügliches Mittel zur Herbeiführung der Ekstase oder(!) Katharsis", gewesen sei. Unsere eigene unmaßgebliche Ansicht legt hierauf das Hauptgewicht. Denn Aristoteles spricht, wo er sein eigener Interpretator ist, nur von einer Katharsis durch Musik; er erwähnt nur kathartische Harmonien und kathartische Lieder, in denen man freilich nach griechischer Weise nie Text vom Gesang trennen darf. Die kathartische Musik hat nach Aristoteles' eigenen Worten die Macht, die Affecte „sanft zu lösen". Und diese, die affectlösende Musik, empfiehlt Aristoteles noch ausdrücklich für die Theater, wenigstens für den gebildeten Theil des Publikums; der Pöbel, meint er, bedarf drastischerer Compositionen zu seiner Unterhaltung. Wenn wir nach diesen einzig unbestrittenen und genug deutlichen Angaben von Aristoteles selbst uns richten, und ferner den Zusammenhang der ganzen Philosophie des Aristoteles als maßgebend für die Auffassung der vereinzeltsten Gedanken desselben erachten, so wird sich die Bernays-York'sche Auslegung der Katharsis nach der musikalischen Seite hin modificiren müssen.

Ohne uns hier eine eingehendere Darlegung unserer Auffassung zu gestatten, summiren wir die Aristotelische Begriffs- und Zweckbestimmung der Tragödie dahin: daß die Tragödie, soweit sie Darstellung unsers schicksalvollen Lebens ist, allerdings die Ekstase unserer Mitleids- und Furchtaffecte im Auge hat; aber soweit sie Darstellung an sich, nicht Wirklichkeit selbst ist, alle Reize der Fabel,

Sprache, Ausstattung und vornehmlich den „Trost in Tönen" anwendet, um die erregten Affecte in sinnliches und ästhetisches Wohlgefühl überzuleiten. Hierdurch schwindet der Widerspruch in der Bernays-Yorck'schen Fassung: „Beruhigung durch Ekstase", indem die Glieder auseinandertreten und verschiedene Ursachen zu den verschiedenen Wirkungen gefunden sind. Endlich müssen wir noch auf die Naivetät aufmerksam machen, mit welcher trotz der Anerkennung von Franz Ritter's gründlichen Untersuchungen der Text der Poetik stillschweigend noch immer als ganz, echt und durchweg incorrupt cultivirt wird.

14. Wegweiser für Freunde der Poesie. Eine Erläuterung der Formen und Gattungen der Dichtkunst und eine Schilderung und kurzgefaßte Biographie ihrer wichtigsten Vertreter in alphabetischer Anordnung. Von Ferdinand Pauli. Leipzig, Matthes. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

Vor diesem Wegweiser muß man warnen. Die ästhetischen Begriffsbestimmungen sind durchaus oberflächlich, desgleichen die Charakteristik der großen Dichter. Die Neuzeit ist allerdings berücksichtigt; doch zeigt sich gerade den namhaftesten Talenten gegenüber hier ein kleinmeisterlicher, hämischer Ton, während sich das Coteriewesen in der Aufnahme einiger ganz untergeordneter Größen verräth.

15. Der freie Mensch. Rück- und Vorschau eines Staatsgefangenen. (Johann Jacoby.) Berlin, Springer. 1866. 8. 10 Ngr.

16. Kant und Lessing. Eine Parallele. Rede zu Kant's Geburtstagsfeier, gehalten von Johann Jacoby. Zweite Auflage. Königsberg, Theile. 1867. Br. 8. 5 Ngr.

Jacoby's klarer Kopf und energischer Charakter spiegeln sich in diesen beiden philosophischen Schriften. Die erste erinnert nur dadurch an die Tagespolitik, daß der Verfasser sie im Gefängniß niedergeschrieben hat. Es ist eine Exegese zum Evangelium Spinoza, welches durch Parallelstellen aus Plato und Aristoteles, Goethe und Schiller, Lessing und Jean Paul, Fichte und Herbart, Hegel und Feuerbach erläutert wird. Das Büchlein ist in knapper Form höchst inhaltreich und anregend, indem jeder Schlag in demselben tausend Verbindungen schlägt. Es ist nicht für solche geschrieben, die im Selbstdenken träge sind, sondern für diejenigen, die einen solchen geistigen Extract flüssig zu machen wissen.

Die Festrede an Kant's Geburtstag zeichnet sich ebenfalls durch die Klarheit und Bestimmtheit aus, die wir von diesem Autor gewöhnt sind. Derartige Parallelen arten leicht in Spielereien des Witzes aus. Dies ist bei Jacoby nicht der Fall; von ihm wird nur das sachlich Treffende berührt. Der Vergleich zwischen der Kritik Lessing's und Kant's ist durchaus schlagend. Auch ihre Stellung zur Folgezeit wird als eine rühmliche gewürdigt, indem sie einen Keim gepflanzt, der erst in unsern Tagen zu reifen beginnt — das edle freie Menschenthum.

17. Die Wahrheit in ihren Hauptzügen dargestellt von Prais. Leipzig, Förster und Findel. 1866. 8. 1 Thlr.

Eine dankenswerthe speculative Monographie, die recht verständlich geschrieben ist, mit sauberer Hand ihren Gegenstand anfaßt, mit scharfer Sonde in seine Einzelheiten dringt, und die Lebendigkeit der Untersuchung dadurch noch erhöht, daß sie auf die Standpunkte anderer Denker eingeht, mit einigen sogar einen kleinen Krieg unterhält. Wenn die Ausbildung der Dialektik in neuerer Zeit wieder durch wahrhafte Meister uns auch mit mancher derartigen beschenkt hat, welche uns die Objecte allmählich von allen ihren Seiten zeigt, von jeder Seite aber so, wie der Gegenstand *nicht* sein kann, sodaß wir von seinem Wesen auch nichts kennen lernen, so führt der Verfasser seinen dialektischen Proceß mit wirklichen Ergebnissen. Wir können ihm manches in seinen Behauptungen nicht zugeben, aber wir müssen es ihm einräumen, daß er uns nahe bringt, *wie* es sich mit der Wahrheit verhält. Zum Schlusse schenkt er uns noch Andeutungen zu einer Philosophie des Schönen, welche, wie das ganze Buch, sehr anregen werden.

Feuilleton.

Für Ferdinand Freiligrath.

Eine Nationalbelohnung für Ferdinand Freiligrath — das ist der Ruf, der einstimmig an den Ufern des Rheins wie an der Spree und Donau ertönt! Und wer würde nicht freudig einstimmen in diesen Ruf, der zugleich beweist, daß unsere deutsche Literatur eine über alle politischen Configurationen hinübergreifende Einheit bildet? Der Dichter des „Wüstenritt" hat unserer Lyrik einen kosmopolitischen Horizont eröffnet, nicht blos neue Perspectiven, sondern auch neue Formen geschaffen — reichere Formen, fähig den weltweiten Inhalt des modernen Lebens in sich aufzunehmen; er verstand, ohne gegen Lessing's „Laokoon" zu verstoßen, lebendig und glühend zu schildern, und erreichte eine Höhe der Anschaulichkeit, durch welche viele seiner Gedichte unserer Nationalliteratur für immer als unverwelkliche Zierden angehören. Seine Muse war exotisch, doch seine Gesinnung deutsch. Darum — eine Nationalbelohnung für Ferdinand Freiligrath!

Der erste von Barmen ausgehende Aufruf für den Dichter lautet: „An die deutsche Nation. Für Ferdinand Freiligrath, für den edeln Dichter eines großen Volks, ertönt unser Ruf. Sein Name ist bekannt, so weit die deutsche Zunge klingt, denn seine Lieder leben im Herzen unsers Volks. Sein Lebenslauf ist kein froher und sorgenfreier gewesen. Nach den Jahren der Bewegung, die auch ihn aus dem Stilleben herausrissen, die seinen regen Geist mächtig erfaßten, war er gezwungen, das Brot der Verbannung zu essen. Ein bitteres Los für einen deutschen Dichter! Auf englischem Boden gelandet, belastet mit der Sorge um eine zahlreiche Familie, begann sein Kampf um die Existenz. Er hat ihn tapfer durchgeführt. Indem er sich seinem Berufe, seinen Pflichten gegen Weib und Kind ausschließlich widmen mußte, lehnte er seine Leier an die Seite, und nur selten noch entlockte er ihr Töne, die dann aber hinüberklangen über den Kanal und Widerhall fanden im deutschen Lande. So hat er die Herzen unserer Jugend entflammt, so hat er in unser aller Brust zu erhalten gewußt die Frische und Begeisterung für das Gute, Edle und Schöne, ohne welche der Genius unsers Volks das hohe Ziel der Größe unsers Vaterlandes, welches heute nicht allein mehr in unsern Hoffnungen lebt, niemals erreichen würde. Das Ziel, nach dem er unter angestrengter Arbeit strebte, hat er nicht erreicht. Nach fast zwanzigjährigen Mühen und Sorgen auf fremder Erde, am Abend seines Lebens stehend,

schaut er in eine ungewisse, unsichere Zukunft. Da wenden wir uns an die deutsche Nation. Ihre Pflicht ist es, dem ergrauten Dichter die Lebenssorgen zu erleichtern und ihm dadurch den Dank und die Anerkennung seines Vaterlandes darzubringen. Wie oft ist unserm Volke vorgeworfen worden, daß es die Todten zu feiern, den Lebenden nicht zu huldigen weiß. Die eigenen Worte Freiligrath's rufen wir ihm zu:

O lieb', solang' du lieben kannst!
O lieb', solang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

„Es sei ein Weck- und Mahnruf!

„Die Unterzeichneten, persönliche Freunde des Dichters aus dem Wupperthal, in welchem er einige Jahre seines Lebens verbrachte, sind zunächst zusammengetreten, um die Initiative zu einem Nationalgeschenke für Freiligrath zu ergreifen. Sie fordern die Freunde und Verehrer des Dichters auf, in allen Städten Specialcomités zu gleichem Zwecke zu bilden, oder sich dem hiesigen Comité anzuschließen. Zugleich ersuchen wir alle Zeitungsredactionen um gütigen Abdruck dieses Aufrufs und um Entgegennahme von Beiträgen. Wir hoffen somit in den Stand gesetzt zu werden, dem verdienten Manne zu seinem Geburtstage im Sommer oder spätestens zu Weihnachten einen ansehnlichen Fonds übergeben zu können — im Auftrage der Geber und im Namen des deutschen Volks. Barmen, im April 1867. F. A. Boelling. Ludwig Elbers. Ernst von Eynern. Reinh. Neuhaus. Emil Rittershaus. Ed. Schink. Karl Siebel."

Der Aufruf war begleitet von einem Gedicht von Emil Rittershaus, dessen Muse neuerdings stets mit der Sammelbüchse erscheint, doch nicht um mit den Hellern der Wohlthätigkeit zu klimpern, sondern um für edle Zwecke zu wirken. Wir sahen sie das letzte mal als Diakonissin mit dem Johanniterkreuz — diesmal erscheint sie als lautrufender Ruhmesherold. Sie mahnt das deutsche Vaterland, den deutschen Dichter an seinen Busen zu ziehen:

Er blieb dir treu in jeglichem Gedanken,
Dir schlägt sein Herz, wie es dir immer schlug.
O, hol' ihn heim! Noch wachsen Rebenranken
Und Saaten in dem deutschen Land genug.
Ruf' ihn zurück, der lang an Babels Bächen
In stummem Leid gerungen und geschafft!
Ruf' ihn zurück, eh' ihm die Jahre brechen
Die ungebeugte, frische Manneskraft!

Er hat gebaut dir hohe Liederdome,
Sein ganzes Leben galt dir einzig nur!
O, ruf' ihn heim vom gelben Themsestrome,
Bau' ihm ein Hüttchen auf der deutschen Flur.
Gib endlich Ruh' dem alten Ruhelosen!
Nicht sei sein Grab dereinst an fremdem Strand.
O, flecht' zum Lorber nun des Glückes Rosen
Ums Haupt des Dichters, deutsches Vaterland!

Bereits hat der Aufruf nach den verschiedensten Seiten hin ein erfreuliches Echo gefunden. In Wien hat sich der Journalistenverein „Concordia" mit einer warmen Anerkennung von Freiligrath's dichterischen und patriotischen Verdiensten an die Spitze der Unternehmung gestellt. In Berlin hat Karl Frenzel in dem Verein „Presse" die Sache in Anregung gebracht. Er schlägt vor, ein großartiges Volksfest zu veranstalten, dessen Einnahme dieser Ehrengabe zugeführt werden soll. Der Friedrich-Werdersche Bezirksverein hat bereits eine Commission gewählt für eine dem Dichter Freiligrath zu überreichende Ehrengabe und die Bezirksgenossen zu freiwilligen Beiträgen aufgefordert. Diese Commission wird mit den Delegirten anderer Bezirksvereine über den Frenzel'schen Vorschlag in nähere Berathung treten. Wir hoffen, die Nationalbelohnung für Freiligrath wird die Nationalbelohnung für Lamartine beschämen!

Eine „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts".

Im Anschluß an drei bereits begonnene Verlagsunternehmungen der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig: „Deutsche Classiker des Mittelalters", herausgegeben von Franz Pfeiffer; „Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts", herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann, und „Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts", von denselben Herausgebern will dieselbe Verlagsbuchhandlung nächstens unter dem obenstehenden Titel eine Bibliothek der neuern deutschen Nationalliteratur beginnen, um in solcher Weise das gesammte Feld unserer Literatur zu umfassen. Sie will in diese Bibliothek alles aufnehmen, was durch entschiedene Bedeutung in dem Entwickelungsgange des deutschen Schriftthums eine hervorragende Stelle einnimmt, zugleich aber auch seines bleibenden Werths wegen auf die Theilnahme der Gegenwart rechnen kann. Nach dem Programm werden von Haller, Hagedorn, Gleim, Gellert, Uz bis zu Chamisso und Platen, Heine und Börne die bekanntesten Dichter und Schriftsteller Berücksichtigung finden, und zwar mit ihren Hauptwerken, für deren geschmackvolle Auswahl namhafte Herausgeber, die außerdem Einleitungen und wo nöthig erläuternde Anmerkungen dazu geben, Sorge tragen werden.

Wir haben es hier mit Autoren zu thun, mit denen sich unsere Gegenwart noch in einem meist ununterbrochenen Zusammenhang fühlt. Auch erwirbt sich diese Nationalbibliothek unleugbare Verdienste, neben und gegenüber den Literaturgeschichten und Anthologien. Unsere außerordentlich verbreiteten Literaturgeschichten haben einen großen Fehler; sie machen unsere Literatur zu einem großen Père Lachaise mit zahlreichen, oft sehr schönen Monumenten und Grabsteinen und lesenswerthen, bezeichnenden Inschriften. Doch man liest diese Inschriften und begnügt sich damit; nur selten liest man die Bücher der hier verewigten Todten. Man weiß ja genug aus den Epitaphen; man kennt sie, als hätte man sie von Angesicht gesehen. Die Anthologien dagegen geben uns kein Gesammtbild, nur einzelne fliegende Blätter der Dichtung, die höchstens für ein Album genügen. Die Nationalbibliothek wird vor beiden den einen großen Vorzug voraushaben: sie wird bewirken, daß unsere Dichter wieder gelesen werden. Denn wer behaupten wollte, daß dies der Fall sei, nicht blos bei Gleim und Hagedorn, sondern selbst bei Klopstock und Wieland, der würde sich einer auffallenden Ueberschätzung unsers literarhistorischen Eifers schuldig machen. Gibt es doch namhafte Dichter der Gegenwart, die gleichsam schon in der Wiege ihren Stern unter dem Mantel tragen und ein selten gelüftetes, unfreiwilliges Incognito bewahren, die man nur dem Namen nach kennt. Die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur" wird ihr Scherflein beitragen zu dem empfehlenswerthen Zweck, daß das deutsche Volk seine Dichter nicht blos feiert, sondern auch liest.

Bibliographie.

Illustrirter Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung von 1867. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. Hoch 4. 20 Ngr.

Kübel, R., Das alttestamentliche Gesetz und seine Urkunde. Ein Beitrag zum Verständniß seiner Stellung und Bedeutung in der Entwicklung der göttlichen Offenbarung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 10 Ngr.

Kelff, F., Ueber die Hegelsche Dialektik. Tübingen. 1866. Gr. 4. 12 Ngr.

Rodenberg, J., Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung. Mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. B. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schneider, L., Unsterblichkeitslehre des Aristoteles. Passau, Elsässer u. Waldbauer. Gr. 8. 18 Ngr.

Schopenhaue, A., Ueber den Willen in der Natur. Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von J. Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von

Chamillo, Gneisenau, Haugwitz, A. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.,

nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von

Varnhagen von Ense.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Vorliegende neue Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense vervollständigt in vielen Beziehungen das Bild der Persönlichkeiten, die in diesen brieflichen Mittheilungen ihr innerstes Wesen enthüllen. Wilhelm von Humboldt tritt zum ersten male als Jüngling in Freundschaftsbriefen an Henriette Herz vor den Leserkreis; Chamisso in inniger Beziehung zu einer Französin, Ceres Duvernay; Prinz Louis Ferdinand und seine Geliebte Pauline Wiesel von gegenseitiger Leidenschaft ergriffen. Bisher ungedruckte Briefe von Rahel, Ludwig Tieck, Stägemann, Staatsminister von Beyme, Feldmarschall Gneisenau, Staatsminister Haugwitz, dem räthselhaften Grafen von Saint-Germain, Friedrich Rückert u. a. schließen sich an. Varnhagen's eigene Aufzeichnungen werfen die pikantesten Streiflichter auf die vorgeführten Personen und Zustände.

Guizot's Memoiren vollständig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.

Par **M. Guizot.**

Édition autorisée pour l'étranger.

8 Bände. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit dem soeben erschienenen achten Band liegen die Memoiren des berühmten Staatsmannes vollständig vor. In diesem Band behandelt der Verfasser die parlamentarischen Kämpfe in den Jahren 1840—48 bis zum Ausbruch der Revolution und gibt vielfache Enthüllungen aus der innern Entwickelungsgeschichte jener wichtigen Epoche; ebenso liefert er interesssante Beiträge zur Geschichte Italiens, Spaniens und der Schweiz.

Guizot's Memoiren sind von der Kritik einstimmig als eine der werthvollsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit anerkannt worden, und werden nach ihrem gegenwärtigen Abschluss gewiss noch zahlreiche neue Leser finden.

Verlag von Fr. Frommann in Jena.

Allerlei

Geschichten aus Tirol

von

Adolf Pichler.

21½ Bogen. 8. Preis 1½ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Romane

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar.

Wohlfeile Ausgabe.

44 Bände. 8. Geh. Preis jedes Bandes 10 Ngr.

Inhalt:

1.—3.	Band.	**Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke.** Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zweite Auflage. Drei Theile.
4.—6.	„	**Kleinere Erzählungen.** Drei Theile.
7.	„	**Die Ehe.** Eine Erzählung.
8.	„	**Die Schutzlosen.** Eine Erzählung.
9.—11.	„	**Schuld und Unschuld.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
12.—14.	„	**Zwei Familienmütter.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
15.—17.	„	**Blätter aus dem Frauenleben.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
18.—20.	„	**Die Kinder der Arbeit.** Eine Erzählung. Drei Theile.
21.—23.	„	**Wilhelm Stjernkrona.** Oder: **Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal?** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
24.—25.	„	**Die Frau eines eiteln Mannes.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
26.—27.	„	**Die Witwe und ihre Kinder.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
28.—29.	„	**Ein Opfer der Rache.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
30.—31.	„	**Die Emancipationswuth.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
32.—34.	„	**Die Arbeit adelt.** Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zweite Auflage. Drei Theile.
35.	„	**Mathilde** oder **Ein gefallsüchtiges Weib.** Eine Erzählung. Zweite Auflage.
36.—39.	„	**Der Rechte.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Vier Theile.
40.—41.	„	**Die Leidenschaften.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
42.—44.	„	**Gold und Name.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.

Um die beliebten Romane der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwartz, welche wegen der darin enthaltenen edeln Darstellungen des häuslichen Lebens und der vorwaltenden sittlichen Tendenz die allgemeinste Verbreitung in deutschen Familien verdienen, dem Privatbesitz zugänglicher zu machen, wurde diese wohlfeile Gesammtausgabe derselben zum Preise von nur 10 Ngr. für den mit großer Schrift gedruckten Octavband veranstaltet. Dieselbe ist nun abgeschlossen und kann vollständig oder auch in einzelnen Bänden durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 23. Mai 1867.

Inhalt: Pariser Skizzen. Von Rudolf Gottschall. — Neue Romane. — Chile und Westargentinien. Von Wilhelm Bentheim. (Beschluß.) — Kriegsgeschichtliches. Von Karl Gustav von Berneck. — Feuilleton. (Pariser Wegweiser; Literarische Notizen; Der erfurter Teppich mit Bildern aus der Geschichte Tristan's und Isolde's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Pariser Skizzen.

Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung. Von Julius Rodenberg. Mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. B. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Weltstadt Paris bleibt immer, welche politische Conjuncturen auch über ihr schweben mögen, die Circe der modernen Welt, deren Lockungen sich schwer widerstehen läßt, und zugleich die Sphinx, welche ihr immer neue Räthsel aufgibt. Mit ihren Moden und mit ihren Meinungen beherrscht sie den Erdkreis. Meinungen sind die Moden des Denkens — und wie rasch wechselt Paris gerade damit! Es ist noch immer nicht entschieden, wie sich die Moden und die Meinungen bilden und in welchem Atelier sie zuerst verfaßt werden. Doch man kennt die Modedamen, welche zuerst eine neue Mode zur Schau tragen und in Schwang bringen, nicht ohne dafür den Profit des feinsten Gratishuts und der pomphaftesten Gratisrobe zu genießen — und ebenso kennt man die Männer der Feder, welche zuerst eine Meinung zur Schau tragen und in Schwang bringen, ebenfalls nicht ohne nachweisbaren Profit, bestehe er auch nur in dem erhöhten Absatz ihrer Zeitungen! Eine solche Modedame der Presse ist gegenwärtig Emile Girardin! Nachdem er lange das weiße Friedensgewand getragen, kehrt er es plötzlich um und das blutrothe Futter kommt ans Licht, und statt der Palme trägt er die Kriegsposaune in der Hand!

Moden und Meinungen — Paris weiß sich die Initiative zu wahren: die politischen Revolutionen sind verstummt — dafür wirkt die Weltstadt auf die gesellschaftlichen Sitten Europas. Und während sie den größten Friedenspalast, die eiserne Rotunde des Champs du Mars baut, während sie an Friedenshymnen Preise ertheilte, sang ein großer Theil der Presse Hymnen des Kriegs. Mit Spannung blickt Europa stets auf diese geheimnißvolle Sphinx mit dem buhlerischen Lächeln und den zerfleischenden Tatzen.

Das pariser „Skizzenbuch" von Rodenberg sollte den friedlichen Besuchern der Weltstadt ein willkommener Wegweiser sein und wird seine Mission um so mehr erfüllen, nachdem der Fremde wieder gesichert ist. Das Buch ist kein blos praktischer Fremdenführer mit einer Fülle trockener Angaben und Notizen und in systematischer und erschöpfender Weise abgefaßt; es ist aber ebenso wenig ein aus einer Mosaik von Feuilletons bunt und willkürlich zusammengesetztes Sammelwerk. Die Behandlung ist zwar durchweg lebendig und anregend, aber keineswegs blos ein feuilletonistisches Nippen an den Blüten des Esprit. Das Stoffliche ist von gleicher Wichtigkeit wie die Darstellungsweise. Das Werk ist durchweg inhaltreich, nur daß die trockene Thatsache stets in irgendeine Beleuchtung gerückt ist, welche ihr eine höhere als die topographische oder statistische Bedeutung sichert. Dies ist keine müßige Vergeistigung des Stoffs — derartige Anregungen eröffnen erst das rechte Verständniß für die Anschauungen, die eine fremde Weltstadt uns bietet. Wir sprechen nicht einmal von jenem Theil des Publikums, welcher sich gern „vordenken" läßt, weil er dies nicht aus eigenen Mitteln bestreiten kann oder zu träge ist, es zu thun; auch diejenigen, die an Selbstdenken gewöhnt sind, bedürfen oft des Anstoßes durch eine Parallele, durch einen Hinweis, durch eine Gedankencombination, die sie dann selbst in reichem Maße fruchtbar machen; sie bedürfen des ersten „Schlags", der dann „tausend Verbindungen" schlägt. Ein Skizzenbuch aus Paris kann natürlich nicht erschöpfend sein; doch bei einigermaßen geschickter Gruppirung kann es den ganzen Kreis des pariser Lebens beschreiben, wenn es auch hier und dort rascher forteilt und an andern Punkten länger verweilt. In der That schildert uns das Buch von Rodenberg das ganze Farbenprisma, in welchem sich der Strahl des nationalen Lebens im Mittelpunkt der Hauptstadt bricht: bildende Kunst, Theater, Oper und Presse, die Bälle, die Börsenmänner und die Blusenmänner, das Paris der Armen und Elenden, die Damen der Halle und ihre Gevattern, selbst das unterirdische Paris und die Todten. Bei aller Reichhaltigkeit des vorgeführten Stoffs läßt die Unerschöpflichkeit des wirklich vorhandenen doch immer noch einige fromme

Wünsche übrig. So vermissen wir eine Darstellung des „neuen Paris" im Zusammenhang, so viele Streiflichter auch der erste Artikel von Rodenberg auf dasselbe wirft; man begreift das Weltwunder der neuen, aus der alten heraus- und in sie hineingebauten Weltstadt nur, wenn man mit topographischer Genauigkeit den endlos hingestreckten Linien der neuen Straßenfluchten folgt und die Pracht- und Riesenbauten des second empire nebeneinander aus der Erde wachsen sieht. Das Buch ist nicht blos für pariser Reisende bestimmt; man soll es auch mit Nutzen am häuslichen Herd in Deutschland lesen, und es verdient in der That als eine pikante und lehrreiche Lectüre allen empfohlen zu werden, welche sich für Paris und für französische Zustände interessiren. Und wer interessirte sich nicht dafür? Paris versteht es ja, sich immer von neuem interessant zu machen.

Rodenberg hat drei Artikel allein unterzeichnet: „Die vierundzwanzig Stunden von Paris", „Das unterirdische Paris und die Todten" und „Der Winter in Paris". Er bewährt jene außerordentlich lebendige Darstellungsweise, die wir schon aus seinen londoner Skizzen und Romanen kennen. Sein Stil hat etwas von einer Elektrisirmaschine; etwas Funkensprühendes und Treffendes. Bild auf Bild entrollt er mit einer funkelnden Geschwindigkeit; es blitzt nur so von Parallelen, von geschichtlichen Rückblicken und Fernblicken, von Anspielungen und Bezüglichkeiten, von warmen dichterischen Reflexen und frappanten malerischen Linien. Der um die Uhr wandelnde Zeiger theilt ihm im ersten Artikel seinen Stoff in den Rahmen der Stunden; wir sehen das pariser Leben sich von einem Morgen zum andern in seinem ganzen Tageslauf vor uns entfalten. Die Kunst der Darstellung muß sich darin zeigen, daß für jede Tageszeit diejenige Gegend von Paris ins Auge gefaßt wird, in welcher dann das pariser Leben seine am meisten charakteristischen Seiten entfaltet. So erhalten wir nicht eine Folge loser Genrebilder, sondern zugleich ein möglichst vollständiges Gesammtbild der Stadt. Der Ausgangspunkt der Schilderung ist das berühmte Grand-Hôtel des Boulevard des Capucins:

Neun Uhr morgens. Wir treten aus einer von den drei hohen Pforten des Grand-Hôtel. Was ist das Grand-Hôtel? Ein Palast, in welchem (zumal seit der letzten Reduction) die Könige von Europa Platz hätten; eine Welt im Kleinen, ein Gasthof mit 700 Zimmern, 60 Kellnern, 30 Köchen, 25 Wäscherinnen und einem Heer von Pförtnern, Grooms, Stubenmädchen, Hausknechten. Ein Gasthof — was sag' ich? Eine Stadt, in die Höhe gebaut, anstatt in die Breite; keine ganz kleine Stadt, denn sie zählt durchschnittlich — 1200 Einwohner. Diese Stadt hat ein Telegraphenbureau, eine pneumatische Eisenbahn und ein Postamt; sie hat ihr eigenes Café, ihren eigenen Cigarrenladen, ihren eigenen Optikus und Friseursalon, ihr eigenes Schneideratelier, in welchem auch, wie der gütige Inhaber uns sofort nach der Ankunft zu wissen gibt, „Staatsuniformen gestickt werden"; sie hat ihre eigene Buchhandlung und — großer Gott, was hat sie nicht? — sie hat ihre eigene Zeitung: „La Gazette des Etrangers", geschrieben und gedruckt im Hotel und redigirt von jenem famösen Henri de Pène, berühmt als Schriftsteller, berühmter als Duellant. Doch fürchtet euch darum nicht vor seiner Zeitung: sie ist sehr witzig, sehr amüsant, und wird euch an jedem Morgen, noch feucht von der Presse, gratis durch die Stubenthür gesteckt. Die Stadt, in welcher alle diese Wunderdinge geschehen, hat fünf Stockwerke, jedes Stockwerk hat drei Quartiere (Quartier de Scribe, Quartier du Boulevard, Quartier de l'Opéra) und alles zusammen 15 Straßen, an deren Ecken Blechschilde die Namen und Nummern angeben, wie in jeder andern Stadt. Aber welch ideale Straßen sind dies! Mit Teppichen belegt, mit Spiegelwänden decorirt, behaglich erwärmt im Winter, angenehm schattig im Sommer, voll Unterhaltung am Tage, voll Licht, wie ein Ballsaal, die ganze Nacht. Nun denkt ihr wol: wie groß wird der Lärm sein, den die 1200 Menschen in den 15 Straßen machen! Aber das ist es genau, was sie nicht thun. Denn nun kommt von allen Wundern das größte: die Ruhe. Kein Hausknecht oder Koffer, groß und schwer und bepackt wie die Arche Noah, poltert über die Stiegen; kein Kellner ruft und läuft, kein Mensch geht in diesem Hotel: geräuschlos fährt alles durch himmelhohe Versenkungen auf und nieder, aus den unterirdischen Küchen und Kellern bis ans Dach, aus einem Stockwerk ins andere. Der elektrische Telegraph thut den Rest — und, ihr wißt es ja: der Rest ist Schweigen! Säle, von der Pracht eines Fürstenschlosses, öffnen sich vor den erstaunten Blicken, mit persischen Teppichen und Plafondmalereien, mit Sammt und Gold, mit Marmor und Mahagoni; ein unübersehbarer Luxus von Zeitungen bedeckt die Tische; die Sprachen aller Nationen werden geredet, aber leise, kaum hörbar, damit einer den andern nicht störe; das Gemurmel der ganzen Welt ist um euch, wie das Rauschen der Meereswoge, wenn sie an den Strand schlägt; vor euch, in der Cour de l'honneur unter glasgedeckter Halle, vor breiten Sandsteinstufen, die mit hohen Oleandern besetzt sind, rollen stattliche Carrossen ab und an; hinter euch, in einem zweiten Saale, bauen sich auf endlosen Tafeln, mit dem feinsten Leinen behängt, mit dem kostbarsten Porzellan bedeckt, schwere Silberaufsätze für das Diner auf.

An diese Schilderung reiht sich ein Seitenblick auf das kleine Lesecabinet der Passage de l'Opéra, das wol jedem deutschen Weltfahrer als eine freundliche Ruhestation auf seinen Wanderungen durch die Weltstadt bekannt ist! Hier kann er sich bei der Lektüre deutscher Zeitungen in ein deutsches Café zurückträumen — so oft ihm nämlich das Ministerium des Innern diesen Genuß verstattet. Während die englischen Zeitungen, die bekanntlich kein Blatt vor den Mund nehmen, mit der größten Regelmäßigkeit ankommen und ausliegen, werden die deutschen fortwährend confiscirt; ja bei einigen, wie bei der „Kölnischen", der man doch keinen Haß gegen den Napoleonismus vorwerfen kann, erklärt sich dieser „confiscible" Zustand oft wochenlang in Permanenz. Die Besucher des Lesecabinets, von denen einige durch Privatconnexionen bei den Gesandtschaften vollständige Exemplare der einen oder der andern Zeitung erhalten, haben tiefgehende Studien angestellt, um das geheimnißvolle Gesetz dieser Störungen zu ergründen. Doch vergebens! Die Kepler und Newton der journalistischen Sternwarte kamen zuletzt zu dem Resultat, daß diese gar nicht über den Horizont aufsteigenden Sterne durch ein Attractionscentrum zurückgehalten würden, das sich jeder wissenschaftlichen Berechnung entziehe. Man kann nur vermuthen, daß irgendein Beamter des Ministeriums in Makulatur speculire und dabei besonders die durch ihr Format und ihre Masse respectabeln Blätter wie die „Kölnische Zeitung" begünstige.

An das „neue Paris" knüpft Rodenberg folgende Betrachtungen:

Paris brauchte 1850 Jahre, um die erste Million zu überschreiten: es brauchte nur noch die folgenden 16, um die zweite zu erreichen. Das ist die Kritik der jüngsten Geschichte von Paris. Wenn man die Neubauten in eine gerade Linie stellen könnte, so würden sie die Länge von 15 deutschen Meilen ergeben. Diese Riesenlinie würde sich zusammensetzen aus 200 neuen Boulevards und Straßen, 8 neuen Kirchen, 80 neuen Schulen, 12 neuen Brücken, den Centralhallen, dem neuen Tempel, 4 neuen Schlachthäusern, 22 neuen Squares und 3 neuen Parks mit 50000 neuen Bäumen: das, meine Herrschaften, ist das neue Paris! Ich erinnere mich aus London eines alten jüdischen Männleins, das schlug in die Hände und wunderte sich immer aufs neue und rief jedesmal, so oft es über die große Brücke ging und die großen Schiffe, die großen Häuser und die großen Straßen sah: „Gott soll uns bewahren, was mag dies London wol gekostet haben!" Für London wäre dies schwer zu sagen, denn in London gibt es keinen Seinepräfecten. Hier in Paris aber weiß man ganz genau, was Paris, nämlich das neue, gekostet hat: anderthalbtausend Millionen Francs in 15 Jahren! Niedergerissen wurden 16515 Häuser, dafür entstanden aber 20311 neue — die meisten davon große, pompöse Gebäude mit reichen Façaden und Altanen, mit steinernen Treppen und Stuck an den Wänden, mit hohen Salons und koketten Boudoirs, mit Marmor und Bronze in vielen, mit Wasser und Gas in allen; fünf Stock hoch, und „au cinquième" nicht selten noch von Grafen und Gräfinnen bewohnt. Die Großartigkeit dieser Schöpfungen ist es, welche den Tadel verstummen macht.

Unserm Autor ist bei den Streiflichtern, die er auf einzelne neue Straßen wirft, indeß ein Irrthum passirt. Er nennt die Rue de Lafayette „jene breite stundenlange Straße, welche schnurgerade von der Place de la Trône, dem Kernpunkt der äußern Boulevards, bis mitten in das Herz der innern Boulevards läuft, alle Hindernisse vor sich niederwerfend, mit einer Kaserne beginnend, an der neuen Oper mündend". Nun beginnt aber die Rue de Lafayette, wie wir aus eigenem Augenschein wissen, da wir dieselbe in topographischem Eifer von Anfang bis zu Ende durchmessen haben, keineswegs an der Place de la Trône, sondern in la Villette, nicht weit von der Butte du Chaumont, von wo aus man nur über die äußern Boulevards mit einer vollkommenen Schwenkung und nach einem halbstündigen Spaziergang an die Place de la Trône gelangen kann.

Sehr ansprechend schildert Rodenberg die diplomatische Idylle des Quai d'Orsay und der Rue de Lille, das Hotel des Ministeriums des Auswärtigen, das Palais der Ehrenlegion, das preußische und österreichische Gesandtschaftshotel. So führt er uns weiter Stunde für Stunde, in das Palais Bourbon zu den Deputirten, in die Hallen des Justizpalastes, in die Börse, in die Elyseischen Felder und auf das Marsfeld, macht uns mit der kleinen Presse bekannt und zeigt uns einen Sonnenuntergang, während er oben auf dem Thurm St.-Jacques la Boucherie das Panorama von Paris unter sich ausgebreitet sieht. Wir diniren dann mit ihm bei den trois frères Provençaux im Palais-Royal, wandern über die schimmernden Boulevards, nachtwandeln mit dem Club der Nachtwandler, von dem wir eine pikante Schilderung erhalten, und begrüßen noch in früher Morgenstunde die erleuchteten Fenster des Jockeyclubs.

Eine andere Wanderung treten wir im Schlußkapitel des Werks: „Das unterirdische Paris und die Todten", an der Hand des Herausgebers an. Zwar das neue unterirdische Paris mit seinen Straßen und Hausnummern und seinen Bewohnern wird uns nur mit flüchtigen Streiflichtern beleuchtet. Desto eingehender verweilt Rodenberg bei der Todtenstadt von Paris, die Wanderung über die Kirchhöfe ist zugleich eine Wanderung durch die Geschichte Frankreichs. Der Südfriedhof, Cimetière du Montparnasse, ist der jüngste und am besten gepflegte von den drei Kirchhöfen, er macht den Eindruck eines Gartens, in welchem die schönen Blumen und die Bäume, die Cypressen, die Linden und Trauerweiden, fast die Gräber verdecken. Desto lärmender ist die Nachbarschaft. Neben diesem Friedhofe läuft die Rue de la Gaîté hin, die Straße der Lustigkeit, in der die meisten Kneipen sind und auch bei Tag und Nacht die meisten Betrunkenen.

Hier ist das Cabaret de Richelieu und der beiden Edmonds; das Café der tausend Säulen und der wahren Freunde, und hier ist vor allem jenes berühmte Speiselocal „Californien", wo in einem langen, niedrigen und räucherigen „Saal" täglich 5000 Portionen gegessen werden. Die Gäste, die man dort antrifft, sind Bettler, Diebe, Lumpensammler, Arbeiter, Soldaten, Marktleute; diese haben Sitzplätze und bezahlen. Aber es gibt auch Kunden, die auf der Erde kriechen und nicht bezahlen, die, zwischen den Beinen jener, den Abfall sammeln und dasjenige, was sie nicht selbst davon verzehren, an die Barrièren tragen und ihren noch hungerigern Kameraden — verkaufen! Das Wörterbuch von „Californien" ist besonders reich an Ausdrücken, um zu sagen, daß jemand gestorben sei: „er hat seine Pfeife zerbrochen"; „er hat geklatscht"; „er ist geflohen"; „er hat den Geschmack des Brots verloren"; „er hat seine Zunge verschluckt"; „er hat sich in Bretter gekleidet"; „er ist fortgeschlüpft"; „er hat den Ball von der Bande abgespielt" (aus dem Billardspiel entnommene Metapher); „er hat seine Seele ausgespien".

Wir sehen, die Cabarets finden sich mit der Nachbarschaft des Kirchhofs so gut ab, wie nur irgend möglich, indem sie ihren Jargon auf denselben übertragen.

Interessant ist weiterhin die Schilderung der Morgue und des Père Lachaise. Für den dritten großen Friedhof des Montmartre plaidirt nur die eine Platte, die in einem Seitenweg unter hohen vereinzelten Bäumen liegt, mit zwei, drei trockenen Kränzen und der Inschrift: „Henri Heine."

Das Kapitel: „Die Börsenmänner und die Blusenmänner", schildert uns in sprechendem Contrast den Agent de Change aus dem säulengetragenen Tempel der Place de la Bourse und den Arbeiter des Faubourg St.-Antoine. Die Agents de Change sind ein käufliches Amt, wie beinahe alle Aemter unter der alten Monarchie waren und wie es heute noch die Notare, die Anwälte, die Gerichtsboten, die Auctionsvollstrecker sind. Der Gesammtbegriff für die Institution der Agents de Change ist das „Parquet", abgeleitet von ihrem Sitzungslocal. Die „Coulisse" ist der illegitime Halbbruder des Parquet. Ihre Blütezeit fällt in das letzte Jahrzehnt der Julidynastie, in das erste des Kaiserreichs. Die Coulisse versammelte

sich bei Tortoni. Als die Rente, die fremden Eisenbahnactien und der Crédit mobilier fielen, da begann die Verfolgung der Couliſſe von ſeiten der Agents de Change. Sie wurde von Tortoni vertrieben, die Hauptcouliſſiers ſelbſt vor Gericht geſtellt und zu Geldſtrafen verurtheilt. Gegenwärtig vegetirt die Couliſſe noch und treibt ihr Weſen vor der Paſſage de l'Opéra. In Betreff der Agents de Change erhalten wir folgende Mittheilungen:

Es gibt an der pariſer Börſe 60 Agents de Change, welche eine Corporation mit einem Ausſchuß von fünfen bilden, an deſſen Spitze der Syndikus ſteht. Früher galt als im ſtillen, wenn auch nicht ausdrücklich codificirte Praxis, daß alle Agents de Change ſolidariſch verpflichtet ſeien und dadurch dem Publikum große Sicherheit böten. Neuerer Zeit aber iſt das Inſtitut ſo wurmſtichig geworden, daß es für nöthig erachtete, die Theorie der Solidarität ausdrücklich zu dementiren. Vor 20 Jahren war die Stelle (charge) eines Agent de Change nach Umſtänden 3—500000 Francs werth; der Agent de Change war damals ein ſolider, vorſichtiger Mann, eine Art Reſpects- und Vertrauensperſon, ein Stück Notar und Kaſſenbeichtvater. Er bereicherte ſich zuverläſſig, aber allmählich und zog ſich nach 20—30 Jahren, mit Ehren und Schätzen beladen, zurück, ohne je etwas anderes als eine gedankenloſe, aber ſolide Vertrauensmaſchine geweſen zu ſein. In der Zeit jedoch, wo der Börſenſchwindel ſeiner Höhe zuſtrebte, veränderte ſich das alles. Die Chargen trugen jährlich ſo viel ein, daß der Kapitalwerth einer jeden von ihnen auf 2 Millionen ſtieg. Da nun kein einzelner das präſtiren konnte, ſo thaten ſich viele zuſammen, um eine Charge zu kaufen, und daraus, nachdem der „monde" ſelbſt in ſo und ſo viel Bruchtheile zergangen war, entſtand auch auf dieſem Gebiet die ſeitdem in allen Vaudevilles berühmt gewordene Figur des Viertelagenten, der in Wahrheit ſehr oft bis zum Achtelagenten herabatomiſirt wurde.

Dieſen Helden der Börſe wird nun der Arbeiter des Faubourg gegenübergeſtellt. „Es iſt die arbeitende Klaſſe", ſagt Eugène Pelletan, „welche lieſt und lauſcht; die Klaſſen, welche nichts zu thun haben, diniren und tanzen. Mittlerweile rückt der Zeiger auf der Uhr langſam vorwärts und eine neue Generation ſteigt herauf, deren Stirn mit einem Geheimniß gezeichnet iſt."

Der Arbeiter von Paris, der Proletarier iſt kein Mann roher Gewaltthätigkeit, und das Verbrechen hat weniger Macht über ihn als über irgendeinen ſeiner Brüder in andern großen Städten. Nicht ſeine Bildung im allgemeinen, aber ſein Selbſtgefühl iſt größer. Er trägt das Bewußtſein ſeiner Miſſion in der Bruſt. Er iſt ein ernſter, in ſich gekehrter Mann, der auf ſeine Stunde wartet und der ſeinen Charakter auf das Antlitz dieſes Faubourgs voll gedrängter Gaſſen und niedriger Häuſer (nil cupientium castra) geſchrieben hat, wie der blaſirte Finanzmann den ſeinigen an die vergoldeten Plafonds (aureum lacunar) der Champs Elyſées.

Ein vierter Aufſatz von Julius Rodenberg, in Gemeinſchaft mit William Reymond abgefaßt, ſchildert uns „Das Paris der Armen und Elenden", den Gamin, wie er ſich zum „Voyou" herausbildet, die Adminiſtration des Armenweſens (die Jahreseinnahme der General-Armenverwaltung beträgt 17,700000 Francs), die Hoſpize für Kinder und Greiſe, die 15 Hoſpitäler mit 7000 Betten. Ueber das neue Spital Hôtel-Dieu berichten die Zeitungen:

Das neue Spital Hôtel-Dieu, das auf der Seineinſel von Paris, der ſogenannten Cité, erbaut wird, bedeckt mit ſeinen Höfen einen Flächenraum von 22000 Quadratmetern. Es wird 716 Betten enthalten, die in 84 Sälen und Zimmern aufgeſtellt werden. Die Lüftung und Heizung wird durch eine Verbindung der beſten Methoden bewerkſtelligt. Die Heizung erfolgt zum Theil durch heißes Waſſer, zum Theil durch Waſſerdampf. Mit Ausnahme der Krankenſäle ſelbſt wird das ganze Gebäude mit Gas beleuchtet. Die Waſſerleitung und ein elektriſches Signalſyſtem gehen durch alle Theile der Anſtalt. Die Geſammtausgabe für das neue Hôtel-Dieu wird auf 21,400000 Francs veranſchlagt, nämlich 8,000000 für die Expropriation des Bodens, 12,400000 für den Bau und 1,000000 für die Einrichtung.

Man vergleiche damit, was noch Mercier in ſeinem „Tableau de Paris" ſagt:

Grauſame Barmherzigkeit, die unſerer Hoſpitäler! Der Arzt, der Chirurg werden bezahlt — zugegeben; die Medicin koſtet nichts: ich weiß es; aber man wird den Kranken in daſſelbe Bett legen mit einem Sterbenden, man wird ihm das Schauſpiel des Todes vor die Augen führen, während die Qualen des Schreckens ſchon ſeine Seele zerreißen; man wird ihn in eine mit fauligen Miasmen geſchwängerte Luft werfen ... Das Hôtel-Dieu! Und man wagt es ſo zu nennen!

Der Fortſchritt der Zeit auf dem Gebiete der Humanität iſt doch ein unverkennbarer!

Die Bettler und Lumpenſammler, die erſten illuſtrirt durch die Beſchreibung einer Bettlerhochzeit in der Kirche St.-Euſtache, die letztern durch einen Speiſezettel aus dem Quartier Mouffetard, die „Schutzengel", welche für ein Douceur die Betrunkenen nach Hauſe führen, die Cigarrenſtummel- und Brotrindenſammler, die Proletarier der Bohème, die geheime Polizei und die Diebsbanden, die Gefängniſſe von St.-Lazare und La Roquette — das ſind die zur Schau geſtellten, ſcharf beleuchteten Gruppen, welche uns der Aufſatz weiterhin vorführt.

In Gemeinſchaft mit Heinrich Ehrlich beleuchtet Rodenberg noch die muſikaliſchen Zuſtände von Paris, Opern, Concerte und Théréſa. Von der letztern wird uns ein pikantes Bild entworfen, nicht ohne dabei etwas die Pelette Beuillot's zu benutzen, von deſſen ehelicher Verbindung mit Théréſa Albéric Second in ſeiner Jahresſchau das „Paris-Magazine" phantaſirt. Intereſſant iſt die folgende Anekdote:

Eine gewiſſe tonangebende Fürſtin hatte die Phantaſie, Théréſa's Wohnung zu ſehen. Sie wählt eine Stunde, wo Théréſa im Café chantant iſt, läßt ſich durch die Wohnung führen und gibt der Dienerin einen Napoleondor. Tags darauf erſcheint Théréſa bei der Fürſtin und läßt ſich melden. Die Fürſtin nimmt den Beſuch natürlich nicht an. Théréſa bittet um die Erlaubniß, das Hotel ſehen zu dürfen, von deſſen Pracht ſie ſo viel gehört habe. Die Fürſtin ertheilt die Erlaubniß, und beim Abſchied gibt Théréſa dem Diener, der ſie geführt — vier Napoleondor! Empört ſchreibt die Fürſtin der Sängerin des Alcazar, wie ſie ſich unterſtehen dürfe, einem ihrer Domeſtiken ein ſolches Geldgeſchenk zu machen? In der höflichſten Weiſe erwidert Théréſa: „Madame, Sie haben, um meine Wohnung zu ſehen, die doch ſo beſchränkt iſt, einen Napoleon gegeben; ſollte ich mich's nicht vier Napoleons koſten laſſen, um die Ihre zu ſehen, die wenigſtens viermal ſo ſchön iſt?"

Sehr ſtoffreich und mit vollkommenſter Beherrſchung des vorgeführten Terrains iſt der Aufſatz von Arthur Levyſohn: „Die pariſer Journale: wer ſie macht und wer ſie lieſt", abgefaßt. Wer ſich über Hrn. Limeyrac und Hrn. Boniface, über die „Liberté" und das „Siècle",

über den „Constitutionnel", das „Pays" und die „Patrie" näher unterrichten will, der findet in diesem Artikel die richtigsten Daten, allerlei pikante faits divers und treffende Charakterskizzen der Preßgrößen. Sehr anziehend ist namentlich die Schilderung der petite presse; der Lebenslauf des „Petit-Journal", das sich vom 1. Februar 1862 an bisjetzt in aufsteigender Linie bewegt hat und gegenwärtig fast 300000 Abnehmer zählt, wird uns in anziehender Weise erzählt. Wir erhalten ein klares Bild von Polydore Millaud, ehemaligem Bankier und Speculanten, jetzigem Eigenthümer des „Petit-Journal", wohnhaft in einem Palast, Place St.-George, mit vergoldeten Gittern und vergoldetem Dach, Hauptmitarbeiter seines Blatts als Verfasser der genialen Annoncen und Placate, die in grobkörnigem Humbug das Unglaubliche leisten; dann von Timothée Trimm (Leo Lespès), unerreicht in der Kunst, nach dem Herzen des niedern französischen Volks klar und verständlich zu schreiben.

Ein anderer hätte sich bei diesem Metier schon längst aus- und abgeschrieben — Timothée ist heute noch derselbe, der er vor fünf Jahren gewesen. Und wie er im Leben noch immer, wie einst als Zuave, die grellen und brennenden Farben liebt, wie er sich von Anfang an bis auf den heutigen Tag durch seine Vorliebe für großcarrirte Westen und kolossale Busennadeln ausgezeichnet, so ist er auch auf seiner literarischen Domäne ganz der alte, gesundheitstrotzende, rothbäckige und doch sentimental-sammtpfotige Publicist geblieben, der es allmonatlich seinen Lesern ins Gedächtniß zurückruft, daß er nie im „Petit-Journal" jemand wissentlich zu nahe getreten. Sein Programm handelt natürlich de omnibus rebus et quibusdam aliis, und mit demselben heitern Ernst, mit dem er gestern die Bereitung der Limburgerkäse dem Verständniß seiner Bewunderer nahe geführt, mit derselben hüpfenden Feierlichkeit weiht er heute sie ein in die Geheimnisse der preußischen Heeresorganisation, fordert er sie morgen auf, sich bei der Subscription auf das Voltaire-Denkmal, Kopf für Kopf 50 Cent., zu betheiligen, wobei er es nie unterläßt, ihnen die Worte: Civilisation, Gleichheit, Brüderlichkeit und dergleichen mehr, wohlemballirt an den Kopf zu werfen — kurz, er ist „le grand propagateur des lumières", wie ihn Sarcey jüngst in einer seiner „Conférences" spöttisch, aber richtig bezeichnet hat.

Der dritte im Bunde des „Petit-Journal" ist der große Romancier Vicomte Ponson du Terrail:

Der Roman, wie er namentlich sich in dem nie endenden Lebensgange des berüchtigten Roccambole darstellt, war eine Aneinanderreihung des Undenkbarsten, was je das fieberude Gehirn eines phantastischen Romantikers ausgeheckt. Der Vicomte, der seine Leser zu packen und zu fesseln versteht wie keiner seiner Mitstrebenden, weiß genau, was er dem Straußenmagen derselben bieten muß, um ihn in angenehme Erregung zu versetzen, und so macht er denn, gleichzeitig mit beiden Händen schreibend, in allen möglichen und unmöglichen romantischen Verschlingungen, in nie dagewesenen Todesarten und Wiederbelebungsversuchen mit einer glücklichen Seelenruhe, die alltäglich gerade da abzubrechen versteht, wo „es" eben erst recht interessant zu werden anfängt. Zuerst „zog" der „Roccambole" nicht recht, und Monsieur Millaud — wir haben diese Nachricht aus erster Hand — schickte einen Abgesandten an den Vicomte mit dem Auftrag, er möge sich beeilen, seinen Roccambole abzuthun, das Publikum sei desselben müde. Gesagt, gethan: Roccambole war todt. Aber die Art, wie er starb, machte solch kolossale Sensation, daß die Haufen, die sich allabendlich um die Zeitungsstunde um das Verkaufsfenster des „Petit-Journal" auf dem Boulevard Montmartre (neben dem Aquarium des Bouillon-Duval) sammelten, mit gewaltiger Stimme schrien: „Roccambole! Roccambole!" Monsieur Millaud war in Verzweiflung; wieder ging ein Abgesandter an den Vicomte mit dem Auftrag: der Roman müsse fortgesetzt werden. „Aber wie? Der Held ist todt!" — „So lassen Sie ihn wieder aufleben!" Gesagt, gethan: der Held lebte wieder auf, am dritten Morgen erschien im „Petit-Journal": „Die Wiederauferstehung Roccambole's" (La résurrection du Roccambole). Das war die Zeit der höchsten Vogue für das „Kleine Journal".

Als Ergänzung zu dem Levysohn'schen Artikel kann der Aufsatz von Eugène Laur über das „pariser Feuilleton" gelten, Plaudereien über George Sand, Victor Hugo und andere namhafte Schriftsteller der Gegenwart. Levysohn selbst skizzirt uns noch die „Pariser Sommerbälle", den Ball Mabille, die Closerie des Lilas und die Tanzgärten des Montmartre, und zeigt sich mit den großen und kleinen „Cocottes" nicht minder vertraut wie mit der großen und kleinen Presse. Levysohn meint, daß diese Bälle den Stempel des echt Parisischen an sich tragen, „der uns aus der Ferne so tanhäuserlich anmuthet und der in der Nähe so viel von seinen eingebildeten Reizen verliert". Allerdings ist es diese Partie von Paris, die am meisten fernt; obgleich in der Nähe hier der pariser Genius sich gerade als die echte „Spottgeburt von Dreck und Feuer" zeigt.

Die „bildende Kunst in Paris" stellt Alfred Woltmann dar, compendiarisch, aber scharf und treffend. Er eifert gegen das neue Rococo des neuen Paris, wie es sich am neuen Louvre, in der neuen Oper, in der wüsten und zerfahrenen Architektur der Kirchen Ste.-Trinité und St.-Augustin ausprägt. Von der neuen französischen Malerei entwirft er eine kurze kunsthistorische Skizze, welche dem Hervorragenden durch treffende Charakteristik gerecht wird.

Die gelehrte Welt schildert uns Charles Marelle, die politischen Zustände H. B. Oppenheim mit Klarheit und Schärfe, ohne Uebertreibung.

Als zwei frische genrebildliche Skizzen erwähnen wir noch: „Der Winter in Paris" und „Die Damen der Halle und ihre Gevattern", von William Reymond und Rodenberg.

Es ist ein reicher Inhalt, der sich in dem Büchlein zusammendrängt. Die Mitarbeiter wollten nicht blos „geistreich" sein in Paris, nach Art der frühern Spaziergänger und Weltfahrer, die von Paris aus über alle Dinge der Welt schrieben, gleich als wäre diese Stadt ein Riesenteleskop, mit welchem man ganz neue Nebelflecke im Weltraum entdecke; sie wollten eine Fülle von Thatsachen zu ebenso gefälliger wie tiefeinschneidender Wirkung gruppiren. Dies ist ihnen in der That gelungen. Scheinbar springend folgt der Leser von Kapitel zu Kapitel der zwanglosen Führung. Dennoch baut sich ihm, hat er das Werk durchgelesen, ein sich ergänzendes Bild der ganzen Weltstadt in ihrem äußern, socialen und geistigen Leben auf. Jene Sprünge von Kapitel zu Kapitel erinnern an den Rösselsprung, der, hin- und herhüpfend, doch zuletzt alle Felder des Schachbrets berührt hat.

Rudolf Gottschall.

Neue Romane.

1. **Die Ehefabrikanten.** Komisch-socialer Roman von A. von Winterfeld. Vier Bände. (Siebzehnter bis zwanzigster Band des einundzwanzigsten Jahrgangs des „Album. Bibliothek deutscher Originalromane".) Leipzig, Günther. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Günther'sche Roman-Bibliothek, der wir schon manche schätzbare Beiträge zur Unterhaltungsliteratur verdanken, beschenkt das Lesepublikum — und die Literaturgeschichte dieses mal mit einem komisch-socialen Originalroman, einer Leistung, die wir um so mehr schätzen und um so dankbarer acceptiren, je seltener unsere Romanautoren sich auf das immerhin schwierige Feld originaler Komik wagen. Wir finden wol unter das Personal moderner Romane komische Figuren eingereiht, wol unter den Scenen einzelne von vorwiegend komischer Wirkung, aber einer der wichtigsten Elemente unserer Socialcultur, die Ehe und ihre „Fabrikation", in einem vierbändigen Werke rein komisch zu behandeln, war ein Unternehmen, das nur einem so gewandten, erfahrenen Schriftsteller, einem Mann von so viel Geist, Urtheil und feiner Beobachtungsgabe wie Winterfeld Aussicht auf glücklichen Erfolg versprechen konnte.

Wol kein schriftstellerisches Werk mislingt, selbst bei glücklicher Disposition und Anlage, späterhin leichter in der Durchführung als ein rein komisches und besonders der komische Roman. Der Lustspieldichter schafft stets, wenigstens soll er das, für die Darstellung auf den Bretern, und wir wissen, wie sehr es bei der Darstellung, bei der Realisirung der dramatischen Werke auf das Talent und den guten Willen des Schauspielers ankommt, wie Großes ein mimisches Genie aus einer scheinbar mager gehaltenen dramatischen Figur zu machen im Stande ist. Diesem ist das geschriebene Wort, das ihm der Autor bietet, gewissermaßen nur der Anhaltpunkt, nur das Samenkorn, nur der Impuls, und so haben wir oft gesehen, wie z. B. ein Seydelmann aus einem Worte eine ganze Scene zu machen im Stande war und uns alles sehen und erkennen ließ, was in dem komischen Romane mehr oder weniger Detailmalerei erfordert.

Und diese Detailmalerei ist es, die den komischen Roman so schwierig, wir möchten sagen, so undankbar macht, denn es bleibt bei der vorsichtigsten Anlage nicht aus, daß im Fortgange der Entwickelung Situationen behandelt werden müssen, die für die Komik ein spröder Stoff sind und die doch nur unter erheblichem Nachtheil für das Ganze übersprungen werden können. In dieser Hinsicht hat unser Autor Glück gehabt, und wir nennen deshalb sein Werk wenn auch kein Meisterstück ersten Ranges, doch aber eine durchaus gelungene Arbeit, eine Serie ineinandergreifender komischer Genrebilder, eine verdienstliche Satire auf die moderne Ehefabrikation, eine Satire, von der unsere Literarhistoriker unrecht hätten, in ihren Berichten nicht Notiz zu nehmen.

Das unbestreitbar Beste an Winterfeld's Buche ist das einleitende Kapitel: „Etwas über Frauen, Liebe und Ehe",

Paarweis sehn wir alle Dinge,
Paarweis selbst die Stäb' am Zaune —

und wir gestehen, daß wir dieses Kapitel nicht blos gern und wiederholt gelesen, sondern auch vorgelesen haben, besonders Ehecandidaten und angehenden Hagestolzen. Wie bedenklich wurden die einen und wie behaglich schmunzelten die andern im Gefühle geretteter Freiheit, wenn z. B. die vorwiegenden Erziehungsresultate unserer holden Sechzehnjährigen also geschildert werden:

Sie sprechen mit deutschem Accent ein bischen englisch und französisch oder vielmehr sie übersetzen so ihre Gedanken ziemlich wörtlich in eine dieser beiden Zungen; sie klimpern ein wenig auf dem Klaviere, singen sich zu eigenem Vergnügen und anderer Beängstigung ein dünnstimmig Liedchen; sie malen fromme Blumengesichter auf unschuldweißes Porzellan, drehen sich zierlich im Tanze, studiren mit tiefstem Verständniß und eisernem Fleiß die für sie so wichtigen Geheimnisse der Toilette und erlernen außerdem die Kunst der Liebenswürdigkeit, wobei sie leider nur zu oft die ursprüngliche Naturgabe der Liebenswerthheit für immer einbüßen. Die Frauen sind allerdings auch noch heutigentags die Repräsentantinnen und Bewahrerinnen reiner Liebe, feiner Sitte und holder Scham, aber der neue Zeitgeist und die socialen Verhältnisse haben diese alten schönen Eigenschaften übertüncht und übertünchen müssen mit Verflachung, äußerm Schein und einer gewissen, nothwendig gewordenen Komödianterei und Verstellungskunst, welche die Männer auf der einen Seite verlangen und auf der andern Seite streng tadeln. In einer Zeit, wo so viele falsche Edelsteine getragen werden, verliert der echte dadurch an Werth, daß man ihm seine Echtheit nicht glaubt, und aus Verstimmung darüber verwandelt er sich dann ebenfalls in einen unechten.

Man muß einräumen, daß es nicht wol möglich ist, sich mit mehr Hohn über die Ursachen weiblicher Unsitte auszusprechen. Aus „Verstimmung" sündigen die einen, aus „Neugierde" die andern, denn „Liebe ist Neugierde", wie ein frivoler Philosoph letzthin aufstellte, der im Irrgarten der Liebe ohne dauerndes Glück umhergetaumelt war und nun an dem schwachen Geschlechte seinen Verdruß nicht bitter genug auslassen konnte. Aus dem Korbe, den er erhalten, flocht er die Weiden, die ihn bildeten, zu einer Zuchtruthe für das ganze Geschlecht zusammen, und wurde zugleich unbarmherzig und ungerecht. Und diese auf unglückliche eigene Erfahrungen begründete Misstimmung ist gegenseitig und ruft auf beiden Seiten jenen Groll gegen Ehe und Eheglück wach, der wieder zu so mannichfachem Unheil als Ferment wirkt.

Weiter fragt unser Autor:

Und was ist aus den minnesingenden Rittern des Mittelalters geworden? Legationssecretäre, Lieutenants, Referendare mit und ohne drittes Examen, Landjunker und Bummler ohne eine bestimmte tiefere Bedeutung. Eine schwächliche, kurzsichtige, rheumatische, dünnhaarige und blasirte Jugend ist emporgewachsen aus dem dürren Boden der nüchtern berechnenden, modernen Zeit, eine egoistische Jugend, die nur sich selber lebt und zu dem schönen Geschlecht nur durch Leichtfertigkeit oder Speculation hingezogen wird.

Wir behaupten keineswegs, daß das alles neu ist, aber wir finden es gut und zutreffend gesagt. Wir theilen daher den Lesern d. Bl. noch einige pointirte Stellen mit:

Die staatlichen und socialen Gesetze, welche der Mann machte, haben den Frauen eine einzige Carrière übriggelassen, das in die Carrière der Ehe. Zu dieser Laufbahn wird die Frau

geboren und erzogen, zu dieser Laufbahn bildet sie sich selbst heran durch tiefgehende und umfassende Studien, und wenn sie reussiren will, braucht sie aufs nothwendigste die Eigenschaften, welche die raffinirte Blasirtheit der Männer gleichzeitig verlangt und verspottet: Eitelkeit, Putzsucht, Gefallsucht, Koketterie und Hang zu oberflächlichen Vergnügungen.

Man erkennt aus der Wiederholung dieser Anklage, die dem Verfasser vielleicht unbewußt entschlüpft ist, wie ernst er es mit derselben gemeint hat, und daß er eine Disputationsthesis aus ihr zu machen bereit ist. Wir halten es deshalb für unsere Schuldigkeit, ihm mit der Bemerkung entgegenzutreten, daß sein Satz für die Mehrzahl der großen Städte und leider für eine nicht geringe Anzahl von Erziehungsinstituten der weiblichen Jugend nicht unrichtig ist. Da wird das Mädchen allerdings zu dieser raffinirten modernen Tugend und bewußten Unschuld erzogen, die nicht sich selbst Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck und zwar zum Zweck der Ehe sind. Da ist ein Unwesen eingerissen, das der Verfasser nicht unrichtig zeichnet, wenn er fortfährt:

Auf diese Weise ist die Frau allerdings das Opfer unserer socialen Einrichtungen, und mit diesem Zertreten der weiblichen Interessen geht natürlich auch das schöne Verhältniß, das beglückende Zusammenleben mit dem Mann zum größten Theil verloren. Die Familienbande werden gelockert, die Ehe verliert ihre höhere Bedeutung. Namentlich in den höchsten und höhern Ständen ist diese Trostlosigkeit, die fast immer in das Extrem der Leichtfertigkeit umschlägt, am größten.

In Bezug auf die Gesellschaftskreise, die der Verfasser im Auge hat, müssen wir ihm, aber auch nur unter gewissen Einschränkungen, beipflichten. Berlin ist die Stadt, an die er wol zu ausschließlich denkt; sollte er aber nur in das Berlin hineingesehen haben, das aller Welt und vorzüglich dem literarischen Zugvogel bereitwillig seine Thüren öffnet? Sollte er nicht wenigstens ahnen oder gehört haben, daß es in der norddeutschen Metropole auch ein System von fest geschlossenen Kreisen gibt, in welche die Frivolität so wenig als der frivole Blick des kaustischen Beobachters eindringen? Sollte es auch für unsern Berichterstatter nur das Berlin geben, das Oesterreich nicht scheuen zu brauchen glaubte, das innerlich hohle, frivol-sentimentale Berlin, die Repräsentation der Gleisnerei in allen Dingen, die sich keinerlei ernste Aufgaben mit Aussicht auf Erfolg stellen? Im Jahre 1866 hat Berlin Erfolge erzielt, vor denen noch der Historiker nach hundert und aber hundert Jahren den Hut ziehen muß, und wer nach einer Richtung hin so sehr tüchtig ist, ist es auch nach andern Richtungen hin; Erziehung, Ehe, Sittlichkeit sind ihm nicht bedeutungslose Phrasen, über die zu spotten gestattet ist, sondern sie gelten ihm wirklich als Kernpunkte und Grundlage jeder andern Tüchtigkeit und müssen ihm als solche gelten. Ueber das Problem der Sittlichkeit ist besonders von dem sogenannten „jungen Deutschland" und seinen Nachtretern viel gefabelt worden. Die Herren haben sicher mehr geschadet als genützt und vor allem nicht einmal entfernt recht gehabt. Heute haben sie noch weniger recht als vordem. Wir sagen das in Bezug auf Berlin, das mancher nicht kennt oder nur äußerlich kennt, wie es sich bei Kroll und an andern Orten bunter Lustbarkeit und eitler Schaulust zeigt, selbst wenn er dreißig Jahre in Berlin gelebt hat. Für dieses innere, zukunft- und keimreiche Berlin hat der Verfasser, der sein Lustspiel dort spielen läßt, sein Auge und sein Buch doch zu wenig geöffnet. Wäre Berlin hinsichtlich der Ehe nur das, was der Verfasser sagt, so würden wir nicht mit der Zuversicht auf die von dort ausgehende weitere Entwickelung unserer vaterländischen Geschichte hinsehen dürfen, wie wir uns aus voller Ueberzeugung für berechtigt halten.

Vollends für die Provinz, für ihre Hauptstädte, kleinern Städte und für das platte Land hat unser Verfasser die Farben zu grell aufgetragen, und hat auch hier nur für jene Gesellschaft recht, die auf der Oberfläche schwimmt und deren Lebensdetails uns enthüllt sind, wenn wir nur auf einige Wochen in ihre Heimat verschlagen wurden. Nicht blos das Glück, auch die Tugend liebt die Verborgenheit, und beide sind in höherm Grade identisch, als der oberflächliche Beobachter zuzugeben geneigt sein möchte.

Wir wollen noch hören, wie unser Autor über das Hagestolzenthum spricht, indem wir jedem überlassen, das Seine dabei zu denken:

Man opfert leichtsinnig und ohne Bedenken die Liebe und das häusliche Glück dem materiellen Wohlleben und gibt seinen Kindern das schädliche Beispiel, einst ebenso zu handeln. Manche philosophische Köpfe aber suchen sich diesem Dilemma zu entziehen. Sie wollen nicht die Ehe zu einem Speculationsgeschäft machen und wollen auch aus verschiedenen Gründen ihre vierzig Jahre nicht an ein achtzehnjähriges Mädchen wagen, oder ebenso wenig ihre mühsam errungenen paarhundert Thälerchen (jährlich!?) mit einem solchen theilen, wobei ihnen natürlich die kleinere Hälfte zufallen würde. Aus diesen Philosophen bildet sich dann der glückliche Stand der alten Junggesellen, der edelsten Repräsentanten des Egoismus. Der Junggeselle will allerdings nichts empfangen, aber auch nichts abgeben; er will nicht beglückt werden, er will auch nicht beglücken, mit Ausnahme von seinem eigenen geliebten Ich. Aber es kommt eine Zeit, wo er alt und krank wird, wo er wol noch zu Bette geht, aber nicht mehr aufsteht von dem Schmerzenslager, und wo dann eine bezahlte Wärterin an seinem Kopfkissen sitzt, die ihn wol pflegt, aber nur mit den Händen, nicht mit dem Herzen. Dann mag wol die Reue durch seine Brust ziehen, dann mag er wol eine trostlose Leere empfinden; dann mag wol der Gedanke schwer in seine Seele fallen, daß er sein ganzes Dasein nur sich allein gelebt habe und daß er nun dafür auch allein sterben müsse, ohne eine liebende Hand zu haben, die ihm das brechende Auge zudrückt, ohne die warme Thräne des Schmerzes auf seiner erkaltenden Stirne zu fühlen. Mitleidslos packt man ihn in den Sarg, mitleidslos theilt man sich in seine Habe, und auf seinem Grabe blühen keine Rosen und Vergißmeinnicht.

In die Details des eigentlichen Romans können wir um so weniger eingehen, als die Natur dieser Romangattung es mit sich bringt, daß die Spannung des Geschichtsverlaufs von geringerer Wichtigkeit ist als die Komik der Scene für Scene sich erneuernden specifischen Bilder. Gesorgt ist natürlich dafür, daß das Auftreten jeder hervorragenden Person einen befriedigenden Schluß findet. Das Agens, das in alle begonnenen oder beginnenden ehelichen Verhältnisse des Buchs mehr oder

weniger entscheidend eingreift, ist eine verwitwete Commerzienräthin, eine leidenschaftliche Ehestifterin, bekannt bei allen Unverheiratheten und theils verehrt, theils gefürchtet: eine Person, die wir uns denken können, keine Marionette, keine Caricatur, wozu die Figuren eines rein komischen Romans, wie unser Autor wol zugeben wird, nur zu leicht ausarten. Nachdem die edle, mehr burleske und dummdreiste als komische Dame eine Reihe von ehelichen Bündnissen gestiftet, denen ein erträglich günstiges Horoskop zu stellen ist, und andere verschuldet hat, die nur Schein- und Afterehen sind, wie die des alten Major a. D. Rumpel mit seiner ekelhaften dicken Köchin und Haushälterin, wird sie selbst wieder in den ehelichen Hafen gesteuert, gibt dann das Geschäft der Ehestifterei, dem doch nur das eigene gemüthliche und sinnliche Bedürfniß zum Grunde lag, auf und wird noch eine ganz erträgliche Ehefrau. Der Junggeselle, den sie mit Hand und Herz beglückt, ist wol die am meisten komische Figur des Buchs, ein Herr Rarrer, der das R nicht aussprechen kann, den alten Major deshalb nur „Wumpel" anredet und, dadurch in lächerliche Wuth versetzt, seinen eigenen Namen vollends nicht auszusprechen vermag.

Dieser originelle Mangel führt zu Genrebildern, welche die glückliche Manier Winterfeld's im besten Lichte zeigen. Ueberhaupt fehlt es ihm neben der erforderlichen Combinationskraft an Erfindung und Witz nicht, er ist Herr seines Stoffs und auf dem Felde komischer Gestaltung durchaus bewandert.

2. Eine Mutter. Roman im Anschluß an die „Colonie", von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker auf dem Gebiete des socialen Romans zu rühmen, hieße Eulen nach Athen tragen. Er ist besonders der lesenden Damenwelt bekannt und so beliebt, daß die Ankündigung eines neuen Werks von ihm schon Empfehlung genug ist und daß die Kritik schweigen darf, und zwar schon deshalb, weil alle fernern Werke dieses Autors den frühern wie ein Ei dem andern gleichen, auch wenn sie nicht, wie bei „Eine Mutter", in directem Anschluß an ältere Arbeiten sich einführen. Begreiflich ist es, daß ein Schriftsteller von dem Stoff und Stil nicht gern abweicht, durch die er sich wie im raschen Anlaufe die Gunst des Publikums und die Achtung der Kritik erworben hat; aber die Kritik hat dann eben auch das Recht zu sagen, dies Werk ist über denselben Leisten geschlagen wie die frühern, und wir können uns in Lob und Tadel nur wiederholen. Diese Theateraffairen kennen wir schon, wir wissen, daß so und nicht anders die Geschichten zum Schluß gehen, daß überall das Alltagsleben in geschmackvoller und fesselnder Weise erzählt, daß mancher gute Einfall, manche kräftige Rüge, mancher richtige Wink eingeflochten wird. Oft leitet der Autor seine neuen Scenen und Acte durch Betrachtungen ein, als wäre er sein eigener griechischer Chor und müßte uns auf den sittlichen Standpunkt der Beurtheilung des Nachfolgenden heben. Wir leugnen nicht, daß Gerstäcker darin meistens glücklich ist; aber man kann des Guten auch zu viel thun und erlebt dann, daß die Leserinnen mit zierlichem Finger über diese Excurse hingleiten und erst wieder anfangen weiter zu lesen, wo die eigentliche Geschichtserzählung ihren Fortgang nimmt.

3. All' Zeit vorauf! Ein humoristisches Genrebild aus dem neuesten Kriege in Schleswig-Holstein von Stanislaus Graf Grabowski. Berlin, Conrad. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

Das humoristische Genre ist auch durch diesen kleinen Roman vertreten, der artig in den Details und in der Hauptsache treu dem Leben, den Erlebnissen während des letzten Kriegs gegen Dänemark, nacherzählt ist. Nur hätten wir gewünscht, daß der Verfasser sich weiter ausgedehnt und Momente von historischer Wichtigkeit, interessante Persönlichkeiten, Land und Leute weniger flüchtig skizzirt hätte. Der Humor konnte immer zur gehörigen Zeit in sein Recht eintreten, aber wir hätten uns bequem an manches erinnert, das bei der Flut der Ereignisse leicht dem Gedächtniß entschwindet, und auch sicher mancherlei Neues erfahren, wie es der Verfasser aus der Tagesgeschichte aufgelesen hatte. Es werden in der That zu wenig Mittheilungen von solchen Autoren gegeben, die selbst mehr oder weniger in diese modernen Kriegsdramen verwickelt waren und wol die Zeit und das Zeug haben, ihre Erinnerungen in geschmackvoller Form und doch mit treuer Anlehnung an das Factische mitzutheilen. Das wäre Unterhaltung genug, der Historiker sogar müßte ihnen dankbar sein, weil er aus solchen Memoiren manches benutzen könnte. Wie viel Interessantes hatte die Campagne von 1866 aufzuweisen, und wie mager sind bisher noch die Werke, in denen wir das alles, was zum Theil mündlich bekannt geworden ist, auch für die spätere Zeit aufbewahrt zu finden gehofft hatten. Vielleicht werden die Werke in diesem Genre noch erscheinen; wir wollen uns gedulden und müssen es. 15.

Chile und Westargentinien.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Sowie der Reisende das Hochplateau von Uspallata, das 5500 Fuß über dem Meere die erste Stufe des Ostabhangs der Anden bildet, erreicht hatte, fiel auch sofort das eigenthümliche argentinische Leben auf. Die weiten Wiesen, nur spärlich von unbedeutenden Getreidefeldern unterbrochen, sind von zahlreichen Rindviehheerden, Pferden und Maulthieren bedeckt. Der Gaucho in seiner eigenthümlichen Kleidung, dem „Poncho" oder Mantel, dem „Chiripa", einem die Beinkleider ersetzenden viereckigen Stück Wollenzeug, das schräg um die Hüften geschlagen wird, die „Botas de potro" oder Pferdestiefeln, die, aus dem einer geschlachteten Stute abgezogenen und am Beine des Gaucho selbst getrockneten Beinfell gemacht, die Zehen bloß lassen, um zwischen der großen und der nächstliegenden Zehe den Rand des Steigbügels einzukneifen, durchstreift vom frühesten Morgen auf seinem Rosse die Gegend, um das Vieh zu hüten. Wie der Geier, der über der Schafheerde seine Kreise zieht und, bevor er niederstößt, sich sein Opfer aussucht, umkreist

der Gaucho im weiten Bogen seine Heerde; mit geschwungenem Lasso, mit vorn übergebeugtem Körper scheint er gleichsam dahinzufliegen. Der Ort Uspallata ist ein allgemeiner Rastplatz sowol für die Tropas, die nach den sechs- bis achttägigen beschwerlichen Märschen durch die Einöden der Cordilleren, wie für diejenigen, welche von dem gleichfalls sehr beschwerlichen Marsche von Mendoza herauf hier ankommen. Bei dem bedeutenden Verkehr, der auf diesem Wege zwischen den reichsten Provinzen Argentiniens und Chiles herrscht, ist es daher kein Wunder, das weite Plateau größtentheils mit Alfalfaweiden bedeckt zu sehen. Dieselben sind für die Eigenthümer sehr einträglich; für jedes Thier wird 1 Real für 12 Stunden bezahlt, welcher Preis sich unter Umständen verdoppelt und verdreifacht.

Von hier ging es fortwährend durch tiefe Engschluchten mit Steilwänden, von welchen die 12 Leguas lange Quebrada de Villa Vicenzia die bedeutendste ist, nach Mendoza hinunter. Auf den Cerillos, der die Hochstufen berandenden Hügelreihe, erblickten die Reisenden endlich das herrliche Thal von Mendoza:

Noch zwei Leguas von Mendoza entfernt, sieht der vom Gebirge kommende, auf hohem Terrain stehende Reisende sich die Thürme der Stadt am Horizont abzeichnen; näher kommend, entfaltet sich ihm ein Panorama, dessen Pracht mit wenigem verglichen werden kann. Im Hintergrunde, am Fuße einer vereinzelt aus den Andes hervorspringenden Bergkette, der Sierra de Paramillos, lag die üppige Stadt. Jene Bergkette war mit Schnee bedeckt, die aufgehende Sonne gab ihr einen wunderbaren, glänzenden Schimmer. Rings um Mendoza breitete sich die sorgfältigste Cultur aus. Weite Saatfelder, dichte Baumgruppen, alles scheint ein großer üppiger Garten, aber klein im Verhältniß zur Unendlichkeit der Pampa.... Der dichte Staub, der sich auf dem Wege durch den lebhaften Verkehr erhob, die brennende Sonnenhitze, die uns trotz der Frühe des Tags aufs Hirn brannte, ließ uns sehnlichst baldige Ankunft wünschen. Endlich lenkten wir in eine Allee, bestehend aus einer doppelten Reihe italienischer Pappeln mit Cypressen untermischt, ein; das wilde Wachsthum der Pampa hörte hier gänzlich auf, selbst Getreide- und Gemüsefelder machten den Gärten, Hütten und Häusern Platz, die in einer unabsehbaren Reihe fortliefen. „Unabsehbar" ist für den ermüdeten Reisenden ein schweres Wort. Auch dauerte es noch eine gute halbe Stunde, bis wir die Stadt selbst erreichten. Durch die Chimba, eine der Vorstädte, gelangten wir endlich nach derselben, wo mich bald im bequemen Zimmer das Hotel-de-Paris ein wohlthuender Schlummer die gehabten Mühen vergessen ließ. Die Beschreibung Mendozas wäre hier nutzlos, es würde die Beschreibung einer gewesenen Stadt sein. Jenes Mendoza oder la bella Mendoza, wie die Poeten dieses Landes es mit Recht benannten und wie ich es kannte, existirt jetzt nur in Ruinen. Wo damals die hübschen Paläste, die Kirchen, der Dom und die Tausende von Häusern standen, wo sich damals die lange Reihe von Läden, die hübschen Cypressen- und Pappelalleen, die reichen Lustgärten hinzogen, existiren jetzt nur Trümmer. Das Erdbeben im März 1862 hat alles zerstört, kein einziges Gebäude in der Stadt blieb verschont, nach den authentischen Berichten sind 6000 Menschen, fast der dritte Theil der gesammten Bevölkerung, in jener Schreckensnacht umgekommen.

Doch gewährt die Natur der Umgegend so viele Vortheile, daß die Stadt trotz aller unterirdischen Gefahren bereits in raschem Wiedererstehen ist. Die Provinz enthält weite Strecken des fruchtbarsten Landes, welches durch seine hohe Lage den Vorzug eines kühlen, gemäßigten und gesunden Klimas vor vielen seiner Nachbarprovinzen voraushat. Die nahen Gebirge versorgen jene Strecken mit dem zur Befruchtung nöthigen Wasser, welches der Mendoziner durch Ableitung der Flüsse über Flächen von Hunderten von Quadratmeilen zu verbreiten weiß. Weizen, Gerste, Hafer, Mais gedeihen am besten hier in der ganzen argentinischen Republik. Auch ist es die erste und wichtigste Kornkammer des Landes. Die benachbarten Provinzen beziehen den bedeutendsten Theil ihres Getreides aus Mendoza. Dafür geben Tucuman und Salta Taback, Reis, Zucker; Rioja Mineralien und Cochenille; Rosario de Santa-Fé überseeische europäische Waaren. Von allen Provinzen, namentlich vom fruchtbaren Salta treffen zahlreiche Heerden Hornvieh, sowie Pferde und Maulthiere ein. Selbst die entfernte Provinz Buenos-Ayres sendet nebst überseeischen Gütern bedeutende Trupps Maulesel und Pferde. Der größte Theil dieser Producte geht nebst den eigenen Producten der Provinz, unter denen Rosinen, getrocknete Früchte, Seife, Talg und Schmalz hervorzuheben sind, nach Chile.

Von Mendoza führt uns der Reisende nach Salta im Nordwesten von Argentinien, 330 Leguas weit. Der Weg ging längs des Fußes der Cordilleren, in seinem südlichen Theile größtentheils durch öde Strecken. Rioja, ein Theil von Catamarca, Santiago del Estero, der Süden von San-Luis leiden Mangel an fließendem Wasser. Einzelne Oasen unterbrechen die Oede, die mitunter zur Wüste wird. Besonders ist der Strich unmittelbar am Fuße des Gebirgs hier dürre und rauh; man zieht ihn jedoch als Route vor, da die offene Pampa im Westen Argentiniens wegen der räuberischen Gauchobanden höchst unsicher ist. Die Dorfschaften auf ihrem Wege fanden die Reisenden meistens in einem gar kümmerlichen Zustande. Wiederholt mußten sie im Freien schlafen, weil die Ranchos zu elend waren, um darin übernachten zu können. Eine große, schöne Oase bildet die Umgegend der Stadt San-Juan in einem Umkreise von 25 Leguas um die Stadt. Hier finden wir den ganzen Reiz einer bebauten, üppigen, fruchtbaren Gegend. Durch die seltenen Lücken der den Weg einfassenden Trauerweiden, Alamos, und der hinter denselben stehenden dichten Hölzer erkennt man die sich weit in die Ferne ziehenden Weingärten, Kleewiesen, Getreidefelder, geschmückt mit anmuthigen, im leichten italienischen Stil gebauten Villas. Das betriebsame San-Juan treibt einen sehr bedeutenden Zwischenhandel. Von den peruanischen Ufern des Amazonenstroms bis zum Parana und Plata, von Lima und Cuzco bis in die unwirthbaren Ebenen des südlichen Argentinien dringen die san-juanischen Maulthier- und Carretentrupps, um die Producte der verschiedensten Zonen umzusetzen. Der Boden der Umgegend ist ungemein fruchtbar, vorzüglich gibt der Mais glänzende Resultate, doch haben die Kleewiesen eine um das Vierfache größere Ausdehnung als die übrigen Anpflanzungen. Die Alfalfaweiden sind für die Plätze im Innern das, was der Hafen für eine Seestadt ist. San-Juan muß Platz haben, um

die Tausende von Maulthieren, die monatlich ab- und zugehen, zu beherbergen und zu nähren, nicht einmal der zahlreichen Hornviehheerden zu gedenken, die auf ihrem Durchmarsche nach Mendoza sich nothwendig in San-Juan erholen müssen. Die San-Juaninos haben daher die Kleewiesen als die Grundpfeiler ihrer Wohlhabenheit kennen gelernt. Sie haben deshalb jene soviel wie möglich zu erweitern gesucht und zu diesem Zwecke keine Kosten noch Mühen gescheut. Vorzüglich sind es die Wasserleitungen, die von ihrem Fleiße Zeugniß geben. Der Fluß San-Juan, der die nördliche Seite der Stadt bespült, besitzt ein flaches, aber ausgedehntes, kaum 6 Fuß tiefes Bett, welches sich trefflich zu diesen Wasserleitungen eignet. Das Wasser wird dadurch der Stadt und ihren Umgebungen in einem Umkreise von 20 deutschen Meilen zugeführt. Die Stadt, nach Mouſſy in 704 Meter Meereshöhe gelegen, hat nach neuern Zählungen 17500 Einwohner ohne Einschluß der umliegenden Dorfschaften; die ganze Provinz zählt 64000 Einwohner. Die Bauart der Stadt gleicht der Mendozas und der chilenischen Städte. Sie ist, wie jene, in Quadrate von 140 Ellen Länge und Breite getheilt. Die Straßen sind breit, stellenweise gut gepflastert. Zu den Erwerbszweigen des Handels, der Viehzucht, des Acker- und Gartenbaus — das Land zeichnet sich namentlich durch seine getrockneten Früchte aus — sind neuerdings auch die des Bergbaus hinzugekommen. Im Pié de Palo, jenen durch seine von allen Seiten gleichförmig runde Gestalt bekannten hohen Berge im Norden der Stadt sind beträchtliche Silberadern und Kupfergänge entdeckt worden, die man bereits mit Erfolg ausbeutet.

Von der Oase von San-Juan gelangt man wieder in eine trostlose Wüste von 40 deutschen Meilen Breite. Erst in dem kleinen Dorfe Moquina, 30 Meilen von San-Juan, findet man wieder Obdach und Kleeweiden für die Maulthiere. Von hier zögen die Reisenden 20 Meilen westlich nach Jachal ins Gebirge, fortwährend durch ödes und rauhes Land mit wenigen fruchtbaren Strichen. Von Jachal, einem Städtchen mit 1600 Einwohnern, ging es wieder nördlich durch die Provinz Rioja. Zunächst kam man 30 Leguas weit durch rauhes Gebirgsland mit höchst gefahrvollen steilen Felsenpfaden. Die wenigen dortigen Einwohner leben größtentheils von Ziegen, die sie in Heerden von Tausenden halten. Dann gelangt man wieder an den Rand der Llanos (Ebenen) und nach und nach in besseres Land: Einschnitte, welche die Pampa in das Gebirgsland macht. Fußhoch bedeckt das üppige Gras den Boden, meilenweit wird der grüne Teppich durchwirkt von den verschiedensten Blumen. Zahllose Thiere belebten die Einöde, Kasuare, Martineta, Hasen, Hirsche, Viscacha (Cavia Acuschi L.). Kahl vermochte der Versuchung zur Jagd nicht zu widerstehen und wagte es, da seine Gefährten sich anzuschließen weigerten, sich allein fortzubegeben. Dies führte zu einem höchst gefahrvollen Abenteuer. Kahl verirrte sich und wanderte drei Tage und Nächte in der Wildniß umher. Dem sichern Tode, mit dem nicht blos Jaguar oder Klapperschlange, sondern noch mehr Hunger, Durst und Erschöpfung bedrohten, entkam er in der dritten Nacht dadurch, daß er ein in der Entfernung von drei Leguas angezündetes Wachtfeuer eines Carretenführers gewahrte, bei welchem er dann gastliche Aufnahme und Hülfe fand.

Im westlichen Rioja, einer innerhalb des Gebirgs gelegenen Hochebene, welche nun durchzogen wurde, besserte sich das Land sehr. Während das jenseit des äußern Gebirgs gelegene östliche Rioja, obgleich hier die Hauptstadt der Provinz liegt, jetzt, namentlich nachdem der Fluß Jancatina nur noch in regenreichen Jahren fließt, nur ein kärgliches Leben fristet, wird der fruchtbare Boden Westriojas von zahlreichen kleinen Strömen durchfurcht, an deren beiden Ufern sich Dörfer erheben, umringt von Getreidefeldern, Fruchtgärten und Wiesen. Die Bergwerke, welche sich in unmittelbarer Nähe dieser Dörfer befinden und mit bedeutendem, oft glänzendem Erfolge bearbeitet werden, mögen nicht wenig zu diesem Vorzuge des westlichen Theils der Provinz beitragen. Unter diesen Bergwerken zeichnen sich besonders die Silbergruben bei Chilecito aus, welches jährlich für 80000 Piaster Werth an Silbererzen exportirt.

In Catamarca fiel Kahl die im Verhältniß zu den südlichen Provinzen große Milde der Sitten auf, was er der hier vorherrschenden Pflanzennahrung, während in Rioja und weiter südlich Fleischnahrung vorherrscht, zuschreibt. Besonders ausgedehnt ist hier die Zucht des Algaroba oder Johannisbrotbaums; der größte Theil des Wegs führt durch Algarobawaldungen. Die Frucht wird auf die mannichfaltigste Weise zu den wesentlichsten Lebensbedürfnissen benutzt. Der Saft der Frucht gibt den allbeliebten Chicha (Branntwein), die getrocknete Schotenfrucht das gewöhnliche Brot; auch dient die Frucht sowol frisch in der Waldung wie getrocknet in ausgedehnter Weise zur Viehmästung. Das überaus schwere und harte Holz ist gleichfalls von großem Nutzen. Ungeachtet des Algaroba ist aber der Anbau der Cerealien in Catamarca von großer Wichtigkeit. Weizen und Mais gedeihen mit merkwürdiger Productionskraft. Bei Fiambala werden beide auf einer Höhe von 4000 Fuß gebaut und geben im Durchschnitt das fünfundvierzigste Korn. Auch eine schöne, große Kartoffel, von Chile eingeführt, wird in der Provinz allgemein gezogen. Der catamarkische Wein erfreut sich neben dem riojanischen eines guten Rufs in ganz Argentinien. Das Zuckerrohr wird in der Neuzeit mit großem Fleiße gebaut. Wichtige Exportartikel sind auch: getrocknete Feigen, getrocknete Pfirsichen, Melonen und Wassermelonen, die in Catamarca in üppiger Größe gedeihen, der Tomate. Der Hopfen wächst wild. Die Viehzucht steht dem Ackerbau weit an Bedeutung nach. Die Tembladera, eine noch unerklärte Krankheit, bei welcher das Vieh plötzlich von einem heftigen Erzittern befallen wird, bald ermattet zu Boden fällt und nach einigen Stunden unter heftigen Convulsionen verendet, sowie auch der Nillo, ein giftiges Kraut, richten unter dem Vieh große Verheerungen an. Die wichtigste Industrie der Provinz ist der Bergbau, besonders wird Kupfer mit

großem Erfolg ausgebeutet. Der Verfasser erwähnt einen der Geographie noch unbekannten thätigen Vulkan am Rio-Colorado im westcatamarqueniſchen Gebirge, deſſen Aſchenauswürfe und Lavaſtröme große Verheerungen angerichtet haben ſollen. Da Lavaſtröme ein in den andiſchen Vulkanen äußerſt ſeltenes Phänomen ſind, ſo iſt ſehr zu bedauern, daß er nicht Gelegenheit nahm, ſich von der Thatſache durch eigene Anſicht zu überzeugen.

Schließlich erblickte er dann die prachtvollen und großen Thäler der Provinz Salta. Zuerſt kam man in das von Calchaqui, jene reiche Ebene, die zwiſchen der Sierra de Aconquiga und der Cordillera de los Valles einen Flächenraum von 800 deutſchen Quadratmeilen einnimmt und eine üppige, faſt ſchon tropiſche Vegetation enthält, die ſich an den Seitenwänden des Thals hinauf allmählich in die der gemäßigten und kalten Zone verwandelt. Auf der nach Campbell 15000 Fuß hohen Sierra de Aconquiga gelangt man von der Zone der Palmen und des Zuckerrohrs in die des Weins, des Weizens, des Maiſes, dann in die der Gerſte, in die der Zwergbäume und Sträuche und ſchließlich in die der Mooſe, des ewigen Schnees. Die Thalſohle beſitzt die üppigſte Vegetation, die, theilweiſe von der Cultur unterſtützt, die Gegend zu einem wahren Paradieſe macht. Der Verfaſſer ſchildert den erſten Anblick des Thals von den ſüdlichen Bergen aus mit folgenden Worten:

Halt! rief ich mit lauter, bewegter Stimme meinen weiterreiſenden Gefährten zu, als eine Wendung des ſich ſenkenden Wegs uns plötzlich auf ein kleines Plateau brachte, welches unwillkürlich für den Schauenden von der Natur beſtimmt ſchien. Meine Gefährten ſahen ſich betroffen nach mir um, allein als ſie ihre Augen aufthaten und ihre Blicke über die Gegend ſchweifen ließen, ergriff auch ſie dieſes unbeſtimmte, bewegte, aber genußreiche Gefühl, welches durch die Anregung des Schönheitsſinns in faſt jedem Gemüth hervorgerufen wird. Dieſe liebliche Natur, jene bläulichen, ſchneegekrönten Bergketten, jene wilde Ebene, von Flüſſen und Wäldern durchzogen, durch cultivirte Strecken unterbrochen, unter denen man auf meilenweite Entfernung die weißen Wohnhäuſer der Bewohner des Thals entdeckte — jene nähern Baumgruppen, unter denen man Palmen, Cedern und in größerer Anzahl Orangenbäume erkennt —, dieſes mehr als liebliche Naturbild, von der aufgehenden Sonne beſchienen, von Tauſenden von Stimmen verſchiedenartiger Singvögel beſungen, ſpricht wie Muſik zu der Seele des Menſchen — rührt, erhebt und belehrt ihn.

Weizen, Wein und Reis machen gegenwärtig den Haupttheil der Cultur aus; doch könnten hier, wo faſt alle Klimate der Erde ſich vertreten finden, wo die verſchiedenartigſten Ackerboden, vom fetten Marſchboden bis zum Dünenboden, vorhanden ſind, alle Pflanzen mit faſt gleichem Erfolg gebaut werden. Auch die Thierwelt iſt eine ſehr reiche; unter anderm finden ſich in den Bergen zahlreiche Heerden von Vicuña und Guanaco. Das Thal von Calchaqui war vor Ankunft der Spanier dicht bevölkert, indem es der Hauptſitz der großen und kriegeriſchen Nation der Calchaqui war, welche, von den Peruanern zwar unterworfen, jedoch friedlich regiert, von den Spaniern jedoch, weil ſie ſich ihrem Syſtem, ihren eigenen Boden für ſie als Sklaven zu bearbeiten, nicht fügen wollten, nach einem Kampfe von länger als 120 Jahren gänzlich vertilgt wurden.

Von der Calchaqui-Ebene gelangte man über die Cordillera de los Valles in die große Ebene von Salta, welche ſich, rings von hohen Gebirgen umrahmt, bei einer Breite von 60 deutſchen Meilen auf drei Breitengrade erſtreckt. Ihre mittlere Höhe wird von de Mouſſy auf 1250 Meter angegeben. Ein reicher Humusboden, die zahlreichen Ströme, die ſich von den öſtlichen und weſtlichen Bergen ergießen, ein warmes aber mildes Klima machen die Ebene zu dem fruchtbarſten Theile Argentiniens. Ackerbau, Viehzucht und Handel ſind hier bereits zu hoher Bedeutung gelangt. Die Alfalfafelder ausgenommen, haben die Zuckerplantagen und die Maisfelder die größte Ausdehnung. Die Cultivirung des Rohrs trägt außerordentlich gute Rechnung. Man berechnet, daß die Reſiduen, die bei der Fabrikation des Zuckers übrigbleiben, allein fähig ſind, die Koſten des ganzen Etabliſſements zu decken, daß alſo der Betrag des gewonnenen Zuckers Nettoverdienſt iſt. Im Jahre 1857 gab man den Geſammtbetrag des producirten Zuckers auf 60000 Arroben und den des aus dem Rohre deſtillirten Branntweins auf 4000 Barriles an; gegenwärtig wird er auf das Vierfache angeſchlagen. Neben Zuckerrohr und Mais wird am meiſten gezogen: Weizen, Reis, Taback, ſchwarzer Pfeffer, Cayennepfeffer, Tomate, außerdem die verſchiedenſten Gemüſe und Obſtarten. In der Viehzucht vermag Salta mit allen ihren Schweſterprovinzen zu concurriren. In den die Ebene umgebenden Bergen finden die Thiere beſonderes Gedeihen. Die weſtliche Kette, die Sierra de los Valles, beſitzt theils weite Hochebenen, theils ſanft ſich neigende Abhänge, wohin ſich die Trockenheit, wie ſie in den ſüdlichen Gebirgen der Rioja und Catamarca herrſcht, nur ſelten erſtreckt, und die daher ein reiches Gras und dichte Algarobawälder beſitzen, in denen tauſend Köpfe Hornvieh, Maulthiere und Pferde gezogen werden. Der Viehſtand der weſtlichen Berge wird auf 1,300000 Köpfe Hornvieh geſchätzt. Dieſen Vortheilen geſellen ſich nun die Bergwerke in den Sierras, in welchen ein immenſer Reichthum verſteckt zu liegen ſcheint. Reiche Lager von Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eiſen ſind entdeckt; doch iſt die Ausbeute bisher noch nicht eine verhältnißmäßig bedeutende geweſen, weil Ackerbau, Viehzucht und Handel bisher Kapitalien und Arbeitskräfte der Salteños noch zu ſehr in Anſpruch genommen haben. Der Handel iſt ein ſehr bedeutender, da ſchon die geographiſche Lage Salta zum Stapelplatz für den Handel eines bedeutenden Theils der argentiniſchen und bolivianiſchen Republik macht. Nach Chile werden trotz der großen Entfernung und der Schwierigkeit der Päſſe zahlreiche Hornviehheerden, Gold, Silber, Kupfer, Taback, Reis exportirt und europäiſche Manufacturwaaren daher importirt. Der Handel mit Bolivien beſteht in dem Export von Maulthieren, Pferden, Mais, getrocknetem Fleiſch, Salz, Leder, Hölzern, Manufacturwaaren, und in dem Import von edeln Metallen, Quinaquina, Coca, Gewürzen und leichtem Silbergeld. Von den Provinzen Tucuman, Catamarca, San-Juan,

Mendoza und San-Luis bezieht Salta Zucker, getrocknete Feigen und anderes Obst, Pferde und Maulthiere und versorgt sie dafür mit Leder, Taback, Reis, Farina und bolivianischen Thalern. Die Stadt Salta enthält 12000 Einwohner.

Eine sehr dankenswerthe Beigabe ist die Uebersetzung eines Berichts über den Chaco von Cornelio Blyß, welchen dieser in der Eigenschaft eines zur Erforschung jenes großen Tieflandes von der argentinischen Regierung nach dem Bermejo (Vermejo) abgesandten Commissars dem Minister des Innern, Dr. Don Guillermo Rawson (wie auffallend sind alle diese englischen, resp. amerikanischen Namen unter den argentinischen Beamten), erstattet hat. Der Bericht hat großen wissenschaftlichen Werth; denn das ausgedehnte, mit dem Namen Chaco bezeichnete, von den großen Flüssen Bermejo und Pilcomayo durchströmte Tiefland zwischen dem Auslauf der chilenisch-argentinischen Anden und dem Paraguay war bisher ganz so unbekannt, wie das centrale Innere von Afrika, sodaß es auf der Karte einen leeren Raum bildet, welcher eben nur durch die Worte „Chaco" und „wandernde Indianerstämme" ausgefüllt wird. Ueber die Eingeborenen, die „wilden Chacoindianer", hatte man bisjetzt nur die fabelhaftesten Angaben, wie sie sich unter anderm noch in dem sonst so verdienstvollen Page („Report on the exploration and survey of the river La Plata and tributaries", Washington 1856) finden; auch de Moussy's Angaben erweisen sich als unrichtig. Blyß hat nun während eines längern Aufenthalts am Bermejo über jene Eingeborenen nähere Auskunft erhalten. Danach wohnen im innern Chaco zwischen Bermejo und Pilcomayo die drei Völkerschaften der Mataquajos, 10000, der Ocoles, 3000 und der Tobas, 7000 Personen stark. Sie leben in äußerst dürftigen Zuständen fast ausschließlich vom Fischfang, sind übrigens, mit Ausnahme etwa der Ocoles, gegen Weiße ganz freundschaftlich gesinnt. Kahl theilt uns mit, daß in der innern Ebene große Massen von Meteoreisenstein, oft in Stücken von 10000 Pfund Gewicht, auf der Oberfläche des Bodens gefunden werden, was denn, wenn es sich bestätigt, wie auch die Massen Meteoreisen in der Nähe von Liberia in Afrika, wol Bruchstücke eines zersprengten Meteoriten oder Planetoiden sein würden. Sonst erfahren wir leider über das Land selbst auch hier nichts Näheres. Beklagenswerth bleibt es immerhin, daß so ausgedehnte, durch große Flüsse reichlich befruchtete und eines milden Klimas sich erfreuende Ebenen sich nur im Besitz elender Ichthyophagen befinden.

Wilhelm Bentheim.

Kriegsgeschichtliches.

Militaria aus König Friedrich's des Großen Zeit. Bearbeitet von Ernst Graf zur Lippe. Zum Besten verwundeter preußischer Soldaten. Berlin, Mittler und Sohn. 1866. Gr. 8. 16 Ngr.

Der Verfasser des „Husarenbuchs" (vgl. Nr. 42 d. Bl. f. 1863) übergibt den militärischen Lesern als neue Früchte seines Sammelfleißes aus gedruckten und ungedruckten Quellen — wie er selbst im Vorworte sagt — „einige Erörterungen, Analekten und Reminiscenzen" unter dem Gesichtspunkte des königlichen Ausspruchs in einer Instruction von 1781: „Es ist Seiner Majestät Ambition, eine gute Armee zu besitzen." Die Friedericianische Armee, sagt der Verfasser, ist bewundernswürdig im Kriege, nicht minder auch im Frieden. Wir sind sogar versucht zu behaupten, daß dieselbe bei ihrer friedlichen Emsigkeit beinahe noch mustergültiger ist als in ihrer kriegerischen Verwendung. Es dünkt uns kein Kleines, nach langem ruhmreichen Kampf mit fast ganz Europa von neuem in ungeschwächtem Eifer sorgfältig den Frieden als eine Vorschule des Kriegs zu betrachten. Der große König lehrte seinem Heere auch diese schwere Kunst. Ueber jene Zeit, namentlich die Beziehungen des Königs zu seiner Armee, ist eine reiche Literatur und noch viel reicheres Material in den Archiven vorhanden. Graf zur Lippe hat daraus eine Fülle von Details und persönlichen Einzelheiten zusammengestellt, und man muß ihm zugestehen, daß er immer das Interessante zu finden und geschickt in seine Mosaik einzufügen weiß. Nach einer kurzen Einleitung bespricht er Friedrich's Beziehungen zum Mannschaftsstand, besonders seine Sorge für kranke und verwundete Soldaten, die er mit vielen Thatsachen belegt. Weniger einverstanden wird man mit ihm sein, „daß jeder Soldat der Armee Friedrich's des Großen den Feldherrnstab in der Patrontasche getragen", wie in den Reglements von 1743 zu lesen. Er führt die betreffende Stelle nicht an, sie lautet: „Ein Nichtedelmann von offenem Kopf, großen Meriten und gutem Exterieur kann nach zwölfjähriger Dienstzeit zum Offizier vorgeschlagen werden." Ob das ein Beweis für jenen Satz ist? In einem Armeebefehl vom 5. Februar 1778 heißt es allerdings: „Sollten sich mank (unter) den Unteroffiziers welche so hervorthun, daß sie sich sehr distinguiren, so sollen sie nicht allein Offiziere werden, sondern auch eines Adelspatents sich verdient machen." Mehrere Gemeine sind auch bis zu den höchsten Offizierchargen aufgestiegen, und der Verfasser führt einige derselben an, aber durch diese seltenen Ausnahmen wurde die Regel nicht geändert.

Als biographische Artikel sind: „Lothenius, der königliche Leibarzt und Generalstabsmedicus", und „Prinz Heinrich, Zögling des großen Oheims", eingeschoben. Ersterer war ein höchst verdienter Mann, dessen Name leider in der ärztlichen Welt jetzt ziemlich vergessen ist; letzterer der Lieblingsneffe des Königs, von diesem erzogen und herangebildet, aber schon in seinem zwanzigsten Jahre gestorben. Der König schrieb darüber an seinen Bruder Heinrich in einem thränenbenetzten Briefe: „Diese Nachricht traf mich wie ein Blitzschlag. Ich habe dieses Kind wie meinen eigenen Sohn geliebt."

Der folgende Abschnitt stellt Friedrich als Erzieher und Bildner seiner Armee dar. Ueber diesen Gegenstand brachte die „Allgemeine Militärzeitung" vor einigen Jahren eine Reihe von trefflichen Artikeln; Graf zur Lippe fügt noch manches hinzu und begleitet es mit richtigen

Bemerkungen. Was der König am 4. Mai 1767 an seinen Bruder geschrieben: „Es stünde schlecht mit diesem Lande, wenn man jemals die Armee vernachlässigte", ist seit der traurigen Bestätigung dieses Ausspruchs, welche den Sturz von 1806 herbeiführte, wieder zum vollen Bewußtsein gekommen und wird als ein Vermächtniß des größten Herrschers hoffentlich nie wieder vergessen werden — wir dürfen unter „diesem Lande" jetzt wol Deutschland in seiner Wiedergeburt verstehen.. Friedrich's besondere Beziehungen zu seinen Offizieren schildert der Verfasser nach verschiedenen Richtungen: „Das höhere Motiv und den höhern Modus des Dienens inculcirte Friedrich seinen Offizieren"; warum den schönen Gedanken nicht einfacher geben? Eine gewisse Manierirtheit des Stils, Vorliebe für Fremdwörter und gespreizte Ausdrücke finden wir überhaupt in manchen Stellen wieder. Der König wünschte, daß bei seinem Adel die Ehre des Dienens den Vorrang habe vor den Privatinteressen. Einem Offizier, der seinen Abschied nachsuchte, um seine Güter zu übernehmen, schrieb er: „Ich gebe Euch zur Antwort, daß Ihr Euch was schämen solltet, daß Ihr so wenig Ambition habt und nicht weiter dienen wollt. Könnt Ihr es denn nicht machen wie andere Offiziers, die auch Güter haben und doch im Dienst bleiben?" Der Offizier bat jedoch wiederholt um Entlassung und erhielt sie endlich durch die eigenhändige Randbemerkung: „Abscheid vor einen Preußen, der nicht dienen will und also den man Gott danken muß, daß man ihn los wird." Heirathsgesuche bewilligte der König selbst höhern, gut empfohlenen und ausgezeichneten Offizieren nicht gern; wenn einer eine sogenannte gute Partie zu machen wünschte, argwöhnte Friedrich gleich Abschiedsgedanken. Große Herren fanden in seiner Armee kein Eldorado, fremde Prinzen mußten sich eine Garnison in der Provinz gefallen lassen, selbst in kleinen Städten, wo sie im täglichen Umgang nur auf die Offiziere einer einzigen Schwadron angewiesen waren. Der Erbprinz vom Anhalt stand in Gardelegen, einer seiner Brüder in Herford, ein anderer in Stargard, ein Herzog von Holstein-Gottorp in einem ostpreußischen Oertlein, von wo er sich oft absentirte. Der König reprimandirte ihn darüber, und später noch einmal, daß er sich den starken Getränken ergeben hatte. Urlaub erhielt der Offizier nur alle 4—5 Jahre auf höchstens 3 Monate, und auch dann nur, wenn er die triftigsten Gründe anführte. Im Jahre 1776 wurden drei Gardelieutenants wegen eines Nachtbesuchs ohne Urlaub in einer Nachbargarnison zu sechsmonatlichem Festungsarrest verurtheilt. Auf der andern Seite sorgte der König aber für das Wohl seiner Offiziere, belohnte ihre Thaten, und unterstützte sie in der großmüthigsten Weise. Drei Beiträge zur Armeespecialgeschichte (Bajonnet, Reiterhut, Lanze) und drei Lebensbildsupplemente (Saldern, Quintus Icilius und der Reitgerten-Schwerin, so genannt, weil er, vom Könige gekränkt, „einen Hundsfott darauf gesetzt", wenn er den Degen wieder zöge, und dann die Erlaubniß erhielt, sein Regiment mit der Reitgerte zu führen) nebst einigen Beilagen beschließen die „Militaria", welche dem Leserkreise, für den sie geschrieben sind, eine interessante Lektüre bieten werden.

Karl Gustav von Berneck.

Feuilleton.

Pariser Wegweiser.

Wir haben das frische Buch Julius Rodenberg's: „Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht", an der Spitze dieser Nummer besprochen; wir verweisen im Anschluß an diese Besprechung auf einen „Pariser Führer", der durch die Namen seiner Mitarbeiter in der That einen hervorragenden Rang einzunehmen verspricht. Dieses Werk: „Paris-Guide", erscheint in der Librairie internationale und beabsichtigt ein vollständig erschöpfendes Bild der französischen Hauptstadt in socialer, artistischer und wissenschaftlicher Hinsicht zu bieten. Wir entnehmen dem Programm die folgenden Mittheilungen über die Eintheilung des Werks und die Hauptmitarbeiter: „Die allgemeine Einleitung, welche die Physiognomie des heutigen Paris schildert, schreibt Victor Hugo. Für die Geschichte der Stadt, ihre wissenschaftlichen Anstalten, ihre Institutionen sind L. Blanc, Pelletan, Fournier, Renan, Sainte-Beuve, Berthelot, Littré, Michelet, Laboulaye, Th. de Banville und andere gewonnen. Die verschiedenen Gebiete der Kunst, die Museen, Palais, Theater u. s. w. werden Théophile Gautier, Edgar Quinet, A. Houssaye, E. Augier, die beiden Dumas, Taine, Coqueret und andere behandeln. Das pariser Leben, die Sitten, Moden, socialen Zustände sind Federn wie George Sand, Jules Janin, Véron, Champfleury, Legouvé, Paul Féval, Villemot, Alphonse Karr, Paul de Kock, E. Forcade anvertraut. Die Sanitätsverhältnisse von Paris, die Spitäler, die Friedhöfe, die Morgue schildern Nélaton, Tardieu und J. Noriac; die Gefängnisse J. Simon, die Gerichtssäle Jules Favre und Berryer. Die Umgebung von Paris, incl. der „braven Landleute", besorgen Victorien Sardou, L. Leroy und Paul Foucher. Die politische Presse der Hauptstadt wird durch Laboulaye und E. de Girardin, die Druckereien werden durch Firmin Didot geschildert. Die Fremden in Paris sind nicht vergessen; im Gegentheil, das Leben und Treiben der Ausländer soll in anziehenden Bildern beschrieben werden. Jede Nation wird abgesondert und fast jede durch einen Schriftsteller aus ihrer Mitte behandelt; die Deutschen von L. Bamberger, die Italiener von Petruccelli della Gattina, die Russen, Engländer und Spanier werden durch Specialisten besprochen. Selbst die Luft und die Kloaken finden ihren competenten Schilderer in dem unermüdlichen Nadar, der wiederholt aufgefahren und hinabgestiegen, der die eilenden Wolken, «die Segler der Lüfte», und das übelduftende Reich der Ratten photographirt. Nicht nur der Inhalt, sondern auch die Ausstattung des Buchs wird eine ungewöhnliche sein. Hundert große Illustrationen, nach Zeichnungen von Ingres, Meissonier, Barye, Français, Rosa Bonheur, Gérome, Viollet-le-Duc, Daumier u. s. w., sowie dreißig Pläne und Karten werden es schmücken." In der That darf man dieser pariser Encyklopädie in zwei Bänden mit Spannung entgegensehen; es wird einen würdigen Pendant zu den ältern Werken Mercier's über Paris bilden. Eine Schilderung der Comédie française z. B., von Emile Augier, der premières représentations von A. Dumas jun., der pariser Journale von Emile de Girardin, der Boulevards von Paul de Kock, des Blumenmarkts von A. Karr, des Quartier latin von Th. de Banville, der Advocaten von Berryer und Jules Favre, und ähnliche durch ein genaues Inhaltsverzeichniß in Aussicht gestellten Aufsätze versprechen, als von den gewiegtesten und geist-

reichsten Fachmännern ausgehend, in der That eine besondere Anziehungskraft auszuüben.

Zu den pariser Wegweisern für die Industrieausstellung darf man auch noch den „Illustrirten Katalog der Pariser Industrieausstellung von 1867", herausgegeben mit erläuterndem Texte vom österreichischen Ministerialrath Dr. Wilhelm Hamm (Leipzig, Brockhaus) rechnen. Dieses Werk hat sich noch einen höhern Zweck vorgesetzt: es will als Muster- und Nachschlagebuch für alle Gewerbtreibenden dienen und zugleich durch die Erläuterungen eines so sachkundigen Autors einen Beitrag zur Geschichte der Industrie liefern.

Literarische Notizen.

Das unerschöpfliche Oelkrüglein, wenn auch nicht der Witwe, so doch der Nichte, der Nachlaß Varnhagen's von Ense, spendet wieder einmal neuen Stoff, diesmal aber keinen politischen Brennstoff, sondern bloßen Nahrungsstoff für die Lampen der Literarhistoriker und Culturhistoriker. Aus diesem Nachlaß wurden „Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a., nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense" (2 Bde., Leipzig, Brockhaus, 1867), von Ludmilla Assing veröffentlicht.

Uebrigens ist die Nichte Varnhagen's von Ense infolge der preußischen Amnestie, die sie von einer längern Strafhaft wegen der Veröffentlichungen aus Varnhagen's von Ense Nachlaß befreite, von den Ufern des Arno zum Besuch nach Berlin gereist. Gewiß wird sie nicht an jenem Hause in der Mauerstraße vorübergehen, wo sich der Rahel'sche Espritsalon in einer neuen politisch bewegten Zeit lebendig erhielt und alle namhaften Autoren Deutschlands anzusprechen pflegten.

Nicht minder unerschöpflich wie Varnhagen's Nachlaß scheinen die Offenbarungen des nordamerikanischen Propheten Andrew Jackson Davis zu sein, des Jakob Böhme von Poughkeepsie, dessen Lehren ein Artikel in der „Quarterly Review": „New American Religions" (April 1867), mit der Sekte der Shakers in Verbindung bringt. Von allen diesen Werken stehen deutsche Uebersetzungen in Aussicht. Eins der wichtigsten: „Der Reformator. Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden und die sieben Phasen der Ehe", ist soeben von Gregor Constantin Wittig (Leipzig, Franz Wagner), ins Deutsche übersetzt worden. Wir kommen auf diese neue Offenbarungsphilosophie noch einmal näher zurück, können aber nicht umhin, unsern Lesern hier ein Register der ins Deutsche übertragenen Werke des nordamerikanischen Mystikers zu geben, für welchen der greise Nees von Esenbeck in seinen letzten Lebensjahren ein tiefergehendes Interesse bewährte: „Die Principien der Natur, ihre göttlichen Offenbarungen und eine Stimme an die Menschheit"; „Eine Karte, darstellend einen Umriß von der fortschreitenden Geschichte und der herannahenden Bestimmung des Menschengeschlechts. Eine Vision"; „Die Philosophie von den besondern göttlichen Vorsehungen""; „Die große Harmonie oder eine philosophische Offenbarung des natürlichen, geistigen und himmlischen Universums", erster Band: der Arzt, zweiter Band: der Lehrer, dritter Band: der Seher; „Der harmonische Mensch oder Gedanken für das Zeitalter"; „Freie Gedanken über Religion oder Natur gegen Theologie"; „Der Zauberstab, eine Autobiographie"; „Die Philosophie des geistigen Verkehrs, eine Erklärung moderner Geheimnisse"; „Die herannahende Krisis"; „Das gegenwärtige Zeitalter und das innere Leben"; „Die Penetralia oder harmonische Antworten auf wichtige Fragen"; „Die Geschichte und Philosophie des Uebels"; „der Vorbote der Gesundheit" u. s. f. In der That, an Productivität fehlt es diesem Verkündiger der Harmonien nicht, obgleich mancher, wenn er den Sphärengesang dieser Titel hintereinander anhört, gewiß mit dem Schüler in „Faust" ausrufen möchte: „Mir wird von all dem Zeug so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum!"

Zu der in Wien erscheinenden „Aesthetischen Rundschau" erscheint neuerdings ein „Wiener Literaturblatt" unter der Redaction von A. von Czeke, das sich hoffentlich von der einseitigen Färbung freihalten wird, welche manche Correspondenzen der „Rundschau" kennzeichnen. Die übersendete Probenummer enthält eine beträchtliche Zahl meistens kurzgefaßter Kritiken, von denen wir eine anerkennende Besprechung von Gutzkow's „Hohenschwangau" hervorheben.

Der 902. Band der Tauchnitz'schen „Collection of British authors" enthält den ersten Band einer Dante-Uebersetzung von dem berühmten nordamerikanischen Dichter Longfellow, und zwar die Uebersetzung des „Inferno". Die Uebersetzung löst die Terzine in den reimlosen blanc-vers auf, doch besitzt Longfellow Sprachgewandtheit und die Kraft plastischen Ausdrucks. Die eingehenden Noten nehmen mehr als die Hälfte des Bandes ein.

Der Vorstand des Deutschen Schriftstellervereins hat einen Aufruf zu einem Deutschen Schriftstellertage erlassen, der am 9. und 10. Juni zu Leipzig im Schützenhause stattfinden soll. Die Verhältnisse des vorigen Sommers hatten die in den Pfingsttagen beabsichtigte Zusammenkunft nicht gestattet. „In allen Ständen", sagt der Aufruf, „haben solche Vereinigungen stattgefunden und überall haben sie segensreiche Folgen nach sich gezogen. Die deutschen Schriftsteller dürften aber um so weniger in dieser Beziehung zurückstehen, weil ihre Interessen am meisten gefährdet sind und fortwährend geschädigt werden."

Der erfurter Teppich mit Bildern aus der Geschichte Tristan's und Isolde's.

Die Stoffe für die bildende Kunst des Mittelalters, für Plastik und Malerei, der sich die Stickerei anreiht, sind bekanntlich vorzugsweise der Bibel, der Legende und den apokryphischen Schriften entnommen. Seltener wurde die heimische oder die romantische Sage benutzt. Aber auch solche bisjetzt nur in geringer Anzahl entdeckte Kunstwerke geben Zeugniß von der innigen und lebendigen Theilnahme des Volks und mehr noch der Vornehmen an diesen Stoffen weltlicher Erzählung. Würde ein Bild oder eine Stickerei mit Darstellungen aus der Heiligengeschichte neu aufgefunden, so würde der Gegenstand an sich nicht das Interesse in höherm Maße erwecken, weil ähnliche Werke schon in Masse vorhanden sind. Anders bei einem Kunstwerke, welches Sagengestalten aufweist. Ein solches wird um seines Inhaltes willen als Alterthum für die Literaturgeschichte und Culturgeschichte für wichtig zu erachten sein, wenn es auch in seiner Form ohne künstlerischen Werth ist. Darum mag hier nachträglich auf einen Fund aufmerksam gemacht werden, der vor Jahresfrist dem bekannten Maler Eberlein zu Nürnberg glücken sollte. Er entdeckte in einem versteckten Winkel des erfurter Doms einen gestickten Teppich, höchst wahrscheinlich ein Tafeltuch, mit Darstellungen aus der Geschichte von Tristan und Isolde. Derselbe stammt, nach den Trachten sowie aus der Sprache der halb niederdeutschen Inschriften zu schließen, aus dem 14. Jahrhundert. Im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" (Nr. 1, Jahrgang 1866) gab August von Eye eine genauere Beschreibung. Auch verbreitete er sich über die Tradition, welcher der Künstler oder die Künstlerin folgte. Aus allem geht hervor, daß das Gedicht Gottfried's von Strasburg nicht zum Vorbilde für die künstlerische Darstellung diente, sondern daß die Bilder mehr mit der Bearbeitung stimmen, wie sie das jüngere Volksbuch von Tristan kennt. Dem Aufsatze Eye's ist eine Abbildung beigegeben. Das wäre die vierte bildliche Darstellung aus der Tristan-Sage, die bisher bekannt wurde. Eine findet sich unter den runkelsteiner Frecken, ein zweiter Teppich wird im Frauenkloster zu Wienhausen bei Celle aufbewahrt, ein Elfenbeinkästchen mit Reliefsculpturen befindet sich in England. Es wäre erwünscht, wenn auch eine fünfte durch Beschreibung und Abbildung bekannt gemacht würde. Es ist dies ebenfalls, wenn wir nicht irren, ein Reliefbild und zwar auf einem Frauenkamme, der im

Dome zu Bamberg aufbewahrt wird und früher für einen Kamm der Kaiserin Kunigunde gehalten wurde. Das Bild stellt die Scene am Brunnen dar, die Inschrift ist romanisch, soviel wir wissen altfranzösisch.

Biblisographie.

Armand, Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürsten-Vereins in Texas. 2 Bde. Leipzig, F. Fleischer. 8. 3 Thlr.

Baker, S. W., Der Albert Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. 1ster Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Becker, H., Lebensbild des Propheten Jesaia. Göttingen. Gr. 4. 10 Ngr.

Bell, A., Ranken. Gedichte. 2te Aufl. Wien, Hartleben. 16. 15 Ngr.

Behringer, E., Das Morgenopfer der Natur. Eine Frühlingsgabe. 2te Aufl. Würzburg, Stuber. 8. 6 Ngr.

Bernstein, A., Naturwissenschaftliche Volksbücher. Neue wohlfeile Gesammtausgabe. 1ste Lief. Berlin, F. Duncker. 8. 3 Ngr.

Beyerle, A., Ueber die Todesstrafe. Vortrag im königl. Württembergischen Justizministerium erstattet. Stuttgart, Metzler. Lex.-8. 16 Ngr.

Bismarck's, Graf, Rede, gehalten am 18. März 1867 in der Sitzung des norddeutschen Reichstages, vom Standpunkte der Geschichte beleuchtet. Berlin, Herrmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Boegehold, J., Jerusalem und die heiligen Stätten, nebst einem Anhang über die Zukunft Israels und des heiligen Landes. Berlin, Beck. 8. 10 Ngr.

Caro, E., Goethe-Studien. Aus dem Französischen von I. Germak. Przemysl, Gebr. Jelen. 8. 20 Ngr.

Cassel, P., Hohenzollern, eine etymologische Betrachtung. Berlin, Beck. Hoch 4. 3 Ngr.

Cooke, A. C., Eine englische Kritik über den Krieg in Böhmen. Skizze des Feldzuges in Oesterreich im Jahre 1866. Uebersetzt von einem preußischen Offizier. Berlin, Bath. Gr. 8. 12 Ngr.

Cornelius, C. S., Ueber die Bedeutung des Causalprincips in der Naturwissenschaft. Halle, Schmidt. Gr. 8. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., Mosaik. Kleine Schriften zur Geschichte und Literatur. Leipzig, Barfürst. Br. 8. 2 Thlr.

Elze, K., Der englische Hexameter. Eine Abhandlung. Dessau, Aue. Gr. 4. 10 Ngr.

Felder, F. M., Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit. 2 Bde. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Fortlage, C., Friedrich Rückert und seine Werke. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 25 Ngr.

Frommelt, G., Wilde Rosen. Gebrochen auf Preußens Schlachtfeldern. Gedichte. Jauer, Plan. 8. 5 Ngr.

Gesichten des Alleinreisens. Aus dem Englischen. Würzburg, Julien. 16. 10 Ngr.

Gneist, R., Budget und Gesetz nach dem konstitutionellen Staatsrecht Englands mit Rücksicht auf die deutsche Reichsverfassung. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn. 2te vermehrte Aufl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 2 Thlr.

Grimm, H., Holbein's Geburtsjahr. Kritische Beleuchtung der von den neuesten Biographen Holbein's gefundenen Resultate. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Rede auf Schinkel. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Häcker, L., Amerikanische Reise-Skizzen aus dem Gebiete der Technik, Landwirthschaft und des socialen Lebens. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hahn, E., Das graue Haus in der Rue Richelieu und eine Criminalgeschichte. Würzburg, Julien. 16. 10 Ngr.

Hahn, W., Helgi und Sigrun. 12 Lieder germanischer Heldensage. Nebst einer Abhandlung über die Helgi-Lieder der Edda. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 20 Ngr.

Hansen, J. P., Liebe und Haß. Geschichtlich-romantische Erzählung. 2 Bde. Brüssel. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Henoch-d'Albert, Pauline, Das Blumenmädchen. Schauspiel. Wien, Czermak. 8. 16 Ngr.

Herbarium. Botanische Dichtungen von Prunus Spinosa. Breslau, Schletter. 16. 7½ Ngr.

Heyse, P., Die glücklichen Bettler. Morgenländisches Märchen in 3 Akten frei nach Carlo Gozzi für die Bühne bearbeitet. Berlin, Hertz. 8. 25 Ngr.

Hoefer, E., Neue Geschichten. 2 Bde. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 3 Thlr.

Hoppensack, L. A., Therese, ein Volkslied aus dem Münsterthale des Schwarzwalds in 11 Gesängen. Mainz, Kupferberg. 16. 18 Ngr.

Jahn, O., W. A. Mozart. 2te, durchaus umgearbeitete Aufl. 1ster Thl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. Bodenstedt. 2ter Jahrgang. Berlin, G. Reimer. Lex.-8. 3 Thlr.

Judeich, E., Vortrag über das Recht der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken. Dresden. Gr. 8. 6 Ngr.

Kirchhoff, A., Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und bei Göthe. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 12 Ngr.

Klopp, O., Der König Friedrich II. von Preußen und seine Politik. 2te neu gearbeitete Aufl. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 3 Thlr.

Knies, K., Das moderne Kriegswesen. Ein Vortrag. Berlin, Eichhoff. 8. 10 Ngr.

Koppel, F., Zwei Brüder in Jesu. Roman. Stuttgart, Krüner. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Körner, F., Welt und Lieb. Gedichte. Wien, Hartleben. 16. 20 Ngr.

Lebberhose, K. F., Altes und Neues aus dem Schatze christlicher Biographien. Basel, Spittler. 8. 15 Ngr.

Man stille, lieber Ludewig, Luxemburg, das kriegst Du nich! Ein Niederländer componirt von einem Nordländer. Herausgegeben von M. J. R. Selber. Berlin, Mecklenburg. Gr. 8. 1½ Ngr.

Markgraf, H., Ueber das Verhältniss des Königs Georg von Böhmen zu Papst Pius II. 1458—1462. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 4. 15 Ngr.

Mönch, H. H., Altenahr und seine Umgebung. Historisch-poetisch geschildert für die Freunde und Besucher des Ahrthals. Linz am Rhein. 16. 7½ Ngr.

Der Mutter letzte Worte. Von der Verfasserin von „Amy Herbert", „Ein Blick in die Welt" 2c. Aus dem Englischen. Hamburg, W. Oncken. 8. 3 Ngr.

Mützelburg, A., Novellen. 2 Bde. Berlin, Eichhoff. 8. 3 Thlr.

Nasse, E., Die Niederlande und Preussen. Eine Antwort an Herrn Groen van Prinsterer. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nütten, Die Armee und die Erhaltung der Volkskraft. Vortrag. Potsdam, Riegel. 16. 5 Ngr.

Oosterzee, J. J. van, Das Johannesevangelium. 4 Vorträge. Autorisirte deutsche Ausgabe. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Opitz, T., Die Germanen im römischen Imperium vor der grossen Völkerwanderung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Patterson, R. H., Der Krieg der Banken. Aus dem Englischen von J. v. Holtzendorff. Berlin, Springer. Gr. 8. 8 Ngr.

Peters, W., Ueber Wohnen und Wandern der Thiere. Vortrag. Berlin, Schroeder. 8. 10 Ngr.

Petersen, F. C., Pariser Leben. Federzeichnungen und Plaudereien. 1stes Bdchn. München, Merhoff. 8. 15 Ngr.

Pichler, A., Allerlei Geschichten aus Tirol. Jena, F. Frommann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Preußens Unberuf. Eine aus dem Englischen übersetzte Kritik der von Ketteler'schen Schrift: Deutschland nach dem Kriege von 1866. München, Lentner. 8. 5 Ngr.

Reinhard, L., Komische Spaziergänge. Coburg, Sendelbach. Gr. 8. 20 Ngr.

Ribbeck, O., Griechenland und Deutschland. Rede. Kiel, Schwers. Gr. 8. 5 Ngr.

Roth, K. de, Richard Cobden, ein Meister der Staatswirthschaft und Muster politischer Redlichkeit, in Leben und Leistungen ein nachahmungswürdiges Vorbild. Nach dem Englischen bearbeitet. Coburg, Riemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Schaff, P., Geschichte der alten Kirche. Von Christi Geburt bis zum Ende des 6. Jahrhunderts. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 6 Thlr.

Schellenberg, E. O., Die Offenbarung Johannis. Vortrag. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 4 Ngr.

Schenkel, D., Die gegenwärtige Lage der protestantischen Kirche in Preußen und Deutschland. Ein Vortrag. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 10 Ngr.

Scherenberg, E., 1866. Dichtungen. Berlin, H. Schindler. 8. 10 Ngr.

Schmelzer, C., Was hat die Einigung Norddeutschlands zu bedeuten? Drei Vorträge über den Antheil der Norddeutschen an der Geschichte des gesammten Vaterlandes. Guben, Ehrlich. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scholl, C., Die Entstehung der geistlichen und weltlichen Macht des Papstthums. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 15 Ngr.

Schubert, J., Zeugnisse der Wahrheit. In Briefen und Gedichten. Basel, Riehm. Gr. 8. 16 Ngr.

Stahl, A., Novellen und Skizzen. 3 Bde. Leipzig, F. Fleischer. 8. 4 Thlr.

Stier, G., und F. Stier, D. Ewald Rudolf Stier. Versuch einer Darstellung seines Lebens und Wirkens. 1ste Hälfte, die Zeit von 1800 bis 1825 umfassend. Wittenberg, Kölling. Br. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Stifft, A. v., Modernes Leiden. Roman. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Thlr.

Stolz, A., Witterungen der Seele. Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strack, K., Bilder aus der Reformationsgeschichte. 4. Bd. Geschichte der evangelischen Secten. Leipzig, Schlicke. 8. 24 Ngr.

Sulzbach, A., Renan und der Judaismus. Frankfurt a. M., Kauffmann. 8. 8 Ngr.

Wackernagel, P., Beiträge zur niederländischen Hymnologie. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Lieder der niederländischen Reformirten aus der Zeit der Verfolgung im 16. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Hoch 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wattenbach, Ludwig Häuffer. Ein Vortrag. Heidelberg, Emmerling. Gr. 8. 2 Ngr.

Webewer, H., Das Christenthum und die Sprache. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst u. Wiss. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wegener, W., Siegfried und Chrimhilde. Eine poetische Neugestaltung der Nibelungensage. Brandenburg, Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weyden, E., Geschichte der Juden in Köln am Rhein von den Römerzeiten bis auf die Gegenwart. Nebst Noten und Urkunden. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zezschwitz, G. v., Der Entwicklungsgang der Theologie als Wissenschaft insbesondere der praktischen. Eine academische Rede. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber den Willen in der Natur.

Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat, von

Arthur Schopenhauer.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage,

herausgegeben von Julius Frauenstädt.

8. Geh. 1 Thlr.

Schopenhauer selbst sagt von dieser dem Umfang nach kleinen, dem Inhalt nach wichtigen Schrift, daß er in derselben die Grundwahrheit seiner Lehre mit so großer Deutlichkeit wie sonst nirgends erörtert und bis zur empirischen Naturerkenntniß herabgeführt habe. Er erklärt daher die Berücksichtigung derselben für nothwendig zur gründlichen Kenntniß und ernstlichen Prüfung seiner Philosophie.

Die vorliegende dritte Auflage ist von dem Herausgeber mit den zahlreichen Zusätzen bereichert worden, welche Schopenhauer für dieselbe in seinem mit Papier durchschossenen Handexemplar der zweiten Auflage hinterlassen hat. Sie ist daher auch für die Besitzer der frühern Auflagen von Werth.

Folgende Werke Schopenhauer's erschienen in demselben Verlage:

Die Welt als Wille und Vorstellung. Dritte, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Zwei Bände. 8. 6 Thlr.

Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Eine philosophische Abhandlung. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Mit einer lithographirten Figurentafel. 8. 1 Thlr.

Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Neue wohlfeile Ausgabe in 70 Heften zu 5 Ngr.

Der um ein Drittheil verminderte Preis der neuen wohlfeilen Ausgabe dieses anerkannt trefflichen Werks macht dasselbe den weitesten Kreisen des deutschen Publikums zugänglich. Vom März d. J. an erscheinen monatlich 3 Hefte. Das Werk ist aber auch in 7 Bänden nach und nach oder auf einmal, geheftet oder gebunden, sofort zu beziehen. Ein Probeheft, mit Proben der Abbildungen und des Textes, sowie ein Prospect ist in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben.

Preisermässigung werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Der darüber soeben ausgegebene Katalog besteht aus folgenden fünf Abtheilungen:

I. Abtheilung: 1. Bibliographie. Encyklopädische Werke. Literatur- und Sprachwissenschaft. Zeitschriften. — 2. Griechische und römische Philologie. Alterthumswissenschaft. Orientalia. — 3. Theologie. Philosophie. — 4. Pädagogik. Wörterbücher. Grammatiken. Lehrbücher. Jugendschriften. — 5. Geographie. Länder- und Völkerkunde. Reisen.

II. Abtheilung: 1. Rechtswissenschaft. Staatswissenschaften. — 2. Geschichte. Memoiren und Biographien.

III. Abtheilung: 1. Medicin. Naturwissenschaften. — 2. Mathematik. Militärwissenschaften. Technologie. Baukunst. — 3. Handelswissenschaften. Haus- und Landwirthschaft. Forst- und Jagdwissenschaft.

IV. Abtheilung: Deutsche schöne Literatur: 1. Erläuterungsschriften. Gesammelte Werke. Briefwechsel. Kunstliteratur. — 2. Altdeutsche Literatur. — 3. Romane und Erzählungen. — 4. Gedichte. — 5. Dramatisches.

V. Abtheilung: Ausländische Literatur in den Originalsprachen und in Uebersetzungen.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Die Preisermässigung besteht nur für einige Zeit. Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt gewährt.

Beliebte Novellisten

werden als Mitarbeiter für eine bekannte renommirte Zeitschrift (gegen vorzügliches Honorar) zu engagiren gesucht. — Nähere Auskunft wird die Wallerstein'sche Buchhandlung in Dresden auf frankirte Anfragen mittheilen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anthologie universelle.

Choix des meilleures poésies lyriques des diverses nations dans les langues originales.

Par **Joaquim Gomes de Souza.**

In-8. Geh. (4 Thlr.) Ermässigter Preis 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die «**Anthologie universelle**» bietet eine Auswahl der vorzüglichsten lyrischen Poesien der verschiedenen europäischen Literaturen. Sie will die Idee einer Weltliteratur verkörpern, indem sie ohne Rücksichtnahme auf Sprache und Inhalt die schönsten und duftigsten Blüten, welche der Dichtergeist überall und zu den verschiedensten Zeiten auf der Erde getrieben hat, zu einem reichen Kranze zu vereinen strebt. Als ein lautredendes Zeugniss für das Streben der Völker nach geistiger Verbrüderung wird sich das Buch, unbekümmert um die Grenzen, welche die Länder trennen, überall bei Freunden der Dichtkunst und sprachlicher Studien, wie auch gewissermassen als literarische Curiosität ein fortdauernd reges Interesse bewahren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 30. Mai 1867.

Inhalt: Byron in neuen Uebersetzungen. Von Rudolf Gottschall. — Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs. Von Adolf Stern. Zweiter Artikel. — Zur Stilfrage. Von Adolf Zeising. — Eine Neudichtung des Nibelungenliedes. — Feuilleton. (Vom deutschen Theater; Nekrologe; Literarische Notizen.) — Anzeigen.

Byron in neuen Uebersetzungen.

1. Lord Byron's Werke. Uebersetzt von Otto Gildemeister. Sechs Bände. Zweite Auflage. Berlin, G. Reimer. 1866. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Lord Byron's sämmtliche Werke. Deutsch nebst einleitendem Vorwort über die Byron'sche Dichtung von Alexander Neidhardt. Acht Bände. Berlin, Hofmann und Comp. 1865. Gr. 16. 2 Thlr.

Gegenüber einer Kritik, welche in Byron's Dichtungen nur Naturfehler und Geschmacksfehler sieht, einer Kritik, die von einer großen geschichtlichen und literargeschichtlichen Firma ausgeht, muß es befremdlich erscheinen, daß immer neue Uebersetzer bestrebt sind, seine Werke der deutschen Literatur anzueignen und daß diese Uebersetzungen zum Theil so lebhaften Anklang finden und es so rasch zu neuen Auflagen bringen. So hat die vorliegende vortreffliche Uebersetzung von Otto Gildemeister (Nr. 1) bereits eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage im Lauf zweier Jahre erlebt. Ist Byron in der That nur eine so vorübergehende Literaturerscheinung, wie jene Autoritäten meinen, nur das krankhafte Product einer krankhaften Zeit — wie kommt es denn, daß er in unserer Epoche, die sich ja ihrer geistigen Gesundheit und realistischen Tüchtigkeit rühmt, noch fortwährend die Geister fesselt, und zwar, trotz seiner Natur- und Geschmacksfehler, gerade die Geister, die für dichterische Schönheit empfänglich sind, was man unsern unfehlbaren Literaturpäpsten nicht einmal so ohne weiteres nachrühmen kann?

In dieser selbstgewissen Rechnung, welche den Dichter aus einer Summe von Eigenschaften zusammenaddirt, muß ein Rechnungsfehler sein, und es ist offenbar ein Fehler im Ansatz. In jedem dichterischen Genie steckt etwas Geheimnißvolles, was für derartige kritische Ansätze unbrauchbar ist, etwas Unwägbares, Unmeßbares. Wir möchten sagen, jedes Genie hat eine organische Basis, die sich der chemischen Analyse als ein Letztes, nicht weiter zu Analysirendes enthüllt, die aber für eine äußerliche botanische Betrachtung gar nicht existirt. Auf dieser organischen Basis, auf der die narkotischen Wirkungen vieler Pflanzen beruhen, beruhen auch die berauschenden Wirkungen des dichterischen Genius.

Doch auch schon vor Gervinus hat man Byron nicht für voll gehalten; auch schon vor Gervinus hat man Lessing's „Laokoon" gegen ihn heraufbeschworen und gegen seine, die strengen Grenzen der dichterischen Gattungen verwischenden Poesien gleichsam die actio finium regundorum angestellt. Nicht nur seinen Weltschmerz, seine maßlose Subjectivität hat man ihm zum Vorwurf gemacht, noch mehr, daß er keine poetische Gattung rein ausprägte, daß er alle Schubladen der Poetik durcheinanderwarf und so der modernen Literatur eine gewisse künstlerische Verwilderung aufprägte. Wir haben in einem Aufsatz in „Unsere Zeit" (Neue Folge, II, 2, S. 481—511): „Byron und die Gegenwart", die geistige Bedeutung des Dichters gegen seine Ankläger zu retten gesucht; wir wollen hier, mit der Poetik in der Hand, seine Schöpfungen prüfen, inwieweit sie den alten Gattungen einzureihen sind, dieselben schädlich vermischen oder förderlich erweitern. Die Eintheilungen, die sich hierbei ergeben, werden uns zugleich zur Würdigung der vorliegenden Uebersetzungen den genügenden Maßstab bieten.

Die erste größere erfolgreiche Dichtung Byron's: „Childe Harold's Pilgerfahrt", gehört dem Anschein nach schon zu den ästhetischen Zwittergeburten, welche, halb episch, halb lyrisch, halb didaktisch, sich unter keine feststehende Rubrik unterbringen lassen und der Anstrengungen der Fachmänner spotten, die sich damit bemühen. Bei oberflächlicher Betrachtung wäre man noch am meisten geneigt, die Dichtung zu dem beschreibenden Genre zu zählen, dessen selbständige Berechtigung als ein losgelöstes Glied des Epos mindestens zweifelhaft erscheint. Sind es nicht die Schilderungen eines Touristen, der in Spanien, Italien, Griechenland vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt hat und uns in poetischer Form die Merkwürdigkeiten der „großen Tour" beschreibt?

Doch es handelt sich im „Childe Harold" nicht um todte Beschreibung. Die Dichtung ist durchweg von einer einheitlichen Stimmung getragen, und diese Stimmung ist die elegische. Elegie im weitern Sinne kann man nach den altgriechischen Vorbildern jede Gedankendichtung nennen,

in welcher Reflexion und Schilderung sich mischen. Auch die Liebespoesien eines Tibull und Properz gehören in ihren Bereich. Im engern Sinne mag man unter Elegie Dichtungen verstehen, in denen der Hauch der Klage, die Trauer über die Vergänglichkeit des Irdischen, der geschichtlichen Größe wie der Schönheit und Jugend herrscht. Solche Elegien in der Form einzelner kleinerer Gedichte verfaßten die sentimentalen Dichter Hölty, Salis und Matthisson; römische Liebeselegien nach dem Vorbilde des Properz dichtete Goethe; Gedankendichtungen im großen Stil Schiller. Eine solche Gedankendichtung ist auch Byron's „Childe Harold", die schon deshalb eine Elegie zu nennen wäre, selbst wenn nicht die Klage über eine sinnlos vergeudete Jugend, sowie die historische Trauer über den Trümmerbergen Griechenlands, auf der Rialtobrücke gegenüber den verfallenen Palästen des Großen Kanals der Lagunenstadt oder in der ewigen Roma ihr eine wehmüthig düstere Färbung gäben. Das descriptive Element tritt im „Childe Harold" zurück; die Dinge werden uns nirgends nach ihren äußerlichen Merkmalen vorgeführt, sondern im raschen Vorüberfliehen von der dichterischen Stimmung ergriffen; sie geben nur das äußere Bild für die gedankliche Vertiefung. Alles wird vom Geist bewältigt, vom Gefühl durchdrungen, seelisch assimilirt. Von einem epischen, an die Außenwelt sich hingebenden Behagen ist dabei nicht die Rede.

Von den Schiller'schen Gedankendichtungen unterschied sich das Werk indeß wesentlich durch den modernen Geist, der es beseelt. In Schiller's „Spaziergang" herrscht ebenfalls die stimmungsvolle Reflexion, die sich an die sich ablösenden Erscheinungen anschließt; doch diese Reflexion hat volle Klarheit, Gediegenheit; es ist der Geist des Denkers, der sich in den Aether des Allgemeinen versetzt, unabhängig von der flüchtigen Stimmung des Augenblicks; es ist ein antiker Sinn, dem die Sonne Homer's leuchtet und der im Wandelbaren das Ewige sucht und erkennt. Ganz anders ist dies bei Byron. Hier ist es die bestimmte Persönlichkeit in ihrer prickelnden fieberhaften Unruhe, in ihrer Genußsucht und Genußmüdigkeit, in ihrer gesellschaftlichen Blasirtheit und einsamen Naturfreudigkeit; hier ist es ein durchaus eigenartiger Dichter, ein fast paradoxer Sonderling, der die Eindrücke der Welt in sich aufnimmt und wiedergibt. Der Spiegel ist etwas hohl geschliffen, fast ein Vexirspiegel. Die Welt ist nur Stoff für den verzehrenden Genius, dessen umherflackernde Leuchte mehr Flamme ist als Licht. Dies Ueberwiegen der Subjectivität, aber einer interessanten, dämonischen, gibt der modernen Gedankendichtung die eigenthümliche Färbung. Aehnliche Elegien sind nach dem Vorgang des „Childe Harold" viele geschrieben worden, so z. B. Karl Beck's „Fahrender Poet", mit gleicher Anknüpfung an das Touristische, die „Todtenkränze" von Zedlitz, der „Schutt" von Anastasius Grün u. a.

Byron's „Childe Harold" bietet dem deutschen Uebersetzer von allen Byron'schen Dichtungen, kaum den „Don Juan" ausgenommen, in dessen Ton ein richtiger Instinct sich wol hereinzufinden vermag, die größten Schwierigkeiten dar. Die Spenser-Strophe mit ihrem Reimluxus, namentlich der eine, viermal wiederkehrende Reim, sind ein schwer zu überwindendes Hemmniß für eine Uebertragung, welche den äußern Wohlklang wiedergeben will, ohne sich dadurch zu schielenden Gedankenwendungen verleiten zu lassen. Diese Strophe, obschon sie wie alle Strophen mit häufig wiederkehrenden Reimen sich für reflectirende Dichtungen eignet, indem sie das Hinundhergehen der Reflexion und ihre beständige Rückkehr in das Innere des Geistes spiegelt, gewinnt doch leicht etwas Schleppendes. Otto Gildemeister hat dies meistens, wenngleich nicht immer, mit Glück vermieden. Es findet sich in seiner, sonst meisterhaften Uebertragung doch hin und wieder eine Strophe, welche zu künstliche Reime zeigt. Desto glücklicher sind die dithyrambischen Stellen übersetzt, in denen Byron's Muse einen hymnenartigen Schwung nimmt, wie z. B. die Schilderung des Ungewitters im Jura im dritten Gesang:

Der Himmel ist verwandelt! — Sturm und Nacht
Und Dunkel, furchtbar seid ihr von Gewalt,
Doch schön in eurer Stärke, wie die Pracht
Des dunkeln Weiberaugs. Von Spalt zu Spalt
Springt über krachendes Gefels und hallt
Der Donner — nicht aus einer Wolke blos,
Nein, das Gebirg von tausend Stimmen schallt,
Die Alpen jauchzen, und auf ihr Getos
Antwortend bricht von fern des Jura Donner los.

Und das ist in der Nacht! — Erhabne Nacht!
Du bist zum Schlummer viel zu groß und hehr:
Laß mich genießen deiner Wetter Schlacht,
Ein Theil vom Sturm und dir! Ein Phosphormeer
Leuchtet der See, und nun kommt dicht und schwer
Der Regen tanzend auf die Erde nieder,
Und nun ist alles schwarz, und rings umher
Hallen die Höhn von Bergesjubel wider,
Als säng' er für ein jung Erdbeben Wiegenlieder.

Neidhardt übersetzt diese Strophen:

Am Himmel welch ein Wechsel jetzt — o Nacht
Und Sturm und Dunkel! Wie gewaltig seid
Und doch wie lieblich ihr in eurer Macht,
Gleich dunklem Mädchenauge. Weit und breit
Von Riff zu Riff und widerhallend weit
Lebend'ger Donner prasselnd springt; nicht blos
Aus einer Wolke: jedem Berge leiht
Er Zungen, und vom Jura mit Getos
Tönt Antwort auf den Ruf aus dunkler Alpen Schos.

Und dies ist in der Nacht — o hehre Nacht!
Zum Schlummer wardst du kaum gesandt — laß mich
Stets theilen deine Lust voll wilder Pracht,
Ein Theil des Sturmes, ja, und deiner ich.
Fast wie ein Phosphormeer durchleuchtet dich
Der See — zum Grund der Regen tanzend fällt,
Und dann ist's wieder schwarz — jetzt schütteln sich
Die Höhn in Bergeslust, bis laut es gellt,
Als brächten sie ein jung Erdbeben froh zur Welt.

Der Vorzug der Gildemeister'schen Uebersetzung, was größern Schwung und Wohlklang betrifft, vor der Neidhardt'schen tritt überall zu Tage. Neidhardt vermeidet nicht genugsam matte Wiederholungen, wie wenn er auf „weit und breit" noch einmal „weit" reimt und so ein schwächliches Wort in den Reim stellt, oder unschöne Constructionen

wie: „deiner ich", oder er weicht wie in der Schlußzeile vom Originaltext ab. Im Englischen heißt es:

As if they did rejoice o'er a young earth-quake's birth.

Gildemeister übersetzt auch nicht wörtlich, aber er kommt in freier Umschreibung dem Gedanken näher; denn im Gesang der Wiegenlieder liegt noch die Freude über die Geburt. Daß die Berge aber selbst das Erdbeben zur Welt bringen, sagt der Dichter nicht.

Noch eine andere Stelle mag dazu dienen, beide Uebersetzungen des „Childe Harold" zu vergleichen. Wir wählen hierzu die siebenundachtzigste Strophe des zweiten Gesangs. Gildemeister übersetzt:

Blau sind die Himmel und die Klippen wild,
Hold sind die Hain' und die Gefilde grün,
Als lächle Pallas noch; die Oelfrucht schwillt;
Die Biene, wo Hymettos Kräuter blühn,
Baut noch ihr duftig Schloß mit emf'gem Mühn,
Die freie Seglerin der Bergeshöhn;
Vom Gold Apoll's die Marmorbrüche glühn,
Als ob die langen Sommer nie entflöhn; —
Kunst, Freiheit, Ruhm verwelkt — Natur ist ewig schön.

Neidhart dagegen:

Doch noch so blau der Himmel, noch so wild
Die Felsen, als da Pallas sie gegrüßt;
Gleich hold der Hain, gleich lächelnd jed Gefild,
Gleich süß Hymettus Honigfülle fließt,
Wo duftig sie der Biene sich erschließt,
Die frei dort schweift im frischen Bergeswehn;
Noch schmückt Apoll den Sommer hier und gießt
Glanz um Penteli's Marmor; mag vergehn
Ruhm, Freiheit, Kunst, doch stets bleibt die Natur gleich schön!

Auch hier finden sich bei Neidhardt manche Flickworte, die Auflösung der personificirenden Apposition: „the free-born wanderer of thy mountain-air", wirkt abschwächend, die Schlußzeile klingt choliambisch aus. Gildemeister hat das große Verdienst, mit wenigen Ausnahmen auch den vierfachen Reim voll und energisch durchgeführt zu haben in Worten, auf denen auch der gedankliche Nachdruck ruht, während Neidhardt sich durch die Schwierigkeiten desselben oft zu schwachen Austönungen verleiten läßt.

Eine zweite Gattung, die Byron wenn nicht begründet, doch wesentlich modificirt hat, ist die poetische Erzählung. Abgesehen von den „Milesischen Märchen" haben wir im Alterthum nichts, was an diese lyrisch-epische Mischform anklingt. Im Mittelalter war sie dagegen sehr beliebt. Selbst große Dichtungen wie „Parzival" und „Titurel" sind im Grunde nur ein Conglomerat poetischer Erzählungen. Unsere beiden größten Dichter, Schiller und Goethe, haben keine poetischen Erzählungen geschrieben. „Hermann und Dorothea" ist durchweg im epischen Stil gehalten und „Die Geheimnisse", die noch am meisten daran erinnern, sind unvollendet geblieben. Nur Wieland sattelte bisweilen, namentlich wenn er frivol gelaunt war, seinen Hippogryphen in einer Weise, daß auch die poetische Erzählung in dem Steigbügel Platz fand. Von der ganzen romantischen Schule hat nur Fouqué Dichtungen geschrieben, die allenfalls für poetische Erzählungen gelten konnten.

Wenn in neuerer Zeit unser Literaturmarkt mit derartigen Productionen überschwemmt ist, so kam der Anstoß hierzu von England herüber, wo Byron, Walter Scott und Moore diese seit Chaucer's, Spenser's und Shakspeare's Zeiten auch in Albion fast ausgestorbene Dichtgattung wieder belebten. Am einflußreichsten von diesem Kleeblatt blieb indeß Byron, dessen Vorbild nicht nur für Deutschland maßgebend wurde, sondern auch die slawischen Literaturen, die polnische und die russische, ferner die magyarische zu einer erstaunlichen Productivität auf diesem Gebiete anregte. Auch war es der Geist Byron's, der hier die Form mitbestimmen half — die chevalereske Thatenlust, gemischt mit blasirten Stimmungen und Reflexionen, eine gewisse wilde Abenteuerlichkeit in der Mitte der unermeßlichen Natur, Korsarenfahrten zur See, Steppenritte zu Land!

In einer Literaturepoche, in der die Subjectivität so bedeutend überwog, in der sich große Wandlungen im Denken und Empfinden der Menschen vollzogen, genügte für den gärenden Inhalt die streng objective Form des Epos nicht. So war die poetische Erzählung keine müßige Erfindung experimentirender Dichter, sondern mit innerer Nothwendigkeit aus dem Genius einer geistig bewegten, unruhig strebenden Zeit herausgeboren. Den Stempel dieser Hast und Unruhe hatte ihr gerade Byron's Genie aufgedrückt, und auch in Deutschland hat sie dies Gepräge lange Zeit hindurch nicht verloren. Wo indeß in ihr die Lyrik überwog, wie dies auch bei Byron der Fall war, da durfte man verlangen, daß sie die Physiognomie eines bedeutenden Geistes, einer originellen Empfindung widerspiegelte. Sonst sinkt die poetische Erzählung zur gereimten Novelle herab — und in der That darf ein beträchtlicher Theil der deutschen Productionen dieser Art keine höhern Ansprüche erheben. Am vollendetsten wirkt sie da erscheinen, wo sie die Vorzüge des epischen Stils scharf hervortreten läßt, wo sie sich in ein kleines Epos verwandelt. In der Regel prägt sich die epische Intention der Dichter bei uns in der Wahl des Hexameters aus, wie in den kleinen Epen von Hartmann und Hebbel, die sich an das Goethe'sche Muster anlehnen.

Neidhardt freilich ist der Ansicht, daß das Studium Byron's nicht befruchtend und belebend auf die deutsche Dichtung der neuern Zeit, namentlich auf die poetische Erzählung eingewirkt habe, schon deshalb, weil sich kein Schlegel und Tieck fand, der diesen Dichterheros in würdiger Gestalt dem deutschen Publikum vorgeführt hätte. Er findet, daß das erzählende Gedicht uns nur sehr schwache, mitunter klägliche und beklagenswerthe Producte geliefert habe; weil die Poesie sich von der Transscendenz nicht freizumachen wußte:

Sodann mußten auf diesem Gebiet neue Bahnen gebrochen werden, weil die der Romantik, die immer noch in den Köpfen der Barden spukte, nicht mehr den Anschauungen und dem Bedürfniß der kritisirenden, verständigern Gegenwart entsprachen. Mit einem Wort: das erzählende Gedicht war sich seines Inhalts, wie er auf den Grund jener vielfach veränderten Anschauungen sich hervorbilden mußte, noch nicht klar geworden und verfiel somit in eine gedankenlose Tändelei und Träumerei, die ohne gesunde Nahrung für die geistige Entwickelung und

aller edlern Anregung bar im Gegentheil entnervte und noch obendrein den Geschmack ruinirte. Es möge hier nur an eins der beliebtesten, an „Otto den Schützen", erinnert werden, der ganz eigentlich jedes Inhalts entbehrt. Endlich aber lag es eben wol mit in der Richtung der Zeit, selbst die Poesie, diese reine und einzige Göttin, dem Götzen unserer Tage, der Lüge, dienstbar zu machen um armseliger Zwecke willen. Daß in jedem Dichtwerk, das ein Kind seiner Zeit ist, auch die Schwächen dieser irgendwie hervortreten, versteht sich von selbst; denselben aber zu schmeicheln oder gar auf sie zu speculiren, kann nie und nimmer die Sache der Poesie, noch ihrer würdig sein. Den lebendigsten Ausdruck solcher Verirrung finden wir in dem Genus „Amaranth" und Consorten.

Gedichte wie „Otto der Schütz", „Amaranth" haben sich freilich nicht an dem Byron'schen Muster gebildet, sondern sind mehr verzierte Nachdichtungen alten Minnegesangs. Dagegen ist bei Nikolaus Lenau, Anastasius Grün, Beck und andern Poeten der Byron'sche Einfluß sowol in Bezug auf die freie Weltanschauung als auch auf die schwunghafte Darstellung unverkennbar. So schlimm sieht's überhaupt mit der Poesie, auch mit dem Drama der Gegenwart nicht aus, wie Neidhardt in seiner Einleitung es darzustellen sucht. Die Zukunft wird hierüber ein anderes Urtheil fällen als die Literaturweisheit der Gegenwart, die jetzt den Ton anzugeben versucht.

Byron's poetische Erzählungen: „Die Braut von Abydos", „Der Giaur", „Lara", „Der Korsar", über denen eine gewisse träumerische Beleuchtung ruht und welche die kecke Seeräuberromantik und farbenglühende Landschafterei durch Erinnerungen an antike Größe idealisiren, ähnlich wie Poussin und Claude Lorrain ihre Landschaften, haben die deutsche Uebersetzerkunst von jeher am meisten herausgefordert. Die formellen Schwierigkeiten sind hier nicht so groß wie in „Childe Harold". Wol aber gilt's, in den kurzathmigen Rhythmen den blitzartigen Wurf der Byron'schen Verve zu treffen. Kürze und Schwung zu vereinigen, ist nicht leicht, um so schwerer, wenn es gilt, aus dem Englischen ins Deutsche zu übersetzen, da die englische Sprache durch ihre vielen einsilbigen Worte vor der deutschen einen Vorsprung hat, der sich innerhalb gleich zugemessener Verszeilen nicht einholen läßt. Diese Schwierigkeit tritt im „Giaur", der „Braut von Abydos", „Mazeppa", der „Belagerung von Korinth", dem „Gefangenen von Chillon" mehr hervor als in dem „Korsar", „Lara", der „Insel", indem in diesen letztern Dichtungen die fünffüßigen Jamben dem Uebersetzer einen geräumigern Spielraum gestatten, ehe der Zwang des Reims zu raschem Abschluß drängt. Wie Gildemeister dieser Schwierigkeiten Herr geworden, zeige die Einleitung zum „Giaur":

Kein Hauch der Lüfte! — Lautlos ruht
Um des Atheners Grab die Flut,
Das Grab, das hell vom hohen Riff
Zuerst begrüßt das ferne Schiff,
Ueber die Lande ragt es weit,
Die er vergebens hat befreit!

* * *

O Land, wo jede Jahreszeit
Den sel'gen Inseln freundlich lacht!
O, von Colonna's hoher Wacht
Auf sie herniederschauen, macht
Die Seele fröhlich und verleiht
Süßen Genuß der Einsamkeit!
Des Oceans Wange lächelt mild
Und spiegelt duft'ger Berge Bild,
Und jauchzend badet Wogenschnee
Die Paradies' in Aegeus See;
Und wenn den blankrystallnen Raum
Ein flücht'ger Westwind streift mit Schaum
Und Blüten pflückt von Busch und Baum,
Wie wonnig dann die lane Luft,
Wie weckt und weht sie rings den Duft!
Denn sieh, in Thal und Felsenkluft
Erblüht die Ros' allüberall,
Die Sultanin der Nachtigall:
Die Braut, für welche Bülbül singt,
Der Hain von tausend Liedern klingt,
Glüht tief erröthend seinem Schall;
Sie, seine Fürstin, seine Fee,
Nie krank vom Sturm, nie kalt vom Schnee,
Von Westens Winternoth verschont,
Liebkost von jedem Wind und Mond,
Gibt all des Himmels Glanz und Glück
In sanftem Weihrauch ihm zurück,
Und dankbar gönnt der Himmel ihr
Der Seufzer Duft, des Purpurs Zier.
Und manche Sommerblum' ist dort,
Und manch verschwiegner schatt'ger Ort,
Und manche Schlucht, bequem zur Rast,
Birgt den Piraten nur als Gast,
Der unterm Felsenvorsprung kauert
Und auf ein friedlich Segel lauert,
Bis er des Schiffers Zither fern
Vernimmt und schaut den Abendstern;
Dann mit umhülltem Rudergriff
Schleicht er, versteckt vom schatt'gen Riff,
Und stürzt sich wild auf seinen Fang,
Dann wird zum Röcheln der Gesang.
Seltsam, wo liebend die Natur
Zum Sitz für Götter schuf die Flur,
Wo sie in ihrem Paradies
Anmuth und Zauber blühen ließ,
Daß da der Mensch, verliebt in Qual,
In Wüsten wandelt Flur und Thal
Und stampft die Blume, gleich dem Vieh
Die eine Arbeitsstunde nie,
Die weder Pflege heischt noch Mühn,
Um in dem Zauberland zu blühn,
Die, seiner Sorgfalt ungewohnt,
Um eins nur fleht — daß er sie schont!
Seltsam, wo tiefster Friede ruht,
Schwelgt Leidenschaft in ihrer Wuth;
Wollust und Raub beherrschen wild
Mit düstrem Graun das Lustgefild.
Es ist, als ob der Teufel Grimm
Erstürmt den Sitz der Seraphim,
Als süß' auf jedem Himmelsthron
Ein losgelaßner Höllensohn.
Holdselig Land, zum Glück verklärt!
Fluch dir, Tyrann, der es verheert!

Neidhardt übersetzt diese Stelle:

Kein Lufthauch bricht die Woge hold,
Die unterm Grab des Griechen rollt,
Dem Grab, das, schimmernd von dem Riff,
Begrüßt das heimgewandte Schiff
Hoch übers Land, das er gerettet —
Wo lebt ein Held, gleich ihm, der hier gebettet?

* * *

Hold Land, wo jede Jahreszeit
Den Inseln lächelt Seligkeit,

Die, von Colonna's Höh' erblickt,
Das Herz erfreuen, das entzückt
Von dieser schönen Einsamkeit.
Des Meeres sanft gefurchte Wange
Zeigt hier sein Bild manch jähem Hange
In holder Flut, die lächelnd mild
Des Ostens Eden rings umschwillt.
Und bricht manchmal ein flücht'ger Hauch
Des Wassers blauen Spiegel auch,
Die Blüten schüttelnd von dem Strauch:
Willkomm ist jedes Wehn der Luft,
Es weckt und trägt nur süßen Duft,
Hier, wo die Rose an dem Hang,
Wenn Bülbül manche Stunde lang
Ihr tausendfach vom Blütenzweig
Die Lieder singt, so liebesweich,
Erröthet bei des Liebsten Sang;
Und seine Rosenkön'gin hold,
Von bleichen Stürmen nicht umgrollt,
Geknickt von keinem Winterfrost,
Von jeder Jahreszeit lau umkost,
Vergilt die Gaben der Natur
Mit sanftem Weihrauch hier der Flur,
Und duft'ger Seufzer, süßer Schein
Erfreuen dankbar Au und Hain,
Wo manche Sommerblüte lacht,
Manch süße Liebesschattennacht,
Und Grotten ganz gemacht für Rast;
Doch hanst dort der Pirat als Gast,
Deß Kiel, versteckt in sichrer Bucht,
Nach harmlos nah'nder Barke lugt,
Bis froh des Schiffers Laute klingt,
Wenn Hesperus ihm freundlich blinkt.
Da sieh! Im Uferschatten naht
Gedämpften Ruders der Pirat
Ganz leis — er stürzt auf seinen Fang —
Zum Todesröcheln wird der Sang! —
Wie seltsam, daß, wo die Natur
So hold, als sei für Götter nur
Geschaffen dieses Paradies,
Geschmückt mit jedem Reiz so süß,
Der Mensch, auf Unheil stets bedacht,
Es schändet und zur Oede macht
Und thiergleich tritt auf jede Blüte,
Die nie ihn kränkte, noch bemühte
Um Pfleg' und Sorge seine Hand,
Zu treiben rings im holden Land!
Nein — die nur springt, um ihn zu freun,
Und duftend fleht: o schone mein!
Wie seltsam, daß, wo alles Frieden,
Die Leidenschaften sengend wüthen
Und Raub und Wollust herrschen wild,
Befleckend solches Huldgefild,
Als hätte all des Bösen Grimm
Gesiegt hier ob der Seraphim, —
Als säßen frei auf Himmels Thronen,
Die sonst im Schlund der Hölle wohnen;
So hold dort alles, nur für Lust gemacht,
Und so verflucht, wer zu entweihn es wagt.

Gerade was den freien Schwung betrifft, steht diese Uebersetzung, trotz des verdienstlichen Strebens nach Treue im einzelnen, hinter der Gildemeister'schen zurück.

Noch mehr gilt dies von der dithyrambischen Einleitung zur „Braut von Abydos", welche den ganzen Zauber orientalischer Trunkenheit athmet. Sie lautet bei Gildemeister:

Kennt ihr das Land, das Cypressen und Myrten,
Sinnbilder des Glücks und des Todes, umgürten?
Wo die Liebe der Taub' und des Geiers Wuth
Bald schmilzt in Trauer, bald schwelgt in Blut?
Kennt ihr das Land der Cedern und Reben,
Wo die Blume nie welkt und das Licht nie erbleicht,
Wo, von Düften erdrückt und von Rosen umgeben,
Leiser der Flügel der Zephyre streicht?
Wo die Oelfrucht schwillt in dunklem Gewimmel,
Wo die Nachtigall nimmer verstummt in der Nacht,
Wo die Farben der Erd' und das Leuchten der Himmel,
Verschieden an Glanz, wetteifern an Pracht,
Und der Purpur des Oceans dunkeler lacht?
Wo die Jungfraun blühn wie Blumen der Wonne,
Wo nur eins nicht göttlich — das menschliche Herz?
Kennt ihr den Osten, die Heimat der Sonne?
Sie lächelt zu Freveln und blutigem Schmerz!
O, wild wie das Schluchzen geschiedener Liebe
Sind die Sagen im Land und im Herzen die Triebe!

Neidhardt übersetzt:

Kennt ihr das Land, wo Cypresse und Myrte
Sinnbilder der Thaten, die dorten zu Haus?
Wo die Liebe der Taube so schmelzend stets girrte,
Und die Wildheit des Geiers so grimm ist und graus?
Kennt ihr das Land für Cedern und Wein,
Wo die Blumen stets blühn, alles Glanz ist und Schein?
Wo die Schwingen des Zephyrs mit Düften beladen
Ueber Gul's reichblühendem Garten ermatten,
Wo Olive und Feige so lieblich erglüht
Und niemals verstummet der Nachtigall Lied?
Wo die Tinten der Erde, des Himmels so reich,
An Färbung verschieden, an Schönheit nur gleich,
Und der Purpur des Meeres so tief und so weich?
Wo die Jungfrau so hold, wie der Kranz, den sie flicht,
Und alles so himmlisch, der Mensch allein nicht?
Das Land ist's des Ostens, der Sonne — und kann
Auf Thaten sie lächeln, wie die, die gethan
Ihre Kinder? O wild, wie der Liebenden Schmerzen
Beim Scheiden, so sind ihre Sagen und Herzen.

Trotz der größern Treue in Bezug auf die Reimverkettung, da auch im Original verschlungene Reime sind, kann sich diese Uebersetzung nicht mit der Gildemeister'schen messen. Choliambische Endungen: „der Mensch allein nicht", Härten wie: „die, die gethan", hemmen die freie Bewegung von Vers und Sprache.

„Die Insel" ist diejenige Dichtung Byron's, welche eine in weitesten Kreisen sichtbare Nachwirkung ausübte. Weniger der Rousseau'sche Geist, der sie beseelt, die Verherrlichung einer improvisirten Naturidylle, eines glücklichen Lebens in der Freiheit von allen Wohlthaten, aber auch von allen Hemmnissen der Cultur, als der exotische, farbenprächtige Zauber der Darstellung weckten den Eifer der Nachahmer in England, Nordamerika und Deutschland. Eine exotische Lyrik im Colorit fremder Hemisphären, poetische Erzählungen, die in Asien, Afrika und Amerika spielten und deren Hauptreiz in der Pracht der landschaftlichen Staffage bestand, waren lange Zeit und bis auf die Gegenwart an der Tagesordnung.

Die Uebersetzung der „Insel" von Neidhardt verdient der von Gildemeister an die Seite gestellt zu werden. Was die letztere an Fluß und Leichtigkeit voraushat, das holt die erstere durch größere Treue wieder ein. Man vergleiche den Anfang. Gildemeister:

Es war die Frühwacht, vor dem Winde leis
Durchglitt das Schiff sein flüssiges Geleis;
Zurück flog die gespaltne Wog' am Bug,
Tief aufgefurcht von diesem mächt'gen Pflug.
Vorn lag die Welt der Wasser ausgespannt,
Rückwärts der Südsee buntes Inselland;
Die stille Nacht, von Licht gestreift, entwich,
Vom Dunkel schied des Meeres Dämmrung sich;
Hoch schwamm, die Sonne ahnend, der Delphin,
Als woll' er ihrem Strahl entgegenziehn;
Die Sterne schrumpften ein und wandten bleich
Ihr schimmernd Aug' hinweg vom Flutenreich;
Das Segel glänzte weiß im Morgenschein,
Und flatternd blies der frische Wind hinein;
Purpurne See weissagt der Sonne Nahn, —
Eh' sie emporsteigt, sei die That gethan!

Neidhardt:

Die Morgenwache kam, das Schiff glitt schnelle
Auf feuchtem Pfad hin; die gespaltne Welle
Umleuchtete des Kieles raschen Zug,
Gefurcht von diesem stolzen, edeln Pflug.
Rückwärts manch holder Südsee-Inselstrand,
Vorwärts der Wasser weite Welt — es schwand
Die stille Nacht allmählich, scheidend grau
Das Dunkel und des Meeres dämmernd Blau.
Es zog der morgenahnende Delphin
Dicht an des Meeres Oberfläche hin;
Die Sterne flohen vor dem vollern Strahl,
Nur blinkend auf der Flut noch matt und fahl;
Das Segel ließ im frischen Morgenwehn
Sein jüngst umschattet Weiß jetzt wieder sehn;
Das Purpurmeer verräth der Sonne Nahn —
Doch eh' sie steigt, werd' eine That gethan.

Hier ist Neidhardt im ganzen treuer und genauer:

The stars from broader beams began to creep —

ist wörtlich und richtig übersetzt:

Die Sterne flohen vor dem vollern Strahl.

Gildemeister sagt blos:

Die Sterne schrumpften ein —

er läßt die broader beams aus.

Noch mehr gilt dies von den Versen:

The sail resumed its lately-shadowed white,
And the wind flutter'd with a freshening flight.

Die Uebersetzung von Gildemeister:

Das Segel glänzte weiß im Morgenschein,
Und flatternd blies der frische Wind hinein —

läßt das „lately-shadowed" vermissen, das Neidhardt mit „jüngst umschattet Weiß" treu und richtig übersetzt.

Was die übrigen Erzählungen betrifft, so ist eine Probe für die Kunst der Uebersetzung die Darstellung des Rittes im „Mazeppa". Auch die Neidhardt'sche Uebersetzung, wenn sie gleich nicht ganz den rhythmischen Schwung der Gildemeister'schen athmet, verdient doch hier alles Lob. An einzelnen Stellen ist ihr Vorzug vor der Gildemeister'schen unverkennbar. Wenn es z. B. bei Gildemeister heißt:

Es war ein strüppig Unterholz,
Nur hier und da Kastanien stolz,
Und starke Eich' und zähe Fichte;
Jedoch zum Glücke weit genug,
Sonst war es aus mit der Geschichte —

so ist diese prosaische Schlußwendung bei Neidhardt vermieden:

Wild wucherte das Unterholz,
Dazwischen Eschen hehr und stolz,
Und zähe Fichten, doch nicht dicht!
Nur einzeln standen sie zum Glück,
Sonst war besiegelt mein Geschick.

Gleich trefflich sind von beiden Uebersetzern die Einleitungsverse zur „Parisina" wiedergegeben. Die Terzinen in „Dante's Weissagung" in gefällig klaren Fluß zu bringen, ist indeß beiden nicht gelungen. Zu den Schwierigkeiten des Versmaßes kam noch hinzu, daß auch Byron denselben im Englischen nicht recht zu überwinden vermochte und in eine schwerfällige und schleppende Sangesweise verfiel. Denn die ersten Strophen des ersten Gesangs erinnern mit ihren endlos aneinandergeklebten Perioden weniger an italienische Terzinen als an italienische Maccaroni, die man trotz alles Nachstopfens nicht bequem herunternudeln kann. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs.

Zweiter Artikel.*)

Während einzelne Historiker die reiche Ausbeute der neuerlich erschlossenen Archive zu umfassenden Darstellungen benutzen und, wie Gindely, auf eine große Gesammtgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs zustreben, begnügt sich doch die Mehrzahl der Forscher und Schriftsteller mit der Untersuchung und Darstellung einzelner Episoden. An und für sich kann dies dem letzten Zwecke nur förderlich sein; wenn von allen Seiten und auf allen Punkten redlich der Wahrheit der Thatsachen nachgetrachtet wird, muß für eine schließliche Geschichte der größten Leidens- und Elendsperiode, welche die deutsche, ja irgendeine europäische Nation in den letzten Jahrhunderten durchlebt hat, eine sicherere Grundlage gewonnen werden, als diejenige ist, welche wir im Augenblick besitzen. Nur müssen wir wiederholen, daß der Werth dieser Detailstudien keineswegs überschätzt werden darf und daß dieselben erst dann wahrhaft fruchtbar werden können, wenn eine Anschauung des Ganzen, ein Verständniß für die großen treibenden Gesetze des Kriegs jeder Einzelforschung zu Grunde liegen. Auch scheint es noch immer nicht allgemein erkannt, daß denn doch die culturhistorische Seite des Dreißigjährigen Kriegs die wichtigste bleibt. Trotz der Unfähigkeit beider oder aller Parteien, ihre eigentlichen Zwecke und Ziele durchgreifend zu erreichen, trotz der schließlichen allgemeinen Ermattung, die zum Compromiß von Münster und Osnabrück führte, verlieren natürlich die Episoden des ungeheuern Dramas, verlieren die Anstrengungen beider Parteien wenig von ihrer Bedeutung und am allerwenigsten von ihrem Interesse. Die Urkunden, welche von allen Seiten aufgesucht und veröffentlicht wurden, vervollständigen das Bild der politischen Windungen und Wendungen und

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 43 u. 44 d. Bl. f. 1866. D. Red.

ihres Einflusses auf die Kriegführung selbst, tragen aber weit seltener zur Aufhellung des culturhistorischen Problems bei: wie ein großes Volk, dem es keineswegs an Elementen des Widerstands fehlte, die Vernichtung seines gesammten Daseins ertragen mochte, während der angebliche religiöse Fanatismus weder rechts noch links von großer Nachhaltigkeit war. Der völlige Verfall des Nationalbewußtseins, die Auflösung des gesunden Individualismus deutscher Stämme, Staaten und Städte in eine stumpfsinnige Vereinzelung muß schon vor dem Kriege in den Gemüthern der Menschen viel weiter gediehen sein, als es aus der Literatur, aus der ganzen, von Traditionen und Vorstellungen, hinter denen keine Wesenheit mehr stand, beherrschten Sprechweise jener Zeit hervorgehen kann. Und auf dies Moment wird doch alle Forschung und Darstellung zurückgehen müssen, in ihm liegt der Schlüssel zu tausend sonst räthselhaften Erscheinungen. Nun ist es vollkommen widersinnig (wie es von gewissen Seiten geschieht), die Schuld dieser Zerbröckelung und Auflösung alles gemeinsamen Lebens, aller gemeinsamen Empfindung und damit auch jeder gemeinsamen öffentlichen Meinung und gemeinsamen That, ohne weiteres der Reformation zuzuschieben. Einer der besten deutschen Historiker, K. A. Menzel, hat in seiner „Geschichte der Deutschen seit der Reformation" mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß der Beginn des Processes, welcher die Deutschen als Nation bis auf die Sprache auflöste, schon ins 15. Jahrhundert fällt, daß die Auflösung zur Zeit der Reformation im Gegentheil aufgehalten wurde, im weitern Verlauf des 16. Jahrhunderts aber ebenso wol in den katholisch gebliebenen als in den protestantischen Territorien gewaltige Fortschritte machte. Man liest in der Regel, daß der engherzige, kleinliche und klägliche Sinn den Deutschen seit dem Elend des Dreißigjährigen Krieges und als Folge desselben angehaftet habe, in Wahrheit aber scheint dieser Sinn schon früher zur vollen Herrschaft über die Massen gelangt und der eigentliche Veranlasser des grausigen Elends geworden zu sein. Allerdings bewährte der übersteigerte, schrankenlose Individualismus eine gewisse hindernde und hemmende Kraft, insofern er überall, mit Ausnahme der österreichischen Erbländer, den völligen Umsturz der seitherigen politischen Verhältnisse aufhielt. Schließlich scheiterten Kaiser Ferdinand's Restitutionsedict wie die politischen Plane Gustav Adolf's und nachmals Oxenstierna's hauptsächlich an ihm. Aber eine positive Kraft zur Abwehr des äußersten Elends konnte er natürlich nicht entwickeln. Die Vereinzelung war eben so furchtbar, daß sie in entscheidenden Fällen selbst die instinctive Benutzung der Erfahrung, die Nachahmung, ausgeschlossen zu haben scheint. Wenn wir die Geschichte des ganzen Kriegs verfolgen, nehmen wir z. B. leicht wahr, daß fast jede größere Stadt, welche den Heeren einer Zeit einen entschlossenen Widerstand entgegensetzte, sich behauptete und rettete; aber wir sehen nicht, daß die Mehrzahl der deutschen Städte sich zu diesem Widerstand aufraffte, so glücklich derselbe von Stralsund bis Freiberg sich bewährt hatte. Dieser Auflösung in völlige unfähige und hülflose Vereinzelung, bei welcher jedes scheinbare Emporraffen beinahe immer und überall auf die Mitwirkung der auswärtigen Mächte zurückzuführen ist, tritt nun zwar in den Thatsachen, in den statistischen Ergebnissen des Kriegs, aber weit weniger in den Acten und Urkunden der Periode ans Licht, in denen fast durchgehends die Fiction einer Theilnahme am Heiligen römischen Reich, an einem deutschen Gesammtleben aufrecht erhalten ist, die thatsächlich gar nicht oder doch in einem so geringen Grade vorhanden war, daß sie nirgends wesentlich ins Gewicht fiel. Andererseits freilich enthalten dieselben Urkunden, welche durch ihren Ton und Aeußerlichkeiten keine Art Täuschung über die eigentliche Gesinnung der Menschen dieser Zeit hervorbringen können, auch entscheidende Beweise für die entsetzliche Verkommenheit der Handelnden wie der Leidenden, schlagende Belege des nacktesten und zu gleicher Zeit kurzsichtigsten Egoismus. Es kommt also wesentlich darauf an, in welchem Geist die neuen Quellen benutzt und ausgebeutet werden. Daß man alle zu erschließen und flüssig zu machen sucht, ist selbstverständlich, und die Specialgeschichte hat an diesem einen Punkte noch auf Jahrzehnte hinaus wichtige Arbeit vor sich.

Die meisten der neuerdings erschienenen Schriften zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs tragen den Charakter unabgeschlossener und nach der künstlerischen Seite der Geschichtschreibung hin unverwertheter Studien. Sie sind theilweis von großem wissenschaftlichen Verdienst, es findet sich selten eine unter ihnen, welche einem zukünftigen Geschichtschreiber, ja überhaupt dem, der aus der Geschichte ein specielles Studium gemacht hat, nicht von großem Nutzen sein könnte — auf Leser im eigentlichen Sinne des Wortes scheinen jedoch die wenigsten zu rechnen. In einzelnen Fällen, wo Episoden behandelt sind, welche eine geschlossene lebendige Darstellung nicht nur ermöglichen sondern geradezu erfordern, haben wir es zu beklagen, wenn uns bloßes Material geboten wird. In andern mag die verhältnißmäßige Lückenhaftigkeit der Auffindungen eine Rechtfertigung sein, jedenfalls erfordern aber schon die durchaus verschiedenen Gegenstände, welche die Verfasser behandeln, eine besondere Betrachtung jeder einzelnen Schrift.

1. Graf Ernst von Mansfeld im böhmischen Kriege 1618—21. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs von Rudolf Reuss. Mit einem Plane von Pilsen. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1865. Gr. 8. 18 Ngr.

Die eben genannte Arbeit zählt nicht zu denen, welchen der Vorwurf zu machen ist, bloßes Material für eine spätere Darstellung zu sein. Sie erweist sich im Gegentheil als ein sehr frisches anschauliches Bild einer der interessantesten und bezeichnendsten Episoden aus dem Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Der Verfasser erklärt es als seine Absicht, „ohne vorgefaßte Antipathie wie ohne unnütze Begeisterung" den kühnen und verschlagenen Condottiere mit den Farben der Zeit vorzuführen, andern Lob und Tadel im Urtheil überlassend. Ohne Zweifel verdient der denkwürdige Abenteurer, der eine Zeit lang fast allein die „protestantische" Fahne, oder was man so

nannte, gegen Kaiser und Liga aufrecht erhalten, eine specielle Biographie. Und wenn nach der Meinung des Verfassers die bedeutendste und glänzendste Epoche von Mansfeld's Leben und Wirken in den Jahren 1621—26 noch zu wenig aufgehellt ist, so bleibt die ausführliche Darstellung seiner Thätigkeit in Böhmen nicht blos als Anfang einer Biographie, sondern als höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte des böhmischen Aufstandes und der Anfänge des großen Kriegs dankenswerth. Die Arbeit von Reuss ist vorzugsweise auf die zeitgenössische Flugschriften-Literatur gestützt und der Verfasser hat auf den Bibliotheken von Wolfenbüttel, Berlin, Weimar, Göttingen, Erfurt u. s. w. ein Material aufgefunden, welches allerdings beweist, wie reichhaltig und vielseitig eben diese Flugschriften-Literatur war und wie unzulänglich sie in den spätern Sammelwerken benutzt worden ist. Die Bedenken, welche gegen die ausschließliche Benutzung solcher Unterlagen erhoben werden könnten, mildern sich dadurch, daß die Flugschriften fast alle wichtigen Actenstücke jener Zeit enthalten, daneben aber von allen Seiten ausgegangen sind, sodaß es bei einem kritischen Vergleich derselben sehr wohl möglich wird, aus ihnen ein getreues Bild der Thatsachen und Motive herzustellen. Bezüglich der Einzelheiten aber versteht sich von selbst, daß eine Reihe von Berichten, die von den Depeschen des großmächtlichen Gesandten bis zum Rapport des subalternen Reiteroffiziers herabreichen, anschauliche Züge und lebendige Farben ergeben müssen. So scharf nun auch der Verfasser seinen Gegenstand begrenzt, so weiß er doch mit großem Geschick das Verhältniß Mansfeld's zur allgemeinen Lage der Dinge und die Rückwirkung dieser allgemeinen Lage auf die eigenthümliche Situation des Grafen darzustellen.

Nach einer kurzen Einleitung über Ernst von Mansfeld's frühere Lebensgeschichte schildert er die Thätigkeit des Grafen von seinem Eintritt in böhmische Dienste an, seine Eroberung Pilsens, seine diplomatische Sendung nach Turin, seine Theilnahme an den kriegerischen Unternehmungen des Jahres 1619 und das unglückliche Treffen bei Pisek, die Bemühungen Mansfeld's bei der böhmischen Königswahl (zu Gunsten seines Soldherrn, des Herzogs von Savoyen), die Zerwürfnisse des Grafen mit König Friedrich von der Pfalz und seinen Heerführern, infolge deren Mansfeld an der Entscheidungsschlacht am Weißen Berge nicht theilnahm, schließlich die Ereignisse des Winters von 1620—21, in dem Mansfeld's Waffenplatz Pilsen an die Baiern verloren ging, er selbst aus dem nordwestlichen Böhmen nach der Oberpfalz zurückgedrängt wurde.

Von besonderm Interesse ist die Erzählung der Eroberung Pilsens durch Mansfeld, welche einerseits die ganze wunderlich schlaffe und langsame Kriegführung zeigt, andererseits Mansfeld's persönliche Tüchtigkeit und Entschlossenheit ins hellste Licht setzt, sodann der Schlußbericht über Mansfeld's Bemühungen, sich nach der Schlacht am Weißen Berge im Königreich Böhmen zu behaupten. Die Unterstützung, welche er damals noch fand, die Schwierigkeiten, welche er mit unzulänglichen Mitteln und bei völligem Geldmangel den kaiserlich-ligistischen Siegern noch zu bereiten vermochte, belegen klar, daß die Schlacht am Weißen Berge zur Entscheidungsschlacht lediglich durch die Unfähigkeit König Friedrich's und die Erbärmlichkeit seiner Umgebungen wurde.

Sehr charakteristisch ist die Munterkeit, welche in den vom Verfasser angezogenen Berichten und Zeitungen über die Belagerung Pilsens herrscht. Wenn es auch schon einzelnen Zeitgenossen klar war, daß mit dem böhmischen Aufstand der im ganzen Reich aufgehäufte Zunder Feuer gefangen hatte, ja wenn durch die Massen eine Art dumpfes Vorgefühl eines kommenden Verhängnisses hindurchging (vielleicht die einzige allgemeine Stimmung, die sich zu dieser Periode nachweisen läßt), wenn selbst einer der Berichterstatter aus dem Mansfeld'schen Lager dieser Empfindung mit den Worten: „der Jüngste Tag stehe wol vor der Thür", Ausdruck verleiht, so stand man doch eben erst am Beginn der ungeheuern Katastrophe und war aller möglichen Erwartungen und Hoffnungen voll, hatte noch Freude an den kriegerischen Vorgängen und setzte dieselbe bei denen „draußen im Reich" voraus.

2. Wallenstein im Stift Halberstadt 1625—26. Von J. C. Opel. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Die genannte Schrift führt uns schon zu einer weitern und unheilvollern Periode des Kriegs. Das Bisthum Halberstadt, dessen Administrator Christian von Braunschweig unter den energischen Gegnern Kaiser Ferdinand's in vorderster Reihe gestanden hatte, gehörte zu den Territorien, welche der alten Kirche zurückerobert werden sollten. Die Wahl des protestantischen Administrators des Erzstifts Magdeburg zum Bischof von Halberstadt fand daher nicht die kaiserliche Bestätigung, und um alle Renitenz zu beseitigen, rückte die „Armada" des Friedländers ins Gebiet des Bisthums ein und der große Heerfürst nahm selbst Quartier auf dem Schloß der Commisse zu Halberstadt. Aus den Acten der Stadt und Landschaft gibt nun der Verfasser eine Uebersicht der Leistungen, welche unter damaligen Verhältnissen den Bürgern und Bauern des Stifts auferlegt wurden. Die actenmäßig festgestellten Zahlen der Einquartierung, die Summen der Leistungen sprechen beredt für den entsetzlichen Druck. Um wenigstens den Anbau der Felder zu ermöglichen und das Saatkorn vor den Requisitionen der Soldateska zu bewahren, bedurfte es eines Wallenstein'schen Specialmandats, dem die untergebenen Obersten keineswegs sofort und durchgehends Folge leisteten. Der Friedländer selbst bedurfte für die Unterbringung seiner „Hofstatt" zweiundsiebzig Häuser; als die Mittel des Domcapitels zur Unterhaltung dieser prunkhaften Hofhaltung erschöpft waren, leistete seine Hofkasse — Vorschüsse und erpreßte dafür Schuldscheine und Getreidelieferungen. Die Wallenstein'schen Offiziere trieben Wuchergeschäfte und bereicherten sich an Contributionen, die in Stadt und Land auf barbarische Weise erpreßt („genotpresset" nennt es der Rath der Stadt Aschersleben in einem Schreiben an den Feldmarschall Grafen Colalto,

wurden. Die Domherren versuchten vergeblich, ihre Unterthanen zu schützen.

Zum Beleg der eigenen Darstellung theilt der Verfasser, dem wir schon mehrfache Beiträge zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs verdanken, eine Reihe von Urkunden mit, die größtentheils erschütternden Inhalts sind und Blicke in eine Tiefe des Elends thun lassen, von der unsere Generation kaum zu fassen vermag, wie sie ertragen werden konnte.

3. Der Kurfürstentag zu Regensburg von 1630. Von Otto Heyne. Berlin, Guttentag. 1866. Gr. 8. 25 Ngr.

Der Kurfürstentag zu Regensburg im Jahre 1630 gehört zu den entscheidenden Wendepunkten des Dreißigjährigen Kriegs. Im Jahre 1629 hatte Kaiser Ferdinand II. die Höhe seiner Macht erreicht: Wallenstein's Heere hielten Deutschland überschwemmt, der Vollzug des Restitutionsedicts ward kräftig ins Werk gesetzt, durch den glücklich geführten mantuanischen Krieg hoffte der Kaiser einen Theil des ehemaligen kaiserlichen Ansehens auch in Italien wiederherzustellen. Alles kam darauf an, ob die Stände des Reichs, welche noch eine gewisse Bedeutung und Macht hatten, sich der kaiserlichen Allmacht, wie sie Wallenstein und seine Generale verstanden, fügen, ob insbesondere die Kurfürsten durch die Wahl des nachmaligen Kaisers Ferdinand III. zum römischen König ihr Wahlrecht und damit ihren letzten Einfluß auf die Entschlüsse des kaiserlichen Hofs auf voraussichtlich lange Zeit aus der Hand geben wollten und würden. Am kaiserlichen Hofe trug man sich mit den gewaltigsten Planen und Hoffnungen; der eben beginnende Kampf mit Gustav Adolf von Schweden ward als eine Episode, nicht als die Katastrophe des habsburgischen Glücks betrachtet. Aber doch machte sich schon fühlbar, daß man den Bogen überspannt hatte, und der vom Kaiser für den Sommer 1630 veranlaßte „Collegialtag" zu Regensburg sollte ganz ausdrücklich die entstandenen Differenzen beseitigen. Der Verfasser, der neben andern Quellen vorzüglich die reichhaltigen und ausgiebigen Acten und Originalurkunden des sächsischen Hauptstaatsarchivs benutzt hat, beginnt seine Darstellung bei den Vorspielen des Kurfürstentages. Die Spannung zwischen dem Kaiser und der Liga war auf einen Grad gediehen, daß die katholischen Kurfürsten, die Häupter der letztern, sich der Mitwirkung der evangelischen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zu versichern trachteten, um eventuell gegen die übergreifende kaiserliche Autorität auftreten zu können. Nun war zwar allen Reichsfürsten das Interesse an der Entlassung des Wallenstein'schen Heeres gemeinsam, aber die evangelischen Kurfürsten sahen sich von den katholischen durch die Kluft des Restitutionsedicts getrennt und hatten überdies ebenso wenig oder noch weniger Interesse an der Beibehaltung des Heeres der Liga als an der der kaiserlichen Kriegsmacht.

Man mochte (katholischerseits) die denkbar geringste Meinung von den Fähigkeiten der leitenden Staatsmänner in Dresden und Berlin haben — die Tollheit konnte man ihnen jedenfalls nicht zutrauen, daß sie ihr Geld weggeben würden, um eine Armee zu stärken, welche, wenn sie den jetzt auf den Fürsten drückenden Gegner niedergeworfen hatte, nothwendig dessen Stelle einnehmen mußte — nur furchtbarer noch als er, da jedes Gegengewicht verloren war.

Unter solchen Umständen vereitelten die protestantischen Kurfürsten den Plan eines drohenden Auftretens gegen den Kaiser, versagten den Besuch des Kurfürstentags und ließen sich dort nur durch Gesandte vertreten. Die Fürsten der Liga, mit welchen Richelieu, der gleichzeitig auch mit Gustav Adolf in Beziehungen stand, einen eifrigen Verkehr unterhielt, erschienen auf dem regensburger Tage persönlich, und hier fand eine Aussöhnung zwischen Kaiser und Liga statt, welche die Machtstellung des erstern zwar schwächte, die protestantischen Reichsstände aber mehr als je isolirte und bedrohte, sodaß mit dem Verlauf der regensburger Verhandlungen selbst der zaudernde Johann Georg von Sachsen in die Bahn gedrängt ward, welche nachmals zu dem Bündniß mit dem Schwedenkönig führte. Die Liga setzte die Entlassung Wallenstein's (der nicht allen, sondern eben nur den katholischen Kurfürsten geopfert wurde) die Verminderung des großen kaiserlichen Heeres, die Ernennung ihres Bundesfeldherrn Tilly zum General auch der kaiserlichen Truppen durch, sie erzwang den Frieden mit Frankreich in der mantuanischen Angelegenheit, der Kaiser verzichtete auf ein kriegerisches Einschreiten gegen Holland. Dafür erlangte er allerdings, daß ihm die Liga für strengste Durchführung des Restitutionsedicts und den Kampf gegen Schweden fester als je zur Seite stand.

Der Collegialtag endete mit einem völligen Siege der mit der französisch-italienischen Opposition (gegen die Allmacht des Hauses Oesterreich) im Einvernehmen stehenden katholischen Liga über den Kaiser. Aber — so theuer auch Ferdinand es erkaufen mußte — das Ende war doch immerhin die Fortdauer des so stark erschütterten Bündnisses der katholischen Mächte des Reichs. Und nothwendig mußten sich die Protestanten dadurch auf das äußerste gefährdet fühlen, denn ihnen gegenüber war man stets sehr einmüthig gewesen, nirgends war es ihnen gelungen, ihre Interessen zur Geltung zu bringen. Dies war es nun auch, was Sachsen und Brandenburg dazu brachte, ihre Stütze anderswo zu suchen.

Die Arbeit des Verfassers ist eine höchst dankenswerthe. Mit großer Uebersichtlichkeit weiß er die zahlreichen, vielfach gekreuzten und verworrenen Fäden der diplomatischen Verhandlungen zu verfolgen und darzulegen und einen vollkommenen Ueberblick der streitenden Parteien und Interessen zu geben. Das Bild des regensburger Collegialtags kann möglicherweise in Einzelheiten vervollständigt werden, aber den Gang der Verhandlungen, das Verhältniß der Parteien zueinander und die Wirkungen der regensburger Beschlüsse auf den weitern Verlauf des Kriegs hat der Verfasser scharf, richtig und für die allgemeine Kenntniß vollkommen erschöpfend behandelt.

4. Gustav Adolf und sein Heer in Süddeutschland von 1631—35. Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Nach archivalischen und andern Quellen bearbeitet von Franz Freiherrn von Soden. Erster Band: Von Gustav Adolf's Erscheinen in Süddeutschland bis zu seinem Tod 1631—32. Mit einem Plane. Erlangen, Deichert. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Zug Gustav Adolf's nach Süddeutschland und die Neugestaltung der Dinge, welche er selbst und nach seinem

Tode Bernhard von Weimar und die schwedischen Generale ins Werk setzten, bis sie mit der nördlinger Schlacht zusammenbrach, gehören zu den verhältnißmäßig unaufgehelltesten Partien der Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Das vorliegende Werk, von dem Fortsetzungen verheißen sind, bringt für die Aufhellung und eine erschöpfende Darstellung der höchst denkwürdigen Kriegsjahre von 1631—32 außerordentlich bedeutende Materialien bei, ohne leider eine genügende und abgerundete Darstellung selbst zu geben. Es sind hauptsächlich Forschungen, welche Soden im nürnberger Archiv gemacht hat, denen wir die reiche Ausbeute seines Buchs an wirklich Neuem verdanken. Die Verhandlungen des Schwedenkönigs mit der Stadt Nürnberg, mit den Markgrafen von Ansbach und Baireuth, sowie mit andern protestantischen Ständen Frankens, die Rathsprotokolle, Kriegsacten, Stadtrechnungen, sowie eine Reihe handschriftlicher Ueberlieferungen privater Art ergeben sehr wichtige Resultate. Sie stellen fest, daß auch im protestantischen Süddeutschland der Anschluß an den Schwedenkönig nur halb gezwungen erfolgte, daß hier wie überall die unglaubliche Zersplitterung und Vereinzelung des gesammten deutschen Wesens in Bezug zu Freund und Feind hervortrat, und daß die barbarische Weise der Kriegführung, welche dem Dreißigjährigen Kriege eigenthümlich ist, schon in dieser Zeit auch in der schwedisch-protestantischen Armee vollkommen zu Hause war. Eine Fortsetzung des Werks wird bei der Wichtigkeit des ersten Bandes durchaus willkommen geheißen werden müssen, wenn sie auch mehr denen, die Geschichte schreiben, als denen, die Geschichte lesen und lernen, zugute kommen dürfte. **Adolf Stern.**

Zur Stilfrage.

Der Kunststil und seine Hauptformen mit besonderer Beziehung auf die dramatische Kunst. Eine kunstwissenschaftliche Studie von Karl Weitzel. Stuttgart, E. Ebner. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein Wort, welches gar häufig im Munde geführt wird, mit welchem aber nur wenige einen klaren Begriff verbinden und noch wenigere so vertraut sind, daß sie diesen Begriff auch andern deutlich zu machen vermöchten, ist der ästhetische Terminus „Stil", und in der That bietet die Bestimmung desselben in seiner grundwesentlichen Bedeutung wie in den verschiedenen Modificationen und Verzweigungen derselben mannichfache Schwierigkeiten, sodaß selbst unter den Aesthetikern von Fach darüber noch nichts vollkommen und allgemein Befriedigendes festgestellt ist. Die Lösung dieser Frage zum Gegenstande einer besondern Untersuchung zu machen, ist daher durchaus kein überflüssiges Unternehmen, besonders wenn die Sache mit derjenigen Strenge, Gründlichkeit und Allseitigkeit angefaßt wird, welche die Specialforschung verlangt. In unbeschränktem Sinne des Worts läßt sich dies von der vorliegenden Schrift nicht behaupten. Sie ist im ganzen mehr eine Recapitulation oder sagen wir lieber Reconstruction und Zurechtlegung dessen, was von verschiedenen Aesthetikern der Neuzeit in dieser Hinsicht geleistet, als eine von selbständiger Grundlage ausgehende neue Untersuchung; sie betrachtet den Begriff mehr in seinem fertig uns überlieferten Sinne als in seiner Entstehung, Entwickelung und weitern Fortbildungsfähigkeit, mehr in seiner isolirten, abgesonderten Erscheinung als in seinem tiefern Zusammenhange mit andern ästhetischen Begriffen; sie bietet uns daher auch in Rücksicht auf die allgemeine Bedeutung der Frage keine wesentlich neuen Resultate, sondern geht nur insofern über eine Verarbeitung der ihr vorausgegangenen Arbeiten hinaus, als sie von den daraus gezogenen Ergebnissen eine besondere Anwendung auf die dramatische Kunst, namentlich auf die Schauspielkunst macht und an ihr und ihrer historischen Entwickelung in alter und neuer Zeit das Zutreffende der im allgemeinen Theil von ihm gegebenen Bestimmungen nachzuweisen sucht.

Trotz alledem dürfen wir das Buch als eine in mehrfachem Betracht recht anerkennungswerthe und beachtungswerthe Erscheinung bezeichnen. Der Verfasser hat dazu ziemlich umfassende Studien gemacht und das daraus Geschöpfte im ganzen mit gutem Verständniß verarbeitet, leicht faßlich und übersichtlich zusammengestellt, in einzelnen Punkten neu formulirt und durch eigene Beobachtungen ergänzt: kurz, eine Arbeit darin geliefert, die vielen anregend, nützlich und lehrreich werden kann und insbesondere den Schauspielern zur Lektüre empfohlen zu werden verdient, welche die Belehrungen und Aufklärungen, die ihnen darin geboten werden, um so bereitwilliger aufzunehmen geneigt sein möchten, als sie ihnen einer ihrer Fachgenossen — der Autor ist selbst Mitglied des königlichen Hoftheaters zu Stuttgart — zufließen läßt.

Zunächst kann man sich mit seiner allgemeinsten Grundbestimmung dessen, worin er das Wesen des echten Kunststils erblickt, im wesentlichen einverstanden erklären. Nachdem er vom Stil zunächst Charakter, aber zugleich Gesetzmäßigkeit, geistvolle Auffassung des Stoffs, aber zugleich möglichst vollkommene technische Ausführung verlangt hat, faßt er seine Ansicht dahin zusammen, daß der echte Kunststil die eigentliche Grundbedingung seines Wesens und zugleich den Ursprung seiner Hauptformen und Richtungen in einer einerseits „urbildlich edeln und reinen (also idealen), andererseits nicht minder lebensvollen und lebenswarmen (also realen) innern Ausgestaltung des Kunstgedankens" besitze. Beide Eigenschaften müßten in innigster Vereinigung miteinander vorhanden sein, aber es brauche nicht nothwendig zwischen ihnen ein unverrückbares Gleichmaß und Gleichgewicht zu bestehen, vielmehr sei hier ein wechselndes Ueberwiegen der einen oder der andern möglich, und daraus entwickele sich der Gegensatz zwischen den beiden Hauptformen des Stils. Je nachdem der Nachdruck entweder auf die urbildliche Reinheit der einzelnen Gestalt oder auf die Lebenswärme und Fülle des Gesammtbildes gelegt werde, sei der Stil vorherrschend Ideal- oder Realstil, welche beiden Hauptformen nur durch eine möglichst ebenmäßige Einigung jener Eigenschaften eine Verschmelzung ihrer selbst erführen.

Nicht so unmittelbar befriedigend ist, was er im Nächstfolgenden über die aus den historischen Culturstufen, der Eigenthümlichkeit der Nationalitäten und Individua-

litäten und den Grenzen der einzelnen Künste sich entwickelnden Stilunterschiede aufstellt. Namentlich ist unter dem, was er über die wesentlichen Unterschiede des Antiken, Mittelalterlichen und Modernen sagt, manches Unzureichende, Problematische, Gezwungene und wirklich Unrichtige; so besonders die Annahme der Behauptung, daß sich der mittelalterliche Stil dem plastischen Charakter des antiken Stils gegenüber zumeist als malerischer charakterisire, da es doch thatsächlich ist, daß sich die Malerei erst in und mit der Renaissance zu einer freien, selbständigen Kunst entwickelt hat, während im Mittelalter ganz entschieden, wie einst bei den orientalischen Völkern, die Baukunst die dominirende Kunst war. Mit nicht mehr Recht wird das Mittelalter dem vorherrschend idealistischen Alterthum gegenüber als „stark realistisch" bezeichnet. Weit eher läßt sich das Gegentheil behaupten; jedenfalls war die antike Kunst in der Erfassung des Ideals weit realistischer als die mittelalterliche, da sie ihre Vorbilder unmittelbar aus der sinnlichen Wirklichkeit schöpfte, sich ihre Götter nach dem menschlichen Typus gestaltete, während diese sich in völlig spiritualistische und transscendentale Vorstellungen verlor und das Menschliche nur in seiner Selbstauflösung in das Göttliche oder Dämonische der Darstellung werth erachtete. Wenn die griechische Kunst trotzdem in ihren Leistungen idealistischer erscheint, so liegt das nur darin, weil sie ihre von vornherein realistisch gefaßten Ideen vollkommener zu realisiren verstand, während die Kunst des Mittelalters in der Realisation ihrer an sich tiefern und übersinnlichern Ideen weit Unvollkommeneres leistete, was, wo es sich nicht, wie in der Gothik, wirklich zum Transscendentalen emporrang, freilich oft in der gemeinen Wirklichkeit stecken blieb, ja sie nicht einmal erreichte. Dies für Realismus nehmen, heißt aber der üblichen Ausdrucksweise große Gewalt anthun. Nach und nach ringt sich denn auch der Verfasser selbst von dieser Auffassungsweise los und rectificirt sich schließlich dahin, daß er sagt, die Kunst des Mittelalters bedeute „den naiv-keimenden Realstil", die Kunst der Neuzeit dagegen „den bewußt und vielseitig entfalteten" — eine Ansicht, die jedenfalls der Wahrheit weit näher kommt als die ihr vorangeschickten Meinungen. Ueberhaupt gelangt der Verfasser im Fortschreiten zu immer mehr befriedigenden Bestimmungen. Zu den besten derselben gehören diejenigen, in denen er die beiden Hauptstilformen einerseits als „Typenstil", andererseits als „Individualstil" charakterisirt und das Wesen des einen in der stärkern Hervorhebung des Allgemeinen und Gattungsmäßigen einer darzustellenden Erscheinung, den andern in der prävalirenden Veranschaulichung des Einzelnen und Individuellen derselben erblickt. Er hält an dieser auch vorzugsweise bei der Anwendung seiner Theorie auf die dramatische und theatralische Kunst im besondern fest und bringt dafür in der geschichtlichen Uebersicht ihres Entwickelungsgangs viele treffende Bestätigungen und Bemerkungen. Gleichwol hätten wir gewünscht, er wäre bei derselben näher ins Detail eingegangen, d. h. er hätte an einer Reihe concreter Beispiele gezeigt, durch was für besondere Mittel im Geberdenspiel und Ausdruck es den Koryphäen des Typenstils gelungen, ihren Gestalten das typische Gepräge zu geben, und durch was für andere Mittel es umgekehrt die Vertreter des Individualstils erreicht haben, in ihrem Spiel besonders das Individuelle und unmittelbar Lebendige zur Geltung zu bringen. Gerade er als Fachmann hätte sicherlich in dieser Beziehung mancherlei für die Aesthetik werthvolle Einzelheiten bieten können. Aber auch die allgemeinen Bestimmungen hätte er noch schärfer und bestimmter fassen sollen. Mit der Hinweisung auf das überwiegend Ideale und Gattungsmäßige einerseits und das vorherrschend Reale und Individuelle andererseits ist im ganzen noch wenig gesagt. Es gilt vor allem, näher anzugeben, worin nun eigentlich das Gattungsmäßige einerseits und das Individuelle andererseits besteht, z. B. wenn es sich um die Darstellung des Julius Cäsar handelt, ob das Gattungsmäßige im Römischen, im allgemein Menschlichen oder noch höher im Organischen, Mikrokosmischen, ja dem Idealen überhaupt zu suchen sei, und welche von seinen rein individuellen Eigenschaften Anspruch darauf haben, jenem Gemeinbilde als belebende und erwärmende Elemente eingehaucht zu werden und welche andere als rein zufällige und bedeutungslose beiseitegeworfen werden müssen. Und wenn hierauf geantwortet ist, muß außerdem noch gezeigt werden, auf welche Weise die idealisirenden und individualisirenden Züge zu einer innern Einheit zu verbinden sind, denn eben auf die Ineinsbildung beider kommt es ja in der Kunst vor allem an.

Man sieht hieraus, daß das Stilgesetz zuletzt und in seinem tiefsten Grunde mit dem Schönheitsgesetz überhaupt zusammenfällt, namentlich mit demjenigen, in welchem sich die Forderungen an die wirkliche Realisation und Verkörperung der Schönheitsidee ausdrücken. Leider aber haben sich auch bei der Feststellung dieses allgemeinern Gesetzes die Aesthetiker gemeinhin mit einer viel zu ungenauen und generellen Fassung begnügt, z. B. wenn sie die Realisation des Schönen als eine Versinnlichung der Idee bezeichnen, unentschieden gelassen, was sie eigentlich hierbei als „die Idee" gedacht wissen wollen, oder einseitig bald, wie Schelling, die ganz absolute, höchste Idee, bald, wie Vischer, die der Einzelerscheinung zunächstliegende Art- und Gattungsidee darunter verstanden. Es ist aber evident, daß weder die eine noch die andere dieser beiden Auffassungen genügt: denn reichte schon die Congruenz des Einzeldings mit seiner Art oder Gattung zur Schönheit aus, so würden auch die scheußlichsten Geschöpfe, weil sie ihrem Gattungstypus entsprechen, auf das Prädicat der Schönheit Anspruch haben. Gäbe es aber eine unmittelbare Uebereinstimmung des Einzelnen mit der absoluten Idee (d. h. derselben, welche der Vorstellung der Gottheit zum Grunde liegt), so würde schlechterdings gar keine Einzelerscheinung schön genannt werden können, weil das Einzelne als solches mit dem Unendlichen und Göttlichen stets und nothwendig in einem incommensurabeln Verhältniß steht. Aus eben diesem Grunde habe ich bereits in meinen „Aesthetischen Forschungen" (§. 143 fg.)

jenem im Grundgedanken wahren, aber im Ausdruck unzureichenden Gesetz eine exactere Fassung gegeben, und es wird nicht unzweckmäßig sein, hier an dieselbe zu erinnern. Sie lautet:

Eine Einzelerscheinung stellt sich als ein Substantiell-Schönes dann dar, wenn sie als solche, d. h. ohne ihre Einzelheit aufzugeben, in sich mit vollster Entschiedenheit ein Bild ihrer Art, durch dieses ein Bild der Gattung, durch dieses ein Bild der Klasse, und so durch eine Reihe von Gemeinbildern hindurch zuletzt das Bild des Weltalls überhaupt — sei es in makrokosmischer, mikrokosmischer oder weltgeschichtlicher Form — darstellt, oder kurz: wenn sie als Einzelstes durch eine Reihe von ineinander aufgehenden Sonder-Gemeinbildern das allgemeinste Urbild, d. i. die Idee des Kosmos zur Anschauung bringt.

Es leuchtet ein, daß das Gesetz in dieser Fassung von einer ganz andern Klarheit und Bestimmtheit ist als in der obigen, und für Theorie und Praxis wirklich erst das leistet, was ein Gesetz leisten soll. Denn erfüllt eine Einzelerscheinung die in ihm ausgesprochene Bedingung nicht, läßt z. B. eine Erscheinung unentschieden, ob sie zu den Mineralien, Pflanzen oder Animalien gehöre, oder wenn zu den Animalien, ob sie Weichthier, Gliederthier oder Wirbelthier, oder wenn letzteres, ob sie Fisch, Vogel oder Säugethier sei, oder wenn Säugethier, ob Thier oder Mensch, oder wenn Mensch, ob dieser oder jener Rasse, Nationalität, Rangstufe, Geschlechtsmodification u. s. w. angehörig: kurz, läßt sie beim Auf- und Absteigen auf der Stufenleiter der Gemeinbilder irgendeine Sprosse der Leiter als schwankend, als den Fortschritt hemmend oder unsicher machend erscheinen, so wird dadurch der Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen und Allgemeinen zerrissen, das Bild des Universums zerstört und die Erscheinung kann mithin höchstens in einzelnen ihrer Qualitäten, aber nicht in ihrer Gesammtheit, nicht in ihrer Substantialität und Wesentlichkeit die Idee des Schönen zur Anschauung bringen. Leistet sie dagegen den im Gesetz ausgesprochenen Bedingungen in jeder Hinsicht Genüge, so wird und muß sie auch die Qualität der Schönheit besitzen und legt dadurch für die volle Gültigkeit des Gesetzes Zeugniß ab.

In und mit diesem Gesetz erhalten wir aber zugleich die allein sichere Grundlage für das Stilgesetz: denn da es die höchste Aufgabe aller Kunst ist, etwas wahrhaft Schönes zu schaffen, so muß sie nothwendig in allen ihren einzelnen Bethätigungen und so namentlich auch in ihrer Auffassungs- und Darstellungsweise dem allgemeinen Schönheitsgesetz gemäß verfahren, und nur wenn sie ihm in der oben angegebenen Weise genügt, wird sie so ausfallen, daß sie den Namen „Stil" verdient. Will also jemand z. B. den Julius Cäsar echt künstlerisch, d. h. stilvoll darstellen, so muß er außer seinen rein persönlichen und individuellen Zügen nicht blos die seiner Persönlichkeit näherliegenden Gattungseigenschaften, z. B. den Charakter des Römerthums, des damaligen Zeitalters, des zum Imperialismus überleitenden Volksführers u. s. w., zu voller Entfaltung bringen, sondern seinem Bilde auch alle die in noch höhern Kategorien wurzelnden Qualitäten einverweben, namentlich die Züge des allgemein Menschlichen und alle diejenigen Eigenschaften, ohne die er nicht als integrirendes Glied in der allgemeinen Kette der Naturwesen gedacht werden kann, d. h. er muß an ihm auch die das ganze Weltall beherrschenden Gesetze, z. B. die der Schwerkraft, der Symmetrie, der Proportionalität, der Eurhythmie u. s. w., in einer seiner Individualität entsprechenden Weise zur Erscheinung bringen und gerade dadurch aus ihm auch das Walten der höchsten, allumfassenden Idee herausleuchten lassen. Und auch damit ist dem Gesetz noch nicht vollständig Genüge gethan. Außerdem liegt ihm auch noch ob, in gleicher Weise auch das von ihm zu schaffende Kunstwerk als solches mit den Bedingungen sämmtlicher Kategorien, in die es hineinfällt, in Einklang zu bringen, d. h. er muß, wenn einmal sein Werk eine Tragödie sein soll, nicht nur alle diejenigen Forderungen erfüllen, welche gerade die Tragik im Unterschiede von der Komik u. s. w. an ihn stellt, sondern auch alle diejenigen, welche im Wesen des Dramatischen gegenüber dem Epischen und Lyrischen, welche im Wesen der Dichtkunst gegenüber der Malerei und Musik, welche im Wesen der schönen Kunst überhaupt gegenüber der Natur oder dem bloßen Handwerk liegen. Daraus folgt zugleich, daß er die Gestaltung der Form auch dem gewählten Material anpassen muß, daß er einen Holzbau nicht als Steinbau, ein Erzbild nicht als Marmorbild darf erscheinen lassen wollen, und endlich auch, daß das Werk, welches er einmal als sein Erzeugniß bietet, so gestalte, daß dasselbe auch wirklich klar und bestimmt bis in die ideellsten und universellsten Züge hinein den Stempel dieses individuellen Ursprungs trage und namentlich sich nicht als eine unfreie Nachahmung einer fremden Darstellungsweise oder gar als ein mixtum compositum verschiedener Ausdrucksformen erweise.

Man wird hieraus erkennen, wie sich aus dem von uns aufgestellten Grundgesetz des Kunststils alle sonst geltend gemachten Stilgesetze auf die einfachste Weise ganz von selbst ergeben. Von einer noch nähern Darlegung desselben müssen wir hier absehen; aber wenigstens darauf hinzudeuten haben wir darum für nöthig gehalten, weil ohne Zweifel auch der Verfasser seine Aufgabe noch sicherer und befriedigender gelöst haben würde, wenn er bei seinen Erörterungen von dieser Basis ausgegangen wäre.

Adolf Zeising.

Eine Neudichtung des Nibelungenliedes.

Das Nibelungenlied. In Romanzen. Von Ferdinand Naumann. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Nibelungen im Frack" — könnte man zu bemerken sich veranlaßt sehen, wenn man von dem Versuche hört, unser gewaltiges, urkräftiges, nationales Heldengedicht in einem Cyklus von Romanzen darzustellen. Doch hören wir den Verfasser selbst über den Grund der von ihm gewählten Form der Bearbeitung. Derselbe findet die Ursache, daß „dieses wunderbare Gedicht, unser einziges wahrhaftes Nationalepos, noch keineswegs Eigenthum unserer Nation geworden sei, in der Schwäche unsers Zeit-

alters, infolge deren nicht die großartigste und bedeutendste, sondern die unterhaltendste, wenn auch noch so oberflächliche Lektüre den zahlreichsten Leserkreis zu finden pflegt".

Nichts eignet sich nun in der That so sehr, uns in den Mittelpunkt germanischer Volksthümlichkeit zurückzuversetzen, als jene herrliche Dichtung, deren wesentliche Grundzüge uns der Verfasser in neuer Weise, aber in gelungener Festhaltung des Charakters der ursprünglichen Dichtung und dabei in ansprechender und geschmackvoller Form vorführt. Es fragt sich indessen, ob es gestattet erscheint, ein anerkannt classisches Werk in einer von der Urform abweichenden Art umzudichten.

Die Form des Epos behagt allerdings nicht leicht mehr einer Zeit, in welcher das erregtere Nervenleben überall Kürze und Spannung als ein Hauptbedürfniß bei der Lektüre beansprucht. Epen werden nur in einer ursprünglichen Zeit gedichtet, aber auch nur vollständig von einer solchen Zeit genossen. Nicht blos die vom Verfasser mit Recht hervorgehobenen „nothwendigen Wiederholungen beim Epos und der dadurch entstehende größere Umfang des Gedichts" widerstreben einer raschlebigen Zeit, sondern unserer Ansicht nach noch mehr die ganze Structur des Epos, die, ohne die scharf unterscheidenden Momente der Handlung plastisch voneinander abzugrenzen, gern alles ineinanderzuwinden sucht, damit den Zuhörer bald jener traumartige Zustand überschleicht, in welchem der Rhapsode am kräftigsten wirken kann. Mit einem Worte: das Epos ist auf das Gehörtwerden berechnet; wir haben aber nur Leser, und dazu solche, die häufig unterbrochen werden, den Inhalt also nur stückweise aufnehmen können und daher verlangen, daß ihnen derselbe möglichst scharf gegliedert dargeboten werde.

Der Verfasser benutzte mit gutem Grunde die Romanzenform, die gewissermaßen als der moderne Ersatz der ältern epischen Form gelten kann. Haben ja auch die Spanier schon ihr echtes nationales Epos, den „Cid", ebenfalls in Romanzen ausgesungen, und ist uns ja auch durch Herder diese Form geläufig geworden. Mit Recht kann daher der Verfasser von dieser Form hoffen, „daß sie das größere Publikum veranlassen werde, sich mit dem unvergleichlich größten Schatze unserer nationalen Poesie in dieser freiern abgekürztern Form bekannt zu machen und dadurch, von der Schönheit des Gedichts an sich angezogen, dasselbe nun auch durch wortgetreue Bearbeitungen oder noch besser durch Studium des Originals kennen zu lernen".

Muß man aber hiernach das Wagniß eines Abweichens von der ursprünglichen Form und einer Bearbeitung des Nibelungenliedes in der Romanzenform als berechtigt anerkennen, so ist es auch die selbstverständliche Folge, daß der Verfasser statt der ältern, schwerer für uns zu bewältigenden Nibelungenstrophe die neuere, durch Uhland uns so vertraut gewordene gewählt hat.

Was nun den architektonischen Plan anbetrifft, nach welchem der Verfasser arbeitet, so trennt derselbe das Gedicht nach den beiden darin liegenden und sich von selbst ergebenden Gruppen: Siegfried's Tod und Chriemhilden's Rache, faßt, mit Hinweglassung der durch das Epos bedingten Wiederholungen, den Stoff, hin und wieder unter Abrundung mehrerer Abenteuer des Originals zu Einer Romanze, enger zusammen und fördert dadurch nicht selten den Eindruck, indem so das mitunter Ermüdende des Epos vermieden, das Interesse des Lesers immer wach erhalten und die Handlung in viel knapperer Form berichtet werden konnte. Aber dennoch sind alle entscheidenden Momente darin enthalten und gewinnen insofern an Kraft und Wirksamkeit, als sie nicht mehr in dem Strome des Ganzen nur nebenher erscheinen, sondern die Entwickelung selbst bestimmen.

In der That zieht am Faden dieser Romanzen jene ganze Vorgeschichte, die in dem Urepos sehr zerstückt erscheint, hier im völligen Flusse vor unserm Auge vorüber. Wie eine Vorahnung des Folgenden erscheint Chriemhilden's Traum als Basis, auf der sich alles entwickelt. Dann tritt uns in drei Romanzen Siegfried in seiner eigensten Weise entgegen; das sinnvolle Auftreten an Gunther's Hofe, durch Hagen's Bericht von seinen Heldenthaten gehoben, der klar auseinandergelegte Kampf mit den Sachsen, wobei der Verfasser durch Weglassen unbedeutender Nebenpunkte das ganze Bild kräftig abrundet, endlich die sinnige Romanze von dem Begegnen der beiden Hauptpersonen lassen uns den Helden allseitig und in seinen gesammten Charakterzügen erkennen. Zu diesen vier einleitenden Romanzen bilden die sechs folgenden, die ebenfalls in zwei Theile gegliedert sind, einen vollständigen Gegensatz. Mit markigen Zügen entwickelt sich die Handlung; bei Gunther's Werbung tritt in kräftigen Umrissen das Bild der Brunhild heraus, und es zeigt sich hier vom rechten Vortheil, daß die im Originale zersplitterte Handlung in eine einzige, darum wirkungsvollere Romanze zusammengezogen ist. Die im Originale folgende Erzählung von Siegfried's abermaligem Besuche der Nibelungen fällt mit Recht fort, da sie im Hauptwerke doch nur episodenhaft wirkt; dagegen können wir es nicht billigen, daß der Verfasser auch die schöne Scene von dem Empfange Siegfried's bei Chriemhild hat wegfallen lassen, da hier keineswegs der Inhalt und Zusammenhang des Ganzen zu solchem Opfer nöthigte. Nachdem sodann „Die Hochzeit der Könige" und die kurze Romanze „Siegfried's Heimkehr", die eine Unterabtheilung dieser Gruppe beschlossen haben, entwickelt die folgende, von Gunther's Einladung ab, durch den Streit der Königinnen bis zu Siegfried's Tod, den Gang der Handlung in den ergreifendsten Zügen. Hier besonders zeigt sich der Nutzen jener Kürzungen. Das lange Hinziehen der Fahrt, das Beschreiben jeder Aeußerlichkeit, das in dem Munde des Rhapsoden freilich nur noch gespannter macht, dagegen bei dem Lesen ermüdet und oft zum Ueberschlagen veranlaßt, hält hier nicht auf, mit kräftiger Gewalt steigern sich die Eindrücke, wir werden mitten in die Handlungen hineingeführt, sodaß diese sechs Romanzen eine Wirksamkeit erreichen, die sie auf den Leser im Originale schwer hervorbringen würden. Die drei letzten Romanzen lassen die Empfindung ausschwingen, indem sie

sich wesentlich an den Gang des Originals anschließen, an der Klage und Siegmund's Heimkehr verhallen und im Nibelungenhort die Anknüpfung zum zweiten Theile vorbereiten.

Dieser zweite Theil aber ist erst die rechte Probe für das Gelingen des Ganzen; denn während der erste Theil des Werks sich fast von selbst in Romanzen auflöst, mußte beim zweiten diese Trennung mehr künstlich geschaffen werden. Auch hier weiß nun der Verfasser durch scharfes Gruppiren und Kürzen seinen Zweck zu erreichen. Bis zur „Fahrt der Burgunden" spinnt sich die Handlung noch ruhig ab; die dann folgenden vier Romanzen führen uns bis zur Höhe der Spannung, wo die beiden Hauptcharaktere, Hagen und Chriemhilde, in vollständigster Schärfe hervortreten. Von nun an schreitet die Handlung unerbittlich weiter. Das Turnier, Blödel's Tod, der Kampf der Hunnen und Burgunden, Iring's und Hagen's Zweikampf eröffnen das Schauerbild, welches in „Der Brand des Saales, Rüdiger's Fall, Dietrich's Recken und die Vergeltung" mit eiserner Nothwendigkeit bis zum grausen Schlusse sich entwickelt.

Es genüge die Bemerkung, daß es auch hier dem Verfasser gelungen ist, mit fast wortgetreuer Genauigkeit die Eindrücke jener erschütternden Vorgänge dem Leser vorzuführen. Und wenn nun nicht verkannt werden kann, daß unsere Zeit, wie bereits hervorgehoben, die Stimmung für die Form des Epos, selbst bei einem so bedeutenden Werke wie unser Nibelungenlied, verloren hat, so ist es dankenswerth, daß der Bearbeiter den Stoff, der in seiner Großartigkeit mächtig und erfrischend in unsere stagnirende Zeit hineingreifen kann, mit richtigem und geschicktem Griffe in neuem Gewande uns wieder näher bringt.

Es dürfte danach die vorliegende Bearbeitung unserer nationalen Heldensage ihr Ziel zu erreichen wohl geeignet sein: eine Brücke zu bilden zum Hinüberführen und Ergreifen der tiefen Bedeutung des Nibelungengesangs auch in seiner Urform.

Also nicht „Nibelungen im Frack", sondern die Nibelungen dem Bewußtsein der Gegenwart vermittelt und näher gebracht: das ist die im ganzen glücklich gelöste Aufgabe der vorliegenden Bearbeitung. 34.

Feuilleton.

Vom deutschen Theater.

Emanuel Geibel's Trauerspiel „Sophonisbe" ist an dem Hoftheater zu Schwerin mit Erfolg zur Aufführung gekommen; der anwesende Dichter wurde mehrfach hervorgerufen. Gleichwol verlautet nichts von der Annahme des Stücks an den großen deutschen Hoftheatern. Sophonisbe ist ein Lieblingsthema unserer neuen Dramatiker: die Zahl der dramatischen Sophonisben, die allein in d. Bl. besprochen worden ist, darf sich kühn mit der Zahl der Johanna Grey, Charlotte Corday, Kaiser Heinrich IV. und anderer oft behandelter Dramenstoffe messen. Wir besitzen in Räber's „Sophonisbe" sogar ein Werk von scharfem dramatischen Gepräge. Dennoch hat bisjetzt noch keins dieser Dramen die deutschen Bretter betreten. „Was ist uns Hekuba?" heißt die gewichtigste Mahnung an unsere Dramatiker; denn unser Publikum besitzt nicht einmal mehr die Rührfähigkeit des Prinzen von Dänemark. Sophonisbe, Syphax, Massiniffa, der zweite Punische Krieg — das ist uns alles wohlbekannt, doch es haftet zu viel Schulstaub daran; die Menge bringt solchen Stoffen kein warmes Interesse entgegen. Doch, erwidert man immer von neuem, das allgemein Menschliche, das ewig Menschliche, der Affect, die Leidenschaft, Liebe und Haß sind ja in einer Sophonisbe ebenso lebendig wie in irgendeiner modernen Heldin. Gewiß! Doch der Dramatiker bedarf zu seiner Motivirung der Mitaufnahme einer Menge von Zügen aus der realen Welt. Wir können die Leidenschaften einer Sophonisbe nicht verstehen, ohne zuvor von den verschiedenen Bündnissen der numidischen Könige mit Karthagern und Römern, ohne von der Niederlage bei Bäcula, ohne von Hasdrubal, Gisgo's Sohn u. s. f. durch den Dichter genaue Kunde erhalten zu haben. Lauter Namen und Motive, die Kaviar für das Volk sind, die keine sympathische Ader berühren, die erkältend und lähmend wirken. Möchten doch endlich unsere Dramatiker aufhören, den Geschmack des Volks an der Tragödie durch die Wahl so fernliegender Stoffe zu untergraben, möchten namentlich hervorragende Dichter, wie Geibel, einsehen, daß ihr schönes Talent nur in modernen Stoffen auf der Bühne einer weitgreifenden, volksthümlichen Wirkung gewiß ist.

Freilich, auch bei modernen Stoffen bedarf es einer glücklichen, von feinem Takt geleiteten Auswahl. Es gilt nicht blos, auf den breiten Strom der Zeit, sondern auch auf seine leisesten Strömungen zu achten. Man darf z. B. im Sittenlustspiel nicht mit leichter Ironie Stoffe behandeln, denen gegenüber das Volk eine derbe satirische Gesinnung hegt. Hiergegen hat F. Hackländer gefehlt in seinen „Marionetten", welche vorzugsweise deshalb am wiener und berliner Hoftheater keinen Erfolg hatten. Man kann nicht sagen, daß dem Stoff gegenüber Publikum und Dichter von entgegengesetzter Meinung ausgingen. Was der letztere ironisch behandelt, ist von dem ersteren längst preisgegeben. Doch dies sperrt in den Marionettenkasten weit mehr ein, als der Marionettenspieler selbst, und ist nicht übel geneigt, selbst seine Helden und Heldinnen, vor denen er noch den Hut abzieht, mit als Marionetten tanzen zu lassen. Ein Prinz, der incognito auf die Brautfahrt ausgeht, übt zu wenig den gewinnenden Reiz der Neuheit aus. Man nimmt überhaupt an, daß ein Lustspieldichter, der ähnliche Stoffe behandelt, nicht hinter dem Standpunkt, den Jean Paul in seiner „historischen Benefizkomödie von der Uebergabe der Prinzessin" im „Hesperus" einnimmt, in Bezug auf satirische Freiheit zurückbleiben darf. Bei Hackländer ist aber die Stimmung getheilt — hinter der Ironie merkt man immer noch den Respect. Die freie Haltung der Conversation, die in novellistischer Fassung so anmuthend ist, bedarf auf der Bühne mehr des durchschlagenden Witzes. Der Dramatiker muß einmal Fracturschrift schreiben, und gerade hieran scheitern die Novellisten, die sich der Bühne zuwenden und ihre Perlschrift auch hier zur Geltung zu bringen hoffen. Die Comédie der Franzosen ist hierin nicht maßgebend; wir sind ein anders geartetes Volk; wir wollen den Humor nicht in den homöopathischen Dosen eines verduftenden Esprit genießen. Auch verstehen die Franzosen wieder den Situationen Schlaglichter aufzusetzen, welche für die mehr conventionellen Wendungen ihres Dialogs entschädigen.

Nekrologe.

Die populäre Geschichtschreibung der Deutschen, die noch nicht von so altem Datum ist, hat rasch hintereinander zwei ihrer Hauptvertreter verloren. Am 10. Mai starb in Berlin Heinrich Ludwig Beitzke, nachdem ihm Ludwig Häusser bereits vorausgegangen. Beitzke war am 15. Febr. 1798 in Mattrin in der Provinz Pommern als Sohn eines dortigen Predigers geboren. Nachdem er in der Dorfschule den ersten Unterricht genossen hatte, besuchte er seit 1811 die städtische Realschule, indem den durch den frühen Tod des Vaters verarmten Jüg-

ling ein alter Prediger unentgeltlich in sein Haus aufnahm. Im Jahre 1815 ging Beitzke als freiwilliger Jäger mit in den Krieg und machte die Belagerungen von Maubeuge und Philippeville mit. Nach dem Frieden besuchte er 1816 die Kriegsschule in Koblenz, dann die Brigadeschule in Mainz, und machte 1817 in Berlin sein Offiziersexamen. Die gewöhnliche, damals sehr langsame Offizierscarrière absolvirte er theils in kleinern Garnisonen wie in Glogau und Pyritz, theils auf besondern Commandos, indem er die Kriegsschule in Berlin besuchte und auf drei Jahre lang zu den topographischen Vermessungen des Generalstabs abcommandirt war. Im Jahre 1828 wurde er Lehrer an der Divisionsschule zu Stargard, 1839 Hauptmann und Compagniechef und erhielt 1845 als Major seinen Abschied. Jetzt gewann er die Muße, schriftstellerische Plane zu Ende zu führen, die er bereits früher ins Auge gefaßt hatte. Eine umfassende geographische Beschreibung von Deutschland, zu welcher er 1832 und 1835 auf zwei größern Reisen Vorstudien gemacht, führte er nicht aus und ließ seinem Werk: „Die Alpen; ein geographisch-historisches Bild (1845)", keine Fortsetzung folgen. Dafür fesselte ihn eine andere Aufgabe, die er sich schon früh gestellt, die Zeit der Befreiungskriege dem deutschen Volke in lebendigen Darstellungen zu vergegenwärtigen. Anfangs schwebte ihm sogar die poetische Form vor; er hatte die Absicht, nach den großen Mustern der Vergangenheit ein Epos über diesen Stoff zu dichten. Dann trat ihm die geschichtliche Darstellung in den Vordergrund, die er aber mit einem poetischen, echt epischen Geist zu erfüllen suchte. Nachdem er zahlreiche Notizen, theils aus militärischen Schriften und Memoiren, theils nach mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet hatte, ließ er 1855 seine „Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814" (3 Bde.) erscheinen, welche durch die lichtvolle und warme Darstellung einen seltenen Erfolg davontrugen. Schon 1859—61 erschien die zweite, 1863—64 die dritte Auflage. An dies Werk lehnten sich an: „Geschichte des russischen Kriegs im Jahre 1812" (1856) und „Geschichte des Jahres 1815" (2 Bde., 1865). Auch diese Werke zeichneten sich durch den ungeschminkten Ton aus; der Geist freier Männlichkeit, der sie durchwehte, und die frische anziehende Darstellung, die mindestens das Colorit der Zeit dem eigenen Erlebniß entlehnen konnte, lösten in naiver Weise die Aufgabe einer volksthümlichen Geschichtsdarstellung, wie sie auch den Meistern des Fachs immer mehr als erstrebenswerthes Ziel vorschwebte. Die Popularität, die Beitzke durch diese Schriften gewonnen hatte, zeigte sich in den mehrfachen ehrenvollen Auszeichnungen, die ihm zutheil wurden. Im Jahre 1858 verlieh ihm die Universität Jena die Doctorwürde, im November 1858 ward er von dem Wahlbezirk Anklam in das Abgeordnetenhaus gewählt. Im Jahre 1862 wurde er in vier Wahlkreisen gewählt und nahm das Mandat für den Wahlkreis Hamm-Soest in Westfalen an. Auch nach der zweimaligen Auflösung des Hauses wurde er wieder gewählt. Als Abgeordneter gehörte Beitzke der Fortschrittspartei an, welche in seinen militärischen Kenntnissen besonders in den Commissionssitzungen eine Stütze für ihre Principien fand. Als Redner nicht glänzend, wußte Beitzke doch im Abgeordnetenhaus sachgemäß und mit Wärme zu sprechen. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm durch mancherlei tendenziöse Plackereien verbittert. Selbst ein Proceß wegen Majestätsbeleidigung wurde gegen ihn eingeleitet; doch verlief derselbe resultatlos.

Einer gänzlich andern Zone der Schriftstellerwelt gehört Hermann Schiff an, der am 1. April d. J. in Hamburg starb und am 1. Mai 1801 in der Walpurgisnacht geboren wurde. Der gespenstige Spuk hat ihn zeitlebens nicht verlassen, und in allen seinen Schriften finden sich echte Blocksbergphantasien, das Gruselige und Cynische in wunderlicher Mischung. Schiff war Heine's Vetter — und so wenig Heinrich Heine zu den harmonischen Talenten gehört, so kann man doch sagen, Schiff war ein unausgegorener Heine. Er beschäftigte sich sehr angelegentlich mit dem glücklichern Cousin den er oft schonungslos auf seinem Secirtisch analysirte. Schiff hatte keinen Erfolg — warum reussirte Heine? Oft mochte sich der in seiner Dachstube verzweifelnde Autor zurufen: „Rien ne réussit que le succès." Hatte doch seine Novelle „Schief-Levinche" wegen ihrer jüdischen Lebenswahrheit und ihrer kecken, prallen Charakteristik vielfache Anerkennung und selbst bei Heine Beifall gefunden. Doch Schiff war und blieb eine Specialität; in allen seinen spätern Novellen, die meist in d. Bl. besprochen wurden, hat er nur Ghettobilder in der Hoffmann-Callot'schen Manier gezeichnet. Man konnte sagen, seine Gespenster gehörten meist dem jüdischen Glauben an. Wenn eine Teufelsfratze in seine Novelle guckte, so war es irgendein seliger Rabbi oder eine wilde Rabbizim. Dergleichen frappirte, konnte aber doch nur engere Kreise fesseln. In seiner Art kritisch zu plaudern, gehörte Schiff ganz der nachromantischen Schule an; es waren Kreuz- und Querzüge; man kam mit ihm aus dem Hundertsten ins Tausendste; es fehlte jede feste Grundlage, jede wissenschaftliche oder auch nur halbwissenschaftliche Haltung. In seinen Lebensverhältnissen aber war Schiff ein Vertreter der wüsten Grabbe'schen Genialität. Er war Schauspieler, Fechtmeister, Tänzer, Notenabschreiber gewesen, eine catilinarische Existenz und zwar auf der untersten Stufe solcher Existenzen. Aus seinen hamburger Mansarden, in denen er oft splitternackt auf seinem Bett lag, machte er in früherer Zeit bisweilen einen Abstecher in den Campe'schen Laden. Julius Campe hielt viel darauf, einzelne lebendige Merkwürdigkeiten hinter seinen großen Glasfenstern zur Schau zu stellen, und unterließ es nicht, seine Besucher, indem er ihnen eine verständnißinnige Prise bot, auf den in den Büchern herumstöbernden, etwas wüst dreinblickenden Verfasser des „Schief-Levinche" aufmerksam zu machen, ein Buch, von dem er selbst eine hohe Meinung hatte. Schiff hatte entschiedenes Talent zu drastischer Darstellung bei ungeregelter Phantasie und lebhafter Vorliebe für das Absonderliche, Grelle, Gespenstige. Ihm fehlte der wahre Gehalt, die echte Bildung — und darum blieb er an den Füßen des deutschen Parnasses sitzen, auf welchen Vetter Heine so wohlgemuth in die Höhe klomm.

Literarische Notizen.

Rückert's Geburtstag wurde am 16. Mai mehrfach in Deutschland festlich begangen. Sein Geburtshaus in Schweinfurt hat von seinen Verehrern eine Gedenktafel erhalten, die aus einem sechs Fuß breiten Relief mit dem von Guirlanden umkränzten Reliefporträt des Dichters besteht. Sein Denkmal in Neuseß hofft man im Mai künftigen Jahres errichten zu können, und zwar gegenüber der verwilderten Parkanlage, in welcher der Obelisk des im Jahre 1817 hier verstorbenen Dichters Thümmel sich befindet. Auch in Wien feierte die Studentenverbindung Olympia Rückert durch einen Festcommers, an dem sämmtliche wiener Burschenschaften theilnahmen und zu welchem einige auswärtige Deputationen sandten. Festreden, Gelegenheitsgedichte, Rundgesänge und Toaste füllten den Festabend aus.

Für Ferdinand Freiligrath wurde in Weimar ein Fest gefeiert, bei welchem Dingelstedt darauf hinwies, daß die Schiller-Stiftung allein nicht im Stande sei, bei der großen Zahl der an sie erhobenen Ansprüche die Lage unserer Dichter zu einer unabhängigen zu machen. Dingelstedt selbst las mehrere Freiligrath'sche Gedichte vor. Dingelstedt's beabsichtigte Reise nach Kairo erweist sich als eine Zeitungsente. In Betracht seiner Betheiligung an der hildburghausenschen Shakspeare-Uebersetzung geht uns von der Meyer'schen Verlagsbuchhandlung die Berichtigung zu, daß er nicht der Herausgeber derselben ist, sondern nur fünf Dramen übersetzt und die Einleitung zu dem Werke geschrieben hat. Freiligrath selbst ist gegenwärtig mit der Uebertragung mehrerer Dramen für die von Friedrich Bodenstedt herausgegebene, bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende neue Shakspeare-Uebersetzung beschäftigt.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gysbrecht van Aemstel.

Trauerspiel von

Joost van den Vondel

aus dem Jahre 1637.

Aus dem Holländischen übertragen durch

H. H. de Wilde.

8. Geh. 20 Ngr.

Das Trauerspiel „Gysbrecht van Aemstel" wird seit dem Jahre 1638, in welchem es zum ersten mal aufgeführt wurde, jedes Jahr um Weihnachten auf der Bühne von Amsterdam gegeben und ist ein echtes Nationaldrama der Holländer. Die vorliegende Uebertragung desselben durch de Wilde, der sich bereits als Uebersetzer zweier dramatischer Dichtungen aus dem Spanischen vortheilhaft bekannt gemacht hat, führt das Stück in gelungener Weise beim deutschen Publikum ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von Dr. **Ludwig von Rönne,**

Appellationsgerichts-Vicepräsident.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände. In vier Abtheilungen. 8. Geh. 11 Thlr.

(Auch nach und nach in vier Abtheilungen zu folgenden Preisen zu beziehen: I. Abth. 2 Thlr., II. Abth. 3 Thlr., III. Abth. 2 Thlr. 10 Ngr., IV. Abth. 3 Thlr. 20 Ngr.)

Das berühmte Werk, dessen erste Auflage bekanntlich sofort nach ihrem Erscheinen vergriffen war, liegt nunmehr in der wesentlich bereicherten zweiten Auflage wieder vollständig vor.

Die „Deutsche Gerichts-Zeitung" sagt über dasselbe: „Es ist bereits ein kaum zu entbehrendes Hülfsmittel für alle geworden, die sich in Preußen mit politischen Dingen beschäftigen, und vielleicht die meisterhafteste Darstellung, die das öffentliche Recht irgendeines Staates zum praktischen Gebrauche gefunden, gleich übersichtlich in der Anordnung wie vollständig im Material. Die scharfsinnigen und präcisen Erörterungen zweifelhafter Fragen, die historischen und literarischen Nachweisungen lassen nirgends im Stiche."

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen.

Wanderstudien aus der Schweiz.

Von

Eduard Osenbrüggen.

Erster Band.

Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Ngr., oder 2 Fl. 24 Kr., oder 5 Fr.

Diese reizenden Bilder aus verschiedenen Gegenden und über verschiedenartige Verhältnisse der Schweiz werden überall mit Interesse aufgenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit einem Grobian.

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

Zweite Auflage.

Vermehrt mit einem Gespräch über

die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.

8. Geh. 2 Thlr.

Dieses kurz vor dem vorjährigen Kriege erschienene Buch erregte so allgemeines Interesse, daß dasselbe binnen einigen Monaten vergriffen war und eine zweite Auflage nöthig wurde.

Ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besondern Gründen das Buch anonym erscheinen läßt, will in diesen „Gesprächen" unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen rückhaltlos nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch auf allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Welt zu streben hat, und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Mittel an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch „den Ehrlichen, den Edeldenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke".

Die vorliegende zweite Auflage ist vom Verfasser mehrfach verändert, namentlich aber durch eine 8 Bogen umfassende Zugabe vermehrt worden. Von dieser erschien gleichzeitig ein Separatabdruck unter folgendem Titel:

Neuestes Gespräch mit dem Grobian.

Ueber die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.

8. Geh. 15 Ngr.

Nicht nur den zahlreichen Lesern der ersten Auflage des Werks, zu welchem es den ergänzenden Abschluß bildet, wird dieses „Neueste Gespräch" willkommen sein; die originelle Art und Weise, wie der Verfasser den widerstreitenden Ansichten über die großen Fragen der Zeit, namentlich der Deutschland betreffenden, Ausdruck gibt, ist ganz geeignet, bei allen Parteien die lebhafteste Theilnahme zu finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jakob Friedrich Fries.

Aus seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt von

E. L. Th. Henke.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Fries hat nicht nur durch seine philosophischen Schriften, sondern auch durch seine akademische Wirksamkeit in den Jahren 1805—43, zuerst in Heidelberg, später in Jena, welche nur kurze Zeit infolge seiner Betheiligung am Wartburgfeste unterbrochen wurde, einen so hervorragenden Einfluß auf den Entwickelungsgang der neuern deutschen Philosophie ausgeübt, daß die vorliegende Darstellung seines Lebens und Wirkens sicherlich lebhaftes Interesse in vielen Kreisen erregen wird. Sie ist auf Grund der von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen und seines reichhaltigen Briefwechsels mit Freunden und Zeitgenossen, wie de Wette, von Savigny, Hase, Clemens Brentano, F. H. Jacobi, Reinhold, mit beiden Humboldt, Gauß u. a., von seinem Schwiegersohne Professor Dr. Henke in Marburg verfaßt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 6. Juni 1867.

Inhalt: Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Von Otto Speyer. — Byron in neuen Uebersetzungen. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Nordamerikanische Literatur. Von Rudolf Doehn. — Feuilleton. (Schiller im wiener Burgtheater; Carus und die Literaten; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

1. Skizzen aus dem Nördlichen Eismeer, nach Tagebuchaufzeichnungen. Zwei Vorlesungen, gehalten im Literarisch-geselligen Verein zu Stralsund von Adolf Brix. Stralsund, Hingst. 1866. 8. 12 Ngr.
2. Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt. Von Chr. Johansen. Schleswig, Schulbuchhandlung. 1866. 8. 22½ Ngr.
3. Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reisen in Schottland von Richard Andree. Jena, Costenoble. 1866. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
4. Aus Spanien. Von Gustav Körner. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Italien. Ansichten und Streiflichter von Victor Hehn. Petersburg, Röttger. 1867. 8. 27½ Ngr.
6. Wanderung nach den Türkisminen und der Sinaihalbinsel von Heinrich Brugsch. Mit 3 Tafeln sinaitischer Inschriften. Leipzig, Hinrichs. 1866. 8. 18 Ngr.

Von den robbenreichen Eisküsten der Nordpolarländer und ihrem walfischbevölkerten Ocean führen uns die vorliegenden Schriften durch die bald wildschönen, bald öden und einförmigen Landschaften Caledoniens und über die dem Untergange geweihten Inseln der schleswigschen Westsee zu den beiden sonnigen, farbenschimmernden Halbinseln des südwestlichen Europa und weiter bis zu den glühenden Sandwüsten des steinigen Arabien, wo der Sinai seine kahlen Felszacken wie ein riesiges Denkmal aus uralter Sagenzeit erhebt. Es sind freilich keine Entdeckungsreisen im eigentlichen Sinne des Worts: so verschieden sie aber sonst auch in der Auffassung und Behandlung ihres Themas sein mögen, von der einfachen Erzählung von Erlebnissen und Schilderung von Gegenden bis zur streng zusammengefaßten Charakteristik des Landes und seiner Bewohner, so ist doch keine unter ihnen, die ihrem Gegenstande nicht neue Seiten abzugewinnen, ihn nicht in eigenthümlicher und meist ansprechender Weise darzustellen verstände. So erscheinen sie größtentheils als grüne Oasen in dem dürren Sandmeer der gewöhnlichen Touristenschriften, die, flüchtig Geschautes flüchtig schildernd, den von zahllosen Vorgängern breitgetretenen Weg wieder und wieder wandeln. Wir halten es deshalb für angemessen, etwas näher auf die einzelnen Bücher einzugehen und dem Leser ein einigermaßen vollständiges Bild ihres Inhalts und der Art und Weise, wie sie ihren Gegenstand behandeln, vorzuführen.

Der Krieg von 1866 mit seinen Folgen hat das im ganzen Vaterlande beifällig, ja enthusiastisch aufgenommene Project einer deutschen Nordpolexpedition vorläufig in den Hintergrund gedrängt. Sich dauernd oder auch nur provisorisch zu constituiren und im eigenen Hause behaglich einzurichten, ist allerdings ein noch wichtigeres Geschäft, als den nationalen Ruhm durch muthigen Kampf gegen den starrenden, tod- und verderbendrohenden Eispanzer des Pols zu erhöhen. Schwindet doch die Aussicht auf die Auffindung eines eisfreien Polarmeers und der von den „spiritualistischen Medien" längst entdeckten Polarmenschen mehr und mehr; ja, man darf wol mit Recht fragen, ob die im Falle des möglichen Gelingens zu erwartenden wissenschaftlichen Resultate den Gefahren und Opfern entsprechen, die zu ihrer Erreichung unvermeidlich sind. Nichtsdestoweniger sind wir weit davon entfernt, den Eifer, mit dem man gerade in Deutschland diese Idee aufgegriffen hat, zu verkennen oder zu tadeln. Was ihr die Herzen so rasch gewann, war wol vor allem das im edelsten Theile des Volks jetzt unzerstörbar lebende Bedürfniß nach einer nationalen That, nach einer Offenbarung seiner nationalen Existenz. Dazu bedarf es nun freilich für diese hoffentlich keiner Nordpolexpedition mehr. Dennoch können wir es wahrlich denen nicht verargen, die, wo es sich um eine gefahrvolle Unternehmung zur Erreichung eines idealen Zwecks handelt, nicht wollen, daß der Deutsche länger hinter dem Amerikaner und dem Briten zurückstehe.

Auch der Verfasser des Schriftchens Nr. 1: „Skizzen aus dem Nördlichen Eismeer", Adolf Brix, will durch seine Schilderungen aus dem Nördlichen Polarmeer das Interesse für die nationale Unternehmung „in den Kreisen, welche derselben bisher aus irgendeinem Grunde fremd geblieben sind", zu erwecken versuchen. Es sind zwei im Literarisch-geselligen Verein zu Stralsund gehaltene Vorlesungen, die er erst auf vielfache Aufforderungen hin dem Drucke übergeben hat. Sein ganzes Auftreten zeigt, daß er kein Schriftsteller von Beruf ist. Um so dankbarer

sind wir ihm, daß er sich hat überreden lassen, seine Schilderungen der Oeffentlichkeit zu übergeben. Allerdings sind es nur „Skizzen", die sowenig auf Vollständigkeit Anspruch machen, wie der Wissenschaft Gewinn zu bringen verheißen. Als Jüngling hatte der Verfasser auf einem bremer Grönlandfahrer die Robben- und Walfischjagd im Nördlichen Eismeer mitgemacht, und er schildert nun Erlebtes und Geschautes nach den damals gemachten Aufzeichnungen, aber mit so anschaulicher Lebendigkeit, daß wir darin sowol die enthusiastisch erregte Auffassung des jugendlichen Tagebuchschreibers wie die wunderbare Treue der Erinnerungen des Mannes erkennen.

Die Ausrüstung und Einrichtung des Schiffs, die Mannschaft, zumal die Offiziere, zu denen auch Harpuniere, Speckschneider und Oberküper gehören und die alle im Winter wieder Ackerbauer oder Handwerker werden; die Fahrt nach Norden; die Naturerscheinungen des Polarsommers; der Robbenschlag und Walfischfang; das Leben an Bord: alles zieht in klaren, abgerundeten Bildern wohlgeordnet an uns vorüber, sodaß wir nur — was bei Reiseschriften gewiß nicht häufig — den kleinen Umfang des Büchleins und besonders die allzu große Sparsamkeit des Verfassers in Naturschilderungen bedauern. Sei es, daß ihn hier Aufzeichnungen und Gedächtniß im Stiche ließen oder daß er als eifriger Anhänger Lessing's sich nicht bei der Beschreibung aufhalten wollte, wo er erzählen konnte: kurz, die Darstellungen der wunderbaren, dem Bewohner südlicher Breiten und des Festlandes gänzlich fremden Naturschauspiele, an denen die nördliche Polarzone so reich ist, sind ebenso kurz wie vereinzelt, sowenig auch dem Verfasser das Talent dafür abgeht, wie die Schilderungen des Nordlichts, der Eisküste Grönlands, der Mitternachtssonne beweisen. Freilich, die Erzählung gelingt noch besser. Die Walfischjagd ist in dieser Hinsicht ein kleines Juwel und verdiente in eine Anthologie von Musterstücken für die deutsche Jugend aufgenommen zu werden, hätte nicht der so lebendig geschilderte langsame und martervolle Tod des Meerriesen etwas das natürliche menschliche Gefühl tief Verletzendes und Empörendes.

Nicht minder lebendig ist die Darstellung in Johansen's Schrift: „Halligenbuch" (Nr. 2). Von uralten Zeiten her sind die Friesen ein tüchtiger, kräftiger Stamm gewesen, nicht nur voll stolzen Mannesmuthes bis auf den letzten Blutstropfen kämpfend gegen fremde Machthaber, die sie ihrer Freiheit und Selbständigkeit berauben wollten, sondern auch mit zäher Ausdauer einem noch grimmigern Feinde standhaltend, den wilden Wogen der Nordsee nämlich, die seit Jahrtausenden mit gieriger Zunge an ihren Küsten lecken, oft in furchtbaren Sturmfluten über Damm und Deich meilenweit ins Land hineinschlagen und in wenigen Stunden die Arbeit von Jahrhunderten und Tausende von Menschenleben vernichten. Das ist nun freilich ein hoffnungsloser Kampf: wenn nicht der Lenker der Schöpfung für die Nordwestküste Germaniens wieder eine Zeit der Hebung eintreten läßt, so wird sie, so werden zunächst alle die niedrigen Inseln von der Zuyderste bis Helgoland und den schleswigschen Marschen allmählich im Schose der Salzflut rettungslos versinken. Nicht nur die Entstehung des Dollart an der Emsmündung, auch die furchtbare Octobernacht des Jahres 1634, welche die große Insel Nordstrand zerbrach und zum größten Theil vernichtete, das rasche Verschwinden der ostfriesischen Inseln Norderney, Wangeroge u. s. w. deuten auf den steten Fortschritt des Wassers in seinem unablässigen Kampfe gegen das Festland. Aber so hoffnungslos der Kampf auch ist, dennoch „weicht der Mensch der Götterstärke" nicht: die unüberwindliche Heimatliebe läßt die armen Bewohner der friesischen Inseln sich lieber täglich dem Wassertode aussetzen, als daß sie den trauten Boden verließen, den sie, wie die aus fernen Gegenden und fremden Welttheilen stets Rückkehrenden zeigen, nicht minder treu lieben als die Alpenbewohner ihre rauhen Berghalden.

Am unmittelbarsten bedroht von der Vernichtung sind die Bewohner der „Halligen", jener 14 kleinen Inseln, die mit den beiden größern Pelworm und Nordstrand der Stadt Husum gegenüber an der schleswigschen Westküste liegen. Während die „Außeninseln" Sylt, Föhr und Amrum wenigstens noch zum größten Theil durch hohe Sanddünen auf eine Zeit lang vor dem Einbruch der Wogen geschützt sind, liegen jene ohne allen Schutz, zur Flutzeit rings vom Meere umspült und oft bedeckt, während der Ebbe von dem grauen Schlammgrunde der „Watten" umgeben, die vor vielen Jahrhunderten einen Theil des Festlandes bildeten, wie verlorene Posten da, bestimmt, früher oder später dem unersättlichen Feinde zum Opfer zu fallen. In der Größe von 16—2000 Morgen wechselnd, einzelne nur von einer Familie, die größten von 2—300 Menschen bewohnt, sind sie dicht mit säftigen Gräsern bedeckt, dem Futter der Schafe und Kühe, des einzigen Reichthums der Halligenleute; denn von Ackerbau ist nirgends eine Spur. Auf künstlichen Hügeln, den Werften, erheben sich ihre Häuser, bei jeder Hochflut rings von den Wogen umschäumt, bei Sturmfluten nicht selten spurlos verschwindend. Wie helle Augen (Oogen, daher Wangerooge, Süderooge, Spikerooge u. s. w.) blicken sie aus dem grauen Wattenmeer hervor, gleichsam sehnend auf das ferne Festland gerichtet, von dem sie der wilde Feind losgerissen, dessen Beute sie endlich werden sollen.

Ein Volksstamm, der solch einen Boden bewohnt, dessen Leben ein steter Kampf mit den Naturmächten ist, muß scharfe und eigenthümliche Charakterzüge tragen. Zähe Ausdauer, einfache Treuherzigkeit, gläubige Frömmigkeit, treues Festhalten an den ererbten Sitten der Väter treten uns in erster Linie entgegen. Ein melancholischer Zug mischt sich hinein, ebenso sehr die Wirkung der traurig-einförmigen Landschaft, der grauen Schlammmassen der Ebbe, der düstern Wogen der Flut, des bleiernen Nebelhimmels und des fernen, eintönigen Geräusches der Brandung, die an die Sanddünen der Außeninseln schlägt, als des Bewußtseins des Schicksals, das ihnen droht, und der von Geschlecht zu Geschlecht übertragenen

traurigen Geschichten der Vorzeit. Seitdem die letzten 20 Jahre die Augen ganz Deutschlands auf die Nordmarken des Vaterlandes gezogen haben, ist auch von dem Friesenstamme auf der schleswigschen Westküste und den nahen Inseln häufig die Rede gewesen. Mit Recht hat man die Strand- und Inselfriesen trotz des dänischen Widerspruchs den Deutschen zugezählt, denn sie wollen, wie ihre südlichen Vettern, die Ostfriesen, Deutsche sein, wenn auch ihre Sprache fast einen Uebergang von dem Niedersächsischen zu dem Dänischen bildet.

Die vorliegende Schrift gibt uns zum ersten male ein vollständiges Bild von den Halligen selbst, ihren Bewohnern, ihrer Geschichte und ihren Sagen. Der Verfasser, selbst ein Inselfriese, hat das Buch nicht nur mit der Feder, er hat es auch mit dem Herzen geschrieben. Das Zerbröckeln der Inselschollen und das damit naturgemäß schritthaltende Absterben des Volksthums schmerzt ihn tief. Er möchte mit seiner Schrift dazu beitragen, ein hinsiechendes Volksthum neu zu beleben. Aber gegen die ewigen Gesetze der Natur kann ein Schriftsteller sowenig wie ein anderer Sterblicher erfolgreich kämpfen. Sie hat einmal das eigenthümliche nordfriesische Volksthum auf den Aussterbeetat gesetzt: es wird früher oder später in dem deutschen untergehen. Inzwischen aber wollen wir dem Verfasser dankbar sein, daß er uns ein so anschauliches Bild dieser kleinen, dem Untergange geweihten Welt geliefert hat. Unsere Sympathie hat er jenen tapfern Vorkämpfern gegen Dänenthum und Meeresflut gewonnen, wenn wir ihnen auch weiter nichts zu geben vermögen. Die rührenden Beispiele von unerschütterlichem Gottvertrauen, von thätiger Menschenliebe, von treuer Anhänglichkeit an Heimat und Freunde müssen jedes menschlich fühlende Herz tief ergreifen. Nur hätten wir gewünscht, daß der Verfasser seine streng-kirchlich religiöse Richtung nicht allzu sehr bei jeder Gelegenheit hätte hervortreten lassen. Wir gönnen jedem nicht nur seine Ueberzeugung, wir gestehen ihm auch gern das volle Recht zu, sie öffentlich auszusprechen und seine Schriften von ihr durchdringen zu lassen. Nur darf eine, wie immer berechtigte, doch einseitige Richtung nicht stets mit solcher Absichtlichkeit in den Vordergrund gerückt und betont werden, daß man eben „die Absicht fühlt" und verstimmt wird. Geht es gar so weit, wie in unserm Buche, daß der Verfasser, weil der Sohn Friedrich's III. von Dänemark, der den armen Nordstrandern ihr Eigenthum geraubt, nach des schuldigen Vaters Tode aus dem Lande gejagt ward, ausruft: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; er sucht die Sünden an den Kindern heim bis ins dritte und vierte Glied" u. s. w. (S. 135), so wissen wir nicht, was wir zu solcher traurigen unchristlichen Verblendung sagen sollen.

Johansen beginnt — um den Lesern zum Schluß noch eine kurze Uebersicht über den Inhalt seines Buchs zu geben — mit einer Schilderung der Nordsee an jenen Küsten, die er eine „Mordsee" nennt, des Wattenmeers, d. h. der großen Untiefe zwischen der schleswigschen Westküste und den äußersten westlichen Inseldünen, die bei jeder Ebbe bis auf die sie durchziehenden natürlichen Kanäle, die Wattströme, trocken gelegt wird, und die in ihren an Alterthümern reichen Seetorflagern die deutlichen Spuren enthält, daß sie einst lange festes, mit Vegetation bedecktes Land und wieder in noch älterer Zeit lange Seeboden gewesen ist. Dann beschreibt er uns die Halligen selbst, ihre Werfte, ihre Häuser und deren Einrichtung, die künstlichen Vorrichtungen, um mitten im Salzwasser des süßen Wassers nicht zu entbehren; die Wiesen und die auf ihnen wachsenden Pflanzen; erzählt uns, wie Sommer und Winter den Halligbewohnern verfließen; theilt uns aus ihrem Munde eine ganze Reihe von charakteristischen Sagen mit, in denen wir nur den ursprünglichen Volkston auch in der Uebersetzung besser gewahrt zu sehen gewünscht hätten; schildert einen von ihm selbst mit einem kundigen Führer unternommenen „Schlicklauf", d. h. einen nicht gefahrlosen Spaziergang auf dem von der Ebbe bloßgelegten schlammig-thonigen Wattengrunde; lehrt uns die ehrwürdige Gestalt des Halligpredigers kennen; zeigt uns den Halligmann als Seefahrer in fernen Ländern, und bemüht sich endlich, in einer Anzahl wunderbarer Rettungen schwer bedrohter Halligbewohner uns „Gottes Finger" zu zeigen. Gottes Finger ist es gewiß, den wir darin erblicken; aber zeigt er sich weniger in den zu Grunde Gegangenen als in den Geretteten?

Wir wenden uns jetzt zu dem Werke Richard Andree's: „Vom Tweed zur Pentlandsfhrde" (Nr. 3). Die Zeit, wo es Mode war und zum guten Ton gehörte, für Schottland und die wilde Schönheit seiner Hochlande zu schwärmen, ist längst vorüber. Seit die lebende Generation sich nicht mehr für Robin den Rothen, für Norna und Meg Merrilies begeistert, zieht sie keine Sehnsucht mehr nach den wilden Schluchten der Grampians oder den öden Moorflächen der Shetlandinseln. Wir überlassen jetzt die überschwenglichen Lobpreisungen des Landes billig den Schotten selbst, die, wie uns Andree nachweist, noch immer in ihrer rauhen Heimat das Eden Europas erblicken. Nur vereinzelte deutsche Reisende mischen sich unter die Scharen der Engländer, die allsommerlich nach den schönen Ufern des Loch Lomond und den wunderbaren Inseln Staffa und Iona wallfahrten. Auch die Touristenschriften über Schottland sind selten geworden. Was aber davon vorhanden ist, beschränkt sich fast ausschließlich auf die Beschreibung des Südens und der vielbesuchten Seelandschaften von Argyleshire. Um so größer ist das Verdienst unsers Verfassers, der drei Monate darauf verwandte, das Land von der Südgrenze bis zur äußersten Nordspitze zu durchreisen und nach allen Richtungen gründlich kennen zu lernen. Sein Buch ist eine wirkliche Bereicherung unserer Literatur und ein treffliches Mittel, sich mit der Natur des Landes und seiner Bewohner auf bequeme Weise eingehend bekannt zu machen, ohne sich aus weitschichtigen wissenschaftlichen Werken das Nöthige mühsam zusammenlesen zu müssen. Lebhaftes Interesse an dem Gegenstande, ein klarer und vorurtheilsloser Blick, Vertrautheit mit der Landessprache (freilich nicht der gälischen), gründliche Kenntnisse in den

verschiedensten Fächern, zumal den naturwissenschaftlichen, die wir, so viel sie dazu beitragen, Reiseschilderungen zu beleben und nutzbringend zu machen, doch in den meisten Touristenschriften vermissen, befähigen ihn, seine Aufgabe in ausgezeichneter Weise zu lösen. Von einer Reisebeschreibung, die in einen mäßigen Octavband zusammengefaßt ist, dürfen wir natürlich keinerlei Vollständigkeit erwarten. Der Verfasser will sowenig ein wissenschaftliches Handbuch wie einen Führer durch Schottland schreiben. Seine geographischen, ethnographischen, geschichtlichen, naturwissenschaftlichen Excurse finden sich hier und da zerstreut, wie es eben die Gelegenheit mit sich brachte, genug, um anzuregen, vielfach zu belehren, durch Abwechselung anzuziehen, ohne ihr Thema erschöpfen zu wollen oder durch Weitschweifigkeit zu ermüden. Erzählung wechselt mit Beschreibung; öfter noch sind beide innig miteinander verschmolzen. Im ganzen hätten wir in Bezug auf die Zahl der beschriebenen Localitäten etwas größere Beschränkung gewünscht. Den Leser kann es natürlich nur so weit interessiren, dem Verfasser zu folgen, als derselbe Neues sieht oder erlebt, beschreibt oder erzählt. Die häufig wiederkehrende Schilderung sehr ähnlicher Oertlichkeiten hat leicht etwas Ermüdendes, das freilich derjenige, welcher die Originale selbst gesehen und dem ihr specifischer Charakter sammt allen den kleinen Erlebnissen und Umständen, unter denen er sie gesehen, lebhaft vor Augen steht, nicht empfindet.

Die Darstellungsweise des Verfassers ist klar und anschaulich, die Sprache correct, der Stil einfach und, wenn auch hier und da nicht ohne eine gewisse Eleganz, im ganzen fast etwas zu schmucklos. Sowenig wir bombastische Schilderungen und jene Ueberschwenglichkeit des Ausdrucks lieben, die auf den unbefangenen Leser einen dem beabsichtigten Eindruck gerade entgegengesetzten hervorbringen muß, so sehr müssen wir es billigen, wenn einer großartigen und erschütternden Naturerscheinung gegenüber Sprache und Ausdruck der dadurch erregten Stimmung gerecht zu werden suchen.

York, die altehrwürdige Hauptstadt Nordenglands mit ihrer gewaltigen Kathedrale, den hohen Giebelhäusern und ihren anderthalbtausendjährigen Erinnerungen, so still und ernst inmitten des lärmenden Getreibes der Gegenwart, ist des Verfassers Ausgangspunkt. Bald ist mit der Nordbahn Tweedmouth erreicht und er steht nun an der Grenze Schottlands:

> Drüben über dem Flusse lag das Land der Distel, der Maria Stuart, der zerfallenen Abteien und gewürfelten Kleiderstoffe, das Land, das uns durch Walter Scott's Romane schon in der Jugend nahe gelegt wurde, in dem wilde Clans sich einst grimmig befehdeten und die Reste eines celtischen Volksstammes ihrem Untergange zueilen; das Land, in welchem die merkwürdigsten Gegensätze zwischen blühenden Culturlandschaften und wilden, öden Gegenden so dicht nebeneinanderliegen, wo sich hohe Berggipfel in die nebelige Atmosphäre erheben, idyllische Seen ihren glatten Spiegel ausdehnen, fischreiche Ströme herrliche Wasserfälle bilden und düstere Nadelhölzer, reichlich belebt mit Wild, den Großen des Landes unerschöpfliche Jagdgründe bieten.

Schon die kurze Fahrt von Berwick bis Edinburg zeigt dem Verfasser, daß zwischen Schotten und Engländern weit größere Gegensätze in Gesetzen, Gebräuchen, Einrichtungen und Volkscharakter bestehen, als zwischen Nord- und Süddeutschen. Und doch bilden beide Völker seit der Union ein kräftiges, wohlverbundenes Ganzes. In Bezug auf das Ausland fühlt sich der Schotte eins mit dem Engländer. Die Königin Victoria verehrt er nicht minder als das Andenken des Prinzen Albert. Von Absorption der einen durch die andern ist hingegen keine Rede: der schottische Nationalcharakter ist zähe, der schottische Stolz grenzenlos; der Schotte bleibt in der ganzen Welt sich gleich und der vaterländischen Sitte getreu, denn sein Land ist ihm das erste der Erde, und er möchte um die Welt kein Engländer sein. Wie die alte Sprache der schottischen Niederlande weit mehr sich der altsächsischen nähert als das heutige Englisch, so auch der Typus der Menschen. Schotte und Schottin gemahnen in ihrer ganzen äußern Erscheinung mehr an Deutsche als an Engländer; auch ihr ganzes Wesen hat, von dem französirten Normannenthum unberührt, den germanischen Charakter reiner bewahrt. Das echt schottische Idiom geht freilich allmählich auch verloren; die jungen Schotten verstehen ohne Wörterbücher die Sprache Burns' und Ramsay's nicht mehr.

Der Verfasser scheint der Ansicht zu sein, nur deshalb sei zwischen Irland und Schottland ein so großer Unterschied, sodaß dieses gedeihe und blühe, während jenes das Schmerzenskind Britanniens sei und bleibe, weil der Schotte seine Eigenthümlichkeit in Sitte und Gesetz bewahre, während man dem Iren englische Gesetze und Einrichtungen aufgezwungen habe. Aber diese Anschauung ist sehr einseitig. Hier kommen der Katholicismus und der irische Nationalcharakter als noch wichtigere Factoren in Betracht. Kraft und Saft des schottischen Volkslebens sind keineswegs in den gaëlischen Hochlanden, sondern in den sächsischen Lowlands und allenfalls in den von den Nachkommen alter skandinavischer Ansiedler besetzten Küstenstrichen des Nordens zu suchen.

Wäre ganz Schottland celtisch, wie der größte Theil Irlands, es würde bei seinem rauhen, unwirthbaren Boden und Klima vielleicht noch traurigere Zustände aufweisen als „die grüne Insel". Aber siegreich dringt das germanische Element immer weiter nach Westen und Norden vor. Es werden nicht viele Generationen mehr vergehen, bis von dem großen Celtenvolke, das einst den ganzen Westen Europas innehatte, nur noch historische Erinnerungen übrig sind. Auch in den Gaëlen zeigt uns der Verfasser einen dem Untergange geweihten Stamm. Nur auf der Nordwestküste des Hauptlandes und den Hebridischen Inseln wird noch durchaus gaëlisch gesprochen und auch da nur von den untern Klassen. Fast alle Schulen sind englisch. Eine gaëlische Literatur existirt nicht: Bibel und Katechismus sind die einzigen in dieser Sprache gedruckten Bücher. Nur durch mündliche Tradition pflanzen sich eine Anzahl von Volksliedern fort: dazu eine kunstlose Musik auf dem abscheulichen Dudelsack oder der Harfe, wild und melancholisch, dem Charakter

des Landes entsprechend. Unwissend, abergläubisch, arm und schmuzig, lebt das Gaëlenvolk in erbärmlichen Hütten, zum Ackerbau wie zum Handel wenig tauglich, als Fischer und Hirten in fremdem Solde. Die englische Regierung thut nichts zur Bewahrung und Fortbildung der Nationaleigenthümlichkeit: wol mit Recht. Selbst die bekannte Hochlandstracht verschwindet mehr und mehr und ist schon jetzt eigentlich nur noch Komödie. Freiwillige Soldaten — meist nicht Hochländer, sondern glasgower und edinburger Pöbel —, Förster, Bediente, vornehme Engländer während ihrer Villeggiatur und der Jagdsaison in den Hochlanden, zumal Kinder endlich tragen noch Kilt und Plaid und nackte Knie, sonst niemand.

In Edinburg, der alten herrlich gelegenen Hauptstadt, verweilte der Verfasser 12 Tage, genug, um den seltsamen Contrast zwischen der finstern und armen, aber interessanten Altstadt und der lichten, reichen, aber charakterlosen Neustadt und alle die historischen und architektonischen Herrlichkeiten zwischen Calton Hill und dem Schlosse einerseits und Holyrood und Arthur's Sitz andererseits kennen zu lernen. Dank dem trefflichen Hafen von Leith, dem Piräus von Edinburg, steht die jetzt 200000 Einwohner zählende Stadt in neuem Flor, so wenig sie sich auch mit Glasgow, dem Emporium des Westens, messen kann.

Sich auf vielbesuchtem und vielbesungenem Terrain wissend, begnügt sich der Verfasser hier meist mit flüchtiger, doch zur Charakteristik des Gesehenen genügender Skizzirung. Eine Reihe von Ausflügen führt ihn zunächst zu der herrlichen Kapelle:

Where Roslin's chiefs uncoffined lie —

von da nach den Ruinen der Abtei Melrose, die uns Walter Scott in seinem „Last minstrel" mit so brennenden Farben malt, nach des Dichters Wohnsitz Abbotsford, wo ihn besonders die treffliche Marmorbüste desselben von Chantrey anzog, deren Entstehungsgeschichte er uns erzählt, und weiter zu der verfallenen Prämonstratenser-Abtei Dryburgh, wo die irdischen Ueberreste des großen Schotten ruhen. St.-Andrews, eine der ersten Culturstätten Schottlands und einst seine bedeutendste Universität, fand er jetzt tief herabgekommen, mit kaum 200 Studenten, das Greifswald Caledoniens, wenn auch noch immer die höchsten politischen Würdenträger Englands sich eine Ehre daraus machen, Kanzler von St.-Andrews zu heißen. Er hatte hier das Unglück, mit einem edinburger Excursion train zusammenzutreffen und das Nationallaster der Schotten, die Trunksucht, welcher Männer und Weiber, selbst in Glacéhandschuhen und seidenen Kleidern, gleichmäßig unterworfen sind, in der Nähe kennen zu lernen. Die häufigen Straßenprediger, die lebhaft genug an Schiller's Kapuziner erinnern, helfen nichts gegen diesen Unfug, so sehr sie sonst auch den Pöbel zu fanatisiren vermögen. Im allgemeinen sind bekanntlich die Schotten ein strenggläubiges Volk; dabei fehlt es freilich auch nicht an Werk- und Scheinheiligkeit, an Intoleranz und Aberglauben.

Nachdem er Edinburg verlassen, besuchte der Verfasser bei dem altberühmten Schlosse von Stirling das Schlachtfeld von Bannockburn, an dem sich der schottische Nationalstolz noch immer erhebt, weiterhin den Loch Leven, aus dessen Inselschloß die gefangene Maria Stuart an Douglas' Hand ihre romantische Flucht unternahm; Macbeth's Schlösser zu Dunsinan und Glaims, wo man ihm eins der verschiedenen Betten zeigte, in denen der gute König Duncan ermordet sein soll, wie dergleichen auch zu Inverneß und auf Cawdor im Norden zu finden sind, und gibt uns dabei einen kurzen Abriß vom Leben des historischen Macbeth, der freilich mit der Sagengestalt der Dichtung wenig gemein hat.

Der Grafschaft Perth, dem „Paradiese Caledoniens", wo sich Berg und Ebene vereinen, erkennt der Verfasser die Palme der Schönheit willig zu. Der Tay, der sie durchfließt, ist der wasserreichste Strom Großbritanniens, seine Ufer die schönsten. Die Schotten nennen ihn ihre Tiber und die gewerbreiche Stadt Perth mit ihren 25000 Einwohnern das Rom des Nordens, weil einst die römischen Legionen, als sie zuerst diese Landschaft erblickten, ausgerufen haben sollen: „Ecce Tiber! Ecce Campus Martius!"

In Dunkeld erreichte der Verfasser die Grenze der Hochlande und sah die ersten gaëlischen Hütten. Dann ging es an dem jetzt kahlen Birnam vorüber, den man mit Hülfe tirolischer Lärchensprößlinge wieder zu bewalden sucht, zu den lieblichen Umgebungen des Loch Tay, wo einst die wilden MacGregor hausten und später Sir Colin Campbell den Grund zu dem schönen Taymouth Castle legte.

In den romantischen Umgebungen von Blair Atholl, einem Lieblings-Rendezvous der Reisenden, lernt Andree die erste echte Hochlandsschlucht, den Glen Tilt, kennen. Wir geben seine Schilderung wörtlich, zugleich als Probe seiner Darstellungsweise:

Anfangs stehen hohe Fichten und Lärchenwaldungen zu beiden Seiten des Fahrwegs, und die prächtigste Farrnvegetation, die man sich denken kann, tritt an die Stelle des Unterholzes, welches die lichten schottischen Waldungen nicht kennen. Adlerfarrn (Pteris aquilina) und wieder Adlerfarrn, in seltener Größe und Ueppigkeit, überdeckt mit seinem frischen Grün in mannshohen Wedeln den Waldboden. Nur an einzelnen Stellen verdrängen ihn Aspidiumarten. Zwischen den Bäumen und Felsen durch rauscht der Tilt. Die Bäume hören auf, und nun liegt ein Glen vor uns, wie es nicht charakteristischer sein kann. Zu beiden Seiten thürmen sich kahle hohe Berge auf, deren Gipfel in gerader Linie kaum eine halbe Stunde voneinander entfernt sein mögen, und hinter denen sich wieder die Kuppen höherer Berge erheben. Rechts Ben-y-Gloe, der Nebelberg (3725 F.), links Ben Dearg, der Rothe Berg (3550 F.). Der Anblick des Thals ist ungemein traurig; alles erscheint todt, das gelbe Gras zieht sich nur bis zur halben Höhe der Berge hinauf, dann folgen oben nackte Felsen und Steingerölle von Gneis und Granit, die, nebst Kalksteinen, das Glen Tilt zusammensetzen. Ueberall stürzen zwischen den Felsen kleine Gerisel in tausend Cascaden herab und bilden, am Boden des Thals angelangt, sumpfige Strecken, in denen Rosenwurz, das Wollgras (Eriophorum angustifolium) und Moorheide wuchern. Kein Baum in dem ganzen langen Glen, nur hier und da verkrüppelte Erlenbüsche zwischen den Steinen am Ufer des Tiltbachs. Für Leben sorgen muntere Bachstelzen, die an dem

eiskalten Wasser hintrippeln, einzelne Raben krächzen in der Luft, und die zahllosen wilden Kaninchen flüchten scheu bei unserer Annäherung in ihre Erdlöcher. Da ist es denn eine Abwechselung, wenn man plötzlich auf die zerfallenen Ueberreste einer Hochlandshütte trifft; angelehnt an das schwarze Gemäuer steht ein Hirt im Kilt, mit umgeschlungenem Plaid und nackten Knien, bei ihm ein großer wolfsartiger Hund, und vor ihm eine wilde Rotte Hochlandsrindvieh mit langen Haaren, rothbraun oder schwarz, mit schmalen langen Hörnern, die Stirn mit krauser Wolle bedeckt, mähnig und mit haarigem Schwanze. Ein echtes Hochlandsbild.

Weiter nördlich reisend, überschritt er auf wildromantischer Straße, die, überall trefflich unterhalten, bald durch schluchtige Wälder, bald über öde Steinhalden und Moore mit dürftiger Alpenvegetation führt, die Pässe der Grampians, erblickte die schneebedeckte Spitze des 4295 Fuß emporragenden Ben-Muich-Dhui, des zweithöchsten unter ihren Gipfeln, und gelangte endlich in das an Naturschönheiten reiche obere Thal des Dee. Hier besuchte er zunächst Braemar, in der Geschichte durch die unglückliche stuartistische Erhebung des Grafen von Mar bekannt; weiterhin den schottischen Landsitz der englischen Königsfamilie, Balmoral, in dessen Umgebung überall noch der Name des deutschen Fürsten verehrt wird, dessen hohen Werth sein Adoptivvaterland erst nach seinem Tode recht schätzen gelernt hat. Seine schottischen Diener haben dem Prinzen Albert hier ein Denkmal setzen lassen. Ueberall in der Umgegend erzählt man dem Reisenden mit Trauer von seinem allzu frühen Hingang, von seiner großen Herzensgüte. In der gehobenen Landwirthschaft und Industrie rings um seinen Landsitz hat er dauernde Spuren seines segensreichen Wirkens hinterlassen. Balmoral selbst ist ganz in schottischer Weise eingerichtet, ohne allen Prunk; nur schottische Gewächse zieren den Park.

Hier in Nordschottland liegen nördlich und südlich vom Deethal zahlreiche Wildparks reicher Engländer. Daß sie, wie der Verfasser meint, wirklich die für das Land beste Verwendung des Grundes und Bodens seien, will uns nicht recht einleuchten, wenn er auch, mit unwiderleglichen Zahlen bewaffnet, die Grundlosigkeit der Klage darthut, daß infolge derselben die Bevölkerung ab-, die Armuth zugenommen habe.

Von Aberdeen, der größten und wichtigsten, aber auch noch ganz sächsischen Handelsstadt des Nordens, geht die Reise durch Elgin mit seiner zerfallenden Kathedrale, der größten Nordschottlands, und das Städtchen Forres nach Schloß Cawdor, mit dessen Namen uns Shakspeare's „Macbeth" vertraut gemacht hat, und weiterhin nach Inverneß, der ultima Thule der Touristen, wo sich der Caledonische Kanal, die Eisenbahn und die Föhrden von Morey und Beauly vereinen, einer uralten, halb gaëlischen, halb sächsischen Stadt mit 14000 Bewohnern, welcher der Verfasser eine große Zukunft prophezeit. Ein kleiner, sogenannter Druidenzirkel unweit Inverneß, einer jener uralten Steinringe, die sich neuerdings in so großer Anzahl längs der Nord- und Westküsten des europäischen Continents, ja sogar in Indien gefunden haben, gibt dem Verfasser Gelegenheit, sich für die jetzt ziemlich allgemein angenommene Hypothese eines vorceltischen Ursprungs dieser Denkmäler, die zu den ältesten Spuren arischer Gesittung gehören, zu erklären. Dann setzt er seinen Weg noch weiter nördlich fort nach Sutherland, dem Gebiete des gleichnamigen Herzogs, des englischen Krösus, mit dessen Einkünften wenige Monarchen des Festlandes wetteifern können. Noch eingehender als diese längs des Meers reich cultivirte, im Innern unfruchtbare, nur von armen Gaëlen bewohnte und von Schafheerden belebte Landschaft beschreibt er Caithneßshire, die nördlichste Grafschaft Großbritanniens, ein kahles, wildes, unfruchtbares Land mit schon hochnordischer Vegetation und rauhem, veränderlichem Klima, bevölkert von Menschen skandinavischer und gaëlischer Abkunft, die erstern Farmer, die letztern Häusler, in ihrem Aeußern wie in ihrer Lebensweise scharf miteinander contrastirend. Er schildert uns die hier häufigen Pechtish houses (Pictenhäuser), die aber mit den Picten nichts zu schaffen haben, begraste Hügel, in ihrem Innern die Reste roher Wohnungen zeigend, und nach den darin gefundenen Thierknochen und Geräthschaften auf die Stein- und Bronzezeit der Pfahlbauten hinweisend. Von Holborn Head, an der Nordspitze Schottlands, endlich hörte er das Rauschen der Pentlandföhrde (Straße von Pentland), der gefährlichen Enge, die den Deutschen mit dem Atlantischen Ocean verbindet, und sah die Orkneyinseln in fast greifbarer Nähe vor sich liegen. Dann ging es über Inverneß gegen Südwesten auf dem Caledonischen Kanal, der kaum die Unterhaltungskosten deckt, geschweige denn das 8 Millionen Thaler betragende Anlagekapital verzinst. Die Umgebung des Kanals ist im ganzen ziemlich einförmig und langweilig: dennoch nennen ihn die Eingeborenen mit landesüblicher Grandiloquenz den schottischen Rhein. In Fort Augustus ließ sich Andree von dem vielgenannten, inzwischen verstorbenen Afrikajäger Cummins seine bekannten Jagdabenteuer erzählen, sah von fern den steilen Porphyrstock des Ben Nevis, des Königs der schottischen Berge, (4400 Fuß) in die Wolken ragen, und langte endlich in Oban, der Stadt der Gasthöfe und Touristen, im Westen an, die jährlich 40000 Fremde beherbergt.

Von Oban aus bringen treffliche Dampfer die Reisenden nach den beiden berühmten Hebrideninseln Staffa und Iona. Die Hebriden, von denen wir die ersten sichern Nachrichten durch die Raubzüge der nordischen Seekönige und skandinavische Ansiedler im 9. Jahrhundert erhalten, sind eine rauhe, felsige, jetzt nur noch von armen, unwissenden Gaëlen bewohnte Inselgruppe. Von den prachtvollen Säulenbildungen der Fingalsgrotte auf Staffa entwirft uns der Verfasser ein anschauliches Bild, ebenso von der heiligen Insel Iona, von wo aus St. Columban das Christenthum in Schottland verbreitete und wo noch 40 Könige des Landes, deren letzter Macbeth, begraben liegen. Die alte heilige Straße, bezeichnet durch eine jetzt unterbrochene Reihe von Monolithen, führte ihn über die Insel Mull wieder nach Oban zurück. Dem rauhen, romantischen Gebirgsland noch ein farewell to

the highlands zurufend, fuhr er auf dem Dampfer längs der felsigen Westküste südwärts den zackigen Bergen von Arran vorüber in die Mündung des Clyde ein und langte endlich in Glasgow, dem jetzt von mehr als einer halben Million Seelen bewohnten Centrum der schottischen Industrie und des schottischen Handels, an. Zwei Millionen Spindeln sind hier in Thätigkeit; aber die „Cotton-Lords" sind doch neuerdings von den „Iron-Lords" überflügelt: die Eisenindustrie Glasgows ist die großartigste im vereinigten Königreich.

Eine Beschreibung der Stadt erhalten wir nicht; nur bei der uralten herrlichen Kathedrale verweilt der Verfasser längere Zeit. Ueber Lanarck und die Wasserfälle des Clyde führt ihn der Heimweg zu dem berühmten Grenzdorfe Gretna Green, dessen Grobschmied so manchem seufzenden Liebespaare in den Ehehimmel verholfen hat. Im Jahre 1849 wurde die letzte dieser romantischen Trauungen geschlossen. Bei Carlisle endlich sagte er, den englischen Boden wieder betretend, dem Lande der Distel Lebewohl. Zum Schlusse erhalten wir noch einige Notizen über Reisen in Schottland und schottisches Wirthshausleben, aus denen hervorgeht, daß das erstere sehr theuer, das letztere — die schottische Nationalsuppe, Hotch Potch genannt, ausgenommen — ganz englisch ist, und die britische Anmaßung, die von jedem Fremden verlangt, daß er ihre Sitten kennen und beobachten soll, sich hier womöglich noch in verstärktem Maße wiederfindet.

Otto Speyer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Byron in neuen Uebersetzungen.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Betrachten wir Byron als Dramatiker, so müssen wir freilich einräumen, daß er dem Genius der dramatischen Dichtung nicht in vollkommener Weise gerecht zu werden wußte. Im ganzen fehlte ihm die hinreißende Wucht tragischer Energie, jene glorreich erhebende und gewaltig zermalmende Macht des Affects und der Leidenschaft, auf welcher die großen Wirkungen der Tragödie beruhen. Daß er sich Shakspeare indeß nicht zum Vorbild genommen, verdient durchaus keinen Tadel. Das Shakspeare'sche Vorbild hat nur unheilvoll auf die neuere dramatische Dichtung eingewirkt. Was sich von Shakspeare nachahmen läßt, ist eben nicht nachahmenswerth, das Unnachahmliche aber läßt sich nur nachäffen. Byron folgte dem correcten Stil der französischen Tragödie und der englischen Tragödie des 18. Jahrhunderts, wie sie nach dem Evangelium des von ihm hochverehrten kritischen Maestro Pope sich gestaltet hatte; er wollte lieber mit Addison und Rowe, als mit Shakespeare und Massinger gehen. Seine historischen Dramen aus der venetianischen Geschichte blieben indeß nur nüchterne Haupt- und Staatsactionen, correcte Schablonendichtungen, denen der höhere Aufschwung fehlt, wenngleich sie, gegen Platen's übertrockene „Liga von Cambray" gehalten, noch immer Blut und Lebenswärme und ein gewisses dramatisches Interesse haben. Gildemeister hat weder „Marino Faliero" noch „Die beiden Foscari" übersetzt; ebenso wenig „Werner", der in der That durchweg novellistisch ist. Dagegen darf man den „Sardanapal" wol zu den gelungenen dramatischen Dichtungen rechnen. Freilich wäre es unangemessen, ihn mit einer Shakspeare'schen oder Schiller'schen Tragödie zu vergleichen, da ihm die forttreibende Energie der Handlung fehlt. Wol aber hält er den Vergleich mit Goethe's „Tasso" und „Egmont" aus und hat sich wie diese bühnenfähig bewiesen. Er ist ein Seelengemälde voll innern Lebens, und nur ein moderner Dichter, dem die humanistischen Tendenzen das Herz bewegten, konnte einen Sardanapal zum Helden machen, dessen Charakter eigentlich den Gegensatz zu allem Heldenhaften bildet. Man mag nun die Meisterschaft des Dichters bewundern, wie er diesen Charakter, ohne eine gewaltige dramatische Maschinerie in Bewegung zu setzen, durch im ganzen einfache Motive zu so großartigem Aufschwung des Helden- und Opfermuths fortentwickelt; man darf aber nicht vergessen, daß der Dichter durchaus keine Verklärung dieses Heroismus dichten wollte, sondern durchweg den Stoff mit echt tragischer Ironie erfaßt hat. Gegenüber den blutigen hochberühmten Eroberern, den Sanherib und Nebukadnezar, den Alexander und Napoleon, wollte er einen humanen Herrscher zeichnen, der alle Kriege und Krieger haßt, der nicht darauf ausgeht, in einem fort die Reiche zu vermehren, der blumengekrönt herrschen will,

Wie Fürsten,
Wie Schäferkönige der goldnen Zeit,
Die keinen Stirnschmuck kannt' als Sommerkränze
Und thränenlose Siege blos.

Und ein anderes mal sagt er:

Mir ist der Krieg nicht Ehr', Eroberung
Nicht Ruhm. Daß man mich zwingt, mein Recht zu wahren,
Bedrückt mein Herz viel schwerer als die Kränkung,
Durch welche man mich beugen will. — — —
Mein harmlos Scepter, dacht' ich, gründ' ein Reich
Des holden Friedens zwischen Blutannalen,
Ein grün Asyl in hundertjähr'gen Wüsten,
Das einst die Zukunft anschaun wird und lächeln
Und pflegen, oder seufzen, daß für sie
Das goldne Reich Sardanapal's verschwunden.

Das ist ein König, berufen zu herrschen im Reich des ewigen Friedens, wie es die Dichter träumen und die Denker. Doch das Scepter des Königthums ist ein Kriegsschwert, in alten wie in neuen Zeiten, und selbst die friedlichen Herrscher werden fortgerissen zu gewaltsamen Thaten. Ein Friedensfürst wie Sardanapal, der bei heroischen Abgängen keine Coulissen mit fortnimmt, hat doch auch seine dramatische Berechtigung. Gegen den Schluß hin ist er ein Held wie die andern; der Zwang der Nothwendigkeit entfesselt in ihm das Heldenthum oder was die Welt so nennt. Er schlägt um sich und stürzt sich dann selbst in die Flamme. Ist das nicht Ironie? Die Uebersetzung Sardanapal's bildet keine großen Schwierigkeiten; doch ist die von Gildemeister fließender als die von Neidhardt.

Die hervorragendsten Dramen Byron's gehören in das Gebiet der Mysterien — es sind Gedankendichtungen in dramatischer, oft nur dialogischer Form, theils auf Grundlage biblischer Ueberlieferung, theils in freier

Erfindung, welche sagenhafte Elemente benutzt. Diese „Mysterien" scheinen der Aufführung auf der Bühne zu entsagen und auf den stillen Genuß der Lektüre berechnet zu sein. Gleichwol gab es eine Zeit, in welcher das volksmäßige Bühnendrama gerade aus derartigen Mysterien bestand, und es ist nicht abzusehen, warum das zu freier Gedankendichtung geläuterte Mysterium nicht ebenso auf der Bühne der Zukunft seinen Platz finden sollte, wenn es auch durch die conventionellen Schranken unsers modernen Conversationsstücks davon ausgeschlossen ist. Da die eigentliche Handlung derartige Stücke nicht auf der Bühne trägt, so könnte die scenische Magie und die Musik zu Hülfe genommen werden. Wir unterschätzen das decorative Element auf der Bühne durchaus nicht; wir sind nicht der Ansicht, daß es eine blos sinnlich fesselnde, den Geist abziehende Bedeutung habe. Bei künstlerischer Vollendung kann es auch eine wahrhaft künstlerische Wirkung ausüben — die Zuschauer in das Element poetischer Stimmung versetzen, welche sogar eine erhöhte Empfänglichkeit für das dichterische Wort und den dichterischen Gedanken hervorruft. Bisjetzt hat diese Magie der Scene freilich mehr der Poesielosigkeit als der Poesie gedient. Mit Hülfe solcher künstlerisch verwertheten Bühnenmittel kann auch die dichterische Schönheit auf der Bühne wirksamer zur Geltung gebracht werden. Je mehr die Bühne aber diese höhern Gedankendichtungen aufnimmt, desto mehr erfüllt sie ihren höchsten Zweck — der Mittelpunkt eines geistigen Cultus zu sein. Mysterien wie die Byron'schen dürfen daher nicht als absolut unaufführbar betrachtet werden. Allerdings ist die Gattung eines größern dramatischen Lebens fähig, als ihr Byron einzuhauchen verstand, indem fast nur im dritten Act des „Kain" die Handlung zu einem spannenden Conflict und einer tragischen Lösung heranwächst. Doch auch eine geistig bewegte Lyrik darf von unserer Bühne nicht verbannt werden. Ein Mysterium ist bereits auf unsern Bretern heimisch; es ist Goethe's „Faust", dessen erster großer Monolog doch nur ein lyrisches Monodrama des Gedankens ist und gleichwol unser Publikum fesselt.

Ein solches lyrisches Monodrama, fast nur in Monologen verlaufend, da auch die Dialoge wenig mehr geben als die Anregung zu den Monologen des Helden, doch durchaus stimmungsvoll auf der Bühne zu gestalten, wenn seine zauberischen lyrischen Ergüsse von einer sich nicht vordrängenden Musik begleitet und die Scenerie der Alpenwelt mit den feenhaften Decorations- und Beleuchtungsmitteln der modernen Bühne verklärt und in ein wirksam mitspielendes Element verwandelt wird, ist Byron's „Manfred": eine Dichtung, in welcher jede Zeile den unauslöschlichen Stempel des Genius, des ἅπαξ λεγόμενον trägt und welche eine glühende leidenschaftliche Bewegtheit athmet, obgleich nur die Bewegtheit eines in wechselnder Beleuchtung stehenden Seelengemäldes. Eine solche Fülle von Naturpoesie, wie sie den „Manfred" durchweht, findet sich kaum in einer andern neuen Dichtung wieder. In Schiller's „Tell" spiegelt sich die Poesie der Alpen in einem kräftigen Volksleben, in Byron's „Manfred" in einem tiefen Seelenleben. Gildemeister hat gerade den „Manfred" classisch übersetzt und hierin alle Vorgänger und Nachfolger, auch Neidhardt, weit hinter sich gelassen. Jeder wahrhaft geniale Dichter hat etwas Geheimnißvolles, in dem seine Eigenthümlichkeit liegt und das sich mit nichts besser vergleichen läßt als mit der Blume des Weins, die bei jedem Wein eine andere, sich doch der chemischen Prüfung und selbst der sprachlichen Bezeichnung und Bestimmung entzieht. Gerade diese Blume der Byron'schen Dichtung hat Gildemeister in seiner Uebersetzung des „Manfred" meisterhaft wiedergegeben. Wir führen als Beleg hiervon den „Beschwörungsgesang" im ersten Act des „Manfred" an:

Wann der Mond im Strome schwimmt,
Wann ums Grab das Meteor
Und im Gras der Glühwurm glimmt,
Und das Irrlicht auf dem Moor;
Wann die Schnuppensterne fallen,
Wann der Eule Klagen hallen,
Wann das Laub auf stillem Baum
Schläft am dunklen Hügelsaum:
Dann soll meine Seele sich
Leise senken über dich.

Ob du tief im Schlafe seist,
Nimmer schlafen soll dein Geist;
Schatten gibt's, die nie erbleichen,
Und Gedanken, die nicht weichen.
Nacht, die dir ein Räthsel ist,
Will, daß du nie einsam bist.
Wie gehüllt in Grabgewand,
Wie von einer Wolk' umspannt,
Weilest ewig du fortan
Unter dieses Zaubers Bann.

Ob es mich auch nimmer sähe,
Fühlt dein Auge meine Nähe,
Etwas, was dir unsichtbar
Ewig nahe bleibt und war.
Und wenn im geheimen Grauen
Dann du wagst dich umzuschauen,
Findest du erbebend nur
Deinen Schatten auf der Flur,
Und du fühlst in deiner Brust
Qual, die du verbergen mußt.

Zaubersang und Zauberbuch
Tauften dich mit einem Fluch,
Und es wand ein Geist der Lüfte
Eine Schling' um deine Hüfte;
Eine Stimm' ist in den Winden,
Die dich hindert, Trost zu finden,
Und vergebens hoffest du
Von der Nacht die stille Ruh'.
Und am Tage wirst du flehn
Um der Sonne Untergehn.

Keine deutsche Originaldichtung kann stimmungsvoller und mehr aus Einem Gusse sein.

Noch großartiger als der „Manfred" ist der „Kain" mit seinen kosmischen Dialogen und dantesken Skizzen, mit seiner gigantischen Skepsis. „Kain" ist offenbar Byron's tiefsinnigste Dichtung; sie hat einen Zug deutscher Metaphysik, welche sonst den Engländern ferner liegt, die ja das Prädicat philosophisch selbst den technischen Studien zuwenden. Das von Schiller geleugnete „Erhabene des

Weltenraums" ist hier mit voller Poesie erfaßt, die Erde mit ihren kleinen Conflicten schrumpft dagegen zusammen; doch die menschliche Vernunft wird zugleich als allgemeine Weltvernunft erkannt, die heimisch ist im fernsten Sternennebel wie auf der kleinen Erde. Die Tragödie des Menschengeistes ist zugleich die Tragödie der Welt. Das ist der tiefere Sinn dieses kosmischen Mysteriums, in welchem die Weltfragen zu einer persönlichen Angelegenheit des Menschen gemacht und mit aller Glut unersättlicher Leidenschaft erfaßt werden. Gerade hierin steht die Dichtung in der ganzen Weltliteratur einzig da. Diesen Schwung des Gedankens wiederzugeben ist eine Hauptaufgabe für den Uebersetzer, und Gildemeister hat den Ton der hinreißenden Erregtheit vorzüglich getroffen. In „Kain" ist der philosophische Tiefsinn gleichsam in melodiösen Fluß gekommen — hier wird jede Härte doppelt empfunden. Man will nicht äußerlich über die Probleme stolpern, mit denen innerlich die Seele ringt. Sonst fallen wir aus der Harmonie des Kunstwerks heraus und gerathen in das paragraphirte Reich einer beweiskräftigen Metaphysik.

Das dritte Mysterium „Himmel und Erde" könnte man ein Zwiegespräch in Hymnen nennen. In dieser Dichtung, die mit der Sündflut großartig beschließt, wird alles zum Hymnus, das Liebesflehen der Töchter der Erde, welche in Leidenschaft für die Engel des Himmels entbrannt sind, wie die Jubelgesänge der Dämonen, die sich über die drohende Wasserflut und den Untergang der Erde freuen. Diese Hymnen erinnern an die Chorgesänge der antiken Tragödie — das Versmaß athmet eine jeden strophischen Anklang verschmähende Ungebundenheit; die kürzesten Zeilen wechseln mit den längsten. Da alle diese Zeilen gereimt sind, so ist die Schwierigkeit für den Uebersetzer nicht gering. Gildemeister hat sie glücklich überwunden, wie das folgende Triumphlied des einen Dämons beweisen mag:

Frohlockt!
Das verhaßte Geschlecht,
Das sich betrog um Edens hehres Recht,
Vom Schimmer angelockt
Des Wissens ohne Macht,
Versinkt in Nacht
Und Tod!
Nicht langsam, einzeln, nicht durch Schwert und Sorgen,
Durch Herzweh nicht, noch Alter und Beschwerde
Wird es vergehn — es naht sein letzter Morgen,
Zum Ocean wird die Erde!
Kein Athemzug
Als nur der Wind wird auf den Wassern schweben;
Ermatten wird der Engel Flug
Und ihnen keine Statt zum Ruhn gegeben;
Kein Fels wird aus der flüssigen Gruft
Sein spitzes Haupt mehr in die Luft
Zur Rettung heben;
Kein Platz, wo sterbende Verzweiflung grollte
Und starb, nachdem sie lang umher
Ausschaute übers weite Meer
Nach einer Ebbe, die nicht kommen wollte.
Ein todtes Leer
Umher!
Die Welt wird eines Elementes Raub;
Zermalmt wird der verhaßte Staub,
Und von der Erde bunter Farbenschau
Bleibt nichts als nur das eine, ew'ge Blau.
Von des Gebirgs vielfält'gem Schwellen
Und von der flachen Flur
Bleibt keine Spur:
Ceder und Fichte ragt vergebens nur.
Ersterben werden in der Tiefe Quellen
Mensch, Erd' und Feuers Glut;
Himmel und Flut
Wird öd' und still empor zum Ew'gen schauen:
Wer hat den Muth
Auf wüstem Schaum sein Haus zu bauen?

Bei Neidhardt stören oft unreine Reime und die in den Reim gestellten Flickwörter, wie gleich am Anfang hervortritt:

Freut euch!
Das verhaßte Geschlecht,
Das fort aus Eden ward gefegt,
Weil es gestrebt sogleich
Dort nach Erkenntniß ohne Macht,
Ist nah der Nacht
Des Todes.

Außer in Gedankenelegien wie „Childe Harold", in poetischen Erzählungen, in Mysterien, welche eigentlich nur Shelley Byron nachgedichtet hat und die sonst in der blaustrümpflichen Literatur Neuenglands eine ganz ausnahmsweise Stellung einnehmen, ist Byron noch auf einem andern Gebiet originell-schöpferisch aufgetreten — auf dem Gebiet des satirisch-humoristischen Epos, für welches er im „Don Juan" eine durchaus neue und bisjetzt nur unglücklich nachgeahmte Form gefunden hat. Das kleine komische Epos, wie es Pope im „Lockenraub" geschaffen, gab Byron, so sehr er sonst in diesem Dichter den ersten Classiker Englands verehrte, durchaus keinen Anhalt für seine komische Dichtung, welche, wie alles was Byron schuf, sich nicht mit so engem Rahmen begnügte wie ein einzelnes, mythologisch ausstaffirtes Begebniß aus den Kreisen der fashionablen Welt, ein kleines lustiges Abenteuer, sondern über eine reiche Lebensfülle gebieten mußte und stets hinaus ins Weite drängte. Byron's Phantasie brauchte immer die Weltweite. So sehen wir im „Don Juan" die buntesten Abenteuer, spanische und türkische Liebesscenen, grell beleuchtete Marinestücke, wilde Kriegsbilder, Scenen aus dem englischen high-life: alles umschweift von satirischen Arabesken, dem Anschein nach lose zusammengewürfelt, ohne Faden, ohne andere Verknüpfung als die zufälliger Laune; denn die dichterische Vorsehung, die über dem Helden wacht, scheint sein Geschick im Halbschlummer, wie zwischen Schlaf und Wachen, zu leiten und ihn hin- und herzuschleudern, wie es gerade in ihre Träume paßt. Und doch hat dies so locker gefügte Kunstwerk einen Mittelpunkt, einen satirischen und vollkommen berechtigten Grundgedanken. Es haben viele Dichter ein Hohes Lied der Liebe gedichtet; Byron dichtet das Gegenstück; seine cynische Muse hielt sich nicht an das Ewige der Liebe, sondern an das Vergängliche derselben. Es ist dies das Recht des Humors, der, wie Jean Paul so schön sagt, in den Himmel fliegt, aber verkehrt, wie der Vogel Merops, mit dem Schwanz zuerst. Mit dem wandelbaren Costüm der Liebe, die sich bei allen Völkern anders zeigt, spielt

dieſer cyniſche Humor; er richtet ſich gegen die Sitte, die ſich überall ſo abſolut geberdet und doch allenthalben ſo himmelweit verſchieden iſt. Die Liebe der feurigen Spanierin, des holden griechiſchen Naturkindes, einer türkiſchen Sultanin, und der engliſchen Blauſtrümpfe mit ihrer falſchen Prüderie und üppigen Frivolität wird uns in einer Folge der übermüthigſten Bilder geſchildert. In dieſem Prisma der Satire bricht ſich das Sonnenbild der Liebe in ſo bunten Farben, daß es faſt unerkennbar erſcheint. In dieſer buntſcheckigen Narrenjacke tritt die Satire des Dichters wohlbehaglich auf, die Pritſche in der Hand, womit ſie die unſaglichen Thorheiten des ſich weiſe dünkenden Vorurtheils geiſelt.

Doch mitten unter türkiſchen Harems- und engliſchen Theetiſchſcenen der beturbanten und blauſtrümpfigen Liebe, in denen die Satire reiche Ernte findet, malt der Dichter auch eine reizende Liebesidylle am Meeresſtrand, eine köſtliche Nachdichtung von „Paul und Virginie", die zu den duftigſten Blüten der Byron'ſchen Poeſie gehört. Dieſe Liebe zwiſchen Don Juan und der Piratentochter Haide, in der freien Natur, mit dem Blick auf die unermeſſene See, dieſe volle Unſchuld bei voller Hingebung bildet einen poetiſchen Gegenſatz zu den Liebesabenteuern der geſellſchaftlichen Kreiſe im Morgenland und Abendland, ſodaß der Dichter ihr gegenüber ſeine ſatiriſche Miſſion vergißt und ſich ganz in die liebevolle Ausmalung des reizenden Bildes vertieft. Freilich, aus dem einheitlichen Ton des Ganzen durfte auch die Darſtellung dieſer Situationen nicht durchweg herausfallen; die meiſterhafte Schilderung iſt daher mit abſchweifenden Reflexionen, mit frivolen Seitenblicken durchwebt; aber dies alles iſt der Geſammtwirkung des Bildes unſchädlich. Die rührende Kindlichkeit dieſer freien Liebe ruft einen über jede fremdartige Beimiſchung triumphirenden Eindruck hervor. Dieſe dichteriſche Epiſode iſt meiſterhaft von Gildemeiſter überſetzt, z. B.:

Die kühle Stunde war's, wo hinterm Blau
Des Bergs die Sonne roth und rund ſich neigt,
Und dann erſcheint die bergumſchloſſne Au
Die ganze Welt und ſchläft und träumt und ſchweigt;
Zur Rechten liegt, kalt, ſtill und dämmrig grau,
Die tiefe See, und links mondförmig ſteigt
Der ferne Bergkamm, und der Himmel glüht,
In welchem wie ein Aug' ein Sternchen ſprüht.

Und ſo ergingen ſie ſich, Hand in Hand,
Ueber die blanken Stein' und Muſchelſchnecken,
Und glitten über feſten, glatten Sand,
Und in den wilden, hohlen Felsverſtecken,
Planvoll, ſo ſchien's, vom Sturme ausgeſpannt
Zu weiten Hallen mit Gebälk und Decken,
Da ruhten beide, Arm in Arm geſchlungen,
Von Abends Purpurzauber ſanft bezwungen.

Sie ſahn zum Himmel, deſſen flüſſ'ge Gluten
Hinwallten wie ein roſ'ger Ocean;
Sie ſahn die Wogen, wie ſie ſchimmernd ruhten,
Und wie der Mond auftaucht' am Himmelsplan;
Sie hörten leiſe Wind' und müde Fluten,
Und wenn ſie dann ſich Aug' in Auge ſahn,
Den dunklen Blitz — dann flogen wie zwei Flammen
Die Lippen feſt in einen Kuß zuſammen.

Ein langer, langer Kuß, ein Kuß der Wonnen,
Der Lieb' und Schönheit, der in eine Glut
Zuſammenfaßt die Strahlen aller Sonnen;
Derartige Küſſe ſind der Jugend Gut,
Wann Seel' und Sinn und Herz ein voller Bronnen,
Die Pulſe Feuer, Lavaſtrom das Blut,
Herzbeben jeder Kuß; — denn wenn ich merke,
Wie lang ein Kuß iſt, kenn' ich ſeine Stärke.

Der Ton dieſer Strophen in ihrem einheitlich harmoniſchen Guß weicht etwas ab von dem durchgängigen Ton der ottave rime im „Don Juan", die bekanntlich einen durchaus eigenartigen Stil für die humoriſtiſche Dichtung geſchaffen haben. Die Eigenthümlichkeit deſſelben beſteht in den ironiſchen Abſchweifungen und Einſchachtelungen des Gedankens, die ſich in metriſcher Hinſicht als fortwährende übergreifende Enjambements ausprägen, ferner in den geſuchten und bizarren Reimen, in welche theils Fremdwörter, theils komiſche Schlagwörter geſtellt werden. Eine durchaus ſubjective Geſchwätzigkeit, die aus dem Hundertſten ins Tauſendſte fällt und dieſe Buntheit der Gedankenaſſociationen mit beſonderer Vorliebe ausbeutet, gibt eben der ottave rime jenen die ſtrengere Kunſtform beſtändig durchlöchernden Charakter. Dieſe plauderhafte Grazie wiederzugeben, von dieſer ungezwungenen Freiheit alles Gezwungene und Hölzerne fernzuhalten, den Zwang der wiederkehrenden Reime nicht empfinden zu laſſen — das iſt keine leichte Aufgabe für den Ueberſetzer!

Man leſe die erſten Strophen des Gedichts in der Gildemeiſter'ſchen Ueberſetzung:

Mir fehlt ein Held: — ein ſonderbarer Fehler;
Denn jährlich kündigt ſich ein neuer an
Und überfüllt mit Humbug die Journäler, —
Doch ſchließlich iſt er nicht der rechte Mann.
Für dieſe Sorte ward ich nicht Erzähler,
Und darum nehm' ich mir Freund Don Juan —
Wir alle ſahn ihn auf der Bühne oft,
Wie ihn der Teufel holte — unverhofft.

Wolfe, Vernon, Hawke, der Metzger Cumberland,
Prinz Ferdinand, Granby, Burgoyne, Keppel, Howe,
Ein jeder war mal Held des Tags und ſtand
Im Bierſchild (wie heut Wellington) zur Schau.
Wie Banquo's Kön'ge ſchritten ſie durchs Land,
Knappen des Ruhms, „neun Ferkel" dieſer Sau:
Frankreich hat Bonapart' und Dumouriez,
(Vergleiche „Moniteur" und auch „Courrier").

Barnave, Briſſot, Condorcet, Mirabeau,
Cloots, Pétion, Danton, Marat, Lafayette
Sind auch Franzoſen und famos, und ſo
Noch viele, die man kaum vergeſſen hätte,
Joubert, Hoche, Marceau, Lannes, Deſaix, Moreau
Und manche andre Herrn vom Epaulette,
Zu Zeiten äußerſt nennenswürdig jeder,
Doch gänzlich unbrauchbar für meine Feder —

und vergleiche ſie dann mit dem Goethe'ſchen Ueberſetzungsverſuch — man wird ſich von den Fortſchritten überzeugen, welche die Kunſt poetiſcher Aneignung ſeit der Zeit des großen Dichters gemacht hat. Auch von den einzelnen Gedichten ſind einige durch Gildemeiſter der deutſchen Sprache wahrhaft erobert worden. Neidhardt zeigt in ſeiner Don-Juan-Ueberſetzung viel Holperiges und ermangelt bei den einzelnen Gedichten zu ſehr des melodiöſen

Flusses. Wir erwähnen noch, daß die Reidhardt'sche Uebersetzung sämmtliche Byron'sche Gedichte und Dramen umfaßt, während Gildemeister seine Auswahl der besten in der zweiten Auflage, z. B. durch Hereinnehmen der „English bards and Scotsh Reviewers", wesentlich vermehrt hat.

Wir haben gesehen, auf wie vielerlei Gebieten der Poesie Byron originell-schöpferisch aufgetreten ist, wie sein Genius, ohne die Gattungen zu verwischen, doch die Grenzen derselben erweitert hat. Darum ist er auch weit davon entfernt, eine so abgethane Größe zu sein, wie ihn einzelne Literarhistoriker hinzustellen versuchen. Wie jeder große Dichter hat er aus dem Geiste seiner Epoche herausgedichtet, aber zugleich einen menschheitlichen Inhalt von einer ewigen, über sie hinausweisenden Bedeutung entfaltet. Der Beifall, den Gildemeister's Uebersetzung gefunden hat, zeigt, daß Byron unserer Gegenwart noch ebenso nahe steht, wie er seinen Zeitgenossen stand in der Literaturepoche der Zerrissenheit. Mag das blasirte Air des britischen Dichters jetzt nicht mehr modisch sein — die Tiefe seiner Weltanschauung, der Schwung seiner Freiheitsbegeisterung, die Schärfe seiner Satire und der unaussprechliche Reiz und Duft seiner dichterischen Schilderungen sichern ihm eine dauernde Stelle auf dem Weltparnaß, von welchem ihn keine nörgelnde Kritik zu verscheuchen vermag. **Rudolf Gottschall.**

Nordamerikanische Literatur.

Geschichte der nordamerikanischen Literatur. Eine literarhistorische Studie von K. Brunnemann. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 20 Ngr.

Wenn das Wort Franklin's: „America best cultivates what Germany brought forth", auch nur bis zu einem gewissen Grade als wahr angesehen werden kann, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die gebildetsten und aufgeklärtesten Männer der nordamerikanischen Union schon seit vielen Jahren dem deutschen Geiste volle Anerkennung zollen und sich mit den Resultaten deutscher Wissenschaftlichkeit wohl vertraut gemacht haben. Als z. B. William H. Seward, einer der größten Staatsmänner Nordamerikas und gegenwärtig erster Minister der Regierung der Vereinigten Staaten, im Jahre 1860 den Westen der Union bereiste und bei dieser Gelegenheit nach St.-Louis in Missouri kam, äußerte er in einer öffentlichen Rede: „Missouri must be germanized", und fügte hinzu:

Ueberall, wohin Deutsche kommen, da stellen sie sich die Aufgabe, der Freiheit eine Gasse zu bahnen. Der germanische Geist hat in England die Magna-Charta ins Leben gerufen; die Philosophie der Deutschen hat die Herzen aller freien Männer mit den schönsten Hoffnungen erfüllt. Der wahre deutsche Geist ist der Geist der Humanität und der Freiheit; wohin er gedrungen, hat er die Willkür zertrümmert und der Heuchelei ihre Maske abgerissen. Deutsche sind es, denen die Welt die Reformation verdankt — die Grundlage und Quelle aller Segnungen, deren wir uns erfreuen.

Die hervorragendsten Gelehrten und Künstler, die bedeutendsten Staatsmänner und Politiker Amerikas haben wiederholt Europa und namentlich Deutschland besucht; sie haben mit Eifer und Verstand hier Schätze des Wissens gesammelt und dieselben zu unserer und ihres eigenen Vaterlandes Ehre praktisch zu verwerthen gewußt. Aber auch wir Deutsche haben bereits in vieler Hinsicht von den Amerikanern gelernt, vornehmlich in Beziehung auf die sogenannten exacten Wissenschaften; und es ist somit als eine feststehende Thatsache anzusehen, daß zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika in materieller wie in geistiger Hinsicht eine rege Wechselwirkung stattfindet, die für die Zukunft sicher zum Vortheile beider Nationen immer mehr an Ausdehnung und Tiefe zunehmen wird.

Es gereicht uns daher zur größten Freude, in dem vorstehend genannten Buch den Versuch einer „Geschichte der nordamerikanischen Literatur" begrüßen zu können, der zwar manche beklagenswerthe Lücken darbietet, allein als „literarhistorische Studie" immerhin von Werth ist, zumal darin ein Gegenstand behandelt wird, der sich der Bearbeitung durch eine deutsche Feder bisher so gut wie gänzlich entzogen hat. Brunnemann bemerkt mit Recht, daß es den Freunden Amerikas in Deutschland — und es gibt deren eine gute Anzahl — wol nicht ganz unerwünscht kommen würde, wenn er die genannte Studie veröffentlichte, besonders jetzt, wo aller Augen mit neuer Spannung auf die Entwickelung der Angelegenheiten in dem großen transatlantischen Reiche gerichtet sind. Auch darin müssen wir dem Autor beistimmen, daß der Reichthum an literarischen Erscheinungen aller Art in Amerika verhältnißmäßig sehr groß ist; denn einige wenige vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, drängt sich, was die amerikanische Union auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, eigentlich in den kurzen Zeitraum von vier, höchstens fünf Decennien zusammen. Der Verfasser sagt mit Recht:

Amerika war auch in dieser Beziehung eben noch jungfräulicher Boden, von dessen unendlicher Fruchtbarkeit das alte Europa sich kaum eine Vorstellung zu machen vermag. Und unser Staunen muß noch zunehmen, wenn wir bedenken, daß dieser ganze Reichthum fast ausschließlich dem räumlich beschränkten Boden von Neuengland entsprossen ist. Unter den sechs Staaten von Neuengland aber nimmt Massachusetts die erste Stelle ein; von den dreiundvierzig Schriftstellern, die durch ihre Werke epochemachend geworden sind, sodaß wir glaubten, ihnen ausführlichere Biographien widmen zu müssen, gehören diesem Staate, der an Ausdehnung und Zahl der Einwohner noch nicht die Provinz Westfalen erreicht, nicht weniger als fünfzehn durch ihre Geburt und noch mehr durch längern oder kürzern Aufenthalt dort an.

Die Hauptursachen der auffallenden Erscheinung, daß Neuengland so lange sich in literarischer Beziehung vor dem übrigen Nordamerika auszeichnete, sind aber vornehmlich in der Liebe zur Freiheit und in dem Hasse gegen die Sklaverei zu suchen, worin die Neuengländer ihre andern Mitbürger geraume Zeit hindurch übertrafen; außerdem aber auch in der allgemein verbreiteten höhern Bildung, welche durch die zahlreichen guten Lehranstalten, namentlich in Massachusetts und Connecticut, hervorgerufen wird.

Wenn Alexis de Tocqueville in seinem berühmten Buche „De la Démocratie en Amérique" die Bemerkung macht: „Si l'Amérique n'a pas encore eu de grands écrivains,

nous ne devons pas en chercher ailleurs les raisons: il n'existe pas de génie littéraire sans liberté d'esprit, et il n'y a pas liberté d'esprit en Amérique", so ist dies eben einer von den vielen Fehlschüssen, die der geistreiche Franzose in seinen Bemerkungen über Amerika gethan hat. Alexis de Tocqueville's Aeußerung ist jedenfalls mehr glänzend als wahr. Richtiger drückt sich unser Autor aus, wenn er sagt: „Die amerikanischen Autoren sind der Mehrzahl nach mehr Talent als Genie." Diese Erscheinung hat aber auch ihren ganz natürlichen Grund. Es ist nämlich kaum mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen, seit die amerikanische Union sich einer wirklichen nationalen Unabhängigkeit erfreut, und so lange ein Volk noch nicht seine staatliche Selbständigkeit errungen hat, werden seine Bestrebungen aus leicht begreiflichen Gründen mehr materieller oder politischer Natur sein, als in literarischer Beziehung das Höchste zu erreichen suchen. Dies scheint auch der Verfasser des in Rede stehenden Buchs richtig gewürdigt zu haben, indem er sagt:

Wo die Literatur auf so soliden Grundlagen ruht, wie es in Amerika der Fall ist, da ist an ihrer vollen Kraftentfaltung auch für die Zukunft nicht zu zweifeln, und wahrscheinlich liegt die Zeit nicht mehr allzu fern, wo auch die Neue Welt ihren Shakespeare haben wird, der dem amerikanischen Geiste dramatische Gestaltung zu geben vermag; ja wer weiß, ob der Morgen, der Amerika auch diesen Götterliebling bringen soll, nicht den Horizont schon küßt, ob nicht auch dort, um mit Geibel zu sprechen, schon ein junger Goethe mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt! Sollte vielleicht der Bruderkrieg, wie er dem Lande Befreiung von der Schmach der Sklaverei gebracht hat, Amerika auch das erste wirkliche nationale Drama bringen? An tragischen Stoffen fehlt es in demselben sicher nicht. Auf allen andern Gebieten der Literatur sind schon lange Autoren entstanden, die mit den Schriftstellern des Mutterlandes einen Vergleich nicht zu fürchten brauchen.

Das Buch unsers Autors ist mit Ausnahme einer kurzen Einleitung und eines ebenso kurzen Nachworts in sechs Kapitel eingetheilt, in denen der Verfasser die verschiedenen Literaturgegenstände in folgender Weise darzustellen sucht.

Das erste Kapitel behandelt die Theologie, Journalistik, Familienbücher und Jugendschriften und die Beredsamkeit. Abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Zusammenstellung dieser Gegenstände, werden dieselben, namentlich die Theologie und die Journalistik, doch zu stiefmütterlich behandelt. Um nur eins anzuführen, so hat der Verfasser einen der bedeutendsten Theologen, welcher selbst längere Zeit in Deutschland lebte, Berlin, Prag, Heidelberg und Tübingen besuchte und mit den Professoren Ewald und Baur ebenso befreundet war wie mit Schlosser und Gervinus, nicht einmal dem Namen nach erwähnt. Wir meinen den durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine Freisinnigkeit gleich berühmten Theodor Parker, welcher z. B. schon im Jahre 1844 als eine der ersten Früchte seines Studiums der deutschen Theologie „Die Einleitung in das Alte Testament von de Wette" in englischer Uebersetzung in Boston erscheinen ließ. Wir können uns nicht enthalten, zur Charakteristik dieses ausgezeichneten Mannes, welcher am 10. Mai 1860 in Italien, zu Florenz, starb, hier folgende Stelle aus einem seiner vielen und werthvollen Briefe mitzutheilen:

Gervinus meint, der Einfluß von Strauß sei zu Ende, Ullmann sagt es auch. Ich glaube, sie täuschen sich. Der erste Einfluß, der den Lärm schlug, ist zu Ende. Da ist kein Zweifel. Aber, was er Wahres in seinem Buche niedergelegt hat, das ist auf den Boden der deutschen Theologie gefallen und wird sie reformiren. Es stand ebenso um die Zweifel, die einen so stolzen Ausdruck in den „Wolfenbüttler Fragmenten" fanden. Man nimmt so oft ein Aufgeben der Mittel für ein Aufgeben des Zwecks. Strauß organisirt keine Partei; seine Thätigkeit ist also keine sichtbare. Aber seine Ideen sind weder todt, wie ich meine, noch unthätig. Sie werden endlich ihren Weg machen, allmählich wird das, was sie Falsches an sich haben, ausgesondert und vergessen werden. Dann wird das Wahre in seinem Buche zu Tage treten.*)

Auch Henry Ward Beecher hätte wenigstens erwähnt zu werden verdient.

Das zweite Kapitel ist „Geschichte und Biographien" überschrieben und gibt eine leidlich gute Uebersicht über die hauptsächlichsten geschichtlichen und biographischen Werke der nordamerikanischen Literatur; doch vermissen wir auch hier die Angabe einiger der neuesten und bedeutendsten historischen Arbeiten, z. B. des Werks von Horace Greeley, „The American conflict", dessen erster Band einen Absatz von mehr als 180000 Exemplaren fand.

Im dritten Kapitel sind in der buntesten Weise die heterogensten Gegenstände zusammengeworfen; es ist betitelt: „Belletristik und Essayliteratur. Aesthetik und Kritik. Uebersetzungen. Philosophie. Humoristik. Miscellaneen. Reisebeschreibungen." Zur Bewältigung dieses gewaltigen Stoffes genügen dem Verfasser ganze 25 Seiten (S. 44—69); es kann daher nicht auffallen, wenn dieses Kapitel sehr bedeutende Lücken hat. Uebrigens müssen wir auch hier anerkennen, daß die Bemerkungen über Washington Irving interessant und treffend sind. Mit Recht hebt unser Autor hervor, daß Amerika an Reisebeschreibungen wahrscheinlich reicher ist als die Literatur irgendeines andern Landes. Aus den „Characteristics of Literature" citirt er folgende Stelle:

Jedoch ist es die Lebensweise und die ungeheuere Ausdehnung des Landes nicht allein, was den Bürger der Vereinigten Staaten zu beständigen Reisen veranlaßt; es kommt noch sein unruhiges Temperament und sein ausgeprägter Geschmack an regelmäßig wiederkehrenden Ortsveränderungen hinzu, um ihn zum vollendeten Touristen zu machen. Eine solche Existenz aber begünstigt die Schnelligkeit der Auffassung, so ungünstig sie einer energischen Vertiefung auch immerhin sein mag. Selbstvertrauen weckt die Lust zu Abenteuern. Vorurtheilsfreiheit, wie sie jedem neuen Staate naturgemäß anklebt, gibt der Beobachtung einen größern Spielraum, und die Lebensfrische, die er noch besitzt, macht die Eindrücke lebendiger. So, frei und inspirirt, wie der amerikanische Tourist es ist, kann es kaum überraschen, wenn die Dinge für ihn ein schärferes und bestimmteres Ansehen haben und auf sein Gemüth einen bleibendern Eindruck machen als auf den blasirten Sinn und die conventionellen Ansichten der gelehrtern und verständigern, aber auch weniger elastischen und minder genialen Reisenden der Alten Welt.

Das vierte Kapitel trägt den Titel: „Romane und

*) Vgl. Theodor Parker. Sein Leben und Wirken. Von Albert Réville, übersetzt von Paul Deussen (Paris, Reinwald 1867).

Novellen." Der Verfasser gibt hier in kurzen aber treffenden Zügen eine lichtvolle Uebersicht über die vornehmsten Romanschreiber und Novellisten der nordamerikanischen Union von Charles Brockden Brown, dem „Pionier des amerikanischen Romans", an bis auf Nathaniel Hawthorne und dessen Zeitgenossen. Durch Hawthorne findet er nicht mit Unrecht die Romanliteratur in den Vereinigten Staaten ihrer höchsten Vollendung nahe gebracht. Er sagt von diesem Schriftsteller, daß er zwar oft die alltäglichsten Stoffe wähle, aber Licht und Schatten so darüber zu verbreiten verstehe, daß sie dadurch die tiefste Bedeutung erhalten und als Ideale erscheinen. Er sei, wie man von ihm gesagt habe, in der That „ideally true to the real".

Im fünften Kapitel behandelt er die „Poesie". So weit dies auf 30 Seiten möglich ist, gibt der Verfasser eine befriedigende Darstellung der poetischen Literatur der Nordamerikaner. Er bemerkt mit Recht, daß sich das Drama bis jetzt noch nicht in Amerika entwickelt hat, und hätte noch hinzufügen können, daß dies auch mit der epischen Poesie der Fall sei. Nur in der Lyrik haben die Amerikaner etwas Tüchtiges geleistet. Daß dies so und nicht anders ist, kann uns nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, daß ein junges Volk, was die Amerikaner doch unstreitig sind, selten oder nie in der epischen Poesie das Höchste zu leisten im Stande ist; ähnlich verhält es sich mit dem Drama. „Die dramatische Poesie", um mit Fr. Spielhagen zu reden, „bedarf eigener Verhältnisse, die sehr selten eintreten, um das Drama zur Blüte gelangen zu lassen; es scheint, als ob nur eine Zeit, in der ein Volk es bis zu einer gewissen Höhe gebracht hat, sodaß ein augenblicklicher Stillstand eintritt, um den Blick von der Höhe frei umherschweifen zu lassen, günstig sei, etwas Großes in der dramatischen Poesie hervorzubringen." Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob der Secessionskrieg möglicherweise solche „eigene Verhältnisse" ins Leben gerufen hat, oder nicht.

Alexis de Tocqueville führt noch einen andern Grund an, weshalb die Poesie überhaupt in der nordamerikanischen Union nicht habe die rechte Höhe erreichen können; er sagt a. a. O.:

Die Aristokratie führt den menschlichen Geist natürlich zur Betrachtung des Vergangenen und hält ihn dort fest. Die Demokratie gibt im Gegentheil eine Art von instinctivem Widerwillen gegen alles, was alt ist. Hierin ist die Aristokratie der Poesie günstiger, denn die Dinge wachsen gewöhnlich und verschleiern sich, je mehr sie sich entfernen, und in dieser doppelten Hinsicht eignen sie sich mehr für das Gemälde des Idealen.

Die Poesie selbst erklärt er als „la recherche et la peinture de l'idéal". Auch hier vermischt A. de Tocqueville Wahres mit Falschem. Mit Recht hebt er, wie Spielhagen es that, das Zeitmoment hervor; er irrt aber toto cœlo, wenn er die Aristokratie günstiger für die Poesie hält als die Demokratie. Die Literatur alter wie neuerer Völker beweist zur Genüge die Unrichtigkeit der Behauptung des geistreichen Franzosen.

Die Bemerkung unsers Autors, daß, wie Amerika überhaupt an schriftstellernden Frauen keinen Mangel hat, es speciell an Dichterinnen und dichtenden Damen überreich ist, können wir nur bestätigen; hat doch selbst das Mormonengebiet Utah vor kurzer Zeit in der Person der Miß Sarah E. Carmichael eine neue Blüte in den Kranz der nordamerikanischen Dichterinnen geliefert. Zwei Gedichte dieser jungen Mormonin: „The funeral of Lincoln" und „The origin of gold", tragen unzweifelhaft den Stempel eines echten Dichtertalents. Unserm Autor scheint diese junge Dame nicht bekannt gewesen zu sein.

Im sechsten Kapitel liefert der Verfasser endlich eine ziemlich ausführliche und recht wohlgelungene biographische Skizze von William Cullen Bryant, den er für den „besten Repräsentanten der amerikanischen Poesie" erklärt, indem er dem Urtheil Henry T. Tuckerman's beistimmt. Er sagt:

Bryant's Harfe athmet eine schöne Ruhe, wie sie über den edelsten Schöpfungen der großen Bildhauer schwebt, er mag nun ein Phänomen der Natur schildern oder mit der Emphase eines gottbegeisterten Propheten dem entzückten Ohre eine erhabene Wahrheit und die höchsten Lehren der Weisheit verkünden. In jener gedankenreichen Hymne, in der er das vergängliche Wesen alles Menschlichen der Ewigkeit der Natur gegenüberstellt, dienen die Bilder, so feierlich und entzückend sie an und für sich sind, doch schließlich nur dazu, diese einfache Mahnung um so eindringlicher zu machen.

Das Grundprincip von Bryant's geistiger Richtung ist in den erhabenen Worten ausgedrückt:

Eternal love doth keep
In his complacent arms the earth, the air, the deep.

Wenn Buckle in seiner „Geschichte der Civilisation in England" (Uebersetzung von Arnold Ruge, I, 206) sagt: „In Amerika hat man der Physik wenig Aufmerksamkeit zugewendet", so ist dies ein unverzeihlicher Irrthum, der aber auch unserm Autor nicht zur Entschuldigung dafür dient, daß er keinen einzigen der bedeutenden Physiker, Chemiker, Mathematiker und Astronomen unter den Amerikanern zu kennen scheint. Wenn er John William Draper, trotz seines epochemachenden Werks: „Intellectual development of Europe", nicht unter den Historikern erwähnte, so mußte er desselben wenigstens als Physiker und Chemiker gedenken; allein Brunneman hat in der That ganz übersehen, daß allen Zweigen der Naturwissenschaften, eben weil sie so innig mit dem ganzen demokratischen Leben der Union verwachsen sind, in den Vereinigten Staaten die größte Sorgfalt zugewendet wird, und hat daher in seinem Buche keinen Platz für Männer wie Loomis, Morse, Torrey, Ritlenhouse, Mitchell, Ellet, Hare, Silliman u. a.

Karl Friedrich Neumann hat recht, wenn er sagt: „Eine ausführliche amerikanische Literatur- und Kunstgeschichte, wozu die Stoffe in Fülle vorhanden, wäre ein höchst verdienstliches Werk"; Brunnemann's Buch kann in dieser Hinsicht als eine zwar kleine, aber nicht werthlose Vorarbeit angesehen und empfohlen werden.

Rudolf Dochn.

Feuilleton.

Schiller im wiener Burgtheater.

Bei Schiller's Lebzeiten sind, wie wir schon einmal erwähnten, nur drei seiner Stücke am wiener Burgtheater zur Aufführung gekommen, von denen „Fiesco" den größten Erfolg hatte. Es bleibt immerhin merkwürdig, daß gerade dies republikanische Trauerspiel bald nach seinem Erscheinen am Hoftheater der Burg zur Aufführung kam und sich auf demselben erhielt, während bei andern Schiller'schen Stücken Censurrücksichten ein lange andauerndes Hemmniß der Aufführung waren. Höchst pikant ist es jedenfalls, daß die „Jungfrau von Orleans" anfangs ohne den Namen des Dichters gegeben wurde. Sollte man daraus nicht schließen, daß der Ruhm desselben zu jener Zeit, d. h. drei Jahre vor seinem Tode, noch keineswegs ein allgemein verbreiteter war? Denn welche Direction hätte sich die Zugkraft eines so bedeutenden Namens entgehen lassen? Ueber die Thatsache selbst erfahren wir Näheres in einem Briefe „über das Burgtheater", den Heinrich Laube in der „Oesterreichischen Revue" veröffentlicht. „Johanna d'Arc" wurde im Januar 1802 zum ersten male aufgeführt; die Heldenschauspielerin, Madame Roose, stellte sie dar. „Im Verlaufe desselben Jahres", fährt Laube fort, „erschien Schiller's «Jungfrau von Orleans», und die Frage drängt sich auf: Hat das Burgtheater von Schiller's Absicht und Plan Kenntniß gehabt, oder hat Schiller eine ältere Johanna d'Arc gekannt? Letzteres wäre wol wahrscheinlich. Es kommen neben den historischen Hauptfiguren nicht nur dieselben Namen historisch sein könnender Nebenfiguren vor, wie Chatillon, Raoul, Thibaut d'Arc und die beiden Schwestern der Jungfrau, Louison und Margot, nein, auch Raymond, der Liebhaber Johanna's, heißt Ramund, und auch der Landmann Bertrand heißt Bertram, auch der englische Herold hat den englischen Soldaten neben sich. Schiller machte bekanntlich wenig Umstände, auch einen Stoff zu nehmen, welcher schon theatralisch bearbeitet vorlag; die «Maria Stuart» von Spieß, welche auf der Bühne war, hielt ihn nicht ab, auch eine «Maria Stuart» für die Bühne zu schreiben. Aber auffallend wäre es, daß er in den Nebenfiguren so treu einem vorliegenden Stoff gefolgt wäre. Unterschieden ist Folgendes: Dunois und der Erzbischof fehlen ganz, Agnes Sorel desgleichen. Dafür hat der König Karl eine Gemahlin Marie, und Isabeau ist nicht seine Mutter, sondern seine Schwester. Dies könnte auf Censurrücksichten deuten, welche eine Maitresse und eine unnatürliche Mutter zu verändern gewünscht. Und ein Prinz Louis, ein Vetter des Königs, welchen ein so wichtiger Schauspieler wie Lange gespielt, ist eine bei Schiller ganz fehlende Figur. Sollte dieser Prinz für Dunois eingetreten sein, weil man den unangenehmen Ausdruck «Bastard» vermeiden wollte? Der Name des Verfassers ist auf dem Zettel nicht genannt — wer löst dies Räthsel?

„Es fehlt ein Burgtheaterarchiv völlig. Was in alten Schränken in einem dunkeln Gange, nahe bei der Kasse, an vergilbten Schriften aufbewahrt und unter Aufsicht eines ganz unliterarischen Oekonomen stand, als ich in die Direction eintrat, das erwies sich als ein ganz regelloses, werthloses Durcheinander von Papieren und Büchern. Ich habe aus diesem Durcheinander hervorsuchen lassen, was für die Theaterbibliothek einigen Werth haben konnte, und diese Bibliothek ist durch meinen Repertoire-Inspicienten so viel als möglich vervollständigt und geordnet worden. Eine recht sorgfältige Sammlung der Theaterzettel und ein genaues Repertoirebuch mit allen Besetzungen, eine treffliche Arbeit, welche ins vorige Jahrhundert zurückreicht und von obigem Inspicienten ganz exact fortgesetzt worden, dies sind die einzigen authentischen Quellen, welche für die Geschichte des Burgtheaters vorliegen.

„In diesen Quellen ließ ich nun forschen, um jenes Räthsel zu lösen. Da ergab denn das Repertoirebuch, daß die Anzeige des Zettels «Am 27. Januar 1802 zum ersten male Johanna d'Arc» eingetragen war als «Jungfrau von Orleans, von Schiller». Dabei die Nummer des ersten Buchs. Das Buch war aufgefunden in der Bibliothek, ein kleiner gedruckter Sedezband und hieß «Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von Schiller. Mit einem Kupfer. Frankfurt und Leipzig, 1802.» Der Titel war verändert in «Johanna d'Arc», der Name Schiller's ausgestrichen, das Personal umgewandelt, wie oben angegeben ist. Die Frage war also aufgeklärt. Das Buch mochte schon in den letzten Monaten des Jahres 1801 erschienen sein, und wie Buchhändler zu thun pflegen, um ihre Producte länger jung zu erhalten und die Abrechnung über dieselben auf die zweitnächste Ostermesse zu vertagen, war es mit der vorzeitigen Jahreszahl 1802 ausgegeben worden. Das Nationaltheater konnte also das Schiller'sche Stück im ersten Monate 1802 schon geben, obwol es in der literarischen Chronologie erst im Jahre 1802 erscheint.

„Man hatte also damals schon bei einem so royalistischen Stücke weitgehende Censurbedenken, ja weitergehende als später in der Metternich'schen Epoche. Denn in letzterer Epoche findet sich sehr viel hergestellt, was Anno 1802 gestrichen oder verstümmelt worden war. Zum Beispiel die Fahne der Jungfrau, welche nur einen rothen Saum, aber keine Himmelskönigin zeigen durfte, und die echten Personen Isabeau, Agnes Sorel und Dunois. Charakteristisch ist jene erste Verstümmelung auch dadurch, daß neben religiösen Wendungen auch alle romantischen Ausschweifungen, wie die Erscheinung des schwarzen Ritters, beseitigt waren. Es ist, als ob die nüchterne josephinische Anschauung Hand in Hand mit der kirchlichen das Buch zusammengestrichen habe.

„Schiller stand damals auf der Höhe seines Ruhms. Er lebte nur noch zwei Jahre und einige Monate, und in solchem Augenblicke hatte das Nationaltheater den Muth, ein neues Stück von ihm so umzuändern, seinen Namen wegzustreichen und eine große Tragödie von ihm so aufzuführen, daß er gar keinen Theil daran zu haben schien und sicherlich auch nicht das kleinste Honorar dafür erhielt, denn ein gedrucktes Stück war vogelfrei für die Bühnen!

„Der Tod Schiller's zeigte erst spät einen Eindruck. Im Jahre nach demselben, am 17. December 1808, bringt das Nationaltheater eine Schiller-Feier zum Vortheile von Witwe und Kindern des «großen Dichters». Sie fand im Kärnthnerthor-Theater statt und bestand, wunderlich genug, in Kraftstücke aus einer Uebersetzung Schiller's, welcher ja nicht einmal Sorgfalt nachzurühmen, aus der Racine'schen «Phädra». Auf die «Phädra» folgte laut Theaterzettel: «Schiller's Feyer. Aus Stellen des unsterblichen Dichters in seinen Werken zusammengesetzt von Herrn Grafen von Benzel. Personen: Zwey Priester, der Genius, die Schauspielkunst, die Poesie, die Musik, die Zeit. Erscheinungen: Karl Moor, Fiesco, Ferdinand von Walter, Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart, Macbeth, Jungfrau von Orleans, Beatrice, Braut von Messina, Wilhelm Tell.»"

Carus und die Literaten.

In seinen interessanten „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten", von denen wir nächstens eine eingehende Besprechung bringen werden, spricht Carus auch von der „modernen Literatur" und meint an einer Stelle: „Das Merkwürdigste, wodurch sich insbesondere diese Neuheit unterschied, war nur, daß man es hier eigentlich mit einer Art von Geschäftsmännern zu thun hatte, welche sich allerdings wesentlich dichterisch producirend verhielten, zugleich aber als Zeitungsredacteure zu Stimmführern öffentlicher Meinung sich zu erheben suchten, im Politischen die Opposition namentlich zu vertreten pflegten, und übrigens durch buchhändlerische Speculation gelegentlich auf Wohlhabenheit oder selbst Reichthum ihr Absehen richteten."

Er bezeichnet sie mit dem Namen Literaten und hat sogar einen Aufsatz veröffentlicht: „Ueber den Begriff des Literaten." Feodor Wehl wendet sich im Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung" gegen diese Auffassung mit folgenden Worten: „Daß Carus diese Entdeckung erst mit der Uebersiedlung Gutzkow's nach Dresden, also etwa 1846 machte, ist etwas spät, denn zu diesen Literaten hat bereits Lessing, haben die Schlegel, haben Görres, Johannes von Müller, Gentz, Varnhagen, Arndt u. a. gehört. Die Politik war schon längst eine Domäne der Literatur geworden, als Carus im stillen Dresden das zu gewahren anfing und sich darüber entrüstete, hauptsächlich entrüstete, weil sie zur Opposition gehörten und durch buchhändlerische Speculation gelegentlich auf Wohlhabenheit oder selbst Reichthum ihr Absehen richteten».

„Auch Schiller, als er seine «Horen» gründete, mochte so etwas im Sinne gehabt haben; aber Carus darf ruhig sein. Vorderhand ist an reichgewordenen Literaten in Deutschland noch kein Ueberfluß und am wenigsten unter denen, die zur Opposition gehören. Die Opposition ist eben kein sehr einträgliches Geschäft, wenn man nicht etwa Verfolgungen, Denunciationen, Strafen und dergleichen dafür ansehen will. Daß aber der Literat auf den Erwerb sieht, will ihm Carus daraus ein Verbrechen machen, Carus, der in seinen Aufzeichnungen nicht der Freude Ausdruck zu geben unterläßt, die er darüber empfindet, den Ertrag seiner Praxis wachsen und dahin steigen zu sehen, daß er sich eine ländliche Besitzung und etwas von einer Oekonomie anschaffen kann! Wir denken, das, was ein Schriftsteller mit seinen Schriften rechtlich verdient, ist noch ebenso achtungswerth, als was ein Arzt durch seine Curen verdient. Curirt der Literat doch auch und zwar am Geist und Herzen seines Volks. Wir wissen wol, daß es darunter, wie auch unter den Medicinern, manchen Quacksalber gibt. Aber wer wird um dieser Quacksalber willen den ganzen Stand verunglimpfen, den Stand, dem wahrlich unsere Zeit viel, vielleicht ihr Meistes verdankt!"

Es würde in Frankreich einem Victor Cousin oder einem andern Unsterblichen der Akademie schwerlich einfallen, auf seine Collegen im Fauteuil mit solcher Vornehmheit herabzusehen, selbst wenn dieselben nur Trauerspieldichter wie Ponsard, oder Lustspieldichter wie Augier, oder Publicisten wie Prevost-Paradol wären! Im Gegentheil, die Literatur steht dort im gleichen Curs wie die Fachwissenschaft; ja die Académie française, die blos den Vertretern der Nationalliteratur, der Sprache, der Dichtkunst, der Geschichte und Philosophie gewidmet ist, bildet die erste und angesehenste Section des Instituts. Wir begreifen nicht, wie ein so geistreicher Mann, der zeitlebens der intime Freund eines echten Literaten wie Ludwig Tieck war, sich zu so einseitigen Anschauungen bekennen kann. Unterschiede im geistigen Rang gibt es auf allen Gebieten; es ist auch ein Unterschied zwischen Carus und einem gewöhnlichen Schädelbegucker und Betaster. Wie es mit der Wohlhabenheit der deutschen Literaten steht, davon weiß die Schiller-Stiftung zu erzählen; man vergleiche damit die Einnahmen eines Dumas und Sue, Dickens und Thackeray. Damit aber derartige Anschauungen von Haus aus unmöglich werden, wäre die Aufnahme der deutschen Literatur in unsere Akademien eine unerläßliche Forderung; oder die Stiftung einer freien Akademie, wie sie Kaiser Napoleon III. beabsichtigen soll, um die organisirte Fronde der Akademiker zu brechen und den ausgeschlossenen Autoren wie Janin, Dumas u. a. eine Stätte zu bereiten.

Literarische Notizen.

Von **Guizot's** „Mémoires" ist der achte und letzte Band herausgegeben worden, welcher bis zum Jahre 1848 reicht und jedenfalls die interessanteste Epoche aus dem Leben dieses Staatsmannes behandelt. Mit den Reformbanketen schließt er seine Denkwürdigkeiten — après nous le déluge.

An Stelle Victor Cousin's ist Jules Favre Mitglied der Académie française geworden.

Die preußische Regierung, der man im ganzen eine zu eifrige Protection der Poesie nicht zum Vorwurf machen kann, hat in jüngster Zeit wieder zwei Schriftstellern eine Auszeichnung zukommen lassen, zwei Veteranen unserer Literatur. Der eine von ihnen ist **Wilibald Alexis**, der auf Antrag des Kronprinzen vom König das Ritterkreuz des Hohenzollernordens erhielt. Wilibald Alexis, der Walter Scott der Mark Brandenburg, der in episch-schlichter, aber kräftiger Weise das Wachsthum des Staats der Hohenzollern schilderte, verdiente in der That schon lange eine solche Auszeichnung, die ihm jetzt in einem geistig getrübten Alter zutheil wird. Der andere Veteran ist **Karl von Holtei**, die literarische Wanderratte, der Schlesier κατ' ἐξοχήν, der auf seine alten Tage einen Roman nach dem andern aus dem Aermel schüttelt mit anerkennenswerther Frische und Unermüdlichkeit. Er hat den preußischen Kronenorden dritter Klasse erhalten, wie auch vom Herzog von Koburg-Gotha den Ernestinischen Hausorden.

Dem Schriftsteller **Charles Dickens** ist von zwei nordamerikanischen Buchhändlern für das Circulationsrecht seiner Schriften ein Honorar von 60000 Dollars gegeben worden. Deutsche Schriften, die in Amerika circuliren, sind meistens Nachdruck. Kein deutscher Autor hat von seinen Schriften oder Bühnenaufführungen von jenseit des Meers bisher irgendwelchen Ertrag gehabt. Sollte die nähere Beziehung, in die wir durch das transatlantische Kabel mit unsern Brüdern jenseit des Oceans getreten sind, nicht auch hier einen erfreulichern internationalen Verkehr vermitteln?

Bibliographie.

Das Attentat vom 4. April 1866 in seiner Bedeutung für die culturgeschichtliche Entwickelung Rußlands. Eine culturhistorisch-politische Studie von v. H..st. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 18 Ngr.

Bahnsen, J., Beiträge zur Charakterologie. Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Baudissin, Graf W. v., Gattin und Tochter. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Bermann, M., Dunkle Geschichten aus Oesterreich. 3te Aufl. 1ste bis 4te Lief. Wien, v. Waldheim. Lex.-8. à 5 Ngr.

Bischof, G., Die Gestalt der Erde und der Meeresfläche und die Erosion des Meeresbodens. Bonn, Marcus. Gr. 8. 7½ Ngr.

Breusing, H., Ein Geächteter. Lebensbild. 3te Abth. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Brockhaus, C. F., Nicolai Cusani de concilii universalis potestate sententia explicatur. Dissertatio inauguralis. Lipsiae, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Cellini, B., Abhandlungen über die Goldschmiedekunst und die Sculptur. Uebersetzt und verglichen mit den Parallelstellen aus Theophilus diversarium artium schedula von J. Brinckmann. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 1 Thlr.

Herr v. Feder und das geschmähte Baden. Abfertigung der Brochüre: „Der Prager Friede als Grundlage der Neugestaltung Deutschlands." Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Graf Bismarck. Ein Lebensbild. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 15 Ngr.

Grimm, H., Unüberwindliche Mächte. Roman. 3 Bde. Berlin, Hertz. 8. 5 Thlr.

Die Katholiken in Baden, und die Juden in Wien. Eine Berufung an das deutsche Rechtsgefühl. Freiburg im Br., Herder. 8. 3 Ngr.

Liebetreu, C. F., Leben und Lieben. Kleine Skizzen u. bunte Bilder. Berlin, A. Jonas. 8. 15 Ngr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. Historischer Roman. 3te Abth. Fürsten und Dichter. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Oertzen, G. v., Vom Vaterlande! 12 Gedichte. Heidelberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ofenbrüggen, E., Wanderstudien aus der Schweiz. 1ster Bd. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pohl, C. F., Mozart und Haydn in London. 2te Abth. Haydn in London. Wien, Gerold's Sohn. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Räß, A., Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und ihren Schriften dargestellt. 4ter Bd. Von 1601 bis 1620. Freiburg, im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Reich, E., Die Ursachen der Krankheiten, der physischen und der moralischen. Leipzig, E. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Weihe, E., Die Jubelfeier. Eine christliche Idylle. Ducherow. 1866. 16. 5 Ngr.

Das Werk der Liebe an den entlassenen Strafgefangenen. Eine Erzählung von Fr. Pr. Gekrönte Preisschrift. Barmen. 8. 3 Ngr.

Yates, E., Endlich doch Land! Roman. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Mechulle-Leut'.

Ein Polizeiroman.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein nicht lediglich aus der Phantasie geschöpfter, sondern auf Grund reicher Erfahrungen von einem hochgestellten Polizeibeamten verfaßter Roman, welcher die ganze Noth und Gefahr unsers social-politischen Lebens enthüllt, zugleich aber auch mit Humor und Satire den Schwächen der Zeit gegenübertritt. Aehnlich wie zu den sogenannten Schelmenromanen des 17. Jahrhunderts das sittenlose und gaunerische Treiben während des Dreißigjährigen Kriegs den Stoff lieferte, bilden die rechtlichen und polizeilichen Zustände der Gegenwart den Boden, auf dem die spannenden Begebenheiten des vorliegenden Polizeiromans erwuchsen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **Karl Friedrich Wilhelm Wander.**

In Lieferungen zu 8 Bogen. Jede Lieferung 20 Ngr.

Mit der erschienenen **funfzehnten Lieferung** liegt der **erste Band** des mit Recht als ein **deutsches Nationalwerk** bezeichneten „Deutschen Sprichwörter-Lexikon" von Wander (A — Gothen) **vollständig** vor. Er kann in gehefteten oder gebundenen Exemplaren durch alle Buchhandlungen bezogen werden (was denen, welche den Bezug eines derartigen Werks in einzelnen Lieferungen nicht lieben, willkommen sein wird), während die Fortsetzung nach wie vor in der, die allmähliche Anschaffung so wesentlich erleichternden bisherigen Form — in Lieferungen zu 20 Ngr. — erscheint. Ein **Prospect** über das Werk ist gratis zu haben.

In einer ausführlichen **Vorrede zum ersten Bande** spricht sich der Herausgeber eingehend über das Werk und die von ihm befolgten Grundsätze aus; diese Vorrede ist nebst den sich daranschliessenden Verzeichnissen von hohem Interesse für alle Freunde der Sprachliteratur.

Das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon" will den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterschatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den blos im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörtersammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat dem Werke den grössten Theil seines Lebens gewidmet.

In der „Allgemeinen Schul-Zeitung" sagt ein competenter Beurtheiler: „Mit jeder Lieferung wächst das Werk, wie äusserlich, so an innerm Gehalt und Werth. Dazu trägt theils die reichliche Beisteuer, deren sich der Herausgeber von theilnehmenden Gelehrten und Bekannten zu erfreuen hat, das Ihre bei, theils die erhöhte Sorgfalt für die Richtigkeit der angeführten zahlreichen Sprichwörter und hauptsächlich die Fülle der den Sprichwörtern beigegebenen Erklärungen, welche über den Ursprung, den Sinn und die Verwandtschaft derselben oft trefflichen Aufschluss geben."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Deutsche Zollverein.

Ein Handbuch für Zoll- und Steuerbeamte, Kaufleute und Gewerbtreibende.

Von **Wilhelm Ditmar,**
Oberregierungsrath.

Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage.

Erster Band. **Geschichte und Organisation des Zollvereins.**

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses wichtige, soeben bereits in zweiter Auflage erscheinende Werk behandelt die Grundsätze und die Gesetzgebung des Deutschen Zoll- und Handelsvereins zum ersten mal in systematischer Darstellung, und zwar nicht blos von der theoretischen, sondern recht eigentlich auch von der praktischen Seite. Es ist daher ein unentbehrliches Handbuch für Fachmänner und Landtagsabgeordnete, wie für Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbtreibende, Spediteure in und außerhalb der zum Zollverein gehörigen Staaten. Der zweite Band, die Gesetze, Verordnungen und Verträge enthaltend, befindet sich bereits unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Guizot's Memoiren vollständig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.

Par **M. Guizot.**

Édition autorisée pour l'étranger.

8 Bände. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit dem erschienenen **achten Band** liegen die Memoiren des berühmten Staatsmannes **vollständig** vor. In diesem Band behandelt der Verfasser die parlamentarischen Kämpfe in den Jahren 1840—48 bis zum Ausbruch der Revolution und gibt vielfache Enthüllungen aus der innern Entwickelungsgeschichte jener wichtigen Epoche; ebenso liefert er interesssante Beiträge zur Geschichte Italiens, Spaniens und der Schweiz.

Guizot's Memoiren sind von der Kritik einstimmig als eine der werthvollsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit anerkannt worden, und werden nach ihrem gegenwärtigen Abschluss gewiss noch zahlreiche neue Leser finden.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint eine

Neue wohlfeile Ausgabe des Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon

in 70 Heften zu 5 Ngr.

Probehefte und **Prospecte** dieses anerkannt trefflichen, über 2000 Abbildungen enthaltenden Werks sind in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben, wo auch Subscriptionen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 13. Juni 1867.

Inhalt: Ein neuer „Kosmos". Von Rudolf Gottschall. — Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Von Otto Speyer. (Beschluß.) — Braun's „Historische Landschaften". — Feuilleton. (Victor Hugo als Friedensapostel.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein neuer „Kosmos".

Natur und Geschichte. Welt- und Geschichtsbilder von Karl L. Riel. Erster Band: Die Sternenwelt in ihrer geschichtlichen Entfaltung. Erste Abtheilung: Der Fixsternhimmel. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 2 Thlr.

Alexander von Humboldt's „Kosmos" ist ein Weltpanorama, das in seiner krystallklaren Darstellung die Harmonie des Universums spiegelt. Einen „Kosmos" nach Humboldt zu schreiben, das hieße eine Ilias post Homerum dichten. Selbst die unleugbare Thatsache, daß bei den erstaunlich raschen Fortschritten unserer Naturwissenschaften in der verhältnißmäßig kurzen Frist, die seit dem Erscheinen von Humboldt's „Kosmos" verstrichen ist, wieder eine Zahl wichtiger Entdeckungen gemacht wurde, welche einzelne Kapitel des Humboldt'schen Werks der Revision bedürftig erscheinen lassen, könnte ein solches Unternehmen nicht rechtfertigen. Eine Rechtfertigung läge nur in einem gänzlich neuen Standpunkte, von welchem aus die Darstellung des Kosmos in einer neuen Beleuchtung erscheint. Einen solchen Standpunkt nimmt Karl Riel in dem oben erwähnten Werke ein, wie schon der Titel andeutet und wie sich aus dem vorliegenden ersten Bande bereits mit Sicherheit erkennen läßt. Ueber die Principien seines Werks hat er sich bereits in einer Einleitung: „Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze" (Leipzig, Brockhaus, 1863), ausgesprochen. Er will das Weltganze schildern in seiner Genesis in der menschlichen Erkenntniß und für dieselbe, den Aufgang der Natur, ihr Werden und Wachsen im menschlichen Geiste, und dann die bestimmenden Einflüsse andeuten, welche diese Erkenntniß der Welt wieder auf den Fortschritt der Menschheit ausübte. Die beiden ersten Bände des Werks haben die Aufgabe, die Sternenwelt in ihrer geschichtlichen Entfaltung zu schildern:

Die aus dem ineinandergreifenden Streben der Jahrtausende hervorgegangene Entwickelung der astronomischen Erkenntnisse hat sich aber in untrennbarem Zusammenhang mit der Gesammtentwickelung der Menschheit vollzogen, steht in engster Beziehung zu dieser, ja ist vielleicht der Hauptfactor im großen Bildungsgange des Menschengeschlechts. „Für die Selbstdenkenden ist", wie schon Fries hervorhob, „selbst die Fortbildung der positiven Religionen von der Berichtigung der astronomischen Weltansichten abhängig." Soll daher das astronomische Wissen und die Weltanschauung der Gegenwart zum vollen Verständniß kommen, so muß der Versuch gewagt werden, die Entwickelung der Astronomie im Zusammenhang mit der Gesammtentwickelung zur Anschauung zu bringen, sie — nach dem bezeichnenden Ausdruck W. Förster's — „auf dem Schauplatz der gesammten Menschheitsentwickelung in Scene zu setzen". Ein solches Wagniß nun konnte der Verfasser nicht unternehmen wollen; die Schlußworte der Einleitung werden hierüber keinen Zweifel lassen. Dem dort Angeführten entsprechend, konnte er also nicht daran denken wollen, die geschichtliche Entwickelung der Welterkenntniß zu einem Gesammtgemälde zusammenzufassen, das in einem Bilde Gegenwart und Vergangenheit, das Gewordene und zugleich sein Werden im Entwickelungsgange der Geschichte vor dem Leser aufrollt. Seine Aufgabe mußte eine bescheidenere bleiben. Demgemäß hat er sich begnügt, mit einem Ueberblick des gegenwärtigen astronomischen Wissens beginnend, die einzelnen Entwickelungsreihen zu verfolgen, aus welchen es emporgewachsen ist, auf die unerschöpfliche Fülle der Beziehungen zur Gesammtentwickelung aber nur andeutungsweise theils durch die Darstellung selbst, theils in besondern Anmerkungen hinzudeuten.

Trotz der bescheidenen Beschränkung des Verfassers dürfen wir doch behaupten, daß er sein Programm, soweit sich nach dem ersten Bande urtheilen läßt, vollständiger erfüllt, als er sich selbst den Anschein zu geben sucht. Nirgends stoßen wir zwar in dem Werke auf eine aufdringliche Natur- und Geschichtsphilosophie; nirgends gefällt sich eine spielerische Dialektik in genialitätssüchtigen Parallelen; doch die hin- und hergehenden Bezüge zwischen der Geschichte der Astronomie und der Geschichte der Menschheit sind augenfällig genug, um dem Werke eine höhere Bedeutung zu sichern als jene blos anregende und andeutende, die der Verfasser für dasselbe in Anspruch nimmt.

Der Einfluß der Naturwissenschaften nicht blos auf die Läuterung der menschlichen Erkenntniß, sondern auf die Umgestaltung der ganzen Weltanschauung tritt von Tag zu Tag bedeutsamer hervor. Nur muß sich die Naturwissenschaft vor philosophischer Systemmacherei hüten, sonst verdirbt sie sich das Concept. Daß die Orthodoxie das Bewußtsein hat, ihre positiven Grundlagen und gleichsam den Boden unter ihren Füßen durch diese neuen

Resultate der Naturforschung zu verlieren, das beweisen ihre fortwährenden Proteste gegen die „Prätensionen der exacten Naturwissenschaft". Hat doch noch 1857 unter diesem Titel A. Frantz, Doctor der Theologie, Superintendent und Oberpfarrer zu St.-Jacobi in Sangerhausen, eine polemische Schrift gegen Schleiden herausgegeben, in welcher er das Kopernicanische Weltsystem als die Wurzel alles Uebels bezeichnet. Es sei ganz und durchaus gegen die Schrift, behauptete er in derselben, daß die Erde nur ein Stern sei wie andere Sterne und sich mit diesen um die Sonne drehe, und diese falsche Lehre rühre nur daher, daß die Astronomie durch die Mathematik verderbt und entgeistigt worden sei. Die Erde drehe sich nicht als Stern um die Sonne, sondern sei im Gegentheil Mittelpunkt und Hauptzweck der Welt. Das alte sogenannte Erdsystem sei das einzig richtige und die Behauptung, daß die Gestirne Weltkörper wie die Erde seien, eine der unsinnigsten Annahmen, die je existirt haben. Die Erde sei fest und ein Finsterkörper, während die Sterne leuchtende Himmelslichter sind.

Dieser Doctor der Theologie hat nun die Kühnheit, die frommen Wünsche seiner Glaubensgenossen als eine feste Thatsache hinzustellen; denn wenn die Erde in der Welt von Millionen Sonnen und Planeten zu einem verschwindenden Nichts wird, so werden die Grundsätze der orthodoxen Christologie erschüttert. Für sie muß die Erde der Mittelpunkt des Alls sein und die Sterne nur eine bengalische Beleuchtung — sonst verliert ja das Mysterium der Welterlösung, die sich einem so bedeutungslosen Stern zuwendet, seine tiefere Begründung, ganz abgesehen davon, daß in der biblischen Erzählung der Weltschöpfung dann die Nebensache in bedenklicher Weise zur Hauptsache gemacht ist. Es ist also ein anerkennenswerther Muth richtiger Consequenz, mit welchem diese Herren von der äußersten Rechten der exacten Forschung und allen ihren unerschütterlichen Resultaten ins Gesicht schlagen. Hat doch schon der Stoiker Kleanthes den Samier Aristarch der Gotteslästerung angeklagt, weil er durch seine Lehre von der Bewegung der Erde um sich selbst und „um die Sonne" die Ruhe der Vesta und der Laren gestört habe, weil er „den heiligen Herd der Welt verrücken wolle". So alt ist die Wahrheit und muß doch immer von neuem entdeckt werden. Was bereits Aristarch, was Arjabhatta, der Kopernicus Indiens, zur Zeit als der freiere Buddhismus in Indien herrschte, schon gelehrt hatten, das mußten die Galilei und Kopernicus als eine kecke Neuerung dem europäischen Brahmanenthum aufdringen. Rieth doch noch Melanchthon, man müsse die Obrigkeit bewegen, eine so böse und gottlose Meinung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken. Erst im Jahre 1821 hat die römische Curie das Verbot des Kopernicanischen Systems für erloschen erklärt.

Die Folge dieser Entdeckungen bis auf die neueste Zeit führt uns Riel im ersten Abschnitt des ersten Bandes vor und gibt damit eins der wichtigsten Kapitel in der Geschichte des menschlichen Geistes. Die Entdeckungen eines Kepler und Galilei, eines Kopernicus und Newton sind als bekannt anzunehmen. Einer der größten Entdecker der Neuzeit ist der gefeierte königsberger Astronom Bessel (gest. 1846); ihm verdanken wir, wie Mädler so schön sagt, die Astronomie des Unsichtbaren. Die Ausrechnung des dunkeln Siriusgenossen ist einer der seltensten Triumphe der Wissenschaft. Bessel gewahrte in den thatsächlich ermittelten Bewegungen des Sirius Abweichungen, die unerwartet waren; er stellte daher die Theorie auf, daß sich in der unmittelbaren Nähe des Sirius eine Masse befinde, durch deren Attraction diese Bewegungen hervorgerufen werden. Jene uns einfach erscheinenden Sterne seien mithin Doppelsterne, aber das eine Glied entweder gar nicht selbstleuchtend oder nur von so schwachem Lichte, daß unser Rohr uns keine Spur davon zeige. Beide Glieder hätten im Fixsterncomplex dieselbe gemeinschaftliche Bewegung, außerdem aber noch eine besondere um den zwischen ihnen sich bildenden Schwerpunkt. Selbst Humboldt äußerte scherzhaft seine Bedenken gegen diese „Gespensterwelt". Neuerdings (am 31. Januar 1862) ist nun diese „dunkle", von Bessel errechnete Schwestersonne des Sirius durch Clark zu Boston mittels eines mächtigen Refractors an das Licht gezogen und später auch von andern Astronomen wirklich gesehen worden. Frankreichs größter Astronom nannte diese Entdeckung Bessel's mit Recht die bedeutendste unsers Jahrhunderts. Bekanntlich hatte Bessel aus den Störungen des Uranus auch den Neptun ausgerechnet, ehe derselbe noch durch das Fernrohr entdeckt worden war. Es ist interessant, wie die Berechnung, ja die Vermuthung oft gerade in astronomischer Kenntniß das Richtige getroffen, das später die Anschauung und exacte Forschung feststellten. Namentlich hat unser königsberger Philosoph Kant in seiner „Naturgeschichte des Himmels" eine große Zahl von Muthmaßungen aufgestellt, die sich später fast alle bestätigt haben. Kant, sowenig er sonst ein Freund der Intuition war, hatte eine geniale „astronomische Intuition". Riel kommt im Verlaufe seines Werks öfter auf diese vorgreifenden Anschauungen Kant's zurück. Schon in dem ersten Abschnitt erwähnt er eine dieser Hypothesen:

'Was die kühne Speculation des Philosophen von Königsberg, des eigentlichen Begründers unserer heutigen Weltanschauung, was Kant aus den wenigen bis dahin am Himmel bemerkten „kleinen Plätzchen", aus den „neblichten Sternen" zu errathen gewagt, William Herschel hat es uns als Wirklichkeit, hat uns erkennen lassen, daß unsere von der Milchstraße umschlossene Fixsternwelt mit ihren vielleicht 20 — 30 Millionen Sonnen nichts ist als ein abgesonderter Nebelfleck (detached nebula), eine Weltinsel im Weltocean, deren unzählige andere fern jenseit der unsern den unendlichen Raum erfüllen. Mehr als 2000 dieser fernen Nebelwelten haben seine Riesenteleskope hervorgezogen aus der Nacht des Universums. Der Erbe seines Ruhms und seines Namens ist ihm auf diesen Bahnen gefolgt. Nicht nur, daß er die Zahl der Nebelflecke um 1619 erweitert hat, sodaß jetzt schon über 4000 bekannt sind, seinen anstrengenden Arbeiten verdankt die Astronomie auch die erste Analyse jener merkwürdigen Gebilde, die „einzig in der Welt der Gestaltungen" den Südpol umkreisen — der magellanischen Wolken.

Wenn die Waffen der Sternkunde sich in gleichem Verhältniß vervollkommnen wie bisher, so wird sich noch

manche Ahnung und Vermuthung als sicher erkannte Wirklichkeit aufweisen lassen. Galilei hatte die Jupiters-Trabanten mit nur siebenmaliger Vergrößerung entdeckt und überhaupt keine stärkere als zweiunddreißigfache anwenden können. William Herschel, der die Geheimnisse der Fixsternwelt entschleiert hat, benutzte bereits sechstausendfünfhundertfache Vergrößerung, mit deren Hülfe es ihm gelang, bisher unerkannte Himmelslichter zu entdecken, Sterne, die man jahrtausendelang für einzelne hielt, in zwei-, drei- und mehrfache Sterne, ja in ganze Sternsysteme aufzulösen, die, in allen Farben schimmernd, goldgelb, roth, blau, grün, purpurn und aschfarbig, der Menschheit neue Räthsel aufgaben.

Ueber eine der wichtigsten neuen Entdeckungen, die Spectralanalyse, welche zuerst eine genauere Kenntniß der „Physik des Himmels" ermöglichte, spricht Riel noch nicht in diesem ersten Abschnitt, sondern erst in dem Anhang. Die Kirchhoff-Bunsen'sche Spectralanalyse ist ohne Frage die größte Entdeckung unserer Tage. Mit Recht nennt Riel das Spectroskop ein Fernrohr anderer Art, das uns schon hineinsehen ließ in das, was das Fernrohr uns hatte sehen lassen, und uns die Stoffe verrieth, aus denen die Himmelskörper bestehen. Wenn Humboldt noch 1858 in seinem „Kosmos" aussprach, daß alle Weltkörper außer unsern Planeten und den Aërolithen, welche von diesen angezogen werden, für unsere Erkenntniß nur homogene, gravitirende Masse seien ohne specifische, sogenannte elementare Verschiedenheit der Stoffe, so ist diese Behauptung nach der Kirchhoff'schen Entdeckung bereits veraltet zu nennen:

Wie einst die Sammlung des Lichts in den Sammellinsen der Fernröhre die zahllosen, dem bloßen Auge unsichtbaren Welten unserm Blicke erschloß und die Oberflächen der Sonne und Planeten unserer Betrachtung zugänglich machte, so hat nunmehr die Zerlegung des Lichts durch das Prisma ein Mittel dargeboten, der chemischen Beschaffenheit der Himmelskörper auf die Spur zu kommen; die Spectralanalyse hat uns die Möglichkeit gewährt, zu erkennen, welche Stoffe in den Atmosphären der Himmelskörper enthalten sind, und welche nicht.

Auch hier legten Kirchhoff und Bunsen nur den Schlußstein zu einer Folge von Entdeckungen, die von ihren Vorgängern gemacht worden waren. Wollaston fand schon 1802 bei Untersuchung des Sonnenspectrums, daß dasselbe nicht aus continuirlich ineinander übergehenden Farben bestehe, daß vielmehr die hellen Streifen durch einzelne dunkle, rechtwinkelig gegen die Länge des Spectrums gerichtete Linien unterbrochen seien, ferner daß diese Linien immer genau an derselben Stelle des Spectrums erscheinen und daß ihre Zahl eine ungemein große sei. Auch bemerkte er bereits einen Unterschied dieser Linien im Spectrum der Sonne und dem der Fixsterne: die erste sichere Andeutung der Verschiedenheit jener Sonnen. Später analysirte J. Herschel die eigenthümlichen Spectren von Flammen, in denen Chlornatrium und andere Salze verbrannten, und sah, daß jene Substanzen ganz bestimmte Linien durch ihre Gegenwart in der Flamme hervorrufen und daß man in der Verschiedenheit der Spectren ein ungemein scharfes Mittel habe, um äußerst geringe Spuren von gewissen Körpern zu entdecken.

Wheatstone entdeckte 1835, daß der elektrische Funken andere Linien zeige, wenn er von Quecksilber, andere, wenn er von Zink, Zinn, Kadmium und andern Metallen abspringt, welche Linien demnach in der Art der Lichtquellen ihre Ursache haben, ursprüngliche, den Lichtquellen eigenthümliche sind:

Mit diesen Linien war nun die sichere Grundlage der Spectralanalyse gewonnen. Nachdem dieselbe alsdann durch verschiedene Forscher, wie Foucault, van der Willigen, Swan, Stockes und ganz besonders durch Plücker, weiter fortgebildet und durch vielfache Experimente der innige Zusammenhang zwischen der chemischen Zusammensetzung der in Flammen oder in elektrischen Funken glühenden, feinvertheilten oder gasförmigen Körpertheilchen mit der Lage der Lichtlinien im Spectrum dieser Lichtquellen nachgewiesen war, wurde sie endlich von Kirchhoff und Bunsen durch ganz neue Versuchsweisen einem glänzenden Abschluß entgegengeführt. Von ihnen wurde nun der Einfluß näher geprüft, welchen die verschiedenartigsten Körper in der Flamme, unter den verschiedensten Verhältnissen, unter geringern sowie unter den höchsten Temperaturen u. s. w., auf das Spectrum ausübten, und die Ergebnisse waren ganz wunderbare und überraschend fruchtbare Thatsachen. Die Spectralanalyse bewährte sich als ein optochemisches Werkzeug von so unendlich feiner Empfindlichkeit, daß z. B. von Natron der fünfmalhunderttausendste Theil eines Pfundes in weitere drei Millionen Theile getheilt noch deutlich die charakteristische Natronlinie erkennen ließ. Ja, das Spectroskop zeigt an, daß bei dem vom Atlantischen Meere her wehenden Westwind sich mehr Natron in der Luft befindet als bei Nordost, der aus den weiten Länderstrecken Rußlands zu uns kommt.

Die Erfolge der Entdeckung waren ebenso bedeutend auf dem Gebiete der Chemie wie auf dem der Astronomie. Man entdeckte unbekannte, ungeahnte Elemente. Die prachtvolle rothe Linie im Spectrum des Lepidoliths, die unbekannte blaue Linie in der dürkheimer Sole ließen auf ein paar neue Elemente schließen, von denen die Chemiker noch keine Ahnung hatten. Die chemische Analyse bestätigte die Verkündigungen des Spectrums und ergab zwei bisher noch unbekannte Elemente, Rubidium und Cäsium. In der Astronomie aber leitete die Analyse der unerreichbaren Himmelslichter eine neue Epoche ein. Kirchhoff stellt als Resultat seiner Beobachtungen fest, daß die dunkeln Linien eine allgemeine Eigenschaft der Spectren aller glühenden, festen oder flüssigen Körper sind, wogegen die glühenden Gase Spectren zeigen, die aus gesonderten hellen Linien auf mehr oder weniger dunkelm Grunde bestehen. Geht das Licht glühender, fester oder flüssiger Körper durch glühende Gase (gasförmige Atmosphären), so wird das Spectrum derselben umgekehrt.

Damit war der Schlüssel zu einigen dem Fernrohr und der Berechnung verschlossenen Geheimnissen des Kosmos gefunden. Die Untersuchungen der Himmelskörper ergeben, daß die Sonne ein fester oder flüssiger glühender Körper ist, der von einer gasförmigen Atmosphäre eingehüllt ist, daß Eisen, Natrium, Calcium, Magnesium in der Atmosphäre der Sonne enthalten sind. Ebenso sind die Fixsterne erkannt als glühende mit gasförmigen Atmosphären umgebene Körper. Gewisse Substanzen, die auf der Erde sehr verbreitet sind, finden sich auch in ihnen

vor; doch auch Verschiedenheiten in der chemischen Beschaffenheit bieten die Sterne dar:

So scheint in dem hellsten Sterne im Sternbilde des Orion Wasserstoff nicht vorhanden zu sein, eine Substanz, die als Bestandtheil des Wassers auf der Erde eine so wichtige Rolle spielt und die im Sonnenspectrum zwei der auffallendsten Linien hervorbringt, nämlich die von Fraunhofer mit C und F bezeichneten. Dafür sind in einzelnen Sternen auch wieder Stoffe zu erkennen, die auf der Erde nur sparsam vorkommen und in der Sonne gar nicht bemerkbar sind. Im Aldebaran, einem hellen Sterne im Sternbilde des Stiers, haben Miller und Huggins Quecksilber, Antimon und Tellur erkannt, die alle in der Sonne nicht sichtbar sind.

Das wichtigste Resultat gab indeß die Untersuchung der Nebelflecke. Noch der „Kosmos" nahm an, daß die Nebelflecke nur Sternhaufen sind, die sich unter Anwendung von Fernröhren wachsender Stärke allmählich alle auflösen lassen würden. Die Spectralanalyse ergab, daß es Nebelflecke von wirklich gasartiger Natur gibt, glühende Gasmassen ohne Kern, deren zwei Hauptbestandtheile Stickstoff und Wasserstoff zu sein scheinen.

Abgesehen von diesen wissenschaftlichen Thaten der neuesten Zeit, deren Tragweite eine unabsehbare ist und die doch noch keineswegs ein Gemeingut der Gebildeten geworden sind, werden die Leser in dem Werke von Riel noch manches Neue finden, was nicht mit dem astronomischen Schulprogramm stimmt, das sie noch von früher her im Kopfe tragen. Sie mögen von Neptun und den Asteroiden, von den neuen Entdeckungen in unserm Planetensystem erfahren haben; ein großer Theil der weit wichtigern Entdeckungen am Fixsternhimmel mag ihnen unbekannt geblieben sein. Daß Sonnen um Sonnen kreisen, wissen sie vielleicht aus den Klopstock'schen Oden; aber was man von dieser Fortbewegung der Fixsterne durch den Weltraum, auch von derjenigen unserer Sonne Näheres entdeckt, wird ihnen entgangen sein. Hierüber finden sie im zweiten Abschnitt des Riel'schen Werks: „Der Fixsternhimmel. Die Bewegungen in der Fixsternwelt und die Entfernungen der Himmelskörper", wichtige Aufschlüsse, ebenso über die ungeheuern Entfernungen, die man durch die endliche Auffindung einiger Fixsternparallaxen ausgerechnet hat. Noch interessantere Mittheilungen bringt der dritte Abschnitt über den „Glanz- und Farbenwechsel der Gestirne, ihr Aufflammen und Erlöschen", und der Anhang über „Die Sonne", „Das Fernrohr", „Die Meteore" und „Das Leben der Sternenwelt".

Welche großen Fortschritte die neue Zeit in der Erkenntniß des Fixsternhimmels gemacht hat, das geht namentlich aus einem Rückblick auf die Geschichte der Entdeckungen hervor, welche die Zahl und das Wesen der Doppelsterne betreffen. Am Anfang des vorigen Jahrhunderts kannte man nur 10—12 solcher Doppelsterne, um die Mitte desselben ungefähr 20. Der manheimer Astronom Christian Mayer beschrieb 1788 schon 80 größtentheils von ihm entdeckte Doppelsterne; William Herschel führte in den Katalogen von 1782, 1783 und 1804 schon 846 an:

John Herschel, im Besitz der schönen Instrumente seines Vaters, hat zuerst durch gemeinschaftliche Beobachtung mit James South in England und Frankreich die Zahl der Doppelsterne um 380 und später in Feldhausen am Cap der guten Hoffnung um mehr als 2000 Sternpaare des südlichen Himmels vermehrt. Aber das Höchste, was auf diesem neuen und unermeßlichen Felde bisjetzt geleistet worden ist, verdanken wir den glänzenden Talenten und der erstaunenswürdigen Thätigkeit des ältern Struve. Sein erstes, 1820 veröffentlichtes Verzeichniß enthielt bereits 796 Doppelsterne. Demselben folgte ein zweites, 1824, mit 3112 Doppelsternen bis neunter Größe in Abständen unterhalb 32″, von welchen nur etwa ⅛″ früher gesehen worden war. Um diese Arbeit zu vollbringen, wurden im großen Refractor von Fraunhofer an 120000 Fixsterne untersucht.

Gleiche Fortschritte machte die Erkenntniß des Wesens der Doppelsterne. Früher hielt man dieselben nur für optische Doppelsterne, die in der Wirklichkeit weit hintereinander ständen. Erst als Halley die Eigenbewegung mehrerer Gestirne entdeckt hatte, als man zu ahnen begann, daß das Gesetz der Gravitation auch oben in der Fixsternwelt Geltung habe, fing man an zu muthmaßen, daß jene nahe nebeneinanderstehenden Sterne doch wol nicht blos scheinbar, sondern in Wirklichkeit sich nahe standen, daß sie physisch miteinander verbunden und an ein gemeinsames Gravitationscentrum gefesselt seien. Lambert erhob sich 1760 zuerst zu dem Gedanken, daß die nahestehenden Fixsterne, die Sonne selbst, in einer nicht zu langen Zeit eine Revolution um ihren gemeinsamen Schwerpunkt vollenden. John Mitchell wies 1767 mit Hülfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach, daß die Gruppirung der doppelten und mehrfachen Sterne nicht vom Zufall herrühren könne, daß das nahe Zusammenstehen der Sterne in einer innern Beziehung seinen Grund haben müsse, und ist schon durchaus nicht mehr im Zweifel darüber, daß jene Sterne umeinander gravitiren. Christian Mayer behauptete 1778 bereits, daß die kleinern einem großen nahestehenden Sterne entweder Planeten desselben, oder daß beide Weltkörper, der Hauptstern und sein Begleiter, zu umeinanderkreisende Sonnen seien. Diese Behauptung erregte ebenso viel Aufsehen wie Widerspruch. Der petersburger Akademiker Nikolaus Fuß schrieb: „Sonnen um Sonnen kreisen — wozu sollten solche Dinge nützen?" Andere Fachmänner sprachen von „unverschämten Unwahrheiten", von den „nichts bedeutenden Nachrichten gelehrter Abenteurer, wodurch die Astronomen gefoppt und in ihren höchst wichtigen Arbeiten gestört würden". Erst den Entdeckungen William Herschel's gegenüber verstummte der Widerspruch. Er hat die wahren Beziehungen dieser Sterne zueinander richtig erkannt, hat den Begriff von partiellen Sternsystemen, in denen mehrere Sonnen um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt kreisen, festgestellt und begründet, hat überhaupt seinen Scharfsinn und Beobachtungsgeist bereits an allem dem geübt, was sich auf Bahn, Umlaufszeit, Helligkeit, Farbenverschiedenheit und Klassifikation nach Größe der gegenseitigen Abstände der doppelten und mehrfachen Sterne bezieht.

Auch die bis dahin unerhörte Thatsache, daß Fixsterne einander decken, wurde von Herschel erkannt:

Die ungeheuern Umlaufszeiten dieser Sonnen machen erklärlich, daß bisher bei so wenigen vollständige Bahnberechnun-

gen gelungen sind. Unter dem gesammten Heere der Doppelsterne sind bisjetzt nur acht gefunden, deren Umlaufszeit weniger als ein Jahrhundert beträgt. Die kürzeste (30 Jahre) hat ζ Herculis, demnächst folgen ζ Cancri mit 58 Jahren, ξ Ursae majoris mit 61, η Coronae mit 66 Jahren und einige andere. Selbst unter 300 Jahren scheinen nur wenige Umlaufszeiten vorzukommen, wie z. B. bei dem schönen Doppelstern γ Virginis mit 169 Jahren und bei δ Cygni mit 178 Jahren. Bei dem berühmten Bessel'schen Schwanenstern beträgt sie schon 452 Jahre und beim Castor 579, bei der Mehrzahl aller übrigen aber, bei welchen überhaupt schon Bewegung wahrgenommen ist, führt die Rechnung auf viele Jahrtausende; und wenn nun bei neun Zehntel aller Doppelsterne noch gar keine Bewegung wahrgenommen ist, so dürfte bei den meisten von diesen freilich noch alles einer fernen Zukunft anheimgestellt bleiben. Nichtsdestoweniger aber wird das reiche Material, welches die Gegenwart (vor allen in Struve's genauen Ortsbestimmungen der Hauptsterne dieser Systeme) der Nachwelt hinterläßt, schon den nächsten Generationen möglich machen, von einer nicht geringen Zahl Doppel- und mehrfacher Sterne Bahn und Umlaufszeit, vielleicht auch die Entfernung zu bestimmen, und mit der Kenntniß aller dieser Partialsysteme, die sich wiederum zu Systemen höherer Ordnung gliedern, in denen Doppelsterne mit Doppelsternen an ein gemeinschaftliches Gravitationscentrum gebunden sind, wird dann erst der Einblick in die uns noch so wenig bekannte innere Organisation des Fixsternsystems beginnen.

Auch in die Mannichfaltigkeit der Systeme und ihre höhern Combinationen gewann man allmählich einen Einblick:

Wie es zwei-, drei- und mehrfache Sterne gibt, die in mannichfachster Art zu einem gemeinsamen System miteinander verbunden sind (bei dem dreifachen Stern ζ Cancri umkreisen z. B. die beiden schwächern den Hauptstern, bei φ in der Cassiopea dagegen scheinen die beiden äußerst schwachen Begleiter sich zunächst umeinander und dann wieder gemeinschaftlich um den hellern zu bewegen), so ist auch bereits die zunächst höhere Stufe dieser Systeme in den menschlichen Gesichtskreis getreten, ist bereits offenbar geworden, daß zwei und mehrere Paare solcher umeinander kreisender Sonnen wiederum zu einem höhern System vereinigt sind. Ein anscheinend einfacher Stern in der Leier besteht allein schon aus einem solchen System von Systemen. Schon bei schwacher Vergrößerung erscheint er als Doppelstern (ε und 5 Lyrae, die 3′ 17″ voneinanderstehen), und bei mehr als hundertfacher Vergrößerung erkennt man, daß ein jeder dieser beiden Sterne wiederum ein Doppelstern ist. Da die Eigenbewegung beider Paare genau bekannt und gleichmäßig ist, so scheint kaum noch zweifelhaft, daß sie zusammen ein System höherer Ordnung bilden.

Die Annahme, daß das Newton'sche Attractionsgesetz und seine nothwendigen Consequenzen, die Kepler'schen Gesetze, auch für diese außerhalb des Sonnensystems wahrgenommenen Bewegungen gültig seien, hat sich bei allen Beobachtungen der Doppelsterne bisher bestätigt.

Am glänzendsten hat sich die Gravitationsrechnung bewährt durch die bereits erwähnte Errechnung unsichtbarer dunkler Sonnen. Es war dies die vierte Combination, das Kreisen leuchtender Sonnen um dunkle, das hinzukam zu den drei notorisch vorhandenen: dem Kreisen dunkler Körper um dunkle, dunkler um leuchtende, leuchtender um leuchtende. Riel bemerkt hierzu:

Wie äußerlich die Zusammenstellung dieser vier Combinationen auch scheinen mag, was Alexander von Humboldt von der Erkenntniß der dritten (des Kreisens von Sonnen um Sonnen) sagt, daß sie eine der großen Epochen in der Entwickelungsgeschichte des höhern kosmischen Naturwissens bezeichne, das gilt von allen: die Erkenntniß einer jeden bildet einen Markstein in der Entwickelungsgeschichte der menschlichen Weltanschauung, mit einer jeden hat die Menschheit eine höhere Stufe der Welterkenntniß erreicht. Im frühesten Kindesalter des Menschengeschlechts war von allen diesen Combinationen nur eine bekannt, und diese eine war Täuschung. Die Erde erschien als der einzige nichtleuchtende Weltkörper, um welchen die leuchtenden Himmelslichter zu schwingen schienen. An diesen Sinnentrug knüpften sich die Schöpfungsmythen und Glaubensvorstellungen der Vorzeit, in denen zum Theil noch heute das menschliche Denken und Glauben befangen ist. Mit dem uns nächsten Weltkörper, mit dem Trabanten der Erde, dem Mond, begann die Erkenntniß der Wirklichkeit. Schon Thales wußte — und die ältern Culturvölker wol noch früher —, daß der Mond kein selbstleuchtendes Himmelslicht, daß er ein dunkler Weltkörper sei wie unsere Erde. Hiermit war die erste Combination, das Kreisen eines dunkeln Weltkörpers um einen dunkeln, gewonnen, und es beginnt zugleich mit dieser Zeit die Entfaltung jener neuen Natur- und Weltauffassung der griechischen Philosophen, die zu dem Aristotelisch-Ptolemäischen Weltbau führt. Erst die 2000 Jahre später erfolgende Erkenntniß der zweiten Combination stürzt diesen in Trümmer. Kopernicus stellt die Sonne als Weltleuchte in die Mitte der Welt, Galilei's Rohr entkleidet die Planeten ihrer überirdischen Majestät, auch sie erlöschen als Himmelslichter, werden zu dunkeln Weltkörpern wie unsere Erde, gleich ihr die Sonne umkreisend, und — die zweite Combination ist gewonnen, eine neue Weltanschauung ist geboren. Mit der Erkenntniß der dritten Combination, der in den Doppel- und mehrfachen Sternen umeinander kreisenden Sonnen, erhält sie ihre Vollendung; die Sonne wird herabgestoßen von dem königlichen Thron, die Weltleuchte wird zu einem Fixstern, diese selbst werden zu Sonnen, nicht minder bedeutend wie die Sonne selbst. Der letzte Rest des aus dem Kindesalter der Menschheit durch die Jahrtausende vererbten Sinnentrugs ist geschwunden, die Fixsterne sind als mehr denn „leuchtende Himmelslichter, zu scheinen auf die Erde", erkannt. Bessel's große Entdeckung der vierten Combination endlich hat uns auch von der andern Täuschung befreit, daß die uns sichtbare Sternenwelt alles umfasse, was sie in ihrem Schose birgt, hat uns die Welt des Unsichtbaren erschlossen, hat uns die sichere Erkenntniß gebracht, daß die uns sichtbare Fixsternwelt von vielleicht ebenso zahllosen, „für uns" dunkeln Sonnen erfüllt ist.

Wir haben auszugsweise, aber im Zusammenhang mitgetheilt, was Riel in Bezug auf die Doppelsterne sagt, nicht blos des allgemein interessanten Inhalts wegen, sondern um an einem Thema zu zeigen, in welcher Weise der Autor den Zusammenhang von Natur und Geschichte erfaßt und darlegt und wodurch sich sein Werk von andern populären Himmelsbeschreibungen unterscheidet, welche uns nur mit der Summe der Erkenntniß, aber nicht mit ihrem Werden bekannt machen. Dabei ist rühmend hervorzuheben, daß die Einkleidung des Werks wol eine gefällige und anziehende, aber sehr weit verschieden ist von jenen belletristisch angeflogenen Darstellungen, welche das Naturbild oft durch die übel angebrachten Reflexe schönseliger Empfindsamkeit entstellen. Riel's Schrift ist frei von allen überflüssigen Redeblumen und stilistischen Arabesken. Der Autor gibt immer nur die Sache; da er sie aber mit Wärme darstellt und von seinem Stoff begeistert ist, so weiß er den Lesern die gleiche Theilnahme für denselben einzuflößen, um so mehr, als die Darstellung gedankenvoll und deshalb anregend ist, ohne sich in metaphysische und phantastische Träumereien zu verlieren.

Rudolf Gottschall.

Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

(Beschluß aus Nr. 23.)

Gustav Körner, wenn wir nicht irren, ein deutscher Emigrant von 1848 aus Frankfurt a. M., war, wie die Aufschrift seines Buchs: „Aus Spanien" (Nr. 4), sagt, von 1862—64 Gesandter der Vereinigten Staaten in Madrid. In dieser Eigenschaft war es ihm vergönnt, in Räume zu dringen, die sich geringern Sterblichen nicht zu öffnen pflegen, Personen, Dinge und Zustände kennen zu lernen, die dem gewöhnlichen Touristen ein verschlossenes Buch bleiben. Vollkommen discret, was seine politischen und persönlichen Verhältnisse zum Hofe und zur Regierung wie zu Privatpersonen anlangt, zeichnet er die öffentlichen Zustände und zumal die öffentlichen Charaktere Spaniens von dem Königspaare und der französischen Kaiserin bis zu dem letzten Bettler herab mit einer so echt republikanischen Freimüthigkeit und Ungenirtheit, daß einem monarchischen Diplomaten aus der alten Schule die Haare darob zu Berge steigen müßten.

Wenn auch bei weitem nicht so durchforscht und, möchten wir sagen, abgegriffen wie die Hesperische, ist doch auch die Iberische Halbinsel, seit Irving seine herrliche „Alhambra" schrieb, ein beliebtes Thema für die Touristenliteratur geworden, und es mag wenige unter unsern Lesern geben, die nicht schon mehr als einmal ihren Führern durch die Galerien Madrids, die Promenaden der Fuente Castellana und Puerta del Sol und durch die herrlichen Schattengänge des Parks von Aranjuez gefolgt wären; die nicht im Geiste die klösterreichen Felszacken des Monserrat erklommen, die lachende Huerta von Valencia durchfahren, von dem glockenreichen maurischen Riesenthurm der Giralda auf die reiche Ebene von Sevilla geblickt, den Säulenwald der Moschee Abd-er-Rahman's in Cordova durchwandert, endlich im Löwenhofe der Alhambra die wunderbare Stuccaturarbeit bewundert und des tragischen Schicksals der Abencerragen gedacht hätten. Auch die politischen und wirthschaftlichen Zustände des Landes sind uns, zumal durch das Verdienst Minutoli's und Willkomm's, erschlossen, und manches alte Vorurtheil gegen Land und Volk ist dadurch hinweggeräumt worden. Dennoch hat es unser Verfasser verstanden, in Stoff und Form seinem Gegenstande neue Seiten abzugewinnen, unser Interesse zu erregen und in Gestalt einer leichten und zwanglosen Touristenschrift manchen werthvollen Beitrag zur Kenntniß des Landes zu liefern.

Wir unterscheiden drei verschiedene Bestandtheile in der vorliegenden Schrift, obgleich sie der Verfasser seltsam durcheinandergeworfen hat, wie es scheint, nur weil er dem Grundsatz des variatio delectat huldigen wollte, nämlich: Reisen nach, in und aus Spanien, in denen auch Skizzen deutscher, französischer und schweizerischer Localitäten enthalten sind; Beschreibungen von Kunstsammlungen und Kunstwerken, vorzugsweise Gemälden, nebst Excursen über spanische Kunst und spanische Künstler; endlich Urtheile über politische und religiöse Zustände, nebst scharfgezeichneten Silhouetten hervorragender Glieder der königlichen Familie, Staatsmänner, Generale und Publicisten.

Der Stil des Verfassers ist im allgemeinen einfach, klar, lebendig, ohne Schmuck und hohen Schwung, wie ohne Prätension und Affectation; die ganze Darstellungsweise anschaulich, das Gepräge der Wahrheit und Aufrichtigkeit tragend. Nirgends tritt uns die sonst in dieser Literaturgattung so häufige Eitelkeit und Selbstbeschaulichkeit entgegen; der Verfasser hat überall nur die Sache im Auge, urtheilt mit männlichem Freimuth ohne die Anmaßung, sein subjectives Urtheil dem Leser als ein objectives aufdrängen zu wollen, spricht nie hart und herb über Zustände, die seiner Natur und Anschauungsweise zuwiderlaufen, sondern behandelt dieselben höchstens mit einer leichten, kaum verletzenden Ironie, ohne sie doch zu verhehlen oder zu bemänteln. Die Sprache ist nicht ohne gewisse Nachlässigkeiten, wie wir dergleichen häufig bei Deutschamerikanern finden, weniger eigentliche Anglicismen (obgleich der Verfasser öfters, wo ihm der deutsche Ausdruck nicht mundgerecht ist, eine englische Redensart an die Stelle setzt), als einzelne Verstöße gegen Grammatik und Orthographie. Zumal Fremdwörter und Eigennamen sind zuweilen bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wovon jedoch manches auf Rechnung des Setzers kommen mag. So heißt das bekannte Rafael'sche Gemälde lo Spasimo di Sicilia einmal Pasmo de Sicilio, ein andermal Spaesmo, endlich Spasuno, Montbéliard (Mömpelgard) wird Montpellier, der Golf von Lyon ein Golf von Leon, die Westgothen werden in „Vissigothen" französirt u. dgl. m.; auch findet sich hier und da ein geographischer Schnitzer, wie wenn der Maladetta, der höchste Pyrenäengipfel (10722 par. F.) fast so hoch wie der Montblanc (14768 F.) genannt wird.

Das Buch beginnt mit einem aus Madrid datirten Briefe an eine Freundin in Saint-Louis, wol dem Wohnort des Verfassers, der von hier aus über Neapel, Havre, Paris, Köln, dann rheinaufwärts über die alte Heimatstadt und Heidelberg, „wo er so manchen Strauß erlebt", Basel, Zürich, Bern mit einem Abstecher ins Oberland, Genf und Lyon nach Marseille, von da zu Schiff nach Valencia und endlich per Bahn nach Madrid gereist ist. Alles ist hier kurz, abgerissen, kaum skizzenhaft: die Sätze oft abgebrochen, wie aus einem Tagebuch abgeschrieben, doch nicht ohne charakteristische Bemerkungen. Vom alten Vaterlande ist er sehr erbaut; er findet, daß es unendlich vorwärts gegangen sei, zumal freilich in Bezug auf die verschwundenen Paß- und Douaneplackereien. Ueberall bricht die Liebe zur alten Heimat und die deutsche Natur des Verfassers durch den angloamerikanischen Ueberzug; das zeigt sein Entzücken beim Anblick des strasburger Münsters, das die Thränen, die ihm der Anblick des Rheins entlockt. In einem zweiten Briefe aus Düsternbrook bei Kiel, wo er im Sommer 1863 die Seebäder gebraucht, nennt er Deutschland einen „Edelstein vom reinsten Wasser" und wiederholt Varnhagen's begeisterte Worte:

O geliebtes Land, umfassen
Möcht' ich mit den Armen dich!
An die heiße Brust dich drücken,
Küssen mit den Lippen dich!

Herz der Treue, Mund der Lieder,
Geistesauge, Arm der Kraft;
Hand der Kunst und Stirn des Denkens,
Mutterbrust der Wissenschaft!

Auch hier ist die Reise von Madrid nach Kiel nur mit wenigen Worten angedeutet, während die Rückkehr seltsamerweise durch einen „Besuch im Museo nacional" von der erstern getrennt, unter der Ueberschrift „Von Genf an den Manzanares" eingehend geschildert ist. Auf die ungenirteste Weise wechseln hier Erinnerungen und fortlaufende Erzählung: von der Rhône werden wir an den Rheinfall nach Schaffhausen versetzt, den der Verfasser auch noch nach dem Niagara sehenswerth findet, eilen mit ihm durch Regen und Nebel das Haslithal hinauf an den Wassersturz der Aar an der Handeck und zu der schaurigen Steinwüste der Grimsel, um plötzlich wieder nach Lyon überzuspringen, dessen Lage Körner unvergleichlich nennt unter den Binnenstädten, besuchen mit ihm die Alterthümer von Nîmes, durcheilen die baumlosen, von der Sonne durchglühten Ebenen von Languedoc und lernen das von den Handbüchern vergessene und in der That ziemlich außerhalb der Culturspähre liegende Perpignan kennen. Dann geht es in einer mit dem lebendigsten Humor geschilderten Fahrt mit der spanischen Diligence über die Pyrenäen nach der Lieblingsstadt des Autors in Spanien, Barcelona; von da durch das üppige Thal des Llobregat über Sabadel, das catalonische Manchester, nach der Hauptstadt Aragoniens, der „siempre heroica Zaragoza", dem Stolze des Spaniers, wo wir nach des Verfassers Weise zumal mit den Kirchen und Kunstwerken näher bekannt gemacht werden. Während wir mit ihm weiter abwechselnd durch pflanzenleere Einöden und paradiesische Thäler über die wunderliche Troglodytenstadt Calatayud nach Madrid fahren, finden wir es mit ihm begreiflich, daß der eine Tourist das Land und seine Schönheiten in den Himmel erhebt, während der andere es eine afrikanische Wüste nennt. Wo eben Wasser ist, ist Spanien ein herrliches Land, wo die Bewässerung aufhört, eine kahle Steinwüste.

„Ein Frühlingsausflug nach Andalusien", auf der gewöhnlichen Route zunächst über die Sierra Morena und Jaen nach Granada, über die Alpuxarras nach Malaga, zu Schiff nach Cadiz und weiter mit der Bahn über Xerez nach Sevilla und Cordova, bietet des Neuen wenig, abgesehen von den oft originellen Bemerkungen über die Kunstwerke dieser Städte, zumal die Kathedralen von Granada und Sevilla und die herrlichen Murillos, welche diese Vaterstadt des größten spanischen Malers enthält. Von exaltirter und pathetischer Schönmalerei hält sich der Verfasser fern, so verführerisch gerade hier der Gegenstand auch ist; er verzichtet sogar auf die übliche Schilderung der spanischen Diligence mit ihrem obligaten Mayoral, Zagal und Delantero, weil Hackländer, „dem wir die Poesie des Stalles verdanken", sie bereits unübertrefflich geschildert habe.

Obgleich weder selbst Künstler noch Kenner von Fach, ist Körner doch entschiedener Kunstenthusiast. Alle ihm zugänglichen Gemäldesammlungen — und vermöge seiner officiellen Stellung waren ihm weit mehrere zugänglich als den meisten andern — hat er aufs genaueste durchforscht, und seine Beschreibungen und Bemerkungen enthalten manchen werthvollen Beitrag zur Kenntniß der spanischen Kunst. Sein frisches unbefangenes Urtheil, ohne Zurückhaltung wie ohne Anmaßung ausgesprochen, tritt nicht selten der hergebrachten Meinung entgegen und rückt manches in eine neue und richtigere Beleuchtung. In seiner Schwärmerei für Murillo, den er in seinen Kinder- und Engelgestalten entschieden über Rafael stellt, geht er dagegen zu weit. Wenn er den Rafael'schen Kindern zumeist einen altklugen Ausdruck zuschreibt, so finden sich in dem Engelkranze, der die Vierge de Madrid umschwebt, alte feiste Pfaffengesichter, bei denen Murillo seine Lieblinge, die Franciscanermönche, zu Modellen gehabt zu haben scheint. Es ist hier nicht der Ort, auf die vom Verfasser behandelten Fragen über die Existenz einer besondern spanischen Schule, ihre Bedeutung und ihren Zusammenhang mit den italienischen und niederländischen Malerschulen einzugehen. Für eine derartige Schrift ist der Gegenstand überhaupt zu weitläufig behandelt. Vor allem gilt das für die zahlreichen minutiösen Beschreibungen von Gemälden. Beschreibungen von Kunstwerken sind für den, der sie nicht schon aus eigener Anschauung kennt und nicht gerade Fachmann ist, wie gemalte Speisen: wir können sie nicht mit dem Sinne auffassen, der ihren wahren Genuß allein ermöglicht; sie ermüden und langweilen uns.

Der letzte Theil des Buchs ist mit Ausnahme eines Ausflugs nach Aranjuez und Toledo und eines langen Artikels über das königliche Museum in Madrid, der Schilderung der religiösen, politischen und socialen Zustände sowie der Charakteristik bedeutender Persönlichkeiten gewidmet. Ein Kapitel schildert die Ceremonie des Beso-Mano oder Handkusses, bei der es genau ebenso steif und langweilig hergeht wie bei jeder andern großen „Cour", nur daß hier noch das obligate Niederknien vor der Herrscherin hinzukommt. Von der Schönheit und Anmuth der Kaiserin Eugenie, mit der er bei der Königin Isabella speiste, ist der Verfasser ganz entzückt, obgleich er „den Imperialismus und alles, was darum und daran hängt, glühend haßt".

In der „Semana santa" (heiligen Woche) erhalten wir ein Urtheil über die Religiosität des Volks, welche dem Verfasser im ganzen ebenso gering wie die Kirchlichkeit groß zu sein scheint. Unter den höhern Ständen findet sich viel Atheismus bei der genauesten Beobachtung der äußerlichen Gebräuche, beides mit einer gewissen Naivetät nebeneinander bestehend. So äußerlich die religiösen Uebungen sind, so sehr sind sie dem Volk zur andern Natur geworden und gehören zu seinen unentbehrlichen Lebensgewohnheiten. Der Verfasser hätte hinzufügen können: die prunkvollen Kirchenfeierlichkeiten sind theils die Hauptfeste des Volks, theils mit diesen aufs innigste verbunden und ihm deshalb unentbehrlich. Es

ist das derselbe Fall in allen katholischen Ländern des Südens.

Ein viel strengeres Urtheil über die Religiosität seiner Landsleute fällt der Demokrat Fernando Garrido in seinem von A. Ruge übersetzten Buche: „Das heutige Spanien." Ihm ist die Religiosität der Spanier eigentlich nur Heuchelei. Aber Garrido's Urtheil wird durch seinen Parteistandpunkt bestimmt und ist vielleicht nicht zuverlässiger als seine gewaltig übertriebenen Angaben über die Bevölkerungszahl der spanischen Städte. Unserm Verfasser sind die Sequestration der geistlichen Güter und die Anerkennung Italiens ein Beweis, daß die Spanier nicht bigot und die Macht des Klerus zu Ende ist, so schlagende Beweise vom Gegentheil auch die neueste Zeit mehrfach gebracht hat, und trotz der großen Rolle, die Schwester Patrocinio und Pater Claret seinem eigenen Geständniß nach am Hofe spielen.

Auch die politischen und socialen Zustände Spaniens sieht Körner mit weit günstigern Augen an als die meisten seiner Vorgänger. Land und Volk werden, seiner Ueberzeugung nach, im übrigen Europa, zumal von Engländern und Franzosen, mit einem Vorurtheil betrachtet, das sich noch von der Versumpfung und Verkommenheit herschreibe, in welche Spanien im 18. Jahrhundert versunken war. Seit 1808 und zumal seit der Regierung Isabella's sei aber eine gründliche Umwandlung vor sich gegangen. Alles strebe unaufhaltsam zum Bessern, die Fortschritte treten überall auffallend hervor. Das Volk sei im allgemeinen trefflich geartet, ohne Servilismus, voll Unabhängigkeitssinn, ernst und edel. Das Interesse am Staate sei in den Städten wenigstens ein durchaus allgemeines, das beweise schon die große Zahl von Zeitungen und deren Abonnenten. In der Hauptstadt erscheinen 5 officielle (der Verfasser hätte hinzufügen sollen: oder officiöse) und 30 unabhängige politische Tageblätter, zum Theil in 3—4 täglichen Ausgaben, außerdem 93 andere Zeitschriften, meist mit großem Leserkreise. Deshalb sei auch die Zeit, wo einzelne ehrgeizige Generale die Staatsverfassung umstürzen konnten, die Zeit der Militäremeuten überhaupt vorüber. Das zeige das Schicksal der Prim'schen Schilderhebung, deren Scheitern eben bekannt ward, als der Verfasser sein Buch abschloß. Fortan werde Spanien nur geistige Revolutionen durchmachen.

Wir gestehen, daß uns des Verfassers Deductionen nicht überzeugt, daß im Gegentheil seine thatsächlichen Angaben uns in der Meinung bestärkt haben, daß er die Zustände in allzu rosigem Lichte erblickt. Die Häufigkeit der Revolten, der stete Ministerwechsel, der große Einfluß der Camarilla, die Unzahl der politischen Parteien, die noch größere der ehrgeizigen Parteiführer, meist abenteuernder Generale, die nach persönlicher Herrschaft streben; dazu das Daniederliegen des Volksunterrichts (von dem der Verfasser ganz schweigt), die Unwissenheit und der Aberglaube der Menge, die Armuth und Verkommenheit des Volks in materieller Beziehung, selbst seine Bedürfnißlosigkeit: alles das und manches andere dazu scheint uns darzuthun, daß die Zeit noch fern ist, wo die Spanier wieder eine Rolle ersten Rangs unter den Nationen Europas spielen werden, so wenig auf der andern Seite die landläufige Behauptung gerechtfertigt erscheint, daß dies Volk überhaupt nur eine Vergangenheit und keine Zukunft mehr habe.

Mit scharfen Strichen charakterisirt Körner die verschiedenen politischen Hauptparteien und ihre Chefs: die Neo-Catolicos (Ultramontanen), die Ultra-Moderados mit Narvaez, den er gegen den Vorwurf, grausam und tyrannisch zu sein, in Schutz nimmt und für viel zu gescheit hält, um für den Absolutismus zu schwärmen *); die Unionliberal, die conservativ-liberale Compromißpartei unter O'Donnell; die Progressisten unter Espartero, Prim und Olozaga; die Demokraten, wieder in politische und sociale zerfallend, die erstern unter Emilio Castelar, die letztern unter Rivera, die Monarchie gänzlich ignorirend und auf eine sociale Republik hinarbeitend. Der Verfasser hält die Monarchie und selbst vorläufig die bourbonische für gesichert; der Gedanke einer iberischen Monarchie unter dem Könige von Portugal, von den Progressisten ausgehend, habe in beiden Ländern keinen rechten Boden. Isabella, die er uns als eine trotz ihrer Kränklichkeit körperlich ziemlich imposante, vielleicht noch mehr massige Erscheinung schildert, ohne hohe Bildung, aber mit natürlichem Mutterwitz, gutmüthig und leicht zu rühren, sei ohne ihre Schuld durch die Verhältnisse unpopulär geworden.

Wir schließen hier unser kurzes Résumé, indem wir hoffen, dem Leser wenigstens einen Begriff von dem reichen Inhalt des Buchs gegeben zu haben. Tadeln müssen wir übrigens, daß der Verfasser die Feile so wenig gebraucht, daß er nicht nur von wächsernen Streichhölzchen spricht, sondern öfters denselben Gedanken fast oder ganz mit denselben Worten wiederholt. So erhalten wir nicht weniger als dreimal fast dieselbe Charakteristik Prim's, während es von Espartero zweimal heißt: „Er ist eine Art von spanischem Lafayette" u. s. w.

Als Probe der Darstellungsweise des Verfassers theilen wir die Charakteristik des letztgenannten Parteihauptes mit:

> Die dritte große Partei in Spanien wird von den Progressisten gebildet. Sie umfaßt fast alle, die den intelligenten Mittelklassen angehören und ist auch sehr stark in der Armee. Die Progressisten sind anscheinlich für eine gehörig beschränkte Monarchie. Sie waren zu verschiedenen malen an der Spitze der Regierung, doch niemals lange, weil sie an innern Spaltungen litten. Ihr Chef, dem Namen nach, ist Esparteros, Herzog von Victoria. Er ist eine Art von spanischem Lafayette. Seine Uneigennützigkeit, politische Consequenz, Charakterreinheit und militärische Fähigkeit haben ihm einen fast unbegrenzten Einfluß auf das Volk gegeben. Aber es fehlt ihm durchaus an administrativer Fähigkeit, an Energie und an dem Talent, eine Partei zu lenken. Dabei fehlt es ihm nicht an einer guten Gabe von Eitelkeit. Jede erfolgreiche Volksbewegung wirft ihn an die Spitze der Geschäfte. Regent des Königreichs im Jahre 1840 geworden, geliebt von seiner Partei und selbst von den Gegnern geachtet, hätte er sich leicht in Macht erhalten können bis zur Mündigkeit der Königin. Aber er war eben kein Staatsmann. Voll von physischem, fehlte es ihm an moralischem

*) Freilich vor dem Staatsstreich vom December 1866 geschrieben.

Muth. Er verlor seine Stelle in wenig Jahren. Die Revolution von 1854, ursprünglich von einigen ehrgeizigen Generalen wie O'Donnell, Dulce, Serano, Prim begonnen, erhielt erst ihre Sanction durch das Volk, als Espartero sich daran betheiligte. Aber kaum war sie geglückt, so wußten sich die Rivalen seiner wieder zu entledigen und ihn in die Dunkelheit des Privatlebens zurückzudrängen. Dennoch wird immer noch sein Name als nothwendig für einen etwaigen Erfolg einer Schilderhebung seiner Partei betrachtet. Olozaga, der Redner und Staatsmann der Partei, unternahm es im vergangenen Jahre, eine Art Rebellion in der Partei gegen ihn hervorzurufen, aber Espartero's Popularität, namentlich in den Provinzen, war selbst für ihn zu stark. Das Centralcomité und besonders General Prim beeilten sich sehr, eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Sollte O'Donnell fallen, so ist kaum zu zweifeln, daß Espartero wieder ins Ministerium gerufen wird mit Olozaga als Minister des Auswärtigen und Prim als Kriegsminister.

Referent gesteht, daß er nur widerwillig und mit einem gewissen Mistrauen an die Lektüre der Victor Hehn'schen Schrift „Italien" (Nr. 5) ging. Es graute ihm vor der Aufgabe, sich zum hundertsten male von einem unbarmherzigen Touristen durch alle die unvermeidlichen Herrlichkeiten des italienischen Stiefels nebst ihren drawbacks von obligatem Schmuz und Ungeziefer schleppen zu lassen und mühsam unter unendlicher Spreu versteckte Weizen- oder gar Goldkörner aufzusuchen. Um so angenehmer war die Enttäuschung.

Das Hehn'sche Buch ist keine Reiseschrift. Von persönlichen Erlebnissen ist keine Rede, ebenso wenig von Detailschilderungen, sei es von Gegenden, Kunstwerken oder Menschen. Der Verfasser strebt nach einem höhern Ziele. Er will in kleinem Rahmen — das ganze Buch enthält wenig über 200 Seiten — ein möglichst concises Bild des Landes und Volks hinstellen, wenn er auch in großer Bescheidenheit seine Arbeit nur als Ansichten und Streiflichter bezeichnet.

Mit einem reichen Geiste, einer feinen Beobachtungsgabe, gründlichen historischen, sprach- und naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, wohl vertraut mit der einschlägigen Literatur und offenbar selbst mit dem Lande in seinen verschiedensten Theilen durch eigene Anschauung genau bekannt, hat der Verfasser seine Aufgabe in so trefflicher Weise gelöst, daß sein Buch nach allem, was über Italien gesagt worden ist, doch für jeden, der sich ein richtiges Urtheil über die Halbinsel und ihre Bewohner bilden will, wenn nicht geradezu unentbehrlich, doch eins der besten Hülfsmittel genannt werden muß. Und nicht nur der Inhalt ist bedeutend; auch die treffliche Form verdient rühmend hervorgehoben zu werden. Die Sprache ist klar, scharf, markig, an der rechten Stelle schwungvoll und beredt, stets anschaulich; nur hier und da, wie es scheint aus Widerwillen gegen allen Wortkram, fast zu lakonisch. Stets weiß er die Dinge, die er schildert, in die schärfste Beleuchtung zu rücken, wenn diese auch, wie das bei „Streiflichtern" kaum anders sein kann, zuweilen eine einseitige ist und somit nicht allen Seiten des Gegenstandes gleiche Gerechtigkeit widerfahren läßt. Auch einzelne thatsächliche Irrthümer laufen mit unter, die jedoch zumeist nur unwesentliche Nebensachen betreffen*), oder vielleicht durch allzu großen Lakonismus entstandene scheinbare Widersprüche, wie wenn er die Italiener „Kinder eines sonnigen Landes, träge und leidenschaftlich zugleich, ebenso fleißig als sorglos" nennt.

Im ersten Kapitel schildert der Verfasser den Contrast zwischen der Schweiz und dem Südalpenlande; dort bald liebliche, umschlossene Landschaftsscenen, voll idyllischen Friedens, bald ein wüstes Bild form- und schrankenloser Gewalten, beängstigende Zeugen uralter elementarer Kämpfe und Naturrevolutionen; hier ein braunes Sonnen- und Lichtland, wo der Naturgeist in Formen gebunden ist und man inmitten einer reichen und üppigen Landschaft doch schon die Nähe der wasserlechzenden Wüste ahnt. Bei dieser kurzen, aber treffenden Schilderung schwebt dem Verfasser offenbar das Bild der Riviera di Genova vor, die allerdings diesseit Neapel den schärfsten Contrast der italienischen Natur mit dem Nordalpenlande darbietet. Dagegen führt uns das zweite Kapitel in die italienischen Niederlande, das venetianische Gebiet mit seinen kolossalen Wasserbauten, seinen weiten flußdurchzogenen Sumpfebenen, und erinnert an die alten Städte, die vor zwei Jahrtausenden hier in Blüte standen. Denn überall liebt es der Verfasser, zu der Vergangenheit zurückzukehren, wie denn auch seine Schilderungen mit zahlreichen, im Verhältniß zu dem Umfang des Buchs fast zu zahlreichen Citaten aus den classischen Schriftstellern des Alterthums durchwebt sind.

Das Kapitel „Felsboden" schildert uns eigentlich vielmehr die Cultur im Hügel- und Berglande: die Art der Bewässerung, den eigenthümlichen Terrassenbau, die Silos und Nekropolen, alle eigenthümliche südliche Culturformen, in denen Hehn zugleich „Sittenzüge" wahrnehmen will. In der „Vegetation" werden uns zunächst die immergrünen Bäume und Sträucher, die Blumen mit ihren lebhaften Farben, der Duftreichthum der südlichen Pflanzenwelt, deren Farbstoffe, Gift- und Nahrungspflanzen vorgeführt; weiterhin der Gegensatz zwischen der Wüstenflora und den hier und da plötzlich sich öffnenden landschaftlichen Paradiesen, der Vegetationsgürtel der Berge, die charakteristischen Baumformen: alles scharf und knapp, oft zu knapp gezeichnet. Der Abschnitt, welcher die Physiognomie der Landschaft schildert, ist in stilistischer Hinsicht, in anschaulicher Klarheit bei gedrängter Zusammenfassung und scharfer Charakteristik, der Glanzpunkt des ganzen Buchs. Wir legen unsern Lesern einen Abschnitt daraus vor, der zugleich als Probe der Stoffbehandlung dienen mag:

In fließender Linie, bequem und heiter, bald scharfkantig gegen den Hintergrund des Himmels abgeschnitten, bald wie ein unbeweglich schwebender lichtgetränkter Duft liegt der Hauptzug in der Ferne gelagert und sendet am Bande schmaler niedriger Landzungen blaue, malerische, schwimmende Vorgebirge ins Meer. Wer jemals die römische Campagna betreten hat, der erinnert sich des Vorgebirgs der Circe, der blauen Felsensphinx,

*) So wenn der Verfasser (S. 41) meint, von Heidelbeeren wisse der Italiener nichts, während diese Staude doch auf dem Incheslschen und toscanischen Apennin hier und da große Striche überzieht und die Früchte auch z. B. in Livorno zum Verkaufe ausgeboten werden; oder wenn er sagt, daß die Schmetterlinge größer, glänzender und zahlreicher seien als in Deutschland (S. 26), und Aehnliches.

die, von jedem Standpunkt sichtbar, jenseit der Pontinischen Sümpfe den Eingang in das eigentliche Paradies des Südens bewacht — eine Berg- und Küstengestalt, die er von da an immer wiederfindet, auf der Halbinsel von Bajä, auf Ischia, am Cap der Minerva, an dem Monte-Postiglione, der die Bai von Policastro nach Norden begrenzt, am Felsen der Scylla, bei Taormina, am Monte-Pellegrino u. s. w. Zwischen diesen Felsabstürzen liegen die runden Golfe eingeschlossen, „rein gezeichnete Theaterkreise" (Vischer), Städte und Wohnungen der Menschen bergend, gefüllt mit azurnem oder smaragdgrünem Meereswasser, umkränzt von aufsteigenden Gärten, Bäumen und Terrassen. Auch mitten im Lande lösen sich von dem Labyrinth der Höhen und Thäler einzelne hervortretende scharfgezeichnete Berghäupter ab, wie der Eryx bei Segesta in Sicilien, oder der Soracte, der wie eine vom Sturm gejagte Sturzwelle — so erschien er Lord Byron im „Childe Harold" — von Norden die römische Campagna überragt. Wo das Kalkgebirge von vulkanischen Bildungen durchbrochen ist, da sind die ganz stillen und runden Seen wie eingeschlossene Edelsteine in die alten Kraterränder eingesenkt, z. B. die Seen von Albano, Nemi, Agnano u. s. w., und eine anmuthige, klare, langsam geschwungene Linie zieht von der Spitze des Kegels in stetigem Fluß zur Ebene oder zum Meere hinab, nirgends schöner als bei dem Vesuv, auf dem noch immer jene aus Dampf gebildete Pinie schwebt, von welcher der jüngere Plinius in seinem berühmten Briefe dem Tacitus Meldung thut. Tritt man den Stätten vulkanischer Thätigkeit näher, da verwandelt sich freilich die Anmuth der Formen in das Furchtbare: erstarrte, in Klumpen und Schollen zersprungene Lavafelder, jahrhundertelang unverändert, reichen in breitem, schwarzem Strom bis zu den Gärten der Menschen; von zackigen, zerborstenen Wällen rieselt die Asche nieder; auf dem dunkeln, abschüssigen, unter den Tritten knisternden Boden rollen feuergefärbte, formlose Blöcke; der Athem der Hölle dampft aus Rissen und Spalten, indeß in ergreifendem Contrast wenige Stunden abwärts Oel und Wein und goldene Früchte die fruchtbare Ebene füllen. Ein anderer, weniger erschütternder als schwermüthiger Charakter spricht aus den Campagnen einst blühender alter Städte, vor allem aus der von Rom, deren Reize, je länger man mit ihnen verkehrt, um so inniger das Gemüth ergreifen. Hohlwege und zufällige Schluchten, Aufschwellungen und Absenkungen des Tuffbodens, aufgeschwemmte Hügel, struppige Gräser und Dorngesträuch, halbvergrabene, gestaltlose Ruinen, zerbrochene Bogen der Wasserleitungen, ein einsames Haus, ein in der Ferne sich hinziehender leichter Zaun, Hirten auf Pferden, am Horizont unendlich weite Linien — alles dies gibt auf Wanderungen durch die römische Campagna tausend und aber tausend anziehende Bilder des Erdlebens als solchen, Motive der Bodengestaltung von unerschöpflichem Reichthum, für die man erst allmählich ein Auge gewinnt. Meist haben diese Ebenen durch Aufschwemmung der Flüsse, die, in ihrem Laufe stockend und periodisch anschwellend, Grabmäler und Trümmer des Alterthums immer tiefer unter Schlamm und Erde vergruben, ihre jetzige Gestalt erhalten: so in der herrlichen Campagna von Pästum, in den Sumpfgefilden von Sybaris und Kroton, in Griechenland in der Flußebene von Olympia u. s. w. Nicht blos Erdbeben und Sturm und Regen, auch die nicht mehr geleiteten und gezügelten Bäche und Ströme haben in Italien, wie in Griechenland, das Gebild von Menschenhand zerstört und den Boden umgestaltet.

Zu der Beobachtungs- und Darstellungsgabe gesellt sich hier ein feines künstlerisches Verständniß, das den Verfasser befähigt, seinen Stoff zu vergeistigen, und den gegenseitig sich durchdringenden und ergänzenden Einfluß von Kunst und Natur, von den Wohnplätzen und den Bewohnern richtig aufzufassen und in greifbarer Erscheinung vor uns treten zu lassen. Das führt ihn auf den Gegensatz zwischen den alten classischen Völkern und den modernen, zwischen Nordländern und Südländern, zwischen Romanen und Germanen. In seiner Schilderung der deutschen Naturauffassung rückt er dabei freilich die längst überwundene Periode der sentimentalen Hainbund- und Wertherschwärmerei viel zu weit in die Gegenwart herein und vergißt ganz den alten Zug, der die Deutschen seit Jahrhunderten immer von neuem über die Alpen treibt. An Sehnsucht des Nordländers aus der dunkeln winterlichen Heimat nach dem Licht und der Wärme des Südalpenlandes hat es von jeher so wenig gefehlt als an Schriftstellern über Italien vor Stahr und Gregorovius, und an Malern, die den Zauber italienischer Landschaften wiederzugeben verstanden, vor Rottmann, Calame und Achenbach.

Etwas seltsam ist die Anordnung, wir hätten fast gesagt, Unordnung des Stoffs in unserm Buche. Von der Landschaft und dem eben angedeuteten Excurse kommen wir zu der Charakteristik der Architektur der Häuser und Villen und zur Composition der italienischen Parks, deren dem Nordländer wenig zusagenden Charakter der Verfasser — wie uns scheint, kaum genügend — aus dem Klima und der Lebensweise der Bewohner rechtfertigt; dann von Häusern, Bäumen und Menschen zu den Thieren. Von dem großen Heere von Singvögeln, das überall in Italien auf Bäumen, Hecken und Dächern wimmeln soll, hat Recensent bei seinem vieljährigen Aufenthalte wenig entdecken können. Einzelne Ausnahmen abgerechnet, wie die toscanischen Maremmen, die Pontinischen Sümpfe, die gehegten Parks, fanden wir die überall von Schlinge, Leimruthe und Flinte verfolgten gefiederten Bewohner der Lüfte — werden doch selbst die kleinsten und die besten Sänger nicht verschont — in Italien weit weniger häufig als in den Gärten und Buschwäldern unsers Vaterlandes. Ueberhaupt scheint dem Verfasser die Fauna der Halbinsel weniger bekannt oder doch weniger interessant zu sein als ihre Flora.

Die Charakteristik der Bewohner bezeichnet der Verfasser selbst als eine Schutzrede pro populo italico. Er ist im höchsten Grade von dem Volkscharakter, dem physischen wie dem moralischen, eingenommen. „Der Mensch in Italien ist von schönerer edlerer Rasse als der germanische Nordländer .... Er nimmt eine höhere Stelle ein, stellt eine reichere geistige Menschenbildung dar als die Engländer .... Das deutsche Philisterthum ist ihm fremd." Alle die landläufigen Vorwürfe, als Faulheit, Bettelhaftigkeit, Arglist, Betrügerei, Grausamkeit, Feigheit, rein äußerliche Religiosität, werden der Reihe nach widerlegt oder, wo das nicht ganz möglich erscheint, doch abgeschwächt und entschuldigt. Auch das Brigantenthum sucht Hehn zwar nicht zu entschuldigen, doch geographisch und historisch zu erklären. Es würde uns zu weit führen, wollten wir im einzelnen nachweisen, wie weit der Verfasser der übrigens bereits sehr modificirten öffentlichen Meinung Europas gegenüber im Rechte ist. Jedenfalls beruht die Grundanschauung von der natürlichen Superiorität des romanischen Südländers über den germanischen Nordländer auf

einer einseitigen Auffassung des menschlichen Wesens überhaupt. Der vorwaltende Schönheitssinn, die künstlerische Richtung des Verfassers leuchtet überall hindurch und läßt ihn gegen den eigenen Stamm keine Gerechtigkeit üben. Seltsam erscheint es, daß er, der in Rußland Lebende, nie die Russen oder Slawen überhaupt, sondern nur die Deutschen, resp. die Oesterreicher, in Contrast stellt zu seiner Lieblingsnation. Freilich mag ein deutscher Schriftsteller in Rußland zu solcher Vorsicht gewichtige Gründe haben. Aber den wahren Schlüssel zu diesem Kapitel gibt uns erst das Nachwort: „Es war der geheime Wunsch, der den Verfasser in der Wahl und in dem Auftrag der Farben leitete, Deutschland mit dem missachteten, angefeindeten, im besten Falle ignorirten Italien in Bundesgenossenschaft treten zu sehen" — ein sehr ehrenwerther, vom politischen und patriotischen Standpunkt durchaus gerechtfertigter Wunsch ohne Zweifel, aber kaum eine Bürgschaft für eine unbefangene, nach allen Seiten hin gerechte Würdigung der Thatsachen.

Das lange Kapitel über die italienische Sprache mit vielen Seitenblicken auf die übrigen Culturſprachen, zumal die deutsche, deren gerühmte Eigenschaft, eine Muttersprache zu sein, der Verfasser sehr geringschätzig behandelt, ist von wissenschaftlicher Bedeutung, aber für eine Skizze Italiens einestheils zu ausführlich, anderntheils doch auch wieder zu fragmentarisch. Er gibt zunächst eine Darstellung und Erklärung des plötzlichen Hervortretens der romanischen Sprachen im Mittelalter und insbesondere der italienischen im 13. Jahrhundert, vergleicht sodann die modernen Töchtersprachen des Lateinischen mit der alma mater, sowol in Bezug auf die Abschwächung, resp. den Verlust der Flexionsformen und die Umschreibung durch Hülfswörter, wie auf die Umbildung der Wörter und den Verlust an alten Stämmen; weist ferner den neuen Zugang an Wortstoff nach durch Lautveränderung aus dem Lateinischen, durch Aufnahme fremden Sprachstoffs aus dem Griechischen, Germanischen, Arabischen, durch die Verwandlung der Eigennamen in Appellativa, endlich durch unmittelbare Lautmalerei und Interjectionen, und betrachtet endlich die Veränderung in der Bedeutung der Wörter (fatum, Schicksal; ital. fata, Fee; moles, Last; ital. molo, Hafendamm u. s. w.) als eine Verjüngung der Sprache durch ein hin- und wiedergreifendes Ideenspiel. Er schließt mit der oft aufgeworfenen Frage: welche der drei Sprachengruppen der europäischen Culturvölker die größte Aussicht habe, Weltsprache zu werden: die slawische, die romanische oder die germanisch-englische, und entscheidet sich nicht unbedingt, wie Jakob Grimm, für die letztere, sondern scheint sich eher einem schließlichen Siege der romanischen zuzuneigen, was indessen vielleicht mehr der Ausdruck des Geschmacks und der Liebhaberei als der wissenschaftlichen Ueberzeugung ist.

So weit war das Buch geschrieben und bereits gedruckt, als die überwältigenden Ereignisse des Sommers 1866 über das erstaunte Europa hereinbrachen. Des Verfassers Wunsch war plötzlich erfüllt, erfüllt von einer Seite her, wo er es am wenigsten erwartete. Das ihm in tiefster innerer Seele verhaßte Oesterreich war niedergeworfen, Italien frei von den Alpen bis zur Adria und mit einem neuen Deutschland im Bunde. Natürlich ist Graf Bismarck sein bewunderter Held, das neue Preußen sein Stolz und seine Hoffnung, sein Sieg — und mit Recht — der Sieg des modernen Staats über den romantischen, einschließlich all der Träume der kleinstaatlichen Particularisten und süddeutschen Freiheitsschwärmer. Die Rolle, die Italien im Kriege von 1866 gespielt, läßt freilich sehr vieles zu wünschen übrig; aber Hehn findet den Grund nicht im Volkscharakter, sondern theils in der noch allzu mangelhaften militärischen Organisation, theils in gewissen Intriguen, die damals im italienischen Hauptquartier spielten. Er betrachtet übrigens die erhaltene Demüthigung und Lehre mehr als ein Glück denn als ein Unglück für Italien. Dasselbe müsse jetzt der Welt zeigen, daß es, nachdem die äußern Schranken gefallen, von innen heraus eine wirkliche Großmacht zu werden verstehe.

Wenn er aber weiter meint, Rom müsse allerdings, so viel auch dagegen spreche, die Hauptstadt werden, weil es allein die neutrale umfassende Weltstadt sei, so läßt sich mit Recht bezweifeln, ob diese Eigenschaft für die nationale Hauptstadt eines Landes nothwendig oder auch nur ein Vortheil sei; Florenz, das echte Centrum national-italienischen Lebens seit dem Mittelalter, würde in dieser Beziehung entschieden größere Ansprüche haben.

Zum Schluß stellt der Verfasser die allen engherzigen Particularismus überwindende nationale Begeisterung des italienischen Volks in einen leider ebenso beschämenden als richtigen Contrast mit dem, was sich noch täglich und stündlich vor unsern Augen in unserm eigenen Vaterlande zuträgt, räumt jedoch gern ein, daß es für die Liberalen leichter war, mit Cavour und Ricasoli als mit Bismarck zu gehen, und schließt mit den Worten:

> In der münchener neuen Pinakothek hängt ein Bild von Overbeck: zwei schöne Frauen, die sich die Hand reichen, vom Künstler Italia und Germania genannt; aber es ist in frommem, romantischem Sinne gedacht und kann darum nicht vorbedeutend sein und das Herz des Beschauers nicht ergreifen. Denn nicht zu träumerischer Versenkung in die Vergangenheit soll der Bund geschlossen sein, sondern zu gegenseitiger Ermuthigung auf dem schweren Wege der Wiedergeburt, zu gemeinsamem Widerstande gegen die noch immer mächtige, auf Wiederherstellung und Aufrichtung sinnende Reaction.

Das Werk von Heinrich Brugsch: „Wanderung nach den Türkisminen und der Sinaihalbinsel" (Nr. 6), führt uns an den Sinai. Der Sinai! Auf welchen Bekenner eines einigen Gottes übt nicht der Name des gewaltigen Felskolosses der Wüste, um dessen wolkenumhangene Gipfel der geheimnißvolle Sagenschleier einer der ältesten und ehrwürdigsten Urkunden des Menschengeschlechts schwebt, einen unvergänglichen Zauber aus? Hat er nicht schon unserer Phantasie vorgeschwebt, als wir noch „mit kindlich dumpfen Sinnen" Jehovah im Donner und Blitz des Gewittersturms auf den Berg hinabfahren sahen, also daß er bebte; und Moses, den Mann Gottes, den Vertreter der gottbedürftigen Menschheit, einsam die schwindelnde Höhe hinanklimmen und im Gewölk verschwinden sahen,

während ihm das harrende Israel in stummem Entsetzen nachblickte, bis die Posaunen stärker und stärker erklangen, und Moses redete, und der Herr ihm laut antwortete aus der Wolke? Und auch wenn kindisches Wesen und kindlicher Glaube längst hinter uns liegen, ist uns jene Wüste noch heilig, in der Israel nach göttlichem Rathschluß in langer mühseliger Wanderung die Erinnerung an „die Fleischtöpfe Aegypti", den Knechtsinn und das Heidenthum verlieren mußte; noch ehrwürdig wegen der großen Rolle, die sie in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit gespielt hat, und als ein seit Jahrtausenden den Bekennern dreier Religionen heiliger Wallfahrtsort. Jede Reise in jene Gegenden erweckt deshalb von neuem unser Interesse, sei es daß sie ein Mann der Wissenschaft unternommen, um wie Tischendorf aus den zahlreichen alten Manuscripten des Sinaiklosters oder aus Felsinschriften neues Licht über die Geschichte verflossener Jahrtausende zu verbreiten, oder daß ein Tourist uns ein Bild von dem zwar ernsten und strengen, aber auch oft erhabenen Charakter der hier und da von lieblichen Oasen unterbrochenen Sinaiwüste entwirft oder uns von ihren Bewohnern erzählt, deren Lebensweise und Charakter sich im Laufe der Jahrhunderte kaum mehr verändert haben mag als der ihrer Gebirge. Zumal in letzterer Beziehung haben wir trotz des sonstigen Reichthums unserer Literatur an Reiseschriften keineswegs Ueberfluß: eine malerische Reisebeschreibung nach dem Sinai kann deshalb auf ein dankbares Publikum rechnen.

Sollten wir die vorliegende kleine Schrift des gelehrten Aegyptologen unter eine der beiden oben charakterisirten Gattungen von Reiseschriften einordnen, wir würden sehr in Verlegenheit gerathen. Ein unverändert gebliebenes Tagebuch, als solches nach der Versicherung des Verfassers nicht zur Veröffentlichung, sondern nur dazu bestimmt, als Erinnerung für ihn selbst und für seine Reisegefährten (und auch wol theilweise wissenschaftlichen Zwecken) zu dienen, trägt es die Spuren seines Ursprungs in Inhalt und Form unverkennbar an sich. In der That ist sich der Verfasser der daraus entspringenden Mängel wohl bewußt. Es scheint ihm bedenklich, „ein immerhin regelmäßig und sorgfältig geführtes Tagebuch dieser Reise zu publiciren, da es weder Schönheit der Darstellung und Feinheit des Stils, noch besondere Neuheit der Entdeckungen auf wissenschaftlichem Gebiete auszeichnen", wie er in seiner Widmung an seine Reisegefährtin, die Baronin von Keffenbrink-Ascheraden, sagt. Wenn er aber, die dringende Aufforderung der letztern als einzigen Grund der Veröffentlichung bezeichnend, jede Verantwortlichkeit für den Inhalt wie jedes Verdienst des Buchs von sich ablehnt und auf seine Gönnerin überträgt, so ist das wol nur eine façon de parler; er weiß als gewiegter Autor, daß Publikum und Kritiker solche Privatabmachungen ihnen gegenüber als nicht vorhanden betrachten, daß „die Aegide eines Namens das Büchlein gegen den Vorwurf einer voreiligen oder überflüssigen Publication nicht wahren und schützen" würde, wenn der Schutz nicht in ihm selber läge.

Wir glauben allerdings kaum — was der Verfasser übrigens selbst als „wider Erwarten" bezeichnet —, daß das Schriftchen die Sehnsucht nach der alten Pilgerstraße zum Sinai neu erwecken werde. Dazu fehlt ihm vor allem die Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung. So treu ohne Zweifel die Ortsbeschreibungen, so trocken sind sie auch, und die Form des Tagebuchs bringt, zumal in einer so einförmigen Landschaft, eine so häufige Wiederkehr der ähnlichsten Gegenden und Erlebnisse mit sich, daß sie, trotz der Kürze des Ganzen, auf den Leser ermüdend und verwirrend wirkt. Wer kann und mag die Namen der zahllosen „Wadis", der von Wasserläufen durchzogenen Thäler, welche die Oasen der Sinaiwüste bilden und alle denselben Grundcharakter tragen, behalten? Wol mag sich der kundige Geograph aus diesen Schilderungen ein einigermaßen genügendes Totalbild der Gegend zusammensetzen: der gewöhnliche Leser erwartet und verlangt mit Recht, daß ihm ein fertiges Gemälde und nicht nur der Stoff zu einem solchen geboten werde. Hätten wir es mit einer Reisenovelle oder nur mit einer lebendigen Schilderung persönlicher Erlebnisse zu thun, sodaß die Terrainbeschreibung nur den Hintergrund zu bilden brauchte, so möchte sie mehr als genügend sein. Aber hier und da ein kurzes Gespräch oder eine wenig interessante Episode, wie das Eintreffen des Prinzen von Noer im Sinaikloster, abgerechnet, bleiben die Personen ganz aus dem Spiele. Einige, nur den Mann von Fach interessirende wissenschaftliche Auseinandersetzungen, wie die über das alte Klysma, über die Bedeutung des Wortes „Mafkat" (nach Lepsius Kupfer, nach Brugsch Türkis), über die altägyptische Ueberlieferung über die Sinaihalbinsel, „das Türkisland", können diesen Mangel nicht ersetzen. Immerhin bietet jedoch die treue und zuverlässige Schilderung der Reiseroute nebst den hier und da eingestreuten Bemerkungen über das Land, seine Geschichte und seine Bewohner eine dankenswerthe Bereicherung unserer Kenntniß jener Gegenden.

Die Gesellschaft, der sich der Verfasser auf Bitten der ursprünglichen Unternehmer, wie es scheint als eine Art gelehrten Cicerones, anschloß, reiste gegen Ende April 1865 auf der infolge der nationalen „Gemüthlichkeit" der Beamten nicht ganz gefahrlosen Wüsteneisenbahn von Kairo nach Suez. Von dieser Stadt, der, wenn Hr. von Lesseps und sein Kanal recht behalten, eine große Zukunft bevorsteht und in die schon jetzt durch die Bahn ein neues Leben gekommen ist, erhalten wir eine kurze und nicht sehr erbauliche Schilderung. Nur das europäische Viertel ist von der Cultur beleckt, zeigt auch bereits deren Schattenseiten deutlich genug in Kneipen, Heimstätten der Venus vulgivaga und theuern englischen Hotels, wo man für 20 Franken täglicher Pension gut nach europäischer Sitte lebt, während die einheimischen Gourmands sich an den eben massenweise heranziehenden Heuschrecken delectiren. Bei Gelegenheit einer Wanderung in dem von der Ebbe trockengelegten Meerbusen tritt der Verfasser der auch schon anderweit aufgestellten Ansicht bei, daß vordem auch Israel hier durchgezogen und des nachstürmenden Pharao Heer in der plötzlich heranbringenden Flut ersoffen sei.

Von Suez ging die Reise auf einem arabischen Schiffchen, dessen Kapitän Brugsch erst dadurch zur Abfahrt bewegen konnte, daß er die eindringliche Sprache mit ihm redete, die man mit dem Rücken zu lesen pflegt, nach Tur, einem elenden Dorfe an der asiatischen Küste des Rothen Meers. Während sie hier drei Tage auf die am Sinai bestellten Last- und Reitthiere harren, berichtet der Verfasser von einer ergötzlichen Unterhaltung mit dem türkischen Polizeidirector, der sich bitter beklagt, daß er zwar Geld genug, aber nichts zu essen bekomme. Dann geht es auf der von Abbas-Pascha gebauten Kunststraße durch die glühende Wüste und die von Heuschreckenschwärmen verwüsteten, wenig Schatten bietenden Thäler über den felsigen Paß Negeb Haua zum Sinaikloster. Die Beschreibung desselben und seiner berühmten Bibliothek bietet im wesentlichen nur das Bekannte. Nach dreitägigem Aufenthalte wurde der beschwerliche Rückweg zu Lande nach Suez angetreten, der acht Tage in Anspruch nahm. Das größte Interesse bietet in diesem Theile der Reise die Schilderung der lieblichen Wadi Feran, die alten Felsinschriften, von denen drei nachbildliche Tafeln dem Buche als artistische Beilage dienen, und besonders der Bericht über die Türkisminen. Diese letztern, nach den in der Nähe aufgefundenen und von Brugsch interpretirten Hieroglypheninschriften schon seit der dritten manethonischen Dynastie, also bereits vor etwa 5000 Jahren ausgebeutet, liegen ziemlich in der Mitte zwischen Suez und dem Sinai. Der englische Major Macdonald hat sie wieder entdeckt, sich dort ein Haus gebaut und ist mit ihrer Ausbeutung beschäftigt. Doch hält die Qualität der Steine nach Brugsch keinen Vergleich mit den persischen Türkisen aus, und die Rentabilität der Minen ist deshalb noch sehr zweifelhaft.

Nachdem die Reisenden die herzliche Gastfreundschaft des englischen Majors genossen, Minen und Inschriften bewundert hatten, legten sie den letzten und unerquicklichsten Theil ihrer Reise zurück, welche sie meist durch nackte Steinwüsten endlich am 12. Mai wieder an das Gestade des Rothen Meers und das englische Hotel zu Suez führte.

Otto Speyer.

Braun's „Historische Landschaften".

Historische Landschaften. Von Julius Braun. Stuttgart, Cotta. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Julius Braun besitzt ein großes Talent anschaulicher Schilderung und gebietet über eine Fülle von Kenntnissen aus der Mythologie und Kunst des Alterthums, das hat er schon längst durch seine Studien und Skizzen aus alten Culturländern bewiesen. Der Trieb zur künstlerisch klaren Gestaltung ließ ihn seine Kunstgeschichte der alten Welt nach Art einer Reise entwerfen, welche zu den Denkmalen führt, und an diese, wie sie vom Hintergrunde der Naturumgebung sich abheben, den Faden der historischen Entwickelung anknüpfen. Braun gehört zu den Männern, die in Aegypten den Ursprung aller eigentlich bedeutenden Ideen und Kunstformen suchen, sodaß nach ihm Griechenland, ja die Menschheit kaum etwas Neues gefunden, sondern nur die ägyptische Ueberlieferung bald misverstanden, bald ausgebildet hat; er weiß weder dem ästhetischen Sinn, der das Schöne vollendet, noch der inductiv oder deductiv beweisenden Wissenschaft gerecht zu werden und ihre Ehre zu geben. Es war vollends schwindelerregend, wie er in seiner „Naturgeschichte der Sage" alle theologischen oder historischen Mythen aller Nationen auf ein paar Lehrsätze und Geschichten der Aegypter zurückführt und in rastlosem Wirbel alles aus allem macht, selbst die lichtesten Helden, wie Siegfried und Achilleus, weil sie auch einmal einen Feind erschlagen, zum bösen Typhon werden läßt, der aber im Handumdrehen in den Agathodämon umschlägt, und der Agathodämon Agamemnon bekämpft sich selbst im Agathodämon Priamos.

Das vorliegende Werk stellt die Vorzüge Braun's in den Vordergrund und läßt die Wunderlichkeiten nur beiherspielen; es bietet eine belehrende und genußreiche Lektüre, indem es die Züge von Moses, Alexander, Hannibal, die Reisen von Pythagoras erzählt und uns die Völker, die Länder, die Kunstdenkmale, die Culturverhältnisse auf ihrem Wege lebendig veranschaulicht. Am gelungensten erscheint das Lebensbild von Pythagoras; minder befriedigt Hannibal, dessen Stoff aber auch dem vornehmlich im Orient heimischen Verfasser weniger Anlaß bot, seine Eigenthümlichkeit zu entfalten. Sodann werden Jerusalem und Rom beschrieben, und zuletzt ist noch Karl der Große hereingezogen, aber nicht der Held der Geschichte, sondern der jener Sage, die seine Geburt in der Nähe von München localisirt hat.

Die Phantasie arbeitet in der Natur wie in der Sage und in der Kunst allerdings mit einer kleinen Zahl von Grundstoffen und Grundformen, indem sie aus wenigen Typen in vervollkommnender Entwickelung den ganzen Reichthum des Lebens entfaltet. Aber diese Stoffe und Formen liegen in der Natur und im Geiste überhaupt, sie sind ein Eigenthum der Menschheit, die sie darum auch überall selbständig gestalten kann. Im Menschen liegt die Idee des Unendlichen, des Göttlichen, sie wird durch überwältigende Eindrücke und Anschauungen, durch den Himmel, das Licht, das Gewitter, die Sonne im Bewußtsein erweckt und mit den Gegenständen verknüpft, die sie angeregt haben. Dafür braucht der mythenbildende Trieb der andern Völker nicht auf Aegypten zu warten. Zudem sind die Gottheiten des Urraums, der Urzeit, von denen Braun als ursprünglichen redet, nichts Anfängliches, dem Kindesalter Zugängliches; Raum und Zeit werden viel später erst durch das Denken von den Dingen getrennt; sie sind keine Wesen, sondern Formen der Realität in der Natur, der Anschauung im Geist, und keine volksthümliche Poesie, sondern erst die priesterliche Speculation einer reifern Cultur könnte sie vergöttert haben. Aber es ist geradezu ein beleidigender Hohn auf die Würde der Menschheit, wenn die tiefsten Ideen aller Religionen, in denen das Gemüth Trost im Leiden sucht, im Sündenschmerz Versöhnung findet und sich zum Glauben an ein ewiges Leben aufschwingt, wenn diese eigentlich keine andere Quelle haben sollten als die Mord-

und Unzuchtsgeschichte einer ägyptischen Königsfamilie (denn als solche nimmt Braun Osiris, Isis, Typhon und Horos), die, mit allerhand Naturbildern ausgestattet und von den andern Völkern missverstanden, für etwas Allgemeingültiges und Göttliches genommen worden sei.

Nach diesem Protest aber wollen wir nicht verkennen, daß der Handels- und Gedankenverkehr der alten Welt seit grauen Tagen viel energischer und inniger war, als unsere classischen Philologen anzunehmen pflegen, und daß Braun das Verdienst hat, unverdrossen und unablässig auf die Fäden des Zusammenhangs in Glauben, Kunst und Wissenschaft zwischen Orient und Occident hinzuweisen. Beeinträchtigt er dabei auch die Originalität Griechenlands, schlägt er den ästhetischen Werth formaler Vollendung, den wissenschaftlichen Werth logischer Begründung zu gering an, so wissen wir ja, daß durch Einseitigkeiten, die mit Einsicht und Kenntniß verfochten werden, die Cultur voranschreitet, welche schon die Gegensätze abschleift und ausgleicht. Und so folgen wir unserm Autor gern, wenn er nachweist, wie uralterthümliche Sagen immer wieder auf neuere geschichtliche Helden niederschlagen, wie Moses gleich Jesus und Mohammed in der Jugend verfolgt, gleich Siegfried und Romulus ins Wasser ausgesetzt wird; je öfter solche Erzählungen sich wiederholen, desto verdächtiger ist allerdings ihre historische Realität, desto sicherer ihr mythologischer Ursprung. Der ideale Gehalt bleibt dabei unverloren, sie werden zu einer poetischen Philosophie der Geschichte. Wir können hierüber den Leser wol auf das Carriere'sche Werk: „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit", verweisen, wo einleitend Begriff und Bedeutung des Mythus erörtert sind und die Bildung der alten Welt nach ihrem Zusammenhang wie nach dem originalen Antheil der Semiten und Arier dargelegt wird. Uebrigens haben auch bereits Kugler, Stahr, Lübke den Zusammenhang von Orient und Occident betont, und so trägt in den genannten Werken die durch Röth und Braun gegebene Anregung bereits ihre Frucht und wird zum Gemeingut der Bildung.

Ist also der Leser gegenüber den kühnen ägyptologischen Combinationen Braun's etwas auf seiner Hut, so dürfen wir es ihm nur empfehlen, diese „Historischen Landschaften" zu durchwandern und zu betrachten. Wir danken es Braun, daß er nicht in Schwerfälligkeit den Ruhm der Tiefe und der Gelehrsamkeit gesucht, sondern auf Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung eifrige Sorge verwandt hat, um den Leser oder Hörer durch den Reiz künstlerischer Gestaltung zu fesseln. 5.

Feuilleton.

Victor Hugo als Friedensapostel.

Die englische „Friedensgesellschaft" veröffentlicht einen Jahresbericht, in welchem sie die Resultate ihrer Leistungen im Jahre 1867 sehr befriedigend findet. Im Hinblick auf Nachod, Skalitz, Königgrätz u. s. w. dürfte man diese Genügsamkeit bewundern. Die Gesellschaft, die noch immer Elihu Burrit's Oelzweig zum Symbol hat, wollte sich in diesem Jahre in Paris versammeln; doch die Zeiten waren zu unsicher: Kaiser Napoleon wußte nicht, ob er seinen Janus-Tempel geschlossen halten würde, und ertheilte nicht die Erlaubniß zu einem Friedenscongreß, der sich im Schatten der großen Industrierotunde wol hätte häuslich niederlassen können, wären nur nicht die luxemburger Frage, die erhöhte Kriegsbereitschaft und die Pferdekäufe dazwischengekommen. Mitten in die Posaunenstöße der „Liberté" und Emile de Girardin's fanatische Leitartikel, welche alle Lettern in den Setzerkästen schienen zu Kugeln umgießen zu wollen, wurden indeß drei Friedenshymnen von der musikalischen Commission der pariser Ausstellung gekrönt. Nach dem Preisausschreiben waren 630 Hymnen, 222 Cantaten und 84 Gedichte anderer Art eingelaufen. Man sieht, daß die Lyrik in Frankreich nicht minder productiv ist als in Deutschland, ja die schleswig-holsteinische Preisconcurrenz hatte sogar eine geringere Zahl eingesendeter Gedichte aufzuweisen. Eine Medaille im Werthe von 500 Francs erhielt von den pariser Einsendungen die Hymne von François Coppet, eine gleiche Medaille wurde der Hymne von Gustave Chouquet zutheil, endlich eine Medaille von 1000 Francs der Cantate: „Die Hochzeit des Prometheus", von Romain Cornuth jun. Da die Gedichte zur Grundlage für musikalische Compositionen bestimmt waren, so spielte bei der Entscheidung der Preisrichter jedenfalls diese Rücksicht eine Hauptrolle. In der That sind die Hymnen, welche die „Kölnische Zeitung" mittheilte, sonst von blassester dichterischer Färbung. Jetzt beginnen die preiswerbenden Componisten ihre Melodien zu taktiren; sie sind glücklich, sie haben die Wahl zwischen Coppet und Chouquet.

Inzwischen hat ein echter und bedeutender Dichter eine Friedenshymne gesungen, allerdings nicht in Strophen, die für eine Hymne und Cantate sich eignen, sondern in der Form der „tollgewordenen Prosa", wie man die Prosa eines Herder und Jean Paul in Deutschland genannt hat. Der Friedenssänger ist Victor Hugo; er verkündet sein Evangelium in der „Introduction" zum „Paris Guide", es ist altbiblischer Psalmen- und Hymnenstil, die Fracturschrift der Offenbarung. Der Dichter bedauert zunächst, daß der Ausstellungspalast nicht an seinen vier Ecken vier Kolossalstatuen besitzt, welche die Verkörperungen des Ideals darstellen. Homer als Sinnbild Griechenlands, Dante als Sinnbild Italiens, Shakspeare für England, Bethoven für Deutschland, und vor der Pforte, allen Menschen die Hand entgegenstreckend, ein fünfter Koloß: Voltaire, das Sinnbild nicht des französischen Genius, sondern des Weltgeistes. Dann beginnt er seine Friedenshymne:

„Die Könige mögen ihre Heere organisiren, lassen wir ihnen die Freude und wiederholen wir ihnen bis zum Ueberdruß, daß die Zukunft nicht der Haß, sondern die Eintracht ist, daß sie nicht dem Kanonendonner, sondern dem Laute der Locomotiven gehört. Die Beruhigung der Welt ist vom Schicksal bestimmt, niemand vermag etwas dagegen.

„Die Verkleinerung der Erde durch die Eisenbahn und den elektrischen Draht gibt sie mehr und mehr in die Hand des Friedens. Man widerstehe so viel man wolle, die Zeit ist da. Das alte Régime kämpft hoffnungslos. Die Vergangenheit ist sehr sinnreich für die Tödtung, sie gibt sich viele Mühe, sie plagt sich, sie erfindet jeden Tag ein neues merkwürdiges und wirksames Werkzeug für den Menschenmord. Man wird ihr das Ehrenkreuz geben, aber einen andern Erfolg wird sie nicht erreichen. Die Menschen beginnen weniger Verwirrung zu sehen; die Luft, sich gegenseitig zu tödten, vergeht ihnen. Nichts kommt gegen eine solche Strömung der Ideen auf. Die Abhänge der Civilisation führen die Menschen in diesem oder in jenem Sinne, aber diesmal und für immer neigt sich die Mensch-

heit auf die gute Seite. Es kann noch einen oder zwei Rückfälle geben, aber sie werden die letzten sein. Der mächtige Wind der Zukunft weht den Frieden her. Was vermag man gegen diesen Orkan der Brüderlichkeit und der Freude? Vereinigung, Vereinigung! tönt ein unendlicher Schrei. Und unter diesem Hauche des Unsichtbaren sproßt die Pflanze der Liebe aus dem Boden. Empört euch gegen dies Grünen des Weltfrühlings, verhindert die Umwälzung. Verhindert sie, nicht nur das 20. Jahrhundert vor euch, sondern das 18. in euerm Rücken. Träume, Träume, nichts als Träume. Die ungeheuern Stahlkugeln, zum Preise von 1000 Francs das Stück, von jenen Riesenkanonen geschleudert, die in Preußen Krupp's Kolossalhammer von 100000 Pfund Gewicht erzeugt, sind gegen den Fortschritt ebenso wirksam wie die Seifenblasen, welche der Mund eines kleinen Kindes aus der Mündung eines Strohröhrchens bläst.

„Warum wollt ihr uns an Gespenster glauben machen? Bildet ihr euch ein, wir wüßten nicht, daß der Krieg todt ist? Er starb an dem Tage, an welchem Jesus sprach: Liebet einander! Seitdem führt er auf Erden das Leben eines Gespenstes. Freilich, nach Jesus' Tode dauerte die Nacht noch fast 2000 Jahre, und in der Nacht erscheinen Geister, der Krieg konnte in diesen Finsternissen umgehen. Aber das 18. Jahrhundert kam mit Voltaire, welcher der Morgenstern, mit der Revolution, welche die Morgenröthe ist — und jetzt ist es voller Tag. Der Krieg bewohnt ein Grabmal. Die Todten verlassen ihre Gräber nicht um Mittag. Er bleibe in seinem Grabe und lasse uns unser Licht.

„Zeige deine Fahnen, Krieg! Wenn nicht, du Armer, so zeige deine Lumpen. Dann zählen wir die Löcher. Diese nennt man Ruhm, jene Hungersnoth, Schändung, Zerstörung, Seuche. Diese folgen jenen nach — genug ...

„Seid ihr die Angreifer, Deutsche? Sind wir es? Wem gilt es? Deutsche, all men, in euch sehen wir die Gesammtheit der Menschen. Wir lieben euch. Wir Europäer von Paris sind aus derselben Familie wie ihr, die Europäer von Berlin und Wien. Frankreich bedeutet: Freiheit, Deutschland: Brüderlichkeit. Kann man sich einbilden, das erste Wort der demokratischen Formel werde dem letzten den Krieg erklären?

„Die Massen sind die Kraft, seit 1789 sind sie auch der Wille. Daher das allgemeine Stimmrecht. Was ist der Krieg? Der Selbstmord der Massen. Laßt also über diesen Selbstmord abstimmen. Das Volk als Mitschuldiger an seinem eigenen Morde, das ist das Schauspiel, welches der Krieg bietet. Es gibt nichts Beklagenswertheres. Nackt sieht man hier den gräßlichen Mechanismus, der die Kraft von ihrem eigentlichen Ziele ablenkt und gegen sie selbst verwendet. Man sieht die zwei Endpunkte des Kriegs; einen davon haben wir soeben gezeigt, welcher das Resultat ist: das Elend. Aber zeigen wir auch den andern, welcher die Ursache ist: die Unwissenheit. O, das sind in Wahrheit zwei verhängnißvolle Krankheiten. Sie heilen, heißt das Licht der Sonne vermehren.

„Der Unwissenheit eigenthümlich ist die Unterwerfung. Die Kraft kennt sich nicht. Habt ihr einmal das große sanfte Auge des Ochsen betrachtet? Dies Auge ist blind. Es muß auch bleiben, aber gebildet werden. Die Kraft muß sich erkennen, denn sonst ist sie schrecklich. Sie artet dahin aus, Verbrechen zu begehen, sie, welche dieselben verhindern sollte. Alles thuend, nichts leidend, darin liegt das Geheimniß der Civilisation. Eine passive Kraft — welch ungeschicktes Wort! Daher das Morden. Ein ausgestreckter Leichnam, der gegen den Himmel blickt, klagt offenbar an. Wen? Euch, mich, uns alle, nicht nur jene, die es thaten, sondern auch jene, die es thun ließen.

„Die Gespenster mögen verschwinden, die Medusen entfliehen. Nein, nicht im Kanonendonner einer Schlacht glauben wir an den Krieg. Dieser Rauch ist nur Rauch. Wir glauben nur an die menschliche Eintracht, den einzig möglichen Vereinigungspunkt der verschiedenen Bestrebungen des Menschengeistes, den Knotenpunkt jenes Geflechts von Ansichten, das wir die Civilisation nennen. Wir glauben nur an das Leben, die Gerechtigkeit, die Befreiung, an die Milch der Mutterbrust, die Wiege des Kindes, das Lächeln des Vaters und die Sterne des Himmels. Selbst aus jenen, die bleich und blutend auf dem Schlachtfelde liegen — ein Gegenstand der Gewissensbisse für die Könige, der Vorwürfe für die Völker — steigt der Grundsatz der Brüderlichkeit empor, die Verletzung einer Idee heiligt dieselbe. Und wißt ihr, was die Todten, diese stillen Schlummerer, den Lebenden an das Herz legen? Den Frieden."

Bibliographie.

Bibra, E. Freih. v., Erlebtes und Geträumtes. Novellen und Erzählungen. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Bornemann, K., Borussia. Bilder aus der vaterländischen Geschichte. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 15 Ngr.

Brugsch, H., Hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch enthaltend in wissenschaftlicher Anordnung die gebräuchlichsten Wörter und Gruppen der Heiligen und der Volkssprache und Schrift der alten Aegypter. Nebst deren Erklärung in französischer, deutscher und arabischer Sprache und Angabe ihrer Verwandtschaft mit den entsprechenden Wörtern des Koptischen und der semitischen Idiome. 1ste Lief. Leipzig, Hinrichs. Hoch 4. 8 Thlr. 10 Ngr.

Büttner, F., Irad und Zilla. Eine Dichtung. Pirna, Diller u. Sohn. 8. 22½ Ngr.

Claudius, F. M., Das Leben der Sprache. Marburg, Elwert. Gr. 8. 5 Ngr.

Dithmar, G. T., Aus und über Hans Wilhelm Kirchhoff. Zum Gedächtnis des Landgrafen Philipp des Grossmütigen, 300 Jahre nach seinem Tode. Marburg, Elwert. Gr. 4. 10 Ngr.

Dittrich, Dionysius der Große von Alexandrien. Eine Monographie. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 16 Ngr.

Duemichen, J., Altägyptische Tempelinschriften in den Jahren 1863—1865 an Ort und Stelle gesammelt. 1ster Bd. Weihinschriften aus dem Horustempel von Edfu (Apollinopolis magna). Leipzig, Hinrichs. Gr. Fol. 37 Thlr. 20 Ngr.

Entstehung, Berechtigung und Ziele des Wingolfs. Ein Wort zur Abwehr und Beherzigung. Darmstadt, Würtz. 8. 4 Ngr.

Felix, Wort und Buch. Rede. Deutsch mit Genehmigung des Verfassers von J. Molzberger. Mainz, Giani. Gr. 8. 3½ Ngr.

Görgei, A., Briefe ohne Adresse. Deutsche Originalausgabe, im Auftrage des Verfassers aus dem ungarischen Original-Manuscript übersetzt. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Granella, B., Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gutzkow, K., Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. 3ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hebbel's, F., sämmtliche Werke. 7ter Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Heine, H., Sämmtliche Werke. 1ste und 2te Lief. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. à 5 Ngr.

Die Mechulle-Leut'. Ein Polizeiroman. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Reschauer, H., Das Jahr 1848. Geschichte der Wiener Revolution. 1ste Lief. Wien, v. Waldheim. Hoch 4. 6 Ngr.

Rost's, A., Dramatische Dichtungen. 1ste Lief. Weimar, Panse. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rumpf, E., Waidschnaken. Humoristische Gedichte für Jäger und Jagdfreunde. Würzburg, Julien. 16. 10 Ngr.

Rüstow, W. v., Die russische Armee. Wien, Hilberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Sala, M. Freih. v., Geschichte des politischen Aufstandes vom Jahre 1846. Nach authentischen Quellen dargestellt. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Schmaler, J. E., Die slavischen Ortsnamen in der Oberlausitz und ihre Bedeutung. Festschrift. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 4. 6 Ngr.

Schmidt, M. H., Ueber Männer-Gesang. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schürmann, A., Die Usancen des deutschen Buchhandels und der ihm verwandten Geschäftszweige. Leipzig, Schürmann's Selbstverlag. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seydewitz, F. v., Preussens Rechte bezüglich des Landes und der Festung Luxemburg. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 6 Ngr.

Wachenhusen, H., Paris 1867. Weltausstellungsbilder. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 10 Ngr.

Wislicenus, H., Loki. Das Nibelungenlied. Das Dionysostheater in Athen. Drei hinterlassene Abhandlungen. Bevorwortet v. C. Bartsch und dem Herausgeber G. A. Wislicenus. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Einige Zustände und Institutionen im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Von einem Patrioten. Rostock, Stiller. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von
Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a.
Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius.
Mit Einleitungen und Anmerkungen.
Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.
8. Geh. In Bändchen zu 5 Ngr.

Soeben erschien:
3. Bändchen. Antonius und Kleopatra. Uebersetzt von Paul Heyse.

Das erste und zweite Bändchen enthalten:
Othello. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen nur 5 Ngr.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Bei A. Neuenhahn in Jena erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blüthen einer Weltanschauung. Dichtungen von Ulrich Rudolf Schmid. 16. Geh. Preis 18 Sgr.

In diesem Werkchen begrüßt uns zuerst das Leben der Natur, das auf der Erde und am Himmel sich entfaltet und Himmel und Erde vereinigt. Das große Räthsel der Natur, in einzelnen Räthseln personificirt, wird schönes Sinnbild geistigen Lebens, und dieses selbst gestaltet sich in aller Mannichfaltigkeit als Liebe und Freundschaft, Seelenschönheit und Wahrheit, Weisheit und Tugend. Von des deutschen Volkes Streben tritt ein Vierteljahrhundert vor unsere Augen, das in die Gegenwart hereinreicht, es naht sich seine große Zukunft und in der Ferne strahlt der Menschheit höchstes Ziel. Hell leuchtet es in der Iphigenie auf Aulis und in des Kalchas Epilog; aus rohen Vorstellungen des Heidenthums ringt sich empor das Leben in Gott. Das ist das wahre Christenthum. Ein solches verklärt die Natur, gibt den Verhältnissen der Menschen die höhere Weihe, verkörpert sich im Leben Jesu, offenbart sich als Frömmigkeit und Glück, als Religion und Kirche, als Unsterblichkeit und Auferstehung. — In allem dem vollendet sich der Dichtungen Gesammteindruck.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht.

Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung.
Von Julius Rodenberg.
Mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. S. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann.
8. Elegant cartonnirt. 23½ Bogen. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Zweite Auflage.

Rodenberg's „Paris" bildet ein Seitenstück zu des Verfassers aus Anlaß der londoner Weltausstellung 1862 in vier Auflagen erschienenem Werke „Tag und Nacht in London", und fand gleich so günstige Aufnahme beim Publikum wie bei der Kritik, daß die erste Auflage binnen wenig Wochen vergriffen war und bereits eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte. Es ist nicht nur der kundigste und vielseitigste Begleiter für Reisende zur Ausstellung, sondern auch eine fesselnde Lektüre für jeden, der Paris schon kennt oder dessen gegenwärtige Physiognomie im treuen Spiegelbilde betrachten will. In einer Kritik heißt es: „Wer nach Paris geht, sollte sich durch Rodenberg's Werk erst geistig in dasselbe hineinleben."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Natur und Geschichte.

Welt- und Geschichtsbilder von
Karl Biel.
Erster Band.
Die Sternenwelt und ihre geschichtliche Entfaltung.
Erste Abtheilung. Der Fixsternhimmel.
8. Geh. 2 Thlr.

Der vorliegende Band enthält eine in sich abgeschlossene Darstellung des gegenwärtigen Wissens von der Fixsternwelt, wie es sich im Lauf der Jahrhunderte geschichtlich entwickelt hat. Der Verfasser beginnt damit die Ausführung des Plans, den er in seiner früher erschienenen Einleitungsschrift: „Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze" (Preis 20 Ngr.) dargelegt hat, nämlich durch eine historische Behandlung der Naturwissenschaften den Zusammenhang und die innere Einheit der gesammten menschlichen Erkenntniß allgemeiner zur Anschauung zu bringen. Das in der verschiedensten Weise anregende Werk verdient ebenso die Beachtung der wissenschaftlichen Kreise wie des größern Publikums.

Pariser Weltausstellung.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig die **zweite Lieferung** des

Illustrirten Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung.

Subscriptionen auf das in 12—15 Lieferungen à 20 Sgr. erscheinende industrielle Prachtwerk werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 20. Juni 1867.

Inhalt: Der zweite Jahrgang des Shakspeare-Jahrbuchs. Von Rudolf Gottschall. — Aus der Schweiz über die Schweiz. — Lustspiele und Possen. Von Emil Müller-Samswegen. — Zur deutschen Nationalliteratur. Von Reinhold Bechstein. — Bibliographie. — Anzeigen.

Der zweite Jahrgang des Shakspeare-Jahrbuchs.

Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Friedrich Bodenstedt. Zweiter Jahrgang. Berlin, G. Reimer. 1867. Lex.-8. 3 Thlr.

Aus dem Vorworte erfahren wir, daß der Herausgeber die Ueberzeugung hegt, „dies Jahrbuch könne sich mit Ehren sehen lassen in der Nähe und Ferne und werde den Freunden des Dichters mehr Neues, Belehrendes und Anregendes bieten, als sie bei der Ungunst der Zeiten erwarten dürften". Weiterhin stellt er dem Publikum die einzelnen Mitarbeiter vor, indem er jedem derselben ein epitheton ornans anheftet und ihm für seinen vortrefflichen Artikel dankend die Hand drückt. Diese Courtoisie gegen die Helfer und Förderer des Werks mag der dankerfüllten Gesinnung des Herausgebers ziemen; sie kann aber die Kritik nicht entwaffnen, welche gegen das Verfehlte rücksichtslos auftreten darf und selbst gegen das Gute im Dienste des Bessern, welches bekanntlich des Guten Feind ist, noch manche Einwendung zu machen hat.

Rüsten wir uns zunächst gegen den geharnischten Angriff von Karl Elze, der in seinem Aufsatz: „Shakspeare's Geltung für die Gegenwart", mit eingelegter Lanze auf uns angestürmt kommt. Der Verfasser dieser Zeilen hat nämlich die Ketzerei begangen, in einem Artikel in „Unsere Zeit": „Die Shakspeare-Gesellschaft und das Shakspeare-Jahrbuch", die Zwecke der erstern in etwas anderer Weise zu formuliren, als den Shakspeare-Gelehrten von der stricten Observanz genehm ist. Reuelos blickt er noch heute zurück auf das begangene Verbrechen; er ist noch heute der Ansicht, daß die Shakspeare-Gesellschaft nicht ein gelehrter Conventikel nur mit dem Weihrauchfaß umherdampfender Shakspeare-Gläubiger sein oder werden solle, sondern eine freie Vereinigung, die bestrebt ist, den kritischen Dichter im Lichte der Gegenwart zu erfassen und das Bleibende vom Vergänglichen in seinen Werken zu sondern. Karl Elze nimmt nun vor allen Dingen die Shakspeare-Philologie in Schutz; er meint, eine glücklich getroffene Emendation oder Erklärung sei der Sache förderlicher als der ganze obige Aufsatz. Wir sind zwar der Ansicht, daß Shakspeare gegen viele dieser für glücklich gehaltenen Emendationen einen sehr entschiedenen Protest einlegen würde, und daß die Textkritik an dem Christbaum der Shakspeare'schen Poesie oft mehr dichterische Lichter ausbläst, als dichterische Nüsse aufknackt. Gleichwol wollen wir Gevatter Nußknacker und Compagnie ihre Verdienste keineswegs verkümmern. Es ist immer gut, wenn der Rock, ehe man ihn anzieht, ausgebürstet, die Fäden von demselben fortgeblasen, die platzenden Nähte zugeheftet und die verkehrt angenähten Knöpfe an die rechte Stelle gesetzt werden. Wer würde so unbillig sein, einem Kleiderreiniger Vorwürfe zu machen, wenn er seine Arbeit mit Fleiß und Sorgfalt vollbringt? Die Shakspeare-Kritik ist in dieser verdienstlichen Arbeit begriffen, und wir nehmen es ihr nicht übel, wenn sie bisweilen mit dem Klopfstock danebenschlägt. Nur das können wir nicht begreifen, warum zu dieser ehrenwerthen Arbeit der Nachtlampe sich erst eine statutarische Gesellschaft bilden soll, da hierzu doch die Thätigkeit des einzelnen und die Presse vollkommen genügt? Eine gelehrte Gesellschaft, die ihre regelmäßigen Sitzungen hält und sich in denselben die Resultate ihrer Studien mittheilt, könnte allerdings sich auch mit den neuen Emendationen beschäftigen. Danach ist aber die über ganz Deutschland verbreitete Shakspeare-Gesellschaft nicht organisirt. Die Großthaten der Textkritik sollten daher nicht mit so vollen Backen ausposaunt werden.

Im übrigen hat sich Elze die überflüssige Mühe genommen, im ganzen zu beweisen, daß Shakspeare nicht veraltet sei, und indem er die einzelnen Stücke mit diesem Maße mißt, gerade das gethan, was in jenem Aufsatze von der Shakspeare-Gesellschaft verlangt wird und worüber er ein so großes Geschrei erhebt. Much ado about nothing — das ist des Pudels Kern. Am schlimmsten ergeht es Rümelin, dessen Werk „den Dilettantismus in seiner ganzen Schwäche und Nichtigkeit zeigen, auf der einen Seite der Grundlagen wissenschaftlicher Aesthetik und Kritik, auf der andern der einer tüchtigen philologischen Kenntniß Shakspeare's entbehren" soll. Odi profanum vulgus et arceo. Also ein ästhetisch gebildeter Mann sollte über die Dramen Shakspeare's kein Urtheil haben,

blos weil er nicht alle Lesarten, Emendationen und Ausgaben durchgearbeitet hat, die ein mühsamer, aber oft engherziger Fleiß zu Tage gefördert! Weiß Hr. Elze nicht, daß eine zusammengelesene Weisheit, der's von all dem Zeug im Kopfe schwirrt, am wenigsten den Nagel auf den Kopf zu treffen pflegt? Wenn indeß einem Mann wie Rümelin die Grundlagen wissenschaftlicher Aesthetik und Kritik abgesprochen werden, so muß man gegen diese Unbilligkeit auf das entschiedenste protestiren. Es ist mehr Kritik in Rümelin als in Gervinus, aus dessen Werk man fast gar keinen Aufschluß über das Wesen der dramatischen Kunst, über die Technik des Dramas, über das Verhältniß der Charaktere und Situationen im Drama und über eine Menge von Fragen erhält, welche von Rümelin in anregender Weise besprochen wurden.

Etwas glimpflicher verfährt der Herausgeber des „Jahrbuch" selbst mit dem Kritiker, der es zuerst wagte, eine unbefangenere Würdigung Shakspeare's in Deutschland anzubahnen. Freilich meint auch er, daß Rümelin Shakspeare nur sehr oberflächlich kenne. Weiterhin sagt er:

In der That muß Rümelin's Schrift auf alle Leser, welche Voltaire's Auslassungen über Shakspeare nicht kennen, mit dem vollen Reize der Neuheit wirken, der noch erhöht wird durch die Kühnheit und schlagfertige Durchführung der aufgestellten Behauptungen. Die Prämissen sind so handgreiflich klar und biedermännisch solide, daß sich alles Folgende mit Nothwendigkeit von selbst daraus ergibt und an Trugschlüsse gar nicht gedacht werden kann. Wer also die Prämissen als richtig hinnimmt, dem muß auch das übrige als richtig einleuchten. Nun sind aber die Rümelin'schen Prämissen nachweisbar alle unrichtig, und somit müssen auch die daraus gezogenen Schlüsse als Trugschlüsse bezeichnet werden. Er kämpft gegen die Philosophen als Sophist, und zwar mit demselben Beifall der Menge, wie weiland seine athenienſischen Vorgänger. Daß er dabei manchen treffenden Hieb führt, soll nicht geleugnet werden. Es ist nicht meine Aufgabe, die Einseitigkeit und Ueberschwenglichkeit, von welcher man die Shakspeare-Kritik der Hegel'schen Schule nicht freisprechen kann, zu vertheidigen: das mögen die Vertreter jener Schule selbst thun; ich habe hier nur den Beweis zu führen, daß der Rümelin'sche Neubau auf Sand gebaut ist.

Diesen Beweis versucht Bodenstedt indeß nur in Bezug auf die Bühneneinrichtungen zu Shakspeare's Zeit und auf die gesellschaftliche Stellung Shakspeare's zu führen. Im übrigen werden wir auf ein Buch von Bernays vertröstet, welches Rümelin wahrscheinlich auf das gründlichste abfertigen wird. Bodenstedt rühmt übrigens die geistvollen und feinen Bemerkungen in der Rümelin'schen Schrift und schließt mit den Worten: „Amicus Ruemelin, magis amica veritas." So schließen auch wir die Kritik dieser Kritik, die doch nur in ihrer jetzigen Gestalt ein überflüssiges Stückwerk ist, mit den Worten: „Amicus Bodenstedt, magis amica veritas."

Ganz anders ist der Ton, welchen Theodor Vischer in seinem Aufsatz: „Die realistische Shakspeare-Kritik und Hamlet", gegenüber Rümelin anschlägt. Hier spricht der gebildete Aesthetiker dem gebildeten Aesthetiker gegenüber, und zwar nicht vom hohen Pferde der monopolisirten Shakspeare-Weisheit herab. Vischer erkennt an, daß Rümelin sich um wirkliche Unbefangenheit bemüht, daß seine Schrift warme Stellen, Zeugnisse wirklicher Liebe und Pietät besitzt; er findet es in der Ordnung, daß endlich einer kommt, der dem kritiklosen Cultus der alles zurechterklärenden ästhetischen Speculation ins Gesicht wirft: Versucht es einmal, und wo etwas keinen guten Sinn geben will, denkt einfach: „es wird halt eben nicht recht sein"! Vischer beginnt den Aufsatz mit folgenden Worten:

Eine Erscheinung wie die „Shakspeare-Studien" von G. Rümelin mußte einmal kommen, war längst Bedürfniß. Man meinte, über den unkritischen Cultus des großen Dichters hinaus zu sein, und man war es noch nicht. Man stand noch immer auf dem Boden der Voraussetzung, und die Voraussetzung hieß: in Shakspeare's Werken muß alles vollkommen sein; sie wurde zum Vordersatz eines Schlusses, dessen weitere Glieder lauteten: hier scheint etwas unvollkommen (unmotivirt, unzusammenhängend, geschmacklos u. s. w.); da aber diese Unvollkommenheit nach der Prämisse nur Schein sein kann, so muß sie hinauserklärt, Vollkommenheit muß hineinerklärt werden. Die willkommene Wache für das Schmuggelgeschäft des Hineinerklärens, Zurechtlegens, Beschönigens war von der gefährlichen Wahrheit ausgestellt, daß das Innerste des dichterischen Schaffens ein unbewußtes Thun, daß es Recht und Aufgabe des Philosophen ist, in den hellen Begriff zu fassen, was dem Dichter selbst in seiner letzten Bedeutung dunkel blieb. Es versteht sich, daß die ehrliche Unehrlichkeit zugleich Schulvornehmheit war; wo es nichts einzudeuten, umzudeuten gab, wurde wenigstens aufgeschraubt, mit ästhetisch-philosophischer Phrase der Mund voll genommen, der schlichte Shakspeare in einen Docenten, sein natürlicher Gang in Paradeschritt verwandelt.

Der ganze Artikel, welcher ohne Frage der beste in diesem Jahrgang ist, enthält viel Treffendes und widerlegt Rümelin in manchen Einzelheiten mit Glück. Gleichwol bleibt die Genesis des „Hamlet", wie sie Rümelin auseinandersetzt, das Hineintragen einer Fülle des subjectivsten Lebens in den Rahmen einer öden sagenhaften Handlung und die Incongruenz dieser beiden Bestandtheile eine unwiderlegbare Thatsache.

Daß außer dem Vischer'schen Aufsatz noch zwei Abhandlungen über „Hamlet" in diesem „Jahrbuch" enthalten sind, dürfte des Guten zu viel sein. Es macht doch den Eindruck, als ob die Redaction allzu passiv über sich ergehen ließe, was von den Einsendern über sie verhängt wurde. „Die Charakterzüge Hamlet's von einem Nichtphilosophen" ist ein Aufsatz, der nichts Neues, sondern nur Varianten und neue Zusammenschiebungen bereits aufgestellter Behauptungen bringt. Roßmann in seiner „Charakteristik Hamlet's für Schauspieler" gibt einige beherzigenswerthe Winke und kommt zu dem Resultat, daß der Schauspieler den Hamlet mit dem sehr positiven Pathos eines idealistischen Rigorismus auszustatten habe. Mit Recht wendet sich Roßmann gegen Gervinus, der das Temperament Hamlet's als „ruhig, still, phlegmatisch, ohne Galle" darstellt. Dieser Hamlet sollte ohne Galle sein, der fortwährend in der höchsten Aufregung gegen seine eigene Schwäche wüthet, der nicht Verwünschungen genug gegen seinen Onkel findet? Jede Zeile, die Hamlet spricht, kehrt sich gegen eine solche Auffassung. Das deutsche Shakspeare-Geschwätz zeigt sich in seiner ganzen

Hohlheit, wenn man derartige Orakelsprüche unsers vielgerühmten, jedenfalls weitschweifigsten Shakspeare-Kritikers ins Auge faßt, der ein besonderes Geschick darin besitzt, niemals den Nagel auf den Kopf zu treffen.

Eine Autorität der Shakspeare'schen Textkritik, Nikolaus Delius, hat für das „Shakspeare-Jahrbuch" einen Artikel über Shakspeare's „Timon von Athen" beigesteuert, der in vieler Hinsicht Interesse erregt. Er beweist, daß die Textkritik keineswegs ein so harmloses Vergnügen ist, wie man vielleicht im allgemeinen glaubt. Die Textkritik ist grausamer, unerbittlicher als jede andere. Wir hoffen, daß im Jenseits ein Bureau für Reclamationen errichtet ist. In diesem Bureau werden sich alle die Dichter melden, denen die gelehrte Textkritik die Knochen zerbrochen hat; sie werden erscheinen mit allen den Werken unter dem Arm, deren Autorschaft sie ihnen apodiktisch abgesprochen; es werden sich unter dem endlosen Schwarm die Dichter und Propheten der Bibel und des classischen Alterthums befinden, wie alle diejenigen der spätern Zeiten, über welche die gelehrte Philologie gekommen ist; sie werden sich auflehnen mit Geschrei gegen die Gewalt, die ihnen geschehen ist, und ein gerechtes Gericht wird ergehen über die gelehrten Rothhäute, welche die Dichter und ihre Werke skalpiren, und es wird sein Heulen und Zähneklappern!

Nikolaus Delius bewies noch in seiner Schrift: „Die Tieck'sche Shakspeare-Kritik beleuchtet", gegen Knight, daß der ganze „Timon" in allen seinen Theilen Shakspeare's Werk sei; daß auch die vernachlässigten Stellen, welche Knight einem andern, untergeordneten Dichter zuschreiben möchte, bei allen Mängeln und bei allem Abstand von dem übrigen „Timon" doch durchweg den Stempel Shakspeare'scher Eigenthümlichkeit tragen, daß daher der Grund der bemerkten Verschiedenheit in einer partiellen Umarbeitung zu suchen sei, die Shakspeare einer von ihm selbst herrührenden Jugendarbeit in reifern Jahren angedeihen ließ. Inzwischen ist Delius anderer Ansicht geworden. Schon in seinen Ausgaben des „Timon of Athens" stimmte er den Ansichten Charles Knight's bei und gibt jetzt in dem „Jahrbuch" eine weitere Ausführung seiner damaligen Auseinandersetzungen. Danach hat ein Anonymus ein Drama: „Timon von Athen", mit Benutzung des Lucianischen Dialogs gedichtet, der Shakspeare selbst schwerlich zugänglich gewesen wäre; Shakspeare hat dies ihm vollständig und fertig vorliegende Drama in einzelnen Scenen umgearbeitet, namentlich da, wo der Charakter des Timon in den Vordergrund trat und ihm Gelegenheit bot, seine psychologische Meisterschaft zu zeigen.

Die ganze Textkritik, wie sie gegenwärtig in Deutschland geübt wird, hat nur den Schein des Wissenschaftlichen; sie ist im wesentlichen eine Conjecturalkritik, die auf Hypothesen herumreitet. Der Kritiker stellt eine Hypothese auf, verliebt sich in sie, hätschelt sie, streichelt sie, wie man ein Katzenfell streichelt, so lange bis die Funken herausprühen. Allmählich gewinnt die Hypothese für ihn feste Gestalt, apodiktische Gewißheit; sie wird der Maßstab, mit welchem er ein ganzes Werk mißt. Nun zeigt sich der außerordentliche Scharfsinn des Gelehrten, indem er auch die dem Anschein nach widerstrebenden Elemente seiner Hypothese dienstbar macht; was nicht biegen will, muß brechen. Die Bedeutung der Dichtung und der Kritik verschiebt sich gänzlich. Die Dichtung ist schließlich nur vorhanden, um dem zersetzenden Scharfsinn der Kritik einen chemisch analysirbaren Stoff zu geben. So verdunsten auch hier zwei Drittheile eines Stücks und das letzte Drittheil ist Shakspeare'scher Niederschlag, der für die Unsterblichkeit erhalten bleibt. Es ist uns indessen eine feststehende Thatsache, daß nur ein Dichter, der das Geheimniß der poetischen Production, ihre Ebbe und Flut kennt, auch über das Eigenthumsrecht der Dichter an den ihnen zugeschriebenen Stücken ein endgültiges Urtheil zu fällen vermag, und daß die meisten Gelehrten davon sprechen wie die Blinden von der Farbe. Es genügt nicht, die Handschrift zu kennen; man muß sie auch in ihren lässigsten Zügen wiedererkennen; man muß bei sehr vielen Dichtern unterscheiden zwischen dem Concept und der dichterischen Ausarbeitung. Nur bei wenigen, wie bei Goethe, ergießt sich das lang Gepflegte, reiflich Erwogene gleich in vollem harmonischen Strom auf das Papier; bei den meisten ist der erste Guß ein flüchtig Hingeworfenes, der spätern Feile nicht nur bedürftig, sondern auch auf dieselbe berechnet, so rasch componirt, um im Guß der Inspiration zu bleiben, die Hauptzüge festzustellen. Natürlich gelingen einzelne Scenen und oft gerade die getragenen, schwunghaften schon der ersten enthusiastischen Federführung, während die mehr motivirenden in grober Skizzirung hinter jenen zurückbleiben. Ein so für den täglichen Bedarf arbeitender Bühnenschriftsteller wie Shakspeare konnte nun leicht einmal veranlaßt werden, ein noch der künstlerischen Feile entbehrendes Werk rasch seinem Publikum vorzuführen, entweder weil er einer dringenden Forderung des Theaterrepertoire gehorchte, oder weil ihm die Lust vergangen war, sich noch einmal mit seinem Werke zu beschäftigen. Wozu also auch bei „Timon von Athen" einen Anonymus herbeibeschwören? Die Möglichkeit wollen wir durchaus nicht leugnen, denn Shakspeare, welchem die Bühnenrücksichten in erster Linie standen, bewies ja ein großes Aneignungsvermögen, das nach unsern Begriffen bis zu unerlaubter Plünderung seiner Vorgänger fortging; er wird sich also auch oft schon zu praktischen Bühnenzwecken mit Umarbeitungen und Ueberarbeitungen beschäftigt haben. Doch wozu die entferntere Möglichkeit betonen, wenn die nähere vorliegt, daß Shakspeare den „Timon" selbst lässig gearbeitet und entweder überhaupt gar nicht oder nur einzelne Scenen durchgearbeitet habe? Daß die spätern Stücke durchaus die reifsten sein müssen, ist ein unbegründetes Vorurtheil. Oft fällt das Alter in die Fehler der Jugend zurück und wiederholt das Ungenügende der Unreife in der verknöcherten Form der abnehmenden Kraft. Welche Differenzen bringt das Ungleiche der Stimmung, der Disposition mit sich! Wie schwerfällig kommt oft die Gedankenfülle der gedankenreichen Dichter in Fluß! Wie leicht verwandelt sich, bei dem Stocken der poetischen Ader, der phantasie-

reiche Schwung kühner Bildlichkeit in Schwulst, während von der entgegengesetzten Seite Trivialitäten in die Handlung eindringen.

Das sehen wir alles so vielfach auch bei Shakspeare, wie ja auch Homer bisweilen schläft! Welche Schwierigkeiten würde Goethe einer spätern Textkritik bieten, wenn seine Werke nicht in abgeschlossener Weise festgestellt wären! Wie verschiedene Tonarten hat er in seinen Dramen angeschlagen, wie ungleich ist der Werth derselben! Wie geistreich würde eine Kritik erscheinen, die ihm dies oder jenes Werk absprächе, mit sehr vielen gelehrten Argumenten und im vollen Bewußtsein ihrer Unfehlbarkeit! Und welchen Eindruck würde eine solche Kritik auf uns machen, wenn wir sie im voraus genießen könnten? Gewiß doch einen sehr komischen.

Wir würden eine eingehende Antikritik schreiben müssen, wozu uns hier der Raum fehlt, wenn wir die einzelnen Argumente, die Delius in seiner Analyse anführt, widerlegen wollten, indem sich die Schwächen, um derentwillen Delius einzelne Acte und Scenen für „unshakspearisch" erklärt, in sehr vielen andern unbezweifelt Shakspeare'schen Stücken wiederfinden. In ästhetischer Hinsicht können wir nicht einmal mit dem Vorzugsrecht übereinstimmen, welches der Kritiker den letzten Acten, namentlich den Monologen des Timon ertheilt. Gerade diesen Acten fehlt alles dramatische Leben, und die Selbstgespräche des Misanthropen ermüden durch die beständigen Wiederholungen und durch den Schwulst der Diction. Daß die Metrik in „Timon" auffallend schlotterig und vernachlässigt ist, mehr als in den meisten andern Shakspeare'schen Stücken, mag zugegeben werden; doch dies zu erklären, genügt ein schlafender Shakspeare, dazu bedarf es keines eingeschobenen Anonymus.

Von den übrigen Aufsätzen verdient der von Albert Lindner über „Die dramatische Einheit im Julius Cäsar" wegen seiner seltsamen Hallucinationen Erwähnung. Wir wollen zuerst das Thema zu dieser spiritistischen Abhandlung mit des Autors eigenen Worten anführen:

Die Tragödie spielt eine große Staatsaction vor uns ab, deren Inhalt sich kurz so summiren läßt: „Die Fortdauer der römischen Republik ist unmöglich geworden. Der echte Römersinn, der sie bedingte, lebt nur noch in einem Häuflein römischer Bürger, die den gewaltigsten Feind der alten Freiheit umsonst aus dem Wege räumen. Die Zeit ist da für die Monarchie. Rom hat verlernt, sich selbst zu beherrschen, darum verdient es nichts Besseres als — einen Herrscher." Die Tragödie enthält somit zwei miteinander streitende Principe, die ihre Vertreter haben in Brutus und Cassius einmal, sodann in Cäsar. Das Princip „Brutus und Cassius" spielt sich vollständig und bis zu einem befriedigenden Ende ab, das Princip „Cäsar" scheinbar nicht, und das hat eben den Verdacht gegen die künstlerische Einheit des Stücks geweckt. Aber die Cäsarrolle erfüllt ihre dramatische Mission erst am Ende des Stücks — so gut wie die des Brutus und Cassius. Die Sache steht kurz so: In den drei ersten Acten hat der Begriff „Cäsar" das Accidenz seiner sinnlichen Erscheinung, in den zwei letzten wirkt er als reiner Geist. In den drei ersten Acten vertritt er eine Staatsidee, in den letzten eine persönliche. In den drei ersten Acten hat er es mit der römischen Republik zu thun, in den letzten mit seinen Mördern.

In der Ausführung dieser verwunderlichen Axiome erfahren wir noch einige neue Thatsachen, z. B.: „Octavius führt die Leiblichkeit Cäsar's in den letzten Acten weiter, ja sogar genau von da an, wo auch noch der Leichnam des Cäsar seine Rolle ausgespielt hat und von der Bühne abtritt." Die dramatische Einheit in „Julius Cäsar" besteht also darin, daß der Held zuerst als lebendige Person, dann als Leichnam, zuletzt als Octavius und nebenbei auch noch als Gespenst auftritt. Eine sehr drollige Metamorphose des Helden! Und nun soll die Kunst Shakspeare's darin bestehen, daß er dem lebenden Cäsar keine so stark wirkende Erscheinung gegeben, um nicht seine spätere spiritistische Rolle zu beeinträchtigen:

Wenn Julius Cäsar doch nichts weiter als eine welthistorische Idee ist, die er am reinsten da vertritt, wo keine Körperlichkeit mehr ihr anhaftet, wie macht es Shakspeare, um den leiblich auftretenden Helden nicht einen zu starken sinnlichen Eindruck erzeugen zu lassen? Er idealisirt ihn nicht, er copirt ihn dem Historiker nach. Die leibliche Erscheinung war Nebensache, glücklich für den Dichter war sie es auch in der historischen Wirklichkeit gewesen. Träte sie in den Contouren eines Othello, Coriolan, Antonius auf, so würden wir diese Heldengestalt schwer vergessen können, während unser Blick jetzt leicht von diesem kümmerlichen Körper abgleitet, um nach des Dichters Zweck die Idee desto reiner zu halten. Man bemerke sogar, daß der Inhalt der Scenen, wo Cäsar auftritt, mit Absicht bedeutungslos für die Geschichte ist: Wahrsagerei, Träume, Aberglaube ist alles, was wir finden. Wo er auftritt, versäumt Shakspeare nichts, die Erscheinung, die ja doch bestimmt ist, am Anfang des dritten Actes zu verschwinden, durch alle mögliche Mängel herunterzudrücken.

Die leibliche Erscheinung Cäsar's war glücklicherweise in der Geschichte Nebensache!! Weiterhin heißt es: „Der ridicule Gedanke, daß doch körperliche Schauspieler da sein müssen, wenn ein Stück aufgeführt werden solle, finde hier keine Berücksichtigung." Gewöhnlich hält man das Gegentheil für einen ridiculen Gedanken, doch — de gustibus non est disputandum!

Daß die Shakspeare-Apotheose bereits zu fabeln beginnt, wie dieser Lindner'sche Artikel beweist, ist wol ein sicheres Zeichen, daß sie sich überlebt hat. In der That geht das Aus- und Unterlegen hier zu sich selbst parodirenden Paradoxen fort. Namentlich ist der Gedanke, daß Shakspeare den Julius Cäsar in seiner Leiblichkeit herabgedrückt habe, um für sein späteres Wirken als Idee zu interessiren, eine wahrhaft sublime Abstraction, über welche niemand mehr in ein zwerchfellerschütterndes Lachen verfallen wäre, als der große Dichter selber, dessen weltweiter Humor zwar in seinem „Holofernes" seine künftigen Interpreten schon vorbedeutend abgebildet. Mindestens sind seine Worte: „Certes, the text most infallibly concludes it", die Losung seiner unfehlbaren Textkritik geworden.

Der zweite Artikel von Albert Lindner: „Bemerkungen über symbolische Kunst im Drama mit besonderer Berücksichtigung Shakspeare's", enthält einige treffende Bemerkungen, wenngleich er dem Begriff der Symbolik eine viel zu ausgedehnte Bedeutung gibt. Schiller und Goethe bedienen sich gelegentlich dieses Ausdrucks; doch

ſt er im Grunde incorrect. Was den Begriff der Symolik betrifft, ſo darf man wol auf die meiſterhaft ausgeführten Abſchnitte in Hegel's „Aeſthetik" verweiſen, welche die unbewußte und bewußte Symbolik in ebenſo geiſtvoller wie erſchöpfender Weiſe darſtellen. Die bewußte Symbolik eignet Hegel mit Recht der vergleichenden Kunſtform zu, der Fabel, der Parabel, dem Räthſel, der Allegorie, der Metapher, dem Bild oder Gleichniß. Goethe bezieht das Symboliſche nur auf das Theatraliſche; Lindner geht weiter; er bezieht es nicht nur auf das Dramatiſche, was ſchon eine Ueberſchreitung des ihm zugewieſenen Gebiets iſt, ſondern auf alle Kunſt überhaupt; er ſtellt die kühne Behauptung auf: Alle Kunſt iſt ſymboliſch. Er ſagt:

Der große Dichter legt wol auf eigene Hand in ſolche Stoffe eine allgemein ſymboliſche Natur, er vollzieht an einer Thatſache, die von Haus aus nur um ihrer ſelbſt willen da iſt, ein Exempel ſeines Jahrhunderts oder eine Aufgabe der allgemeinen Menſchheit (die „Räuber", „Fauſt", „Hamlet" [denn hier hat das hiſtoriſche Gewicht faſt Null], „Cabale und Liebe" u. a.), aber nur dem Talente, dem mittelmäßigen Poeten wird es paſſiren, daß er umgekehrt den von der Geſchichte ſymboliſch gegebenen Stoff nicht als ſolchen zu behandeln verſteht, die ideale Handlung in der realen nicht erkennt oder das Symboliſche wol gar mit Willen fallen läßt, um ſich und der bequemen Genußlicht der heutigen Publica die Sache nicht allzu gründlich, nicht allzu ſchwierig zu machen. Dahin gehören alle hiſtoriſchen Sujets der Frau Birch-Pfeiffer, von Raupach, einiges von Kotzebue, dahin gehören auch die meiſten Stücke der neueſten beliebteſten Bühnendichter. Hans Lange z. B. iſt ein Stoff von herrlich ſymboliſcher Anlage.

Das Theatraliſche kann nun zwar ſymboliſch ſein; ein dramatiſches Kunſtwerk aber als ſymboliſch und in allen ſeinen Theilen mit Symbolik geſättigt zu betrachten, das iſt eine einſeitige und ſchiefe Auffaſſung. Denn im Symbol hat die Geſtaltung eine Bedeutung, die ſie nicht vollkommen auszudrücken vermag. Vom dramatiſchen Kunſtwerk aber verlangen wir, wie von jedem künſtleriſchen Organismus, daß Geſtalt und Bedeutung ſich decken. In der Symbolik der dramatiſchen Handlung eine beſondere Tiefe zu ſuchen, das zeugt daher nur von einer äſthetiſchen Begriffsverwirrung. Einzelnes im Drama, namentlich das Theatraliſche, mag ſymboliſch gefaßt werden können — hierfür gibt Lindner einige paſſende Beiſpiele. Wenn er aber eine ſchematiſche Tafel der dramatiſchen Symbolik entwirft, ſo beweiskräftig wie ähnliche ſkanimetriſch-äſthetiſche Zeichnungen in Freytag's „Technik des Dramas", eine Tafel, deren einzelne Rubriken glücklicherweiſe der innern Intuition des Leſers überlaſſen und nicht weiter durch den Text erläutert werden, wenn er dann fortfährt:

Symboliſch iſt zunächſt jede Perſon des Stücks, weil ſie eine einſtweilige Form für eine ewige Idee iſt: ſymboliſch iſt jede Handlung, weil ſie ein ſinnlicher Ausdruck für einen geiſtigen Vorgang iſt. Die Thatſache der Bühne vertritt die Thatſache des unendlichen Lebens oder des hiſtoriſchen Princips. Der Zufall muß einſtehen für das Nothwendige, das an ſich Gleichgültige wird belaſtet mit dem Gewicht eines Bedeutenden, das Beſondere muß das Allgemeine zurückſpiegeln —

So möchte man ihm in der That rathen, ſich erſt den Begriff des Symboliſchen klar zu machen, diejenige Stufe der Kunſtentwickelung, auf welcher er der herrſchende iſt, und diejenigen Formen der Poeſie, die er ganz zu erfüllen ein Recht hat. Jede Handlung ſymboliſch zu nennen, das iſt eine krankhafte Begriffserweiterung. Schon die Juriſten unterſcheiden zwiſchen Realinjurien und ſymboliſchen Injurien. Wenn ich einem eine Maulſchelle gebe, ſo iſt das keine ſymboliſche Handlung. Wenn ich das Pantomim „des Cavaliers wie alle Cavaliere" mache, ſo begehe ich eine ſymboliſche Injurie. Wer mit Begriffen manipuliren will, der muß ſich zunächſt der Schärfe der Begriffsbeſtimmung befleißigen. Lindner aber erſpart ſich die Mühe, einen Begriff, den er zum ἓν καὶ πᾶν der dramatiſchen Kunſt macht, auch nur ungefähr feſtzuſtellen.

Die beiden Aufſätze von Hermann Freiherrn von Frieſen: „Bemerkungen zu den Altersbeſtimmungen für einige Stücke von Shakſpeare" und „Eduard III., angeblich ein Stück von Shakſpeare", ſind Früchte einer fleißigen Kritik; auch kann man mit ihren Reſultaten übereinſtimmen. „Comedy of errors" und „All's well that ends well" hält Frieſen für Werke von Shakſpeare's früheſter Periode. Mit Recht erklärt ſich Frieſen gegen die zahlreichen Umarbeitungen, die man Shakſpeare in die Schuhe ſchiebt:

Daß es weit annehmlicher ſcheine, ſich Shakſpeare bei ſeiner großen Begabung von dem unwiderſtehlichen Drange nach ſelbſtändigen Schöpfungen beſeelt vorzuſtellen, als ſich zu denken, daß er nur mit Flickarbeit beſchäftigt geweſen ſei, hat ſchon Tomlins richtig bemerkt.

„Love's labour's lost", ein Stück, das von Frieſen offenbar überſchätzt wird, erklärt er dagegen für ein reifes Werk aus ſpäterer Zeit. „Eduard III." wird genau analyſirt, bis in die kleinſten ſprachlichen und metriſchen Eigenheiten hinein; es werden Stellen herausgehoben, die Shakſpeare's nicht unwürdig ſcheinen; andere, die ſich wörtlich bei Shakſpeare wiederfinden. Gleichwol kommt Frieſen zu dem Schluß, daß das Stück nicht von Shakſpeare ſei, und zeigt ſich in der Beweisführung als ein feiner Kenner der Dichterindividualität Shakſpeare's. Wenn er indeß das Stück noch chronikartiger findet als die Shakſpeare'ſchen „Hiſtorien", ſo erſcheint uns dieſer Unterſchied allzu fein. Am Schluß nennt Frieſen das Stück in zweifacher Hinſicht ein überaus werthvolles Document

Es lehrt uns nicht blos, wie groß der Reichthum an poetiſchen Mitteln und Elementen iſt, der mitteninne liegt zwiſchen einer über die flache Mittelmäßigkeit ſich erhebenden Begabung und zwiſchen der unmeßbaren Höhe, auf der Shakſpeare's Ingenium ſteht. Dürfen wir ferner vermuthen, daß die Verwandtſchaft von manchem Bilde und Gedanken in dieſem Stücke mit ſolchen, die wir in ſpätern Stücken Shakſpeare's wiederzufinden meinen, nicht blos dem blinden Zufall zuzuſchreiben iſt, ſo erfahren wir von neuem, wie wenig es Shakſpeare verſchmäht hat, ſelbſt von Untergeordneten zu lernen und die Schätze ſich zu eigen zu machen, die von einer großen Zahl ſeiner nicht unbefähigten Zeitgenoſſen zwar geahnt und angedeutet, nicht aber mit voller poetiſcher Kraft gehoben und nutzbar gemacht wurden.

Robert Greene hat für dies letztere Verfahren einen andern Namen! Mindeſtens möchten wir den neuen Shakſpeareomanen nicht rathen, ihrem Meiſter, wie ſie bereits begonnen haben, auch hierin nachzuahmen.

Angenehm lieſt ſich Friedrich Förſter's, im wesentlichen anthologiſcher Artikel: „Shakſpeare und die Tonkunſt.“ Intereſſant und etwas kurz iſt Ulrici's Skizze über „Ludwig Devrient als König Lear“. Oehlmann findet in dem Aufſatz: „Cordelia als tragiſcher Charakter“, die Schuld der Cordelia in einem Mangel an Vernunft bei reichem Gemüthsleben. Ingleby gibt Beiträge zur Wiederherſtellung des Shakſpeare'ſchen Textes, die wir gern in deutſcher Sprache geleſen hätten. Wir zweifeln, daß die Engländer in ein engliſches Jahrbuch deutſche Artikel aufnehmen würden; es iſt Zeit, daß auch wir unſer Ich groß zu ſchreiben lernen. In Cohn's „Bibliographie“ fehlen mehrere, in dieſem Jahrgang des Shakſpeare-Jahrbuchs ſelbſt lebhaft bekämpfte Journalartikel über Shakſpeare. Theaterberichte über Shakſpeare-Aufführungen erhalten wir aus München, Karlsruhe, Meiningen, Stuttgart. Es iſt dies ein ſchwacher Anfang einer umfaſſenden deutſchen Theaterſchau.

Die Mühe des Herausgebers, den widerſtrebenden Verhältniſſen ein möglichſt günſtiges Terrain für das „Shakſpeare-Jahrbuch“ abzugewinnen, wollen wir nicht bezweifeln, ebenſo wenig das einzelne Gediegene verkennen, das ſich in demſelben findet. Gleichwol macht das Jahrbuch noch immer den Eindruck des zufällig Zuſammengewehten. Die Aufnahme der drei Artikel über „Hamlet“ und der Lindner'ſchen Abenteuerlichkeiten über „Julius Cäſar“ müſſen wir dem Herausgeber doch als eine levis culpa anrechnen. Der neue Herausgeber, Karl Elze, der an Bodenſtedt's Stelle getreten iſt, findet eine günſtigere, von keinem großen Weltdrama in Anſpruch genommene Zeit. Möge er die Energie, die er in der raufluſtigen Polemik dieſes Jahrgangs bewährte, dazu anwenden, die künftigen Jahrgänge immer reicher, harmoniſcher zu geſtalten und frei von dem gelehrten Krimskrams, auf den er leider einen großen Werth zu legen ſcheint. Möge man überhaupt unterſcheiden lernen zwiſchen eſoteriſchem und exoteriſchem Shakſpeare-Cultus — die Shakſpeare-Geſellſchaft wie das „Shakſpeare-Jahrbuch“ kann nur für den zweiten beſtimmt ſein! **Rudolf Gottſchall.**

Aus der Schweiz über die Schweiz.

1. Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz von J. C. Mörikofer. Leipzig, Hirzel. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Geſchichte des Schweizervolks und ſeiner Cultur von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Otto Henne-AmRhyn. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1865—66. Gr. 8. 8 Thlr.
3. Dichterbuch der franzöſiſchen Schweiz. Geſammelt und überſetzt von Eugène Peſchier. Baſel, Georg. 16. 1 Thlr.

Der Verfaſſer der „Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz“, J. C. Mörikofer (Nr. 1), gibt den Standpunkt, den er bei ſeiner Arbeit eingenommen, in dem Vorwort ſo klar an und er weiß denſelben ſo ſummariſch zu begründen, daß wir unſere Leſer mit ihm nicht beſſer bekannt machen können, als wenn wir ſeine Auseinanderſetzung wiederholen:

Die Staats- und Kriegsgeſchichte der Schweiz — wie die Freiheit errungen, durch Verfaſſung und Bünde geſichert und mit dem Schwerte bewahrt worden — iſt längſt Gemeingut des ganzen Volks geworden. Es iſt aber durch vorzugsweiſe Darſtellung und populäre Hervorhebung der äußern Begebenheiten das Bild des Geſammtlebens des Schweizervolks etwas unvollſtändig und einſeitig ausgefallen, indem den verfaſſungsmäßigen Zuſtänden und Garantien und der ſchlagfertigen That ein zu ausſchließender Werth beigelegt worden. Daher iſt es gekommen, daß das Bewußtſein der Freiheit und Tapferkeit im Schweizervolke gemeiniglich ein unverhältnißmäßiges Selbſtgefühl erzeugt hat, welches mit mancherlei Gefahr und Nachtheil verbunden iſt. Denn die Geſchichte freier Staaten und Völker alter und neuer Zeiten lehrt, daß Freiheit und Tapferkeit allein nicht genügen, um den geiſtigen Fortſchritt, die ſittliche Kraft und das dauernde Glück eines Volks zu ſichern, ſondern daß zugleich Gottvertrauen und Demuth, Einfachheit und Selbſtüberwindung die Grundlage der Freiheit bilden müſſen. Darum muß ein freies Volk auch ein frommes Volk ſein. Das Leben eines freien Volks wird ſich folglich auch durch eigenthümliche, tiefe und mannichfaltige Züge von Frömmigkeit auszeichnen. Und wirklich treten dieſe Züge auf bemerkenswerthe Weiſe in der Geſchichte des Schweizervolks hervor. Daher mag es aus vaterländiſchem wie aus religiöſem Geſichtspunkte gleich anziehend und lehrreich ſein, die eigenthümlichſten Züge des religiöſen Lebens der Schweiz hervorzuheben und überſichtlich zu geſtalten. Dieſe allgemeine Aufgabe enthob der Nothwendigkeit einer fortlaufenden und zuſammenhängenden Geſchichte, und erlaubte demnach über die Aufzählung der Irrthümer, Verirrungen und Streitigkeiten hinwegzugehen, welche die Kirchengeſchichte oft mühſam und peinlich machen; dagegen durften die Thatſachen und Perſonen ausgewählt und mit Liebe ausgeführt werden, welche neben dem religiöſen ein allgemein geiſtiges und pſychologiſches Intereſſe darbieten. Dieſer Verſuch iſt daher einem größern gebildeten Publikum beſtimmt und ſetzt die Kenntniß der Schweizergeſchichte und der allgemeinen Kirchengeſchichte voraus. Er möchte überhaupt dazu beitragen, das Vaterland von einer weniger beachteten Seite kennen und lieben und aus den tiefſten und erhebendſten Erſcheinungen ſeiner Vergangenheit an ſeine Zukunft glauben zu lernen.

Aus dieſen Betrachtungen ergibt ſich, daß der Verfaſſer ſeine „Bilder“ zunächſt für ſeine Landsleute geſchrieben hat; aber wenn dieſe Rückſicht ihn auch fortwährend leitete, ſo werden ſie doch auch Nichtſchweizer mit Frucht und ſteigendem Intereſſe leſen, weil ſie allgemein menſchliche Beziehungen in lebendigen Bildern darſtellen, welche übrigens auch vielſeitig Verhältniſſe und Zuſtände berühren, die für Deutſchland und Frankreich wichtig ſind.

Schon die Einleitung bekundet den tiefen Blick des Verfaſſers; wir machen namentlich auf die gediegenen Seiten aufmerkſam, in welcher er die Uebereinſtimmung der Reformation mit dem republikaniſchen Leben nachweiſt, die ergebe, daß die neue Lehre anfangs überall im Land Eingang fand und die kleine Schweiz an Zahl und Bedeutung Männer hervorbrachte, welche ſich den Vorkämpfern der Reformation Deutſchlands an die Seite ſtellen dürfen. Während in Deutſchland neben Luther und Melanchthon alle andern weit zurücktreten, wie reich iſt die Schweiz an Größen erſten Ranges neben Zwingli, Bullinger und Vinet, indem auf der einen Seite jene ausgezeichneten Laien, Vadian und Mannel, an die Führer herantreten, auf der andern Seite jene Größen hinzukommen, Oekolampad, Calvin, Farel und Beza, welche in der Schweiz nicht nur eine Heimat, ſondern erſt ihr

Schule innerer Vollendung und den Schauplatz reichster Wirksamkeit fanden.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte: „Die alte Zeit", „Die Reformation" und „Die neue Zeit", und jeder besteht aus einer Reihe von gleich interessanten Bildern, unter welchen wir aus dem ersten Abschnitt die „Blütezeit des Klosters St.-Gallen" und „Die Gottesfreunde", aus dem zweiten „Zürich und Zwingli", „Bern und Manuel", „Genf und Calvin", aus dem letzten „Haller", „Lavater" und „Vinet" hervorheben, welche nicht blos für das religiöse Leben, sondern auch für die politischen Zustände, für Wissenschaft, Literatur und Kunst von hohem Interesse sind. Es ist begreiflich, daß der Verfasser nicht immer Neues vorbringt, seine Absicht ging auch nicht sowol darauf aus, Forschungen anzustellen, als vielmehr die Arbeiten der Forscher zu klaren und allgemein verständlichen Gemälden zu gestalten, aus den Vorarbeiten diejenigen Züge auszuwählen, welche am geeignetsten waren, die Bedeutsamkeit der einzelnen Zeiten und Persönlichkeiten in lebensvollem Bilde anschaulich zu machen. Und dies ist ihm in hohem Grade gelungen. Leider erlaubt uns der Raum nicht, auf einzelnes einzugehen, sonst hätten wir vor allem die Kapitel näher besprochen, in welchen er Zwingli's Verhältniß zu Luther auseinandersetzt und eine höchst gelungene Charakteristik der beiden großen Männer gibt, deren Eigenthümlichkeit schon darin bedingt ist, daß der eine in einem freien Land aufwuchs und eine vielseitige Bildung in Wien und Basel erwarb, während der andere unter dem Einfluß des Klosterlebens und unfreier Staatseinrichtungen aufwuchs, was seinen Blick bei allen politischen Fragen trübte und ihn unfähig machte, die reformatorischen Bewegungen des Volks zu begreifen.

Der Verfasser der „Geschichte des Schweizervolks und seiner Cultur", Otto Henne-Am Rhyn (Nr. 2), ist der Sohn des durch historische und poetische Arbeiten bekannten Anton Henne, der freilich mannichfache Anfechtungen wegen seiner oft allzu kühnen Hypothesen erfahren mußte, aber dem man nicht abstreiten kann, daß es ihm dabei immer heiliger Ernst um die Erforschung der Wahrheit war, wobei er sich nur zu oft von seiner lebhaften Phantasie leiten ließ. Der Sohn hat diese von seinem Vater geerbt, doch scheint er sie mehr in seiner Gewalt zu haben. Wie sein Vater, ist er von der feurigsten Begeisterung für sein Vaterland erfüllt, das er einen „Muster- oder Normalstaat" nennt, weil er von jeher auf dem ewigen Gesetze der Gleichberechtigung aller beruhte, das zwar im Verlaufe der Zeiten oft gestört wurde, aber doch auch immer wieder zur Anerkennung und Geltung kam. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, in seinem Buche die Entwickelung dieses Gesetzes nachzuweisen und aus ihm die Nothwendigkeit der jetzigen Zustände zu begründen. Dem möglichen Vorwurf, daß er von einer vorgefaßten Meinung, einem subjectiven Satz ausgehe und die Thatsachen nach diesem beurtheile, ja ihnen einen fremdartigen Charakter aufdrücke, muß er schon deshalb entgehen, weil er ja anerkennt, daß das von ihm behauptete Gesetz oft Störungen erfahren habe, welche den allgemeinen Entwickelungsgang des Volks aufgehalten und zu zeiten sogar vollständig vernichtet zu haben schienen.

Der Verfasser hat die Quellen der Schweizergeschichte, die schon zur Zeit, als Haller seine „Bibliothek" herausgab, sehr zahlreich und werthvoll waren und die in unsern Tagen, in denen das Studium der vaterländischen Geschichte einen so mächtigen Aufschwung genommen, noch außerordentliche Vermehrung erhalten haben, mit großer Sorgfalt und rastlosem Fleiß benutzt, auch die Forschungen anderer Gelehrten zu Rathe gezogen, aber er hat sich durch die jetzige Mode in der Geschichtschreibung nicht bestechen lassen, welche nur das als historisch begründet annehmen will, was durch geschriebene Urkunden bestätigt wird. Er erkennt auch die Berechtigung der im Volke lebendigen Ueberlieferung an, die allerdings mit der Zeit sagenhafte Züge annehmen mag, aber doch immer auch eine historische Grundlage hat. So steht er nicht an, trotz der vielen scharfsinnig durchgeführten Gegenbehauptungen die bekannte That Tell's für historisch zu halten, und nach unserer Ansicht mit vollem Recht. Denn die Gründe, die man dagegen geltend macht, sind, genau betrachtet, doch nicht stichhaltig. Die hauptsächlichsten sind erstens, daß Aehnliches mehrfach erzählt wird, so namentlich im skandinavischen Norden, als ob eine Thatsache sich bei gleichen Verhältnissen nicht wiederholen könnte; und zweitens, daß weder ein Tell noch ein Landvogt Geßler sich urkundlich nachweisen lasse, als ob über alles Urkunden aufgenommen worden wären, was irgend in der Welt Bedeutendes geschehen ist. Alexander von Humboldt, der sich ebenfalls mit dieser Urkundenjägerei nicht einverstanden erklärte, führt in einem Briefe an Varnhagen von Ense höchst interessante Fälle an, wo man unbedingt urkundliche Beweise erwarten sollte, und wo doch keine zu finden sind. Der berühmte Reisende Marco Polo ist auf einem Wege nach China gelangt, auf welchem er die große Mauer antreffen mußte, und doch hat dieser scharfe und wahrhaftige Beobachter in seinem Reiseberichte auch nicht die geringste Notiz von derselben gegeben, also von einem Gegenstande, der ihm nothwendig in die Augen fallen und seine Aufmerksamkeit im höchsten Grad erregen mußte. Ferner hat die Stadt Barcelona dem Christoph Columbus bei dessen erster Rückkehr aus Amerika einen feierlichen und großartigen Triumphzug bereitet; in den Acten des Archivs dieser Stadt findet sich auch nicht die leiseste Andeutung davon. Noch bezeichnender ist der dritte Fall. Wenn irgendein Mann für das Königreich Portugal von hoher Bedeutung war, so ist es ohne Zweifel Amerigo Vespucci, und doch enthält das Staatsarchiv in Lissabon nicht eine einzige Urkunde, die sich auf ihn bezöge. Wenn dies im 16. Jahrhundert und in einem Lande vorkommen konnte, das in der Bildung schon weit vorgeschritten war, um so weniger darf es auffallen, wenn wir aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts und in einem Lande wie die innere Schweiz, die damals noch auf keinem sehr hohen Grade der Cultur stand, Urkunden vermissen. Zudem darf man nicht vergessen, daß zu jener Zeit vorzugsweise nur

Bestimmungen über Eigenthumsverhältnisse in Urkunden niedergelegt wurden, Käufe, Schenkungen u. dgl. m., und daß solcher Urkunden gewiß unendlich viele verloren gegangen sind, sodaß man sich nicht wundern darf, wenn man weder einen Tell noch einen Geßler urkundlich nachweisen kann.

Die „Geschichte des Schweizervolks" von Henne gibt uns im ganzen eine wohlgelungene Uebersicht der Entwickelung der gesammten Eidgenossenschaft und der einzelnen Staaten, welche dieselbe bilden; und der Verfasser verdient schon darum Anerkennung, daß er die große Menge von Thatsachen, die scheinbar ohne innern und äußern Zusammenhang dastehen, zu einem übersichtlichen, abgerundeten Ganzen verbunden hat. Nicht weniger ist zu rühmen, daß er auch die Entwickelung der geistigen Cultur in das Bereich seiner Darstellung gezogen hat, und so dürfen wir das Buch als durchaus lesenswerth empfehlen.

Das „Dichterbuch der französischen Schweiz" (Nr. 3) bringt uns eine Auswahl von Dichtungen aus jenem Lande, welche der auch auf wissenschaftlichem Gebiete bekannte Genfer Eugène Peschier ins Deutsche und zwar mit großem Glück übersetzt hat. Er ist dabei von dem Grundsatz ausgegangen, daß der Uebersetzer sich nicht sklavisch an die Form halten und den Buchstaben treu wiederzugeben suchen solle, sondern daß es dessen Aufgabe sei, in der Uebersetzung denselben Eindruck annähernd hervorzurufen, welchen das Original macht. Er bemerkt in seinem Vorwort ganz richtig, daß die Freiheit des Uebersetzers nicht so weit gehen dürfe, sich des Originals nur als Anregung zum Fortdichten zu bedienen; man gehe zu weit, wenn man das Original abkürze oder zur gehörigen Abrundung erweitere. Dagegen müsse dem Uebersetzer in der Wahl der metrischen Form die größte Freiheit eingeräumt werden. Und allerdings ist diese oft so ganz national, daß sie einem fremden Volke vollkommen ungenießbar wird. Die metrische Form steht mit der Sprache in der engsten Wechselbeziehung, und eine, die dem Geiste und der Bewegung der einen Sprache vollkommen entspricht, kann dem Geiste und der Bewegung einer andern entschieden widerstreben. Man braucht in dieser Beziehung nur auf den französischen Alexandriner hinzuweisen, der einen viel allgemeinern Charakter hat, als er im Deutschen auch bei der kunstreichsten Behandlung jemals erhalten kann, der daher im Französischen für die höhere Lyrik durchaus geeignet ist, während er im Deutschen höchstens für didaktische Poesien oder den Dialog im Lustspiel anzuwenden ist.

Das „Dichterbuch der französischen Schweiz" ist eine Erscheinung, die nicht blos vom literarischen Standpunkt Beachtung verdient, sondern auch vom politischen. Die Nationalitätenfrage ist ja in unsern Tagen zu einer brennenden, jedenfalls zu einer vielfach behandelten geworden. Napoleon III. hat ihr, wenn er sie auch nicht zuerst zur Sprache gebracht, doch zuerst eine weitgehende Bedeutung gegeben, obgleich es ihm damit nicht so entsetzlich Ernst ist, da er, wenn dies der Fall wäre, doch wenigstens angeboten hätte, das deutsche Elsaß an Deutschland abzutreten. Die Nationalität hat allerdings ihre vollkommene Berechtigung; aber diese besteht nicht blos in der Gleichheit der Sprache, wie man gewöhnlich annimmt, es können auch andere Factoren eine solche begründen, und zwar ist es namentlich die Gleichheit in der geschichtlichen Entwickelung und die Gleichheit in den politischen Institutionen, welche das Gefühl der Zusammengehörigkeit hervorbringen. Die französischen und italienischen Cantone der Eidgenossenschaft hängen mit den deutschen enger zusammen, als dieser oder jener deutsche Staat mit seinem Nachbar, und die Schweizer bilden trotz ihrer drei- und sogar vierfachen Sprache eher eine Nation als die Deutschen. Gerade wie die Schweizer derjenigen Cantone, welche deutsch sprechen und schreiben, welche die deutsche Literatur und Bildung als die Grundlage ihrer eigenen verehren, doch keine Deutschen sein wollen, ebenso wenig wollen die Schweizer des Waadtlandes, von Freiburg, Wallis oder Genf Franzosen sein, obgleich sie französisch sprechen und schreiben und die französische Bildung und Literatur auch die ihrige ist. Ein Genfer, ein Waadtländer wird ebenso wenig jemals sagen, er sei ein Franzose, als ein Berner oder Züricher sich einfallen lassen wird, ein Deutscher sein zu wollen. „Je suis Suisse", wird der französische Walliser sagen, und „Ich bin ein Schweizer" der deutsche, wenn man sie in der Fremde nach ihrem Vaterlande befragt. Wie viele Oesterreicher, wie viele Preußen, wie viele Baiern und Würtemberger werden in gleichem Falle antworten: „Ich bin ein Deutscher"? Diese Antwort wird höchstens ein Lichtensteiner und ein Schleizer geben, aber nur weil er weiß, daß niemand wissen würde, in welchem Welttheile seine Heimat liegt, wenn er sie nennen wollte. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist bei den Schweizern unverwüstlich; es blieb auch dann noch im Bewußtsein der ungebildetsten Klasse des Volks, als die Reformation das Land in zwei durch eine weite Kluft getrennte Theile schied. Während der Religionskriege traten die Vorposten der beiden feindlichen Parteien zusammen, um gemeinschaftlich eine Milchsuppe zu essen, weil die eine nur Milch und die andere nur Brot hatte; es wurde im Suppennapf eine Demarcationslinie gezogen, welche keine Partei überschreiten sollte, und wenn doch einer es im neckischen Muthwillen that, wurde ihm lachend auf die Finger geklopft. Als der Landfriede nach den Schlachten bei Kappel und Gubel geschlossen war, knieten alle nieder und beteten. Darauf begrüßten die Gesandten einander wiederum mit Thränen in den Augen als getreue, liebe Eidgenossen. Und die theilnehmende Weise, mit welcher die katholischen Orte die Gefangenen der reformirten Städte behandelten und pflegten, und das billige Lösegeld, womit sie fürliebnahmen, bewies, daß der eidgenössische Sinn durch die religiöse Trennung nicht erloschen war. Und dies geschah nach einem Religionskrieg. Das Waadtland war vor 1798 ein Unterthanenland Berns, Tessin ein Unterthanenland Uris, Franzosen und Italiener also von Deutschen unterjocht; aber als sie sich befreiten, kam es ihnen nicht in den Sinn, sich von der Schweiz zu trennen (einzelne

Aeußerungen ehrgeiziger Köpfe sind ohne Bedeutung); vielmehr schlossen sie sich um so inniger an dieselbe an, weil sie wußten, daß sie auch als Schweizer noch Waadtländer und Tessiner sein und bleiben durften, und so wollen sie sich auch jetzt nicht an Frankreich oder Italien anschließen, da sie dann aufhören müßten, Waadtländer und Tessiner zu sein.

Die obigen Betrachtungen wurden durch die vorliegende Sammlung hervorgerufen. Zwar enthält sie der speciell vaterländischen Gesänge im ganzen nur wenige, aber in allen spricht sich, wenn auch nur andeutungsweise, eine vaterländische, eine schweizerische Gesinnung aus, die um so wohlthätiger wirkt, als sie nicht in hergebrachten Phrasen einherschreitet, die gewöhnlich um so hohler und bedeutungsloser sind, je hochtrabender sie sind.

Das „Dichterbuch der französischen Schweiz" enthält über hundert Gedichte verschiedener Gattung von dreißig Dichtern aus den Cantonen Genf, Waadt, Neuenburg, Wallis, Freiburg und aus dem französischen Theile des Cantons Bern, darunter zwar manche, die nicht von großem poetischen Vermögen zeugen, aber auch viele, die wahres Dichtertalent bekunden. Leider sind die besten von zu großem Umfang, als daß wir sie mittheilen könnten; wir wählen ein kleineres, von dem genfer Petit-Senn, an dem man die Eigenthümlichkeit der französischen Dichtung und zugleich die Gewandtheit des Uebersetzers erkennen kann:

Der letzte schöne Tag.

Der Herbstwind wehet durch die Wälder
Und trägt die welken Blätter fort,
Gar traurig stehn die Stoppelfelder,
Die letzten Blumen sind verdorrt,
Kein Schatten lockt mehr zu den Buchen,
Und keine Lieb' zum stillen Hag,
Ich aber will im Dorfe suchen
Den letzten schönen Sommertag.

Kaum schimmert auf dem nackten Hügel
Ein süßer lauer Sonnenstrahl,
Die Schwalbe hebet ihre Flügel
Und zwitschert heut zum letzten mal,
Mir ist's, ich hör' die Schwalbe singen:
„Und ob ich heute scheiden mag,
Noch einmal grüßen meine Schwingen
Den letzten schönen Sommertag."

Des Greises matte Schritte wanken
Zum letzten mal zur stillen Flur,
Er sieht die welken Halme schwanken,
Verweht des Sommers letzte Spur,
Es rühret seine Seele wieder
Im Traum der Jugend Flügelschlag,
Noch einmal öffnet er die Lider
Dem letzten schönen Sommertag.

Darum mit holden Blumen schmücket
Das Leben, eh' sie schnell vergehn,
O selig, wer sie heiter pflücket,
Eh' noch des Winters Stürme wehn,
Ein Augenblick nur ist gegeben,
Wo unser Herz noch lieben mag,
Denn wie das Jahr so hat das Leben
Auch seinen letzten Sommertag.

35.

Lustspiele und Possen.

Wieder einmal liegt uns eine Anzahl Lustspiele und Possen zur Beurtheilung vor. Schon mehr als einmal haben wir uns in einleitenden Worten über Werth und Unwerth der gegenwärtigen Lustspiel- und Possenliteratur ausgelassen. Wir haben meistentheils wenig gelobt, viel getadelt und mit nicht geringem Pessimismus in die Zukunft geblickt. Wir verschlossen unsere Augen nicht gegen löbliche und rühmenswerthe Versuche, aber gegen das Massengut glaubten wir sehr ernstlich die Lanze führen zu müssen. Wünsche wurden laut, welche eine Besserung oder Neubelebung des Volkstheaters erst mit einer durchgreifenden Neugestaltung unserer politischen Verhältnisse in Verbindung brachten. Heute stehen wir nun vor einem großen Wendepunkte in der deutschen Geschichte. Undenkbar ist es, daß dieser Wendepunkt nicht von Einfluß auf die deutsche Bühne sein sollte, undenkbar, daß sich die Bühne gegen eine durchgreifende Reformation sträuben und aus Vorliebe für das Hergebrachte dem geisttödtenden Schlendrian nach wie vor huldigen könnte. Allein was undenkbar scheint, ist darum nicht unmöglich. Die Befürchtung, daß unsere Bühne aus der Besserung unserer deutschen Verhältnisse wenig oder gar keinen wahren Nutzen zöge, klingt vollauf als der Erguß eines schwarzsehenden Kritikers, und doch ist die Befürchtung keineswegs ganz ungerechtfertigt. Stehen nicht Kunst und Wissenschaft oft genug zur politischen Größe und dem nationalen Streben eines Volks in umgekehrtem Verhältniß; ist nicht politischer Glanz und Ruhm mit socialem Rückschritt sehr vereinbar, und macht sich die Bühne nicht lieber zum Spiegelbild der entarteten socialen Verhältnisse als zum Anhängsel des politischen und nationalen Fortschritts! Die Hoffnungen und frommen Wünsche für das Gedeihen der Bühne klingen heute deshalb noch schüchterner als früher, und noch bescheidener lautet die halblaute Bitte an den Geist der Zeit, daß er uns doch endlich das gelobte Land der wahrhaften Nationalbühne schauen lasse.

Allein versparen wir uns einige allgemeine Bemerkungen über die Zukunft der Volksbühne für den Schluß dieses Artikels, wohin sie füglicher gehören. Machen wir die uns vorliegenden Lustspiele und Possen nicht auch noch für die Zukunft verantwortlich, während sie an ihrer eigenen Gegenwart schon genug zu tragen haben. Bauen wir ihnen lieber eine goldene Brücke und nicken wir ihnen, soweit das irgend erlaubt ist, freundlich zu: Seid Vertreter einer abgethanen literarischen Richtung und gewährt uns die frohe Hoffnung, daß, wenn ihr heute erst entständet, ihr auch von einem neuen Geiste Zeugniß ablegtet.

Wir verfahren wol schon wieder zu summarisch. Sind doch unter den vorliegenden Stücken einzelne von mehr denn flüchtiger Bedeutung, Zeugnisse einer achtbaren Productionskraft; andere freilich huldigen einem keineswegs sehr lautern Geschmack und dienen nur dem augenblicklichen Tagesbedürfniß. Von der rastlosen Firma Eduard Bloch in Berlin liegen Fortsetzungen zweier theatralischer Sammelwerke vor, welche den Reigen eröffnen mögen:

1. Eduard Bloch's Volkstheater. Nr. 15: Eine Frau, die in Paris war. Lustspiel in drei Acten von G. von Moser. Nr. 16: Müller und Miller. Lustspiel in zwei Acten von Alexander Elz. Berlin, Lassar. 1866. Gr. 8. Jedes Heft 25 Ngr.
2. Eduard Bloch's Dilettantenbühne. Nr. 127. 139—144 und 145—150. Berlin, Lassar. 1865—66. 8. Jedes Heft 7½ Ngr.

„Bloch's Volkstheater" unterscheidet sich von „Bloch's Dilettantenbühne" hauptsächlich durch den Umfang der Stücke. Die letztere bringt nur einactige Sachen, während bei dem „Volkstheater" die einactigen bisjetzt ausgeschlossen sind. Auch soll letzteres im ganzen wol ein gewählteres Repertoire bieten als die „Dilettantenbühne". Schon deshalb muß sich unsere Theilnahme mehr dem „Volkstheater" zuwenden.

Wenn wir bei Volksstücken vorzugsweise an Bürger's „Lenore", an die „Preciosa", das „Käthchen von Heilbronn" u. a. denken, so müssen wir uns über die Wahl gerade des Moser'schen Lustspiels: „Eine Frau, die in Paris war", etwas wundern. Ein Volksstück ist dieses Lustspiel ganz und gar nicht, wie schon aus dem einen Punkte hervorgeht, daß die Hauptheldin, die Marie von Schönberg, durchaus von einer geistvollen Salondame gespielt sein will. Wenn überhaupt, so kann das Stück nur an einer Bühne ersten Rangs und durch geistreiche Darsteller wirken. Das Lustspiel gehört zu der pikanten Sorte von Conversationsstücken, wie sie das moderne französische Theater liebt. Diese Sorte von Stücken ist aber durch sich selbst von der Volksbühne ausgeschlossen. Allein der Verleger will bei seinem „Volkstheater" wol auch nicht so streng scheiden, daß er sich nur an die eigentlich volksthümlichen Stücke hielte. Sonst hätte er sowol den „Frauenkampf" als auch „Die Erzählungen der Königin von Navarra" und auch „Das Glas Wasser" ausschließen müssen. Einer Eigenschaft wegen mag sich das Moser'sche Lustspiel für diese Sammlung empfehlen, um der Paraderolle der Hauptheldin willen. Vielleicht wird „Eine Frau, die in Paris war" noch ein gerngesehenes Repertoirestück, wenn sich der Marie von Schönberg nur erst eine Virtuosin ersten Rangs annimmt. Verlockt hat diese Paraderolle schon mehr als eine Salondame. Aber wie prächtig sich auch diese Salondamen in der Verkleidungsscene als Husarenoffizier ausnahmen, das Publikum schüttelte zum Theil bedenklich den Kopf. Wäre danach „Eine Frau, die in Paris war" vielleicht ein Stück, das sich besser liest als ansehen läßt? Wol möglich. Es gibt in dem Stücke mehr als Eine gewagte Situation, welche der Verfasser im Verlaufe des Stücks zwar jeder Zweideutigkeit entkleidet, welche er aber zunächst doch als eine absichtliche Zweideutigkeit hinstellt. Der Verfasser kann sich dagegen rechtfertigen. Wenn er mit französischen Komödiendichtern in Concurrenz tritt, was bleibt ihm, will er sich nicht von mittelmäßigen aber gewandten Federn überbieten lassen, übrig, als in den gangbaren Ton der französischen Komödiendichter einzufallen? Wie werden in den französischen Komödien das Eheleben und die Liebesbeziehungen der Geschlechter zueinander leichtfertig ausgebeutet! Jedes weitere Wort darüber wäre verloren. Vielleicht hätte der Verfasser noch mehr reussirt, wenn er das Lustspielthema leichter und drastischer behandelt hätte. Dann stimmten ihm wenigstens die Lacher um jeden Preis bei. So aber behalten die Bedächtigen und Scrupulösen die Oberhand. Und diese Bedächtigen meinen: eine Frau darf allenfalls so sein und so handeln wie diese Marie von Schönberg, sie darf sich nur nicht vor aller Welt Augen damit brüsten. Das ist der Grund, weshalb die Bedächtigen über diese Marie von Schönberg, diese Theaterprinzessin reinsten Geblüts, bedenklich den Kopf schütteln. Uns kann die Anschauung der Scrupulösen nicht hindern, dem leichten, oft sehr leichten und nicht gerade wählerischen Talente des Verfassers gebührende Anerkennung zuzuwenden. Wir wenigstens wollen an dieser Stelle die Strafe nicht schärfen, welche das leichte dramatische Talent in sich selbst trägt, die Strafe, sich oft in kurzer Zeit mehr oder weniger ausgeschrieben zu haben.

Wie wir schon oben angaben, bringt Nr. 16 des „Volkstheater" das vielfach gegebene Lustspiel: „Müller und Miller." Den Theaterfreunden ist es bekannt, und auch wir kannten es von früher her. Wir haben es aber doch noch einmal ausführlich gelesen lediglich des Vergleichs wegen. Nun ohne alle Umschweife: die bereits etwas abgetragen scheinenden Namensvettern nehmen sich in dem „Volkstheater" noch ganz anständig aus. Auf eine weitere Kritik dieses ältern Stücks werden wir uns natürlich nicht einlassen. Es genüge die Bemerkung, daß es um kein Haar besser oder schlechter ist als die Mehrzahl der modernsten Repertoirestücke. Wir halten das Zurückgreifen auf ältere Stücke seitens des Verlegers für das beste Mittel, dem „Volkstheater" ein mannichfaltiges Aussehen beizubringen. Wir müssen das im Interesse der deutschen Dramatik sogar fordern, wenn wir uns nicht über die Zurücksetzung der deutschen gegen die französische beklagen sollen. Die in dieser Sammlung veröffentlichten französischen Stücke: „Adrienne Lecouvreur", „Frauenkampf", „Erzählungen der Königin von Navarra", „Ein Glas Wasser", „Montjoye" sind nämlich ganz dazu angethan, sämmtliche deutsche Originale dieser Sammlung in Schatten zu stellen.

Wir vervollständigen diese Bemerkung mit Hinweis auf desselben Verlegers „Dilettantenbühne". Sieht man diese „Dilettantenbühne" mit ihren hundert und mehr modernen Producten an, welchen Schatz von Geist und Talent sollte man in ihr vermuthen! Und welche bodenlose Monotonie findet man in ihr, wenn man von einem Theaterstück noch etwas mehr als ein flüchtiges Amusement für ein Halbstündchen verlangt. Man überwinde sich nur und lese hintereinander zehn solcher modernen Bluetten, wie niederschlagend ist der Eindruck. Alle sind über einen Leisten geschlagen, über den Leisten der Geistlosigkeit; fast alle treiben Spielereien, denen zu huldigen eines gebildeten Mannes unwürdig ist. Gut, daß wir auf diese keineswegs lobenden Worte einige wirklich lobende folgen lassen können. Auch bei der „Dilettantenbühne"

erweist sich das Zurückgreifen auf ältere Stücke keineswegs als Rückschritt. Ein Fortschritt liegt aber in der Aufnahme einiger Lustspiele, welche für diese Sammlung als Perlen gelten können. Da ist unter den uns vorliegenden 13 Pièces zunächst Nr. 127 das einactige Lustspiel von Wolfgang Müller von Königswinter: „Sie hat ihr Herz entdeckt", und weiterhin Nr. 144 Roquette's „Waldeinsamkeit", beide sicherlich nicht Originale von unvergänglicher Dauer — welches einactige Stück dürfte überhaupt unvergänglichen Werth beanspruchen —, aber doch sehr schätzbare Repertoirestücke. Das erstere aber durch eine eigenthümliche, sich indeß mehr für die Novelle eignende, poetische Erfassung des Lebens fesselnd, während uns Roquette für seine „Waldeinsamkeit" noch aus besonderm Grunde interessirt, da es ihm mit mehrern größern dramatischen Werken bisher nicht gelungen ist, den ersten glücklichen Wurf zu überbieten. Wenn „Sie hat ihr Herz entdeckt" überhaupt einen allseitigen Erfolg nicht davontrug, so mag das zum nicht geringen Theile an der Naivetät der Heldin liegen; findet sich eine Darstellerin mit dieser Naivetät richtig ab, so wird das Stückchen gewiß nicht geringes Interesse erwecken, und das sicher auch in Dilettantenkreisen, für welche sich Roquette's „Waldeinsamkeit" vorzüglich eignet.

Außerdem bietet uns die „Dilettantenbühne" mit Nr. 141 das Angely'sche Liederspiel: „Die Hasen in der Hasenheide", und mit Nr. 142 nach dem Französischen: „Der Weg durch das Fenster", desgleichen mit Nr. 140 eine Uebersetzung nach dem Englischen: „Ein ungeschliffener Diamant." Wie altväterlich auch der Humor Angely's erscheinen mag, er hat von seiner Kraft nur sehr wenig eingebüßt, das heißt, damit wir uns ja keines kritischen Fehls schuldig machen, uns scheint der Angely'sche Humor an einzelnen Stellen modern aufgeputzt zu sein. Doch was thut das dem Angely; oder welches Verdienst könnte sich daraus der moderne Witz beimessen, da er nicht im Stande ist, den altväterlichen zu überbieten! Auch „Der Weg durch das Fenster" nimmt sich in dieser Sammlung höchst ehrenwerth aus, darf sich vielleicht sogar zu den relativ besten Stücken der Sammlung zählen: ein Lob, das wir auch dem „Ungeschliffenen Diamant" gern spendeten, wenn uns daran nicht eine Kleinigkeit hinderte. Der Diamant dünkt uns denn doch etwas zu wenig geschliffen, ein Tadel, welcher uns gar nicht aus der Feder will, da wir uns damit einer Unzartheit gegen eine Dame, gegen die Frau Gemahlin des Hrn. Baron Immergrün schuldig machen. Da die Dame indeß selbst viel auf ihre geringe Geschliffenheit, sit venia verbo, gibt, so haben wir uns des Tadels wegen gewiß kein graues Haar wachsen zu lassen.

Indem wir über die Nrn. 139 und 143, über die Possen: Lott' ist todt", von Günther, und: „Eine berliner Bonne", von Hahn, schnell hinweggehen, werfen wir noch einen etwas längern Blick auf den fünfundzwanzigsten Band der „Dilettantenbühne". Unter den sechs Pièces des Bandes präsentirt sich merkwürdigerweise wieder eine ältere, das Angely'sche Vaudeville: „Sieben Mädchen in Uniform", am vortheilhaftesten. Nächstdem verdient das Lustspiel nach dem Französischen: „Eine Partie Piquet", hervorgehoben zu werden, während das Gumbert'sche Liederspiel: „Die Kunst, geliebt zu werden", den Ruf nicht ganz rechtfertigt, den es auf der Bühne seiner anspruchslosen Schlichtheit wegen errungen. Das weniger gelungene Lustspiel von Bahn: „Sein Freund Babolin", dürfen wir wol, ohne dem deutschen Verfasser zu nahe zu treten, einfach für eine Uebersetzung aus dem Französischen erklären, und auch die Posse von Günther: „Ein alter Tänzer", auf französischen Ursprung zurückführen. Sollten wir bei dem „Alten Tänzer" in unserer Vermuthung zu weit gehen, so mag das der deutsche Verfasser seinen vielen sich fort und fort mit fremden Federn schmückenden Collegen anrechnen, uns aber unsere Empfindlichkeit gegen angebliche dramatische Originalwerke zugute halten, da die literarische Gewissenhaftigkeit bei unsern deutschen Possendichtern leider häufig genug hinter den Coulissen stecken bleibt. Sein Verdienst verstärkte sich dadurch nur, denn der „Alte Tänzer" zeigt sich doch von weit besserer Constitution als die obenberührte Posse: „Lott' ist todt." Leider nöthigt uns gerade die erste Pièce des Bandes, das Moser'sche Lustspiel: „Wenn man Whist spielt oder: Der dritte Mann", ein ernstliches Kopfschütteln ab. Gut, daß wir dem Verfasser oben bereits unsere Meinung ausgesprochen haben; nach diesem Lustspiele würde sie schwerlich so anerkennend ausfallen.

3. Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung von Bartholomäus Ponholzer. Zweite Folge. Augsburg, Kranzfelder. 8. 16 Ngr.

Ueber den ersten, 1862 im nämlichen Verlage erschienenen Band ist bereits in Nr. 37 d. Bl. f. 1864 berichtet worden. Der Erlös des zweiten Bandes ist wie der des ersten zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt. Wir glauben nicht, daß mit diesem Vermerke die Kritik von vornherein gefangen genommen werden soll, wir glauben aber aus ihm sofort eine bestimmte Richtung der Dramatik herauserkennen zu dürfen. Der wohlthätige Zweck weist fast mit Nothwendigkeit auf die moralisirende Tendenz dieser Volksstücke hin, die also beinahe himmelweit von der Tendenz der Bloch'schen „Dilettantenbühne", auch selbst des Bloch'schen „Volkstheater" entfernt ist. Rechtfertigen nun auch die Ponholzer'schen dramatischen Versuche eine umständliche Kritik eigentlich nicht, so ist der höhere, wir wollen sagen edlere Zweck des Buchs wol dazu angethan, der Kritik ein ausführlicheres Eingehen auf diesen Zweck abzudringen. Mit der modernen Bühne ist es theilweise so bedenklich bestellt, daß die Kritik keinen Förderer der edlern Richtung kurz abzuweisen hat, selbst wenn der gute Wille dieses Mehrers der deutschen Dramatik dessen dramatische Kraft weit überragen sollte. Das der Grund, weshalb wir diesen Volksdramen einige Zeilen über das nöthige Maß hinaus widmen zu müssen glauben.

Im Vorwort zur zweiten Folge constatirt der Verfasser zunächst das vielseitige Verlangen nach einer Fortsetzung der ersten Folge. Um vieler Nachfragen willen

sei er mit der zweiten Folge eiliger vorgerückt, als es ursprünglich in seinem Plane gelegen. „Zwar ließen wir den heißen Wunsch laut werden", so fährt er fort, „es möchte eine kundigere Hand zum dramatischen Bilde, nach Norm unserer Volksdramen, den Griffel der schönen Dichtung führen; allein bis zur Zeit hat sich dieser Wunsch nicht realisirt, somit bleibt die schwierige Aufgabe noch unsern schwachen Schultern aufgeladen." Erinnern wir uns nun, was der Verfasser über die Norm seiner Volksdramen in der ersten Folge sagte. Er meinte, das Streben unserer Zeit ginge dahin, dem Drama nach Vorgängen der Alten, besonders nach Maßgabe der Passionsspiele einen höhern und lehrreichern Charakter einzuflößen. Er erklärte sich gegen die „neckische" und oft inhaltlose Form, welche dazu diene, giftige Pillen gegen Religion und Sitte, gegen Staat und Volk durch alle Schichten in „reizender Affectation" einzustreuen. Eine gerade neue Lehre von der Reform der Bühne bringt der Verfasser nicht, denn was er sagt, das sagen im Grunde alle Vertreter einer Bühnenreform: es liege Summa Summarum die Bühne sehr im argen. Er modificirt seine Ansicht indeß durch die Wendung „nach Maßgabe der Passionsspiele" in eigenthümlicher Weise. Außerdem begrenzt er die Natur des Volksdramas dahin, daß er diese nur in chronikenartiger Behandlung des Stoffs gewahrt sieht. Er sagt darauf bezüglich:

> Wir möchten gern der Ansicht huldigen, daß des Dichters Hauptthebel der Phantasiekraft nicht die Erfindung neuer Gebilde und Ausmalung des Natürlich-Einfachen, sondern eine wahrheitsgetreue, sinnreiche, spannende Aneinanderfügung sei. Hat ja doch Ersonnenes und phantastisch Ausgemaltes so vieles gemein mit der verkümmerten und kurzen Lebensfristung fremdländischer Gewächse, von denen man ohnehin schon übermäßig viel großzog. Lehnen wir uns würdig und edel der wahrheitsgetreuen Geschichte an, dann wird dauernde Begeisterung das hehre Vorbild erwecken und zur feurigen Nachfolge entzünden, indem die Wahrheit frei macht, aber die Lüge in Fessel knechtet.

So haben schon viele andere gesprochen, wenn sie auch nicht so weit gingen, die weiblichen Personen, wie Ponholzer das thut, aus den Dramen ganz auszuschließen. Auch andere Dramatiker haben gemeint, das Volksdrama dadurch zu heben und der „Bildungsstufe des gesunden Volks" anzupassen, daß sie die schöngeistigen Reflexionen, die „docirenden Sentenzen" und tendenziösen Ausschmückungen ausschlossen, dafür aber alles Gewicht auf die chronikartige Darstellung der Facta legten. Leider aber verführt die „wahrheitsgetreue", „sinnreiche", „spannende Aneinanderfügung" der Thatsachen zu einer immer mehr chronikartigen Behandlung der dramatischen Fabel; knapper und immer knapper sollen die Personen reden und sich bewegen; der Dialog gestaltet sich fragmentarischer und immer fragmentarischer, bis die Sätze trotz vielleicht noch anständiger Länge im Grunde nur Interjectionen, oder ein Wechselspiel von Frage und Antwort im Lapidarstil des „Bist du? Ja" und „Hast du? Nein" bedeuten. Dann erscheint ein viertelstündiger Act schon über Gebühr lang, die Anekdote macht auf die Dauer des Stücks mehr und mehr ihr Recht geltend, und das Ende des volksthümlichen Dramas ist der Uebergang zur Pantomime oder Marionettenkomödie.

Etwas Derartiges fühlt Ponholzer gewiß. Weshalb füllte er sonst den größten Theil seines Buchs mit sogenannten „lebenden Bildern" aus! Weshalb, rufen wir aus, wenn er nicht die Nothwendigkeit einer idealen Erweiterung der Bühne anerkennte. Ob das nun der rechte Weg zur Hebung der Bühne ist, daß man auf der einen Seite dem Drama das schönklingende sentenzenreiche Pathos abspricht und auf der andern die „lebenden Bilder" ganz damit anfüllt, lassen wir dahingestellt. In Eintracht möchten die „lebenden Bilder" und das „Volksdrama" wol nur in dem Buche nebeneinander stehen können, bei wirklicher Verkörperung beider auf engerer oder freierer, nach dem Bedürfniß der Passionsspiele gedachter Bühne möchte bald genug das eine dem andern weichen müssen, oder beide Gattungen hätten in einem höhern Dritten, sicherlich in der idealen Tragödie, aufzugehen. Der Verfasser scheint anderer Ansicht zu sein. Er hält die historische Tragödie mit dem Passionsspiele vereinbar. „Warum haben die großen historischen Dramen und die Passionsspiele einen so großen Aufschwung genommen und sich so lange erhalten?" fragt er; und antwortet: „Es ist die Wahrheit an denselben, die da Kraft hat, immerfort zu erregen, zu erbauen und zu begeistern!" Wir glauben aber kaum, daß sich beide in dieser Weise vergleichen lassen, denn die Wahrheit in den historischen Dramen ist und soll eine andere sein, als sie in den Passionsspielen sein kann.

Im wesentlichen beabsichtigt Ponholzer mit seinen „lebenden Bildern" eine Erneuerung der alten Krippen- und Passionsspiele; er will es der kundigern Hand und größerer Begabung überlassen, das angedeutete Feld weiter zu bebauen. Welchen Eindruck gutgewählte lebende Bilder ausüben, meint er, davon dürfte man sich in Oberammergau hinlänglich überzeugt haben. Indem wir dem gern beistimmen, erinnern wir daran, daß ja auch Richard Wagner, wenn auch in anderer Weise, durch Verschmelzung der Künste eine Neubelebung der Bühne erstrebt, und was die Ansicht einer andern Autorität, des namentlich als Musikästhetiker berühmten Marx betrifft, so sah dieser ein Uebergehen der Oper in die Oratorienform, wie sie Ponholzer hier mit seinen lebenden Bildern bietet, als gewiß an.

Nach dieser längern Erörterung bleibt uns für die besondere Besprechung der einzelnen Stücke dieses Buchs wenig Raum übrig. Unsere Absicht ist aber auch gar nicht auf eine specielle Besprechung gerichtet. Wir referiren deshalb nur, daß der zweite Band oder die zweite Folge, wie der Verfasser diese Sammlung betitelt, zwei Schauspiele bürgerlichen Genres, das eine: „Der Großvater", das andere: „Die Haberfeldtreiber", beide mit bestimmt moralisirender Tendenz, letzteres eine Begründung und theilweise Rechtfertigung der im bairischen Hochlande gangbaren Volksjustiz, enthält. So knapp und drastisch beide Stücke gehalten und so löblich in der Tendenz sie durchgeführt sind, so wenig bühnenmäßig im landläufigen Sinne möchten sie sich

erweisen. Namentlich auf norddeutschen Bühnen sind beide Stücke kaum denkbar. Höchstens möchte es mit ihnen eine hamburger Vorstadtbühne oder Mutter Grübert in Berlin riskiren dürfen. Aber des Verfassers Wunsch steht auch wol nur nach dem Podium einer Dorfschenke oder nach einer Stegreifbühne unter Gottes freiem Himmel; auf einer solchen, vor einem naiven ländlichen Publikum, vielleicht in Verbindung mit einem lustigen Kehraus, einem frischen Schwanke oder einem Tänzchen in Ehren, an festlichen Tagen, wann das hochgeehrte Publikum ohnedies schon höher gestimmt ist, möchten sie vielleicht sich geltend machen.

Ueber die „lebenden Bilder" enthalten wir uns noch mehr jedes umständlichen Urtheils. Möglich daß, wenn des Verfassers Absichten eine entsprechende Verwirklichung durch eine außerordentliche Inscenirung erhielten, diese „lebenden Bilder" vermöge der Vereinigung der Musik mit der Dichtkunst, nicht minder durch ihre prachtvollen Tableaux und ihren reichen Scenenwechsel eine gewaltige Wirkung ausüben könnten, möglich sogar, daß sie in vollendeter Ausführung der Blasirtheit unserer modernen Opern- und Balletgönner Schach böten.

Emil Müller-Samswegen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur deutschen Nationalliteratur.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Erster Band: Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

In neuerer Zeit sind in erfreulicher Weise verschiedene literarische Unternehmungen an das Licht getreten, welche die Wiedereinführung unserer ältern Literaturwerke in die weitern Kreise der Gebildeten bezwecken. Zu ihnen gesellt sich die begonnene Sammlung von deutschen Dichtern des 16. Jahrhunderts, deren Herausgabe Karl Goedeke und Julius Tittmann übernommen haben.

Der erste vorliegende Band, ein Liederbuch enthaltend, läßt erkennen, daß diese Sammlung sich an die von Franz Pfeiffer herausgegebene Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters" anschließt, welche bekanntlich in gleichem Verlage erscheint. Allerdings der Periode der Dichtung nach nicht ganz genau, denn zwischen der eigentlich classischen Zeit und dem 16. Säculum liegt immer noch die Spanne von beinahe zwei Jahrhunderten. Aber äußerlich finden wir dieselbe Ausstattung, dieselbe Einrichtung, nur daß hier, im Gegensatze zu jener Sammlung Franz Pfeiffer's, deutsche Lettern gewählt sind, was sehr zu billigen ist. Worterklärungen sind hier wie dort gegeben; der Natur der Sache nach können die Herausgeber von Dichtungen des 16. Jahrhunderts sich kürzer fassen. Dennoch möchten wir zu bedenken geben, daß nicht allein in den Formen und in der Veränderung der Wortbedeutungen und einzelner Wendungen der Unterschied zwischen der Sprache der Reformationszeit und der heutigen zu suchen ist; es sind auch feinere Abweichungen vorhanden, auf die unsers Erachtens der Herausgeber aufmerksam zu machen hat, nicht um die Leser mit solcher Belehrung zu plagen, sondern um ihnen den Genuß zu erhöhen.

Die Dichtung des 16. Jahrhunderts verdient gewiß in hohem Maße, den Freunden der Literatur und Geschichte zugänglicher gemacht zu werden, als es die bisherigen Veröffentlichungen vermochten, die zum überwiegenden Theile nur den Fachgelehrten zugute kamen. Das ansprechende Gewand der neuen Sammlung, wie es der erste Band gewährt, die reiche und treffliche Auswahl aus der massenhaften Fülle jener Literatur, welche der Prospect in Aussicht stellt, der Name vor allen Karl Goedeke's, dem wir ja eigentlich die literarhistorische Würdigung des 16. Jahrhunderts erst recht verdanken: all dies wird dem neuen Unternehmen eine warme und ausgedehnte Theilnahme bereiten und sichern.

Mit einer Sammlung von Liedern wird die neue Bibliothek eröffnet. Aber warum ist der Titel gewählt: „Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert"? Zwar steht nicht „Herausgegeben von", sondern nur einfach „Von"; aber dennoch ist dadurch die Möglichkeit eines Misverständnisses nicht beseitigt. Ich selbst habe dem Titel gleich angesehen, daß das Buch von verschiedenen Gedichten aus dem 16. Jahrhundert eine neue Sammlung und Auswahl bietet, welche wir Goedeke und Tittmann verdanken. Dagegen bin ich bei andern den Irrthum gewahr geworden, den nur der Titel veranlaßte, als sei der erste Band ein für sich abgegrenztes, zusammenhängendes altes Liederbuch ohne Verfasser- oder Sammlernamen, welches hier zum ersten oder wiederholten Abdrucke gelange, wie unter anderm das bekannte Liederbuch der Klara Hätzlerin.

Die Herausgeber beginnen ihre Sammlung deutscher Dichtungen aus dem Zeitalter der Reformation mit gutem Bedachte gerade mit den Liedern. Denn das Lied nimmt zu dieser Zeit eine besonders hervorragende Stelle ein. In ihm spiegelt sich das ganze Leben, in seinen Bereich gehört die edelste Frucht des poetischen Schaffens, welches die neue Lehre erweckte und heranzog, das deutsche Kirchenlied. Dennoch wäre es wol für die ganze Sammlung räthlich gewesen, wenn das Liederbuch auf die Werke bestimmter Autoren gefolgt wäre und so vielleicht den Schluß gebildet hätte.

In dem sehr einfach und klar geschriebenen Vorworte, welches zugleich mit zur Einleitung dient, spricht Julius Tittmann in aller Kürze über die Bedeutung und Entstehung des deutschen Liedes, über das Verhältniß des volksmäßigen Gesangs zur Kunstdichtung, über die verschiedenen Arten und Formen, sodaß der Leser ein Bild im allgemeinen gewinnt von der deutschen Liederdichtung, ehe er sich den einzelnen Erzeugnissen zuwendet. Für den Zweck der Sammlung konnte schlechterdings keine andere Ordnung des Stoffs getroffen werden, als die von den Herausgebern gewählte, nämlich die nach Arten:

Es folgen aufeinander 1) „Volks- und Gesellschaftslieder", 2) „Geistliche Lieder", um in ihnen darzustellen, was das deut-

sche Volk im Kleinsten sowol als im Höchsten bewegt. Daran schließen sich 3) die „Historischen Lieder", in denen die Theilnahme des Volks an den Ereignissen der Zeit sich abspiegelt. Den Schluß machen 4) die „Dichtungen der Meistersängerschulen", welche, wenn auch nicht unberührt von dem Geiste der Zeit, doch wegen der Wahl der Stoffe und der conventionellen Behandlungsweise als eine Besonderheit neben den übrigen dichterischen Productionen des Jahrhunderts stehen.

Zu jeder dieser vier Abtheilungen ist, wie es in Pfeiffer's Ausgabe der Gedichte Walther's von der Vogelweide gehalten wurde, je eine Vorbemerkung vorausgeschickt, welche, die Einleitung ergänzend, das Nöthigste über Geschichte, Bedeutung und Charakter der betreffenden Liedergattungen beibringt.

Was die benutzten Quellen anlangt, die ältern Liedersammlungen mit und ohne Melodien, so staunt man billig über die große Zahl derselben. Sie sind in einem Verzeichnisse zusammengestellt. Außerdem sind die öfters benutzten Handschriften und Einzeldrucke an betreffender Stelle in den Anmerkungen bibliographisch angeführt. Im Verhältniß zu der ungemeinen Liederfülle, welche das 16. Jahrhundert hervorbrachte, ist die neue Sammlung nicht umfangreich. Die Herausgeber gingen von dem Grundsatze aus, daß einerseits das Wesentliche und Charakteristische für die Dichtung jener Zeit dargeboten, andererseits das Ansprechendste für die Gegenwart gegeben werden müsse. Nach beiden Richtungen hin mag die Auswahl nicht immer leicht gewesen sein. Aber die offenbare Selbstüberwindung der Herausgeber, welche sich bei aller Reichhaltigkeit des Dargebotenen immer doch nur auf eine verhältnißmäßig kleine Auswahl beschränkte, gibt von vornherein die Gewißheit, daß hier mit Ueberlegung und Geschmack verfahren sei.

In der Textmittheilung finden wir eine verständige Regelung der Schreibung, wie sie dem Charakter der Sammlung angemessen war. Hinsichtlich der kritischen Herstellung überlassen wir uns dem Bekenntnisse der Herausgeber, daß die von ihnen geübte Kritik auf sorgfältiger Vergleichung verschiedener Abfassungen beruhe, daß womöglich auf die ältesten und besten Drucke zurückgegangen sei und bei Aenderung sichtlich verdorbener Texte große Behutsamkeit gewaltet habe. Von einer Lesartensammlung, die vielleicht dem einen oder andern willkommen gewesen wäre, ist mit allem Rechte abgesehen.

Bei einer solchen Sammlung kann es nicht fehlen, daß wir Stücken begegnen, welche uns aus andern ähnlichen oder verwandten Unternehmungen bekannt sind. Dadurch gerade sind wir in den Stand gesetzt, im einzelnen über die Auswahl zu urtheilen, aber auch zugleich uns über sie zu freuen. Eine Nachprüfung an der Hand der Quellen wird schon äußerlich aus dem Grunde unmöglich sein, weil dieselben in ihrer Gesammtheit wol nirgends zu Gebote stehen, und in diesem Falle kann nur die Gesammtheit entscheiden, wo es sich um eine Auswahl handelt. Der allgemeine Eindruck, den die Sammlung hervorbringt, ist ein höchst günstiger; die schönsten und bezeichnendsten Lieder, die uns anderwärts her bekannt sind, begegnen uns auch hier; und wenn wir vielleicht das eine oder das andere auch noch aufgenommen sehen möchten, so muß uns der kritische Grundsatz, welcher für die Auswahl maßgebend war, sowie die räumliche Beschränkung auf nur einen Band zur Genügsamkeit stimmen.

Der heutige Leser geräth leicht in die Gefahr, die Versicherungen der Literarhistoriker und Sprachforscher über die Schönheit und Vortrefflichkeit älterer Dichtungen für subjectiv oder selbst für verzeihliche Ueberschätzung zu halten. Die ungewohnte Sprache und Form, die sogar dem heutigen ausgebildeten und regelrechten Deutsch gegenüber als falsch und willkürlich aufgefaßt wird, stößt manchen ab, dem geistigen und gemüthlichen Kerne nachzuspüren. Dazu kommt der sogenannte ästhetische Standpunkt, auf den sich die meisten stellen zu müssen glauben, wenn sie es nicht zu einer genußreichen Nachempfindung bringen können. Am versöhnlichsten verfährt noch der, welcher die alten Erzeugnisse, namentlich die in ihrer Bestimmung die poetische Form nur zum Mittel, nicht zum Selbstzweck haben, rein von der historischen Seite aus betrachtet und demgemäß beurtheilt. In dieser Beziehung wird die Goedeke-Tittmann'sche Sammlung auf der einen Seite sich ihren Weg erst zu bahnen haben, auf der andern aber zur innigern Werthschätzung unserer ältern Literatur wesentlich mit beitragen. Wer das „Liederbuch" zur Hand nimmt, wird freilich die Erinnerung an eine moderne Anthologie lyrischer Blüten austilgen müssen. Aber wir zweifeln keinen Augenblick, daß eine öfters wiederholte vorurtheilsfreie Lektüre den Geschmack und die Freude an dieser alten Liederkunst erzeugen und erhöhen wird. Die frische Natürlichkeit, die markige Kraft, der gesunde Humor haben ja immer eine belebende Wirkung. Wir wollen wünschen, daß mit einem solch innerlichen Einflusse auch ein erwünschter äußerer Erfolg verbunden sei, damit das schöne Unternehmen einen guten Fortgang habe.

Am reichsten ausgestattet ist die erste Abtheilung, welche „Volks- und Gesellschaftslieder" enthält, 175 Nummern. Die Vorbemerkung enthält eine ungemein treffliche Charakteristik des Volksliedes, welche auch auf diejenige Gattung auszudehnen ist, der die dritte Abtheilung eingeräumt wurde. Denn das historische Lied gehört nicht minder zum Volksliede. In Bezug auf die dichterische Form und Behandlung des Volksliedes wird sehr richtig unter anderm Folgendes bemerkt:

> Nirgends gibt sich eine bewußte künstlerische Thätigkeit und Absichtlichkeit kund, nirgends eine gleichmäßige Herrschaft über die Stoffe und deren Einkleidung.... Der Vortrag ist selten ebenmäßig fortschreitend, vielmehr springend wie der Gang der Gedanken, die Darstellung lückenhaft, oft nur andeutend, was als allgemein verständlich angesehen wird.... Die Dichtung des Volks ist durchweg ungemein einfach in der Wahl der poetischen Mittel, nie nach Neuem suchend, lieber an Bekanntes sich anschließend, früher Gebrauchtes nicht verschmähend. Darum jene wiederkehrenden Wendungen und Ausdrücke, stehende Formeln, wie sie jedem zur Hand liegen und die jeder sich unbedenklich aneignet, wenn er sie für tauglich hält, seine Gedanken zur Anschauung zu bringen.

Die Mannichfaltigkeit der dichterischen Stoffe ist in dieser ersten Abtheilung groß. Die Herausgeber haben die Liebeslieder vorangestellt. Wir begegnen hier dem

noch heute wohlbekannten „Insbruck, ich muß dich laßen". Daran schließen sich die sogenannten Tagelieder, die den Uebergang zu den balladen- und romanzenartigen Liedern vermitteln. Darauf folgen Reiterlieder, Frühlingslieder, Weinlieder, Musikalieder u. s. w. Unter den Trinkliedern auch das bekannte: „Den liebsten bulen, den ich han, der leit beim wirt im keller." Zuletzt sind ein paar Proben gegeben von der Art und Weise, wie die Dichtung auch die ernste Seite des Lebens auffaßt und ein Bild der Zeit sich zurechtlegt.

Die zweite Abtheilung: „Geistliche Lieder", 40 an der Zahl, bringt die schönsten Kirchengesänge Martin Luther's und seiner Nachfolger. Manche derselben sind noch heute gebräuchlich, aber meist in solcher Modernisirung und selbst dichterischen Entstellung, daß die Originaltexte gewiß vielen von hohem Interesse sein werden. Andere früher vielgesungene Kirchenlieder sind mit der Zeit außer Uebung gekommen. Die Vorbemerkung gibt eine Skizze von der Entstehung des deutschen Kirchenliedes, vom Wirken Luther's, von der engen Beziehung zwischen unsern Volksliedern und der protestantischen Lyrik. Besonderes Interesse gewähren diejenigen geistlichen Lieder, welche einfache Umdichtungen weltlicher sind. Die Herausgeber haben die hierherzuzählenden Gedichte an den Schluß dieser Abtheilung gestellt und auf die betreffenden Stücke, welche im ersten Abschnitt zu finden sind, verwiesen. So ist das geistliche Lied von H. Knaust: „O welt ich muß dich laßen", eine Umdichtung von „Insbruck, ich muß dich laßen". Von Hans Sachs ist aufgenommen eine geistliche Tageweise, welche beginnt:

Wach auf, meins herzen schöne,
du christenliche schar,
und hör das süß getöne,
das rein wort Gottes klar u. s. w.

Und dies ist Umdichtung des Wächterliedes:

Wach auf, meines herzen ein schöne,
zart allerliebste mein!
ich hör ein süß getöne
von kleinen waldvögelein u. s. w.

In der dritten Abtheilung, welche den „Historischen Liedern" gewidmet ist, konnte es bei dem Umfang des Stoffs nur auf Proben von verschiedenen Gattungen der historisch-politischen Volksdichtung ankommen. Umfassende Sammlungen besitzen wir schon, und namentlich wird gegenwärtig an einem großen Werke gearbeitet, welches auch die historischen Lieder des 16. Jahrhunderts in reicher Auswahl bringen wird und zum Theil schon gebracht hat. Wer sich genauer mit diesem wichtigen und anziehenden Gebiet vertraut zu machen wünscht, wird daher sich der genannten reichern Quelle der Belehrung zuwenden. Wer sich dagegen nur ein allgemeines Bild von der historischen Liederdichtung im 16. Jahrhundert machen will, findet bei Goedeke und Tittmann treffliche Stücke genug. Die Auswahl dieser nur 21 Lieder ist wirklich ganz ausgezeichnet und gibt rühmliches Zeugniß von der Sorgfalt und Belesenheit der Herausgeber.

Die „Meisterlieder" in der vierten Abtheilung werden zunächst wegen ihrer Form interessiren. Hinsichtlich der Stoffe hätten wir gewünscht, daß neben den weltlichen balladenmäßigen Gedichten auch die geistlichen und biblischen berücksichtigt wären, weil diese innerhalb der Singschulen doch immer die Hauptrolle spielten. Die Vorbemerkung handelt von der Ausbreitung des Meistergesangs, von den Gesellschaftsordnungen der Singschulen, namentlich von der bekannten Tabulatur mit ihren Regeln und Verboten, und von den Stoffen, welche die Meistersänger für ihre schulmäßige Kunst wählten. Am Schlusse wird als bedeutsam hervorgehoben, daß die Meistersängerdichtung der Gesammtrichtung des Jahrhunderts folge im Kampfe für die neue Lehre und Glaubensfreiheit. Vor allem dürfe nicht vergessen werden, daß aus einer Meistersängerschule der größte Dichter — Goedeke nennt ihn sonst einmal treffender den reichsten — des Jahrhunderts hervorgegangen sei.

Nach den Texten folgt ein Verzeichniß der Lieder nach den Versanfängen, den Beschluß macht das Wortregister, welches auf die Anmerkungen verweist.

Was speciell der zweite Band der Sammlung bringen wird, ist aus dem Prospecte nicht zu ersehen. Im allgemeinen sind in Aussicht genommen: Schauspiele, Fabeln und Schwänke, Erzählungen, Lehrdichtungen, Auswahl aus Fischart, Auswahl aus Hans Sachs: also alle Richtungen der poetischen Production des Reformationszeitalters werden in dieser neuen Bibliothek vertreten und vereint sein.

Reinhold Bechstein.

Bibliographie.

Anton, H. S., Bemerkungen zu Krebs-Allgayer's Antibarbarus der lateinischen Sprache. Erfurt, Villaret. Gr. 4. 12 Ngr.

Archiv für Buchhändler. Rundschau auf dem Gebiete des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels sowie verwandter Geschäftszweige. Unter Mitwirkung namhafter Geschäftsmänner und Schriftsteller herausgegeben von H. Pfeil. 1stes Heft. Neudnitz, Pfeil's Selbstverl. Gr. 8. 15 Ngr.

Bloemer, F., Ergänzungen eines Glaubensbekenntnisses. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 12 Ngr.

Bölte, Amely, Weiter und Weiter. Roman. Jena, Hermsdorf. 8. 2 Thlr.

— — Die Welfenbraut. Roman. Jena, Hermsdorf. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brunold, F., Welt und Gemüth. Novellen. 2 Bde. Malchin, Wendt. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Buch Hiob und die Salamonischen Schriften. Biblisch-critische Studien. Wien, Hilberg. Gr. 8. 9 Ngr.

Buhse, F. W. D., Internationale — französisch-englisch-spanisch-italienische — Grammatik für Deutsche. Ein praktisches Handbuch zur Erleichterung und Beförderung der Sprachkenntniß, zum Selbstunterricht und Nachschlagen. 3 Thle. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 6 Thlr.

Christiansen, C., Die Absurdität der sogenannten Todesstrafe. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Christinger, J. J., Theodor Bibliander. Ein biographisches Denkmal. Frauenfeld. Gr. 4. 8 Ngr.

Deecke, W., Wilhelm von Bippen. Ein Lebensbild. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 12 Ngr.

Dupanloup, F., Die Erziehung. Autorisirte Uebersetzung. 1ster Thl. Von der Erziehung im Allgemeinen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 1stes Bdchn.: Antonius und Kleopatra Uebersetzt von Paul Heyse. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Admiral Tegetthoff und die österreichische Kriegsmarine. Von einem Fachmann. Meran, Pötzelberger. Gr. 8. 6 Ngr.

Ziethe, W., Das Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet. 13te Lief. oder Suppl. — A. u. d. T.: Das Leben der Apostel. 1ste Lief. Berlin, Schweigger. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Beiträge zur Charakterologie.

Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Von Dr. Julius Bahnsen.

Erster Band. 8. Geh. 2 Thlr.

Der Gegenstand dieses Werks ist ein sehr interessanter und nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch wichtiger. Zum ersten male wird hier die Erforschung des menschlichen Charakters, der Elemente, aus denen er zusammengesetzt ist, sowie der Mischungen und Mischungsverhältnisse desselben als eine besondere Wissenschaft behandelt. Der Verfasser knüpft dabei an die von Schopenhauer ausgesprochenen Grundgedanken über den Charakter an und gibt vielfach zu seinen Betrachtungen die pädagogische Nutzanwendung, wodurch das Werk zugleich ein specielles Fachinteresse für Erzieher erhält. Nicht minder werden Criminalisten und Seelenärzte, Ethiker und Philosophen viele fruchtbare Anregungen daraus empfangen. Aber auch für das große gebildete Publikum ist das Werk vom mannichfachsten Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Internationale
— französisch-englisch-spanisch-italienische —
Grammatik für Deutsche.

Ein praktisches Handbuch zur Erleichterung und Beförderung der Sprachkenntniß, zum Selbstunterricht und Nachschlagen.

Bearbeitet von

F. W. V. Buhse.

8. Geh. Zwei Theile. Jeder Theil 2 Thlr. 15 Ngr.

Dritter Theil: Schlüssel in vier Sprachen. 1 Thlr.

Diese Grammatik verfolgt auf ganz neuer Basis den Zweck der Beförderung des gleichzeitigen Studiums der vier europäischen Hauptsprachen. Vor allem ist darin eine praktische Tendenz, nicht eine rein wissenschaftliche vorwiegend und infolge dessen empfiehlt sich das Werk außer zum Gebrauch für Handelsschulen und höhere Bildungsanstalten namentlich auch für den Selbstunterricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nicolai Cusani

de concilii universalis potestate sententia explicatur.

Dissertatio inauguralis.

Scripsit **Clemens Fridericus Brockhaus.**

8. Geh. 15 Ngr.

Die vorliegende Habilitationsschrift beschäftigt sich mit dem gelehrten Cardinal Nikolaus von Cusa, aus der Zeit des Baseler Concils, und mit den Ansichten über die allgemeinen Kirchenversammlungen, welche derselbe vorzüglich in seinem Werke „De Concordantia catholica" entwickelt hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe ohne Adresse.

Von

Arthur Görgei.

Deutsche Originalausgabe,

im Auftrage des Verfassers aus dem ungarischen Original-Manuscript übersetzt.

8. Geh. 10 Ngr.

Arthur Görgei veröffentlicht hiermit eine Rechtfertigungsschrift, welche sehr wichtige neue Details über die entscheidende Katastrophe von Világos enthüllt und sein 1852 erschienenes Memoirenwerk: „Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849", in vielen Punkten ergänzt. Die Schrift wird gerade im gegenwärtigen Augenblick besonders lebhaftes Interesse erregen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen.

Geschichte der deutschen Union von den Vorbereitungen des Bundes bis zum Tode Kaiser Rudolfs II. (1598—1612). Von **Moritz Ritter**, Privatdozent der Geschichte an der Universität zu München. Erster Band. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dem Verfasser standen als Mitglied der historischen Commission in München die wichtigsten archivalischen Quellen zur Aufhellung einer noch wenig bekannten Periode der deutschen Geschichte zu Gebote.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen

von **Dr. C. A. Kortum.**

Elfte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Classisch in ihrer Art und echt deutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das kürzliche Erscheinen einer elften Auflage beweist. Immer wieder werden die Liebhaber naiv-humoristischer Dichtung mit Behagen zur Lektüre der „Jobsiade" zurückkehren.

Eine Zeitungs-Redaction sucht für ihr Feuilleton spannende Erzählungen in markigem, klarem Stil mit heiterm oder ernstem, aber nicht düsterm Hintergrunde. Stoffe aus der preußischen Geschichte, besonders aus der Zeit der Befreiungskriege sind sehr erwünscht. Es handelt sich nicht etwa nur um ungedruckte Manuscripte, auch bereits in Sammlungen, Büchern, oder Zeitschriften erschienene Erzählungen können dienen. Offerten mit Angabe der Honorarbedingungen, vorläufig ohne Manuscripte, werden durch die Expedition der „Blätter für literarische Unterhaltung" erbeten, welche auch nähere Auskunft ertheilt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 27. Juni 1867.

Inhalt: Kleine Schriften von F. W. Ebeling. Von Rudolf Gottschall. — Lustspiele und Possen. Von Emil Müller-Samswegen. (Beschluß.) — Eine neue Wissenschaftslehre. — Romane und Erzählungen. — Feuilleton. (Wander's Oratio pro domo.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Kleine Schriften von F. W. Ebeling.

Mosaik. Kleine Schriften zur Geschichte und Literatur. Von Friedrich W. Ebeling. Leipzig, Purfürst. 1867. Br. 8. 2 Thlr.

Mustvisch genug gemahnt der vorliegende Band, um seinem Titel: „Mosaik", vollkommen zu entsprechen. Einer Abhandlung über „Die Kirchenversammlung zu Trient in den Jahren 1562 und 1563 vornehmlich vom Gesichtspunkte der religiös-politischen Zustände Frankreichs", die aus gediegener historischer Quellenforschung hervorgegangen ist, folgen: „Sechs ungedruckte Briefe von Martin Opitz von Boberfeld" an den Fürsten Ludwig von Anhalt-Dessau, dem anhaltinischen Gesammthaus-Archiv zu Köthen entnommen, „Prospecte zu Schulkomödien" aus dem 17. und 18. Jahrhundert, eine aus „Unsere Zeit" abgedruckte Abhandlung über „Die italienische Lyrik seit Anfang unsers Jahrhunderts", ein pikanter Beitrag „Zur Geschichte der wiener Journalistik im Jahre 1848", mit scharf umrissenen journalistischen Charakterköpfen, und schließlich eine Ehrenrettung von „Elise Bürger", der dritten Gattin des berühmten Volks- und Balladendichters.

Es ist offenbar die letzte Abhandlung, auf welcher der Schwerpunkt des Werks ruht. Ueber die Entstehungsgeschichte und Tendenz derselben spricht sich Ebeling in der Vorrede folgendermaßen aus:

Erweiterung einer flüchtigen Bekanntschaft mit der Witwe des ältesten Sohnes des Dichters Gottfried August Bürger leitete selbstverständlich die Rede auf dessen dritte Ehe. Briefe im Besitze der genannten Matrone, von Elise Hahn an Emil Bürger gerichtet, stellten mir deren Charakter in einem ganz andern Lichte dar, als sie ausnahmslos, auch von mir selbst noch kurz vorher (in meiner „Geschichte der komischen Literatur", III, 258) betrachtet worden. Mündliche Mittheilungen befestigten vollends meine Muthmaßung, daß man das Unglück jener Verbindung gar zu einseitig der Schwäbin aufgebürdet haben dürfte, und der Vollzug eines Actes der Gerechtigkeit, wenn noch durch anderweitige Belegstücke unterstützt, schien mir in diesem Falle ebenso nothwendig als Theilnahme erweckend und verdienstlich. Im Nachgehen der frühern Verhältnisse jener Frau bekam ich über Erwarten ausreichendes Material, also daß ich zwar schlechterdings keinen um- und vollständigen Lebenslauf, jedoch eine Vertheidigung derselben unternehmen durfte, vielleicht ausgiebiger, als mir dessen Verwendung gelungen: Briefe von Elise Bürger und an sie; verschiedene Blätter zusammenhangsloser Aufzeichnungen ihrer Hand, möglicherweise in der wiederkehrenden, doch meines Wissens beständig aufgegebenen Absicht einer Veröffentlichung ihrer Lebensgeschichte erfolgt; Briefe von G. A. Bürger; von der Schriftstellerin Marianne Ehrmann; und glaubwürdige Mittheilungen von Personen, welche die Arggeschmähte persönlich gekannt. Zu besonderer Erkenntlichkeit fühle ich mich auch der Generaldirection des königlichen Hoftheaters zu Dresden, und insonderheit dem Hoftheater-Registrator Herrn Ferdinand Liebscher verbunden, welcher sich mit vieler Mühe der Durchsicht der leider unvollständigen Acten des ehemaligen deutschen Theaters in Dresden von 1764—1815 unterzogen. So außer allem Verhältniß das Resultat dieser Mühe zu meinen Wünschen, war ich doch in der Lage, es unverkümmert verwenden zu können. Uebrigens gestatteten der verschiedenartige Inhalt und mancherlei Beziehungen jener Papiere sammt den beschränkenden Bedingungen ihrer meinem Unterfangen bereitwillig entgegengekommenen Eigenthümer kaum andere Benutzung als die vorliegende. Manches ist mir aus allzu großer Rücksicht und theilweise unbegreiflicher Discretion vorenthalten und untersagt worden. Indeß darf ich es wol kaum bedauern; denn andernfalls wäre die betreffende Darstellung, welche nothwendig auch schon Bekanntes in sich aufnehmen mußte, zu einem Umfange gediehen, den mir dieses Buch und anderweitige Ansprüche an meine Zeit platterdings verboten.

Von dem, was über diesen Gegenstand zeither geschrieben und gedruckt worden, ist mir, mit Ausnahme eines einzigen Buchs, schwerlich etwas Erhebliches entgangen. Dies Buch ist: „G. A. Bürger's Ehestandsgeschichte" (Hamburg und Berlin 1812). Ich habe es vergebens auf mehrern Bibliotheken gesucht, vergebens auf antiquarischem Wege. Nach mehrwöchigen Bemühungen mußte ich mich an vorhandene Excerpte halten, meine aber, daß sie der gestellten Aufgabe hinreichend entsprechen. Ich fürchte nicht, die unerlangte Partie könne mein Plaidoyer über den Haufen stoßen.

In Bezug auf eheliche Verhältnisse gibt es kein romanhafteres Dichterleben in Deutschland, als das des Dichters der „Lenore" war. Die häuslichen Lebensbeziehungen des Dichterfürsten in Weimar waren zwar auch nicht correct zu nennen, und das wenige Unharmonische, was sich in der Biographie des groß angelegten Dichters findet, mag sich auf dieselben zurückführen lassen. Gleichwol war Fräulein Vulpius ein harmloses Knöspchen, das sich der weimarische Geheimrath an die Brust steckte und das ihn nur hin und wieder einmal genirte. Es war nur die

Unangemessenheit der geistigen Bildung, die störend empfunden wurde — und auch hierin mögen die schöngeistigen und feinfühligen Damen, welche dem Bürgermädchen den großen Dichter und Minister nicht gönnten, wol etwas zu schwarz gesehen haben. Goethe sympathisirte einmal mit den Gretchen und Käthchen, den weiblichen Naturkindern; wer mochte es ihm verargen, daß er die Schwester des Rinaldini-Dichters sich zur Lebensgefährtin wählte, die freilich einer Frau von Schiller und Frau von Herder gegenüber eine gänzlich untergeordnete Rolle spielte? Und daß er sie erst heirathete, um sie Napoleon vorstellen zu können — das war doch nur eine Folge jener freiern Anschauungen über Liebesverhältnisse, die damals in dem literarisch-emancipirten Deutschland gäng und gebe waren.

Genialer freilich als Bürger hat kein anderer Dichter der ehelichen Schranken gespottet. Kaum mit der ersten Frau verheirathet, entbrennt er in Liebe zu ihrer Schwester, welche denn auch die Gattin seiner Wahl wurde. Das kanonische Recht mußte sein Haupt verhüllen vor diesen Verhältnissen. Nach dem Tode seiner ersten Zwangsgattin heirathete er die Schwester, die heißgeliebte Molly, doch sie wurde ihm früh durch den Tod entrissen. Der Abschluß einer dritten Ehe wurde in der romanhaftesten Weise eingeleitet; es war eine Ehe, die durch journalistische Vermittelung zu Stande kam. In Stuttgart erschien eine Monatsschrift: „Amaliens Erholungsstunden", welche eine Schriftstellerin, Marianne Ehrmann, seit 1790 herausgab. Sie schickte Ankündigungen mit der Bitte einer empfehlenden Vertheilung auch an Bürger. Um ihm zu zeigen, wie sehr Bürger auch in Schwaben gefeiert sei, legte sie eine Nummer des „Beobachter", einer von ihrem Gatten, Theophil Friedrich Ehrmann, herausgegebenen „politisch-moralisch-satirischen Wochenschrift" bei, die Nummer vom 8. September 1789, welche ein Gedicht zur Verherrlichung Bürger's von einem gebildeten und gefühlvollen Mädchen enthielt. Es sind schon viele Dichter in solcher Weise verherrlicht worden; in derartiger blaustrümpflicher Bewunderung, mochte sie nun in Vers oder Prosa auftreten, lag durchaus nichts, was den Reiz der Neuheit ausüben konnte. Neu aber war die praktische Schlußwendung, in welche das Gedicht auslief. Die Dichterin begnügte sich nicht damit, dem Poeten einigen Weihrauch zu spenden; sie bot ihm geradezu ihre Hand an. Das ging offenbar über die poetische Licenz hinaus; das war ein Mädchen, welches resolut die Gelegenheit beim Schopfe faßte und sich den Mann, den sie aus der Ferne liebte, auch ohne weiteres für die nächste Lebensgemeinschaft zu erobern suchte. Die Schlußverse dieses merkwürdigen Gedichts lauteten:

In St.....s Mitte leben wir,
Aus St.....s Mitte schreib' ich dir,
Du lieber, trauter Mann!
Man sagt, du sollst ein Witwer sein;
Kommt dir die Lust zum Freien ein,
So komm heran!

Denn können tausend Freier her
Und trügen Säcke Goldes schwer,
Und Bürger zeigte sich,
So gäb' ich sittsam ihm die Hand
Und tauschte mit dem Vaterland,
Geliebter, dich!

Drum kommt dir mal das Freien ein,
So laß's ein Schwabenmädchen sein
Und wähle immer mich!
Mit echter Schwaben-Redlichkeit,
Mit deutschem Sinn und Offenheit
Liebt ferner dich

Die Verfasserin
..y..

Bald ergab es sich, daß die Verfasserin dieser Zeilen, die man nur unter den excentrischen Mädchen Stuttgarts suchen konnte, Maria Christine Elise Hahn war, die einzige Tochter der verwitweten Expeditionsrath Hahn, die sich über viele lächerliche Vorurtheile des gesellschaftlichen Lebens spöttelnd hinwegsetzte und der man allerlei Geniestreiche und bedenkliche Geschichten nachsagte. Der Redacteur Ehrmann kam durch einen Vergleich der Handschrift der Dichterin auf die Spur, da er die Züge des eingesendeten Manuscripts in einem Stammbuche wiederfand. Zur Rechtfertigung des verhängnißvollen Geniestreichs sucht Ebeling zu beweisen, daß das Gedicht gegen Wissen und Willen von Elise Hahn durch den Bruder eines Hausfreundes, den Studenten Nast, dem Drucke übergeben worden sei, daß sie mithin sich weder öffentlich, noch überhaupt zum Weibe angetragen habe, sondern wider Wissen und Wollen angetragen worden sei. Ebenso meint Ebeling, daß Bürger nicht, wie Althof, Jördens u. a. behaupten, den sogenannten Antrag blos als Spiel einer aufgeregten Phantasie betrachtet und erst nach dem Einlaufen verschiedener günstiger Nachrichten über die Dichterin gemeint habe, die Sache verdiene doch wol reifliche Erwägung, sondern daß ihn der Vorfall sofort ernstlich und anhaltend beschäftigt habe. Am 20. November bereits antwortete er auf die ihm am 17. November zugekommene Zusendung der Frau Ehrmann. In dieser Antwort heißt es unter anderm:

„Ach, das Schwabenmädchen! Beinahe hat es mich durch seine ganz außerordentliche Schmeichelei erschreckt, wiewol freilich auf eine nicht unbehagliche Weise. Wahrlich, einen solchen Glauben hat wol noch kein Poet in Israel gefunden. Ich kann gar nicht leugnen, ich möchte das Mädchen namentlich und näher kennen. Ist es von Ihrer Bekanntschaft, so begehen Sie immer eine kleine Verrätherei, und fürchten Sie davon nicht den mindesten Misbrauch. Ich will auch dann dem Schwabenmädchen zuverlässig und so antworten, daß es wol sehen soll, man lasse sich für seine Verse von dem wackern Mädchen sehr gern ein wenig lieb haben." Allein seine Ungeduld in Verfolg der Angelegenheit ist viel zu groß, seine Erregung flugs zu hoch gestiegen, um die „kleine Verrätherei" der Frau Ehrmann abzuwarten. „Ich habe", lautet die Nachschrift desselben Briefs, „es nicht lassen können, dem Schwabenmädchen gleich jetzt zu zeigen, daß es sein Lied nicht einem Manne von Holz vorgesungen. Können Sie aber die Einlage nicht an die Behörde bringen, so traue ich es Ihrer Güte zu, daß Sie mir selbige zurücksenden werden." Die Einlage bestand in dem bekannten Gedichte:

Was singt mir dort aus Myrtenhecken
Im Ton der liebevollen Braut?

Frau Ehrmann spielte die Vermittlerin. Elise wollte

Antwort und Gedicht nicht annehmen und that dies nach langem Sträuben erst unter der Bitte strengster Discretion. Alle Ueberredungskunst vermochte sie nicht zu einer Erwiderung zu bewegen. Bürger wunderte sich über das lange Schweigen und schrieb Mahnbriefe an die blaustrümpfliche Frau Marthe. In einem derselben heißt es:

Aufrichtig muß ich Ihnen gestehen, das Mädchen spukt mir von Tag zu Tage mehr — im Herzen? — Nein, das wäre wol für jetzt noch zu übertrieben — aber in der Phantasie spukt es mir gewaltig herum. Sie glauben nicht, was für allerliebste Schöpfungen diese Tag und Nacht dem sehnenden Herzen vorgaukelt, und wie süß sie ihm dabei nach dem Munde zu schwatzen weiß. Redete mir die alte kalte Matrone Vernunft nicht bisweilen dazwischen: „Es ist ja nur Theaterspiel, was du vor dir siehst!“ so wäre es kein Wunder, wenn das Herz längst in allen Banden der Täuschung gefangen läge. Wenn sich nun dereinst einmal auswiese, daß das wirkliche Schwabenmädchen in Stuttgarts Mitte nicht das Mädchen in der Mitte meiner phantastischen Schöpfung wäre, so könnte das eine Erlösung geben, die dem verwöhnten Herzen eben keine Freude machte. Bisjetzt verdirbt indessen Ihre Wahrheit eben noch nichts an dem bunten Christgärtchen meiner Phantasie. Diese baut daher nur desto emsiger fort und weiß sogar den spröden Stoff der Wahrheit vortrefflich zu ihren Absichten zu benutzen. Das Aeußere des Mädchens, liebe Frau, müssen Sie mir bei Zeit und guter Malerlaune etwas ausführlicher schildern. Denn man faisele von überirdischer Seelenliebe auch was man wolle; so bleibt doch das — mir wenigstens — ewig wahr: irdische Liebe keimt in der Sinnlichkeit und behält, sie treibe ihre Zweige und Blätter nachher auch noch so hoch in geistige Regionen hinauf, dennoch immer in der Sinnlichkeit ihre wahrhafteste Wurzel. Dem Liebenden muß der geliebte Gegenstand in sinnlicher Schönheit und Anmuth erscheinen, er mag nun wirklich schön und anmuthig sein oder nicht. Sonst ist die Liebe im vollen Verstande des Worts unmöglich, und wer sie dennoch vorgibt, der lügt und trügt, mit oder ohne Bewußtsein. Ich habe über diesen Glaubensartikel schon manche Fehde gehabt. Was das Innere des Mädchens betrifft, so können Sie mit wenigen Pinselstrichen abkommen. Nicht als ob dieses minder wichtig wäre, sondern weil hier ein Praktikus, der sich in seinem Leben schon mit mancherlei Charakteren herumgetummelt hat, aus wenigen datis durch Schlüsse sich leicht weiter fortzuhelfen weiß. So hat z. B. in Ansehung des Charakters Ihr Brief mir kaum etwas Neues gesagt. Ich hatte mir das alles längst ebenso gedacht. O ich kenne die kleinen weiblichen Geniestreiche, sonst auch Unbesonnenheiten genannt, von innen und außen, und weiß es aus mehr als einem Beispiele, wie sie erzeugt zu werden pflegen. Indessen verdarben sie mir an einer sonst liebenswürdigen Person nichts; ja ich möchte fast sagen, sie erhielten von einer solchen sogar einen Anstrich der Anmuth. Einer von diesen kleinen Geniestreichen war unstreitig das ganze Gedicht, besonders dessen Bekanntmachung, insofern nämlich Elise selbst dazu beigetragen hat. Gleichwol behagt es mir nicht wenig, daß der Sprung, obgleich ein wenig über das Gleis hinüber, geschehen ist.

Bürger phantasirte sich in ein immer lebhafteres Interesse für das Schwabenmädchen hinein. Hierzu kam etwas Eitelkeit. Er fragt sich, ob er selbst auch der Mann sei, den man sucht, und findet sich lebendiger und freundlicher aussehend, als das von ihm existirende Conterfei verräth. Am meisten kränkt es ihn, daß die naserümpfenden „Sultaninnen“ in Göttingen und Stuttgart meinen, ein solches Mädchen existire gar nicht und das Gedicht sei nur der Einfall eines Spaßvogels. Ihn erfaßt der wunderliche Ehrgeiz, diesen Sultaninnen einen Streich zu spielen. Die Sache ist indeß in guten Händen und nimmt ihren Fortgang. Bald ist Bürger im Besitz von Elisens Bild. Anfangs erscheint ihm diese Gestalt fremd; er hatte sich ein blondes Ideal geträumt; alles, was er bisher geliebt hatte, war blond. Doch allmählich entdeckte er, daß sein Herz auch für das brünette Genre nicht unempfänglich war, daß es diesem „niedlichen braunen Mädchen“ mit Liebe entgegenschlagen konnte. Und in einem Beiblatt zu dem Schreiben, welches dieses Geständniß enthält, findet sich schon die Frage der bekannten redlichen „ernsten Absichten“, die Frage: „Hat das Mädchen einiges Vermögen? Und wie viel wol?“ Frau Ehrmann beruhigt den Dichter hierüber, indem sie das Vermögen so ansehnlich schildert, wie die Fama es zu thun pflegt, die stets das Heirathsgut der Ehecandidatinnen mit vollen Backen ausposaunt. Doch war Frau Ehrmann jetzt so klug, sich für alle Fälle einen ehrenvollen Rückzug zu sichern, indem sie die Miene einer vorsichtigen Warnerin annahm und auf den nicht unbedenklichen Leumund der Auserkorenen hinwies. Auch erinnerte sie an den Lohn für ihre Bemühungen, an die wiederholt versprochenen Gratisbeiträge zur „Amalia“ und an deren Recension in einem wirksamen Journale. Doch das Versprochene traf nie ein. Auch von anderer Seite wurde Bürger gewarnt. Eine pseudonyme „Frau Menschenschreck“ warnte ihn in einem Gedicht aus Italien vor dem „Jüngferlein aus Schwaben“, die sie mit einer Sirene verglich, während sie ihn darauf hinwies, wie er als Philister im Schlafrock und mit der Schlafmütze von Chodowiecky dargestellt worden sei. Doch Bürger ließ sich nicht entmuthigen; er entgegnete in einem längern Gedicht, das folgende Strophen enthielt:

Um Geistes- und um Herzensgaben
Ward laut das Jüngferlein aus Schwaben,
Und nicht um Fleisch und Bein und Kleid.
Und traun! Das Jüngferlein aus Schwaben
Wünscht das sobald nicht zu begraben,
Was wechsellos erfreut.

Getreu wird's, unter Himmelssegen,
Des einzig lieben Mannes pflegen
Bis zu dem höchsten Stufenjahr;
Und Deutschland soll's zu rühmen haben,
Daß dieses Jüngferlein aus Schwaben
Einst Bürger's Gattin war.

Drum, Sängerin der falschen Lehren,
Die keck dem schönsten Bündniß wehren,
Schweig, oder schrei in leeren Wind!
Des Freundes Nacken willst du retten?
Wie? Auch aus weichen Rosenketten,
Die ohne Dornen sind?

Wär' er wie du in Welschlands Mitte —
Denn da nur herrscht Sirenensitte —
So warnt' ihn wol dein Wort zurück.
Doch, wen der Liebe goldne Schlingen
Im biedern Schwabenlande fingen,
Dem lacht sein gutes Glück.

Immer flotter trieb sein Lebensschifflein dem Hafen der Ehe zu. Elise hatte inzwischen ihre Bereitwilligkeit erklärt, ihm ihre Hand zu geben. Er hielt es für nothwendig, sie in eingehender Schilderung in seine Verhält-

nisse einzuweihen. Diese „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will", enthält manchen wichtigen Beitrag zur Beurtheilung von Bürger's Charakter. Er schreibt sich selbst in jeder Hinsicht einen Steckbrief, dem die besondern Merkmale nicht fehlen. Am interessantesten sind seine „Confessions" in Betreff seiner ersten Ehe:

Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art, zu weitläufig hier zu erzählen, kam ich dazu, die erste zu heirathen, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals noch ein Kind und kaum 14—15 Jahre alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntschaft mit mir selbst hielt ich es, ob ich's mir gleich nicht ganz ableugnen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft thun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altare vor dem Segensspruche noch zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt. O, ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen (worin sie freilich von einiger Herzensgleichgültigkeit gegen mich unterstützt wurde): so wäre ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen und würde jetzt diese Zeilen nicht mehr schreiben können. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere, in geheim es wirklich zu sein. Dies brachte nun zwar mehr Ruhe in aller Herzen; aber es brachte auch eine andere höchst angst- und kummervolle Verlegenheit zu Wege.

Elise nahm diese Beichte gnädig auf. Trotz der trüben Ahnungen und Warnungen der Mutter fand im October 1790 die kirchliche Einsegnung des seltenen Paares statt; sie zog mit Bürger nach Göttingen; ihr Erscheinen rechtfertigte den Ruf, der ihr vorausging:

Ihre Schönheit gestattete beinahe keinen Vergleich; Antlitz und Leib strahlten einen schier untilgbaren Zauber aus. Einigermaßen empfängliche Sinne konnten sich ihr kaum nahen, ohne unwiderstehlich hingerissen zu werden. Noch in ihrem vierzigsten Jahre schlugen ihr die Herzen junger Männer ungestüm entgegen, zumal wenn die Musik ihrer herrlichen Sprache erklang. Ihr bloßer wiederholter Anblick wirkte heilkräftig auf den jahrelangen Irrsinn eines alten böhmischen Edelmannes. Die Götter schienen ihr ewige Jugend verliehen und die Reize einer Circe und Vestalin in ihrem Gürtel vereint zu haben. Dazu gesellte sich eine Liebenswürdigkeit und Versatilität des Umgangs, eine so imponirende Bildung und graziöse Entschiedenheit, daß sie die größte Sensation in Göttingen erregte.

Lichtenberg sagte, als er die junge Frau sah: „Gut, ich werde condoliren." Dazu fand sich nur zu bald Gelegenheit. Die Ehe war eine der unglücklichsten, von denen die Annalen der deutschen Literatur Kunde geben. Schon im November 1791 erhält Frau Bürger eine Epistel von ihrem Manne, aus der sie zu ihrem Schreck ersehen muß, wie sich das „niedliche braune Mädchen" verwandelt hat. Elise wird darin als eine der verächtlichsten ihres Geschlechts charakterisirt. Der schärfste Tadel trifft den „beispiellosen Leichtsinn", der nicht einmal die Sprache seines Kummers versteht. Ihr Lebenswandel wird dargestellt als ein Gegenstand der allgemeinsten Misbilligung. Bürger entwirft ein Bild ihres täglichen Lebens als Hausfrau. Ihr spätes Aufstehen um 10 Uhr, ihre schlechte Wirthschaftsführung, welche liederlichen Mägden das Hausregiment überläßt, werden ihr bitter vorgeworfen. Nicht besser wird die Rolle geschildert, die sie als Mutter spielt — sie will ihres Kindes wegen keinerlei Unannehmlichkeit erdulden. Auch der Gattin ergeht es nicht besser. „Gibt es eine dünkelhaftere, superklugere, eigenliebigere, prätensionsvollere Haberecht als dich?"

Freilich, wer so den Kopf voll Pickenick, voll Concert, voll Assemblée, voll Visiten, voll jungen Herren, voll Joujou, und an wie viel Ellen Schnur der Herzog von York oder von Braunschweig, und ob sie das Joujou mit den Zähnen oder mit dem Hintern spielen; kurz, wer den Kopf so voll von hundert und abermal hundert Frivolitäten und Kindereien hat, kann freilich an den verdrießlichen Mann nicht denken. Aber eben deswegen kann auch der Mann nicht anders als kalt und steif bei deinem Gruß und Kuß sein.

Die Billetbestellungen, die jungen Herren, das Gerede, in welchem sie in der Stadt steht, werden ihr vorgerückt. Die Antwort auf diese Strafepistel bringt Bürger noch mehr in Harnisch, sodaß er meint:

Ich will nicht darauf repliciren, wie sie es vor Gott und der ganzen vernünftigen und billigen Welt, die die Lage der Sachen kennt, verdient. Selbst die gerechten Empfindungen will ich unterdrücken, die sie in meinem Innern aufregt. Ich will vielmehr glauben, daß ein zwar äußerst krankes, aber doch im Grunde noch gutgeartetes Herz nur in der ersten Empörung nach einer angreifenden moralischen Arznei einen Unrath von sich geben konnte, wie ihn nur immer das verworfenste, an welchem alle Hoffnung verloren ist, von sich zu geben im Stande sein kann.

Später nennt er sie eine „verbuhlte, ehebrecherische Heuchlerin" und will von mehrern heimlichen Liaisons wissen, ja sie einmal in einer „buhlerischen Umarmung" überrascht haben. Bürger trug auf gerichtliche Scheidung an; Elise reiste schon vorher, am 3. Februar 1792, nach Stuttgart eines „so unerträglichen Verhältnisses wegen".

Ebeling nimmt sich nun der schwer Angeklagten an, welche von den Literarhistorikern unbedingt und einstimmig verurtheilt wird. Er spricht namentlich den von Karl Reinhard veröffentlichten Schriftstücken: „Gottfried August Bürger's Ehestandsgeschichte", die unbedingte Authentie ab. Den wirklichen Briefwechsel des Erblassers habe er nicht in Händen gehabt, sondern nur erste Concepte und Copien. Auch aus eigener Erfahrung und Beobachtung vermochte er nichts über Elise zu berichten; er ist während Bürger's dritter Ehe nicht ein einziges mal in dessen Hause gewesen. Durch den Vergleich der Bruchstücke des Briefwechsels von Bürger und seiner Frau, wie sie in den Jahren 1795—98 an einige Journale geschickt worden, mit den Briefen, wie sie vollständig in der „Ehestandsgeschichte" abgedruckt sind, ergeben sich so bedeutende Differenzen, daß Reinhard in den Verdacht einer „gesuchten Sensationsmache" geräth. Einen andern Entlastungsbeweis sucht Ebeling in Bürger's ungezähmter Einbil-

dungskraft, ihren Uebertreibungen und seinem Mangel an Wahrhaftigkeit. Er führt Thatsachen an, Widersprüche, welche diese Charaktereigenschaft beweisen. Dann schildert Ebeling die Enttäuschungen, denen Elise selbst ausgesetzt war. Wie ideal und wahnvoll war der Zug ihres Herzens, meint er, daß sie sich nach jener Beichte nicht einmal aus dem Himmel gestürzt fühlte, welche in manchen Stellen eines Pferdehändlers, aber keines Dichters würdig, in noch andern geradezu schamlos ist. Sehr bald fielen ihr indeß die Schuppen von den Augen. Hören wir ihren beredten Anwalt:

Sehr bald sollte sie zu ihrem Erschrecken erfahren, daß sie ihre Liebe zum Dichter mit der zum Menschen verwechselt hatte, sie auf diesen nicht zu übertragen vermochte, und von diesem Augenblicke an war ihre Ehe eine innerlich und also wesentlich schon gelöste Ehe — der Fortbestand an sich schon Ehebruch. Als er nach Ostern 1790 einige Tage in Stuttgart weilte, zeigte er sich ihr, wie bemerkt, in einer Geistesfrische und strahlenden Liebenswürdigkeit, welche die leiseste Ahnung einer Selbsttäuschung fern hielt. Allein dieser Aufwand, der sie in ihrem Rausche bestärkt, war gleichsam nur die verschwenderische Hingabe des Restes eines ehemaligen Vermögens, es waren blos Obolen gewesen, was sie für Gold und Ausfluß dauernden Reichthums gehalten. Er hatte sich zu einer Rolle angestachelt und aufgeputzt, die er nicht durchführen konnte, und seine Unfähigkeit bekundete sich in der abstoßendsten Weise. Sie träumte sich einst wie Molly schwärmerisch geliebt zu werden, und sein Herz war ein mattglimmender, blos flüchtig zu Sprühfunken aufgeblasener Aschenhaufen, er als Gatte ein Philister, der es bald nicht über eine hausbackene Zuthulichkeit treiben konnte. Sie strotzte von elastischer Beweglichkeit, und er war in der That phlegmatisch-trocken, hölzern, unbeholfen und pedantisch; sie war feinfühlend, und er derb bis zur Roheit; er weckte, wir dürfen es nicht verschweigen, ihre Sinnlichkeit aufs äußerste und — konnte ihr bald nicht mehr genügen; sie war keusch trotz aller Glut, und er — „gemein". Sie erkannte in wenigen Momenten mit Entsetzen die einem Weibe immer furchtbare Thatsache, daß er nicht blos ihr, vielmehr in jeder Hinsicht zu alt sei, und daß die Weihe des Dichters den Menschen vergessen, verlassen oder überhaupt nur kaum angehaucht hatte. Seines Seins besserer Theil schlummerte offenbar schon bei Molly im Grabe, Elise wandelte zur Seite einer Ruine. Sanguinisches Temperament indeß benahm der leidigen Erkenntniß den bittern Geschmack, und angeborene Weichheit des Gemüths hinderte sie, dem Gatten mit Abscheu zu begegnen, wenngleich sie beständig wachsende Gleichgültigkeit gegen ihn nicht gänzlich zu unterdrücken vermochte. Ihm entging dies nicht, wol aber, daß er nicht fordern durfte, was er selber nicht zu gewähren vermochte.

Auch im socialen Leben, meint Ebeling, genoß Bürger weder die Achtung noch Bedeutung, die Elise in ihrem eigenen Interesse wünschte. Ein außerordentlicher Professor und Lehrer der schönen Wissenschaften wurde damals wie heutigentags als das fünfte Rad am Wagen betrachtet. Hierzu kam, daß ihm in bürgerlichen Kreisen seine moralischen Fehler und seine Schulden schadeten. Elise machte nun ein Haus — und setzte im ersten Jahre 1500 Fl. ihres eigenen Vermögens zu. Immerhin war dies unter den obwaltenden Verhältnissen wenig taktvoll. Ebeling gibt auch zu, daß Elise leichtsinnig, vergnügungssüchtig, eine schlechte Hausfrau, daß ihre Liebesaffairen anstößig waren; doch nimmt er sie gegen den Vorwurf des Ehebruchs in Schutz. Sie sprach es selbst aus, daß sie hierin sich nichts vorzuwerfen habe. Im Scheidungsprocesse wurde die hierauf lautende Klage wegen „Mangels an Beweisen" zurückgewiesen.

Mehr als diese beredte Vertheidigung Ebeling's spricht zu Gunsten der schwerbeschuldigten Sünderin jener schöne Ausspruch in ihrem Briefe an den Bankier Merk in Hamburg:

Wenn ich mich vertheidigen soll, so muß ich zuvor erst den Verstorbenen aufs schwerste anschuldigen, auf eine Weise, die ihn in den Augen der Nation aufs tiefste herabsetzen müßte. Er ist aber als Dichter genug verkannt worden, und des Dichters wegen will ich nun duldend und schweigend verzeihen, was der Mann für meine Fehler über Gebühr an mir verbrochen.

Aehnlich schrieb sie an ihren Stiefsohn Emil Bürger:

Wenn ich mich, wie Sie es nennen, rechtfertigen soll, so muß ich erst einen andern anschuldigen, den Sie mit kindlichen Gefühlen achten und lieben sollen, und das will ich nicht. Hätte ich das gewollt, so hätte ich längst den Bitten meiner Freunde nachgegeben und meine Geschichte gedruckt bekannt gemacht; aber ich will den Kindern keinen Anlaß geben, kleiner von einem Vater zu denken, der ihnen ehrwürdig sein soll, und so schweige ich über das, was übrigens außer mir noch einige Menschen wissen.

In diesen Worten spricht sich eine durchaus edle Gesinnung aus, welche Elise Bürger zwar nicht von ihren Verirrungen freisprechen kann, aber doch den Schein gemeiner Lebensauffassung von ihr nimmt. Im Jahre 1826 feiert sie den Dichter Bürger in einem Sonett, das von gleicher Gesinnung Zeugniß ablegt, das aber in poetischer Hinsicht unglaublich schlecht und verfehlt ist.

Elise Bürger betrat später die Bühne (1797) und war lange Zeit namentlich in Dresden engagirt. Ebeling theilt ihr Rollenrepertoire mit. Als Schauspielerin scheint sie übrigens nicht von Bedeutung gewesen zu sein. Schiller erwähnt in seinen Briefen, daß sie als Ariadne in Weimar allgemein misfallen hat, und nennt sie dann in einem Schreiben an Goethe „eine armselige, herz- und geistlose Komödiantin von der gemeinen Sorte, die durch ihre Ansprüche ganz unausstehlich wird". Er beurtheilt sie also noch strenger als die Gedichte ihres Gatten! Später producirte sie sich in vielen deutschen Städten in Declamatorien und mimischen Darstellungen. Auch dichtete sie Kriegslieder, 1813 und 1814, und schrieb für das Theater das Ritterschauspiel: „Adelheid, Gräfin von Teck", „Klara von Montalban" (1825) und mehrere Familiengemälde, sowie zahlreiche Aufsätze für verschiedene Journale. Sie lebte seit 1807 in Frankfurt a. M. Drei Jahre vor ihrem Tode erblindete sie; sie starb am 24. November 1833.

Der Aufsatz Ebeling's ist lebendig und interessant; der Stil scharf, aber bisweilen etwas spröde und forcirt in einzelnen Wendungen und Bildern. Dasselbe gilt mehr oder weniger von den andern Aufsätzen, von denen die Charakteristik der wiener Revolutionsjournalisten durch scharfgeschnittene Silhouetten fesselt. Tüchtige Quellenforschung und das Streben nach thatsächlicher Begründung charakterisiren diese „kleinen Schriften" in vortheilhafter Weise.

Rudolf Gottschall.

Luſtſpiele und Poſſen.

(Beſchluß aus Nr. 25.)

Wir ſchließen dieſen Volksdramen ein Sammelwerk an, das ganz andern Anſprüchen gerecht werden will als jene Stücke:

4. Heitere Bühnenſpiele von L. Gaßmann. Zwei Bände. Hamburg, Gaßmann. 8. 2 Thlr.

Jeder der beiden Bände enthält vier Stücke, je ein größeres und drei einactige. Originale im ſtrengen Sinne ſind ſie nicht; der Verfaſſer ſelbſt räumt den mehr oder weniger franzöſiſchen oder novelliſtiſchen Urſprung der Stücke ein. Füglich hätte er ſeine Quellen namhaft machen ſollen, damit die Kritik einigermaßen feſtſtellen könnte, wie weit ſich ſein Eigenthumsrecht erſtreckt, und wie weit es auf eine bloße Ueberſetzung hinausläuft. Im Intereſſe der deutſchen Originalproduction hat dies die Kritik ſtreng zu fordern; dagegen verzichtet ſie gern auf die bei einzelnen Bühnenſchriftſtellern gangbare Verſicherung der Beſcheidenheit, daß vorliegendes Buch keinerlei literariſche Bedeutung beanſpruchen ſolle. Hätte der Autor mit ſeinen Stücken nicht den geringſten pecuniären Gewinn erzielt, ſo würden wir eine ſolche Verſicherung als einen wirklich werthvollen Beweis der Beſcheidenheit anſehen; da er aber von dieſem Gewinne zu berichten weiß, ſo muß er auch die Verantwortung für ſeine Werke übernehmen. Wie er ſich dagegen auch ſträube, dieſe Verantwortung erlaſſen wir ihm nicht.

Im erſten Bande finden wir die drei einactigen Luſtſpiele: „Nur ein Herz", „Prinzeſſin Ilſe", „Onkel Tannhäuſer", und den dreiactigen Schwank: „Er reiſt für Bollinger". Ein tolles Ding, dieſer dreiactige Schwank, aber gefällig in der Form, witzig und amuſant, ohne dem guten Geſchmacke zu viele Naſenſtüber zu verſetzen, ausgeſtattet mit einer Paraderolle für den Bonvivant, luſtig von Anfang bis zum Schluſſe und kurzweilig über die maßen, aber doch nicht ohne bedenkliche Stellen für einen lautern Sinn und auch nicht ohne Klippen für die Darſtellung. Aber der Schwank iſt vollauf das, was man bühnenmäßig nennt, und darauf nur kommt es bei derartigen Stücken an. Die drei einactigen Luſtſpiele ſtehen wol einige Stufen über dem Schwank, zeichnen ſich auch durch eine gewiſſe Glätte, ſtellenweiſe ſogar durch Sauberkeit aus: ein Verdienſt, das der Autor gewiß mit ſeinem Compagnon theilen muß, ſtehen aber darum noch nicht auf ein und derſelben Stufe des Werthes. Feſſelt uns bei „Prinzeſſin Ilſe" die Idee, ſo intereſſirt uns bei „Nur ein Herz" mehr die Ausführung, beim „Onkel Tannhäuſer" fühlen wir uns indeß nicht ganz heimiſch, wie ſehr ſich auch alle Mitwirkenden beeifern, untereinander und mit dem Publikum zu ſpielen. Aehnlich wie im erſten Bande verhalten ſich im zweiten die kleinern Stücke zu dem größern, nur mit der Einſchränkung, daß dies größere, das dreiactige Luſtſpiel: „Ein Blatt Papier", weit mehr verſpricht, als es hält. Die Verwickelung macht freilich der Combinationsgabe des eigentlichen Verfaſſers alle Ehre, allein der Inhalt wie der Ton des Luſtſpiels befremdet. Zu ſeiner eigenen Rechtfertigung hätte der deutſche Autor ſeine Quelle nennen ſollen. Das Stück muß ſchlechterdings franzöſiſchen Urſprungs ſein und weiſt, wenn unſer Ahnungsvermögen uns nicht ganz täuſcht, auf Sardou hin. Unter den kleinern Luſtſpielen zeichnet ſich wieder eins, die „Loreley", durch ſeine ſinnige Idee aus, während uns ein anderes: „Die Leidenſchaft flieht", ziemlich kühl berührt. Den Haupttreffer der ganzen Sammlung bilden die „Plauderſtunden", ein Stückchen im Genre der Proverbes, zugleich ein ſprechender Beweis für die oft berührte Wahrheit, daß eine erſtmalige Aufnahme über den Werth oder Unwerth eines Stücks keineswegs endgültig entſcheidet. Bei ſeinem Erſcheinen 1856 in Hamburg kühl aufgenommen, erlangte es ſpäter, namentlich durch Dawiſon und Marie Niemann-Seebach, eine gewiſſe Berühmtheit, welche es freilich ebenſo ſchnell wieder einbüßen kann, wenn ſich ſeiner nicht mehr eine Größe erſten Ranges annimmt.

5. Neue dramatiſche Sprichwörter von Leon Roſenzweig. Leipzig, Lorck. 8. 10 Ngr.

Kleinigkeiten, die aber einen recht günſtigen Eindruck hinterlaſſen. Der Verfaſſer beſitzt dramatiſches Geſchick, ſoweit ſich das nach dieſen einactigen Stücken feſtſtellen läßt, guten Willen und verſteht geiſtreich zu ſchreiben. Auf dies letztere kommt es aber bei einactigen Stücken am meiſten an, wenn die Handlung, wie das hier der Fall, geringfügig iſt. Der Verfaſſer betitelt ſeine Stücke Sprichwörter und lehnt ſich damit direct an die Gattung der franzöſiſchen Proverbes an. Wie die Proverbes bieten auch dieſe Sprichwörter Liebes- oder Familienſcenen, bei denen ſich alles auf die Pointe hin zuſpitzt. Ohne dieſe Pointe flöſſen derartige kleine Stücke in nichts auseinander, durch die geiſtreiche Wendung und Ausbeutung dieſer Pointe dagegen vermögen ſie den Leſer wie den Zuhörer zu reizen, zu feſſeln, zu ſpannen. Der Titel des Stücks gibt ſich zugleich als Deviſe und als Pointe. Bei den Roſenzweig'ſchen Sprichwörtern dünkt uns die Pointe nicht immer zwingend; es ſollte uns gar nicht ſchwer fallen, ſtatt der vom Verfaſſer beliebten Deviſen andere, nicht minder treffende zu finden. Statt des erſten „Allzu klug macht närriſch" läßt ſich ohne weiteres ſetzen: „Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht ſorgen", oder „Wie man's treibt, ſo geht's". Auch für das zweite „Hand von der Butte" ſollte es uns bald an einer ebenſo zweckentſprechenden und weniger gewöhnlichen nicht fehlen. Daß wir damit das Stückchen von dem Makel der Anſtößigkeit reinigten, behaupten wir nicht. Das Anſtößige liegt in dem Stoffe überhaupt und der Behandlungsweiſe deſſelben durch den Verfaſſer. Am meiſten ſagt uns das dritte und letzte des Buchs „Die Rechnung ohne den Wirth" zu. Das ſind drollige Scenen und drollige Perſonen, und wenn auch in dieſem die Lebensverhältniſſe etwas leicht genommen werden, ſo werden ſie doch nicht in gleicher Weiſe pikant ausgebeutet wie in den beiden erſten.

6. Dramatische Kleinigkeiten von Wilhelm Jerwitz. Dresden, Burdach. 16. 20 Ngr.

Kleinigkeiten, wie der Verfasser seine Stücke selbst betitelt, aber Kleinigkeiten von anderer Bedeutung als die Rosenzweig'schen „Sprichwörter". Das Bändchen enthält fünf Stücke. Zunächst das einactige Lustspiel: „Die Hausfreunde." In der Idee nicht übel, zeigt es doch in der Ausführung mancherlei Mängel. So namentlich in der Charakteristik der Personen, vornehmlich in der des Lieutenants Curt von Perfid. Sicher ist das Lustspiel das Product eines noch jugendlichen Talents. Das zeigt sich selbst in der Prosa des Stücks, welche stellenweise gar keine Prosa ist. Das Stück beginnt mit den Worten: „Den Fürsten mag ich gern ihr Scepter gönnen", und weiterhin heißt es (wir greifen aufs gerathewohl zu): „Du bist ja sehr beredt, sprichst wie ein Buch, doch mit Erlaubniß, Freundchen, du wirst mir u. s. w.", sind das nicht vollständig iambische Verse? Das zweite Stück, eine Idylle: „Die Karten", erweist sich als derber Schwank, das vierte: „Im Wald", als ein noch derberer mit vielen bereits abgelegten Kalauern und schnurrigen Redewendungen. Dazwischen nimmt sich das dramatische Gedicht „Histrio", ein Stückchen über Schauspielers Lust und Leid, wie eine Cypresse zwischen Dornenstrauch und Hopfenranken aus. Den meisten Anspruch auf Anerkennung erhebt das nach einem Motiv von Schücking gearbeitete dreiactige Lustspiel: „Der gefangene Dichter." Die Handlung, eine Episode aus der Jünglingszeit Goethe's, fesselt und spannt, verwickelt sich leicht, bietet in den Hauptpersonen natürliche Gegensätze und läuft einfach zu Ende, ohne daß wir über allzu gewagte Situationen oder zu spruchhafte Charakterzeichnungen den Kopf zu schütteln brauchten. Alles in allem verdient der Verfasser Aufmunterung, damit sich sein Talent noch frischer und selbständiger entwickeln könne.

7. Der Augenblick des Glücks. Intriguenstück in fünf Acten. Frei bearbeitet nach Hackländer's gleichnamigem Romane von A. Heinrich. Berlin, Th. Grieben. 16. 10 Ngr.

Ein löblicher Versuch auf dem schlüpfrigen Boden der Intriguenstücke. Dem Verfasser war freilich durch die Erfindungsgabe des berühmten Novellisten die Aufgabe sehr erleichtert. Er hat aber auch eigenes Geschick bekundet, denn nicht leicht gelingt die Umschmelzung eines novellistischen in einen dramatischen Stoff. Es ist schon viel, wenn man sagen kann, die eigentlich novellistische Farbe der Handlung sei der dramatischen gewichen. Und das läßt sich von Heinrich's Lustspiele sicherlich behaupten. Trotzdem bleibt der Einfluß der ersten novellistischen Gestaltung erkennbar, zumeist in der etwas lockern Verknüpfung der Fäden, mehr noch in der etwas zu genrehaften, episodischen Haltung einzelner, für das Ganze gleichwol nöthiger Partien. Leider müssen wir auf die besondere Umgrenzung der Verdienste des Bearbeiters verzichten, da uns wol kaum zugemuthet werden kann, uns für diesen speciellen Fall mit Hackländer's Roman vertraut zu machen. Was wir davon augenblicklich wissen, reicht zu einer solchen Umgrenzung nicht hin. Wir haben das Lustspiel also nur ohne Rücksicht auf die novellistische Urform zu prüfen. Wir haben zu fragen: Erfüllt es der Hauptsache nach die Bedingungen, welche an ein gutes Lustspiel gestellt werden müssen? Ja und nein. Ja, insofern das Spiel mit den Verhältnissen stellenweise ein überaus lustiges, durch komische Figuren und komische Situationen bedingtes ist; nein, wenn wir den Accent hauptsächlich auf die Bezeichnung „Intriguenstück" legen. Ein Intriguenstück ist im Grunde jedes Stück, da in jedem Stücke Fäden angesponnen und durch andere durchkreuzt werden. Mit dem nämlichen Rechte wie Heinrich diesen „Augenblick des Glücks", könnte Hackländer seinen „Geheimen Agenten" ein Intriguenstück nennen. Hiervon abgesehen, müssen wir den ersten Act, in welchem die Fäden sicher gesponnen werden, für den interessantesten, den letzten, speciell die in das Stück verwobene Aussicht auf die Entbindung der verwitweten Herzogin für eine Klippe erklären, an der die Stimmung des Publikums scheitern könnte. Wir glauben indeß, die Klippe ließe sich beseitigen oder vermeiden, und ein Versuch mit dem Stücke möchte sich auf mehr als einer Bühne als erfolgreich erweisen.

Noch liegen uns zwei Stücke vor, welche größere Ansprüche erheben. Das erste eine Posse:

8. Der alte Barbarossa. Politische Posse mit Gesang und Tanz in drei Acten und einem Vorspiel von Karl Biltz. Berlin, Wegener. 1866. 8. 10 Ngr.

Das zweite ein Literaturstück:

9. Der Secretär des Generals von Tauenzien oder Vorurtheile. Lustspiel in fünf Aufzügen von Alfred Koenigsberg. Berlin, Springer. 1866. 8. 15 Ngr.

Noch einmal hat sich der alte Kaiser Barbarossa in seinem Schlafe stören lassen müssen. Noch einmal ist er vergeblich an die Oberwelt gezogen, um schließlich enttäuscht in sein Schlafquartier zurückzukehren. Nicht zum letzten male wird er gekommen und wieder gegangen sein. Nicht zum letzten male wird er über die Gegenwart seine Verwunderung kundgegeben haben. Nicht zum letzten male wird er mit dem Contraste seiner Persönlichkeit zu den modernen Weltbürgern gewirkt haben. Er ist aber vorläufig wieder in den Kyffhäuser zurückgekehrt. Er hat vorläufig mit der Oberwelt abgeschlossen. Sei es daß er der königgrätzer Affaire selbst beiwohnte, sei es daß er sie im Geiste voraussah: er hat uns Modernen wieder das Feld überlassen. Hinter seinem Rücken dürfen wir über ihn, den altmodigen Gesellen, spöttisch die Nase rümpfen. Was läßt er sich denn durch eine lustige berliner Reisegesellschaft in seinem Schlafe stören? Was steigt er mit Donnergepolter herauf, als wollte er die Kinder in Furcht setzen! Was spricht er denn nicht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist! „Bedenklich scheint mir, was wir gewagt, das Abenteu'r!" — und mit solchem Pathos meint er berliner Kindern zu imponiren! Da kommt er bei Müller und Schulze gerade an die rechten Leute. Diese thun zwar vor seinen Augen, als wären sie von hehrer Andacht ergriffen, im Grunde aber wollen sie sich über ihn nur lustig machen. Und in solcher Gesellschaft wandert

er nach Berlin: Himmel, wo hat denn der alte Kaiser seinen Anstand und seine Würde gelassen? Wie es gehen muß, so geht es! Alle Welt reibt sich an ihm, alle Welt hänselt ihn, und wenn sie sich auch, wie der gottbegnadigte Poet, vor ihm aufs Knie niederläßt. Und nun gar diese famose Idee, auf dem Kreuzberge bei Berlin eine große Volksversammlung abzuhalten. Der alte Rothbart ist doch ein erzcurioser Mann. Kennt nicht einmal die heilige Hermandad mit der Pickelhaube und will doch eine Volksversammlung abhalten! Als ob die gute Polizei nicht schon ganz andere Leute wie ihn an die Luft gesetzt hätte! „Im Namen des Gesetzes" — und da will der alte Rothbart noch remonstriren und raisonniren, will, man schaudere über die Unkenntniß des Paragraphen so und so im Strafgesetzbuche, den Schutzmann vom Kreuzberg stürzen. Als ob der Kreuzberg ein tarpejischer Fels wäre! „Wir uns an der Polizei vergreifen! Nimmermehr!" Hörst du, die Berliner sind klüger als du. „Welche Unannehmlichkeiten könnten wir uns dadurch zuziehen!" Und das muß dir ein Professor unter die Nase reiben! „Beruhigen Sie sich, Majestät!" Und dem Schulze schlägst du das Brausepulver aus der Hand! Warte nur. Siehst du, da hast du's, wie du's verdienst. Du bist ausgewiesen. Nun geh nur wieder schlafen. Wir bedürfen deiner nicht mehr.

Das müssen wir dem Verfasser zugestehen, er hat den alten Rothbart in recht komische Situationen verwickelt und diese Situationen mit Humor ausgebeutet. Der Gegensatz des Mittelalters zur modernen Zeit wirkt ungesucht belustigend. Sollte das Stück nicht auch von der modernen Bühne herunter ebenso wirken, wenn es auch nicht gerade nach dem Schema des höhern Blödsinns angelegt ist?!

Auch über Koenigsberg's „Secretär des Generals von Tauenzien" können wir ein im allgemeinen wie im besondern günstiges Urtheil fällen. Ob dies Urtheil gerade mit dem Urtheile eines Regisseurs übereinstimmte, wollen wir nicht entscheiden; möglich daß wir selbst an dem Stücke mäkelten, sollten wir es lediglich nach seinem Bühnenerfolge taxiren. Wie der größte Theil der eigentlichen Literaturdramen leidet nämlich auch dieses an einem Mangel, an dem zu scharfen Gegensatze der Farben in den verschiedenen Charakteren. Die Tendenz derartiger Stücke erfordert freilich sowol ein scharfes Hell wie auch ein scharfes Dunkel, und dieses Stück mit seinem Nebentitel „Vorurtheile" erst recht; allein während der naive Geschmack um der Tendenz willen die scharfen Farben gelten läßt, bürdet der gebildete Geschmack dem Verfasser die Verantwortung für dieselben auf.

Der Titel schon deutet die eine der Hauptpersonen des Lustspiels hinlänglich an. Die Handlung spielt in Breslau zu Ende des Siebenjährigen Kriegs. Sein Held ist Lessing, er, der starke Bekämpfer aller Vorurtheile; an seiner Seite sehen wir die Neuberin und Eva, die Nichte des Kaufmanns Lammers. Das Recht vorurtheilsloser Forschung liegt im Streite mit der Macht der Ueberlieferung, mit der Gewalt des Autoritätsglaubens, wie dieser sich im Schulrathe Obscurius verkörpert. Zugleich kämpft das ideelle Streben, wahre Kunst und Wissenschaft, gegen die Zudringlichkeit der materiellen Selbstvergötterung. Handel und Wandel findet freilich in den beiden Kaufleuten Lammers und Schottwiel nur klägliche Repräsentanten, und wenn noch irgendwo, so könnte man auch bei der routinirten Künstlerin Sacripanti die Farbenzeichnung parteiisch und unvortheilhaft finden; allein was betonen wir dies noch einmal, da wir es schon oben zugestanden haben. Der an und für sich etwas magere Stoff wird hier und da durch raisonnirende Auseinandersetzungen gekräftigt, und für den stellenweise sehr draftischen Ton sorgt nicht nur der unvermeidliche tölpelhafte Famulus des Herrn Lessing, sondern ebenso sehr auch Excellenz von Tauenzien als höchst erwünschter deus ex machina. Obgleich das Lustspiel an erster Stelle auf ein mit der Literatur vertrautes Publikum berechnet ist, möchte es doch auch weitern Kreisen munden, da es allgemein menschliche Verhältnisse berührt.

Dem Verfasser sind wir schon einmal begegnet, bei Gelegenheit seines Trauerspiels „Manlius". Trotz mancher Einwendungen gegen die Ausführung des Stücks konnten wir das Talent des Verfassers anerkennen. Ein zweites Stück: „Deutsche Kämpfe", erwarb sich gleichfalls das Lob der Kritik. Auch dieses Lustspiel zeugt für das wirkliche Talent des Verfassers. Bisjetzt geht dies Talent auf seinen eigenen Wegen. Fallen die Wege einmal in den Kreis irgendeiner Bühne, so wird sich gewiß ein großer Theil des Publikums ihm billigend zuneigen.

Wir wollen zum Schlusse nicht nochmals einen Blick rückwärts, wir wollen einen vorwärts richten. Es thut noth, daß wir das Auge hoffend in die Zukunft richten, wenn für die Gegenwart die Aussichten vielleicht nicht sehr erfreulich sind. Warum sollten sie denn aber für die Gegenwart nicht erfreulich sein? Darauf nochmals eine Antwort: es stehen Kunst und Wissenschaft zur nationalen Größe und zum politischen Selbstgefühle eines Volks oft in umgekehrtem Verhältnisse. Vorderhand wird das deutsche Drama durch die Wandlung der politischen Verhältnisse noch nicht in große Mitleidenschaft gezogen, aber von Monat zu Monat wird es mehr geschehen. Wir haben zwar ein compactes Norddeutschland, aber noch immer kein geeinigtes Deutschland. Für die nationale Bühne wäre eine Scheidung in norddeutsches und süddeutsches Drama verhängnißvoll. Der norddeutschen Kraft ist so unendlich Großes gelungen; die Versuchung liegt nahe, das deutsche Drama ganz in die Hände der norddeutschen Intelligenz zu überantworten. Der norddeutschen Kraft scheint nichts unerreichbar, und wie die Intelligenz auf politischem Gebiete den Sieg davongetragen, so wird sie einen gleichen auf künstlerischem erringen wollen. Sie wird der idealen Poesie vielleicht zurufen: willst du dich mir unterordnen, gut, so können wir beide bestehen; willst du das nicht, nun was bedarf ich deiner! Sie wird sich bald genug als Herrscherin auf künstlerischem Gebiete geriren, denn sie hat den äußern Erfolg auch auf diesem für sich

Dabei wird sich das Lustspiel und die Posse nicht viel schlechter stehen als bisher, die hohe Tragödie aber wird entschieden noch mehr verlieren, als sie in der nachclassischen Zeit schon verloren hat. Die Intelligenz mag tapfere Armeen aus der Erde stampfen, sie mag Schlachten schlagen und Siege erringen, einen wahren Dichter stampft sie so leicht nicht aus der Erde. Sie wird aber meinen, daß sie das könne, und wird, wenn sie es doch nicht vermag, der großen Masse einreden, das realistische Genre entspreche den Bedürfnissen der Zeit.

Wir wollen diese Andeutungen für jetzt nicht weiter führen. Noch liegen die Verhältnisse etwas chaotisch hüben und drüben, was wenigstens die Nachwirkung auf deutsche Kunst und Wissenschaft betrifft; es wird sich aber bald herausstellen, wohin die norddeutsche Intelligenz strebt. Sie wird viele Geister ganz und gar bestechen und sich viele berufene Dramatiker, von den unberufenen ganz zu schweigen, unterthan machen. Aber wenn sie auch auf der Bühne eine dominirende Stellung einnehmen sollte, wir wollen nicht vergessen, daß uns unsere beiden größten Dichter aus dem Süden gekommen sind, und wenn uns ein gleich großer erstehen sollte, so würde er weder Nord allein noch Süd allein vertreten, sondern der Gesammtheit des deutschen Geistes Loblieder singen. *)

Emil Müller-Samswegen.

Eine neue Wissenschaftslehre.

Die improvisirte Antrittsrede, welche Mephisto seinem weniger witzigen als aufmerksamen Schüler über die Wahl des akademischen Studiums hält, scheint der philosophischen Bildung der Deutschen ihren Weg vorgeschrieben zu haben. Wenn irgendeine Periode, so hat die jetzige, man mag sie nun von Hegel's Tode oder vom Nachmärz datiren, sich von den spanischen Stiefeln der Logik befreit. Das Grau der Theorie ist vor und während der Herrschaft des Materialismus genugsam in Verruf gekommen. Selbst innerhalb der trotz aller Misgunst der Zeiten noch andauernden philosophischen Forschung haben sich merkwürdige Symptome gezeigt. Es ist nicht unsers Amtes hier, so anziehend es wäre, die zerfallenden Richtungen der neuesten Philosophie, die Schulen, die Synkretisten, Psychophysiker, Mystiker, Scholastiker, Antiquarier, Historiographen u. s. w. zu charakterisiren. Aber zu bemerken ist der Abfall, den die Philosophie an sich selbst vollzogen zu haben scheint. Sagt doch einer unserer schärfsten Denker und minutiösesten Forscher, ein Mann, in dem sich Abstraction und Empirie in seltener Fülle mit einem poetischen ahnungsvollen Gemüth verbinden, ein Mann, der die ganze wissenschaftliche Entwickelung des Zeitraums von den dreißiger Jahren bis heute begleitet hat: sagt doch Lotze in seinem abschließenden Werke, dem noch lange nicht genug gewürdigten „Mikrokosmus", an einer Stelle, daß der Schatten des griechischen Logos noch viel zu dicht über unserer Speculation liege, und predigt damit eine Umkehr der Wissenschaft in seiner Weise.

Ganz anderer Meinung, auf streng methodischen Aufbau der Wissenschaft (Philosophie mit inbegriffen) als eines vollendeten Ganzen dringend, stellt sich ein Werk aus den jüngsten Tagen dar, auf das wir hier mit kurzem aufmerksam machen wollen.

Logik oder Wissenschaft vom Wissen mit Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Philosophie und Theologie im Umrisse dargestellt von Rudolf Seydel. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1866. 8. 1 Thlr.

Es wird genügen, einige hervorstechende Züge dieses Werks mitzutheilen, um dem Leser die Bekanntschaft damit zu vermitteln.

Von einer formalen Logik, welche die herkömmlichen Gesetze der Begriffs-, Urtheil- und Schlußbildung darzulegen bemüht ist, wird man hier wenig finden; sie wäre etwa mit inbegriffen in den zweiten Abschnitt, wo ihre Hauptpunkte unter den „subjectiven Erkenntnißfunctionen" verwerthet werden. Also eine Anleitung zum richtigen Denken in gewöhnlichem Stile möge man hier nicht suchen. Die Schrift dreht sich vielmehr um die menschliche Erkenntniß, deren Tragweite und Gewißheit festgestellt werden. Danach gliedert sich die Untersuchung in vier Abschnitte. Wir fragen: Was ist Wissen? und ist Gewißheit möglich? Dann: welche Anlagen zum Wissen im Subject liegen („Die subjectiven Erkenntnißfunctionen"), welche Gegenstände den Bereich des Wissens ausmachen („Encyklopädie der Gegenstände und Meinungsstandpunkte"), und wie das Wissen als Ganzes, als Wissenschaft hergestellt werden könne.

Diese Schrift ist also Erkenntnißtheorie, Wissenschaftslehre in dem Sinne und mit den Grundlagen Fichte's, der in seinem Werke, das wir zur Ueberschrift dieser Anzeige benutzten, gleichfalls eine Anweisung geben will, wie ein durchaus und streng wissenschaftliches Wissen zu Stande zu bringen sei.

Zwar will jede Philosophie ein solches Wissen gewinnen, das als gewisses allem Meinen und Glauben schroff entgegensteht. Aber Umfang und Grundlagen machen hier den Unterschied. Kant beweist sogar die Unmöglichkeit, aus reiner Vernunft etwas über die Dinge an sich zu erkennen. Herbart ist zwar exacter Denker im eminenten Sinne, aber nicht über einen gewissen Ausschnitt des „Gegebenen" hinaus. Schelling's intellectuelle Anschauung und Hegel's dialektische Methode, Schopenhauer's poetische Welterklärung sind theils das directe Widerspiel streng wissenschaftlicher Tendenz *), theils ist selbst die Methode noch nicht genügend, solange sie nicht aus dem Begriff des Wissens abgeleitet, als gültig und erschöpfend dargethan ist.

Mit den zuletzt Genannten hat Seydel jedoch das Streben nach Totalität, die Unerschrockenheit des Denkens gemein. §. 25 heißt es:

*) Wir meinen, daß ein Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland auf dem Gebiete der schönen Literatur nicht besteht und nicht bestehen kann. Die Einheit des deutschen Geisteslebens kennt keine politischen Grenzen. D. Red.

*) Wir weichen in dieser Beurtheilung Hegel's und Schopenhauer's ganz entschieden von dem geehrten Referenten ab. D. Red.

Im Wissenssubjecte als solchem kann nach diesen Ergebnissen keine Nöthigung liegen, seine Wissensfähigkeit beschränkt zu denken, ja nicht einmal die Möglichkeit solcher Beschränkung. Es umschreibt durch Gegensätze die vollkommen einander ausschließenden Gegensätze, die es dadurch zu erkennen vermag, daß es das von dem zuerst Gesetzten ausgeschlossene Gebiet durch die Verneinung jenem entgegengesetzt bestimmt — so die Gegensätze des Subjectiven und Nichtsubjectiven (rein Objectiven) —, es umschreibt so die Totalität des Möglichen. Waren nun gegenwärtige Empfindungszustände, gegenwärtig vom Subject Vernommenes, allein als mögliche Gegenstände des Wissens erkannt worden, so folgt hieraus, daß alles ohne Unterschied zum empfundenen Zustande des Subjects werden kann, ohne sich zu verändern, und eben deshalb alles ohne Unterschied wißbar ist.

Das menschliche Subject, insofern ihm die Fähigkeit beiwohnt, einen Gegenstand zu wissen, das heißt, genau so wie er ist sich in Gedanken zu reproduciren, ist die Potenz dieses Gegenstandes; es ist aber Urpotenz oder Allmöglichkeit im Hinblick auf den unendlichen Umfang dieser Fähigkeit. Weiterhin heißt es (§. 38):

....Die Gedankenproduction ist im wesentlichen dasselbe mit der realen Hervorbringung, sodaß der Unterschied zwischen beiden nur auf größerer oder geringerer Ueberwindung des widerstehenden Hindernisses beruht. Das Denken ist Verwirklichung des Möglichen in demselben Sinne, in welchem die reale Schöpfung dies ist, von dieser nur dem Grade der Verwirklichung, nicht ihrem Wesen nach unterschieden. Das Denken, als der erste Grad einer Entzweiung von Subject und Object und einer Gegenüberstellung beider, als der erste Grad ferner einer Materialisirung des Geistigen, da alles Denken ein leises Hören und Sehen ist von innerlichen unmittelbar vom Subjecte hervorgebrachten Licht- und Schalleffecten, verhält sich zur äußerlich sich vollendenden Verwirklichung, wie sich der Anfang einer Kraftwirkung zu ihrer fortgesetzten Steigerung, oder wie die unendlich kleine Oeffnung eines Winkels an seiner Spitze sich zur fortschreitenden Divergenz verhält.....

§. 39:

Die Erscheinungen des Traums und der Vision zeigen die Materialisirung des Gedankens schon bis zur productiven innern Verwirklichung auch der niedern Sinnesempfindungen, der des Geschmacks-, Geruchs- und Tastsinns, und die Objectivität bis zum Scheine äußerer Wirklichkeit vorgeschritten, welchen Schein endlich die Kunst — die sonach der realen Verwirklichung in dieser Reihe am nächsten steht — bei völliger Trennung des Objects vom Subjecte, an einem äußern selbständigen Stoffe, gestissentlich zu erzeugen und zu erhalten strebt. Wie wollen übrigens diese Bedeutung des Denkens, schon an sich selbst Verwirklichung des Möglichen zu sein, diejenigen leugnen, welche Gott einen Geist nennen und alles Seiende, die gesammte Schöpfung aus diesem geistigen Quell ableiten? Heißt dies nicht eben dasselbe, als daß die gesammte Schöpfung im Gedanken begann, nur ein erweitertes, verselbständigtes Denken ist?

Man wird aus dem Bisherigen sich den philosophischen Stammbaum des Verfassers genugsam haben entwerfen können. Der Verfasser selbst gibt in der Vorrede sein Verhältniß zu den zuletzt zurückgelegten Stadien der Geschichte der Philosophie genauer so an, daß seine Logik sich an jenen epochemachenden Grundgedanken anlehne, durch welchen, nachdem er zuerst unausgegoren in der Schrift Schelling's von der menschlichen Freiheit im Jahre 1809 an das Licht getreten, drei neuere Philosophen ersten Rangs voneinander unabhängig und gleichzeitig — ungefähr seit dem Ende der zwanziger Jahre — in verschiedener Weise die deutsche Speculation aus den Anschauungen titanischen Jugendmuths in das Mannesalter des Theismus führten: Schelling selbst und K. Ch. J. Krause — dessen frühere Schriften in diesem Betracht noch hinter dem Wendepunkte zurückliegen —, von der alt-Schelling'schen Lehre herkommend, und von dem Hegelianismus ausgehend: Ch. H. Weiße.

Von Schleiermacher, der in dieser Beziehung die Consequenz der alt-Schelling'schen Lehre gezogen haben soll, bekennt Seydel die Hauptunterscheidung wissenschaftlicher Methoden, namentlich die zwischen Theologie und Philosophie, entnommen zu haben.

Dies führt uns auf einen zweiten Punkt, worin das Seydel'sche Werk eine eigenthümliche Farbe annimmt; es ist dies die Betonung der Intuition, die in der religiösen Ergriffenheit ihren höchsten Grad erreicht und als dritter Anfangspunkt der Erkenntniß sich Geltung verschaffen will. Was hier unter Intuition zu verstehen sei, lehrt §. 96 am deutlichsten:

Von der Empirie herkommend haben wir z. B. das Gesammtbild eines Baums seiner äußern Erscheinung nach, wir behalten es vor der Seele, während wir den Wesensbegriff des Baums — wenn wir es im Stande sind — aus reiner Möglichkeit hinzudenken: aber erkennen wir damit zugleich, wie sich die Wesenseinheit des Baumbegriffs auffschließt, auseinanderfaltet, um in ihrer Erscheinung dem Empfinden objectiv zu werden? Was nützt uns hierzu das Erscheinungsbild des Baums und sein Begriff, wenn wir nicht im Stande wären, das Quillen und Treiben, das Keimen und Sprossen, das Aufbrechen und Enthüllen, alle diese wunderbaren Kraftregungen, die den tauben Wesenskern, als der er zunächst erscheinen kann, als einen füllereichen offenbaren, indem sie ihn von innen herausbrechen, wie das Kind „die Mutter bricht" — wenn wir nicht diese Kraftregungen in unserm Innern nachbilden, die nachgebildeten nacherleben, nachempfinden könnten?

Die Intuition ist also die Empfindung vom lebendigen Werden. Aber wohlgemerkt, neben den zwei andern Erkenntnißarten, der empirischen und philosophischen, ist die Intuition als dritte zu verwerthen, durchaus nicht ist sie irgendwie allein hinreichend. Ebenso wol wird jede andere Erkenntnißart, wenn sie isolirt von den andern auftritt, einen eigenen Irrthum repräsentiren. Seydel klassificirt die Irrthümer, die auch in geschichtlicher Folge aufgetreten sind, folgendermaßen:

Skepticismus = Subjectivismus
das bei sich bleiben wollende
einheitliche Subject

abstracter Idealismus (Philosophismus) die sich isoliren wollende reine Potenz oder denkende Productivität	Sensualismus (Empirismus) die sich isoliren wollende Wirklichkeit oder empfindende Receptivität

Mysticismus
die sich isoliren wollende Intuition
vom lebendigen Werden.

„Die Wahrheit", setzt Seydel hinzu, „bedarf keines Namens, denn es gibt nur Eine Wahrheit."

Diese intuitive Erkenntniß findet ihren höchsten Ausdruck, wie schon oben angedeutet worden, dort, wo der Gegenstand der Intuition zum empfindenden Subject in der innigsten Beziehung steht, im Ideal des Glaubens. Der wissenschaftliche Ausgangspunkt hierbei ist nicht das

Haben dieses Ideals (— Erfahrung), noch der Inhalt desselben unmittelbar (— Begriff), sondern der Grad des lebendigen Ergriffenseins davon, als objective Nachempfindung der göttlichen Lebensmacht selbst genommen. Die Methode ist also die theologische, welche von einer derartigen Intuition ausgeht, sowol um sie empirisch und philosophisch zu begreifen und festzustellen, als auch von ihr aus ebenfalls das ganze System der Wissenschaft aufzubauen, denn (§. 183)

auch die theologische Methode umfaßt das ganze System: wie denn die theologischen Dogmatiker zu jeder Zeit vergebens sich bemüht haben, für die Dogmatik (einschließlich der theologischen Ethik) einen Ausschnitt des Systems aufzufinden. Warum soll eine Wissenschaft, welche Gotteslehre, Schöpfungslehre, Erlösungslehre und Eschatologie sein will, nicht dies alles in der Vollendung sein, welche der Begriff dieser Gebiete mit sich bringt, sondern z. B. aus der Gotteslehre die Aesthetik und Logik ausscheiden, die Erlösungsgeschichte aber aus dem Zusammenhange der Geschichtswissenschaft loslösen, wie die Schöpfungslehre aus dem der Naturwissenschaft? Daraus konnte nur das Unheil folgen, daß die dogmatische Schöpfungslehre der Naturwissenschaft entgegenlief, und die dogmatische Erlösungsgeschichte Ungeschichte wurde, wie daß die Dogmatik so häufig allem Logischen Hohn sprach und barbarischen Geschmack fortsetzte. Intuitiv oder gläubig anhebend, empirisch, philosophisch anhebend, immer sucht die Wissenschaft das ganze System: sie wird irren, wenn sie irgendeinen Gegenstand dabei vernachlässigt, wie sie irren muß, wenn sie, anstatt überzugehen, wo es die Sache fordert, zu den andern Formen der Erkenntniß, einseitig verharren will in ihrer Anfangsform, so als Theologie in der Intuition (— Mysticismus), als Empirie in dem unmittelbar Gegebenen, als Philosophie in der bloßen Begriffs- und Schlußform. Diese beiden letzten Irrungen erhalten, wenn sie der theologischen Wissenschaft aufgedrungen werden, die Namen Naturalismus und Rationalismus.

Wir treffen hier den Verfasser auf einem Punkte, der uns den innersten Beweggrund seiner Speculation bloßlegt. Kurz gesagt, der Widerstreit zwischen Glauben und Wissen, diese Erbschaft des vorigen Jahrhunderts, an dem das unserige noch zu tragen hat, sucht sich hier eine neue Lösungsform. Es läßt sich denken, daß unserm Verfasser der Vorwurf des Scholasticismus, Unterordnung der Philosophie unter die Theologie, nicht wird erspart bleiben. Aber man frage sich ernstlich, ob was zur Zeit des Scholasticismus, wo der Glaube unantastbar feststand, der freien Forschung zum Schaden gereichte, nicht doch heute in gewissem Sinne als Nothwendigkeit an den Menschengeist herantrete? Wie die Wissenschaft unserer Zeit den Glauben erschüttert hat, so soll sie ihn auch wiederherstellen, ist die Forderung. Aber wohlgemerkt, der moderne Geist will von keiner Autorität wissen, als die er sich selbst ist; nur was er selbst als zwingende Erfahrung anerkennt, was ihn das Gesetz des eigenen Denkens annehmen nöthigt, was er selbst unabweislich empfindet: nur daraus will er sich auch seine Religion gewinnen. Der echte Scholasticismus setzt aber das Eine, den Glaubensinhalt, voraus, und darum ist das Verfahren Seydel's, welches die empirische und philosophische Methode als Prüfsteine der theologischen setzt, und die theologische Methode den andern beiden nebenordnet, und nur aus dem gleichzeitigen Gebrauch der drei Methoden die volle Wissenschaft, die dann naturgemäß „Gotteslehre" ist, gewinnen will, mit Anerkennung zu begrüßen.

Damit man nach diesem Grundgedanken des Wissens auch den Riß des ganzen wissenschaftlichen Gebäudes, das sich aus ihm entwickelt, überschaue, wollen wir mit Verzicht auf weitläufige Begründung nur das Schema aus der „Encyklopädie der Gegenstände und Meinungsstandpunkte" vorlegen (§. 149):

Der Leser wird schon öfters ein letztes charakteristisches Merkmal des Seydel'schen Werks, die tetrachotomische Manier, bemerkt haben. Sie beruht darauf, daß jeder 1) Einheitsbegriff durch seine 2) 3) Gegensätze erschöpfend eingetheilt werden kann, zwischen welchen aber in der Welt der Wirklichkeit stets Uebergang und Verbindung zu bemerken ist, was durch den 4) Mittelbegriff ausgedrückt wird.

Wir haben dieses Werk hervorgehoben, weil es bei der Höhe und Weite seiner Tendenz den echt wissenschaftlichen Charakter an sich trägt, der, auch wo er zur Autorität zurückzuführen, in seiner Auffassung an die Poesie heranzustreifen scheint, überall nur auf das Nothwendige dringt. Es ist keine aphoristische Arbeit, vielmehr enthält sie, wie zu sehen war, die ganze Anlage eines Systems. Man mag über den Werth von Systemen urtheilen wie man will, jedenfalls wird man sie stets als Maß der philosophischen Kraft eines Zeitalters betrachten müssen. Hier schon eine endgültige Kritik über die neu auftretenden Gedanken zu fällen, wird man uns erlassen; die Kritik thut genug, wenn sie solch ein Werk, in Hinsicht auf den Ernst und die Tüchtigkeit in seiner Darstellung und Begründung, der Beachtung der denkenden Zeitgenossen empfiehlt. 29.

Romane und Erzählungen.

1. Neue Geschichten von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1867. 8. 2 Thlr.

Wir haben diese Erzählungen mit wirklichem Vergnügen gelesen. Läßt sich von der Handlung und den Personen der drei humoristischen Geschichten auch nicht sagen,

daß sie durchweg originell sind, so tritt doch alles so frisch gezeichnet und so zum Lachen reizend vor uns hin, daß wir dem berühmten Verfasser warm die Hand dafür drücken. Die Novelle: „Der Toreador", ist die größte und bedeutendste der Sammlung. So oft sich Hackländer auf dem Boden Spaniens befindet, will es uns scheinen, als ginge er mit größerer Lust an die Ausarbeitung seines Vorwurfs, als befleißige er sich tieferer Charakteristik und größerer Strenge gegen sich selbst. Im „Toreador" sind besonders die Schilderungen Sevillas, des Straßenlebens und des Fandangos sehr anziehend.

Wer vermag den Fandango zu beschreiben? Tänzer und Tänzerin fliegen sich entgegen wie getrennte Liebende, die nach langem Suchen einander gefunden. Aber mitten im Fluge halten sie still, neigen sich schüchtern vorwärts und verrathen durch graziöse Mimik ihre verschwiegenste Sehnsucht, ihre heißesten Wünsche: sie scheinen in den Boden gewurzelt, regungslos sich und die Welt zu vergessen — das Orchester spielt auf und sie erwachen entzückt, die Arme ausgebreitet. Mit der rauschenden Musik wird auch die Leidenschaft kühner, die Bewegung rascher, die Mimik bedeutungsvoller. Sie flieht verschämt, er verfolgt sie stehend, bald sehen sie einander tief in die Augen, bald sind ihre Blicke auf den Boden geheftet; das Neigen und Beugen, das Wenden und Wiegen und Schweben ist mimische Musik. Alle Reize weiblicher Schönheit und männlicher Kraft zeigen sich in unerschöpflicher Mannichfaltigkeit. Die Tänzer sind im Himmel und haben vor Begeisterung sich und die Zuschauer vergessen, die ihrerseits, von der Tarantel gestochen, im Geiste mittanzen und mit flammendem Blick, wallendem Busen und pochendem Herzen der leisesten Bewegung und Schwingung des phantastischen Tanzes folgen. Und doch ist in all den wunderbaren Stellungen und Schritten des Fandango, welche der Wahnsinn romantischer Leidenschaft improvisirt, kein Hauch von Gemeinheit, nicht der leiseste Schatten grober Sinnlichkeit. Die geheime Sprache des Herzens ist erklungen, ein Schauer hat euere Nerven überflogen, aber die Seele ist mitten im Rausche rein geblieben ... nur möchte der Tänzer nachher mit keiner andern Dame als seiner ersten Tänzerin tanzen — magnetisch fühlen sich beide zueinander hingezogen. Wie schön sie war! denkt er — wie zärtlich er blickte! sagt sie zu sich.

Die drei komischen Erzählungen haben uns zu hellem Gelächter angeregt. „Ein Eisenbahnabenteuer", worin die junge Dame im grauen Seidenkleide, braunem Mantel und Kossuth-Hut sowie deren Begleiter in einem Anzuge von großcarrirtem Stoffe mit außerordentlicher Treue gezeichnet sind, verdient den Vorzug. In „Am Herdfeuer" hat sich Hackländer leider am Schlusse überstürzt, und „Reiselust", in welcher der Vorstand des Sängerbundes eine unübertreffliche Rede hält, würde weit gefälliger auf den Leser wirken, wenn diese Geschichte nach der Ankunft des arggepeinigten Oberrevisors Schmauder in dem friedlichen Hause zu Ende gewesen wäre. Der Traum am Schlusse ist überflüssig und entschieden unschön.

2. Die Vorkämpfer der Freiheit. Historischer Roman von Friedrich Friedrich. Drei Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Zahlreiche Federn hätten den großen Kampf der Jahre 1813 und 1814 beschrieben und verherrlicht, bemerkt der Verfasser im Vorwort, aber eins wäre noch immer zu wenig anerkannt und zu wenig dargethan: „die kühnen Versuche, das Vaterland zu befreien, welche jenem Kampfe vorausgingen, nämlich die Unternehmungen, welche im Jahre 1809 den Sturz der westfälischen Regierung und die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche erstrebten." Der Versuch Katte's und Hirschfeld's, die Festung Magdeburg zu überrumpeln und dadurch das Zeichen zu einem allgemeinen Volksaufstande in ganz Norddeutschland zu geben: das ist der vornehmste Inhalt dieses Romans, den Friedrich mit großer Lust und Liebe gearbeitet hat. Da die historischen Werke nur spärliche Mittheilungen darüber enthalten, so hat der Verfasser an Ort und Stelle sorgsame Studien gemacht und die in dem Roman enthaltenen Thatsachen aus dem Munde weniger noch lebender Männer, welche Zeugen oder Theilnehmer jenes Unternehmens waren, mit unendlicher Mühe gesammelt.

Der Roman beginnt gegen Ende des Jahres 1808, im Harze. Gleich das erste Kapitel versetzt uns mitten in die reiche und durchweg spannende Handlung. Da begegnen wir dem Lieutenant Hirschfeld, dem Bauer Romberg, einer der gelungensten Figuren des Romans, einem Spion und dem muthigen Förster, in dessen Keller König Jerôme als Gefangener gebracht werden soll. Es ist im Interesse des Lesers zu bedauern, daß dieser kühne Plan nicht zur Ausführung gekommen. Das zweite Kapitel bringt „Angenehme Zustände in Deutschland", nämlich eine sehr anziehende und eingehende Schilderung der Jerôme'schen Wirthschaft in Kassel, macht uns mit Katte und dem wunderlichen Puppenspieler Drabant bekannt und führt uns nach Magdeburg. Alle hier auftretenden Personen zu nennen und die Begebenheiten nachzuerzählen, das würde uns zu weit führen; genug, daß die Handlung sich immer bedeutender und fesselnder aufbaut. Der Weinhändler Schrader ist ein Mann von echtem Schrot und Korn, und sein Töchterchen nebst Romberg's Tochter sind liebenswerthe Wesen; Moisez, der Generalcommissar der Polizei, und seine Tochter Klare nehmen unser Interesse durchweg in Anspruch, und die dritte Gruppe: Knirsch und seine Töchter, werden das Mitleid jedes Lesers erregen. Bekanntlich scheiterte das gegen Magdeburg gerichtete Unternehmen. Die Männer, bemerkt Friedrich, welche kein anderes Ziel und Streben vor Augen hatten als die Befreiung Deutschlands, welche die echten freien Vorkämpfer der deutschen Freiheitskriege waren, fanden keine Gelegenheit, dies Unternehmen noch einmal anzustreben, ihre Kräfte wurden durch andere Plane in Anspruch genommen.. Deshalb konnte das Leben und Wirken dieser Helden in diesem Romane auch nicht weiter geführt werden; der Verfasser verspricht, den Lesern in einer Fortsetzung zu zeigen, wie dasselbe Streben in ihnen fortwirkte und unablässig ihre Brust erfüllte. Freuen wir uns auf diese Fortsetzung.

3. Magister Timotheus. Novelle von Wilhelm Jensen. Schleswig, Schulbuchhandlung. 1866. 16. 15 Ngr.

Wir glauben, diese Novelle als Erstlingsarbeit betrachten zu dürfen, und haben gerechte Ursache, fernern Dichtungen dieses Autors hoffnungsvoll entgegenzusehen. Jensen hat sich nach Theodor Storm gebildet. Die Harmonie

der Natur mit den Stimmungen der Menschen, die Zartheit, Innigkeit und, wenn man sagen darf, der melancholische Duft — diese Vorzüge, welche dem Dichter des „Immensee" im hohen Grade eigen, finden sich auch im „Magister Timotheus". Doch hat Jensen die Storm'sche Sentimentalität im allgemeinen glücklich vermieden, seine Figuren, die ganze Scenerie sind markiger. Seine Geschichte ist still und traurig. Ein alter Magister heirathet ein junges Mädchen, das bei der Hochzeit einem Neffen ihres Mannes, einem hübschen Studenten, begegnet. Die beim Festmahl geschlossene Freundschaft verwandelt sich bald in Liebe, und beide, Hedwig und Felix, sehen in der Trennung das einzige Mittel, die Ehre des Hauses zu retten. Die Scheidestunde schlägt. Der Magister ist unbemerkt Zeuge des herzzerreißenden Abschieds. Sein Glück ist dahin; wie im Wahnsinn eilt er in stürmischer Nacht an den angeschwollenen Fluß, über den Holzsteg, um den die schäumende Flut sich wälzt, und kehrt nicht wieder. Als er begraben wird, stehen Hedwig und Felix an der Gruft, er hüben, sie drüben; sie wollen sich die Hände reichen, aber die Höhlung ist zu breit. „Die Gruft liegt zwischen uns", sagte er leise, und sie schieden auf ewig. Die gedrängte und doch anmuthige Darstellung verdient alles Lob. Als mustergültige Schilderung möchten wir den Kirchgang hervorheben; uns war es doch, als wären wir wieder zum Kinde geworden und ständen unter den Kameraden vor der Kirchthür und stimmten ein in den Ruf: „Sie kommen!"

4. Innocens. Ein Lebensbild von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Weiß. 1866. 16. 15 Ngr.

Wir stehen nicht an, dieses Büchlein eine Perle der Erzählungskunst zu nennen. Hier ist auf wenigen Blättern die ganze Tragödie eines Menschenherzens erzählt. Es handelt sich um die Herzensgeschichte eines katholischen Priesters, der, auf der bei Prag gelegenen wischehrader Citadelle wohnend, einen jungen Offizier in seine innerste Seele blicken läßt. Innocens hat Ludmilla, die Tochter des einst auf dem Wischehrad stationirten Zeugwarts, geliebt und vergebens in der Kirche gegen diese Liebe gekämpft. Umsonst! Auf der Lippe, die das peccavi spricht, zittert noch die wonnige Berührung mit den blonden Haaren Ludmilla's nach. Um diese Zeit stirbt in Prag ein junges Mädchen, Friederike, die Tochter des reichen Großhändlers Friedheim und die Braut eines Rechtsgelehrten. Nach ihrem Wunsche soll sie auf dem wischehrader Kirchhof bestattet werden. Innocens begibt sich in das Trauerhaus, die Leiche einzusegnen — „war es eine zufällige Aehnlichkeit, war es ein Spiel meiner Phantasie: ich glaubte Ludmilla dort im Sarge zu sehen. Ich verstand den Schmerz des Jünglings, als wär' es mein eigener; und doch war es wieder nur eine stille, süße Wehmuth, die mich durchzitterte." Es gelingt ihm, bei dem Begräbniß den verzweifelnden Jüngling zu trösten. Und er selbst wird allmählich inmitten der Gräber und der Schauer der Vergänglichkeit ruhig und still. „Ja, zweifach wird die Welt überwunden: entweder grausam durch den Tod, der alles Irdische des gleißenden Schimmers entkleidet und Moder und Verwesung bloßlegt, oder schön und herrlich durch den Muth der Entsagung, den Christus gepredigt und auf Golgatha besiegelt hat.

Die Ludmilla, welche er geliebt, ist mit Friederike begraben; die Ludmilla, welche den neuen Zeugwart heirathet, die Innocens traut und deren Kinder er tauft, ist für ihn ein liebes Mitglied seiner Gemeinde, nichts weiter. Der Rechtsgelehrte ist wieder glücklich im Besitze einer vortrefflichen Gattin und einer ganzen Reihe von allerliebsten Kindern; und der Priester? „Und so bin nur ich, weil ich es eben mußte, einsam geblieben, und werde es sein bis an mein Ende."

So einfach und wahr muß das Buch auf jedes Herz wirken. Anmuthige Schilderungen füllen besonders die erste Hälfte des Büchleins aus, und Innocens' Ansichten über des Priesters wahre Aufgabe legen beredtes Zeugniß von seinem freien Blick und edeln Herzen ab.

5. Deutsche Schützen, Turner und Liederbrüder, oder: Was will das Volk? Zeitgeschichtlicher Roman vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie"; „Die Herren vom Kleeblatt" u. s. w. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 5 Thlr.

Wenn man sich endlich, endlich durch diese vier Bände durchgewunden hat, muß man nach einem Gottlob! aus tiefster Seele an die alte Redensart denken: Viel Geschrei und wenig Wolle. Das Bestreben des ungenannten, aber hinreichend bekannten Verfassers ist ein ganz vernünftiges, er eifert gegen die Kleinstaaterei und will Ein Deutschland unter Preußen. Wäre nur dieses Thema ein wenig interessanter und fesselnder durchgeführt! Wie gesagt, es gehört eine große Portion Ausdauer dazu, um diesen höchst mittelmäßigen Roman zu Ende zu bringen. Der Titel ist so gewählt, daß die Leihbibliothekare brillante Geschäfte machen werden; der Titel ist das Beste. Was den schlotterigen Stil betrifft, so möge statt hundert ein Beispiel genügen:

Als Albert auf den Katharinenmarkt im Angesicht des Aelternhauses gelangte, stand der Lehrling vor der Thür des Verkaufslocals, welcher ihn kaum erspähte, als er auf ihn zueilte, um zu sagen, daß Madame Brendecke schon mehrere male sehr aufgeregt nach ihm gefragt, ihn, den Lehrling, auch hinter ihm hergeschickt und auch den Knecht in die Conditorei gesendet habe, wo der junge Herr zuweilen Chocolade tränke u. s. w.

6. Von Wien nach Bilagos. Historischer Roman von Ferdinand Stolle. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1866. 8. 1 Thlr.

Der beliebte Verfasser hegt die Hoffnung, daß sich dieses Buch einer gleich freundlichen Aufnahme zu erfreuen habe, wie solche seinen frühern historisch-romantischen Arbeiten („1813", „Elba und Waterloo", „Der neue Cäsar" u. s. w.) geworden ist. Wir sind überzeugt, daß dieser Roman überall, namentlich in Oesterreich, dankbare Leser finden wird. Führt er uns doch hauptsächlich nach Pesth, also in die Stadt, in welcher man jetzt wieder zu erreichen hofft, was auf dem Schlachtfelde von 1849 zu Schanden ward. Stolle selbst spricht aus, daß die Fabel dieses Romans auf künstlerischen Organismus keinen Anspruch mache; wir müssen jedoch gestehen, daß er seine

Erfindungen sehr geschickt in die ungarische Tragödie von 1848 und 1849 verflochten hat. Die Handlung ist reich und erschütternd, die Spannung nicht übertrieben und niemals an den Haaren herbeigezogen. Der Stil ist durchweg sauber und legt Zeugniß von Stolle's ernstem Arbeiten ab.

7. Die Herrin von Schwarzenhof. Roman von Albrecht Heinz. Leipzig, Günther. 1866. 8. 20 Ngr.

Wir haben es wol mit einer Erstlingsarbeit zu thun. Sei sie freundlicher Beachtung empfohlen. Der kleine Roman hat viele gemüthvolle Stellen, ist, einige Breiten abgerechnet, recht geschickt gemacht und nicht einzig und allein für das Leihbibliothekenpublikum geschrieben.

8. Eine Räuberfamilie. Erzählung der Neuzeit nach wahren Thatsachen von Emilie Heinrichs. Berlin, Sacco Nachfolger. 1867. 8. 1 Thlr.

9. Bettler und Millionär. Roman aus der Neuzeit von Emilie Heinrichs. Berlin, Sacco Nachfolger. 1867. 8. 1 Thlr.

Nur alle heran! Hier gibt's was zu lesen! Cholera, Gespensterfurcht, Schwindel, Büßerzelle, Gericht Gottes, Golf von Neapel, der deutsche Zauberer, das Schwert des Damokles, unter den Räubern, Mord und Todschlag — alles das für einen Silbergroschen pro Woche. In kleinen Städten wird's nur sechs Pfennige kosten. Blauäugige Nähterin, gebildeter Hausknecht und du, in Sirup machender Ladenjüngling, was wollt ihr noch mehr? Eine innige Bitte an Frau oder Fräulein Heinrichs: Sie schreiben zu viel. Gönnen Sie Ihrer Feder Ruhe, damit sie sich erholen und kräftigen kann. Die Welt wird sich zu trösten wissen; davon können Sie überzeugt sein.

10. Lebende Bilder von L. Gräfin von Robiano. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1867. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die größern Erzählungen: „Vaterlandsliebe", „Lady Ellen oder ein Gottesgericht", „Der Einsiedler von Wildbad" u. s. w. lesen sich recht hübsch; die Skizzen, wie „Die Feder" und „Johannes Gall" sind gar zu skizzenhaft. Mehr läßt sich nicht sagen.

11. Kleine Lebens- und Herzensgeschichte eines Dorfkindes. Ein Büchlein für Dorf- und Stadtkinder, für Klein und Groß. Den Winterabenderzählungen eines Freundes entnommen und herausgegeben von W. G. Gotthardi. Jena, Maukt. 1867. 16. 10 Ngr.

Der Wille war gut, aber die Ausführung ist schwach. Den Winterabenderzählungen eines Freundes entnommen, soll dieses Büchlein für Dorf- und Stadtkinder, für Klein und Groß sein. Nach unserer Meinung ist's für die Kleinen zu hoch und für die Großen grausam langweilig.

12. Die Helden der Zündnadel oder der stumme Spion. Historische Erzählung aus dem letzten österreichisch-preußischen Kriege. Von Chrysander Krause. Berlin, L. J. Heymann. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.

Ohne Jahreszahl, also immer neu. Von dieser „historischen Erzählung aus dem letzten preußisch-österreichischen Kriege" liegen nur 18 Bogen vor, und wir erfahren, daß jetzt die fünfte Auflage gedruckt wird. Es muß gesagt werden: solche Buchmacherei ist widerwärtig. Interessant ist noch die großgedruckte Erklärung, daß sich die Verlagshandlung das Recht der Uebersetzung in das Englische und Französische vorbehält. 28.

Feuilleton.

Wander's Oratio pro domo.

Mit der funfzehnten Lieferung ist der erste Band von Karl Friedrich Wilhelm Wander's „Deutschem Sprichwörter-Lexikon", dessen vorausgehende Lieferungen in Nr. 50 d. Bl. f. 1866 besprochen worden sind, zum Abschluß gekommen. Diese Schlußlieferung, die bis zu dem Worte „Gothen" reicht, enthält ein Quellenverzeichniß, ein Verzeichniß der Mitarbeiter und Beitragenden, eine Zusammenstellung von verwandten Sprichwörtern und Redensarten in übersichtlichen Gruppen, vor allem aber eine Vorrede, in welcher der Verfasser sich sehr eingehend über den seinem Werke zu Grunde liegenden Plan und seinen Standpunkt ausspricht und dabei andere Anschauungen und verschiedenartige Angriffe zurückweist, die auf sein jedenfalls vom seltensten Fleiße zeugendes Werk gemacht worden sind.

Wichtig ist ihm natürlich vor allem die Feststellung des Begriffs: Sprichwort. Die Gesellschaft für deutsche Sprache in Berlin gab ein Gutachten über denselben, in welchem sie sagt: „Den Begriff eines Sprichworts wird man wol dahin fassen können, daß es eine zu einem untheilbaren Ganzen verbundene Aneinanderreihung von Wörtern ist, welche einen bestimmten Erfahrungssatz oder eine bestimmte Anschauung oder Meinung darstellt und durch häufigen Gebrauch derartiges Gemeingut des Volks geworden ist, daß es unbesehen, unverändert und unbedacht, mithin als Münze umläuft. Weil es ein Ganzes ist, gibt es eben nur Sprichwörter, nicht Sprichworte. Weil es eine bestimmte Meinung darstellt, ist nicht jede Redeweise (Redensart) ein Sprichwort. Weil es als Münze, unbesehen und unverändert, umläuft, wird nicht jeder Denk- noch Sinnspruch zum Sprichwort." Wander findet diese Erklärung zu umfänglich und meint, daß sie andererseits zu eng sei, indem dadurch alle sprichwörtlichen Redensarten, die gerade für die Sprache von außerordentlicher Wichtigkeit sind, von dem Lexikon ausgeschlossen werden. Wander hat die letztern bekanntlich mit aufgenommen, sodaß sie zwar unter dem entsprechenden Stichwort fortlaufend aufgeführt, doch als eine besondere Schar durch ein Sternchen und alphabetische Ordnung unterschieden werden. Er hält in sprachlicher Hinsicht die elastische, überall eindringende und sich anschmiegende Schar der sprichwörtlichen Redensarten noch bedeutsamer und wichtiger als die Sprichwörter selbst.

Wander spricht sich außerdem in der Vorrede über die Entstehungsgeschichte des Werks, über die Einrichtung und Ausführung desselben, über Orthographie und Schriftform, über die Grundsätze beim Sammeln, über anstößige Sprichwörter, Umfang, Quellen, Verzeichnisse, Berichtigungen und die Kritik aus. Die Aufnahme anstößiger Sprichwörter rechtfertigt er mit dem Ausspruch des Agricola: „Dieweil ich Sprichwörter schreibe, so kann ich nicht alle Wege Seiden spinnen, es muß auch grob mit untergehen"; er erkennt in der Wissenschaft kein unsittliches Moment an als die Fälschung. Schon Jakob Grimm sagte von seinem Wörterbuch: „Es ist kein Sittenbuch, sondern ein wissenschaftliches Unternehmen. Selbst in der Bibel gebricht es nicht an Wörtern, die in der feinen Gesellschaft verpönt sind. Wer an nackten Bildsäulen ein Aergerniß nimmt oder an den nichts auslassenden Wachspräparaten der Anatomie, geht auch in diesem Saal den mißfälligen Wörtern vorüber und betrachte die weit überwiegende Zahl der andern. Das Wörterbuch ist nicht da, um Wörter zu verschweigen, sondern um sie

vorzubringen, es unterdrückt keine einzige wirklich in der Sprache lebende Form. Sowenig man natürliche Dinge, die uns oft beschwerlich fallen, auszutilgen vermöchte, darf man solche Ausdrücke wegschaffen." Diese Anschauung ist bekanntlich auch neuerdings von den preußischen Gerichtshöfen bestätigt worden. Gegen die erste Auflage der „Preußischen Sprichwörter" von Frischbier war Anklage erhoben worden, weil einige Sprichwörter die Sittlichkeit verletzen sollten; aber die Gerichtshöfe beider Instanzen sprachen die Schrift frei, nachdem ihr wissenschaftlicher Charakter durch die Gutachten der Professoren Rosenkranz, Zacher und Schade festgestellt worden war.

Was den Umfang des Werks betrifft, so läßt sich derselbe deshalb nicht berechnen, weil das Werk während des Erscheinens fortwährend durch neue Zuthaten anwächst und in einem beständigen Ausbau begriffen ist. Jedenfalls ist es die bei weitem umfassendste Sammlung, die je erschienen ist, das fertige Manuscript liegt in 3000 Bogen vor.

Wo Wander von der Sprichwörterliteratur spricht, macht er darauf aufmerksam, daß der geringste Theil der Sprichwörter, welche sich in unserer Literatur befinden, in die bisherigen Sammlungen übergegangen ist und daß noch viel geschehen muß, um den in der Literatur verborgenen Sprichwörterschatz zu heben. Bei dieser Veranlassung macht er auf die Arbeit seines Freundes Franck in Annweiler aufmerksam, welcher damit beschäftigt ist, die Praktiken, Kalender, Volksbücher, Facetien und Fastnachtsspiele, Lexika, Chroniken, Stammbücher, die reformatorischen Schriften insgesammt, die Postillen nebst den alttestamentlichen Exegesen, die Satiren, Spott- und Schmähschriften des Reformationszeitalters u. s. w. für diesen Zweck auf Grund der vorhandenen ältesten deutschen und lateinischen Ausgaben zu durchforschen, und das Gefundene mit steter und genauer Angabe der Gewähr diplomatisch getreu zu verzeichnen. Sein aus den verschiedensten Literaturzweigen unserer Sprache gesammelter Sprichwörtervorrath und zwar lediglich aus solchen Schriften geschöpft, die nicht den Sammlungen angehören, belief sich am Schluß des Jahres 1865 auf 1542 Bogen Manuscript.

Man sieht, es entwickelt sich auf dem Gebiete der deutschen Sprichwörterliteratur eine anerkennenswerthe Regsamkeit, und die thätigen Kräfte arbeiten sich durch gegenseitige Unterstützung in die Hände. Wenn sich Wander über die geringe Förderung seines Werks durch die Regierung, die öffentlichen Anstalten u. s. f. beklagt, so berührt er damit einen wunden Fleck unserer nationalen Zustände. Man kann sagen, die Literatur wird in Deutschland nur leihweise gefördert — nur die Classiker und Modeschriftsteller haben das Privilegium, Privateigenthum der besitzenden Klassen zu werden. Erst spät gehen gelehrte und dichterische Werke von Werth aus den öffentlichen Bibliotheken in die Privatbibliotheken über. „In England und den Vereinigten Staaten", meint Wander mit Recht, „würde ein Werk wie das vorliegende nicht nur für alle öffentlichen Bibliotheken angekauft worden sein, es würde auch jeder gebildete Bürger es für eine nationale Ehrenpflicht halten, es in der seinigen aufzustellen; nicht blos der gebildete, sondern der wohlhabende, selbst wenn er nicht hineinsähe, würde es anstandshalber thun, um nicht hinter andern zurückzubleiben und für ungebildet zu gelten, sowie in jedem Parlour ein Piano steht, wenn auch keine Seele im Hause eine Note oder Taste kennt." Was in Deutschland fehlt, das ist der Bücherschrank aus Anstandsgefühl — er allein kann die Literatur mehr heben als alle Schillerstiftungen und Dichterfeste. Man sehe sich um in den Wohnungen unserer reichen Kaufleute und Gutsbesitzer — die Bibliotheken glänzen entweder durch ihre Abwesenheit oder sind Erbstücke aus einer „bessern Zeit" mit zufällig zusammengewürfelten Ergänzungen. Ein Gentleman sollte ebenso wenig ohne eine gewählte Bibliothek sein wie ohne eine gutsitzende Hose — dann wäre der Literatur geholfen. Die Hauptsache ist das Kaufen der Bücher; das Lesen ist mehr Gewissenssache und Privatvergnügen. An Lesern fehlt es überhaupt in Deutschland nicht, nur an Käufern.

Den Grundsätzen Wander's, wie er sie in dieser Vorrede entwickelt, muß man im allgemeinen beistimmen. Nur wo er sich gegen den ihm gemachten Vorwurf des Mangels an Objectivität vertheidigt, möchten wir ihm nicht recht geben. Er sagt: „Interesse hat für mich nur eine Schrift, in der ich etwas Leben ihres Verfassers miterhalte, in der ich seinen Pulsschlag fühle, selbst wenn er nicht in meiner Weise schlägt. Ich bedarf Leben zur Erfrischung meines Lebens, nicht nur gedruckte Buchstaben. Ich bin ein Subject und will — auch wenn mich die einen oder die andern für ein schlechtes halten — ein Subject bleiben und mich als solches offenbaren." Dazu scheint uns indeß in der That ein Sprichwörter-Lexikon keine Veranlassung zu geben. Wie der Künstler hinter dem Kunstwerk, muß der Sammler hinter der Sammlung verschwinden — und wenn er in der That für einzelne Stücke ein pretium affectionis bezahlt hat, so braucht er das Etikette nicht daranzuheften.

Bibliographie.

Brook, A., Blätter und Blättchen gefunden in guten und bösen Tagen. Berlin, Kortkampf. 16. 22½ Ngr.

Brunner, S., Der Prediger-Orden in Wien und Oesterreich. Regesten, Collectaneen, Nekrologien etc. Aus archivalischen bisher unedirten Handschriften mitgetheilt und erläutert. Wien, Braumüller. Lex.-8. 20 Ngr.

Ernesti, Luise (Malvine v. Humbracht), Ein unerfülltes Wort. Roman. 3 Bde. Jena, Hermsdorf. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Frehse, F., Wörterbuch zu Fritz Reuter's sämmtlichen Werken. Wismar, Hinstorff. 8. 10 Ngr.

Gentz, F. v. — Aus dem Nachlasse Friedrichs v. Gentz. 1ster Bd. Briefe, kleinere Aufsätze, Aufzeichnungen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Giesebrecht, W. v., Ueber einige ältere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit. Vortrag. München. Gr. 4. 8 Ngr.

Giesel, F., Die Entstehung des Newton-Leibniz'schen Prioritaetsstreites hinsichtlich der Erfindung der Infinitesimalrechnung. Delitzsch. 1866. 4. 12 Ngr.

Gildemeister, J., Ueber die in Bonn entdeckten neuen Fragmente des Macarius. Neues Wort. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Glümer, Claire v., Aus der Bretagne. Geschichten und Bilder. Wien, Hilberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Graf von Luxenburg. Humoristisches Annexions-Bild. Berlin, Lassar. 8. 2½ Ngr.

Grahl, O. de, Die Eigenthümlichkeiten Schleswig-Holsteins. Hamburg, J. P. F. E. Richter. Gr. 8. 6 Ngr.

Graßler, F., Handlexikon der Tonkunst. Langensalza, Greßler. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grövig, N., Luxemburg. Land und Volk in seinen jetzigen politischen und socialen Verhältnissen. Luxemburg, Brück. Gr. 4. 10 Ngr.

Haenle, S., Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstenthum Ansbach. Ansbach, Junge. Gr. 8. 24 Ngr.

Hanne, J. W., Der Geist des Christenthums, seine Entwickelung und sein Verhältniß zu Kirche und Cultur der Gegenwart. Protestantische Briefe. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heinzen, K., Gesammelte Schriften. 3. Bd. Boston. 8. 2 Thlr.

— — Deutscher Radikalismus in Amerika. Ausgewählte Vorträge. New-York. Gr. 8. 2 Thlr.

— — Die Wahrheit. New-York. 8. 14 Ngr.

Helms, H., Grönland und die Grönländer. Eine Skizze aus der Eiswelt. Leipzig, Fritsch. 8. 20 Ngr.

Herbert, L., Badegeschichten. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hirth, G., Selbstbekenntnisse eines Schwerverwundeten. Auf dem Krankenbette geschrieben. Berlin. 16. 5 Ngr.

Holleben, v. — Aus den hinterlassenen Papieren des Generals der Infanterie v. Holleben. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Hollenberg, W., Zur Religion und Kultur. Vorträge und Aufsätze. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Huber, V. A., Zur Reform des Armenwesens. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 9 Ngr.

Humoristica für Salon und Waggon. Skizzen und Schilderungen aus dem berliner Leben von G. A. B. Neues Bdchn. Berlin, Grothe. Gr. 16. 10 Ngr.

Kant's, I., sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. 4ter Bd. Leipzig, Voss. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kayser-Langerhannß, Agnes, Waldrose. Novelle. Leipzig, O. A. Schulz. Gr. 16. 20 Ngr.

Landsteiner, K., Vater Eisenhammer. Roman in 4 Büchern. 1stes Buch. Zürich, Woerl. 8. 9 Ngr.

Ley, J., Zur Charakteristik der altdeutschen Heldendichtung. Ein Vortrag. Saarbrücken, Mölinger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Liebesarbeit an Sträflingen. Eine Erzählung von Fr. Pr. Gekrönte Preisschrift. Barmen. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **Karl Friedrich Wilhelm Wander.**

In Lieferungen zu 8 Bogen. Jede Lieferung 20 Ngr.

Das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon" will den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterschatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den blos im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörtersammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat diesem Werke den grössten Theil seines Lebens gewidmet.

Die Verlagshandlung stellte, in der Hoffnung auf regste Theilnahme des deutschen Volks an dem echt nationalen Unternehmen und um dessen weiteste Verbreitung zu ermöglichen, den Subscriptionspreis auf nur 2½ Ngr. für den gespaltenen Quartbogen.

Der erste Band (1.—15. Lieferung: A—Gothen) liegt vollständig vor. Der zweite Band hat mit der 16. Lieferung begonnen.

Verlag von Peter Brück in Luxemburg.

Soeben ist erschienen:

Das zweihundertjährige Jubiläum
und
die Krönung des Gnadenbildes Marias,
der Mutter Jesu, Trösterin der Betrübten.

2. Juli 1866.

10 Bogen in 8. in Umschlag geheftet. Mit dem photographischen Medaillon des Gnadenbildes und der bei der Krönung anwesenden Kirchenfürsten.

Preise: mit der Photographie 1 Fr. 40 Cent., ohne Photographie 90 Cent., franco per Post: 1 Fr. 50 Cent. und 1 Fr. per Stück.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wahrheit, Schönheit und Liebe.

Philosophisch-ästhetische Studien von

Victor Granella.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

In einer Reihe zusammenhängender Abhandlungen entwickelt der Verfasser, ein katholischer Geistlicher, seine Gedanken über die ideale Geisteswelt, über Wahrheit und Erkenntniß, Natur und Kunst, Hellenismus und Christenthum, Poesie und Liebe. Sein Buch liefert einen beredten Beitrag zur Versöhnung des in seiner ursprünglichen Reinheit aufgefaßten christlichen Princips mit den Humanitätsbestrebungen unserer Zeit; es wird ebenso wol dem reich entwickelten Gemüthsleben wie der freisinnigsten Geistesrichtung Anregung und Befriedigung gewähren.

Zeitschriften für 1867

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

8. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Vorstehende Zeitschriften gehören zu den geachtetsten und gediegensten der deutschen Journalliteratur und sind jedem Lesecirkel, jedem vom gebildeten Publikum besuchten öffentlichen Local als Lektüre zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht.

Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung.

Von Julius Rodenberg.

Mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. S. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann.

8. Elegant cartonnirt. 23½ Bogen. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Zweite Auflage.

Rodenberg's „Paris" bildet ein Seitenstück zu des Verfassers aus Anlaß der londoner Weltausstellung 1862 in vier Auflagen erschienenem Werke „Tag und Nacht in London", und fand gleich so günstige Aufnahme beim Publikum wie bei der Kritik, daß die erste Auflage binnen wenig Wochen vergriffen war und bereits eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte. Es ist nicht nur der kundigste und vielseitigste Begleiter für Reisende zur Ausstellung, sondern auch eine fesselnde Lektüre für jeden, der Paris schon kennt oder dessen gegenwärtige Physiognomie im treuen Spiegelbilde betrachten will. In einer Kritik heißt es: „Wer nach Paris geht, sollte sich durch Rodenberg's Werk erst geistig in dasselbe hineinleben."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1867.

Zweiter Band.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1867.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1867.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1867.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ludwig Uhland's gelehrte Werke. Von Reinhold Bechstein. Dritter Artikel. — Freimaurerliteratur. — Geologische Studien. — Neue Novellen und Romane. — Feuilleton. (Die Freiligrath-Feste in Deutschland.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ludwig Uhland's gelehrte Werke.

Dritter Artikel. *)

Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1865—66. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Der letzte Abschnitt in den Vorlesungen über die Geschichte der altdeutschen Poesie, welcher die deutsche Lehrdichtung des Mittelalters zum Gegenstande hatte, leitete von selbst zu der Poesie einer neuern Zeit über. Der ideale Selbstzweck, welchen die Dichtung an sich verfolgt, wird hier von der Absicht zu belehren, also von einem praktischen Zwecke zurückgedrängt. Und eben dieses Moment charakterisirt im großen und ganzen die schöne Literatur der folgenden Jahrhunderte.

Hatte Uhland in der Einleitung zu seinen ersten Vorlesungen in eingehender Weise gewissermaßen ein Glaubensbekenntniß in Sachen der deutschen Poesie und ihrer geschichtlichen Darstellung abgelegt, so konnte er sich beim Beginn seiner Vorträge über die deutsche Dichtung des 15. und 16. Jahrhunderts kürzer fassen. Er geht unmittelbar auf den Gegenstand selbst ein, rechtfertigt seine Wahl, spricht über die Anordnung des Vortrags, sowie über die Quellen und Hülfsmittel. In der Erörterung des ersten Punktes, die der Natur der Sache nach eine allgemeine Charakteristik der schönen Literatur jenes Zeitraums sein mußte, tritt uns aufs neue Uhland's echt historische und zugleich tief innerliche Anschauung entgegen.

Auch heute noch gilt die Periode des 15. und 16. Jahrhunderts der ältern und neuern Zeit gegenüber für unpoetisch, wenig erquicklich, selbst für abstoßend. Dies ist gewiß nicht zu bestreiten, sobald der ästhetische Gesichtspunkt der allein maßgebende sein soll. Nichtsdestoweniger hat diese unbeliebte und darum oft miskannte Periode ungemeine Vorzüge vor gepriesenern Zeitaltern der Dichtkunst, weil hier das poetische Schaffen unmittelbarer vom Leben angeregt war und ebenso unmittelbar auf das Leben einwirkte. Nicht ästhetische, formale Vorzüge haben wir hier zu suchen, sondern das volksthümliche Element ist es, welches dieser Poesie ihren Werth verleiht.

Uhland bezeichnet die Poesie des 15. und 16. Jahrhunderts hinsichtlich ihrer geistigen Richtungen als die Poesie der Reformationsperiode. Wenn sich auch der dichterische Betrieb keineswegs nur und ausschließlich auf das Reformationswerk bezog, so liegt das Bezeichnende doch darin, „daß dieselben Organe und Kräfte, welche die religiöse und kirchliche Neuerung bewirkt, gefördert oder bekämpft haben, auch in der Dichtung vorherrschten und eben damit den Charakter und die Geltung der letztern gegen die vorhergegangene Zeit wesentlich änderten". Der Bürgerstand war es vornehmlich, welcher von jetzt an die Dichtkunst pflegte, aber auch die Männer des Priester- und Ritterstandes waren innerlich umgewandelt, auch sie folgten dem allgemeinen Drange der neuen Zeit, in welcher an Stelle der Phantasie die Herrschaft des Verstandes, das Reich des Gedankens heraufstieg.

Wie sich in solcher Weise jene Jahrhunderte vom eigentlichen Mittelalter scheiden, so sind sie als die Anfänge der neuen Zeit doch auch vorwärts gegen das 17. Jahrhundert eigenthümlich abgegrenzt. Bildet so die Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts ein in bestimmter Eigenthümlichkeit abgeschlossenes Ganzes, so finden naturgemäß, wie in aller Geschichte, Uebergänge und Vermittelungen vor- und rückwärts statt. Ist auch die Poesie in diesen Zeiten eine dienende, so werden wir sie doch auch zuweilen in ihrer göttlichen Gestalt und Schönheit erblicken.

Nach der Beschaffenheit dieser Dichtung hielt Uhland eine Eintheilung nach Formen und Dichtarten nicht angemessen; vielmehr kommen die Zwecke, für welche sie verwendet wird, und die Art dieser Verwendung in Betracht. Hiernach ordnete er die verschiedenen Abschnitte seiner Darstellung. Es treten in diesem Zeitraum sehr entschiedene und bedeutende Schriftstellercharaktere hervor. Dennoch

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 7 und 14 d. Bl. D. Red.

hat Uhland vorgezogen, die Anordnung nicht nach den Verfassern, sondern nach den Gegenständen zu machen. Die allgemeine Bekanntschaft mit den geschichtlichen Ereignissen und Zuständen setzt er voraus und will nur betrachten, „wie sich das Gesicht der Zeit in der Dichtkunst abgedrückt habe".

Gering sind auch hier die Hülfsmittel, welche Uhland namhaft machen und empfehlen konnte. Bouterwek's „Geschichte der neuern Poesie und Beredsamkeit" ist gerade für den zu behandelnden Zeitraum verdienstvoll. Auch hier rühmt Uhland Koberstein's „Grundriß".

Im Verhältniß zu den damaligen Quellen und Hülfsmitteln können wir den Reichthum und die Zugänglichkeit unserer heutigen mit Befriedigung wahrnehmen, obschon noch manche Wünsche zu erfüllen sind. Gerade in neuerer Zeit wendet man sich der Literatur des ausgehenden Mittelalters und des Reformationszeitalters mit einer gewissen Vorliebe zu, was mit der regern Pflege der historischen und culturhistorischen Studien aufs engste zusammenhängt.

Zuerst betrachtet Uhland die „Poesie des Ritterstandes", welche seither in Blüte gestanden, jetzt aber dahinwelkte. Der Stand selbst gerieth in seiner Bildung in Zerfall; schon aus den Zeiten, die wir noch zu den guten rechnen, ertönen Klagen der ritterlichen Sänger, daß der höfische Gesang und die edle Sitte abnehme, daß die Zeit wild werde. Der Minnesang kam in die Hände niederer und bettelhafter Fahrenden, auf der andern Seite fand er seinen Nachklang im bürgerlich-ehrbaren Gesange. Noch waren auch die Rittermären beliebt, das bezeugt uns die Ueberlieferung in den Handschriften des 15. und selbst noch des 16. Jahrhunderts, aber die eigentliche Production im Geiste der vergangenen Zeit ist der Allgemeinheit gegenüber nur eine vereinzelte.

Als Vertreter dieser jüngern Ritterdichtung, des Minnesangs und der Erzählung werden uns die Männer mit ihren Werken geschildert: Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenstein, Hermann von Sachsenheim, der Verfasser des allegorischen Gedichts von der Mörin (Mohrin), und Kaiser Maximilian I. Sie alle haben trotz ihrer der ältern Zeit zugewandten Richtung doch den Einfluß ihrer eigenen Zeit sehr bemerkbar erfahren.

Am ausführlichsten spricht Uhland über die Gedichte und Schriften, deren Held Kaiser Maximilian ist und deren Abfassung er selbst veranlaßte. Uhland's Urtheil über den „Teurdank" lautet sehr treffend dahin, daß die Geschichte offenbar poetischer sei als das Gedicht.

Der zweite Abschnitt handelt vom „Meistergesang". Uhland will unter dem Meistergesang verstehen „den Betrieb der zur Ausübung der Singkunst und der Dichtkunst zunftmäßig verbundenen bürgerlichen Genossenschaften".

Ueber die Bedeutung von Minnesang und Meistersang sind bekanntlich früher und selbst noch in nicht allzu ferner Zeit heftige Kämpfe geführt worden. Zur Zeit der Uhland'schen Vorlesungen waren die Ansichten noch sehr getheilt; darum wol formulirte er gleich zu Anfang in ganz bestimmter Weise seine Ansicht. Er erwähnt aber darin auch, daß der Meistergesang nicht ausschließlich den beiden Jahrhunderten angehöre, deren poetische Bildungsgeschichte er abhandle. Er sei früher entstanden und habe noch lange Zeit nachher sein Dasein gefristet. Seine schärfste, handwerksmäßige Gestalt habe er aber allerdings in diesem Zeitraum erlangt und behauptet.

Uhland's Ansicht wird wol jetzt als die allgemein gültige anerkannt. Von besonderm Werthe ist deshalb seine Entwickelung des historischen Gangs, welchen der Meistergesang genommen. Uhland gedenkt zunächst des Mythus über den Ursprung der Singschulen, der zwölf alten Meister und Stifter des Meistergesangs, die verschiedenen Zeiten angehörten, sodann der Sage von der ersten Schule zu Mainz, welche ohne Zweifel auf Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, zurückzuführen ist.

Die „Leistungen" der Singschulen waren bedeutend nach Zahl und Ausdehnung, gering nach ihrem poetischen Gehalte. Die Gegenstände der Meisterlieder sind vorherrschend religiöse und moralische. Mitunter aber werden auch Gegenstände behandelt, die sonst mehr der Erzählung im Geschmack der Ritterzeit, der Legende, Novelle, Romanze angehören.

Mochten aber auch die dichterischen Erfolge der Singschulen gering sein, so darf man ihre Bedeutung doch nicht unterschätzen, wozu man so leicht geneigt ist. Uhland weist darauf hin, daß solche Vereinigungen zum Zweck einer geistigen Beschäftigung und Mittheilung, vom Bürgerstande so vieler ansehnlichen deutschen Städte durch Jahrhunderte fortgesetzt, nicht unwirksam gedacht werden können. War einmal durch die Singschule der Sinn für die Dichtkunst erweckt, so machte sich dieser bei den Fähigern auch in andern, freiern Kunstgattungen Bahn. Die berühmtern Meistersänger haben gerade außerhalb der Schule ihr Bestes geleistet. Auch darf nicht vergessen werden, daß die Singschulen, in welchen die Heilige Schrift die Stoffe für die Kunstausübung bot, ein Geschlecht heranzogen, das für die Kirchenverbesserung empfänglich war.

Uhland will an zwei lebendigen Gestalten aus beiden Jahrhunderten anschaulich machen, was er von dem Betriebe des Meistersangs überhaupt gesagt hatte. Hierzu wählt er den Michel Beham (Beheim), einen der fruchtbarsten Meistersänger, und den Hans Sachs, welcher mehr als freischaffender Dichter denn als Meistersänger gewirkt hat.

Am Schlusse dieses zweiten Abschnitts über den Meistergesang läßt uns Uhland einen Blick thun auf die „Poesie der Handwerke". Die Zunftgebräuche sind vielfach auf poetische Auffassung und selbst auf poetischen Ausdruck gegründet, wie der Handwerksgruß, die Gesellentaufe.

Der dritte Abschnitt: „Die historischen Volkslieder des 15. Jahrhunderts", ist darum anziehend, weil sich neuerdings diesem Gegenstande die Theilnahme in hohem Maße zugewendet hat. Uhland konnte außer den speciellen Quellensammlungen nur die Sammlung von Wolff erwähnen; seitdem ist die Literatur reich geworden, und eben arbeitet R. von Liliencron an einer umfassenden Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, von der bereits zwei Bände vorliegen.

Uhland will die Lieder nicht im Zusammenhange, sondern nach den beiden Jahrhunderten vertheilt behandeln, nicht blos deshalb, um eine allzu lange Reihe derselben mit andern Gegenständen zu unterbrechen, sondern weil die Reformation an der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts der Zeitgeschichte überhaupt ein neues Gepräge gibt, und er es darum für nöthig hält, erst die Bestrebungen und Kämpfe der Reformation, soweit die Poesie an ihnen theilnimmt, darzustellen, bevor er ihr Heraustreten in die Thaten und Thatenlieder des 16. Jahrhunderts schildern kann.

Uhland hat auch in seine berühmte Volksliedersammlung eine Reihe der schönsten und kernigsten historisch-politischen Lieder aufgenommen. Es ist nun auch werthvoll, ihn über den Gegenstand im Zusammenhang sprechen zu hören. In der Auffassung und Würdigung des vorliegenden Stoffs hat sich seitdem nichts wesentlich geändert; nur in den Einzelheiten mag hier und da ein neues Ergebniß gewonnen sein. Uhland versteht unter den historischen Volksliedern diejenigen Lieder, „welche unmittelbar aus geschichtlichen Ereignissen und Zuständen hervorgingen oder sich auf solche beziehen und im Gesange des Volks zu wirken bestimmt waren, mögen sie nun mehr darstellend oder mehr polemisirend hervortreten". Hiermit ist ihre „politische" Bedeutung ausgedrückt, wenn auch nicht mit diesem Worte. Uhland gesellt jenen Liedern auch solche kürzere Zeitgedichte, die nicht in sangbarer Form, sondern unstrophisch, als Sprüche, verbreitet wurden, aber jenen nach Zweck und Inhalt verwandt sind. Diese Berücksichtigung auch der Spruchgedichte ist in der That durchaus nothwendig; die äußere Form, die Strophe und die Singbarkeit, kann nicht wichtig genug sein, eine thatsächlich zusammenhängende poetische Production zu trennen. Diesem Princip gemäß hat auch Liliencron Spruchgedichte in seine Sammlung der historischen Volkslieder eingereiht.

Nicht alle historischen Lieder und Sprüche bespricht Uhland genauer; eine Reihe führt er nur ganz kurz an mit Namen und Jahrzahl; die mit lebendigerer Darstellung oder die zu einem größern Ganzen gehören, wie namentlich die Schweizer- und Ditmarsenlieder, werden nach ihrem historischen Inhalte geordnet und öfters aus ihnen charakteristische Stellen zur Probe mitgetheilt. Auf stilistische, den volksthümlichen und epischen Charakter offenbarende Eigenthümlichkeiten kommt Uhland auch bisweilen zu sprechen.

Die Eingangsworte, mit welchen der vierte Abschnitt: „Das Kirchenlied", eröffnet wird, geben wiederum Zeugniß von Uhland's seelenvoller Auffassung der historischen Erscheinung. Er als Protestant konnte allerdings auch auf die Dichtung, welche die Reformation in unmittelbarem Gefolge hatte, mit Stolz und Erhebung blicken. Aber seine Betrachtung ist darum nicht parteiisch; seine Bewunderung findet Halt und Stütze in der geschichtlichen Entwickelung. Eine geistige Bewegung wie die Reformation, sagt er, sei niemals von bloßer Verneinung ausgegangen; darum müsse eine Betrachtung der gleichzeitigen Dichtkunst ihrer innern, positiven Lebensquelle so nahe als möglich treten. „Die Stimme des innern Kirchenlebens, sofern es sich in der Kunst ausspricht, ist das deutsche Kirchenlied."

Vorher hatte im geistlichen Gesange die lateinische Kirchensprache geherrscht, aber doch waren auch schon deutsche Kirchengesänge hier und da in Uebung gewesen. Uhland zählt solche einzelne Erscheinungen auf. Im ganzen waren die ältern deutschen Lieder nur geduldet, mit Luther erst gewann der kirchliche Gesang in deutscher Zunge Aufschwung und Herrschaft.

Uhland eröffnet darum mit Luther die Reihe der Kirchenliederdichter des 16. Jahrhunderts. Weder eine Lebensbeschreibung noch eine allgemeinere Charakteristik will er geben. Die eigene Thätigkeit für das Kirchenlied ist bei Luther nur ein kleiner Theil seines Wirkens; dennoch ist die Betrachtung derselben wichtig für seine Charakteristik. „Man ist", sagt Uhland sehr richtig, „fast zu sehr gewohnt, sich Luther nur im gewaltigen Auftritt des Helden, des Glaubensstreiters vorzustellen." Aber eben in seinem Kirchengesange zeige sich bei der Kraft auch ganz der milde Kern seines innersten Wesens, der ihn als den echten Streiter einer Religion der Liebe beurkunde. In Luther's Kirchenliedern herrscht, wie in seinem ganzen Wesen, ein Geist der Fröhlichkeit, während bei den nachfolgenden Dichtern häufig eine dogmatische Starrheit eintritt.

Katholische Kirchenliederdichter zeichneten sich in dieser Zeit nicht aus. Ebenso wenig gelangte unter den Anhängern Zwingli's und Calvin's das Kirchenlied zur Blüte. Die Predigt und der Gebrauch der Psalmen beherrschte deren Gottesdienst.

Im nächsten Zusammenhange mit der protestantischen Liederdichtung steht die „Reformationspolemik", welche uns im fünften Abschnitte der Vorlesungen geschildert wird, soweit diese Polemik nämlich sich der dichterischen Sprache bedient. Ganz unberücksichtigt konnte hier die Polemik nicht bleiben, welche in lateinischer Sprache geführt wurde. Uhland erinnert an einen früher gemachten Ausspruch, daß die Poesie dieses Zeitraums eine dienende sei: dies gelte für den gegenwärtigen Abschnitt in vorzüglichem Maße. „Der polemische Eifer bekümmert sich nicht um die Schönheit, sondern um die schlagendste Wirkung seiner Producte."

Luther hat mehreres erscheinen lassen, was zum Fache der Satire gerechnet werden kann. Uhland begnügt sich, diese Sachen nur angezeigt zu haben. Wohl aber schildert er Hutten uns genauer. Er hebt die Meisterschaft und die große Wirkung seiner lateinischen Rede hervor. Dagegen war sein Deutsch ungelenk und zeigte den Einfluß des Lateinischen. Zu seinen deutschen Schriften gehören die Gesprächbüchlein, meist Uebersetzungen seiner lateinischen Dialoge. Auch ein einziges singbares Lied rührt von Hutten her; es beginnt mit seinem Wahlspruch: „Ich hab's gewagt mit sinnen." Hutten's Stimme fand Anklang und Antwort in andern volksmäßigen Liedern.

An Hutten, dem wegen seines großartigen und weitgreifenden Wirkens die erste Stelle unter den Reformationspolemikern gebührte, schließt Uhland jenen andern

Mann, „der, kein Ritter, sondern ein Handwerker, kein Gelehrter, aber ein Wißbegieriger, in einem beschränkten Kreise, aber gewiß nicht unwirksam, das Werk der Reformation durch seine Dichtergabe zu fördern strebte"; es ist der schon genannte und in anderer Dichterthätigkeit schon geschilderte Meistersänger Hans Sachs.

Von Hans Sachs wendet sich Uhland zu Johann Fischart. Eine allgemeine Charakteristik hat Uhland, was wol nicht vielen bekannt sein dürfte, in der Einleitung zu Karl Halling's Ausgabe des „Glückhaften Schiffs" von Fischart in meisterhafter Weise entworfen. Hier nennt er ihn den poetisch reichsten, witzigsten und der deutschen Sprache mächtigsten unter den Reformationsstreitern.

Von den Polemikern auf römischer Seite schildert uns Uhland den Hieronymus Emser, den Thomas Murner, den Johannes Cochläus, eigentlich Johann Dobneck, und den Johann Nas, soweit ihre Wirksamkeit hier in Betracht kommt. Im allgemeinen geht Uhland's Urtheil über die poetische Polemik der römischen Partei dahin, daß sie der protestantischen weitaus nicht die Wage halte.

Von den Erzeugnissen der namenlos überlieferten Streitschriften, von der großen Menge satirischer Gesprächbüchlein, polemischer Reimsprüche und Lieder hebt Uhland einige der beachtenswerthern aus: zuerst die Gespräche in Prosa, dann die Reimsprüche, schließlich die Lieder.

Der nächstfolgende Abschnitt bietet die Fortsetzung des dritten Abschnitts und behandelt „Die historischen Lieder des 16. Jahrhunderts". Im 16. Jahrhundert wurde von den Kriegshändeln nicht weniger gedichtet und gesungen als im 15. Jahrhundert. Nur theilweise hingen die Kriege des 16. Jahrhunderts mit der Reformationssache zusammen. Uhland ordnet ähnlich wie in dem verwandten frühern Abschnitte die historischen Lieder nach der Zeitfolge der Hauptereignisse in größere Partien, die mehr vereinzelt dastehenden folgen zuletzt.

Sehr bedeutsam scheint uns die kurze zusammenfassende Charakteristik der Lieder nach ihrer poetischen Seite zu sein, welche Uhland an den Schluß stellt. Er macht darauf aufmerksam, daß an ihnen eine allmähliche Abnahme dichterischer Belebtheit nicht zu verkennen sei. Während in dem Liede auf die sempacher Schlacht von 1386 sich noch der Geist des alten Heldenliedes rege, nähere sich das auf die Einnahme der Feste Erlau im Jahre 1596 schon ganz dem Tone von „Prinz Eugenius, der edle Ritter". Zwischenhinein erhebe sich dennoch da und dort ein frischerer Klang, z. B. in den Kriegsliedern der Ditmarsen, und — dies ist zur Würdigung der ganzen Gattung festzuhalten — zeige sich in dieser ganzen Liederdichtung viel tüchtige Gesinnung und rüstige Kraft. Von hoher ästhetischer Seite wird man dieser Dichtungsart nicht viel abgewinnen können. Aber „dieses fortwährende Auffassen aller Zeitbewegungen im Gesange, dieses Verkünden und Verbreiten alles Geschehenen durch den Mund des Liedes, diese beständige Kampfübung in Sang und Gegensang, hat auch an sich schon eine poetische Geltung". Tonweise und Vortrag bewegen auch bei geringer Wirkung der Dichtkunst das tiefere Gemüth. Verschiedene beliebte Singweisen kehren wieder in andern zum Theil viel jüngern Liedern.

Ist schon dieser letzte Abschnitt im Verhältniß zu der reichen Stofffülle nur kurz behandelt, so macht sich bei den nun folgenden in noch höherm Grade die Endschaft des Semesters geltend. Uhland hat hier die Gegenstände nur in Uebersichten berührt, selten verweilt er länger.

Der siebente Abschnitt: die „Lehr- und Strafgedichte", zeigt uns das lehrhafte Element der deutschen Dichtkunst auf seinem eigenen Gebiete und als Selbstzweck, während es sonst zur Verfolgung praktischer, polemisch-satirischer Zwecke dient. Unter den größern Lehr- und Strafgedichten würdigt Uhland die Werke des Sebastian Brant und des Thomas Murner, vornehmlich „Das Narrenschiff" und „Die Schelmenzunft", einer eingehenden Charakteristik.

Im achten Abschnitt werden die „Erzählenden Dichtungen" kurz besprochen, die ohne bestimmten Zweck der Belehrung aus freier Lust des Darstellens entstanden sind. Dahin gehören die „Fabeln", dann die „Schwänke", gereimte und prosaisch abgefaßte, und schließlich die „Romane". Das 15. und 16. Jahrhundert bildet von den Heldengedichten des Mittelalters zu dem Romane der neuern Zeit den Uebergang. Mit dem veränderten Inhalte wechselte auch die Form. Vereinzelt lebte die Ritterdichtung noch fort, alte Heldenlieder wurden zum Gebrauche der Bänkelsänger eingerichtet, Rittergedichte in modernisirter Form durch den Druck wieder in Umlauf gesetzt; wir können noch hinzufügen, daß solche alte Werke unabläßig abgeschrieben wurden. Mehr aber noch war man thätig, die alten romantischen Dichtungen in Prosa aufzulösen und so dem Geschmack und Verständniß der Zeitgenossen annehmlich zu machen. Manche solcher Prosaromane sind aber auch Uebersetzungen aus dem Französischen, in welcher Sprache schon früher die Auflösung der Reimwerke in Prosa begonnen hatte.

Wenn Uhland sagt, daß die aus dem Französischen übersetzten Amadis-Bücher nicht geeignet gewesen seien, in Deutschland volksmäßig zu werden, so ist dies richtig, wenn man „volksmäßig" in dem gebräuchlichsten Sinne faßt. Gleichwol sind gerade aus den Amadis-Büchern die modernen Helden- und Abenteurerromane entstanden.

Am Schlusse wendet sich Uhland zu einer längern Besprechung des „Gargantua" von Johann Fischart. In der Charakteristik dieses bedeutenden Schriftstellers finden wir hier ziemlich dieselben Gedanken ausgesprochen wie in der erwähnten Einleitung zum „Glückhaften Schiff", auf welche auch Uhland hinweist.

Der neunte Abschnitt: „Festspiele" betitelt, handelt von den zweierlei Volksfesten, welche die Dichtkunst oder doch den Reimspruch in ihr Geleit aufnahmen: die Freischießen und die Feier der Fastnacht.

Nur skizzenhaft ist auch der letzte Abschnitt ausgefallen, der unter dem Namen der „Nichthistorischen Volkslieder" diejenigen Volkslieder zusammenfaßt, welche aus freier Lust, aus allgemein menschlicher Empfindung

hervorgegangen sind. Zu ihrer einleitenden Charakteristik sagt Uhland:

Die Poesie, die wir bisher in mannichfachem Tagwerke, in Wort- und Waffenkampf und zuletzt noch im Festgetümmel sich abarbeiten sahen, hält jetzt ihren Feierabend; durch die stille, sternhelle Nacht vernimmt man bald die schwermüthige Weise eines alten Sagenliedes, bald den fröhlichen Gesang verspäteter Zecher, bald wieder die schmelzenden Töne zärtlicher Liebesklage.

Er theilt die Volkslieder, wenn auch nicht erschöpfend, ein in Balladen, Trinklieder und Liebeslieder.

Wenn wir hier ein so wichtiges und anziehendes Gebiet unserer Literatur, auf dem noch dazu Uhland so heimisch war, nur kurz behandelt sehen, so dürfen wir uns trösten: der ganze folgende Band ist dem Volksliede gewidmet.

Mit einer Andeutung über die Wirkung des Volksliedes auf die neuere Dichtkunst beschließt Uhland seine Vorlesungen:

Die Volkslieder, mit denen ich hier unsere geschichtliche Darstellung schließe, sind es auch, neben den Kirchenliedern Luther's, hauptsächlich, was aus der Dichtkunst des bisher abgehandelten Zeitraums belebend in unsere Zeit herübergewirkt hat. Herder hat die verschollenen Laute dem Ohre der Deutschen zuerst wieder vernehmlich gemacht, und in Goethe's Lieder- und Balladendichtung ist ihr Anklang nicht zu verkennen.

Ueberblicken wir zum Schluß die gesammten Vorlesungen Uhland's über die Geschichte der mittelalterlichen und spätmittelalterlichen Poesie, so treten uns in ihnen merkliche Unterschiede zu andern literarhistorischen Werken entgegen, die sie ihrer Bestimmung nach haben müssen. Auf die Ungleichmäßigkeit der Ausführung, auf das längere oder kürzere Verweilen bei dieser oder jener Periode, bei dieser oder jener Dichtgattung, wie solches ja bei Vorlesungen nicht anders sein kann, wollen wir kein Gewicht legen. Der Unterschied liegt anderswo, er liegt in der monographischen Natur der Vorträge. Während andere literarhistorische Darstellungen den geschichtlichen Gang in einem Zuge, gewissermaßen in einem Athem zur Erscheinung bringen, wenn es auch nie an Abschnitten und Ruhepunkten oder an der Bevorzugung gewisser Perioden, Schriften und Autoren fehlen wird, gewähren die zum Druck gelangten Uhland'schen Vorlesungen einzelne, größere und kleinere, ausgeführte und flüchtiger gezeichnete Bilder, welche für sich abgeschlossen den Beschauer fesseln, zugleich aber durch den gleichen Gegenstand und das zusammenhängende Interesse sich zu einem Ganzen gruppiren. Die Benutzung anderer Werke wird durch beigefügte Register erleichtert, hier sind sie nicht geboten, weil sich Abtheilung an Abtheilung und Unterabtheilung organisch anreiht. Hierzu genügt das Inhaltsverzeichniß. Nach kurzem Gebrauch wird man in diesen beiden Bänden völlig heimisch. Zugleich aber bietet Uhland's Darstellung Beispiele, die der Natur der Sache nach in andern Literaturgeschichten nur sparsam verwendet werden dürfen, in reicherer Anzahl. Die Herausgeber haben taktvoll, um das Werk nicht allzu sehr anschwellen zu lassen, öfters nur die Anfangsworte gegeben und auf bereitliegende Ausgaben verwiesen. Wo aber diese Beispiele aus seltenen und unzugänglichen Schriften genommen sind, liegen sie unverkürzt vor. Aus Uhland's Buche kann daher viel gelernt werden schon aus diesem mehr äußern Grunde. Aber auch sonst erlaubte es die monographische Gestalt, Beweis und Beleg und Ausführung zu geben, wo sonst das bloße Urtheil und Raisonnement genügen muß.

Möge die Hoffnung der Herausgeber zunächst an den „Vorlesungen" Uhland's sich erfüllen, „daß das deutsche Volk diese Schriften, die von der warmen Vaterlandsliebe dieses starken und treuen Herzens neues Zeugniß geben, als ein theueres Vermächtniß, als einen kostbaren Schatz betrachten und in Ludwig Uhland neben dem Dichter künftighin noch mehr als bisher auch den Gelehrten erkennen und verehren werde". **Reinhold Bechstein.**

Freimaurerliteratur.

Geschichte der Freimaurerei von der Zeit ihres Entstehens bis auf die Gegenwart. Von J. G. Findel. Zweite Auflage. Leipzig, Förster und Findel. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Herausgeber der maurerischen Zeitschrift „Die Bauhütte", J. G. Findel, hat eine zweite Auflage seines im Jahre 1861 erschienenen Werks: „Geschichte der Freimaurerei", veranstaltet. Wer die mannichfachen Schwierigkeiten bedenkt, die derjenige zu überwinden hat, welcher sich daran macht, eine solche Geschichte zu schreiben, wer den Ausspruch des Herrn von Bonneville, es seien zehn Menschenleben zu einem solchen Unternehmen nicht hinreichend, für wohlüberlegt hält: der muß dem Verfasser des uns vorliegenden Werks zu großem Dank schon dafür sich verpflichtet fühlen, daß er vor seiner Aufgabe, deren Größe und Ernst er wohl kannte, nicht zurückschreckte, sondern getrosten Muths zur Feder griff. Diese treffliche Feder ist im Dienste der Menschheit geführt worden und hat ein Werk geschaffen, auf welches der Verfasser mit Befriedigung blicken darf; ein Werk, das hervorgegangen ist aus der Begeisterung für das Institut der Freimaurerei, „welches so wesentlich zur Veredlung des geselligen Lebens und zur allgemeinen Gesittung und Volksbildung beigetragen hat".

Nicht „im Dienste irgendeines Systems oder einer Partei" hat Findel geschrieben, wohl aber in dem einer über allen Systemen und allen Parteien erhabenen Idee. Wie der rothe Faden zieht sich diese durch sein ganzes, mit großer Ausführlichkeit, Genauigkeit und mit großem Fleiße geschriebenes Werk hindurch. Es ist die Idee der echten und wahren Humanität, die in jedem Menschen nicht weniger aber auch nicht mehr als den Bruder erkennt, deren Postulate brüderliche Gleichheit und sittliche Freiheit sind, deren Endziel die allgemeine innige Verbrüderung des ganzen Geschlechts ist; die sich in Freundschaft zeigt mit allen sittlichen Elementen, die aber schonungslosen Krieg führt gegen die Mächte der Lüge und Finsterniß und des die Menschen entzweienden Egoismus.

Indem Findel eine Geschichte der Freimaurerei schrieb, hat er mit Bewußtsein, die Geschichte der stetig fort-

schreitenden Menschheit geschrieben, und indem er beschloß, sein Werk nicht nur seinen Bundesbrüdern, sondern jedermann aus dem Volke in die Hände zu geben, hat er wesentlich dazu beigetragen, daß die vielfach irrigen, oft wahrhaft albernen, zuweilen böswilligen Meinungen über die Freimaurerei berichtigt und widerlegt werden können.

Er hat aber auch einen nicht genug anzuerkennenden Dienst den Freimaurern selbst geleistet, indem er sie über die Entstehung, die Verbreitung und die Ausbildung ihres Bundes belehrt, sie auf die Verirrungen desselben hinweist und durch die Bekämpfung alles Nichtfreimaurerischen in der Freimaurerei die Köpfe aufklärt. Findel sagt:

Seit seinem Bestehen hat der Freimaurerbund die Augen der Welt auf sich gezogen, viele der besten und befähigtsten Köpfe angeregt und beschäftigt, und bei den Gebildeten aller Stände ein mehr oder minder lebhaftes Interesse behauptet. Ohne Unterstützung von Staat und Kirche, in manchen Ländern kaum geduldet, mitunter sogar grausam verfolgt, angefeindet und unterdrückt, ist derselbe im Zeitraum weniger Jahrhunderte von einer unscheinbar geringen Anzahl edler und treuer Bekenner zu einem Bunde angewachsen, der — über die ganze civilisirte Erde verbreitet — nunmehr einige hunderttausend freier Männer aller Parteien und Glaubensbekenntnisse vereinigt, um in liebevoller, gegenseitiger Einwirkung und in schöner, vom Geräusche der Welt abgeschlossener Geselligkeit Geist und Herz zu reinerer, lichterer Anschauung der Idee der Menschheit und ihres Lebens zu erheben.

Wie sehr man sich auch bemüht hat, ihn in den Staub herabzuziehen und sein Wirken und Streben zu verdächtigen, er hat sich erhalten, ausgebreitet und weiter entwickelt und im Laufe der Zeit nicht unwesentlich zur Veredlung des geselligen Lebens, zur allgemeinen Gesittung und Volksbildung beigetragen. Auf eine ewige Wahrheit, auf ein unvertilgbares Bedürfniß der menschlichen Natur gegründet, hat er, wenn auch unter mannichfachen Verirrungen, treu seine friedliche und erhabene Mission erfüllt, seine Mitglieder zu Liebe und Wohlthun, zu sittlichem Muth und Hingebung, zu Wahrheit und Pflichterfüllung erzogen, Traurige getröstet, Irrende auf den Pfad der Tugend zurückgeführt, die Thränen der Witwen und Waisen getrocknet und vielfach Institute zu milden und gemeinnützigen Zwecken ins Leben gerufen. Die Großen und Mächtigen der Erde haben sich ihm angeschlossen, in schlichten Bürgern und Handwerkern hat er das Bewußtsein ihres angeborenen Adels erweckt, der Freundschaft lachende Blüten sind aus seinem Stamme allenthalben emporgesproßt, und gute Menschen hat er zu guten Zwecken miteinander vereinigt, die des Lebens trennende Schranken außerdem nie würde zusammengebracht haben.

Wahrlich, man kann nicht treffendere und schönere Worte über den Freimaurerbund sagen und seine Aufgabe zugleich nicht höher fassen, als es Findel mit diesen Worten gethan hat.

So edel und hoch die Ziele des Bundes nun auch sind, so haben sie doch zu allen Zeiten das Mistrauen sowol des Staats als ganz besonders der Kirche erregt. Schon in der Einleitung weist Findel darauf hin, wie thöricht und unberechtigt dieses Mistrauen sei. Die Stellung des Freimaurerbundes ist sowol dem Staat wie der Kirche gegenüber eine durchaus freundliche, indem derselbe politische und religiöse Verhandlungen grundgesetzlich ausschließt, die kirchlichen Dogmen grundgesetzlich unberührt läßt, und „sich fern hält von der Theilnahme an den durch zahlreiche Parteien hervorgerufenen religiösen Wirren". Er ist „ein neutraler Boden für alle politischen Parteien und alle religiösen Standpunkte, und werden daher in ihm alle politischen und religiösen Streitigkeiten, welche das Leben verbittern und die Menschen entzweien, glücklich vermieden".

Man hat bis auf unsere Tage nicht aufgehört, den verfehlten und ganz unglücklichen Versuch zu machen, den Freimaurerbund mit dem geheimnißvollen Nimbus eines sehr hohen Alters zu umgeben. Am weitesten ist in dieser Beziehung Oliver gegangen, der in seinen „Antiquities of Freemasonry" die Entstehung der Maurerei noch vor die Erschaffung der Welt verlegt und ihre Keime bis in die Flitterwochen des Paradieses hinein verfolgt, der Moses als Großmeister, Josua als seinen Deputirten und Aholiab und Bezaleel als Großaufseher bezeichnet.

Findel stimmt natürlich den neuern freimaurerischen Geschichtsforschern bei, welche die Vermuthung des Abbé Grandidier in Strasburg — eines zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebenden nichtmaurerischen Schriftstellers —, daß ein geschichtlicher Zusammenhang der Freimaurerbrüderschaft mit jener der Steinmetzen stattfinde, zur unwiderlegbaren Gewißheit erheben.

Die deutschen Steinmetzen sind die wahren Ahnen des Freimaurerbundes. „Die Geschichte des Maurerbundes ist demnach mit der Geschichte der Baugenossenschaften und der Baukunst des Mittelalters innig verwebt." Das Mittelalter ist die Zeit der großen Kirchenbauten. Wo nun große Bauten, die in den ersten Zeiten von den Geistlichen selber, zumal von den Benedictinern, geleitet wurden, sich erhoben, da entstanden auch Bauhütten, die sich im 13. Jahrhundert von den Klöstern unabhängig machten, unter sich in Verbindung traten und einen allgemeinen Bund aller deutschen Steinmetzen bildeten. Die alten Pflichten und Gebräuche derselben weisen deutlich auf die nahe Verwandtschaft der alten Werkmaurer mit den heutigen symbolischen Maurern hin. Findel weist nun nach, daß schon diese alten Steinmetzen eine freiere religiöse Anschauung hatten als die meisten andern Menschen, und daß ihre Bauhütten die Zufluchtsstätten der freier Denkenden wurden. Dies mag daher wol der Grund gewesen sein, daß schon 1189 vom Concil zu Rouen ein Verbot der damals bestehenden Brüderschaften erlassen wurde, welches 1326 vom Concil zu Avignon erneuert ward.

Gebührt den mittelalterlichen deutschen Steinmetzen die Anerkennung, in ihren Bauhütten den Grund zu dem in einem spätern Jahrhundert aufgeführten geistigen Bau der Freimaurerei gelegt zu haben, so sind es die Engländer gewesen, welche die Werkmaurerei zuerst vergeistigt haben. Als die großen Bauten nach der Zeit der Reformation aufgehört hatten, da war auch die Mission der Werkmaurer erfüllt; immer rascher vollzog sich die schon längst eingeleitete Trennung der Freimaurer vom Handwerk, und das Institut ging seiner völligen Umgestaltung eiligen Schritts entgegen:

Aus dem von den alten Baugenossenschaften herbeige-

führten und allmählich zubereiteten Material entsteht eine völlig neue Schöpfung — die heutige Freimaurerei, wie sie als vergeistigende Kunst vom Bund der Bünde fortgepflanzt, überliefert und gelehrt wird; die Verbrüderung wirklicher Bauleute erhebt sich zu einer Verbrüderung symbolischer Bauleute; an die Stelle technischen Kunstwerks tritt Geisteswerk, und statt der Errichtung vergänglicher, sichtbarer Gotteshäuser gilt es nun, zu bauen an dem Einen unsichtbaren Tempel der Humanität.

Das Jahr, in welchem sich diese Umwandlung durch Gründung der ersten englischen Großloge vollzog, ist das Jahr 1717.

Vorzüglich ist es Findel gelungen, nachzuweisen, wie naturgemäß und nothwendig die Stiftung eines solchen allgemeinen Menschheitsbundes war.

Es ist sehr beachtenswerth, daß Findel von einem Freimaurerbunde, und nicht von einem Orden spricht. Als Mitglied eines Menschheitsbundes wendet er sich daher gegen alle solche Institutionen, welche einem Orden charakteristisch sind. Nur zu bald macht der Geschichtschreiber die traurige Wahrnehmung, daß die hochgestellten Brüder aus Eitelkeit sich mit dem Flitterstaate des Ordens bekleiden, weil sie sich der einfachen Institutionen des aus den Bauhütten simpler Handwerker hervorgegangenen Bundes zu schämen beginnen. Aus dieser trüben Quelle der Eitelkeit und des Sichbesserdünkens fließen nun alle die beklagenswerthen Verirrungen, welche der Freimaurerbund zu durchlaufen hatte und in denen er zum großen Theil noch heute befangen liegt. Es ist ein großes Verdienst des Findel'schen Werks, daß es diese Verirrungen aufdeckt und, wo sie noch stattfinden, auf eine Abstellung derselben dringt.

Schon 1735 fing das Spielen mit bunten Schürzen und Bändern in der Großloge von England an, aber auch das noch weit gefährlichere Streben nach Erwerbung außerordentlicher Privilegien für einzelne Bundesorgane. Die neuerrichtete Schaffnerloge wurde zuerst mit solchen ausgerüstet, indem man ihr gestattete, besondere Schürzen und Bänder zu tragen und die Großbeamten aus ihrer Mitte zu wählen. Findel bemerkt sehr richtig, daß damit „ein System der Geld- und Adelsaristokratie und der bürgerlichen Bevorzugung geschaffen wurde, welches dem Geiste der Maurerei durchaus zuwider ist". Als nun der sogenannte Royal-Arch-Grad, ein vierter Grad französischen Ursprungs, in den englischen Logen eingeführt wurde, womit zugleich der Ausdruck „Orden" an Stelle der früher gebrauchten Bezeichnungen „Gesellschaft", „Brüderschaft" trat, da war der Abfall vom Grundgedanken der Maurerei offenkundig. Englische Freimaurer haben es Findel sehr übel vermerkt und ihn sogar einen Ignoranten genannt, weil er diesen Grad vom königlichen Gewölbe, welchen seine Anhänger als den „Gipfel und die Vollendung der alten Maurerei" rühmten, „ein mit wenig Geist und noch weniger Geschmack verfertigtes buntes Gemisch aus alt- und neutestamentlichen Bibelstellen, aus Geschichte und Fabel, aus religiöser Dogmatik und maurerischer Tradition" genannt hat. Seit 1813 ist dieser englische Grad von der ursprünglichen Großloge in London förmlich anerkannt worden.

Einer bittern Kritik unterzieht Findel die Entstehung der sogenannten Hochgrade, welche mit dem vorerwähnten Royal-Arch beginnen und denen durch den Schotten Michael Andreas Ramsay in Frankreich Thür und Thor geöffnet wurde. Hören wir Findel:

Der Boden für diese Ausgeburten der Eitelkeit und Anmaßung, für die Saat der Zwietracht und von allerlei Unkraut war jedoch schon zubereitet durch die Ueberfüllung der Logen mit untüchtigen Mitgliedern, durch den allzu großen Leichtsinn in der Beförderung zum Gesellen- und Meistergrad, durch die Verkäuflichkeit von Constitutionen an unwürdige Logenmeister u. dgl. An den maurerischen Formen war man bald übersättigt, und den tiefern Gehalt, das Wesen des Maurerthums ahnte und erkannte man nicht; denn die Franzosen waren infolge ihrer Eitelkeit und Vorliebe für Ceremonien, Bänder und dergleichen Aeußerlichkeiten gleich anfangs nur für die Schale der Maurerei eingenommen. Neuerungen fanden demgemäß bald Eingang. Der Schotte Michael Andreas Ramsay gab hierzu durch einen im Jahre 1740 gehaltenen Vortrag die Veranlassung und fügte dadurch der Maurerei einen unheilvollern Nachtheil zu als die Verfolgungen der Hierarchie und einzelner Staaten. Er hat den sogenannten Hochgraden Thür und Thor geöffnet, von denen sich der Bund, aller Anstrengungen wahrer Freimaurer ungeachtet, bis auf den heutigen Tag nicht wieder hat völlig befreien können. Ihm verdankt man die Sage vom Ursprung der Maurerei aus den Kreuzzügen und ihrem Zusammenhang mit dem Orden des heiligen Johannes, dem Malteserorden. Das lebhafte Element im Charakter der Franzosen überließ sich nur zu gern phantastischen Eingebungen und trug nun dergleichen in den weihevollen Ernst des Maurerthums. Die ursprünglichen drei Grade, deren Wesen man nicht erfaßte, genügten nicht mehr; man stieg zunächst auf 3 × 3, dann auf 33 und endlich gar, um das Maß des Unsinns voll zu machen, auf 3 × 30. Da gab es nun eine Fülle von Bändern, Abzeichen, Gebräuchen und Aemtern; das schmeichelte der lieben Eitelkeit, und das wird so lange Bestand haben, als es Geistes- und Gemüthsschwache gibt, welche thöricht genug sind, sich das Geld aus dem Seckel stehlen zu lassen. Der Glaube an die Realität der Hochgrade war bei den französischen Maurern so tief gewurzelt, daß er auch den Unbefangensten umnebeln mußte; so kam man denn, nachdem das Ritterspiel abgenutzt war, leicht zum Geistersehen, zur Theosophie und zu allem möglichen Unsinn. All diesen Uebertreibungen und Entweihungen, welche die nothwendige Folge des Aufgebens der alten Grundgesetze der Maurerei waren, setzte der berüchtigte Cagliostro die Krone auf.

Cagliostro's freimaurerische Thaten sind in Findel's Geschichte S. 256 fg. erzählt worden. Wir entnehmen daraus nur noch Folgendes:

Gestützt auf die bereits erlangten Kenntnisse und auf ein in England erkauftes Manuscript eines gewissen George Coston trat er nun als Stifter eines neuen maurerischen Systems auf, welches er die ägyptische Maurerei nannte und später namentlich in Frankreich verbreitete. Er als Oberhaupt nannte sich Großkophta. Die Mitglieder hießen schlechtweg Kopten und Koptinnen; denn der Orden war für beide Geschlechter. Lebensverlängerung, physische und moralische Wiedergeburt, Herrschaft über die Geister und der Stein der Weisen waren die Belohnung der Geweihten.

War die Werkmaurerei von den deutschen Steinmetzen nach England getragen worden, so waren es nunmehr englische Freimaurer, welche die symbolische Maurerei in Deutschland einführten.

Im Jahre 1733 wurde mit Erlaubniß des Großmeisters Graf Strathmore in Hamburg eine stehende Loge

errichtet, welche 1741 den noch heute von ihr geführten Namen „Absalom" annahm; in demselben Jahre wurden auch die Arbeiten der Provinzial-Großloge von Hamburg und Niedersachsen eröffnet. Sie war somit die älteste maurerische Oberbehörde in Deutschland. Bedeutung und festen Halt gewann aber die Freimaurerei in Deutschland erst durch die Aufnahme des genialen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich II. von Preußen.

Während anfangs alle deutschen Logen nur die alten drei Johannisgrade kannten, wurde später das Hochgradwesen auch in Deutschland eingeschmuggelt. Am unverschämtesten, aber auch auf eine ganz unglaubliche Weise betrog ein gewisser Johnson (1763) die deutschen Logen. Er legte sich den Namen eines Großpriors bei und band als solcher den Brüdern das tollste und widersinnigste Zeug auf. Er erzählte z. B., daß die englischen Flotten in den Händen und der Direction des Ordens wären, daß derselbe noch Manuscripte von Hugo de Paganis besäße, daß die Kassen sich nur an drei Orten der Welt befänden, nämlich in Ballenstädt, in den Eisgebirgen von Savoyen und in China, daß jeder, der den Zorn des Ordens auf sich lade, Leib und Seele verlöre.

Ein anderer Betrüger, welcher als öffentlicher Apostel der neuen Gold- und Rosenkreuzer auftrat, war Johann Georg Schrepfer in Leipzig, wo er 1768 ein Kaffeehaus errichtete, in welchem er durch seine Geistererscheinungen eine Menge leichtgläubiger Männer bethörte. Er behauptete, im Besitze weit größerer Geheimnisse zu sein als irgendeine deutsche Loge. Seine Hauptkunst bestand in der Beschwörung abgeschiedener Geister. Er endete durch Selbstmord in seinem fünfunddreißigsten Jahre. Er soll im Dienste der Jesuiten gestanden haben. „Das deutsche Maurerthum", sagt Findel, „hatte gegen das Ende des 18. Jahrhunderts in der That eine schwere Schule."

Einer Darstellung der Beziehungen des deutschen Maurerthums zum Illuminatismus hat Findel einen längern, interessanten Abschnitt in seiner Geschichte gewidmet.

Interessanter noch ist die eingehende Besprechung des sogenannten schwedischen Systems, welches die große Landesloge der Freimaurer von Deutschland in Berlin cultivirt, und gegen dessen Berechtigung in der Maurerei Findel sich mit Entschiedenheit ausspricht. Er faßt, nachdem er eingehend das System geschildert hat, sein Urtheil über dasselbe in folgenden Worten zusammen:

Das schwedische System ist, wie bezüglich des angeblichen Ursprungs, so auch in Lehre und Verfassung von der eigentlichen Maurerei vielfach verschieden; es trägt nicht, wie diese, einen christlich-germanischen Charakter, sondern einen vorwiegend romanischen; es baut sich nicht, wie ein Bund freier Männer und Brüder, von unten nach oben auf, sondern geht mehr in hierarchisch-patriarchalischer Weise von oben nach unten. Es erklärt nur Christen für aufnahmefähig, verwirklicht also nicht die Idee des Bundes der Bünde. Gleich den meisten der früher besprochenen Systeme betrachtet es die drei freimaurerischen Grade nur als Vorstufen zum eigentlichen Tempel, und gleich ihnen behauptete es anfangs, im alleinigen Besitze des wahren Geheimnisses und der echten Freimaurerei zu sein.

Es gab einen Mann, der sich in jener Zeit der Finsterniß seinen klaren Blick auch für das Wesen und die Bestimmung der Maurerei erhielt. Das war Lessing.

Sein „Ernst und Falk" gehört zum besten, was je über Freimaurerei geschrieben wurde, abgesehen allerdings von seiner Hypothese über den Ursprung des Bundes, welche längst widerlegt ist. Krause und Feßler haben den Werth und die Bedeutung dieser Gespräche vollkommen erkannt und anerkannt, indem sie mit Recht Lessing das Verdienst zuschreiben, daß er hierdurch auch an seinem Theil die Umbildung des Logenwesens in Deutschland mit vorbereitete.

Findel hat mit Offenheit und Kritik die Schäden bezeichnet, welche im 18. Jahrhundert die Gesundheit des Freimaurerbundes zu untergraben drohten; bei alledem gibt er zu, daß der Geist der echten Maurerei auch in diesem Zeitraum nicht unterging; es wurde wenigstens die Geselligkeit gepflegt, Wohlthätigkeit geübt, nach Besserm da und dort eifrig gestrebt, die Keime des Guten und Wahren von einzelnen sorgsam gepflegt und wenigstens die Form bewahrt, sodaß trotz aller Mishandlungen doch der Kern der Sache unversehrt blieb. In seinen Symbolen verbarg der Bund moralische und sociale Grundsätze, die den Keim einer neuen veredeltern Gesellschaft enthielten und ihr im geheimen den Weg bahnten.

Der nächste Zeitraum, von 1784—1813, ertheilte unserm, dem deutschen, Volke die Führerschaft in der Reform des Maurerbundes:

England blieb im wesentlichen auf dem einmal gewonnenen Standpunkte stehen. Mit nüchterner Beharrlichkeit und praktischem Geschick an den einfachen Grundideen des Bundes festhaltend und dem Grundsatze der Nützlichkeit vorzugsweise huldigend, versäumten es die Engländer, das Wesen der Maurerei in seiner ganzen Tiefe zu erfassen, an einer höhern Vergeistigung von Lehre und Gebrauchthum mitzuarbeiten, an der Erforschung der Geschichte sich erfolgreich zu betheiligen und nach der verlorenen Einheit des Bundes zu ringen und zu streben. Diese Arbeit war Deutschland vorbehalten. Infolge der mannichfachen Verirrungen und Erschütterungen, die wir kennen gelernt haben, gezwungen, sich zu besinnen und in die Tiefe zu gehen, der Natur aus mit ewig jugendlicher Begeisterung der Erforschung der letzten Gründe alles Wissens und Daseins zugewendet, gewohnt, mit freiem Flügelschlag des Geistes sich über alles Unzulängliche emporzuheben, war es den deutschen Brüdern vergönnt, die noch unentfaltete Knospe des Maurerthums erst zur vollen Blüte zu entwickeln.

Der erste bedeutsame Schritt zur Läuterung und Reinigung des Bundes geschah im Jahre 1783 von den Provinziallogen zu Frankfurt a. M. und zu Wetzlar, indem sie gemeinschaftlich ein Rundschreiben an die deutschen Logen erließen, in welchem sie dieselben aufforderten, mit ihnen eine Verbindung zu bilden zur Wiederherstellung der königlichen Kunst der alten Freimaurerei. Dieses Rundschreiben ist die Grundlage des sogenannten eklektischen Freimaurerbundes geworden. Folgende sehr bemerkenswerthe Stellen kommen darin vor:

Lassen Sie uns in Ansehung aller bisher bekannten Systeme, davon noch keins zur Zeit erwiesen und erweislich ist, vor der profanen und Maurerwelt eine kluge Neutralität ergreifen und alles dasjenige, woraus weltliche Obrigkeiten Verdacht schöpfen könnten, unter uns abschaffen. Jede einzelne Loge mag ihre höhern Grade, die keine allgemeine Sache sind, für sich allein verantworten. Vor allen Dingen aber lassen Sie uns, meine Brüder, die wahre Maurerei auf denjenigen

echten und simplen Fuß wiederherstellen, worinnen sie sich noch vor nicht langen Zeiten, vor Entstehung aller dieser Systeme befand. Wir enthalten uns hierbei alles Urtheils über die Güte, Echtheit und Beweiskraft aller dieser Systeme, weil unserer Meinung nach Toleranz eine Grundpflicht unsers Ordens ist; wir begnügen uns blos, hier mit historischer Gewißheit anzumerken, daß durch die Einführung der höhern Grade eben diejenigen Zwistigkeiten und Spaltungen im Orden entstanden sind, wodurch derselbe so unendlich viel von seinem Werth verloren hat. Wir nehmen daraus umsomehr die unumstößliche Lehre, daß in einer Gesellschaft wie die unserige Freiheit und eigene Ueberzeugung herrschen müssen, und daß sich darinnen der Vernunft nicht gebieten lasse.

Zwei Männer aber sind vorzugsweise als die Reformatoren des Freimaurerbundes zu bezeichnen: J. A. Feßler, geboren 1756 zu Czurendorf in Niederungarn, und F. L. Schröder, geboren 3. November 1744 in Schwerin. Feßler, mit dem wichtigen Auftrage beehrt, sämmtliche Rituale der Loge Royal York in Berlin zu revidiren und umzuarbeiten, nahm zunächst die Rituale der drei untern Grade in Arbeit. Seine Arbeit fand allgemeinen und entschiedenen Beifall. Im April 1797 stellte er den Antrag auf gänzliche Abschaffung der höhern Grade. Der Antrag ward aber einstimmig abgelehnt. Er hoffte indeß auf bessere Zeiten, und um diese, soviel an ihm lag, desto gewisser herbeizuführen, hatte er schon in die Constitution die Forderung einer vollständigen Revision der Logenverfassung und ihrer Rituale nach drei, sechs, neun Jahren hineingetragen.

Eine ähnliche Reformation, wie Feßler in Berlin, bewirkte F. L. Schröder in Hamburg. Ja diese war noch bedeutsamer, tiefgreifender und glücklicher als jene, da Schröder mit reinerm, keuscherm Forscherſinn zu Werke ging und sowol durch seine Natur und seinen Ruf wie durch die äußern Verhältnisse wirksamer unterstützt wurde. Ihm war es vorbehalten, die Nacht des Irrthums zuerst siegreich zu durchbrechen, die Nebel zu zerstreuen, welche das wahre Licht der Maurerei verdunkelten, und für eine gedeihliche Wirksamkeit festen Boden zu gewinnen. Er ging auf die Urgesetze des Bundes vollständig und rückhaltlos zurück, was er auch damit bewies, daß er die bisherige Schottenloge gänzlich abschaffte und die drei Johannisgrade als die alleinigen wieder anerkannte. Ein anderes Verdienst Schröder's besteht noch darin, daß auf seine Veranlassung die hamburger Provinzialloge sich zu Anfang des Jahres 1811 von England unabhängig und zu einer selbständigen Großloge erklärte.

Einen betrübenden Eindruck macht die in diesem Zeitraum in Deutschland fast durchgängige Ausschließung der Juden von den Logen. Findel sagt darüber (S. 561):

Obgleich das Grundgesetz des Maurerbundes sich klar und bestimmt dahin ausspricht, daß die Aufnahmesuchenden nur zu der Religion zu verpflichten seien, worin alle Menschen übereinstimmen, und daß der Bund, über die trennenden Schranken und Scheidewände des gewöhnlichen Lebens hinaus, der Mittelpunkt zu freundschaftlicher Vereinigung aller Gutgesinnten aus allerlei Volk sein wolle, und obgleich im Ritual die Allgemeinheit des Bundes ausgesprochen ist, hat man doch die Frage, ob Nichtchristen Mitglieder der Brüderschaft sein können, seit Ende des vorigen Jahrhunderts vielfach verneint. Angesichts der niedrigen Bildungsstufe, auf welcher das seit Jahrhunderten geächtete und unter schmählichem Druck seufzende Judenthum sich früher befand, und bei der übertriebenen Rücksichtnahme auf Einzelheiten des Rituals, welche der Aufnahmefähigkeit von Nichtchristen zu widerstreben schienen, ist diese Verneinung leicht zu begreifen, einigermaßen auch wol zu entschuldigen, so sehr sie auch dem Geiste unserer Kunst zuwiderläuft. In Deutschland erhielt diese Frage erst praktische Bedeutung, nachdem sie in England und Frankreich längst entschieden war und zwar im Sinne der Maurerei zu Gunsten der Nichtchristen.

Die dritte Periode in der Geschichte der Freimaurerei datirt Findel von 1814—61. In der Einleitung zu derselben sagt der Verfasser unter anderm:

Die Frage, ob der Freimaurerbund im 19. Jahrhundert noch eine zeitgemäße Bedeutung habe, ja ob er überhaupt noch lebensfähig sei, wurde nicht blos von Nichtmaurern und Gegnern des Bundes aufgeworfen, sondern auch von Mitgliedern.

Findel beantwortet diese Frage dahin, daß des Freimaurerbundes lebenskräftige Idee ihm bei allem Wandel der Verhältnisse seinen Bestand verbürge, seine vielen Lichtseiten stets ihre Anziehungskraft bewähren würden, und daß man aus der Geschichte der Periode von 1814—61 die erfreuliche Hoffnung schöpfen könne, ihm sei noch eine große Zukunft vorbehalten: sein goldenes Zeitalter liege nicht hinter der Gegenwart, sondern vor ihr! Aber — ohne dieses Aber wird's nicht gehen — Findel ist überzeugt, daß eine durchgreifende Reform dringend nöthig sei. Er sagt:

So, wie der Bund allmählich sich gestaltet und in verschiedenen Ländern je nach dem Geiste der Nationalität und unter dem Einflusse gewisser Zeitrichtungen nicht blos andere Formen und andere Gesetze, sondern auch andere Grundsätze und in gewisser Hinsicht einen andern Charakter angenommen, mußte sich das Bedürfniß nach einer Umgestaltung allen denen mit Nothwendigkeit aufdrängen, welche die Idee eines Bundes der Bünde erfaßt hatten und vom Geiste wahrer Maurerei innig durchdrungen waren.

Diese neueste Reformbewegung in den freimaurerischen Bauhütten ist wiederum von Deutschland ausgegangen, dem sich Frankreich anschloß, während England und Amerika die äußere Seite des Maurerthums pflegten, starrem Formendienst verfielen und das Unkraut des Hochgradwesens üppig emporwuchern ließen. Theilnahmlos für die Reformbestrebungen erweisen sich nur die Großlogen schwedischen Systems (Schweden, Dänemark und die große Landesloge in Berlin), sie bilden einen Sonderbund für sich, indem sie ihren Schwerpunkt in den Hochgraden haben und mit dem eigentlichen Freimaurerbund nur durch die von ihrem Standpunkt aus untergeordnete und nebensächliche Johannismaurerei zusammenhängen.

Die Bewegung des Jahres 1848 bedrohte zwar zunächst einzelne Logen mit Angriffen von seiten der aufgeregten Massen, wie sie nicht minder die Theilnahme an den Arbeiten sowol als auch am Bunde selbst abschwächte; aber andererseits theilte sich der allgemeine Aufschwung der Geister und Herzen auch den Logen mit. Alles drängte nach einer Umgestaltung. Zuerst wandte man sich wider das Institut der Großlogen, welches aufzugeben sei. Ein einziger deutscher Logenbund müsse ins Leben gerufen werden, ruhend auf freier Vertretung.

Unter den Großlogen ging die von Sachsen kühn vor, die es nicht bei bloßen Vorschlägen bewenden ließ, sondern sofort selbst an die Spitze der Bewegung trat, indem sie die Bundeslogen aufforderte, etwaige Reformvorschläge an sie gelangen zu lassen.

Allein die ganze Reformbewegung verlief im Sande. Ja, an die Stelle der Fortschrittsbewegungen trat die bange Besorgniß um das Fortbestehen des Bundes in Deutschland. Kaum waren die Wogen des öffentlichen Geistes besänftigt und die rückwärts flutende Bewegung eingetreten, so begannen auch schon die Feinde des Bundes die Tendenz und Wirksamkeit desselben zu verdächtigen.

Erst vor wenigen Jahren sind die Reformbestrebungen wieder aufgenommen, und es steht nunmehr zu erwarten, daß dieselben zu einem befriedigenden Abschlusse in nicht zu ferner Zeit gelangen werden. Mit wenigen bedauerlichen Ausnahmen zeigt alles, was aus dem innern und äußern Logenleben zur Kunde der Brüderschaft gelangt ist, hin auf einen gedeihlichen Aufschwung der Maurerei. Im Jahre 1859 wurden (in Deutschland) nicht weniger als neun, und 1860 fünf neue Logen gegründet. Den modernen Verkehrsmitteln entsprechend, schließen sich die einzelnen Logen Deutschlands immer näher aneinander an, wozu die jährlichen Maifeste und Vereinslogen passende Gelegenheit darbieten. An Fichte's 99. Geburtstage, 13. Mai 1861, wurde zu Potsdam der Verein deutscher Freimaurer gegründet, dessen Zweck die Förderung der maurerischen Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange und die Verständigung über alles ist, was das Gedeihen des Bundes fördern und dazu beitragen kann, die Bande der Freundschaft und Bruderliebe enger zu knüpfen. Im Jahre 1865 that die Großloge von Hamburg den entscheidenden Schritt, die indirecte Vertretung der Logen bei den Großlogen (durch Repräsentanten) umzuwandeln in directe und lebendige durch freigewählte Abgeordnete: ein Schritt, der nicht ohne segensreiche Folgen bleiben wird.

Am Schluß seiner Geschichte der Freimaurerei erklärt sich der Verfasser für eine reelle Reform, für die Verbesserung der Verfassungen im Sinne der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und mit Rücksicht auf die Würde der einzelnen Bundesglieder und Körperschaft. Jede maurerische Gesetzgebung muß die Allgemeinheit der Maurerei anerkennen, den Bund als Ganzes und seine Ausgestaltung zu einem lebensvollen Organismus fest im Auge behalten und von der Selbständigkeit und Selbstregierung der einzelnen Logen ausgehen. Die Großlogen dürfen nur Vollzugs- und Verwaltungsbehörden und müssen der unverfälschte Ausdruck der ihnen untergebenen Logen sein.

Die Freimaurerei kann, wie alles Heilige, des Cultus nicht entbehren; derselbe sollte jedoch, unter Wahrung seiner Urform und auf Grund des ältesten, einfachen Rituals zeitgemäß umgestaltet und veredelt werden.

Vor allem aber gilt es, den Geist in den Logen mehr und mehr zu heben, die Arbeiten bedeutender und anziehender zu machen, auf ein immer tieferes Erfassen der Idee der Maurerei und ihre Ausprägung in allen Einrichtungen sowie auf Darlegung der maurerischen Grundsätze hinzuwirken — mit einem Wort, die Wirklichkeit immer mehr der Idee anzunähern, aus der Freimaurerei überall Ernst zu machen und alle einzelnen Logen umzuschaffen in wahrhafte Stätten der Freiheit, des Friedens, des Lichts, der Liebe und des Lebens.

Wir können unsern Bericht über Findel's Geschichte nicht schließen, ohne noch darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß dieselbe eine sehr genaue, übersichtliche Darstellung über die maurerische Literatur in allen drei Perioden gibt, sowie daß ihr ein Anhang beigegeben worden ist, der folgende sehr interessante Schriftstücke enthält: 1) „Ausweis deutscher Steinmetzen." 2) „Ordnung der deutschen Steinmetzen vom 25. April 1459." 3) „Auszug aus der Halliwell'schen Urkunde, nach der Uebersetzung von Marggraff." 4) „Ausweis der englischen Masonen." 5) „Die alten Pflichten oder Grundsätze." 6) „Allgemeine (alte) Verordnungen." 7) „Der Orden der Tempelherren und die Gerüchte seiner angeblichen Fortdauer." 8) „Die kölner Urkunde und die ihre Unechtheit beweisenden Schriften." 9) „Die Ordenslüge des schottischen Ritus der 33 Grade." 36.

Geologische Studien.

Geschichte der Erde. Eine Geologie auf neuer Grundlage. Von Friedrich Mohr. Bonn, Cohen und Sohn. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses erst kürzlich erschienene geologische Werk begrüßen wir als eine der interessantesten Gaben, welche uns auf diesem Felde geboten werden konnte.

Sowol die Klarheit in der Behandlung des Stoffs und die übersichtliche Kürze, mit welcher derselbe dem Leser vorgeführt wird, als auch die historischen Darund die Widerlegung der Argumentationen der Anhänger anderer Systeme machen dieses Werk für jeden Freund der Geologie, sei er nun Fachmann oder blos Laie, zu einem lehrreichen und wichtigen.

Mohr ist eine bekannte Celebrität der Chemie und als Chemiker ein entschiedener Gegner des Plutonismus, dessen fernerm Bestande er durch sorgfältige Analysen, namentlich jener Gesteinsgattungen, welche bisher als Gebilde des Feuerflusses und als aus dem Erdinnern hervorgegangen angesehen wurden, gleichsam den Lebensnerv abschnitt. Er hat nachgewiesen, daß alle Silicate und somit auch die Granite, Gneise, Glimmerschiefer, Chloritschiefer, Talkschiefer, Basalte u. s. w., sowol der Mengung ihrer ungleichartigen Bestandtheile als auch des darin eingeschlossenen Wassers wegen, niemals im Feuerflusse gewesen sein können; sondern daß sie ebensolche sedimentäre Gebilde seien wie alle übrigen thonigen und kalkigen Steingattungen, in welchen man Versteinerungen von Seepflanzen und von im Wasser lebenden Thieren, oder aber scharfkantige Bruchstücke von Krystallen, feines Schichtengefüge, Kalklagen u. s. w. findet.

Für die Anhänger des Plutonismus werden diese Nachweisungen, welche nun nicht mehr vereinzelt dastehen

und welche mit den Wahrnehmungen anderer Richtungen sehr wohl harmoniren, ein harter Schlag sein; da, wenn der plutonische Charakter der Gesteine, wenn ihr Hervordringen im feuerflüssigen Zustande aus dem tiefen Innern der Erde fortfällt, auch die ganze Lehre der Hebungen der Gebirge und ihrer Alterseintheilung, jene der vielfachen Umwälzungskatastrophen der Erdoberfläche mit dem jedesmaligen gänzlichen Untergange der organischen Schöpfung, die Theorie der Leitmuschel als des chronologischen Wegweisers, der Eiszeit mit ihren Eisschliffen und Rundhöckern u. s. w., kurz die vorzüglichsten Stützen und vielgerühmten Handhaben des Plutonismus ihre geologische Bedeutung und Berechtigung verlieren.

Wie die Beleuchtung des Saales dem Gaukelspiele der Zauberlaterne, welches die Kinder bewunderten, plötzlich ein Ende macht, so verscheucht auch das reine und verläßliche Licht der Wissenschaft, welches Mohr aus dem chemischen Laboratorium über die wahre Natur der Silicate und daher auch über alle bisher für plutonischen Ursprungs gehaltene Steine leuchten läßt, alle gehaltlosen Hypothesen für immer, auf welchen das plutonische Gebäude aufgeführt wurde.

Es ist ein großer Gewinn für die Wissenschaft, daß sie endgültig von allen bisherigen unklaren und unrichtigen Vorstellungen erlöst wurde, aus welchen sie niemals einen wahren Nutzen zu ziehen im Stande war.

Es ist aber dies auch deshalb ein Gewinn für sie, weil nun die Kraft gebrochen ist, mit welcher der in Lehrbüchern und in Schulen herrschende Plutonismus sich bisjetzt jeder bessern und freiern Forschung entgegensetzte.

An dem einstigen Feuerfluß der Granite, der Syenite u. s. w., an der Verläßlichkeit der Leitmuschel, an der wirklichen einstigen Existenz der Eiszeit u. s. w. haben zwar selbst die Koryphäen des Plutonismus schon lange gezweifelt; aber dessenungeachtet war diese Lehre doch ein gewaltiger, jede freiere Forschung erstickender Alp, da er nicht blos Geologen, sondern auch Mineralogen und Metallurgen in seinen Netzen umschlungen hielt.

So ist es ein großes Verdienst F. Mohr's, der übrigens hier wie gesagt weder allein noch ohne Vorgänger steht, daß er diesem Alp kräftig entgegentrat, und daß er somit Geologen und Mineralogen für alle Zeit, solange chemische Analysen ihre Geltung behaupten werden, zwang, auf andern als auf den feurigen und gehobenen plutonischen Wegen ihre Ziele zu verfolgen und ihre Probleme zu lösen.

Aber dieses nicht zu unterschätzenden Verdienstes ungeachtet wird Mohr doch für die anderweitigen Grundsätze seines interessanten Werks harte Kämpfe zu bestehen haben: nicht gegen den Plutonismus, der nun glücklich überwunden ist, sondern gegen Chemiker, Physiker und Mechaniker und für dasjenige, was er an die Stelle des plutonischen Grundprincips, nämlich der Hebungstheorie, glaubt setzen zu müssen.

Mohr, der Chemiker, weist nach, daß die Erde noch immer in einem ununterbrochenen chemischen Umwandlungsprocesse ihrer Stoffe, und daher auch ihrer Formen begriffen sei. Nichts ist natürlicher, als daß von ihm, nach Beseitigung anderer hierbei thätiger Kräfte, der chemischen Affinität, Cohäsion und Krystallisirungskraft der Stoffe die vorzüglichste Umwandlungsrolle zugewiesen wird, und daß daher auch die Bildung oder Hebung der Gebirge, welche eins der schwierigsten geologischen Probleme bildet, als die Folge der Thätigkeit und der Kraftfülle dieser chemischen Vorgänge hingestellt wird.

Die Wasser der Erdoberfläche dringen nach Mohr mit den von ihnen mitgeführten Stoffen bis in die größten Tiefen des Erdinnern, wo dann die Umwandlung derselben und die Bildung von stets neuen Stoffen vor sich geht.

In diese jeder Beobachtung entrückten Tiefen der Erde sind bei ihm die chemischen Laboratorien jener Krystallisationsprocesse verlegt, welche durch die von dem Wasser in ewiger Bewegung gehaltenen Stoffe alle bestehenden großen und kleinen Unebenheiten der Erde hervorgebracht haben und noch gegenwärtig hervorbringen.

Die einzig durch die Sonne und durch chemische Wirkung vermittelte Wärme der Erde zwingt Mohr, von einem in selbständiger Wärme befindlichen Erdkerne gänzlich abzusehen, und so fällt bei ihm auch die Kant-Laplace'sche Hypothese des einstigen feuerflüssigen Zustandes der sich bildenden Erde gänzlich fort, welcher wir bisjetzt die Abplattung der beiden Pole zuschreiben.

Nach der neuen Lehre Mohr's ist diese nicht bestrittene Thatsache der polaren Abplattung der Erdkugel eine Folge des Polareises und der Verwitterung, welche selbstverständlich, da Polareis und Verwitterung bleibende Thatsachen sind, keine endliche Grenze dieser Abplattung zulassen!

Die sich aufdrängende Frage über den Stillstand, welcher in der ganzen historischen Zeit, in der Gebirge bildenden Krystallisationskraft der Erde beobachtet wird, da keine geringste Thatsache von andern als von vulkanischen Bergbildungen nachzuweisen ist, beantwortet Mohr durch die Hinweisung auf die langen Zeiträume, welche für solche erforderlich sind!

Es wird offenbar Hypothese für Hypothese gesetzt, wenn statt plutonischer chemische Kräfte meilenhohe Gebirgsrücken aus dem Erdinnern hervorgetrieben haben sollen! Denn wie die plutonischen Hebungskräfte sich jeder correcten Nachweisung entziehen, so ist dies auch bei den chemischen von den jetzt so beliebten kleinsten Dimensionen und von unendlicher Zeitdauer der Fall, und daher ist durch diesen Wechsel im hebenden Princip der Gebirge kein Gewinn an Klarheit sichtbar.

Man wird jedoch ewig in solchen Cirkeln sich bewegen, wenn die geologische Entwickelungsgeschichte der Erde fort und fort den Gesichtspunkten der vereinzelten naturwissenschaftlichen Zweige überlassen und nicht aus dem höhern Gesichtspunkte des allseitigen Vereins derselben betrachtet wird.

Astronomie, Physik, Mechanik haben auch ein Stimmrecht bei geologischen Fragen, und auch die Fülle der äußern Formen der Erdoberfläche in ihren Bergen, Tiefen, Uferrändern u. s. w. kann uns wichtige Fingerzeige in geologischen Dingen geben.

Mohr's Abhandlung über die Meteoriten ist in hohem Grade anziehend, da wir mit dem neuesten Standpunkte der bezüglichen Forschung bekannt gemacht werden, in welcher die chemische Analyse die Hauptrolle spielt. Es werden uns hierbei Blicke weit über die Erde hinaus eröffnet, durch die wir uns mächtig angezogen fühlen.

Weniger glücklich möchten wir die nicht neue, aber jetzt wieder zur Mode gewordene Abhandlung über den Artenwechsel in den organischen Gebilden der Erde nennen, in welcher Mohr die Darwin'sche Lehre en bloc annimmt.

Unbegreiflich, daß ein so scharfer Denker wie Mohr auf das Phantasiegebilde Darwin's, den struggle of life, den Kampf um das Leben, welcher zum Ausgangspunkte der Hypothese des Artenwechsels gemacht wird, so ganz ohne Widerrede eingeht.

Uns scheint ein derartiger Kampf, ein Kampf, aus welchem ein Artenwechsel hervorgehen könnte, nirgends auf Erden zu bestehen. Um die Nahrung kämpfen die Thiere in der Regel nicht, da das unendliche Füllhorn der Natur jedem derselben die eigenthümliche und entsprechende Nahrung im angewiesenen Aufenthaltskreise darreicht. Auch sind alle Thiere zur Auffindung und zur Ergreifung derselben von der Natur zweckmäßig ausgerüstet.

Der schwerfällige Elefant und der gelenkige Affe, der reißende Wolf und das schwache Lamm, der Vogel in der Luft, der Fisch in den Gewässern, sie finden alle leicht die ihnen zuträglichste Nahrung und können sich dieselbe aneignen, nach Bedarf auch sammeln und bewahren. Kampf findet hierbei durchaus nicht statt.

Wo aber ein Geschlecht für Erlangung der Nahrung auf ein anderes angewiesen ist, wie das Raubthier und die parasitische Pflanze auf das Leben anderer Geschöpfe, findet da irgendwie ein mit Veredlung oder mit Stärkung der Opfer verbundener Kampf um das Leben statt? Wir zweifeln! Denn in jedem vorkommenden Falle wird nur das einzelne Opfer, das Subject ergriffen und getödtet, die zerstreut lebende Gattung jedoch, welche unbetheiligt am Geschicke der einzelnen Opfer und jedenfalls theilnahmlos bei demselben bleibt, lebt sorglos ihrem Instinct folgend fort ohne Begriffe von der eigenen Schwäche, ohne Hülfsmittel gegen dieselbe! Wo weiß sie die zweckmäßige Hülfe zu finden, um die geschaffenen körperlichen und instinctlichen Verhältnisse zu ändern, welche ihr von der Natur, nach ihren eigenen größern Zwecken, ursprünglich zugewiesen worden sind? Ja, wo nimmt sie die hierzu erforderlichen Begriffe und das Bewußtsein her, das ihrer Natur ganz fremd ist?

Es ist bisjetzt noch kein Fall eines correct nachgewiesenen Artenwechsels bekannt, der, wenn er erfolgte, der Sorgfalt der Natur widersprechen würde, welche ihre Werke überall in der unendlichen Schöpfung nach unabänderlichen Gesetzen geregelt und so auch für deren Erhaltung gesorgt hat. Ganze Geschlechter starben von jeher eines gewaltthätigen Todes, wie sämmtliche Hausthiere, aber dessenungeachtet verblieben sie seit menschlicher Erinnerung in immer unveränderlichen körperlichen und instinctiven Verhältnissen.

Wie soll auch ein Kampf, der in jedem einzelnen Falle mit dem Tode des Schwächern endet und welcher in den weitaus zahlreichsten Fällen, wie gesagt, nur isolirte Individuen zu bestehen haben; wie soll dieser Kampf die Gattung beeinflussen, welche dabei ganz unbetheiligt bleibt?

Andererseits sind auch die physikalischen Verhältnisse der Erde seit dem Bestande der organischen Schöpfung, mit Ausnahme einer geringen Wärmeabnahme, stets unverändert dieselben geblieben. Einzelne Species von Thieren und Pflanzen werden allerdings nicht mehr gefunden, Ichthiosaurier und Dinotherien, Calamiten und Sigillarien sind von der Erde verschwunden; aber wie ungeheuer groß ist dagegen die Zahl derjenigen Pflanzen und Thiere, welche wir versteinert in allen möglichen Steinschichten und zugleich auch noch lebend auf Erden finden?

Dies ist ein sprechender Beweis für die während der ganzen Dauer der Schöpfung unverändert verbliebenen physikalischen Verhältnisse der Erde, welche demnach keinen Einfluß auf Artenwechsel gehabt haben können. Wie soll dies auch durch physikalische Einflüsse überhaupt möglich sein, wenn nicht die ganze Gattung zugleich in eine andere übergeführt wird, was jedoch gar nicht behauptet werden kann, weil es offenbar nicht der Fall ist.

Wären überhaupt Veränderungen der Arten möglich, so müßte viel eher die absteigende als die aufsteigende Richtung eingehalten werden; da sowol die große Vermehrung der Geschöpfe auf Erden als auch die zunehmende Verödung großer Erdstriche die Erhaltung des Lebens immer schwieriger machen und daher zu stets gewaltigern Kämpfen für dieselbe führen müßten.

Der Lebensstrom auf Erden fließt jedoch mit unveränderten Arten fort, soweit die Traditionen reichen, und was an Veränderungen correct nachgewiesen werden kann, beschränkt sich einzig und allein auf besseres Gedeihen bei sorgsamer und auf ein Verkümmern bei mangelhafter Pflege nicht ganzer Geschlechter, sondern nur einzelner zuweilen wol sehr zahlreicher Individuen derselben.

Die von der Erde verschwundenen Mastodonten und Dinotherien der Vorzeit stehen offenbar in den gleichen Verhältnissen zur lebenden Schöpfung wie die Dronte, der Moa, das Borkenthier und wie der Mops, die sämmtlich in unsern Tagen erst ausgestorben sind. Wenn aber ein Artenwechsel weder durch den Darwin'schen Kampf um das Leben, noch durch Veränderungen der physikalischen Verhältnisse der Erde herbeigeführt worden sein kann; wenn überdies die noch zahlreichsten lebenden Urtypen der vermeintlich gewechselten Arten sprechendes Zeugniß gegen einen solchen Wechsel ablegen: wo soll da die Veranlassung zu diesem Phänomen gefunden werden? Nirgends anders als in der wissentlichen Selbsttäuschung ihrer Erfinder und ihrer Verbreiter oder Nachbeter!

Die unendliche Fülle der Schöpfung bleibt auf Erden ewig unverändert erhalten, im animalischen wie im pflanzlichen Leben, und nur das einzelne geht verloren, höchstens die vereinzelte Species durch die Ungunst der Verhältnisse!

Wir hätten es gern gesehen, wenn Mohr die gehaltlose Hypothese des Artenwechsels, welche schon in Cuvier einen sehr mächtigen Gegner fand, als eine nicht nothwendig in den Bereich der Geologie gezogene Betrachtung gänzlich übergangen hätte. Dessenungeachtet sind wir doch der vollen Ueberzeugung, daß sie dem übrigen geist- und wahrheitsvollen Gehalte seines Werks keinen Abbruch zu thun im Stande sein wird.

Mohr fürchtet, man werde in feindlichen geologischen Lagern versuchen, sein Werk todtzuschweigen, wie man bereits früher manche wichtige, den herrschenden Systemen jedoch widersprechende Thatsachen todtzuschweigen bemüht war. Wir fürchten dies nicht im geringsten, da wir überzeugt sind, daß gegenwärtig bei dem bestehenden Interesse für die Wissenschaft und bei der vorhandenen Verkehrsblüte aller Länder preiswürdige Gedanken ebenso wenig vom wissenschaftlichen Markte abzuhalten sein werden, wie preiswürdige Kunst- oder Naturproducte vom Weltmarkte.

Heutzutage erhält Kronen, wer Kronen verdient, und der Chemiker wird dieselben von den Geologen sicher erhalten, wenn er nicht zu autokratisch in einem Gebiete schaltet, welches Gleichberechtigung aller naturwissenschaftlichen Fächer fordert. 37.

Neue Novellen und Romane.

1. Entschleierte Dunkel. Novellen von Theodor Spitta. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Spitta hat Gedichte unter dem Titel „Waldblumen" herausgegeben, die wir mit Vergnügen gelesen haben. Dasselbe würden wir von diesen Novellen sagen, wenn sie uns in einer illustrirten Zeitschrift oder in einem Feuilleton zu Gesicht gekommen wären. Verzeihe man den Stoßseufzer: o über die Novellisten, welche nicht eher ruhen noch rasten, als bis sie ihre Erzählungen auch in Buchausgabe auf den Markt gebracht! Wozu all diese Sammlungen? Wem ist damit gedient? Zur Hebung des Geschmacks tragen sie schwerlich bei, und die Leihbibliothekare könnten ohne sie bestehen, dafür sorgen die Romanschreiber. Der Verfasser dieser Zeilen liefert für zahlreiche Blätter große und kleine Novellen, aber es wird ihm nie in den Sinn kommen, davon eine Sammlung zu veranstalten; er weiß sehr wohl, daß seine Arbeiten ihre Schwächen haben, die gewöhnlich unentdeckt bleiben, wenn dem Leser wöchentlich ein Kapitel oder täglich ein Stückchen aufgetischt wird. Hat man es aber wie im vorliegenden Falle mit einer Sammlung zu thun, so wird der Maßstab natürlich ein ganz anderer; der völlige Ueberblick ist gegeben, Personen und Dinge lassen sich mit Ruhe von allen Seiten betrachten.

Spitta bringt drei Novellen, die sämmtlich nett erfunden und glatt geschrieben sind. Auf den ersten Blick sieht man, daß er bei der Niederschrift ein Journal oder Feuilleton im Auge gehabt hat; sein Bemühen war, recht viel packende Scenen, möglichst viel Abwechselung zu bringen. Immerhin, wenn die Erzählung kapitelweise erscheint; aber der Leser eines Buchs braucht zuweilen eine Scene, wo es recht ruhig hergeht, um sich verschnaufen zu können. Die meisten Begebenheiten in „Entschleierte Dunkel" stehen auf der Spitze, noch um ein Haar weiter und — plumps, da liegt die ganze Geschichte! Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Inhalt der drei Novellen: „Die Gräfin Casella", „Reich und arm", „Ein Armenarzt", nacherzählen und somit dem Verfasser beweisen, wie gefährlich er balancirt. Der Leser eines Feuilletons bedarf hier und da, wenn wir so sagen dürfen, des Anblicks eines Seiltänzers zwischen den Zeilen; der aufmerksame Leser eines Buchs hingegen fühlt sich dadurch entschieden abgestoßen. „Reich und arm" ist die längste und beste Novelle. Schade nur, daß die Schloßbewohner so furchtbar albern und schlecht, die Bauern so fabelhaft fromm und gut sind. Diese Brenner, Just und Gretel, werfen mit frommen Redensarten nur so um sich; aus Just's und Gretel's Gesprächen sieht man auch, daß Spitta fleißig Berthold Auerbach gelesen, es aber nicht verstanden hat, den Meister der Dorfgeschichte nachzuahmen. Zum Schluß wiederholen wir: man bedenke sich doch zehnmal, ehe man Novellen sammelt, die für ein Journal oder ein Feuilleton geschrieben wurden.

2. Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürstenvereins in Texas. Von Armand. Zwei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1867. 8. 3 Thlr.

Möge der Verfasser gefälligst recht genau nachlesen, was Otto Banck in „Vom Literaturgeist unserer Tage" über Materialismus und Rothwelsch der überseeischen Romantik und über Untergang des geistigen Gehalts im sinnlichen Stoff mit Hinweis auf Balduin Möllhausen und Otto Ruppius schreibt. Diese Philippika enthält sehr viel Beherzigenswerthes. Im Vorwort sagt Armand:

> In dem nachfolgenden Werke gebe ich ein Bild aus dem bedeutungsschwersten Abschnitt meines ereignißreichen Lebens, bedeutungsschwer durch meinen Einfluß auf das Schicksal vieler tausend Deutscher, welche damals meiner Fürsorge bedurften. Es war die Zeit, wo ich als Colonialdirector die Ansiedelungen des deutschen Fürstenvereins in Texas leitete, und wo es mir vergönnt ward, der großen Zahl meiner dorthin ausgewanderten Landsleute im Augenblick der Noth zu Hülfe zu kommen.

Aus dem Vorwort sehen wir auch, daß der eingeflochtene Roman auf wirklichen Begebenheiten beruht. Leider ist dieser Roman gewöhnlich; im Grunde haben die Gerstäcker, Möllhausen, Ruppius u. s. w. mehr oder minder schon dasselbe erzählt. Ueberhaupt hätte Armand weit klüger gethan, wenn er diese „Würze" beiseitegelassen hätte; eine bloße Schilderung des wonnigen, sonnigen, ewig grünen Texas und der Zustände und Verhältnisse der deutschen Colonien daselbst, die Armand ja alle aus eigener Erfahrung und eigenen Erlebnissen kennt und bei seinem scharfen Beobachtungstalent naturwahr schildert, wäre dem gebildeten Leser viel willkommener gewesen. Rügen müssen wir noch die ausführlichen, gänzlich überflüssigen Kapitelüberschriften. So z. B. steht über dem achten Kapitel: „Große Besorgniß. Der alte Friedenshäuptling. Die Wachslichter. Plötzliche Flucht. Die Mühle. Das Frühjahr. Aufblühen der Stadt. Fassen. Munition.

Die Kanone. Die Nachtmusik. Der alte Freund. Der Kaffee." Wozu der Lärm? Soll sich der Leser etwa aussuchen, ob er über Nachtmusik oder über den Kaffee lesen will?

3. Von jenseit des Meeres. Novelle von Theodor Storm. Schleswig, Schulbuchhandlung. 1867. 16. 22½ Ngr.

Das Interesse für Storm's Erzählungen hat sich wesentlich vermindert, weil sie wie die Stifter'schen aus dem eigenen Zauberkreise nicht herauskönnen und sich fort und fort in demselben bewegen: glückliche oder unglückliche Liebe ist ihr beständiger Inhalt, ein Thema in verschiedenen Variationen. Storm's neueste Gabe: „Von jenseit des Meeres", ist in gewohnter Weise sauber und liebenswürdig ausgeführt, höhern Ansprüchen genügt sie nicht. Die Personen entbehren der Schärfe, die geringe Handlung rückt langsam vor, es fehlt das Ergreifende, der Flug über Höhen und Tiefen, die Leidenschaft, die Idee. Der Inhalt der Novelle ist dürftig; nur der realistische Schluß überrascht angenehm gegen Storm's sonstige Sentimentalität. Selbstverständlich, daß es an anmuthigen Schilderungen nicht fehlt; wir heben besonders Alfred's Abendspaziergang im Garten und sein Träumen am See hervor. Auf S. 31 findet sich folgendes Gedicht:

Ich bin eine Rose, pflück' mich geschwind,
Bloß liegen die Würzlein vor Regen und Wind.
Nein, geh nur vorüber und laß du mich los,
Ich bin keine Blume, ich bin keine Ros'.
Wol wehet mein Röcklein, wol faßt mich der Wind;
Ich bin nur ein heimat- und mutterlos Kind.

Das ist Klingklang gegen Storm's sonstige gemüthvolle Stimmungslieder. Wir wurden lebhaft an das verschollene „Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum" von Redwitz erinnert.

4. Die Tochter des Försters. Eine Dorfgeschichte aus dem Waadtland von Urban Olivier. Frei aus dem Französischen übersetzt. Zürich, Meyer. 1867. 8. 16 Ngr.

Dieser kleine Roman gewährt ein anschauliches Bild des Lebens und Treibens in und um Chenallet. Gefällige Naturschilderungen, gemüthliche und ergreifende Scenen sind zwanglos aneinandergereiht, niemals treten die Uebergänge schroff hervor. Der Dialog ist sehr lebendig, die Personen stehen scharf umrissen da. Eine gewisse frömmelnde Brühe, in welcher das Ganze gleichsam schwimmt, berührt wenig angenehm, stellenweis sogar recht lästig. Warum hat sich der Uebersetzer nicht genannt? Vermuthlich weil er sich seiner erbärmlichen Verdeutschung geschämt hat.

5. Hurdy-Gurdy. Bilder aus einem Landgängerdorfe von Ottokar Schupp. Bielefeld, Belhagen und Klasing. 1867. 8. 8 Ngr.

Dieses Büchlein kommt aus einer Gegend, in welcher der Pietismus in voller Blüte steht. Daher kein Wunder, daß wir dasselbe mit einigem Widerwillen zur Hand nahmen. Der Hinweis auf Gottes Zorn, auf Satans Liebkosungen, als da sind Fegfeuer u. s. w., fehlt natürlich nicht, aber diesen Dorfbewohnern gegenüber, die an ihren Kindern in der fluchwürdigsten Weise handeln, sind etliche Donnerwetter von der Kanzel herab schon angebracht, wenn man auch im voraus weiß, daß dieselben zu nichts fruchten. Es ist einmal so: die Welt wird alle Tage schlechter, und Gold, Sammt und Seide sind zu prächtige Lockvögel. Geschrieben ist das Büchlein wirklich hübsch. Die Scenen sind gelungen verknüpft, die Charakteristik, einige Breiten besonders zu Anfang abgerechnet, höchst lebendig, der Stil sehr sauber. Mich hat manch trüber Blick ins Leben gestählt, aber beim Lesen dieser unsagbar traurigen Geschichte sind mir doch die Thränen aus den Augen geflossen.

6. Das Weihnachtskind. Lebensbild von Helene Buchen. Barmen, Langewiesche. 1867. Gr. 16. 7½ Ngr.

Aus Barmen, also gleichfalls von dort, wo der Pietismus wild wachsen soll. Die Geschichte ist auch wirklich sehr fromm und sehr langweilig und sehr gewöhnlich. Die Unschuld, die gar nicht unschuldiger gedacht werden kann, stirbt am gebrochenen Herzen, der Sünder stirbt auch „als ein reuiger und doch begnadigter Sohn", und der Lehrer, der diese unausstehliche Geschichte erzählt, erlaubt sich schließlich ganz ergebenst anzuzeigen, daß er der Sünders Tochter zu heirathen gedenkt:

Jetzt ist die Lore meine verlobte Braut, und ich danke Gott, daß er mich diese köstliche Perle hat finden lassen, und bin gewiß, der Herr wird auch an ihr sein Wort wahr machen. „Der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters, noch die Tochter die Missethat der Mutter, sondern des Gerechten Gerechtigkeit soll über ihm sein."

Schließlich noch eine Bitte an Frau — das Werk ist dem lieben Schwiegervater gewidmet — Helene Buchen: Madame, wenn Sie abermals den Drang verspüren sollten, einen westfälischen Bauernhof zu beschreiben, so haben Sie die Freundlichkeit, vorher recht genau Immermann und Levin Schücking zu lesen. Dann möchte Ihre Beschreibung vielleicht ein wenig poetischer ausfallen. Verzeihen Sie diese Bitte, sie kommt aus der Tiefe des Herzens. 28.

Feuilleton.

Die Freiligrath-Feste in Deutschland.

Ueberall in Deutschland ist jetzt der Name Freiligrath an der Tagesordnung. Großartige Dichterfeste bis zu den bescheidensten Salon- und Gartenconcerten, deren Ertrag für den Dichter bestimmt ist, tragen überall diesen Namen an der Spitze. Es fehlt nicht an Stimmen, welche diesen Festjubel als einen großen Puff und Humbug bezeichnen oder auf Dichter hinweisen, welche in gleichem, nach ihrer Ansicht selbst in höherm Maße eine solche Auszeichnung verdienen. Vielen ist indeß das Rumoren des „alten Maulwurfs", des poetischen deutschen Gewissens, unbequem in einer Epoche, welche nicht realistisch genug, nicht poesiefremd und poesiefeindlich genug von allen Seiten geschildert werden kann, am meisten von denen, welche ihren eigenen Groll, ihre eigene Indifferenz gegen die Dichtung nur schwer verbergen können.

Alle aber, denen der Fortgang unserer literarischen Entwickelung eine Herzenssache ist, mögen sich dieser allgemeinen Bewegung zu Gunsten eines Dichters erfreuen, welcher der

deutschen Nation einige schöne und unvergängliche Gedichte geschenkt hat und in welchem überdies unserer ganzen modernen Dichtung eine wohlverdiente, nur von ihren Gegnern misliebig aufgenommene Huldigung dargebracht wird. In diesem Sinn sprach sich der Herausgeber d. Bl. am Eingang seiner, bei dem Freiligrath-Fest in Berlin am 17. Juni vor den beiden Häusern des Victoriatheaters gehaltenen Festrede*) aus: „Deutschland hat in jüngster Zeit mehrere Dichterfeste gefeiert! Ein Hauch der Begeisterung ging durch die Nation, als das Gedenkfest Friedrich Schiller's sie an die großen Thaten des Geistes erinnerte, welche der unsterbliche Sänger vollbracht, und an jene gemeinsamen Schätze, die er in seinen Werken der Nation als Erbe hinterlassen hatte. Auch das Andenken Ludwig Uhland's ist gerade an dieser Stelle würdig gefeiert worden. Und dennoch gemahnt das heutige Fest mehr als die frühern an die schönen Tage Griechenlands, das auch den Siegern im Wettkampf der Dichtung den Kranz auf eine oft noch jugendliche Stirne drückte. Es ist ein Dichterfest, wie die Schiller- und Uhland-Feier, aber es ist kein Todtenfest, wie jene! Heute feiern wir einen lebenden Dichter, und so ziemt es einer Nation, welche selbst den vollen Pulsschlag des neuerwachten Lebens in sich fühlt. Ihr ziemt es, nicht der Dichter zu vergessen in der eifrigen Arbeit einer nationalen Wiedergeburt, in den rastlosen und erfolgreichen Bestrebungen des öffentlichen Lebens, welche den Staatsmännern und Feldherren, den Bürgern und Kriegern glänzende Triumphe bereiten; ihr ziemt es, eingedenk zu sein der geistigen Macht und Gewalt, aus welcher alle großen Thaten hervorgehen. Bedeutsam mahnend ertönt die Stimme der Dichter in die Gegenwart und prophetisch verkündend in die Zukunft. Es ist dieselbe Begeisterung, welche den Sängern ihre unsterblichen Lieder in die Feder und den Kriegern ihre unsterblichen Thaten in das Schwert dictirt. Es ist ein Odem des Göttlichen, man weiß nicht, von wannen er kommt, noch wohin er geht; doch unter seinem Hauche verwandelt sich das Meinen und Glauben der Menschen und die Gestalt der Welt. Ohne solche Begeisterung, ohne die Leidenschaft für das Allgemeine ist nichts Großes vollbracht worden. Die Hohepriester dieser Begeisterung aber, deren Amt es ist, ihre Glut zu mehren — es sind die Dichter! Drum Heil dem Volk, das seine Dichter ehrt, das sich nicht von ihnen abkehrt verdrossenen Sinnes, nur dem Nächsten, dem Vergänglichen zugewendet!"

Man hat Freiligrath oft einen Panoramamaler genannt und ihn zu den schlechten beschreibenden Poeten gezählt. Gegen diesen Vorwurf vertheidigt ihn die Festrede, indem sie das geistige Band seiner Dichtungen hervorhebt. „Dies geistige Band ist der stimmungsvolle Hauch, der über Freiligrath's Gemälden zittert, der kosmopolitische Gedanke, der sie beseelt, der Feuergeist, der das brennende Colorit geschaffen, der tiefere Sinn, der nicht aufdringlich, aber doch dem feinern Verständniß zugänglich, sich oft hinter dem anscheinend bedeutungslosen Bilde verbirgt. Nicht daß er alles ausspricht mit volltönender Beredsamkeit, macht den gedankenreichen Dichter; er ist es nicht minder, wenn der Gedanke ohne Rest in dem selbstredenden dichterischen Bilde aufgeht. Auch da ist noch Geist, Leben, Gedanke, wo das Bild, das der Dichter uns entrollt, als ein vieldeutiges Symbol erscheint, in welches mannichfache sinnreiche Beziehungen ahnungsvoll hereinschimmern." Freiligrath ist eben ein gestaltender Poet, bei dem der Gedanke meistens in das Bild verwoben ist.

Die berliner Festfeier im Victoriatheater war jedenfalls von den bisherigen Freiligrath-Festen das großartigste. Sehr warm ist die Schilderung, die Julius Rodenberg in der Glaßbrenner'schen „Berliner Montags-Zeitung" von derselben entwirft: „Selten", heißt es dort, „hat ein Fest, während es gefeiert worden, größern Enthusiasmus erregt und, nachdem es vorüber, in allen Herzen eine tiefere Befriedigung zurückgelassen als dasjenige, von welchem wir berichten wollen. Die einfachsten Mittel zeigten sich ausreichend, um in ungewöhnlicher Weise die Theilnahme dieser Stadt zu wecken, von der man im übrigen nicht zu sagen pflegt, daß sie dem Idealismus huldige; das gesprochene Wort und das Lied genügten, um eine Menge in Bewegung zu setzen, welche die besten und die tüchtigsten Elemente unserer bürgerlichen Gesellschaft umschloß. So sehr ist es wahr, daß es nicht immer des glänzenden Apparats, der Schaustellung und des Prunks bedarf, um etwas Großes zu erreichen; das Auge läßt sich bestechen, das Herz nimmermehr....

„Eine Versammlung, imposant sowol durch ihre Zahl als ihre Zusammensetzung, erfüllte die beiden Häuser des Victoriatheaters, welche nur durch die Bühne getrennt, zusammen einen mächtigen Ovalbau bildeten. Aber der Blick war auf beiden Seiten geschlossen, bis die Glocke das Zeichen des Anfangs gab, und auf beiden Seiten zugleich sich die Vorhänge hoben. Nun sahen sich zuerst diese beiden Häuser, beide strahlend von Kerzenglanz und beide gefüllt, Kopf an Kopf von den untersten Plätzen bis zu den obersten, durch alle Ränge. Es war ein überwältigender Anblick. Man träumte sich in die classischen Tage zurück, wo ein ganzes Volk in seinen Theatern Platz fand, um in dem Gefühl eines freien und hochgebildeten Bürgerthums seine Dichter zu feiern. Jedes Haus sah das andere nur wie eine Vision, wie ein Duftgebilde in weiter Entfernung. Ein Moment war tiefe Stille — dann jubelten beide Häuser sich zu — aber der Schall drang nur aus dem einen in das andere wie ein gedämpftes Echo. Etwas ergreifend Geisterhaftes war in dieser Zwiesprache zweier großer Versammlungen, die doch in der That nur eine bildeten — ein Symbol, wie zwischen Süd und Nord, die ja auch einander die Arme entgegenbreiten!"

Durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls wurde das berliner Freiligrath-Fest gerade an des Dichters Geburtstag gefeiert, ohne daß das Comité, die Mitwirkenden und das Publikum Kunde von diesem Zusammentreffen hatten.

In Leipzig hat der Schriftstellerverein im Saale des Gewandhauses eine Freiligrath-Feier veranstaltet, bei welcher Dr. Schweichel aus Königsberg, der Verfasser der beliebten Novellen vom Genfersee, die Festrede hielt. Eine andere Freiligrath-Feier steht am 6. Juli hier in Aussicht, veranstaltet durch die Gesellschaft „Klapperkasten". Hier wird Gottfried Kinkel die Festrede halten und dazu von Zürich herüberkommen. Der amnestirte Dichter betritt bei dieser Gelegenheit zum ersten male wieder den deutschen Boden.

Man wird von mancher Seite gegen diese Feste einwenden, daß die stillen Sammlungen für den Freiligrath-Fonds einen ausgiebigern, durch keine Kostenrechnungen beeinträchtigten Ertrag abwerfen. Doch da die nationale Dotation eines Dichters nicht durch die Kammern votirt werden kann, darf sie doch nicht stumm und klanglos nur in Ziffern zum Ausdruck kommen. Die Gesinnung, aus der sie hervorgeht, muß sich warm und begeistert aussprechen; erst durch den frischgeflochtenen Lorber erhält die Gabe des Volks ihren vollen Werth.

*) Festrede zur Freiligrath-Feier in Berlin am 17. Juni 1867 gehalten von Rudolf Gottschall. Mit dem Porträt Freiligrath's (Berlin, Schringer, 1867). Die Rede wird zum Besten des Freiligrath-Fonds verkauft.

Bibliographie.

Curtius, E., Griechische Geschichte. 3ter Bd. Bis zum Ende der Selbständigkeit Griechenlands. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rückert, F. — Aus Friedrich Rückert's Nachlaß. Herausgegeben von H. Rückert. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 4tes Bdchn.: Die lustigen Weiber von Windsor. Uebersetzt von Hermann Kurz. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Steffens, A., Die Ruine im Walde. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen baldigst bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile (unter „Ankündigungen") 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen (unter „Eingesandt") 2½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Achter Band.

Bibelurkunden.

Vierter Theil. Die Bücher des Neuen Bundes.

Herausgegeben von

Heinrich Julius Holtzmann.

8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Mit diesem Bande erhalten die Abnehmer von Bunsen's Bibelwerk den Abschluß der das Neue Testament umfassenden Bestandtheile. Der Herausgeber hat sich bemüht, eine genaue Uebersicht zu geben von dem gegenwärtigen Stande der Evangelienfrage wie überhaupt aller der kritischen Fragen, welche heutzutage für die biblische Forschung ins Gewicht fallen, und so einen Einblick in das allmählich sich gestaltende geschichtliche Verständniß zu ermöglichen.

Der sechste Halbband, welcher die Uebersetzung des Alten Testaments abschließt, wird ebenfalls binnen kurzem erscheinen.

Von Bunsen's Bibelwerk liegt bisjetzt bereits Folgendes vor:

Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., vierter (zweite Hälfte) 1 Thlr. 4 Ngr., fünfter (erste Hälfte) 26 Ngr., fünfter (zweite Hälfte) 24 Ngr., siebenter 26 Ngr., achter (erste Hälfte) 20 Ngr., achter (zweite Hälfte) 18 Ngr., neunter 1 Thlr., zehnter 1 Thlr., funfzehnter und sechzehnter 2 Thlr., siebzehnter und achtzehnter 1 Thlr. 20 Ngr., Bibelatlas 1 Thlr. Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter 3 Thlr., vierter 2 Thlr. 15 Ngr., fünfter 2 Thlr. 10 Ngr., achter 2 Thlr. 10 Ngr., neunter 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arabischer Dragoman.

Grammatik, Phrasensammlung und Wörterbuch der neu-arabischen Sprache.

Ein Vademecum für Reisende in Aegypten, Palästina und Syrien, sowie zum Gebrauch für den Unterricht.

Von Dr. **Philipp Wolff.**

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

8. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 25 Ngr.

Dieses Werk enthält eine vollständige Grammatik des modern arabischen Idioms, eine reiche Sammlung von Gesprächen aus dem täglichen Leben und ein umfassendes deutsch-arabisches Wörterbuch. Es bildet dadurch, neben seiner Brauchbarkeit für den Unterricht in der arabischen Sprache überhaupt, zugleich ein unentbehrliches Handbuch für jeden Orientreisenden.

Bei **George Westermann** in Braunschweig erschien:

Hänschen Siebenstern.

Dem Holländischen des J. van Lennep nacherzählt

von

Dr. **Adolf Glaser.**

2 Bände. 8. Fein Velinp. Geh. Preis 2 Thlr.

Dieser Roman hat in Holland selbst als das getreueste Abbild der dortigen gesellschaftlichen Lebensformen den größten Erfolg gehabt und erscheint hier in der Bearbeitung des durch seine „Niederländischen Novellen" als genauer Kenner der Sprache und des Lebens in Holland bereits bekannten Dr. A. Glaser.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von

Chamisso, Gneisenau, Jagwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.

nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von

Varnhagen von Ense.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Vorliegende neue Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense vervollständigt in vielen Beziehungen das Bild der Persönlichkeiten, die in diesen brieflichen Mittheilungen ihr innerstes Wesen enthüllen. Wilhelm von Humboldt tritt zum ersten male als Jüngling in Freundschaftsbriefen an Henriette Herz vor den Leserkreis; Chamisso in inniger Beziehung zu einer Französin, Ceres Duvernay; Prinz Louis Ferdinand und seine Geliebte Pauline Wiesel von gegenseitiger Leidenschaft ergriffen. Bisher ungedruckte Briefe von Rahel, Ludwig Tieck, Stägemann, Staatsminister von Beyme, Feldmarschall Gneisenau, Staatsminister Haugwitz, dem räthselhaften Grafen von Saint-Germain, Friedrich Rückert u. a. schließen sich an. Varnhagen's eigene Aufzeichnungen werfen die pikantesten Streiflichter auf die vorgeführten Personen und Zustände.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 11. Juli 1867.

Inhalt: Karl Gustav Carus. Von Alexander Jung. — Neuere Dichtungen. Von Feodor Wehl. — Der zweite dänische Krieg. Von Karl Gustav von Berneck. — Feuilleton. (Englisches Urtheil über deutsche Bücher) — Bibliographie. — Anzeigen.

Karl Gustav Carus.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten von Karl Gustav Carus. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 1865—66. 8. 6 Thlr.

Man kann alle biographischen Denkwürdigkeiten und eigentlichen Biographien, mögen solche von dem Helden selbst verfaßt oder von einem andern geschrieben werden, auf zwei große Abtheilungen zurückführen. Entweder ist der Held von der Art, daß er, ob spärlich oder reich beanlagt, von früh mit den Umständen ringt, in der Aneignung der Wissenselemente schwere oder leichte Arbeit hat, sich selbst oft bezweifelt, manche Umwege einschlägt, in seinem Fortschritte sogar Unterbrechungen erfährt, lange, möglichenfalls zeitlebens über seinen Beruf im Unklaren ist und, wie es sich auch wende, in einer umhertastenden Halbheit verbleibt, sodaß er in jedem Betracht nie zu geistiger Reife gelangt, nie zum freudigen Einverständniß mit seinem Schicksal, kurz, daß er nie in normaler Weise sich entwickelt, nie mit gesundem Gedeihen sich auslebt. Oder der Held läßt sich durch nichts beengen, beirren; früh orientirt er sich in seiner Umgebung, in sich, ja sicher gebart er mit den Umständen, unaufhaltsam schreitet er vorwärts im Bereiche des Lernens, des entsprechenden Handelns, auf jeder Stufe langt er rechtzeitig an, sein Ziel ist von ihm erkannt, es gönnt ihm keine Zögerung, er freut sich jedes Augenblicks, pflichttreu beutet er ihn aus, sein Wandel kennt nur Gesetz, nur Erfüllung, und wo etwa ein kleiner Rest nachzuholen bleibt, schon ist er eingebracht, jedes Begebniß draußen ist ein nie verwirrendes, jedes Ereigniß innen ein aus der Tüchtigkeit des Willens herausgeborenes; so wickeln sich auch die Lebensalter hier ebenso normal ab wie die Jahreszeiten in der Natur, dem Wahren fehlt auch das Nützliche nicht, dem Nützlichen nicht das Schöne, zuletzt fällt das Menschenleben ab wie eine reife, herrliche Frucht; es hat sich entwickelt, was zu entwickeln war, es hat sich vollständig ausgelebt für den Bereich der Erde.

Es kann keine Frage für den sein, der das vorliegende, bis dahin zu vier Theilen angewachsene Werk gelesen hat, welcher der beiden Abtheilungen mit seinem Verfasser es angehöre. Es ist entschieden der zweiten einzuordnen. Wir dürfen geradeswegs behaupten, seit Goethe's „Dichtung und Wahrheit" ist nichts erschienen, wie manches Vortreffliche wir auch erhielten, was, dem Inhalt wie der Form nach, jener Musterbiographie würdiger sich anschlösse. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir ferner dafür halten, daß kein anderer wie Goethe einen so nachhaltigen, auf innerer Verwandtschaft beruhenden Einfluß auf den Verfasser obiger Denkwürdigkeiten geübt hat. Nie jedoch wurde bei dem letztern solche Anziehungskraft durch Nachahmung vermittelt, sie war ihm mit Nothwendigkeit geboten durch eigenthümliches Naturell, durch freie Einstimmung in das, was seine Individualität forderte. Es treten im Verlaufe des Carus'schen Werks Stellen hervor, in denen diese Analogie mit Goethe's allmählichem Herankommen, dessen Lieblingsneigungen, dessen tiefe Selbsterkenntniß in der Metamorphose der Gestalten, dessen Bildungslust und gewissenhafte Verwendung seiner Kraft und Zeit, dessen Umblick, Empfangen und Geben, dessen unaufhaltsamer Trieb, alles und jedes als Material zu verarbeiten, ja dessen Vereinigung verschiedenster Gebiete aufs deutlichste sich geltend machen. Natürlich stets auch wieder mit Abweichungen, denn Goethe hatte eine ganz andere Lebensaufgabe zu lösen als Carus. Jener war Dichter durch und durch, freilich auch Denker in jedem Betracht, ohne sich je einer Schule anzubequemen; dieser war Arbeiter und Förderer in einer exacten Wissenschaft, freilich auch Denker bei allem dem, ohne je zu einem System zu schwören, wobei doch auch Carus nie ohne Kunst zu bestehen vermochte, sogar in die bildende, wie Goethe, aus innerstem Bedürfniß hinüberstreifte, stets aber zu seinem Hauptzweck zurückkehrte. Wir werden die Stellen des Werks, welche das Angedeutete kennzeichnen, im Folgenden hervorheben.

So dürfen wir denn auch schon jetzt auf eine günstige Conjunctur der Gestirne bei der Geburt unsers Helden hinweisen, wie Goethe in seiner Biographie solcher gedenkt. Nur daß sich nichts in der Geschichte wiederholt, nur daß auch das sogenannte Glück, inwiefern etwas darauf zu geben ist, nie fertig angeboten wird, sondern

erobert werden muß. Mancher würde aus denselben günstigen Umständen, welche Goethe und Carus schon bei der Geburt zutheil wurden, dennoch später nichts zu machen wissen, und so würde das Glück solchem in Unglück umschlagen. Und dürfen wir uns bei der Hauptperson gegenwärtiger Biographie noch lange umsehen nach einer günstigen Constellation? Die Gestirne des Himmels deuten nur auf sie hin, die Urbilder sind diesmal auf Erden. Die glückliche Constellation ist jener Kreis braver Voraltern und Aeltern, welche der Familie Carus theils vorausgehen, theils die Wiege des Knaben umgeben; es sind wackere Bürgersleute echt deutschen Geblüts, welche das Kind in Empfang nehmen, es für alles Tüchtige erziehen werden. In diese Umgebung wächst der Knabe, mit schönen Anlagen, frisch hinein, Pietät wird ihm von früh an Bedürfniß, ein kenntnißreicher Onkel ist besonders um ihn bemüht, und der Zögling lernt besonnen um sich blicken, keine Mühe scheuen, er ist aber auch früh empfänglich für das, was die Erde des Schönen, des Erhebenden beut. Es ist sehr dankenswerth, daß der Selbstbiograph des Nähern uns auch mit seinen Vorfahren bekannt macht. Auch merken wir es ihm alsbald ab, daß er um keinen profanen Zweck, von keiner Eitelkeit bewegt oder gar um sein Gewissen durch Confessionen zu beschwichtigen, sein Leben aufzeichnet, daß er sich zu der Arbeit zwingt. Sein Werk entsteht ihm unter der Hand aus aufrichtigem Dankgefühl, aus wehmüthigen aber auch freudigen Erinnerungen. Es ist die Aufeinanderfolge seiner Bildungs-, Schöpfungs-, Arbeits- und Handlungsprocesse: ein Rechnungs-, ein Lebensabschluß; es sind die Ergebnisse seiner Studien, seiner innern und äußern Anschauungen, seiner Theorie und Praxis; es ist die Geschichte der Aneignung fremder und der Hervorbringung wie Gestaltung eigener Gedanken, die Aufzeichnung seiner Erfahrungen, seiner Lebensansichten; es sind die Ergebnisse seiner Assimilation und Production, seiner Sammlung im Höchsten, was es gibt, seines Umgangs mit den Wissenschaften, mit den Künsten, seines Familienlebens, seiner Freundschaft, Geselligkeit, seines Briefwechsels, seiner Reisen, seiner rastlosen Ausdauer in heitern und trüben Tagen; kurz, es ist die inhaltschwere, die geniale Entdeckung, daß der Biograph, wie wir Menschen alle, wie die Gestirne, wol gar die Weltsysteme, in einer „spiralförmigen" Bewegung begriffen sind: eine Anschauung, die nimmer auf den Pessimismus, sondern auf den Optimismus alles Werdens und der Existenz hinführt.

Doch — es ist Zeit, hier auf Einzelnes in dem reichhaltigen, unerschöpflichen Ganzen einzugehen.

So sitzen wir also mit dem Verfasser unter dem ehrwürdigen Stammbaum seiner Familie. Er erzählt uns seine Geschichte und erzählt sie uns vortrefflich. Das Ganze des Werks zerfällt in Bücher mit kleinern Abschnitten. Der erste Theil schließt mit dem dritten Buche, geht bis in das Jahr 1821 und vollendet den ersten Wirkungskreis in Dresden. Unser Held gedenkt sehr bedeutsam jener Zeit, in welcher er schon früh zur Selbständigkeit seines innern Menschen gelangt. Es ist dieses nicht mit dem zu verwechseln, was man sonst ziemlich äußerlich Mündigkeit nennt. Jener Wendepunkt ist vielmehr der Augenblick, in welchem das Individuum von der unbedingten Nothwendigkeit sich ablöst, der Mensch seiner Freiheit sich bewußt wird, daß er eine Welt in der Welt ist, womit er sich freilich einer höhern Nothwendigkeit unterwirft, so jedoch, daß Selbstbestimmung, Urtheil, Vorausblick in Thätigkeit treten. Hieraus entspringt dann dasjenige, was man Würde des menschlichen Individuums zu nennen hat. Alles erscheint von da ab in einer andern Beleuchtung. So auch dem Verfasser. Er fängt an zu reflectiren. Nie aber bleibt er in der Reflexion stehen. Auch seine Umgebung tritt jetzt für ihn in ein neues Stadium. Mit Recht kommt er daher wiederholt auf seine Aeltern zu sprechen. Erst jetzt vermag er sie in ihrer herrlichen Eigenart zu fassen, zu schildern. Es ist eine tief-psychologische Bemerkung, wenn es daselbst heißt: „In der frühern Zeit unbedingt, und oft noch lange über dieselbe hinaus, sind Vater und Mutter für das Kind gewissermaßen mythische Personen."*) Ueberhaupt enthält das ganze Werk unsers Autors, wie Goethe's Selbstbiographie, einen wahren Schatz der feinsten, treffendsten Bemerkungen. Der philosophische Blick ist ihm organisch geworden, aber nie auf Kosten der Ereignisse, der Thatsachen, im Gegentheil zu um so stärkerer Wirksamkeit derselben.

Ein gleicher Reichthum bietet sich dar in den Persönlichkeiten, die uns lebendig, frisch der jedesmaligen Gegenwart entnommen, wie bei Goethe, zugeführt werden. Es überrascht uns nicht, daß einem so geweckten Naturell, so bildungsbeflissen in jeder Beziehung, die damals noch langsam vorgehenden, vielleicht auch trockenen Ueberlieferungen vorbereitender Schule nicht genügen. Wir sehen ihn daher mit Genugthuung bereits im funfzehnten Jahre die Universität Leipzig beziehen. Meist kümmert er sich nicht um anderweitige Zerstreuungen, lebt seinen Studien der Chemie, Physik, Botanik u. a., nur daß, wie früher die Freundschaft mit einem Altersgenossen ihn beglückt, gegenwärtig ein Mädchen, Karoline mit Namen, in die Familie aufgenommen wird, für die sich in ihm eine stille Neigung bildet. Unter andern bedeutenden, originellen Gestalten begegnen wir: Tilesius, Friedrich August Carus, Friedrich Rochlitz, Breitkopf und Härtel, Seifert, auch Schiller macht sich bemerkbar, Ernst Platner, Julius Dietz.

Im Umgange mit dem Letztgenannten sehen wir denn in unserm jungen Freunde ein Verlangen hervortreten, welches er wieder mit Goethe gemeinsam hat, das ihm verbleibt und aufs glücklichste befriedigt wird, es ist das Interesse, Zeichnungen nach der Natur auszuführen, sie zu coloriren. Man durchstreift zu verschiedenen Tageszeiten Thal, Feld, Hügel und Wald, bringt das Geschaute in saubern Linien zu Papier, und es erwächst daraus dem Musensohne vielfacher Nutzen für die Naturwissenschaft und für spätere Kunstgebilde. Schon hier ersehen

*) Eine ausführliche Darlegung, eine ganze Scenerie dieser Wahrheit findet sich in meinem Roman „Rosmarin oder die Schule des Lebens" I, 1: „Mythisches"; (Leipzig, Brockhaus, 1862).

wir aus der Darstellung solcher „Lebenserinnerungen", wie meisterhaft der Verfasser auch mit Worten zu zeichnen, zu malen weiß. Den ganzen Schmelz der Jugendzeit vermag er wiederzugeben. Nichts entgeht ihm. Auch für geschichtliche Begebenheiten, für Vorgänge des Tags hat er glückliche Fassung, Farbe, lebendigen Ausdruck. Man vergleiche, wie frappant er das französische Militär vom Jahre 1806 malt. *) Unser Held hat nunmehr das Studium der eigentlichen Medicin begonnen. Er weiß ausgezeichnet Gleichzeitiges zusammen zu schauen, zu combiniren, daraus Folgerungen zu ziehen. Er gedenkt Burdach's, Heinroth's. Auf die Naturphilosophie, wie sie einen bis dahin ganz unerhörten Impuls erhalten hatte, auf den allmählichen, später sogar rapiden Umschwung der Naturwissenschaft wird mehrfach hingewiesen. Wie hat es sich bis auf unsere neuesten Tage bewährt, daß der Verfasser im vollsten Recht ist, zu sagen:

Es gibt Seelen und Geister, denen es wenig Bedürfniß zu sein scheint, von Erfassung irgendeiner Einheit, eines Centralpunktes besondere Notiz zu nehmen; alles Leben fließt ihnen vorüber, wie die Wolken am Himmel dahintreiben, wie Herbstblätter auf einem Strome fortgezogen werden, ohne daß irgendein Brennpunkt, irgendein vor allem einschlagender unwandelbar feststehender Gedanke diesem ununterbrochenen Wechsel zu Grunde gelegt werden müßte.

Wir setzen hinzu: das sind dann die Troglodyten der Erde, wenn sie am Tage auch Gelehrten- und Kärrnerdienste verrichten.

Schelling's „Weltseele" muß auf den Verfasser einen gewaltigen Eindruck gemacht haben, welche sich ihm sehr bald näher zum „Gottesbewußtsein" bestimmt. War schon früher Linné's erwähnt worden, so wird der große Fortschritt in Oken nachgewiesen, auch Cuvier, Buffon werden genannt. Aus seinen ernsten, nachdrücklichsten Studien spricht der Verfasser auch immer wieder bei der Poesie, bei den Künsten ein, wie er denn Viel-, ja Allseitigkeit stets sich angelegen sein läßt. Sehr merkwürdig ist sein Verhältniß zu Regis, dem Uebersetzer des Rabelais. Hier forderten sich wol entgegengesetzte Naturen, die sich allerdings auf dem höchsten Punkte der Poesie auszugleichen verstanden; Carus zart und dennoch energisch, Regis schroff und ebenso forcirt; jener harmonisch bis zur Ausübung wirklicher Lebenskunst, dieser einseitig fast aus Grundsatz und daher zuletzt mit sich und der Welt zerfallen, Pessimist. Auch Regis war ein Mann von reicher Innerlichkeit, von vielem Geist, daher das Verhältniß beider Freunde fast durch ein ganzes Menschenleben besteht und einen gehaltvollen Briefaustausch veranlaßt, dessen köstliche Früchte wir öfter mitzugenießen bekommen, bis es dennoch bricht durch die seltsamste Wunderlichkeit und den abgeschlossensten Rigorismus bei Regis, unter denen eine so edle, nach allen Richtungen hin wohlgeordnete Individualität wie Carus nicht wenig zu leiden hatte. Wie ebenmäßig, stetig, in rhythmischer Abfolge des Tages- und Jahreslaufs die Bildung unsers Helden sich vollendet, das ersehen wir nicht blos aus dem Hauptbericht der eigentlichen Biographie, sondern auch aus so mancher episodischen Mittheilung, sinnigen Einflechtung aus Tagebüchern, wodurch die Lektüre mit jedem Abschnitte mannichfaltiger, reizender wird. Der Verfasser, mit der unermeßlichen Errungenschaft früherer Zeiten aufs kundigste vertraut, aber auch allem und jedem, was die Gegenwart bringt, an wissenschaftlichen, künstlerischen, literarischen Erscheinungen, an Entdeckungen, Erfindungen und Schöpfungen, mit vorurtheilsloser Prüfung hingegeben, nicht minder aufs Künftige gespannt, wie er denn das Menschengeschlecht in unaufhaltsamem Fortschritt weiß, vermag doch auch, mit jeweiliger Besorgniß, nicht zu leugnen, daß die junge Generation schon jetzt vielfach den Ausschlag gibt, mit einer gewissen Dictatur verfährt, das entscheidende Wort übernommen hat. Hier ist Vorsicht nöthig geworden, jedoch es gilt jetzt, nicht blos leben und leben zu lassen, es gilt mitzuleben, mitzuwirken, stets aber mit weiser Selbstprüfung, mit gewissenhafter Ueberlegung; gegen eine neue Zeit darf man sich nie absperren. Und so sehen wir unsern Freund bereits im Jahre 1812 mit seinen schriftstellerischen Arbeiten hervortreten. Besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ist die Totalveränderung überwältigend. Die altgebauten, chinesischen Mauern, so viele für unnehmbar erklärte Fortificationen werden erobert, in die letzten doctrinären Verschanzungen des Vorurtheils und fortgeerbter fixer Hypothesen wird Bresche geschossen, man steht schon auf sicherm Boden, die Siegesfahnen werden aufgepflanzt, eine neue Weltzeit ist für die Auffassung, Erklärung der Physis des Menschen nicht blos, der Erscheinungen überhaupt angebrochen. Sollte etwa Gall mit seiner Untersuchung des Gehirns, mit seiner Schädellehre ein äußerster, nicht zu überholender Schlagbaum sein? Mit nichten. Wenn auch die Bewegung aller Forschung eine spiralförmige ist, so ist sie doch Bewegung und zwar eine fortschrittliche.

Aber auch draußen, in der Politik, ziehen wieder kriegerische Zeiten herauf. Keine wissenschaftliche Thätigkeit hindert den Verfasser je, sich für den reinsten Patriotismus zu begeistern. Nimmt er doch an allem Menschlichen den reinsten Antheil. Ueberall sucht er, soweit es seines Ortes ist, einzugreifen, Hülfe zu leisten, Leid zu lindern, zu heben. Unser Held ist als Wundarzt thätig. Welche tiefe Betrachtungen legt der Verfasser ein, um dasjenige uns nahe zu bringen, was ein Krieg alles aufs Spiel setzt! Doch wie verhängnißvoll, wild kriegerisch die Zeit auch ist, wieder kehrt der Treffliche mit Bleistift und Malerpinsel zu stillen Geländen, zu Matten und Wald zurück, um die Natur nachzubilden, an ihrer Ruhe sich zu erlaben. Das gibt denn auch für den Leser stets einen erquicklichen Selam, derselben Natur frisch entnommen, ein Angebinde, welches Maler, Dichter und Denker zugleich gebunden haben:

Da lag der große Eichenwald in seiner tiefen Ruhe, das Leben der Vögel drang durch die Zweige, die Wiesen wallten in dem vollen Wuchse ihrer Pflanzen, die Wolken zogen so ruhig ihren Weg, gleichgültig, ob die ganze Menschheit schlafe oder wache, und so hatte man das Gefühl, die Erde lebt ihr stilles unbewußtes Leben nach ewigen Gesetzen von Tag zu Tag

*) Auch hier befinde ich mich mit dem Biographen im schönsten Zusammentreffen, vgl. „Rosmarin", I, 160: „Die Soldaten der großen Armee".

dahin, und alles, was wir Uebermüthigen als Weltbegebenheiten preisen, es drängt sich auf schmalen Landstraßen und in verhältnißmäßig so kleinen Ortschaften zusammen, dergestalt, daß kein eben sehr entfernter Standpunkt von der Erde dazu gehören würde, um gar nichts mehr davon gewahr zu werden.

Man muß offenes Ohr haben, nicht blos für schönen Tonfall und Alliteration der Prosa, sondern auch für das Fortschwingen ganzer Tonreihen, sodaß die frühern immer noch in den gegenwärtigen mitklingen, um die stilistisch-musikalische Wirkung solcher Stellen wie die eben citirte nachzufühlen, in Verbindung mit denen, die vorausgeschickt wurden. Doch der Strom der Mittheilungen, der Erlebnisse, des äußerlich und innerlich Erfahrenen unsers Autors wird mit jeder Seite stattlicher, belebter, sodaß wir unsere Erwähnungen stets mehr beschränken müssen.

Die Bedeutung unsers Helden, die Kunde von seiner segensreichen Thätigkeit durchdringt immer weitere Kreise. Er erhält einen Ruf als Professor der Chirurgie und Medicin nach Dresden. Er folgt diesem Rufe. Vorher blitzt die Schlacht bei Leipzig vor uns auf. Der Schlachtlärm rückt so in unsere Nähe, daß wir alle Details zu sehen glauben. Doch auch das verrinnt, und unser Freund hat nunmehr seinen Wohnsitz in Dresden. Dante erschließt ihm den Blick in eine ganz neue Sphäre. Des Humoristen Hoffmann wird gedacht. Kunst und Wissenschaft wirken unabläßig. Carus veröffentlicht seine „Briefe über Landschaftsmalerei". Jetzt wird ausdrücklich Schelling's „Weltseele" wieder genannt, deren mächtigen Einfluß wir bereits oben vermutheten. Der Verfasser beweist seinen nächsten Genossen eine mustergültige Freundschaft, die deren Ideal, soweit es der Sterbliche nur irgend vermag, in allen sonstigen Wechselfällen des Lebens verwirklicht. Wie hoch unser Autor bereits steht, auch in seinem Philosophiren, mit seinem tiefen Intuitiv-, aber auch Centralblick, der nicht blos bis zum Gehirn, sondern bis zur Seele, zuletzt bis zum Geiste vordringt, eine Höhe, die man auf dem Wege der wohlfeilen Atomenlehre und des bloßen Experimentirens nie erreicht, bezeugen ein für allemal S. 189, 194, 196; ein stetes Wachsen und Zunehmen, eine ewige Jugend, welche auf der letzten Seite auch Goethe accreditirt. Inzwischen ist des Verfassers „Vergleichende Anatomie" erschienen. Thorwaldsen, Alexander von Humboldt, Rudolphi berühren sich mit ihm in Dresden. Ueber Bergrath Werner wird Charakteristisches beigebracht, ebenso auch über den schätzenswerthen, eigengearteten Maler Friedrich, dessen von dämonischen Mächten bewegtes Sein gewiß sich auch vielfach auf seine Bilder übertrug. Daß überhaupt das Gebiet der Kunst, die dresdener Galerie und künstlerische Persönlichkeiten hier reichlich bedacht sind, aus den verschiedensten Gesichtspunkten geschaut und besprochen werden, versteht sich von selbst, denn dafür sind wir eben in Dresden an der Hand eines so feinen Kenners und liebenswürdigen Eingeweihten. Schon auf vielen dieser Gemälde sehen wir Italien vor uns, es wird uns auch anderweitig nicht fern bleiben. Was hier sich für dieses Wunderland in dem Verfasser noch nicht völlig aufgeschlossen hat, überschüttet uns später mit Blüten und Früchten. Dabe werden die Niederländer nicht übersehen. Auch in diesen Partien tritt viel Analoges mit Goethe's Verhalten hervor. Unser Biograph geht jetzt um etwas zurück und gedenkt einer kleinen Reise nach Leipzig, Halle, Berlin 1817.

So findet denn auch Dietz sich wieder ein. Carus verhält sich wie Goethe stets ablehnend, wo, wie hier durch Heinroth, Pietistisches an ihn herankommt. Die Kunst des Reisens besitzt er wie Goethe in perfecter Weise. Schnell orientirt er sich an jedem Orte, mit strenger Oekonomie benutzt er jeden Augenblick, für alles Sehenswerthe hat er sogleich Plan wie rasche Ausführung. Zuerst denkt er an sein Fach, nimmt den realistischen Hauptzweck in Angriff, läßt sich gleichwol nichts Bedeutendes entschlüpfen und weiß sich, rasch entschlossen, mit allen Notabilitäten in Beziehung zu setzen, woraus oft bleibende Verbindungen entstehen und neue Aufschlüsse folgen. In Berlin sind es unter anderm Lichtenstein, Rudolphi, Ofann, Zelter, denen er sich nähert. Des letztern ungenirtes, kräftiges, man möchte sagen plastisch-baumeisterisches Wesen, welches, unbeschadet des Musikers, nie auf weicher Tonwelle zerfließt, sondern mit dem Hammer des mündlichen Wortes jeden Nagel auf den Kopf trifft, im Lapidarstil schreibt, und dann auch wieder so pittoresk, so wahrhaft appetitlich, ist uns eine besonders werthe Bekanntschaft. Zu guter letzt gelangen wir in Berlin auch noch in einen mesmerisch-magnetischen Cirkel.

Wir sind wieder in Dresden. Mit Krause's Philosophie weiß sich der Biograph nicht in Einklang zu setzen, das Menschheitbündlerische veranlaßt einen Miston. Rastloses Arbeiten hatte jetzt seine Gesundheit untergraben; Reisen, mit Unterbrechung, sollen sie kräftigen. Zuerst geht es nach Rügen. Alle Berichte von unserer Seite würden eintönig, trocken sein gegen die Mannichfaltigkeit und Frische des Reisebeschreibers, der die herrlichsten Landschafts- wie Seebilder zeichnet, zwischendurch anmuthige Erlebnisse mit Menschen einmischt, sodaß wir auf die Lektüre des Werks selbst verweisen. Nur einzelnes aus Späterm zu berühren, versagen wir uns nicht. Schon die Fahrt über das Riesengebirge war ebenso imposant wie belehrend; nirgends fehlt der wissenschaftliche, künstlerische Blick für das Naturgesetz, für das Schöne, Große, Erhabene. Aber auch an Abenteuern ist kein Mangel. Als der Verfasser von Zittau aus in Waltersdorf Quartier nimmt, auf Basaltbildungen Jagd macht, rasch wieder zu Zeichnungen übergeht, erscheint uns im Moment Carus wie der leibhaftige Goethe dort im Schloßhofe von Malfesine, auf der italienischen Reise (vgl. Goethe's Werke, Stuttgart 1829, XXVII, 44, 45. Auch hier bei Carus fehlt die Ruine nicht, auch hier nicht eine Art Thurm, das Schloß vertritt ausreichend die Burg, Meister Gregorio wird durch Gerstäcker repräsentirt, der Mann, als Ankläger, ist auf beiden Seiten da, zugleich aber bringt er uns hier den Podesta und den Actuarius zu Gesicht, auch der Kaiser von Oesterreich steht im Hintergrunde, und was das größere Glück für Carus ist, er hat seine Zeichnung zu Ende geführt, während sie dort Goethe zerrissen wurde; was jedoch beiden

wieder gemeinsam ist, dürfte sein, daß sie in aller Gefahr den Kopf oben behalten.

Sehr freuten wir uns, S. 312 K. E. Schubarth's gedacht zu sehen. Dieser verdienstvolle Mann gehört auch zu den Autoren, die das heutige Deutschland so gut wie vergessen hat. Und dennoch war er wol der erste, welcher vom Standpunkte einer tiefdringenden Aesthetik und Philosophie aus Goethe's Werke beurtheilte, die einzelnen im Verhältniß zueinander betrachtete, ihren Zusammenhang nachwies, in alledem sich geistvoll bezeigte und damals noch ganz unerhörte Gesichtspunkte in trefflicher Darstellung geltend machte, sodaß sein Buch: „Zur Beurtheilung Goethe's" (2. Aufl., 2 Bde., Breslau 1820), von bleibendem Werth ist.

Nun kommt auch Ludwig Tieck, der langerwartete, zum Vorschein, und wir werden in und außerhalb Dresdens von jetzt ab öfter mit ihm verkehren, da er zu unserm Biographen in eine nahe Beziehung tritt. So müssen wir uns am Ende des ersten Theils, also auch im Rückblicke, sagen: auf jedem Blatte dieser „Lebenserinnerungen" sahen wir uns ebenso durch Belehrung gefördert, wie durch Geist unterhalten. Ueberall fanden wir in dem allseitigen Gelehrten auch den tüchtigen Denker, den scharfsinnigen Forscher, den feinen Menschenkenner, den edeln, warmen Menschenfreund. Das ist der Unterschied zwischen dem Naturkundigen, der sich auf Ideen versteht, selbst Ideen besitzt, und demjenigen, welcher überall nur am Palpabeln herumtastet, sich selbst nur für palpabel nimmt, über den Gefrierpunkt der Weltbetrachtung zeitlebens nicht hinausgelangt. **Alexander Jung.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neuere Dichtungen.

1. Zum Gedächtnisse König Friedrich Wilhelm des Vierten von Preußen. Aeltere und neuere Königslieder von Luise Gräfin zu Stolberg-Stolberg. Berlin, v. Decker. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Bändchen besteht aus einer Reihe von Gelegenheitsgedichten, welche die Verfasserin dem letztverstorbenen hohenzollernschen Monarchen zugesungen hat. Die Poesie der Gräfin Luise zu Stolberg war gleichsam ein lichtstrahlender Genius, der mit weißem Fittich über dem Leben jenes vielgeschmähten und vielgepriesenen Regenten dahinzog, unabläßig bemüht, dasselbe nach Möglichkeit vor allen Angriffen zu decken oder, wenn sie das nicht vermochte, Balsam auf seine Wunden zu legen. Die Gedichte, welche mit einigen Versen auf die Verlobung des damaligen Kronprinzen präludiren, heben beim Regierungsantritt 1840 an und reichen bis zum Tode des Gefeierten, ja bis zum 2. Januar 1866, an dem die Verfasserin noch in schmerzlicher Erinnerung der Stunde denkt, die einst den geliebten König von hinnen rief. Sie singt:

Gedankenschwer ruhn unsre Herzen
In jener Nacht, die dich uns nahm:
Du klopfst, o Herr, an unsre Schmerzen,
Und Antwort gibt dir unser Gram.

Er redet von vergangnen Tagen,
Wo unser Blick an deinem hing;
Er webt dir aus viel stummen Klagen
Der Treue ungebrochnen Ring.

Dich fesselt keine Königskrone,
Kein Purpursitz auf einem Throne,
Kein ruhmgekrönter Lebenslauf;

Dem Blitze gleich, der Wolk' entstiegen,
Läßt du, wie er, die Wolke liegen
Und flammst als Licht zum Lichte auf.

Gleich nach dem Tode (1861) singt unsere Dichterin dem Heimgegangenen nach:

Wie schwer gekränkt, wie oft vergessen
Hat dich, mein König, diese Welt!
Sie hat dich nur nach sich gemessen,
In ihren Schatten dich gestellt.

Wie kleine Knaben das zerschmettern,
Was glänzend in ihr Auge spielt;
Wie große sich die Welt entgöttern:
So haben sie nach dir gezielt.

Doch alle Steine, die sie warfen,
Sie gehn schon jetzt bei dir zu Lehn
Und werden, bei dem Klang der Harfen,
Als deine Wartburg auferstehn.

Die Flammen unsrer Lieder steigen
Von allen Kuppeln auf zu dir,
Und unsern Herzen soll entsteigen
Dein purpurfarbenes Panier.

Es hüllt auf immer unser Sehnen
Dich, Herr, in diese Flagge ein,
Und tief im Strome unsrer Thränen
Soll deine Ruhestätte sein.

Im Jahre 1848 läßt sie sich folgendermaßen vernehmen:

Was ist ein König?

Ein König ist ein Mann,
Den sich die Meng' erwählt
Als einen Sündenbock
Für alles, was sie quält;

Der die Verpflichtung hat,
Schon weit vorauszusehn,
Womit die Zukunft droht,
Und dafür einzustehn;

Der nichts gethan zum Glück
Der Vaterlandsgenossen,
Solang' nicht jeder Narr
Den besten Theil genossen;

Der nimmer ruhen darf,
Bei Tage und bei Nacht,
Solang' er nicht vollführt,
Was jeder sich erdacht.

Und wenn es möglich wär',
Daß solche Narrenjacke
Wie angegossen säß',
Jedwedem nach Geschmacke,

Dann spräch' die Menge doch:
„Dies alles gilt uns wenig!
Aus Gnaden rufen wir:
Es lebe unser König!"

Diese Proben dürften genügend sein, um Geist, Wesen und Ausdrucksweise dieser „Königslieder" erkennen

zu lassen. Es ist in ihnen ein Hauch von Romantik, der an Fouqué erinnert, etwas Ritterliches, Vasallenmäßiges, das sich mit schöner Wärme des Herzens paart und eine wohlthuende Pietät erkennen läßt. Zugleich freilich zeigt sich überall eine gewisse Unklarheit der Vorstellung und eine Unsicherheit in der Diction, wodurch den Strophen das Gepräge des Dilettantismus aufgeprägt wird. Man erfreut sich an der echt weiblichen Hingebung und Treue, empfindet das Rührende und Liebenswerthe daran, allein ein recht schlagender und mächtiger Eindruck ergibt sich doch nirgends und am wenigsten, wo dieser Dilettantismus polemisch wird, wie z. B. da, wo sie Herwegh's Lieder bekämpft. Mit dem plastischen Schwunge und der poetischen Geste dieses Sängers kann sich Gräfin Stolberg nicht messen.

2. Lose Ranken. Ein Büchlein Catullischer Lieder von W. Storck. Münster, Brunn. 1867. Gr. 16. 24 Ngr.

Diese Lieder bemühen sich nicht ohne allen Erfolg, den ergötzlichen Geist jenes lockern römischen Dichters, seine Schalkhaftigkeit spielen zu lassen. Manches munter derbe Liedchen, mancher kecke Einfall, manches leicht gereimte Witzwort treten uns dabei entgegen. Dem gewöhnlichen poetischen Gezirpe gegenüber thut es allerdings ganz wohl, einmal einer Poesie zu begegnen, die sich sozusagen kein Blatt vor den Mund nimmt, sondern die Dinge beim rechten Namen nennt, von Lumpenkerl und Halunken, von Flegel, Plattnase, Floh und Wanze spricht; aber, wenn das alles Effect machen und durchschlagenden Beifall gewinnen sollte, so müßte darin denn doch mehr zeitgemäßer Geist und Humor zum Vorschein kommen, als es derzeit der Fall ist. Ein Liedchen wie:

Vorbei!

Freund! die Maid, die süße Maid,
Jene Maid, die lange Zeit
Mir geliebt war und besungen
Mehr, als gut war und gescheit,
Herzt nun alles, weit und breit:
Graue Gecken, grüne Jungen —

ist in seiner Pointe doch allzu plump, um irgend von Werth zu sein. Auch:

Aufschluß.

Oft im Beisein ihres Mannes
Schmäht sie mich mit Grimm und Groll,
Und der hirnverbrannte Hannes
Freut darob sich rein wie toll.

Esel! gar nichts kannst du wittern; —
Schwiege sie, da stünd' es gut;
Doch sie schimpft und schilt in bittern
Worten mit vergrämtem Muth.

Dächte mein sie noch im Herzen,
Wenig wäre das und nichts;
Doch sie zürnt, das heißt: mit Schmerzen
Liebt sie, und die Lippe spricht's —

ist zwar ein Gedicht, in dem eine richtige Beobachtung liegt, die aber im ganzen uns hier doch nur wenig glänzend ausgetragen vorkommen will. Etwas glücklicher in dieser Beziehung ist z. B.:

Eine gute Partie.

Fand sich niemand hier im Ländchen,
Keiner sich im Nachbarland,
Dem in Liebe du dein Händchen
Gäbest in die Manneshand?

Sprich, warum man jenes Fäntchen
Aus dem Ausland würdig fand,
Daß der Liebe seidnes Bändchen
An das Milchgesicht dich band?

Geld und Gut — dir und dem Täntchen
Gab er, und der eitle Tand
Bracht' aus Bändchen dich und Ränd chen
Und die Tant' aus Band und Rand.

Diese spielende und tändelnde Manier ist artig genug, was die Form betrifft, aber in der Zuspitzung des Inhalts doch auch eben nicht bedeutend, wie uns dünken will. Die Satire hat keinen Aufflug, keine Erhebung, sondern bleibt allzu sehr auf plattem Boden, an dem sie hinkriecht, um sich ins Alltägliche zu verlieren. Sind wir schon an sich nicht im Stande, Catull mit Niebuhr für den größten Dichter zu erkennen, den Rom gehabt hat, so sprechen uns vollends Nachahmungen und Bearbeitungen seiner Lieder nicht durchaus an, die nicht besser lauten, als:

Schlaukopf.

Das hat mir weidlich doch den Bauch geschüttelt:
Als neulich Kahlchen recht nach Rednerart
Herrn Kriecherbein die Schurkenjacke rüttelt
Und alles bloßlegt, was verbrach der Gauner,
Ruft einer laut und Stirn verzieht und Bran'n er:
Zum Teufel! nein, der Knirps, der ist gelahrt!

Wir geben zu, daß das Verschen etwas runder und gefügiger ist, als Theodor Stromberg in seiner Uebersetzung von Catull's Gedichten (Leipzig, Brockhaus, 185[illegible], es verdeutscht, wo es heißt:

'S war lächerlich: als aus der Menge jüngst,
Da des Batinius Halunkereien
Freund Calvus meisterlich uns explicirt,
Erstaunt die Händ' erhebend, einer rief:
„Beim Zeus, der Knirps hat Eloquenz studirt!"

Aber abgesehen davon, daß hier die letzte Zeile um brillanter erscheint, so hätte Storck, wenn er einmal die freiere Form der Uebersetzung wählte und nicht alles von Catull nahm, solche Späßchen ganz weglassen oder moderner umgestalten und zuschneiden können. Jedenfalls, dünkt uns, werden die „Losen Ranken" in dieser Gestaltung nicht ganz die Wirkung erlangen, die sie im andern Falle, d. h. im Falle einer wahrhaft und wirklichen genialen Umschmelzung in heutige Verhältnisse und Begriffe zu gewinnen wol im Stande gewesen wären.

3. Brautgeschenk. Liedercyklus in fünf Kapiteln von Emil Taubert. Berlin, Heinicke. 1866. 16. 20 Ngr.

Dies ist, wie wir bekennen müssen, eine poetische Gabe, die über das Maß der Gewöhnlichkeit nicht sehr hinausgeht. Der Dichter besitzt guten Willen und eine bis zu einem gewissen Grade gefällige Leichtigkeit des Ausdrucks, allein um ein Liebeleben in irgendeiner dichterischen Bedeutung zur Erscheinung zu bringen, gebricht es ihm an Tiefe und Fülle der Empfindung, an Nach-

gallgeschmetter und poetischem Naturlaut. Seine Gedichte lassen sich eben ganz angenehm lesen, aber sie überraschen weder, noch fesseln sie. Sie haben nichts Originelles, nichts Eigengeartetes, nichts, was nur im entferntesten an die Liebeslyrik von Goethe, Rückert, Heine oder Eduard Mörike erinnerte und mit dieser einen Vergleich aufnehmen könnte. Emil Taubert's erotischer Liedercyklus ist die ehrbare Hausbackenheit „im Sonntagsröcklein", recht geschniegelt und gebügelt, glatt und manierlich, aber ohne Physiognomie und Ausdruck. Dies darzulegen, werden die ersten besten Lieder im Stande sein, z. B.:

Unbegreiflich.

Warum? Warum?
Das ist die ew'ge Frage.
Warum ist er der Tag mir meiner Tage? —
Und alles stumm.

Woher? Woher?
Woher ist's nur gekommen,
Daß er mein ganzes Denken sich genommen? —
Wer sagt mir's, wer?

Wohin? Wohin
Wird dieses Drängen treiben?
So trüb und wild, so kann's nicht ewig bleiben —
Es zagt mein Sinn.

Wozu? Wozu?
Wozu muß er mich quälen?
Der über Sternen wird den Pfad mir wählen,
Das weißt nur du.

Das ist ganz artig und hübsch, aber nichts Besonderes, ebenso wie:

Freundschaft und Liebe.

Freundschaft ist die Monatsrose,
Die von Mond zu Monde blüht;
Lieb' die Rose, die nur einmal
Lächelt, einmal nur verblüht.

Hierin ist ein sinniger Gedanke, aber im Verse zu wenig poetisch à-jour gefaßt. Aehnliches gilt von den Sonetten, von denen wir mittheilen:

Plötzlicher Liederstrom.

Stiefmütterlich zählt mir Gedankenblitze
Sparsam die Muse zu in seltnen Nächten,
Als wenn Gedichte sich von selber dächten
Mit Spannung und der Ueberraschung Spitze.

Gleichgültig thront auf unnahbarem Sitze
Die Göttin, unbekümmert, ob sie ächten
Die kleinen Sterblichen, ob Weihrauch brächten,
Ob ihr ein Bildner neue Götzen schnitze.

Nun aber rauschen Lieder mir im Ohre,
Und unermüdlich schallt und klopft und hämmert's
Mir in der Werkstatt der Gedankenesse.

Traun! Liebchen wagte sich zum Tempelthore
Der Muse, süß sie bittend: — und da dämmert's
Ihr leis' auf, daß schon lang' sie mich vergesse.

Ueberall ist diese Poesie freundlich, sauber, umgänglich, aber nicht danach angethan, Eindruck zu machen und hinzureißen. Nicht die himmlische Fee Genie hat bei ihr Pathe gestanden, sondern nur die Gevattern gute Absicht und redliches Bestreben.

Das Gleiche möchte wol zu sagen sein von:

4. Neue Originalfabeln von **August Doyé**. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 16. 12 Ngr.

Mit dem Fabelschatze, den Hagedorn, Gellert, Gleim, Lichtwer, Pfeffel uns geschaffen, läßt sich dieser jüngste Nachtrag nicht vergleichen. Die Mehrzahl seiner Stücke entbehrt der Knappheit, der drastischen Darstellung und zum Theil auch der Neuheit. Selbst die Moral scheint uns nicht immer in der rechten und volksthümlichen Fassung gehalten. Allein daß die kleinen Poeme immerhin einigen Werth besitzen und eine gewisse Anerkennung verdienen, mögen nachfolgende Proben bezeugen:

Der Schmetterling und die Raupe.

In des Goldes Pracht gekleidet
Flog, von Tausenden beneidet,
Hin und her ein Schmetterling.
Als er dann, sich brüstend, hing
An der Knospe einer Rose,
Sieht er auf dem Nesselblatt
Unter sich im dumpf'gen Moose
Eine Raupe, müd und matt.
„Staubbewohn'rin, häßlich Thier,
Du bei mir im Garten hier?"
Ruft er ihr verächtlich hin. —
„Weißt du denn nicht, wer ich bin?"
Sprach die Raupe freundlich nickend.
„O, es ist wahrhaft beglückend,
Einen Sohn von seinem Stamme,
Nur von niedrer dürft'ger Amme,
Auf des Lebens Sonnenhöhe
So in Rang und Glanz zu sehn!" —

„Unverschämte, dir verwandt?"
Rief der Falter zornentbrannt,
„Deiner lächerlichen Lüge
Geb' ich Antwort, sieh — ich fliege."

* * *

So ist mancher hoch gestiegen,
Der die Niedrigkeit vergaß,
Wo einst seine Mutter saß,
Sorgenvoll ihn einzuwiegen.

Die Spinne und der Rothbart.

Eine Spinne Fliegen fing.
Eh der halbe Tag verging,
Eine große Schar, betrogen
Und gequält, im Netze hing.

Und ein Rothbart kömmt geflogen,
Sieht die Beute, pickt sie auf.
Wüthend und in hast'gem Lauf
Eilt die Spinne aus dem Winkel,
Wo sie lauernd saß, herauf,
Und in ihrem frommen Dünkel
Liest dem Dieb sie die Moral.
„Gottvergessner Kannibal",
Sprach sie schimpfend dann zum Schluß,
„Schändlicher, um den Genuß
Opferst du Gebot und Pflicht?
Du verworfner Bösewicht!"

Und der Rothbart wandte ein:
„Wärst mit deinem Netze nicht
Du der größre Bösewicht,
Könnt' ich nicht der kleinre sein."

Man wird uns zugeben, daß das alles ganz artig ist, aber einen frischen Hauch von Humor und kecke Charakteristik und Gegenständlichkeit vermissen läßt. Die Thiere

zeigen wenig von ihrer Eigenartigkeit und auch dieses wenige erhält zur Menschenwelt nicht schlagende Bezüglichkeit genug. Die Moral ist im allgemeinen zu ausdruckslos.

Gehen wir nun zu größern Dichtungen, zu Dichtungen in epischer Form über, so erwähnen wir:

5. Dichtungen von Hermann Simon. Fünftes Bändchen: Hermann und Freia. Gedicht in sechzehn Gesängen. Leipzig, Arnold. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

Dies Gedicht ist als das Werk eines poetischen Dilettanten zu bezeichnen. Idee, Inhalt und Durchführung lassen das bald erkennen. Die Diction ist leicht, aber lässig und oft geradezu trivial, wie einige Beispiele beweisen können. Es heißt da unter anderm:

Da plötzlich steigt am Horizont empor
Ein kleines Wölkchen, leicht wie Nebelflor;
Doch immer weiter dehnt es sich schon aus.

Ferner:

Entschwunden ist das Toben der Cyclone,
Wild brausend zieht sie weiter ihre Bahn,
Sich rollend bald hinauf zum Wolkenthrone,
Bald wutherfüllt die Wogen fallend an.

Oder:

Dank dir, Allgütiger! aus tiefster Seele Dank,
Daß du gerettet mich, ich nicht ins Meer versank.

Endlich:

Leicht zittern auf den saftig grünen Matten
Ganz kleine Pünktchen durcheinander hin u. s. w.

Es wird sich nicht leugnen lassen, daß das Unbehülflichkeiten und Ausdrucksweisen sind, die schon nicht in der Prosa, viel weniger im Verse gelten können.

Die Fabel steht nicht höher. Sie berichtet uns von einem Schiffe, das bei einem Sturm an einem felsigen Gestade strandet, auf das ein einziger Passagier, jener Hermann, den der Titel erwähnt, sich rettet. Er kommt zu einem fabelhaften Volke, das eben unter den furchtbaren Wirkungen einer Seuche leidet. Ein Stück Aesculap, geht Hermann mit Freia, der Tochter des Königs, heilsame Kräuter suchen, mit deren Anwendung er die Epidemie besiegt. Natürlich entspinnt sich zwischen den beiden jungen Leuten ein Liebesverhältniß, das schließlich zum glücklichen Bunde führt.

Man sieht: die Erfindung ist weder neu noch überraschend. Auch der Grundgedanke der Dichtung ist das nicht. Hermann ist nämlich durch allgemeine Bildung zum Zweifler an Gott und Unsterblichkeit geworden. Hier unter diesem Naturvolke und durch die Macht der Liebe wird ihm der Glaube zurückgegeben. Daß diese Zurückgabe von dem Dichter nicht gerade geistvoll und auf originelle Weise dargestellt und behandelt wird, mag eine Schlußstelle beweisen, in der es heißt:

„Ja", fiel begeistert Freia ein,
„Endlos, wie Gott, muß auch die Liebe sein.
Der Geist kann spurlos nicht ins Grab versinken;
Mag er in vollen Zügen trinken
Vom Zauberbecher, den die Liebe beut,
Nie wird er satt und immer wird erneut
Durch Gottes Huld die wunderbare Welle
Der ewig-neuen Himmelsquelle.
Was ist dem Liebenden die Spanne Zeit,
Der längste Raum von einem Menschenleben?
Ein Widerklang ist's nur, ein leises Beben
Vom Traume der Unendlichkeit.
Ihr winkt mir nicht umsonst aus ungemessner Ferne,
Ihr freundlichen, ihr lieben, holden Sterne!
Auf einem von euch werden wir einst wohnen,
Verklärt in lichtverklärten Regionen.
Ja! Hermann! dort werd' ich dich wiederfinden,
Auch dort wird uns das heil'ge Band verbinden,
Wenn wir durchwandern ihre Strahlenreihn;
Endlos, wie Gott, wird unsre Liebe sein."

Hermann Simon ist, wie man uns nach diesen Angaben wol einräumen wird, keine große, ursprüngliche Dichternatur, sondern nur, was man so nennt, ein Dichterling. Die Muße, scheint es, ist seine Muse. Er liebt und beschäftigt sich mit Poesie; er strebt ihr zu; in ihr Heiligthum gedrungen zu sein, läßt sich bei keinem seiner Werkchen und auch bei diesem nicht ihm nachrühmen.

Etwas mehr poetisches Wesen, poetischer Fluß und Hauch documentiren sich in:

6. Vaterlos. Erzählung in Versen von A. Trabert. Mannheim, Schneider. 1867. Gr. 16. 10 Ngr.

Die Verse haben zu zeiten gefälligen Schliff, Wärme und Schwung, wie das ein paar Auszüge kundthun werden:

O Frauenherz, du bist ein See,
Der überfließt von Lust und Weh;
Bist unergründbar noch zur Stund
Als wie der Meere tiefster Grund,
Der seine Wunder ohne Zahl
Noch nie gezeigt dem Sonnenstrahl;
Drum fühlt ein heimlich Grauen,
Wer je sie konnte schauen.
Sie nahn gestaltlos, bergegroß,
Ein Dämon, der im schwangern Schoß
Des Sturmes wilde Meute bringt
Und Schiff und Schiffer jach verschlingt;
Bald wieder hold im Mondenglanz
Auf stiller Flut im Reigentanz
Die weißen Leiber blinken,
Die Lilienarme winken —
Das ist der Nixen leichte Schar,
O, nun entrinne der Gefahr!
— — — — — — —
— — — — — — —
O Rhein, sie sagen, dein Name schon
Sei Becherklingen und Lieberton,
Und wo von deutscher Saiten Gold
Der Sprudel reicher Klänge rollt,
Da singt von dir der Sängergreis,
Der Jüngling singt zu deinem Preis,
Und alles horcht und alles lauscht
Dem Lied, das deiner Kunde rauscht.
Bald braust sie laut wie Wogengang,
Bald leise wie der Nixen Sang,
Bis jedes Herz, von ihr erfüllt,
In Lust und Wonnen überquillt
Und, was es tief empfindet,
Mit lautem Schlag verkündet:
„O Rhein, du Held im Rebenkranz,
Du bist der Stolz des Vaterlands!"
— — — — — — —
— — — — — — —

Blühen wollen schon die Fluren,
Lüfte wehen lau und lind;
Ach, das sind der Liebe Spuren,
Hüte dich, du schönes Kind!

Auch die Nachtigallen klagen,
Die von ihr bezaubert sind;
Alle singen, alle sagen:
Hüte dich, du schönes Kind!

Weißt du, wie noch alle Rosen
Welk verweht im Winde sind?
Tödlich ist der Sonne Kosen —
Hüte dich, du schönes Kind!

Ohne tief, inhaltreich und bedeutend zu sein, athmen diese Strophen doch immerhin eine so frische Anmuth aus, daß man sich einigermaßen davon angezogen fühlen kann. Ist der Autor jung und diese Erzählung in Versen ein Erstlingswerk, so läßt sich von ihm noch etwas erwarten; nur freilich wird er dann gut thun, sich freundlichere Stoffe auszuwählen oder seine tragische Kraft noch bedeutend zu stärken, denn für erschütternde Vorgänge, wie er sie hier zum Vorwurf genommen, mangeln ihm noch echtes Pathos und kühngestaltender Wurf des Genies.

A. Trabert berichtet uns in seinem Gedicht von einem Mädchen, das sich in freier Liebe einem Manne hingegeben und, während es in Jammer und Herzeleid ein Zwillingsschwesternpaar zur Welt gebracht, den Vater desselben im Kampfe fürs Vaterland hat sterben sehen. Sie fühlt den Fehltritt, den sie begangen, und von Reue gefoltert sucht sie ihre Schuld in der frommen Erziehung ihrer Mädchen abzubüßen. Aber ein finsteres Schicksal verfolgt sie. Beide Töchter sehen sich auffallend ähnlich und werden von einem jungen Kaufherrn aus Köln für Eine Person gehalten. Er bewirbt sich um beider Herz, in der Meinung, nur um eins zu werben. Beide Mädchen erwidern seine Neigung und führen dadurch die Katastrophe herbei, die darin besteht, daß, nachdem der Irrthum aufgedeckt und Kurt, eben jener kölnische Kaufherr, entsetzt von dem Unglück, das er angerichtet, meint auf beide Töchter verzichten zu müssen, diese zusammen den Tod im Rheine suchen. Kurt will sie retten, verliert aber ebenfalls sein Leben, wie denn auch aus Schreck die Mutter stirbt.

Mit so viel Graus und Sterbefällen noch nicht zufrieden, läßt der Dichter auch noch einen Priester zu Grunde gehen, der eine von den Zwillingsschwestern heimlich geliebt und dadurch in Conflict mit seinem Stande gekommen:

Die Meßner sahn ihn waldwärts gehn,
Dann hat ihn keiner mehr gesehn.
Er ruht wol seit derselben Stund
Auch selber aus auf Stromes Grund.
Die Wogen gehen tief und schwer
Mit leisem Rauschen drüber her;
Mir klingt's in stiller Traurigkeit
Wie Lieb' und Leid.

Dieser sagenhaft verklingende, melancholische Schluß ist nicht ohne allen poetischen Effect; allein, wenn er in der That Wirkung haben sollte, mußte die Tragödie im ganzen erschütternder ausgetragen und namentlich der Titel: „Vaterlos", mehr zu seinem Rechte gelangen. Wenn der Dichter eine Schuld der Mutter einmal annahm, um damit gewissermaßen den traurigen Ausgang zu motiviren, so war es dringend nöthig, diese Schuld im Poem selbst stärker ins Licht zu stellen und das Verhängniß der Töchter durch das Nichtvorhandensein eines Vaters augenscheinlicher zu erklären. Die Hauptschwäche der Dichtung liegt in der etwas flachen Behandlung des Stoffs und der geringen Gipfelung, die sich darin kundgibt.

7. Theodor von Neuhof. Dichtungen von Eduard Furthmann. Elberfeld, Bädeker. 1866. 16. 22½ Ngr.

Furthmann's Dichtungen schildern das sonderbare und abenteuerliche Leben jenes westfälischen Edelmanns, der durch seltsame Umstände König von Corsica wird und schließlich in dem berühmten Schuldgefängnisse Kings-Bench zu London endigt.

Unser Poet eröffnet sein Werk mit der Schilderung einer Wanderung nach Pungelscheid, der Stammburg seines Helden, gibt uns dann ein Bild von dessen Jugend am Rhein, führt uns mit ihm nach Spanien, in den Orient, nach Corsica und zuletzt an sein Sterbebett.

Trotzdem daß das hübsch ausgestattete Buch 172 Seiten umfaßt, ist das, was darin geboten wird, doch nur lückenhaft und in keiner Weise erschöpfend. Die Dichtung gibt zu viel, was nicht zur Sache gehört, wie z. B. die Corsenlieder, die Erscheinung des fliegenden Holländers und die Jugendgeliebte Martha, welche letztere zu wenig von Bedeutung für das Gedicht ist und dasselbe in zu geringem Maße poetisch auswölbt, um die Einführung dieser erdichteten Gestalt zu entschuldigen; wogegen manches für das historische Verständniß Wünschenswerthe vermißt wird.

Im ganzen verfährt dieses Epos zu sprunghaft und läßt eine ruhige und einheitliche Darstellung vermissen, indem es sich allzu bruchstückartig gibt. Auch fehlt es der Diction an anmuthigem Geschick und Schwung ebenso sehr wie an Bestimmtheit des Ausdrucks, ganz abgesehen davon, daß aus Liebe zum Reim manches unklar und verschwommen gegeben wird. Ein einzelner kleiner Abschnitt mag das bekunden:

Am Hofe.

Alberoni ist gefallen!
Ist verbannt und hat von allen,
Die ihm schmeichelten, nicht einen,
Dessen Augen ihn beweinen.
Nicht einen, dessen Dankbarkeit
Vergangner schöner Tage dächte
Und ins Exil, ein wahrer Freund,
Dem einsam Armen folgen möchte.
Sie schweigen, und selbst Theodor
Von Neuhof, der durch diesen Mann
Des Königs volle Gunst gewann,
Durch seinen Sturz sie nicht verlor,
Hat ins Gedächtniß sich geschrieben
Die Worte, die der Priester sprach,
Und mahnender als all sein Lieben
Verblieben jene Worte wach:
„Wo sich ein Geist das Herrscherwort
Ob Tausenden zum Ziel erlesen,
Der Freundschaft zarte Pflanze dorrt,
Und nichts gilt das, was einst gewesen."
So wechselt er, der Diener, auch

Den Herrn, wie es Bedientenbrauch.
Ein Diener? — wie das Wort ihn plagt,
Die schönsten Träume ihm zernagt,
Des Geistes kühne Flügel lähmt,
In tiefster Seele ihn beschämt!
Denn seine Oberstuniform
Vermag nicht seinen Stolz zu trügen:
Mit Kräften, größten Ruhmes werth,
Muß er den fremden Acker pflügen,
Mit süßem Lächeln immerfort
Zur Hofcabale sich erniedern,
Des feilsten Höflings leeres Wort
Mit größter — „Artigkeit" erwidern.
Wie ihn das wurmt, wie ihn das sticht!
Tief innre Glut will ihn verzehren,
Muß er mit gläubigem Gesicht
Nur immer „Worte, Worte" hören.

Was der Leser aus diesem einzeln herausgegriffenen Stücke vor allem noch abzunehmen im Stande sein dürfte, wird sein, daß ein großer Stil gebricht, ein romantischer Duft und Zauber. Personen und Verhältnisse werden zu conversationell, zu prosaisch behandelt. Man wird nirgends von der Dichtung tiefinnerst gepackt und hingerissen; man liest sie fast wie einen Zeitungsartikel, weil ihr zunächst große Gesichtspunkte und sodann Tiefe und Gewaltigkeit schöpferischer Gestaltungskraft abgehen. Nirgends zeigt sich der Stempel einer wahrhaften und ursprünglichen Dichternatur; alles nimmt sich mehr äußerlich angeeignet und angelernt aus, sodaß es nicht allzu vieler Mühe bedürfte, um vielleicht unbeabsichtigte, aber doch erkennbare Nachahmungen von Platen, Geibel, Redwitz, Gottschall, Roquette, Freiligrath u. a. nachzuweisen. Sei hier für viele nur eine und zwar eine ziemlich ungeschickte Nachahmung des zuletzt angeführten Dichters erwähnt, die in dem Gedicht „Der Reiter" gegeben ist, wo es in den ersten Versen heißt:

Der Sonne heiße Glut bohrt in Marokkos Sand
Tief ihre Schöpfungskraft und lockt den Palmenstand
Hervor mit seinen grünen Fächern.
Aus dem Akazienbaum preßt sie den Gummisaft,
Und farbig schimmern läßt sie ihre vollste Kraft
In unzählbaren Blütenbechern.

Durch Myrtenbüsche glänzt des Panthers streif'ges Fell;
Wie lugt, blutdürst'gen Blicks, der gierige Gesell
Weit vorgebeugt, hinab zur Quelle!
Arglos am würz'gen Kraut graft auf bespültem Rain
Und reckt den schlanken Hals zur Flut krystallenrein
Die bange, flüchtige Gazelle.

Sieh, der Flamingo wiegt sich schillernd in Karmin
Und Silber in der Luft, hoch drüber Schwäne ziehn, —
Schon wird es Herbst im fernen Norden.
Und Hufschlag hallt, wie stramm auf seinem Berberroß
Naht Theodor — ihm folgt ein dichter Mückentroß,
Dem Pferde überlüst'ge Horden u. s. w.

„Der Löwenritt" ist hier unverkennbar und zwar doch nur in abgeblaßten Farben und verschrobener Zeichnung. Der Sonne Glut, die ihre Schöpfungskraft in Marokkos Sand bohrt und den Palmenstand lockt — ist ein ziemlich verunglücktes Bild.

Alles in allem genommen ist Eduard Furthmann zwar ohne Zweifel ein strebsamer und fleißiger, aber zur Zeit noch kein Poet, auf den sich große Hoffnungen setzen lassen.

Günstiger steht es um Agnes Kayser-Langerhannß, eine Dichterin, die mit ihrem „erzählenden Gedicht":

8. Das friedliche Thal im Kriege 1813. Erzählendes Gedicht von Agnes Kayser-Langerhannß. Leipzig, O. A. Schulz. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

hohe Erwartungen nicht nur rege macht, sondern zum großen Theil auch bereits erfüllt. Ihre zwölf Gesänge bieten ein Epos in Hexametern, das uns im ländlichen Idyll den Bewegungen der großen Zeit der Befreiungskriege folgen läßt. Ohne daß die Muse selbst in den Kampf zieht, ohne daß sie uns in die Reihen der streitenden Heere oder auf die Schlachtfelder führt, gibt sie uns doch auf poetischem Wege ziemlich genaue Nachricht und Schilderung von der großen Epoche. Dadurch, daß aus dem friedlichen Thale, einem weit vom Schauplatze der Welthändel abgelegenen Dörfchen, einzelne junge Männer zu den Truppen gezogen sind, welche Napoleon besiegen und ihr Vaterland freimachen, erhält dasselbe Beziehung zu den Zeitereignissen, die uns, zwar aus zweitem oder drittem Munde geschildert, dennoch voll und einheitlich aufgerollt werden, meist indem man sie in dem Eindrucke zeigt, den sie hervorrufen.

Die Verfasserin hat sorgfältig „Hermann und Dorothea" von Goethe studirt und vermittels dieser sorgfältigen Studien ein Werk geschaffen, das durchaus als eine gelungene Nachdichtung bezeichnet werden darf. Gibt es doch in klarer Fassung gewissermaßen das Verständniß zu jenem welthistorischen Kriege und zugleich einen Ausdruck der Anschauungen und Empfindungen, mit denen die deutsche Nation ihm folgte. Lebhaft wird man dadurch angezogen und gefesselt, gleichsam geistig vor die Periode hingestellt, die man wie aus der Entfernung, aber doch deutlich und übersichtlich erkennen kann.

Als ein besonders feiner Zug der Dichterin ist es zu erklären, daß sie uns für die Zeit und ihre Erscheinungen durch die Personen zu interessiren weiß, die sie uns in ihrer Dichtung vorführt. Durch das Medium des rein Menschlichen werden wir mit der Historie in Beziehung gesetzt, die dadurch selbstverständlich viel Leben und Wärme gewinnt und aus der bloßen Abstraction plastisch herausgehoben wird. Um von ihrer Darstellung und Diction eine Vorstellung zu geben, greifen wir den ersten besten Abschnitt heraus. Der dritte Gesang beginnt:

Traulich fand er vereint die Seinen im luftigen Zimmer,
Mit dem willkommenen Gast, des Pfarrers lieblicher Tochter.
Jede Hand war betraut mit nützlich fördernder Arbeit.
Eifrig drehte das Rad die Mutter und netzte den Faden,
Daß er dehnend sich spann, gar tauglich zur köstlichen Leinwand;
Strickend saß auf der Bank, zu Füßen, die jüngste der Töchter,
Während emsig im Nähn die beiden erwachsenen Mädchen.

Alle harrten gespannt der Ankunft und Rede des Hausherrn,
Und er begann auch sogleich, der Lieben Gedanken errathend,
Von dem leidenden Mann und wie er geduldig das Schicksal,
Welches Gott ihm gesandt, hinnehme, ob es auch schwer sei,
Wie mit treuem Gemüth und schwesterlich zarter Gesinnung
Helfend zur Seite ihm steh' des Lehrers würdige Gattin.
Auch der Briefe gedacht' er, die nach gehöriger Durchsicht
Er dem Lehrer vertraut, es fand sich keiner fürs Pfarrhaus.
„Aber Wicht'ges genug erfuhr ich, liebe Therese,

Für uns alle, zumal beim jetzt vollendeten Ausgang,
Denn es gibt mir ein Brief, vom treuen Freunde gesendet,
Kunde von trauriger Schlacht; zwar fehlt noch genaue Berichtung,
Doch erscheint es gewiß, uns ward ein mächtiger Heertheil
Gänzlich bei Dresden besiegt und große Hoffnung vernichtet.
Ach, mir flammte der Schmerz, ja der Zorn in meinem Gemüth auf,
Alles schien mir dahin, verloren jegliche Aussicht,
Und ich verzagte am Glück, an des Volks ersehnter Befreiung.
Da erweckte den Geist, mit Muth ihn belebend und Fassung,
Rasch der treffliche Freund, der Doctor, der eben des Wegs fuhr,
Der die Nachricht mir gab, daß ausgefochten ein Kampf sei
Und den Lorber des Siegs gar blutig dort an der Katzbach
Niederlegte aufs Haupt des längst gefeierten Blücher's.

Es wird nicht zu bestreiten sein, daß diese Verse einfach, ungezwungen sind und eine durchaus kräftige, man darf sagen männliche Anmuth zeigen.

Die Schilderung der Kämpfe bei Dresden, Kulm und Leipzig sind als vortrefflich zu bezeichnen, auch schon deswegen, weil sie, von einem Mitkämpfer gegeben, die ganze Action nur im allgemeinen berühren und sich mit Vorliebe auf selbsterlebte Details werfen, damit also in Verse gebrachte Schlachtberichte zu liefern glücklich vermeiden. Auch hier im ganzen Sturm und Drang der Kriegsereignisse ist das Interesse der Erzählung und zwar derart festgehalten, daß man darüber das stille Thal und seine Bewohner nicht aus den Augen verliert.

Wenn sich nach Goethe der Meister in der Beschränkung zeigt, so hat man allen Grund zu rühmen, daß Agnes Kayser-Langerhannß mit echt künstlerischem Takt in der Benutzung und Aufgreifung der Kämpfe von 1813 für ihr Epos sich Maß und Grenzen zu setzen gewußt hat. Ihr Epos ist damit ein vollkommen abgerundetes und nie aus dem Rahmen der ursprünglichen Anlage heraustretendes geworden.

Zum Schluß erwähnen wir die neue Bearbeitung eines Epos aus ältester Zeit. Es ist:

9. Das Gudrun-Lied. Eingerichtet von M. A. Niendorf. Dritte durchgesehene Auflage. Berlin, Springer. 1867. 8. 15 Ngr.

Ueber die grandiose Dichtung selbst noch Worte zu verlieren, ist hier nicht der Ort. Auch Niendorf's Umschreibung derselben ins Neudeutsche und ihre Kürzung von 1705 Nibelungenstrophen auf 706 ist bereits hinreichend gewürdigt. Es genügt deswegen wol, wenn wir auf die verdienstliche, durch den Erfolg gekrönte Arbeit noch einmal nachdrücklich hinweisen. Läßt sich das „Gudrun-Lied" volksthümlich machen, so möchte es am ehesten wol in dieser Gestalt geschehen, die kräftig und gefällig zugleich den Leser ansprechen und fesseln muß. Daß auch sie noch immer der Verbesserung und Abschleifung fähig, mag nichtsdestoweniger eingeräumt werden. Manche Wendung läßt sich leichter geben, mancher Ausdruck zweckmäßiger wählen, mancher Vers durch strenge Feile gewinnender und zugleich charakteristischer gestalten.

Fedor Wehl.

Der zweite dänische Krieg.

Ueber den zweiten dänischen Krieg sind wiederum einige Schriften erschienen, deren kurze Besprechung wir der Anzeige früherer Werke (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1865) folgen lassen. Kürzer müssen wir uns fassen, weil die neuern, für Deutschlands Zukunft so wichtigen Ereignisse eine noch im Wachsen begriffene Literatur hervorgerufen haben, welche einen größern Raum in diesem Blatt beanspruchen wird. Wir warten noch bedeutendere Werke ab, die in Aussicht stehen, ehe wir eine Uebersicht bringen, und wenden uns einstweilen zurück zum dänischen Kriege, welcher mit dem von 1866 im politischen Zusammenhange steht.

Unter allen bisher erschienenen Schriften verdient besonders hervorgehoben zu werden:

1. Der schleswig-holsteinische Krieg im Jahre 1864. Von Th. Fontane. Mit 4 Porträts, 56 in den Text gedruckten Abbildungen und Plänen in Holzschnitt und 9 Karten in Steindruck. Berlin, v. Decker. 1866. Lex.-8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Wenn wir das Werk des Grafen Waldersee für militärische Leser als das wichtigste hervorgehoben haben, so empfehlen wir das von Fontane für weitere Kreise als das interessanteste. Fontane's Schreibweise, frisch, anschaulich, den Leser fesselnd, ist bekannt, sie bewährt sich auch hier aufs neue. In der Einleitung schildert er Schleswig-Holstein, Land und Leute, und Schleswig-Holsteins Geschichte bis zum Tode Friedrich's VII. Beides ist kurz gehalten: Land und Volk haben in dem rühmlich bekannten Werke des Grafen A. Baudissin (Stuttgart 1865) bereits die beste Schilderung erhalten, und die Geschichte der Elbherzogthümer ist in vielen Schriften so eingehend dargestellt worden, daß der Verfasser recht gethan, sich auf die Hauptpunkte zu beschränken. Als eine besondere Bedeutung Schleswig-Holsteins hebt er hervor, daß seine Lage an zwei Meeren dasselbe frühzeitig zum Mittelpunkt des Verkehrs im nördlichen Europa gemacht hat, und die Ostseeländer Livland und Kurland zum großen Theil von hier aus colonisirt und in den Kreis des deutschen Lebens gezogen worden sind. „Darüber ist kein Zweifel, daß eine Erhebung Deutschlands zur See wesentlich von diesen Landen abhängt." Die Schlußvignette der Einleitung ist charakteristisch gezeichnet, wie alle übrigen Illustrationen im Buche (sämmtlich von Burger), welche demselben zum großen Schmuck gereichen. Der dänische Löwe mit höchst befriedigtem Rachen reißt von dem zerspaltenen Schilde der Herzogthümer den schleswigschen an sich. Jedes der folgenden Kapitel hat eine vortreffliche Initialzeichnung, welche ohne Frage die Leser an sich schon anziehen wird; es sind meist kriegerische Gruppen, dem Texte des Kapitels entsprechend, mit mancherlei Emblemen und sinnigen Arabesken verschlungen, zum Theil auch mit Porträts in Medaillon verziert. Vier größere Porträts: der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, Wrangel und Gablenz, in der Reihenfolge, die der

Verlauf der Begebenheiten bedingt, und mehrere zum Verständniß der kriegerischen Ereignisse sehr willkommene Karten sind am rechten Orte eingefügt. Wir haben diese artistischen Zugaben gleich zusammengefaßt, sie verbinden das Angenehme mit dem Nützlichen, werden aber hoffentlich das letztere, wir meinen den gediegenen Text, nicht in den Hintergrund treten lassen. Das Hauptstück des Werks ist in folgende Hauptabschnitte getheilt: „Der Ausbruch des Kriegs", „Das Dannewerk", „Düppel", „Der Krieg in Jütland", „Der Krieg zur See", „Der letzte Act des Kriegs". Jeder dieser Abschnitte hat seine Kapitel oder wie man es nennen will; der Verfasser hat darin alle pedantischen Bezeichnungen verschmäht: der Schlußstrich, die neue Ueberschrift genügen ihm und dem Leser. Ueberall sind locale und historische Notizen eingeflochten, in denen sich Fontane schon bei seinen frühern Werken ausgezeichnet hat. Von den Feldherren und hervortretenden Führern sind kurze Biographien gegeben, auch, wo die Verhältnisse nicht bescheidene Zurückhaltung geboten, Charakteristiken hinzugefügt. Andere Verfasser, welche keine Rücksichten zu nehmen hatten, wie Rüstow (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1865) oder der ungenannte Autor der vortrefflichen Geschichte dieses Kriegs, welche in der Monatsschrift „Unsere Zeit" 1865 erschienen ist, haben auch die hochgestellten Führer von 1864 einer mitunter scharfen Kritik unterworfen. Wie treffend und fein Fontane zu charakterisiren weiß, ersehen wir aus dem, was er über de Meza sagt:

General de Meza ist eine fein angelegte Natur; Soldat, Feldherr, hat er zugleich die Nervosität des Künstlers, des Gelehrten. In der That ist er beides. Er hat einen Ruf als Componist. Von unbedeutender Erscheinung, nach außen hin kalt, nüchtern, vornehm, entbehrt er jener leutseligen Bonhomie, die sonst wol die Herzen der Soldaten gewinnt. Die Details kümmern ihn nicht, er ist der Mann der großen Züge. Gleichgültig gegen Popularität ist er nichtsdestoweniger eine populäre Figur. Seine Absonderlichkeiten beschäftigen die Phantasie. Er ist anders wie andere. Hundert Anekdoten erzählen von ihm, der Zauber des Aparten, fast des Geheimnißvollen ist um ihn her. Die Gegensätze aller nervösen Naturen finden sich auch bei ihm. Kanonendonner und Bivuak erträgt er; aber ein Zimmer, in dem es zieht, ein rasselnder Wagen, eine frischgescheuerte Stube machen ihn krank oder verderben ihm die Stimmung.

Lebendig und, wo es der Anlaß gibt, schwungvoll sind die Schilderungen der Kriegsereignisse. Rein militärische Werke halten sich in der Regel von einer an poetische Allotria streifenden Diction, als nicht fach- und sachgemäß, absichtlich fern und werden durch ihren Relationsstil für das größere Publikum trocken. Dieses greift dann zu den sogenannten populären Kriegsgeschichten, deren Verfassern zuweilen ebenso wie den Zeichnern der illustrirten Journale das militärische Verständniß fehlt. Um so erfreulicher ist es, einem Werke zu begegnen, in welchem sich eine glückliche Vereinigung des letztern mit einer anziehenden, edlen und doch zugleich auch für allgemeine Leserkreise verständlichen Sprache findet. Dabei begegnen wir keiner einseitigen Parteinahme, jedem widerfährt Gerechtigkeit. Möchten wir von Werken über den deutschen Krieg von 1866 bald etwas Aehnliches sagen können. Hier freilich war es leicht, auch die Heldenthaten der Oesterreicher gebührend anzuerkennen, sie waren noch Preußens Bundesgenossen — und wenn den Dänen nicht auch ihr Recht widerfahren wäre, hätte der Sieg an seinem Werthe eingebüßt. Wie gut ist gleich das Gefecht von Over-Selk geschildert! Dem Soldaten macht es einen eigenen Eindruck, hier von der „eisernen Brigade" zu lesen, die zwei Jahre später in dem Nachtgefecht bei Podol ihren frühern Kriegsgefährten, wenn auch nicht denselben Truppen gegenüberstand; zu lesen von der Erstürmung des Königshügels durch das 18. Jägerbataillon, welches später in Böhmen durch das Schnellfeuer der preußischen Zündnadelgewehre zusammengeschossen wurde. Der Darstellung der Ereignisse vor Düppel geht eine kurze Skizzirung voran, welche der oft genug laut gewordenen Kritik über die Verzögerung der Einnahme Antwort geben kann.

Am 9. Februar rückten die ersten preußischen Bataillone in das Sundewitt vor, am 18. April fiel Düppel, nachdem der Kampf gegen dasselbe durch die verschiedensten Phasen gegangen war. Die drei ersten Wochen waren alles andere eher als eine Belagerung; man begnügte sich zu cerniren, zu recognosciren; kleine Gefechte fanden statt, keins von Ausdehnung, keins von Belang. Die politische Atmosphäre begann sich momentan zu trüben; in Wien wurde man lau, und diese Lauheit, wie immer, lähmte die militärische Action. Die Unbilden des Wetters kamen hinzu, bald auch, nachdem die Möglichkeit einer Ueberrumpelung geschwunden war, das Gefühl unzureichender Kräfte. Was konnte Feldgeschütz gegen die Vierundachtzigpfünder innerhalb der Schanzen? Der 29. Februar bezeichnet einen Wendepunkt. Ein neuer Abschnitt beginnt. An diesem Tage wurde die Belagerung beschlossen. Aber auch sie ging wiederum durch Epochen der verschiedensten Art. Man begann mit Enfilir-Batterien — die gammelmarker Vierundzwanzigpfünder donnerten über den Wenningbund. Der Feind stutzte, aber er faßte wieder Muth, die Enfilir-Batterien reichten nicht aus. So trat denn die Belagerung aus ihrem ersten Stadium in ihr zweites. Der Frontalangriff begann, vom 29. auf den 30. März wurde die erste Parallele ausgehoben. Aber auch jetzt noch war der Wunsch lebendig, dem zeitraubenden mühevollen Vorgehen mit der Sappe zuvorzukommen und der ganzen Belagerung, dem Krieg überhaupt, durch einen raschen Coup ein Ende zu machen. So entstand, nachdem schon 30 Geschütze aus der ersten Parallele ihr Feuer eröffnet hatten, das Project von Ballegard. In der Nacht vom 2. auf den 3. April sollten 16000 Mann von Ballegard aus nach Alsen übergehen, Alsen nehmen und den Feind von Sonderburg her in den Rücken fassen. Der Plan scheiterte an der Ungunst des Wetters. Nun erst tritt die Belagerung in ihren ungestörten, regelrechten Verlauf, zugleich in ihre letzte, entscheidende Phase. Am 15. wurde die dritte Parallele eröffnet, am 18. erfolgte der Sturm.

Dieser trefflichen, ganz sachgemäß vorgetragenen Ueber-

ficht schließt sich die Schilderung mit vielen Einzelheiten und Charakterzügen an; Berichte von Mitkämpfern und Stellen aus Privatbriefen erhöhen das Interesse. „Der charakteristische Zug des 18. April", sagt der Verfasser, „war unaufhaltsames Vordringen, weit über die gestellte Aufgabe hinaus." Ein Geschichtschreiber des deutschen Kriegs von 1866 wird denselben Zug wieder zu berichten haben, er ist ein Erbvermächtniß der preußischen Armee vom Marschall Vorwärts oder vielmehr schon vom Alten Fritz, der unablässig seine Feldherrn und Soldaten zum Vorpoussiren drängte. Leider vergaßen sie es später in einem verhängnißvollen Kriege, aber es lebte um so ruhmvoller wieder auf. Wir folgen mit regem Antheil auch den übrigen Darstellungen, besonders der des Uebergangs nach Alsen und des Kampfs auf dieser Insel, und sind mit den Schlußworten, welche dem ganzen Krieg die wahre Bedeutung geben, vollkommen einverstanden. Ein Verzeichniß der Illustrationen, welche die Idee jeder einzelnen Initialzeichnung erklärt, kommt dem Leser dankenswerth zu Hülfe. Die ganze Ausstattung des Werks ist höchst splendid. Wer seiner Bibliothek ein Buch über den schleswig-holsteinischen Krieg einverleiben will, dem können wir zu dem Fontane's rathen.

2. Eduard von Raven, königlich preußischer Generalmajor, General à la suite Seiner Majestät des Königs. Nachrichten zu seinem Gedächtniß gesammelt von Alfred Grafsunder. Mit dem Porträt des Generals von Raven. Berlin, A. Duncker. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seit Scharnhorst's Verwundung in der Schlacht, welche nachher seinen Tod herbeiführte, war kein preußischer General vor dem Feinde gefallen, Raven war der erste nach Scharnhorst, der den Heldentod starb. Ein Lebensbild des Mannes, der ein ebenso tüchtiger Soldat, als liebenswürdiger und gediegener Mensch war, wird uns hier in anspruchsloser Form geboten, und wir erkennen die Pietät an, welche dem Tapfern dies Denkmal gesetzt hat. Der Verfasser sagt bescheiden, daß ihn theils das Gefühl schriftstellerischer Unerfahrenheit in Maß und Färbung, theils und vornehmlich die Scheu, den einfachen Daten eines Lebens, dem erst der Tod mit dem Lorber zugleich die Theilnahme des Vaterlandes auch außerhalb der Armee erworben hat, an schmuckloser Treue etwas zu mindern, von dem Versuche abgehalten habe, für die Ansprüche „einer literarischen Leserwelt" zu arbeiten. Auch wir glauben nicht, daß das Lebensbild unter solchem Bestreben gewonnen haben würde. Nach einigen Notizen über das alte Adelsgeschlecht von Raven gibt der Verfasser über die Familienverhältnisse des Generals, seine Jugend und seine frühern Dienstjahre genügende Auskunft. Am 28. August 1807 geboren, trat er mit dem 17. Jahre in das 2. Infanterieregiment zu Stettin und genoß hier die besondere Huld der Prinzessin Elisabeth, welche daselbst 1840, 93 Jahre alt, gestorben ist. Aus jener Zeit wird uns ein „competentes" Urtheil über Raven, das für ihn sehr ehrenvoll ist, mitgetheilt; wir geben nur eine Stelle daraus, die auch wir als wahr bezeugen können:

Begabt mit einem angenehmen Aeußern, von gewandten Manieren, in stets heiterer Laune, war er ein Liebling der Gesellschaft; im Dienste ernst, streng und gewissenhaft, war er der Gegenstand der ungetheilten Achtung seiner Kameraden und Vorgesetzten. Eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften war Treue und Zuverlässigkeit, man konnte unter allen Umständen auf ihn rechnen.

Hinzufügen müssen wir noch, daß er nichts besaß als seinen Degen, und bei dem Mangel jeder Privatzulage sich doch überall anständig einzurichten wußte. Bald aber wurde er Adjutant, zuerst im Regiment, dann Divisionsadjutant, zuletzt persönlicher Adjutant des Prinzen Albrecht, welcher damals Divisionscommandeur war. Von dieser Zeit an beginnt Raven's Leben, das bisher nicht über Pommern hinausgekommen war, einen weitern Horizont zu gewinnen. Gleich im ersten Jahre (1844) begleitete er den Prinzen auf einer weiten Reise durch Italien, die Schweiz, Frankreich: eine Zickzackreise, welche er auf 849 Meilen berechnet. Auf Rigi-Kulm machten wir dabei zufällig zusammentreffend seine Bekanntschaft, die wir dann, so lange er Adjutant des Prinzen war, gelegentlich erneuert haben, in den Märztagen von 1848 namentlich. Raven hat über alle Reisen, welche er mit dem Prinzen gemacht hat, ein genaues Tagebuch geführt und darin die fremden Länder und Völker, die Fürstenhöfe und deren Persönlichkeiten, welche er kennen lernte, geschildert. Der Herausgeber theilt einiges aus diesen Tagebüchern mit; wir hätten gern mehr davon gelesen, indessen mag ihn manche Rücksicht gehindert haben, mehr zu geben, denn für die Oeffentlichkeit sind sie gewiß nicht geschrieben, und viele Silhouetten oder „Personalberichte" könnten wol Anstoß erregen. Dafür erhalten wir aber aus dem Feldzuge von 1864 eine Reihe von Briefen, welche Raven an die Seinigen geschrieben hat, und wir erkennen darin sein tiefes, liebevolles Gemüth, wie seine Frömmigkeit. Seinen Tod soll er geahnt haben, aber die Aeußerung: „Ich werde todtgeschossen!" die er mehrfach gethan, bezeugt das noch nicht. In den Briefen an seine Frau findet sich natürlich nichts von jener Ahnung, er ermahnt sie aber wiederholt, „eine Soldatenfrau" zu sein. Am 18. April, beim Vorgehen seiner Brigade, nach Erstürmung der ersten sechs Schanzen, gegen die andern traf ihn das Granatstück, das ihm den Fuß zerschmetterte; die Amputation konnte ihn nicht retten, er starb neun Tage später. Diese Schmerzenszeit ist sehr ausführlich erzählt, der ärztliche Bericht in seiner vollen medicinischen Terminologie mitgetheilt. Der Darstellung des Herausgebers hätten wir etwas weniger Devotionsformeln gewünscht, z. B.: „An der Chaussee stand Seine königl. Hoheit der Kronprinz mit Seiner königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich Karl — Höchstdieselben hatten bis dahin nichts von dieser Verwundung erfahren." Eine einfachere Sprache verträgt sich mit aller schuldigen Ehrfurcht, die hohen Herren legen keinen Werth auf übertriebene Submission. Die Briefe des Königs und des Kronprinzen an die Witwe geben ein schönes Zeugniß ihrer Theilnahme. Wir bemerken dazu noch, daß sich der König vorbehalten hat, den Gefallenen, der auf dem

Invalidenkirchhof zu Berlin begraben liegt, ein Denkmal zu setzen. Ein paar Beilagen, die Personalien von 32 Mitgliedern der Familie Raven, welche der Armee als Offiziere angehört, eine Abhandlung über den Orden pour le mérite und die Namen der Offiziere enthaltend, welche denselben am Feldzuge gegen Dänemark erworben haben, schließen das Werk, das der Familie und den Freunden Raven's eine willkommene Gabe sein wird.

Karl Gustav von Bernek.

Feuilleton.

Englische Urtheile über deutsche Bücher.

Dem letzten kurzen Rückblick der „Saturday Review" auf die jüngsten Erscheinungen der deutschen Literatur, welche in d. Bl. demnächst eingehender Besprechung unterzogen werden sollen, entnehmen wir abermals einige Beurtheilungen.

Ueber Eberty's „Geschichte des preußischen Staats" heißt es: „Da es Dr. Eberty beliebt hat, seine Geschichte Preußens mit dem Jahre 1411 anzufangen, so ist es etwas drollig, wenn er im Vorwort selbst eingesteht, daß man eigentlich von einer Existenz Preußens vor 1640 nicht reden könne. Sei dem indessen wie ihm wolle, so ist es doch gewiß, daß die Chronik von Brandenburg vor dem Großen Kurfürsten nicht mehr Interesse besitzt als die irgendeines andern kleinen deutschen Fürstenthums. Mit dem Großen Kurfürsten beginnt eine neue Periode, und obschon er den königlichen Titel nicht wirklich erlangte, so wird dieser merkwürdige Mann, der außerhalb seines eigenen Landes zu wenig gekannt ist, von den Preußen dennoch mit Recht als der eigentliche Gründer der Monarchie betrachtet. Es ist bedeutsam genug, daß die 48 Jahre seiner Regierung beinahe dreimal so viel Raum in Eberty's Werk einnehmen als die 219 vorangehenden Jahre. Sein Nachfolger war ein gutmüthiger, aber schwacher und verschwenderischer Fürst, dessen Fehler indessen, infolge der eigenthümlichen Zeitverhältnisse, sich dem Lande fast ebenso nützlich erwiesen, wie die kriegerischen und administrativen Talente seines Vorgängers. Dasselbe läßt sich von den entgegengesetzten Fehlern seines Nachfolgers sagen, für welchen Eberty pflichtschuldigst sein Bestes thut, obschon er niemand außer einen Preußen oder Mr. Carlyle je überreden wird, ihn für etwas anderes als einen ganz besonders mürrischen und schäbigen Despoten zu halten, der glücklicherweise viel mehr mit einer instinctmäßigen Leidenschaft als mit einer vernünftigen Vorliebe für Ordnung und Sparsamkeit ausgestattet war. Eberty ist das Muster eines volksthümlichen Historikers und verdient das höchste Lob für den lichtvollen, belebten und regelmäßigen Fluß seiner Erzählung."

„Die gleichzeitige Veröffentlichung zweier Werke über den verstorbenen Friedrich Rückert (von Bayer und Fortlage) ruft den Namen eines begabten Dichters ins Gedächtniß zurück, der in den letzten zwanzig Jahren fast ignorirt worden ist. Eine solche Vernachlässigung macht allerdings dem Geschmack sowie der Dankbarkeit der Deutschen nur wenig Ehre. Es ist dies indessen eine zu häufige Erscheinung in ihrer Literaturgeschichte, als daß sie viel Auffallendes haben sollte. So haben englische Reisende in Berlin vergebens einen Leser Fouqué's gesucht, dessen beste Schöpfungen bei uns so vollständig eingebürgert sind. Tieck, Hoffmann, Novalis, Platen und Schefer ist es nicht besser ergangen, und wir hegen starken Verdacht, daß die gegenwärtige Generation ihre Kenntniß aller ihrer besten Dichter aus der Literaturgeschichte und dem Conversations-Lexikon, statt aus ihren Werken erlangt habe. Man muß sich daher freuen, daß zwei Schriftsteller es unternommen haben, ihre Landsleute an den Schatz, den sie in Rückert besitzen, zu erinnern. In gewissen Hinsichten steht dieser außerordentliche Mann allein, nicht nur unter den deutschen, sondern unter allen Dichtern überhaupt. Als erzählender und beschreibender Dichter nimmt er eine hohe Stelle ein, als der Sänger glücklicher Liebe ist er selten übertroffen worden, während seine Ansprüche als didaktischer Dichter und als Meister der Form und Melodie ebenso hervorragend sind. Der Reichthum seiner Diction vertritt einen entsprechenden Reichthum an Ideen, und das glühendste Gefühl ist im vollendeten Kunstwerk seines Verses eingeschlossen. Sein einziger Erbfehler war die Spielerei, welche im Verhältniß zunahm, als häusliche Sorgen seine Gedanken auf einen engern Kreis beschränkten und die emsige Pflege seiner poetischen Gaben es ihm fast leichter machte, sich im Vers als in der Prosa auszudrücken. Die Folge davon war die Aufhäufung einer großen Masse melodischen Klingklangs, welcher die spätern Bände seiner Werke entstellt, obschon es nicht diejenigen beeinträchtigt, auf die sein Ruhm hauptsächlich gegründet ist. Sowol Dr. Bayer als auch Professor Fortlage haben seinem Gedächtniß einen guten Dienst geleistet; ersterer durch eine sauber geschriebene Biographie, letzterer durch eine einsichtsvolle Beurtheilung. Rückert's Porträt, wie beide übereinstimmend schildern, entspricht nicht gänzlich dem Ideale, welches die meisten seiner Leser sich wahrscheinlich von ihm gebildet haben. Der poetische Optimist, der zärtliche und heitere Sänger des «Liebesfrühling» war, wie wir nun erfahren, ein Mann von hoher Statur und kräftigem Bau, hatte ein imponirendes Aeußere und ein Adlerauge. Obschon höchst liebenswürdig in seinem häuslichen Kreise, liebte er doch die Abgeschlossenheit, war hartnäckig in seinen Abneigungen und nur mit großer Vorsicht zugänglich. Sein Urtheil war gesund und seine Ansichten waren gemäßigt. Bayer's Werk enthält einige interessante Einzelheiten bezüglich der ländlichen Schönen, an die er die reizenden Sonette, «Amaryllis» betitelt, richtet hat, welche aber zu seinem Glück ganz ungerührt an ihnen blieb."

Ueber die bei Brockhaus in Leipzig erscheinende Shakspeare-Uebertragung heißt es: „Eine neue Uebersetzung Shakspeare's, unter der Aufsicht von Friedrich Bodenstedt, verdient alle einem Unternehmen von nationaler Wichtigkeit gebührende Aufmunterung. Die Musterübertragung von Schlegel und Tieck scheint in Deutschland eine ähnliche Stelle einzunehmen, wie die Pope'sche Uebersetzung Homer's bei uns; jeder hält sie für ungenügend, und doch hat noch keiner sie zu verdrängen vermocht. Bodenstedt, vielleicht der größte lebende Meister des poetischen Stils in Deutschland, hat eine mächtige Schar von Mitarbeitern um sich versammelt — Freiligrath, dessen Uebersetzungen beinahe so berühmt sind, wie seine ursprünglichen Gedichte; Gildemeister, den erfolgreichen Uebersetzer Byron's; Paul Heyse u. a. Delius, einer der besten Shakspeare-Kritiker, übernimmt die Durchsicht des Textes. Das Format der Ausgabe ist bequem und der Preis billig. Zwei Stücke sind bereits erschienen: «Othello», von Bodenstedt, und «König Johann», von Gildemeister übertragen. Beide scheinen uns sehr gut übersetzt zu sein, besonders das erstere."

Weiter lesen wir: „Es ist schwierig zu sagen, wie viel von seiner «Myrte von Killarney» Julius Rodenberg uns als Thatsache gelten lassen will. Wahrscheinlich, wie bei gewissen Recepten, «so viel, wie wir davon verschlucken können». Unsere eigenen Verdauungskräfte reichen nicht über den Glauben hinaus, daß Rodenberg wirklich in Killarney gewesen, und daß die Abenteuer, die er erzählt, ihm hätten begegnen können.

wenn das Schicksal es so gewollt hätte. Um die Sprache der deutschen Philosophie zu sprechen, seine Empfindungen haben einen objectiven Charakter angenommen, und Biddy und Larry Thady und M'Crie verkörpern die Eindrücke eines beobachtenden und geistreichen Touristen in ebenso treuer wie malerischer Weise."

Ueber Herman Grimm's neuesten Roman endlich sagt die „Saturday Review": „Nichts scheint schwieriger zu sein, als einen lesbaren deutschen Roman in drei Bänden zu schreiben, und nichts hätte unsere Hochachtung vor Herman Grimm's unstreitigem Talente so sehr vermehren können als das Geschick, welches er soeben in der Vollbringung dieses Wunders gezeigt hat. «Unüberwindliche Mächte» ist allerdings kein Werk, das man wegen der darin enthaltenen Ereignisse mit athemlosem Interesse durchlesen wird, noch geht die Charakterzeichnung viel über die Mittelmäßigkeit hinaus. Wir fühlen aber stets, daß wir uns in der Gesellschaft eines hochgebildeten Beobachters des Lebens und der Welt befinden, dessen Stil durchaus das Gepräge geistiger Verfeinerung an sich trägt. Der Schauplatz der Handlung ist zum Theil nach Amerika verlegt, was dem Verfasser Gelegenheit gibt, zu beweisen, daß er Ausländer zu schildern versteht, ohne in das Carikirte zu verfallen."

Bibliographie.

Arneth, A. Ritter v., Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Joseph's an seinen Bruder Leopold. 2ter Bd. 1773—Juli 1778. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Arnold, Y. v., Ueber Schulen für dramatische und musikalische Kunst. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 20 Ngr.

Bauerfeind, G. F. C., Das Recht des Glaubens. Ein Vortrag. Halle, Fricke. 16. 3 Ngr.

Baumbach, R., Samiel hilf! Erinnerungen eines alten Studenten an die „Rudelsburg" und von „der Saale hellem Strande". Jena, Hermsdorf. Gr. 16. 5 Ngr.

Das Bilderbuch eines armen Studenten. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Dualismus und die östreichische Armee. Eine Denkschrift dem östreichischen Reichsrathe gewidmet von einem deutschen Oestreicher. Leipzig, O. Wigand. 8. 8 Ngr.

Führich, J. Ritter v., Von der Kunst. 2tes Heft. Wien, Sartori. Gr. 8. 10 Ngr.

Gareis, A., und A. Becker, Zur Physiographie des Meeres. Ein Versuch. Triest, Schimpff. Gr. 8. 2 Thlr.

Ghillany, F. W., Europäische Chronik von 1492 bis Ende April 1867. Mit besonderer Berücksichtigung der Friedensverträge, deren wichtigste Paragraphen nach dem Wortlaut in der Grundsprache der Friedensinstrumente eingeführt werden. Ein Handbuch für Freunde der Politik und Geschichte. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Europäische Chronik vom 1. Mai 1865 bis Ende April 1867. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Glaser, A., Hänschen Siebenstern. Dem Holländischen des J. van Lennep nacherzählt. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr.

Grabowski, E. Graf, Nach dem Kriege. Fortsetzung von „Unter Preußens Fahnen". Roman. 1ste und 2te Lief. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. à 4 Ngr.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Anna Rosenberg. Wien, Sartori. 8. 18 Ngr.

— — Novellen. Wien, Sartori. 8. 12 Ngr.

Guichard, Wilhelmine, Eine Verschwörung in Venedig. Historischer Roman aus dem 17. Jahrhundert. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Hansen, R., Die Union im Zusammenhang der Zeitgeschichte. Ein Vortrag. Schleswig, Schulbuchh. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hechelmann, A., Burchard der Rothe, Bischof von Münster und kaiserlicher Kanzler, 1098—1118. Nach den Quellen bearbeitet. Münster, Regensberg. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Hering, C., Leier und Herz. Gedichte. Berlin, Schroeder. 16. 21½ Ngr.

Hiersch, A., Beitrag zur Kulturgeschichte der Gegenwart. Linz. Gr. 8. 9 Ngr.

Hippel, K. v., Natur und Gemüth. Beiträge zur Aesthetik der Pflanzenwelt. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 1 Thlr.

Holzapfel, R., Historische Rückblicke. 6 Vorträge. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 1 Thlr.

Hugo, V., Friedens-Manifest an die Völker Europas. Einzige rechtmäßige deutsche Ausgabe. Berlin, Lesser. 8. 6 Ngr.

Huguet, S. M., Der Geist Pius IX. oder die schönsten Züge aus dem Leben dieses großen Papstes. Deutsch bearbeitet, mit Anmerkungen und Zusätzen und mit einer historisch-politischen Skizze: Der Papst-König, vermehrt von Sincerus. Wien, Mechithar.-Congreg.-Buchh. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Huhn, A. F., Gelegentliche Vorträge. Reval, Kluge. Gr. 8. 24 Ngr.

Janko, W. Edler v., Wallenstein. Ein Charakterbild im Sinne neuerer Geschichtsforschung auf Grundlage der angegebenen Quellen. In 3 Büchern. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Joerg, J. E., Geschichte der social-politischen Parteien in Deutschland. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 28 Ngr.

Kemeny, S., Rauhe Zeiten. Geschichtlicher Roman. Aus dem Ungarischen übersetzt von T. Opitz. 3 Bde. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 2 Thlr.

Kunstmann, F., Grundzüge eines vergleichenden Kirchenrechts der christlichen Confessionen. München, Kaiser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwerg Laurin und sein Rosengarten bei Meran. Nach einem alten deutschen Gedicht. Meran, Pötzelberger. Gr. 16. 2 Ngr.

Lessing's ausgewählte Werke. 1ste Lief. Leipzig, Göschen. Gr. 16. 2 Ngr.

Ludwig, F., Der Schauspielerverein und die Theaterschulen. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 15 Ngr.

Pfeiffer, F., Freie Forschung. Kleine Schriften zur Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache. Wien, Tendler u. Comp. 8. 2 Thlr.

Mayer, K., Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Erinnerungen. 2 Bde. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Melena, Elpis, Die Insel Creta unter der ottomanischen Verwaltung. Wien, Hilberg. 8. 24 Ngr.

Mendelssohn-Bartholdy, K., Friedrich v. Gentz. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs im 19. Jahrhundert mit Benutzung handschriftlichen Materials. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 24 Ngr.

Mühlbach, Louise, Kaiserin Claudia, Prinzessin von Tyrol. Historischer Roman. 3 Bde. Leipzig, Matthes. 8. 5 Thlr.

Pariser Nachtfalter. Lebensbilder aus Neu-Babylon vom Chevalier de Croix-Rouge. 1. Die moderne Gesellschaft. Berlin, Janke. Br. 8. 10 Ngr.

Raundorff, J., Unter dem rothen Kreuz. Fremde und eigene Erfahrungen auf böhmischer Erde und den Schlachtfeldern der Neuzeit. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nohl, L., Beethoven's Leben. 2ter Bd. Beethovens Mannesalter. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Pabst, K. R., Ueber Gespenster in Sage und Dichtung. 2 akademische Vorträge in Bern vor einem gemischten Auditorium gehalten. Bern, Heuberger. Gr. 8. 12 Ngr.

Pflug, F., Unter den Fittigen des schwarzen Adlers. — A. u. d. T.: Aus dem Zündnadelkriege und aus früherer Zeit. Historisches Skizzenbuch. 1ster Bd. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Polack, M., Hygiänische Excursionen. Populäre Vorträge. Hannover, Brandes. Gr. 8. 20 Ngr.

Reichenbach, Freih. v., Die odische Lohe und einige Bewegungserscheinungen als neuentdeckte Formen des odischen Princips in der Natur. 6 Vorträge. Wien, Braumüller. Gr. 8. 26 Ngr.

Riedel, F., Blauveilchen aus dem Schulgärtchen. Erzählende Dichtungen. Saalfeld, Riese. 8. 10 Ngr.

Riehm, E., D. Hermann Hupfeld. Lebens- und Charakterbild eines deutschen Professors. Halle, Fricke. Gr. 8. 20 Ngr.

Ring, M., Ein verlorenes Geschlecht. Roman. 6 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Rittweger, F., Neuere Geschichte von Frankfurt am Main seit 1792. 1. — A. u. d. T.: Cäsarine in Frankfurt und die Wiedereinnahme der Stadt durch die Deutschen 1792. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 10 Ngr.

Scheurl, A. v., Die Gewissensfreiheit und das Recht der lutherischen Kirche. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 5 Ngr.

Scheurl's, C., Briefbuch, ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit, herausgegeben von F. Freih. v. Soden und J. K. F. Knaake. 1ster Bd. Briefe von 1505—1516. Potsdam, Gropius. Gr. 8. 1 Thlr.

Schilling, G., Beiträge zur Geschichte und Kritik des Materialismus. Leipzig, Pernitzsch. Gr. 8. 12 Ngr.

Schlemm, T., Eitel Heinrich von Kirchberg. Schauspiel. Berlin, Stilke u. van Muyden. Lex.-8. 20 Ngr.

Schmid, U. R., Blüthen einer Weltanschauung. Dichtungen. Jena, Neuenhahn. 16. 18 Ngr.

Scriptores rerum Warmiensium oder Quellenschriften zur Geschichte Ermlands. Im Namen des historischen Vereins für Ermland herausgegeben von C. P. Woelky und J. M. Saage. 1ster Bd. Braunsberg, Peter. 1866. Lex.-8. 3 Thlr.

Semper, C., Reisen im Archipel der Philippinen. 2ter Thl. Wissenschaftliche Resultate. 1ster Bd. Holothurien. 1stes Heft. Leipzig, Engelmann. Gr. 4. 4 Thlr. 20 Ngr.

Seyffarth, L. W., Die Dorfschulen. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 14 Ngr.

Stadie, Die Ansprüche der Polen auf Westpreußen. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 6 Ngr.

Stein, L., Die Verwaltungslehre. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Die Innere Verwaltung. 1stes Hauptgebiet 2ter Thl. Das öffentliche Gesundheitswesen in Deutschland, England, Frankreich und andern Ländern. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 24 Ngr.

Die gegenwärtige Stellung des deutsch-österreichischen Adels. Wien, Hilberg. Gr. 8. 12 Ngr.

Stolle, F., Ein Frühling auf dem Lande. Aus dem Tagebuche des gemüthlichen Dorfbarbier. Leipzig, Keil. 8. 27½ Ngr.

Tappert, W., Musik und musikalische Erziehung. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 16 Ngr.

Teckenborg, H., Hans Seefahrt. Vorschläge zur zeitgemäßen Umgestaltung dieser Stiftung. Bremen, Heyse. Gr. 8. 5 Ngr.

Ulmann, H., Fünf Jahre württembergischer Geschichte unter Herzog Ulrich 1515—1519. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unger, J., Die Pflanze als Todtenschmuck und Grabeszier. Ein Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.

Vatke, T., Mein Sommer unter den Waffen. Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem böhmischen Feldzuge im Jahre 1866. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a.

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**

8. Geh. In Bändchen zu 5 Ngr.

Soeben erschien:

4. Bändchen. **Die lustigen Weiber von Windsor.** Uebersetzt von Hermann Kurz.

Das erste bis dritte Bändchen enthalten:

Othello. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Antonius und Kleopatra. Uebersetzt von Paul Heyse.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen nur 5 Ngr.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gysbrecht van Aemstel.

Trauerspiel von

Joost van den Vondel

aus dem Jahre 1637.

Aus dem Holländischen übertragen durch

H. H. de Wilde.

8. Geh. 20 Ngr.

Das Trauerspiel „Gysbrecht van Aemstel" wird seit dem Jahre 1638, in welchem es zum ersten mal aufgeführt wurde, jedes Jahr um Weihnachten auf der Bühne von Amsterdam gegeben und ist ein echtes Nationaldrama der Holländer. Die vorliegende Uebertragung desselben durch de Wilde, der sich bereits als Uebersetzer zweier dramatischer Dichtungen aus dem Spanischen vortheilhaft bekannt gemacht hat, führt das Stück in gelungener Weise beim deutschen Publikum ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Vier Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein Altmeister der Wissenschaft, der Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, Geheimrath Carus in Dresden, veröffentlicht in diesem, nun vollständig vorliegenden Werke die Geschichte seines innern und äußern Lebensgangs, seiner akademischen und ärztlichen Berufsthätigkeit, seines Wirkens als Schriftsteller und Künstler, seiner Reisen, endlich seines Umgangs und brieflichen Verkehrs mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Reich an wechselnden Bildern und gehaltvollen Aussprüchen über Wissenschaft, Kunst und Leben, gewähren die Denkwürdigkeiten des so vielseitig hervorragenden Gelehrten eine höchst anregende Lektüre; sie bilden ein Stück Zeit- und Culturgeschichte, das ein halbes Jahrhundert umfaßt und dauernden Werth in Anspruch nehmen darf.

Für evangel. Geistliche, kirchl. Behörden u. Corporationen in Preussen.

Halle im **Pfefferschen Verlage** erschien:

Das evangelische

Kirchenrecht

des Preußischen Staates und seiner Provinzen

dargestellt

vom

Geh. Rath, Prof. Dr. Jacobson

in Königsberg.

Preis 3½ Thlr.

Das Werk, von den höchsten kirchlichen Behörden Preußens angelegentlich empfohlen, hat bereits allenthalben unbedingte Anerkennung gefunden.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint eine

Neue wohlfeile Ausgabe des

Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon

in 70 Heften zu 5 Ngr.

Probehefte und Prospecte dieses anerkannt trefflichen, über 2000 Abbildungen enthaltenden Werks sind in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben, wo auch Subscriptionen angenommen werden.

Im Verlage von **Gustav A. Pursürst** in **Leipzig** ist erschienen:

Mosaik.

Kleine Schriften zur Geschichte und Literatur

von

Friedrich W. Ebeling.

8. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr.

Obiges Werk des rühmlichst bekannten Verfassers hat bereits seit der kurzen Zeit seines Erscheinens so erhebliche Sensation erregt, daß es keiner weitern Empfehlung bedarf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 18. Juli 1867.

Inhalt: Zur Rückert-Literatur. Von Rudolf Gottschall. — Karl Gustav Carus. Von Alexander Jung (Beschluß.) — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Kinkel's Freiligrath-Rede; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Rückert-Literatur.

1. Friedrich Rückert und seine Werke. Von K. Fortlage. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1867. 8. 25 Ngr.
2. Friedrich Rückert ein deutscher Dichter. Festrede zur Leipziger Rückert-Feier am 27. Februar 1867 gehalten von Paul Möbius. Leipzig, Weber. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.
3. Rede zu Friedrich Rückert's Gedächtniß gehalten bei der von der königl. Studienanstalt zu Schweinfurt veranstalteten Feier am 31. Januar 1867 von Karl Bayer. Schweinfurt, Wetzstein. 1867. Gr. 8. 3 Ngr.

Deutschland ist das Land der kritischen Nekrologe. Mag ein Dichter lange Jahre hindurch noch so sehr in Vergessenheit gerathen sein — sein Tod ruft unfehlbar eine Reihe von Schutz- und Lobschriften wach. Uns fehlt zwar die französische Akademie oder vielmehr das Institut, die poetisch-literarische Section derselben; doch uns fehlen nicht die Eloges, sobald ein Sessel in der unsichtbaren Akademie unserer großen Geister leer geworden.

Nun kann man zwar nicht sagen, daß Rückert bei Lebzeiten von der Nation vergessen worden sei; doch ohne Frage hat die tumultuarische Bewegung der dreißiger und vierziger Jahre ihn um so mehr in den Hintergrund gedrängt, als seine Stellung in Berlin ihn mit in den Sündenfall der Reaction verwickelte, und die Ruhe der letzten zwei Jahrzehnte war dem Cultus seines Talents ebenso wenig günstig, da sie mit einem Indifferentismus in Bezug auf poetische Leistungen eng verknüpft war und die Muse Rückert's überdies ihre unermüdliche Production nur im stillen fortsetzte. Rückert selbst hat, wie aus einzelnen Gedichten seines lyrischen Nachlasses hervorgeht, diese Vereinsamung oft in drückender Weise empfunden; denn er war bei allem Brahmanenthum doch immer ein deutscher Dichter, und wenn er auch sang:

Das All und Eine hat ein Weiser im Allein —

so begnügte er sich doch wieder nicht mit dieser einsamen Vertiefung ins All, sondern ihn verlangte nach einem Echo in der Nation.

Nach seinem Tode wird ihm nun in Fülle zutheil, was dem Lebenden vielleicht eine trostreiche Ermuthigung gewesen wäre — antheilvolle Beschäftigung mit seinen Werken und reiches Lob. Wir haben bereits die Schrift von Karl Bayer besprochen, die Friedrich Rückert's Leben und seine Werke schildert. Wiederum liegt uns eine Zahl von Rückert-Schriften vor; alle tragen den Stempel unbedingter Verherrlichung. Wenn wir auch den Festrednern diese Einseitigkeit zugute halten müssen, da die Aufgabe einer Festrede die kritische Haltung ausschließt: so können wir doch diesen Stil der Apotheose nicht in einer kritischen Schrift billigen, wie die von K. Fortlage (Nr. 1), deren Zweck eine unbefangene Beurtheilung des Dichters und seiner Werke ist.

Wir sind zwar nicht entfernt der Ansicht, daß die Austheilung von Censurnummern in erster Linie zum Beruf eines Kritikers gehöre, daß er dem Dichter Lob und Tadel zu spenden habe, wie sie der Lehrer dem Schüler spendet, mit allerlei Schattirungen und Rubricirungen, mit der Sicherheit eines unfehlbaren Maßstabes; wir meinen, daß alle echte Kritik Charakteristik sein müsse; aber diese Charakteristik darf nicht blos ein schattenloses Lichtbild geben, sie muß Licht und Schatten in so glücklicher Weise verschmelzen, daß daraus gerade die Eigenthümlichkeit der dichterischen Physiognomie am sprechendsten hervortritt. Fortlage aber beleuchtet seinen Dichter fortwährend mit Magnesia- und elektrischem Licht — eine Beleuchtung, deren Magie auf die Länge ermüdend wirkt.

Die Sucht, alles im schönsten Lichte zu sehen und selbst das Verfehlte von irgendeinem Standpunkt aus für die Bewunderung zurechtzurücken, zeigt sich besonders, wo Fortlage von Rückert's Dramen spricht, die doch, wie ziemlich allgemein anerkannt ist, die Achilleusferse seiner Poesie sind. Sehr geschraubt ist schon die Erklärung, daß diese Dramen aus dem Grundfaden der Menschheitentwickelung die großen Knotenpunkte hervorheben. Der Kampf zwischen Samuel und Saul, Herodes und die an ihn geknüpfte Entstehung des Christenthums, der Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum, die Entdeckung der Neuen Welt durch Christoph Columbus sollen derartige Knotenpunkte sein. Wir wollen zugeben, daß diese Stoffe

von geschichtlicher Bedeutsamkeit sind. Wenn man indeß die Entstehung des Christenthums darstellen will, so erscheint es wenig geeignet, Herodes zum Helden zu machen. Was den Dichter an diesem Stoffe anzog, war schwerlich dasselbe, was sein Lobredner in ihm sucht. Wenn wir diese dramatischen Fresken Rückert's mit den Kaulbach'schen vergleichen, welche doch ebenfalls die großen Knotenpunkte in dem Grundfaden der Menschheitentwickelung darstellen sollen, so zeigt sich erst der große Unterschied zwischen beiden. Die Wagschale neigt sich gänzlich zu Kaulbach's Gunsten. Oder vielmehr, Kaulbach hatte in der That die Intention, welche Rückert von Fortlage blos untergeschoben wird, um den Dramengestalten desselben ein imposantes Piedestal zu geben.

Wenn so die Stoffe mit kritischer Glanzwichse aufgebürstet werden, so gilt dasselbe von der Behandlung. Fortlage sagt:

Um Rückert's Dramen richtig aufzufassen, müssen wir gänzlich abstrahiren von den Begriffen, welche wir hergebrachterweise mit einem Drama verbinden. Sie wollen eben nicht Dramen in diesem Sinne sein. Die poetische Gattung, welcher sie sich am meisten annähern, ist das geistliche Oratorium von vorherrschend musikalischem Ausdruck, welches eben darum keine Verwickelung, keine Schürzung und Entwirrung eines Knotens, wenigstens keine irgend künstliche verträgt, sondern sich mit einer consequenten historischen Reihenfolge bedeutsamer Scenen begnügt, zugleich mit Absehen von einer tiefer eingehenden psychologischen Motivirung aller Einzelheiten, wie wir davon an unser modernes Drama nun einmal unumgänglich den Anspruch machen. In allen diesen Stücken knüpfen die Rückert'schen Dramen unter allen bisher geläufigen Gattungen der Poesie nur allein an das Oratorium an, wodurch sie sich aber auch zugleich wieder den frühesten Anfängen der griechischen Tragödie bei Aeschylus annähern, wie z. B. seinen „Persern" und seinem „Prometheus", in denen es ebenfalls keinerlei dramatische Entwickelung gibt, sondern nur fortlaufende Ketten consequent ineinandergreifender und in einer historischen Reihenfolge sich bewegender Scenen, verbunden mit der dithyrambischen Lyrik der Chöre.

Man darf diese Behauptung nicht aufstellen, ohne die Berechtigung einer derartigen Rückkehr zu den frühesten Anfängen der griechischen Tragödie, die Berechtigung eines Dramas im Oratorienstil zu vertheidigen oder anzugreifen. Das erstere dürfte dem Aesthetiker schwer fallen; denn eine der gebildeten Kunstform einer bestimmten Epoche, dem Resultat einer langen künstlerischen Entwickelung widersprechende Rückkehr zu überwundenen, der Gegenwart fremdartigen Standpunkten der Kunst wird sich schwer gegen die Anklage grillenhafter Willkürlichkeit rechtfertigen lassen. Fortlage fährt fort:

Rückert's weltgeschichtliche Dramen sind gedacht im Sinne einer dialogischen Geschichtschreibung. Sie enthalten Versuche, den weltgeschichtlichen Stoff nicht als eine Unterlage zu poetisch-freien Darstellungen zu benutzen, sondern umgekehrt die poetische Darstellungsgabe als ein bloßes dienendes Mittel lebhafter Veranschaulichung des historisch Ueberlieferten anzuwenden. Durch diesen Zweck ist bedingt, einerseits eine äußerste Selbstbeschränkung der dichterischen Phantasie in Bezug auf eigene Erfindung und freies Ergehen in selbstgeschaffenen Situationen, andererseits eine getreue Wiedergabe der unmittelbaren Eindrücke und Affecte hervorragender historischer Auftritte, welche mit der Kraft des wirklichen Geschehenseins auf uns eindringen, und uns die Räthsel, welche alles historische Geschehen in sich schließt, weniger auf dem voreiligen Wege willkürlicher Unterstellung und Motivirung lösen, als vielmehr durch eine anschauliche Zeichnung der miteinander ringenden und kämpfenden Mächte in eine deutliche Nähe rücken.

Indem Fortlage hier bei dem geschichtlichen Drama von „dem voreiligen Wege willkürlicher Unterstellung und Motivirung" spricht, erklärt er sich gegen das moderne historische Drama, wie es namentlich von Friedrich Schiller und seiner Schule zu nationaler Geltung gebracht worden ist, und zu Gunsten jener die Geschichte abschreibenden Dramatik, deren Vertreter eine Zeit lang das große Wort in unserer Literatur führten, ohne auf der Bühne auch nur eine vorübergehende Wirkung hervorrufen zu können. Die dichterische Neugestaltung des Dramas durch eine Motivirung, die immer eine wahrhaft historische sein muß, selbst wenn sie von der geschichtlich überlieferten abweicht, indem sie kleinere Motive durch größere ersetzt und die Helden oft zu bewußten Trägern jener historischen Vernunft macht, der sie vielleicht ohne ihr Wissen dienstbar waren, erscheint uns keineswegs voreilig und willkürlich, sondern die unerlaßliche Voraussetzung einer großen geschichtlichen Tragödie. Doch darüber wollen wir mit Fortlage nicht rechten. Welchen Standpunkt man indeß einnehmen möge — man muß von dem Dramatiker erwarten, daß er Charaktere und Gestalten zu schaffen, die Macht der Leidenschaft darzustellen und über eine ebenso energisch-schlaghafte wie charakteristisch-vielseitige Diction zu gebieten wisse. Davon findet sich aber in Rückert's Dramen keine Spur. Ein sinniger geschichtsphilosophischer Zug und die lyrischen Schaumperlen der Sprache können für diese Mängel nicht entschädigen.

Wenn Fortlage es an einer andern Stelle (S. 20) als die Ansicht Rückert's hinstellt, daß in der Lyrik das Drama in Zukunft wieder seine höhere Weihe empfangen werde, wie es dieselbe im alten Hellas durch sie empfangen hätte, so stimmen wir zwar hiermit insoweit überein, als wir in dem lyrischen Element stets das eigentlich dichterische finden und uns ein jedes Drama ohne solchen lyrischen Augenaufschlag todt und seelenlos erscheint. Doch braucht es dazu keines Hinweises auf das Drama der Zukunft, keiner Polemik gegen das Drama der Gegenwart. Denn die bedeutenden Wirkungen der Schiller'schen Tragödien gehen nicht immer aus ihren dramatischen Vorzügen hervor, sondern oft auch aus der hinreißenden Macht ihres lyrischen Zaubers. Wir brauchen daher keinen Wechsel auf die Zukunft auszustellen, wo uns die Gegenwart so voll befriedigt.

Wenn Fortlage an einer andern Stelle behauptet, daß Rückert nicht nur das Pathos unversöhnlich gehaßt, sondern auch das von ihm unzertrennliche Gezierte und Geschrobene in der Poesie, so erforderte die Unparteilichkeit des Urtheils den Zusatz, daß auch Rückert's Muse sich von dem Gezierten und Geschrobenen keineswegs immer freigehalten hat und wenn auch nicht in hohles Pathos, so doch in leere Reimspiele, in verschrobene Wortkünsteleien verfallen ist.

Zu einem fast freimaurerisch klingenden Panegyrikus versteigt sich Fortlage in dem Schlußkapitel des Werks:

Hoher Verklärter! Es hat mir die Brust gebadet in himmlischem Aether, als ich mich bei dieser Ueberschau aufs neue in den tiefen Schacht deiner reinen Poesie eingrub. Erst nach und nach und nicht mit einem male habe ich die ganze Tiefe deines Liederquells ermessen gelernt, dieses prophetischen Quells von Iran, auf dessen peripherische Wellenschläge, welche in die rings umgebende Weltliteratur bis in weiteste Fernen hinausschlugen, zu Anfang mein Auge allein und ausschließlich gerichtet war. Nicht mit so sicherer Hand hättest du hinauslangen können in die weitesten Fernen, um in dem, was dem gemeinen und ungeübten Blicke taubes Gestein ist, die Goldadern menschheitlicher Schätze zu entdecken, aufzudecken und neugeweckten höhern Sinnen als neue Genüsse zu erschließen: hätte nicht unversieglich bis in dein höchstes Alter hinein dieser wunderbare, aus unbegreiflichen Gründen ewig emporgehende Zauberquell in dir gewogt und geleuchtet, welcher dir die Bürgschaft gab, daß, was dich anmuthete, auch die Wahrheit anmuthete, was dir gefiel, auch dem Herzen Gottes gefiel, und was dir passend erschien, sich auch gewiß für die Menschheit schickte. Du hast, ein zweiter Klopstock, der deutschen Harfe eine erhöhte und gereinigte Grundstimmung gegeben, die Stimmung des ursprünglichen Orients, des ewigen Liebesfrühlings, des unsterblichen Idylls, der himmlischen Gitagowinda, welche älter ist als Homer, älter als Pythagoras, älter als Moses, älter als Zoroaster, aber eben darum auch so jung und gesund, wie die in jugendlicher Werdelust aufwärts brausende Zukunft des deutschen Völkerlebens, so jung und gesund wie die durch alle mögliche Mishandlung nicht zu ertödtende unverwüstliche germanische Volkskraft. Wer sich von deinem Geiste feindlich abwendet, der wird irre gehen und sich in irgendeine Sackgasse des Verlebten und Vergangenen verlieren. Wer deinen Winken folgt, dem werden sie helfen, die Quellen seiner eigenen hoffnungsreichen Zukunft in eigener Brust aufzuschlagen und ihn zum lebendigen Glied des allgemeinen durch Abraham angebahnten Völkerbundes einzuweihen, welchem die Zukunft der Weltgeschichte gehört.

Wir müssen bekennen, daß uns in diesem Hymnus manches unverständlich geblieben ist. Wenn Rückert's Liederquell der prophetische Quell von Iran genannt wird, wenn von der Stimmung des „ursprünglichen Orients, der himmlischen Gitagowinda", wenn von dem durch Abraham angebahnten Völkerbund die Rede ist, so schwirrt uns das Ohr von diesen allzu überschwenglichen und tiefsinnigen Parallelen und Perspectiven, welche an den pyramidalen Stil erinnern, den Görres bisweilen zu schreiben liebte, und uns so urweltlich gemahnen, daß uns in unserer modernen Haut ganz unwohl wird. Das persische Lichtreich Iran acceptiren wir nicht als Symbol für das moderne Lichtreich, und die himmlische „Gitagowinda" kennen wir nur aus Rückert's meisterhafter Uebersetzung als ein die üppigste Wollust athmendes hindostanisches Liebesgedicht und verwahren uns gegen das Bestreben, auch dies indische „Hohelied" so mystisch umzudeuten, wie man das hebräische umgedeutet hat.

Abgesehen von diesen panegyrischen Einseitigkeiten hat indeß die Schrift von Fortlage große Vorzüge. Sie gibt ein eingehendes Bild von der Gesammtthätigkeit des Dichters, welche überdies durch zahlreiche Proben illustrirt wird, und ist mit einer durchgängigen Wärme geschrieben, die einen wohlthuenden Eindruck macht. Die allgemeine Charakteristik des Dichters namentlich ist gelungen zu nennen. Sehr treffend wird das Rückert'sche Naturgefühl charakterisirt:

Rückert's Poesie ist voll von jenem doppelten Blick, wonach die Naturerscheinungen niemals mit dem bloßen Auge des äußern Sinnes, sondern immer zugleich mit einem starken poetischen Mitgefühl angeschaut werden, sodaß nicht blos ihre Oberfläche erscheint, sondern der durch Phantasie bewaffnete poetische Blick immer zugleich in ihr Inneres hineinschaut, uns ihre tiefere Bedeutung oder ihre Seele bloßlegt. Für diesen doppelten Blick der Naturanschauung gibt es nichts Todtes in der Natur. Alles lebt, alles redet mit uns, alles wird zutraulich, alles weiß uns von seinen Freuden oder Bekümmernissen zu erzählen. Wir werden die Vertrauten aller Wesen. Alle schmiegen sich uns an, und erwerben dadurch unser gegenseitiges Vertrauen, unsere Gegenliebe.

Ebenso treffend wird der „lyrisch-schwebende Gang" der Rückert'schen Poesie, ihr erhabener Klopstock'scher Psalmenton und ihr Zusammenhang mit der romantischen Schule hervorgehoben:

Die Gedankenfülle, das abwechselnde Spielen in den mannichfaltigsten Tonarten, der Phantasiereichthum, der Zug ins Märchenhafte, die Fähigkeit und das Streben, sich alles Fremdartige anzueignen, das grüblerische Auseinanderspinnen der Gedanken, der spielerische Humor sind Eigenschaften, welche sie als eine Verwandte der Poesie der Novalis, Schlegel, Tieck, Arnim, Brentano u. s. w. erscheinen lassen.

Mit Recht wird in Abrede gestellt, daß ihr der mit jener Schule verbunden gewesene kränkliche Zug eines Zurückverlangens nach verlebten und der Vergangenheit angehörigen politischen und kirchlichen Zuständen eigen gewesen sei. Dagegen darf man der Muse Rückert's ebenso wenig mit Fortlage einen in die Zukunft schauenden prophetischen Charakter zuschreiben. Weder sein Kosmopolitismus, noch sein philosophischer Tiefsinn, noch seine Sehnsucht nach einem „entschleierten und unvergänglichen Christenthum" berechtigen hierzu. Die Begeisterung, die in die Zukunft hinausweisende Geste des Propheten fehlen der Rückert'schen Muse durchaus, deren Tiefblick gleichsam etwas Zeitloses hatte.

Im zweiten Abschnitt seines Buchs behandelt Fortlage „Die Jugendlieder und Verwandtes"; im dritten „Die patriotische Lyrik und die Psalmenharfe", dann den „Italienischen Aufenthalt und die griechischen Tageszeiten", „Die östlichen Rosen und die persischen Ghaselen", den „Liebesfrühling und die Niederlassung in Neuseß", „Die Vision in der Johannisnacht und die Dramen", „Die Mittheilungen aus der Weltliteratur", „Die Weisheit des Brahmanen" und den „Lyrischen Nachlaß".

Das Werk von Fortlage ist belehrend für alle diejenigen, denen die Summe der Rückert'schen Productionen nur im allgemeinen bekannt ist; sie lernen hier in liebe- und pietätvoller Darstellung die einzelnen Posten kennen, aus denen sie sich aufbaut. Wo es sich indeß um ein zusammenfassendes kritisches Urtheil über Rückert's Dichtungen handelt, da ist das Buch von Fortlage wegen seiner eifrigen Schönfärberei nur mit Vorsicht zu benutzen.

Die Rede von Paul Möbius (Nr. 2) ist, obgleich eine verherrlichende Festrede, im Verhältniß kritischer als das Werk von Fortlage. Möbius hebt die Eigenthümlichkeiten hervor, die Rückert vorzugsweise als deutschen Dichter

erscheinen lassen. Als erste Eigenthümlichkeit erscheint ihm die Vereinigung des Dichters mit dem Denker. Mit Recht erwähnt er hier, was wir bei Fortlage vergebens betont suchen:

daß, wie ein großer Theil von Rückert's geistiger Thätigkeit nicht sowol dichterischem Schaffen, als vielmehr den ernstesten wissenschaftlichen Studien gewidmet war, so auch viele seiner Dichtungen wol als die Ergebnisse eben dieser Studien oder auch des reflectirenden Verstandes und Witzes erscheinen, nicht aber als die unmittelbaren Ergüsse des Gefühls und der Phantasie, derjenigen Geisteskräfte also, die, wie es uns die echteste Dichtung, das Volkslied, lehrt, unstreitig als die ursprünglichsten und reinsten Quellen der Poesie zu betrachten sind. Einen recht deutlichen Beweis dafür gibt uns seine ausgeprägte Vorliebe für didaktische Dichtungen, denen auch eine nicht geringe Zahl seiner bedeutendsten Schöpfungen, so namentlich „Die Weisheit des Brahmanen" angehören. Und nicht etwa, daß Rückert hier nach Weise anderer Didaktiker nur allgemeine Fragen des geistig-sittlichen Lebens behandelt: nein, was wir sonst allein in den Lehrbüchern der abstractesten Philosophen zu lesen gewöhnt sind, hier tritt es uns mit Beibehaltung der schulmäßigen Ausdrücke in Reim und Versmaß entgegen, sodaß wir selbst Wörter wie „unendliche Substanz", „Realitäten-Inbegriff", „Indifferenz der Differenzen", „selbstwerdender Begriff" nicht vereinzelt finden.

Trotz dieser kritischen Färbung ist die Festrede schwunghaft und warm.

Die Rede Karl Bayer's zu Rückert's Gedächtniß (Nr. 3) läßt sich nur in billiger und entsprechender Weise beurtheilen, wenn man das Publikum, vor dem sie gehalten wurde, die Jünglinge der Studienanstalt, nicht aus dem Auge verliert; sie hat einen wesentlich pädagogischen Zug, indem sie ein Bild von Rückert's Persönlichkeit als ein Bild deutscher Manneswürde, als ein Vorbild für die nachstrebende Jugend entrollt. Die Farben, die der Festredner in Anwendung bringt, sind durchaus zweckentsprechend, wenn auch das Colorit einem andern Publikum gegenüber leicht zu glänzend erscheinen dürfte.

Rückert's vielseitiges, der Weltliteratur und ihren Vermittelungen dienstbares Schaffen tritt uns in einer neuen Veröffentlichung aus seinem Nachlaß wieder in erfreulicher Weise entgegen:

4. Aus Friedrich Rückert's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Rückert. Leipzig, Hirzel. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Band enthält keine Bearbeitungen und Aneignungen, sondern Uebersetzungen in der eigentlichen Bedeutung des Worts; sie machen daher weniger auf taktvolles Nachempfinden und Neugestalten als auf Treue der sprachlichen Wendungen Anspruch. Rückert hat, wie der Herausgeber in dem Vorwort sagt, die höchsten Forderungen eines wirklichen Uebersetzers, der nur dies und nichts anderes sein will, an sich gestellt und sie durch alle Mittel seiner Sprach- und Formgewalt zu erfüllen gesucht. Sie zeigen uns daher Rückert von einer neuen Seite; denn unter seinen bekannten zahlreichen Reproductionen finden sich keine wirklichen Uebersetzungen. Auf die Freiheit der dichterischen Bewegung zu verzichten, sich ganz und unbedingt in Haft und Bann des originalen Autors zu geben, muß dem selbständigen dichterischen Talent immerhin einige Ueberwindung gekostet haben. Wir haben hier die Uebertragung von 21 Idyllen des Theokrit, der „Vögel" des Aristophanes und der „Sakuntala" des Kalidasa vor uns; „drei der bedeutendsten Erzeugnisse der gesammten Poesie aller Zeiten und Völker", nennt sie der Herausgeber, vermißt aber selbst ein Band innerer und nothwendiger Zusammengehörigkeit zwischen dem sicilischen Bukoliker, dem athenischen Komiker und dem indischen Dramatiker. Die Vielseitigkeit der Sympathien ist charakteristisch für den Uebersetzer. Heinrich Rückert sagt von dem Vater:

Für Theokrit hatte er immer eine große Vorliebe. Er stellte ihn als Künstler in die allererste Reihe nicht blos innerhalb seiner Gattung, sondern der gesammten Poesie überhaupt. Die landläufigen Phrasen von Kunstpoesie, alexandrinischem Ekleticismus u. dgl. störten ihn niemals in seiner warmen Bewunderung und seinem reinen Genuß. Die Umgebung der letzten Lebensjahre, sein ländlicher Aufenthalt und die in ihm sich gleichsam wieder erneuernden Eindrücke der Jugend mit ihrem unverlöschlichen Reize thaten auch das Ihrige, um ihn an den Vater der Idylle dauernd zu fesseln. So wurde nach vielfachen Vorbereitungen und auf der Grundlage umfassender Vorarbeiten, die großentheils noch erhalten sind und bis ins einzelste das Werden und Wachsen des Werks erkennen lassen, die Uebersetzung von zwanzig Idyllen im Winter 1858 in der Hauptsache abgeschlossen.

Aus den fernern dankenswerthen Aufschlüssen des Herausgebers erfahren wir, daß Rückert durch seine anhaltende Beschäftigung mit Theokrit auch zu einer nicht geringen Anzahl selbständiger Productionen in ähnlichem Geiste und gleicher Form angeregt wurde, deren Motive der ihn umgebenden Wirklichkeit entnommen waren und die sich unter seinem noch unpublicirten lyrischen Nachlaß befinden; dann, daß Theokrit ihm auch die Anregung zu einer weitangelegten metrischen und rhythmischen Monographie gab, die leider nur fragmentarisch geblieben ist. Ein Bruchstück seiner hierhergehörigen Studien trägt in Ueberschrift: „Um über die verwünschten Daktylen ins Reine zu kommen, werde kein Papier gespart." Vor dieser Urmetrik und Rhythmik, belebt durch eine Menge eingeflochtener Uebersetzungsproben aus den Veden, den Psalmen, arabischer, persischer, griechischer, lateinischer und anderer Dichter ist nur der unvollendete Torso erhalten. Der Uebersetzung der Theokrit'schen „Idyllen" geht eine Widmung „Zum Andenken Bindemann's" voraus, eine Anerkennung dieses ältern Uebersetzers, dessen Uebertragung 1796 erschien. In dieser Ehrenerklärung findet sich das folgende Distichon:

Weil er Ziegenhirt oft und Rinderhirt ohne Bedenken
Zum daktylischen Hupf zwingt, ist er heute verhöhnt.

Wir sehen, daß Rückert über „die verwünschten Daktylen" liberaler denkt als Platen, und wenn wir in seiner eigenen Uebersetzung auch gerade auf keinen „Holzklotzblock" stoßen, so begegnen uns doch Daktylen wie „wechselweis", „Und gegen", „sumpfüber", „gut wer da" „überdies" u. a. Auch Trochäen finden sich hier und da harmlos ein. Doch merkt man es den Hexametern an, daß der Dichter sich mit besonderer Liebe in die Naturfrische seines Originals versenkte; sie sind oft von charakteristischer Kraft, oft der

anmuthigem Fluß. Wir theilen zur Probe einige Hexameter aus der „Sangfahrt“ mit:

Schau doch das Leid an, das mir das Herz zerschneidet! O daß ich
Wäre die summende Bien' und käme hinein in die Grotte
Durch Farrnranken geschlüpft und den Epheu, wo du versteckt bist.

Ja nun kenn' ich den Eros! Ein schrecklicher Gott! Einer Löwin
Brüste wol hat er gesogen, im Wald erzog ihn die Mutter,
Der mich also versengt und bis in die Knochen verwundet.

O du mit reizendem Blicke, du Steinherz, Mädchen mit dunkeln
Brauen, o komm und umfang mich, den Geißhirt, daß ich dich küsse!
Ist doch auch im Kusse, dem nichtigen, liebliche Wonne.

Daß Aristophanes gerade zu Rückert's Lieblingsdichtern gehört hat, darf man mit Recht bezweifeln. Wir erfahren zwar, daß er es eine Zeit lang auf eine Uebersetzung des ganzen Aristophanes abgesehen hatte; doch es bestand, wie der Herausgeber selbst hinzufügt, „gar zu wenig Wahlverwandtschaft zwischen der immer feiner durchgebildeten Innerlichkeit und Vertiefung in den Grund des Gemüths- und Seelenlebens, wie sie die selbständigen Schöpfungen Friedrich Rückert's gerade aus dieser Periode abspiegeln, und der lasciven Frivolität eines wenn auch ursprünglich groß und edel angelegten, aber jedenfalls aller Gemüthstiefe baren Geistes wie Aristophanes“.

In der That sind wir nicht der Ansicht, daß die Uebersetzung der „Vögel“ unbedingt den Preis vor den andern vorhandenen Uebersetzungen dieser Komödie verdient, sowenig sich auch die sprachschöpferische Kraft des Dichters in der Nachbildung der kühnen aristophanischen Wortcompositen verleugnet. Und zwar ist es nicht das sehr freie Verhalten des Uebersetzers gegen die Ueberlieferung und die bisherige Textesgestaltung, der selbständige Weg, den er in der Construction und Wiedergabe der lyrischen Theile der Komödie einschlägt, was uns der Rechtfertigung bedürftig erscheint; wol aber vermissen wir hin und wieder den graziösen Schwung des aristophanischen Humors; manche Wendung in der Uebersetzung erscheint uns frostig, gezwungen, allzu neuerungssüchtig zur Schau gestellt.

Als Probe der Rückert'schen Anapäste theilen wir den Anfang der schwunghaftesten Chorparabase mit:

Wohlan, hinfälliges Menschengeschlecht, gleich wechselndem Laube des Baumes,
Ohnmächtig Geschöpf, o Lehmengebild, ihr traumhaft wankenden Scharen,
Ihr Eintagsfliegen, der Flügel beraubt, armselige Wesen wie Schatten!
Gebt Acht auf uns Unsterblichen, uns, die genießenden ewiges Daseins,
Die ätherischen, die kein Alter bedroht, die dauernden Rathes sich freuen;
Auf daß ihr genau jedwedes vernehmt von den schwebenden oberen Dingen,
Von der Vögel Natur und der Götter Geburt und der Ström' und des Raums und der Urnacht,
All gründlich belehrt, ansaget von uns dem Prodikos, daß er sich ducke!
Nacht war und Leer, Urdunkel zuerst, und weitaufgähnender Abgrund,
Nicht Himmel und Erd' und Luftraum war; im unendlichen Schose des Dunkels
Hat geboren zuerst schwarzflüglige Nacht ein uranfängliches Windei,
Aus dem in rollender Zeit Umschwung hervorging Eros, der holde,
Von goldener Schwing' an der Schulter bestrahlt, gleich brausendem, stürmischem Wirbel.

Wenn man dieser Uebersetzung der „Vögel“, bei vielem Trefflichen und Gelungenen im einzelnen doch keinen bevorzugten Rang unter den Uebersetzungen des Aristophanes einräumen kann, so ist dagegen die Uebersetzung der „Sakuntala“ jedenfalls die beste, die in deutscher Sprache existirt, da die freiern Aneignungen nicht in Betracht kommen können, die Uebersetzung Hirzel's aber allzu hölzern und unmelodisch ist. Wenn auch einzelne Constructionen für das Deutsche zu verwickelte Nachschreibungen indischer Syntax sind, so ist doch der poetische Hauch dieser anmuthreichen, von inniger Naturpoesie durchdrungenen Dichtung mit sprachlicher Meisterschaft wiedergegeben und die, wie Lianen den Urwald, die Dichtung durchwuchernden Wortverschlingungen und Ineinanderrankungen mit ebenso viel Treue wie Kühnheit dem deutschen Sprachgenius angeeignet:

Lieblich hie und da mit lilienübergrünten Seen,
Ueberall mit Schattenbäumen Sonnenglut abwehrend,
Also sei und zartbestäubt mit Lotosblumenstaube
Mit gelindem Winde glücklich ihre Reise.

In einer Recension der deutschen Uebersetzung Bernhard Hirzel's in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ hat Rückert seine ersten Uebersetzungsversuche der „Sakuntala“ veröffentlicht. In denselben „Jahrbüchern“ finden sich, bei ähnlicher Veranlassung, Uebersetzungsproben aus der „Urvasi“, die in freier Umschreibung durch den Reimschmuck einen ganz besondern Reiz gewinnen. Welche Melodie athmen Verse, wie die folgenden:

Zwischen Sorg' und Kummer bangend,
Nach der Freundin Blick verlangend,
Unter Lotosblütenschnee
Spielt die Schwanin auf dem See.
Liebesweh im Herzen tragend,
Auf dem See die Flügel schlagend,
Mit bethräntem Augenflor
Blickt der junge Schwan empor.

Solchen Versen gegenüber gemahnt die Uebersetzung der „Sakuntala“ etwas trocken. In der That bleibt es zu bedauern, daß Rückert nicht durch freie Aneignung diese Blüten indischer Dramatik ähnlich wie „Nal und Damajanti“ in unsere Nationalliteratur verpflanzt hat, wozu er wie kein zweiter berufen war.

Rudolf Gottschall.

Karl Gustav Carus.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Den zweiten Theil dieser „Denkwürdigkeiten" eröffnet, mit dem vierten Buche, des Verfassers Reise nach Genua (1821); dieser Theil schließt mit dem sechsten Buche und reicht bis ins Jahr 1837, bis zur Reise nach Laibach. Was keinem der Sterblichen mehr vergönnt ist, und wäre er der Höchste und Mächtigste auf Erden, unserm Helden ist es noch beschieden. Er ist in Weimar. Er macht einen Besuch bei Goethe! Alles in der Erzählung, in der Beschreibung der Scene ist einfach, mit sichern, festen Zügen ausgeführt, würdig mit einem Wort; es ist etwas Antikes in diesem Nebeneinander der beiden. Und nun das wahrhaft menschliche Bekenntniß unsers Biographen. Denn wie oft mußten wir alle uns sagen: was gäbest du darum, wenn dieser oder jener noch unter den Lebenden wäre; wie viel Fragen hättest du jetzt an ihn zu stellen, wie Unzähliges ihm zu vertrauen!

Doch auch wir eilen. Schon sind wir in den Alpen. Die Schweizernatur ist mit wahrhaft dichterischer Phantasie und doch mit der Klarheit eines geübten Beobachters aufgenommen und wiedergegeben. Uns wird ganz so zu Sinne, als wären wir von Gletschern umstarrt, kletterten an Abgründen vorbei. Es ist mit der Kunst der Feder hier derselbe Fernduft aufgetragen, derselbe Gebirgsgeist citirt, den wir bei Goethe so unnachahmlich ausgesprochen finden in seiner „Schweizerreise", in Lenardo's Tagebuch, im dritten Buch der „Wanderjahre". Da haben wir es mit Hirten, mit einfachen Werkleuten, mit Wanderboten, Wegführern, Klosterbrüdern zu thun; aber es ist allen, wie der ganzen Umgebung, etwas Stilles, Brütendes, von Andacht Getragenes eigen, als sännen sie bei allem Sichregen der Hände und Füße doch tief innen nach über Wassersturz und gähnende Tiefe, über Felstrumm und Lavine, über die Umwälzungen der Vorwelt.

Da haben wir denn in unserm Carus auch den sorgfältigen Beobachter der Wolken wie in Goethe, bis auf einen soeben sich darstellenden, kostbaren Cumulus u. s. w. Wir sind auf dem St.-Gotthard. Schon wittern wir Italien. Diese Allmählichkeit der Veränderung, diese ganz andern Lufttinten, Baulichkeiten, Sprachtöne, Physiognomien der Menschen, wir erleben sie mit. Nun gar Mailand, Genua und die Meerwelt! Und überall wissenschaftliche Ausbeute, überall Reichthum der Natur, Schätze der Kunst; Musik zittert und vibrirt in der Luft; Villen und Klöster winken von nah und von fern; ein noch nie so erfahrenes Spenden, ein ganzes Füllhorn der Existenz schüttet sich über uns aus. Es überwältigt den Referenten; der Leser schöpfe an der Quelle. Zurück nach Norden. Wir bedauern, selbst im Chamounythal hier nicht verweilen zu dürfen.

Wieder sind wir in Dresden. Im fünften Buche gibt uns der Verfasser interessante Details über seine erweiterte Praxis als Arzt, doch wie viel des Bedeutenden sonst noch! Es wird seines Briefaustausches mit Goethe erwähnt. Wie saumselig, matt, geradeswegs träg sind oft sogar Gebildete im Briefschreiben! Wie Unsagliches wird hier vernachlässigt, selbst von Leuten, die etwas zu geben haben, die das Unbezahlbarste empfangen könnten, bis der Tod den hinnimmt, der sie und die Nachwelt auf der Stelle bereichert hätte. Man muß daher zweifeln, daß der Gedankenreiz, daß Sinn für Offenheit, Klarheit und Anmuth des Ausdrucks so verbreitet seien, wie man sich und andern bisweilen einredet. Wie durchaus anders unser Held! Er hat sein ganzes Leben hindurch ausgezeichneten Männern und Frauen das Trefflichste auch brieflich gesendet wie von ihnen erhalten. Möchten sich viele folgenden Ausspruch des Biographen einprägen, ein Ausspruch, der golden und in seinem Golde vom reinsten Gepräge ist:

> Ist es doch immer ein eigenes Glück, einen solchen gewaltigen Urgeist (Goethe) noch unter seine Mitlebenden zu zählen! Ein Glück, von welchem die neue Generation bald gar keinen Begriff mehr haben wird. Man lebt gewissermaßen zwiefach in der Welt, wenn man sie noch von solchem Geiste erleuchtet weiß, und wenn man von Tag zu Tag erwarten darf, wieder durch irgendeine neue Ausstrahlung von daher überrascht zu werden; ja ich möchte sagen, man glaubt mehr an die Welt, weil sie noch ein so Vortreffliches enthält und wir nicht im einzelnen uns überall so gar sehr an das Mittelmäßige gewiesen sehen.

Es beginnen nunmehr die so segenvollen Versammlungen deutscher Naturforscher, deren erste in Leipzig ihre Sitzung hatte. Oken erwarb sich das große Verdienst, derartige Verbindungen in Gang zu bringen. Unser Freund nimmt natürlich an jener theil, und berichtet später auch über neue Zusammenkünfte. Ueber Naturphilosophie und deren gewaltige Aufgabe findet man fortlaufend die prägnantesten Aussprüche des Verfassers, welche dem heutigen Vorurtheil den Staar stechen könnten: wie Schelling den ersten Impuls gegeben, Oken die Bewegung beschleunigt hat; sehr zu beachten ist auch, was über den letztern S. 182 und 183 Charakteristisches gesagt ist, wie über das gesellige Talent Formey's. In Dresden wird Oehlenschläger's gedacht, über den Philosophen Krause ein neues Bekenntniß abgelegt; Lord Byron, Regis, Thomas Moore treten hervor; auch theilt uns der Verfasser eine höchst originelle Dichtung von ihm selbst in ungebundener Rede mit: „Die Sage vom verlorenen Monde"; sehr sinnreich, fast elegisch. Vor allen aber wird uns jetzt Ludwig Tieck näher gebracht, welchen der Verfasser so sehr verehrte; die kleine Rüge, die er mit Bezug auf die nächste Umgebung des Dichters bei dieser Gelegenheit ausspricht, beweist ein für allemal, wie unparteiisch er sich stets im Urtheil hält, welchem feinen, richtigen Takt er auch im Geselligen folgt.

Mit Freude bestätigen wir denn auch hier, daß der Biograph durch die Art, wie er sein Leben führt, und wie er es schreibt, uns eine Norm ertheilt, ohne es zu beabsichtigen, wie wir selbst über unser Leben Buch führen, wie wir jeden Augenblick verwerthen, unsere Kenntnisse bereichern, unsern Schönheitssinn bilden, unsere Gesinnung veredeln sollten. Ein sittlich geordneter Lebensgang darf nie der Sammlung, der Selbstbesinnung entbehren. Er soll getheilt sein zwischen Ruhe und Bewegung, zwischen Feier und Arbeit, ja er soll beide

vereinigen. Welcher wahrhafte Rhythmus wäre ohne Ruhepunkte? Dieser Wechsel erhält und steigert den Lebensreiz, und es besteht in ihm die Lebenskunst, wie die Kunst des Schreibens. In beider Besitz ist unser Autor. Kaum hat er Wahrheiten durchdrungen, sie ganz sich zu eigen gemacht, Wahrheiten entdeckt, so eilt er auch schon, sie in seine Praxis umzusetzen, auf andere Menschen zu übertragen. Er ist ein sorgsamer Familienvater, ein treuer Freund, ein exacter, aber auch denkender Gelehrter, ein erfolgreicher Arzt, ein productiver Schriftsteller, ein patriotischer Bürger, ein feiner, gewandter Gesellschafter, ein humaner Weltbürger. Er übt die Künste mit Erfolg, nicht blos aneignend, auch ausübend. Er ist ein Religiöser, der sich nicht durch den Buchstaben einengen läßt, sondern durch ein lebendiges Gottesbewußtsein über jede Schranke der Endlichkeit hinaus ist. Er zieht ausgezeichnete Menschen an sich, wie er von ihnen angezogen wird. Aber auch der Thätigste, der Umgänglichste bedarf der Erholung. Er findet sie in einer Sommer-, in einer Herbstfrische bei Dresden oder auf Reisen. Die Natur ist eine Panacee für ihn. Und doch, sie ist ihm keine bloße Villeggiatura des träumerischen Genießens, des abgespannten far niente. Sie wird ihm ein Gesundbrunnen, ein Quell zu neuem geistigen Leben und Schaffen, an welchem er neue Entdeckungen macht. Solch Leben aus ganzem Stück, mit unerschöpflicher Mannichfaltigkeit, erhält den vollständigsten Abdruck in vorliegenden Denkwürdigkeiten. Wie der treffliche Mann lebte, so schreibt er, so gestaltet er sein Werk, so vertheilt er die Gestalten in Gruppen. Auch hier der immer frische, nie aufhörende Wechsel von unmittelbarem Erlebniß und reifer Betrachtung, von wissenschaftlicher Einkehr und ausgesuchtem Umgang, in dessen Gefolge alle Künste und der gehaltvollste Briefwechsel sind. Im Amte tiefgefühltes Mitleiden mit seinen Nebenmenschen und Milderung, Hebung des Leidens. Dann wieder die Wanderung in die grünen Umhegungen eines Parks, eines Waldes, der Sprudel neuer Gedanken, großer Gesichtspunkte. So ermüdet der Leser dieses Werks nie, er wird von Spannung zu Befriedigung und Ueberraschung, von diesen zu jener getragen.

Diese Rück- wie Vorausschau von unserer Seite fand hier ihre Erledigung, da wir auf neue Schätze des Werks, wenn auch oft nur mit Andeutungen, übergehen. Wie höchst Bedeutendes sagt Carus S. 218 über Bücherlesen, nachdem er vorher von Hoffmann gesprochen hatte, bei dessen Erzeugnissen er mit Recht den Kopf schüttelt. Er ist schon damals prophetisch genug, zu meinen, Hoffmann gehöre wol auch zu denen, „welche der Wirbelwind dieser Zeit schwindelig gemacht habe". Es ahnte schwerlich damals jemand, daß der Schwindel des Hoffmann'schen Humors auch über Frankreich kommen, die Romantiker dort erfassen, nach Amerika übersetzen, als Humbug tollster Art nach Europa zurückkehren und in einem großen Theil unserer Literatur wüthen würde. Oder ahnte selbst Hitzig (der Herausgeber des modernen „Piwal"), als er Hoffmann's Leben schrieb, daß die Nachfolger desselben in Frankreich so vermessen im Pikanten sein würden, dem Haut-goût auch in Deutschland nur noch Fäulniß auf die Lesetische zu liefern? Daß sogar der Verbrecherroman bald sehr beliebt werden könnte, Verbrechen auf Verbrechen ihre Leckermäuler unter deutschen Lesern finden würden? Daß wir ganze Fabriken in Deutschland erhalten sollten, welche in so manchem neuen Roman Acten zu einem viel modernern Pitaval verarbeiten?

Was aber das Bücherlesen betrifft, so gibt es zwei Klassen von Menschen in der Gegenwart, welche jedes gedankenvolle, noch dazu schön geschriebene Buch wie ein Gespenst fliehen. Zuerst sind es die Leute von der ledernen, starren Doctrin und materialistischen Naturforschung, denn die sind stolz darauf, keine Seele und also auch keine Gedanken zu haben, geschweige die anderer zuzugeben. Dann sind es die, welche vor der Lektüre jedes Romans und andern Werks fragen: gibt es Neues darin? Und doch, was gäbe es Neues im Sinne der Zeit und bloßer Ereignisse in Goethe's „Wilhelm Meister", im „Faust", in Dante's „Göttlicher Komödie"? Weil es eben in ihnen das ewig Neue, nie Auszulesende gibt: auch Gedanken, Ideen! Daß der Verfasser in den trefflichen Ansichten, die er über Lektüre äußert, gegen die Maxime starrer Gelehrten sich erklärt, man müsse stets mit der Feder in der Hand und zwar zum Behuf ausführlicher Excerpte lesen, muß jedes Vernünftigen Beifall finden. Solche Leser mit dem „Griffel" sind genau wie jene englischen Touristen, die beide Hemisphären in Augenschein nehmen, alles Gesehene in ihr Skizzenbuch tragen und, wenn sie von der Weltfahrt zurückkehren, auch nicht ein Object der Wirklichkeit entsprechend sich angeeignet, geschweige einen Gedanken gehabt haben.

So spricht sich unser Autor auch bald darauf mit schlagender Ueberlegenheit aus im Punkte der beliebten Forderung der Gegenständlichkeit. Dieser ganz oberflächliche, verworrene Machtspruch, welcher alles Subjective verwirft, ist längst aus der Zunft der Gelehrten als solcher in die weitere Gewerbefreiheit gewöhnlicher Tageskritik, ja, bei Gelegenheit englischer Romane, in die an Lesetischen lauten Worts zu Gericht sitzenden Damen gefahren. Objectiv muß man schreiben, heißt es, alles Subjective wird abgelehnt. Wir antworten mit unserm liebenswürdigen Autor:

> Verfolgt man solche Gedanken weiter, so findet man am Ende, daß überhaupt alles wesentlich Objective stets mehr oder weniger dem Untergange entgegengeht, während das wirklich Unsterbliche dagegen immer hauptsächlich subjectiv sein muß, was denn abermals merkwürdig genug genannt werden kann. Eine große Individualität lebt daher auch allemal länger als irgendeine Gelahrtheit.

Der Verfasser macht eine neue Reise mit Dietz nach Berlin (1825). Wir stoßen hier auf sehr feine Bemerkungen. Von Persönlichkeiten erwähnen wir: Johannes Schulz, die Sontag in der italienischen Oper, Hegel und Marheineke abends in Gesellschaft, „beide am Whisttisch emsig beschäftigt. Wenn diese Philosophie nicht zu Höherm und zum Hintansetzen von Whist und dergleichen Conversationen führt, so werde ich überhaupt etwas zweifelhaft

bleiben über ihre Erfolge", wobei wir jedoch mit andern zu bedenken geben, daß auch Kant das Kartenspiel nicht verschmähte, und daß Hegel während des Spiels wol schwerlich mehr davon merkte als der gesunde Mensch vom Verdauungsproceß.

Wir haben unsern Lesern es jetzt gewiß unzweifelhaft gemacht, durch Bericht, durch Charakteristik, durch Proben, welcher positive Gewinn, ausgesuchte Umgang, welches Behagen durch immer neue Eindrücke in der Familie, in der Conversation größerer Kreise, auf Reisen ihrer hier warten. Wir dürfen daher noch mehr Auslassungen uns erlauben als bis dahin, und nur hier und dort ein und das andere Ereigniß von Folgen, eine oder die andere außerordentliche Persönlichkeit hervortreten lassen, wie mit Stellen aus dem Werke begleiten. Im Jahre 1826 wurde der in jeder Hinsicht ausgezeichnete Mann Leibarzt beim König von Sachsen. Wir kennen längst seine treffliche lebenskünstlerische Art, je umfassendere Kreise er nach außen hin beschreibt, desto intensiver zugleich in sein Innerstes einzukehren und dadurch eben so universell zu sein. Das lesen wir denn auch aus der Devise des sechsten Buchs heraus. Freilich, die Wechselfälle des Lebens sind unausbleiblich, unberechenbar, sie werden sogar tragisch. Auch die edelsten Fürsten bleiben damit nicht verschont. Welche Exsequien leitet der Biograph S. 277 ein!

Lange vorher, bis zu dem entsetzenvollen Ereigniß, Beweis auf Beweis, wie unerschöpflich das Leben auch an den herrlichsten Offenbarungen ist, nicht blos deshalb, weil der, welcher es erfährt, auf so hoher Warte steht, vielmehr darum, weil er für das, was sie bietet, so empfänglich ist wie unermüdet mitthätig; der weite Horizont, der ihn umgibt, wandelt überall mit ihm auf größern und kleinern Reisen, und wem der Reisende begegnet, und wohin er gelangt, er versteht sich auf Menschen wie auf Gegenden. Auch am Hofe orientirt er sich schnell. Wo so viel Bildung herrscht, es wird an den schönsten Sympathien nicht fehlen. Und also auch anderweitig. Der Umgang mit Tieck wird immer reicher an Ertrag. Nun gar eine neue Reise nach Italien! Wir kommen hier leider um sie; der Verfasser verweist auf ein darüber veröffentlichtes Tagebuch. Wieder in Dresden. Die Julirevolution. Unruhen in Leipzig und Dresden. Cholera.

Hier treffen wir denn doch auch einmal auf ein Urtheil über Goethe's „Wanderjahre", welches anders lautet, als es üblich geworden ist, wenn wir das von Varnhagen, Rosenkranz, Gregorovius, Carlyle und unser eigenes ausnehmen.*) Es wäre uns unerklärlich, wie es so vielen entgehen konnte, welche außerordentliche Bedeutung jener Roman schon in socialer Beziehung hat, wie er sich glänzend als ein prophetisches Buch erweist, wenn es nicht ausgemacht bliebe, daß gewisse Vorurtheile ihre Zeit ausdauern, wie es Zahnübel gibt, die sicher erst der Zahn der Zeit selbst tilgt. Es heißt bei Carus:

Dies ist auch eins von den Büchern, von denen Carlyle sagt, daß ihre Kenntniß erst nach funfzig Jahren zur Sprache der Tagesblätter durchgedrungen sein werde! Nach welchen Regionen streckt nicht dieser gewaltige Geist da seine Fühlfäden aus! Ist er nicht selbst ein Makarios, dessen Schauen auf geheimnißvolle Weise durch das gesammte Sonnensystem sich ausdehnt!

Wir hören S. 393 ein vielsagendes Trio, ausgeführt von Carus, Regis und Tieck, über Bettina das Kind, nur daß Tieck wieder einmal schalkhaft ironisch ist und den gestiefelten Kater mitmusiciren läßt, und auch Carus sowenig den heitern Verlauf stört, daß er unten in der Anmerkung zur Musik auch den Tanz gesellt.

Auch die nach Paris gemachte Reise entgeht uns hier leider, da der Biograph auch die Beschreibung derselben hat besonders erscheinen lassen. Mit immer neuen Productionen tritt er hervor, welche eine weitreichende Wirksamkeit ausüben. Friedrich August II. wird König von Sachsen. Bei Gelegenheit eines Theils des Literaturwerks von Gervinus, da, wo derselbe auf Goethe kommt, heißt es: „Wie gering doch alles, was man hier von ihm erfährt! Ein Bestreben zum Nivelliren dieses Geistes mit so viel Schwächern ist sicher gar nicht zu verkennen! Die Deutschen haben sich von jeher etwas lumpig gegen ihre großen Geister benommen, und so frappirt mich auch dies sowenig als die weimarische Auction." Ueber das letzte Wort gibt das Werk selbst Auskunft. Und haben, fügen wir jenem Ausspruche unsers Autors hinzu, es die Deutschen der letzten Decennien, indem wir viele Wackere davon ausnehmen, mit Jean Paul anders gemacht? Wahre Jüngelchen an Geist, die, wie sehr sie sich auch aufblähen, doch nie über den Froschlaich ihres Producirens hinauskommen, weil es diese Species eben nicht zuläßt, halten sich dadurch schadlos, daß sie über einen Geist absprechen, der ganze Sternenheere von Gedanken in glänzenden Gewanden heraufführt, während jene in trüber Feuchte zu quaken.

Der dritte Theil des Werks geht mit dem Beginn des siebenten Buchs, der Reise nach Laibach 1837, bis zum zehnten Buche, bis zu den sechziger Lebensjahren des Verfassers, enthält also auch die Zeit der wichtigsten Veränderungen in der Welt der Politik. Der Biograph hat auf dieser Reise den Zweck, seinem erkrankten König Hülfe zu bringen. Es ist wieder ein ganzer Orbis-pictus, der, mit den saubersten Contouren entworfen, mit den frischesten Farben ausgeführt, an unserm staunenden Auge vorübergeht. Denke man über Seele, über Geist, wie man wolle, beide geben dennoch die Entscheidung. Der blos gelehrte wie der ungebildete, der blos theoretisch-praktische Mensch sieht schlecht, Unendliches entschlüpft ihm bei der Beobachtung; der geistvolle, noch dazu so gründlich unterrichtete wie unser Held sieht alles und jedes. Schwere Familienleiden treffen ihn nun selbst nach seiner Rückkehr; nie kommt er aus seiner Fassung, in allen Geschicken dauert sein innerer, stets aufgerichteter Mensch ungeknickt aus. Auch erquicken wieder die Berührungen mit den edelsten, auserwähltesten Geistern. Was besagt schon allein so ein Abend beim Prinzen Johann! Auch Tieck ist da. Wie reizend, erhebend ist der

*) Vgl. „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts" (Mainz, Kunze).

Aufenthalt in Pillnitz. Der Verfasser ist beglückt durch die Liebenswürdigkeit des damaligen Kronprinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV.

Um dem Leser im Folgenden für unzählige Auslassungen mehr als Ersatz zu geben, gedenken wir jetzt zum ersten male einer Persönlichkeit, die in der dresdener Galerie des vorliegenden vortrefflichen Werks das anmuthigste, imposanteste, kostbarste Frauenbild ist, wie es nur je ein Maler voll kühner Erfindung auf die Leinwand gebracht, dessen Original sogar in Wirklichkeit gelebt hat und mit unserm Autor in täglichem Umgang befreundet gewesen ist. Es belohnte wahrlich eine Reise um und über die Erde, um eine solche Eroberung zu machen, und wenn es noch einen Zweifel darüber gibt, ob eine Frau durch Naturell, durch Charakter, durch Gemüth und Verstand, durch Energie des Denkens, Wollens und Ausführens, durch Bildung und Geist dem eminentesten Manne vollständig ebenbürtig sein könne, so wird bei dem, der neidlos, empfänglich für große Erscheinungen ist, vor allem aber bei dem, der Urtheil hat, jeder Zweifel schwinden. Die Frau, welche wir meinen, ist Frau von Lüttichau. Sie fesselte uns stets aufs neue, wo wir sie in der Biographie unsers Freundes trafen, und wir trafen sie oft; dennoch hätten wir gewünscht, ihr noch häufiger zu begegnen. Ja, das ist denn ein weibliches Wesen von passiver Anempfindung nicht blos, nein von activ durchgreifender Resonanz eines echten Frauengemüths, in dem die leisesten Vorgänge der Existenz im kleinen und großen seelentief nachbeben, sofort aber vom Gedanken selbst controlirt, in Beschlag genommen werden, um aus eigenen Ideen sich um die Ideen anderer in stets weitern Kreisen zu bewegen, in die schwierigsten Verhältnisse Einblick zu haben, mit Sorgfalt und Pflege, mit hellem Einfall und genialem Blitz, mit Ueberlegung und Weisheit, mit Rath und That selbst dem ausgesuchtesten Manne Beistand zu leisten. Sie ist intensiv und productiv in jedem Moment. Wo und wie sie sich äußert, in kranken und gesunden, in trüben und heitern Stunden, in Tagebüchern, Briefen, in der Gesellschaft, unter hereinbrechenden Wettern politischer Vorgänge, über Zeitliches und Ewiges, sie ist immer außerordentlich, stets überraschend treffend, ohne je den entferntesten Dünkel darüber zu haben, ohne es anders als anspruchslos für sich zu sein. Es wäre unverantwortlich, wenn man auch nur die kleinsten Aufzeichnungen dieser großartigen Frau unbeachtet ließe, wenn man nicht alle geistigen Schätze ihres Nachlasses sammelte und der Nation übergäbe. Wir haben über jene Frau viel behauptet, aber nicht zu viel, und werden einige Belegstellen anführen.

Inzwischen übersiedelt sich Tieck nach Berlin. Reise des Verfassers nach Florenz, von der er jedoch bald zurückkehrt. Gutzkow wird von ihm ausgezeichnet, der ihm bei Gelegenheit der „Mnemosyne" von Carus ein in der That herrliches Gedicht zuschickt. Der Verfasser der Biographie hat eine musterhafte Haltung auch in allen politischen Stürmen. Ludwig Tieck befand sich oft in den trübsten Stimmungen; vermißte er doch fortwährend seine Tochter Dorothea, die ihm der Tod entrissen hatte. Frau von Lüttichau schreibt an ihn:

Das Leben ist so ungeheuer tragisch und tiefsinnig, daß das der Grund alles Schweigens ist. Wir haben beide so vieles erlebt und gedacht, und es dreht sich alles in einem Kreise herum: man steht im Mittelpunkt und schweigt. Die Politik habe ich nun ganz überwunden. Sie schalten, daß ich sie mir zu Herzen genommen: aber ebenso wie es unmöglich ist, bei Schlachtbänken zu wohnen und nicht täglich widerwärtig von dem Geruch berührt zu werden, so war es ja unmöglich, nicht magnetisch afficirt zu werden von allem Elend, allem Frevel, allem Blut, was die Erde in diesen anderthalb Jahren gedüngt hat. Es ist eben eine ungeheuere Erfahrung! Man wird im Verhältniß selbst so klein dabei, daß der Maßstab für die Dinge dieser Welt dann ein erniedrigender ist.

Der vierte und letzte Theil des Werks reicht, mit stets sich gleichbleibender Mannichfaltigkeit und Geistesfülle, bis ins Jahr 1862, jedoch zuletzt nur noch in Umrissen. Auch die schriftstellerische Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes erhält einen rastlosen Zuwachs. Zu seiner „Psyche" kommt nun auch eine „Physis". Es ist eins seiner größten Verdienste, daß er in unserer Zeit, in welcher der Materialismus oft völlig einseitig wuchert, für Seele und Leib, für den Geist als höchste Potenz, gleichmäßig wirkt, sodaß sich in solchem Wirken sein maßvolles, harmonisch geordnetes Leben aufs treueste abspiegelt.

Im Verfolge ereignen sich in der Biographie unsers Helden verhängnißvolle Dinge, die sich immer noch häufen, immer noch steigern. Eins unter ihnen ist von der Art, daß man seinen Augen nicht traut, indem man doch selbst liest. Zuletzt rettet man sich dahin, daß man es bei sich zur Maxime erhebt, über das Eintreffen des Unwahrscheinlichsten im Erfahren nie außer sich zu sein, auf die herbsten Verluste durch Treubruch und Tod sich vorbereitet zu halten. Unser Freund geht uns auch darin mit dem kräftigsten Beispiele der Gesinnung und Seelenruhe voran. Er besaß in Regis, dem gewandten Uebersetzer, dem geistreichen Briefschreiber und durch Jahre hin bewährten Theilnehmer, einen der wertheften unter seinen Freunden. Carus schreibt wieder einmal an ihn wie immer Bedeutendes, Tiefgegriffenes. Wird man es glauben? Eine Stelle in diesem Schreiben, bei Gelegenheit von Lessing's „Nathan dem Weisen", welche wieder ein glänzender Beweis ist für den feinspürenden Blick in den pathologischen Zustand menschlicher Natur, reicht hin, um Regis zu jähem Abfall von seinem Freunde zu bringen. Man lese die Stelle S. 66, und gestehe mit uns, daß es kein Kabel gibt, welches in die Seltsamkeiten menschlicher Individualität hinunterreicht, um sichern Boden für das Handeln des einzelnen unter gewissen Umständen schon im voraus zu gewinnen.

Wir können nur daran erinnern, was wir früher schon bemerkten, daß über Regis ein unheimlich rigoristisches Etwas gekommen war, woraus man auch jenes Phänomen wol begreifen könnte. Nun treffen noch dazu Todesfälle auf Todesfälle den eben von einem Freunde Verlassenen; seine Tochter Eugenie, sein Freund Tieck gehen dahin. Man lese S. 76 fg. und überzeuge sich, wie aufrecht und groß der Leidtragende bei dem allen bleibt. Die

fort und fort eingelegten, herrlichen Aussprüche des Verfassers wie anderer bilden den erhabenen, schmerzmildernden Chor im tragödischen Theil dieser „Denkwürdigkeiten". Und schon wieder, welches neue Verhängniß! Der König von Sachsen (1854) ist bei Brennbüchel in Tirol durch den Huf eines Pferdes getödtet worden! Schon ist unser Biograph auf dem Wege dorthin. Schon steht er, nun auch verlassen von allen Einsichten seiner Wissenschaft und Kunst, an der Leiche seines unvergeßlichen Fürsten.

Das sind nun die ergreifenden Exsequien, die wir oben schon ankündigten. Ein Trauerleichenzug, an steilen, geisterbleichen Bergwänden, an leblos starren, himmelhohen Gebirgszügen vorbei, durch wilde, grauenhafte Schluchten hindurch, an schwindelerregenden Abgründen hin, begleitet von flammenden Candelabern, das Ganze ein wandernder Katafalk, von kreisenden Adlern, die aus ihren Horsten aufgestört worden, von schwer betroffenen, treuen Dienern des allgeliebten Königs, durch Ehrenpforten aus Trauerweiden, welche mit langen Trauerfloren behangen sind, über immer neue Gauen hinweg, unter dem Zuströmen der Umwohner, unter dem ununterbrochenen Geläute der Glocken: ein Ereigniß so außerordentlicher Art, daß wir selbst bei jedem Schritte von tiefem Weh erfaßt werden, sodaß wir bei der lebhaften Darstellung des Verfassers einen jener erhabenen Trauerzüge der alten Aegypter vor uns zu sehen glauben, an den Bergen der Pyramiden vorbei, an den unterirdischen Schluchten der Katakomben, unter dem Kreischen des Ibis, hin zu den Königsgräbern, in dem es gilt, nicht blos einen Todten, und wär' es ein König, sondern den Tod selbst zu feiern, ihn zu bestatten, und so das Räthsel der Existenz zu lösen.

Indem wir nahe dem Schlußbericht über das so überaus freigebig ausgestattete Werk sind und im Nächsten auch den Todesfall der Freundin des Verfassers mitzutheilen haben, welche ihm allein Ersatz für Tieck und so viele der edelsten Dahingegangenen sein konnte, bringen wir noch einige Stellen aus der Feder derselben Frau von Lüttichau. Sie schreibt einmal an Tieck:

Es macht mir wol oft selbst ein eigenes Gefühl, daß nach gewissen Richtungen hin niemand mich zu täuschen vermag, und daß ich die Menschen, besonders in ihrer Gesinnung gegen mich, so ungeheuer scharf durchschaue. Es liegt das nicht etwa in einer besondern Perspicacität des Verstandes bei mir (wiewol Weltkenntniß und Abwesenheit von Eitelkeit da viel thun), sondern entschieden in einer gewissen magnetischen Apperception, die mich durchaus nicht trügt. Dies gesteigerte Gefühlsbarometer habe ich von jeher gehabt (ich war mit 18 Jahren sozusagen mit der Welt fertig), und so habe ich auch zeitig erkannt, wie in dem, was man so gewöhnlich die Welt nennt, doch so gar wenig von Liebe zu finden sei, während die Menschen gerade in dieser Beziehung mit so unendlichen Illusionen sich herumtragen. Ein solches Naturgefühl aber ist immer viel präciser als all unsere Worte; und freilich stellt sich nach ihm dann für das meiste ein ganz anderer Maßstab heraus, als der herkömmlich angenommene zu sein pflegt.

Man wird einräumen, daß die eminente Frau hier uns klaren Wein einschenkt, der dabei vortrefflich, herzhaft, stark ist; daß sie ihn mit ungewöhnlicher und doch so ganz ungesuchter Grazie darreicht, noch dazu in einem Gefäße, dessen Form keine alltägliche, sondern sehr charakteristische, geschmackvolle ist, sodaß er uns doppelt mundet, uns in die resoluteste Stimmung versetzt.

Ferner höchst bedeutend und glücklich ausgedrückt:

Ich glaube nicht ganz ohne Energie zu sein, allein zu jeder Wirkung einer Persönlichkeit gehört ein einigermaßen coincidirendes Element, worauf sie einwirke, und wenn wir, von dem individuellen Standpunkte abstrahirend, uns auf einen allgemeinen beziehen möchten, so komme ich dann freilich auf den faulen Fleck, der doch dem Ganzen mit zur Unterlage dient: es ist die Stellung der Frauen den Männern gegenüber.

Schon die Sprache, die wir hier und besonders im Folgenden vernehmen, die in ihrer unbefangenen Sicherheit des Stils all die feinen Accente herauswittern läßt, welche unser Ohr mit Wohlgefallen gehört hätte, wenn die Worte von derselben Frau gesprochen, nicht geschrieben worden wären, schon diese Weise verräth, daß die Schreiberin recht hat, ein solches Bedenken zu hegen, eine solche Bedingung zu stellen. Und stehen nicht gerade so wie dort Männer und Frauen oft Autor und Leser zueinander, sodaß es allerdings für ausgezeichnete Schriftsteller eine Misehe, wenigstens Misliebe ist, wenn sie keine ihnen entsprechenden Leser finden? Dann fährt sie so fort:

Sonderbar: die Alten hatten im Bilde der Amazonen sogar die körperliche Gleichstellung der Kräfte in den Geschlechtern festgestellt (wie im Symbol der Minerva die geistigen). Wir jetzt sollen die Gleichstellung im Moralischen finden, und zwar noch mit dem Unterschied, daß das Aequivalent für den Geist des Mannes im Herzen der Frau gegeben sei, und sie auf diese Weise das Gleichgewicht herstellen.

Frau von Lüttichau ist hier wieder von bewunderungswürdigem Takt, besonders darin, daß sie auf die Mythologie anspielt. Die Griechen haben in ihrer Mythologie, in ihrer Poesie, zumal in der Tragödie, dann in ihrer Sculptur, was die beiden Geschlechter betrifft, deren Unterschiede, Rechte, deren Ebenbürtigkeit im Geist, in festgehaltener Differenz und doch mit holder, zarter Ausgleichung derselben, die classische Grenze bereits gezogen, das feinste Maß bereits getroffen. Selbst die Richtung auf das Unendliche ist in der schönsten Maßhaltung von ihnen angedeutet worden, in der Sehnsucht der Geschlechter zueinander, in dem Verkehr der Götter mit Menschen, in dem Zuge dieser nach dem Olymp, in dem Zuge der Olympier nach der Erde, in der Sehnsucht beider nacheinander, sogar über den Tod noch hinaus, und wie das Männliche vom Weiblichen, dieses von jenem gehegt wird. Auch die Schwermuth ist von den Griechen auf allen jenen Gebieten mit ausgedrückt, aber die Heiterkeit siegt und triumphirt im Geiste über alles Vergängliche, über jedes etwaige Vorrecht des einen Geschlechts vor dem andern. Und ist das wahrhaft „Moralische" nicht schon der ganze Geist? Und ist das wahrhafte „Herz" nicht ebenfalls schon der ganze Geist? Dies durfte jene seltene Frau nur erwägen, und sie hätte sich vollständig zufrieden gestellt, wenn sie im Fernern mit großer Umsicht fortfährt:

Wenn ich nun aber nicht nur mit den Waffen des Herzens, sondern auch des Geistes als Frau zu kämpfen im Stande wäre, so gehört dazu wieder ein Geist und ein Herz, worauf ich treffe — und hiermit bin ich abermals dem Ungefähr, der

Ohnmacht und Schwäche preisgegeben, weil ich keine Macht habe, die mich im ganzen und großen unterstützt. Mit einem Wort, die Frau hat keine Autorität, weil sie keine Autorität ist.

Und doch ist sie, setzen wir hinzu, wo nur überhaupt der Geist gilt, der allein die unbesiegbare Macht auch in aller Realität ist, eine ganz unentbehrliche Autorität, wie schon das Wesen der Mutter es beweist. Und auch jene Freundin, die auch im Irdischen stets hoch über aller Verwesung stand, wird unserm Helden jetzt durch den Tod entrissen! Ihr eigenes Wort sei ihr hier auf dem Grabe noch geweiht:

Ich kann wol sagen, ich habe Phasen durchmessen in dem Allerinnersten meiner Existenz, wie sie vielleicht wenigen so vor ihrem geistigen Auge vorliegen mögen, und eben weil ich dadurch ein reiches, überreiches Leben gehabt habe, habe ich so sehr das Gefühl des Wunsches, mich nicht zu überleben!

Gewiß, das Hinscheiden eines solchen Wesens muß im Hinterbliebenen nachklingen ohne Aufhören, muß ihm den Umgang mit der Lebenden, aber auch den mit der Todten im Zwiegespräch großer Gedanken immerdar erhalten. Und wenn wir aus obigen „Denkwürdigkeiten" erfahren, daß der Verfasser noch kurz vor dem Hinübergange der Frau von Lüttichau einen Vortrag über Lebenskunst hielt, und zwar in kleinerer Ausführung im Hause derselben Freundin, sodaß sie selbst unter den Zuhörern war, so ist solches schon an und für sich interessant, wird aber noch bedeutsamer dadurch, daß unser Biograph gerade ein solches Thema wählte und wählen mußte, denn er ist ein geborener Lebenskünstler und hat sich als dieser in allen Situationen, Ereignissen und Wechselfällen bewährt. Doch auch daran ist zu erinnern, daß zur wahrhaften Lebenskunst die, den Tod zu überwinden, ebenfalls gehört, wie wir es an einem andern Orte des Ausführlichen nachgewiesen haben, wo wir auch des Dichters Tieck speciell gedenken. *) Um so mehr bedauern wir, daß wir das sicher vortreffliche Buch unsers Autors über Lebenskunst bis dahin noch nicht gelesen haben.

Was der Biograph S. 139 über gewisse „Repetitionen" in der Musik bemerkt, die er sogar als „nothwendig" bezeichnet, ist sehr tief gefühlt, und sollte für die ganze Aesthetik und Kunst, zu lesen, verborgene Schönheiten sich nicht entgehen zu lassen, weiter durchdacht werden. Auch für die Poesie ist es von Wichtigkeit. Hat nicht Homer seine Wiederholungen? Und wie wirksam auf das Ohr sind sie, und wie durchaus entsprechen sie jener Naivetät, die noch nie einem echten Dichter fehlen konnte. In der Kunst, zu lesen, sind Wiederholungen noch von größerm Umfang. Sie bestehen hier eben darin, daß ein gutes Buch nie ausgelesen werden kann, weil man es jedesmal anders liest, Neues darin und daran entdeckt.

Wir begleiten nun, da das Werk leider zu Ende geht, einen Verfasser auf einer Fahrt nach Berlin. Hier glänzen uns die Namen entgegen: Rauch, Olfers, Kaulbach, Ehrenberg, Weiß, von Raumer, Alexander von Humboldt. Nach Dresden zurückgekehrt, erhält Carus einen Besuch von Varnhagen von Ense. Dies gibt ihm Gelegenheit, über dessen Kopf- und Gesichtsbildung etwas zu bemerken. In Ansehung eines gewissen, geistigen Habitus, lange nicht des ganzen, könnte man eine Parallele ziehen zwischen Carus und Varnhagen in der Feinheit und Klarheit der Beobachtung, in der biographischen Zeichnung und Charakteristik, in der Zuthätigkeit, bedeutende Menschen in der Erinnerung zu bewahren, in einem Hausheiligthum sie zu versammeln, steten Umgang mit ihnen zu haben, ihre Aufzeichnungen zu ordnen, zu überliefern, das alles mit sauberer Hand zu berühren, durch eine gewandte Feder zu vermitteln durch einen Memoirenstil, der den der Franzosen mehr als erreicht hat. Dann würden sich freilich auch große Verschiedenheiten in der ganzen Weltanschauung wie in einzelnen Gesichtspunkten deutlich herausstellen. Und doch finden beide Männer ihre Vereinigung in der Verehrung und tiefen Auffassung ihres Goethe.

Das Verweilen unsers Helden in Leipzig, Weimar und Jena bildet den Schluß der bis dahin veröffentlichten Theile des Werks. Der Verfasser kehrt zurück. Der Tod nimmt ihm schon wieder einige der theuersten Lieben: die Frau, einen Sohn, die Schwiegertochter! Und gleichwol hat es nie einen edlern, zufriedenern, in sich glücklichern Familienkreis gegeben. Dennoch, ungeachtet solcher Verluste, die schmerzenvolle Einschnitte in den Organismus des häuslichen Zusammenlebens sind, überdauert Carus mit aller Seelengröße auch solche Beraubungen. Er weiß, es gibt noch einen festern, bleibendern Organismus als den des individuellen Körpers auf Erden. Es gibt einen universellen Organismus, der in jedem schnell vorübergehenden einen ewigen hegt. Leben ist Bewegung, wenn auch Bewegung und Ruhe in einem. Auch muß alle Bewegung einen letzten, der Idee des Universums und dem Geiste als solchem entsprechenden Zweck haben.

Wir halten dafür, es hat nie einen exacten Gelehrten und vielgewandten Schriftsteller gegeben, der mehr als Carus dem Psychischen wie Physischen mit Liebe, mit gerechter Abwägung, mit sorgfältiger Untersuchung sich gewidmet, aber kaum einen, der so tief das Wesen des Organismus im kleinen und großen durchdrungen hätte und mehr im Stande gewesen wäre, den Totalzweck der Existenz aus der Bewegung im Weltall herauszuahnen, sogar die Art der Bewegung zu erschließen, und dabei immer noch klar zu sein, mit Geist, mit Sinnigkeit, mit Accuratesse darzustellen. Wir verweisen auf eine Stelle im dritten Theile, S. 200 und 201, des Werks, welche bei Gelegenheit des „Kosmos" von Alexander von Humboldt und der „in sich unendlichen Linie" Gedanken von einer gar nicht zu berechnenden Tragweite ausspricht.

Wir sagen dem Verfasser der „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" im Namen der Nation und unter Zustimmung aller Gebildeten unsern lautesten Dank für eine Arbeit von so dauerndem Werth! Möchte das Werk Leser auf Leser finden, denn es ist zugleich voller Leuchten für eine Zeit, die manchen Wanderer schon irre und in den Untergang geführt hat. Ueberall ist man in ihm auf Wegen, die zu solidem Gewinn und zur Befreiung von

*) Vgl. „Das Geheimniß der Lebenskunst", II, 255: „Umgang mit den Lebenden", S. 271: Umgang mit den Todten" (Leipzig, Brockhaus, 1858).

allem Eiteln, Engherzigen führen. Möchte der treffliche Autor sein Werk noch durch viele Bände so fortschreiben und vollenden! Möchte er uns noch lange erhalten bleiben!

Sehr wünschenswerth wäre es, wenn einer zweiten Auflage ein Inhaltsverzeichniß beigefügt würde, denn eine sprachliche Darstellung, die so zum Wiederlesen reizt, macht doppelt ungeduldig, wenn man lange vergebens blättert. Auch die Ausstattung des Werks ist vortrefflich.

Alexander Jung.

Vom Büchertisch.

1. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Berlin, Lüderitz. 1867. Gr. 8. In Heften zu 5 Ngr.

Heft 8: Sociale Rechte und Pflichten. Von Schultze-Delitzsch.

Wir begegnen hier einer klaren, consequenten Ausführung der drei Stichworte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, womit unsere revolutionäre Epoche debutirt hat. Besonders tritt das Princip der Brüderlichkeit mit dem Schulausdruck Association in seiner weltgestaltenden Bedeutung in den Vordergrund.

Eine biographische Illustration dazu bietet:

Heft 17: Richard Cobden. Von Franz von Holtzendorff.

Die Pointe dieses stark mit politischen Reflexionen durchschossenen, sonst mit warmen Farben gemalten Lebensbildes findet sich außer der Anerkennung individueller Bedeutsamkeit in dem Fingerzeig, „wie sehr große und heilsame Verbesserungen nicht sowol von den vertretenden Körperschaften, als vielmehr unter der entscheidenden Bewegung des unmittelbar wirkenden, seiner Ziele bewußten Volkswillens durchgesetzt worden".

Eine ähnliche Agitation gegen den formalen Constitutionalismus enthält:

Heft 25: Die Stadtverwaltung der City von London. Von Rudolf Gneist.

Nachdem wir an sicherer Hand durch das Labyrinth der londoner City-Administration geführt worden, behalten wir noch das Programm in der Hand: die politische Thätigkeit des Volks möge sich von Verfassungsfragen ab-, den Angelegenheiten der Verwaltung zuwenden.

Für solche öffentliche Erziehung agitirt auch:

Heft 18: Das Volksgericht in Gestalt der Schwur- und Schöffengerichte. Von Mittermaier.

Aus allem Für und Dawider leuchtet weniger der justitielle Vortheil des Volksgerichts als der hervor, daß Rechtssinn und -Kenntniß im Volke dadurch zunehmen. Wir vermissen hier Schärfe und Evidenz in der Deduction.

Dagegen bietet ein anschauliches Bild von dem wirthschaftlichen Treiben des Volks folgendes Doppelheft:

Heft 20 und 21: Preis der Arbeit von Engel.

Der wissenschaftliche Extract dieser Untersuchung ist der Gedanke: daß der Arbeitspreis mindestens die Selbstkosten der Arbeit decken müsse. Im Concreten werden diese Selbstkosten dreier verschiedener Gesellschaftsklassen, und danach die Löhne der Arbeit auf Ziffern gebracht.

Eine Einführung in die Handelsverhältnisse unserer Zeit gibt:

Heft 10: Die Bedeutung des Wechsels für den Geschäftsverkehr. Von Friedrich Julius Kühns.

Besonderes Gewicht wird auf die Gefahren des Indossaments gelegt, die denn auch anschaulich genug geschildert werden.

Den Einfluß der Technik und der Naturforschung auf das öffentliche Leben veranschaulichen drei Hefte:

Heft 9: Von den elektrischen Erscheinungen. Von J. Rosenthal.
Heft 22: Die elektrische Telegraphie von W. Siemens.
Heft 19: Ueber die Steinkohlen von J. Roth.

Das letzte dieser Hefte steht schon nahe an der Grenze, bis wohin die sprachliche Darstellung der Naturgegenstände reichen kann. Klarer ist wieder:

2. Ueber die physische Beschaffenheit der Sonne. Von O. Meibauer. Berlin, Lüderitz. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Im Anschluß an den französischen Akademiker Faye wird dargethan, daß die Sonne eine glühende, in der Abkühlung begriffene Gasmasse wäre, sodaß die schwer schmelzbaren Stoffe, besonders Schwermetalle sich niederzuschlagen anfingen. In unberechenbarer Zukunft stände also der unter der Sonne wandelnden Menschheit das Ende ihres episodischen Weltdaseins bevor.

Auf diese Erhebung über den Weitblick unserer heutigen Wissenschaft könnte die Lektüre folgenden Werks einen etwas unsanften Sturz folgen lassen:

3. Arthur Lutze's Selbstbiographie. Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. Köthen, Verlag der Lutze'schen Klinik. 1866. 8. 1 Thlr.

Hier wimmelt's noch von mittelalterlichem Aberglauben, magnetischen Fernwirkungen, sympathetischen Cur- und Sprachschnitzern.

Man lese dagegen das elfte Heft der oben besprochenen Virchow'schen „Sammlung":

4. Ueber Aberglauben und Mysticismus in der Medicin. Von Siegmund Rosenstein. Berlin, Lüderitz. 1866. 8. 5 Ngr.

wo dieses homöopathische Treiben auf sein Minimum von Berechtigung reducirt wird.

Ueber den Stand oder vielmehr die Uebelstände des öffentlichen Medicinalwesens ergeht sich auch folgende mit Eifer, bündig und concret gehaltene Schrift:

5. Ein Blick in das Zunftleben der deutschen Medicin. Geschrieben für die Gebildeten aller Stände. Von Adolf Lafaurie. Hamburg, O. Meißner. 1866. 8. 6 Ngr.

Die Prüfung und Anstellung der Aerzte sowie die Beaufsichtigung der Apotheken durch den Staat werden in ihren verderblichen Folgen geschildert.

In den öffentlichen Sprechsaal gehören ferner noch zwei Schriften:

6. Appell an die europäische Oeffentlichkeit gegen die russischen Zeitungen. Von einem Deutschen. Leipzig, Edelmann. 1865. 8. 5 Ngr.
7. Der Nachdruck in Nordamerika. Mein Wirken als deutscher Buchhändler. Zwei Aufsätze von E. Steiger. Newyork. 1866.

Die erste Broschüre gibt Kunde von Russificationsbestrebungen, die an der Ostsee im deutschen Rußland

gewagt werden und liefert eine vernichtende Kritik der feindlichen Insinuationen. Die zweite Broschüre liefert den Nachweis, daß der Nachdruck in Amerika die dortigen Deutschen dem Mutterlande gerettet habe, daß er juristisch und moralisch gerechtfertigt sei.

Aus der schönen und gelehrten Literatur liegen uns folgende Werke vor:

8. Deutsche Klänge aus Ungarn. Von Adolf Billitzer, P. Philipp und Sigismund Schiller. Wien, Gorischek. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Lyrische Jugendsünden! Verse ohne Form mit trivialem Gehalt, ohne das geringste nationale Colorit als das einer geheuchelten Sinnlichkeit. Dagegen enthält eine schätzenswerthe Mittheilung aus der ungarischen Literatur:

9. Ehrengedächtniß des Grafen Niclas Zriny von Sigeth. Ein Vortrag über Zriny's Heldentod 7. September 1566 und dessen dichterische Verherrlichung. Von H. C. G. Stier. Beigegeben sind die deutsche Chronik von 1568, das gleichzeitige Volkslied und Stücke aus Niclas Zriny's des Jüngern Zriniade. Kolberg, Post. 1866. 16. 18 Ngr.

Wir begegnen hier wol zum ersten mal einer Uebersetzung der Zriniade, des ältesten Kunstepos der Magyaren, gedichtet im 17. Jahrhundert vom Urenkel des Helden von Sigeth. Die Uebersetzung ist gewandt und wohlklingend, namentlich durch Vermeidung des etwas sporenklirrenden Alexandriners mit vierfachem Reim, wie er im Original auftritt.

Eine literarische Curiosität bringt:

10. Fr. v. d. Trenck's Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg. Nach seinen eigenhändigen Aufzeichnungen in dessen gegenwärtig im Besitze Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen befindlicher Gefängnißbibel wortgetreu herausgegeben von J. Petzholdt. Nebst einer bibliographischen Uebersicht der Trenckbibel und des Trenckbechers, sowie einem Titelbilde. Dresden, Schönfeld. 1866. Br. 8. 12 Ngr.

Es sind das Trenck's eigenhändige Aufzeichnungen, die er im Gefängniß auf den Rand einer Bibel buchstäblich mit seinem Blut geschrieben. Diese Aufzeichnungen sollen einige interessante Abweichungen von seinen im Druck veröffentlichten Memoiren enthalten.

Zur Volksliteratur im eigentlichsten Sinn zählen sich:

11. O. Glaubrecht's Ausgewählte Schriften. Nebst Lebensbeschreibung und Bildniß. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter dem Pseudonym steckt Pfarrer Oeser in Lindheim (gest. 1859). Er war seit langen Jahren im Gebiete der „Volksschriftstellerei", im Genre der Dorfgeschichten mit religiöser Tendenz, voll Begeisterung thätig gewesen. Mehrere dieser anspruchslosen Volksbücher haben die sechste Auflage erlebt. Der ästhetische Werth dieser Producte, die uns hier in Auswahl vorliegen, kann nicht hoch gestellt werden. Lauterkeit der Gesinnung, Einfachheit der Darstellung können den Mangel an künstlerischer Phantasie nicht ersetzen.

Den Uebergang von den belletristischen zu den Fachschriften bilden:

12. Ueber Dummheit. Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten von Erdmann. Berlin, Hertz. 1866. 16. 5 Ngr.

13. Geschichte des Weins und der Trinkgelage. Ein Beitrag zur allgemeinen Cultur- und Sittengeschichte, nach den besten Quellen bearbeitet und populär dargestellt für das deutsche Volk von R. Schultze. Berlin, Nicolai. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

14. Augustin und Goethe's Faust. Vortrag gehalten im Evangelischen Verein zu Berlin von P. Kleinert. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1866. Gr. 16. 6 Ngr.

Die erste von diesen Schriften löst die Aufgabe populärer Darstellung mit Anekdoten und Bildern; die zweite läuft darauf hinaus, das Zechen als Kunst dem germanischen Stamm zu vindiciren; die dritte endlich predigt Umkehr des modernen Menschen zum Glauben, der selig macht.

Von der wissenschaftlichen Literatur liegen uns vor:

15. Die Erziehung der Mädchen. Von Karl von Raumer. Dritte Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. 1866. 16. 24 Ngr.

Dies Werk zeigt mehr Einsicht in die Pädagogik als freie Auffassung menschlicher Bestimmung. „Dienen lerne das Weib" ist der ewige Refrain; Bildung in homöopathischen Dosen zur Vermeidung des Müßiggangs!

Für Archäologen und Kunsthistoriker dürfte interessant sein:

16. Die Katakomben und das unterirdische Rom. In gemeinfaßlichem Vortrag dargestellt von Houssé. Luxemburg, Brück. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Schrift beruht auf den neuesten Forschungen von Marchi und De Rossi, sowie auf eigenen Anschauungen. Man gewinnt ein klares Bild von dem Bau, der Bestimmung, Entstehung und Geschichte „jener zahllosen unterirdischen Gänge oder Höhlungen, welche sich unter der Stadt oder vielmehr unter ihrem Weichbilde von den Ringmauern des alten Rom bis zu einer Entfernung von fünf römischen Meilen längs der alten Heerstraßen hinziehen und den Christen der vier ersten Jahrhunderte als Begräbnißstätten dienten". Die lithographischen Beilagen erhöhen den Werth der Schrift.

Aus der philologischen Literatur sind anzuzeigen:

17. Das altgriechische Theater. Von J. Sommerbrodt. Stuttgart, Krais und Hoffmann. 1865. Gr. 16. 7½ Ngr.

18. Ueber die Aufgabe des platonischen Dialogs: Kratylos. Von Theodor Benfey. Göttingen, Dieterich. 1867. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

19. Die Quellen Plutarch's für das Leben des Perikles von Hermann Sauppe. Göttingen, Dieterich.

20. Flavius Claudius Julianus. Nach den Quellen. Von Alfons Mücke. Erste Abtheilung: Julian's Kriegsthaten. Gotha, F. A. Perthes. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Sommerbrodt's Schrift löst glücklich ihre Aufgabe, „aus dem Schatze der Forschungen wenige sichere Thatsachen dem gebildeten Laien zur Orientirung zu bieten". Benfey erkennt als Aufgabe des platonischen Kratylos den Nachweis, „daß die Umgangssprache weit hinter dem Idealbild der Sprache zurückstehe und aus ihr sich nichts für die richtige Erkenntniß der Dinge gewinnen lasse". Sauppe gibt eine anziehende Analyse des historischen Stils von Plutarch, zieht Folgerungen

daraus für die Beschaffenheit der Titelbiographie und weist auf eine umfassende Kritik der Plutarch'schen Geschichtsdarstellung hinaus. Mücke endlich gibt die erste Abtheilung einer Biographie, welche die noch von niemand behandelten Kriegsthaten Flavius Claudius Julianus' des Großen enthält; die nächsten Hefte sollen seine Herrscherthaten darstellen und eine eingehende Besprechung von Julian's eigenen Schriften liefern. Das Vorliegende ist klar und einfach erzählt, nur die Beurtheilung von Personen und Verhältnissen ist nicht ganz ruhig, wenn es heißt, daß „Julian unstreitig einer der größten Feldherren aller Zeiten gewesen sei".

Feuilleton.

Kinkel's Freiligrath-Rede.

Die leipziger Gesellschaft „Klapperkasten", welche die Pflege der Musik und Dichtkunst mit in ihr Programm aufgenommen und durch manche sinnreiche gesellschaftliche Feste bethätigt hat, lud Gottfried Kinkel in Zürich ein, die Freiligrath-Rede bei der zu Ehren dieses Dichters veranstalteten Feierlichkeit zu halten. Kinkel sagte zu und betrat bei dieser Veranlassung, und nachdem die preußische Amnestie ihm ein Recht dazu gegeben hatte, nach langen Jahren wieder zum ersten male den Boden seines Vaterlandes. Von stürmischem Applaus empfangen, sprach er am Eingang seiner Rede *) seine Freude darüber aus, sich wieder in der Heimat zu sehen. Die Rede selbst zeugte nicht blos von fein kunstsinniger Beurtheilung der Freiligrath'schen Muse, die durch mehrere im Zusammenhang vorgetragene Gedichte illustrirt wurde; sie war aus warmem Herzen herausgesprochen und nahm oft die Form erzählender Mittheilungen an, welche das Geschick des Redners mit dem des gefeierten Dichters in ungezwungener Weise verflochten. Sie gab ein Gesammtbild von Freiligrath's Leben, in welchem namentlich sein Familienglück, seine Gattin und seine Töchter wie ein anmuthiges idyllisches Bild hervortraten. Auch hielt sich die Rede nicht von kritischen Streiflichtern frei, welche den Politiker Freiligrath trafen. Kinkel meinte, Freiligrath sei kein Politiker. In Bezug auf die neuesten deutschen Ereignisse, die Kinkel und Ruge hoffnungsvoll auffaßten, vertrat Freiligrath eine andere Anschauung; es war dies ein Grund, warum die beiden Freunde in letzter Zeit nicht mehr so harmonirten wie früher. Kinkel, dessen Biographie die bewegteste und romanhafteste aus unserer Revolutionsepoche ist, brauchte nur aus der Fülle der eigenen Erlebnisse zu schöpfen, um die gespannteste Theilnahme zu erwecken. Wehmüthig umflort war seine Stimme, als er der ersten so geistvollen Gattin gedachte, auf deren Grab Freiligrath eine seiner duftigsten Liedesblüten gelegt hatte.

Während die Rede oft einen harmlos conversirenden, oft einen ästhetisch würdigenden Charakter zur Schau trug, erhob sie sich gegen den Schluß hin zu hinreißendem oratorischen Aufschwung. Da feierte der Dichter in glühendem Dithyrambus die Herrlichkeit und Größe unserer Zeit, einer der größten der Weltgeschichte, und pries sich glücklich ihr anzugehören; er verherrlichte ihre politischen Großthaten diesseit und jenseit des Meeres, ihre menschheitlichen Culturoberungen. Volle Zustimmung ward dem Redner zutheil — und wer könnte, selbst mitten im Sturm und Drang der Bewegung, verkennen, welch ein mächtiger Hauch jetzt die Segel der Geschichte schwellt! Und in dieser großen Zeit gibt es der Dichter genug, die sich von ihr abwenden, um ihren dilettantischen Neigungen in der Darstellung untergegangener Epochen zu fröhnen, und ängstlich alles vermeiden, was aus dem Herzen der Zeit herausgeboren, ihr allein sympathisch sein kann. Immer wieder stellen wir das stets betonte Princip in den Vordergrund, daß unsere Poesie sich mit dem Inhalt des Jahrhunderts erfüllen muß, um die Anklage des Epigonenthums unwiderleglich zurückzuweisen. Daß aber eine „große Zeit", auf andern Gebieten beschäftigt, nach andern Zielen strebend, die Poesie müsse brach liegen lassen: das ist eine Lieblingsbehauptung der Schubladensystematiker, die, weil sie selbst gerade die Schublade Politik aufgezogen haben, vor alle andern das Kanzleisiegel ihrer Autorität hängen. Eine große Zeit ist gleichzeitig auf allen Gebieten groß. Die Blütezeit der griechischen Poesie fällt in das Zeitalter von Marathon und Salamis; die Blütezeit der englischen in das der Elisabeth. Ein nationaler Organismus ist nicht so maschinenmäßig construirt, daß er nicht die Beine und Arme gleichzeitig bewegen kann und Kopf und Herz dazu. Jedes echte Talent wirft diese Theorie der getheilten Felderwirthschaft im Reich des Geistes über den Haufen!

*) Sie ist bei Reclam sen. in Leipzig soeben im Druck erschienen.

Literarische Notizen.

Die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart veranstaltet eine „Classische Reisebibliothek", in welcher einzelne Dichtungen unserer Classiker in bequemer, handlicher Form für den Waggon und das Dampfschiff herausgegeben werden. Der Druck ist besonders deutlich und leserlich, sodaß die Buchstaben, auch wenn sie zu tanzen anfangen, wie dies bei der Erschütterung der Dampffahrten der Fall zu sein pflegt, noch immer vom Auge festgehalten werden können. Es liegt uns zunächst Goethe's „Iphigenie auf Tauris", „Hermann und Dorothea", „Torquato Tasso", „Reineke Fuchs"; Schiller's „Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell" und „Braut von Messina" vor. Lessing's „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise" sind in ganz gleichem Format, Druck, buchbinderischer und typographischer Einkleidung in der Göschen'schen Verlagshandlung in Leipzig erschienen.

Buchhändler Adolf Büchting gibt in seinem Verlag (Nordhausen 1867) eine „Bibliotheca Musica" und eine „Bibliotheca theatralis" heraus und erwirbt sich dadurch ein Verdienst um die Bibliographie. Die Handbücher enthalten ein Verzeichniß aller in Bezug auf die Musik und das Theater in den letzten zwanzig Jahren 1847—66 im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher und Zeitschriften, mit Ausschluß der Liederbücher und Musikalien wie der Theaterstücke. Die theatralische Bibliothek gewährt zugleich einen Ueberblick über den Flor unserer Theaterjournalistik und die Unzahl der oft rasch auftauchenden und verschwindenden, oft sich lange behauptenden Theaterblätter, welche als Chroniken, Archive, Spiegel, Horizonte, Theaterdiener und Theatercharivaris alle erdenkliche Zusammensetzungen mit dem Stammwort „Theater" bilden. Daß indeß Büchting's Register hierin noch manches Loch hat, ließe sich leicht nachweisen; namentlich fehlen die meisten neuen wiener Theaterblätter.

Eduard Alberti hat die erste Abtheilung eines „Lexikon der schleswig-holstein-lauenburgischen und eutinischen Schriftsteller von 1829 bis Mitte Mai 1866" (Kiel, Akademische Buchhandlung, 1867) erscheinen lassen. Sie umfaßt die Buchstaben A bis L. Das Werk ist mit großem Fleiß gearbeitet und enthält eine Fülle Materials, das für die Stammesgenossen vom nächsten Interesse ist, überhaupt aber das Werk zum Nachschlagebuch geeignet macht. Es finden sich indeß, abgesehen von den berühmten Fachgelehrten, auch manche Dichter von nationaler Bedeutung, wie Friedrich Hebbel, Klaus Groth u. a., Philosophen wie Chalybäus u. a. mit genauen biographischen und bibliographischen Angaben in diesem Lexikon angeführt. Ueberraschend ist die Productivität einiger belletristi-

scher Autoren, deren Namen nur engern Kreisen bekannt oder jetzt gänzlich verschollen sind und deren Werke uns Alberti in einem langen Register vorführt.

Rudolf Sonnenburg gibt eine „Sammlung interessanter geschichtlicher Werke der englischen Sprache vollständig oder in Auszügen" (Danzig, Ziemssen, 1867) heraus. Das erste Bändchen enthält die erste Hälfte eines Auszugs aus Thomas Carlyle's „Geschichte Friedrich's des Großen". Die anerkannt guten Geschichtswerke der Neuzeit sollen den Schulen zugänglich gemacht und durch sprachliche und sachliche Anmerkungen erläutert werden. Diese Anmerkungen knüpfen bisweilen an die Worterläuterung eine allgemeinere Charakteristik. So heißt es von Carlyle's Stil: „Er ist voll von Eigenthümlichkeiten, aber diese Eigenthümlichkeiten haben ihre Berechtigung und geben dem Satzbau eine originelle architektonische Schönheit. Phantasielose Pedanten und Schablonenmenschen, für welche jede Periode wie ein steifer, nach äußern Regeln zugestutzter Zopf sein muß, finden, daß Carlyle's Stil der Würde entbehre; sie haben keine Ahnung davon, daß ein Schriftsteller seinem Stil das markige Gepräge seines individuellen Charakters geben kann. Carlyle's Stil vereinigt in sich sehr verschiedene Seiten und Eigenschaften; er ist malerisch, pathetisch, zuweilen gemüthlich unterhaltend, ironisch oder harmlos scherzend; immer ist er der reinste, originellste und treffendste Ausdruck von wahrhaft edel und menschlich empfundenen Gedanken."

Von Longfellow's Uebersetzung der „Divina commedia" ist in der „Collection of British authors. Tauchnitz edition" (Leipzig 1867) der zweite Band erschienen, der das „Purgatorio" enthält und mit zahlreichen Anmerkungen und Erläuterungen begleitet ist. Unter den letztern findet sich auch ein Aufsatz von Schelling über die „Divina commedia" abgedruckt. Von der „Collection of German authors" ist der vierte Band erschienen, der „Im Jahre 13" von Fritz Reuter enthält. Die Werke dieses Autors werden dadurch auch denjenigen Deutschen zugänglich, die des Englischen, aber nicht des Plattdeutschen mächtig sind.

Von dem von H. Schultheß herausgegebenen „Europäischen Geschichtskalender" (Nördlingen, Beck, 1867) ist der siebente Jahrgang, jedenfalls der interessanteste, erschienen; denn das Jahr 1866 bietet mehr als trockene und gleichgültige Daten. Eine allgemeine Chronik eröffnet den Kalender, dann folgt die Chronik der einzelnen Staaten, welche durch Mittheilung wichtiger Actenstücke ergänzt wird; den Schluß bildet eine Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1866.

Von Arnold Ruge's „Aus früherer Zeit" (Berlin, F. Duncker, 1867) ist der vierte Band erschienen, welcher Beiträge zur Geschichte der Philosophie im allgemeinen und der junghegelschen Philosophie im besondern enthält.

Die „Gespräche mit einem Grobian" haben eine neue Auflage (Leipzig, Brockhaus, 1867) erlebt und sind um ein neuestes Gespräch „Ueber die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege" vermehrt worden, welches auch in einem Separatabdruck erschienen ist. Dies Gespräch zeigt gerade keine große Begeisterung für die „prussificirte, dreinschlagende Germania", erklärt sich gegen das bureaukratisch-militärische Element derselben, gegen die „dämonische" Thätigkeit der Politik und betont in vieler Hinsicht den „süddeutschen Standpunkt", wie denn auch der schwäbische Stamm als der Stamm des Geistes dargestellt wird. Mit den höhern allgemeinen Culturzwecken, die als das Ziel der Menschheit, als letztes Resultat dieser Dialoge erscheinen, werden sich indeß die verschiedensten Parteien einverstanden erklären.

Victor Hugo's „Hernani" hat bekanntlich am Théâtre français glänzende Triumphe erlebt, die ebenso viele Demonstrationen gegen das zweite Kaiserthum waren. Doch von diesen tendenziösen Huldigungen abgesehen, zu denen das feudalromantische Trauerspiel wenig Veranlassung gab, war auch die Begeisterung für die Dichtung selbst eine lebendige, und mit Recht, da sich dieselbe durch einen oft grandiosen Aufschwung bedeutend über das mittlere Niveau der jetzigen école du bon sens und ihrer correcten Dramatik erhebt. Victor Hugo hat übrigens neuerdings selbst incognito der Aufführung in Paris beigewohnt und sich durch den Erfolg derselben anregen lassen, seine neuesten, nur halbvollendeten Dramen, wie: „Torquemada", zu Ende zu dichten. So verjüngend und die Production kräftigend wirkt auch auf dichterische Veteranen ein frisch vom Baum gebrochener Theaterlorber.

Ueber das Ende Petöfi's bringt das ungarische Journal „Hon" einige neue Mittheilungen aus dem Munde eines Honvedofficiers. Ihnen zufolge ist der berühmte ungarische Dichter in der That als Adjutant Bem's in der Schlacht bei Segesvar den Heldentod gestorben. Der Berichterstatter sah ihn schwer verwundet, das Opfer einer Kartätschensalve, welche die Reihen der Honveds gelichtet hatte. Ein breiter Blutstrom entquoll seiner Brust; er selbst erklärte, daß es mit ihm aus sei. Später hörte der Honvedofficier, wie ein wohlgesinnter Postmeister sich rühmte, die Verwundeten aus jener Schlacht lebendig begraben zu haben. Auch der Dichter soll sich unter denen befunden haben, die noch mit gefalteten Händen um ihr Leben gejammert haben, während der grausame Todtengräber die Erde über sie schüttete. Die Richtigkeit dieser letzten, an ein Kapitel der Schauerromane erinnernden Mittheilung wird indeß vom „Hon" bezweifelt.

Bibliographie.

Beheim, M. v., Evangelienbuch in mitteldeutscher Sprache. 1343. Herausgegeben von R. Bechstein. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Capräz, F., Praktische Sprachstudien, mit besonderer Rücksicht auf Uebersetzungskunst, Stylistik und materienweise Sprachbehandlung. Bern, Heuberger. Gr. 8. 18 Ngr.

Cramm, B. Baron v., Aus Langensalza. Ein Erinnerungsblatt. Dresden. 16. 5 Ngr.

Delitzsch, F., Der Messias als Versöhner. Ein begründetes Zeugniß an die Gebildeten im jüdischen Volke. Paris. 8. 5 Ngr.

Demmer, E., Liederstrauß. Aachen, Benrath u. Vogelgesang. 8. 24 Ngr.

Dürlinger, J., Vom Pinzgau. Geschichtliche Uebersichten. Orts- und Kirchenmatrikel. Salzburg. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Falkenstein, L. Baron v., Ein Lorbeerhain auf den Gräbern der Veteranen des deutschen Befreiungskrieges. 1ste Reihe. 2 Bde. Potsdam, Döring. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gerhard, P., Gegen die Irrlehre des Irvingianismus der Wahrheit die Ehre! Ein Wort an die Besucher der von Herrn Rährmund seither gehaltenen Vorträge. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Gotteswelsheit. Berlin, G. W. F. Müller. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gottschalg, A. W., Dr. Johann Gottlob Töpfer Professor der Musik am Großherzogl. S. Schullehrer-Seminar und Organist an der Haupt- und Stadtkirche zu Weimar. Eine biographische Skizze. Weimar, Kühn. Gr. 8. 5 Ngr.

Götzenberger, Amelie, In freien Stunden. Mannheim, Wittwer. 8. 1 Thlr.

Groote, A., Der norddeutsche Bund, das preußische Volk und der Reichstag. Leipzig, Colditz. Gr. 8. 5 Ngr.

Keck, K. H., Die Gudrunsage. 3 Vorträge über ihre erste Gestalt und ihre Wiederbelebung. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 16 Ngr.

Meißner, A., Babel. Roman aus Oesterreichs neuester Geschichte. 4 Bde. Berlin, Janke. 8., 6 Thlr.

Meyer, C. F., Balladen. Leipzig, Haessel. 8. 15 Ngr.

Müller, M., Eine Pfingstrede über den Begriff des Wortes „Bildung". Der gebildeten Welt gewidmet. Leipzig, Haessel. Gr. 8. 5 Ngr.

Prokesch-Osten, A. Freih. v., Geschichte des Abfalls der Griechen vom türkischen Reiche im Jahre 1821 und der Gründung des hellenischen Königreiches. Aus diplomatischem Standpunkte. 1ster bis 4ter Band. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Thlr.

Richter, L., Skizzen über sociales Leben. 1stes Heft. Dresden, Schöpff. Gr. 8. 18 Ngr.

Ritter, H., An Leopold v. Ranke über deutsche Geschichtschreibung. Ein offener Brief. Leipzig, Fues. Gr. 8. 15 Ngr.

Ruge, A., Aus früherer Zeit. 4ter Bd. Berlin, F. Duncker. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wehl, F., In Mußestunden. Ernste und humoristische Essays zum Vorlesen. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

— — Plausch-Geschichtchen. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Die Wehrfrage in Oesterreich und Ungarn. Vom Verfasser von „Oesterreichs Zukunft und sein Heer". Wien, Hartleben. Gr. 8. 16 Ngr.

Zelger, C., Geognostische Wanderungen im Gebiete der Trias Frankens. Würzburg, Staudinger. Gr. 8. 24 Ngr.

Zupitza, J., Ueber Franz Pfeiffers versuch den Kürenberger als den dichter der Nibelungen zu erweisen. Oppeln. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit einem Grobian.

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

Zweite Auflage.

Vermehrt mit einem Gespräch über

die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.

8. Geh. 2 Thlr.

Dieses kurz vor dem vorjährigen Kriege erschienene Buch erregte so allgemeines Interesse, daß dasselbe binnen einigen Monaten vergriffen war und eine zweite Auflage nöthig wurde.

Ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besondern Gründen das Buch anonym erscheinen läßt, will in diesen „Gesprächen" unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen rückhaltlos nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch auf allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Welt zu streben hat, und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Mittel an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch „den Ehrlichen, den Edeldenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke".

Die vorliegende zweite Auflage ist vom Verfasser mehrfach verändert, namentlich aber durch eine 8 Bogen umfassende Zugabe vermehrt worden. Von dieser erschien gleichzeitig ein Separatabdruck unter folgendem Titel:

Neuestes Gespräch mit dem Grobian.

Ueber die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.

8. Geh. 15 Ngr.

Nicht nur den zahlreichen Lesern der ersten Auflage des Werks, zu welchem es den ergänzenden Abschluß bildet, wird dieses „Neueste Gespräch" willkommen sein; die originelle Art und Weise, wie der Verfasser den widerstreitenden Ansichten über die großen Fragen der Zeit, namentlich der Deutschland betreffenden, Ausdruck gibt, ist ganz geeignet, bei allen Parteien die lebhafteste Theilnahme zu finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe ohne Adresse.

Von

Arthur Görgei.

Deutsche Originalausgabe,

im Auftrage des Verfassers aus dem ungarischen Original-Manuscript übersetzt.

8. Geh. 10 Ngr.

Arthur Görgei veröffentlicht hiermit eine Rechtfertigungsschrift, welche sehr wichtige neue Details über die entscheidende Katastrophe von Világos enthüllt und sein 1852 erschienenes Memoirenwerk: „Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849", in vielen Punkten ergänzt. Die Schrift wird gerade im gegenwärtigen Augenblick besonders lebhaftes Interesse erregen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Alpen

in Natur- und Lebensbildern

dargestellt

von

H. A. Berlepsch.

Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen

von

Emil Rittmeyer.

Nr. I. Pracht-Ausgabe. Lexicon-Octav. Ein starker Band. Eleg. brosch. 3 Thlr. 26 Sgr. Eleg. geb. 4 Thlr. 10 Sgr. Goldschnittband 4 Thlr. 20 Sgr.

Nr. II. Wohlfeile Volks-Ausgabe mit 16 Illustrationen ohne Tondruck. Octav. Brosch. 1 Thlr. 20 Sgr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Nr. III. Taschen-Ausgabe für den Reisegebrauch mit 6 Illustrationen. Sedez-Format. Eleg. geb. 1 Thlr. ordinär, 20 Sgr. netto.

Das berühmte Werk von Berlepsch über die Alpen erschien auf vielseitiges Verlangen in einer handlichen besonders redigirten Taschen-Ausgabe (Nr. III) im Anschluß an des Herrn Verfassers bekannte Reisehandbücher für die Schweiz und andere Alpenländer.

Ueber den Werth des Buchs jetzt noch etwas zu sagen, erscheint überflüssig; zwei nacheinander erschienene Auflagen und eine englische Uebersetzung neben den vorzüglichsten Urtheilen der deutschen und englischen Presse sprechen dies besser aus.

Zugleich mache ich darauf aufmerksam, daß der Herr Verfasser in seinen neuesten erscheinenden Auflagen der Reisehandbücher häufig auf seine „Alpen in Natur- und Lebensbildern" verweist und daß dies Buch gewissermaßen einen **erläuternden Supplementband** zu denselben und in trüben Tagen eine passende und willkommene Reiselektüre bildet.

Die beiden größern Ausgaben eignen sich ihres Formats und ihrer elegantern Ausstattung wegen mehr zu Geschenken und zum passenden Studium vor oder nach einer Alpenreise.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

George Chapman's

Tragedy of Alphonsus, Emperor of Germany.

Edited with an Introduction and Notes

by **Karl Elze.**

8. Geh. 1 Thlr.

An dieses dramatische Werk eines Zeitgenossen Shakspeare's knüpft sich für Deutschland ein besonderes Interesse wegen des darin behandelten Stoffs; dasselbe kann als Zeugniss der literarischen Wechselbeziehungen zwischen England und Deutschland in jener Epoche gelten. Ausserdem ist es von hohem Werth für die Literaturgeschichte und wird daher allen Literaturfreunden, namentlich aber allen Verehrern Shakspeare's willkommen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 25. Juli 1867.

Inhalt: Gustav Freytag's Bilder aus dem Mittelalter. Von Heinrich Rückert. — Eine transatlantische Philosophie der Ehe. Von Rudolf Gottschall. — Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas im 17. Jahrhundert. Von Eugen Labes. — Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Wie unterstützt man deutsche Dichter? Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gustav Freytag's Bilder aus dem Mittelalter.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Von Gustav Freytag. Fünfte vermehrte Auflage. Erster Band: Aus dem Mittelalter. Leipzig, Hirzel. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Was im Folgenden nach alten Aufzeichnungen abgedruckt wird, ist meist Bericht vergangener Menschen über ihr eigenes Schicksal. Es sind zuweilen unbedeutende Momente aus dem Leben des Kleinen. Aber wie uns jede Lebensäußerung eines fremden Mannes, der vor unser Auge tritt, sein Gruß, seine ersten Worte das Bild einer geschlossenen Persönlichkeit geben, ein unvollkommenes und unfertiges Bild, aber doch ein Ganzes: so hat, wenn wir nicht irren, auch jede Aufzeichnung, in welcher das Treiben des Einzelnen geschildert wird, die eigenthümliche Wirkung, uns mit plötzlicher Deutlichkeit ein fertiges Bild von dem Leben des Volkes zu geben, ein sehr unvollständiges und unfertiges Bild, aber doch auch ein Ganzes, an welches eine Menge von Anschauungen und Kenntnissen, welche wir in uns tragen, blitzschnell anschießen, wie die Strahlen um den Mittelpunkt eines Krystalles.

Und wenn jedes solche Bild eine Ahnung davon gibt, daß sich in der Seele jedes Menschen auch ein Miniaturbild von der Persönlichkeit seines Volks findet, so wird eine nach der Zeit geordnete Reihe dieser Berichte, wie zufällig und willkürlich auch manches darin sein mag, doch noch etwas anderes erkennen lassen. Wir werden die Bewegung und allmähliche Verwandlung einer höhern geistigen Einheit, die uns hier ebenfalls wie eine geschlossene Persönlichkeit entgegentritt, wahrnehmen. Und darum helfen auch diese kleinen Bilder vielleicht ein wenig zu lebendigerm Verständniß dessen, was wir das Leben eines Volks nennen.

Mit diesem Programme, demselben, das einst die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" Gustav Freytag's einzuführen bestimmt war, tritt auch diese ihre neueste Fortsetzung, Umarbeitung und abschließende Begründung, oder wie man sie sonst nennen will, einem schon im voraus günstig gestimmten Leserkreise entgegen, der mit der Gesammtheit unsers gebildeten Publikums so ziemlich identisch ist. Denn jene zwei frühern Reihen culturgeschichtlicher Schilderungen, die „Bilder" und ihre Forsetzung, die „Neuen Bilder aus der deutschen Vergangenheit", haben bisher allein unter allen Erzeugnissen der deutschen Geschichtschreibung den allgemeinen Erfolg für sich gewonnen, nach welchem jeder Geschichtschreiber strebt oder streben sollte. Sie verdienen schon darum eine besondere Beachtung, weil sie ein Vorurtheil, das Schriftsteller und Publikum auf gleiche Weise beherrschte, praktisch vernichteten. Es galt für ausgemacht bei dem einen, daß die geschickteste Feder nicht im Stande sei, die Apathie des andern gegen jede Lektüre historischen Inhalts zu besiegen. Unser Publikum aber erklärte die Thatsache, daß es nichts dergleichen las, durch das Ungeschick derer, die ihm ihre goldenen Früchte in groben hölzernen Schalen präsentirten. Freytag's Bilder sind so gründlich und solid unterarbeitet, daß die strenge Wissenschaft alle ihre Anforderungen befriedigt sieht, sie sind aber auch so ausgeführt, daß unsere immerhin etwas schwachsichtige Lesewelt der Anziehungskraft ihrer Farben nicht widerstehen konnte. Wer wollte leugnen, daß sich der Dichter der „Valentine" und von „Soll und Haben" bei seinem Debut als Historiker in einer günstigern Position befand als jeder oder die meisten andern, denen höchstens ein gelehrtes Renommée zu Hülfe kommt, wenn es anders nicht mehr schadet als hilft? Aber damit war doch nur die Bahn geöffnet, noch nicht der Erfolg selbst gewonnen. Dieser beruht in Deutschland, um ein dauernder und allseitiger zu sein, auf dem eigenen Verdienste der Arbeit, nicht auf dem günstigen Vorurtheil, das der Autorname erweckt.

Die frühern Geschichtsbilder Freytag's wählten ihre Stoffe innerhalb des Kreises der neuern deutschen Geschichte, von der Reformation bis an die eigentliche Neuzeit heran. Diesmal ist es die eigentliche Vergangenheit, das Mittelalter und die Urzeit unsers Volks, ein Gebiet, auf welchem der geschicktesten Hand Schwierigkeiten entgegenstehen, von denen einige oder mindestens eine an sich unüberwindlich ist, andere nur mit der gereiftesten Technik beseitigt werden können. Zu der ersten Art rechnen wir nicht, wie es wol zu geschehen pflegt, die Lückenhaftigkeit und Dürftigkeit des verwendbaren Materials, der sogenannten Quellen. Wer überhaupt mit wirklichem Verständniß in dasselbe einzudringen weiß, wird auch in den dunkelsten und ärmlichsten Partien der mittelalterlichen Geschichtsüberlieferung immer noch den nothwendigsten Apparat zur Herausarbeitung der wesentlichen Züge geschichtlicher Gestaltung aufzufinden wissen. Ohne Zweifel wäre die Mühe des Darstellers sehr viel geringer, wenn das

Material zur Geschichte der Völkerwanderung etwa in der Fülle, wie zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs vorhanden wäre. So sparsam vorhanden, wie es Zufall und die Natur der Sache uns überliefert haben, will es durch eine ganz besondere Kunst und Geschicklichkeit gleichsam erst aufgeschürft, von unzähligen Flecken gereinigt und mit einer unermüdlichen Sorgfalt aufgeputzt werden, die dem Unkundigen als pedantische Uebergeschäftigkeit und eitele Selbstquälerei erscheinen mag. Der Kenner weiß freilich, daß nur so und oft nicht einmal so aus jenem wirren und todten Geschiebe von Geschichtstrümmern die wenigen gestalteten und wieder gestaltbaren Bruchstücke der Vergangenheit herausgeklaubt werden können, aber seine minutiöse Arbeit lehrt ihn auch, daß das Wenige, recht verwendet, der Sache nach eben dasselbe leisten kann, was das Viele auf einem günstigern Felde doch auch nur in der berufenen Hand leistet. Er wird sich auch nicht an einem Bedenken stoßen, das häufig ihm entgegengehalten wird. Er weiß, daß andere, die auf demselben Felde arbeiten, auch nur auf dasselbe Material verwiesen sind und waren, daß also auch er im äußerlichen Sinne des Wortes nichts eigentlich Neues bringen kann, was nicht schon längst Gemeingut der Wissenschaft oder des Wissens wäre. Denn wirklich neues Material für die Geschichte ist zwar in den letzten dreißig Jahren in früher unbekannter und ungeahnter Massenhaftigkeit beschafft worden, aber nur in den Theilen des unermeßlichen Gebiets, auf denen schon früher ein relativer Reichthum vorhanden war. Für die deutsche Urgeschichte, für die Geschichte der Völkerwanderung, der merovingischen und karolingischen Zeit, selbst der sächsischen und fränkischen Periode hat man wol einzelne werthvolle Entdeckungen gemacht, aber der Charakterzug der äußersten Dürftigkeit ist dem Material heute noch ebenso eigen, wie vor etwa 150 Jahren, als die ersten Versuche begannen, es wissenschaftlich zu erforschen und zusammenhängend darzustellen.

Wenn wir hier der Kunst des Darstellers eine zwar schwierige, aber gerade um so dankbarere Aufgabe zuerkennen, so sehen wir sie an einer andern Stelle unfähig, das zu leisten, was sie eigentlich möchte und sollte. Es mag ihr gelingen, aus dem dürftigsten Material ein farbiges, wohlgegliedertes, gut gruppirtes Bild mittelalterlicher Gestaltungen hervorzubringen, aber sie wird es nicht vermögen, damit zugleich das innere Leben, das dieselben beseelt, in voller Begreiflichkeit und Durchsichtigkeit vor dem heutigen Geiste wieder aufsteigen zu lassen. Daran trägt nicht die Beschaffenheit der Quellen, sondern die Art des mittelalterlichen Geistes Schuld. Es ist nicht schwer, ihn in seinen concreten Aeußerungen zu erfassen, aber schwer, sein eigentliches Wesen mit Worten darzustellen, und unmöglich, wenn man als Historiker und nicht als Dichter verfahren will, wenn man nur die Thatsachen in ihrer natürlichen Verflechtung nachbilden und nicht ihre innere psychologische Begründung frei ergänzen darf, ihn aus den Ereignissen und Persönlichkeiten des Mittelalters so deutlich sprechen zu lassen, wie es nöthig wäre, um ihnen ihre fremdartige Unbegreiflichkeit zu nehmen. Es ist nicht jedem gegeben, der sich mit der Geschichte des Mittelalters beschäftigt und sie darzustellen versucht, die specifische Art seines Geistes oder seiner innersten Beseelung zu erfassen. Vielen aber gelingt es, und ein treues Versenken in den Stoff der directen Zeugnisse, welche jene Zeit von sich selbst hinterlassen, ist der natürliche Weg dazu. Dem Verfasser der Bilder aus dem Mittelalter war es zuzutrauen, daß er sich nicht blos mit der Oberfläche davon begnügte. Ihr Seelenleben ist ihm vollständig erschlossen, und er versteht es auch mit gelöster Zunge Rechenschaft davon zu geben. Aber er hat es, weil er als Geschichtschreiber nichts aus seinem eigenen Schatze hinzuzuthun, sondern nur das vorhandene darzulegen sich berufen fühlt, auf einmal und im ganzen ausgesprochen, wie er sich die Seele des mittelalterlichen Menschen construirt denkt und worin er die eigentlichen durchgreifenden Contraste der damaligen und der modernen Art zu empfinden und zu wollen erkennt. Wer es versteht, die feingefühlten Striche dieses Seelengemäldes ebenso fein nachzufühlen, wird uns zustimmen, wenn wir die drei, vier Seiten der Einleitung, die dieser Aufgabe gewidmet sind, zu dem Eindringendsten und Reifsten zählen, was jemals über den Kern und Gehalt des mittelalterlichen Wesens gesagt worden ist. Es ist gleichsam der Grundaccord, aus dem das ganze Buch verstanden sein will und ohne den es den unvorbereiteten Leser wol auch durch Composition und Einzelausführung anziehen und erfreuen, ihm aber den eigentlichen Schlüssel zu dem Gelesenen nicht bieten kann. Denn je prägnanter durch die Kunst des Darstellers die Wirkung der Einzelgestalten geworden ist, um so mehr regt sich wenigstens bei dem denkenden Beschauer das Bedürfniß, die innere Construction und Lebensfähigkeit derselben zu erkennen. Dazu aber kann er nicht von seinem empirischen Standpunkt des heutigen Seelenlebens gelangen, er kann es auch nicht aus dem, was ihm hier an plastischen Gebilden geboten wird, oder was er — wie er im Durchschnitt beschaffen ist — sonst vom Mittelalter weiß, abstrahiren. Er muß sich der Hand seines Führers überlassen, und es ist nur zu wünschen, daß er ihre zarten Winke verstehe.

Wer Stoffe und Gestalten der modernen Zeit darzustellen unternimmt, befindet sich im Vergleich zu dem Historiker des Mittelalters in der günstigen Lage, daß der Seelenproceß seiner Objecte auf derselben Basis ruht, wie der seiner Leser. Er bedarf keiner psychologischen Commentare, und auch da, wo er wegen unzureichender Kenntniß der Thatsachen sich im einzelnen dem Blick entzieht, ist er doch im ganzen schon dem Instincte erschlossen, und es ist nicht vonnöthen, ihn durch mühselige und verwickelte Dialektik zu entwirren.

Ohne Zweifel enthält auch der Geist des deutschen Mittelalters gewisse Bestandtheile, die wir in unserm eigenen heutigen Zeitalter unmittelbar wieder erkennen. Die specifische Anlage eines Volks, jenes geheimnißvolle aber nicht wegzuraisonnirende Ding an sich, ist und bleibt sein unvertilgbares Eigenthum. Sie äußert sich in den verschiedenen Phasen seines geschichtlichen Lebens in den

verschiedensten Formen, aber der Kern aller dieser Formen ist und bleibt immer derselbe. Nur schade, daß er selbst nicht definirt und begriffen werden kann! Darum läßt sich wohl erkennen, daß aus ihm heraus diese oder jene Erscheinung der Geschichte erklärt werden muß, aber das Wie, die Besonderheit des concreten Falles bleibt undurchsichtig, und gerade darauf kommt es an, wenn das Fremdartige desselben überwunden werden soll.

Doch wenden wir uns zu dem, was der Kunst des Darstellers erreichbar ist und was sie hier wirklich erreicht hat. Entsprechend der Bezeichnung „Bilder" tritt uns eine Reihe um je einen selbständigen Mittelpunkt componirter Gemälde entgegen, die zusammen einen wohlgefügten Cyklus ausmachen. Der sie alle vereinende Grundgedanke ist die Offenbarung des mittelalterlichen Geistes nach allen den Richtungen hin, die das mehr nach innen gewandte Leben des Volks entwickelt. Dieser Geist des Mittelalters ist aber selbst ein allmählich sich entfaltender, und in vielen Dingen ein anderer zur Zeit, da Friedrich Barbarossa seine Kreuzfahrt unternahm, als in den Tagen Karl's des Großen oder Heinrich's I. Aber im wesentlichen ist er doch immer der gleiche, und wer ihm gerecht werden will, wird das Verständniß des Dauernden im Wechsel zu seiner Hauptaufgabe machen müssen. So ist's hier geschehen: es ist die allein richtige Mitte getroffen zwischen einem uniformirenden Schematismus, der das gemeinsame Gepräge aller mittelalterlichen Bildungen einseitig hervorhebt, und einer empirischen Hingabe an die bunte Zufälligkeit der einzelnen Erscheinungen. Wir begegnen nur concreten, scharf modellirten und kräftig gefärbten Gestaltungen, aber wir vermögen überall durch die Zufälligkeit der individuellen Züge das Gemeinsame des Typus einer ganz eigenthümlichen Welt- und Geschichtsperiode zu erkennen. Jede einzelne Gestalt ist sozusagen orientirt und wir mit ihr: jede steht rund und voll für sich da und doch auf dem gemeinsamen Boden aller, der keine andern als solche Gewächse tragen kann. So finden wir uns in dem bunten Haufen der Personen und in dem krausen Gewirre der Zustände, die sie bedingen, wie in einem Product freier künstlerischer Thätigkeit zurecht. Die Härten und Ecken des positiven geschichtlichen Stoffs sind alle getilgt durch seine vollständige Umschmelzung und Neubildung in dem Geiste, der mit absoluter Herrschaft über ihm waltet, und es sind wirkliche Gemälde, nicht blos einzelne drastische Pinselstriche, aus denen wol ein Bild zusammengesetzt werden konnte, vor unsern Augen aufgerollt. Was das heißen will, kann eigentlich nur der recht ermessen, der selbst sich an einer gleichen Aufgabe versucht hat. Die andern mögen leicht vergessen, daß der wohlgebahnte Weg, auf welchem sie behaglich einherwandeln, nur entstehen konnte, nachdem manche ungefüge Felsennasen gesprengt und tiefe Sumpflöcher ausgefüllt worden sind. Sie werden selten einmal durch die sonst üblichen Noten unter dem Text über die Schwierigkeiten belehrt, die sie, ohne es zu ahnen, überwinden, denn dies ist ja doch in den meisten Fällen die Aufgabe des Notenapparats. Daß er einen vollständigen Einblick in die constructiven Principien des Textes gewähre, ist eine Täuschung, welche, wie so viele andere, conventionell festgehalten wird. Selbst wo er zu gedehnten Excursen anschwillt, kann er eine solche Aufgabe nicht erfüllen, geschweige denn daß einige verlorene Citate und kritische Aphorismen, die nur das geben, was dem Schreiber gerade passend dünkt, niemals aber das, was der Leser wissen müßte, dazu geeignet wären. Aber das kritische Gewissen unsers gebildeten Publikums mag sich getrost auch ohne Notenkram diesem Führer anvertrauen. Wenn auch bisher nicht unter die Zunftgelehrten eingereiht, ist er doch in dem, worauf sie ein Recht exclusiven Besitzes zu behaupten pflegen, so vollständig zu Hause, wie es jeder sein sollte, der Geschichte schreiben will. Ein wahrhaft gebildeter Geist wird auch, ohne die ganze Arbeitskraft seines Lebens auf den Betrieb der Geschichtswissenschaft in ihrer heute geläufigen Formulirung verwendet zu haben, sich durch sorgsame und gewissenhafte Thätigkeit das Material und die Methode bald so weit zu eigen machen können, als er sie zu tadelloser Durcharbeitung seines Stoffs braucht. Ein solcher besitzt vor denen, die nichts weiter als die Methode der Schule, in der sie selbst gelernt haben, kennen und anerkennen, an sich schon den Vorzug der Selbständigkeit des Urtheils und der freien Prüfung des Wegs oder der Wege, auf denen er seinem Ziele zustrebt. Schauen wir uns in der Fremde um, so sind es bei Engländern, Franzosen und Italienern durchgängig nicht eigentliche Historiker von Profession, denen ihre Nation die Palme der Geschichtschreibung zuerkannt hat. Wenn es bei uns in Deutschland an vergleichbaren Erscheinungen bisjetzt gefehlt hat, so erklärt es sich nicht dadurch, daß unsere „Eigentlichen" selbige Palme ausschließlich für sich verdient und den andern kein, auch nicht das kleinste Fäserchen davon übriggelassen haben, sondern durch ganz andere Ursachen, von denen man am besten thut zu schweigen, wie von so viel anderm, was nicht angenehm zu hören ist und doch trotz alles Beredens so bleibt, wie es einmal ist. Ausdrücklich aber sei noch einmal der gediegene, umsichtige Fleiß betont, dem auch das Kleinste und Fernstliegende nicht entgangen ist, der sich nicht blos, wie es erfahrungsmäßig unter den zünftigen Leuten gewöhnlich geschieht, auf irgendeinen engsten Ausschnitt des Geschichtsfeldes beschränkt, sondern der es ganz und vollständig bis auf jede einzelne Scholle geprüft und kennen gelernt hat. Denn die jetzt modische Methode geschichtlicher Forschung bringt es mit sich, wie jeder Sachverständige weiß und manche es auch im stillen, nur nicht offen vor den Leuten, als einen bedauerlichen Mangel beklagen, daß irgendein zufällig herausgegriffenes Thema dem Arbeiter ganz genau bekannt und geläufig wird, ohne daß er im mindesten das Bedürfniß empfindet, das nächst darangrenzende, oder gar das ganze größere Feld, auf dem er nur eine einzige Furche zieht, sich einmal genauer anzusehen. Die Theilung der Arbeit, das weltbeherrschende Industrieprincip der Gegenwart, wird auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete und zwar ebenso wohl

auf dem der Naturwissenschaften, wie dem der Geschichte so verstanden, daß einer an dem einen Punkte, wo er gerade steht, sich als einen Virtuos bewährt und einen Schritt weiter sich als einen Stümper offenbart. Ob die Geschichtsforschung dabei gedeihen mag, soll hier nicht untersucht werden: nur wirkliche Geschichtschreibung oder ein wirklicher Geschichtschreiber kann in solcher Abpferchung nicht gedeihen.

Wer also nach guter deutscher gewissenhafter Art erst sicher sein will, daß die „Bilder aus dem Mittelalter" auch alle Anforderungen der strengen Gelehrsamkeit erfüllen, der mag sich deshalb beruhigen. Man müßte denn überhaupt der Meinung sein, daß sich Meisterschaft des deutschen Stils und solide Gelehrsamkeit gegenseitig ausschließe. Doch wenn auch die Mehrzahl unserer Geschichtschreiber diese Meinung praktisch bestätigte, so ist schon immerhin eine respectable Minderzahl anzuführen, die sie widerlegt, wenn auch kein einziger davon in so glänzender Weise wie dieser nicht zünftige Meister. In der frühern Gestalt der „Bilder", in der wir sie als allgemein bekannt voraussetzen, konnten sich alle die ihm eigenthümlichen Attribute seiner Herrschaft über die Form im weitesten Sinne des Worts, wie es uns dünkt, verhältnißmäßig leichter als auf dem Gebiete, das er jetzt gewählt hat, bethätigen. Ein unabsehbarer Reichthum des Materials ließ ihm für die Auswahl des gerade seiner künstlerischen Individualität Homogenen freie Hand. Das Material selbst, weil es im wesentlichen unser eigenes Fleisch und Blut, nur wenig verdeckt durch Zopf und Perrüke oder Reifrock und Schleppe ist, formt sich einigermaßen von selbst der Hand des Künstlers entgegen, sobald er sie nur daran anlegt. Nicht jedem wird es auch hier gelingen, das Fremdartige des Costüms zu bewahren und zugleich die Verständlichkeit und Begreiflichkeit der Gliederfügung dem Sinne des gegenwärtigen Lesers auf einmal vorzuführen; wem es gelingt, dem gebührt das Prädicat eines wirklichen Künstlers, und daß es in den erwähnten Bildern gelungen ist, gibt jedermann zu. Ganz anders steht es aber um die Mühe, die das Material der mittelalterlichen Geschichte einem künstlerischen Umschaffen entgegenstellt. Es ist schon oben darauf hingewiesen, daß es nicht der Mangel als solcher ist, welcher unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. Wol aber muß man sich mit dem begnügen, was man gerade findet und wie man es findet, und von einer freien Wahl nach eigenen Intentionen und Bedürfnissen ist selten die Rede. Aber auch das, was sonst brauchbar wäre, bedarf einer viel tiefer greifenden Umformung, denn wer aus den sogenannten Quellen etwa blos in deutscher Uebersetzung einen Cento zusammenflicken wollte, würde vielleicht eine brauchbare Vorarbeit für die Kunde des Mittelalters, aber niemals eine den Namen verdienende Darstellung desselben schaffen. Aber ebenso wenig wird es gestattet sein, das eigenthümliche Colorit der Zeit zu verwischen und ihre Gestalten so zu färben, wie unsere Augen von heute Menschen und Dinge um uns herum gefärbt zu sehen gewöhnt sind. Daß ein Mittelweg gefunden werden muß, auf dem die Ansprüche größtmöglicher Treue gegen die Individualität der Zeit und größtmöglicher Deutlichkeit und Verständlichkeit für den modernen Beschauer miteinander ausgeglichen werden, diese theoretische Forderung kann jeder leicht erheben und nicht weniger leicht wäre es auch, sie im einzelnen zu formuliren. Leider ist nur damit für das Machen selbst wenig gewonnen, denn niemand kann nach einer solchen Schablone arbeiten, wie die Erfahrung lehrt. Wenn wir nach reiflicher Prüfung aussprechen, daß sich auch der ungleich schwierigern Aufgabe gegenüber die Künstlerhand vollständig bewährt habe, so ist damit das höchste Lob gemeint, was uns überhaupt zu Gebote steht. Dabei betonen wir aber noch einmal ausdrücklich das, was wir in Betreff der innern Belebung oder Beseelung der formal untadeligen Gestalten auszusprechen genöthigt waren.

Es gewährt einen seltenen Genuß, die feine Arbeit einer wirklich kunstverständigen Hand durch eine sorgfältige Vivisection sich zum Bewußtsein zu bringen. Möglich, daß nicht gerade jeder Leser des Buchs zu einer solchen minutiösen Versenkung in dasselbe sich berufen fühlt, aber wir wünschen dem Buche viele, die es wären. Um ihnen wenigstens einige unserer eigenen Ergebnisse nicht vorzuenthalten, wollen wir sie zunächst auf die Gesammtgruppirung des Ganzen aufmerksam machen. Räumlich und sachlich ist die Gestalt Karl's des Großen in die Mitte des ganzen Bildercyklus gestellt und mit vollem künstlerischen und wissenschaftlichen Recht. Denn Karl der Große ist gleichsam die Centralsonne an dem Firmament des Mittelalters; alle seine Gestirne kreisen um sie, alle Lichtstrahlen gehen von ihr aus und Leben und Wärme verbreiten sich von ihr bis zu den räumlich und zeitlich fernsten Grenzen jener Periode. Alles, was vor Karl dem Großen an geschichtlichen Erscheinungen herausgebildet wird, weist vorbedeutend auf ihn hin, strebt zu ihm und findet in ihm seine Erfüllung und seinen Abschluß, und die weitere Arbeit der Geschichte greift immer wieder zu ihm, seinem Wollen, seinem Thun und dem unerschöpflichen Kern seiner Persönlichkeit zurück. Die Kaiser und Ritter des 12. Jahrhunderts spiegeln und messen sich an ihm, das Bürgerthum des 13. Jahrhunderts lebt nach dem Recht, das er gesetzt hat, und das naive Volksgemüth fühlt ihn noch unter den Lebenden, gleichsam als die verborgene Seele des sichtbaren Leibes der Zeit, entrückt zu den andern Urhelden der Menschheit in den Verschluß eines unterirdischen Palastes. Freilich ist der prosaisch-historische Karl eine andere Gestalt als diese, welche der Glaube und das Bewußtsein des Mittelalters von sich selbst geschaffen und worin es sein eigenes Ideal concret und als schon erfüllt dargestellt hat. An dem erstern lassen sich alle die einzelnen Zufälligkeiten des Individuums mit Hülfe der Kritik unschwer aufzeigen, welche in das ideale Bild keineswegs passen. Verbindet sich damit ein blos von heutigen Voraussetzungen des Denkens und Empfindens, oder gar von heutigen Parteiansichten geleitetes Urtheil, so ist es leicht möglich, daß seine Gestalt den ganzen traditionellen Glanz, den sie vom Mittelalter her fortgeerbt hat, einbüßen muß. Der größte Held und Regent

des Mittelalters wird dann gelegentlich eine gar traurige Rolle spielen und seine Bezeichnung „der Große" klingt wie ein Hohn neben dem, wofür er verántwortlich gemacht wird oder was er unterlassen haben soll. Wenn es aber schließlich für alle und jede Art der Erfassung und Darstellung der Geschichte darauf ankommt, jede ihrer Gestalten aus sich selbst heraus, mit den Voraussetzungen und Empfindungen der Zeit und Umgebung zu concipiren und wieder für das Bewußtsein der spätern Geschlechter aus der Nacht emporsteigen zu lassen, so wird auch er dasselbe Recht beanspruchen dürfen. Nicht das ist Karl der Große, was ein, immerhin mit Gelehrsamkeit und Verstand ausgerüsteter Sohn des 19. Jahrhunderts über seine Thaten und sein Wesen urtheilt, wenn er sie ins 19. Jahrhundert gleichsam hineinescamotirt; das Mittelalter selbst in seinen unzweideutigen Zeugnissen muß darüber gehört werden. Es bleibt dem heutigen Betrachter ja immer noch unbenommen, sich daraus die Summe seines Urtheils vom heutigen Standpunkt der Bildung und der Interessen zu ziehen und danach bei sich selbst ein Todtengericht abzuhalten, wenn er daran Vergnügen findet. Nur soll er das nicht für den Beruf des Historikers ausgeben. Es ist das, wenn es gleich bona fide geschieht, nicht minder eine Fälschung der Geschichte, als jede absichtliche Verdrehung der Thatsachen aus Parteiinteresse oder vorgefaßter Meinung.

Dagegen verlangt es unser einmal geschärfter kritischer Sinn für das sogenannte Thatsächliche der geschichtlichen Ueberlieferung, daß Mythus und Wirklichkeit auch an dieser Gestalt, wie an jeder andern, von dem heutigen Darsteller sorgfältig auseinandergehalten werden. Es ist dies in dem concreten Falle vielleicht schwerer, als man jetzt zu glauben geneigt ist, wo man mit einem schulmäßig formulirten Vertrauen in die unumstößlichen Ergebnisse einer bestimmten Art der Quellenkritik diese Scheidung vollständig vollzogen zu haben überzeugt ist und höchstens in einigen nebensächlichen Dingen nicht ganz klar zu sehen sich bescheidet. Wie dem aber auch sein mag, mit dieser Scheidung allein ist es nicht gethan, denn das angeblich zurückbleibende strenggeschichtliche Restduum ist für sich allein nicht fähig, den Karl den Großen zu construiren, der gerade durch die lebendige Zuthat des Mythus den Geist des Mittelalters und seine Geschichte beherrscht und infolge dessen auch gestaltet hat. Es wird eine der Hauptaufgaben eines denkenden Historikers sein, an dem geschichtlichen Karl die Züge besonders herauszuheben und innerlich zu beleben, an denen der Mythus weiter fortgearbeitet hat, bis es ihm gelungen ist, das Bild so zu vollenden, wie es seinem und der ganzen damaligen Menschheit Instincte genügte. Gerade darin ist hier in dieser neuesten Darstellung das Richtige getroffen. Der geschichtliche Karl steigt in seiner realen Persönlichkeit vor uns auf, aber man fühlt überall jene mythische Gestalt hindurch, die man mit vollem Recht noch geschichtlicher als die geschichtliche nennen darf.

Der neueste Darsteller hat mit seinerwogener Selbstbeschränkung im allgemeinen den Rahmen und die Anordnung beibehalten, deren sich der erste Biograph Karl's, Einhard, bedient. Aber es bedarf kaum einer Erwähnung, daß es nicht auf eine bloße Uebersetzung der „Vita Caroli Magni" abgesehen ist. Eine solche wäre für diesen Zweck unbrauchbar und bleibt immer ein schales Unternehmen, wenn sie mehr sein will, als der fortlaufende Commentar zu dem Urtexte, hinter dem sie doch wieder, was die unmittelbarste Originalität des Ausdrucks angeht, also ein nicht gering zu schätzendes Moment für das innere Verständniß des Objects, so weit zurückbleibt, wie jede andere Uebersetzung. Einhard's Werk ist verständig und wohlgegliedert, nur darf man nicht unsere heutige Gewöhnung in der Association der Gedanken und Vorstellungen und unsere heutigen Begriffe von den Erfordernissen einer harmonischen Composition darin wiederfinden wollen, aus dem einfachen Grunde, weil ungefähr tausend dazwischenliegende Jahre in dem einen wie in dem andern große Revolutionen zu Wege gebracht haben. Ebendeshalb wird sich auch eine heutige wirklich kunstbeseelte Hand im einzelnen nicht an seine Schablone binden, wenn sie auch alle die Elemente, aus denen sie zusammengesetzt ist, brauchen kann, um sie in anderer Reihenfolge und Verschränkung zu verwenden. Außerdem ist der moderne Darsteller auch glücklicherweise nicht durch die Rücksichten beengt, die Einhard's Feder manches mit Stillschweigen zu übergehen oder nur schüchtern anzudeuten zwangen, wie es sich für einen Mann in seiner officiellen Stellung am Hofe eines in so vieler Hinsicht von dem Ideale des Vaters und Vorgängers herabgesunkenen Regenten von selbst verstand. Ebenso wenig ist er aber auch auf der andern Seite von den persönlichen Tendenzen beherrscht, die den Staatsmann und Gelehrten von der stricten Observanz einer gewissen Hofpartei, bei jedem Worte, was er sagte oder nicht sagte, leiteten. Denn es kann einem ruhigen und eindringenden Beurtheiler Einhard's nicht entgehen, daß es ihn bei dem zur Verherrlichung seines Meisters bestimmten Lebensbilde nicht sowol darauf ankam, alles, was die Meinung der Zeit oder die Schmeichelei Ruhmwürdiges und Großes auf dessen Scheitel gehäuft hatte, wiederzugeben und so einen pomphaften Panegyrikus in dem traditionellen Stile der aus dem Alterthum stammenden zu liefern, wie es vielleicht der Eitelkeit des damaligen Beherrschers des Frankenreichs am erwünschtesten gewesen wäre; Einhard wollte in Karl dem Großen die Verkörperung des Ideals eines christlichen Helden und Fürsten, so wie er es verstand und so wie er es durch Karl selbst glaubte kennen gelernt zu haben, darstellen. Diesem Zweck mußte der Stoff dienen, aber erst nachdem in allen andern Rücksichten der Schonung und der Pietät ein weitgreifender Spielraum gestattet worden war. Wir können immerhin zugeben, daß er seiner Tendenz nirgends die geschichtliche Thatsächlichkeit mit Bewußtsein geopfert hat; aber es begreift sich, daß ein solches Bild weder ein vollständiges noch ein treues für uns sein kann, wenn es auch beides für Einhard und seine Gleichgesinnten war.

Darum kann auch der moderne Geschichtschreiber das Facit aus Karl des Großen ganzer Erscheinung viel

anders ziehen, als es dem von so vielen Rücksichten befangenen Zeitgenossen möglich war. Freytag sagt:

Das Geheimniß seiner seltenen Größe liegt in der wohlgewogenen Verbindung der drei höchsten Eigenschaften eines Regenten: er sieht die Dinge richtig wie sie sind, er besitzt die erfindende Kraft, welche an Stelle des Ungenügenden Besseres zu schaffen weiß, und er hat eine unwiderstehliche Gewalt in der Ausführung seiner Plane. Nie macht er sich Illusionen, immer findet er die rechten Mittel und immer wird er der Hinderniße Herr. Kaum ein anderer deutscher Fürst hat diese drei Eigenschaften, welche glückliche Erfolge verbürgen, in so ausgezeichneter Weise vereinigt; ein Gemüth, welches klar und ruhig die Bilder der Außenwelt aufnimmt, eine schöpferische Kraft, welche sie zweckvoll zu verwenden weiß und kurzen, eisenfesten Entschluß, der gerade auf das Ziel losgeht. Deshalb ist uns die Gestalt dieses Königs, welche mehr als tausend Jahre von uns ablegt, weit durchsichtiger und verständlicher als die meisten Herrscher, welche ihm folgten. Wol war auch Karl ein Kind seiner Zeit, einer wilden, abergläubischen Zeit, in welcher der Wille des Menschen übermächtig beeinflußt wurde durch Träume und Prophezeiungen, durch plötzliche für uns ganz unsichtbare Stimmungen der Stunde, durch Gelüste und persönliche Rücksichten. Aber diese dämmerige Welt gaukelnder Schatten, denen sich die Charaktere des Mittelalters nicht entschlagen konnten, hat auf das Thun des einen Königs geringen Einfluß. Einfach und schlicht ist das Gewebe seiner Seele zusammengefügt, wir sehen die Fäden, wir verstehen die Arbeit, und doch ist uns das Ganze ein wundervolles Kunstwerk der Gottheit. Das Größte umfaßt sein Geist und das Kleinste, bei der umfassendsten Arbeit sorgt er um alle Einzelheiten und das Geringste weiß er groß zu behandeln. Der Herr von Europa, der harte Kriegsheld, der unermüdliche Gesetzgeber seines Volks, der Wächter über die Rechtgläubigkeit seiner Zeitgenossen, zählt auch selbst die Eier, welche ihm seine Verwalter von den Gütern schicken, befiehlt, welche Fruchtbäume gesetzt werden sollen, hört argwöhnisch auf jeden rauhen und falschen Ton seiner Sänger in der Kapelle, ist eifrig dabei, sich von Alcuin über den Unterschied der lateinischen Synonyme für „ewig" unterrichten zu lassen. Und dies ungeheuere Gebiet menschlicher Thätigkeit umspannt er mühelos, er hat immer Zeit zur Mittagsruhe, zur Jagd, zum fröhlichen Heldenspiel; denn er versteht jede menschliche Kraft in seiner Umgebung und weiß jeden nach seinem Talent für Ausführung der eigenen Gedanken zu verwenden.

Ja, er war ein ruhiger Tyrann, er schaltete mit den Menschen wie der Landmann mit den Stücken seiner Heerde; jeden, ob geistlich oder weltlich, warf er hierhin und dorthin, wo er ihn gerade zu verwerthen glaubte. Aber derselbe Mann hatte auch eine innige Freude an der Tüchtigkeit anderer, wenn diese ihm zu dienen verstand. Wem er vertraute, dem öffnete er sein Herz, zu jedem wußte er sich herabzustimmen, er war doch sicher, so oft er wollte, durch Miene und Wort den Eindruck eines gewaltigen Herrn zu machen. Dadurch wurde er ein Gebieter, wie ihn die Deutschen sich ersehnten, ein Wirth, der strenge die Mannen bändigte und der ihnen durch Milde wohl zu thun wußte, nicht nur als Spendender, auch durch herzliche Anerkennung ihrer Vorzüge. Er hatte, so scheint es, das Bedürfniß, in gutem, lässigem Einvernehmen mit seiner Umgebung zu sein; wie hart er gegen seine Feinde war, ebenso nachsichtig behandelte er seine Vertrauten in allem, was nicht den Dienst anging.

Allmählich entfaltet sich die Größe dieser Heldengestalt. In dem ersten Drittel seiner Regierung ist er vorzugsweise erobernder Kriegsfürst. Auch in den Kriegsfahrten, die er selbst unternimmt oder befiehlt, ist es nicht die persönliche ritterliche Tapferkeit, die mißliche Tugend späterer Kaiser, welche ihn stolz macht. Er kämpft, wo er muß, aber er beherrscht fast immer den Feind durch eine strategische Kunst, welche auch ohne Schlachten niederzuwerfen weiß. Nach großem Plane unternimmt er seine Züge mit einer Schnelligkeit, welche überrascht und erschreckt, das überzogene Land sichert er durch Festungen in großem Stile; er ist geneigt, seine Gegner lange gewähren zu lassen, und ruhig den Moment zu erwarten, wo überlegene Macht ihm die Bürgschaft des Erfolgs gibt, so gegen Desiderius, gegen das Herzogthum Benevent, gegen Tassilo; wenn er aber erkennt, daß in der Eile die Rettung liegt, da schlägt er wie ein Blitz gegen die Feinde, alles wagend, sich selbst nicht schonend, unmenschlich strafend, so in dem unglücklichen Jahre 782 gegen die Sachsen.

Vieles in dem Wesen des großen Königs war so liebenswürdig, daß es uns noch das Herz ergreift. Am rührendsten aber ist er uns in seiner gelehrten Gesellschaft. In der Höhe seines Mannesalters wird er selbst Schüler und freut sich wie ein Knabe seines erworbenen Wissens. Er disputirt gern darüber, er möchte gern alles verstehen und allen Leuten die Freude der Gelehrsamkeit verschaffen, die er so warmherzig empfindet. Er mag oft seinen Weisen unbequem gewesen sein, wenn er sicher urtheilte, wo er zu wenig wußte, und wenn er stritt, wo sie trotz ihrer Uebung im Schmeicheln sich nicht enthalten konnten, ihn für übel unterrichtet zu erklären. Er mußte sich auch manche Zurechtweisung gefallen lassen, wenn bei ihm der heilige Eifer einmal allzu heldenhaft aufloderte. Als ihm Alcuin viel von der großen Gelehrsamkeit der alten Kirchenväter erzählt hatte, und er zu der Ueberzeugung kam, daß trotz aller seiner Mühe und unablässigen Arbeit seine Schulen noch nicht diese hohe Gelehrsamkeit zu geben vermochten, da brach er in den sehnsüchtigen Ruf aus: „O daß ich doch nur zwölf Geistliche in meinem Lande hätte von der Gelehrsamkeit des Hieronymus und Augustinus." Da schalt ihn Alcuin mit der guten Gegenrede: „Der Schöpfer des Himmels und der Erde hatte nur zwei von ihrer Art, und du willst zwölf haben."

Der König war gastfrei und sah gern Fremde an seinem Hofe. So stark war in der letzten Zeit der Fremdenbesuch, daß die Ordnung des Hofhalts schwer zu erhalten war, das Land die Belästigung empfand und die Franken unzufrieden wurden. Karl aber kümmerte sich nicht darum. Es war eine bunte Gesellschaft, welche aus der Fremde kam; neben dem gelehrten Mönche aus Italien, der lateinische Verse zum Lobe des großen Königs zu machen wußte, stand im Vorzimmer der Sarazenenhäuptling aus Spanien, mit Turban und juwelengeschmücktem Handjar, vornehme Sachsen im langen Linnengewande, der longobardische Graf in kurzem Purpurmantel, der sich mit Pfauenfedern besetzt hatte, Avaren mit geflochtenem Haarschopf, dazwischen Gesandte des Kaisers von Byzanz, braune Mauren und schlanke Perser. Der König war gegen alle der gastliche Wirth, froh Geschenke zu geben und herzlich erfreut, wenn er etwas Seltenes erhielt. Die Kaiser von Byzanz hatten seinem Vater eine Orgel geschenkt, die erste im Frankenlande, dann ihm selbst eine bessere, und die himmlische Musik des Wunderwerks wurde noch immer von Geistlichen und Laien angestaunt, wie es bald das Rollen des Donners, bald den süßen Ton der Leier und Cimbal nachahmte. Harun al Raschid sandte durch Isaak einen Elefanten und lustige Affen, der Marokkenkönig aus Afrika einen Löwen und numidischen Bären. Karl aber beschenkt den Harun mit Hunden, welche so stark waren, daß sie einen Löwen packten.

Aber auch dieses große Fürstenleben verfiel dem Schicksal, welches aller irdischen Größe bereitet wird. Die größte Menschenkraft vermag nicht bis an das Ende ihrer Tage dem Bedürfniß der Nation Genüge zu thun. Gerade durch das größte, was der Mensch gethan, wird er beschränkt; die Folgen seiner Thaten, nicht der argen allein, auch der guten, verengen ihm den Pfad; wer ein Volk in seine Bahnen zwingt, der beschränkt ihm auch den künftigen Erdenweg, und vieles, was er nicht zwingen kann, empört sich, während er lebt oder nachdem er gestorben, gegen seine Schöpfungen.

Als Krieger und Landwirth von deutscher Art begann Karl der Große, und er endete als Herr eines mächtigen Adels, einer herrschenden Kirche; er war, als er zur Regierung kam,

ungelehrt wie sein Volk, und als er starb, hinterließ er eine Anzahl großer Culturstätten, tausende von Büchern, gelehrte Priester und Weltleute in allen Theilen des Reichs. Wo die wilden Sachsen Menschenopfer gebracht, wo die Friesen ihre Bekehrer erschlagen, wo die Avaren mit ihren Köchern über die Matten fruchtbarer Thäler geritten, da erhoben sich jetzt Glockenthürme, königliche Meiereien und Klosterschulen. Sein großes Reich zerfiel unter seinen Nachfolgern, aber die Keime des Lebens, die er in den Ackergrund und in die Seelen der Menschen gesenkt hatte, überdauerten die Verwüstungen der nächsten Folgezeit, und mit der Ordnung, welche er den Deutschen gab, beginnt die selbständige Zeit deutscher Geschichte. Er war ein Herr über Deutsche und Romanen, sein Geschlecht war an der alten Grenze zwischen beiden Nationalitäten heraufgekommen, aber Karl wußte wol, daß die letzte Quelle seiner Macht in der Hingabe und Tüchtigkeit seiner ungebildeten Deutschen lag. Die großen Häuser, wo er am liebsten wohnte, Ingelheim und Aachen, hat er auf deutschem Boden gegründet; die Frauen, die er liebte, hat er aus deutschem Blut gewählt; der Schwerpunkt seiner Kraft schob sich allmählich durch seine Siege und Culturen auf unsere Seite des Rhein. Er selbst war ein Deutscher von Kopf bis zu Fuß, stahlhart und kindsweich, bildungsbedürftig und nachdenklich, von milder Klarheit des Urtheils und behaglicher Hingabe an die Stunde: wol der größte Fürst von deutschem Blute, den die Geschichte kennt.

Wir haben vorsätzlich gerade dieses Bild in einigen seiner Hauptzüge zur unmittelbaren Verdeutlichung dessen gewählt, was wir zur Charakteristik der Auffassung und Darstellung in diesem Buche vorhin mit abstracten Worten allein sagen konnten. Gerade weil Karl der Große zu den häufigst genannten Gestalten der Geschichte gehört, ist es auch dem gewöhnlichen gebildeten Leser möglich, seine eigene Anschauung, oder die einzelnen Notizen, welche die solche ersetzen müssen, mit dem zu vergleichen, was *hier* geboten wird. Ebenso mag die Minorität der wirklichen Kenner und Forscher der mittelalterlichen Geschichte sich an der Verwerthung, die das ihnen vertraute Material hier gefunden hat, wie an einem selbständigen Zeugnisse der darstellenden Kunst erfreuen, wenn sie anders befähigt sind, ein solches zu würdigen.

Heinrich Rückert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine transatlantische Philosophie der Ehe.

Reformator. Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden und die sieben Phasen der Ehe. Von Andrew Jackson Davis. Aus der amerikanischen Originalausgabe mit besonderer Autorisation des Verfassers ins Deutsche übersetzt von Gregor Konstantin Wittig. Leipzig, Wagner. 1867. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Jackson Davis ist in Deutschland kaum dem Namen *bekannt*, während er in Nordamerika zu den Philosophen und Geisterſehern ersten Rangs gehört; denn nordamerikanische Philosophie oder mindestens Metaphysik ohne Geisterseherei ist undenkbar. Zwar ist alle Metaphysik mehr oder weniger Geisterseherei, indem sie ein Sichtbares Reich über dem Reich des Sichtbaren erdichtet; doch dies Reich der Begriffe und Ideen ist eben den Augen des Geistes zugänglich. Die amerikanischen Metaphysiker aber beschäftigen sich mit Geistern, die einen bestimmten Geschlechts- und Familiennamen haben und im Jenseits fortführen und wie die Boten in den epischen und dramatischen Gedichten Auskunft geben in langen Erzählungen über alles, was sie im Jenseits gesehen.

Auch Jackson Davis, der Philosoph der Harmonie, der Reformator der Gesellschaft, ist mit Geistern vertraut und weiß Bescheid in ihrer Heimat. Aus seiner Selbstbiographie: „Der Zauberstab", erfahren wir, wie er sich der mystischen, magnetischen Kraft hingibt, wie er seinen ersten geistigen Flug durch den Raum antritt, wie er die geistigen Sphären kennen lernt, Visionen des immerwährenden Friedens hat u. s. w. „Die Philosophie des geistigen Verkehrs" unterrichtet uns über den Ursprung der Geistertöne, über sympathetische Geister, die Bildung von Cirkeln u. s. w.; die Fortsetzung dieser Schrift: „Das gegenwärtige Zeitalter und das innere Leben", gibt Auskunft über Geistercongresse, über die Klassifikation der Medien u. s. w. Ja in dem fünften Bande der „Großen Harmonie", des Davis'schen Hauptwerks, gibt James Victor Wilson, seines Zeichens ein Geist, Aufschlüsse über bisher unbekannte Regionen, in welche die Livingstone und Franklin nicht vorgedrungen, über die Hügel, Thäler, Blumen, Inseln und Tempel des Geisterlandes, über die himmlische Bruderschaft der Plana de Alphos, über den wundervollen Tempel Aggamede und den Geistercongreß zu High-Rock-Tower.

Da nur ein geringer Bruchtheil der deutschen Nation Interesse für die Topographie, Diplomatie und Statistik des Jenseits besitzt, so dürften im allgemeinen diese Notizen die dicken Werke von Jackson Davis wenig empfehlen und nur dazu beitragen, daß man sie ungelesen beiseitewirft. Da indeß von diesem Schicksal auch das obige Buch: „Der Reformator", das erste, das in deutscher Uebersetzung vollständig herausgegeben worden ist, betroffen werden könnte, so erfordert die Billigkeit zu erwähnen, daß in diesem ganzen Werke von jenseitigen Geistern, von Medien, von Spiritismus, von der Beschaffenheit der Geisterlande mit keinem Worte die Rede ist, sondern daß der ganze Inhalt desselben sehr wichtige und naheliegende sociale Fragen betrifft.

In der That hat die Philosophie der Harmonie einen Januskopf. Mit dem einen Antlitz schaut sie in die Welt der Geheimnisse, deren Schleier die klopfenden Geister, die Medien, die Psychographen lüften; mit dem andern wendet sie sich der menschlichen Gesellschaft zu, deren Mißklänge sie in Harmonie aufzulösen sucht. Man darf daher keineswegs das Kind mit dem Bade ausschütten; man darf sich von den Geistern nicht abhalten lassen, nach dem Geiste in diesen Schriften zu forschen. Und man wird Geist in ihnen finden, wenn auch versteckt hinter hieroglyphischen Schriftzügen, hinter schematischen Figuren und Constructionen, hinter visionär-verworrenen Anschauungen; die Kritik der gesellschaftlichen Zustände ist nicht minder scharf, wenn sie mit einer Feder geschrieben wird, welche aus den Schwingen der Taube von Patmos entfallen zu sein scheint.

Nur in der Einleitung, in welcher die ideelle und

historische Entstehung des Werks nach der eigenen Darstellung des Verfassers geschildert wird, findet sich ein spiritistischer Zug, eine Vision, deren sich der Verfasser auf dem Berg der Schönheit erfreut, unter den Klängen einer Musik von göttlicher Art, die von dem höchsten Gipfel des Bergs in die Thäler niederfließt. Doch schaute er von diesem Berge nicht ins Jenseits, sondern in das Diesseits. Was er sah, schildert er mit folgenden Worten:

Ich blickte in die Ursachen der häuslichen Störungen; in die weit entfernten Heimaten der Unglücklichen; in die Gewohnheiten der ledigen Männer; in die verschleierten Geheimnisse und in das Elend der öffentlichen Mädchen und Frauen; in die Erinnerung dessen, der unehrliche und niedrige Gedanken brütet; ich sah in die blauen Augen der vergifteten Mädchenschaft; in die starren Seelen, welche mit den Lippen predigen und mit der Streitaxt des Irrthums kämpfen; in die Geheimnisse der Schlafgemächer von Harlem bis nach Castle-Garden, von Strom zu Strom und von Ufer zu Ufer; ganze Tage widmete ich hellsehenden Einblicken in Herzen, welche in Städten und in Landdörfern wohnen und welche unter einem traurigen Drucke unaussprechlicher Angst schlagen; durch lange, dunkle, traurige Geschichten geheimer häuslicher Leiden blickte ich und sagte zu mir: „Ich will der Ehe wahrer Geister kein Hinderniß in den Weg legen; aber wider jene sinnliche Liebe, welche sich verändert, wo sie Veränderung findet, oder geneigt ist, sich von jedem Winde bewegen zu lassen, will ich mit dem Tone einer Trompete sprechen.“ Denn sehet die kränklichen Kinder sinnlicher Erzeuger! Sehet die Ungesundheit derer, welche in Ungerechtigkeit geboren wurden! Sehet die trägen Glieder und die albernen Zungen derer, welche von gesetzlich Verheiratheten, aber einander widerstrebenden Aeltern kamen! Sehet die unschuldige Jugend entstellt und übersäet von den Flecken des Hasses und der Abneigung, welche ein zartes Weib gegen ihren trunkenen und sinnlichen Gatten empfand! Sehet die vielen Entstellungen, welche ich von dem heiligen Gipfel dieses Bergs herab erblickte. Sehet den feurigen Braus der thierischen Liebe eines erhitzten Bluts — den unsichtbaren Strom von Zeugungsessenzen — unter gesetzlicher Sanction in das heiligste Heiligthum der weiblichen Seele rauschen! Und dann sehet die Folgen, den Verlust des Zartgefühls — die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit — die Hingebung an die Verführungen zum Bösen! Schaue, was ich schaute, theuerer Leser; sieh, was ich sah, und du wirst dich nicht wundern, daß ich den vierten Band der „Großen Harmonie“ schrieb.

In dieser Vision ist bereits die ganze Disharmonie der socialen Zustände ausgesprochen, gegen welche Davis seine Polemik und seine harmonischen Predigten kehrt. Wenn wir den Kern seiner Grundgedanken aus allen bunten und barocken Schalen herausschälen, in welcher sie versteckt sind, so erhalten wir ungefähr das folgende Resulat:

Die meisten Ehen der Gegenwart sind unharmonisch; die Ehe aber soll eine harmonische sein. Auf der harmonischen Ehe beruht das Gedeihen der künftigen Geschlechter; denn aus unharmonischen Ehen gehen kränkliche, zu allen Lastern geneigte, unschöne Kinder hervor. Die Ehen sind aber unharmonisch, wenn sie nur aus sinnlicher Neigung, nur aus „Blutliebe“ geschlossen werden oder wenn die Ehegatten gar Abneigung und Widerwillen gegeneinander finden. Alle solche Ehen sind unsittlich, ihre Scheidung ist ein sittlicher Act. Um die Ehen dem Ideal der Harmonie anzunähern, müssen die Liebenden gegenseitig ihre Temperamente studiren, von denen Davis eine ganz neue Scala entwirft. Davis hält an der Monogamie fest, wenngleich er andern Formen ihre ethnographische Berechtigung nicht bestreitet; er ist kein Apostel der „freien Liebe“, wozu ihn seine Gegner stempeln wollen, sondern findet in ihr nur den vergänglichen Verkehr der Geschlechter auf Grund der von ihm verworfenen „Blutliebe“. Für die politischen und socialen Rechte der Frauen tritt er mit Eifer in die Schranken. Die ganze Behandlungsweise der Frage ist mehr eine physiologische als eine philosophische und geht oft in ein Detail über, welches bei jüngern Leserinnen große Unbefangenheit voraussetzt. Das Ziel dieser reformatorischen Bestrebungen, die Harmonisirung der Ehe und die Veredlung der künftigen Generationen, ist indeß ein so bedeutsames und würdiges, daß das Streben von Davis, trotz der Grundfehler des Werks, volle Anerkennung verdient, um so mehr, als es in diätetischer und socialer Hinsicht manche bedeutsame Winke gibt.

Zu diesen Grundfehlern gehört zunächst die unlogische Eintheilungsweise: Davis hat die Manie, zu specificiren und zu schematisiren, doch erinnert er darin an einige Shakspeare'sche Humoristen und die indischen Dramaturgen, welche Obst in das eine Fach und Aepfel und Birnen in das andere legen. Sehen wir uns einige dieser Rubriken näher an.

Das Liebesprincip theilt Davis in sechs Formen oder Erscheinungsweisen ein: die „Selbstliebe“, als die niedrigste Art, die „eheliche Liebe“, die „älterliche Liebe“, die „brüderliche Liebe“, die „kindliche Liebe“, die „allgemeine Liebe“. Ein Musterkopf, dessen Liebesneigungen in Harmonie sind, erläutert uns phrenologisch dieses Schema. Je nach der übertriebenen oder verkehrten Anwendung der Liebe unterscheidet Davis nun „Extremisten“ und „Inversionisten“ und setzt die Kennzeichen und Laster derselben in mehrern Kapiteln ausführlich auseinander. Unter den Extremisten unterscheidet er wiederum einen höhern und niedrigern Typus. Die Uebel der extremen Thätigkeit des ehelichen Princips sind siebenfache, ein Eintheilungsschematismus, den Davis besonders zu lieben scheint. Zu diesen Uebeln gehört unter anderm, daß sie Muskelschwäche und Hautkrankheiten erzeugt, daß sie zu medicinischer Quacksalberei führt, daß sie Wankelmüthigkeit erzeugt, die Heiligkeit und Schönheit der geistigen Ehe zerstört und befleckt, sittliche Schwäche, Roheit des Gemüths und Plumpheit der Sitten hervorruft und die scheußlichsten Verletzungen und Laster der Nachkommenschaft mittheilt.

Der Gegensatz, den die „Inversionisten“ zu den „Extremisten“ bilden sollen, ist keinesfalls logisch begründet. Unter den Inversionisten, deren Begriff Davis nicht genugsam entwickelt, begreift er theils die Ascetiker, theils diejenigen, die sich naturwidrigen Lastern durch Verkehrung des Geschlechtstriebes hingeben. Dies geht wenigstens aus den von ihm angeführten Beispielen hervor, während er die beiden Gruppen in der Theorie fortwährend vermischt. Die Schilderung derartiger Laster und ihrer Folgen ist mit genauer physiologischer Detailkenntniß ausgeführt.

Mit gleichem Mangel an Logik ist die Scala der Temperamente entworfen:

1) Das ernährende
2) Das empfindende
3) Das bewegende
4) Das muskulare } Temperament.
5) Das verständige
6) Das geistige
7) Das harmonische

Die Unterschiede zwischen dem bewegenden und muskularen, dem verständigen und geistigen Temperament gehören einer subtilen Haarspalterei an, welche in den realen Verhältnissen keine Begründung findet.

Ohne Frage ist die richtige Mischung der Temperamente für die Harmonie der Ehen von großer Wichtigkeit. Davis verlangt die Uebereinstimmung der centralen, d. h. der innersten, wesentlichen Temperamente; natürlich unter der Voraussetzung, daß man seine Scala als die richtige acceptirt. Eine Ehe zwischen dem „ernährenden" und „verständigen", dem materiellen und geistigen Temperament wird von Davis verurtheilt, weil diese Temperamente sich in Hinsicht auf ihre geschlechtlichen Bedürfnisse unterscheiden, daher auch in Hinsicht ihrer Befriedigung. Was Mäßigkeit bei dem erstern, sei Unmäßigkeit bei dem letztern. Uns erscheint diese ganze Auffassung allzu äußerlich. Davis vergißt jene höhere Harmonie der Gegensätze hervorzuheben, welche in der Natur wie im Menschenleben sich gerade so machtvoll und lebenerweckend zeigt. Ist es doch ein Naturgesetz, daß die gleichnamigen Pole sich abstoßen und die ungleichnamigen anziehen. Auf diesem Gesetz beruht ja auch die gegenseitige Anziehungskraft der unterschiedenen Geschlechter. So werden auch die am schärfsten unterschiedenen Temperamente die meiste Anziehungskraft aufeinander ausüben; es ist durchaus nicht abzusehen, warum nicht harmonische Ehen zwischen ihnen möglich sein sollten. Indem Davis die Harmonie nur in der Verbindung der mittlern Temperamente sucht, findet er nur einen oberflächlichen Gleichklang, nicht jene tiefere Harmonie, die aus der Ueberwindung von Dissonanzen hervorgeht. Gerade aus solcher äußern Uebereinstimmung entwickelt sich leicht stumpfe Gleichgültigkeit, welche auch der Nachkommenschaft nicht zugute kommen kann; das tiefere, lebensvollere Princip wird durch solche Auffassung entkräftet.

Für die eheliche Misrichtung, d. h. die Uebertreibungen und Verkehrungen der ehelichen Liebe, worunter Davis ebenso oft die nichteheliche Liebe versteht, führt er nun eine ganze Reihe von „secundären Ursachen" an. Diese Ursachen sind fast alle diätetischer Art, mit Ausnahme der novellistischen Lektüre, die nur in die Diätetik der Seele gehört. Der unmäßige Gebrauch heißer reizender Getränke steht ihm in erster Linie. Thee und Kaffee werden besonders mit dem Interdict belegt. Bei dieser Gelegenheit macht unser Autor einen sarkastischen Ausfall auf die großen transatlantischen Geister:

Alte Theetrinker sind unfähig heiter zu sein, wenn sie nicht erst von ihrem gewohnten berauschenden Tranke inspirirt werden. Viele literarische Männer, manche Dichter, Theaterkritiker und Künstler, Zeitungsherausgeber mit manchen Ausnahmen und einige der berühmtesten Componisten der Opernmusik sind sprichwörtlich dumm und unfähig, ihre geistigen Functionen ihrem achtbaren Rufe gemäß auszuüben, wenn sie sich nicht zuvor mit starkem Thee oder mit irgendeinem andern, die menschliche Würde noch viel mehr zum Thiere erniedrigenden Getränke „inspirirt" haben. Alcott, der Arzt, berichtet von einem Riesen unserer amerikanischen Literatur, daß derselbe nach einer langen Zeit geistiger Herabstimmung, die sich oft zu einem Anfall von Schwermuth steigerte — ohne Zweifel von frühern Zechgelagen herrührend —, plötzlich seine Theetasse wieder nahm und einige Tage lang eine ungeheuere Menge geistiger Arbeit zu Stande brachte, nach der er wieder zurücksank und eine lange Zeit hindurch ein rein in den Winterschlaf versinkendes Thier wurde. Hunderte von Gesetzgebern und Geistlichen hängen vom Thee oder von irgendeinem ähnlichen belebenden(?) Getränk oder Reizmittel hinsichtlich ihrer Beredsamkeit und Einbildungskraft ab.

Auch der Kaffee gibt Veranlassung zu einer ähnlichen Attake:

Der Thee wirkt auf die Verstandesfunctionen durch den Nervengeist, während der Kaffee auf die thierischen Functionen durch den Geist des Bluts wirkt. Der erstere erweckt feine Gefühle; der letztere gemeine und sinnliche Einbildungen. Die Wirkung des Thees ist geistiger als der Einfluß des Kaffees, und doch gibt es Personen mit sanguinischen Temperamenten, welche hinsichtlich des größten Theils ihrer Sentimentalität und Religiosität von Kaffee abhängen. Ein gefeierter Geistlicher in Neuyork hängt gewöhnlich des Sonntag Morgens von seiner Tasse heißen starken Kaffees ab, ohne die seine Gebete schlichtern, seine Vorlesungen mangelhaft im Fluß und Ausdruck und seine Reden schwach und uninteressant sein würden. Aber inwieweit ein menschlicher Geist religiös sein kann, während er sich unter der halbberauschenden Wirkung eines mächtigen narkotischen Gifts befindet, ist eine Frage, die noch zu entscheiden ist. Was mich selbst betrifft, so glaube ich an keine Poesie, Musik, Gebete, Reden oder Offenbarungen, welche durch den falschen und erniedrigenden Einfluß künstlicher Getränke kommen.

Ebenso erklärt sich Davis gegen den bevorzugten Genuß thierischer Substanzen und erscheint durch die Behauptung, daß die thierische Substanz nicht die Basis oder den Hauptbestandtheil der menschlichen Nahrung bilden solle, als ein schüchterner „Vegetarian". Alkoholhaltige Getränke, narkotische Kräuter stehen selbstverständlich auf demselben Sündenregister, auf welchem wir auch „das Trinken während des Essens", „die späten Abendmahlzeiten" und „die populäre Gewohnheit, die Nacht in Tag zu verwandeln", finden.

Eine streng materialistische Diätetik geht in unserm Werke Hand in Hand mit jenen hypergeistigen Offenbarungen, welche den Menschen wieder mit liebenden Wesen in den „über uns sich wölbenden Himmeln" in Verbindung bringen.

Es ist dieser schroffe Dualismus der Weltanschauung, welcher den Bestrebungen des Autors, eine harmonische Gestaltung unserer socialen Verhältnisse hervorzurufen, oft die Spitze abbricht. Er spricht sich namentlich auch in dem scharfen Unterschiede aus, den er zwischen „Blutliebe" und „geistiger Liebe" aufstellt. Gleichwol behauptet er, daß alle Liebe sich aus dem Blute entwickelt, welches alle Wesenheit und Substanz des Menschen in sich enthalte und als das Fluidum des Lebens betrachtet werden könne.

Ja, er gibt hierüber physiologische Mittheilungen, welche mindestens den Reiz der Neuheit für sich haben:

Das höchste und heiligste der Principien im Gebiete der Seele, die geistige Liebe, hat durch ihr Einwirken auf die feinsten oder verdünntesten Atome des Bluts im Nervensystem den Erfolg, daß sie dieselben (die Atome) vergeistigt oder spiritualisirt; und nicht allein dieses, sondern sie ermächtigt, autorisirt und sendet dieselben auch ab zum Werke der Verschönerung und Forterhaltung der ehelichen Neigung zwischen den wahrhaft Verehelichten. Dieses Resultat ist ihr größtes und wesentlichstes. Aber als eine Nebenverrichtung dieses hohen Dienstes widmen sich diese vergeistigten Atome, welche in ihrer Verbindung die Träger der Liebe im Körper bilden, der Erzeugung des menschlichen Typus vermittels der geschlechtlichen Wechselbeziehung.

Weiterhin heißt es:

Nach den neuern Definitionen würde ich sagen, daß das Gehirn eine vasculare (gefäßreiche), nervöse (aus Nerven bestehende), fibröse (aus Nervenfasern zusammengesetzte), halb muköse (schleimartige), oder viskose (zähe, klebrige) Drüse: eine Art Zusammensetzung sei, die zum Theil aus den flüssigen und luftförmigen Theilen des niedern Organismus stammt. Unzählige Flocculi (Flöckchen) oder Nervendrüschen existiren im Gehirn. Diese Drüschen, die einzeln genommen nicht größer sind als das Auge einer Fliege, sind durch die ganze Structur des Gehirns aufs herrlichste vertheilt. Dieselben bilden in ihrer Verbindung eine Hauptniederlage. Sie absorbiren das Liebesprincip, wie die Blumen Licht und Wärme von den Strahlen der Sonne einathmen. Diese Thatsache befähigt diese Liebesmittelpunkte (oder Lebensdrüsen), den bereits an ihnen beschriebenen herrlichen Dienst zu verrichten; nämlich den, die feinsten Atome des Bluts zu vitalisiren (beleben), oder zu spiritualisiren (vergeistigen), wodurch sie die „letzte und höchste Wesenheit" oder die Samenflüssigkeit werden; und diese ist bevollmächtigt und begabt mit der doppelten Function, erstens, die Neigung zwischen den Verehelichten zu verschönern und zu verstärken, und zweitens, körperliche Nachkommenschaft hervorzubringen.

Die kleinen Gehirnmagen, welche an Zahl die Haare des Haupts übersteigen, beleben und vergeistigen das Blut, sodaß die purpurrothe Flüssigkeit schön krystallen, weiß und rein wie die reinste Milch wird und so die Nahrung für den Aufbau und die Verfeinerung des Nervensystems bildet und für die „heilige Flüssigkeit der Liebe".

Es ist schwer zu begreifen, wie Davis nach dieser physiologischen Auseinandersetzung noch „Blutliebe" und „geistige Liebe" unterscheiden will und sogar zwei Abbildungen einer in „Blutliebe" erzeugten und einer in „geistiger Liebe" erzeugten Person nebeneinander hinstellt, von denen die erste sehr unharmonische, die zweite sehr harmonische Züge zur Schau trägt. Diese Unterscheidungen sind leere Abstractionen. Nicht die Blutliebe und geistige Liebe rufen diese Unterschiede hervor, sondern es sind eben die ganzen Persönlichkeiten der Aeltern, die sich in den Kindern ausprägen. Die „eheliche Liebe", wie wir sie mit Davis nennen wollen, läßt sich nicht in ihre Elemente zerlegen, sie ist voller Einsatz der Persönlichkeit. Schon Schleiermacher wandte sich in seinen „Briefen über die Lucinde" gegen „die Engelländerei", verherrlichte die Sinnlichkeit und die Natur, die „eins sei mit dem tiefsten und heiligsten Gefühl, mit der Verschmelzung und Vereinigung der Hälfte der Menschheit zu einem mystischen Ganzen". Die Untrennbarkeit von Körper und Seele in der Hingabe der Liebe macht alle Reflexionen unhaltbar, die hier noch irgendwelche Scheidewände aufbauen wollen. Die Liebe ist, um mit Schopenhauer'schen Wendungen zu sprechen, ein Act des Willens, bei welchem der Intellect nur das Zusehen hat. Bei Davis aber gewinnt es den Anschein, als ob dabei manches von gutem Willen und von verständigen Absichten und das Wohl der künftigen Generationen von den humanen Intentionen der Erzeuger abhinge.

Mindestens erklärt sich Davis gegen die Kinder der Leidenschaft, der natürlichen Ehen, im Widerspruch gegen die allgemein angenommene Ansicht, daß gerade in diesen natürlichen Kindern eine bedeutende geistige Kraft und Lebensenergie vorherrsche. Auch die Shakspeare'schen Bastarde theilen diese Ansicht. So wehrt sich Edmund in „König Lear" gegen den Vorwurf der Unechtheit:

> Uns, die im heißen Diebstahl der Natur
> Mehr Stoff empfahn und kräft'gern Feuergeist,
> Als in verdumpftem, trägem, schalem Bett
> Verwandt wird auf ein ganzes Heer von Tröpfen,
> Halb zwischen Schlaf gezeugt und Wachen.

Davis dagegen wittert überall „Extremismus" in der Leidenschaft der Liebe. Seine Warnung vor „vorzeitigen Ehen" hat gewiß guten Grund; aber die Ausdehnung, die er diesem Begriffe gibt, könnte nur dazu führen, daß die Welt mit lauter altklug harmonischen Kindern beschenkt würde. Davis meint:

Des Mannes wahre Selbständigkeit, Schönheit und Majestät erscheint erst nach einem normalen Wachsthum von ungefähr fünfunddreißig Jahren. Selbstverständlich unterscheiden sich, wie ihr seht, die verschiedenen Temperamente im Procesfe ihrer Entwickelung. Manche Temperamente reifen langsam; andere wieder schnell. Und die Periode der Ehe ist infolge dessen nicht nach einem Maßstab von Jahren zu bestimmen. Das Ganze bleibt dem erleuchteten Vernunftprincip zur Selbsterforschung überlassen. Des Weibes Charakter ist im allgemeinen nicht fest — ja es ist nicht einmal körperlich schön — vor seinem dreißigsten Jahre. Das natürliche Roth auf seiner Wange im Alter von 16 Jahren ist vergängliche Schönheit, und der, welcher blos nach der Bezauberung eines Mädchenangesichts heirathet, wird es in seinem Herzen auf das bitterste bereuen.

Durch eine große Zahl historischer Thatsachen sucht Davis zu beweisen, daß nicht die ältesten Söhne, sondern die jüngsten die begabtesten sind, daß sich unter diesen die Mehrzahl der berühmten und großen Männer befindet. Es ließe sich indeß ohne Mühe ein Register anfertigen, welches ebenso das Gegentheil bewiese. Weniger würde sich dagegen einwenden lassen, wenn Davis durch den Hinweis auf manche Majoratsherrn seine Argumentation zu stützen versucht hätte. Oder sollte es eine weise Einrichtung der Natur sein, daß die ältern Söhne die Majorate bekommen und die jüngern den Geist?

Nicht weniger kommt Davis mit seiner Behauptung, daß das Wesen der Liebe monogamisch sei, ins Gedränge gegenüber seinen transatlantischen Mitreformatoren Thomas Nichols, der mit seiner Frau ein Werk über die Ehe verfaßt, und Sir Henry Wright, aus deren Schriften er eine Blumenlese mittheilt, welche mehr an die Theorien des Père Enfantin und an die in Fourrier's Phalanstèren herrschende „Harmonie" erinnert, als an

jenige, als deren Prädicant Davis auftritt. So sagt Wright S. 290 fg. des englischen Originals:

Die Liebe kann echt und wahr sein für eine bestimmte Zeit, aber nicht für alle Zeit. Das Weib, welches vor 20 Jahren mein Ideal bildete, kann jetzt keine Anziehung mehr für mich haben.... Es ist kein deutlicher Grund vorhanden, weshalb das Gesetz der Abwechselung, welches sich auf die Studien, Leistungen, Vergnügungen, Geschmacksarten und Leidenschaften erstreckt, sich nicht anwenden lassen sollte, wenn wir zur Frage von der Abwechselung in der Liebe kommen.... Wenn der Gott der Natur die Abwechselung als ein Element der Liebe verliehen hat, so werden wir nur Zwietracht stiften, wenn wir diesem Gesetz nicht gehorchen.... Ich nehme es als eine Thatsache der menschlichen Erfahrung an, daß eine solche Leidenschaft existirt, daß das Princip der Abwechselung, des Wechsels, der Veränderung als ein Element eines gesunden Genusses jeder Leidenschaft der Seele angehört, und daß die Leidenschaft der Liebe keine Ausnahme bildet.

Es fragt sich nur, ob die Voraussetzungen der Theorie von Davis nicht bei einiger Folgerichtigkeit zu denselben Resultaten führen müssen. Er leugnet zwar das Gesetz der Abwechselung in der Natur, das Gesetz der Veränderung in den höhern Abtheilungen und daß Polygamie der Vielweiberei ein Gesetz unter den Harmonischen sei. Doch da er seine Theorie der Ehe, ohne jeden kategorischen Imperativ, auf der Naturbasis der Temperamente aufbaut, so wird er sich nicht den Saint-Simonistischen Consequenzen entziehen können, den Persönlichkeiten von wandelbaren Neigungen auch beweglichere Verhältnisse zu sichern, als die Monogamie gewährt. Indem Davis die Natürlichkeit und Angemessenheit der Scheidung verficht und zugleich die bequemste rechtliche Form für dieselbe in Anspruch nimmt, ermöglicht er allerdings wiederum eine successive Polygamie. Für das Recht der Scheidung kämpft unser Reformator mit aller Energie:

Es ist ein größeres Verbrechen, in einen unrichtigen Ehestand einzutreten, als aus demselben gesetzlich entlassen zu werden. Aus verkehrten Ehen kommen alle Kinder der Krankheit und des Todes. Kirchen und Gefängnisse, Geistliche, Rechtslehrte und Aerzte sind die secundären (nächstfolgenden) Uebel unrecht verbundener Temperamente. Gute Männer und gute Frauen, die schlecht verheirathet sind, erzeugen eine moralisch entstellte und körperlich kranke Nachkommenschaft. Und die Gesellschaft, welche sich weigert, dieselben ohne Verbrechen oder Entehrung zu scheiden, muß Kerker und Galgen bauen, muß Besserungshäuser und Heiligthümer errichten und ein Heer von nichtproducirenden Rechtsgelehrten, Aerzten und Evangelienpredigern unterhalten — alle, um in allgemeinen Ausdrücken die Kinder von Aeltern, die gesetzlich verheirathet und mit radical unverträglichen Temperamenten begabt sind, nur zeitweise zu zügeln und zu bessern und ihnen nutzlose Lehren einzuschärfen!

Davis geht dabei immer von dem richtigen Princip aus, daß Ehen ohne Liebe verkehrt und verwerflich sind. Wenn man die Unauflöslichkeit der Ehen oder die größtmögliche Erschwerung der Ehescheidungen als durch das Sittlichkeitsprincip geboten hinstellt und behauptet, die Einzelnen müßten in solchem Falle, wenn auch mit schwerem Herzen, sich den höhern allgemeinen Interessen zum Opfer bringen, so vergißt man nicht nur, daß die gesellschaftliche Disharmonie durch keine Staatsraison geboten werden darf, sondern noch mehr, daß, was Davis mit Recht hervorhebt, aus solchen Ehen ohne die schöpferische Begeisterung der Liebe Kinder ohne Geist und Leben hervorgehen, daß sie also zur Corruption des künftigen Geschlechts führen. Dies ist aber eine Gefährdung des höchsten allgemeinen Interesses, welches die Ehe darbietet, und gegen welches selbst die von den Apologeten der Zwangsehe vorgeschützten Interessen der öffentlichen Ordnung zurückstehen müssen.

Als ein sehr eifriger Anwalt tritt Davis für die gesetzlichen Rechte der Frauen auf, welche die Vertreter der neuesten Frauenemancipation auf ihre Fahne geschrieben haben. Er erklärt sich gegen die Monopolisirung der weiblichen Arbeit durch den Mann und zu Gunsten ihrer Freiheit, die geldeinträglichen Professionen zu treiben. Zu diesen zählt unser Autor das Kaufmannsgeschäft, namentlich mit Band und Kattun, den Postdienst, das Bank- oder Wechselgeschäft, die Zahnkunde, ja auch die ärztliche Beschäftigung. Er verlangt für das Weib, wie Mill in England, das politische Stimmrecht und meint, daß jede Regierung, welche dem Weibe das Recht verweigert zu stimmen, in ihrem Wesen verderbt und despotisch sei. Ebenso vertritt er die Berechtigung des Weibes, sich an den Geschworenengerichten zu betheiligen.

Die Schrift von Davis wirkt jedenfalls in hohem Grade anregend; man kann von den krausen Arabesken absehen, mit welchen die gewohnte Ueberschwenglichkeit spiritistischer Weltanschauung sie umrändert. Sie enthält viel Absonderliches und Paradoxes, viel Einseitiges und Unmotivirtes; aber sie trifft doch ebenso oft den Nagel auf den Kopf. Sie ist ein Beitrag zu einer „Philosophie der Ehe", zu welcher die französischen Freidenker und Romanschriftsteller wichtigere Beiträge geliefert haben, als unsere deutschen Rechts- und Staatsphilosophen, welche stets die alte Weisheit wiederkäuen, im ganzen unter den Einflüssen des kanonischen Rechts und der Carolina bis auf den heutigen Tag stehen und in ihrem ertödtenden Formalismus und ihrer abstracten Geisterseherei, die nicht viel besser ist als die der amerikanischen Geisterklopfer, das Wichtigste vergessen: die Naturbasis der Ehe, die als selbstverständlich hingenommen wird, während auf ihren bisjetzt nur halbenträthselten Geheimnissen die Zukunft unsers Geschlechts ruht.

Rudolf Gottschall.

Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas im 17. Jahrhundert.

Noch liegen viele dramatische Manuscripte aus vergangenen Jahrhunderten in den Bibliotheken verborgen, die, wenn auch nicht von bedeutendem poetischen Werthe, doch wichtig sind für die Geschichte des Dramas und des Theaters überhaupt. Dies zeigt die Veröffentlichung eines derartigen Fundes in:

Der verirrte Soldat oder: Des Glücks Probirstein. Ein deutsches Drama des 17. Jahrhunderts aus einer Handschrift der k. k. Studienbibliothek in Laibach. Herausgegeben von P. von Radics. Agram, Suppan. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Die in Rede stehende Schrift zerfällt in drei Theile. Der erste handelt von Wolf Engelbert Graf von Auers-

perg, der zweite gibt das Drama selbst, der dritte berichtet von den theatralischen Aufführungen in Laibach im 17. und 18. Jahrhundert und von slowenischen Dramen und deren Aufführungen im laibacher Theater.

In Graf Wolf Engelbert von Auersperg, einem Ahnherrn des jüngstverstorbenen Fürsten Vincenz von Auersperg, dem diese Schrift gewidmet ist, lernen wir einen vorzüglichen Förderer der dramatischen Kunst kennen, dessen Gönnerschaft von reichem Erfolge begleitet war.

Er war am 22. December 1610 auf Schloß Seisenberg in Unterkrain geboren und starb am 28. April 1673. Schon als Gymnasiast in Laibach fand er Interesse an den Aufführungen lateinischer und deutscher Komödien im Convict, welche die Jesuiten veranstalteten, um das „Mysterium" neu zu beleben und gegen die Reformation zu wirken. Dieses Interesse ward auf der Hochschule zu Graz, wo er sich als „Poet" immatriculiren ließ, gepflegt und fand neue Nahrung auf seinen Reisen in Venedig, Pádua und Bologna, ja es war so nachhaltig, daß er sich nach seiner Rückkehr in die Heimat fortlaufende Berichte aus Italien über Oper und Ballet geben ließ. Seine einflußreiche Stellung als Landeshauptmann von Krain benutzte er zur Förderung der lateinischen Aufführungen durch die Jesuiten und der deutschen durch die „hochdeutschen Komödianten". Wie bedeutend die Unterstützungen waren, die er den Aufführungen zufließen ließ, geht daraus hervor, daß 1651 der Rector der Jesuiten aus der landschaftlichen Kasse 500 Fl. erhielt „wegen gehaltener Komödie", 1671 wurden dem Rector 1000 Fl. zugewiesen „für die jüngst exhibirte Komödie". Im Jahre 1660 (zehn Jahre früher als in Paris) ward in Laibach auf sein Anregen eine italienische Oper aufgeführt. Dichterische Kräfte wurden durch ihn geweckt und herangezogen. So dichtete der Historiograph J. L. Schönleben ihm zu Liebe 1651 eine lateinische Komödie, ebenso der Jesuit Joseph Selenić (1658).

Im Jahre 1659 ward am Faschingstage (20. Februar) ein lateinisches Stück aufgeführt, welches eine Episode des oberösterreichischen Bauernkriegs 1626 in Scene setzte. Bemerkenswerth ist es jedenfalls, daß in der damaligen Zeit doch hier und da Versuche gemacht wurden, heimatliche Stoffe dramatisch zu gestalten, wenn auch in fremder Sprache. Freilich ist das Stück ein Tendenzstück, welches nachweisen soll, wie das Lutherthum die Bauern ins Unglück gestürzt, wie dies schon der Titel zeigt: „Palinodia, quam rebelles superioris Austriae ruricolae post longianem suam insolentiam debellati cecinerunt." Der Verfasser ist wahrscheinlich der obenerwähnte Selenić. Echt deutsch ist trotz der lateinischen Sprache, die am Ende des zweiten Acts auftretende Person des Hanswursts, und dann und wann sprechen die Bauern unter sich und mit ihrem Anführer in deutschen Knittelversen.

Unter andern Stücken, die über die Bühne von Laibach gegangen, nimmt besonderes Interesse in Anspruch ein im Jahre 1660 in der Jesuitenkirche aufgeführtes Passionsspiel, sowie ein deutsches Drama des „Komödianten" Hans Ernst Hoffmann, welches im Jahre 1662 von den „hochdeutschen Komödianten" aufgeführt wurde. Der Titel desselben ist: „Christlicher Actäon, oder das Leben des heiligen Eustachii, seines Weibes Theopistar, und seiner beiden Söhne, Ajapij und Theopisti." Es besteht aus fünf Acten und ist in deutscher Prosa geschrieben. Christus tritt handelnd in demselben auf, singt im vierten Act als kleiner Knabe ein Lied und erscheint am Schluß in den Wolken. Daneben finden sich in bunter Mischung Priester, Trabanten, Soldaten, Jäger, Schiffer. Die komische Figur erscheint hier mit dem holländischen Namen des „Pickelhering". Die Fabel des Dramas ist die Bekehrung des römischen Feldobersten Placidus, hernach Eustachius genannt. Außer den genannten verdankte eine große Anzahl von Stücken, die in Laibach aufgeführt wurden, der Anregung des Grafen Auersperg ihre Entstehung, so auch das in vorliegendem Buche vollständig mitgetheilte: „Der verirrte Soldat oder: Des Glücks Probirstein."

Der Herausgeber hat es in einer 47 Blätter in Octav füllenden Papierhandschrift in der kaiserlichen Studienbibliothek in Laibach aufgefunden. Er setzt es zwischen 1650 und 1673 und nimmt die Dedicatoren Martin Händler und Melchior Harrer, die sich eigenhändig unterzeichnet haben, als Verfasser an. Beides waren Krainer. Das Drama zerfällt in drei „Handlungen", die erste spielt im Felde, die zweite und dritte am Hofe des Perserkönigs. Selim, König von Persien, geräth in Krieg mit dem türkischen Kaiser, dessen Tochter Aribone mit Selimor, dem Sohne Selim's, verlobt war. Aribone selbst kämpft gegen Selim, der, wie sie glaubt, ihren Verlobten hat ermorden lassen, und besiegt ihn mit eigener Hand. Sie will ihn eben niederstechen, als Selim, durch seinen todtgeglaubten Sohn, den er nicht erkennt, gerettet wird. Der Vater will sich mit ihr vermählen, wird aber durch seinen Sohn, der sich inzwischen mit Aribone und seinen Anhängern entdeckt hat, vom Throne gestoßen. Den Namen trägt das Stück davon, daß der als Soldat verkleidete Prinz, der eine Zeit lang von Sinnen war, da er wieder zu sich kommt „in Liebe ganz verirrter Soldat" angeredet wird.

Der poetische Werth des Stücks ist sehr gering. Es ist in Prosa geschrieben. Nur einzelne gehobene Stellen sind rhythmisch und diese legen die Vermuthung nahe, daß sie, was bei der Vorliebe des Grafen für die Oper um so erklärlicher wäre, gesungen worden sind. Die Handlung ist zuweilen spannend, wird aber, vorzüglich in den Partien, in denen die Verfasser ihre historische Gelehrsamkeit und Sentenzenweisheit auskramen, über Gebühr aufgehalten.

Die Sprache reicht zwar an die Höhe des „Lohenstein'schen Bombastes" nicht heran, doch ist sie von rhetorischen Floskeln, schwülstigen Phrasen und Geschmacklosigkeiten nicht frei. Wir lassen dahingestellt, ob nicht einige von dem Herausgeber nur erwähnte dramatische Manuscripte der Mittheilung würdiger gewesen wären; jedenfalls hat es eine literarhistorische Bedeutung nicht minder, wie die im letzten Abschnitte der Schrift gemachten

Mittheilungen über theatralische Aufführungen in Laibach im 17. und 18. Jahrhundert, sowie über slowenische Aufführungen daselbst, die, wie wir erfahren, seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit stattfanden. Der Verfasser gibt einige die Geschichte des Theaters berührende Notizen. Interessant ist die Aufzählung der vom Jahre 1611 bis in das 19. Jahrhundert aufgeführten Dramen, hier und da mit erläuternden Notizen und Angabe des Aufbewahrungsortes der noch vorhandenen Manuscripte. So erfahren wir, daß mehrfach im 17. und 18. Jahrhundert lateinische und deutsche Passionsspiele aufgeführt wurden, im Jahre 1657 begegnen wir schon einem lateinischen „Narcissus" u. s. w. Möge die Bedeutung, die vorliegendes Buch in Anspruch nimmt, das ausführliche Referat entschuldigen. Wir können es denen, die sich mit der Geschichte des Dramas und der Geschichte des Theaters beschäftigen, um so mehr empfehlen, als es für umfassenderes Material die Fundorte nachweist.

Eugen Kabes.

Unterhaltungsliteratur.

Anna Boleyn. Historischer Roman von L. Gräfin von Robiano. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Lorbern der Frau Mühlbach haben schon manchem ehrlichen Autor den Schlaf verscheucht, und je verächtiger der Werth dieser Ruhmessymbole war, um so begieriger haben auch andere Helden von der Feder im Genre des „historischen Romans" sich auszuzeichnen getrachtet, um so eher gehofft, ihre Geisteskinder mit den Mühlbach'schen wenigstens als ebenbürtig anerkannt zu sehen. Dies Ziel erreicht zu haben, wollen wir auch der Gräfin von Robiano zugestehen; es ist nun aber, und ein für allemal sei es gesagt, kein sonderlich rühmliches. Wäre die Geschichte ein geschichtliches Bild von höchstem Werthe, so haben wir uns vorzustellen, es tritt ein Autor von der Fahne der Frau Mühlbach mit Pinsel und Palette vor das Bild und malt nicht nur Figuren jeder Art, und zwar oft der ungehörigsten, in das Bild hinein, sondern übermalt auch die historischen Figuren so stark Haltung, Gewandung und Gesichtsausdruck, gibt ihnen so mancherlei kindisches Beiwerk, daß es schwer fällt, das Original hinter den Firlefanzereien noch zu erkennen — und das wäre ein Gleichniß unserer historischen Romanschriftstellerei. Oder sollte das Gleichniß nicht treffend sein? Es ist zutreffend; aber da die Mühlbachiaden bereits ein so großes Publikum, besonders unter dem schönen Geschlecht haben, so wollen wir den Kampf gegen dieselben mit andern Waffen als den gewöhnlichen der literarischen Kritik fortführen. Wir wollen die historische Kritik gegen sie ins Feld schicken und hierdurch einen der klug speculirenden Verleger unsers Vaterlandes auffordern, statt anderer Manuscripte müsse man „Palimpseste oder Mühlbachiaden" schreiben und in kurzen, aber historisch treuen und anmuthig geschriebenen Aufsätzen Werk für Werk die wirkliche Historie, das historische Originalbild wiederherstellen. Es brauchten das keine Commentare der Mühlbach-Romane zu sein, aber einfache Wahrheit, statt der „verkleckten Wahrheit" und ein Reinigungsbad für den Unglücklichen, der aus der Lektüre geschichtlicher Romane Kenntniß der Geschichte geschöpft zu haben wähnt.

Unsere Gräfin hat im großen und ganzen sogar besser gearbeitet als ihre Meisterin, aber einen Fehler hat sie doch begangen, den sich viele, fast alle Jünger in der Romanschriftstellerei zu Schulden kommen lassen. Der Anfang, die ersten Kapitel stimmen nicht zum Fortgang des Ganzen: der Autor übersah und beherrschte sein Thema noch nicht zur Genüge. Erst allmählich hat er sich in seinem Sattel zurechtgefunden und den Ton anschlagen gelernt, der durch das ganze Werk gehen sollte. Solche Autoren würden gut thun, nach Beendigung des Schlußkapitels die ersten Kapitel noch einmal zu schreiben, nicht sie zu überarbeiten, sondern frischweg das Manuscript noch einmal und ganz aufs neue anzulegen. Es würde das wesentlich dazu beitragen, Klarheit und Harmonie in das Werk zu bringen und manche lästigen Expositionen würden sich dann wie von selbst kürzer fassen.

Die Geschichte der unglücklichen Anna Boleyn ist zu bekannt, als daß wir einen Bericht über den Inhalt des Romans zu geben nöthig hätten. Den Freunden der Frau Mühlbach sind wir gezwungen, dieses Werk auf das lebhafteste zu empfehlen, zumal es meist gut geschrieben ist.

2. Indár Karacsai. Historischer Roman in drei Bänden von G. Dénes Kálnoky. Aus dem Ungarischen übersetzt von Simón. Wien, Schlieper. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Uebersetzer Simón bittet im Vorworte den geneigten Leser, diesen seinen ersten Versuch, in die deutsche Sprache zu übersetzen, milde und nachsichtsvoll aufzunehmen, er sei ein Nichtdeutscher. Geneigte Leser mögen das thun, der Kritiker ersucht Simón, seine Uebersetzungen in Zukunft von einem Deutschen durchcorrigiren zu lassen, was ja ein Leichtes sein würde, oder dem Setzer diese Correctur zu gestatten, denn die Verstöße gegen die Gesetze der deutschen Sprache, die zahlreich in den drei Bänden vorkommen, sind zu gröblicher Natur, als daß wir über sie hinwegsehen dürften. Z. B. lassen statt zulassen: „Warum lassest du es, mein Schöpfer, daß dasjenige" u. s. w.; „Ich bin der, zu welchem die Liebe in dieser Frau du vernichtet hast"; „Gott segne dich ob deiner Freigebigkeit, sprach Dimitri, den Beutel so hastig in den Sack steckend, als ob er befürchte, daß er herausfliegt". Solche Fehler begegnen uns fast auf jeder Seite, nur einige Bogen machen den Eindruck, als ob sie von einem Deutschen revidirt worden wären.

Der Verfasser scheint großentheils nach eigenen Anschauungen und dann nach eifrigen Selbstudien diesen Roman gearbeitet zu haben, „dessen Grundstoff das Leben, die Sitten und der Kampf der Tscherkessen bilden,

den ganz Deutschland längere Zeit mit warmer Theilnahme würdigte".

Dadurch hat dieses Werk begreiflich einen großen Vorzug vor allen ähnlichen Werken voraus, daß es nicht die historischen Studien anderer mit Selbstgefälligkeit und der Prätension geschichtlicher Selbstleistung breittritt. Es ist zudem frisch und oft mit scharfer Charakteristik geschrieben und läßt uns die Art des Vordringens russischer Cultur in die halbwilden Staaten des Kaukasus in bequemer Weise erkennen. Es ist wahr, ganz Deutschland sympathisirte mit Schamyl und seinen tapfern tollkühnen Kriegerscharen; aber die Zeit der Kleinstaaterei ist vorüber, ist unmöglich, und so dürfen wir Rußland nicht länger grollen, daß es den particularistischen Freiheitsbestrebungen zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere durch Gewalt ein Ende gemacht hat. Und welch ein ehrenhaftes Zeugniß für die russische Herrschaft gibt neuerdings die unter den Tscherkessen, welche nach der Türkei ausgewandert waren, ausgebrochene Bewegung. Diese Bedauernswerthen konnten unter ihren mohammedanischen Glaubensbrüdern nicht jenes befriedigende Los finden, auf das sie gerechnet hatten, und sie rüsten sich dermalen haufenweise zur Rückkehr nach dem früher so gehaßten und so blutig bekämpften Rußland, das sie mild aufnehmen und so gut behandeln wird, wie die schlecht administrirte Türkei sie schlecht behandelte.

So dürfen wir das Kálnoky'sche Werk als Einleitung in die Kenntniß der tscherkessischen Kämpfe getrost empfehlen.

3. Nach funfzehn Jahren. Ein Strauß Geschichten von Adolf Ewald. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Ein glückliches Buch, gelungen in der Conception und in der Durchführung. Zwölf jenenser Studenten verabreden am 20. August 1844, nach funfzehn Jahren wieder in Jena zusammenzutreffen, und jeder verpflichtet sich auf Ehrenwort, die Geschichte seines Lebens, soweit sie interessante Thatsachen enthält, namentlich seine Erlebnisse im Reiche der Liebe, seinen Freunden getreu und ohne Ausschmückung mitzutheilen. Daß da viel Ergötzliches, viel Trübseliges und Tragisches zur Sprache kommen mußte, ist begreiflich, ebenso daß es leicht war, in diesen Strauß Geschichten eine genügende Mannichfaltigkeit zu bringen. Den Anfang bildet die Liebesgeschichte „Vom schönen Fritz"; aber wie will der Verfasser es erklären, daß wir dieselbe Geschichte schon anderswo, nur mit anderm Ausgange gelesen haben? Und zwar vor zwei oder drei Jahren in der „Gartenlaube", wo Reimar sie unter dem Titel „Im Circus" erzählt. Es scheint also in der That, als läge hier Wahrheit zum Grunde, als sei einmal ein Student aus verkehrter Liebe unter die Kunstreiter gegangen und natürlich sehr bald unglücklich geworden.

Wir wollen über die andern Geschichten nicht im einzelnen referiren, aber die Leser gern auf dieses Buch verweisen, das nicht blos fesselnd, sondern auch lehrreich ist. Es könnte sogar fortgesetzt werden und brauchte so wenig zu ermüden, wie der „Neue Pitaval", vorzüglich wenn eine Tafelrunde von — Frauen einmal ebenso aufrichtig sein wollte. 15.

Feuilleton.

Wie unterstützt man deutsche Dichter?

Berthold Auerbach schreibt in einem Briefe, in welchem er dem Centralcomité für die Freiligrath-Stiftung beitritt, folgende beherzigenswerthe Worte: „Vollen Dank dem tapfern Freundeskreise, der so schön als gut es unternimmt, unserm Freunde Freiligrath die Freiheit des Daseins und Wirkens zu schaffen. Es ist ein schmerzliches Unternehmen, einem deutschen Dichter die Lebenssicherung zu bereiten; denn, das wissen Sie mit mir, es hat sich bei uns in Deutschland eine Gedankenlosigkeit, ja eine Stupidität in Bezug auf die Pflicht gegen die Dichter ausgebildet, sodaß es niemand einfällt, daß man einfach durch Ankauf zeitgenössischer Hervorbringung den Dichter in Schaffen und Leben stützt und fördert. Für ein Concert so und so viel ausgeben, das finden sie ganz natürlich; aber ein Buch um gleichen Preis? — das leiht man von Bekannten oder wartet bis — ja bis sämmtliche Werke etwa in den Glasschrank zu stellen sind, und der Dichter eben nichts mehr im Leben braucht, weil er todt ist. Wäre dieses Elend nicht, so wäre mein Wunsch gewesen, daß wir alle, die wir Freiligrath von Herzen lieben und hochhalten, in die Welt hineingerufen hätten: Da sind 100000 Exemplare von Freiligrath's Gedichten, kauft sie und dankt damit dem Dichter! Das ist leider bei uns nicht möglich, und nun ist Ihr Weg der richtige, weil von der Natur der Dinge gegebene."

Es ist dies ein Punkt, den wir selbst fortwährend betont haben, auf den wir nicht oft genug zurückkommen können; der Ankauf dichterischer Werke von seiten des Publikums, die dadurch veranlaßten neuen Auflagen und die dem Dichter zuströmenden Honorare sind die schmeichelhafteste und würdigste Unterstützung deutscher Dichter, diejenige, durch welche sich die Nation am meisten selbst ehrt und welche zugleich den Poeten das erhebende Bewußtsein einer nationalen Wirksamkeit gibt. Es wäre zu wünschen, daß namentlich von unsern modernen Lyrikern möglichst wohlfeile Volksausgaben häufiger als es geschieht von den Buchhändlern veranstaltet würden; denn die theuern Miniaturausgaben wenden sich an ein Publikum, das doch nur gewissen Richtungen der Lyrik, besonders der Lorbeer-Lyrik zugethan ist, da vorzugsweise das Damenpublikum derartige Ausgaben für die Toilettentische kauft. Die männliche, in höherm Sinne nationale Lyrik ist in dieser galonnirten Livrée am Toilettentische hors la saison; die Herzen, die für dieselbe schlagen, suchen sie nicht unter so glänzender Einkleidung. Auch gebieten diejenigen Kreise, welche Sinn für diese Lyrik oder Epik haben, nicht über die Geldmittel, um sich diese theuern Formate anzuschaffen und den Buchbinder mitzubezahlen. Der Verlagsbuchhandel kann wesentlich zur Verbreitung unserer Dichter beitragen, wenn er sie nicht auf einen vornehmen Ziolirschemel setzt, sondern in wohlfeilen Ausgaben dem ganzen Volke zugänglich macht. Daß dies immer erst nach dem Tode oder nach durchgreifenden Erfolgen geschieht, ist unrichtig. Nicht nur hat der Lebende Recht und würde es auch hier behalten, auch können entschiedene Erfolge en miniature ausbleiben, sie doch in einer andern mehr populären Form glänzend erkämpft werden.

Was andere Unterstützungen betrifft, so muß man den durchgreifenden Unterschied zwischen Hülfsleistungen für unglückliche Poeten und arme Literaten, und die nationale Ehrenbelohnung für anerkannte Talente unterscheiden. Die erstern sind

Sache der Wohlthätigkeit und gehören in den Bereich der Armenvögte; nur die zweite kommt der Literatur zugute. „Es ist die Aufgabe der Völker", sagte der Herausgeber d. Bl. in seiner «Freiligrath-Rede», „die Dichter ihrem Beruf zu erhalten." Solange sich die Schiller-Stiftung, ohne Erweiterung ihrer Statuten, nur als Hülfsanstalt für arme, oft in der Literatur sogar verunglückte Schriftsteller bewährt, zählt sie kaum mit unter den Potenzen, welche auf die Fortbildung der Literatur einen heilsamen Einfluß ausüben. Erst wenn sie Ehrengaben zu begabte, nicht hülflose, aber durch ihre Lebensarbeit dem reinen Cultus der Musen entfremdete Poeten von anerkannter Begabung zahlt, erfüllt sie ihre höhere Mission.

Literarische Notizen.

Funfzig Photographien nach Handzeichnungen älterer Meister aus der Sammlung Sr. königl. Hoheit des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen (Leipzig, Alfons Dürr) liegen jetzt vollendet vor. Die meisten dieser Handzeichnungen befanden sich früher im Besitze des Sir Th. Barup in London und kamen dann in jenen des Malers Sir Th. Lawrence, aus dessen Nachlaß sie durch den Kunsthändler Woodburn an den König Wilhelm II. der Niederlande verkauft wurden und lange Zeit die königliche Sammlung im Haag zierten. Es finden sich darunter zehn Zeichnungen von Rafael, sieben von Rubens, sechs von Michel Angelo, außerdem mehrere von Correggio, Leonardo da Vinci, van Dyck, Paul Veronese, Annibale Carracci u. a.

Von Christian Schad und Ignaz Hub wird ein „Freiligrath-Album" herausgegeben werden, zu welchem die namhaftesten deutschen Dichter: Geibel, Heyse, Lingg, Karl Beck u., Beiträge zugesagt haben. Außerdem wird das „Album" auch die Biographie Freiligrath's nebst seinem Porträt in Stahlstich und durch die autographischen Beigaben aus Briefen desselben sehr interessant werden.

Von der „Bibliothek der griechischen und römischen Schriftsteller über Judenthum und Juden. Uebertragungen und Sammlungen" (Leipzig, Leiner) ist der zweite Band erschienen, welcher eine Uebersetzung der „Kleinen Schriften des Flavius Josephus" bringt.

Der zweite Band der von Friedrich Chrysander herausgegebenen „Jahrbücher für musikalische Wissenschaft" (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1867) enthält eine eingehende Besprechung des Locheimer Liederbuchs, das aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt. Nach einer kritischen Einleitung werden die Lieder und Melodien selbst mitgetheilt und erläutert. Es sind Documente des deutschen Liedes, sowie des frühesten geregelten Contrapunktes und der ältesten Instrumentalmusik.

Der bedeutendste Dramatiker Frankreichs, François Ponsard, ist am 6. Juli nach längern Leiden in Paris gestorben. Eine von der Färbung der literarischen Parteien Frankreichs unabhängige Würdigung dieses Dramatikers hat der Herausgeber d. Bl. in seinem zweiten Artikel „Ueber das Theater und Drama des second empire" in „Unsere Zeit" (Neue Folge, III, 1., 939) gegeben und dabei die sämmtlichen Dramen selben einer unbefangenen und eingehenden Analyse unterworfen. Ponsard ist kein dramatischer Genius von bewältigender Originalichkeit; aber nirgends läßt er Adel, Energie und Humanität des Ausdrucks vermissen. In zweien seiner Dramen: „Charlotte Córday" und „Le lion amoureux", kann er als der Pfadfinder für das Drama der Zukunft, für das modern-historische Drama betrachtet werden, das von den politischen Ideen der Gegenwart erfüllt und bewegt ist.

Bibliographie.

Arnold, Y. v., Ludwig Eckardt. Eine biographische Skizze. Leipzig, Rhode. 8. 15 Ngr.

Aus dem Leben eines Unbekannten. I. Umwege und doch gerader Weg. Mit einem Vorwort von F. Fabri. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 20 Ngr.

Beiträge zur Geschichte der Völker Mittelasiens. 1ster Bd.: Untersuchung über die Kasimofschen Zaren und Zarewitsche von W. Weljaminof-Zernof. Aus dem Russischen übersetzt von J. T. Zenker. 1ster Thl. Leipzig, Voss. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Offene Briefe eines hanseatischen Juristen an einen mecklenburgischen Edelmann über die Beschaffenheit der Mittel, wodurch man die Opposition gegen Preußen in dessen neuen Provinzen zu befördern sucht. Berlin, Langguth. Gr. 8. 5 Ngr.

Caslmir, G., Deutsche Geschichte in Biographien. Zur Unterhaltung und Belehrung bearbeitet. 1ste Lief. Stade, Pockwitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Fürstenberg, J. v., Dramatisches Jahrbuch auf 1867. Quedlinburg, Basse. 8. 25 Ngr.

Giseke, B., Friedrich der Große. Berlin, Schweigger. 8. 12½ Ngr.

Gross, F., Die Frauen auf der Bühne. Eine Studie. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 5 Ngr.

Hachfeld, H., Martin Chemnitz nach seinem Leben und Wirken, insbesondere nach seinem Verhältnisse zum Tridentinum. Unter Benutzung vieler, zum Theil wenig bekannter, Handschriften. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Hallwich, Jakaubek v. Wrsowitz. (Ein Beitrag zur Geschichte der hussitischen Bewegung.) Prag. Lex.-8. 5 Ngr.

Hansen, R., Die Union im Zusammenhang der Zeitgeschichte. Ein Vortrag. Schleswig, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hartwig, O., Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder. 1ster Bd. Göttingen, Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helfferich, A., Dem grossen Meister Leopold v. Ranke. Das deutsche Mark- und Weichbildrecht. Berlin, Springer. Gr. 8. 15 Ngr.

Kritzler, H., Humanität und Christenthum. 2ter Bd. Cultur und Kirche. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Krosigk, H. v., Die neueste Phase des Kommunismus. Eine Schutzschrift für das Eigenthum. Berlin, Mitscher u. Röstell. 8. 5 Ngr.

Die Land- und Seemacht Frankreichs im Frühjahr 1867. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Lange, R., Der deutsche Schulgesang seit 50 Jahren. Ein Beitrag zur Schulbuchliteratur. Berlin, Springer. 8. 10 Ngr.

Manitius, H. A., Fenelon's Leben und Wirken. Leipzig, Rhode. 8. 8 Ngr.

Marbach, O., Bericht über literarische Leistungen im Königreich Sachsen lebender Schriftsteller während der Jahre 1847—1867. Zur allgemeinen Ausstellung in Paris 1867. Leipzig, Giesecke u. Devrient. Lex.-8. 1 Thlr.

Meiners, L. H. C., Geschichte Anton Günther's des letzten regierenden Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, Herrn zu Jever und Knyphausen. Herausgegeben zum 19. Juni 1867, dem 200jährigen Todestage Ant. Günther's. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 10 Ngr.

Meyr, M., Erzählungen. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Pasig, J. L., Johannes VI. Bischof von Meißen. Ein Beitrag zur sächsischen Kirchen- und Landesgeschichte, insbesondere zur Geschichte des Hochstifts Meißen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Pasqué, E., Goldengel von Köln. Eine Erzählung aus französischer Zeit, mit einem Prolog: Anno 1784. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Röntsch, J., Historischer oder dogmatischer Christus? Conferenz-Vortrag. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Seinecke, F., Pädagogische Mittheilungen. 1stes Heft. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 10 Ngr.

Shakspeare's Historien. Deutsche Bühnen-Ausgabe von F. Dingelstedt. 1ster bis 3ter Bd. Berlin, G. Reimer. 8. à 15 Ngr.

Siegfried, C., Spinosa als Kritiker und Ausleger des Alten Testaments. Ein Beitrag zur Geschichte der alttestamentlichen Kritik und Exegese. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 4. 20 Ngr.

Smith's des jüngern, A., Prüfung der heutigen volkswirthschaftlichen Systeme. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 1 Thlr.

Stromberger, C. W., Ueber die Thätigkeit der evangelischen Diakonenanstalten in den letzten Feldzügen. Vortrag. Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 6 Ngr.

Indische Studien. Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von A. Weber. Mit Unterstützung der deutschen morgenländischen Gesellschaft. 10ter Bd. 3 Hefte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Thoemmel, G., Geschichtliche, politische und topographisch-statistische Beschreibung des Vilajet Bosnien, das ist das eigentliche Bosnien, nebst türkisch Croatien, der Hercegovina und Rascien. Wien, Wenedikt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Voigt, A., Zur Luxemburger Frage. Ein Beitrag zur Tagesgeschichte. Braunschweig, Graff u. Müller. Gr. 8. 4 Ngr.

Voltmuth, P., Herr v. Ketteler, Bischof von Mainz und der „sogenannte Beruf Preußens". Berlin, Heinicke. Gr. 8. 10 Ngr.

Vorbrodt, F. A., Gedichte. Magdeburg, Streiber. Gr. 8. 10 Ngr.

Wald, H., Ueber Sympathie. Vortrag. Potsdam, Döring. 16. 5 Ngr.

Wattenwyl von Diesbach, E. v., Geschichte der Stadt und Landschaft Bern. 1ster Bd. 13. Jahrhundert. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Weber, G., und H. Holtzmann, Geschichte des Volkes Israel und der Entstehung des Christenthums. 2 Bde. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Willatzen, P. J., Buch der Lieder. Bremen, Müller. 1866. 16. 20 Ngr.

Zittel, E., Die epischen Dichtungen über das Leben Jesu. Vortrag. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 4 Ngr.

Zoepfl, H., Die neuesten Angriffe auf die staatsrechtliche Stellung der deutschen Standesherren. Kritisch beleuchtet. Karlsruhe. Gr. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kunst und Kunstindustrie
auf der Weltausstellung von 1867.

Pariser Briefe von

Friedrich Pecht.

8. Cartonnirt. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der bekannte münchener Maler und Kunstschriftsteller Friedrich Pecht schrieb während seines zweimonatlichen Aufenthalts zu Paris eine Reihe von Briefen über die Weltausstellung, welche zuerst in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" mitgetheilt wurden und, nach vielfacher Durcharbeitung und Vervollständigung, hier im Zusammenhange erscheinen. Sein Buch liefert ein höchst anschauliches Bild von den Leistungen der Kunst und Kunstindustrie bei den verschiedenen Nationen, mit stetem Hinblick auf Deutschland, und empfiehlt sich ebenso als wohlunterrichteter Führer durch die Ausstellung wie als lehrreicher Wegzeiger zu dem Ziele, die deutsche Gewerbsthätigkeit inniger mit der Kunst zu durchdringen, als dies bisher im Vergleich zur französischen Industrie der Fall gewesen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.
Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Vierter Band.

Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech.

Erster Theil. Êrec der Wunderære.

Hartmann von Aue ist einer der hervorragendsten Dichter des Mittelalters, und sein „Êrec" gehört zu den bedeutendsten epischen Dichtungen der deutschen Literatur. Der diese Dichtung enthaltende vierte Band der „Deutschen Classiker des Mittelalters" wird daher gewiss eine gleich günstige Aufnahme finden, wie sie den ersten drei Bänden dieser Sammlung zutheil geworden.

Der I.—III. Band enthalten:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.
II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch.
III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Nothwendigkeit des Christenthums in der Familie, der Schule und im Staat von **Josef Probst**, Pfarrer in Dorneck und Dekan. Zürich, Druck und Verlag von Friedrich Schultheß. 1867. Gr. 8. 9 Ngr.

Der Verfasser gibt die christliche Religion in ihrer ersten Blüte, in ihrem ersten Wirken, und bedient sich derselben als Prüfstein für alle wichtigern Verhältnisse des Lebens. Er zeigt, daß alle wirklichen Regierungsformen, sogar die republikanische, mangelhaft seien. Haben doch selbst die größten Demokraten immer noch etwas Despotisches. Die Schrift ist den christlichen Fürsten gewidmet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GEOGRAPHISCHER HANDATLAS
über alle Theile der Erde.

Entworfen und gezeichnet von Dr. **Henry Lange.**

30 Blätter in Farbendruck.

Zweite berichtigte und ergänzte Auflage.

Folio. In 6 Lieferungen zu je 5 Blättern. Subscriptionspreis für jede Lieferung 1 Thlr.

Lange's „Geographischer Handatlas" empfiehlt sich zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit und Correctheit, Sauberkeit des Stichs und Colorits mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt. Er hat bereits so günstige Aufnahme gefunden, dass eine zweite Auflage nöthig geworden ist, welche in 6 Lieferungen zu je 1 Thlr. erscheint. Sämmtliche Karten wurden genau revidirt und mit allen Grenzveränderungen, den neuen Eisenbahn- und unterseeischen Telegraphenlinien sowie mit dem neuentdeckten geographischen Material bis auf die Gegenwart ergänzt.

Die erste Lieferung der neuen Auflage ist soeben erschienen und nebst einem Prospect durch alle Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Deutsche Zollverein.

Ein Handbuch für Zoll- und Steuerbeamte, Kaufleute und Gewerbtreibende.

Von **Wilhelm Ditmar,**
Oberregierungsrath.

Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage.

Erster Band. **Geschichte und Organisation des Zollvereins.**

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses wichtige, soeben bereits in zweiter Auflage erscheinende Werk behandelt die Grundsätze und die Gesetzgebung des Deutschen Zoll- und Handelsvereins zum ersten mal in systematischer Darstellung, und zwar nicht blos von der theoretischen, sondern recht eigentlich auch von der praktischen Seite. Es ist daher ein unentbehrliches Handbuch für Fachmänner und Landtagsabgeordnete, wie für Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbtreibende, Spediteure in und außerhalb der zum Zollverein gehörigen Staaten. Der zweite Band, die Gesetze, Verordnungen und Verträge enthaltend, befindet sich bereits unter der Presse.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 1. August 1867.

Inhalt: Neue Briefe aus dem Nachlasse Varnhagen's. Von Rudolf Gottschall. — Gustav Freytag's Bilder aus dem Mittelalter. Von Heinrich Rückert. (Beschluß.) — Moser's Reliquien. — Zur Geschichte der Befreiungskriege. Von Hans Prutz. — Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Heine in Italien; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Briefe aus dem Nachlasse Varnhagen's.

Briefe von Chamisso, Gneisenau, Hangwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a. Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 5 Thlr.

Varnhagen spricht an einer Stelle, die sich in dieser neuen Briefsammlung findet, von seinen „unendlichen Papieren", und in der That scheint sein literarisches Briefmuseum unerschöpflich zu sein. Die Anordnung desselben ist indeß in allen Schubladen dieselbe. Er setzt nicht nur die Charaktere, wie sie von Natur gewachsen sind, in Spiritus; er heftet ihnen auch eine Etikette an, die oft mit spitzigen Zügen abgefaßt ist und gegen die Harmlosigkeit, mit welcher sich jene in ihren brieflichen Plaudereien selbst geben, scharf absticht. Hatten sie doch keine Ahnung davon, daß sie für die Nachwelt eingefangen und conservirt werden sollten.

Die Silhouettenschere Varnhagen's ist in ihren Ausschneidungen und Profilirungen nicht blos graziös und gewandt; sie verschmäht ebenso die Schonung und Verschönerung; sie gibt die Profile mit allen Ecken und Kanten und unschönen Linien, wie sie ihm erschienen sind. Wenn sich Varnhagen in seinen Biographien als pietätvoller Verherrlicher unserer kriegerischen und staatsmännischen Größen zeigt, die er für unsere Bewunderung blank gehobelt hat, so führt er in diesen Notizen und Aufzeichnungen uns an seine Hobelbank, wo die Späne und Splitter herumliegen, ja selbst an den Balken fehlt es nicht, wie er im Auge seiner Helden entdeckt hat. In dem graziösen Stil, dessen sich die Herausgeberin, Ludmilla Assing, befleißigt, wird derselbe Gedanke folgendermaßen ausgedrückt:

Es sind nicht mehr vorzugsweise die Franzosen, welche die Briefe, die ihre Literatur und Geschichte charakterisiren, werth halten und als dauernde Quelle ihrer Studien benutzen. Auch in unserm Deutschland wächst der Sinn und das Interesse hierfür immer mehr: man hat begriffen, daß durch derartige Mittheilungen die Vergangenheit, die ohne sie unserm Blicke so sich entfliehen würde, uns aufs neue näher tritt, und zwar in einem so klaren Lichte, wie die Gegenwart es nie zu geben vermag. Unsere Helden, unsere Gelehrten und Dichter, unsere berühmten Frauen feiern in den Briefen und Memoiren, welche die Nachwelt von ihnen aufbewahrt, gleichsam eine geistige Auferstehung, und zeigen sich ohne die Schleier, in welche die Tagesverhältnisse und auch oft die Tagesirrthümer und Misverständnisse sie theilweise vor den Augen ihrer Zeitgenossen einhüllten. So vervollständigt sich ihr Bildniß erst, nachdem sie nicht mehr unter uns weilen, und der gerechte und unparteiische Psycholog wird immer diesen Zeitpunkt abzuwarten haben, um sein letztes und endgültiges Urtheil zu fällen.

Man möchte auch unserer jüngsten Gegenwart einen Varnhagen wünschen; es fehlt ihr nicht an Studienköpfen, doch, wir fürchten, an Malern, die sie aufnehmen. In unserer Zeit wird mehr „grobe Arbeit" gemacht; es fehlt die feinsinnige Vertiefung in das Wesen der einzelnen Persönlichkeiten, eine Vertiefung, die einen künstlerischen Sinn voraussetzt. Doch vielleicht wandert auch in der Gegenwart ein Varnhagen mit seiner Silhouettenschere incognito einher, läßt aber erst die Zukunft in sein Album blicken!

Die „Briefe von Wilhelm von Humboldt an Henriette Herz", mit denen die Sammlung beginnt, erhalten gleich als Vignetten zwei scharfgezeichnete Charakterköpfe der Briefschreibenden. Wilhelm von Humboldt, der namentlich durch seine „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede), durch die „Lichtstrahlen" aus seinen Werken u. s. w. als eine Idealgestalt der neuern Literatur auf ein ziemlich vornehmes Piedestal gestellt worden ist, erscheint hier in einem etwas andern Lichte, mit einer Fülle widerspruchsvoller Charakterzüge ausgestattet. Das Porträt, welches Varnhagen von ihm entwirft, ist von einer meisterhaften Prägnanz; wir können uns nicht versagen, es ganz hier mitzutheilen:

Humboldt steht mit großem Geiste über allen Verhältnissen weit hinaus. Die Welt ist seinem Scharfsinne eine Sammlung scherzhafter und ernsthafter Aufgaben, tiefes umfassendes Wissen und ausgebreiteter Lebensgenuß die Lösung, in beiden Arten mit fleißigem Eifer, den eine cynische Gleichgültigkeit dicht begleitet. Er hat eine Menge Eitelkeiten, über die er doch alle weit hinaus ist. Er hat die größten weltbildenden Gedanken, deren Wirksamkeit aber durch den Zustand der Staaten und überhaupt jetziger Welt ausgeschlossen ist. Daher kommt ihm von dem, was er als Denker besitzt, nicht immer viel zu Nutze

als Staatsmann. Die Gewandtheit und Klugheit kommt ihm ganz von innen aus höhern Gebieten. Statt solcher Mystificationen einzelner, wie Metternich sie treibt, übt er gegen die Menschen insgesammt eine scherzende Verhöhnung, die nicht beleidigt, weil sie unpersönlich ist und aus freier Geistesüberlegenheit kommt. Er ist gar nicht leichtsinnig, aber auch gar nicht schwer, die Gegenstände als solche sind ihm immer von gleicher Wichtigkeit. Der Staat ist ihm eigentlich gleichgültig, aber da es einmal solche Einrichtung gibt, so ist ihm die höchste Stelle darin die bequemste. Er unternimmt nichts für ihn, aber er läßt ihn keineswegs im Stich. Ein trefflicher Ausführer von Aufträgen, weiß er außerordentlich zu arbeiten, schnell und geschickt, mündlich und schriftlich, läßt es an keinem Eifer fehlen, um den Zweck zu erreichen, und macht sich dann plötzlich gar nichts mehr daraus, weil die Sache nun aufhört, die seinige zu sein, welches sie nur so lange war, als sie noch nicht gelöste Aufgabe war. Er zeigt in Bearbeitung von Staatssachen philologischen Sinn und Genauigkeit, erkennt mit Uebersicht, trifft mit Sicherheit, und spielt mit den Schwächen der andern mehr noch, als er sie benutzt. Mit Metternich hat der Zufall ihn in günstige Vertraulichkeit auf einige Zeit gebracht. Er sieht das Zukünftige wol nahen, und es kann ihm nicht gefallen, aber er setzt sich darüber hinweg. Seine physische Beschaffenheit ist höchst merkwürdig: Musik, Farben, schöne Natur sind ihm verschlossen und zuwider, oder doch gleichgültig; die plastische Kunst ist die einzige, die ihn reizt, als Heiden, welches er im stärksten Sinne des Worts ist, und als Erasten. Die innerste Richtung geht in ihm auf Erforschung der Körperlichkeit, seine Sinnlichkeit ist zumeist ein Versuch und eine Erkundigung, und der Punkt, wo ihn die Natur wieder in ihren großen Zusammenhang stellt. Seine Paradoxien sind angenehm und geistreich, und auch praktische; zum Beispiel sein Wohlbehagen in dichtverschlossener Stubenluft und außerordentlicher Hitze. Er bleibt sich immer gleich, noch ganz anders als Metternich. Seine Unterhaltung ist höchst leicht und liebenswürdig, und bei allem Witz gutmüthig. Dies ist er überhaupt öfter und mehr, als man gewöhnlich glaubt. Sein Herz ist allerdings bewegbar, aber freilich nicht immer dann, wann man es möchte. Er ist geizig, aber kein Filz. Mit größerer Grazie war noch niemand verheirathet, völlige Freiheit gebend und nehmend.

Erläutert wird dies Gesammtbild durch die darauffallenden Streiflichter einzelner Aperçus Schlabrendorf's, Talleyrand's, der Rahel über den Staatsmann und Menschen. Schlabrendorf meinte, in Bezug auf die Humboldt, ohne Gemüth könne man nie ein großer Mann sein; Görres nannte Wilhelm von Humboldt eine kalte Decembersonne; Rahel sagte in Bezug auf seinen Geist: „Il a autant qu'il veut"; und meinte ein andermal zu ihm, sie könne ihm seine Geistesfreiheit weniger hoch anrechnen, da er auch für sein Thun und Handeln in seinem Innern weder Schranken noch Zügel habe. Talleyrand sagte vom Minister von Humboldt: „Il est comme la Prusse, on ne sait pas bien ce que c'est." Heutigentags weiß man das übrigens besser. Von den mitgetheilten Anekdoten zur Charakteristik Humboldt's erwähnen wir die folgende:

Wilhelm von Humboldt haßte Musik und Gesang. Singen nannte er Sreien, und die berühmte Sontag war ihm eine Person, die vom Sreien lebte. Von musikalischen Instrumenten erklärte er den großen Baß für das beste, dem könne man am leichtesten entgehen, den bringe auch so leicht keiner fort und nicht in Gesellschaft, dagegen das Flageolet ihm das schrecklichste Instrument dünkte, als welches einer unversehens aus der Brusttasche ziehe, wie zum Meuchelmord! Als eine seiner Töchter sang, sagte er zu ihr: „Was hast du nur an dem fatalen Sreien! Du wirst dir dadurch nur deine söne S—prechstimme verderben!"

Die Jugendliebe von Humboldt, Hofräthin Herz, geborene de Lemos, an deren Adresse bekanntlich später auch Ludwig Börne warmempfundene Liebesbriefe richtete, wird uns von Varnhagen in folgender Weise porträkirt:

Eine große, wunderschöne Frau, voll Anmuth und Lieblichkeit, klug, gebildet, kenntnißreich, beredt, mild und gütig, eifrig im Wohlthun. Wie kommt es, daß, bei großen Huldigungen, festgehaltenen Freundschaften, heitern Umgangsverhältnissen, wesentlichen Dienstleistungen, diese Frau gleichwol bei den Menschen, auf die sie am meisten hielt, keine wahre Liebe und Zuneigung erweckte? Selbst Schleiermacher, der älteste und ergebenste ihrer Freunde, spöttelte viel über sie, besonders in späterer Zeit, Wilhelm von Humboldt dachte sehr gering von ihr, Karoline von Humboldt ging darin noch weiter, Dorothea Schlegel wurde nur durch Gewalt alter Gewohnheit von ihr festgehalten, Frau Schleiermacher hegte die entschiedenste Abneigung gegen sie, die Reimer'sche Familie ebenso, die Frau Schede nicht minder, desgleichen Frau von Barbeleben, die Savignys, Achim und Bettina von Arnim, Rahel kämpfte immer zwischen Vorliebe und Misachtung. Nur Immanuel Bekker und Herrn Fürst, auch allenfalls den Starrkopf Börne wußte sie dauernd in Anbetung zu erhalten. Die Schüler und Verehrer Schleiermacher's, Marwitz, Adolf Müller, Harscher, zeigten ihre Geringschätzung bis zur Grobheit. Der Schlüssel liegt in ihrem Mangel an eigentlichem Kern, an Charakter, an tiefem Herzen. Das Innerste war schwach, leer, sollte durch Aeußeres ersetzt werden, sie war eine allseitige Anempfinderin, das gefiel jedem auf kurze Zeit, wurde widrig im Wechsel. In spätern Jahren minderte sich die Ziererei, aber dafür frömmelte sie, und hätte es noch weit stärker getrieben, wäre sie dadurch nicht vielen Leuten, mit denen sie es auch nicht verderben wollte, anstößig geworden. Auch fand sich mit dem Alter viel Absichtliches, Berechnetes ein, was in manchen Fällen zur freventlichen Verleugnung der Wahrheit wurde.

Mit diesen Vorkenntnissen ausgerüstet, im Besitze dieser beiden Porträts, wenden wir uns nun zur Lektüre der Briefe Humboldt's an Henriette Herz selbst; sie umfassen in der Sammlung 120 Seiten. Der Eindruck, den sie machen, ist aber der unerquicklichste, den die Briefe eines großen Mannes machen können, sie sind nichtssagend und inhaltsleer — fast lauter „blöde Jugendeselei", oder auch nicht blöde; nichts von Sturm und Drang feuriger Jugend, von weltbewegenden oder excentrischen Gedanken; gar kein geistiges Leben mit großen Zielen und Perspectiven, nichts als sentimentale Herzensergüsse, die oft an einen Briefsteller für Liebende erinnern; dabei Spielereien mit einer Art von Orden, zu gegenseitiger Veredlung und Förderung, mit Küssen, Pfänderspielen, Geschenken von Schattenrissen und Ringen, und in der Mitte dieses sentimentalen Freundschafts- und Liebescultus die schöne verheirathete Henriette Herz, die liebe gute theuere Henriette, die anfangs „gesiezt", später geduzt wird. Dabei arbeiten alle an ihrer moralischen Vervollkommnung. Die Arbeitsweise war indeß keine unangenehme, wie die folgenden Zeilen Humboldt's beweisen:

Es war besser, daß Freuden, stufenweise immer höher genossen, diesen Kummer, dies bange Zweifeln aus meiner Seele vertilgten. Reichlich, reichlich belohntest du mich, Jette. Was ich empfand, als du zuerst wärmern Antheil an mir nahmst, den ersten Händedruck erwidertest, den ersten Kuß mir erlaubtest, als dein Vertrauen immer stieg!

Nur einmal tauscht der junge Liebende mit der Geliebten seine Ansichten über Gott aus; im übrigen suchen wir vergeblich in allen Briefen einen tiefern Gedankeninhalt.

Dies läßt nur eine doppelte Erklärung zu: entweder war Wilhelm von Humboldt's Geist selbst damals noch ein ziemlich unbeschriebenes Blatt, der sich erst durch spätere Anregungen und Studien glänzend entwickelt, oder Henriette Herz war nicht die Frau, an welche man gedankenvolle Briefe schrieb — nur eine Adresse für das „Herz" und die Spielereien der Empfindsamkeit. Die Briefe waren übrigens anfangs mit hebräischen Lettern geschrieben. Selbstverständlich spielte der Ehemann der Madame Herz in diesem Orden keine Rolle und man weihte ihn daher weder in die Geheimnisse, noch in die Briefe ein. Von dem fast durchgängig in ihnen herrschenden Ton geben wir eine Probe, nach der man alle übrigen beurtheilen kann:

So ist er denn wieder verstrichen, der frohe, glückliche Tag, an dem ich Sie so lange sehen und so ungestört mit Ihnen reden konnte! O wie vielen vielen Dank bin ich Ihnen noch schuldig, theuerste Freundin, für alle die Güte, die Freundschaft, die Sie mir erwiesen, für das Vergnügen, das ich in Ihrer Gesellschaft genossen habe! Ach bald bald werde ich es nicht mehr genießen, noch wenige Wochen, und ich kann Sie in einem ganzen halben Jahre nicht sehen. O wer, liebe Henriette, wer wird mir diese lange Zeit ertragen helfen? Wer kannte es, als nur Ihre lieben, innigen, freundschaftlichen Briefe, und die, die soll ich entbehren! Aber warum rede ich schon jetzt von dieser traurigen Zukunft? Warum quäle ich mich schon jetzt mit der Vorstellung davon? Wird mich das wirkliche Gefühl nicht genug schmerzen? Wäre doch der heutige Tag mit dem Augenblick geendigt gewesen, da Sie von uns wegfuhren!

Die Briefe Chamisso's an Ceres Duvernay beleuchten eine Liebesepisode aus dem Leben des Weltreisenden und Dichters, die allerdings im Sande verläuft. Die Geliebte heirathet und schickt ihm statt früherer Liebesbriefe eine Uebersetzung aus Ossian und die Bestimmungen eines sterlichen Decrets. Die Briefe Chamisso's athmen an einzelnen Stellen eine sanfte Schwärmerei. Ceres geht übrigens gegen ihren künftigen Gatten correcter zu Werke, Madame Herz gegen ihren gegenwärtigen, indem sie das Duzcomment mit ihrem Geliebten aufhebt, während sie ihn allmählich einführt als Mitglied eines Ordens, dessen letzter Zweck Beglückung durch Liebe ist.

Ein langer Reisebrief von Ludwig Tieck an Bernhardi von 1793 schildert einen Ausflug nach dem Fichtelgebirge in einer etwas breitspurigen Weise, nicht ohne Unterkeit und Naturſinn. Interessant ist uns nur die republikanische Gesinnung, die sich in diesen Herzensergüssen des jungen Romantikers ausspricht, die Begeisterung für die politische Freiheit, von der sich in seinen sämmtlichen Werken nachher keinerlei Spuren finden:

O die Natur ist doch an Schönheit unerschöpflich! Hier [illegible] ist der wahre Genuß, eine schöne Gegend veredelt den Menschen, eine schlechte macht ihn kleinlaut und scheu, die erstere stimmt ihn erhaben, nur in einer solchen Gegend schöne, brave Republikaner! O Schweiz, Frankreich — wenn ich doch fliegen könnte, mit genießen und mit für die Freiheit sterben!

An einer andern Stelle schildert er uns einen französischen Grafen als verkappten Jakobiner, der gerade dadurch Tieck's Sympathien erweckt:

Heute machte sich zu guter letzt noch der französische Graf an mich. Wir kamen bald auf die Revolution und den Krieg zu sprechen — er war sehr witzig; bei seiner Schilderung der Fürsten (er kannte einige persönlich) mußte man ununterbrochen lachen. Wir wurden immer vertrauter miteinander, seine Grundsätze neigten sich nach und nach immer mehr zur Freiheit und Gleichheit, und am Ende fand ich, daß er selbst ziemlich jakobinische Ideen habe. Er mußte sehr lange keinen erträglichen Menschen zum Sprechen gefunden haben, denn seine Beredsamkeit war unaufhaltsam, Wackenroder war aber sehr müde und so gingen wir endlich auf unser Zimmer. Ich blieb noch auf, um einzupacken. Gewiß sind aber mehr Freiheitsmenschen oder Jakobiner in Deutschland, als man glaubt, sie maskiren sich nur sehr, denn diesen hatte ich vorher für stupide gehalten und ich fand einen feinen und sehr gescheiten Mann an ihm, und bedauerte es, daß ich mich nicht schon vorher der übrigen Gesellschaft wegen an ihm schadlos gehalten hatte.

An jener albernen Kindlichkeit, welche Tieck's Hauptdichtungen charakterisirt, fehlt es auch nicht in diesem Reisebriefe. Es finden sich mehrfach Wendungen wie die folgende: „Das Menschchen ist ein veränderlich Ding, das ist schon eine sehr alte Sage." Außerdem erfahren wir aus dem Briefe, daß Tieck damals sehr lachlustig und ein kühner Reiter war. In seiner Lachlust zeigt sich bereits das starke Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit, welches ein wesentlicher Factor der spätern romantischen Ironie war. Eine feine Menschenkenntniß, fast zu fein für innige Busenfreundschaft, zeigt sich in dem Porträt, welches Tieck von seinem Reisegefährten Wackenroder entwirft:

Wackenroder hat sehr etwas Verschlossenes, keiner wagt sich an ihn so leicht und bei aller seiner Bescheidenheit hat er ein sehr imponirendes Ansehen, sehr etwas Altes, weil er von je an wenig mit jungen Leuten umgegangen ist. Schlimm ist es, daß seine Solidität nicht aus Erfahrungen entstanden ist, er ist kalt und gesetzt, ohne daß dieser Charakter aus einer innern Nothwendigkeit entstanden wäre, er ist die Ideen nicht durchgegangen, die nothwendig sind, um einen reellen soliden Charakter hervorzubringen, der unerschütterlich ist; man zeige ihm das, was er jetzt verachtet, von einer reizenden, von einer poetisch schönen Seite, und er wird schwächer sein als die, die er itzt verachtet. Er hat von je an allen Umgang vermieden, der ihn hätte belehren können, er hat daher wirklich sehr wenig Menschenkenntniß, er haßt und verachtet, ohne sich in die Seele dessen, den seine Verachtung trifft, hineindenken zu können. Sie werden wissen, wie schädlich eine solche Erhebung über die Menschheit ist, wie sehr sie zur schrecklichsten Intoleranz führt, zum Menschenhaß.

Den eigentlich pikanten Theil der Sammlung bilden die „Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel, geborene Cesar, und an Rahel, nebst Briefen von Pauline und Rahel, und Aufzeichnungen von Varnhagen". Bekanntlich hat Alexander Büchner Bruchstücke dieser Briefe veröffentlicht. Ludmilla Assing sagt in Bezug auf diese und auf die hier mitgetheilten:

Als der geschätzte Herausgeber in Caen jene merkwürdigen vergilbten und halbzerrissenen Blätter entdeckte, ahnte er nicht, daß eine Abschrift der meisten derselben, von Varnhagen's Hand, sich in Varnhagen's Nachlaß befände. So manchmal, wenn ich die in ihrer Art einzigen literarischen Archive durchblätterte, die mein Onkel mir anvertraute, verweilte ich bei diesen eigenthümlichen Briefen, in denen die mächtige Flamme einer zügellosen Liebesleidenschaft lodert, und zögerte doch immer noch, sie

bekannt zu machen. Nun aber, nachdem eine theilweise Herausgabe erfolgt ist, scheint es mir eine literarische Pflicht, das Bild zu vervollständigen und die Lücken zu ergänzen durch die Beiträge, die in meinen Händen sind. Nicht nur, daß in den mir vorliegenden Abschriften ein paar der Herrn Büchner unleserlich gebliebenen Stellen entziffert sind, nicht nur, daß sie zwei Briefe vollständig geben, die im Original nur zur Hälfte erhalten waren, als man sie auffand, sondern auch noch acht neue Briefe des Prinzen an Pauline habe ich hinzuzufügen, deren Originale die Empfängerin später vernichtet oder verloren haben mag. Wo ich hin und wieder etwas ausgelassen habe, ist es nur da geschehen, wo der leidenschaftliche Ausdruck alles in der Literatur Sagbare übersteigt.

Pauline Wiesel, des Prinzen Louis liebe Pelle, war von Natur durchaus nicht auf eine literarische Unsterblichkeit angelegt; sie verlangte vom Leben andere Genüsse als löschpapierenen Nachruhm. Deshalb machen ihre Briefe auch einen sehr naturwüchsigen Eindruck. Varnhagen sagt von ihnen: „In diesen schlechtgeschriebenen unordentlichen Briefen ist viel eigenthümliches Leben, freier Geist, treffendes Urtheil.“ Varnhagen's Aufzeichnungen über den Charakter der schönen Pauline, nachdem er sie in reifern Jahren kennen gelernt, lauten wenig günstig; er spricht sogar von seinem persönlichen Widerwillen gegen sie, während Rahel ihre leidenschaftliche Vorliebe für Pauline bis zu einer letzten schmerzlichen Enttäuschung festhielt. Varnhagen schreibt:

Pauline hatte ein großes Naturgefühl, das immer neu und frisch hervorströmte; sie hatte einen unbestechlichen Wahrheitssinn, der schlechterdings keinem Wahn, keinem Vorurtheil huldigte, sondern sich an die klarste Wirklichkeit hielt, keine Süßigkeit und keine Härte des Vorhandenen leugnen oder ignoriren konnte; mit jeder sogenannten Bildung entbehrte sie auch jeden Nachtrab und Greuel derselben, jede Verbildung und Ziererei. In der Jugend war dies mit hinreißendem Liebreiz und der anmuthigsten Persönlichkeit verbunden. Dieser Einsicht in Paulinens Wesen und diesen Eindrücken von ihr blieb Rahel zeitlebens treu, auch dann noch, als diese Eindrücke nicht mehr in gleicher Art gegeben wurden, sondern mit dem Schwinden der Jugend manches Harte und Unschöne in Pauline zugenommen hatte. Ihrer Natur mußte man vieles verzeihen, und man that es gerne, Rahel aus tiefster Ueberzeugung. Die Eigenschaften, von denen sie selbst erfüllt war, innere Wahrheit, Rechtschaffenheit und Geistesinnigkeit, setzte sie ohnehin bei den Freunden ungeschwächt voraus, und rechnete auf deren Herz und Sinn wie auf einen Felsen. Ich hatte Pauline erst sehr spät kennen lernen; jenen Eindruck anmuthiger Jugend hatte ich nie von ihr empfangen können; auch den Nachschimmer davon vermochte ich schwer zu entdecken. Dennoch erkannte ich die erwähnten seltenen Eigenschaften völlig in ihr an. Leider aber fand ich diese mit einem Element von schlechter Angewöhnung umgeben, das dieselben zu zeiten ganz überdeckte.

Ein ganz apartes Exemplar der menschlichen Gattung war Wiesel, der Ehegatte der schönen Sünderin, ein kaustischer Cyniker, der sich über die Untreue seiner Gattin keine grauen Haare wachsen ließ. Von dem originellen Witz dieses Sonderlings theilt Varnhagen zwei Proben mit:

Ein preußischer Offizier, Hr. von Sellentin, der sich sehr kläglich ausnahm, sollte Adjutant von Seydlitz gewesen sein, wurde versichert. „Wenn das wahr ist“, sagte Wiesel, „daß der Mann Adjutant von Seydlitz gewesen ist, so ist der ganze Siebenjährige Krieg eine Fabel.“ —

Als jemand von Klopstock erzählte und sich rühmte, mit dem Sänger des „Messias“ gesprochen zu haben, rief Wiesel, ärgerlich über das nachsprecherische Preisen und Prahlen, in humoristischer Verwunderung aus: „Was? der lebt noch, lebt mit uns zusammen? Ich habe bisher immer Klopstock für einen Contemporain von Jesus gehalten!“ Mit dieser Zwischenrede war denn der Lobpreiser freilich aus aller Fassung gebracht.

Die Briefe des Prinzen Louis athmen nicht blos eine glühende Leidenschaft, indem er in seiner Geliebten das liebreiche Wesen, die namenlose Grazie, alles Schöne, eine himmlische Natur bewundert; ihr Hauptwerth besteht in der darin so warm sich aussprechenden Liebe zum Vaterlande, in dem Haß gegen die niedere Gesinnung, die schlechte Politik des Tags und ihre Träger. Er ist voller Schmerz über die schändliche Zeit, und voll ahnungsreicher Besorgniß für die Zukunft. In Charlottenburg ist er dem „schändlichen“ Haugwitz gegenüber, der ihm allen Appetit zum Essen verdirbt: „Der Erbärmliche konnte mir nicht ins Gesicht sehen, denn verachtender und ernster, als ich ihn ansah, ist noch kein Sterblicher es gewesen.“

Sehr schön heißt es in seinem letzten Briefe:

Ein Wort gaben wir uns alle, ein feierliches, männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden —, bestimmt das Leben daranzusetzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und die Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Ideen auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wird, nicht zu überleben! Es soll gewiß so sein! Der Geist der Zeit ist trefflich, und würde es noch mehr sein, wenn mehr Bestimmtheit und erregende Kraft von oben wäre, und ein fester Wille die schwachen und schwankenden Menschen bestimmte. Was ist dieses erbärmliche Leben, nichts, auch gar nichts! Wo Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schönen Hoffnungen von unsern Herzen! So muß es in diesem Zeitalter sein, denn so erstarben auch alle schönen menschenbeglückenden Ideen. Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt — warum also sich beklagen, wenn im kleinen geschieht, woran ein ganzes Jahrhundert leidet!

Durch solche Worte schreibt sich Louis Ferdinand in das Pantheon preußischer und deutscher Helden ein. Ist aber diejenige, an welche sie gerichtet sind, das volle Verständniß für dieselben hatte? Oder hatte sich der Prinz durch körperliche Anmuth und Schönheit bestechen, ein Ideal geträumt, dem die Trägerin in geistiger Hinsicht nicht entsprach? Die mitgetheilten Briefe der Pauline zeugen eine gewisse Frische des Sinns und des Urtheils, die im ganzen wohlthuend berührt; auch findet sich hin und wieder ein Aperçu, das aus einer originellen Weltanschauung hervorgeht. Doch enthalten sie ebenso des Gewöhnlichen viel, das Radebrechen in deutscher oder in französischer Sprache macht einen etwas unharmonischen Eindruck, ebenso die Lebensmüdigkeit in den letzten Briefen, die doch aus dem Mangel tiefern geistigen Inhalts hervorzugehen scheint. Nur ein großer Thee mit dreißig Damen, Gräfinnen, Baroninnen, Generalinnen und einer Partie Faro wirft dann noch ein glänzendes Streiflicht in das verödete Leben. Ihre Urtheile sind oft absonderlich. So findet sie in Goethe's „Wahlverwandtschaften“ zu viel Tugend:

Ich lese einen Roman von Goethe, der mir gar nicht gefällt; weitläufig, ennuyant, keine Liebe, nichts als Tugend, Entsagen auf alles. Eine einzige gute Seite ist im ganzen Buch

es kommt mir vor wie ein dummes Stammbuch, wo viele hineinschreiben — der Roman heißt: „Die Wahlverwandtschaften".

Ein köstlicher Zug ist es, wie Pauline ihrer „lieben Ralle" einige Eigenthümlichkeiten des Briefstils ablauscht und hin und wieder ihre Lakonismen des Ausdrucks nachahmt. Rahel schrieb bekanntlich keinen Brief, ohne daß neben dem Datum das Wetter des Tags angegeben wäre, da dasselbe bei ihrer laubfroschartigen Natur auf ihre Stimmung von großem Einfluß war und so gleichsam die Tonart des ganzen Briefs von Haus aus bestimmte. Sie hatte es in diesen Angaben zu einer, für die Meteorologen von Fach beneidenswerthen Meisterschaft des Ausdrucks gebracht und gleichsam jeden Grad der Thermometer- und Barometerscala mit den frappantesten Wendungen beschrieben. Auch in den Briefen an Pauline finden sich diese Wetterglossen: „Helles, sonniges Frühlingswetter; fürchterliches Nordostwindwetter, das mich physisch dem Wahnsinn nahe brachte; schönes, munkliges Wetter; wärmliches dunstiges Wetter, wo eben die Sonne durchbricht" u. s. w. Nun schrieb auch Pauline derartige Wetterüberschriften: „Trübes Wetter mit Wind, kaltes Wetter, Mordwetter, die ganze Nacht Gewitter" u. s. w. Doch man merkt an diesen trivialen Bezeichnungen, daß ihr das meteorologische Genie der Rahel fehlt. Die Briefe der letztern sind geistreich, sprühend von Aphorismen und ist voll mystischer Gefühlstiefe. Rahel ist, trotz ihrer peripherischen Fühlfäden für die Witterung, für die Zeit und die Menschen, eine centrale Natur. Einige Briefstellen beweisen diesen, auch in der Form oft orakelnden Tiefsinn:

Der Gedanke des Existirens — nicht als Pauline, oder Rahel — überhaupt, das Dasein irgendeines Dinges oder einer uns möglichen Vorstellung ist so groß, so überragend kolossal, daß ich in der Grübelei und Anschauung untergehe in Ruhe. So mit meinem Geist und mit meinen Gedanken hab' ich noch Klaffir. —

Ja, Pauline, alles herunter nach der stummen Erde: und ist hier Bewußtsein und Schmerz. Dahinter muß ein herrliches Geheimniß stecken, wovon wir hier nichts wissen. Herrlich, wenn es auch schrecklich ist. —

Daß keiner jemals nach seinem Orte kommt, wo er lange nicht war! Alles ist anders, ich allein fremd, mir alles fremd: so ohne Beziehung, und doch in keinem fremden Ort, nichts Neues sehend, nur Verhäßlichtes. Meine größte Hauptqual ist mir: daß, was noch übrigblieb von meinem Vorigen, so alt, so abgetragen, so verkrüppelt, so häßlich geworden ist. Lauter traurige Revenants; die auch mich wie sonst haben und gebrauchen und ansehen wollen; die nämlich, die noch übriggeblieben sind! Hier und da in der Fremde einen solchen einzeln zu finden, kann noch spaßhaft, erträglich sein, wie wir's wol erbaten. Aber solche alte, vertrocknete, versteinerte, verholzte Klassen, in den alten und doch so zerstörten Räumen, sind Furien der Vergangenheit, die einem mit Gewalt die Augen ausbrennen mit den Fackeln, mit Wuth uns zeigen, uns erhellen, was wir nicht sehen wollen: und an allem andern hindern! —

Lauter Mittel zum Leben, lauter Anstalten dazu, und nie darf man leben; nie soll ich. O! und unterfängt man sich's einmal, wie Sie es manchmal thaten, so hat man die elende Welt, die ganze Welt gegen sich.

Sehr treffend charakterisirt Rahel diesen tiefen Zug ihres Wesens selbst mit den Worten, „daß sie unermüdet in sich grabe und bei den lichterlohen Flammen ihrer Affecte ihr Inneres immer mehr und mehr erschaue".

Nach diesen pikanten Briefen zweier emancipirter Frauen, von denen die eine es durch freie Gedanken, die andere durch freies Leben war, machen die „Briefe von Stägemann an Friedrich Cramer in Halberstadt" einen etwas trockenen Eindruck. Es ist weniger der Dichter als der Beamte Stägemann, der aus ihnen spricht, und die Streiflichter, welche auf die damalige preußische Administration, Gesetzgebung und die bureaukratischen Zustände fallen, entschädigen nicht für die vielen langweiligen Personalia und das geistig Dürre und Dürftige, das man mit in den Kauf nehmen muß. Ungünstige Urtheile über Bunsen, das Lob Rückert'scher Gedichte, einige Mittheilungen über das damalige Muckerwesen, über die Extravaganzen der Frommen und die Schwangerschaften einiger frommen Damen bilden die spärliche Würze dieser Briefe.

Die Briefe des Staatsministers von Beyme, von welchem Varnhagen eine durch mancherlei Anekdoten illustrirte Charakteristik vorausschickt, enthalten meistens Beurtheilungen der Varnhagen'schen Biographien und sind durchweg in einem liebenswürdigen und feingebildeten Ton gehalten. Ueber die Biographie von Seydlitz sagt er:

Es ist nicht blos das vaterländische Gefühl, worin ich, mit Ihnen sympathisirend, hingerissen worden bin, das Werk, ohne es aus der Hand zu legen, gleichsam zu verschlingen, sondern auch die Kunst der Darstellung im innigsten Verbande mit der anspruchslosesten Einfachheit, welche mich zur höchsten Bewunderung Ihres Talents und seiner vollendeten Ausbildung entzückt hat. Fast jede Seite in dem ganzen Buche hat Stellen aufzuweisen, die als Denksprüche ausgezeichnet zu werden verdienen, und doch mit dem Ganzen wie aus einem Gusse bestehen. Kurz, meinem geringen Urtheile nach, ist diese Biographie ein vollkommenes Muster ohnegleichen, und werth durch eine vergleichende Behandlung des Lebens von Winterfeldt's, auf die Sie am Schlusse hindeuten, die aber auch nur Ihnen gelingen kann, den vergleichenden Lebensbeschreibungen Plutarch's die so lange besessene Palme zu entziehen; von Grund der Seele wünsche ich Ihnen Glück zu diesem gelungenen Meisterwerk.

Von Gneisenau erzählt Varnhagen folgende Anekdote:

Gneisenau hatte im Feldzug 1813 an Müffling stets einen offenen oder geheimen Widersacher, der mit seiner Pedanterie zwar eine gute Ordnung handhabte, aber auch allem Kühnen, Frischen möglichst entgegen war. Kurz vor dem Uebergang bei Wartenburg wurde eine Art Kriegsrath gehalten, Blücher und mit ihm Gneisenau waren für muthiges Vorschreiten, Müffling aber wollte mit seiner Meinung nicht recht heraus, brachte allerlei vor, was nichts Rechtes bedeutete, und regte zuletzt Gneisenau's Ungeduld so sehr auf, daß dieser ihm zurief: „Sagen Sie nur Ihre Meinung ganz frei heraus, Herr Oberst! Ich gebe Ihnen im voraus die Versicherung, daß sie nicht befolgt wird!"

Die Briefe Gneisenau's enthalten einige Bemerkungen über die Wuth des Zeitalters, alles Alte umzuwerfen und eine neue Gesetzgebung einzuführen, über den Judenunfug und die Schlechtigkeit des Zeitalters, wo man nur denjenigen achtet, der Aufwand machen und große Mahlzeiten geben kann, sei er auch übrigens noch so verworfen. Von Bettina sagt der Feldmarschall in einem Briefe an diese Dame:

Auch ich, ehe ich Ihre nähere Bekanntschaft zu machen die Ehre hatte, theilte die Vorurtheile, die gegen Sie in der Gesellschaft umhergehen. Ihr tiefer philosophischer Blick, Ihr fertiger und leichtfertiger Witz fesselten endlich meine Aufmerksamkeit. Die edle Art, wie Sie von ihrem Mann mündlich und schriftlich redeten, gewann Ihnen endlich mein Vertrauen und ich legte jedes Vorurtheil gegen Sie ab und hatte meine Freude an Ihnen, wie ein Vater an seiner geistreichen Tochter, wenn ich auch nicht immer Ihre Vernachlässigung der conventionellen Formen zu vertheidigen vermochte, und Ihnen gern zuweilen eine väterliche Vermahnung gegeben hätte, wozu ich jedoch des Rechts, sowie der Hoffnung des Erfolgs entbehrte.

Von den „annectirten" Rheinlanden heißt es in einem andern Briefe:

Wie Sie sehr richtig bemerken, so machen wir stets an neue Unterthanen die sonderbare Forderung, daß sie uns alsbald auf das zärtlichste lieben sollen. Auch ich meine, daß wir vorderhand mit dem Grad der Ergebenheit, als die Rheinländer uns bisjetzt bewiesen haben, zufrieden sein können. Es ist an uns, ihr Zutrauen und ihre Achtung uns zu verdienen, und stelle man solche Personen an, deren Gerechtigkeit und Billigkeit Achtung gebietet.

Dies wäre auch für die Gegenwart zu beherzigen. Aus Rückert's Briefen erwähnen wir eine Stelle, in welcher der Dichter davon spricht, daß er anfange einzusehen, er werde es den Leuten mit seiner Poesie nie recht machen. Alles übrige sind Schnitzel aus Varnhagen's Papierkorb. Was für den Briefsammler von Werth ist als Curiosität, wie der Brief von Saint-Germain, hat deshalb noch keinen Werth für die Oeffentlichkeit. **Rudolf Gottschall.**

Gustav Freytag's Bilder aus dem Mittelalter.

(Beschluß aus Nr. 30.)

Was die Geschichte des deutschen Volks gleichsam als vorbereitende und erklärende Gestaltungen bis zu jener centralen Gestalt des idealen deutschen Mannes, Helden und Königs geschaffen hat, ist in fünf selbständigen und doch zugleich in engster gegenseitiger Beziehung componirten Bildern geschildert. Es sind darin durch geschickte Vertheilung des Stoffs alle wesentlichen Züge des äußern und innern Lebens der Nation nicht blos angedeutet, sondern auch so plastisch herausgearbeitet und mit so warmer Farbe des Lebens getränkt, daß nur die überall gleiche bewahrte Gewissenhaftigkeit in der Benutzung des urkundlichen Materials und die consequente Selbstbeschränkung auf dasselbe den Verdacht gelegentlicher freier Schöpfung der Phantasie beseitigen kann, der vielleicht manchen Leser anwandelt. Aber es ist hier nichts phantasirt und nichts construirt, sondern nur eine vollendete Mosaik aus Einzelsteinen, deren geringste Schwierigkeit weniger in der Menge derselben, als in ihrer unhandlichen Gestalt und unharmonischen Färbung bestand.

Wie sich erwarten läßt, faßt das erste Bild, seiner Ueberschrift: „Aus der Römerzeit", entsprechend, alles das zusammen, was man von dem ältesten geschichtlichen Dasein des deutschen Volks weiß und nicht blos vermuthet. Es hat neuerdings der Hintergrund deutscher Geschichte, den man sich sonst mit den Cimbern und Teutonen geschlossen dachte, durch die Entdeckungen der sprachvergleichenden und völkervergleichenden Wissenschaft, sowie durch systematischere Ausbeutung der Schätze der Vorzeit, welche der Schos der Erde birgt, eine unendliche Vertiefung gewonnen. Aber Hypothese und Thatsache gehen hier einstweilen noch ungelöst durcheinander: Zeit und Ort, die beiden großen Momente, an welche alles geschichtliche Leben und Erkennen gebunden sind, verschwimmen in gestaltlosem Nebel der ungezählten Jahrtausende und namenlosen Völker. Daher wird, wer gestaltete Geschichte darzustellen vorhat, nur sparsam und vorsichtig von diesen neuen Funden Gebrauch machen, deren grenzenlose Perspective die Phantasie auch sonst sehr nüchtern gestimmter Männer so häufig in eine Art von schwindelnder Betäubung zu versetzen pflegt. Hier fühlt man überall den eröffneten weitern Horizont der Urgeschichte, mehr als daß man ihn sähe, und das halten wir einstweilen für die einzig richtige Methode da, wo es sich um concrete Gestaltungen handelt.

Ein feindurchdachtes Kunstmittel setzt den Darsteller in den Stand, sie bis zu der überhaupt möglichen Grenze objectiver oder unmittelbarer Lebensähnlichkeit herauszutreiben. Er hat nämlich hier in dem ersten Bilde und gewöhnlich auch anderwärts sein eigenes Werk mit einem nur leise umgeformten Zusatze fremder Hand, gleichzeitiger und womöglich auch den Ereignissen gleichartiger Berichterstatter versehen; aber er hat es wohlweislich gethan, nachdem er erst selbständig das ganze Bild der darzustellenden Erscheinung entworfen und ausgeführt. Dadurch allein ist die sonst nicht zu überwältigende Fremdartigkeit jener unmittelbaren Aeußerungen der Zeit selbst glücklich gebannt: sie erscheinen jetzt gleichsam als die Probe für die Richtigkeit der Rechnung, nicht als etwas Neues, selbst erst dem Verständniß zu Eröffnendes. In der Wahl dieser Zeugnisse hat ihn überall der richtigste Takt geleitet, wie der am besten erkennen wird, der selbst eine lebendige und ausreichende Uebersicht über das gesammte Quellenmaterial unserer deutschen Geschichte hat. So ist für die Urzeit die Schilderung der Alemannenschlacht des Jahres 357 aus Ammianus gewählt. Es ist das einzige Schlachtgemälde aus der Zeit vor der Völkerwanderung, das auf Autopsie des Darstellers oder wenigstens der Quelle, die er selbst beinahe unverarbeitet benutzt hat, beruht, zugleich so ausführlich und anschaulich wie keins der mehr oder minder blos schablonenhaft phantasirten in den Berichten der Römer oder Griechen. Ein Schlachtgemälde aber ist unzweifelhaft gerade das, worin sich der Kern des damaligen deutschen Volksthums am natürlichsten und prägnantesten offenbaren muß. Denn der Mann als Kämpfer und Held ist ja doch die Signatur, welche die Zeit selbst als die höchst berechtigte an sich anerkennt.

Das zweite Bild: „Aus der Wanderzeit", ist als ein Doppelbild componirt. Die eine Hälfte zeigt uns die Schicksale der Völker, die andere die Helden der Völkerwanderung. Man wird, auch ohne daß es ausdrücklich gesagt würde, begreifen, daß es sich dort nicht um eine äußere Geschichte der einzelnen deutschen Stämme während des 4., 5. oder 6. Jahrhunderts handelt. Die Facta

welche die gewöhnliche oder politische Geschichte aufzählt, sollen nur dazu dienen, um die innern Veränderungen in dem deutschen Menschen oder in der deutschen Volksseele unter dem Druck ungeheuerer Ereignisse begreiflich zu machen. Denn mit Recht sagt der Darsteller:

Es war ein schweres Erdenschicksal, welchem die Nation in ugendlicher Kraftfülle entgegenzog. Kein Zeitraum der Vergan-enheit regt noch jetzt, nach anderthalb Jahrtausenden, so starkes Schmerzgefühl auf, als die Periode des Römersturzes und der be-innenden Germanenherrschaft in den Ländern alter Cultur. Die roße Hälfte einer hochbegabten Nation sollte untergehen, damit er Rest ihrer Stammgenossen die Erbschaft des Alterthums antre-n durfte. Und dieses Erbe selbst, wie sehr mußte es zerschla-en und verwüstet werden, bevor der letzte Bruchtheil den Ueber-enden zugute kam. Zuerst fraß das Schwert der Römer, ann brachte ihre Cultur und verdorbene Sittlichkeit den Er-berern Untergang, bis allmählich die antiken Ueberlieferungen klein wurden, so unschädlich und so dem deutschen Wesen ngepaßt, daß die Germanen damit hauszuhalten vermochten. heuer wurden die Anfänge der Bildung, in welcher wir auf-ühen, mit dem Blute unserer Ahnen bezahlt.

Diese ernste Stimmung wird geschärft, wenn man die fol-nden Jahrhunderte des Mittelalters mit schnellem Blick mustert. as römisches Wissen und römisches Christenthum in den deut-en Völkern großzog, das ist allerdings für unser Gedeihen ntbehrlich geworden, und wir haben jeden Grund, dafür nkbar zu sein; aber wir schauen jetzt von der Höhe auf eine ge Reihe überwundener Bildungen zurück, in denen die Mi-ung des Fremden und Altheimischen uns übel gelungen scheint; r erkennen mit größerer Deutlichkeit das Mangelhafte, Wun-liche und Ungesunde der einzelnen Erscheinungen, als die chsende Energie der treibenden Lebenskraft. Häßlich sind die raktere der alten Königsgeschlechter, welche römische Laster t germanischer Zügellosigkeit paarten, wenig erfreut das kin-he Stammeln mönchischer Gelehrsamkeit und als zweifelhaf-Gewinn erscheint die Macht römischer Päpste. Auch den rlust altnationaler Poesie, den Verfall des heimischen Rechts pfinden wir vielleicht als Beeinträchtigung ältester Schönheit Kraft. Dagegen ist uns das ureigene Wesen unsers Volks seiner Verbindung mit dem Fremden nur in seinen großen rissen erkennbar. Wir haben deshalb ein milderes Urtheil das Wilde und Barbarische, werden lebhafter ergriffen, n wir einmal den Schlag unsers Herzens in grauer Vor-wieder erkennen, und freuen uns unbefangen an einer großen lskraft, welche sich ungestört durch Fremdes consequent und eitlich regt. Denn das oft gesagte Wort gilt auch hier. der Leib des Kindes eine Anmuth hat, die nur ihm eigen die jedem spätern Alter fehlt und nicht in jeder Altersstufe ch eine andere ersetzt wird, so weist auch Leben und Seele s begabten Volks in der ersten Jugend eine Schönheit, he alle spätern Geschlechter anzieht und rührt.

Von dem ernstesten Gedankenreichthum erfüllt ist das te in der Reihe dieser Bilder: „Das Christenthum r den Germanen." Es ist darum schwer, Einzelnes uszuheben, weil es bei aller feinen und farbigen Durch-ung des Details hier doch hauptsächlich auf das Ganze, den Gehalt des größten geistigen Umbildungsprocesses mmt, den unser Volk jemals zu bestehen hatte. Gleich-als eine Erholung von den strengen Forderungen die-eben erwähnten Abschnitts wirkt der fünfte, der unter Titel: „Aus Stadt und Land. Zur Zeit der Me-nger", Schilderungen bringt. Sie sind durch einen igen Grundgedanken zusammengehalten, durch den aber Reiz der einzelnen historischen Genrebilder nicht ge-

stört wird. Denn so wie man in der Malerei das historische Genre von der Historienmalerei einerseits, und andererseits von dem eigentlichen Genre zu trennen für nöthig befunden hat, so darf man auch für die Geschichtschreibung diese drei Gattungen und zwar jede in ihrer Art gleichberechtigt neben der andern aufstellen. Als ein Meisterstück im echten Stil dieses Genre heben wir hier beispielsweise die Schilderung der Scenerie einer Stadt damaliger Zeit heraus:

Zwischen griechischen Tempelsäulen, deren Marmorstücke aus den Fugen gingen, und zwischen den mächtigen Quadern römischer Bogen, der unverwüstlichen Arbeit alter Zeit, sah man den Nothbau der letzten Römerjahre, unordentliches Ziegelwerk mit eingemauerten Werkstücken älterer Gebäude, und daran geklebt wie Schwalbennester die Wohnungen armer Leute; neben den Steinhäusern der Provinzialen mit Atrium und Portikus, mit einem Oberstock und Altan stand der hölzerne Salbau eines germanischen Ackerwirths mit einem Laubengang auf der Sonnenseite und der Galerie darüber. Dahinter zerstörte Wasserleitungen, ein Amphitheater, welches bereits als Steinbruch benutzt wurde, Brandstätten und wüste Plätze, an den Straßenecken kleine Holzkapellen mit einem Heiligthum. Und unter Römer- und Nothbauten wieder das Gerüst einer großen steinernen Kirche, welche dem Stadtheiligen gebaut wurde, auf hoher Stelle ein Palast, den sich der germanische König errichten ließ, nach heimischer Sitte mit vielen Nebengebäuden für Gefolge, Dienerschaft, Reisige und Rosse, oder ein burgähnliches Thurmhaus des Grafen mit Hofraum und weiter Halle.

Wie diese fünf Bilder gleichsam die Morgendämmerung der mittelalterlichen Geschichte schildern, so sind ebenso viel andere dazu bestimmt, sie in ihrer vollen Lichtentfaltung darzustellen, während das sechste, wie ausführlich dargethan ist, alle vereinzelten Strahlen des Zeitgeistes in der concreten Gestalt Karl's des Großen zusammenfaßt. Nr. 7: „Aus dem Klosterleben. Im 10. Jahrhundert", wird manche Leser besonders darum anziehen, weil es zum großen Theil aus demselben Material geschöpft ist, aus welchem Scheffel seinen historischen Roman oder culturhistorische Novelle „Ekkehard" gestaltet hat. Die Betrachtung des Unterschieds zwischen dem eigentlichen Geschichtschreiber und dem Novellisten gewährt manche lehrreiche Gesichtspunkte, da der eine wie der andere in diesem Falle seine Aufgabe mit nicht gewöhnlichem Geschick zu lösen verstanden hat.

Das organische Ergänzungsstück zu dem vorigen führt die Aufschrift: „Aus dem Volk. Um 1100", ein farbenreiches historisches Genrebild, dessen Gegenstück: „Aus Stadt und Land. In der Merovingerzeit", mit diesem zusammengehalten werden muß, um die Wandlungen des äußern deutschen Volkslebens im Laufe von 3—400 Jahren mit einem Blick zu erfassen.

Zu der bedeutsamsten Aeußerung des öffentlichen Lebens des deutschen Volks in dieser Periode, zur Wahl eines deutschen Königs und präsumtiven Inhabers des Throns der Imperatoren führt uns das folgende: „Zwei Königswahlen", die eine, die Konrad's II., des Saliers, aus der Epoche des strahlendsten Glanzes der deutschen Krone, als die Idee der Weltherrschaft ihrer relativen Möglichkeit der Realisirung am nächsten gekommen war; die andere, die Lothar's von Sachsen, aus der Epoche

des beginnenden Verfalls, als die Krone weniger durch die zufällige Individualität ihres Bewerbers, wie durch das Verhängniß der gesammten politischen Entwickelung Deutschlands zu einer Art von Beneficium des heiligen Petrus, d. h. der Päpste herabgewürdigt war.

Das zehnte Bild: „Aus den Kreuzzügen", betrachtet diese universalhistorische Erscheinung einmal unter specifisch deutschem Gesichtspunkt, wo sie manches Neue und ihrer gewöhnlichen Auffassung Fremdartige zeigt. Daß sich der deutsche Volksgeist von Anfang an ganz eigenthümlich, halb ablehnend und halb über das von der geistigen Herrscherin der Völker, der Kirche, gesteckte Ziel hinausdrängend, zu der großen Bewegung, der natürlichen Parallele der Völkerwanderung, verhalten, wußte man schon längst, doch tritt es in dieser Darstellung besonders durch die kunstvolle Wiederauffrischung einiger deutschen Originalberichte energischer als in irgendeiner frühern entgegen.

Das elfte und letzte Bild: „Aus der Hohenstaufenzeit", faßt in seinen Rahmen ein überaus reiches und buntfarbiges Gewimmel von Gestalten. Es ist der Höhepunkt des ritterlichen Lebens und der höfischen Cultur, zugleich der Höhepunkt des wirklichen Mittelalters und sein Abschluß, wie Karl der Große sein idealer Höhepunkt und Mitte ist. Denn daß das eigentliche Mittelalter durch den Untergang der Hohenstaufen wenigstens für Deutschland beschlossen wurde, und daß die zwei folgenden Jahrhunderte bis zur Reformation den gemischten Typus einer Uebergangsperiode tragen — dieser Wahrnehmung konnte sich ein so scharfsichtiges Auge, wie das des Verfassers dieser Bilder aus dem Mittelalter, am wenigsten verschließen. Wir können uns nicht versagen, den würdigen und gehaltvollen Epilog, mit dem er scheidet, hier mitzutheilen:

> Die Trümmer gesplitterter Speere lagen in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts auf allen Spielplätzen großer Edelhöfe, die Minnelieder Walther's sang der Bote, der auf der Straße ritt, und leiser die Edelfrau in ihrem Zimmer und die Nonne in ihrer Zelle. Mit Speerkrachen und zierlichem Versklang endete die erste Periode deutscher Geschichte.
>
> Es sind 1300 Jahre voll ungeheuerer Wandlungen: Sturz des Römerreichs und germanische Besiedelung Europas, Aneignung des Christenthums und lateinische Schule, Wiederbelebung und Verfall eines großen Kaiserreichs, eine neue Völkerwanderung nach dem Orient und eine neue deutsche Bildung. Dennoch sind es im Grunde wenige große Gedanken, welche Sinn und Willen von Millionen richten, es sind einige geheime Neigungen germanischer Natur und einige Lehren, welche seit Bekanntschaft mit der antiken Welt in ihre Seelen gekommen sind. An die Stelle der Häuptlinge, welche einst den Zwiespalt zwischen Chatten, Chauken und Cheruskern erhielten, sind die deutschen Fürsten getreten, die Franken, Sachsen und Schwaben, an Stelle der reisigen Bankgenossen in der Halle des Häuptlings steht das Ritterheer der belehnten Dienstmannen, statt der holden Herrin und weißen Frau wandelt die reine Magd Maria unsichtbar durch die Lande; schon in der Völkerwanderung haben Gothen und Perser in ritterlichem Zweikampfe Speere gegeneinander verstochen, wie 600 Jahre später Kreuzritter und Sarazenen. Derselbe Zug, welcher die Vandalen in die dämmerige Ferne lockt und dem gothischen Landwirth die Sehnsucht nach Goldschatz und Abenteuern e regt, treibt auch den deutschen Kaiser, den Rittersmann und Bauer an den Golf von Neapel, nach Konstantinopel und Jerusalem.
>
> Immer wieder hat der Deutsche den Drang, Kraft und Leben im Dienste seines Herrn zu opfern; wie das Gefolge des Alemannenkönigs Cheodanus in der Schlacht bei Straßburg freiwillig die Hände den römischen Fesseln darbietet, als ihr Herr ergriffen wird, so geiselt sich der Mönch, weil sein himmlischer König gegeiselt worden ist, so hackt sich zuletzt der Ritter einen Finger ab, um seiner Frau zu gefallen. Während 1300 Jahren harter Kämpfe haben hochfahrender Muth, gemüthvoller Eigenwille und Mangel an Gemeinsinn dem Deutschen immer wieder seinen Staat verdorben, den die Riesenkraft einzelner Könige zusammenfügte.

Die Aufgabe der Bilder schließt zu ihrem eigenen Heile alle tendenziösen Beziehungen auf die Gegenwart und ihre tiefsten Interessen aus. Zu ihrem Heile, weil damit das weiche Colorit und die feine Zeichnung nicht wohl verträglich wäre, worin ihr Urheber seine Meisterschaft hat. Aber es bedarf nicht einmal des warmen Ausdrucks echter patriotischer Gesinnung und Hoffnung, in welchem er seine Widmung an den gesinnungsverwandten Salomon Hirzel und setzen wir hinzu an alle Gesinnungsverwandte im ganzen weiten Vaterlande, ausklingen läßt, um zu fühlen, wie er über das eine, was uns noth ist, denkt. Es ist überall zwischen den Zeilen zu lesen und es ist ihr tiefster Grundton der einen, echten und vollen Hingabe des ganzen Mannes an dieses Eine, an die Realität des deutschen Staats, ohne welche alles andere nichts ist. Wol mögen wir es einer so reinen und gesunden Seelenstimmung gönnen, wenn sie auch aus den Ergebnissen der Geschichte mehr Hoffnung als Kleinmuth, mehr Trost als Bitterkeit herauszunehmen weiß. Denn Verzweiflung und Verbitterung, als blos negative Gefühle, sind an sich in einer von wahrhaftem und nicht blos erlogenem oder erstunkenem Patriotismus erfüllten Seele ausgeschlossen. Sahen wir an diesen beiden Unkräutern auf dem Felde unserer vaterländischen Angelegenheiten wuchern sahen und sehen auch noch sehen, ist zwar das Symptom einer verfehlten Mischung und Bestellung des Bodens, und insofern aus seiner Ursächlichkeit nicht schwer zu erklären, aber nichtsdestoweniger wie jedes andere Unkraut nach dem bekannten Bibelworte nur dazu da, daß es herausgerissen und ins Feuer geworfen werde. Denn als oberster Satz jedes ehrlichen deutschen Mannes wird immer das altrömische „De republica nunquam desperandum esse" zu gelten haben, und zwar in dem Verstande, daß alle ehrlichen deutschen Männer in der langen Reihe der Jahrhunderte und Jahrtausende vor uns bewußt oder unbewußt nach diesem wahrhaft antiken und zugleich ewigen Worte gefühlt, gedacht und gehandelt haben und in Zukunft handeln werden. Denn freilich ist es nicht zu leugnen, was wir oben hörten, „daß dem Deutschen immer wieder hochfahrender Muth, gemüthvoller Eigenwille und Mangel an Gemeinsinn seinen Staat verdorben haben". Aber der Kampf für diesen Staat hat doch nie aufgehört und soll nie aufhören, sowenig wie in einem lebendigen Körper der Athemzug aufhören kann. Noch immer sind jene drei Feinde auf dem Plane, wie vor Jahrtausenden, denn auch darin haben sich, wie der Historiker leicht wahrnimmt, die Grundzüge der Volksseele nicht verändert, und wo es geschehen ist, ist es zum Schlechtern gewesen. Es ver-

steht sich dies a priori so von selbst, daß es kaum einer Bemerkung bedarf. Jede Verkehrtheit in dem Individuum im empirischen Sinne, wie in dem Völkerindividuum, muß, wenn sie nicht gründlich beseitigt wird, in dem Maße des übrigen Wachsthums auch mit wachsen. Was anfangs blos naive Verkehrtheit war, wird allmählich bewußte Verstocktheit und vorsätzliche Verderbtheit. Und ein rascher Blick auf die Parallelen zwischen der Vergangenheit und jetzt bestätigt auch einem nicht sehr scharfen Auge diesen allgemein gültigen Satz. Denn aus jenem eigensinnigen Hochmuthe des Mannes, der es sich wohlgefallen ließ, einem Fremden als halb gefürchteter, halb verachteter Söldling und seinen Planen zur Vernichtung des deutschen Volks zu dienen, aber es nicht ertragen mochte, sich zu Hause einem von der Vorsehung und dem Rechtsherkommen erkorenen Führer des Volks in seiner Nothwehr gegen die Todfeinde unterzuordnen, stammt ja der größte Theil alles des Unglücks, an welchem Deutschland durch das Mittelalter und bis auf diesen Tag leidet. Nur tritt er nicht oder selten mehr so naiv auf. Er hat sich im Fortschritt der Zeit zu einer nergelnden, schelsüchtigen, neidischen Eitelkeit eines alten Weibes umgewandelt, der es ebenso wenig wie ihrem Bruder der Urzeit darauf ankommt, ob sie die ehrlosesten Allianzen eingeht, wenn sie nur hoffen lassen, daß die Wohlfahrt und die Ehre des Vaterlandes gründlich dadurch geschädigt werden. Sie hat aber ihrem schuftigen Gebaren allerlei zum Betrug des eigenen und des Volksgewissens bestimmte Mäntelchen umzuhängen gelernt, die größtentheils der Vergangenheit unbekannt waren. Eins zwar davon ist uralt, und so wahrscheinlich es auch geworden sein mag, doch immer noch dumm genug, um Gimpel und Gecken zu berücken. Es ist dasjenige, welches mit der Devise „deutsche Freiheit" geziert ist: eine Devise, die jedem Kenner der deutschen Volksentwickelung, wenn er nämlich ein ehrlicher Mann ist, das Blut vor Scham und Zorn sieden macht. Unter dieser Firma hat einst die Verschwörerbande bei den Cheruskern den Helden Armin gemeuchelt, haben Leute deutscher Herkunft aus fürstlichem und bäuerlichem Stande einen welschen Priester zum Herrn der Geschicke ihres Vaterlandes gemacht und die glücklich begonnene Gründung des deutschen Staats und damit der deutschen Nation als einer wirklichen Nation, nicht blos als eines Haufens von Leuten, für etwa 800 lange Jahre wieder vernichtet; ihr Anhang ist es, der, unbegreiflich für jeden Denkenden und Gebildeten, der nicht die pathologische Anatomie der deutschen Volksseele studirt hat, also z. B. für jeden Ausländer, sich heute unzählige schwache, eitle und vor allen Dingen faule und schlaffe Geister zu Satelliten der erklärtesten und rachsüchtigsten Feinde des Vaterlandes macht, der französischen oder österreichischen Politik, des Ultramontanismus und wie alle jene Nachtgestalten heißen mögen, die uns bedrängen. Denn auch jener Zug der Faulheit und Schlaffheit darf durchaus nicht bei der Beurtheilung der Grundzüge der deutschen Volksseele übersehen werden. Er ist schon ihrem ältesten und geistvollsten Beobachter, Tacitus, völlig deutlich geworden. Er hat schon damals neben dem Eigensinn und der Selbstüberhebung des eiteln und nichtigen Individuums viel dazu beigetragen, jede energische Concentrirung der Volkskraft zu verhindern, weil sie ihm zu unbequem war und ihm „zu viel Opfer auferlegte", gerade so wie heute in dieser Stunde, wo die Masse im Durchschnitt ja blos von ihm im innersten Grunde ihres Wesens beherrscht und zu ihrer bösartigen Opposition getrieben wird gegen das einzige, was sie aus ihrer erbärmlichen Versunkenheit heben und dem deutschen Philister zu den Gliedmaßen und dem Barte eines Mannes auch das Herz und den Sinn eines Mannes geben könnte. Ihre feige Duselei entwickelt aber blos da eine Art von Löwenmuth oder wenigstens ein Gebrülle, das der Unkundige dafür nehmen könnte, wo es gilt, das unveräußerliche deutsche Anrecht auf diese Stammeseigenthümlichkeiten gegen die Stimme der Vernunft, der Ehre und des Gewissens zu vertheidigen.

Man vergleiche unsere heutigen Bärenhäuter mit denen der Urzeit, und man wird zugeben, sie sind im Wesen noch dieselben, nur fehlt ihnen der naive schlagfertige Muth, den ihre Ahnen im Nothfall ins Feld zu führen wußten. Denn ein bloßes Brummen und Grölzen war nicht ihre Sache; wenn es sein mußte, setzten sie zur Wahrung ihres gemüthlichen Thierlebens auch derbe Fäuste daran, sodaß gelegentlich, wie derselbe Tacitus schon mit Erstaunen bemerkte, aus Bärenhäutern Berserker werden konnten.

Jener „gemüthvolle Eigenwille" der Urzeit, der auch sein Theil dazu gethan, die Nation durch Jahrtausende kindisch und bornirt zu erhalten und sie im Fortschritt der Zeiten natürlich immer kindischer und bornirter gemacht hat, ist auch jetzt noch wohl zu erkennen, nur ist er selbst allmählich von dem, was ihn einst allenfalls noch eine menschliche erträgliche Seite abgewinnen läßt, immer mehr entkleidet worden und zu einer bloßen Eiterbeule ausgeartet. Es ist heutzutage jene sogenannte deutsche Treue, die es mit ihrem Gewissen vereinbaren kann, einem seit Jahrhunderten systematisch auf die Schmach und das Verderben der deutschen Nation hinarbeitenden Fürstengeschlechte trotz alledem oder gerade deshalb, auch trotz des furchtbar deutlichen Fingerzeigs der göttlichen Nemesis, anzuhängen und unter der Firma dieser Treue teuflischen Verrath mit dem Auslande und jedem andern beliebigen Feinde Deutschlands einzufädeln, und zwar in so voller Gemüthlichkeit und Seelenruhe, wie man etwa die Vorbereitungen zu einem Entenschießen oder einer Hühnerjagd betreibt. Fromme Seelen lassen sich jenen Ausspruch, in dem man nur eine Herausforderung der himmlischen Mächte sehen kann, „Das Haus der Welfen soll bestehen bis zum Ende der Tage", als einen gottgeweihten Spruch gefallen und handeln demgemäß, indem sie selbst den Eid, den sie kaum ihrem neuen, in jedem Sinne legitimen deutschen Herrscher geschworen, brechen und andere ihn zu brechen verleiten. Dieser echte Jesuitenstil der politischen Nieder-

trächtigkeit war wenigstens unserer Urzeit fremd. Das Gefühl der Treue auch für den, der keine verdiente, war immerhin ein Symptom einer natürlichen Verkehrtheit des ganzen deutschen Wesens, aber einer natürlichen, nicht einer durch ekelhafte Unnatur der Empfindung vergifteten, wie jetzt. Kurz, wohin wir blicken, die deutsche Volksseele ist für die eine größte und, wie es jetzt steht, einzige Aufgabe, die sie zu lösen hat, nicht besser, sondern schlechter construirt wie in der Vergangenheit. Unsere Vorfahren ließen sich für gutes Gold und einen tüchtigen Schluck Wein zwar immer bereit finden, ihren Landsleuten den Schädel einzuschlagen, aber für bloße schöne Redensarten von künftigen idealen Zuständen schrankenlosester deutscher Freiheit hätten sie keinen Finger geregt, sondern dem albernen Schwätzer ins Gesicht gelacht.

Unsere Altvordern hatten aber auch noch in anderer Hinsicht das Herz auf richtigerm Flecke als ihre jetzigen Nachkommen. Wenn sich einer von ihnen den Römern oder irgendeinem Landesfeinde verkaufte, so galt er denen, die dem Vaterlande treu blieben, als Verräther und Feind, einfach und nichts weiter als Feind, in der vernichtenden Bedeutung des Worts jener einfachen und harten Zeit. Eine schwächliche Sophistik, die den Menschen in einem solchen gegen das natürliche gesunde Gefühl zu vertheidigen gewagt hätte, gab es nicht wie heutzutage, wo selbst Wohlgesinnte, d. h. solche, die es zu sein glauben und von ihresgleichen als solche gepriesen werden, nicht umhin können, auch in dem offenkundigen Verräther und Feinde des Vaterlandes doch noch das sogenannte rein Menschliche gelten und ihm deshalb eine gewisse Achtung und Theilnahme zukommen zu lassen. Selbstverständlich reden wir nicht von der Differenz politischer Ansichten und Systeme. Dabei kann allerdings jenes sogenannte rein Menschliche von dem, was doch im höhern Sinne das eigentlich Menschliche, weil Manneswürdige ist, unterschieden werden. Wir halten an dem einen großen praktischen Fall der Gegenwart fest, wo es sich nicht um Systeme, sondern um die Existenz des deutschen Staats handelt. Wer sich gegen sie verschwört, wer, gleichviel ob um Geld oder aus verbissener, kranker Eitelkeit und Selbstüberhebung sich den feindlichen Mächten dienstbar macht, mögen diese den Doppeladler oder den gallischen Hahn oder welches andere Unthier zu ihrem Embleme haben, soll und muß als ein ganzer Feind gelten, und ihm gegenüber gibt es keine Schonung und keine Rücksicht, wie es auch ehrlos wäre, von ihm eine solche zu erwarten oder anzunehmen.

Dagegen, um mit einem etwas gedämpften Accord zu schließen, hat Vergangenheit und Gegenwart eine Art deutscher Staatsverderber in ungefähr gleicher Qualität hervorgebracht. Das sind die wohl- oder allweisen Doctrinäre, ein Name, der zu Armin's Zeiten freilich nicht im Gange war, obgleich die Menschensorte selbst schon damals recht vergnüglich und breitspurig sich behabte. Es ist ein so durch und durch deutscher Typus, zusammengesetzt aus so viel kindlicher Naivetät und kindischer Anmaßung, so viel gutmüthiger Unkenntniß der Welt und der Menschen und so viel kleinlicher Selbstbespiegelung und Selbstüberhebung, daß schon der erstgeborene Sohn Twisto's diesem Orden ebenso gewiß zugehört haben muß, wie seine heutigen Vertreter, denen das Vaterland nur theuer, aber eine wohlgelungene Phrase noch viel theurer, und die persönliche Unfehlbarkeit das Allertheuerste von allem ist. Denn tausend Vaterländer möchten doch eher in Stücken gehen, ehe auch nur ein Jota von dem einmal ausgecirkelten und ausposaunten alleinseligmachenden Credo als zweifelhaft zugegeben werden darf.

Damit wollen wir von dem Leser, der unsern Betrachtungen gefolgt ist, Abschied nehmen und ihn wie uns mit der erfreulichen Aussicht entlassen, daß nach dem Verheiß des Verfassers eine Fortsetzung dieser Bilder aus dem Mittelalter hoffentlich in nicht allzu langer Zeit uns belehren und ergötzen soll. **Heinrich Rückert.**

Moser's Reliquien.

Reliquien. Von Freiherrn Friedrich Karl von Moser. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Wilhelm Zimmermann. Stuttgart, Rieger. 1844. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die Schriften Friedrich Karl von Moser's, den Goethe einen geistreichen, vorzüglichen, höchst bedeutenden Mann, einen freien und eigenthümlichen Schriftsteller nennt, verdienen in Bezug auf den reichen Schatz von Goldkörnern, den sie enthalten, vor Vergessenheit geschützt zu werden. Der freimüthige Sohn eines freimüthigen Vaters, der sich um die deutsche Staatswissenschaft durch zahlreiche und umfangreiche Schriften und um die Bildung des politischen Volkscharakters durch ein mannhaftes Beispiel verdient gemacht, indem er jahrelang für seine freie Gesinnung auf der Festung Buße thun mußte, ist eines der wenigen Beispiele, daß sich Richtung, Gesinnung, Thätigkeit und Ruhm des Vaters in den Söhnen wiederholt. Nur kam bei dem Sohn, zu Ungunsten seines Wirkens, eine starkgefärbte religiöse Richtung hinzu, welche ihn politisch Gleichgesinnten widerstrebte und so den Kreis seines Einflusses beschränkte.

Jedenfalls bleibt es ein Verdienst Zimmermann's, diese „Reliquien", eine nicht von dem Herausgeber, sondern von dem Verfasser selbst veranstaltete Sammlung von Sentenzen und Aphorismen von neuem veröffentlicht zu haben. Zimmermann selbst hat eine hohe Meinung von seinem Autor:

> So viele deutsche Schriftsteller wir auch haben, so haben wir doch wenige, die in ihren Schriften einen solchen Freimuth mit staatsmännischer hoher Stellung und Erfahrung, eine solche Hoheit des sittlichen Charakters neben dem Gedankengehalt, eine so nationalen deutschen Sinn neben dem Wissen ausgeprägt haben, wie Karl von Moser. Als Kanzler und Ministerpräsident schrieb er mit ebenso unerschrockener Wahrheitsliebe, wie nachher im Privatstand. Dieser Märtyrer seiner sittlich-staatsmännischen Grundsätze war ein echter Freiherr seiner Nation, welcher, wie nur einer der edelsten Engländer, von Jugend auf den gewaltigen Kampf für Recht und Freiheit gegen große und kleine Gewaltherren auf sich nahm und bis ins Greisenalter fortführte, ein Wecker, ein Wächter und ein Vorkämpfer seines Volks zugleich.

Der Herausgeber hat es indeß für nöthig gehalten, der Sprache Moser's, die durchaus nicht classisch war und für unsern Geschmack vielfach veraltet ist, ein etwas neues Gewand anzuziehen; er hat Schnörkel beseitigt, halb oder ganz französische Wörter mit deutschen vertauscht, hier und da etwas Verbogenes gerade gebogen.

Die Aphorismen betreffen vorzugsweise den Krieg, den Staat, die kleinen Höfe, Regenten und Minister, die Moden in der Politik, Regierung, Religion u. s. w. Daß sich Moser gegen die ungläubigen Fürsten und für die christlichen Minister erklärt, ist bei seinem Standpunkt selbstverständlich; doch entsteht die Frage, ob er dies heute noch thun würde, nachdem der „christliche Staat" oder vielmehr der Staat, der ein so religiöses Aushängeschild hatte, inzwischen sich mehrfach als der echte Herd jener Corruption erwiesen, welche Moser in seinen „Reliquien" so unermüdlich geiselt. An Gemeinplätzen fehlt es nicht in der Aphorismensammlung, an gewissermaßen „verschossenen" Wahrheiten, welche deshalb dennoch vielen auf den Leib passen. Indeß finden sich ebenso viele Gedanken von Prägnanz des Inhalts und scharfpointirter Form. Wenn unsere vielbeschäftigten Staatsmänner Zeit hätten, sich ein Album mit Denk- und Mahnsprüchen anzulegen — sie müßten die Moser'schen Sentenzen in erster Linie berücksichtigen.

Wir theilen beifolgend einige Proben aus dieser politisch-moralischen Anthologie des freimüthigen Staatsmanns mit:

An manchen Höfen besteht die Belohnung eines Ministers oder Gesandten darin, daß man ihm eine anderweite Commission zuwendet, von deren Vortheilen weder der Herr noch die Instruction das mindeste besagen. Man traut dem Commissarius aber so viel eigene Ueberlegung und Geschicklichkeit zu, daß auch ungeheißen sich selbst dabei nicht vergessen werde.

Es gibt Gemüther, welche die ersten Anfälle und Eindrücke des Leidens mit einem gefaßten Muth aushalten, es muß aber nicht lange währen, sonst sinken sie unter der Last zu Boden. Andere hingegen sind bei den ersten empfindlichen Berührungen gar weichlich, das Joch liegt ihnen auf keiner Schulter recht; wenn es aber einmal fest angeschnürt ist, dann ziehen sie gleich, geduldig und anhaltend.

Ordnung ist die Seele der Geschäfte. Man kann so wenig ordentlich sein, als ein Uhr zu richtig gehen kann.

Man kann nicht lauter Meisterstücke malen, lauter Schlachten gewinnen, lauter Friedensschlüsse machen; man muß auch manches Ordinäres in der Welt thun. Leibniz schrieb eine Theodicee, aber auch allerhand gemeine Dinge; Newton schwang sich über die Wolken, und war zugleich Münzschreiber.

Bei Ausführungen großer Plane kann man nicht immer die Mittelstraße halten. Es ist eine Parforcejagd; es muß gehen und hindurch, es mag stürzen, wer da will.

Unter die großen Beweise der göttlichen Einwirkung in das Weltregiment gehören auch die vielen Kriege, welche ganz anders ausgegangen sind, als der größte Theil, selbst der verdienstigsten Menschen gemuthmaßt hat.

Man lobe immerhin die heutige Art, den Krieg zu führen, gegen die Grausamkeiten der vorigen Zeiten. Es ist wahr, unsere heutigen Kriege gehen durch die Heftigkeit der Angriffe und durch die schnellen Wirkungen ihrer Triebfedern rascher, als die ehemaligen, zu Ende; sie fangen aber auch eher wieder an, und bei jedem Friedensschluß wird schon ausgerechnet, wie lange der Frieden ungefähr dauern könne.

Leute, die über eine gewisse Zeit gehungert haben, verlieren hernach den Appetit, wenn sie auch essen könnten. Man wünscht sich oft viele Jahre etwas mit anhaltender und zunehmender Sehnsucht, und in dem Augenblick, da man's endlich haben könnte, mag man's doch nicht.

Wegen der Menge regierender Herren in Deutschland sollte man unser Vaterland für die Pflanzschule großer und vorzüglicher Staatsmänner halten können. Die brauchbarsten und hellsten Köpfe, welche in Großbritannien Lichter der Nation sein würden, müssen sich aber bei uns behelfen, Künstler von der Gattung zu sein, wie jener bei Alexander dem Großen, welcher Hirsenkörner durch ein Nadelöhr zu werfen wußte.

Die Unentschlossenheit eines Regenten ist oft eine größere Landplage, als Krieg und Theurung.

Viele, ich will nicht sagen die meisten unserer schönen Geister kommen mir vor wie die französischen und sächsischen Modefarben: sie fallen überaus lieblich ins Auge, sie schießen aber desto geschwinder ab, und dann sind sie ungleich häßlicher als die gemeinsten Farben. Sie sind nichts weniger als auf die Dauer; Regen und Sonnenschein schaden ihnen fast gleichermaßen.

Es gibt eine geilende Vernunft, wie manches Erdreich, das mit Sand vermischt werden muß.

Ein gewisser Fürst hatte sich über einen gewissen Mann sehr erzürnt, weil dieser behauptete, was jener leugnete: „daß es noch heutzutage und auch in Deutschland Tyrannen gebe". Es ist wahr, man baut keine ehernen Ochsen, um diejenigen darin zu braten, welche einem Dionys mißfallen; die Sultane unserer Zeit säbeln einem nicht so für die liebe Langeweile den Kopf herunter, um ihre Arme daran zu probiren; dazu sind sie viel zu christlich und zu galant. Wie soll man den Herrn aber aufs höflichste nennen, welcher mitten in einem sein Land verheerenden Kriege das Reich mit Wehklagen des nur allzu wahren Nothstands seiner Lande erfüllt; welcher unter dem Vorwand des Kriegs die schlechten Besoldungen fleißiger Diener kaum und die Zinsen seiner ungeheuern Schulden gar nicht bezahlt; welcher unter gleichmäßiger Entschuldigung seine Reichsschuldigkeiten unberichtigt läßt? einen Herrn, welcher den Krieg zum Deckmantel gebraucht, seinen armen und unglückseligen Unterthanen doppelte Steuern aufzulegen; welcher von diesen mit äußerster Strenge unter dem Vorwande des gemeinen Besten erpreßten Geldern sich Hunde und Pferde und seiner Maitresse ein Landgut erkauft; welcher — — Doch genug! Um eine Hyäne zu sein, braucht nicht der ganze Wald von der brüllenden Stimme zu erschallen, das Würgen und Zerreißen macht es aus. *)

17.

Zur Geschichte der Befreiungskriege.

Deutscher Geist und deutsches Schwert. Drei Kriegsjahre gegen fremde Unterdrückung. Für das Volk geschrieben von Wilhelm Herchenbach. Regensburg, Manz. 1866. Gr. 8. 27 Ngr.

Unter diesem Titel bietet uns der als Volks- und Jugendschriftsteller, namentlich in katholischen Kreisen bekannte Verfasser eine populär geschriebene Geschichte der

*) Herzog Karl von Würtemberg ist gemeint.

Freiheitskriege. Als das Bemerkenswertheste daran erscheint uns die in süddeutschen und in katholischen Schriften dieser Art nicht eben häufige Anerkennung der Verdienste Preußens um die Befreiung des geknechteten Deutschland und die ehrenwerthe Entschiedenheit und rückhaltlose Offenheit, mit welcher das Treiben der Rheinbundfürsten verdammt und auch die Stellung Oesterreichs in ihrer Unklarheit und Zweideutigkeit ganz treffend gekennzeichnet wird. Daß sich solche Stimmen auch in Süddeutschland erheben und sich gerade an das dort sonst so ganz andern Einflüssen preisgegebene Volk wenden, glauben wir mit Recht als eine Folge der großen Ereignisse des vorigen Sommers ansehen zu können und als ein erfreuliches Zeichen dafür, wie auch dort allmählich eine leidenschaftlose Würdigung der Sachlage und eine richtige Erkenntniß von den wahren nationalen Interessen zur Herrschaft zu kommen anfängt. Zur Beförderung dieser Wandlung in der noch unlängst so ganz anders erregten öffentlichen Stimmung im Süden Deutschlands würde die Schrift Herchenbach's jedoch gewiß viel mehr beitragen können, wenn ihr Verfasser statt auf hochtönenden Klang der Darstellung ein größeres Gewicht auf Klarheit und Schärfe derselben gelegt hätte. Dem etwas bombastischen Titel entspricht aber die stellenweise geradezu an Schwulst und an hohles Phrasenwesen angrenzende Rhetorik, in welcher der Verfasser sich gefällt — ein Fehler, der nirgends entschiedener zu verdammen ist, als gerade bei solchen Büchern, welche auf weitere Kreise im Volk und auch auf die tiefern Schichten desselben zu wirken bestimmt sind. Auch sind die allgemeinen Anschauungen, von denen diese Darstellung der Freiheitskriege ausgeht, denn doch zum Theil von höchst zweifelhaftem Werth, einige sogar einfach als ganz unrichtig zu verwerfen. Was soll man dazu sagen, wenn da gleich das einleitende Kapitel: „Deutschlands Schmach und Schande", eröffnet wird mit allgemeinen Sätzen, die beinahe ebenso viel Unrichtigkeiten enthalten wie Worte:

> Tausend Jahre lang hatte das deutsche Kaiserreich in einer fast unbegrenzten Fülle von Macht die Geschicke der Welt geleitet(!!). Das Schwert Karl's des Großen, dessen Schärfe einst die Völker bezwungen und zu einem großen Weltreiche vereinigt hatte, blieb jahrhundertelang gefürchtet in allen benachbarten Ländern; Deutschland war die Schiedsrichterin, die Rathgeberin und Lenkerin aller europäischen Staaten. Sein Wille war Gesetz, und niemand wagte sich diesem Gesetz entgegenzustemmen oder die Beobachtung desselben trotzig von der Hand zu weisen(!!).

Das ist denn freilich ein Bild von der Geschichte Deutschlands, das zu verantworten wir dem Urheber überlassen müssen! Leider sind solche Stellen nicht vereinzelt, sondern es ließe sich deren eine recht große Anzahl nachweisen. So ist, um nur noch eins herauszuheben, die Charakteristik Friedrich Wilhelm's III. eine ganz verfehlte; denn wie kann man wol, selbst bei der allermildesten Beurtheilung, von diesem Fürsten behaupten, daß „ihm, dem Erben des großen Friedrich, das Herz vor Scham und Unwillen gezittert habe, wenn er der Schmach des Vaterlandes gedachte", und wie kann von ihm gesagt werden, er habe den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, für die Befreiung das Schwert zu ziehen? Wie der Verfasser, durch seine Neigung zu hochtönenden Phrasen verleitet, sich zu einer solchen Behauptung versteigen kann, ist um so weniger begreiflich, als er späterhin von der Unentschlossenheit, dem Schwanken und Zweifeln des Königs ein ganz richtiges Bild entwirft. Wir wollen die Blumenlese von Stellen dieser Art nicht weiter vermehren. Wie die allgemeinen Ausführungen an Schiefheit der Anschauung und oft an gänzlicher Unrichtigkeit des Urtheils leiden, so wird auch die Darstellung des rein Sachlichen durch Ungenauigkeit und Unklarheit wesentlich beeinträchtigt. Während es gerade bei populären Werken dieser Art auf Anschaulichkeit und auf eine gewisse Plastik ankommt und dieselbe bei einem Stoffe, wie dem hier behandelten, auch gar nicht so schwer zu erreichen ist, läßt das Buch Herchenbach's gerade in dieser Hinsicht so gut wie alles zu wünschen übrig. Man vergleiche z. B. die Abschnitte über die Schlacht bei Leipzig oder über die bei Waterloo mit den anderweitig davon gegebenen populären Darstellungen, so wird man sehen, wie völlig es hier an der unentbehrlichen Durchsichtigkeit und Anschaulichkeit fehlt. Neben den hochtrabenden Phrasen, die auch die Erzählung immer wieder und wieder unterbrechen, überwiegt in der Behandlung der Kriegsgeschichte durchaus das Anekdotenhafte, und Unrichtigkeit und Ungenauigkeit, auch das Uebersehen wichtiger Momente lassen sich hier in großer Menge nachweisen. So sehr wir daher die patriotische Gesinnung anerkennen müssen, welche aus dem Buche Herchenbach's spricht, so können wir dasselbe seinem sachlichen Inhalte nach doch nur als sehr leichte Waare bezeichnen: eine irgend nützliche und werthvolle Kenntniß wird aus populären Schriften dieser Art wahrlich nicht gewonnen werden.

Hans Prutz

Unterhaltungsliteratur.

1. Zerstörter Friede. Roman in drei Abtheilungen von Luise Otto. Zwei Theile. Jena, Hermsdorf und Hoßfeld. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Buch enthält weibliche Herzensgeschichten, jedoch mit zu vielerlei Zuthaten und Erfindungen, ist indessen nicht übel geschrieben und von einer nicht ungewandten Schriftstellerin. Das beweist Luise Otto auch dadurch, daß von den zwei Mädchen, deren Liebe zu einem Manne, Sander, ihren Frieden und ihre Freundschaft zerstört, schließlich nicht mehr die Rede ist. Auch Sander wird am Schluß Nebenperson und eine Künstlerin, Aloyse, macht aus Caprice den überaus wackern Oberndorf, den sie liebt, unglücklich, fällt ins Wasser und ertrinkt. Damit endigt das Buch.

2. Süd und Nord. Gesammelte Novellen von C. Schultes. Zwei Bände. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Sieben Novellen, theils aus Süd-, theils aus Norddeutschland, und alle theils pikant, theils originell, nur gelegentlich etwas gedehnt, wie es sonst Fehler des Ver-

fassers nicht ist. Die Charakterbilder aus dem bairischen und schwäbischen Gebirge und aus dem Montafun dürfen sich mit einigem Rechte neben die Auerbach'schen Dorfgeschichten stellen und verdienen vor den übrigen Arbeiten des Verfassers den Vorzug. Oft ist er rhapsodisch kurz, aber er beschäftigt und spannt fast stets auf anmuthige Weise, was wir leider nur von wenigen unserer Tagesnovellisten zu sagen berechtigt sind.

3. Reclame! Originalroman in zwei Büchern von C. Schultes. Zwei Bände. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 2 Thlr.

Wir verkennen nicht, daß sich der Verfasser in diesem Werke eine schwierige Aufgabe gestellt hat, nämlich die Berechtigung der Reclame und ihre bei unsern deutschen Verhältnissen natürlichen Grenzen anschaulich darzustellen. Er macht uns mit einer soliden deutschen Firma vom besten alten Rufe bekannt, mit einer Papierfabrik, und in sie hinein läßt er einen amerikanischen Vetter schneien, der mit der amerikanisch flottern Production nicht blos vertraut ist, sondern auch einen Theil seines Erworbenen drüben bereits wieder verloren, den Rest nicht allzu sicher angelegt und dann den Krieg mitgemacht und eine Hand eingebüßt hat. Obgleich nun Bruder Einarm, weiß er sich doch durch gewinnende Manieren und einen im Grunde redlichen Sinn die Herzen der Mehrzahl zu erobern, seine Widersacher sind aber um so starrer und erklären und verurtheilen seine Benutzung der Reclame als heillosen Schwindel. Es ist erklärlich, daß es an Differenzen und Unheil nicht fehlt, schließlich aber kommt es doch zu einer Art Versöhnung; eine Darlegung der Berechtigung der Reclame jedoch ist unsers Erachtens dem Verfasser nicht gelungen. Der Schwindel ist auch in Deutschland zur Genüge vertreten, aber die Reellität wird doch noch lange vor der amerikanischen Reclame den Vorzug behalten. Uebrigens lesen sich die zwei Bändchen bei der gefälligen Darstellungsgabe des Verfassers ganz gut.

4. Die Rose von Jericho. Erzählung von Karl Landsteiner. Aachen, Henssen. 1867. 8. 10 Ngr.

Ein absurder Versuch, den Mädchen das Klosterleben plausibel zu machen, unwahr gegenüber allem menschlichen Empfinden und Denken. Eine junge Dame, Pensionärin, natürlich mit allen Reizen der Jugend und Bildung ausgerüstet, ist wider den Willen ihrer Aeltern und Geschwister — Klosternärrin. Daß die Klerikalen bestimmend auf ihre alberne Vorliebe für das Leben in kalten Mauern und auf ihre engherzigen unnatürlichen Vorstellungen eingewirkt haben, wird nicht gesagt, eher das Gegentheil, und um so mehr ist das Buch Lüge. Wir haben auch viele solche Unglückliche gekannt und kennen viele, aber wol allen ist das Lied aus der Seele geschrieben:

Was haben mein Vater und meine Mutter gedacht,
Als sie mich zu den Nonnen in das Kloster gebracht?

Zwei vorzügliche Cavaliere bewerben sich um das Mädchen und schlagen sich sogar ihrethalben. Der, den sie liebt, wird schwer verwundet und sie pflegt ihn und weint um ihn, aber — sie verzichtet und setzt es endlich durch, in ein Kloster gehen zu dürfen.

5. Die Virtuosen. Eine deutsche Geschichte von E. M. Bacano. Berlin, Lassar. 1867. 8. 1 Thlr.

Wir gestehen offenherzig, daß uns die wol unbestreitbar übertriebene geschmacklose Titelvignette, mit der dieser Roman wieder einmal ausgestattet ist, angeekelt und veranlaßt hat, das Buch bis zuletzt zurückzulegen. Wozu, fragen wir, diese doch immerhin geistlosen Allegorien und Spielereien? Fast alle Allegorie fängt erst da an, wo der Geist und sein Reichthum aufhört, und wir hatten gehofft, über die Jahrhunderte der Allegorie, der Symbolik und Mythe hinaus zu sein und in dem Rebus nur noch die moderne Parodie derselben zu erleben. Dieser Titel wäre nun aber vollends ein Rebus schlimmster Art, wenn der Künstler nicht selbst dies eingesehen und zu seinem Rebusbildchen flott die Namen geschrieben hätte. Aber das Buch hat dadurch nichts gewonnen und der Verfasser auch nicht. Das Buch ist besser als sein Aushängeschild verspricht. Es ist aus „Przemyśl sur le San, en hiver 1866", à Emeric Stadion dedicirt, und das ist wieder eine Reclame, aber man wird doch dafür entschädigt. Das Buch zeichnet mit einem gewissen Humor die meist verlodderten Zustände unserer Komödiantenwelt, der sogenannten Künstler und Virtuosen, für deren Privatleben uns sonderlich zu interessiren übrigens kein billig denkender Mensch uns zumuthen kann. Wir selbst haben einmal erlebt, daß eine junge Adeliche in Petersburg als Soubrette und Grisette erster Klasse an 80000 Rubel Silber sammelte, dann infolge ihres Lebenswandels unheilbar erkrankte und nun von einem Schauspieler, resp. Schauspieldirector, geheirathet und beerbt wurde. Der jungverstorbenen Dame Leben war abenteuerlich genug, aber doch so widerwärtig und schließlich so elend, daß wir kaum daran zurückdenken, geschweige denn es als Roman bearbeitet sehen möchten.

Der Roman schließt charakteristisch genug mit einem Zankduett zwischen einer Virtuosin und einer ci-devant-Virtuosin. Diese sagte: „Sie werden vor heisern Choristen stehen und nach der Vorstellung mit faden Wüstlingen zechen. Ich soll Ihnen vergeben? Ich werde Sie bedauern und für sie beten." Die andere antwortet: „Und ich werde für Sie genießen und singen."

Wer Geschmack an solcherlei Lektüre hat, wird sich auch in diesem Buche Bacano's nicht getäuscht finden. Er hat schon viel von solcherlei Waare producirt.

15.

Feuilleton.

Heine in Italien.

Es ist erfreulich, daß die deutsche Dichtung in Italien immer festern Fuß faßt. Ein neuer Beweis dafür ist, daß von der Uebersetzung des Heine'schen „Buch der Lieder", welche Bernardino Zendrini unter dem Titel: „Il Canzoniere di Heine" abgefaßt hat, bereits eine zweite Auflage erschienen ist. Der schwunghafte italienische Dichter, der sich durch seinen Liederkranz „Per il Centenario di Dante" einen Namen gemacht hat, sowie als Gelehrter durch seine Studien über deutsche Literatur, sendet dieser zweiten Auflage eine Vorrede voraus, in welcher sich manche treffende Bemerkung über unsern deutschen Dichter findet. Es ist in der That merkwürdig, daß gerade Heine bei den romanischen Völkern so lebhaften Anklang findet und gegenwärtig in Frankreich wie in Italien wol der bekannteste der neuen deutschen Dichter ist. Und doch hat sein Humor, bis in seine Unarten hinein, einen specifisch germanischen Zug, wie auch kein neuer Dichter seit Goethe die Innigkeit des deutschen Volksliedes so treu wiedergegeben hat. Mit dem phantastischen Buffohumor eines Gozzi hat Heine so wenig Verwandtschaft, wie mit der barocken Satire eines Giusti: beiden fehlt das Romantisch-Träumerische, das Gefühlvoll-Innige, welches für Heine die Voraussetzung eines zersetzenden und zertrümmernden Humors ist. Daß gleichwol in Heine ein moderner, kosmopolitischer Zug liegt, das beweisen die Sympathien, die er bei allen neuern Völkern findet.

Als Zendrini noch sehr jung eine Rheinreise machte, da begleitete ihn bereits das Lorelеylied, das sich ihm von selbst in italienische Verse verwandelte:

Quest' anima è sì mesta
Che voglia dir non so;
Sempre una fiaba in testa,
D'antichi tempi io m'ho.

Seit jener Zeit hat ihn die Liebe zur Dichtung Heine's nicht verlassen. Gleichwol war der Grundzug seines Wesens, wie er selbst bekennt, von Jugend auf einer mehr idealen Richtung zugewendet, wie sie Schiller in seinen Versen, Rafael von Urbino in den Zügen seiner Madonnen spiegelt. Mit Recht widelt er in seiner Vorrede zum Liederkranz „Per il Centenario di Dante" Victor Hugo, daß er Schiller aus der Reihe seiner Genien verstößt, in welche er doch den Spötter Rabelais aufnimmt, denselben Schiller, welcher von Frankreich den republikanischen Bürgerbrief erhalten als ami de l'humanité, wenn auch mit dem Namen Gilles für seine Unsterblichkeit in Frankreich schlecht gesorgt war. Wol glaubt Zendrini, „daß auch Heine ein edles Herz besessen habe, voll Empfindung für reine Liebe", „doch", fährt er fort, „eine Liebe, die sich mit solchem Zartgefühl und dann wieder plötzlich mit solchem Cynismus ausdrückt, verwirrt die armen Seelen, die sich unvorsichtig ihr vertrauen, wie die arme Ophelia den Verstand verliert über den beständigen Spott des Dänenprinzen, den sie anbetet. Es ist nicht immer leicht, das gute Herz herauszufühlen aus der bittern Ironie dieses Hamlet der Poesie und trotz derselben ihm sein Wohlwollen zu bewahren."

„Wenn ich Heine's Liederbuch übersetzt und veröffentlicht habe", sagt Zendrini an einer andern Stelle seiner Vorrede, „so geschah es, weil mir auch für die Italiener das Studium dieses bizarren Geistes von Bedeutung schien, der sich uns, und oft auf derselben Seite, als Kosmopolit und Patriot, als Zerstörer und Schöpfer, als Frommer und Atheist, als Spötter und zartfühlender Dichter, als wollüstig und streng, als Grieche und Hebräer zeigt, der in die sanfteste Lyrik die bitterste Satire mischt, der alle Leidenschaften von der edelsten bis zur niedrigsten empfindet und alle Saiten der menschlichen Harfe mit Meisterschaft zu rühren weiß und alle Bilder der Gesellschaft, des Lebens und der Natur mit photographischer Genauigkeit entwirft, in Umrissen, die hier und dort ein ideales Licht umfließt." Zendrini erklärt, daß er weit davon entfernt sei, in Heine ein Vorbild hinstellen zu wollen und das servum pecus imitatorum zu ermuthigen. Heine sei unnachahmlich wie jeder schöpferische Geist. Auch will er von Heine keine editio castigata veranstalten. Er sagt sehr treffend, daß er dessen Nuditäten beklagt, aber seiner Garderobe nicht die Fähigkeit zutraue, sie zu verhüllen. „Ich habe nicht, wie so viele Kritiker von Profession, die thörichte Anmaßung, daß das moralische Gefühl mich sicherer führe, als es die großen Poeten geführt hat, die ich verehre, daß ich besser als sie verstände, die Moral zu erforschen und die stärksten Mittel ausfindig zu machen, bei meinen Lesern die Liebe zu derselben zu erwecken. Das unwirksamste von diesen Mitteln ist das Fortnehmen und Verstümmeln. Ich konnte in dem «Canzoniere» einige zu offenbare Possenreißereien, einige zu gemeine Reden unterdrücken, doch nur auf die Gefahr hin, Heine jene Mischung des Ernsten und Scherzhaften, des Offenherzigen und Sarkastischen zu rauben, welche das Geheimniß und das Wesen seiner Dichtung ausmacht. Und wer wollte es wagen, eine derartige Mischung als unsittlich zu verdammen? Wer kann behaupten, daß der Contrast zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen, dem Schönen und Häßlichen, dem Herben und Zarten, wenn er uns auch anfangs verstimmt, uns nicht zum Guten anzuspornen vermag und daß das Schöne und Erhabene, um uns gewaltig zu ergreifen, nur in seiner nackten Majestät glänzen muß?"

Zendrini sagt in seiner Vorrede noch manches Treffende, welches gleichzeitig von Pietät gegen den deutschen Dichter und von scharfem Urtheil Zeugniß ablegt. Uebrigens sind die Gedichte Zendrini's von Julius Schanz ins Deutsche übersetzt worden und sollen den ersten Band einer Bibliothek moderner italienischer Lyriker bilden. Der Eifer dieses internationalen literarischen Verkehrs zwischen Deutschland und Italien verdient die wärmste Ermuthigung. Begegnen sich doch die beiden Nationen nach jahrhundertelangen Kämpfen jetzt zum ersten male in dem siegreichen Bestreben, eine innere nationale Einheit zu gründen, und reichen sich über die Alpen die Bruderhand.

Literarische Notizen.

Kaiser Maximilian von Mexico hat bekanntlich eine nicht unbedeutende schriftstellerische Thätigkeit ausgeübt, wenn sie vorwiegend im feuilletonistischen Genre. Die Werke des Unglücklichen werden jetzt auf den Wunsch seines kaiserlichen Bruders Franz Joseph der Oeffentlichkeit übergeben werden, da nach dem Tode des Monarchen die Rücksichten fortgefallen sind, die bis dahin einer Veröffentlichung entgegenstanden. Die Herausgabe der Werke, die unter dem Titel: „Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte", sieben Bände umfassen, ist der Verlagsbuchhandlung von Duncker und Humblot in Leipzig anvertraut worden. Die vier ersten sollen demnächst ausgegeben werden.

Von Eduard Maria Oettinger's „Moniteur des Dates" ist die achtzehnte Lieferung ausgegeben worden, mit welcher der dritte Band des überaus fleißigen Werks zum Abschluß gekommen ist. Diese Lieferung enthält die Artikel J. Fleury-Magne, Joseph de Mealleuct de Farge, und darunter die genauern Daten über Majláth, Maltzan, Manteuffel, Martinitz, Maximilian u. s. w. Wir benutzen die Gelegenheit, auf ein Werk hinzuweisen, welches der deutschen Gelehrsamkeit und Ausdauer ein rühmliches Zeugniß ausstellt.

Ein wichtiger Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart ist der „Bericht über literarische Leistungen im Königreiche Sachsen lebender Schriftsteller während der Jahre 1847—67" (Leipzig, Giesecke und Devrient), den Oswald Marbach im Auftrag des sächsischen Cultusministeriums zur allge-

meinen Ausstellung in Paris abgefaßt hat. Wir kommen auf diesen Bericht noch näher zurück.

Die „Revue contemporaine" bringt in ihrem letzten Hefte den Anfang einer Uebersetzung des Julius Rodenberg'schen Roman's: „Die neue Sündflut", und bewährt damit von neuem das eifrige Interesse, das sie unserer deutschen Literatur zuwendet.

Das dritte Bändchen der von Friedrich Bodenstedt herausgegebenen Shakspeare-Uebersetzung (Leipzig, Brockhaus) bringt eine Uebertragung von „Antonius und Kleopatra" von Paul Heyse; das vierte Bändchen „Die lustigen Weiber von Windsor" in einer Uebertragung von Hermann Kurz.

Nach dem Tode des Fürsten Vincenz Auersperg in Wien, der als Oberstkämmerer die Leitung der kaiserlichen Hofbühne unter sich hatte, ist für diese Leitung eine neue Zwischeninstanz geschaffen worden, eine Generalintendanz, welche über der technischen Direction und unter dem Oberstkämmerer steht. Daß durch eine solche Zwischeninstanz der Geschäftsgang vereinfacht wird, ist gewiß nicht anzunehmen. Zum Generalintendanten ist Friedrich Halm, der Dichter der „Griseldis" und des „Fechter von Ravenna" ernannt worden, bekanntlich Freiherr von Münch-Bellinghausen. Das wiener Burgtheater steht also gegenwärtig unter der Leitung zweier der namhaftesten dramatischen Dichter: Laube als artistischer Director wird nach wie vor die Initiative in Bezug auf Stücke, Besetzung, Engagements und Inscenirung haben; doch auch Friedrich Halm wird seinen Einfluß in die Wagschale legen. Ob ein gedeihliches und sich ergänzendes Zusammenwirken der beiden Autoren, ob Conflicte oder Compromisse aus der neuen Lage hervorgehen werden, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls ist die Richtung derselben eine verschiedene, indem Laube mehr das realistische Princip der Dicht- und Bühnenkunst vertritt, Friedrich Halm mehr das idealistische.

Das vom Literarischen Verein in Dresden angeregte Körner-Denkmal ist der Ausführung nahe gerückt; das gesammelte Geld und der von der Stadt bewilligte Zuschuß sichern dieselbe. Professor Hähnel hat definitiv die Modellirung des Denkmals übernommen und zwar soll dasselbe in Bronze und in der Höhe von 9 Fuß ausgeführt und entweder vor der Kreuzschule auf dem Dohnaplatze oder auf dem Ferdinandsplatze errichtet werden.

Zu dem Voltaire-Monument in Paris haben bisjetzt 30000 Personen beigesteuert; die Sammlungen werden mit dem 1. September geschlossen. Auf der Liste der Commission, welche sich für Errichtung dieses Monuments gebildet hat, stehen an der ersten Namen der Literatur des second empire: Augier, Barbier, Barbin, Michel Chevalier, Jules Favre, Michelet, Renan, Quinet, Pelletan, Garnier-Pagès u. a. Daß Louis Veuillot auf der Liste fehlt, ist selbstverständlich, obgleich derselbe einmal aussprach, es sei mehr im Sinne der Zeit, statt der „Jungfrau von Orleans" lieber dem Dichter der „Pucelle" ein Denkmal errichten.

Friedrich Gerstäcker hat sich in Bremen nach Neuyork eingeschifft, um die neuesten Zustände Nordamerikas zu studiren. Demnächst werden die Resultate dieser Studien in einem mehrbändigen Roman zu Tage kommen, der vielleicht den Krieg der Nord- und Südstaaten zum Hintergrund hat.

Bibliographie.

Die Afrikanerin. Ein Opernroman. 3 Thle. Leipzig, Kollmann. 16. 2 Thlr.

Aimard, G., Die Mas-Horca. Roman. 3 Thle. Leipzig, Kollmann. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Baur, L., Berichte des Hessen-Darmstädtischen Gesandten Justus Christoph Passer an die Landgräfin Elisabeth Dorothea über die Vorgänge am kaiserl. Hofe und in Wien von 1680 bis 1683. Wien, Gerold's Sohn. Gr.-8. 20 Ngr.

Bolanden, E. v., Gustav Adolph. Historischer Roman. 1ster und 2te Bd. — A. u. d. T.: Die Hochzeit von Magdeburg. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Briefe und Blätter von Frau Therese. Herausgegeben von K. v. Holtei. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Büchner, L., Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein verständlicher Darstellung. 9te vermehrte und verbesserte, mit einem fünften Vorwort und einem Anhang versehene Auflage. Mit Biographie des Verfassers. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Burkes, L., Mein Dörfchen. Gedichte. Schwerin, Schmale. 16. 4 Ngr.

Conrad, J., Der siebentägige Krieg oder: die Todsünden des Feindes. Historischer Roman aus dem preußischen Feldzuge gegen Oesterreich im Jahre 1866. 3 Bde. Berlin, Seehagen. Gr. 8. 4 Thlr. 6 Ngr.

Dante Alligh ieri's göttliche Komödie. Die Hölle. Uebersetzt von A. Doerr. 1ste Lief. 1ste Hälfte. Gesang I—XVII. Darmstadt, Schorkopf. Lex.-8. 20 Ngr.

Denkschrift zur Freiligrath-Feier in Leipzig, am 6. Juli 1867. Leipzig, O. Boigt. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Frösche. Ein ostdeutsches Lustspiel mit Musik, Gesang und Tanz von Aristophanes von Prag. Wien. 8. 8 Ngr.

Diez, Katharina, Editha. 2 Bde. Berlin, v. Decker. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ebeling, A., Die Wunder der Pariser Weltausstellung 1867. Cöln, Bachem. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Florentini, L., Leben der Heiligen Gottes. 4 Thle. Zürich, Woerl. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Haselbach, K., Der niederösterreichische Bauernkrieg am Ende des 16. Jahrhunderts, nach bisher unbenützten Urkunden mit Unterstützung des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich herausgegeben. Mit einer Beilage: Urkunden des Kremser Stadt-Archives. Wien, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herbert, L., Zwischen Krieg und Frieden oder nach Custozza und Königgrätz. Historisch-romantisches Zeitgemälde aus Oesterreichs neuester Aera. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 5 Ngr.

Hildebrandt's, E., Reise um die Erde. Nach seinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt von E. Kossak. 3 Bde. Berlin, Janke. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, F. L., Der gelehrte Buchhändler Georg Ludwig Frobenius in Hamburg. Biographisches. — Verzeichniss seiner Schriften. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Holtei, K. v., Theater. Ausgabe letzter Hand in 6 Bdn. 1ster Bd. Breslau, Trewendt. 16. 15 Ngr.

Hübler, B., Die Constanzer Reformation und die Concordate von 1418. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Jacobs, E., Geschichte der evangelischen Klosterschule zu Ilsenburg nebst Mittheilungen über die Klosterschule zu Hirsenhain. Ein Beitrag zur Cultur- und Schulgeschichte des Reformationszeitalters. Urkundlich dargestellt. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 1 Thlr.

Kaufmann, A., Auszüge aus der Correspondenz des Fürsten Maximilian Karl v. Löwenstein mit dem Markgrafen Ludwig v. Baden und dem Prinzen Eugen v. Savoyen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Kinkel, G., Festrede auf Ferdinand Freiligrath gehalten zu Leipzig am 6. Juli 1867. Leipzig, C. H. Reclam sen. 8. 10 Ngr.

Knauth, F., Luise Henriette v. Oranien, Kurfürstin v. Brandenburg. Ein Lebensbild. Halle, Schwabe. Gr. 16. 10 Ngr.

Landolt, J., Die Christianisirung des Linth- und Limmatgebietes. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Luzern, Geb. Räber. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Manderscheid, H. M., Gegen was protestiren die Protestanten? Luxemburg, Brück. Gr. 8. 6 Ngr.

Doctor Martin Luther auf der Wartburg vom 4. Mai 1521 bis zum 2. März 1522. Jena, F. Manke. 16. 7½ Ngr.

Maehly, J., Die Schlange im Mythus und Cultus der classischen Völker. Basel. Hoch 4. 10 Ngr.

Morgenröthe und Nacht in Italien. Eine Erzählung aus dem Reformationszeitalter. Berlin. 8. 15 Ngr.

Müller, W., Geschichte der neuesten Zeit 1815—1866 mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Sommertage am Siebengebirge. Kreuznach, Voigtländer. 8. 20 Ngr.

Nikolsburg und seine Folgen. Historischer Roman aus Oesterreichs neuester Zeit. Fortsetzung von Custozza und Königgrätz. Von demselben Verfasser. 1ste Lief. Brünn, Karafiat. Gr. 8. 5 Ngr.

Pecht, F., Kunst und Kunstindustrie auf der Weltausstellung von 1867. Pariser Briefe. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rößler, R., Aus Krieg und Frieden. Schlesische Gedichte. Breslau, Trewendt. 8. 22½ Ngr.

Ruth, E., Geschichte von Italien vom Jahre 1815 bis 1850. 2 Bde. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 4 Thlr.

Segerström, A. v., Lorbeerkranz. Gedichte historischen Inhalts aus dem Kriegs-Jahre 1866. Danzig, Saunier. 8. 10 Ngr.

Sighart, J., Leonardo da Vinci und sein letztes Abendmahl. Eine kunsthistorische Skizze. München, Bruckmann. Gr. 4. 10 Ngr.

Soden, F. Freih. v., Gustav Adolph und sein Heer in Süddeutschland von 1631 bis 1635. Zur Geschichte des 30jährigen Krieges. 2ter Bd. Von Gustav Adolphs Tode bis zur Eroberung von Regensburg durch König Ferdinand von Ungarn und Böhmen 1633 bis 1634. Nach archivalischen und andern Quellen bearbeitet. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Thlr.

Spielmann, J., Deutschlands Hoffnung. Paderborn, Kleine. 16. 6 Ngr.

Pädagogische Vorträge und Abhandlungen in zwanglosen Heften. 1ster Bd. 3tes Heft. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 9 Ngr.

Weiße, C. H., Kleine Schriften zur Aesthetik und ästhetischen Kritik. Aus dessen handschriftlichem Nachlasse und bereits Gedrucktem zusammengestellt von R. Seydel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen
in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico.

Von Baron J. W. von Müller.

Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.

Drei Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Der kürzlich verstorbene Verfasser hinterließ mit diesem Werke dem deutschen Publikum die Frucht eines längern Aufenthalts in Mexico, ein Gemälde des Landes, dem gegenwärtig das politische Interesse in so hohem Grade zugewendet ist. Kaiser Maximilian hat noch vor seiner Abreise aus Europa im Jahre 1863 die Widmung des Werks angenommen. In Bezug auf Geschichte, Statistik, Cultur- und Bodenverhältnisse, Handel und Industrie, öffentliche Verkehrsanstalten und sonstige Staatsinstitutionen stand dem Verfasser das gesammte officielle Material zur Verfügung; dazu treten seine Beobachtungen als Naturforscher über die dortige Thier- und Pflanzenwelt, sowie die geschmackvolle Erzählung seiner höchst interessanten Reiseerlebnisse. Seit den jetzt veralteten Aufzeichnungen Alexander von Humboldt's ist nichts so Authentisches über Mexico und zugleich in so anziehender Form veröffentlicht worden, als das, was in diesem Werke geboten wird.

Der dritte Band ist unter folgendem Titel auch einzeln zu haben:

Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. Mit einer Karte des Kaiserreichs und einem Profil des Isthmus von Tehuantepec. 8. Geh. 4 Thlr.

Preisermässigung werthvoller Werke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der darüber soeben ausgegebene Katalog besteht aus folgenden fünf Abtheilungen:

I. **Abtheilung:** 1. Bibliographie. Encyklopädische Werke. Literatur- und Sprachwissenschaft. Zeitschriften. — 2. Griechische und römische Philologie. Alterthumswissenschaft. Orientalia. — 3. Theologie. Philosophie. — 4. Pädagogik. Wörterbücher. Grammatiken. Lehrbücher. Jugendschriften. — 5. Geographie. Länder- und Völkerkunde. Reisen.

II. **Abtheilung:** 1. Rechtswissenschaft. Staatswissenschaften. — 2. Geschichte. Memoiren und Biographien.

III. **Abtheilung:** 1. Medicin. Naturwissenschaften. — 2. Mathematik. Militärwissenschaften. Technologie. Baukunst. — 3. Handelswissenschaften. Haus- und Landwirthschaft. Forst- und Jagdwissenschaft.

IV. **Abtheilung:** Deutsche schöne Literatur: 1. Erläuterungsschriften. Gesammelte Werke. Briefwechsel. Kunstliteratur. — 2. Altdeutsche Literatur. — 3. Romane und Erzählungen. — 4. Gedichte. — 5. Dramatisches.

V. **Abtheilung:** Ausländische Literatur in den Originalsprachen und in Uebersetzungen.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

☞ **Die Preisermässigung besteht nur für einige Zeit. Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt gewährt.**

Soeben erschien in Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig:

JAHRBUCH
DER DEUTSCHEN DANTE-GESELLSCHAFT.

Erster Band. 8. Geh. 3 Thlr.; geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diese erste Gabe der Deutschen Dante-Gesellschaft enthält eine Reihe werthvoller Arbeiten der bedeutendsten Dante-Kenner und concentrirt in sich die interessantesten Studien über den grossen italienischen Dichter. Se. Maj. König Johann von Sachsen, der Protector der Deutschen Dante-Gesellschaft, hat die Dedication dieses ersten Bandes des „Jahrbuch" anzunehmen geruht.

Im Verlage von J. M. Weydner in München erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die deutsche
Komische und humoristische Dichtung

seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit (bis Schluß der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts).

Auswahl aus den Quellen.

Mit biographisch-literarischen Notizen, Worterklärungen und einer geschichtlichen Einleitung von Ignaz Hub.

Dritter Band: XIX. Jahrhundert.

50 Bogen. Gr. 8. Preis: 2 Thlr. 6 Ngr., oder 4 Fl.

Die früher erschienenen zwei Bände enthalten:

Erster Band: XVI. und XVII. Jahrhundert. Preis: 1 Thlr. 18 Ngr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Zweiter Band: XVIII. Jahrhundert. Preis: 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Jeder Band wird auch einzeln abgegeben.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint in

Neue wohlfeile Ausgabe des
Illustrirten Haus- und Familien-Lexikons

in 70 Heften zu 5 Ngr.

Probehefte und Prospecte dieses anerkannt trefflichen, über 2000 Abbildungen enthaltenden Werks sind in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben, wo auch Subscriptionen angenommen werden.

Die Nothwendigkeit des Christenthums in der Familie, der Schule und im Staat von Joh. Probst, Pfarrer in Dorneck und Dekan. Zürich, Druck und Verlag von Friedrich Schulthess. 1867. Gr. 8. 9 Ngr.

Der Verfasser gibt die christliche Religion in ihrer ersten Blüte, in ihrem ersten Wirken, und bedient sich derselben als Prüfstein für alle wichtigern Verhältnisse des Lebens. Er zeigt, daß alle wirklichen Regierungsformen, sogar die republikanische, mangelhaft seien. Haben doch selbst die größten Demokraten immer noch etwas Despotisches. Die Schrift ist den christlichen Fürsten gewidmet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 8. August 1867.

Inhalt: Die Reise der Gräfin Kollonitz nach Mexico. Von Rudolf Gottschall. — Romane und Erzählungen. Von A. Freiherrn von Loën. — Zur deutschen Cultur- und Kunstgeschichte. Von Adolf Zeising. — Beethoven-Literatur. Von Hermann Hopff. — Oberburggraf von Lehndorff. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Englische Urtheile über deutsche Werke; Die Attentate der Frommen auf unsere Classiker; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Reise der Gräfin Kollonitz nach Mexico.

Die politische Tragödie im Lande des Cortez hat durch ie Execution des Kaisers Maximilian einen entscheiden- n Abschluß gefunden. Die transatlantische Republik hat n monarchischen Interventionsgelüsten damit ein für alle- al einen blutigen Absagebrief geschrieben. Im Interesse r Humanität muß man diese That bedauern und wün- hen, daß Juarez der begeisterten Epistel Victor Hugo's ehör geschenkt und den Sieg der Republik rein gehalten itte von blutiger Befleckung. Ein edler und ritterlicher ürst, der gewiß das Beste wollte und die in Paris fa- icirte civilisatorische Mission allen Ernstes als seine eltgeschichtliche Sendung erfaßte, ließ sich in der Er- tterung über die Ausdauer des Widerstandes zu Hand- ngen verleiten, die man nur als despotisch bezeichnen nn. Für tragische Schuld die tragische Sühne — es ist s Gesetz der Geschichte, wie es das Gesetz der Dich- ng ist. Durch den heldenmüthigen Kampf um seine :one hat Maximilian einen Theil seiner Schuld abge- gen. Er starb als ein Held; lebend wäre er nur als enteurer zurückgekehrt.

Bei dem romanhaft Anziehenden dieser mexicanischen agödie, in welche der Wahnsinn der ehrgeizigen, aber hbegabten und liebenswürdigen Fürstin die tiefsten Schlag- ter wirft, sind alle Aufzeichnungen, die sich auf die ge monarchische Episode in Mexico beziehen, von großem teresse. Dies gilt auch von dem nachfolgenden Werk:

ie Reise nach Mexico im Jahre 1864 von Gräfin Paula Kollonitz. Wien, Gerold's Sohn. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 0 Ngr.

Es sind allerdings nur flüchtige Skizzen von weib- er Hand, angereiht an den Faden der eigenen Erleb- se, ohne entfernten Anspruch auf jene ethnographische deutung, wie sie das umfassende Werk Baron Müller's be- t; aber sie sind wichtig, weil sie mit großer Unbefangenheit Stimmung widerspiegeln, aus welcher der neue Ar- lautenzug nach dem goldenen Vlies Tenochtitlans her- ging. Es ist zwar nur die Stimmung einer Hofdame, r ohne Frage auch die Stimmung der Kaiserin — und selbst an Maximilian's Unternehmungslust hatte sie nicht geringen Antheil. Als Gräfin Kollonitz an Siciliens Küste vorbeifuhr und den Aetna erblickte, ruft sie aus: „Mir war es wie ein Traum!" In Martinique, als sie die Kolibris gleich schwebenden Juwelen von Blumenkelch zu Blumenkelch fliegen sieht, sagt sie:

Nie kann ich es schildern, aber auch nie vergessen, welche Freude, welche Dankbarkeit mich in solchen Momenten erfüllten; immer wieder mußte ich mich fragen: ob es denn nicht ein Traum sei, der im nächsten Moment gestört, mit all seinen herrlichen Bildern zerrinnen würde.

In der Vorrede heißt es:

Mit der dankbarsten Freude aber habe ich all das Schöne genossen, mit dem wärmsten Interesse habe ich die Augen für alles offen gehalten, was sich ihnen darbot, und es war mein Wunsch, jenen, die nicht so glücklich waren wie ich, so getreulich als möglich anschaulich zu machen, was mich entzückte; mit der Feder wollte ich erreichen, was ich am liebsten mit dem Pinsel gethan hätte: getreue Bilder schaffen, die den Wunsch rege machen würden, selbst zu sehen, sich Leib und Seele zu stärken an den Freuden und Mühsalen einer großen Reise, an allem, was sich uns außerhalb des engen Kreises erschließt, in welchem wir uns zu bewegen gewöhnt sind und der doch so arm ist, so beschränkt für die Ausbildung jener Fähigkeiten, welche der Schöpfer uns in das Herz und in den Kopf gelegt hat.

Es war der phantastisch-verlockende Zauber der Ferne, der Reiz des Neuen, des Ungewohnten, der traumhaft nicht nur das Gemüth der Hofdamen, sondern auch das des kaiserlichen Paars umstrickt hatte. Man liest es aus jeder Zeile dieser Reiseskizzen heraus! Auf dem Boden Amerikas zu stehen, den in frühern Jahren zu betreten unserer Reisenden „ganz undenkbar" erschien, die Krone zu tragen, die einst der Aztekenfürst Montezuma trug, obgleich sie schon für jenen eine Dornenkrone war — welch ein exotischer Zauber lag allein in diesem Gedanken! Die Idylle von Miramar verschwand gegen den Reiz dieser duftigen Fernsicht! So war eine romanhaft erregte Phantasie der Boden des Unternehmens, wozu bei dem Kaiserpaar gewiß der stets verführerische Glanz einer Krone kam. Diese Erregtheit gab auch den Muth, Abenteuern und Gefahren zu trotzen, selbst der zunächst bedrohlichen, der Seekrankheit, vor der unsere unbefangen plaudernde

Gräfin eine geziemende Scheu hegt, nachdem es schon bei der ersten Seefahrt „um sie geschehen war“:

Immer mehr und mehr gewann ich die Ueberzeugung, daß ich kein seemännisches Herz habe; jede Veränderung in der Bewegung machte mich krank; alle andern blieben unberührt von diesem Leiden, nur ich unterlag ihm bei der geringfügigsten Veranlassung. Ich gestehe, daß mich diese Erfahrung etwas mißlich stimmte; ich hatte eine lange Seereise vor mir, die ich mit allen meinen Fähigkeiten genießen wollte; statt dessen drohte mir nur ein langes peinliches Leiden, das im Atlantischen Ocean, den man mir stets in großer Bewegung schilderte, vielleicht erschreckendere Dimensionen annehmen sollte. Ich hatte Momente von Muthlosigkeit zu überstehen, doch war es mein fester Wille, soviel wie möglich mein physisches Unbehagen zu überwinden und mich geistig frisch und empfänglich zu erhalten.

Selbst in die Geheimnisse des kaiserlichen Hofhalts erhalten wir manchen naiven Einblick. So wird uns Mittheilung über das Insektenpulver gemacht, welches die kaiserlichen Betten in Mexico nöthig hatten. Jedenfalls hat dasselbe seine civilisatorische Mission glücklicher vollzogen als der ganze kaiserliche Freischarenzug in das Aztekenland.

Eine wehmüthige Beleuchtung schwebt jetzt über den Abschiedsscenen von Miramar, deren Schilderung wir deshalb hier folgen lassen:

Eine halbe Stunde vor der Abfahrt überreichte eine Deputation der Stadt Triest dem nunmehrigen Kaiser Maximilian von Mexico eine Abschiedsadresse. Erzherzog Ferdinand Max war eine von der Bevölkerung sehr geliebte Persönlichkeit; Triest verdankte ihm viel. Mit Schmerz und großer Besorgniß sah man ihn ziehen, einer ungewissen, gefahrvollen Zukunft entgegengehen. Zehntausend Unterschriften bezeugten die Anhänglichkeit an seine Person und die Herzlichkeit der Segenswünsche, die ihm über das Meer in die neue Heimat, zum schweren Beruf folgten. Der Kaiser brach in Thränen aus, als der Bürgermeister von Triest mit warmen Worten das allgemeine Bedauern, die allgemeine Theilnahme aussprach. Der Augenblick war ein so feierlicher, ein so ernster, daß jedes Gemüth davon ergriffen ward; beinahe kein Auge blieb trocken. Als wir bald darauf im Gefolge des Kaiserpaars in den Hof traten, hatte sich eine große Menschenmenge in dem engen Raume versammelt. Jeder wollte den scheidenden Fürsten noch einmal sehen, ihm selbst noch ein Lebewohl, einen Glückwunsch, ein Segenswort nachrufen. Mit echt italienischer Lebendigkeit warfen die Leute sich ihm vor die Füße, überschütteten ihn mit Blumen, küßten seine Hände und seine Kleider. Er winkte ihnen dankend zu, mit überströmenden Augen; seine Brust hob sich krampfhaft, er konnte keine Worte über die Lippen bringen. Langsam drängten wir uns durch die Menge, die Stufen herab, die zum Landungsplatze führten. Ein hübsch decorirtes Boot mit rothem goldgestickten Sammtbaldachin harrte unser. Der Kaiser half seiner Gemahlin hinabzusteigen, drückte und schüttelte noch die Hände, die sich ihm entgegenstreckten und dann verließ auch sein Fuß die alte, liebgewohnte heimatliche Erde! Wer weiß, ob er sie jemals wieder betreten wird! Eine Flut von Blumen folgte ihm. Nun donnerten die Geschütze von den zwei Fregatten Bellona und Themis, die in großer Flaggengala und imponirender Schönheit vor uns lagen. Die Novara hatte die mexicanische Flagge gehißt; wir nahten ihr mit kräftigen Ruderschlägen; doch vom Lande her tönte uns das Abschiedsrufen der Menge nach und auch von dort dröhnten schwer die Salven von allen Forts und Befestigungswerken. Alles hatte sich vereinigt, um diesen Moment großartig und ergreifend zu gestalten; der Kaiser bedurfte all seiner Kraft, um seiner erschütterten Nerven Herr zu bleiben. Auf die Kaiserin wirkte alles dies ruhig und freudig; mit Zuversicht blickte sie in die Zukunft, mit großer Befriedigung auf alle Beweise von Anhänglichkeit, die ihr gegeben wurden. Die Novara wurde erreicht und bestiegen, der Schritt war gethan; das neue gewohnte Leben hatte begonnen. Alsogleich wurden die Anker gehoben, die Schraube zitterte und bohrte unter unsern Füßen, der dunkle Rauch wälzte sich schwer zum blauen Himmel hinauf. Die französische Fregatte Themis (Commandant Xavier), die Kaiser Napoleon zu unserer Begleitung bestimmt hatte, folgte uns. Sechs Lloyddampfschiffe und unzählige kleine Boote, alle geschmückt und bewimpelt, gaben uns das Geleite. Wir fuhren gegen Triest, woher uns wieder Geschütze ihren Gruß zudonnerten, und bald darauf ins weite offene Meer. Lange noch sahen wir das schöne Miramar, die Perle der Adria, das Kleinod des Kaisers, das er sich auf rauhem Felsen erbaut und trotz der Ungunst des Bodens, trotz des feindseligen Anpralls der Wellen, mit immer grünen Bäumen, mit den schönsten Blumen des Südens umgeben und zu einem Paradiese geschaffen hatte. Sobald es möglich war, eilte der Kaiser in seine Cabine, um in der Einsamkeit die tiefe Erschütterung seines Gemüths zu verbergen und zu überwinden.

Aus Rom erhalten wir ein paar geistliche Porträts, die durch einige ketzerische Bemerkungen illustrirt werden:

Mich interessirte es sehr, Cardinal Antonelli, den mächtigen Minister des Aeußern, zu sehen, mit dem klugen, feinen und fein geschnittenen Gesicht, eine hohe, schlanke, beinahe noch jugendliche Gestalt, dessen dunkles Haar einzelne Silberfäden durchziehen. Monsignore Mérode, damals Kriegsminister, war dem in Ungnade gefallen, war mein Tischnachbar, und der geistliche Stand hinderte ihn nicht an liebenswürdigen Redensarten, an heitern Scherzen und Neckereien. Sein schiefer Blick hatte etwas Störendes für mich, und da mein Nachbar zur Linken, der damalige österreichische Botschafter Bach, an demselben Uebel leidet, befand ich mich in einem wahren Kreuzfeuer. Mérode, ein vornehmer Belgier, war in seiner Jugend Offizier gewesen und hatte erst ziemlich spät den Säbel mit dem Brevier vertauscht. Seinem ganzen Wesen hing noch etwas Soldatisches an, und der Waffenrock mag ihn besser kleiden als die Soutane. Unwillkürlich ließ ich meine Blicke von einem zum andern von all den hohen geistlichen Herren streichen und blieb forschend an den Gesichtszügen haften! Wie viele von ihnen mag wohl die göttliche Liebe, Demuth, Opferwilligkeit, Sorge für ihr Seelenheil und das ihrer Mitmenschen bestimmt haben, diesen Beruf zu ergreifen?

Sehr lebendig ist die Beschreibung von Gibraltar, Madeira und Martinique. Nach langer, wechselnder Meerfahrt landete der Kaiser vor der flachen Küste von Veracruz, dessen dücherlose weiße Häuser den Eindruck eines großen Kirchhofs machen. Das Schiff des Kaisers wurde durch die Themis angemeldet; doch es blieb alles mäuschenstill:

Nichts regte sich im Hafen, nichts an der Küste. Der neue Beherrscher von Mexico stand angesichts seines Reichs und war im Begriff, es zu betreten; aber seine Unterthanen hielten sich verborgen, niemand empfing ihn! Es war ein unheimliches Gefühl für alle, der Kaiser aber bewahrte eine sarkastische Ruhe. Es schien, als ob er Lust hätte, seinen ziemlich bösen Witz gegen sich selbst zu kehren.

Der französische Contreadmiral Bosse, der zuerst den Monarchen die Honneurs machte, erschien in übelster Laune und „trat mit einer Ungezogenheit und Rücksichtslosigkeit auf, die ihresgleichen suchte“. Gegen Abend kam General Almonte, der wegen des in Veracruz herrschenden Gelben Fiebers die Ankunft des Kaisers in Orizaba erwartet hatte:

Almonte, der Sohn des aus den Befreiungskriegen berühmten Pfarrers Morelos und einer Indianerin, die ihn in den Bergen, „al monte", gebar, machte auf uns einen äußerst angenehmen Eindruck. In seinem gelblich gefärbten, aber wohlgebildeten Gesicht lag der Ausdruck von Güte und Freundlichkeit, und sein Benehmen war einfach, aber fein und höflich. Die Begrüßung war ein Handschlag, damit wird jede Bekanntschaft in Mexico eingeleitet, was uns anfangs biederer und zutraulicher erschien, als es gemeint ist.

Die Reise von Veracruz nach Mexico ging anfangs über einen sehr naturwüchsigen, von keinen Bahnwärtern bewachten Schienenweg, dann durch die Maulthierpost, von welcher unsere Reisende Besseres zu sagen weiß, als von dem Colonel Vicomte de la Pierre, der sich ihnen zum Reisemarschall aufgedrungen hatte und nach und nach als einen „sehr unangenehmen Geführten" herausstellte. Orizaba, das in einem engen Thal herrlich gelegen ist, wurde nur flüchtig bei der Durchreise besucht. Länger verweilten die Reisenden dagegen in Puebla, das mit seinen unzähligen Kuppeln und Kirchthürmen einen malerischen Anblick gewährt. Beim Eintritt in die Stadt zeigen sich nur Trümmer:

Eben vor einem Jahre hatte sie sich nach drei Monate langer, heldenmüthiger Vertheidigung den Franzosen ergeben. General Forey, der damals die Expedition leitete und die französische Armee befehligte, hinterließ sowol bei dieser, wie bei den Mexicanern den Ruf, die Eroberung der Stadt geflissentlich schwert zu haben, um glänzendere Bulletins nach Paris senden zu können und um sich einen schwerer wiegenden Kranz um das Haupt zu flechten. Als wir die Vorstädte verlassen hatten und das Innere der Stadt erreichten, ward der Eindruck, den dieselbe auf uns hervorbrachte, ein äußerst günstiger. Wir fuhren durch breite, regelmäßige Straßen, über große Plätze, an prächtigen Kirchen vorüber. Jede Gasse hat in ihrer Mitte einen mit breiten Steinen gedeckten Kanal, durch welchen die in der Regenzeit niederströmenden Fluten abfließen. An beiden Seiten sind Trottoirs angebracht und alte Beschreibungen schildern das Pflaster vortrefflich, eine Meinung, der ich nicht beipflichten kann. Straßenkämpfe mit Barrikadenbau mögen darin eine unerfreuliche Aenderung hervorgebracht haben. Trotzdem ist Puebla eine sehr anziehende Stadt und ihre Architektur ist bei weitem schöner und eigenthümlicher als die von Mexico; sie ist auch reinlicher gehalten und trägt weniger die Spuren verfallener Größe, als die Hauptstadt des Landes, deren Glanz durch Revolutionen und Bürgerkriege so sehr gelitten hat. Die Häuser sind höher und sehen dadurch weniger gedrückt aus, haben auch nicht jene alles nivellirende gelbliche Farbe, die man an den mexicanischen bemerkt. Die Freude der aztekischen Rasse an heller und warmer Farbe hat hier noch einiges Recht behalten und sie ist oft von vielem Geschmack und seinem Sinne angewendet. Das Haus, das man uns angewiesen hatte, war roth übertüncht und mit mosaikartig geordneten, weiß und blau glacirten Portantafeln belegt, was ebenso originell als hübsch ist und was man an vielen andern Häusern der Stadt wiederfanden.

Das Fort von Guadalupe gewährt eine großartige Aussicht; man übersieht die weite Ebene mit den prächtigen Bergen, die sie umgrenzen:

Gegen Westen die mächtige Bergkette, aus welcher Popocatepetl und Iztaccihuatl ihre schneeigen Gipfel erheben, gegen Süden die Sierra Madre mit dem Pic von Orizaba und dem Cofre de Perote, und zwischen jenen Hauptgebirgszügen das Gebirge von Malinche. Es ist wahrlich ein imponirender Anblick, dessen Schönheit gar sehr erhöht wird durch die wunderbare Klarheit der Luft, welche die fernsten Gegenstände näher rückt und jenen Schichten über uns, die wir Himmel zu nennen gewohnt sind und die in Europa beinahe wie eine compacte Decke erscheinen, eine Durchsichtigkeit verleiht, die mehr als alles andere den Begriff der Unendlichkeit versinnlicht. Das Auge findet keinen Ruhepunkt, keine Grenze, und das Gemüth erhebt sich mit ihm, staunend, bewundernd und anbetend.

Von Puebla begeben sich unsere Reisenden über Cholula nach der Hauptstadt. In San-Martin machten sie die Bekanntschaft eines der tüchtigsten Mexicaner, die sich der Regierung des Kaisers angeschlossen haben, des nunmehrigen Generals Mejia,

eines noch jungen Mannes von großer Gestalt, beinahe bronzefarbiger Haut, dunkeln funkelnden Augen, glattem schwarzen Haar, mit energischen Zügen, aber von jenem kindlichen einfachen Wesen, das den indianischen Abkömmling kennzeichnet. Dieser junge Mann ist selbst von den Franzosen hoch geachtet, da er Verläßlichkeit des Charakters mit großer Tapferkeit verbindet.

Das Thal von Mexico selbst gewährt einen großartigen Anblick:

Das Plateau, auf welchem Mexico gebaut ist, erhebt sich mehr als 7000 Fuß hoch über die Meeresfläche, beträgt 20 Leguas in der Länge und circa 13 in der Breite. Von hohen Bergen eingeschlossen, deren Farbe von einer so wunderbaren Bläue ist, wie nur diese Atmosphäre sie wiedergeben kann, überragt von den Vulkanen, deren Gipfel ewiger Schnee deckt, prangt die Ebene im herrlichsten Grün. Ortschaften lehnen sich freundlich an die Höhen, Haciendas mit Alleen und Gärten liegen zerstreut umher, in der Ferne glänzen die Seen, es ist ein herrliches, überreiches Panorama. Die Ebene ist durch einzelne Hügel, die sich wie Maulwurfshaufen erheben, unterbrochen. Es sind ausgebrannte Vulkane, die kahl und felsig dastehen, aber, wie alles hier, eine warme, braune und rothe Farbe annehmen. Einer dieser Vulkane verbarg uns Mexico.

Die Beschreibung, welche die Gräfin von dem Einzug des Kaiserpaars in Mexico macht, fordert zu Betrachtungen über den vergänglichen Glanz derartiger Festlichkeiten heraus; sie ist übrigens charakteristisch genug, um sie hier ganz mittheilen zu können:

Den 12. Juni erfolgte der feierliche Einzug des Kaiserpaars in Mexico. Wieder war alles zu Pferde und zu Wagen hinausgeeilt, um sie außerhalb der Stadt zu empfangen. Diese selbst war auf das reichste geschmückt; Triumphpforten waren errichtet, alle Häuser mit Fahnen, Blumen, Guirlanden, Draperien geschmückt, große Inschriften trugen den Bewillkommnungsgruß für Maximiliano und Carlota, alle Straßen waren voll Menschen und auf den unzähligen Balconen der Häuser standen Frauen und Kinder, die erstern meistens alle schwarz gekleidet und in die spanische Mantille gehüllt. Wir hatten uns in den Palast der Mineria begeben, um von dort den Einzug zu betrachten. Die ganze Feierlichkeit durfte nicht nach europäischen Begriffen beurtheilt werden; Schönheit der Uniformen, Glanz der Equipagen fehlten ganz. Die hohen Würdenträger des Militärs und des Civils trugen ziemlich willkürlich und geschmacklos façonnirte Uniformen, mit Gold überladen, und der gemeine Mann, der in der Landestracht mit seinem Pferde verwachsen scheint und einen äußerst malerischen Anblick bietet, sieht in der Montur zu Fuß und zu Pferd jämmerlich aus. Die Equipagen Mexicos aber sind das Häßlichste, was man nur sehen kann, und selbst die schweren Prunkwagen, die bei dieser Gelegenheit zum Vorschein kamen, machten darin keineswegs eine Ausnahme. Das Kaiserpaar saß in einem Wagen, den der Kaiser zu dieser Gelegenheit längst vorausgeschickt hatte. An der rechten Seite desselben ritt General Bazaine und nebst ihm umritten die Adjutanten und der nunmehrige Commandant der Garde, Graf Bombelles, des Kaisers

Jugendfreund und der getreue Gefährte all seiner fernern Schicksale, den Wagen. Das Ayuntamiento, Präfecten, Minister und viele andere Würdenträger hatten den langen Zug eröffnet. Aus allen Häusern, an welchen der kaiserliche Wagen vorbeifuhr, fielen Blumen und farbige Papierstreifen nieder, auf welchen Gedichte zu Ehren der neuen Herrscher gedruckt waren. In großer Masse hatten sich die Indianer angeschlossen. Die Sage von Quetzalcoatl, die trotz allem äußerlichen Christenthume, nebst vielem andern Aberglauben, noch in ihren Traditionen lebt, hatte äußerst günstig für den Kaiser gewirkt; sie sahen in ihm den weißen Mann, der zu ihrem Glück und zur Erhebung aus ihrer bisherigen gedrückten Lage über das Meer zu ihnen gekommen war, und sie begrüßten ihn mit dem größten Jubel. In einem Wagen, der in Form einer Muschel gebaut und mit Goldpapier überzogen war, saßen drei als Engel gekleidete Kinder, die von Zeit zu Zeit, wenn der Wagen des Kaisers, von der Menschenmenge gehemmt, stille hielt, zu demselben hingetragen wurden, um ihn mit Blumen zu überschütten. In einem andern Wagen, der mit weißen, rothen und grünen Draperien, den mexicanischen Farben, bedeckt war, wurden die lebensgroßen Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin nachgeführt. Solcher Aufzüge gab es mehrere. Der Zug hielt vor der Kathedrale, welche zur Rechten des Palastes eine zweite Seite des Hauptplatzes einnimmt. Hier wurde ein Tedeum abgehalten und von dort bewegte sich der Zug zu Fuß über Teppiche und unter dem schützenden Dach der Zelte zum Palast. Der Eingang war mit Fahnen und Blumenguirlanden und mit den häßlich gemalten Porträts des Kaiserpaars geschmückt. Eine unermeßliche Menschenmenge bedeckte den beinahe unübersehbar großen Platz; doch war alles ordentlich und ruhig, Mexicaner und Indianer sind weder lärmend noch ungeduldig. Doch zeigte sich viel Freude und Interesse im Volke und die Begrüßung in Mexico war eine sehr herzliche. Unter dem Thronhimmel, in einem schmalen, langen Saal, empfingen die Emperadores die Würdenträger, dann war Diner und abends auf dem Platze Feuerwerk. Alles war in großem Putz, in großer Uniform, und es war sehr interessant, all diese fremden Menschen zu sehen und zu beobachten. Unter anderm fiel mir General Miramon auf, ein noch junger Mann, der, kaum zwanzig Jahre alt, zum Präsidenten der Republik erwählt wurde, ob seiner Tapferkeit sich in der Armee großer Beliebtheit erfreute, doch die Reputation mancher Unthat mit davontrug. Er hatte sich öffentlich zur Partei des Kaisers geschlagen und ward von diesem besonders ehrenvoll empfangen. Mit seiner jungen und wie man versicherte besonders ehrgeizigen Gemahlin am Arm, ging er durch die Säle, und auch ihm war jenes sanfte, feine und schlaue Wesen eigen, das so besonders charakteristisch ist und sich in der Erinnerung als Haupteindruck stempelt. Mit dem Gefühle großer Befriedigung zogen sich die Majestäten in ihre Gemächer zurück, und auch wir theilten diese Empfindung. Alles erschien vortheilhafter, hoffnungsreicher, als man erwartet hatte, alles hatte die günstigste Seite hervorgekehrt; die Natur und die Menschen hatten alles aufgeboten, um den Ankömmling zu gewinnen und vielleicht auch, um ihn — zu blenden.

Ueber die Stadt Mexico, ihre aztekischen Alterthümer, die Wasserleitungen, die Alameda, die Hauptstraßen Mexicos, die lange Allee, den Paseo, die aus vier Reihen häßlicher, verkrüppelter, pappelartiger Bäume besteht, über das ganze Leben der Mexicaner, als deren Hauptcharakterzüge Trägheit und Mäßigkeit angeführt werden, erhalten wir manche anspruchslose Mittheilung. Die Mexicanerinnen lieben die täglichen Bäder. Oft sieht man sie, das reiche Haar aufgelöst, das mantelartig ihre Schultern umwallt und beinahe bis zu den Füßen reicht, auf den Terrassen des Hauses auf- und niedergehen, um es trocknen zu lassen. Sie haben Freude an der Musik und viel Talent dazu, sie spielen oft sehr hübsch Klavier und besitzen auch wohlklingende Stimmen. Wenn viel Jugend zusammenkommt, wird getanzt und solch anspruchslose Vergnügungen nennt man Tortillas. In Bezug auf die Moralität nimmt unsere Reisende die Mexicanerinnen in Schutz, denen man in Bezug hierauf unendlich unrecht thut. Die Ehen sind innig und glücklich; ja mehr als alles spricht die große Unzufriedenheit der Franzosen für die Tugend der mexicanischen Frauen. Bei den Mädchen gelten viel freiere Gewohnheiten:

Ihnen wird Putzsucht, Eitelkeit, Koketterie in weit höherm Maße gestattet; sie sind von Bewerbern umgeben, mit welchen sie unbeengt verkehren und allerlei kleine Liebesintriguen anspinnen, bei welchen es an Rendezvous und geheimen Correspondenzen nicht fehlt. Ein junger Mann, welcher während längerer Zeit ein Mädchen auszeichnet, gilt als ihr „Novio", doch ist dieser noch nicht ihr Bräutigam; nur gewinnt er das Recht, sie bei Spazierritten zu begleiten, auf dem Paseo, wo sich die Wagen oft in langer Reihe aufstellen, um die Menge an sich vorüberfahren und reiten zu sehen, den Platz an ihrer Seite einzunehmen, im Theater in ihrer Loge zu sitzen, sie zu beschützen und zu geleiten, wo es eben noththut. Keiner wird es verargt, wenn sie an mehrere Novios ihre kleinen Gunstbezeigungen vertheilt und sie bald durch Freundlichkeit anzieht, bald durch Kälte zurückstößt. Der Mexicaner beweist auch darin viel Geduld, jahrelang dauern oft seine Bewerbungen, jahrelang die Unentschlossenheit der Novia. Wenn sie ihn am Ende doch erhört und zum Gatten erwählt, so ist er überglücklich.

Auch für die Schönheit der mexicanischen Frauen tritt unsere Reisende in die Schranken, obgleich die Jugendblüte nur kurze Zeit dauere; sie rühmt die Pracht der Haare und Zähne, den tiefen Glanz ihrer großen schwarzen melancholischen Augen, die wunderbare Kleinheit ihrer Hände und Füße. Fausta Aregunaga wird uns besonders als eine Schönheit von feenhafter Lieblichkeit gezeichnet.

Die Beschreibung des kaiserlichen Lustschlosses Chapultepec, einer Reise nach den Silberbergstädten Pachuca und Real del Monte, eine Schilderung des Unabhängigkeitsfestes, eine kurze historische Skizze, in welcher auch Iturbide nicht vergessen wird, der als Kaiser Augustin I. dasselbe Los erlitt, wie neuerdings sein Nachfolger Maximilian, und die Schilderung der Rückreise, auf welcher der Pic von Orizaba eine malerisch-schöne, die Seekrankheit eine desto peinlichere Rolle spielt, bilden den übrigen Inhalt des Reisewerks, das durch die Wärme und Unmittelbarkeit der Darstellung einen wohlthuenden Eindruck macht und, da die Verfasserin mit ungetrübten Blicken zu beobachten versteht, manches Landschaftsbild, manche Volkssitte uns in anschaulichster Weise vorführt.

Von dem Kaiser und der Kaiserin entwirft sie indeß Porträts, deren warme Farbengebung einen Antheil des Herzens bekundet. Der Kaiser wird als ein Mann von den besten Intentionen geschildert, der die Reorganisation und Verbesserung der Zustände des Landes wollte. Als die Gräfin am 8. November in Chapultepec Abschied nahm, sagte der Kaiser: „Sagen Sie meiner Mutter, daß ich die Schwierigkeiten meiner Aufgabe nicht unterschätze, daß ich aber meinen Entschluß noch keinen Augenblick bereut habe." Jedenfalls war er damals auf dem besten Wege, als er dem Klerus die Rückgabe der früher

confiscirten geistlichen Güter verweigerte und überhaupt dem maßlosen Hochmuth desselben gegenübertrat. Das Verhängniß ereilte ihn erst, als er sich neuerdings vertrauensvoll der Geistlichkeit in die Arme warf, die ihn zur Fortsetzung des hoffnungslosen Kampfes anspornte.

Von der Kaiserin rühmt die Gräfin „die große Offenheit und Verläßlichkeit ihres Charakters, die Natürlichkeit ihres Wesens wie edle Richtung ihres Geistes, der keinen Argwohn kennt, weil ihm alles Gemeine zu fern steht, die Liebe zum Rechten und Guten".

Das tragische Los dieser Fürstin ist des allgemeinsten Antheils gewiß. Ihr Wahnsinn hatte, den neuesten Schilderungen zufolge, einen somnambulen Zug. Nachdem sie an den Tuilerien wie an den Pforten Sanct-Peter's vergeblich angeklopft und die Ohnmacht der Gewaltigen, deren Arme nicht übers Meer reichen, tief empfunden, spann sie sich in jene Träumereien des Wahnsinns ein, den zunächst die Verzweiflung um den zusammenstürzenden Bau ihrer kühnen Entwürfe hervorgerufen hatte. Bald aber mischte sich die Todesangst um das bedrohte Leben ihres Gatten mit ein; sie hörte die tödliche Salve lange vorher, ehe die Kugeln der Juaristen den Kaiser trafen, der sich in einen Parteigänger seiner eigenen Sache, in einen Bandenchef verwandelt hatte!

Maximilian war gleichsam der letzte Cortez, der die Civilisation über das Meer hinübertrug und mit Blut und Eisen einzuführen gedachte. Noch immer erwarten die Indianer ihren „Quetzalcoatl", den großen weißen Mann mit langem Bart, der auf einem Nachen von Schlangenhäuten weithin nach Osten gefahren, woher die Sonne kommt; er wird Glück und Reichthum bringen und das goldene Zeitalter. Er war ein Feind des Kriegs, und wenn von ihm gesprochen wurde, hielt er sich die Ohren zu. Die weißen „Quetzalcoatl" mit dem goldenen Zeitalter in der Tasche, die Civilisatoren von Cortez bis Maximilian, trugen den Krieg ins Land — darum erkannten die braunen Männer bald, daß es nicht die rechten waren.

Nach der Todessalve von Queretaro, nach dem Untergang der gekrönten weißen Augustine und Maximiliane, wird der Glaube an den weißen Sohn der Sonne wol für immer erschüttert sein und die Wiedergeburt des Reichs nur durch die Kräfte des eingeborenen Volks oder der germanischen Republik des Nordens in Aussicht stehen.

Rudolf Gottschall.

Romane und Erzählungen.

1. Helene. Roman von Ernestine Eckardt-Bolmar. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Viel Romanhaftes, unglückliche Ehe, unverstandene Frau, scheinheiliger Priester, Erbschleicherei, Treubruch, Mord, Selbstmord, Hinrichtung u. s. w., aber neben und mit dem allen finden wir das Bestreben der Vertiefung, eine leitende Idee, ein didaktisches Element. Es ist ein socialer Roman, der beweisen will, daß die falsche Stellung der Frauen ihren geistigen oder moralischen Untergang verschuldet. Die Verfasserin eifert gegen die halbe Bildung, an der ihr Geschlecht kränkelt; der Widerspruch, in den die einzelnen dadurch mit dem Leben gerathen, mag, wir geben es zu, oft zu unüberlegten Schritten, zum Abirren auf fremde Bahnen Veranlassung geben. Aber selbst vollendetere Bildung wird den alten Conflict nicht lösen, der ewig zwischen Wollen und Vollbringen besteht und der gerade in höhern Naturen die Kämpfe hervorruft, deren Schilderung recht eigentlich in den Roman gehört. Hier erscheint eine Frau mit halber Bildung und mit gemischtem Charakter, mit guter Anlage, aber „mit der Sophistik fundamentloser Reflexionen"; ihr größter Fehler ist, daß es ihr nicht nur an Bildung, sondern auch an Erziehung fehlt, daß ihr alles abgeht, was der Frauen Liebreiz ausmacht: Herz, Gemüth, Familiensinn; daß wenigstens alle diese Eigenschaften ihr nur ganz oberflächlich ankleben und daß sie dafür wirklich sehr haltlose Reflexionen macht. Eine Frau, die statt des Herzens unverdaute Philosophie in sich herumträgt, ist zu allem fähig; besser als alle „straffen Systeme" leitet und schützt die Frau — die angeborene Weiblichkeit. Freilich, und hier finden wir uns wieder in Uebereinstimmung mit Frau Eckardt, die Weiblichkeit leidet am meisten durch halbe Bildung. Wahre Bildung aber gibt das Leben, es vollendet unsere Erziehung, alle unsere Kenntnisse werden erst durch Erfahrung zum Wissen. Daher soll die Erziehung der Mädchen dahin gerichtet sein, daß sie fähig werden, sich im Leben zurechtzufinden, daß sie geschickt sind zu ihrem eigentlichen Berufe, dem Wirken in ihrer Familie, zum theilnehmenden Interesse an der Arbeit des Mannes, zur Erziehung des Kindes, zum Verstehen des Lebens und der Lebensbedingungen.

Unserer Helene hier wäre es z. B. viel besser, wenn sie sich um ihr Haus bekümmerte, wenn sie dabei ihre geistige Thätigkeit auf einen bestimmten Punkt richtete, demnach also körperlich und geistig arbeitete, als daß sie die Unverstandene spielte. Was soll es heißen, wenn sie sagt, ihre Liebe sei Selbstzweck; eine Frau, die über ihre Liebe reflectirt, liebt nicht. Des Weibes Gemüth zeigt sich überhaupt viel mehr im Handeln als im Sprechen, und so können wir denn z. B. bei der harten und unverständigen Großmutter Helenens nicht das „recht fromme Gemüth" erkennen, das die Verfasserin ihr S. 52 zuschreibt.

Es ist in dem Roman so viel tüchtiges Streben zu finden, daß wir gern bei der Besprechung desselben länger verweilen. Die Bescheidenheit, mit der die Verfasserin sich einführt, hat etwas ganz besonders Ansprechendes. Wir zweifeln nicht, daß sie gewiß noch Tüchtigeres und Vollendeteres leisten würde, wenn sie sich gewöhnen könnte, natürlicher und einfacher zu reden und mehr auf die realen Verhältnisse Bedacht zu nehmen. Es ist in der Redeweise oft etwas Gesuchtes, durchaus Unnatürliches, die Verfasserin muß selbst fühlen, daß es erkältend wirkt, wenn die Geliebte auf die Frage: Wirst du mich ewig lieben? antwortet: „So lange du das menschgewordene Gute bist und bleibst" (S. 159). Aber immerhin, wir wiederholen es, ist in dem Romane mehr Inhalt und Gehalt als in

tausend andern, die doch ihrer leichtern Genießbarkeit wegen mehr Leser gewinnen werden.

Recht leichte Waare, wenn auch sehr verschieden in Tendenz und sittlicher Anschauung, finden wir in den Schriften, die wir unter Nr. 2—5 zusammenfassen. Wesentlich zusammengehörig sind:

2. Der Magen und das Herz. Roman von E. M. Vacano. Berlin, Lassar. 1866. Br. 8. 1 Thlr.
3. Zerrbilder eines verkommenen Genies von Marius von Tuarko. Berlin, Lassar. 1866. Br. 8. 15 Ngr.

Tuarko ist ein großer Verehrer Vacano's, er nennt ihn in der Widmung „genial", seine Werke erheben sich, wie Tuarko meint, „aus dem Sumpfe der Literatur wie eine Lotosblume an dem schlammigen Ufer des Ganges", sein größtes Bestreben ist „etwas à la Vacano zu schaffen". Tuarko macht Reclame für seinen Freund, er hilft ihm und einigen Theaterblättern in diesem Geschäft. Vacano's Schriften sind ein Gemisch von französischem Raffinement und wiener Leichtlebigkeit; sie schildern mit lebendigen Farben und nicht zu verkennendem Wohlbehagen das moderne Vagabundenthum in der vornehmen Welt bis zu den Seiltänzern herab. Indiscretionen, hier und da Erwähnung oder Andeutung von bekannten Namen und Vorfällen, geben ebenso wie die Ungenirtheit des Ausdrucks den Schriften das Pikante. Gewisse Leute glauben sogar steif und fest, daß es in der Welt überall so zugeht, wie Vacano sie schildert; sie nehmen die Ausnahmen für Regel, etwa wie ein junger Mann, der von der Sittenlosigkeit in Paris gehört hat, sich einbildet, daß es dort überhaupt nur Maitressenwirthschaft und sittliche Verkommenheit gäbe. Nichts ist freilich gefährlicher als ein fortgesetzter Umgang, persönlich oder durch Vermittelung der Demi-Monde-Literatur, mit dem Vagabundenthume, zuletzt betrachten dergleichen Menschen die ganze Welt nach den Erfahrungen, die sie bei ihrem Umgange gemacht haben und verurtheilen en bloc eine Menge Kreise, die sie nicht kennen oder für die sie vollständig das Verständniß verloren haben.

Daß Vacano sich so ganz zum Schriftsteller des Vagabundenthums gemacht hat, beklagen wir um so mehr, als er gewiß auch die Fähigkeit besäße, außer demselben ebenso scharf zu beobachten, ebenso glänzend zu schildern. In dem vorliegenden Romane wenigstens zeigt er ein frisches, lebendiges und nie erschöpfendes Erfindungs- und Darstellungstalent, das wir gern einmal an einem bessern Stoffe bewährt sehen möchten. Vacano könnte mehr geben, als bloße Eintagsfliegen, er könnte höhere Aufgaben erfüllen, wenn er nicht blos auf die flüchtige Unterhaltung seiner Leser Rücksicht nähme. Tuarko aber mag sich in Acht nehmen, Vacano copiren zu wollen; gerade die Nachahmung verfällt am schnellsten in Uebertreibung und das eigentlich Originale ist eben gar nicht zu wiederholen. Wir müssen übrigens gestehen, daß der Verfasser in diesen „Zerrbildern" sich befleißigt, Maß zu halten, daß in ihnen eine weit natürlichere und gemäßigtere Lebensanschauung sich ausspricht als bei Vacano, daß ihnen aber auch freilich der Reiz des Ursprünglichen und auch der des Pikanten fehlt. Tuarko hat noch Begeisterung und jugendliche Verehrung, wie er sich auch zwingt sich anders zu zeigen, er kennt noch Ideale und erkennt sie an, er bewundert nicht nur Vacano, sondern er kann sich auch noch begeistern für sein Vaterland, sein Kaiserhaus, die mexicanischen Freiwilligen u. s. w., er hat Sinn für Thätigkeit und für gemüthliches Leben. Das alles gibt uns die Gewißheit, daß er noch andere Kreise der Gesellschaft als die Vagabunden zum Gegenstande seiner Beobachtung machen wird.

4. Humoristische Soldatennovellen für Sofa und Wachtstube von A. von Winterfeld. XII. Berlin, Behr. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.
5. Nachhall der Garnisongeschichten. Vergessenes und Verlegtes von A. von Winterfeld. Berlin, Behr. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

Die ewige Wiederholung in den humoristischen Soldatennovellen von Winterfeld fängt nachgerade an zu ermüden. Der Verfasser selbst zeigt nicht mehr die ursprüngliche Frische und verfällt dagegen immer mehr und mehr in Uebertreibung. Stets wiederholen sich dieselben Scherze, dieselben Situationen, dieselben Charaktere. Das Verhältniß der Offiziere zu ihren immer dümmern Burschen, der angebrannte Kaffee, der blaue Dampf der Cigarre, kleinstädtisches Leben ohne jeden höhern Bezug, Pferdegespräche, Casino, ansteckende Langeweile und unnützes Hinbringen des Tags — das ist der stereotype Inhalt dieser Novellen. Die Offiziere sind entweder Zielscheibe oder schlechte Schützen sehr matter Witze; dabei sind sie alle meist dümmlich, jedenfalls höchst ungeschickt oder ungebildet. Großes Erfindungstalent beweist der Verfasser auch nicht in diesen Novellen. Die erste, aus Hochkirchs Nacht, ist wenigstens frisch soldatisch, aber ohne rechten Schluß. Die zweite dürfte mit ihrer Voraussetzung — ein Commerzienrath ladet sich einen jungen schönen Offizier ein, damit er seiner in guter Hoffnung befindlichen Frau als Modell diene —, namentlich aber mit ihrem Schlußwort, doch einige gerechtfertigte Bedenken erregen; die dritte endlich ist harmloserer Natur, aber doch auch höchstens nur als kurze Anekdote zu verwerthen.

Anmuthender ist der „Nachhall der Garnisongeschichten"; das gereimte Büchlein schildert die Eindrücke und Erinnerungen des Verfassers, als er nach langer Zeit sein altes Garnisonstädtchen wiedersieht. Die Zeit hat auch hier ihren Einfluß ausgeübt, nicht der Dichter allein ist verändert. Diese kleinstädtische Misère, die wir so gern mit dem Namen eines gemüthlichen Lebens illustriren, schwindet eben überall durch weitere Beziehungen und Wünsche, frisches Wasser wird in den Sumpf geleitet, Leben und Bewegung folgt der Stagnation, und statt der verschwindenden Originale, dieser Ausgeburten des weit verbreiteten Philisteriums, tritt Gesinnung und Charakter hervor.

6. Das Mondkalb. Caprice von Hermann Schiff. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der jüngst verstorbene Schiff zeigt sich auch in dieser Arbeit wieder als Anhänger der romantischen Schule:

Willkür und das Excentrische herrschen in der Composi-
ion überall vor, die Märchenwelt mit ihren abenteuer-
ichsten Erscheinungen findet in ihm einen geschickten
Schilderer. Die Wirklichkeit tritt überall zurück, nicht
inmal eine Beziehung zu derselben ist aufzufinden. Den-
noch hat diese Caprice Vorzüge vor der Novelle „Da-
emphilosophie", die wir in Nr. 10 d. Bl. f. 1866 be-
prachen. Es ist in ihr mehr Anordnung und Methode.
Selbst eine leitende Idee ist zu bemerken, die Cölestin in
iner Rede dahin ausspricht: „Wenn Kraft und Stärke
it Lug und Trug ein Bündniß schließen, so wankt das All
i seinen Fugen und die Heiligen im Paradiese erblassen,
nn die Kraft soll redlich und die Stärke treu sein."
Heiter ist die Dichtung faßlicher, nicht mit Nebensäch-
chem und Abweichungen so überladen, daß darüber die
gentliche Fabel sich bis zur Unkenntlichkeit verwischt.
ie Charaktere sind bestimmter und neben dem Barocken
scheint mildernd und versöhnend die Bruderliebe und
e Liebe zwischen Felix und Cynthia. Das Wilde findet
egensatz im Anmuthigen und auch in der Form ist
ehr künstlerische Geschlossenheit. Dabei finden wir auch
der Caprice die Vorzüge wieder, die wir der „Da-
emphilosophie" nachrühmten und die hauptsächlich in der
eschicklichkeit des Dichters bestehen, für jede Schilderung
n richtigen Ausdruck und die richtige Stimmung zu gebran-
en. Es liegt in seiner Darstellung eine naturwüchsige
raft und eine Originalität, deren Werth und Bedeutung
r gern einmal an einer Schilderung aus dem wirk-
hen Leben messen möchten. Die reiche Phantasie, die
h unter anderm gleich im Anfange in der Beschreibung
r Hexenküche zeigt, sollte sich einmal bewähren in Bil-
rn der Wirklichkeit. Schiff hat etwas von Hoffmann's
anier, doch er hat von diesem nicht gelernt, wie gerade
: geschickte Verbindung der Märchenwelt mit der realen
elt dessen eigentlichste Bedeutung ausmacht. Noch bes-
: aber hätte Schiff gethan, das frische Menschenleben
packen, wo es ihm entgegentritt, und das zu schildern
t dem ihm so eigenthümlichen Humor. Die Zeit der
omantik ist einmal unwiederbringlich verloren und selbst
: geniale Geist kann durch seine Schöpfungen kein gro-
s Interesse mehr für dieselbe erregen.

Eine Lilie im Thal. Eine Erzählung. Zweite Auflage. Mit einem Stahlstich. Hannover, Meyer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Erzählung zeigt den Einfluß, den eine edle, reine, ubige Natur auf die Handlung und auf die Kreise, sie berührt, auszuüben im Stande ist. Ueberall ver-itet die einfach tüchtige Natur, Elisabeth, Segen, ngt Ordnung in verwickelte Verhältnisse, läßt die Nich-keit des äußern Lebens erkennen, bessert und veredelt, s ihr nahe tritt. Und das alles, ohne aus der ihr gewiesenen Sphäre herauszutreten, in echter Weiblich-, nicht etwa in Ueberhebung und Selbstüberschätzung, dern in einfach schlichter, wohlthuender Demuth.

Die Verfasserin ist streng gläubig, aber weit entfernt i Pietismus. Die Kreise, in denen das orthodoxe, schönrednerische Christenthum Mode ist, die Verhältnisse, in denen der Glaube zwar im Munde geführt, aber nicht lebendig wird, kommen bei ihr nicht gut fort. Auch die Trägen, die den Kampf scheuen und so ihren Glauben nicht bewähren, sind nicht ihre Leute. In Elisabeth wie in Walter wirkt der Glaube Vertrauen, Muth, Heiterkeit, und dennoch zeigt sich wieder geordnete Kraft und Einheit in all ihrem Thun. Die Menschen sind nicht von vornherein fertig; während Elisabeth, der Frauen Natur angemessen, unter dem Einflusse der Familie sich bildete und ihre Kräfte und Eigenschaften im stillen Kreise derselben bewährte, eröffneten sich für Walter weitere Bezüge. Er wurde hingerissen von dem Zauber hellenischer Geistesschöpfungen und genährt mit dem Marke römischer Größe und Kraft; ihm ward nicht erspart „das geistesmäßige Ringen" nach Wahrheit.

In der ganzen Erzählung zeigt sich eine genaue Kenntniß der geschilderten Lebensverhältnisse, eine feine Beobachtung und eine bedeutende Fähigkeit, dem Werden einer Natur folgen zu können. Die Schilderungen sind einfach, natürlich, lebendig. Das Leben in Haldenburg, in Blombeck u. s. w. ist immer angemessen und fesselnd beschrieben. Dabei ist ein Reichthum von lebenswahren Persönlichkeiten zu bemerken, die immer wieder ihren Einfluß auf die Handlung ausüben und, unter sich contrastirend, doch immer als Factoren erscheinen, um den Grundgedanken zu illustriren. Da ist Elisabeth und ihre Freundin Alma, die durch die schwere Schule des Leidens durchgeführt wird; da sind die Aeltern der beiden jungen Mädchen; weiter die so verschiedenen Geistlichen; der Vater Elisabeth's, eine stille, fromme Natur; der neue Pfarrer in Haldenburg mit seinen schönklingenden Reden, durch welche er die vornehme Welt in Entzücken versetzt; der alte Pfarrer in Blombeck, der sich gewöhnt hat, seine Nachmittage am Whisttisch zuzubringen, und endlich Walter; da erscheint Herr von Morsau und Alma's Gatte, beide in ihrer verschiedenen Stellung zur vornehmen Welt und zur Gesellschaft; da ist der träge Amtmann und seine überaus rüstige Gattin, der blumenliebende Apotheker mit seiner Mutter u. s. w. In der Erzählung sind ferner treffend Situationen und namentlich Stimmungen geschildert; Züge aus der kleinen Welt sind mit selten lebendigen und lebenswahren Farben gemalt. So zeichnen sich namentlich die Momente aus, in denen Elisabeth mit den Kindern verkehrt. Die Schilderung ihres Besuchs bei der Freundin Alma, die stille Stunde im Erkerzimmer ist unter anderm ein reizendes Idyll. Wir heben noch als besonders gelungen die Beschreibung der ersten Eisenbahnfahrt, des Erntefestes und des Festes auf dem Rittergute hervor.

Die künstlerisch verschlungene, das Herz und das Gemüth vielfach berührende Erzählung löst sich versöhnend, lebenswahr und anmuthig. Sie sei namentlich den Frauen warm empfohlen; nur mögen sie dafür eine ruhige Stunde finden, denn das Buch ist zu ernst und tief, um durchflogen zu werden, es will durchlebt und durchdacht sein.

8. Lambrecht Hensmans. Eine Erzählung von Heinrich Conscience. Deutsch von Johann Wilhelm und Maria Wolf. Neue Auflage. Bonn, Marcus. 1865. 12. 7½ Ngr.

Wenn wir den Austausch der Geistesgaben der verschiedenen Nationen auch immer mit Interesse verfolgen, so können wir uns doch auch nicht der Wahrheit verschließen, daß die Auswahl nicht ohne Kritik geschehen sollte. Heinrich Conscience ist allerdings der bedeutendste Vertreter der vlämischen Literatur, aber dadurch hat noch nicht jede Arbeit von ihm ein literarisches Interesse für uns. In der vorliegenden Erzählung hat er uns etwas geboten, was als deutsche Originalarbeit, trotz mancher Vorzüge, schwerlich einen zahlenden Verleger gefunden hätte. Die einfache Erzählung leidet von vornherein an einer Menge von Unwahrscheinlichkeiten. Ein alter, allgemein geachteter Arbeiter wird mit Gewalt gezwungen, sich als Dieb zu bekennen und dann auf Grund der willkürlichen Beschuldigung von den Geschworenen für schuldig erklärt und zu fünf Jahren Zwangsarbeit und Brandmarkung verurtheilt. Die Verlobung seines Sohnes, Willem, löst sich infolge dessen; der Notar, bei dem er arbeitete, kann den Sohn eines Diebes nicht mehr beschäftigen, er wird arbeitslos, die ganze Familie elend, die Mutter wahnsinnig, ein Kind stirbt u. s. w. Und das alles, nicht wie Conscience es glauben machen will, weil Intriguen gegen den Alten spielen, sondern weil der gute Alte und sein Sohn dazu nicht Energie und Geist genug besitzen, um die schwachen Beweise für die Schuld des Angeklagten zu entkräften. Das Grausige, Gruseln erregende, wonach sich der Prinz im Grimm'schen Märchen so sehnt, ist dafür in der Erzählung in starken Dosen gegeben. Nichts wird uns erspart, weder die Geschworenensitzung, noch das öffentliche Brandmarken, ein Besuch im Gefängniß; wir müssen den Engel des Todes begleiten, „der die Kammer der Hensmans verließ und sich auf Standel's Haus niederließ". Dort sehen wir ein sterbendes Kind und die wahnsinnige Mutter, hier eine in Stünden hinfahrende Frau, „der alle Glieder krampfhaft zusammenzucken", mit „röchelnder Kehle, Blutsturz, schwarzen Lippen, bleischwerem Haupte". Wer will noch mehr Realität?

Wir denken an Crébillon den Jüngern, der das genre terrible geschaffen hat, an Victor Hugo und vor allem — in natürlicher Ideenverbindung mit dem Niederländer Conscience — an eine Stunde, im Musée Wiertz in Brüssel zugebracht, wo uns recht klar wurde, daß das Gräßliche in realistischer Darstellung nie schön sein wird, mag auch der Künstler alle Genialität und all seine Kraft auf die Darstellung verwenden. Und wie man von dort unbefriedigt hinweggeht, so wird man auch diese Erzählung, trotz des Versuchs, gegen das Ende hin versöhnend und mildernd zu wirken, nicht mit befriedigter Seele verlassen.

9. Niederländische Novellen den Originalen nacherzählt von Adolf Glaser. Braunschweig, Bieweg und Sohn. 1866. 8. 24 Ngr.

Viel charakteristischer und originaler als die Erzählung des ersten Vertreters der vlämischen Literatur sind die vier niederländischen Novellen von Hildebrand: „Die Familie Kegge" und „Die Familie Staftock", und J. J. Cremer: „Ein Tag in der Residenz" und „Der Bauer vom Lande", die uns Adolf Glaser in dem vorliegenden Büchlein nacherzählt. Beide Schriftsteller sind Lieblinge ihrer Landsleute, und nach den uns hier mitgetheilten Proben ihrer Schriften verdienen sie das auch vollkommen. Die Novellen sind Cabinetstücke aus der holländischen Schule, sie erfreuen durch unmittelbare Lebenswahrheit und wenn ihnen auch der begeisterte Schwung fehlt, so entschädigt dafür eine eigenthümlich poetische Auffassung, ein volksthümliches Element und volksthümliche Gesinnung. Die beiden Dichter haben ihre Stoffe dem kleinbürgerlichen Leben entnommen; in der Schilderung derartiger Zustände, in der Detailmalerei, in realistischer Darstellung, in feiner Beobachtung erweisen sie sich als Meister. Cremer behandelt seinen Stoff mit einer Hinneigung zum Komischen, während Hildebrand mehr das Gemüthliche hervortreten läßt; beide aber sind vorzügliche Genremaler und ihre Novellen, die Glaser mit vielem Geschick nacherzählt, werden mit ihrem gesunden Humor, ihren prächtigen Schilderungen, ihrem gemüthlichen Grundzuge, ihrer anmuthigen Form und ihrem erheiternden, poetischen und sittlichen Inhalt gewiß Beifall und Anerkennung auch in Deutschland finden. Wir erkennen in den Novellen einen Grundzug deutschen Wesens und schon um deswillen möchten wir sie der Beachtung unserer Leser empfehlen. A. Freiherr von Lein...

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur deutschen Cultur- und Kunstgeschichte.

1. Mittelalterliches Hausbuch. Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen. Herausgegeben vom Germanischen Museum. Leipzig, Brockhaus. 1866. Folio. 12 Thlr.
2. Culturgeschichtliche Briefe über ein mittelalterliches Hausbuch des 15. Jahrhunderts aus der fürstlich Waldburg-Wolfeggischen Sammlung nebst Anhang (Auszug aus Grünenberg's Wappenbuch) von R. von Retberg. Leipzig, R. Weigel. 1865. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
3. Die deutschen Maler-Radirer des 19. Jahrhunderts. Bearbeitet von Andreas Andresen. Erster Band. Leipzig, R. Weigel. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Im Bereich der deutschen Wissenschaft geht es jetzt gerade so her wie auf dem Grund und Boden eines reichen Mannes, der, nachdem er seit lange damit umgegangen, sich ein großes, möglichst vollkommen allen seinen Bedürfnissen und Wünschen genügendes Haus zu bauen und sich zu diesem Zweck viele, viele Jahre lang mit immer neuen Entwürfen und Plänen, Grundrissen und Aufrissen, Längsschnitten und Querschnitten beschäftigt hat, ohne sich für eine dieser Vorarbeiten entscheiden zu können, endlich dieses Plänemachens müde geworden und plötzlich, ebenso ungeduldig wie früher bedächtig, an die Ausführung des Baues selbst gegangen ist. Wo sich einst nichts bewegte als das Gehirn im Schädel oder der Stift auf dem Papier, da herrscht jetzt ein gar buntes, gerüstvolles Treiben, man mißt und ebnet, trägt ab und trägt auf, gräbt

und schaufelt, führt von allen Seiten Stämme und Steine, Sand und Mörtel herbei, fügt Stein auf Stein und Balken an Balken — die meisten nur von dem wissend, was sie selber thun, aber alle des guten Glaubens, daß zuletzt aus ihrem eifrigen, mannichfachen Zusammenarbeiten ein brauchbares, dauerhaftes und wohnliches Haus hervorgehen wird; alle von dem Vertrauen erfüllt, daß sich das von hundert verschiedenen Kräften zu Stande gebrachte Einzelne schließlich auch zu einem harmonischen Ganzen vereinigen werde. Haben die Naturwissenschaften in diesem Umschwung in der scientifischen Thätigkeit den ersten Anstoß gegeben und zur Zeit die imponirendsten Resultate erzielt, so geht es darum auf dem Gebiete der um menschlichen Thun und Treiben gewidmeten Forschung nicht weniger rührig her, ja in jüngster Zeit scheint es gar, als wolle und werde der Eifer der cultur- und sittengeschichtlichen, kunst- und literaturhistorischen Studien an der naturwissenschaftlichen Arbeiten noch überflügeln. Unter den zahlreichen und tüchtigen Werken, die während der jüngsten Jahre aus diesem letzterwähnten Eifer hervorgegangen sind, dürfen wir auch die oben verzeichneten Werke theils als beachtenswerthe, von ungewöhnlicher Vertrautheit und Sachkenntniß zeugende und mit seltenem Fleiß zusammengestellte Beiträge zum großen Ausbau unserer vaterländischen Culturgeschichte begrüßen. Die beiden erstern gehören, wie schon aus dem Titel hervorgeht, unmittelbar zusammen, indem das zweite die Auslegung, Verarbeitung und Ergänzung des im ersten größtentheils bildlich niedergelegten Stoffs ist; das dritte steht ihnen zwar insofern minder nach, als es weder von gleich universellem Charakter noch demselben Zeitalter gewidmet ist, gleichwol fällt es mit ihnen nach seiner allgemeinen Richtung in dasselbe Literaturgebiet und wird dem zweiten nun deshalb passend angeschlossen, als beider Autoren im wesentlichen mit denselben Mitteln dasselbe Ziel zu erreichen suchen und sich selbst als geistesverwandte Mitarbeiter betrachten, was daraus erhellt, daß das Werk Mones's dem Verfasser der „Culturgeschichtlichen Briefe" gewidmet ist.

Das vorangestellte „Mittelalterliche Hausbuch" ist die neue Nachbildung einer in mehrfacher Beziehung höchst merkwürdigen und interessanten Bilderhandschrift vom Ende des 15. Jahrhunderts, welche sich im Besitz des Fürsten Waldburg-Wolfegg befindet und zuerst im Jahre 1855 der Alterthumsforscherversammlung zu Ulm dergestalt ein Interesse der vaterländischen Culturhistoriker auf sich gezogen hat, daß sich das Germanische Museum bewogen gefunden, durch die Veranstaltung der vorliegenden typographisch und artistisch getreuen Vervielfältigung derselben ihr Medium auch dem größern Publikum zugänglich zu machen. Daß ihm hierbei als Hauptzweck galt, spricht das Vorwort aus. Es heißt in demselben:

Schließt die Tendenz dieser Veröffentlichung allerdings auch die Förderung des Studiums der Kunstgeschichte in sich, da, wie schon früher mit Wahrscheinlichkeit nachgewiesen worden, die Zeichnungen der Handschrift von einem der bedeutendsten Meister der ältern deutschen Kunst herrühren, so geht ihre Absicht doch vorzugsweise dahin, der Culturgeschichte der bezeichneten Epoche eine Zubuße zu gewähren, wie sie im Bereiche der zeichnenden Künste kaum zum zweiten mal zu finden sein dürfte. Die bildlichen Darstellungen der in Rede stehenden Handschrift behandeln, im Gegensatz zu den in jener Zeit sonst noch vorherrschenden religiösen Gegenständen, im weitesten Umfange und mit reichster Ausstattung das wirkliche Leben: Frieden und Krieg, den Verkehr des Landes und der Stadt, Geselligkeit auf öffentlichem Markte und in häuslichem Kreise, Kunstbetrieb und Handwerk, Amt und Schule, die geheimsten Beziehungen aller Formen und Regungen, in welchen die damalige Menschheit sich wohl und übel fühlte, was alles mit solcher Naivetät entfaltet, mit solchem Humor vorgetragen ist, daß neben der wissenschaftlichen Ausbeute selbst die Ergötzung einen Antheil davonträgt.

Hiermit ist Inhalt und Darstellungsweise des Buchs in den allgemeinsten Grundzügen wahrheitsgetreu angedeutet, und die Fachmänner wie die Laien dürfen sich daher von der Beschäftigung mit demselben reiche Belehrung und mannichfachen Genuß versprechen. Die Originalhandschrift enthält im ganzen (die Deckelblätter ungerechnet) 63 Pergamentblätter in Kleinfolio oder 126 Seiten, oder wenn man drei Doppelblätter für je zwei zählen wollte, 66 Blätter oder 132 Seiten. Davon sind 102 Seiten mit Schrift oder Bild bedeckt, 30 Seiten leer geblieben. Unter jenen sind nur 100 von unzweifelhafter Ursprünglichkeit; 59 derselben enthalten Bilder und 41 Text.

Die Textblätter enthalten nacheinander: Mittheilungen „zur Gedächtnißkunst"; Sprüche zur Charakteristik der Wochentage und Planetengötter (Saturn, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Mercurius, Luna); ein Verzeichniß von allerhand Hausmitteln, Anweisungen über die Münze und eine Anleitung zur „Büchsenmeisterei". Sie bieten viele interessante Einzelheiten zur Zeichnung der damaligen Zustände, namentlich in Rücksicht auf Heilkunde und Quacksalberei, Handwerk und Gewerbe. Nicht ohne treffende Züge und schalkhafte Bemerkungen ist die Schilderung der Planetengötter und der unter ihren Gestirnen geborenen Kinder; von Luna z. B. heißt es:

Luna der monat der letzst planet naß
Heiß ich vnd wurck dingk die sein laß
Kalt vnd feucht mein wurckung ist
Naturlich vnstet zu aller frist
Der krebs mein hawß besessen hat
So mein figur dor inne stat
Vnd iupiter mich schawet an
Kein vbels ich gewurcken kan
Erhohet werde ich in dem stir
Im scorpion valle ich nider schir
Die zwelff zeichen ich durchgang
In sibenvndtzwentzig tagen lang.

Der sterne wurcken geet durch mich
Ich pin vnstet vnd wunderlich
Mein kint man kaum getzemen kan
Nymant sein sie gerne vnttertane
Ir antlutz ist plaich vnd runt
Brawn grausam zene ein dicken munt
Vbersichtig schele einen engen gaunck
Gern hofferttig treg der leib ist nit lanck
Leuffer gauckler fischer marner
Farnschuler vogler maler pader
Vnd was mit wasser sich ernert
Dem ist des monats schein beschert.

Weit bedeutender, lehrreicher und ergötzlicher als der Text sind indeß die bildlichen Darstellungen. Sie bestehen außer dem Titelwappen und den Initialen des Textes aus einer Landschaft mit Gauklern und Fechtern (Bl. 3), Darstellungen der Planetengötter und des unter ihnen herrschenden Treibens (Bl. 10a—17), Zeichnungen aus dem öffentlichen und häuslichen Leben: Badehaus, Weiherhaus, Vorbereitung zum Turnier, Wett- und Scharfrennen, Hetzjagd, Landhaus, Gesellschaft im Freien (Bl. 19—25a), endlich Bilder aus dem Gebiet der Technologie, namentlich des Berg- und Hüttenwesens, des Kriegshandwerks und der Büchsenmeisterei (Bl. 35—37, 48—56).

Diese Bilder bestehen durchweg aus Federzeichnungen, ursprünglich ohne Zweifel zur Ausmalung bestimmt, die jedoch nur bei einigen ganz oder theilweise zur Ausführung gekommen ist. Ihr artistischer Werth ist verschieden. Von den bessern derselben, zu denen insbesondere die Planeten- und Sittenbilder gehören, hat E. Harzen mit großer Wahrscheinlichkeit geltend gemacht, daß sie von dem berühmten schwäbischen Maler Bartholomäus Zeitblom herrühren. Mit Recht fügt das Vorwort hinzu, die eigene Anschauung derselben werde besser als jede Beschreibung darüber belehren, wie die interessanten Darstellungen in unzulänglichen Formen und mangelhafter Perspective zwar an der Unvollkommenheit der damaligen Kunst noch theilnehmen, jedoch durch sinnige Anordnung der Gruppen, durch scharfe Beobachtung der Natur und des Lebens, sowie durch ungemein lebendige Schilderung des letztern einen Künstler ersten Rangs verrathen.

Dieser Auffassung schließt sich R. von Retberg in seinen „Culturgeschichtlichen Briefen" (Nr. 2) in allem Wesentlichen mit Entschiedenheit an. Da Harzen seine Ansicht hauptsächlich auf den Nachweis gestützt hatte, daß der sogenannte „holländische Meister von 1480" mit dem Monogrammisten „b & S" (d. h. Bartholomäus Stecher) und dieser wieder mit Bartholomäus Zeitblom eine und dieselbe Person sei, und daß derselbe nicht nur als der Urheber der größtentheils in Amsterdam von ihm vorhandenen Blätter, sondern auch als der der Wolfeggischen Bilderhandschrift angesehen werden müsse, so hat sich Retberg bewogen gefunden, die Blätter in Amsterdam selbst auf das genaueste mit den von dem Original des „Hausbuchs" genommenen Pausen zu vergleichen und anderweitig sorgfältige Forschungen über diese Frage anzustellen, und das Resultat dieser Prüfungen war, daß auch ihm die von Harzen geltend gemachte Ansicht zu einer, wenn auch nicht streng diplomatisch nachweisbaren, doch für ihn selbst unzweifelhaften Gewißheit wurde.

Verhält es sich wirklich so, wie die vom Verfasser zusammengestellten Gründe in hohem Grade wahrscheinlich machen, dann gewinnt die Handschrift außer ihrem sonstigen Werth auch noch die Bedeutung, daß sie uns einen unserer vorzüglichsten alten Meister in einem vielseitigen Werke von einer ganz neuen Seite kennen lehrt und wesentlich dazu beiträgt, unsere Kenntniß desselben zu erweitern und die Achtung vor ihm zu erhöhen. Nach dem Urtheil des Verfassers haben die Zeichnungen der Handschrift zwar im Landschaftlichen und an den Thieren noch etwas Unverstandenes, dagegen in den menschlichen Figuren eine ungemeine Lebendigkeit sowol was die Anordnung in den Gruppen wie der Ausführung im einzelnen betrifft, welche von scharfer Beobachtung und Kenntniß der Natur zeigt und selbst in Verkürzungen und im Ausdruck der kleinsten Bewegung des ganzen Körpers wie namentlich auch des Gesichts (selbst bei den Thieren) eine vollkommene Beherrschung der jedesmaligen Aufgabe bekunde und doch selbst im lebhaftesten Ausdrucke niemals in Verzerrung ausartet.

Zu näherer Begründung dieses allgemeinen Urtheils weist Retberg auf eine große Anzahl besonders gelungener und ausdrucksvoller Züge hin, z. B. im Blatt des Saturn (11) auf das Jammergesicht des Hinzurichtenden, auf den Ernst des Richters, die Wichtigthuerei eines seiner Begleiter, die Mühseligkeit des Pflügenden, die Verschmitztheit der alten Hexe, die Verdrossenheit des im Stock Eingeschlossenen, das starre Hinbrüten des Gefesselten, den Eifer des Grabenden und in anderer Weise des Abdeckers; im Blatt des Jupiter (12) auf den Fleiß des blasenden Jägers, das behagliche Verständniß des Falkners mit der hinter ihm auf dem Rosse sitzenden Frau, welche ganz Vertrauen ist, das scharfe Zielen des Schützen, die geduldige Aufmerksamkeit des Armbrustspanners u. s. w. Die Aufzählung solcher Vorzüge muß sich allein bezüglich der „sieben Wochentage", die auch der Verfasser als die werthvollsten betrachtet, nahezu zweihundert ein.

Noch willkommener als diese ästhetischen und kritischen Winke werden dem Beschauer der Zeichnungen die von Retberg dazu gelieferten sachlichen Erklärungen sein. Denn sind auch die Bilder im allgemeinen für den aufmerksamen und kundigen Beobachter an und durch sich selbst verständlich, so enthalten sie doch auch manches, was nur der Culturhistoriker vom Fach richtig aufzufassen im Stande ist, ja ein genaueres Specialstudium voraussetzt. In dieser Hinsicht bieten die Retberg'schen Texte die erwünschteste Hülfe und sind jedenfalls geeignet, das Verständniß der Zeichnungen wie den Genuß an ihnen wesentlich zu erleichtern.

Damit ist aber die Bedeutung derselben noch keineswegs erschöpft. Der Autor hat sich nicht mit einer bloßen Auslegung des „Hausbuchs" und einer Eintheilung desselben begnügt, sondern ist bedacht gewesen, das ihm durch die Handschrift gebotene und mit Sorgfalt und Scharfblick aus ihr herausgelesene Material fort und fort aus dem reichen Schatz seiner anderweitigen vielseitigen cultur- und kunstgeschichtlichen Studien zu ergänzen, zu erläutern und in das rechte Licht zu stellen, und wenn er auch von dem, was er in dieser Beziehung hätte bieten können, nur einen kleinen Theil hat geben haben mag, so gewährt er uns doch in einer Reihe von mehr oder minder detaillirten Excursen über alle möglichen Gegenstände, z. B. über Wohnung und Kleidung, über Geräthe, Waffen und Instrumente, über Schule, Gerichtswesen, bürgerliche und bäuerliche Verhältnisse

Kunst und Künste, Minne, Narren, Tanz und Spiele, ein so reich ausgestattetes Bild des damaligen Lebens und Treibens, wie es nicht leicht von einem andern als beiläufig gegebene Draufgabe hätte aus dem Aermel geschüttelt werden können. Ist auch für solche Leser, die nicht geradezu Culturhistoriker von Fach sind, nicht alles von gleichem Interesse, so ist doch das meiste von allgemeiner Anziehungskraft, namentlich die Abschnitte über die Planetengötter und die ihnen geweihten Wochentage, über die verschiedenen Züge des mittelalterlichen Aberglaubens, über Trachten und häusliche Einrichtungen und vor allem über die Eigenthümlichkeiten des geschlechtlichen und geselligen Verkehrs. Was aber, wie die Mittheilungen über das Kriegswesen und technologische Gegenstände, speciellern Charakters ist, wird um so mehr diejenigen interessiren, die durch Beruf oder Liebhaberei dieser besondern Lebenssphäre näher stehen. Es gilt in dieser Beziehung von dem Buche der bekannte Spruch: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen."

Minder als vom Inhalt fühlt sich vielleicht der eine oder der andere durch die von der landläufigen Orthographie grundsätzlich abweichende Schreibweise befriedigt. Da sie doch nicht wesentlich störend ist, überdies in den Koryphäen unserer deutschen Grammatiker respectable Vorläufer hat und vom Autor selbst mit liebenswürdiger Anspruchslosigkeit in Schutz genommen wird, so wollen wir darüber nicht mit ihm rechten. Lieber möchten wir schließlich den Wunsch aussprechen, er möge sich möglichst bald daran machen, uns die überangefüllte Vorrathskammer seiner jahrelangen cultur- und kunsthistorischen Studien in einem noch umfassendern Werke zu erschließen und wenigstens in diesem lieber auf eine Reform der deutschen Orthographie zu verzichten, als den Inhalt der Gefahr auszusetzen, um der Form willen von einem oder dem andern schief angesehen zu werden. Insbesondere möchte dieser Wunsch in Bezug auf die alphabetische Anordnung des Namen- und Sachverzeichnisses zu berücksichtigen sein.

Das dritte der obenverzeichneten Bücher: „Die deutschen Maler-Radirer", von A. Andresen (Nr. 2), ist die Art Ergänzung des von demselben Verfasser begonnenen und bereits in zwei Bänden vorliegenden „Deutschen Peintre-Graveur". Während sich nämlich dieser nur mit denjenigen deutschen Meistern der selbständig communicirenden Aetz- und Radirkunst beschäftigt, welche den hinter uns liegenden Jahrhunderten angehören, ist das vorliegende Werk den Meistern der Neuzeit gewidmet, indem es da anknüpft, wo jenes aufhört, nämlich in der Periode des Aufblühens der neuern deutschen Kunst durch Overbeck. Dasselbe wird lieferungsweise und zwar in ungefähr gleichen Heften erscheinen. Das erste derselben behandelt die Meister Joseph Anton Koch, Johann Martin von Wagner, Johann Christian Dahl, Ludwig Haach, Ferdinand Berthold, Wilhelm von Kobell, Karl Sprosse und Rud. Heinel. Plan und Einrichtung ist dieselbe wie beim „Peintre-Graveur", d. h. es wird zunächst eine kurze Biographie des Künstlers und alsdann ein genaues Verzeichniß aller von ihm veröffentlichten Radirungen, Lithographien, Holzschnitte u. s. w. gegeben, nicht nur derjenigen, welche selbständige Schöpfungen sind, sondern auch solcher, welche die Compositionen anderer Meister reproduciren. Das Ganze ist selbstverständlich weniger zum Lesen als zum Nachschlagen bestimmt. Dem letztern Zweck genügt es aber durch möglichst genaue Beschreibungen der aufgeführten Werke und möglichst sorgfältige Zusammenstellung aller der Angaben, deren Kenntniß dem Kunstfreunde von Wichtigkeit ist, in wünschenswerthester Weise. In den Biographien wird insbesondere darauf Gewicht gelegt, von der künstlerischen Entwickelung und Thätigkeit des betreffenden Künstlers ein vollständiges Bild zu geben. Die ausgeführtesten sind die von J. A. Koch, dem berühmten Landschaftsmaler, und Ludwig Haach, einem frühzeitig gestorbenen sächsischen Künstler, erstere nach Rudolf Marggraff, letztere nach Wilhelm von Waldbrühl. Diese beiden enthalten auch Momente einer interessanten Lebensentwickelung.

Den Inhalt des zweiten Hefts bildet das Leben und Wirken des gepriesenen Landschaftsmalers und Radirers Johann Christian Reinhart. Adolf Zeising.

Beethoven-Literatur.

1. Ludwig van Beethoven's Leben von Alexander Wheelock Thayer. Nach dem Originalmanuscript deutsch bearbeitet. Erster Band. Berlin, F. Schneider, 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Wir haben hier in der deutschen Bearbeitung durch H. Deiters in Bonn den ersten Band eines Werks vor uns, welches, die Frucht langjähriger ebenso unermüdlicher wie gewissenhafter Forschung, in hohem Grade den Hoffnungen entspricht, welche man schon lange vor seinem Erscheinen auf den in wissenschaftlicher wie künstlerischer Beziehung ausgezeichnet ausgerüsteten Verfasser des Beethoven-Katalogs zu setzen berechtigt war. Auch Thayer ist es bisjetzt nicht möglich geworden, in einzelne Momente von Beethoven's Leben oder Verhältnisse, die, wie zu fürchten ist, nie ganz aufgeklärt werden möchten, hinreichendes Licht zu bringen; aber alles, was Thayer gibt, trägt unleugbar den Stempel solider Forschung, wie derselbe von einem Manne zu erwarten war, welcher, in Amerika seine ganze Lebensstellung im Stich lassend, nach Europa herüberkommt, um hier jener Forschung eine ganze Reihe von Lebensjahren zum Theil unter Opfern und Verhältnissen zu widmen, die vielleicht jeden andern zurückgeschreckt und für immer entmuthigt hätten.*) Er begann dieselben bereits 1849 in Bonn und setzte sie seitdem unermüdlich in allen Hauptstädten Deutschlands, in ziemlicher Ausdehnung auch in England fort. Selbst Holland, Belgien, Frankreich und Amerika lieferten einigen Stoff. „Beethoven, der Componist", sagt aber ferner Thayer in seinem Vorwort, „scheint mir durch seine Werke hinlänglich bekannt zu sein; in dieser Voraussetzung wurde

*) Thayer hat aus Dankbarkeit sein Werk zwei Männern gewidmet, welche, wie er mittheilt, ihn in den Stand setzten, seine Forschungen von neuem zu beginnen und fortzusetzen, als seine Geldmittel durch ausgedehnte und langwierige Nachforschungen in fremden Ländern und durch lange Perioden, in denen ihn Krankheit zur Arbeit völlig unfähig machte, erschöpft waren, nämlich Mehetabel Adams in Cambridge (Massachusetts) und Lowell Mason in South Orange (Neujersey).

von mir die lange und ermüdende Arbeit so mancher Jahre Beethoven dem Menschen gewidmet." Sehr verdienstvoll ist übrigens Thayer von seinem Uebersetzer Deiters durch dessen Forschungen in den bonner Archiven unterstützt worden, infolge deren Deiters durch Zusätze und Namensverbesserungen in seiner Uebersetzung die für Beethoven's Entwickelung maßgebenden „Hundert Jahre bonner Musik" einer gewissen Vollständigkeit näher zu bringen vermochte. Deiters sagt in seinem an Thayer gerichteten Vorwort:

Im übrigen habe ich mich natürlich bestrebt, nur als der sorgfältige und getreue Interpret Ihrer Mittheilungen zu handeln. Von der Freiheit, die Sie mir in Betreff der Documente im ersten Buche gewähren, habe ich nur beschränkten Gebrauch gemacht. Freilich habe ich, aufrichtig gestanden, nicht selten die Neigung verspürt, Partien, in denen der urkundliche Charakter, wie ich meinte, zu stark hervortrat, dem Leser etwas mundgerechter zu machen; in der Regel aber mußte ich mir sagen: es war Ihre Arbeit, Ihre Eigenthümlichkeit sprach sich in der Behandlung überall aus; Ihr Streben nach möglichst klarem und einfachem Hervortreten des Thatsächlichen und genau Festgestellten, nach Mittheilung der Wahrheit ohne viel äußern Schmuck der Rede bildete so sehr den Grundcharakter Ihres Buchs, daß ich Bedenken tragen mußte, denselben durch Einmischung einer vielleicht abweichenden Weise zu stören.... Ich glaube bestimmt voraussehen zu können, daß trotz der vielfachen und immer wieder vermehrten Bücher über Beethoven der besonnen prüfende Theil der Leser den reichen Gewinn würdigen wird, der ihm hier in der Kenntniß der Lebensverhältnisse unsers größten deutschen Componisten geboten wird. Daß dieser Gewinn ein so deutlicher und entschiedener ist, dazu sehe ich auch in der bewußten Concentrirung der Aufgabe, die Sie sich gestellt haben, einen wirksamen und wichtigen Grund. Indem Sie uns den Menschen Beethoven der Wahrheit gemäß und nach umfassender Erforschung aller zugänglichen Quellen vor Augen führen wollen, thun Sie das, was frühere Biographen zwar auch nicht umgehen konnten, aber, indem dieselben von den Aufgaben historischer Untersuchung keine genügende Vorstellung hatten, nur halb und ungenügend ausgeführt haben.

Thayer's Forschungen reichen, was die bonner Kunstzustände betrifft, bis 1689, was die Familie Beethoven's betrifft, bis zum Jahre 1733 zurück. Auffallend sind die oft von seinen eigenen Vorfahren begangenen Verballhornungen ihres Namens, welche folgende heitere Blumenlese ergeben: Biethoven, Biethofen, Biethoffen, Piethoffen, Betthoffen, Betthoven, Bethoven, Bethove, Bethof (ohne van). *)

Thayer's erster Band zerfällt in drei Bücher. Das erste behandelt „Musik und Musiker in Bonn von 1689—1784", das zweite „Beethoven in Bonn von 1770—92" und das dritte „Beethoven's erste wiener Zeit 1792—1800". Im Anhange finden sich manche interessante oder merkwürdige Documente, Zahlungstabellen u. s. w. der bonner Hofkapelle, Ausgaben unter Clemens August, Textbücher aus Max Friedrich's Zeit, erläuternde Localmittheilungen des Uebersetzers, Fragmente aus Beethoven's Reisetagebuch, ein Aufsatz aus dem „Freischütz" über Beethoven's Verhältniß zu Schenk und Actenstücke zu den Trios op. 1.

Wir sehen mit gerechtfertigten Erwartungen dem zweiten Bande einer so gründlichen Forscherarbeit entgegen und können nur wünschen, daß dem Autor im Interesse der von ihm erstrebten Aufklärungen und Berichtigungen noch recht viel werthvolles und ergänzendes Material eröffnet werde.

*) Der Name ist flamländischen Ursprungs und bedeutet in wörtlicher Uebersetzung „Rübengarten".

2. Beethoven und seine Werke. Eine biographisch-bibliographische Skizze von Otto Mühlbrecht. Leipzig, Arnoldburger. 1866. Gr. 8. 18 Ngr.

Obgleich der Verfasser sein Werkchen nur eine Skizze nennt, und sich ebenso bescheiden als begeistert über seine mit großem Fleiße durchgeführte Arbeit ausspricht, ist es wir doch nicht im Stande, dasselbe ohne Vorbehalt denjenigen zu empfehlen, welche entweder in Bezug auf gewisse Auffassung oder auf biographische Thatsachen ihren Gesichtskreis zu erweitern wünschen. Der Verfasser theilt sein Buch in zwei Theile, dessen letzter ein Katalog von Beethoven's Werken und dessen erster eine Biographie Beethoven's ist, welche indessen „nur einen Commentar zum Katalog bilden" soll. Der Verfasser scheint sich über die Bedeutung der sich selbst hiermit gestellten Aufgabe nicht klar geworden zu sein, denn ein Commentar zu sämmtlichen Schöpfungen eines Geistes wie Beethoven kann doch nur dann Nutzen bringen, wenn er ebenso schöpfend wie klar und übersichtlich durchgeführt ist. Dies jedoch vermißt man leider bei Mühlbrecht. Von Haus aus scheint ihn lediglich die Begeisterung für Beethoven's Werke gedrängt zu haben, derselben wohl oder übel Worte zu verleihen. Wir alle sind selbstverständlich ebenso begeistert für Beethoven; hat aber deshalb schon jeder von uns das Recht, seine Herzensergießungen der Oeffentlichkeit zu übergeben? Wir halten vielmehr nur dann jemand dazu für berechtigt, wenn er uns zugleich eine wirklich neue kritische Bereicherung zu bieten vermag. Mühlbrecht führt unter der Ueberschrift „Beethoven-Literatur" 8 biographische, chronistische und kritische Schriften über Beethoven an, welche er doch gewiß sämmtlich mit gleicher Aufmerksamkeit und Liebe durchforscht hat; um so mehr nimmt es wunder, daß er aus denselben, besonders aus den Analysen eines Lenz, Marx, Oulibicheff, Ehrlich u. s. w. nicht tiefere, stichhaltigere Anschauungen gewonnen hat. Anstatt aus diesen werthvollen Quellen mit hinreichender Sorgfalt und Ueberlegung einen anschaulichen, unzweifelhaft sehr verdienstlichen Extract zusammenzustellen, ergeht er sich vielfach in subjectiven, mehr oberflächlich dilettantischen, ja bisweilen höchst seltsamen Auslegungen, welche die Begriffsverwirrung auf dem Gebiete landläufiger Tondenterei eher verstärken als abklären. So reflectirt sich Mühlbrecht z. B. S. 20 in demselben Abschnitte, in welchem er Lenz wegen rein äußerlicher Tonmalerei citirt, in einer ebenso äußerlichen Analyse der Pastoralsymphonie, und ist unter anderm bei dem Gewitter nicht durch die von Beethoven geschilderten seelischen Erregungen ergriffen, sondern blos durch Sturm und Wind, Donnerschläge, Klatschen des Regens, Aechzen der Natur u. s. w. S. 12, 13, 17, 40 und 41 finden sich ziemlich viele ähnliche einseitige oder gewagte Anschauungen und Behauptungen. Werthvoll und beherzigenswerth ist in dem Werkchen dagegen das über Beethoven als Mensch

Besagte, z. B. die Ausführung, daß sich jeder Mensch n der Einsamkeit ohne Verstellung, offen und wahr gibt verhältnißmäßig wenigstens, möchten wir hinzusetzen) desleichen S. 13 folgende Worte:

Beethoven's Compositionen gegenüber aber verhielt sich das Publikum anfangs noch zweifelhaft und scheu; dieselben waren ür den damaligen Zeitgeist zu eigenthümlich neu, zu sehr abweichend von dem Althergebrachten, und erst nach und nach gelangte in der Menge das jedem Menschen innewohnende instinctive Gefühl für alles wahrhaft Große und Schöne zum Durchbruch und gewährte dem ringenden Meister, dem Vorkämpfer einer neuen Aera, die verdiente Anerkennung. Wie die Zeit in unaufhaltsamem Zuge, in räthselhafter Verschlingung ier Momente, mit zermalmender Ferse über das Alte, das Bestehende hinschreitet, so riß auch der Geist Beethoven's die Hörer unwiderstehlich mit sich fort; es war die Macht der Töne, in welchen Beethoven die Bewegungen seiner Zeit, die er ebenso mit empfand als verstand, plastisch wiedergab; gegen diesen Zauber kämpfte das Philisterthum aus dem vorigen Jahrhundert vergebens an. Schlag auf Schlag eröffnete aber auch jetzt Beethoven den Reigen seiner Compositionen, mit jeder Symphonie eine neue Bresche in den alten musikalischen Zopf legend.

Was nun den zweiten, chronistischen Theil betrifft, so enthält derselbe den Katalog aller gedruckten Compositionen Beethoven's und zwar in folgender zum Theil seltsamer Anordnung: 1) der von Beethoven mit opus, 2) der von ihm mit Nummern bezeichneten, 3) und 4) derjenigen Instrumental- und Gesangcompositionen, die von Beethoven in keiner Weise bezeichnet sind; 5) ein Register für den Katalog und endlich ein Verzeichniß der über Beethoven und seine Werke erschienenen Schriften nebst einer Auswahl der bessern Porträts. Mühlbrecht hat hierbei außer aus andern Quellen vielfach aus Thayer geschöpft, leider aber dessen Anordnung nicht immer richtig verstanden; überhaupt sind durch das jetzige Erscheinen der in Bezug kritischer Sichtung wahrhaft musterhaft zu nennenden Thayer'schen Beethoven-Werke alle andern Verzeichnisse als keineswegs ebenso stichhaltig leider überflüssig geworden, und empfiehlt sich das Mühlbrecht'sche nur durch seine Billigkeit. Andererseits soll übrigens nicht verschwiegen werden, daß Mühlbrecht seinen Katalog ersichtlich mit sorgfältigem Fleiße angelegt hat, und daß seine Arbeit, vorsichtig benutzt, in Ermangelung des Thayer'schen Buchs für den Augenblick hier und da einmal wol ganz gute Dienste zu leisten vermag. Hermann Zopff.

Oberburggraf von Lehndorff.

Der Oberburggraf Ahasverus von Lehndorff. (1637—88.) Nach handschriftlichen Quellen dargestellt von W. Hosäus. Dessau, Baumgarten und Comp. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Fern vom Gedanken, ein allseitiges Bild der Zeit oder des Lebens des Oberburggrafen Ahasverus von Lehndorff zu entwerfen, wollte der Verfasser in nachfolgender biographischen Skizze vielmehr nur treu und einfach das wiedererzählen, was er über die Persönlichkeit des Oberburggrafen während eines längern Aufenthalts in Steinort in Ostpreußen (November 1855 bis Juli 1856) aus dem handschriftlichen Nachlasse jenes für seine Zeit und sein Geschlecht bedeutenden Mannes geschöpft. Indem er demnach nur auf Materialien Bedacht nahm, welche bis dahin von niemand benutzt worden waren, glaubte er in seiner Arbeit zugleich einen, wenn auch noch so geringen Beitrag zur Geschichte überhaupt zu liefern.

Gewiß ein dankenswerthes Unternehmen, obwol sich auf der Grundlage des trefflichen Materials vielleicht noch Dankenswertheres hätte gestalten lassen.

Der Held dieser Biographie gehört zu den zahlreichen Namen, die trotz ihrer einstigen allgemeinen Berühmtheit und trotz der relativ geringen Spanne Zeit, durch die sie von uns getrennt sind, doch nur dem Historiker von Fach, und nicht einmal diesem insgemein, sondern nur dem Specialhistoriker bekannt zu sein pflegen. Geboren 1637 hat er ein äußerst inhaltvolles, wenn auch nach dem gewöhnlichen Maße gemessen nicht langes Leben bis 1688 geführt. Seine Heimat liegt in Preußen, das Schloß Steinort in Natangen, auch seine letzten Lebensjahre hat er im Vaterlande zugebracht, außerdem aber führte ihn die militärische und diplomatische Laufbahn fast in alle Länder Europas zu längerm Aufenthalt, die er schon vorher unmittelbar bei seinem Eintritt in die Welt auf der damals schon allgemein üblichen großen Tour junger adelicher Herren vorübergehend besucht hatte. Fast aller europäischer Sprachen mächtig, nicht gerade reich geboren, aber doch auch nicht arm, dafür mit desto wirksamern Connexionen, einem empfehlenden Aeußern und einer sehr vielseitigen Bildung ausgerüstet, gewann er überall die angesehensten Männer, wahrscheinlich auch die noch einflußreichern Frauen für sich, und die europäischen Cabinete und Höfe rissen sich förmlich um seinen Besitz. Der Dienst bei seinem Landesherrn, keinem andern als dem Großen Kurfürsten, wäre seine natürlichste Laufbahn gewesen, aber wie es scheint, befriedigte diese anfänglich weder seinen Ehrgeiz, noch hatte der junge Mann selbst eine feste Position in dem damals gerade schwebenden geheimen und offenen Kampf der preußischen Stände, des Adels und zum Theil auch der bürgerlichen Corporationen gegen den Landesherrn genommen. Jedermann kennt die wahrhaft tragischen Conflicte, zu denen es hier kam, wo auf der einen Seite die zähe Widerstandskraft althergebrachter Vorrechte und Ansprüche, der ganze Eigensinn und Eigennutz der versteinerten autonomen Atomistik des Mittelalters, auf der andern ein genialer Staatsmann und zugleich Fürst stand, dem der Begriff des modernen Staats klarer als irgendeinem seiner damaligen Genossen vor der Seele schwebte, der aber durch die Ungunst seiner Situation, die Armuth und Enge seines Gebiets, die Eifersucht der Nachbarn und die Complicationen der großen europäischen Politik niemals die Bahn zu seinem Ziele ungestört verfolgen konnte, auf der er nothwendig Erfolge haben mußte.

Wenn Friedrich der Große der geschickteste Schlittschuhläufer in der Politik genannt worden ist, so gilt dies noch viel mehr von seinem Urgroßvater, der in zehnfach gefährlichern Situationen mindestens dasselbe Geschick bewährte. Seine allmählich heraustretenden Erfolge und die Macht seines Geistes scheinen auch Lehndorff nach langem Umherirren oder Abenteuern in polnischen, holländischen, dänischen Diensten endlich dauernd an diesen

einzigen Stern in der wüsten Nacht der damaligen deutschen Zustände gefesselt zu haben. Entgegen der Majorität seiner Landsleute gleichen Standes, die auch nach dem definitiven Siege des Kurfürsten über die ständische Opposition immer fort noch froudirte und complotirte — mit Polen, Schweden, Franzosen oder wer sonst zur Hand war, wurde Lehndorff ihm ein treuer und vielfach nützlicher Diener. Seine Stellung als Oberburggraf in Preußen war ungefähr die eines Vertrauensmannes beider Theile, der Regierung und der Stände, und er that alles, was er mit seinem Gewissen vereinigen konnte, um die divergirenden Interessen beider zum Nutzen des Landes und des Kurfürsten zu vereinigen.

Alles dies ist in unserer biographischen Skizze nur so weit ausgeführt, als es sich aus dem reichen Correspondenzmaterial des Lehndorff'schen Familienarchivs ergibt, anderweitige Ergänzungen und Erläuterungen, die oft sehr wünschenswerth gewesen wären, sind nur sparsam herangezogen. Jedenfalls aber ist auch in dem Gebotenen eine Menge Schätzbares und Interessantes, das die unmittelbare Frische des vertraulichen Briefs besonders Reiz und Werth gibt. Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Englische Urtheile über deutsche Werke.

Der letzte Rückblick der „Saturday Review" auf die deutsche Literatur bietet diesmal für d. Bl. nur eine kleine Nachlese.

Ueber W. E. von Janko's „Wallenstein. Ein Charakterbild im Sinne neuer Geschichtsforschung auf Grundlage der angegebenen Quellen" (Wien, Braumüller), äußert sie: „Der letzte Biograph Wallenstein's sagt, seine Vorgänger haben seinen Helden als ein Ungeheuer dargestellt, er aber wollte einen Menschen aus ihm machen. Wenn man unter «Ungeheuer» ein «Räthsel» verstehen darf, so ist die Bemerkung richtig, und jeder einsichtsvolle Versuch, das Geheimniß, welches über Wallenstein's Leben und Handlungen schwebt, aufzuklären, würde sehr willkommen sein. Unglücklicherweise jedoch kann man nichts Derartiges von einem Biographen erwarten, der dem Zauber, welchen eine Laufbahn, wie die Wallenstein's, unvermeidlich auf einen phantasiereichen Geist ausübt, gänzlich unterlegen ist. Die Geschichte ist so seltsam und so blendend, daß man nur mit Widerstreben glauben kann, der Held derselben passe nicht zu seinem wunderbaren Schicksal. Bei einer reifern Untersuchung indessen erscheint sie ausnehmend arm an denkwürdigen Leistungen. Der General erlangt keine Siege, und die Politik des Staatsmannes ist sogar unverständlich. Man kann sich unmöglich Wallenstein's Benehmen im Felde anders als durch die Annahme erklären, daß er sich bewußt war seinem großen Mitbewerber nachzustehen. Seine ganze Aufführung ist die eines Generals, welcher sich auf die Tapferkeit seiner Truppen und die Stärke seiner Verschanzungen verläßt, der aber weiß, daß, wie er manövriren wollte, er verloren sein würde. Seine außerordentlichen Erfolge waren nicht durch Kriegslist erlangt; Geld war für ihn nicht blos die Seele des Kriegs, sondern auch der Speer, das Schwert und die Schlacht selbst. Freilich muß das, was man von seiner Fähigkeit abzieht, seinem Glücke hinzugefügt werden, und in dieser Hinsicht wird er stets einer der merkwürdigsten Charaktere in der Geschichte bleiben. Wir hoffen indessen, er werde die Einbildungskraft künftiger Historiker nicht so vollständig gefangen nehmen, wie die Janko's, dessen inbrünstige Heldenanbetung noch durch seinen Patriotismus als Oesterreicher und durch seinen Eifer als Katholik verstärkt wird."

Theodor Bernhardt's „Geschichte Roms, von Valerian bis zu Diocletian's Tod" wird als ein Werk von sehr großer Bedeutung bezeichnet.

Von den „Bildern aus Italien", von Eduard Paulus, sagt die „Saturday Review", sie würden ein höchst merkwürdiges Buch sein, wenn Heine nie geschrieben hätte. „Unglücklicherweise ist die Nachahmung der «Reisebilder» zu offenbar, als daß man Paulus das Lob der Originalität ertheilen könnte; sein Witz ist indessen nicht viel weniger glänzend, als der seines Meisters, zugleich aber weit gemüthlicher und humaner. Das im Geiste des Verfassers vorhandene poetische Element wird durch eine Reihe leichter, kleiner Gedichte vertreten, die reizend hinsichtlich des Stils sind und seine und seiner Reisegefährten glückliche und unglückliche Abenteuer mit gleicher Heiterkeit und guter Laune erzählen."

Bei Erwähnung des neuesten „Shakspeare-Jahrbuchs" werden die Beiträge von Ingleby und Delius als die wichtigsten bezeichnet. Von des erstern Aufsatz heißt es, er sei reich an kräftigem, markigem Verstand, scherzhafter Laune und gründlicher Beleuchtung.

Unter Anführung des kürzlich erschienenen Rückert'schen Nachlasses heißt es: „Friedrich Rückert war ebenso groß als selbständiger Dichter, wie als Uebersetzer. Seine nachgelassenen Schriften lassen ihn passend in beiden Eigenschaften auftreten. Das Bändchen «Lieder und Sprüche» bietet wahrscheinlich eine Auswahl aus den Schätzen eines Dichters, der sich so nahe daran gewöhnt hatte, gereimt zu denken. Man hätte der Auswahl lieber mit noch größerer Strenge verfahren können; wir finden hier viel, das bloßer Gemeinplatz ist, nicht wenig leeres, wenn auch geistreiches Reimgeklingel. Die Fehltritte des ergrauten Dichters wird man ihm in Anbetracht der vielen wirklich schönen, kleinen lyrischen Ergüsse und noch viel mehr kräftiger Sprüche, welche im Gewande eines glücklichen Gedankens oder eines treffenden Beispiels guten Rath ertheilen, gern nachsehen. Bis zuletzt ist Rückert's praktische Lebensweisheit gesund, heiter und friedlich und ruht unerschütterbar auf einer Grundlage von klarem Menschenverstand. Zuweilen macht sich wol ein leiser Anstrich von Grämlichkeit bemerkbar, gerade hinreichend, um uns daran zu erinnern, daß der Dichter mit dem Vorrechte des Alters spricht."

Die Attentate der Frommen auf unsere Classiker.

Wenn Hengstenberg in der „Evangelischen Kirchenzeitung" unsere großen Dichter herunterkanzelt, so thut er nur was seines Amtes ist; er bewegt sich auf dem Boden der „Theologie" und steckt ihre Grenzpfähle auf gegenüber der Nationalliteratur, deren zum Theil ketzerische Tendenzen niemand leugnen wird. Es ist dann nur consequent, wenn er auch die modernen Autoren, wie neuerdings Gutzkow und Fanny Lewald, in die Pfanne haut und unser ganzes strafloses Literaturgesindel, den Auskehricht des „Aufklärichts", auseinanderblickt. Wenn dagegen Vilmar eine „Literaturgeschichte" schreibt, in welcher er den Teufel süßlich überzuckert, dieselben Dichter verherrlicht, über die er dann ein Kreuz schlägt, wenn er Schiller und Goethe als Männer schildert, „die es menschlich hatten übel zu machen, während die Führung aus der Höhe es gut durch sie gemacht hat", so verdient diese jesuitische Halbheit die strengste Rüge, um so mehr, als hier ein Theolog sich auf das Gebiet der Literaturgeschichte eindrängt und mit der Miene aufrichtiger Theilnahme hier ein theologisches Richteramt ausübt und die Böcke und Schafe sondert. Selbstverständlich hat Vilmar seine Nachfolger. Einer der kecksten ist ein Herr Dr. F. J. Günther, der in seinem „Deutschen Sprachbuch" sich

Volksschullehrer und Seminaristen" auch der deutschen Literatur eine pädagogische Würdigung zutheil werden läßt und die Zuchtruthe über unsere großen Dichter schwingt. Von Wieland heißt es, daß er „in üble Gesellschaft kam, seinen Christenglauben verlor, der Lüsternheit diente und in seinem «Oberon» zeigte, wessen er bei besserm Gemüth und strengerm Fleiß fähig gewesen wäre". Lessing „hat dem Christenthum im Herzen seiner Zeitgenossen die Lebenswurzeln abgeschnitten". Goethe „verpflanzte in seinem «Werther» die von Rousseau aufgebrachte Empörung gegen die sittlichen Gesetze der christlichen Familie auf deutschen Boden, schrieb das schwerverständliche Drama «Faust», verirrte sich zu dem Romane «Die Wahlverwandtschaften» und fühlte sich durch den deutschen Freiheitsdrang genirt". Wir aber fühlen uns durch diese Uebergriffe der Theologen und Pädagogen von aschgrauester Färbung in die Literaturgeschichte und Kritik „genirt" und wünschen, daß fortan jeder Hahn auf seinem eigenen Miste krähe.

Literarische Notizen.

Die österreichischen Poeten scheinen sehr rührig zu sein, um den politisch zerrissenen Zusammenhang zwischen Oesterreich und Deutschland auf geistigem Gebiet aufrecht zu erhalten. Von Anastasius Grün liegt, dem Vernehmen nach, ein neuer Band Gedichte druckfertig; Joseph Weilen, der Dichter des „Tristan" und der „Edda" schreibt ein neues Trauerspiel aus der böhmischen Geschichte; Robert Hamerling ein neues Epos: „Der König von Zion", dessen Stoff ihm zur Entfaltung seiner reichen Phantasie, zu glänzenden und üppigen Schilderungen Gelegenheit genug bieten wird; Ferdinand von Saar, auf dessen Talent wir in d. Bl. mehrfach hingewiesen, hütet einen „Tassilo"; Bauernfeld schreibt einen Roman aus der wiener Gesellschaft der dreißiger Jahre, und Ludwig Frankl, der vielgewanderte, beabsichtigt seine „Memoiren" herauszugeben.

Von Wolff's „Poetischem Hausschatz des deutschen Volks. Ein Buch für Schule und Haus" ist die vierundzwanzigste neu bearbeitete und verbesserte Auflage, erneuert von Karl Oltrogge (Leipzig, O. Wigand, 1867) erschienen. Der Herausgeber hat, wie er in der Vorrede sagt, statt der bisherigen Form einen neuen Stoff ausgewählt, die Tendenz des Buchs aber beibehalten. Er hat überdies die Anzahl der mitgetheilten Dichter beschränkt, manches Unbedeutende und Uninteressante gemieden und Raum gewonnen, von den bessern Dichtungen eine reichere Auswahl zu geben. Die ältern Poesien sind, da sie allgemeiner gelesen würden, in Uebersetzungen beigebracht. Voraus geht eine kurze Uebersicht der Geschichte der deutschen Dichtung, bis auf die neueste Zeit fortgeführt, und eine Poetik in nuce. Die Auswahl ist in der That eine sehr reichhaltige; auch ist die moderne Poesie in ausgiebiger Weise berücksichtigt worden. So mislich es ist, aus Dramen einzelne Scenen mitzutheilen, wegen des fehlenden Zusammenhangs, so hätte dieser Abschnitt doch noch erweitert werden; es sind hier Gutzkow's „Uriel Acosta" und Hebbel's „Nibelungen" Mittheilungen gemacht. In dem Verzeichniß der Dichter in chronologischer Folge, das mit seinen biographischen Notizen eine dankenswerthe Beigabe ist, findet sich hin und wieder ein ungenaues Datum. Im ganzen zeigt auch diese Sammlung, wie die moderne Poesie überall jetzt die verdiente Gleichberechtigung findet.

Die von der berliner Schachgesellschaft gegründete „Schachzeitung" (Leipzig, Veit u. Comp.), das älteste und namhafteste deutsche Organ des königlichen Spiels, das unter seinen Mitarbeitern die gefeiertsten Schachgrößen zählt, erscheint seit dem 1. Juli in verjüngter Gestalt und in halbmonatlichen Heften. Die vorliegenden Hefte enthalten namentlich interessante Mittheilungen von dem internationalen Turnier in Paris, in welchem ein Deutscher, Sigmund Kolisch, Sieger geblieben ist.

Sigmund Hahn hat einen „Reichsraths-Almanach für die Session 1867" (Prag, Satow) herausgegeben, welcher die Namensverzeichnisse der Mitglieder des österreichischen Herrenhauses und Abgeordnetenhauses, biographische Skizzen der Mitglieder und die Geschäftsordnung beider Häuser enthält, eine jedenfalls fleißige und zur Orientirung empfehlenswerthe Arbeit.

Bibliographie.

Almásy, Wilhelmine Gräfin, Gedichte. 2te Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Arneth, A. Ritter v., Marie Antoinette nach ihren Briefen. Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. 8. 4 Ngr.

Aspräa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1867. Herausgegeben von A. W. Müller. 28ster Jahrgang. Sondershausen, Eupel. Gr. 16. 1 Thlr.

Socialpolitische Bilder. Vom Verfasser der „Grundlage des christlichen Glaubens". Münster, Niemann. 8. 5 Ngr.

Buff, H., Kraft und Stoff von physikalischem Standpunkte. Ein Vorlesungs-Vortrag. Gießen, Ricker. 8. 6 Ngr.

Ecce homo. Eine Darstellung von Jesu Christi Leben und Werk. Nach der 6ten Auflage des englischen Originals. Erlangen, Besold. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fischer, F. W. R., Die wichtigsten Facten und Daten aus der alten, der deutschen und der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Berlin, Springer. Br. 8. 3 Ngr.

Gaß, W., Das Recht der Union. Eine Schutzrede. Gießen, Ricker. Gr. 8. 6 Ngr.

Geist und Herz des österreichischen Soldaten. Ihr Studium und ihre Pflege. Von einem k. k. Officier. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Glückselig, L., Denkwürdigkeiten des Grafenhauses Thun-Hohenstein. Größtentheils aus Familien-Archiven geschöpft. Prag, Calve. Fol. 2 Thlr. 20 Ngr.

Goullon, H., Grundriß der Geisteskrankheit. Unterhaltende und belehrende Mittheilungen über das Schicksal der Irren. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Grün, A., Fest-Rede gesprochen bei der Freiligrath-Feier am 1. Juli 1867 zu Heidelberg. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 2 Ngr.

Grünhagen, C., König Wenzel und der Pfaffenkrieg zu Breslau. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Heppe, H., Zur Geschichte der evangelischen Kirche Rheinlands und Westphalens. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Geschichte der evangelischen Kirche von Cleve-Mark und der Provinz Westphalen. Iserlohn, Baedeker. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hilse, B., Beiträge zur Kenntniß der kirchlichen und Rechts-Alterthümer in Deutschland. Eine Quellenarbeit. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Das Gottes-Urtheil der Abendmahlsprobe. Ein Beitrag zur Rechts- und Kirchengeschichte. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Hornstein, A., Der Schleswig-holsteinische Krieg 1864, seine Ursachen und Folgen. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Kränzle, J., Reise nach Jerusalem über Wien, Constantinopel, Aegypten und zurück über Damaskus, Neapel und Rom in Pilgerbriefen. 1ste Lief. Augsburg, Kranzfelder. 8. 6 Ngr.

Langenbeck, E., Johann Friedrich Wilberg. Sein Leben und seine Schriften. Eine Gedenkschrift zur Feier seines 100jährigen Geburtstages am 5. November 1866. Elberfeld, Wilberg-Stiftung. 1866. 8. 1 Thlr.

Noë, H., Oesterreichisches Seebuch. Darstellungen aus dem Leben an den Seeufern des Salzkammergutes. München, Lindauer. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Otto, Louise, Die Idealisten. Roman. 4 Bde. Jena, Hermsdorf. 8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Seemann, T., Einleitung in die Aesthetik. Dresden, Lövy. 8. 15 Ngr.

Springer, A., Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr.

Steinthal, H., Gedächtnissrede auf Wilh. v. Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 6 Ngr.

Wallner, F., Wenn Jemand eine Reise thut. Flüchtige Reiseskizzen von der Spree bis zur Tiber, von der Tiber bis zum Vesuv. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Was soll aus Gotha werden? Auch ein Beitrag zur Beleuchtung kleinstaatlicher Verhältnisse. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Ngr.

Werner, K., Zur Orientirung über Wesen und Aufgabe der christlichen Philosophie in der Gegenwart. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 12 Ngr.

Wilberg, J. F., Nachlaß eines Verstorbenen. 57 Betrachtungen über die unsichtbare Welt, Gott, Religion und Unsterblichkeit. Herausgegeben von seiner Tochter Mathilde, Frau Dr. Wirth (geb. Wilberg). Elberfeld, Wilberg-Stiftung. Gr. 8. 1 Thlr.

Zingerle, I. v., Bericht über die Sterzinger Miscellaneen-Handschrift. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Die Zukunft der preußischen Landeskirche. Von einem rheinischen Theologen. 2 Thle. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 24 Ngr.

Zunz, Nachtrag zur Literaturgeschichte der synagogalen Poesie. Berlin, Cohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mittelalterliches Hausbuch.

Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts
mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen.
Herausgegeben vom
Germanischen Museum.

Folio. Cart. 12 Thlr.

Dieses Werk ist die getreue Nachbildung einer höchst interessanten Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts, welche Fürst Friedrich von Waldburg-Wolfegg dem Germanischen Museum in Nürnberg zur Verfügung gestellt hat und deren Veröffentlichung von den Vorständen wie vom Gelehrtenausschuß des Museum als würdige Aufgabe seiner wissenschaftlichen Strebungen erkannt wurde. Die bildlichen Darstellungen, vom Kupferstecher Petersen aufs getreueste facsimilirt, behandeln mit Naivetät und Humor das wirkliche Leben jener Zeit: Frieden und Krieg, den Verkehr des Landes und der Stadt, Geselligkeit auf öffentlichem Markte und im häuslichen Kreise, Kunstbetrieb und Handwerk, Amt und Schule. Auch der Text besteht aus einer genauen, mit Erläuterungen versehenen Wiedergabe des Originals. Das Werk gewährt neben der wissenschaftlichen Ausbeute auch der Ergötzung einen reichen Antheil.

20,000 Bände Geschichtswerke.

H. W. Schmidt's Antiquariat in Halle a/S gibt soeben folgende Cataloge seines Lagers aus:

Catalog Nr. 279: **Deutschland** (Allgemeine deutsche Geschichte, deutsche Staatsverfassung, Archäologie, speciell deutsche Völker- und Staatengeschichte; Allgemeine historische Politik, Diplomatik, Chroniken, Kalenderwesen).

Catalog Nr. 280: **Werke über Frankreich, Italien, Portugal, Spanien.**

Ferner stehen zu Diensten: Catalog über Russland (circa 2000 Werke); England, Schweden; Dänemark, Niederlande, Schweiz; Afrika, Amerika, Asien; Genealogie u. Numismatik.

Guizot's Memoiren vollständig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.

Par **M. Guizot.**

Édition autorisée pour l'étranger.

8 Bände. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit dem erschienenen achten Band liegen die Memoiren des berühmten Staatsmannes vollständig vor. In diesem Band behandelt der Verfasser die parlamentarischen Kämpfe in den Jahren 1840—48 bis zum Ausbruch der Revolution und gibt vielfache Enthüllungen aus der innern Entwickelungsgeschichte jener wichtigen Epoche; ebenso liefert er interesssante Beiträge zur Geschichte Italiens, Spaniens und der Schweiz.

Guizot's Memoiren sind von der Kritik einstimmig als eine der werthvollsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit anerkannt worden, und werden nach ihrem gegenwärtigen Abschluss gewiss noch zahlreiche neue Leser finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von

Chamillo, Gneisenau, Jagwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.,

nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von

Varnhagen von Ense.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Vorliegende neue Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense vervollständigt in vielen Beziehungen das Bild der Persönlichkeiten, die in diesen brieflichen Mittheilungen ihr innerstes Wesen enthüllen. Wilhelm von Humboldt tritt zum ersten male als Jüngling in Freundschaftsbriefen an Henriette Herz vor den Leserkreis; Chamisso in inniger Beziehung zu einer Französin, Ceres Duvernay; Prinz Louis Ferdinand und seine Geliebte Pauline Wiesel von gegenseitiger Leidenschaft ergriffen. Bisher ungedruckte Briefe von Rahel, Ludwig Tieck, Stägemann, Staatsminister von Beyme, Feldmarschall Gneisenau, Staatsminister Hangwitz, dem räthselhaften Grafen von Saint-Germain, Friedrich Rückert u. a. schließen sich an. Varnhagen's eigene Aufzeichnungen werfen die pikantesten Streiflichter auf die vorgeführten Personen und Zustände.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mehnlle-Leut'.

Ein Polizeiroman.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein nicht lediglich aus der Phantasie geschöpfter, sondern auf Grund reicher Erfahrungen von einem hochgestellten Polizeibeamten verfaßter Roman, welcher die ganze Noth und Gefahr unsers social-politischen Lebens enthüllt, zugleich aber auch mit Humor und Satire den Schwächen der Zeit gegenübertritt. Aehnlich wie zu den sogenannten Schelmenromanen des 17. Jahrhunderts das sittenlose und gaunerische Treiben während des Dreißigjährigen Kriegs den Stoff lieferte, bilden die rechtlichen und polizeilichen Zustände der Gegenwart den Boden, auf dem die spannenden Begebenheiten des vorliegenden Polizeiromans erwuchsen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wahrheit, Schönheit und Liebe.

Philosophisch-ästhetische Studien von

Victor Cousin.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

In einer Reihe zusammenhängender Abhandlungen entwickelt der Verfasser, ein katholischer Geistlicher, seine Gedanken über die ideale Geisteswelt, über Wahrheit und Erkenntniß, Natur und Kunst, Hellenismus und Christenthum, Poesie und Liebe. Sein Buch liefert einen beredten Beitrag zur Versöhnung des in seiner ursprünglichen Reinheit aufgefaßten christlichen Princips mit den Humanitätsbestrebungen unserer Zeit; es wird ebenso wol dem reich entwickelten Gemüthsleben wie der freisinnigsten Geistesrichtung Anregung und Befriedigung gewähren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 15. August 1867.

Inhalt: Neue Dramen von Roquette und Heyse. Von Rudolf Gottschall. — Romane und Erzählungen. Von A. Freiherrn von Loën. (Beschluß.) — Zur Literatur über den Krieg von 1866. Von Karl Gustav von Berneck. — Ein neues Gedicht von Paul Heyse. — Feuilleton. (Eine Rechtfertigung der österreichischen Lyrik; Weimarer Künstleralbum.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen von Roquette und Heyse.

1. Dramatische Dichtungen von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta. 1867. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
2. Die glücklichen Bettler. Morgenländisches Märchen in drei Acten frei nach Carlo Gozzi für die Bühne bearbeitet von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1867. 8. 25 Ngr.

Wol ist es des Schweißes der Edeln werth, durch gelungene Schöpfungen zur Reform der Bühne mitzuwirken; doch wie viele Sisyphussteine werden vergeblich den Berg hinaufgerollt! Es ist eine stets von neuem bestätigte Thatsache, daß das dramatische Talent eine Specialität ist, welche sich unter die allgemeine dichterische Begabung keineswegs selbstverständlich unterordnet, sondern eine aparte Schublade für sich verlangt. Selbst ein feiner Sinn, ein künstlerisches Streben, eine gewisse organisatorische Fähigkeit, welche nach den Regeln einer bestimmten Kunstgattung ein Werk aufzubauen weiß, genügen nicht für dramatische Schöpfungen; es bedarf dazu vor allem einer hinreißenden Energie und Begeisterung, welche das Publikum elektrisirt, wir möchten sagen, eines instinctiven Gemeingefühls, durch welches der Dichter so im Volke aufgeht, daß er gleichsam aus seinem Herzen herausfühlt und daß dasselbe nervöse Fluidum aus seinen Fingerspitzen ausströmt. Der dramatische Dichter muß vor allem Fractur schreiben, nicht im Sinne des Grotesken, sondern des wahrhaft Großen; sein Stil muß von einer sich unauslöschlich einprägenden Prägnanz sein. Gerade für die feinen ästhetisirenden Talente, welche in erster Linie ein Theetischpublikum im Auge haben, ist die Bühne eine verschlossene Welt. Da kommen selbst die rohen und ungehobelten Bühnendramen, wenn sie voll Leben und dramatisch packender Situationen sind, dem Ideal dramatischer Kunst näher, als fein und sauber ausgeführte Aquarellmalereien, die auf der Bühne niemals in der richtigen Beleuchtung erscheinen.

Zu diesem Gedankengang veranlaßten uns die „Dramatischen Dichtungen" von Otto Roquette (Nr. 1), einem Dichter, der in „Waldmeister's Brautfahrt" frische wohlthuende Munterkeit, in seinen „Gedichten" eine goethisirende Ader verrathen und sich einen beliebten Namen erworben hatte, aber schon in seinen epischen Dichtungen: „Der Tag von Sanct-Jakob", „Herr Heinrich", bei vielen trefflichen Einzelheiten und aller Correctheit der Form doch zu sehr das Grandiose und Bedeutsame vermissen ließ, das zur Bewältigung größerer Aufgaben unerlaßlich ist. Dasselbe gilt auch von den „Dramatischen Dichtungen", die uns vorliegen. Sie sind durchweg correct; es lassen sich gegen die Motivirung und die sprachliche Einkleidung nur wenig Einwendungen machen; es fehlt nicht an Schilderungen, denen man Grazie und Adel der Darstellung nachrühmen muß; doch dafür vermissen wir gänzlich eine originelle Schöpferkraft und den Sinn für das dramatisch Wirksame; nirgends treten uns Charaktere von scharfgezeichneter Individualität entgegen; nirgends gewinnen Affect und Leidenschaft einen hinreißenden Ausdruck; nirgends ist die dramatische Situation aus dem Relief zur freien selbständigen Gruppe herausgearbeitet.

Das erste der vorliegenden Trauerspiele: „Die Protestanten in Salzburg", behandelt einen durchaus volksthümlichen Stoff, die Bedrückung der Protestanten durch den Erzbischof von Salzburg, die daraus erwachsenden Unruhen und die Auswanderung unter dem Schutze des brandenburger Kurfürsten. Wir erinnern uns eines Bühnenstücks von Arthur Müller, welches denselben Stoff in der bekannten Holzschnittmanier dieses Autors behandelte, welches aber doch die Elemente, die in unserer Zeit zu zünden vermögen, mit größerer Schlagkräftigkeit hervorhob. Das Roquette'sche Trauerspiel hat vor allem einen großen Fehler, ihm fehlt ein Held. Der Kampf der Massen aber ist episch, nicht dramatisch. Roquette wird sich vielleicht auf Schiller's „Tell" berufen, an den die Diction seines Dramas mehrfach anklingt. Doch wenn wir auch weit entfernt sind, dies Stück für Schiller's Meisterwerk zu halten, da es in der Lockerheit der Composition und in der farbenreichen Ausführung einer weitverbreiteten Handlung über alle Schranken des Dramas hinausgeht, so ist doch Spannung und Energie des dramatischen Fortgangs in die Hände des Haupthelden gelegt, für den im dritten und vierten Act ein tragischer persönlicher Conflict ersteht und in ergreifender und

wirksamer Weise zum Austrag gebracht wird. Wer aber ist der Held in den „Protestanten von Salzburg"? Ist es Heldensteiner, eine Art von protestantischem Stauffacher, der die Sache seines Glaubens gegenüber dem Erzbischof mit warmer Beredsamkeit vertheidigt? Ist es dieser Erzbischof selbst, der das tragische Schicksal erlebt, daß sich sein Neffe und Sohn Marcell an der von ihm geächteten Sache betheiligt? Ist es Marcell, der ein protestantisches Bauermädchen liebt, mit gewaffneter Hand sich der Bedrängten annimmt und am Schluß durch die Kugel eines meuchlerischen Pfaffenknechts fällt? Wir wissen es nicht; weder die Dichtung noch der Dichter kann uns auf diese Fragen Antwort geben. Der Held des Stücks hat dreißigtausend Köpfe; diese Hydra aber fordert die Keule der Kritik heraus. Das Stück erweist sich von Haus aus als ein dialogisirtes Epos.

Die Introductionsscenen des ersten Actes geben eine lebendige Exposition. Es ist Hochzeit bei dem Bauer Heldensteiner; wir sehen seine Tochter Sabine in einem Liebesverhältniß mit dem als tiroler Gemsjäger verkleideten Grafen Marcell; die Nachricht von Unruhen in Werffen gegen die Vergewaltigung der Protestanten treffen ein; der Erzbischof selbst spricht ein bei dem Bauer, bei dem sich schon früher seines Kanzlers Diener Stauffer eingefunden hat als schleichender Späher. In Just Synolt erscheint eine Art von salzburger Melchthal, der einen hingerichteten Vater zu rächen hat und wie jener den Vogt, so den Richter an der Kehle packt. Freilich sind die Antecedentien beider verschieden, denn Synolt hat seinen Glauben abgeschworen, um die Aeltern zu erretten; sie wurden doch hingerichtet und er wegen seines wilden Angriffs auf den Richter von neuem in Haft genommen. Bei dem Durchlesen dieser dramatisch lebendigen Schilderung muß jedem der Gedanke kommen, daß hier in diesem ergreifenden Einzelgeschick, das der Dichter nur in Form einer Erzählung in sein Stück verwebt hat, ein weit dramatischerer Stoff vorlag, als die weitschichtige Massenbewegung ist, die den Kern seines Dramas bildet. In Synolt's Schicksal konnte das allgemeine Geschick seiner Glaubensgenossen sich spiegeln, ja mit demselben durch freie Erfindung dramatisch verwebt werden. Dann hätte das Drama einen Helden gehabt, der ein spannendes Interesse eingeflößt haben würde; so ist derselbe eine episodische Figur geblieben.

In diesem ersten Acte schon fassen die salzburger Protestanten, die einen Bund gegen die Unterdrückung geschlossen haben, den Entschluß, auszuwandern. Da sagt schon Synolt:

Nein, ihr verhehlt es nicht! Noch eh' der Morgen
Den Schneedom überglüht der Hohen-Göll,
Nimmt Peter Heldensteiner seinen Stab
Zur Wandrung nach der fernen großen Stadt
Des Preußenkönigs, daß er unser Volk
Aufnehm' in seine Grenzen. Schon bereitet
Wird uns die neue Heimat dort, du gehst
Am Thron des hochgesinnten Königs uns,
Die neuen Unterthanen anzumelden.

Im letzten Acte wandern sie aus. Zwischen dem Entschluß und seiner Ausführung verläuft das ganze Stück. Uns dünkt dies in hohem Maße undramatisch. Nach den Grundregeln dramatischer Technik mußte dieser Entschluß, zu welchem die drei ersten Acte in straffer Motivirung hindrängten, an den Schluß des dritten Aufzugs als der Höhenpunkt der Krisis gestellt werden.

Die Gewaltthaten, deren wir selbst in dem Stücke Zeuge sind, enthalten keine Steigerung, gegenüber den Drangsalen, die wir bereits im ersten Act erfahren haben, nur daß sie jetzt das Haus eines der Helden selbst treffen und dramatisch anschaulich uns vor Augen treten. Ein dramatischer Conflict liegt nur in dem Verhältniß Marcell's zu dem Erzbischof und den Salzburgern; der Abfall des Sohnes zu den Ketzern aus Liebe und der bewaffnete Schutz, den er ihnen angedeihen läßt; die Verzweiflung des geistlichen Vetters über diesen Absalon haben einen gewissen dramatischen Nerv, welcher dem großen Hauptconflict des Stücks fehlt: denn die beiden für diesen wichtigsten Scenen, die Gegenüberstellung des Erzbischofs und des Heldensteiner, sowie die des erstern und des brandenburgischen Gesandten Dankelmann sind nicht viel mehr als Debatten und Erörterungen, die hier und dort mit warmem dichterischen Hauch beseelt werden; dramatisch aber matt und ohne scharfe Einschnitte und Bewegung. Namentlich ist das Auftreten Dankelmann's im trockenen Stil der Hof- und Staatsaction gehalten, während sich der Dichter hier ganz die Gelegenheit entgehen läßt, dasselbe gegenüber einer höchsten, vor unsern Augen gesteigerten Bedrängniß als rettende That hinzustellen. Dafür entschädigen nicht die tendenziösen Strophen und Epistrophen, welche den Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich in zeitgemäßer Weise, nicht ohne eine hin und wieder schwunghafte, im ganzen aber allzu doctrinär gefärbte Rhetorik auseinandersetzen:

Erzbischof.

Dies Preußen hat wol Lust
Um einer Schar rebellischen Gesindels
Den Reichskrieg zu entzünden, selbst rebellisch,
Der Glaubenskämpfe Schrecken aufzufrischen?
Wär' so erschrecklich nicht das Unterfangen,
Fast könnt' es unsrer guten Laune dienen.
Denn dieser kaum emporgekommne Staat
Im kalten Norden, dieses arme Preußen,
Es weiß wol nicht, wem es zu drohen wagt!
Wir sind des Kaisers, Herr Minister, stehn
Zu Oestreich, jenem Oestreich, das gewaltig
Ins Urland der Jahrhunderte die Wurzeln
Schlug seiner Macht, und dessen stolze Größe
Ein Hüter ward, unfehlbar, unbezwungen,
Der Kirche, wie der Fürsten und der Länder.
Die Drohung, die von Euch uns überrascht,
Kann unser Hochgefühl, kann unser Stolz
Verachten. Und dies Preußen wahre sich!
Denn ungleich kämpft der Zwerg, wenn er den Riesen
Tolldreist herauszufordern wagt. Den Arm nur
Hebt Oestreich auf, und hingeschmettert wirft
Es Euch zurück in Eures Nordmeers Fluten!

Dankelmann.

Nicht unterschätz' ich Oestreichs Macht, noch denk' ich
Den wahren, echten Ruhm ihm anzutasten.
Doch lernt auch dieses Preußen besser kennen,

Das nur gering Euch dünkt, weil Ihr's nicht kennt.
Als Frankreichs König Ludwig seine Bürger,
Die Reformirten, ihres Glaubens halber
Verjagte, gleichwie Ihr, sprach Friedrich Wilhelm,
Der Große Kurfürst Brandenburgs: Kommt her,
Den Hafen öffn' ich euch der neuen Heimat!
Nehmt für eu'r schönes Oel- und Rebenland
Fürlieb in meinen Marken. Ihr seid frei
Im Glauben und im Denken. Seid ihr tüchtig
Im Schaffen und im Wirken, sollt ihr mir
Geliebt, geachtet sein, gleichwie die Meinen.
Und Frankreichs Kinder kamen, viele Tausend,
Und brachten Kunst, Gewerb' und Handwerk mit,
Lebend'gen Sinn und frische Lebensregung,
Und wurden Eines mit den Landeskindern,
Und schufen fröhlich blühende Provinzen
In unbeschränktem Ineinanderwirken
Des scheinbar Fremdesten in einem Geist.
Das ist der Geist, der Geist der innern Freiheit,
Der Duldsamkeit, der selbstgewählten Pflicht,
Das ist der Geist, durch den wir sind und wuchsen,
In dem die Kraft erstarkt' in ernster Zucht.
Nicht däucht in unserm Protestantenstaat
Der Katholik uns feind, wenn er als Mann
Das Tücht'ge will, das Rechte thut. Nicht streben
Wir wegzustoßen, von uns auszuscheiden
Was eigenartig uns entgegentritt.
Willkommen heißen wir, was lebensfähig
Zum Ganzen mit uns streben will, sich einend
Dem Kreislauf immer neuer Fortgestaltung.
Und während größre, reichre, schönre Länder
Die Völker sehn gedrückt vom finstern Joche
Der Glaubensbarbarei, die zum Ersatz
Nur sinnlos heut Entfesslung jedes Sinnes
In geist'ger Lebensabgeschiedenheit —
Ja, während jene, bis aufs Mark erschlafft,
Der Willkür fröhnen und des Hochmuths Launen,
Hebt in gesunder Kraft mein Preußenland
Sein Haupt empor, und rüstet wohlgemuth
Sein Werk der kommenden Jahrhunderte.
Es hätte die Verblendung sich, in ihm,
Dem jungen Staat, den Zwerg nur zu erblicken!
Erwachsend dehnt er die gewalt'gen Glieder,
Um, von des Riesen Hohn herausgefordert,
Siegreich ihn hinzuschleudern in den Staub!

Wie Schiller im „Tell" die Naturpoesie der Schweiz, so verwebt Roquette in seinem Drama die Naturlyrik des Salzkammerguts in die dramatische Darstellung und belebt durch diesen landschaftlichen Hintergrund die oft trockene Haupt- und Staatsaction. Dies geschieht zum Theil durch dichterische Schilderung, z. B.:

Noch eh der Morgen
Den Schneedom überglüht der Hohen-Göll,
Nimmt Peter Heldensteiner seinen Stab.

Unsern von Sanct-Johann, am Strom der Salzach,
Dringt bei Sanct-Veit die Kluft des Dietner Thals
Einsam und finster durch des Schneebergs Felsen,
Zu einer Höhle führt der Pfad. Dort steigen
Um Mitternacht aus Thälern und von Höhen
Hinauf, hinab, seit Menschendenken schon
Die Gläubigen zur Andacht, die man ihnen
Am offnen Tage wehrt.

Zum Theil geschieht es mit Hülfe einer oft mehr epischen als dramatischen Vergleichung:

Fest
Sowie die Wetterwand, die Schnee und Regen
Und Winterſturm und Sonnengluten trotzt.

Oder:

Starr liegt's auf mir, wie das gedehnte Schneefeld
Der übergossnen Alm, wenn Winterfrost
Die Macht der tobenden Hochwasser bannt.

Derartige epische Vergleichungen finden sich allerdings in Goethe's Dramen, namentlich in „Iphigenie" und „Tasso"; doch nie bei Schiller und Shakspeare. Die selbständige Ausführung des in die poetische Gleichung gestellten Naturbildes verträgt sich nicht mit der Schlagkraft des Affects und der Leidenschaft. Das Verweilen bei nebensächlichen, breit ausgeführten Zügen hemmt die Lebendigkeit der dramatischen Action, während die Prägnanz der einen Gedanken energisch versinnlichenden Metapher sie steigert. Schiller klingt uns allerdings dabei fortwährend in die Ohren, doch nicht blos „Tell", sondern auch seine andern Dramen, wie „Wallenstein", z. B.:

Und doch, was dieses reine Herz ergriffen,
Kann dies ein Frevel sein?

Es sind matte Umschreibungen, ein zweiter Theeaufguß.

Daß Roquette seine salzburger Bauermädchen nicht mit naiv-rusticaler oder gar dialektisch gefärbter Treuherzigkeit ausstattet, können wir in einer Dichtung gehobenen Stils nur billigen. Doch ist es auf der andern Seite wol zu weit gegangen, wenn er ein Bauerkind, wie Marcell's Geliebte, Sabine, sich wie eine Salondame ausdrücken läßt, welche die Situation analysirt:

Leicht ist ein Band zerrissen durch den Zorn,
Schwer nur zu binden, wenn die Leidenschaft
Verweht und abgethan. Du kannst nicht lösen,
Was die Natur, was dir das Leben gab.

Damit ist doch dem Veilchen des Salzkammerguts aller poetische Duft genommen! Wie das Naive und poetisch Tiefe verbunden werden kann, ohne daß man ins dorfgeschichtlich Triviale verfällt: das zeigt wol am schönsten Altmeister Goethe.

Das zweite Stück behandelt den falschen „Sebastian", einen Stoff aus der portugiesischen Geschichte, der bei weitem nicht so volksthümlich ist, wie der Stoff des ersten Dramas.

Die falschen Smerdes, Sebastian, Waldemar, Demetrius sind oft dramatisch behandelt worden. Das Motiv des Betrugs, das dem Auftreten dieser Männer zu Grunde liegt, hat immer etwas Mißliches, und es entsteht die Frage, ob es überhaupt durch einen großen und edeln Zweck, Errettung des Vaterlandes von fremder Gewalt oder einheimischer Misregierung, geadelt werden kann? Immerhin bleibt es ein trüber und unerquicklicher Rest im Charakter des Helden, und es ist keine leichte Aufgabe für die dramatische Dialektik, die Größe des Zwecks und die Niedrigkeit des Mittels zu künstlerischer Harmonie zu verschmelzen. Mit wahrhafter Genialität hat Schiller in dem Plan und Fragment seines „Demetrius" diese Aufgabe gelöst, indem er seinen Helden anfangs mit voller Ueberzeugung seines guten Rechts den Kampf beginnen läßt, dann aber eine echt tragische Peripetie durch die

Entdeckung herbeiführt, daß er ein untergeschobenes Kind und nicht der echte Erbe des Throns ist.

Eine so großartige dramatische Bewegtheit fehlt dem Roquette'schen Drama. Der falsche Sebastian ist Duarte, der Busenfreund des echten, welcher in der Maurenschlacht fiel, und er ist gekommen, um Portugal von spanischer Herrschaft zu befreien und den Sohn der Herzogin von Braganza auf den portugiesischen Thron zu erheben. So ist allerdings bei der Rolle, welche er spielt, jeder egoistische Schein vermieden. Wenn der Held auftritt, liegt bereits jeder Kampf hinter ihm; er tritt auf mit festem Entschluß, im Bewußtsein, eine hohe Sendung zu erfüllen:

Du hast mich, mein Geschick, durch Wüsten, Meere,
Durch Kerkernacht und Ketten, hart geführt,
Und jeden Schritt mußt' ich in heißem Kampf
Abzwingen deinem Willen, um zu siegen.
So hast du selbst zur Ueberzeugung mich
Erzogen meiner Kraft und meiner Sendung,
Und so nehm' ich den Riesenkampf mit dir
Noch einmal auf! Denn hoch und heilig ist es
Ein Werkzeug seines urewigen Gedankens,
Der aus der Nationen Schmach und Ringen
Gewaffnet springt, ein freies Götterkind!
Daß ich sein Werkzeug bin, ich hab's erprobt,
Und schreite stolz, bewußt zum Ziel hinan!

Damit fehlt aber auch jede Entwickelung, jeder innere Conflict. Die Herzogin von Braganza, die anfangs dem Betrüger feindlich entgegentrat, wird für ihn gewonnen, als sie seine dem Herrscherhaus günstigen Absichten erfährt. Isabel, ihre Tochter, verliebt sich in den kühnen Mann, der die Fahne der portugiesischen Unabhängigkeit aufpflanzt. Doch dies begibt sich alles so kampf- und spannungslos, weil die tiefere Anlage des Conflicts, die innere Entwickelung des Helden fehlt.

Und doch hätte sich diese so leicht herbeiführen lassen, wenn der Autor statt der epischen Neigung, welche die Darstellung äußerer Kämpfe bevorzugt, den dramatischen Sinn besessen hätte, welcher auch den innern Conflicten ihr höheres Recht gewährt. Wenn Sebastian, statt uns von Haus aus als ein Mann der besten Intentionen fix und fertig entgegenzutreten, anfangs, von glühendem Ehrgeiz beseelt, selbst nach der Krone gestrebt, durch die Liebe der schönen Isabel aber oder durch die Erkenntniß von der Loyalität der Portugiesen bestimmt, edelmüthig diese Absicht dem echten Herrscherstamm geopfert hätte, so wäre dramatische Bewegung in die Handlung gekommen, und es würde einem echten Talent nicht schwer geworden sein, diesen Umschlag energisch und wirksam zu gestalten. Freilich, eine so großartige Peripetie, wie in Schiller's „Demetrius", wäre damit noch immer nicht erreicht worden, doch diese war durch den Stoff ausgeschlossen.

Von den einzelnen Scenen des Stücks erweist sich die im großen Prachtsaal zu Lissabon, welche die zweite Hälfte des zweiten Actes bildet, als die gelungenste; es ist in derselben Bewegung und Steigerung. Das Auftreten des gefangenen Herzogs Alba, der in Ketten Gesetze geben will; Alexio, der den Freund verleugnet auf Alba's eindringliche Beschwörungen, die Wahrheit zu sagen; Sebastian's energisches Auftreten in der Mitte des in den Saal hereinstürmenden Volks, die schwunghafte Schlußwendung, welche den bedrohten Sieg des Helden wieder sichert — das sind ebenso viele sich gliedernde, durch ihren Gegensatz die Wirkung steigernde Momente einer dramatisch und theatralisch wohlgeordneten Handlung.

Der Sprache fehlt im ganzen die Energie des bildlichen Ausdrucks; sie ist gewählt und graziös, doch innerhalb der conventionellen Formen und wirkt mehr, wo sie eine Wirkung ausübt, durch rhetorische Figuren und durch eine gewisse Fülle des adjectivischen Ausdrucks; durch derartige Häufungen wird die Sprache indeß oft phrasenhaft, z. B.:

Vergessen
Ist jeder Kindheitstraum des Mädchenherzens
Vor dem lebendig großen Augenblick
Machtvoller Gegenwart —

oder:

Du bist gefaßt, wie ich gefaßt mich glaubte!
Doch unerwartet stets ist die Gestalt
Des unabwendbar Finstern, das uns naht;
Furchtbarer scheint's, als das Gefürchtete,
Und schaudernd stehn wir u. s. w.

Das dritte Stück ist eine Art Satyrspiel, mit welchem die tragische Bilogie abschließt: „Reineke Fuchs, Schönbartspiel in drei Acten." Wie der Verfasser uns mittheilt, ist dasselbe oft bei Künstlerfesten zur Aufführung gekommen und eignet sich in der That dafür, indem es für naive Verlebendigung der Thierwelt und Kaulbach'sche Parodirung der Menschenwelt willkommene Gelegenheit bietet und die künstlerische Phantasie zu allerlei wirksamen Costümirungen anregt. Das Stück ist im übrigen nur eine nicht ungewandte Dialogisirung der bekannten Dichtung; viele Scenen sind mit launiger Munterkeit ausgeführt und zeigen, daß der Dichter sich die Frische gewahrt hat, welche „Waldmeister's Brautfahrt" so würzig durchwehte.

Als Probe für diese launige Satire des „Schönbartspiels" theilen wir folgende Ermahnungen mit, die Reineke seinen herzigen Jungen ertheilt, und bemerken nur, daß die regelmäßigen vierfüßigen Trochäen, in denen diese Rede gedichtet ist, nur die Ausnahme, nicht die Regel bilden, indem in dem ganzen übrigen Gedicht der freie Vers mit vier Hebungen und Senkungen vorherrscht:

Hat man seine Jugendkräfte
So recht gründlich ruinirt,
Wird die Tugend ein Geschäfte,
Welches sich sehr gut rentirt.
Einen keuschen Lebenswandel
Kann man dann nicht mehr umgehn,
Und vor jedem Liebeshandel
Läßt man tiefen Abscheu sehn.

Ja, man fühlt ein heft'ges Widern
Nach genossnem Lebensschmaus,
Und mit den gedörrten Gliedern
Sieht man fast ascetisch aus.
Dieses ist dann sehr ersprießlich,
Denn es bringen mit der Zeit
Hohler Blick, ein Lächeln süßlich,
In Geruch der Frömmigkeit.

Haltet fest an dem Geruche,
Denn er ist jetzt in Frequenz!
Deckt mit einem Schleiertuche
Jedes Loch der Existenz.
Und obgleich man allem Volke
Ward bekannt als Schubbiack,
Spielt in einer Weihrauchwolke,
Man den Feinden Schabernack.

Redet ihr, so seid stilistisch
Immer etwas süß verzwackt,
Recht hysterisch und recht mystisch,
Was die alten Weiber packt.
Damit wird euch viel gelingen,
Denn auf sie ist viel gestellt.
Könnt ihr sie zum Heulen bringen,
Werdet groß ihr vor der Welt.

Was die Männer angeht, prüfe
Deine Leute schlau, gewitzt,
Ob auch gläub'ge Seelentiefe
Ihm im krummen Rücken sitzt.
Dann erst werde bei ihm häuslich,
Gib ihm willig dein Gehör,
Ist der Kerl auch noch so scheußlich,
Er gehört doch zur Couleur.

Die Couleur wird stets dich tragen,
Amt und Würden harren dein,
Laß sie dann so höhnen wagen
Deiner Glorie Heil'genschein!
Oeffentlich halt' auf Gewissen,
Doch berechne jeden Zug.
Was dann hinter den Couliffen —
Na, für heute sei's genug.

Paul Heyse's „morgenländisches Märchen": „Die glücklichen Bettler" (Nr. 2), ist ein Versuch, unsere heitere Bühnendichtung, die nachgerade der Trivialität gänzlich zu verfallen droht, durch mehr dichterische Einkleidung zu heben. Wir sind principiell mit allen derartigen Versuchen vollkommen einverstanden; sie entsprechen einem der tiefsten Bedürfnisse unserer Bühne. Gleichwol glauben wir nicht, daß in Gozzi's phantastischen Märchen ein Verjüngungsquell für unsere Posse sprudelt. Ein buntes Durcheinander abenteuerlicher Schicksale mit leiser ironischer Beleuchtung mochte zur Zeit unserer romantischen Poesie den damals aufgestellten höchsten Anforderungen der Dichtkunst genügen; wir verlangen auch für die Posse einen allgemein gültigen Gedankeninhalt, einen humoristischen oder satirischen Grundgedanken, und die Posse wird, bei freiester Bewegung des Humors, um so mehr sich zu einem Kunstwerk abschließen, je mehr dieser Grundgedanke sich in allen heitern Verwickelungen widerspiegelt. Doch muß er unserm modernen Leben angehören und auch das phantastische Element darf nur dem Cultus des modernen Geistes dienen. Dazu erscheinen nun Gozzi's Märchen wenig geeignet; die burleske italienische Volkskomödie hat schon wegen ihrer stereotypen Masken etwas dem modernen Drama Widersprechendes; die Phantastereien in demselben sind oft barock, geschmacklos und von jener märchenhaften Willkürlichkeit, der es nur um das freie Spiel der Einbildung zu thun ist und welche darin den höchsten Triumph der Kunst setzt. Das mag den Anschauungen der akademischen Richtung und ihrer ästhetischen Selbstgenugsamkeit entsprechen; wir werden aber stets gegen die gedankenlose Kunst protestiren; auch im komischen Drama wird für uns Aristophanes das große Muster bleiben. Die politischen, socialen, philosophischen Probleme der Neuzeit im Gewand der Satire und des Humors, mit Anlehnung an die auf der Bühne der Gegenwart einmal überkommenen Formen und mit Benutzung ihrer glänzenden scenischen Mittel — das ist die Art und Weise, wie eine Verjüngung unserer Posse angestrebt werden muß. Von Aristophanes den Geist und beileibe nicht die Form, die Anapäste und Parabasen.

„Die glücklichen Bettler" von Gozzi behandeln wol jenen Schicksalswechsel, den wir auch in den Raymund'schen „sinnigen Zauberpossen" finden, auf die sich Heyse in der Vorrede beruft; doch es fehlt die gemüthvolle Einkleidung, welche über den Wechsel von Glück und Unglück eine wehmüthige Beleuchtung ausgießt; das Bunte und Grelle, das Groteske und Barocke wiegen vor. Grotesk ist z. B. die Art, wie der Färber Kassim von seiner buckeligen, häßlichen Tochter spricht. Diesem schonungslosen Spott fehlt jeder Hauch des Gemüths; es ist eine das natürliche Gefühl verletzende Komik; denn so spricht kein Vater von seinem unglücklichen Kinde. Echt orientalisch ist das Motiv, das wir das Harun-al-Raschid-Motiv nennen möchten und das nicht blos in den Märchen von „Tausendundeine Nacht", sondern auch in einer beträchtlichen Zahl chinesischer Dramen wiederkehrt. Ein verkleideter Fürst sucht nach dem Rechten und erlebt allerlei Abenteuer, bei denen allen wir indeß die tröstliche Beruhigung haben, daß die fürstliche Herrlichkeit aus ihnen siegreich hervorgeht und am Schluß als echter Deus ex machina alles zum Guten wendet. Unser Fürst Usbek, König von Samarkand, erscheint in Bettlerkleidern und hört überall von den Bedrückungen seines Beziers Muzäffer, der ihn selbst, den Bettler, wiederum als Fürst verkleidet, um so seinen Feind, den frühern Bezier Bahram, zu täuschen, der dem vermuthlichen Fürsten seine Tochter Gülnare zur Ehe gibt. Usbek und Gülnare lieben sich aber in der That und die Lösung ist eine glückliche, indem Gülnare wirklich Königin von Samarkand wird. Eine andere Intrigue hat echt komische Elemente: Ben Abbas, ein jüdischer Renegat und reicher Kaufmann, hält mit Saëd, einem jungen Adelichen aus Damaskus, das folgende Zwiegespräch:

Ben Abbas. Höre, Saëd, ich bin ein Kaufmann in dieser Stadt, reich, sehr reich, so reich, daß der Bezier Muzäffer mir nichts abschlägt. Ich hab' eine junge Frau genommen, nicht von hier, und ihr Vater, der ein Geschäftsfreund von mir ist, hat ihr mitgegeben 30000 Zechinen in 30 Beuteln. Ist kein Pappenstiel. Aber der größte Schatz war die Braut selbst: eine Perle aus der Krone Salomo's, ein Rubin am Finger der Königin von Saba! Ich war verliebt wie ein junger Esel auf der Weide. Was soll ich dir viel sagen? Ich habe gedacht, das Paradies in mein Haus zu bringen, und habe die Hölle hineingebracht. Sie liebt mich nicht, Saëd, sie kann mich nicht ausstehen, sie weint und schreit, wenn ich nur ihren kleinen Finger anfassen will. Den ganzen Monat, seit ich sie besitze, habe ich ihr nicht auf drei Schritte nahe kommen dürfen, und zu dieser Stunde ist sie noch so, wie ich sie aus der Hand ihres

Vaters empfangen habe. Ich bin auf den Knien vor ihr herumgerutscht, ich habe gewinselt und geweint und ihr goldene Berge versprochen — alles umsonst. Da ist mir der Verdacht aufgestiegen: sie liebt am Ende einen andern, und eine Wuth ist in mir ausgebrochen, daß ich mich nicht mehr gekannt habe. Denn wenn mir die Galle kocht, bin ich wild wie eine Löwin. Und so — vor drei Tagen war's — in der blinden Raserei, habe ich das Gesetz an ihr vollzogen. Ich bin vor sie hingetreten, habe dreimal laut ausgerufen: Ich verstoße dich! Ich verstoße dich! Ich verstoße dich! Habe dreimal vor ihr ausgespuckt und damit die Ehe zwischen uns zerrissen.

Saëd. Du thatest wohl daran.

Ben Abbas. Sage das nicht, guter Saëd! Ich bin in Verzweiflung, ich bin außer mir, ich habe nie etwas Dummes gethan, was mich mehr gereut hätte! Denn sie mag mich nun lieben oder hassen, ich kann nicht ohne sie leben, und wenn ich denke, daß ich sie hingeben soll an einen andern, fühl' ich einen Stich durchs Herz, wie eine gespießte Wachtel. Aber du kennst das Gesetz. Ich kann sie nicht wieder heirathen, wenn ich nicht einen Ulla finde, einen Menschen, der sie erst heirathet und dann verstößt; denn erst wenn der Ulla sie wieder verstoßen hat, kann ich sie wieder zu meiner Frau nehmen, sonst ist es nicht erlaubt, nicht für alles Geld der Welt.

Saëd. Wol kenn' ich die Gesetze. Doch was nun?

Ben Abbas. Versteh' mich, Saëd, die Sache ist verfänglich. Einen Ulla finde ich wol, dafür wäre mir nicht bange. Aber wo find' ich einen, der Mitleid hat mit meinem Kummer, und sobald er die Frau geheirathet hat, sie gleich wieder verstößt und sie mir so wieder zubringt, wie ich sie ihm überliefere? Und darum, weil ich dich für einen rechtschaffenen Menschen halte, habe ich meine Augen auf dich geworfen. Du sollst mein Ulla sein. Du heirathest sie, dann sagst du ihr gleich dreimal hintereinander: Ich verstoße dich! Ich verstoße dich! Ich verstoße dich! Und puh! puh! puh! Spuckst dreimal vor ihr aus, und dann in aller Stille fort mit deinen 800 Zechinen und dem neuen Kleide; ich aber heirathe auf der Stelle zum zweiten mal meinen Augapfel, mein Paradies, meine Hölle. Willst du das thun, mein Sohn?

Nun begibt es sich, daß dieser Saëd gerade der frühere Geliebte der schönen Semrude ist und deshalb das dreimalige Ausspucken für überflüssig hält. Ben Abbas ist der Geprellte. Ebenso wird der Vezier geprellt, dem sich Gülnare als Omega, die misgewachsene Tochter des Färbers Kassim vorstellt, und der diese Tochter von dem Vater um jeden Preis verlangt und ihr 20000 Thaler als Morgengabe zahlen will. Statt ihrer erscheint dann die wahre Omega in ihrer abschreckenden Gestalt.

Heyse hat in den komischen Partien dem Original nachgestrebt, aber an Stelle der populären Masken, des Tartaglia, Pantalone u. s. w. neue Charakterbilder gesetzt. In den ersten Scenen und Figuren glaubt der Dichter zum Vortheil des Ganzen über Gozzi's Arbeit hinausgegangen zu sein und den hölzernen Kothurn, auf dem die versificirte Rede hinstelzt, nach Kräften geschmeidigt zu haben. Ob er hierin so glücklich ist, wie er selbst glaubt, erscheint uns indeß fraglich. Die Glätte und Correctheit der Heyse'schen Verse entbehrt allen phantastischen Anhauchs; von einem burlesk parodirenden Ton, wie er für die Bühne der Gegenwart doch nöthig wäre, ist gar nicht die Rede. Was in aller Welt soll uns ein Despot wie Muzäffer, der uns folgende ernste Rede hält, wie sie in einem langweiligen Trauerspiel am Platze wäre:

Nun endlich werd' ich meines Feindes Haupt
So tief im Staube sehn, wie dem gebührt,
Der mir zu trotzen wagte! Konnt' er nicht,
So arm er war, mir noch gefährlich werden,
Wenn sich ein Freier für die Tochter fand,
Vornehm und reich? Drum freie sie den Bettler,
Den heimatlosen Fremdling, den Verbrecher,
Der ihn und sein Geschlecht in Schande stürzt.
Man soll mich fürchten, da man mich nicht liebt.
Ich weiß, der Pöbel murrt — pah! mag er murren!
Usbek, der Thor, ist todt,
Und niemand ist hier König, außer mir! —
Er kommt. Geduld nur! Meine Miene darf
Nicht zum Verräther werden vor der Zeit.

An andern Stellen zeigt sich derselbe Muzäffer wieder als carikirter Despot, der alle Welt viertheilen lassen will. Wo ist hier die Einheit des Tons? Da geht doch Offenbach weit künstlerischer zu Werke, wenn er uns seine Götter, Helden und Don Quixote in consequent parodistischer Haltung vorführt.

Paul Heyse's Talent ermangelt zu sehr des Scharfen, Schlagenden, wie des Grotesken, als daß von diesem Dichter eine Wiedergeburt der Posse ausgehen könnte. Seine „Glücklichen Bettler" sind nicht ohne Verdienst, wenn man sie als literarische Aneignung eines Gozzi'schen Märchens betrachtet; als Bühnenstück aber werden sie sich nicht behaupten. Ein Acclimatisationsgarten ist noch lange kein Volksgarten.

Rudolf Gottschall.

Romane und Erzählungen.

(Beschluß aus Nr. 32.)

10. Polnische Juden. Geschichten und Bilder. Von Leo Härzberg-Fränkel. Wien, Hilberg. 1867. 8. 1 Thlr.

Das vorliegende Buch gehört, streng genommen, nicht in diese Rubrik. Es enthält mehr als einfache Erzählungen, nämlich culturhistorische Bilder und ethnographische Studien über die Juden in Galizien und Polen. Die Bilder schildern deren Leben, Sitten und Gebräuche, ihre sociale Stellung und das alles in moralistischer Form. Wir finden eine Menge neues und interessantes Material sehr geschickt in diesen Geschichten verarbeitet, eine große Klasse von Menschen wird uns in ihrem beispiellosen Elende vorgeführt; meistens sind es Nachtseiten des menschlichen Lebens, die uns gezeigt werden, hier und da blitzt einmal ein Licht auf, fast nur um die Dunkelheit noch fühlbarer zu machen; nur die letzte Erzählung hat einen heitern, humoristischen Inhalt, nach all dem Trüben ein Sonnenblick, der indeß auch wieder durch Vorurtheile und Eitelkeit, durch Selbstverschulden getrübt wird. Nicht gleichgültig sollten wir von solchem Elend uns abwenden. Der Verfasser zeigt uns in zwölf einzelnen Erzählungen Ursache und Wirkung. Die Gebundenheit ist die Ursache, daß ein ganzer Volksstamm sich nicht erheben kann aus schwer drückenden Verhältnissen. Die Juden sind zunächst dort selbst schuld; Galizien und Polen ist der Sitz des bigoten Judenthums. Das höchste Ansehen gibt die Kenntniß des Talmud, darüber hinaus darf die Bildung, namentlich der Lehrer nicht schreiten, „Bücher philosophischen Inhalts, namentlich deutsche, vernichten einen Lehrer moralisch"; während hier die Juden massenhaft zu einem wunderthätigen Rabbi pilgern, dem eine überirdische

Gewalt zugeschrieben wird, geräth andererseits die ganze Judenstadt in Aufregung, weil ein Knabe am Osterfeste außerhalb des Ortes Bier trank, oder erklärt einen Glaubensgenossen für einen Abtrünnigen, weil er den Bart schert und die Hauptlocke schneidet. Die Erziehung der Kinder verschuldet zunächst diese Unfreiheit. Viele Knaben, nachdem sie die Drusche haben hersagen lernen, leben von da an ausschließlich dem Bibelstudium, „jede Jugendzerstreuung ist ihnen untersagt", etwas älter werden sie „in die Labyrinthwege des Talmud eingeführt"; wer es wagt, sich von dieser frommen Richtung zu emancipiren, der wird von den Aeltern verstoßen, er sieht sich aller Mittel beraubt; es ist eben ein Verbrechen außer dem Talmud noch andere Studien zu treiben. Ebenso eingeschränkt ist die Erziehung vieler Mädchen, sie wachsen auf in dem Schoße der rücksichtslosesten Bigoterie, von fanatischen Aeltern gehütet und verzärtelt. Und so erzogene Kinder werden im Alter von 14 bis 15 Jahren zusammengethan, um eine Ehe zu schließen. Selten haben sie sich vorher gekannt, und ist der Knabe erst verheirathet, „so hört er auf selbständig zu sein, er kann nicht mehr fort, und bleibt das, was er ist". Ein Unterhändler schließt diese Ehen, die gegenseitigen Vermögensverhältnisse sind entscheidend; freilich kommt es auch vor, daß Väter aus angesehenen Familien nicht nur keine Mitgift geben, sondern noch von den Aeltern ihrer Schwiegersöhne namhafte Beiträge erhalten; sie lassen sich die Ehre der Aufnahme in eine jüdisch-aristokratische Familie bezahlen. Noch andere Umstände sprechen mit bei den Verheirathungen: in der Erzählung „Der Klausner" wird ein junges Paar auf dem Gottesacker schnell verbunden, um dadurch, dem Volkswahne folgend, die drohende Epidemie zu bannen; im Jahre 1858 brachte das neue Rekrutirungsgesetz in Galizien, wonach Familienväter befreit waren, viele jugendliche Ehen zu Stande. Und diese so Verbundenen leben in Elend und Schmutz weiter und zeugen eine neue Generation, die wieder lebt wie ihre Aeltern. Dazu kommt die Gesetzgebung, die selbst bei anderer Erziehung eine freiere Entwickelung bisher unmöglich machte. In Russisch-Polen waren die Juden gebannt an ihre Scholle, Landbesitz war ihnen verwehrt, bei Pachtungen waren sie der Willkür preisgegeben, durch Hausiren und Trödeln, als Schenkwirthe und Schmuggler können sie ein armseliges Leben fristen, wenn sie eben nicht vorziehen im Chedor, in der Jeschiwa oder in der Klause sich zu bilden zu einem Berufe, der das äußere Elend wenigstens, durch Anerkennung seitens der Glaubensgenossen, mildert und verklärt. Sie sind vollständig unvorbereitet zu jeder tüchtigen Arbeit, selbst in den Städten „springen" sie „ohne alle Vorkenntnisse, ohne alle Erfahrung, mit ihrem eigenen und mit fremdem Vermögen ins Geschäft".

Für die Juden in Galizien und Polen gäbe es nur Rettung aus dieser Verkommenheit durch eine mildere Gesetzgebung, wie sie jetzt angebahnt ist — die siegreiche Revolution hätte sie ihnen ebenso wenig gegeben — und durch eigene Emancipation. Die letztere ist bei der Eigenthümlichkeit der Verhältnisse unendlich schwierig; sie hängt zusammen mit der Bigoterie, mit dem Festhalten an alten Gebräuchen, mit dem ganzen aristokratischen Wesen des Judenthums. Neben der religiösen Verschiedenheit ist die immerfort betonte nationale ein wesentliches Hinderniß der Selbstemancipation; die jüdische Religion ist zugleich Patriotismus, ihrem Wesen nach ist sie unduldsam, zumeist gegen die Meschumeds, die heimatlos von all den Ihrigen verstoßen sind. Daher auch die Erscheinung, daß solche Renegaten zuletzt doch wieder von „Heimweh und Patriotismus", wie der Verfasser selbst sagt, getrieben, in das verlassene „Gebiet" zurückkehren.

Das nahezu unerträgliche Leben der armen polnischen Juden hat auch seine Freuden in der Feier des Sabbats, des Osterfestes und des Versöhnungstages. Das Elend wird vergessen auf kurze Zeit und der Glaube gibt Freude, Zuversicht und Kraft. Aus den Leiden und Bedrängnissen der Gegenwart flüchten sie sich in die Zukunft; das himmlische, oft auch das irdische Jerusalem ist das Ziel ihrer Wünsche, und die Hoffnung auf das Erscheinen des Messias wirft ein glänzendes Licht in diese trüben Zustände.

Das vorliegende Buch ist reich an Beweisen für die kurzen Bemerkungen, die wir ihm entnahmen. Es wird durch die Blicke auf das häusliche und Familienleben, durch Bemerkungen über die Stellung der Juden zu den Zuständen und Verhältnissen der mit ihnen lebenden Völker ebenso interessiren, wie der Verfasser durch reiche Abwechselung des Gebotenen, durch Fülle des Materials, durch geschickte Verarbeitung, endlich durch zugleich klare und lebendige Darstellung den Leser zu fesseln versteht.

11. Der Schutzjude von Magdeburg. Historische Erzählung von Gustav Lamlé. Zwei Bände. Berlin, Sacco Nachfolger. 1866. 8. 2 Thlr.

Wir lassen die historische Erzählung hier folgen, weil sie, mit ihrer Schilderung des Zustandes der Juden in Deutschland am Ende des 14. Jahrhunderts, gewissermaßen einen Gegensatz bildet zu den oben besprochenen ethnographischen Studien. Sie stellt das Verhältniß jener reichen, angesehenen Juden dar, die, wenn auch in die Judenstadt gebannt und durch Gesetze vielfach beschränkt, doch durch Gelehrtheit und Reichthum überall Einfluß auszuüben verstanden. Der Held ist einer jener portugiesischen Judenchristen, die Disraeli in seinen Romanen mehrfach glänzend geschildert hat.

Die vorliegende Erzählung ist die hinterlassene Arbeit eines jungen, unlängst in Magdeburg gestorbenen Schriftstellers, der damit ein nicht unbedeutendes Talent zur Composition und zur historischen Darstellung zeigt. Namentlich ist der erste Theil ausgezeichnet durch lebendige Schilderungen; wir heben hervor: „Das Fest der Wernigerode", „Der Sanhedrin", „Das Turnier", „Die Auferstehung der Beate". Im zweiten Theil läßt die Kraft etwas nach, der Verfasser wird breiter, z. B. bei der Schilderung der Gefangenschaft, und verliert sich zuletzt in das Wesen der ältern Ritterromane. Auch die Charaktere erblassen im zweiten Theile, die neu hinzutretenden — Keller-

meister, Priester — sind als Nebenfiguren zu breit behandelt. Dagegen sind die Charaktere des alten Juden, seines Sohnes, des Erzbischofs, Recha's und Helenens recht wohl gelungen; der alte Graf Dieter Wernigerode ist zu sehr renommistische Kraftfigur, sein Sohn aber für die damalige Zeit doch wol zu fortschrittlich.

12. Ein Husarenoffizier Friedrich's des Großen. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Hans Lebrecht von Bredow's bearbeitet von Julius von Wickede. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1866. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das in Form einer Selbstbiographie verfaßte Buch zeichnet sich zunächst durch eine einfach schlichte Redeweise und durch eine unmittelbar wirkende Natürlichkeit aus. Eine derbe, tüchtige Soldatennatur, der es vergönnt war, die Schlesischen Kriege und den Siebenjährigen Krieg als Reiteroffizier rühmlich mitzumachen, erzählt ihre Erlebnisse mit Bescheidenheit, soweit es den Helden selber betrifft, mit Bewunderung und Anerkennung für den großen König und seine Armee. Der Verfasser gibt ein lebendiges Bild von der Zeit und dem Heere; oft mit kurzen Zügen führt er uns mit Anschaulichkeit einzelne der preußischen Helden jener Zeit vor. Hier und da streut er einfache und naturwüchsige Reflexionen hinein, sie ergänzen die Thaten des Husarenoffiziers und lassen ihn uns als einen tüchtigen Mann, einen biedern Charakter, einen vortrefflichen Soldaten erkennen. In seine Jugendgeschichte fällt der Besuch Friedrich Wilhelm's I. auf dem Gute seines Vaters. Hier schon, in der Beschreibung des alten Bredow, des Guts, des Empfangs des Königs und seiner Bewirthung mit Schweineschinken und Doppelbier, findet sich, wie auch im weitern Verlauf, manch culturhistorisch interessantes Material. Die Erziehung des Knaben, sowol seine geistige wie körperliche Ausbildung — letztere der Zeit gemäß in vorherrschender Weise — ist überaus treu geschildert. Es wird hier ein Stück von dem Material erzogen, aus dem der große König seine Armee ergänzte. In humoristischer Weise berichtet Bredow seinen Aufenthalt als Leibpage beim Alten Dessauer; er ist eben nicht gut auf ihn zu sprechen und erzählt einige Züge, die von seinem überaus derben Soldatenton und seiner bekannten Rauheit Kunde geben; am Hofe in Dessau, wie später als Ordonnanzoffizier, wurde er eben nicht rücksichtsvoll von dem alten Helden behandelt, der von Friedrich Wilhelm I. auch die Einfachheit und Sparsamkeit angenommen hatte; seine Leibpagen waren einfach gekleidet, er hielt eben dafür, daß sie keine Litzen und bunte Bänder brauchten, als „seine Leibpagen würden sie die Leute ohnehin schon viel höher ästimiren als alles dies andere Gesindel, das ohne seine bunten Röcke keinen Dreier Geltung hätte".

Unfreundlich wie sein Aufenthalt in Dessau war sein Abschied vom Fürsten. Bedeutender und einflußreicher für Bredow wurde dessen Commando nach Rheinsberg, wo er in nächster Nähe das Leben am kronprinzlichen Hofe zu beobachten Gelegenheit hatte. Erfahren wir davon auch eben nichts Neues, so hat das Erzählte doch einen so lebendigen und wahren Charakter, gibt durch Einzelzüge ein so anschauliches Bild, daß wir diesen Theil seiner Erlebnisse mit Interesse verfolgen.

In den beiden folgenden Theilen ist die Schilderung des kriegerischen Lebens vorherrschend; über die Organisation und Zusammensetzung der Armee und des Offiziercorps, über Disciplin, Gesinnung, Remontewesen u. s. w. werden uns manche einzelne, culturhistorisch ganz interessante Details mitgetheilt. Mit besonderer Verehrung schildert der Verfasser Seydlitz, ohne dessen sittliche Schwächen zu bemänteln. Die gemessene Schilderung der Helden, die ruhige Darstellung der einzelnen Affairen ist um so wirksamer, da der Verfasser sich überall von einem falschen Pathos freihält und seine Verehrung und Begeisterung einfach und natürlich zeigt. Jungen Offizieren sind diese Aufzeichnungen, die sich als ebenso unterhaltend wie belehrend erweisen, besonders zu empfehlen.

13. Aus den Tagen des großen Königs. Von Ferdinand Pflug. Zweite Auflage. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pflug gibt in dem vorliegenden Buche zwei historische Novellen und eine historische Skizze: „Ein Manövertag." Die letztere zeigt uns den König in seiner eben nicht liebenswürdigen Eingenommenheit gegen Ziethen in den Friedensjahren nach den Schlesischen Kriegen. Friedrich der Große, der an sich selbst die höchsten Anforderungen machte, vergaß die frühern Dienste, wenn er meinte, daß sie ihm in der Gegenwart nicht streng und seinem Befehle gemäß geleistet würden. Ebenso wenig wie ein Vorgreifen in seinem militärischen Urtheile konnte er militärische Handlungen ertragen, die, wenn auch mit Erfolg gekrönt, doch aus andern als seinen Principien hervorgingen. In solchen Momenten erschien er hart und ungerecht, und wie Pflug sehr richtig S. 125 sagt, fast alle großen Unglücksfälle seines Lebens: Kollin, Hochkirch, Kunersdorf, Maxen, haben aus dieser Charaktereigenheit ihren Ursprung genommen. Ziethen war beiseitegesetzt, weil er in den Friedensjahren seiner Eigenthümlichkeit nach kein Terrain der Wirksamkeit fand, dem Sieger von Roßbach und Zorndorf wurde ein Abenteurer, der ehemalige ungarische Parteigänger Nadirschzander, ein Günstling des Generals Winterfeld, vorgezogen. An dem Manövertage zeigt sich Ziethen als der aus dem Busch, und der König, der es so herrlich verstand, begangenes Unrecht wieder gut zu machen, zeigt sich auch hier wieder in dieser echt königlichen Art.

In der ersten Novelle, die durch ihren gesunden Humor ganz besonders ansprechend ist, wird uns Seydlitz, der Junker, vorgeführt; seine tollen Streiche und Liebesabenteuer gehen Hand in Hand mit glänzender Bravour. Der Junker, der sich noch eben als Gespenst verkleidet zu einer Dame seines Herzens geschlichen hat, gibt, zum Theil unter den Augen des Königs, Beweise seiner Entschlossenheit und seines Muths, sodaß aus den kleinen Zügen das Bild des künftigen großen Reitergenerals hervorstrahlt. Auch hier wußte wieder der König mit seinem Scharfblick den tüchtigen Mann zu erkennen und auszuzeichnen.

In der zweiten Novelle sehen wir den König am Abend nach der unglücklichen Schlacht von Torgau, ungewiß, was der morgende Tag bringen werde. Da führt in der Nacht Ziethen einen Ueberfall aus, der eine glückliche Entscheidung bringt. Er gelingt durch die Hülfe des Schäfers Hase aus Süptitz, der, mit den Wegen wohl bekannt, den Preußen eine Furt durch einen Sumpf zeigt, der als unpassirbar von den Oesterreichern nicht beobachtet wurde. Die Damen des Ritterguts, die Mutter Hase, der Major von Lostwitz mit ihren Sonderschicksalen und Interessen geben mit der Beschreibung der Affaire ein lebendiges und fesselndes Bild. Nicht nur für den König, auch für die Liebenden ist die Bataille gewonnen, und während diese sich in den Armen liegen, liegt der große König am Halse Ziethen's, weint laut auf über den großen Erfolg und die Stimme versagt dem Monarchen vor Rührung, als er seinen Dank aussprechen will.

Das bedeutende Erzählungstalent des Verfassers, seine lebenswahre Darstellung, sein frischer Humor geben den Novellen und der Skizze, auch abgesehen von dem interessanten Inhalte, einen ganz besondern Reiz.

14. Ein Hexenproceß. Historischer Roman von Franz Isidor Proschko. Mit dem Jugendporträt Johs. Kepler's und dessen erster Gattin. Wien, Hartleben. 1866. 8. 1 Thlr.

Das Buch ist zunächst kein historischer Roman, wol aber eine in vielfacher Hinsicht wohlgelungene Erzählung, mit bedeutendem historischen Hintergrunde. Sie spielt im Anfange des 17. Jahrhunderts in Oesterreich, ihr Held ist Johannes Kepler, den wesentlichen Inhalt bildet seine Anfeindung als Protestant, als Mathematiker und weiter die mannichfachen Verwickelungen, in die er bei der Werbung um seine zweite Gattin, eine Ziehtochter des Grafen Starhemberg, gerieth. Der Hexenproceß, der dem Buche den Titel gegeben hat, wurde gegen seine Mutter, wohnhaft im würtembergischen Städtchen Leonberg, angestrengt; er hat vorherrschende Bedeutung für die Erzählung, da sein Anfang sowol, wie die spätere Freisprechung der Mutter im engsten Zusammenhang mit den Heirathsprojecten Kepler's stehen. Die mannichfachen Personen, z. B. die Werber um Suschen von Efferding sind lebendige Factoren der Zeitrichtung und der durchgehenden Idee; dabei sind fast alle Charaktere geschichtlich. Der Verfasser hat zu seinem Romane Forschungen im ständischen Archive des Museum Francisco Carolinum zu Linz und in andern Bibliotheken und Archiven Oberösterreichs gemacht. Manches Neue über Kepler, manches Interessante über die Familie Starhemberg sind die Früchte seiner fleißigen Forschung. Hier und da ist er in Benutzung derselben über das Ziel seines Romans hinausgegangen, das oft zu weit Geschichtliche, das Berühren der Vergangenheit und Zukunft beeinträchtigt die Faßlichkeit des Ganzen; ebenso thut er fast zu viel, um den Localton recht lebendig zu machen. Aber trotz dieser Ausstellungen erweist sich der Roman doch als eine tüchtige, fleißige, gründliche und warm zu empfehlende Arbeit. Die Darstellung des Ganzen ist am besten durch das Wort Tiedge's beurtheilt, das der Verfasser selbst seinem Buche vorsetzt: „Was erheben soll, will nicht berauschen."

A. Freiherr von Loën.

Zur Literatur über den Krieg von 1866.

Die Flut der Werke, welche der letzte Krieg hervorgerufen hat, war beim Beginn des laufenden Jahres noch immer im Steigen, scheint aber jetzt ihren Höhenpunkt erreicht zu haben, wenn auch einzelne Wellen sich nachträglich noch aufbäumen werden. Bis Ende Februar waren nach einer ziemlich genauen Uebersicht 278 Schriften über jenen Krieg erschienen, abgesehen von etwa 300 andern, welche rein politischen, nicht militärischen Inhalts sind. Keinem Referenten ist es zuzumuthen, alle diese Werke zu lesen und darüber Bericht zu erstatten, noch minder kann er von irgendjemand verlangen, daß er solchen Bericht liest. Wir geben daher unsern Lesern im Anschluß an unsern in Nr. 18 u. 19 d. Bl. enthaltenen Artikel nur noch von einigen Schriften, welche entweder der Redaction d. Bl. zur Besprechung zugegangen sind oder uns sonst vorgelegen haben, den Eindruck wieder, den sie auf uns gemacht haben, und erklären ausdrücklich, daß es eine Auswahl der besten weder sein kann noch soll.

Im voraus machen wir aber aufmerksam auf: „Der deutsche Krieg von 1866", eine Arbeit, die im fünften Heft des dritten Bandes von „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Herausgegeben von Rudolf Gottschall", begonnen hat und jetzt fast zu Ende geführt ist. Der Verfasser, der bereits in derselben Zeitschrift eine Geschichte des dänischen Kriegs von 1864 und eine politische Vorgeschichte des deutschen Kriegs von 1866 erscheinen ließ, hat sich noch immer nicht genannt, ist aber genau in vieles eingeweiht, das nicht jedem zugänglich ist, und schon der Anfang seines Werks, die Gestaltung der kriegerischen Situation bis zum Eintritt der taktischen Entscheidung, der zugleich eine vortreffliche Charakteristik der leitenden Persönlichkeit enthält, versprach etwas Ausgezeichnetes, was die spätern Abschnitte erfüllen. Hoffentlich wird das Werk künftig durch eine selbständige Ausgabe dem größern Publikum zugänglicher gemacht. Wir kommen auf dasselbe nach der Vollendung noch eingehender zurück.

1. Geschichte der preußischen glorreichen Kriege von 1866. Von E. von Winterfeld. Potsdam, E. Döring. 1867. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser will „eine soweit als möglich vollständige und wahrheitsgetreue Darstellung der Entwickelung und schließlichen Wendungen der großen Begebenheiten von 1866 geben, zu Nutz und Frommen aller, die ihre Zeit bewußt durchleben wollen". In den letzten Worten charakterisirt sich der Standpunkt der kleinen Schrift, die auch die innern Verhältnisse Preußens und die Friedensschlüsse bespricht. Da sie später erschienen ist, als die meisten über diesen Krieg, so hat der Verfasser mehr Quellen benutzen können, doch ist es nicht immer mit kritischem Blick geschehen.

2. Deutschlands Kriegsereignisse des Jahres 1866. Illustrirtes Gedenkbuch für das deutsche Volk. Nach den besten Quellen bearbeitet von Franz Lubojatzky. Dresden, Tittel und Wolf. 1866—67. Lex.-8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

„Keinem zu Lieb, keinem zu Leid", so lautet das Programm, unter welchem das Gedenkbuch keine Raisonnements von irgendeinem Parteistandpunkte, nur Thatsachen bringen will, weil Thatsachen allein für sich sprechen. Dies Streben nach Unparteilichkeit ist sehr zu achten und der Verfasser hat im allgemeinen treu an seinem Programm gehalten, er wird sich aber im voraus nicht verhehlt haben, daß es sehr schwer ist, dasselbe unter allen Umständen durchzuführen und daß man es dann in der Regel keiner Partei recht macht. Und gibt es heutzutage noch viele Unparteiische? Ganz ohne Raisonnements geht es auch in vorliegendem Werke nicht ab, nur sind sie vorsatzgetreu immer so gehalten, daß kein Schluß gezogen wird. Wenn aber gesagt ist, daß Fürst Hardenberg, der so entschieden gegen den Krieg war und die Erhebung von 1813 nur eben tolerirte, keinen Bruderkrieg gesehen habe, so fragen wir, ob der Verfasser denn die Tausende von Söhnen Deutschlands, welche unter Napoleon's Adlern gegen Oesterreich und Preußen gekämpft, nicht mehr für Deutsche, sondern für Ausländer hält? Wir sind vor kurzem an einem andern Orte gemahnt worden, daß man doch nach 50 Jahren über den Rheinbund keinen Vorwurf mehr erheben solle — haben wir aber in unsern Tagen nicht den Gedanken an etwas Aehnliches wieder aufleben sehen? Wir richteten den Vorwurf wahrlich nicht an das deutsche Volk, und wie das Nationalgefühl heute steht, heute nach Beendigung des traurigen, aber unvermeidlichen Kriegs, so ist wol auch keine Gefahr mehr, daß die Hand des Fremden wieder Deutschlands Geschicke leite, wenn auch ein einzelner verblendeter Fürst für seine Dynastie nach dieser Hand haschen sollte. Männlich tritt übrigens der Verfasser des Gedenkbuchs gegen vieles auf, das unbedingt verwerflich zu nennen, er schont eben nur die Parteiansicht. Doch hätte er immerhin auch alle Verhältnisse der süddeutschen Wehrverfassungen und die Zusammensetzung der gegen die Mainarmee kämpfenden Corps, die Schwierigkeiten für die dortige Heeresführung erkennen und diese nicht so scharf verurtheilen sollen: die Tapferkeit der Truppen ist überall zu loben. Wir haben das auch anderwärts ausgesprochen, obgleich es uns nicht obliegt, für unsere damaligen Gegner einzutreten. Die Darstellung in dem vorliegenden Werke ist frisch und ansprechend und so wird dasselbe gewiß gern gelesen werden.

Unter den Illustrationen finden sich manche recht gelungene, weniger kann man das von den Porträts sagen; militärische Correctheit kann man übrigens von den meisten Zeichnern nicht verlangen; auch bei dem sonst hübschen Bilde: Die ersten Preußen in Dresden, ist der erste Husarentrupp in der fabelhaftesten Formation. Darauf kommt es jedoch für den Zweck der Illustrationen nicht an, wenn das Bild nur interessirt.

3. Der Krieg von 1866. Kritische Bemerkungen über die Feldzüge in Böhmen; Italien und am Main. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 8 Ngr.

Eine Kritik von österreichischer Seite und zwar eine sehr scharfe Kritik. Wir würden dagegen nicht viel einzuwenden haben, wenn die Bemerkungen über die österreichischen Zustände und Persönlichkeiten nicht so feindselig und — wir können es nicht anders nennen — gehässig wären. Dadurch hat der Verfasser — wie wir hören ein österreichischer Stabsoffizier außer Diensten — seinem Werke geschadet, wenn er dasselbe auch für das größere Publikum pikant gemacht hat. Sonst ist die Schrift aber ein guter Beitrag zu der Geschichte dieses Kriegs, und ihren strategischen Bemerkungen wird man in vieler Beziehung beistimmen. Sie geht, alle Politik und Vorgeschichte andern überlassend, gleich auf ihr Ziel. Die Kriegsereignisse werden mit kurzen Worten abschnittsweise hingestellt und Bemerkungen daran geknüpft: zuerst über die Operationen. Wir hören daraus, daß der Kronprinz von Sachsen den Befehl über sein und das österreichische 1. Corps habe übernehmen sollen, daß aber factisch ein collegialisches Verhältniß eingetreten sei und Clam wie der Kronprinz jeder so ziemlich gethan, was sie für gut gehalten. Daß sie bei Gitschin Stellung genommen, wird aus einem Aviso Benedek's erklärt, das 3. Corps werde noch am 29. Juni dort eintreffen und vier Armeecorps am 30. Juni gegen Turnau vorrücken. Ueber die Ereignisse bei Josephstadt sagt der Verfasser:

Benedek hatte in der That viele Ursache, sich über seine Corpscommandanten zu beklagen. Clam läßt sich schlagen, weil er eine schlechte Stellung nimmt und vor Ankunft des 3. Corps bataillren will; Gablenz läßt sich überfallen; Ramming geht ungeschickt an und wird infolge dessen geworfen; Erzherzog Leopold weicht dem Gefechte nicht aus, obschon er offenbar von einem übermächtigen Gegner auf Josephstadt zu repliiren hat. Wenn Clam jedoch über die Rücksichtslosigkeit klagt, mit der man gegen ihn verfuhr, so geben wir ihm insofern recht, als das österreichische Militärgerichtsverfahren überhaupt ein Skandal ist. Wir sind übrigens gar nicht für diese Acte officieller Rache eingenommen. Es ist albern, Leute zu verfolgen, weil sie kein Talent zeigten; warum stellte man sie auf schwierige Posten? Die Wahl ihrer Agenten kennzeichnet jede Regirung. Ist sie fähig, so findet sie tüchtige Leute; ist sie kleinlich, beschränkt und boshaft, dann entsprechen ihre Vertrauensmänner diesen Eigenschaften.

Wir müssen uns versagen, die Charakteristik einzelner Führer, welche diesen Worten folgt, wiederzugeben, sie schließt: „Von den übrigen Befehlshabern und ihren Generalstabschefs nicht zu sprechen, gebietet die christliche Liebe." Ueber die Entscheidungsschlacht heißt es unter anderm: „Es war der «eiserne Wille», ohne die regelnde Vernunft, welcher die Katastrophe herbeiführte. Im Momente, als bereits seine beiden Flügel wichen und das Heer in Gefahr war, vollständig umringt zu werden, noch im Centrum Erfolge erringen zu wollen, war geradezu absurd. Doch Prinz (Friedrich) Karl hatte ihn zuerst angegriffen, dieser sollte hierfür seine Hiebe kriegen, das erfordert die Büffellogik."(!) Die Wahl der Rückzugslinie nach der Niederlage, die Theilung der Armee wird streng

getadelt, aber auch die Verfolgung von seiten der Preußen entgeht der Rüge nicht. Aufklärungen darüber werden noch abzuwarten sein, insoweit sie gegeben werden können. Bei Prerau, als General Hartmann mit acht Escadrons noch eine Recognoscirung unternahm, ereignete es sich nach der Erzählung des Verfassers, daß Graf Gondrecourt, der Commandant des 1. Corps, alle Stabsoffiziere versammelt hatte, um ihnen Instructionen zu ertheilen. „Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der führerlosen Truppen; einzelne Brigaden zerstreuten sich gänzlich und warfen die Waffen weg, doch trieb schließlich das Regiment Haller-Husaren die Preußen zurück.“ Wir bemerken dazu, daß Hartmann, den Eindruck seines Erscheinens nicht ahnend, bereits im Zurückgehen war und drei Escadrons Landwehrhusaren, seine Arrièregarde, sich den Oesterreichern entgegenwarfen, nach tapferm Kampfe jedoch weichen mußten. Die Operationen der Italiener und den Mainfeldzug behandelt das Werk sehr kurz, nur der Vollständigkeit wegen. Eine Kritik der beiderseitigen Operationspläne, mit Rückblicken und Betrachtungen über die Verwendung der Reiterei, die Wirkung der Geschütze, das Gewehr und die Verpflegung schließt die Schrift.

Mit dem, was über die Reiterei bemerkt wird, sind wir einverstanden. Der Verfasser sagt: „Wir haben hier ein langes Sündenregister zusammengestellt. Jeder Krieg wird ein ebenso langes liefern, wenn der Feldherr die Reiterei nicht an den rechten Platz stellt und die Reitergenerale nur Reiter und nicht Generale sind.“

In anderm Tone gehalten und besonders auf die Wehrverfassung der kriegführenden Mächte gerichtet sind:

4. Briefe eines alten Soldaten über den Krieg im Norden, die k. k. österreichische, die k. preußische und die k. italienische Armee von Richard Gelich. Wien, Gerold's Sohn. 1867. 8. 16 Ngr.

Unter den ersten Eindrücken des Kriegs in Böhmen hat der Verfasser, welcher früher auch in österreichischen Diensten gestanden, im „Pesther Lloyd“ einen Cyklus militärischer Briefe eröffnet, welche durch ihre Objectivität bei allem Freimuth auch in Oesterreich eine so günstige Aufnahme fanden, daß sie jetzt in einer Broschüre zusammengestellt erschienen sind. Der erste derselben wurde drei Tage nach der Schlacht bei Königgrätz veröffentlicht und ist, wie die beiden folgenden unverändert wieder abgedruckt worden, weil sich die spätern, von competenter Seite abgegebenen Urtheile über den Feldzug in den Hauptpunkten mit den Anschauungen des Verfassers in Uebereinstimmung befinden. Mit Recht sagt derselbe, daß der Krieg kaum unter günstigern Verhältnissen für Oesterreich hätte eröffnet werden können, darum sei aber auch die entschlossenste Offensive ohne Säumen geboten gewesen. Wenn er aber die Behauptung noch festhält, daß dazu die österreichische Armee, anerkannt kriegstüchtig und tapfer, auch schlagfertig gewesen, so hat er unrecht. Das war sie eben noch bei weitem nicht, woran die mangelhafte Wehrverfassung schuld war, und Benedek konnte darum die Offensive nicht in dem Zeitpunkte ergreifen, wo sie unstreitig von unermeßlichem Vortheil war. Die strategischen und taktischen Fehler, welche später begangen wurden, sind dadurch freilich nicht entschuldigt. Den Hauptgrund der Niederlage sieht der Verfasser in der überlegenen Intelligenz, besonders der Führer bis in die untern Grade, und damit wird man mit ihm einverstanden sein. Das ist aber zugleich ein Vorzug, welchen der preußischen Armee so leicht keine andere, in welcher keine allgemeine Wehrpflicht herrscht und auf die militärische Durchbildung der Offiziere ein so hoher Werth gelegt wird, streitig machen kann. Den Bemerkungen über den Krieg sind in der Broschüre nur 21 Seiten gewidmet, ihren Hauptinhalt bilden, wie gesagt, die Wehrverfassungen, wobei natürlich der österreichischen der meiste Raum gewidmet ist. Im allgemeinen hat der Verfasser seinen Gegenstand gründlich studirt, wenn er auch in einzelnen Dingen nicht genau orientirt scheint. Divisionsschulen z. B. gibt es in Preußen schon längst nicht mehr, es sind Kriegsschulen, für je zwei oder drei Armeecorps eine gemeinsame, errichtet, deren Zahl gegenwärtig sechs beträgt und auf acht steigen wird. Auch sind die Anforderungen der Fähnrichsprüfung in der deutschen Sprache und Literatur gar nicht, die im Latein allzu niedrig angegeben. Wir führen das nur an, um zu zeigen, daß wir die Briefe aufmerksam gelesen haben. Näher darauf einzugehen, würde unserm allgemeinern Leserkreise gegenüber nicht gerechtfertigt sein; doch empfehlen wir ganz besonders noch die vortrefflichen Bemerkungen des Verfassers über das österreichische Offiziercorps und das Beförderungssystem in demselben.

Mehrere gute Monographien verdienen besonders hervorgehoben zu werden, darunter vorzüglich:

5. Die königlich sächsische Armee im deutschen Feldzuge von 1866. Erlebnisse dem deutschen Volke wahrheitsgetreu erzählt von mehrern Offizieren. Leipzig, Minde. 1866—67. 8. 1 Thlr.

Daß die Sachsen im letzten Kriege, so unglücklich er für sie an der Seite ihrer Bundesgenossen ablief, ihre Waffenehre in glänzendster Weise aufrecht erhalten haben, ist von Freund und Feind anerkannt worden; im preußischen Heere, dem sie mit Gottes Hülfe nie wieder feindlich gegenüber stehen werden, ist nur Eine Stimme darüber, daß sich die Sachsen nicht allein vorzüglich geschlagen, sondern auch nach der verlorenen Schlacht bei Königgrätz ihren Rückzug in ungebrochener Ordnung ausgeführt haben; ein höherer österreichischer Offizier bezeugt sogar, daß sie die Einzigen gewesen, welche dabei geschlossen geblieben sind. Die sächsische Armee kann also auf diesen Feldzug, der ihr nicht den Schatten einer Unehre gebracht, ungekränkt zurückblicken, und es ist eine belohnende Aufgabe gewesen, welche sich die Verfasser der vorliegenden Schrift gestellt haben. Bei der Ankündigung derselben mag von mancher Seite anderes erwartet worden sein: die Unparteilichkeit, mit welcher die politischen und militärischen Vorgänge dem Volke erzählt sind, die Anerkennung der preußischen Thaten hat vielleicht in gewissen Kreisen nicht gefallen, während gerade das dem Werke zum größten Vorzuge gereicht; jedenfalls haben sich die

Verfasser dadurch in der letzten Lieferung veranlaßt gesehen, sich über den Zweck ihres Buchs nochmals auszusprechen. Sie haben dasselbe nicht für Offiziere über Offiziere, sondern nur für das Volk in seiner Gesammtheit über die Söhne des Volks geschrieben und berechnet und, nächst der allgemeinen Geschichte des Kriegs, in möglichst ausführlicher Darstellung und im Zusammenhange mit jener das Leben und Treiben, die Leiden und Freuden, die Thaten der sächsischen Armee, von Augenzeugen geschildert, erzählt. „Angriffe officiöser und anderer Natur durften wir unbeachtet lassen, unser Werk selbst konnte darauf die einzige Antwort geben." So die Verfasser.

Wir hätten im Interesse der Schrift gewünscht, daß sie noch mehr Details mit Angabe der Namen von Offizieren und Soldaten, besonders der Gefallenen und Verwundeten aufgenommen hätte, es würde sich dadurch im sächsischen Volke bis in die einzelnen Familien hinein mit erhöhter Theilnahme verbreiten.

6. Meine Eindrücke aus dem bairisch-preußischen Feldzuge im Jahre 1866. Von einem Augenzeugen. Wien, Seidel und Sohn. 1867. Gr. 8. 8 Ngr.

Der Verfasser, der in unabhängiger Stellung dem Feldzuge beigewohnt zu haben scheint, beurtheilt die bairischen Truppen, mit Ausnahme der Cavalerie, günstig, und gibt nur der Heeresorganisation und dem Generalstabe die Schuld der schlechten Erfolge. „Hirn und Muskeln des Heers waren gut, aber die Nerven taugten nichts." Wir verweisen auf das, was von bairischer Seite anerkennenswerth über die Operationen veröffentlicht worden ist, was General von der Tann selbst geäußert hat, und meinen, daß der Verfasser die bairische Cavalerie nur nach der unglückseligen Geschichte von Hünfeld beurtheilt; sie hat sich doch nachher mit altgewohnter Bravour geschlagen.

7. Der Antheil des Bataillons Lippe an dem Feldzuge der Mainarmee im Sommer 1866. Ausgearbeitetes Tagebuch von L. Hölzermann. Mit einer Uebersichtskarte und vier Plänen. Detmold, Meyer. 1866. 8. 7½ Ngr.

Zunächst von Interesse für die Heimat des Verfassers, da die Erlebnisse und Gefechte des tapfern Bataillons bis in die kleinsten persönlichen Details erzählt werden, bietet die kleine Schrift doch auch für weitere Kreise eine anziehende Lektüre, weil darin das Feldleben des Soldaten mit allen seinen Vorkommnissen frisch und lebendig geschildert ist. Wir lesen namentlich das Gefecht von Kissingen in seinen verschiedenen Momenten, soweit das Bataillon Lippe dabei betheiligt war, ebenso das Gefecht von Tauberbischofsheim, höchst anschaulich dargestellt, unbefangener, möchten wir sagen, als von einem preußischen Berichterstatter. Auch manche treffende Bemerkung ist eingefügt, welche den Verfasser als guten praktischen Soldaten kennzeichnet. Daß die Mainarmee auch in anderer Hinsicht, als in strategischer, sich selbst überlassen war, finden wir hier in manchen kleinen Zügen bestätigt. Die Erfahrungen, welche über viele administrative Dinge auch auf diesem Kriegsschauplatze gemacht worden sind, werden aber gewiß für die Zukunft bestens benutzt werden.

8. Die Besetzung Nürnbergs durch die Preußen. Zur Erinnerung an die Tage vom 31. Juli bis 16. September 1866. Von J. Priem und Chr. Braunstein. Nürnberg, Könecke. 1866. 8. 7 Ngr.

Weniger von allgemeinem als von localem Interesse ist diese Schilderung, wie wir anerkennen, „nicht vom Parteistandpunkte aus, sondern nach objectiver Wahrnehmung" geschrieben und wird den Bewohnern der altberühmten Stadt als ein Gedächtnißblatt gewiß willkommen sein.

Ueber die Seelsorge im letzten Kriege liegen uns ein paar Schriften vor, von denen wir nennen:

9. Sechs Wochen im Felde. Von W. F. Besser. Halle, Mühlmann. 1866. 8. 16 Ngr.

Der würdige Geistliche, der schon im schleswigschen Kriege so vielen Kriegern den Trost der Religion gespendet, manchem Verwundeten und Sterbenden durch Worte des Glaubens erquickt hat (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1865), ist wiederum auf dem Kriegsschauplatze zu gleichem christlichen Zweck gewesen und berichtet darüber in ergreifender Weise. Wie dieser gewaltige Krieg so viel mehr Opfer gefordert und Leiden in seinem Gefolge gehabt hat, sind dem Verfasser in seinem heiligen Berufe auch mehr Erfahrungen der verschiedensten Art zutheil geworden, die erfreulichste aber, daß er bei Freund und Feind so viele fromme Herzen, dem christlichen Troste zugänglich, gefunden. In seinen Schilderungen nennt er alle Namen der Männer, mit denen er zusammengetroffen oder in Beziehung gekommen, jeder Leser wird darum Bekannte in der Schrift erwähnt finden, freilich auch mit Wehmuth so manchen, den er nicht mehr wiedersehen soll. Wir können das Werk nur herzlich empfehlen.

Eine allgemeine Uebersicht der protestantischen Seelsorge in der preußischen Armee während des letzten Kriegs gibt das folgende:

10. Die evangelischen Geistlichen im Feldzuge von 1866. Nach eigenen Erlebnissen und amtlichen Berichten bearbeitet von B. Rogge. Berlin, Rauh. 1867. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Verfasser führt, wie er sie benennt, eine „geharnischte Synode" von 115 Feld- und Lazarethgeistlichen vor, nebst 42 Felddiakonen, außer welchen aber noch viele Geistliche vorübergehend auf dem Kriegsschauplatze und in den Lazarethen thätig gewesen sind.

Jetzt erst ist uns auch noch zugegangen:

11. Der deutsche Bürgerkrieg im Jahre 1866. Parteilos und zum großen Theil nach officiösen Quellen für das Volk bearbeitet von F. A. Braunschweig, Graff. 1866. Gr. 8. In Blättern zu 2 Ngr.

Parteilos? Bald nach dem Beginn des Kriegs angefangen, in einzelnen Bogen erschienen, eröffnet der Verfasser seine Schilderung mit einem 12 Strophen langen Gedicht Karl Weller's an die Fürsten (aus der „Reichszeitung"), in welchem es heißt:

Euch geht das Dasein nicht zu Scherben,
Euch drücken Weib und Kind nicht schwer,
Und wenn Millionen rings verderben,
Ihr trinkt Champagner wie bisher.

Als Ziel der „schweren Tage" wird ihnen dann drohend gesagt, daß so Oesterreichs wie Preußens Stolz von deutscher Erde getilgt und ein freier Bund nach Muster des „meerübergrüßenden Sternenbanners" geschaffen werden müsse. Die uns zu Gesicht gekommenen Bogen schließen mit dem Aufrufe für die verwundeten Hannoveraner nebst allen Unterschriften, mit einer Verlustliste und — Freiligrath's ergreifendem Gedicht: „Westfälisches Sommerlied."

Wir begnügen uns mit den hier angeführten Werken über den „Krieg von 1866", und werden nur noch solche, die von größerer Bedeutung künftig erscheinen, einer eingehenden Analyse unterziehen. Die in neuerer Zeit stets zunehmende Zahl militärischer Schriften nöthigt uns überhaupt nach Maßgabe des zur Verfügung stehenden Raums in d. Bl. zu kürzern Besprechungen. Für diejenigen Werke, welche frühere Kriege oder Kriegsmänner behandeln, sowie für rein kriegswissenschaftliche Schriften gedenken wir dazu einen „Militärischen Büchertisch" einzurichten.

Karl Gustav von Berneck.

Ein neues Gedicht von Paul Heyse.

Syritha. Von Paul Heyse. Zweite Auflage. Berlin, Hertz. 1867. 8. 16 Ngr.

Es begab sich einmal vor unvordenklichen Zeiten im Nordland am blauen Belt, daß ein verwaistes Königstöchterchen von dem Onkel, der den Thron bestiegen und vor Kindergeschrei, Wickelfrauen und Ammen einen begründeten Abscheu hatte, an einen einsamen Ort verbannt und dort in tiefster Einsamkeit erzogen wurde. Die Einsamkeit war so tief, daß niemals ein Mann sich dorthin verirrte, ja der Name Mann durfte ihr nicht genannt werden. Wie diese Erziehung beschaffen war, kann man sich denken, wenn man sich weibliche Erziehungsinstitute ohne männliche Beihülfe geleitet vorstellt. Die Folgen blieben nicht aus. Das Töchterchen hörte doch einmal das verfängliche Wort „Mann" und begann sich zu erkundigen, was es zu bedeuten habe. Die erste, an welche sie sich wendet, die leichtsinnige Verrätherin, die nach ihrem Manne geseufzt hatte, hält es für besser, zu fliehen, statt einen so verfemten Commentar zu geben. Resoluter erweist sich eine von bitterm Männerhaß erfüllte alte Jungfer, Namens Aja:

Und da nun doch das schlimme Wort
Verlautet hat am heil'gen Ort,
Denkt sie, es möcht' am klügsten sein,
Dem Kind zu schenken reinen Wein.
Prinzessin, spricht sie feierlich,
Bis diese Stunde lehrt' ich dich
Das Schlimmste dieser Welt nicht kennen:
Die Feinde, die sich Männer nennen.
Von ihnen kommt uns jedes Leid,
Von ihnen Sünde, Noth und Streit.
Drum wird in unsrer Göttin Frieden
Sogar ihr Name streng gemieden.
Denn was da wild und rauh und schlecht,
Umschließt zusammen ihr Geschlecht.
Kind, wisse, sie sind Ungeheuer!
Vertrau dem Wasser und dem Feuer,
Der falschen Luft dich lieber an,
Als einem gleißnerischen Mann,
Und willst du fromm und selig leben,
Mußt nimmer du den Blick erheben,
Wenn solch ein Ungethüm dir naht,
Denn ihre Blicke sind Verrath.
Fürwahr, der Göttin sag' ich Dank,
Daß ohne Mann und frei und frank
Ich meinen Lebenstag verbringe.
Doch nun genug; nun spiel' und singe!

Der Onkel ruft das so altjungferlich instruirte Mädchen zurück, damit es heirathe. Der erste Mann, den sie sieht, ist ein singender Bauer; der zweite ist der Onkel, dessen graues Haupt sie indeß ohne Furcht erblickt. Schlimmer wird's am nächsten Morgen; da erscheint der Bräutigam:

Ein Jüngling, dessen Locken wehn,
Kein Weißes ist an ihm zu sehn,
Als nur die Augensterne,
Die funkeln aus der Ferne.

Es ist Fürst Othar; ihr aber wird bei seinem Anblick der Athem eingeschnürt und „Schwindel kreist ihr um das Haupt". Als sie am nächsten Tag bräutlich geschmückt den Bräutigam mit Gruß und Kuß umfangen soll, so steht sie und regt sich nicht, findet weder Wort noch Lächeln. Ja selbst durch ein Zobelpaar, das der Bräutigam nachher auf der Jagd getödtet, läßt sie sich nicht bestechen. Da denkt der Schlaue, der von der Magd gehört, daß sie vor grauem Haar und Bart sich minder scheut, in der Verkleidung als alter Sänger eher zum Ziel zu gelangen. Doch sie erkennt seine Stimme, durchschaut die Maskerade, „die gleißnerischen Züge übertüncht mit Lüge", und flieht den Laubengang hinab vor dem Sänger, der endlich die Geduld verliert, ihr seine Liebe erklärt, und als sie jetzt auch kalt bleibt, mit einigen Grobheiten den Abschied ertheilt:

Ich bin zu gut zu betteln,
Mein Leben zu verzetteln,
Um einer Närrin Narr zu sein:
Fahr hin, fahr hin, du Bild von Stein.

Er stürmt fort, sie wird von ihrem Onkel, einem polternden Alten aus den Kotzebue'schen Lustspielen, der sich in die altnordische Sagenzeit verirrt hat, wegen ihres albernen Benehmens zum Magddienst verurtheilt, zieht es aber vor, zum Wanderstabe zu greifen und irrt ohne Heimatschein am blauen Belt umher. Wiederum begibt es sich durch einen wunderbaren Zufall, daß sie auf ein schönes Fürstenschloß kommt, dort gespeist und freundlich aufgenommen und trotz ihres fehlenden Dienstbuchs unter die Zahl der Zofen eingereiht wird. Sie konnte natürlich nicht wissen, was der gebildete Leser doch gleich erräth, daß sie sich auf dem Schloß des Fürsten Othar befindet, der noch auf seiner Brautfahrt abwesend ist. Daß sie das bei ihrer Ankunft nicht weiß, leuchtet ein; weniger, daß sie sich einen ganzen Sommer dort aufhält, ohne es zu erfahren. Das kann nur in einer sehr sagenhaften Zeit geschehen, in der unserigen hätte sie es am ersten Abend gewußt. Endlich kommt der Fürst mit der Braut zurück, die er aus depit amoureux und um

nicht mit leeren Händen von einer Brautfahrt heimzukehren, in aller Eile unter erschwerenden Umständen mit Krieg, Belagerung u. s. w. erobert hat. Was wird nun geschehen, fragt der Leser? Natürlich wird er Syritha wiedersehen, wieder erkennen, wieder lieben; doch auch heirathen? Ja, lieber Leser, auch heirathen; denn die eroberte Braut gefällt ihm auf einmal nicht und auch der Mutter nicht; sie benimmt sich allzu frei, und dieses kokette Wesen ist genügend, um sie nach Hause zu schicken. Anwälte ihres guten Rufes besitzt sie nicht, da der Dichter sie wohlweislich vorher aus dem Wege geräumt hat.

Diese wundersame Geschichte ist der Inhalt von Paul Heyse's neuer Dichtung: „Syritha", welche so hold und minniglich in den Weisen unserer alten Sänger austönt und gewiß alle Geheimrathstöchter in gelindes Entzücken versetzen wird. Wir können dies Entzücken nicht theilen; die Naivetät dieses Gedichts ist, wie schon die Inhaltsangabe zeigt, eine gefälschte und raffinirte, ein minniglicheres Gurlithum, und das Gebaren des Helden seiner koketten Braut gegenüber hat etwas Brüskes und Widerwärtiges.

Heyse's Talent verleugnet sich in dem Gedicht nicht, was die Klarheit, Glätte und Anmuth der Verse betrifft, wenn es sich auch hier wieder ohne Tiefe, Schwung und Bedeutung zeigt. Vieles hat poetischen Hauch und ist nicht ohne die ansprechende Schlichtheit mittelalterlicher Dichtung, z. B.:

Und siehe, in der Tage Lauf
Wie lieblich sproß das Blümchen auf,
In Sommerglut vom Wind gekühlt,
Der rein um diese Gipfel spielt,
Und wenn der Winter wüthet,
Am Herde warm gehütet.
Es war fürwahr so wohl geborgen,
Nicht hätten treuste Mutterſorgen
Den Leib ihm zärtlicher gepflegt,
Die Seele freundlicher umhegt.
Den Frauen in diesem Tempelfrieden
War Mutterwonne nicht beschieden,
So nahm nun jede still für sich
Ans Herz die Kleine mütterlich,
Und sie, verwaist, eh' sie empfand
Das Kosen einer Mutterhand,
Gab gern mit Wort und Blicke
Die Lieb' und Treu zurücke,
Die rings sich antrug zum Ersatz.
Ihr Herz besaß so reichen Schatz,
Sie konnte noch mit vollen Händen
Der stummen Creatur verschwenden.
Trat sie bei früher Morgenhelle
Hinaus an ihrer Kammer Schwelle,
So kamen ungelockt herbei
Der Spielgefährten mancherlei,
Die Vögel und das Waldgethier,
Und alle fröhlich dienten ihr.
Sie hatt' ein muntres Jungesinde;
Mit ihrem Kälblein kam die Hinde
Und stand und sah vertraut sie an,
Bis sich das Kind den Muth gewann,
Sie wie ein Reitpferd zu besteigen.
Nun durch der Wälder tiefes Schweigen
Trug sanft und sorglich sie das Thier.
Es gab ein Aufsehn im Revier;
Die Vögel sagten's balde
Dem kleinern Volk im Walde,
Die Füchse schlüpften aus dem Bau,
Zum Marder sprach der Luchs: Nun schau!
Wohl hat die Wärt'rin Angst gelitten,
Da unversehn das erste mal
Die Kleine war davongeritten.
Doch als sie über Berg und Thal
Ihr zahmes Wild nach Hause lenkt,
Ward ihr die Freude nicht gekränkt,
Man ließ sie in der Göttin Hut
Aufwachsen frei und schön und gut.

Noch mehr Stellen aber sind süßlich modern [illegible] geschraubt, ja die ganze Dichtung erinnert hierin [illegible] in ihrem Stoff an die selige „Amaranth" von Reh[illegible]

17.

Feuilleton.

Eine Rechtfertigung der österreichischen Lyrik.

Robert Hamerling sucht in der „Neuen Freien Presse" die Anschuldigungen zu entkräften, die man gegen die „Bilderjagd der österreichischen Lyrik" in Norddeutschland zu richten pflege. Er sagt: „Es gehört zu den Axiomen, die von einem ästhetischen Bädeker dem andern nachgeschrieben werden, daß die österreichische Dichterschule sich vor andern deutschen Dichterschulen durch eine «zügellose Bilderjagd» auszeichne, durch einen glühenden Schwung der Diction; ja, wenn diesen Bädekern zu glauben, so fallen wir Oesterreicher förmlich aus der germanischen Tonweise hinaus und werden besser, schon wegen der türkischen Nachbarschaft, zu den Orientalen gerechnet. Bei den Metaphern eines österreichischen Dichters wirft der norddeutsche Dichter wie entschuldigend hin, man müsse bedenken, daß der Mann ein Oesterreicher sei, d. h. so etwas wie ein Haschischesser und Opiumraucher. Wir Oesterreicher lassen uns das gefallen. Wenn wir aber näher zusehen wollten, so würden wir finden, daß es mit unserm ausschließlichen Privileg auf Bilderwust und Gefühlsmystik ziemlich mislich bestellt ist. Es kann nicht geleugnet werden, daß Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Beck, Meißner, Hartmann schwunghafte und bilderreiche Poeten sind. Nur nebenbei, ohne viel Gewicht darauf zu legen, will ich bemerken, daß neben diesen Dichtern eine ganze Reihe gemüthlicher österreichischer Poeten herläuft, denen man alles eher vorwerfen kann, als eine exorbitante Bilderſprache. Ich brauche nur Seidl, Vogl, Castelli zu nennen — die Koryphäen der eigentlichen «wiener Schule»; denn es muß bemerkt werden, daß der obenerwähnte glanzvolle Dichterreigen mehr die Provinz vertritt — Nikolaus Lenau und Beck die Glut des Deutschungars, Meißner und Hartmann die Empfindungsenergie des Deutschböhmen —, die Capitale hat von den Gefeierten, welche nach außen vorzugsweise als österreichische Lyriker gelten, keinen geboren, ja kaum einen dauernd beherbergt."

Er sucht weiterhin nachzuweisen, daß Oesterreich weder zu der so überschwenglichen romantischen Schule, noch zu dem originellen Kraftdrama ein Contingent gestellt habe, daß die schlesischen Poeten den Oesterreichern an Schwung und Bilderreichthum nicht etwa gleichstehen, sondern daß bei ihnen die Sachen „der Bilder" der embarras de richesse noch um ein Erkleckliches größer sei, daß ebenso die originelle Bilderſprache und das stimmungsvolle Colorit der westfälischen Dichter, eines Freiligrath und einer Annette Droste-Hülshoff von keinem

Oesterreicher übertroffen worden seien, ja selbst die Dichter des märkischen Sandes, ein Scherenberg, ein Titus Ullrich (der übrigens ein Schlesier ist) und ein J. C. Klein hätten in Ueberschwenglichkeit des bildlichen Ausdrucks das Außerordentlichste geleistet. Hamerling meint daher, daß die alte kritische Bädeker-Redensart von der „Bilderglut" der Oesterreicher zwar nicht als völlig sinnlos abzuweisen, aber doch sehr cum grano salis zu verstehen sei. Robert Hamerling hätte von neuern Dichtern auch noch Victor Hugo anführen können, der doch gewiß kein Oesterreicher ist.

Zunächst fragen wir, wozu die eifrige oratio pro domo? Ist Bilderreichthum denn ein Fehler? Dann freilich ist Shakspeare einer der bedauerlichsten Poeten der Erde. Wir glauben auf die „Poetik" des Herausgebers d. Bl. verweisen zu können, in welcher die Lehre von den Bildern zum ersten male von neuen Gesichtspunkten aus behandelt worden ist. In dieser Allgemeinheit, wie Hamerling die Sache faßt, kommt man zu keinem Resultate; man muß die Textur des Stils bei den einzelnen Poeten auseinanderfasern, um ihre Eigenthümlichkeit zu ergründen. Selbst Goethe, der klarste und durchsichtigste Dichter, ist bilderreich, nur daß bei ihm die episch ausgeführte Vergleichung über die schlaghafte Metapher Shakspeare's überwiegt. Diese Vergleichung halten wir im Drama, als ein retardirendes Moment, so oft sie in „Tasso" und „Iphigenie" vorkommen mag, für fehlerhaft. Es kommt daher darauf an, ob das Bild der bestimmten Dichtgattung entspricht. Bei der Metapher selbst hängt alles davon ab, ob sie den Gedanken schlagend und prägnant ausdrückt oder nur neben ihm herleuchtet. Das ist aber nichts durch Fleiß Erreichbares, das wird wesentlich durch das Maß der dichterischen Begabung bestimmt. Der Fehler, welche der Reichthum an Bildern mit sich bringt, haben sich auch die größten Dichter wie Shakspeare schuldig gemacht; hin und wieder deckt das Bild den Gedanken nicht, oder überragt ihn, oder führt aus der dichterischen Stimmung heraus. Nur matte Häufungen sind in der Regel ein Zeichen der Talentlosigkeit, die umhersucht, weil sie das einzig Treffende verfehlt, und so das Verschiedenartigste herbeischleppt, um durch die Masse den Ausfall des Bezeichnenden zu decken.

Die Frage stellt sich nun anders. Wir fragen nicht, sind die österreichischen Dichter bilderreich, sondern: ist ihr Bilderreichthum schwächlicher oder kräftiger Art, gesucht oder schlagend, berechtigt oder unberechtigt? Diese Frage läßt fast für jeden der von Hamerling genannten Dichter eine anders nuancirte Antwort zu, wozu hier der Platz fehlt. Ohne Zweifel sind aber für die Fehler des bildlichen Ausdrucks bei den österreichischen Lyrikern Beispiele in reichem Maße zu finden, sowol was eine Vermischung der passenden Bildlichkeit in den einzelnen Gattungen, wie die allzu reich austapezierte Sprache der Empfindung im Liede, als auch was die oft matte Häufung der Bilder betrifft, deren sich gerade das Trochäendrama nach spanischem Muster schuldig macht. Freilich, peccatur intra muros et extra — und Hamerling hatte recht, auch auf dies Sündenregister die Dichter anderer deutschen Stämme zu setzen. Es haben zwei hochbegabte Poeten, Anastasius Grün in seinen ersten Gedichten, bei dem allerdings eine buntfarbige Glasmalerei überwog, und Nikolaus Lenau, der in energischer Glut der Bildlichkeit als der Verwandlung für seine Gedanken und Offenbarungen an altbiblische Muster erinnert, der österreichischen Lyrik diesen Vorwurf der Bilderjagd zugezogen, über den sie sich indeß, im Hinblick auf die Bedeutung dieser Talente, leicht trösten wird.

Weimarer Künstleralbum.

Daß der Fürstenhof Weimars den Namen eines „Musenhofs" auch heute noch verdient, bezeugen die Werke der bedeutenden Maler, welche der Großherzog um sich versammelt hat. Die Leistungen der weimarer Maler auch einem größern Publicum zugänglich zu machen, ist der Zweck des im Verlage von M. Bauer u. Sohn in Weimar erscheinenden „Weimarer Künstleralbums", herausgegeben von G. Kanoldt in Jena, und dem Großherzog Karl Alexander von Weimar gewidmet. Dasselbe bringt Photographien nach Werken in Weimar lebender Künstler. Die vorliegende Mappe enthält zwölf Photographien nach Werken von Karl Hummel, Friedrich Preller jun. und sen., Sixt Thon, Hermann Wislicenus, Ernst Haendel, Otto Günther, Dr. Kamecke, Alexander Michelis, A. Pretzsch, Ernst Schaller und Bonaventura Genelli.

Dr. O. von Schorn begleitet die einzelnen Werke mit kurzem Text und einer Einleitung, welche in gedrängten Zügen eine Geschichte der Malerei in Weimar gibt. Er erinnert an das Altargemälde von Lukas Cranach, mit dem den Kurfürsten Johann Friedrich innige Freundschaft verband, und erwähnt sodann der Pflege, welche auch die bildenden Künste von Karl August, Marie Pauline und dem jetzt regierenden Großherzog gefunden.

Die Namen der besten Maler von Weimar sind in der vorliegenden Mappe vertreten. Eine neue Folge verheißt Photographien nach Werken von Professor Martersteig, Graf von Kalckreuth, J. Marshall, Graf von Harrach, Professor Thumann und andern bedeutenden Meistern. Die Photographien, von dem Hofphotographen Haack in Jena, sind geschickt aufgenommen und geben die Werke der genannten Meister, deren Namen dem Unternehmen gewiß einen guten Erfolg sichern, treu wieder.

Bibliographie.

Arnold, Y. v., Die Tonkunst in Russland bis zur Einführung des abendländischen Musik- und Notensystems. Leipzig, Rhode. 8. 12 Ngr.

Bastian, A., Die Völker des oestlichen Asiens. Studien und Reisen. 3ter Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Buckle, H. T., Essays, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers. Aus dem Englischen übersetzt von D. Asher. Leipzig, C. F. Winter. 8. 20 Ngr.

Czerwenka, B., Die Khevenhüller. Geschichte des Geschlechtes mit besonderer Berücksichtigung des 17. Jahrhunderts. Nach archivalischen Quellen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Erlach, F. v., Die Freiheitskriege kleiner Völker gegen große Heere. 1stes und 2tes Heft. Bern, Haller. Gr. 8. à 8 Ngr.

Fernow, K. L., Carstens, Leben und Werke. Herausgegeben und ergänzt von H. Riegel. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Haffner, K., Nonne und Maitresse. Roman aus dem Wiener Leben. 3 Bde. Wien, Last. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hahn, E., Hohenzollern und Welfen. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. 1ste und 2te Lief. Würzburg, Julien. 8. à 6 Ngr.

Heinrich von Melk. Herausgegeben von R. Heinzel. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Hermann, C., Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Thlr.

Hughes, T., Tom Brown's Schuljahre. Von einem alten Rugby-Jungen. Zur Darlegung des gegenwärtigen Standes der Erziehung in den obern Classen Englands. Nach dem Englischen bearbeitet von E. Wagner. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Jacobi, J. B., Der baulustige Glasermeister. Aus dem Volksleben. Breslau, Günther. 1868. 8. 15 Ngr.

Janke-Karola, Gedichte. 2 Thle. Dresden. Gr. 16. 1 Thlr.

Josef, W. A. C., Politische Geheimnisse. Kritik der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der politischen Regierungs-Maximen der Minister Clemens Lothar Metternich, Bismarck, Stein und Beust. Freiburg im Br., G. Mayer. Gr. 8. 5 Ngr.

Knorr, C., Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland. Nach authentischen Quellen bearbeitet. 1ste Lief. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr.

Köhler, J. A. C., Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere alte Ueberlieferungen im Voigtlande mit Berücksichtigung des Orlagaus und des Pleißnerlandes. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Voigtländer. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Könneritz, C. v. — Aus dem Nachlasse des königlich preußischen General-Lieutenants Carl v. Könneritz. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krempelhuber, M. C. v., Der Trost der Vernunft am Grabe unserer Lieben und dem Ende unserer eigenen Lebenstage. München, Franz. 8. 5 Ngr.

Kümlau, C. F., Ideen über modernen Radicalismus. 1ste Abth.: Geschichte des Radicalismus. Fond du Lac, Wis. 1866. 8. 10 Ngr.

Blümisches Leben. Geschichten und Bilder. Deutsch von F. v. Hellwald. Wien, Hilberg. 8. 1 Thlr.

Patuzzi, A., Geschichte der Päpste. 1stes bis 3tes Heft. Wien, Benedikt. Hoch 4. à 5 Ngr.

Postscripte, zu den Trostbriefen für Hannover. Von einem Alt-Hannoveraner. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rank, J., Stein-Relken. Bilder aus dem Stadt- und Volksleben. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünfundzwanzig Jahre
aus der Geschichte Ungarns
von 1283 bis 1848
von
Michael Horváth.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.
Zwei Bände. Gr. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

Dieses zuerst in ungarischer Sprache erschienene Werk Michael Horváth's — des verdienstvollen Geschichtschreibers seines Heimatlandes, an dessen Kämpfen er selbst thätigen Antheil nahm, besonders 1849 als ungarischer Cultusminister — hat unter dessen Landsleuten ausserordentlich günstige Aufnahme und bereits in mehrern tausend Exemplaren Verbreitung gefunden. Der Verfasser entwirft darin ein fesselndes, mit Freimuth und gründlichster Kenntniss der Verhältnisse ausgeführtes Bild von dem gesammten politischen Leben Ungarns während einer der wichtigsten Perioden seiner neuern Geschichte, einer Periode, welche hauptsächlich die nationalen Strebungen, die Parteibildung und die parlamentarischen Kämpfe ins Leben rief, von denen das Land gegenwärtig bewegt wird.

Um auch dem deutschen Publikum das Werk zugänglich zu machen, ist unter Mitwirkung des Verfassers die vorliegende deutsche Ausgabe veranstaltet worden. Dieselbe wird um so willkommener sein, je lebhafter und allgemeiner das Interesse ist, welches die Entwickelung der ungarischen Angelegenheiten in der Gegenwart auch ausserhalb Ungarns in Anspruch nimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechanik.
Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von
Dr. **Julius Wenck,**
Director der herzoglichen Gewerbeschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortrefflich zum Selbstudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragenen Lehren sind überall ausgeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Das „Pädagogische Archiv" (Jahrgang 1867, Heft 1) sagt darüber unter anderm: „Das vorliegende Werk ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Es empfiehlt sich durch seine klare Darstellung, welche für volle Beherrschung des Stoffs Zeugniß ablegt, und durch seine praktische, namentlich zum Privatstudium geeignete Einrichtung, indem durch vielfache Beispiele gezeigt wird, wie die gewonnenen Gesetze ihre Verwendung finden. Wir empfehlen daher das Werk recht sehr den Lehrern an Gewerbeschulen als zur Einführung wohl geeignet; desgleichen machen wir unsere Herren Collegen an Realschulen auf dasselbe aufmerksam, da sie viel auch hier Verwendbares finden werden."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kampf und Untergang
des
Melanchthonismus in Kursachsen
in den Jahren 1570 bis 1574
und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter.

Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden bearbeitet von
Dr. phil. **Robert Calinich,**
Diakonus in Chemnitz.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der Originalacten im Hauptstaatsarchiv zu Dresden sowie der von den wittenberger Lehrern und ihren Gegnern ausgegangenen Schriften gibt der Verfasser hier zum ersten male eine parteilose und klare Darstellung der Kämpfe, welche mit dem Anathema der Melanchthonischen Lehrrichtung, ihrem Ausschluß aus Kursachsen und der Verurtheilung ihrer Träger und Verfechter endeten. Die Geschichte jener kirchlichen Bewegung wird dadurch in gründlicher Weise aufgehellt; namentlich wirft der Proceß gegen die Häupter der bekämpften Richtung (M. Schütz, Dr. Stößel, Dr. Cracau, Dr. Peucer) mit seinem tragischen Ausgange interessante Schlaglichter auf den Geist und die Leidenschaften der damaligen Zeit. Das Buch ist von gleichem Interesse für die theologische Welt, besonders in den sächsischen Landen, wie für Historiker und alle Freunde der Geschichte.

Das „Literarische Centralblatt" (Jahrgang 1867, Nr.) beginnt eine Besprechung des Werks mit den Worten: „Die hier angezeigte Arbeit des Hrn. Dr. Calinich rechnen wir unbedenklich zu den beachtenswerthesten reformationsgeschichtlichen Werken, welche in den letzten Jahren erschienen sind."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch des kaufmännischen Rechnens
von
Wilhelm Röhrich,
Director der Handelsschule zu Frankfurt a. M.

8. Geh. 1 Thlr.

Praxis und Theorie gehen in diesem neuen Lehrbuch wie in den frühern Schriften des bekannten Verfassers Hand in Hand. Die Schüler lernen nicht nur die Formeln kennen, mittels deren die im kaufmännischen Leben vorkommenden Rechnungsaufgaben rasch und sicher zu lösen sind, sondern auch die Gründe des Verfahrens bei den verschiedenen Rechnungsarten werden ihnen klar und anschaulich gemacht. Das Röhrich'sche Handbuch eignet sich daher ebenso zum Schulgebrauch wie zum Selbstunterricht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Abriß der Handelswissenschaft. Zur Benutzung in Handelsschulen wie zum Privatgebrauch für Kaufleute und Nichtkaufleute. Geh. 1 Thlr.

Leitfaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft. Zum Gebrauch in Handelsschulen. Geh. 10 Ngr.

Die Laufende Rechnung oder das Kontokorrent. Die Aufstellung, die verschiedenen Wege zur Berechnung der Zinsen, und der Abschluß. Geh. 8 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 22. August 1867.

Inhalt: Biographien und Verwandtes. Von F. W. Ebeling. — Dramaturgisches. Von Rudolf Gottschall. — Zur Länder- und Völkerkunde. — Feuilleton. (Kaiser Napoleon III. und das deutsche Drama; Literarische Notizen; Sinn und Tendenz des Spiels von den zehn Jungfrauen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Biographien und Verwandtes.

1. **Christian Hermann Weiße. Ein Nekrolog, vorgetragen in einer Versammlung von Mitgliedern des Deutschen Protestantenvereins, Dresden am 5. October 1866, von Rudolf Seydel. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.**

Der um die Wissenschaft vielfach verdiente Philosoph *), dessen Andenken hier gefeiert wird, war nicht blos der Lehrer unsers Panegyristen, sondern hatte ihn auch laut eigenen Geständnisses durch unzählige Bethätigungen liebevoller Fürsorge und väterlicher Freundschaft mit engen Banden an sich gekettet. Bei solcher Bewandtniß ist es kein Wunder, daß die Dankbarkeit bei der Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse das lebhafteste Colorit wählen würde. Aber ich huldige nicht dem durchaus unstatthaften und schädlichen Dictum de mortuis nil nisi bene, lasse vielmehr nur das de mortuis nil nisi vere gelten. Zwar darf man der Pietät keineswegs die allerengsten Grenzen ziehen wollen, wo es sich um Schilderung des persönlichen Charakters handelt; schweigen soll sie jedoch, wo wir nach der geistigen Individualität, nach den Leistungen für die Allgemeinheit, nach der geschichtlichen Stellung eines Mannes fragen. Von diesen Gesichtspunkten aus kann man sich kaum in stärkern Hyperbeln bewegen, als hier geschehen. Wenn Julian Schmidt sich zu der extremen Aeußerung hinreißen ließ, Weiße gehöre zu den Non-Entitäten, so hatte er nicht den dritten Theil der Schritte vorwärts zu thun, um dem Verstorbenen die rechte Stellung anzuweisen, als Seydel rückwärts.

Weiße hat es in der Philosophie nie zu einem eigenen Systeme, nie über den Eklekticismus gebracht, und es ist ein befremdlicher Muth, ihn Hegel's größten Nachfolger zu nennen, ihn, der Hegel nie recht verstanden und noch weit weniger die Philosophie über ihn hinauszuführen vermochte. Nie erhob sich sein speculativer Geist über die mittlern Höhen des Denkens; logische Schärfe und Dialektik verschwimmen bei ihm stets in einer Rhetorik, die zwar schwunghaft und glänzend, aber immer nur belletristisch ist. Unendlich viel hatte er gedacht, allein selten sich wahrhaft schöpferisch erwiesen. Alle seine Studien sind wol Zeugen eifrigen und anerkennenswerthen Strebens, nirgends indeß eine Quelle tiefer Belebung, nimmer originale Bausteine zum Fortbau der Philosophie geworden. Am deutlichsten ist namentlich an seiner „Philosophischen Dogmatik" zu erkennen, daß Weiße am allerwenigsten dazu berufen war, etwas Urthümliches zu schaffen, ein Hauptträger menschlicher Geistesentwickelung zu werden.

Seinem Panegyristen ist er auch der Begründer der wissenschaftlichen Aesthetik; doch kann sich Weiße's „Wissenschaft von der Idee der Schönheit" (2 Bde., Leipzig 1830) mit Arbeiten wie die von Solger, Hegel, Zeising oder gar Vischer, so groß in vieler Hinsicht ihre Verdienste sind, keinesfalls messen.

In der Bibelkritik endlich stellt Seydel seinen Lehrer in Quellenverständniß, Studium und Sagacität weit über Strauß, der hier — mirabile dictu! — in einer Linie mit Renan genannt worden. Es ist zwar keine Frage, daß Weiße's Forschungen in der Aesthetik und Theologie vielfach von Vischer und Strauß benutzt, aber öfter von diesen weiter geführt, berichtigt und widerlegt worden sind.

Der Stil ist musterhaft, ja voll glanzvoller Bestechungskraft. Man fühlt die ungeheuchelte Wärme seines Eigners, und um so schmerzlicher sind die Mißklänge, welche mehr noch als im Leben in der Wissenschaft durch Uebertreibungen hervorgerufen werden, solange man das Gemüth sich frei zu erhalten weiß.

2. **Karl von Raumer's Leben von ihm selbst erzählt. Zweiter Abdruck. Stuttgart, S. G. Liesching. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.**

Der genannte Autobiograph wurde am 9. April 1783 zu Wörlitz im Anhaltischen geboren und war der Sohn eines tüchtigen Landwirths, der als Kammerdirector über 50 Jahre im Dienste seines Fürsten gestanden, übrigens aber nebst seiner Gattin einer strenggläubigen Richtung huldigte, welche den bestimmendsten Einfluß auf die

*) Geboren am 10. August 1801 zu Leipzig, seit 1845 ordentlicher Professor daselbst, gestorben am 19. September 1866 auf seinem benachbarten Rittergute Störteritz.

Erziehung ihrer Kinder übte. Anfänglich in den Schulen seines Geburtsorts und durch einen scheinfrommen, im Grunde bösartigen Hauslehrer gebildet, ward Karl mit Erreichen des vierzehnten Lebensjahres der straffen Zucht des Joachimsthal'schen Gymnasiums in Berlin übergeben, dem damals der berühmte und wunderliche Meierotto vorstand, unter den Rectoren jener Zeit Friedrich der Große geheißen. Ostern 1801 für die Universität tüchtig befunden, ging er nun nach Göttingen, um nach dem Willen seines Vaters die Jurisprudenz zu ergreifen. Gleichzeitig widmete er sich jedoch auch kameralistischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien, nahm mehr als flüchtiges Interesse an der Kunst und fand außerdem noch Zeit zur Beschäftigung mit neuern Sprachen. Dies durch keinerlei äußere Veranlassung erklärte Umherschweifen auf den verschiedenartigsten Gebieten des Wissens und der damit verbundene Mangel an Fixirung und Vertiefung ist Raumer immerdar eigen gewesen, woraus ganz natürlich Leistungen hervorgingen, welche, wenn wir auch weit entfernt sind, sie unterschätzen zu wollen, doch ihrem Umfange wie innern Werthe nach weder zu der Dauer seines Lebens, noch zu den gemachten Anstrengungen in rechtem Verhältniß stehen. Kein Wunder, daß er in Halle, dessen Musensitz ihn von Ostern 1803 bis zum Ende des Sommersemesters 1805 zu den Seinigen zählte, Dinge trieb, die mit den praktischen Planen der Seinigen vollends nicht harmonirten. Theologie, classische Philologie, Literaturgeschichte, Uebersetzen aus neuern Sprachen, Uebung eines sehr dürftigen poetischen Talents — alles ging kraus durcheinander. Erst Steffens' geniale Vorträge über die innere Naturgeschichte der Erde (seit Michaelis 1804) brachten ihn zu einiger Concentration, und noch mehr der persönliche Umgang mit dem enthusiastisch geliebten Lehrer, der ihn auch in die Familie seines Schwiegervaters, des Kapellmeisters Reichardt in Giebichenstein, einführte, diesen gastfreien Sammelplatz der bedeutendsten Geister, eines Schleiermacher, Goethe, Jean Paul, Voß, Fichte, Schelling, Tieck, Böckh, Strauß, Neander, Varnhagen, der Gebrüder Schlegel u. a.

Hier auch fand Raumer die Geführtin, die ihm über ein halbes Jahrhundert treu zur Seite gestanden, nämlich die damals auffällig schöne und kunstgebildete Friederike Reichardt. Steffens lenkte seinen Wissenstrieb bald ausschließlich auf Mineralogie und Geognosie, und so begab er sich denn im October 1805 nach Freiberg zu Werner, mit welchem bekanntlich das eigentliche Blütezeitalter der Geognosie beginnt. Ostern 1806 aber trug er sich schon wieder mit einem andern Plane, nämlich in Rom dem Studium des Sanskrit obzuliegen; doch Deutschlands politische Lage bestimmte ihn zum Bleiben und zur Fortsetzung des Begonnenen. Uebereilter Eifer zerstörte indeß das bisherige schöne Verhältniß zwischen ihm und seinem großen Lehrer, der ihm nichtsdestoweniger mit Empfehlungen behülflich war, als er zur weitern Ausbildung 1808 nach Paris ging, wo er bis Juni 1809 verweilte und außer verschiedenen allgemein bekannten und unzähligemal geschilderten politischen Größen Laplace, Cuvier, Montgolfier, Alexander von Humboldt und andere Heroen der Wissenschaft kennen lernte. Fichte's „Reden an die deutsche Nation" aber, in denen ein kräftigeres Deutschland durch eine an Pestalozzi's Unterrichtsgang anknüpfende Volkserziehung erhofft ward, ließen ihn auf einmal Pflanzen, Steine und Gebirgsformationen vergessen: er beschloß, ein pädagogischer Apostel zu werden, und flugs machte er sich zu Pestalozzi nach Ifferten auf. Nach acht Monaten, im Mai 1810, kehrte er, gründlich geheilt von mancher Illusion, „wie ein zerschlagener Don Quixote", in die Heimat seiner Braut zurück. Es war ein großes Glück für Raumer's ganze Zukunft, daß ihn sein Bruder Friedrich, der damals im Cabinet des Staatskanzlers Hardenberg arbeitete, nach Berlin rief und in die Stellung eines Geheimsecretärs im Berg- und Hüttendepartement trieb, welcher schon im nächsten Jahre (1811) eine Ernennung zum Professor der Mineralogie an der erneuten und in der That sehr bunt zusammengewürfelten Universität Breslau folgte, ingleichen die Ernennung zum Bergrath am dortigen Oberbergamte: beides auf Grund seiner „Geognostischen Fragmente" (Nürnberg 1811), welche den tüchtigen, wenngleich keineswegs bedeutendsten Schüler Werner's bekundeten.

Das Frühjahr 1813 brachte längern Stillstand in seine zwiefache amtliche Thätigkeit. Es galt, mit Aufraffung aller Kräfte die Existenz des Vaterlandes vielleicht für immer zu entscheiden, und obgleich er bereits verheirathet und Vater war, riß sich sein schnell entflammtes Herz doch von Weib und Kind los, um in der schlesischen Landwehr den Kampf gegen den fremden Usurpator mit auskämpfen zu helfen. Doch kam es anders, als er dachte, indem man ihn ungeahnt als Volontäroffizier in das königliche Hauptquartier dirigirte, und nach dem Waffenstillstand vom 5. Juni bis 16. August in das Blücher'sche Hauptquartier zu Dienstleistungen für den Generalstabschef Gneisenau. Neuigkeiten von allgemeinerm Belang erfahren wir aber aus dieser seiner kriegerischen Periode keine, nicht einmal interessante Specialitäten. Was wirklich neu ist, ist Lappalie, und das Interessanteste darunter sind vielleicht die vielen falschen Ortsbezeichnungen. Alles Erheblichere ist andern Darstellungen entnommen.

Nach der Schlacht bei Leipzig bekam er den Auftrag, die Harz- und Maingegenden zu bereisen, um auszumitteln, inwiefern sie den gegen Frankreich kämpfenden Heeren förderlich werden könnten, einen Auftrag, den er zu Gneisenau's Zufriedenheit ausführte. Mit diesem betrat er am 12. Januar 1814 den französischen Boden. Kurz nach der Schlacht von Laon erhielt er dann den Befehl, sich nach Lüttich zu verfügen und die Aufsicht und Leitung der Gewehr- und Munitionsfabriken in den Departements des Unterrheins, sowie der Verfertigung sonstiger Armeebedürfnisse zu übernehmen. Das Geschäft war schwierig, durch die Erfolge der verbündeten Heere jedoch schnell abgethan. Schon Ende April konnte er über Brüssel und Compiègne nach Paris reiten, wo er binnen drei Wochen „außerordentlich vieles" erlebte, ohne daß wir erfahren, worin das Außerordentliche bestanden. Am 5. Mai

bekam er den verlangten Abschied aus dem Militärdienst, am 3. Juni schüttelte er den Staub von seinen Füßen vor dem schwiegervaterlichen Landhause zu Giebichenstein, und am 12. Juni rastete er wieder am heimischen Herde zu Breslau, wo seines Wirkens bis zum October 1819 war.

In diese Zeit fallen die „Geognostischen Versuche" (Berlin 1815), die „Geognostischen Umrisse von Frankreich, Großbritannien und einem Theile Deutschlands und Italiens" (mit Moritz von Engelhard zusammen bearbeitet, Berlin 1816) und „Das Gebirge Niederschlesiens, der Grafschaft Glatz und eines Theils von Böhmen und der Oberlausitz geognostisch dargestellt" (mit einer häßlich und untreu gestochenen Karte, Berlin 1819). Im October 1819 nach Halle in den gleichen Eigenschaften versetzt, hatte er dort mit mancherlei Misverhältnissen zu kämpfen, welche insbesondere aus seinen Sympathien für das Turn- und Burschenschaftswesen entsprangen; außerdem waren die erforderlichen Lehrmittel, z. B. eine Mineraliensammlung, in sehr ungenügendem Grade vorhanden, und es kam ihm daher sehr gelegen, daß ihn der Rector Dittmar in Nürnberg aufforderte, sich an seinem Gymnasialinstitute zu betheiligen. Noch vor Ostern 1823 ging er dahin ab, um in Kürze den Freund zu verdrängen, der sich nicht dazu verstehen konnte, an die Stelle des bisherigen freisinnigen Erziehungsprincips den Pietismus zu setzen. Dieser Pietismus brachte sowol das Gymnasium herunter als eine 1824 mit Heinrich Ranke und Philipp Wackernagel gegründete Anstalt für verwahrloste Knaben, nur daß sich diese mit Hülfe der baseler Missionsbrüder lebensfähig erhielt, während jenes sich nach zwei Jahren auflösen mußte.

Ueberhaupt bezeichnet der Name Nürnberg die bitterste Zeit seines Lebens, und als ihm der König von Baiern die durch Schubert's Abgang nach München erledigte Professur der allgemeinen Naturgeschichte in Erlangen, trotz des entschiedensten Protestes des Senats, der Oken vorgeschlagen, verlieh (Mai 1827), war seine äußere Lage eine bereits sehr bedauerliche geworden. Wie wenig er Schubert zu ersetzen vermochte und wie tief er unter Oken stand, bewies er hier als Lehrer und Schriftsteller, und die Abneigung, die bei mehrern seiner Collegen gegen ihn herrschte, ward durch die von ihm zur Schau getragene Orthodoxie bis zur vollsten Feindseligkeit gesteigert. Seine Missionskränzchen und die wunderlichen Vorlesungen über Palästina und Augustin's „Confessionen" fanden jedoch bei dem Minister Schenk Beifall, und so festigte sich die anfänglich sehr lockere Position in Erlangen. Allmählich starben die Gegner oder wandelten sich aus Indolenz und Klugheit um, es sammelte sich sogar ein ansehnlicher (pietistischer) Kreis um ihn und zu seinem siebzigsten Geburtstage ertheilte ihm die theologische Facultät für seine Verdienste „um christliches Leben und christliche Wissenschaft" die Doctorwürde. An Thätigkeit hatte er es wirklich niemals fehlen lassen; aber sie zerstob nach allen Ecken und Enden hin und drang, die geognostischen Forschungen von 1811—19 abgerechnet, nie in die Tiefe.

Aus dem Wirrwarr seines literarischen Wirkens in Erlangen ragen nur zwei lichte Punkte hervor: das „Lehrbuch der allgemeinen Geographie" und die „Geschichte der Pädagogik". Beide sind fleißige Arbeiten; aber die erste betrachten die Männer von Fach nur als brauchbare Compilation, und die zweite trägt einen zu auffälligen Mangel an selbständiger Forschung und noch weit mehr Mangel an Selbständigkeit des Urtheils. Dazu hat er auch hier nicht lassen können, seine specifisch christliche Gesinnung durchschimmern zu lassen. Die mineralogischen Vorlesungen hatte er in den letzten Jahren seines Lebens an Friedrich Pfaff abgegeben, biblische Geographie, Pädagogik und die Augustin'schen „Confessionen" hingegen tractirte der Professor der Naturwissenschaften bis an das Ende seiner Tage. Er starb am 2. Juni 1865, verschont von den Bitterkeiten des Todes.

Dies die Quintessenz eines Lebens, das in einem Bande von 344 Seiten geschildert worden; geschildert in einer so unglaublich äußerlichen, nüchternen, zum Theil kleinlichen Weise, daß die Kritik in der That sich mit großer Schärfe gegen diese Art biographischer Darstellung aussprechen mußte, hätte der Verfasser mit dieser Darstellung etwas anderes als ein Erinnerungsbuch lediglich für die Seinigen bezweckt. Aber denen, welche es nunmehr auf den offenen Markt hinausgetragen, muß es doch gesagt werden, daß sie weder der Literatur noch dem Verstorbenen damit genützt, dessen ohnehin mäßige Bedeutenheit, auf ein so unbeholfenes Denkmal gestellt, nur noch problematischer erscheinen muß, als sie in Wirklichkeit war und ist.

3. Des russischen Reichskanzlers Grafen Nesselrode Selbstbiographie. Deutsch von Karl Klevesahl. Berlin, Mittler und Sohn. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Bei weitem mehr, als sie bietet, verspricht der Titel dieser kaum fünf Bogen umfassenden Schrift. Sie ist im Grunde nichts weiter als der Anfang eines Gerüstes zu einer wirklichen Selbstschilderung. Sie reicht nur bis zum Jahre 1814, beschränkt sich auf den äußern Lebensgang, eröffnet keinerlei Einsicht in die eigentliche staatsmännische Thätigkeit und zeigt von den großen Begebenheiten, an denen der Verfasser fernern oder nähern Antheil genommen, nichts, was wir nicht aus tausend anderen Büchern längst wüßten oder aus jeder größern Real-Encyklopädie erfahren könnten. Wenn der Uebersetzer der ursprünglich französischen und ohne Absicht auf Veröffentlichung erfolgten Niederschrift ihr den Werth beimißt, zur Berichtigung der Urtheile über viele bedeutende Personen, zur Vervollständigung einzelner Thatsachen, wie zur Enthüllung des innern Zusammenhangs der Begebenheiten so manchen Beitrag zu liefern, so ist wenigstens der Referent nicht im Stande gewesen, dergleichen ausfindig zu machen. Die im Texte verheißenen Beilagen sind übrigens ausgeblieben und des Uebersetzers Notizen theilweise sehr primitiv und für einen Kreis berechnet, in welchem diese Broschüre schwerlich Eingang erlangen dürfte.

4. Graf Heinrich Levin Wintzingerode, ein würtemberger Staatsmann. Von Wilko Graf Wintzingerode. Gotha, F. A. Perthes. 1866. 8. 15 Ngr.

Was Klevesahl für seine Uebersetzung ohne Fug in Anspruch nahm, muß dieser biographischen Skizze vollsten Maßes vindicirt werden. Sie hat die Absicht einer Ehrenrettung des politischen Charakters des Genannten, besonders als würtembergischen Ministers des Aeußern (1819—23) und seines Verhältnisses zu dem Gesandten Wangenheim; und wenn sie uns auch nicht den Glauben benehmen kann, daß Wintzingerode bei Nord- und Südwind, Sonnenschein und Sturm gleich gut zu ruhen verstand, ist es dem Verfasser doch in einigen raschen, aber feinen und kundigen Zügen gelungen, seinen Helden unter eine günstigere Beleuchtung zu versetzen, als ihm in mehrern neuern Geschichtswerken zutheil geworden, zuletzt in Treitschke's „Historischen und politischen Aufsätzen" und in Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts" (Bd. 7), denen vornehmlich ganz in der Ordnung vorgehalten wird, daß zur Beurtheilung des Charakters eines Menschen nicht sowol einzelne Handlungen an sich dienen dürfen, sondern Kenntniß des ganzen Lebens und der allen Handlungen zu Grunde liegenden Motive erforderlich ist. Lebendige, geübte und in strengster Objectivität gehaltene Darstellung erhöhen den Werth dieser kleinen, auch zur Erweiterung der Betrachtungsweise des Getriebes napoleonischer Zeit geeigneten Schrift, die trotz aller äußern Bescheidenheit als eine bemerkenswerthe Bereicherung unserer historischen Literatur verzeichnet zu werden verdient.

5. Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. Von ihm selbst dictirt. Aus dem französischen, als Manuscript gedruckten Original übersetzt. Mit einer Einleitung von K. Bernhardi. Kassel, Freyschmidt. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Unter den Memoirenwerken der letzten Jahrzehnte eins der wenigen, die nach Inhalt und Darstellung in den weitesten Kreisen von Interesse sein dürften, um so mehr, als die Uebertragung ins Deutsche von ebenso gewandter als kenntnißreicher Hand vollzogen wurde. Der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten war der jüngere Bruder des von 1785—1821 regierenden Landgrafen und spätern Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel, ein Mann von durchaus edelm Charakter und liebenswürdiger Persönlichkeit, fest und muthig, wo es galt, für die höhern Güter des Lebens einzutreten, in oft sehr verwickelten Lagen immer sich selbst und dem treu, was er als Pflicht erkannt hat, und damit gewissermaßen den thatsächlichen Beweis liefernd, daß auch an Fürstenhöfen ehrlich noch am längsten währt und Freimüthigkeit eine Stätte zu finden vermag. Am 19. December 1744 zu Kassel geboren, machte er schon als siebzehnjähriger Jüngling unter dem in dänische Dienste getretenen französischen General Grafen St.-Germain seinen ersten Feldzug, als die Russen unter Peter III. Holstein bedrohten. Im zwanzigsten Lebensjahre war er bereits Generalmajor, im zweiundzwanzigsten General der Infanterie, Präsident des dänischen Kriegscollegiums, Großmeister der Artillerie und Chef der Garden; im dreißigsten sehen wir ihn als dänischen Generalfeldmarschall und dann als täglichen Tischgenossen des greisen Königs Friedrich II. von Preußen, dessen verödetes Herz er mit einer fast räthselhaften Gewalt eroberte, dessen ganzes Vertrauen er sich zu gewinnen verstand. Die Mittheilungen des Verfassers gewähren daher tiefen und detaillirten Einblick in die Geschichte der letzten Lebensjahre des großen Königs. Doch auch über den dänischen Hof und dänische Landeszustände unter Friedrich V. (1746—66), Christian VII. (1766—1808) und Friedrich VI. (Mitregent seit 1784, König von 1808—39) erhalten wir ebenso geschichtlich werthvolle als unterhaltende Aufschlüsse. Leider umfassen die hier zur Veröffentlichung gelangten Aufzeichnungen nur einen Zeitraum von 40 Jahren, und wir stimmen daher in des Herausgebers Wunsch ein, daß des Verfassers hohe Angehörige auch die Fortsetzung gestatten möchten, von welcher wir uns ebenso beachtenswerthe Beiträge zum Verständniß so mancher Begebenheit der neuern Zeit versprechen.

6. O. Glaubrecht's ausgewählte Schriften. Nebst Lebensbeschreibung und Bildniß. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gustav Diegel, Professor am evangelischen Predigerseminar zu Friedberg, hatte schon 1860 der letztgeschriebenen Volkserzählung seines inzwischen verstorbenen Freundes: „Das Wassergericht", die anspruchslose Lebensskizze beigefügt, welche der obigen Sammlung wiederum vorangeschickt worden. Sie ist eben nicht umfangreich (52 Seiten), aber doch umfassend genug für eine Laufbahn, die sich in den kleinsten Rahmen spannen läßt. Rudolf Oeser (dies der wahre Name des pseudonymen Glaubrecht) wurde am 31. October 1807 zu Gießen geboren, wo sein Vater die Stellung eines Hofgerichtsraths einnahm, genoß die Gymnasial- und Universitätsbildung seiner Vaterstadt, trat 1833 in das geistliche Amt, ward 1835 Pfarrer zu Lindheim, wirkte von dort aus als ein namentlich in Süddeutschland gern gelesener Volksschriftsteller bis an sein seliges Ende am 13. October 1859, war aber in seiner Gemeinde wenig beliebt und immer ein mehr als dürftiger Kanzelredner. Damit ist seine äußere Geschichte erschöpft.

Die nur zu sehr begründeten Vorwürfe, daß er ein Pietist sei, und der Umstand, daß er in seiner nächsten Nähe wenig Anklang für seine Ueberzeugung gefunden, waren nach Aussage seiner Frau der Beweggrund, der ihn zur Schriftstellerei trieb. Er wollte sehen, ob man überall so denke, er wollte werben für seinen Glauben, und er wählte zu diesem Behufe die Form der Volkserzählung, weil er das meiste Geschick dazu fühlte und sich auch wol gestand, daß der von ihm auszustreuende Same in gehobenern Gesellschaftsschichten keinen recht empfänglichen Boden erwarten dürfe. Wirklich haben seine Schriften in Nord- und Mitteldeutschland, wo der Stand der Volksbildung am höchsten, am allerwenigsten Eingang gefunden. Was aber Bitzius (Jeremias Gotthelf) für die Schweiz, W. O. von Horn für die Pfälzer und Moselaner

geworden, das hat er in der That für die Hessenländer erreicht, ohne jedoch vornehmlich dem erstgenannten in Kenntniß des Volks, Kräftigkeit der Gesinnung und Energie der Darstellung, die allerdings bisweilen ans Affectirte streift, gleichgestellt werden zu können. Leichter, verständlicher Stil, knappe Form, präcises Verfolgen der Tendenz, strenges Vermeiden des in der Volkserzählung stets fehlerhaften Charakters der Universalität und mithin taktvolles Festhalten an localer Gewandung, viel Witz und oft vortrefflicher Humor sind die Vorzüge seiner Schriften; Vorzüge, welche es nur sehr bedauern lassen, daß sie durchaus ungesunden Zwecken dienen müssen, Zwecken, welche auf Bigoterie hinauslaufen. Daß in seinen Erzählungen die Gestalten der sogenannten Stillen im Lande ihm am meisten gelungen, ist beinahe selbstverständlich; doch um sich an diesen zu erquicken, muß man seine Vernunft erst einem radicalen Verdampfungsproceß unterworfen haben.

Eigenthümlicherweise ist gerade die erste, 1841 erschienene Erzählung: „Anna, die Blutegelhändlerin", der Tendenz nach die erträglichste und auch sonst die tüchtigste, denn in der Regel ist es die Art der Frommen, gleich von vornherein mit allem Rüstzeuge auszurücken. Oeser dagegen scheint hier absichtlich erst Fühlung versucht zu haben, was man wol alles bieten könne, denn in den folgenden Schriften tritt das Ringen nach zerknirschter Frömmigkeit und blinder Hingabe an eine fatalistische Vorsehung immer entschiedener und unverhüllter heraus. Keine derselben hat aber die Aufnahme der „Anna" gefunden, von der sechs Wiederherstellungen nöthig wurden. Geradezu widerlich und selbst technisch verfehlt ist „Der Zigeuner" (zuerst 1851, in obiger Sammlung S. 99—253), und schwer zu begreifen, warum statt ihrer nicht „Die Schreckensjahre von Lindheim" (1842, vierte Auflage 1862) Aufnahme erhalten. Sonst sind es noch neun kleine „Erzählungen aus dem Hessenlande", welche von dem Herausgeber berücksichtigt worden, sodaß er insgesammt ungefähr ein Drittel dessen zu einem Ganzen verschmolzen, was Oeser's eifrige Feder überhaupt geschaffen. F. W. Ebeling.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Dramaturgisches.

Das Theater der Deutschen hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem „kranken Mann"; auch fehlt es nicht an Heilversuchen jeder Art. Die Dramaturgen kommen mit der Klystierspritze und mit dem glühenden Eisen, um seine Verdauung zu verbessern und seine Auswüchse fortzubrennen. Gleichwol wird der kranke Mann nicht besser, sondern wirft sich höchstens auf die andere Seite.

Wir wollen indessen alle diese Reformbestrebungen nicht verurtheilen, sondern nur über das Räthsel ihrer Erfolglosigkeit nachdenken. Was den kritischen Theil derselben betrifft, so findet er die Zustimmung fast aller Gebildeten; doch mit der Kritik baut man keine Häuser. Es fehlt in Deutschland eben für künstlerische Zustände die organisatorische Kraft; zu tief wurzelt der Glaube an das gottbegnadigte Genie, das sich selbst hilft und Bahn bricht, „wenn auch die Welt voll Teufel wär', die es verschlingen wollten". Man glaubt dieser Göttlichkeit und ihren geheimnißvollen Wirkungen etwas zu vergeben, wenn man ihr die Pfade in prosaischer Weise ebnet. Hierzu kommt, daß die deutschen Regierungen im allgemeinen von der Kunst keine allzu hohe Meinung haben, sondern in den bureaukratischen Kreisen hier und dort Ansichten herrschen, welche bei einer Nation von „Denkern und Dichtern" Befremden erregen müssen. Das Theater wird im allgemeinen als die höhere Schaubude betrachtet, die nur etwas größere Dimensionen hat als die gewöhnlichen Meßbuden; amusiren will sich darin auch der wirkliche geheime Träger der Staatsgewalt ebenso gut wie der Blusenmann der Galerie, und für manchen Mandarin mit dem vornehmsten Knopf an der Mütze ist vieles „Kaviar", was im dritten Rang den Plebejern noch ganz trefflich mundet. Wenn nichts Censur- und Polizeiwidriges sich auf der Bühne zuträgt, ist die Regierung, die eben mit der Kunst nur polizeilich im Zusammenhang steht, ganz zufrieden. Der Begriff des Polizeiwidrigen ist übrigens auch ein schwankender, und wechselt mit der wechselnden Sitte. Man kann sich ungebildete Kannibalenstaaten denken, in denen unser heutiges Ballet mit seiner „Waden- und Lendenpoesie" für polizeiwidrig gelten würde, während die Nuditäten der pariser Bühne, die bald bei dem Indianerschurz und bei der Harmlosigkeit der Südseeinsulaner angekommen ist, in Deutschland noch immer nicht das polizeiliche Visum erhalten haben. Doch in der heutigen Zeit der Grenzverrückungen wird auch die Mainlinie nicht länger respectirt werden, welche die Nord- und Südprovinzen unserer Tänzerinnen auseinanderhält. Wie dies in Frankreich der Fall ist, werden die obern und untern Entblößungen wenigstens auf einer Seite des Körpers zusammenstoßen und so die Schönheitslinien in einem, durch keine Balletschürze verkümmerten Zusammenhang zeigen.

Sowenig wie die Regierungen sich um das Theater kümmern, kümmern sich die Städte um dasselbe. Hier und dort wird ein prächtiges neues Schauspielhaus gebaut unter der eifrigen Betheiligung der Gemeinden; doch es handelt sich dabei nur um eine architektonische Zierde der Stadt; die Schauspielkunst ist so gleichgültig, daß das Theater alsbald wieder der Privatspeculation überlassen wird, die selbstverständlich nur ihren Geldbeutel bei der Ausbeutung des sogenannten Kunstinstituts in Betracht zieht. Eine städtische Selbstverwaltung erscheint zu unbequem. So bleibt es zuletzt den Schauspielern und Dichtern überlassen, sich wie Münchhausen an ihrem eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Ein derartiges Reformproject werden wir nachher ins Auge fassen. Zunächst wollen wir indessen eine Schrift besprechen, welche mit der äußern Reform der Bühnenverhältnisse nichts zu schaffen hat, aber dafür manchen beherzigenswerthen, dramaturgischen Wink enthält:

1. Didaskalien von Feodor Wehl. Leipzig, Matthes. 1867. 8. 1 Thlr.

Aufsätze, wie die hier zusammengestellten, haben für die Darsteller einen ganz besondern Werth. Die

Tageskritik der Zeitungen findet nicht Raum genug, um eine Rolle oder ein Stück so eingehend auseinandrzulegen.

Das Genre, das hier von Wehl und unsers Wissens kaum von einem andern Autor in gleicher Weise vertreten ist, kann als dramaturgisch κατ' ἐξοχήν gelten, indem in ihm das theoretische und das bühnenpraktische Verständniß der Dramen und Rollen in glücklicher Weise verschmolzen ist. Wir erhalten Winke zur Scenirung des „Sommernachtstraum", von „Romeo und Julie", „Götz", „Macbeth", „Maria Stuart", Charakterstudien über die Gräfin Orsina, den Badecommissar Sittig und den Brackenburg. Mit Recht geht Wehl von der Ansicht aus, daß die Poesie der Scene, die sich in unsern Opern und Ballets so voll entfaltet, auch dem classischen Schauspiel zugute kommen müsse:

Der Zug nach Realität und einem schönen Ueberflusse sind unserer Gegenwart charakteristisch. Die Naturwissenschaften, welche die Philosophie nicht nur aufgesäugt und erzogen, sondern schließlich gewissermaßen auch mit allem Handwerkszeuge ausgerüstet hat, mit dem sie im Moment so überraschende Großthaten verrichten, die Naturwissenschaften haben der Welt ein ganz verändertes Aussehen gegeben und die Menschheit auf die Wahrheit und die Natur so nachdrücklich zurückgeführt, daß unser ganzes Thun und Treiben in diesen beiden Factoren gleichsam ihre, uns jetzt in volleres Bewußtsein getretene Basis erhalten haben.

Auf diese Basis und das volle Bewußtsein davon muß nothwendig auch die deutsche Schaubühne gestellt werden, wenn sie wahrhaft zeitgemäß und dem Culturgrade ebenbürtig sein will, auf dem sich die gebildete Welt in der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts befindet.

Wie und wodurch geschieht das nun aber am schnellsten und leichtesten, wird man uns fragen, und diese Frage zu beantworten, will uns nicht eben sehr schwierig erscheinen. Benutze man nur die Angaben, Winke und Rathschläge, welche die neuern Dramaturgen in reichem Maße gegeben, benute man nur die Errungenschaften der Mechanik und Technik in zweckentsprechender und vernünftiger Weise aus und man wird, gesellen sich guter Geschmack und eine nur halbwegs glückliche Darstellung dazu, gewiß die erfreulichsten Resultate erzielen.

Die Welt von heute ist nun einmal der Unnatur im Spiel und der schäbigen Ausstattungen der classischen Stücke überdrüßig. Dem Auge des Zuschauers wird jetzt überall geschmeichelt. Die Städte, die Straßen, Plätze und Häuser, die Zimmereinrichtungen, die Möbel und was uns sonst umgibt, alles ist schöner, anmuthiger, prächtiger geworden, als es vordem gewesen. Nun verlangt man, daß das auch bei den Bühnen und ihren Requisiten der Fall sei. Man will auch hier seine Blicke nicht durch Schmuz, Ungeschmack und klägliche Armseligkeit beleidigen lassen.

Das Ballet und die Oper haben das wohl gefühlt und sich nur allzu beflissen diese Neigung des Publikums zu Pracht und Luxus zu Nutze gemacht. In Bezug auf das classische Drama hingegen hat man seither noch immer ganz Abstand davon genommen und dasselbe wie ein rechtes Stiefkind und Aschenbrödel in allen seinen alten verschlissenen Lumpen und Lappen so erbarmungslos belassen, daß es kein Wunder ist, wenn sich die Masse mit einer Art Widerwillen von dieser vernachlässigten Gattung des Schauspiels abgewendet hat und zwar um so mehr und leichter abgewendet hat, als auch gerade jetzt die darstellenden Talente dieser Richtung im allgemeinen nur sehr dünn gesäet und spärlich vorhanden sind.

Die Tieck'sche Schrulle, durch die Rückkehr zu der einfachen altenglischen Bühne unser Schauspiel zu heben, würde sich als Schrulle erweisen, selbst wenn sie ausführbar wäre. Wir müssen unsere Bühne nehmen, wie sie sich geschichtlich entwickelt hat. Vor allem aber ist es falsch, daß der Glanz der scenischen Entfaltung dem poetischen Kern Schaden thut. Wenn die Bühne dazu beiträgt, uns in das Element dichterischer Stimmung zu versetzen, aus welcher hinaus oder in welche hinein ein Drama seine Wirkungen übt, so dient sie wahrhaft künstlerischen Zwecken. Diese Stimmung ruft der Dichter selbst durch das Colorit hervor, durch die Beleuchtung, die er über seinem Stücke schweben läßt. Der warme, südliche Hauch in „Romeo und Julie", in den Grotten- und Balkonscenen dieses Stücks, die gespenstisch-unheimliche, rauh nordische Stimmung in „Macbeth" sind den Dramen nicht äußerlich; die Handlung derselben ist gleichsam aus ihnen herausgeboren. Warum soll die Poesie der Scene hier nicht schaffend mitwirken und mit den reichen Mitteln, die ihr heutigentags zu Gebote stehen, dem landschaftlichen Hintergrund eine sich nicht vordrängende, aber doch mit einer gewissen Magie mitwirkende Bedeutung geben?

Wieviel sich durch die blos scenische Anordnung für die Hebung der dramatischen Wirkung thun läßt, das beweisen gerade die Wehl'schen Aufsätze. Ein Regisseur sollte Poesie haben, wie unser Autor — und in der That haben dichterisch begabte Bühnenleiter, wie Dingelstedt und Laube, sich auch nach dieser Seite hin bewährt. Die prosaische Richtigkeit der Inscenirung ist wol das erste, aber auch das niedrigste Erforderniß; erst ein Regisseur, der an der rechten Stelle die rechten Lichter aufzusetzen versteht, erfüllt seine höhere künstlerische Pflicht. Ein „Götz" z. B. in solcher Weise arrangirt, wie es Wehl hier Sem für Scene vorzeichnet, würde unzweifelhaft größern Erfolg haben als die oft tumultuarischen, ohne künstlerische Gruppirung über die Scene tobenden Aufführungen dieses dann zu einem bloßen Spectakelstück herabgesetzten Dramas. Die Rathschläge zu einer Neueinstudirung der „Maria Stuart" geben, abgesehen von den scenischen Winken, ganz treffliche Charakterporträts der Hauptpersonen der Schiller'schen Tragödie. Daß diese Charaktere, wenn auch durch die dichterische Form geadelt, keineswegs idealistische Schemen sind, daß sie, wie namentlich Mortimer, der Jesuit, höchst scharf umrissene Porträts mit bei weitem überwiegenden Schattenseiten sind: das ist den nur idealistisch punktirenden Darstellern oft genug vorgehalten worden, wird hier von Wehl aber noch einmal gründlich beweisend auseinandergesetzt. Auch die von Wehl entworfenen Porträts einzelner dramatischer Charaktere haben einen wesentlich dramaturgischen Zweck; es sind nicht in abstracten Umrissen gehaltene Charakterbilder, es sind mehr glossirte Rollen, welche dem Darsteller selbst für das Detail seiner Kunst viel Wichtiges an die Hand geben. Es wäre nur zu wünschen, daß mehr derartige, für das größere Publikum ebenfalls durch ihre Anschaulichkeit interessante bühnenpraktische Charakterskizzen in Deutschland geschrieben würden, um den

Schauspielern eine feste Handhabe für ihre Darstellungen u bieten.

1. Dramaturgische Blätter von Oswald Marbach. Erstes und zweites Heft. Leipzig, Friese. 1866. 8. 20 Ngr.

Diese Blätter von Marbach enthalten Festreden und bhandlungen über die äußern und innern Gründe des erfalls der Bühne der Gegenwart, über das Theater ls Kunstanstalt und das Interesse des Staats an demlben, und eine Schilderung des Staatstheaters zu Athen. lle diese Aufsätze sind aus der edeln Absicht heraus-schrieben, eine Reform der Bühne der Gegenwart anbahnen. Was Marbach über die Bedeutung des Theaers als einer Anstalt zur Veredlung der Menschheit, ber die Pflicht des Staats sagt, die idealen Interessen s Volks und deshalb auch die Kunst und das Theater pflegen, das ist zwar nicht neu, sondern schon öfters nd mit schärferer Betonung des praktisch Möglichen sgeführt worden; doch die Wärme und Begeisterung, it welcher Marbach als Anwalt der guten Sache auftritt, geben diesen Aufsätzen etwas Anziehendes.

Dabei darf man freilich nicht vergessen, daß mit eclamationen in der Frage der Theaterreform nichts than ist, und daß der Prüfstein für dieselben in der enen Thätigkeit besteht, die jeder in seiner Sphäre, so nfassend oder eingeschränkt sie immer sein mag, zu Nutz nd Frommen des Ganzen entwickelt. Ein Dichter z. B., r mit der Richtung der gegenwärtigen dramatischen oesie unzufrieden ist, schaffe Besseres. Sind seine Erugnisse wirklich werthvoll, so wird er, wenn auch langm, doch mit ihnen durchdringen. Die Anlehnung an Bühnenformen der Gegenwart ist freilich unerläßlich, an sie haben das Recht des historisch Gewordenen und d, bei mancher Uebertreibung im Einzelnen, doch im nzen mit der Entwickelung unserer Cultur im Eing. Das Genie leidet nicht bei derartigen Zugeständsen. Shakspeare hat in ganz naiver Weise die unreifen rmen des altenglischen Theaters acceptirt und in ihnen reichen Schatz seines Geistes niedergelegt.

Nach der Richtung, die Marbach in seinen eigenen amen verfolgt, fehlt ihm aber doch das volle Bewußtdessen, was nach unserer Anschauung der Bühne und Dichtung der Gegenwart noththut: eine Wiedergeburt dem modernen Geiste, eine Beseitigung des ganzen ttantischen Studienkrams, der aus dem Himmel der enannten „reinen Kunst" auf die Bühne der Gegenrt poetische Meteorolithen und Sternschnuppen niederet.

Ueberhaupt kann pessimistische Schwarzseherei in Bezug unsere Bühnenzustände nicht als der Quell betrachtet den, aus welchem eine heilsame Reformströmung hergehen soll. Marbach schüttet das Kind mit dem de aus. Was er über die einseitige Leitung der Hofnen, über das Virtuosenthum und den unkünstlerischen turalismus der Darstellung, über das Ueberwuchern Ballets, über die Geldmacherei und den verderbten schmack des Publikums sagt, das ist zum Theil wahr treffend; wenn er aber der Ansicht ist, daß zwischen unserm classischen Zeitalter und dem heutigen in Bezug hierauf sich eine bedeutende Kluft aufgethan habe, wenn er sagt:

Es ist eine der hocherfreulichen Folgen der pietätvollen Liebe, mit welcher das deutsche Volk seiner beiden größten Dichter, Schiller's und Goethe's, sich erinnert hat, seitdem es zur volksthümlichen Selbständigkeit sich wieder zu erheben begonnen hat, daß in immer weitern Kreisen die Ueberzeugung sich ausbreitet: das deutsche Theater habe zu der Zeit, wo Goethe und Schiller ihren bestimmenden Einfluß im einträchtigen Zusammenwirken auf dasselbe ausübten, auf einem Höhepunkte der Kunst gestanden und sei seitdem im steten Sinken bis auf die Neuzeit begriffen, wo es endlich auf einem Standpunkte der Erniedrigung angekommen, der zur Ehre des deutschen Volks nicht länger zu dulden sei —

so bedarf es doch nur eines Blicks in den Briefwechsel unserer dichterischen Heroen, um sich zu überzeugen, daß dieselbe Klage wie heute auch schon damals und zwar von den großen Dichtern unserer Nation ertönte, daß Kotzebue damals die deutschen Bühnen beherrschte und die Schiller'schen Dramen selbst nur festliche Ausnahmegenüsse waren, während viele Goethe'sche Dramen, die jetzt auf allen Repertoires sich befinden, damals noch nicht einmal für bühnenmöglich, für aufführungsfähig gehalten wurden. Jedenfalls werden die Schiller'schen, Goethe'schen und Shakspeare'schen Dramen jetzt mindestens noch einmal so häufig zur Aufführung gebracht als in unserer „classischen" Zeit. Die Bedeutung des weimarischen Theaters wird aber von Marbach überschätzt; es war mehr eine Kunstschule als ein Nationaltheater; dazu fehlte ihm die Nation, das Publikum. Derartige mit künstlerischen Tendenzen geleitete kleinere Hofbühnen haben wir eben heutigentags mehrere, während damals die weimarische die einzige war. Auch die Dichtwerke unserer bessern Dramatiker, eines Gutzkow, Laube, Hebbel, Freytag, haben auf der Bühne der Gegenwart nicht weniger Boden gefunden als die Dichtungen unserer Classiker auf der ihrigen. Ueber die Stellung dieser Dichter zu den anerkanntern der classischen Zeit, ebenso wie über das Verhältniß unserer jetzigen gefeierten Darsteller zu den frühern, die der jetzigen Generation, mit Ausnahme weniger bemooster Häupter, doch nur durch die Tradition bekannt sind, wird kein Zeitgenosse ein endgültiges Urtheil zu fällen vermögen.

Von der juvenalischen Geiselung, welche Marbach unsern Theaterzuständen zutheil werden läßt, geben wir die folgende Probe:

Alle Schönheit, die auf irgendwelcher Art von Verständniß beruht, ist dem Genußsüchtigen langweilig, und das Publikum ist genußsüchtig. Ballet, Oper, schöne Frauen, Virtuosen, und dressirte Hunde, Ziegen, Pferde u. dgl., das sind die Errungenschaften, welche wir den Hofbühnen verdanken; die Decoration ist Hauptsache geworden, und so ist ja die Poesie und die ihr sich wie Leib der Seele anschließende Schauspielkunst noch geehrt genug, wenn man sie mit als Decoration für jene Kunstproductionen der Virtuosen aller Art verwendet. Seitdem die Hofherren, welche fürstliche Gunst zu Theaterintendanten macht, nicht mehr Dichter sind, wie Goethe war, werden die darstellenden Künstler nicht mehr mit dem Nektar der Begeisterung und der Ambrosia der Ehre genährt, sondern mit einer viel massivern Kost, mit Geld, und wenn sie hübsch sind oder

gut dressirt und gar es dahin gebracht haben, ihre Stimmen oder ihre Gliedmaßen wie Automaten gebrauchen zu können, mit sehr viel Geld. Auch diesen Fortschritt der Kunst verdanken wir den Hoftheatern; aber er hat sich von diesen aus auch weiter verbreitet — ein Virtuos, welcher Stadttheater bereist und sich dort für Geld sehen läßt, sein brillantes Talent auf der dunkeln Folie desselben glänzen läßt, verdient noch viel mehr Geld als ein Hofschauspieler. Die Menge bringt's, und die moderne Kunst versteht es aus dem Grunde, die Menge herbeizulocken. Die Theatergebäude müssen immer mehr erweitert werden, um die zahlende Menge zu fassen, die nach einem Tage der Arbeit und Mühsal am Abende dem Sinnengenusse sich hingeben will. Dagegen ist auch gar nichts einzuwenden, wenn dieser Cultus des Sinnengenusses nur nicht für Kunst ausgegeben würde, wenn der Schönheit nur irgendein, wenn auch noch so armseliges Asyl vergönnt würde, wohin sie sich flüchten könnte, nachdem sie von der Frivolität vom Altare herabgestürzt worden. Es würde ihr auch dort nicht an Priestern fehlen und an einem Cultus; denn die Priester der Schönheit sind keine stolzen Pfaffen, und ihr Cultus ist kein borurter Aberglaube, sondern ihre Priester sind begeisterte Apostel der Freiheit und ihr Cultus ist die Menschenwürde. Aber das gerade ist es, was man nicht will in dieser Zeit des welterrettenden Imperialismus, und darum gönnt man der Kunst kein Asyl, auch nicht das allerunscheinbarste. Mit den Leibern versteht man fertig zu werden, mit dem Geiste nicht, wenn er erst die Massen ergriffen hat, also muß man den Geist dämpfen, bevor er zum Bewußtsein über sich selbst gelangt ist und damit zur Möglichkeit der Ausbreitung, und dazu gibt es Ein Mittel, nur dies eine: Entnervung der Leiber durch Sinnenlust, damit zerschneidet man die Fäden, mit welchen der Geist die Leiber regiert. Die Künstler, die Priester der Schönheit, müssen ihrer Göttin abspenstig gemacht werden durch Geld, und das Geld fließt in Strömen aus den Taschen der gedankenlosen sinnlichen Menge, wenn man ihr dafür bietet, wonach sie giert: sinnlichen Genuß, oder vielmehr: unaufhörlichen Reiz ohne Befriedigung, denn mit der Befriedigung würde die Genußsucht aufhören.

Daß die „Dramaturgischen Blätter" manche geistvolle Bemerkung enthalten, ist bereitwillig zuzugeben; doch finden sich auch hin und wieder unhaltbare Paradoxen. So heißt es von Goethe:

Goethe hat kein kunstgerechtes Drama geschaffen, er naturalisirte in des Wortes edelster Bedeutung, die Kunst war ihm seinem Bewußtsein nach äußerliche, absichtsvoll angethane Form, nicht die von innen heraus sich selbst bestimmende Form des geistigen Inhalts, obschon gerade dadurch Goethe der große, ja größte Dichter ist, daß seine Schöpfungen in ursprünglicher Kraft von innen heraus gestaltet sind.

Daß für Goethe's Bewußtsein die Kunst „äußerliche, absichtsvoll angethane Form" war, ist eine durch nichts beweisliche Behauptung, und durch den Gegensatz, daß seine Schöpfungen in ursprünglicher Kraft von innen heraus gestaltet seien, wird in Goethe ein janusköpfiger Dualismus, ein Widerspruch zwischen seiner theoretischen Einsicht und praktischen Wirksamkeit statuirt, der gerade in dieser einheitlichen und harmonischen Natur durchaus nicht vorhanden war. An einer andern Stelle heißt es, daß sich der Mensch, dem Göttlichen als dem Wahren gegenüber erkennend, dem Göttlichen als dem Guten gegenüber handelnd, dem Göttlichen als dem Schönen gegenüber schaffend verhalte. Das Verhalten des Menschen dem Schönen gegenüber kann aber ebenso gut aufnehmend sein; ja schaffend verhalten sich nur die wenigsten Menschen, nur die begabten Künstlernaturen. Der Satz ist in dieser gemeinplätzlichen Allgemeinheit nicht glücklich. Dagegen befinden wir uns in vollkommener Uebereinstimmung mit dem, was Marbach an mehrern Stellen über Shakspeare sagt.

Wenn Marbach nur allgemeine Gesichtspunkte der Bühnenreform aufstellt, so finden wir dagegen die unmittelbarste Wendung zur Praxis einer solchen Reform in folgenden Schriften:

3. Das deutsche Theater. Von F. Ludwig. Zwei Hefte. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.
4. Der Schauspielerverein und die Theaterschulen. Von F. Ludwig. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 16. 15 Ngr.

Diese Aufsätze sind Separatabdrücke aus der „Neuen Allgemeinen Zeitschrift für Theater und Musik", die unter der Redaction von Yourij von Arnold erscheint und ein durchaus ernstes, auf die höchsten Interessen der Kunst gerichtetes Streben verräth. Ludwig beurtheilt zunächst die Schauspieler, die Dichter und Kritiker der Gegenwart. Auch er erkennt die Nothwendigkeit einer Reform und Läuterung der Bühne an; doch er wendet sich gegen Marbach, der die Unterwerfung der Schauspielkunst unter die Poesie verlangt. Ludwig will die Neugestaltung der dramatischen Kunst durch die Darsteller selbst, die sich durch Bildung befreien und in starker Vereinigung ihre eigensten Interessen vertreten sollen.

Bevor irgendetwas anderes geschieht und nur damit etwas weiter geschehen kann im Interesse des Theaters, mögen sich diejenigen Schauspieler, welche die Mahnung an sich ergehen hörten, aufmachen zu einer freien Vereinigung, um ihre eigenen Interessen zu vertreten. Nur von ihr kann eine Reform des Theaters ausgehen. Die Schauspieler müssen zeigen, daß sie mündig geworden und als Mündige anerkannt werden wollen. Hinweg mit dem letzten Reste des mittelalterlichen Feudalstaates, den das Theater heute noch repräsentirt, wenn es gut geht, wo aber zumeist die vollste Rechtlosigkeit und Willkür herrschen! Wir sehen, daß sich alle größern Genossenschaften durch Vereine zu kräftigen suchen. Die Wohlthat, die dem geringsten Arbeiter wird, sollte der dramatische Künstler nicht erringen können? Hat er nicht die Kraft dazu in sich, so geschieht ihm nur sein Recht, wenn er vollends zu Grunde geht.

Die Zwecke des Vereins werden vorläufig dahin festgestellt werden können, daß seine Mitglieder die ausgesprochenen Grundsätze, welchen dieser Verein seine Entstehung verdanken soll, bei den Mitangehörigen der jeweiligen Bühne in Achtung bringen, indem sie ernstlich darauf hinwirken, daß die geforderten Bestrebungen nach wissenschaftlicher Fachbildung im Schoße von Zweigvereinen, welche in den verschiedenen Städten gegründet werden sollen, gepflegt werden und daß dieser Einfluß sich auch besonders auf diejenigen erstrecke, welche sich erst der Bühne widmen wollen und sich deshalb an ein Mitglied des Theaters wenden. Der Verein wird ferner darauf sehen müssen, die namhaften literarischen Persönlichkeiten zur Unterstützung seiner Principien in der Presse zu gewinnen, damit dieselben auch im Publikum flüssig werden. Ebenso wird er die Berührung mit den Dichtern suchen müssen, die nur anregend und fördernd für beide Theile sein kann.

Ludwig begnügt sich indessen nicht mit allgemein hingestellten Gesichtspunkten, sondern er arbeitet in der zweiten kleinen Schrift (Nr. 4) die Organisation des Allgemeinen deutschen Schauspielervereins in einem bis ins einzelne ausgeführten Statutenentwurf aus.

Als Zweck des Vereins gilt ihm die Entwickelung und Festigung des künstlerischen Gesammtgeistes, die Herstellung einheitlicher Ziele durch gleichmäßige Durchdringung der Kunstbegeisterung und der Kunsteinsicht. Zielpunkte des Vereins sind die Reform des ganzen Theaterwesens, Förderung des sittlichen und materiellen Wohles der einzelnen Theaterangehörigen, Heranziehung von Talenten und Verweisung derselben auf den Weg der geistigen Arbeit und Bildung in Rücksicht auf die eventuelle Begründung einer Vorschule der Schauspielkunst. Der Verein soll Anknüpfungspunkte mit den Dichtern, den Männern der Wissenschaft und literarischen Persönlichkeiten suchen, zur gegenseitigen Förderung: der Bildung eines wahrhaften Künstlerstandes, einer unabhängigen, wissenschaftlich vertieften Kritik und eines kunstverständigen Publikums. Wir finden hier die Ziele des Vereins zu weit gesteckt; denn ein Schauspielerverein kann unmöglich den Zweck haben, auf die Kritik und das Publikum direct einzuwirken, mittelbare Einwirkungen werden von selbst bei einer Reform des Schauspielerstandes nicht ausbleiben. Zunächst muß es wol bei dem natürlichen Verhältniß sein Bewenden haben, daß die Kritik auf die Schauspieler einwirkt, nicht umgekehrt, da das umgekehrte Verhalten vorläufig nur Misstände zur Folge hätte.

Die Organisation und Verwaltung des Vereins ist durch mancherlei genauere Bestimmungen, die sich praktisch erweisen dürften, geordnet. Der Verein zerfällt in Zweigvereine, die monatlich wenigstens vier Sitzungen halten, von denen je zwei zur Erörterung brennender Fragen (speciell die jeweilige Bühne betreffenden Kunstangelegenheiten; Besprechung neuer Stücke; Auffassung der einzelnen Rollen u. s. f.) und je zwei für allgemeine Vorträge benutzt werden sollen. An jeden Vortrag schließt sich eine Debatte nach parlamentarischem Gebrauch. Ein Vereinsblatt, ein Bureau des Allgemeinen Deutschen Schauspielervereins sind Mittelpunkte des Vereinslebens.

Der Verein ist auf das Princip der Selbsthülfe begründet. Es ist in der That angemessen, wenn die einzelnen Stände für ihre gemeinsamen Interessen in sich selbst den Schwerpunkt der Reform suchen, doch wird die Staatshülfe keineswegs überflüssig sein, schon was die Begründung der Theaterschulen betrifft, für deren Nothwendigkeit auch Ludwig eine Lanze bricht. Eine Centralstelle für das Theaterwesen bei dem Unterrichtsministerium ist von dem Unterzeichneten schon längst befürwortet worden. Den Schauspielern und Schauspieldirectoren gegenüber müßte diese das Recht der Prüfung in Anspruch nehmen, die Gründung und Oberleitung der Theaterschulen zu ihren Hauptaufgaben zählen. Selbsthülfe und Staatshülfe, die Principien von Lassalle und Schulze-Delitzsch, schließen sich nicht aus; sie können Hand in Hand gehen. Hoffen wir, daß die Charte Ludwig's eine Wahrheit wird und seine guten Intentionen sich verwirklichen:

Indem der Einzelne ein Bewußtsein seines Berufs als Künstler erhält, indem er sich als Glied eines großen Ganzen empfinden lernt und so zur sittlichen Freiheit gelangt, wird er aufhören, ein gefügiges Werkzeug zu sein für die Willkür des heutigen Theaterunwesens, er wird sich nur zum Bundesgenossen des guten Geschmacks und der vernünftigen Ordnung erklären, er wird so zu seinem guten Rechte, das zwar schon lange lebt, auch die Macht erringen, die allein die Existenz sichert. Ohne sich den bestehenden Verhältnissen gegenüber zu compromittiren, wird er dieselben zwingen, ein Compromiß mit ihm einzugehen, er wird sie nicht anfallen, er wird sich ihnen nur entziehen, indem er sich auf einen erhabenern Boden stellt; ihrer Stütze beraubt, werden jene in sich selbst zerfallen und dem Neubau Platz machen.

5. Ueber Leidenschaft und Versöhnung in der Tragödie. Von Heinrich Sandbank. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 16. 8 Ngr.
6. Aphoristische Betrachtung zweier Episoden aus Gretchen in Goethe's „Faust". Von Friedrich Chatelet. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 16. 5 Ngr.
7. Die Frauen auf der Bühne. Eine Studie von F. Groß. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 16. 5 Ngr.

Alle diese Broschüren sind Abdrücke aus der „Neuen Allgemeinen Zeitschrift für Theater und Musik". Der Grundgedanke der Sandbank'schen Abhandlung liegt in den folgenden Worten:

Zu einer vollkommenen Tragödie gehören große Leidenschaften, die sich mit starken Gegenkräften messen, und eine Versöhnung, welche die Schwere der Schuld und der Sühne möglichst in Gleichgewicht setzt. Diejenige Tragödie befriedigt diese beiden Anforderungen am besten, welche ein bedeutendes geschichtliches Ereigniß zum Vorwurf hat: folglich ist eine historische Tragödie von dieser Art die vollkommenste Tragödie.

Die Parallele, die der Autor zwischen Shakspeare und Schiller zieht, ist eine glückliche. Bei Shakspeare sinkt mehr als bei Schiller die Wucht der Leidenschaft mit zermalmender Kraft nieder. Dagegen leiden die historischen Tragödien stark an dem Mangel jeder Concentration, während in den Schiller'schen Trauerspielen, die „in der hellen Atmosphäre der neuen Geschichte ruhen", große Ideen mit weltgeschichtlichem Gepräge die Räder der Begebenheiten treiben. Mit Recht wird den Dichtern die Wahl geschichtlicher Stoffe aus neuer Zeit empfohlen.

Die Abhandlungen Chatelet's enthalten Untersuchungen über das Lied vom „König in Thule" und „Gretchen im Kerker", die, in philosophischem Sinne ausgeführt, doch vielleicht etwas zu viel construiren.

Die Studie von Groß verarbeitet auf kurzem Raum ein reiches, geschichtliches Material. **Rudolf Gottschall.**

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. Die Lande Braunschweig und Hannover. Mit Rücksicht auf die Nachbargebiete geographisch dargestellt von H. Guthe. Mit drei lithographirten Tafeln. Hannover, Klindworth. 1866—67. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.
2. Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts. Von S. Nilsson. Aus dem Schwedischen übersetzt. Erster und zweiter Nachtrag. Mit 13 in den Text gedruckten Abbildungen. Hamburg, O. Meißner. 1865—67. Gr. 8. 24 Ngr.

Das Welfenreich „bis ans Ende aller Dinge" hat aufgehört zu sein und das „Ende der Dinge" ist noch

nicht gekommen. Ja höchst wahrscheinlich werden diese Dinge noch viele Jahrtausende fortbestehen, wenn auch in wechselnder Gestalt; aber das Welfenreich in seiner Sonderexistenz hat geendigt und ist nun Glied eines größern Staats geworden.

Das vorliegende Werk, welches dies Reich behandelt, ist ein schätzbares Product deutscher Gelehrsamkeit, deutschen Fleißes. Der Dynastienwechsel beeinträchtigt den Werth und Inhalt des Buchs durchaus nicht, obgleich es unter der vorigen Regierung begonnen und nach den veränderten Verhältnissen beendigt ward. Es ist eine rein sachgemäße, höchst gründliche Darstellung des Landes hinsichtlich aller geologischen und physikalischen Verhältnisse. Der Boden, seine Ertragsfähigkeit in den verschiedenen Pflanzengattungen und die dadurch bedingte Viehzucht, die Berge, Flußsysteme nebst den frühern und gegenwärtigen Straßen des Handels und Wandels — kurz, es wird alles beschrieben, was nur einigermaßen wissenschaftliche und praktische Bedeutung hat, sogar bis zur alltäglichen Beschäftigung herab. Ganz besonders specielle Studien hat der Autor den ländlichen Verhältnissen und der Landbevölkerung überhaupt gewidmet. Davon gibt er Detailschilderungen, die auch das Kleinste berühren; z. B. den verschiedenartigen Häuserbau bis zur Backsteinwand und den gezäunten Fächern herab. Er kennzeichnet nicht nur den gegenwärtigen Culturstandpunkt von Land und Leuten, sondern greift auch in die früheste Geschichte zurück, um den Ursprung der Volksstämme zu ergründen. Dabei bekundet der Verfasser einen großen Reichthum von Kenntnissen in allen Wissensgebieten: in der Geschichte, in den alten Sprachen und hauptsächlich in sämmtlichen Zweigen der Naturwissenschaft.

Wir haben heutzutage zwei Methoden der geographischen Darstellung. Die alte ist nicht viel mehr als ein Sach- und Namenregister. Länder, Völker und deren Ortschaften werden registrirt, selten eine betrachtende Bemerkung hinzugefügt. Es sind dies die einfachen Nachschlagebücher.

Die neue, von Karl Ritter begründete Darstellung haucht aber dem todten Sach- und Namenregister den belebenden Geist ein, indem sie das Leben und Streben der Völker aus Vergangenheit und Gegenwart schildert, ihre verschiedenen Culturstandpunkte kennzeichnet und alle Gebiete des Wissens, der Kunst und alltäglichen Hantierung berührt. Sie zeigt, welche Einflüsse die örtliche Lage, Klima und Bodenbeschaffenheit auf das Leben der Menschen und die Entwickelung ihrer Geistescultur gehabt haben; schildert die Natur nicht blos nach ihrem äußern Gewand, sondern lehrt uns die verschiedenen Bildungsphasen der Erde kennen, sagt uns, daß wir hier auf Juraboden wandeln, dort die Braunkohlenformation zu Tage tritt, und der feurige Vulkan hier den Granit und Basalt emporgehoben hat. So der Verfasser in seinem Werke über Hannover und Braunschweig; er kann als einer der würdigsten Schüler Ritter's bezeichnet werden.

Das erste Kapitel: „Die Weltstellung unsers Landes", wird bei manchem ein Lächeln erregen, ist aber von beachtungswürdiger Bedeutung; dort liegen ja unsere Nordseeküsten, welche uns mit dem Ocean und der großen Welt in Verbindung setzen, die Producte anderer Länder ein- und unsere Erzeugnisse ausführen. Die hohe Wichtigkeit jenes Plätzchens Erde hat man überhaupt vergessen, seitdem man nicht mehr jener großen Handelsgilde, jener weltbeherrschenden Kaufmannsgesellschaft gedenkt, welche ehemals den großartigsten Welthandel in Händen hatte und der Menschheit Gesetze vorschrieb. Erst in neuester Zeit erinnert man sich wieder der weltbeherrschenden Macht unserer Hansa und gedenkt der glanzvollen Zeiten, welche Deutschland damals durchlebte, und welche Machtstellung es in den Geschicken der Welt innehatte. Von den Häfen der Nordsee gingen die Fahrzeuge in alle Weltgegenden und brachten unsern Vorfahren die Producte aller Zonen.

Das ist's, was den Verfasser bewog, von der Weltstellung Hannovers zu reden, die von den preußischen Staatsmännern wol hinreichend beachtet werden wird.

Freilich bieten die Küsten des norddeutschen Flachlandes nicht so viele und sichere Häfen wie das begünstigte Albion, aber der Verfasser zeigt, wie sie durch fleißige Menschenhände verbessert, wie der Flugsand in festen Boden umgewandelt werden kann. Er sagt:

Die Natur selbst hat dem Menschen Mittel an die Hand gegeben, jener Bewegung des Bodens zu steuern, indem sie Pflanzen schuf, welche, mit dem dürrsten Sandboden fürlieb nehmend und gesellig wachsend, den Sand der Dünen befestigen, indem sie zunächst den Flugsand mit ihren Blättern auffangen, dann die hinter ihr liegende Oberfläche der Düne vor dem Angriff des Windes schützen und vermöge eines feinen und weitverzweigten Wurzelsystems der Sandmasse einen innern Zusammenhalt geben, indem dabei zugleich ihre Wurzeln so tief gehen, daß sie auch in den trockensten Sommern aus den tiefern, feuchten Sandschichten Nahrung für die Pflanze herbeiholen können. Alle diese Eigenschaften vereinigen sich in hohem Grade bei dem Sandhalm, Halm, Ammophila arenaria, einem graugrünen Grase, welches sich 2—3 Fuß über den Boden erhebt. Sein walzenförmiger Wurzelstock besteht aus 2—4 Zoll langen Gliedern, von denen die dünnen, wagerecht fortlaufenden Wurzelfasern ausgehen, welche ellenlang werden; am untern Stammende finden wir 5 oder 6 Blätter befestigt, deren Länge 2—3 Zoll bei einer Breite von ¼ Zoll beträgt, und in deren Blattwinkeln kleine Knöspchen stehen, aus denen neue Pflanzen sich entwickeln, sobald sie mit Sand bedeckt werden. In der Mitte des August sind die Aehren gereift, welche durch ihren Körnerreichthum zur Verbreitung der Pflanze wesentlich beitragen. Besonders günstig ist ferner der Umstand, daß die Pflanze im Winter weder Halm noch Blätter verliert, sodaß sie also auch in der Zeit der stärksten Stürme schützend wirkt. Dabei wird sie durch Sandüberschüttungen nicht getödtet, sondern im Gegentheil zu stärkerer Production von Seitentrieben und Schößlingen angeregt, sodaß bei wiederholten Ueberwehungen ein Exemplar noch in 20 Fuß Tiefe lebende Wurzeln haben und mit allen seinen Verzweigungen auf der Oberfläche eine Strecke von 20 Fuß Durchmesser decken kann."

Guthe erwähnt noch den Strandhafer und sagt dann:

Wo diese beiden Pflanzen nun die Düne zum Stillstand gebracht und durch ihren Blattabfall eine dünne Humusdecke gebildet haben, da stellen sich bald größere Pflanzen ein, unter denen der Seedorn, Hippophae rhamnoides, ein Strauch von etwa 3 Fuß Höhe mit schönen rothen, gewürzigen Beeren, namentlich in Helgoland für die Dünenbefestigung sich hoch

nützlich erweist. Sein Gestrüpp läßt kein einmal gefallenes Sandkörnchen sich wieder entreißen, während es für die beständige Anhäufung neuen Sandes die trefflichste Gelegenheit bietet, da der Strauch, von unten allmählich in Sand begraben, nach oben beständig frische Zweige treibt. Dazu kommen die mit ihrem, wol 30 Fuß langen Wurzelstocke weit umherkriechende, die andern Pflanzen dadurch fest verknüpfende Sandsegge, Gagel und die Krähenbeere. Bald kriecht auch eine Weide den Abhang hinauf, wilde Rosen und der Wachholderstrauch siedeln sich an, dessen längere, zur Erde sich herabsenkende Zweige daselbst Wurzeln schlagen und neue Sträuche hervortreiben; endlich liegt vielleicht auch Kiefernsamen an und das Heidekraut überzieht, unaufhaltsam die vorhandene Vegetation einengend, den Boden, von dem die Pflanzen, die hier den Anfang des organischen Lebens gemacht haben, längst verschwunden sind.

So wirkt die Natur an der Dünenbefestigung, mehr noch vermag der Mensch. Leider ist aber durch Niederschlagen der Wälder, z. B. am Frischen Haff, der Boden wieder gelockert worden. Der Verfasser erklärt dann als gründlicher Naturforscher die Marsch- und Torfbildung und schildert des Landmanns unsägliche Mühen, diesen Marsch- und Torfboden fruchtbar zu machen, um den nöthigsten Bedarf zu ernten. Dabei erfahren wir, daß menschlicher Fleiß und Klugheit auch die ödesten Sümpfe durch Entwässerung und den schlechtesten Marsch- und Torfboden durch Erdverbesserung so ertragsfähig zu machen vermag, daß in manchen Gegenden die reichsten Obst- und andere Ernten erzielt werden, welche ihren Ueberfluß an Kirschen und andern Früchten nach England senden.

Ueber den mühsamen Damm- und Deichbau und dessen Zerstörung durch Sturmfluten theilt uns Guthe sehr belehrende Thatsachen aus der frühesten Zeit und Gegenwart mit. Wir sehen die Bewohner in einem fortwährenden Kampfe mit den wilden Wasserwogen, um ihr kleines Wohnplätzchen nicht verschlingen zu lassen. Dort gibt's schwimmendes Erdreich, wo die Häuser auf künstliche Warten gebaut sind. Auf dem schwimmenden Lande ringsum liegen die Gärten, Felder und auch Gehölz: Eichen, Föhren und Birken. Der Boden, 15—30 Fuß dick, ruht auf Wasser. Wird die Flut hoch, so dringt das Wasser in die Häuser. Dabei reißt sich oft ein Strich Land los und wird auf das des Nachbarn getrieben; man hat dann Mühe, es wieder an die vorige Stelle zu bringen. Deshalb bindet man leicht fortzutreibende Landstücke an feststehende Bäume. Im Jahre 1768 wurde aber ein Stück Landes mit 80 haubaren Eichen losgerissen und 100 Schritt weit weggeschwemmt, aber durch Erdwinden, noch ehe das Wasser fiel, wieder an die alte Stelle gebracht. Dergleichen merkwürdige Thatsachen erzählt uns auch Kohl in seinen „Nordwestdeutschen Skizzen", welche in Nr. 28 d. Bl. f. 1864 besprochen worden sind.

Kohl beschränkt sich aber mehr auf den Nordwesten, während Guthe herüber nach Braunschweig, auf das Eichsfeld bis an die Grenze Thüringens wandert und alles Wissenswürdige aus Vergangenheit und Gegenwart schildert. Ueberall beginnt er mit der Erdbildung und geht dann zur Cultur des Menschen. Als Geolog von Fach, als Botaniker und Physiker, überhaupt als denkender Natur- und Geschichtsforscher weiß er auch von jedem Stückchen Erde, von den Gestaden der Nordsee an bis herüber nach Duderstadt und Nordhausen, interessante und belehrende Thatsachen zu erzählen.

Eine für uns in Thüringen sehr verhängnißvolle Erscheinung ist der „Höhenrauch", welcher den schädlichsten Einfluß auf die Vegetation ausübt. Mehrere Naturforscher leugneten, daß der Höhenrauch von den Moorbränden herstamme; der Rauch von diesen werde gar bald durch atmosphärische Einflüsse zersetzt, während der durch tellurische Einwirkung erzeugte Höhenrauch ganz Deutschland durchzöge. Der Verfasser behauptet aber, daß dieser die Sonne verhüllende Qualm lediglich von den großen Moorbränden herstamme, weil jährlich über 3 Quadratmeilen Landes bis auf 3 Zoll Tiefe abgebrannt würden. Beobachtungen am Harz und in den rheinischen Gebirgen zeigen, daß er über 2000 Fuß steigt. Prestel, der von Emden aus die Höhe der Rauchschicht über dem brennenden burtanger Moore beobachtete, fand, daß hier, an der Ursprungsstelle, diese Höhe auf 10000 Fuß steigt. Guthe erklärt:

Nun ist aber aus mehrfachen Erfahrungen bekannt, daß Rauch die Leitungsfähigkeit der Luft für Elektricität befördert. (Dies ist mit größter Evidenz durch zahlreiche Experimente bewiesen.) Es kann also recht wol ein bis zu der eben angegebenen Höhe emporgestiegener Rauch eine leitende Verbindung zwischen Wolken und Erde vermitteln und dadurch ein vorhandenes Gewitter schwächen oder die Bildung von Gewittern verhindern. Darum halten noch so manche, Ursache und Wirkung verwechselnd, den Moorrauch für ein „zersetztes Gewitter". Es ist ferner bekannt, daß feine Staub- und Kohlentheilchen eine stark wasseranziehende Kraft haben, und so trocknet denn auch der Moorrauch die Atmosphäre aus, verhindert die Bildung von Regen und hemmt so die Entwickelung der Pflanzen.

Den großen schädlichen Einfluß, den wir ihm hier in Thüringen zuschreiben, stellt der Verfasser in Abrede und sagt:

Er schadet, wie man das an den Orten seiner Entstehung aus langjähriger Erfahrung weiß, weder der Gesundheit der Menschen und Thiere, noch anders als in der angegebenen Weise der Entwickelung der Pflanzen. Wenn man ihm im Binnenlande das Abfallen der Obstblüte schuld gibt, so mag darauf hingewiesen werden, daß man in Holland inmitten der Moorbrennereien die schönsten Obsternten gemacht hat.

Das will ich nicht bestreiten, muß aber bemerken, daß er bei uns, im Mai oder Juni, wenn er wochenlang dauert, wahrhaft tödlich auf die Vegetation einwirkt, am tödlichsten, wenn er sich gleichsam als Nebel tropfenweise auf die Pflanzen senkt. „Es will regnen und kann nicht", sagt der Bauer. Kommt aber nach einem solchen „Höhenrauch-Thau" bald ein starker Regen, d. h. wenigstens innerhalb 24 Stunden, so ist die Einwirkung nicht so nachtheilig. Diese Erscheinung ist hier seit Jahren beobachtet worden. Gewöhnlich kommt der „Höhenrauch" von Nordwest gezogen, ist also ganz sicherlich der durch Moorbrände entstandene Moorrauch.

Nachdem der Verfasser die norddeutsche Ebene, das ganze große Flachland mit allen seinen Flüssen und Bächen sehr ausführlich, fast zu detaillirt geschildert hat, geht er zum Harz und dessen Umgegend über. Dabei

müssen wir ebenfalls seine vielumfassenden Studien anerkennen, denn er gibt über jede Ortschaft historische Notizen, charakterisirt die geologischen und physikalischen Verhältnisse des Landes und lehrt uns die Bewohner, deren Ursprung und Geschichte kennen. Und auch hier erfahren wir über alle Gegenden, daß wir, wie bei Hochausen auf Zechstein, bei Osterode auf Gips und auf dem Eichsfelde auf rothem Sandstein wandern. Er führt uns auf die kolossale Granitmasse, Brocken genannt, beschreibt das ganze Harzgebirge mit genauer Angabe der Höhenverhältnisse, zeigt den Ursprung und Verlauf der darauf entspringenden Flüsse und geht dann wieder herunter in die Thäler, um die Wohnungen der Menschen, deren Arbeiten und Mühen zu schildern. Es wird das Hügelland nördlich vom Harze, das ostfälische Berg- und Hügelland, das Eichsfeld charakterisirt, dann dem Bergbau, ganz besonders Hannovers Kohlengebirgen diesseit der Weser, eine ausführliche Betrachtung gewidmet. Daß dabei auch die Alterthümer, das Bülzenbett, die Gräber mit Stein- und Bronzewaffen erwähnt werden, ist selbstverständlich. Sowol in Schleswig als in andern nordwestlichen Theilen Deutschlands findet man dergleichen.

Bei dieser Gelegenheit spricht sich der Verfasser auch über die Ansichten Nilsson's in der oben erwähnten Schrift aus. Er sagt:

Professor Nilsson in Lund hat neuerdings die Ansicht aufgestellt, daß die Menschen der Steinzeit durch die ganze Bronzeperiode mit hindurch gelebt haben, gewissermaßen das Proletariat neben der Aristokratie der Bronzemänner bildend. Die Bronzewerkzeuge selbst, welche für eine hohe Ausbildung der Technik und einen ausgebildeten Formensinn bei ihren Verfertigern sprechen, sind nach seiner uns höchst glaublichen Meinung phönizischen Ursprungs; dafür spricht ihm auch der Umstand, daß die Handgriffe der Bronzewaffen wol für eine zarte orientalische Hand, aber nicht für eine germanische Faust passen. Nilsson glaubt daher an phönizische Colonien in unsern nordischen Landen und sieht in jenen großen Grabdenkmälern die Grabstätten phönizischer Anführer. So weit vermögen wir ihm allerdings nicht zu folgen.

Nilsson macht aber, wie wir gleich sehen werden, noch ganz andere Folgerungen. Vorläufig citire ich noch eine Stelle über Hünengräber, welche nur wenigen bekannt sind:

Bei Fallingbostel sind die sogenannten sieben Steinhäuser berühmt. Sie liegen in der Nähe des Meierhofs Südbostel. Vier von ihnen, in eine gerade Linie gestellt, sind in der gewöhnlichen Weise construirt, daß man über eine Anzahl ins Viereck gestellter Träger einen oder mehrere granitene Deckſteine gelegt hat. Einige derselben sind 13 Fuß lang und 9 Fuß breit. Das fünfte und größte Denkmal ist ein wahres steinernes Haus und in seiner Vollständigkeit einzig im nordwestlichen Deutschland. Sieben aufrechtstehende, genau aneinander passende, inwendig bearbeitete ungleiche Granitblöcke schließen mit einem einzigen über sie gelegten, inwendig ebenfalls bearbeiteten Deckstein, welcher 17 Fuß lang, 14½ Fuß breit, 1¾ Fuß dick ist und mindestens 150000 Pfund wiegt, einen überirdischen Raum ein, dessen Grundfläche ein Quadrat von etwa 12 Fuß Seite ist und dessen Höhe 5½ Fuß beträgt. Zwei Granitblöcke stehen als Thürpfosten vor dem Eingange. Häufig sind mehrere solcher Hünengräber, wie von einer Einzäunung, von einer oder mehrern Reihen kreisförmig oder oval geordneter Granitblöcke umgeben. So liegen z. B. bei Wallhöfen drei solcher oblongen Hünenbetten, von denen das erste, welches aus 25 Granitblöcken 6—9 Fuß hoch besteht, in einem Oval von 124 Fuß Umfang vier aus Trägern und Deckſteinen construirte Hünengräber einschließt. Die ausgezeichnetste Gruppe von Steindenkmälern ist aber jedenfalls die des Gierofeldes im Kirchspiel Ankum des Amtes Bersenbrück. Es sind acht steinerne Denkmäler, sämmtlich Hünenbetten der größten Art. Jedes der acht Denkmäler war ursprünglich ein geschlossener Steinkreis, innerhalb dessen sich eine bedeutende Menge (in einem Falle 16) Gräber befinden. Die größte Steinsetzung ist 125 Fuß lang und 12 Fuß in der Mitte breit; die 16 Gräber, sämmtlich mit Deckſteinen auf Trägern, sind noch wohl erhalten.

Diese cyklopischen Bauarten sind ähnlich geformt wie Stonehenge in England, das Nilsson von den Phöniziern erbauen läßt. — Guthe's Werk ist für jeden Geographen und Verwaltungsbeamten ein ganz unentbehrliches Buch. Ebenso ist es für die Bewohner jener beschriebenen Lande, überhaupt für alle Deutsche, welche ihr schönes Vaterland genauer kennen lernen wollen, von höchstem Interesse, indem es reichliche Belehrung und Unterhaltung gewährt. Nur eins habe ich beim Lesen vermißt, nämlich eine Karte. Dergleichen Werke sollten niemals ohne Specialkarten der beschriebenen Lande ausgegeben werden.

Nilsson führt uns in seiner Schrift: „Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens" (Nr. 2), aus dem blühenden Leben der Gegenwart mehr als 3000 Jahre zurück in die graue Vorzeit, wo die Phönizier ihren Bernstein von Deutschlands Küsten und das Zinn aus England holten.

Das Hauptwerk, zu welchem diese Nachträge gehören, ist unter gleichem Titel schon 1863 erschienen und in Nr. 23 d. Bl. f. 1864 von Heinrich Birnbaum sehr lobend besprochen worden. Im ersten Nachtrag sucht der Verfasser zu beweisen, daß die Phönizier mit den Küstenländern des westlichen Europa Tauschhandel getrieben, um Zinn, Bernstein, Fische (?) und Pelzwerk zu erlangen, dabei hätten sie vermöge ihrer technischen Bildung die Bronzecultur dort eingeführt. Die in den alten Gräbern gefundenen kleinen Bronzeschwerter mit kunstvoll gearbeiteten kleinen Griffen seien phönizische Arbeit. Diese handeltreibenden Phönizier hätten sich nach und nach durch Anlegung zahlreicher Colonien unter den damals halbwilden Einwohnern Englands, Irlands, Schwedens und im nordwestlichen Deutschland niedergelassen und sehr verbreitet. Mit der Bronzecultur hätten sie zugleich ihren phönizischen Sonnendienst, d. h. den Baalscultus, eingeführt und unter den Landesbewohnern zur Geltung gebracht. Derselbe habe noch lange nach dem Aufhören des Bronzealters fortgedauert und sei zur Zeit der Einführung des Christenthums in den westlichen und südlichen Theilen der skandinavischen Halbinsel der allgemein vorherrschende heidnische Cultus gewesen, doch keineswegs mit dem Druidencultus identisch! Das stellt der Verfasser entschieden in Abrede.

Die Beweisführung des schwedischen Professors beruht auf den Angaben des Homer, Herodot, Strabo, Plinius und anderer alten Schriftsteller; hauptsächlich dann auf der comparativen Methode, welche die Aehnlichkeit der alten Steindenkmäler in verschiedenen Ländern ins Auge faßt.

Was diese Methode in der Sprachforschung leistet, ist allerdings unumstößlich. Die vergleichende Sprachforschung hat die staunenswürdigsten Resultate zur Aufklärung geschichtlicher Zusammenhänge geliefert.

Die comparative Methode hinsichtlich der Baudenkmäler ist aber nicht überall zutreffend. Wenn wir in einem Lande Basiliken, gothische Dome, überhaupt Bauwerke im griechischen, byzantinischen Stile antreffen, so schließen wir nicht, daß sie von Griechen, Byzantinern erbaut worden seien. Auch ein Schweizerhaus oder eine chinesische Pagode bringt uns nicht auf den Gedanken, daß der Besitzer oder Erbauer ein Schweizer oder Chinese sein müsse, der sich in Deutschland oder Frankreich angesiedelt und im Baustil seiner Heimat habe bauen lassen.

Was soll man aber zu der Schlußfolgerung sagen, wenn man aus der Aehnlichkeit einiger Steinkreise von rohen, unbearbeiteten Steinen und aus ähnlichen Gräbern folgern will, sie seien von einem und demselben Volksstamm aufgeführt, der sich in Phönizien, auf Malta, in Skandinavien, England, Irland und in Nordwestdeutschland verbreitet habe!!

Dies ist nämlich die Methode des Verfassers. Alle die alten Steindenkmäler und Steinhaufen, ähnlich den von ihm geschilderten Hünengräbern, welche Nilsson in Schweden, Irland und England antrifft, darunter auch „Stonehenge", sollen nach seiner Ansicht von den Phöniziern erbaut worden sein. Die Phönizier hätten in diesen Ländern zahlreiche Colonien angelegt, sich stark vermehrt und dann jene cyklopischen Steingebäude aufgeführt. Daß sie den Bernstein an Schleswigs, Jütlands und an der preußischen Ostseeküsten geholt haben, kann niemand leugnen. Auch mögen sie aus England ihr Zinn bezogen haben; ob ihren ganzen Bedarf? bleibt fraglich, obgleich Nilsson behauptet. Daß sie aber Nordwestdeutschland, Skandinavien, England, Irland, Schottland und noch viele andere Länder durch ihre Colonien so zahlreich bevölkert haben sollten, wie der schwedische Autor zu beweisen versucht, ist nicht wahrscheinlich. Wäre es der Fall gewesen, so müßten sich, gleich dem Celtischen, noch Sprachreste, wenn auch nur einzelne Worte, vorfinden. Man findet aber weder in England, Irland, Schweden, noch in Norddeutschland phönizische Wortformen, was Nilsson selbst zugibt. Seine Beweisführung gründet sich so hauptsächlich auf die alten kolossalen Steinhaufen, welche in den verschiedenen Ländern von so ziemlich gleicher Structur sind. Rohe, fast gänzlich unbehauene Steine werden als Pfeiler in die Erde gestellt und ein großer, ebenso roher Stein oben daraufgelegt. Diese primitive Construction, zu der nicht viel Geschick gehört und auf die jeder Barbar kommen konnte, sollen die kunstfertigen Phönizier in Schweden und England eingeführt haben? Diese kunstgewandten Phönizier, welche die schönsten Gewänder wirkten, die herrlichsten Schmucksachen bereiteten, sollten in jenen kalten Nordländern jahrelang an den kolossalen Steinmassen gearbeitet und solche barbarische Bauwerke aufgeführt haben? — Unmöglich!

Bauwerke kann man diese Steinmassen, welche theils Vierecke, theils längliche Kreise bilden, eigentlich gar nicht nennen. Es sind die rohesten Bauversuche eines noch ganz uncultivirten Volks. Die Phönizier waren aber damals die civilisirteste Nation; sie mögen auch Colonien in jenen nordischen Ländern gegründet haben, um ihre Handelsgeschäfte besser betreiben zu können; aber zu Hunderttausenden waren sie gewiß nicht dorthin eingewandert. Sie, die so hübsche kleine Bronzeschwerter mit kunstvoll gearbeiteten Griffen hinterlassen haben, wie der Verfasser zu beweisen sucht, sie sollten sich mit der Errichtung solcher rohen Steinmassen abgequält haben!

Gewiß nicht; das haben die nordländischen Recken, die Riesen des Nordens gethan, nicht aber das rührige, kunstgewandte Kaufmannsvolk, das von einem Lande zum andern fuhr, um deren Schätze auszubeuten.

Die kunstvollen Schmucksachen in Gold und Bronze, welche sich durch Schönheit der Form und durch die geschmackvolle Einfachheit der Verzierungen auszeichnen, und die man so häufig in den uralten Gräbern gefunden hat, können allerdings von den Phöniziern herstammen, wie der Verfasser behauptet. Doch gerade wer so kunstvolle Schmucksachen formt, kann sich nicht an rohen Steinmassen ergötzen.

Im zweiten Nachtrage versucht Nilsson zu beweisen, daß „Stonehenge" in Wiltshire von den Phöniziern erbaut worden sei und als Tempel des Sonnendienstes gedient habe. Die Ansicht, als sei es ein Druidentempel gewesen, widerlegt er. Ich halte diese Annahme für noch unwahrscheinlicher und seine Beweisführung als nicht zutreffend. Hätten phönizische Ansiedler wirklich dort gelebt, auch Zeit und Lust gehabt, solche kolossale Granitmassen aufzuthürmen, so würde ihr ästhetischer Geschmack nebst der Virtuosität in der Technik bessere Formen geschaffen, die Steine behauen und somit das Schönheitsgefühl befriedigt haben. Es ist eine sonderbare Idee, die Welt überall mit Phöniziern bevölkern zu wollen; ebenso curios, wie die Idee des Prof. Desor, welcher Asien, Afrika und Europa mit Celten bevölkert und jeden Steinhaufen, welcher in Asien, Afrika und Europa zufällig dieselbe Form oder eigentlich gar keine Form hat, auf sie zurückführt. Steintische, Steingräber und jene Pfeiler mit Deckfteinen, die rohesten Anfänge monumentaler Bauten, können von den verschiedenartigsten Völkern erbaut worden sein und finden sich ja in allen Welttheilen. Ueberhaupt sollte man mit der Deutung solcher Steinhaufen vorsichtig sein, damit es einem nicht so ergeht, wie jenem pariser Professor, welcher die rohesten Schreibversuche eines deutschen Knaben in den amerikanischen Hinterwäldern für eine Indianerschrift hielt und sich im Besitz eines kostbaren Hieroglyphenmanuscripts wähnte. Dergleichen Steinanhäufungen, auch Steinkammern, findet man in allen steinreichen Ländern, ganz besonders bei uns in Thüringen. Die Landleute haben sie von ihren Aeckern auf die Lehden und Heiden gefahren und müßige Burschen Kammern und Thürme daraus gebaut. Freilich, solche kolossale Monumente wie „Stonehenge" in England, müssen allerdings

ins Bereich der culturhistorischen Forschung gezogen werden; um sie aber einem solchen cultivirten Volke, wie die Phönizier waren, zuschreiben zu können, muß man gründlichere Beweise vorbringen als Nilsson, der sogar die unschuldigen Johannisfeuer als Ueberbleibsel des heidnischen Baalscultus deutet. Mit demselben Recht könnte man auch die Oster- und Pfingstfeuer, welche bei uns von jungen Burschen auf hohen Bergen angezündet werden, als Gebräuche des Sonnencultus betrachten.

21.

Feuilleton.

Kaiser Napoleon III. und das deutsche Drama.

Bei der Zusammenkunft der beiden Kaiser von Oesterreich und Frankreich in Salzburg spielen die Schauspieler des Burgtheaters dem französischen Monarchen drei deutsche Stücke vor. Dazu sind auserwählt: „Wildfeuer" von Halm, „Bürgerlich und romantisch" von Bauernfeld und „Der geheime Agent" von Hackländer. Die „Neue Freie Presse" schreibt über diese Wahl folgende Philippika: „Also ein dramatisches Gedicht und zwei moderne Lustspiele sind auserlesen, Napoleon III. ein Gemälde der dramatischen Kunst in Deutschland zu entrollen: drei Stücke, die zwar von dem Baarschatz der poetischen Kraft, welche dem heutigen deutschen Theater zur Verfügung steht, ein respectables Zeugniß ablegen, die aber auch nicht im entferntesten an das dichterische Vermögen erinnern, welches das deutsche Volk sein bestes Eigenthum nennt. Die köstliche, die einzige Gelegenheit, die uns geboten war, Napoleon III. den Kranz zu zeigen, den der Genius des deutschen Volks inmitten der schwersten politischen Drangsale, der tiefsten nationalen Erniedrigung sich geflochten hat, diese Gelegenheit lassen wir ungenutzt vorbeistreichen, als ob es eitel Sonnengold wäre, in dessen Strahlen uns die Franzosen erblicken; als ob wir in geistigem Ansehen schwelgten oder uns im Glücke erfochtener Schlachten wiegten. Einen Feiertag des Burgtheaters verzetteln wir gleichgültig, wie wir die Berufung Lessing's nach Wien, wie wir das Grab Mozart's, wie wir die Befreiung des Staats von der Kirche und wie wir die Suprematie in Deutschland verzettelt haben. Ja, einen Feiertag des Burgtheaters, der deutschen Bühne. Nicht ein einfältiges Théâtre paré stand in Salzburg auf der Liste der Festlichkeiten, wenn man den Augenblick richtig erfaßt und begriffen hätte. Es galt, einen historischen Act auszubeuten, einen Pulsfühler des deutschen Geistes an die Fülle zu mahnen, die das heimische Leben aus sich erzeugt hat. Dem Kaiser der Franzosen ist zuzutrauen, daß er den Gipfel zu sehen wünscht, den die dramatische Kunst der Deutschen erklommen, und daß er unsere Sprache in jenen Lauten vernehmen will, die den rauhen Klang des heimischen Wortes vergessen machen. Daß Napoleon III. die Lücken bemerken werde, welche die pathetische Kunst auf unserer Bühne verunstalten, war gewiß nicht zu befürchten; denn er hat die Anschütz, Schröder und Rettich nie gesehen, und auch in seinem Frankreich ist das dämonische Weib, das die Tragödie belebte, längst Staub und Asche. Noch immer wären wir fähig gewesen, eine «Maria Stuart», einen «Faust», einen «Tasso» anständig in Scene zu setzen, und die mangelhaften Theile der Darstellung würden durch die Flamme des Dichters, die für den französischen Gast den Reiz der Neuheit haben mußte, vollständig verzehrt worden sein. Wie prächtig hätte es sich ausgenommen, wenn «Wallenstein's Lager» die beabsichtigte Trias der Vorstellungen in Salzburg eröffnet hätte. Das blitzende Feuer dieses Gedichts kann gar nicht ausgelöscht werden, der trotzige Schritt desselben duldet ohnehin keinen schleppenden Gang. Und dabei würde der Kaiser der Franzosen das vielzüngige, farbenbunte Völkergewühl Oesterreichs in einem Meisterbilde kennen gelernt haben. Aber geradezu beschämend ist es für die Bildung in Oesterreich, für das Burgtheater und für dessen Mitglieder, daß von den drei Abenden, die dem Schauspiel in Salzburg gewidmet sind, nicht ein einziger der classischen Poesie gehört, und daß jener Herrscher, der mit den Leidenschaften ganzer Völker gerechnet hat, der mit den tragischen Mächten auf du und du steht, von girrenden Mädchen, süßen Jünglingen, verliebten Assessoren und genügsamen Badeärzten des deutschen Dramas umzingelt wird."

Offenbar kann der Tadel die artistische Direction des Burgtheaters nicht treffen, der bei Hoffesten doch nur eine berathende Stimme zusteht. Ueberhaupt wird Napoleon den Geist der deutschen Nation in Salzburg nicht studiren wollen. Daß ihm Schiller bekannt, hat er bewiesen, als er in Ham „Die Ideale" dieses Dichters übersetzte. Doch kann er aus den aufgeführten Stücken immerhin manches lernen, z. B. aus „Wildfeuer", wie unschuldig unsere Mädchen sind, und aus „Der geheime Agent", welche diplomatische Gewandtheit an den deutschen Höfen zu finden ist.

Literarische Notizen.

Von Karl von Holtei erscheint eine Sammlung seiner besten dramatischen Werke unter dem Titel: „Theater von Karl von Holtei. Ausgabe letzter Hand" (6 Bde., Breslau, Trewendt, 1867). Die zwei ersten Bände der Ausgabe liegen vor. Der erste Band enthält: „Lenore", „Der dumme Peter", „Ein Trauerspiel in Berlin", „Der alte Feldherr"; der zweite Band: „Robert der Teufel", „Wiener in Berlin", „Lorbeerbaum und Bettelstab", „Berliner in Wien". In der Vorrede bekennt der greise Dichter, daß er sich lange getäuscht habe über seinen Beruf und sein Geschick, für die Bühne zu schreiben, so lange als er den Wahn gehegt, er besäße dramatisches Talent. Das habe nicht von eitler Anmaßung hergerührt, sondern in den Verhältnissen gelegen, in welche er (zunächst durch selbsteigene kindische Schuld, späterhin jedoch durch den Zwang eiserner Nothwendigkeit) mit der Theaterwelt gelebt. Erst im reifsten Mannesalter habe er die Erkenntniß gewonnen, der dramatisch-theatralischen Poesie eigentlichstes Wesen gar nicht begriffen und voll naiver Sorglosigkeit epische wie lyrische Elemente unverarbeitet mit scenischen Effecten durcheinandergemischt zu haben. Dieses Geständniß läßt an Offenherzigkeit nichts zu wünschen übrig; doch dürfte der Autor in seiner Selbstkritik wol zu streng verfahren sein.

Alexander Rost's „Dramatische Dichtungen" erscheinen gegenwärtig gesammelt (Weimar, Panse). Die erste Lieferung enthält das Volksschauspiel: „Ludwig der Eiserne oder das Wundermädchen aus der Ruhl"; die vierte Lieferung das Trauerspiel: „Das Regiment Marlo."

Von der Auswahl dramatischer Werke von August von Kotzebue (Leipzig, Kummer) bringt der fünfte Band die Lustspiele: „Der Vielwisser", einen Pendant zu der „Sucht zu glänzen" und eine Persiflage der damals noch mehr als heute grassirenden Polyhistorie; „Der Freimaurer"; „Der alte reitende Kutscher Peter der Dritten", „Die Rosen des Herrn von Malesherbes", „Das Landhaus an der Heerstraße".

Franz Dingelstedt läßt seine Einrichtungen der Shakspeare'schen Geschichtsdramen unter dem Titel: „Shakspeare's Historien; deutsche Bühnenausgabe" (Berlin, G. Reimer, 1867) erscheinen. Die beiden ersten Bände enthalten zwei Theile von „König Heinrich VI.", in welchen die Aneignung am freiesten verfuhr, der dritte Band bringt „König Richard III." Eine geistvolle Einleitung enthält zwei Aufsätze: „Ueber Shakspeare's Historien im Original", und über „Die Reproduction der

Shakspeare'schen Historien". Wir kommen auf das für die Bühne der Gegenwart in vieler Hinsicht wichtige Unternehmen und die dabei ins Spiel kommenden Principienfragen noch eingehender zurück.

Von Adolf Bastian's interessantem Werk: „Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen", ist der dritte Band: „Reisen in Siam im Jahre 1863", erschienen und zwar, nicht wie die beiden ersten im Verlag von O. Wigand in Leipzig, sondern in dem von Costenoble in Jena.

Das „Album des Literarischen Vereins in Nürnberg für 1867" (Nürnberg, Bauer u. Raspe) enthält manche artige Gedichte und werthvolle Aufsätze. Dem in Spanien im vorigen Jahre verstorbenen Präsidenten des Vereins, J. L. Hoffmann, sind in Vers und Prosa ehrende Denkmale gesetzt.

Im Verlag der F. Boselli'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. ist eine Wappentafel der hauptsächlichsten Länder der Erde erschienen, zu welcher E. von Schmidt einen soeben als selbständige Schrift veröffentlichten Text: „Die Wappen aller regierenden Fürsten und Staaten", geschrieben hat. Das Buch ist von Interesse für Freunde der Wappenkunde und eignet sich besonders zum Nachschlagen, wenn man über die Bedeutung eines Wappenthiers im Dunkeln tappt.

Von dem „Paris Guide" erscheint unter dem Titel: „Paris. Ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens in Schilderungen von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs", im Verlag von Lesser in Berlin eine deutsche Ausgabe.

Professor Heinrich von Treitschke hat einen Ruf an Stelle des Professors Häusser in Heidelberg angenommen und wird von Kiel dorthin übersiedeln. Man greift diese Berufung an, weil Treitschke noch durch kein größeres Geschichtswerk sich einen Namen gemacht habe. Doch glauben wir, daß ein lebendiger und glänzender Vortrag für einen Professor der Hochschule die beste Mitgift sei.

In dem Chefredacteur der „Vossischen Zeitung", Otto Lindner, der am 7. August in Berlin starb, hat die deutsche Publicistik einen ihrer geistvollsten Vertreter verloren. Die vielseitige philosophische und ästhetische Bildung Lindner's zeigte sich in dem gehobenen Charakter, den er dem literarisch-kritischen Theil seiner Zeitung einzuhauchen verstand. Als Anhänger der Schopenhauer'schen Philosophie trat er, immer indeß mit Maß und Kritik, für dieselbe in die Schranken; seine Schriften über die Tonkunst, in der er selbst auch producirend auftrat, sind wichtige Beiträge zur Philosophie und Geschichte der Musik. Der Dichtkunst gegenüber hielt der Verehrer Lenau's und Hölderlin's fest an jener Poesie des Geistes, die von hohlem Versgeklimper himmelweit entfernt ist und der allein die Zukunft unserer Literatur gehört. Der Vortrag, den Lindner in Berlin über Nikolaus Lenau hielt, war von dieser Anschauung durchdrungen und bahnte ihr mit Geist und Energie den Weg in weitere Kreise.

Sinn und Tendenz des Spiels von den zehn Jungfrauen.

Das „Spiel von den zehn Jungfrauen" ist neuerdings wieder zum Gegenstand einer Betrachtung genommen worden, in welcher namentlich die dogmatische Seite dieser denkwürdigen Dramatisirung einer neutestamentlichen Parabel hervorgehoben wird. Wir fanden die Abhandlung, die sich betitelt: „Das geistliche Spiel von den zehn Jungfrauen zu Eisenach. Nach Sinn und Tendenz beleuchtet von Ludwig Koch", im ersten Hefte des siebenten Bandes der „Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde" (Jena 1867). Der Verfasser gedenkt der vor ihm gelieferten Arbeiten über das betreffende Stück, erwähnt auch die Veröffentlichung eines zweiten Textes durch Max Rieger (Pfeiffer's „Germania", X, 311 fg.), wie die grammatischen und kritischen Bemerkungen in Reinhold Bechstein's Dissertation (Jena 1866), hält sich aber dessenungeachtet nur an den durch Ludwig Bechstein gegebenen Text. Dadurch hat er manches mit in seine Betrachtung gezogen, was sich als Interpolation erweist und eine gesonderte Besprechung verdient hätte; andererseits mußte er dadurch in der Mittheilung von Textstellen unrichtige oder zum mindesten unebene Verse wiederholen. Kann nach dieser Richtung hin Koch's Arbeit auch das Gepräge des Dilettantismus nicht verleugnen, so stehen wir nicht an, sie deshalb rühmend zu erwähnen, weil in ihr zum ersten mal außer der literargeschichtlichen Bedeutung die kirchliche Wichtigkeit des Spiels in eingehenderer Weise dargethan wird. Eine Einzelheit, die Koch anführt, ist überdies geeignet, Interesse zu erregen. Johannes Manlius berichtet in seinen „Collectaneen", die vorzugsweise aus Philipp Melanchthon's Vorlesungen stammen, über die Aufführung des eisenacher Spiels und über ihren tragischen Ausgang; zugleich aber geht aus seinen Worten hervor, daß er das Stück selbst und seine Tendenz gekannt und richtig gewürdigt habe.

Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß eine neue Uebersetzung des „Spiels von den zehn Jungfrauen" von Ludwig Ettmüller versucht wurde. Dieselbe findet sich im dritten Bande der „Herbstabende und Winternächte" (Stuttgart 1867).

Bibliographie.

Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte. (Von Maximilian I.) 1ster bis 4ter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Broniš, P., Die slavischen Familiennamen in der Niederlausitz. Bautzen, Schmaler u. Pech. 8. 5 Ngr.

Clemens, F., Jesus der Nazarener. Des Weisesten der Weisen Leben, Lehre und natürliches Ende. Nach neueren historischen Quellen bearbeitet und dem deutschen Volke gewidmet. Hamburg. 8. 15 Ngr.

Droysen, J. G., Geschichte der preußischen Politik. 4ter Thl. Friedrich I., König von Preußen. 1ste Abth. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Duller, A., Konrad der Zweite. Historisches Schauspiel. Erster Theil: König Konrad der Zweite. Zweiter Theil: Kaiser Konrad der Zweite. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Förster, B., Der Feldzug von 1866 in Südwest-Deutschland. Militärisch-statistische Notizen. Mit Benützung der Feldzugs-Acten der bayerischen Armee. München, Lindauer. Gr. 8. 9 Ngr.

Fritzner, M. C., Flüchtlingsleben. Mit einem einleitenden Kapitel von M. Hartmann. Zürich, Schabelitz. 8. 24 Ngr.

Häntzsche, J. C., Talysch. Eine geographische Skizze. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 15 Ngr.

Harder, H. W., Beiträge zur Schaffhauser-Geschichte. 1stes Heft. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Hasche, L., Die Räthsel der Natur und des Lebens. 2te, durch einen Nachtrag vermehrte Ausgabe. Hamburg, O. Meißner. 8. 10 Ngr.

Jung, H. L., Merksteine auf dem Wege des Lebens. Vorträge auf dem Gebiete der Lebensphilosophie. München, Merhoff. 8. 4 Ngr.

Kissner, A., Chaucer in seinen Beziehungen zur italienischen Literatur. Inaugural-Dissertation. Bonn, Marcus. Gr. 8. 15 Ngr.

Köpke, R., Widukind v. Korvei. Ein Beitrag zur Kritik der Geschichtschreiber des 10. Jahrhunderts. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Leonhard, E. (O. Elsner), Tasso's Tod. Dramatisches Gedicht. Breslau, Aderholz. 16. 6 Ngr.

Maassen, F., Zwei Synoden unter König Childerich II. Nach einem Manuscript der Stadtbibliothek von Albi. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 12 Ngr.

Mücke, A., Die Dogmatik des 19. Jahrhunderts in ihrem innern Flusse und im Zusammenhang mit der allgemeinen theologischen, philosophischen und literarischen Entwickelung desselben. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Scartazzini, J. A., Giordano Bruno, ein Blutzeuge des Wissens. Vortrag. Biel, Steinheil. 8. 9 Ngr.

Schneider, F., Maximilian's I. Kaiserreich und Tod. Von Miramare bis Queretaro. Berlin, Burmester u. Stempell. Br. 8. 5 Ngr.

Schulze, L. T., Vom Menschensohn und vom Logos. Ein Beitrag zur biblischen Christologie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Sugenheim, S., Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart. 3ter Bd. Vom großen Zwischenreich bis zum Tode Herzog Karl's des Kühnen von Burgund. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 27½ Ngr.

Friedrich von Tippelskirch. Ein Lebensabriß. Von Freunden des Verstorbenen. Wiesbaden, Niedner. 16. 5 Ngr.

Das Trauerspiel in Mexico. Leipzig, Kunze. 8. 5 Ngr.

Walther, A., Bilder aus dem Soldatenleben in Neapel. Nach dem Tagebuch eines Schweizersoldaten dargestellt. Bern, Haller. Gr. 8. 16 Ngr.

Weidmann, F. C., Moriz Graf v. Dietrichstein. Sein Leben und Wirken aus seinen hinterlassenen Papieren dargestellt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Dritter Band
von Gutzkow's Roman „Hohenschwangau".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte. 1536—1567.
Von
Karl Gutzkow.

Dritter Band. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band (bereits in zweiter Auflage erschienen) und der zweite Band haben denselben Preis.

Soeben ist von diesem Roman **ein neuer Band** erschienen, dessen Schauplatz Augsburg bildet und der besonders viel historische Porträts und scharfgezeichnete Culturbilder enthält. Der Roman spielt bekanntlich im Zeitalter der Reformation. Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Wissen und Leben deutscher Nation kämpften in jener Zeit um dieselben Güter, denen noch heute der Lebenskampf des deutschen Volks gilt.

Ist es demnach schon an sich ein bedeutender und fesselnder Stoff, der hier dem Leser geboten wird, so entfaltet er sich unter des Verfassers Hand zu einem farbenfrischen, das ganze damalige Leben treu wiedergebenden Gemälde, sodaß sich dieser neue Roman den berühmten Schöpfungen des Autors, den „Rittern vom Geiste" und dem „Zauberer von Rom", ebenbürtig an die Seite stellt.

Preisermässigung werthvoller Werke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der darüber soeben ausgegebene Katalog besteht aus folgenden fünf Abtheilungen:

I. **Abtheilung**: 1. Bibliographie. Encyklopädische Werke. Literatur- und Sprachwissenschaft. Zeitschriften. — 2. Griechische und römische Philologie. Alterthumswissenschaft. Orientalia. — 3. Theologie. Philosophie. — 4. Pädagogik. Wörterbücher. Grammatiken. Lehrbücher. Jugendschriften. — 5. Geographie. Länder- und Völkerkunde. Reisen.

II. **Abtheilung**: 1. Rechtswissenschaft. Staatswissenschaften. — 2. Geschichte. Memoiren und Biographien.

III. **Abtheilung**: 1. Medicin. Naturwissenschaften. — 2. Mathematik. Militärwissenschaften. Technologie. Baukunst. — 3. Handelswissenschaften. Haus- und Landwirthschaft. Forst- und Jagdwissenschaft.

IV. **Abtheilung**: Deutsche schöne Literatur: 1. Erläuterungsschriften. Gesammelte Werke. Briefwechsel. Kunstliteratur. — 2. Altdeutsche Literatur. — 3. Romane und Erzählungen. — 4. Gedichte. — 5. Dramatisches.

V. **Abtheilung**: Ausländische Literatur in den Originalsprachen und in Uebersetzungen.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

☞ **Die Preisermässigung besteht nur für einige Zeit. Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt gewährt.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von
Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei.

8. Geh. In 15 Lieferungen zu je 20 Ngr. oder in drei Bänden zu je 3 Thlr. 10 Ngr.

In einem dem Geiste der wahren Freimaurerei entsprechenden Sinn und weit entfernt die Zahl der aus unlauterer Quelle stammenden und nur unedler Neugier dienenden angeblichen Enthüllungen freimaurerischer Geheimnisse damit vermehren zu wollen, verbanden sich zwei durch ihre Stellung im Freimaurerbunde dazu besonders befähigte Gelehrte mit einer grössern Zahl gleichfalls dem Bunde angehöriger Männer in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Holland, Dänemark und Nordamerika zur Herausgabe dieses Werks, das eine Fülle des mannichfaltigsten und interessantesten, nur zum kleinsten Theile allgemein bekannten Materials in wissenschaftlich gründlicher und zugleich allgemein verständlicher Darstellung bietet.

Die soeben erschienene **vierzehnte Lieferung** (Bogen 25—32 des dritten Bandes) enthält folgende wichtigere Artikel: **Trauerloge — Unterwerfungs- und Vereinigungs-Acte — Urim und Tummim — Verfolgungen — Verordnungen — Verrätherei — Vier — John Ward — G. C. G. Wedekind — Weimar — A. Weishaupt — Weltkugeln — C. M. Wieland — Winkelloge — Wohlthätigkeit, Wohlthätigkeitsanstalten — Sir Christoph Wren — Yorker Urkunde.**

Es fehlt jetzt nur noch eine Lieferung zum Schluss des Werks. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und liefern das bereits Erschienene.

Billige Offerte.

Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757 bis 1763. Nach bisher unbenutzten handschriftlichen Originalien und andern Quellen politisch-militärisch bearbeitet von C. Renouard. 1864. 3 Bände. 155 Bogen gr. 8. und 25 Beilagen. 9⅔ Thlr. **Herabgesetzter Preis 4 Thlr.**

Geschichte des französischen Revolutionskrieges im Jahr 1792. Grossentheils nach bisher unbenutzten handschriftlichen Originalien, so wie anderen Quellen politisch-militärisch bearbeitet von C. Renouard. Mit 6 Beilagen und einer Uebersichtskarte. 1865. Gr. 8. XII u. 495 S. Preis 2½ Thlr. **Herabgesetzter Preis 1⅓ Thlr.**

☞ Die herabgesetzten Preise gelten nur bis Ende 1870.

Cassel, bei Theodor Fischer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 29. August 1867.

Inhalt: Alfred Meißner als Romanschriftsteller. Von Rudolf Gottschall. — Biographisches und Verwandtes. Von F. W. Ebeling. (Beschluß.) — Philosophische Schriften. Von Julius Frauenstädt. — Arthur Stahl's Novellen. — Feuilleton. (George Sand über das Verhältniß von Roman und Drama.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Alfred Meißner als Romanschriftsteller.

1. Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs neuester Geschichte von Alfred Meißner. Volksausgabe. Berlin, Janke. 1866. 4. 1 Thlr.
2. Babel. Roman aus Oesterreichs neuester Geschichte von Alfred Meißner. Vier Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 6 Thlr.

Es ist ein bekannter Ausspruch: der Roman ist das Epos der Gegenwart; nicht minder bekannt ist das Wort Schiller's: der Romanschriftsteller ist der Halbbruder des Dichters. So erfreulich es sein mag, wenn sich Dichter von Beruf dem Roman zuwenden, ist es auf der andern Seite wieder bedauerlich, wenn Dichter, die ihre Mission durch glänzende Leistungen in den höhern Kunstgattungen bewiesen haben, in der Romanschriftstellerei aufgehen. Was der Roman dabei gewinnt, verliert die Poesie. Ein guter Roman läßt sich immerhin mit Lebenskenntniß und Menschenverstand, mit einigem Ansatz von Humor, einiger stilistischer Gewandtheit und handwerksmäßiger Routine schreiben; doch die Beherrschung der höhern Kunstgattungen erfordert ein ganzes dichterisches Talent. Wir sind weit davon entfernt, den Roman das Epos der Gegenwart zu nennen; wir sind überzeugt, daß sich früher oder später ein anderes dichterisches Epos bilden wird, welches dem reichen Culturinhalt der Gegenwart eine vollendete künstlerische Form von größerer Strenge darbietet, als sie die lässig bequeme, nach keiner Seite geschlossene Haltung des Romans bietet. Gerade der Roman verwischt die Grenzlinien dichterischer Begabung; er ist ein Gebiet, auf welchem die Mittelmäßigkeit unter gewissen Bedingungen, bei der Wahl eines günstigen, zeitgemäßen Stoffs, Triumphe feiern kann. Was ihm fehlt, ist das ἅπαξ λεγόμενον, die schöne Unvergänglichkeit des dichterischen Ausdrucks, die nach sorgfältigerm künstlerischen Maß sich aufbauende Architektonik, die freischaffende Belebung durch Phantasiemächte, mag immerhin jetzt an die Stelle der alten Göttermaschinerie ein Kreis von modernen Gedankenmächten treten, die eine geniale Erfindung nicht in allegorisch trockene Wesen verwandeln wird.

Alfred Meißner hat in seinen „Gedichten" und in seinem „Ziska" eine so echt dichterische Begabung gezeigt, daß man fast den Fleiß bedauern muß, mit welchem er jetzt das Feld des Romans anbaut. Mag auch die Ungunst der Zeiten sich von dem nach höhern Kränzen strebenden Dichter abwenden: unsere Poeten sollen nicht ermüden, nach diesen Kränzen zu ringen, sobald ihnen die Natur die seltene Mitgift des echten Talents verliehen hat; sie sollen nicht dem Dilettantismus den Platz räumen, der zuletzt nicht blos die Poesie verpfuscht, sondern auch den Glauben der Nation an den Beruf der Dichter erschüttert. Scheint es doch keine Kunst mehr, was allgemeiner Bildung zugänglich und erreichbar ist — und wer machte heutigentags nicht Verse, erträgliche, selbst von poetischem Hauch durchdrungene Verse? Wie vieler Poesie dieses Schlags wird nicht die Ehre zutheil, in volksthümlichen Sammlungen und den Anthologien für Toilettentische neben den Meistern des Sangs zu glänzen! Nicht blos das Publikum, sondern gerade die Literarhistoriker von Fach, die Sammler u. s. w. zeigen eine höchst bedenkliche Urtheilslosigkeit gegenüber der dichterischen Production. Die Gelehrsamkeit hat die Kritik verdorben; die Fähigkeit unendlicher Aneignung und Werthschätzung gegenüber dem unbegrenzten Material aller Zeiten und Völker, gegenüber allen Arten von Gedichten hat die unbefangene Empfindung und ihr sicheres Geschmacksurtheil getrübt. Unsere Literarhistoriker kommen wie aus einem Weinkeller, wo sie alle Sorten durcheinandergekostet haben und zuletzt nicht mehr fähig sind, die zarte „Blume" eines einheimischen Gewächses zu unterscheiden. In der That entspricht der kosmopolitische Literaturdusel einem derartigen Weindusel; die Competenz ist verloren gegangen, indem sie sich allzu eifrig und vielseitig bewähren wollte. Mit dem Nachgeschmack eines alten Feuerweins auf der Zunge findet man einen ähnlich schmeckenden neuen Wein, so schwächlich er sein mag, nicht minder feurig und trinkt zuletzt noch den Aepfelwein des Dilettantismus als einen Trank echter Poesie oder sieht in den Tropfen, welche eine zitterige Hand aus dem Kelche schüttet, noch den Göttern geweihte Libationen!

Deshalb aber sollen die echten Dichter ausharren auf

ihrem Posten und nicht die Flinte ins Korn werfen. Der Sieg über den Dilettantismus wird nicht im Sturm errungen, aber er ist für die Dauer gesichert. Der gesunde Sinn für die ewigen Rhythmen der Dichtung, das begeisterte Nachgefühl ist angeboren und unvertilgbar, und die Kunst überlebt auch ihre schlimmsten Feinde, die Kunstfreunde und Kunstkenner.

Wir leugnen es nicht, daß wir einen neuen Band Meißner'sche Gedichte den zwölf Bänden Roman, welche hier vor uns liegen — denn die Volksausgabe von „Schwarzgelb" faßt in einem Band acht Bände zusammen — vorziehen würden. Gleichwol gehört dieser Roman zu den besten der jüngsten Zeit, und wenn es auch unvermeidlich ist, daß Homer in zwölf Bänden bisweilen schläft, so ist er dafür desto rüstiger, lebendiger und anziehender, wo er wach ist. Wenn wir die beiden Romane als ein Ganzes betrachten, so ist dies cum grano salis zu verstehen. Der Dichter wollte offenbar jedem einzelnen volle Selbständigkeit sichern; dadurch ist indeß in ihr gegenseitiges Verhältniß eine gewisse Unklarheit gekommen. Der Leser von „Babel" braucht nicht zu ahnen, daß ein Theil der Fäden, die sich vor seinen Augen fortspinnen, bereits in einem achtbändigen Vorroman befeuchtet und um die schnurrende Spindel gedreht worden ist. Er steht ganz auf eigenen Füßen; alle zur neuen Handlung gehörigen Voraussetzungen werden ihm kurz, aber genügend dargelegt. Befremdlicher fühlt sich der Leser von „Schwarzgelb" angemuthet, der wegen seines verdienstlichen Ausharrens doch besonders wohlwollende Berücksichtigung verdiente, wenn er einige von dessen Hauptheiden in „Babel" wiederfindet, ohne daß ihrer mitdurchlebten inhaltreichen Vergangenheit eine andere als die flüchtigste Erwähnung geschenkt wird, als handle es sich um unliebsame Antecedentien. So erfahren wir von dem Helden beider Romane, Bruno Haldenried, in dem zweiten nur, daß über die beiden traurigsten Dramen seines Lebens: seinen Proceß vor dem pesther Militärgericht und den Verlust eines geliebten Mädchens, der Vorhang gefallen. Diese beiden Dramen haben wir Leser von „Schwarzgelb" aber in acht Bänden mit durchgemacht und sehen nun diese Ereignisse, die unsere Theilnahme so lange in Anspruch genommen haben, in wenigen Zeilen abgefertigt. Ja, was noch bedenklicher ist, der Held erscheint wie der Faust des zweiten Theils, welchem die Elfen die Vergangenheit aus der Seele gebadet haben. Es ist kein Zurückgehen der Reflexion, der Empfindung möglich; denn da der Dichter die Brücken zwischen den beiden Romanen abgebrochen hat, so würde jede derartige Rückbeziehung Noten und Erklärungen verlangen, welche natürlich übel angebracht wären. So ist der Held wie ein Polyp mitten durchgeschnitten und führt mit jeder seiner Hälften ein selbständiges Leben. Wer den Bruno des ersten Theils kennt, wird den Charakter im zweiten allerdings consequent fortentwickelt finden; aber die ahnungslosen Leser des zweiten Theils wissen gar nicht, daß sie einen zweiten Cursus mit ihrem Helden durchmachen, ohne den ersten absolvirt zu haben, und werden nirgends unterstützt durch eine Andeutung des Dichters, welch eine Rolle jener bereits in einem umfangreichern Roman gespielt und welches Licht auf seinen Charakter und auf viele andere Charaktere aus diesem, immer nicht unerlaßlichen, doch wünschenswerthen Vorstudium fallen dürfte.

Wir wissen diese Verschämtheit des Dichters zu würdigen, der seinen ersten Roman nicht einmal per subsequens matrimonium legitimirt, sondern einen geheimnißvollen Schleier über denselben breitet. Unsere Zeit zeigt zwar in der Lektüre eine seltene Geduld und Ausdauer; man darf ihr neunbändige Romane zumuthen, ohne einen Korb zu erhalten. Dennoch nimmt man schweres Gepäck ungern mit auf den Weg, und wenn ein Leser in vier Bänden ein Ganzes erhält, so ist das jedenfalls ersprießlicher, als wenn er noch acht Bände lesen muß, um diese vier zu begreifen. Gleichwol hätten wir in künstlerischem Interesse gewünscht, daß Meißner die Verbindungsglieder der beiden Romane nicht so locker eingefugt, daß er den Zusammenhang derselben unumwunden eingestanden und den zweiten weniger schüchtern durch den ersten beleuchtet hätte.

Auch abgesehen von der Fortentwickelung persönlicher Beziehungen bilden die beiden Romane, nach ihrem politischen Grundgedanken, eine Bilogie, die sich nach der Schlacht von Königgrätz leicht zu einer Trilogie erweitern dürfte. Es ist die große, mit Blut geschriebene Tragödie, deren Held das an Ruhm und Siegen reiche Oesterreich ist, hineingerissen in den revolutionären Zersetzungsproceß des Jahrhunderts, in das Kreuzfeuer der Nationalitäten und der politischen Freiheitsgedanken, unfähig, die veraltete Weisheit einer Politik zu wahren, deren Institutionen, von Tag zu Tag morscher werdend, über ihm zusammenbrechen. Schon diese Einheit des Grundgedankens hätte den Autor berechtigt, beide Theile auch äußerlich und eingestandenermaßen aneinanderzuschließen.

Eine andere innere Aehnlichkeit zwischen beiden scheint uns bedenklicher; sie sind beide nach demselben Schema componirt, und diese Symmetrie gibt der Erfindung einen Zug von Dürftigkeit, der bei dem Phantasiereichthum des Autors sich leicht vermeiden ließ. In beiden dreht sich das romanhafte Interesse vorzugsweise um eine Katastrophe criminalistischer Art, deren Geheimniß nach dem guten Recht des Romans sich allmählich lichtet; in beiden handelt es sich um eine „dunkle That", dort um einen Sturz ins Wasser, hier um einen Sturz aus dem Fenster; hier wie dort ist die Frage, ob ein Mord oder ein Selbstmord stattgefunden hat; hier wie dort ergibt sich allmählich, daß das erstere der Fall war; die hauptsächlichste Spannung bleibt diesem „dunkeln Punkte" im Gefüge des Romans zugewendet, sodaß in beiden Romanen das criminalistische Interesse fast das politische überwiegt.

Gleichwol ist es ein politischer Romancyklus, welchen Meißner dichtet und in welchem er zwei Epochen der sich jählings abrollenden neuen Geschichte des Kaiserreichs in einer Folge von Bildern dem Leser vorzuführen sucht. In vieler Hinsicht bildet der Roman das Gegenstück zu

den „Rittern vom Geiste"; denn hier ist der preußische Staat mit seinen geistigen Elementen und Kämpfen ebenso geschildert, wie dort der österreichische — nur hat Gutzkow seinem Phantasiestaat keine bestimmte „schwarz-weiße" Färbung gegeben, während Meißner die Staatsfarben schon auf das Schild des seinigen malt. So konnte jener auch in die höchsten Kreise greifen, ohne eine Verantwortung für photographische Aehnlichkeit zu übernehmen, indem die Berechtigung des Anklingens, der hereinspielenden Bedeutung gewahrt blieb, während dieser selbstverständlich die Spitzen des Staats von seiner romanhaften Beleuchtung ausschließen mußte.

Von einem politischen Roman dürfte man nun freilich erwarten, daß auch alle seine Motive und Katastrophen politischer Natur seien. Ist doch nach Napoleon die Politik das Fatum der neuen Zeit, und in der That ein Fatum, das genug blutige Menschenopfer verschlingt. Leider kann aber die Poesie sich nicht an den sausenden Webstuhl der Zeit setzen. Das Geheimniß der Cabinete zu durchdringen, ist zwar nicht schwierig, dafür sorgen die Blaubücher; doch gerade weil es aufhört Geheimniß zu sein, weil die taghelle Beleuchtung der dichterischen Erfindung wenig Spielraum gestattet und weil der Dichter, wenn er trotzdessen sich auf die Verschönerung der Haupt- und Staatsactionen capricirt, nur ein die Wahrheit übertünchender Memoirenschreiber wird, wie die „Villafrancas", „Ludwig Napoleon" und andere vielbändige Zeitromane zur Genüge beweisen: gerade deshalb muß er einen andern Weg einschlagen und die Politik weniger in ihren Ursachen aufsuchen, als in ihren Wirkungen verfolgen, wie sie der Organismus des Staats, das Leben der Gesellschaft, Handel und Verkehr, Literatur und Kunst widerspiegeln, wie sie namentlich in den Geschicken der einzelnen eine oft verhängnißvolle Kette bilden.

Die „Ritter vom Geiste" sind ohne Frage in der Erfindung glücklich gewesen; es ist der Reformgedanke selbst, der hier den Mittelpunkt der Handlung bildet. Die Bundeslade hat solche Bedeutung für den Bund gewonnen, daß auch ihre romanhaft wechselnden Schicksale das höchste Interesse in Anspruch nehmen. Die Helden des Romans sind handelnde Vorkämpfer ihrer Ueberzeugung; die Spannung geht auf das Resultat des Kampfes. In dem Meißner'schen Roman hingegen liegt das handelnde Eingreifen des Haupthelden hinter ihm; nur die Abenteuer, in die er verstrickt wird infolge desselben, bilden den Inhalt der in „Schwarzgelb" vor sich gehenden Handlung. Diese Abenteuer sind geschickt und geistreich erfunden, um das ganze Culturgemälde des Kaiserreichs durch sie zu beleuchten, wie es sich nach dem Niederwerfen der Revolution in Ungarn und Deutschland gestaltet hat. Die herzige Spionage und Polizeiwirthschaft, der Dünkel weltmännischen Aristokratie und ihrer leichtlebigen Staatsweisheit, der Hochmuth des mit dem Ultramontanismus verschworenen Hochtorythums, die Feilheit und Rechtlichkeit der Presse, der industrielle Schwindel, die Verbornirtheit des Haudegenthums, die Haltlosigkeit und Zerfahrenheit des Flüchtlingslebens, dieser von der plump arbeitenden Staatsmaschine ausgesiebten Spreu, in welcher doch die Fruchtkörner einer schönern Zukunft zu suchen sind — das alles gibt farbenreiche, geniale Culturbilder, in denen Schwarzgelb mit allen seinen Complementärfarben, wenn man so sagen darf, sich spiegelt. Doch der eigentliche Faden der Handlung ist in seinen Knotenpunkten unpolitisch; die Spannung geht auf das Criminalistische, auf den Ausgang der Liebesverhältnisse, nicht auf die politische Entwickelung. Auch die Bildungsgeschichte des Helden spiegelt in keiner Weise den Entwickelungsgang der Politik; kein Wechsel in seinen Ueberzeugungen, keine Fortbildung derselben macht sich geltend. Das aus politischen Antecedentien hervorgehende Abenteuer ist die eigentliche Seele der Handlung, soweit dieselbe nicht überhaupt durch ganz unpolitische Motive bestimmt wird. Da die Politik nicht in der Handlung aufgeht, so wird der bedeutende Ueberschuß derselben in selbständigen Betrachtungen verwerthet, die, wie der Chorus in Shakspeare's „Heinrich V.", die Brücke zwischen den verschiedenen Abtheilungen der Handlung schlagen.

Alfred Meißner hat in seinem frühern Hauptroman: „Sansara", auf einem allgemein philosophischen Hintergrund, der an die Lehren buddhistischer Weisheit anknüpft, ein modernes Liebesritterthum mit seinen psychologischen Wandlungen dargestellt. Die Don Juane mit einem faustischen Zug sind die Lieblingsgestalten seiner Muse. Jetzt in dem neuesten Werk, auf dem festen Boden einer durch bestimmte Landesfarben bezeichneten politischen Thatsächlichkeit kehrt diese Vorliebe ebenfalls wieder und selbst sein Held Bruno ist nicht frei von derartigen Anklängen; seine Sprünge von Cornelia zu Leonie und von Leonie zu Cornelia erinnern doch etwas an das geniale Durchkosten des Lebens und der Liebe, wie es den Virtuosen des verfeinerten und vertieften Genusses eigen ist. Auch bietet der neue Doppelroman Situationen der Liebe in reichster Auswahl, in einem prismatischen Farbenspiel, von der treuen unvergänglichen Herzensleidenschaft, welche ein Leben innerlich aufzehrt, bis zu den flüchtigsten Bildern frivolen Sinnengenusses, denen drastisch kecke Lichter aufgesetzt sind.

Die Hauptvorzüge des Doppelromans bestehen in der ausnehmenden Lebendigkeit einer fesselnden Darstellung. Ein reiches Dichtertalent hat seinen mannichfachen Zauber über denselben ausgebreitet: die warme Sprache der Empfindung, die glühende Sprache der Leidenschaft, sanft anmuthende Naturlyrik, die geistreiche Betrachtung über Leben und Politik, das keck umrissene Genrebild, den frischen Humor, oft naturwüchsig, oft pikant, eine Fülle scharfsilhouettirter Charakterköpfe. Alles lebt, bewegt sich, und es ist kein todter Mechanismus, es ist eine funkensprühende Bewegung, graziös bis in die frivolsten Launen, in denen sich die dichterische Erfindung gefällt.

Dabei gehört Alfred Meißner zu den glücklichen Romanautoren, welche schreiben, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, ohne sich in unsaglichem Streben nach Classicität abzuarbeiten. Sein Stil ist frisch, ungezwungen, lebendig, frei von jener Ziererei, welche z. B. in

Grimm's „Unüberwindlichen Mächten" und den Werken der geistesverwandten Akademiker nach dem Goethe'schen Lorber zappelt. Diese Stilmusterreiterei hat ohne Frage ihre verdienstliche Seite; denn es ist in der Ordnung, daß die einen fein punktiren, wo die andern grob tätowiren, um das Gleichgewicht herzustellen. Doch vor allen Dingen soll der Stil der Mensch sein, und zwar nicht der kunstvoll in die Höhe geschraubte, sondern der natürliche Mensch. Hat dieser Geist, Poesie, Originalität, so werden ihm die Vorzüge des Stils von selbst zufallen.

„Schwarzgelb" zerfällt in vier Abtheilungen: „Dulder und Renegaten", „Aus der Emigration", „Vae victis" und „Die Opfer der Partei".

Die erste Abtheilung zeichnet sich besonders durch lebendige Bewegtheit aus. Ihr Hauptinhalt ist die Erzählung, wie der politische Flüchtling Bruno Haldenried durch eine junge, schöne Aristokratin, Cornelia, die Tochter des Grafen Thieboldsegg, längere Zeit in ihrem Schloß verborgen und vor den Verfolgern gerettet und wie gleichzeitig mit seiner Flucht in unerklärter Weise der Lieutenant Werner, ein früherer Revolutionär, der, als Gemeiner assentirt, später Offizier wurde, verschwindet, dessen Leiche man im Wasser entdeckt. Er war der Geliebte der Müllerstochter Hedwig, die sich eben seines unerwarteten Wiedersehens erfreut hatte. Alle diese Abenteuer sind lebendig und spannend erzählt; doch sie geben nur den Faden her, der uns durch die Zustände der österreichischen Gesellschaft und des österreichischen Staatslebens nach der Revolutionszeit hindurchführt. Da begegnen wir verschiedenen Persönlichkeiten, welche als Charakterköpfe die signatura temporis spiegeln, zunächst dem Grafen Thieboldsegg, der von Haus aus ein milder, geistreicher Diplomat der Gentz-Metternich'schen Schule war und wie diese einem feinen ästhetischen Epikuräismus zugethan, jetzt aber, durch die Revolution mit Bitterkeit und Härte erfüllt, sich an dem contrerevolutionären Programm betheiligte, das man mit eiserner Consequenz bis an die Grenzen des Unmöglichen ausführte. Es gab eine militärische und eine diplomatische Fraction dieser Partei; Thieboldsegg gehörte der letztern an, welche mit der liberal klingenden Phrase die Freiheitstendenzen zersetzen wollte. So schließt er denn ein Bündniß mit einem Redacteur Schmey, einem wohlgelungenen Charakterbild aus den österreichischen Preßzuständen, der sein Blatt, ohne dessen Farbe sichtbar zu wechseln, der Regierung verkauft. Der assentirte Lieutenant Werner ist ebenfalls eine charakteristische Figur, ein militärischer Renegat, wie Dr. Schmey ein journalistischer. Herr von Rack, der Bezirkshauptmann, vertritt das feinspürige Staatsgewissen, die engherzigste Polizeispionage zugleich als Sache persönlicher Passion. Eine köstliche Gestalt ist der alte General Greifenstein, dessen Naivetät mit ihren bärbeißigen und hyperkindlichen Nuancen durch die leichte Dialektfärbung noch an Lebenswahrheit gewinnt. Auch die Ehestandsscenen sind mit vielem Humor geschildert. Wo der alte Greifenstein den Mund öffnet, da sprudelt etwas Ergötzliches hervor. Es ist nicht blos der alte Haudegen, es ist der „schwarzgelbe" Haudegen, der uns hier in unverfälschtester Naturfarbe vorgeführt wird. Der überzeugungstreue Bergmüller Dubsky und der gaunerische Freiwerber Stropp vervollständigen die Galerie von Charakteren, welche der Roman uns vorführt.

Wir dürfen es hier gleich nicht verhehlen, daß Meißner keineswegs seine Charaktere mit jenen discreten Zügen hinzeichnet, die bei der akademischen Schule so beliebt sind, die so zart andeuten und so viel errathen lassen, die mit ihren Farbenpigmenten nur hier und dort ein Tüpfelchen aufsetzen, ihre Linien punktiren, und dem Publikum überlassen, sie zu ziehen. Diese falsche Vornehmheit ist unserm Autor fremd. Seine Pinselführung ist eher etwas derb, immer resolut; seine Silhouetten sind scharf ausgeschnitten; sie grenzen eher an die Caricatur als an die nichtssagende Verschwommenheit.

Daß dabei der poetische Hauch nicht verloren geht, zeigt das anmuthige Bild Cornelia's, der Tochter des Grafen Thieboldsegg, der eigentlichen Heldin des Romans; hier ist Anmuth, Grazie, reine Empfindung, dichterische Verklärung. In scharfem Contrast zu diesem Bilde steht das der lebenslustigen Leonie, der Frau des alten Generals, der Weltdame, deren pikante Abenteuer sich in langer Kette durch den Roman ziehen. Die einfache Müllerstochter Hedwig und die schöngeistige Sarah, welche der Redacteur Schmey als eine gute Partie heimführt, sind ebenfalls gelungene Frauenbilder.

Die zweite Abtheilung führt uns nach Paris und schildert das Treiben der Flüchtlinge und Revolutionäre, in welches mancherlei galante Abenteuer der schönen Leonie und noch kühnerer Vertreterinnen der Demi-Monde verwebt sind. Die Abtheilung ist sehr pikant und reich an spannenden Ereignissen, wie die Verhaftung Negroni's und die geheimnißvolle Zusammenkunft des Revolutionärs mit dem Kaiser; doch will es uns scheinen, als ob der Autor hier zu narkotische Essenzen aus der Apotheke der polizeilichen Ritter- und Räuberromantik verwendet habe. Die Farbengebung ist etwas grell und doch monoton, die Verschwörungs-, Kerker- und Fluchtscenen wiederholen sich allzu oft; die Atmosphäre erscheint zu erhitzt. Es fehlt die künstlerische Ruhe, und unser Interesse zersplittert sich zu sehr nach verschiedenen Seiten hin. Mit glücklicher Ironie wird der junge Fürst Kronenburg eingeführt, dem es durchaus nicht gelingen will, eine Rolle zu spielen. Meißner verschmäht hier so wenig wie sonst die Anekdote. Französischen Hautgoût athmet die Episode, die uns den Fürsten vorführt, wie er die Tugend der anmuthigen Frau von Sesin auf die Probe setzen will und sich der Visitenkarte ihres Verehrers bedient, um in später Stunde bei ihr Zulaß zu finden. Die Tugend der Dame besteht diese Probe auf das glänzendste: der kecke Eindringling wird energisch zurückgewiesen, denn der glückliche Inhaber dieser Visitenkarte befindet sich bereits im Boudoir und lauscht erstaunt unter der Bettdecke hervor, als sich sein Doppelgänger anmelden läßt. Was unsern Helden Prinz selbst betrifft, so ist er gerade in dieser Abtheilung von dem Autor etwas stiefmütterlich behandelt worden und

macht hin und wieder den Eindruck eines gelangweilten Don Juan.

In der dritten und vierten Abtheilung befinden wir uns wieder in Oesterreich. Durch eine Intrigue des gräflichen Diplomaten, der die Liebe des Flüchtlings zu einer Tochter entdeckt hat, ist der letztere verhaftet worden als verdächtig jenes geheimnißvollen Mordes, dessen Opfer der Lieutenant Werner war. Cornelia siecht indeß in unerwiderter Liebe hin und stirbt an gebrochenem Herzen; der freigesprochene Geliebte kommt noch an ihr Todtenbett. Als Mörder erscheint der irrsinnig gewordene Gauner in einer mit Shakspeare'scher Meisterschaft gezeichneten Scene. Die Liebesabenteuer Leoniens und ihres Rittmeisters, die eine traurige Wendung nehmen, halten das Interesse wach, während der alte General den gordischen Knoten nicht mit dem Othellodolch zerschneidet, sondern mit soldialer Resignation löst. Redacteur Schmey und andere Helden der ersten Abtheilung entfalten sich wieder vor unsern Augen. Als Vertreter zweier extremer politischer Richtungen treten hier der alte Fürst von Kronenburg und der alte Haldenried, der Onkel des Haupthelden, in den Vordergrund; jener ein erstarrter, ultramontaner Hochtory, dieser ein ebenso eifriger Demokrat, welcher den einen Neffen enterbt, weil er dem kaiserlichen Kriegsheer angehört. In diesen Charakteren verkörpert sich der schroffste Widerspruch zwischen der alten und neuen Zeit.

Daß Meißner über dem wachsenden Ernst der Handlung nicht den Humor verliert, das zeigt das sauber ausgeführte Cabinetstückchen, auf welchem wir den galanten Redacteur Schmey erblicken, wie er der Witwe seines Freundes Stropp den Hof macht, dabei aber durch einen unglücklichen Zufall, nahe dem Hafen, noch Schiffbruch leidet. Die letzten Scenen sind gleichsam schwarz verhangen; uns dünkt die Sterbescene der reizenden Cornelia zu gedehnt. Die wehmüthige Theilnahme ermüdet, wo das pathologische Interesse zu sehr in den Vordergrund tritt.

Der zweite Roman: „Babel", spielt fünf Jahre später und führt uns in jene kritische Epoche Oesterreichs, deren Höhenpunkte durch die Niederlagen von Magenta und Solferino bezeichnet werden. Fürst Kronenburg und seine Partei halten das Staatsruder so fest, daß Graf Thieboldsegg selbst, nachdem er in Ungnade gefallen, ein Mann des Tags und ein liberaler Verschwörer geworden ist. Das zur Bezeichnung gewählte Stichwort des Titelromans wird von Bruno folgendermaßen gerechtfertigt:

> Nicht nur unser Oesterreich, die ganze große, im Umbau begriffene Welt ist ein Babel geworden. Uralte Mauern brechen zusammen, alte Götzen stürzen nieder, der Staub umwirbelt den Blick. Wir aber wollen uns mit unsern Lieben fest aneinanderschließen, Hand in Hand zusammenbleiben im allgemeinen Wirrsal, und keine dämonische Macht soll fürderhin mehr die Sprache unserer Herzen verwirren.

Diejenigen Theile des Romans, welche vorzugsweise Erfindung des Autors sind, stehen indeß mit der babylonischen Verwirrung der österreichischen Politik nur in losem Zusammenhang. Die politischen Ereignisse bestimmen die Schicksale der Personen; aber die Personen bestimmen nicht den Gang der Politik. Dem geschichtlichen Gebiet gehört nur die gelungene, lebendige Schilderung der Schlacht von Magenta an, wie die Darstellung der Corruption im Militär- und Beamtenthum, die aber doch mehr beiläufig behandelt ist, während sie zu so großartigen, erschütternden Katastrophen und spannenden socialen Schauspielen führte. Offenbar bleibt die Muse des Dichters hier hinter der Wirklichkeit zurück; sie ist nur pikant, wo diese tragisch war. Pikant ist das energische Einschreiten des Obersten Ritter von Chibolitz gegen die Unterschleife seines Vorgängers, des Obersten von Rosen; pikant, wie der eiserne Sinn dieses Rhadamanth plötzlich gebrochen wird, als ihm aus seiner eigenen Vergangenheit ähnliche Enthüllungen drohen. Diese Wendung ist eine sehr glückliche Pointe; denn sie eröffnet mit einem Schlag unabsehbare Perspectiven der Corruption.

Was nun aber den Mittelpunkt der Fabel betrifft, die romanhaften Verwickelungen, welche sich um den Domherrn und seine Familie gruppiren, so stehen sie doch nur in sehr mittelbarem Zusammenhang mit der österreichischen Politik oder, in diesem Falle, mit der Concordatspolitik. Wol erscheint der alte Fürst von Kronenburg wieder als ultramontane Kreuzspinne, welche natürlich auch den liberal gesinnten Domherrn mit ihren Fäden umspinnt; doch es bedurfte hierzu keines Concordats, überall unter dem katholischen Kirchenregiment würden die Verhältnisse des Domherrn anstößig erschienen sein. Auch liegt nicht hierin der eigentliche romanhafte Knoten, sondern in der Vertauschung der Kinder und in dem Raubmord, dem Frau von Weyher zum Opfer fällt. Es sind dies starke Romanmotive, die verbraucht erscheinen würden, wenn sie nicht von Meißner mit großer Virtuosität der Routine und geistiger Vertiefung benutzt worden wären. Es ist fein gedacht, daß dem Domherrn die Tochter, die er selbst der Welt nicht als die seinige eingestehen darf, während er sie mit väterlicher Liebe umfängt, doch durch das Schicksal fortescamotirt wird; ebenso ist der Besuch des Domherrn bei dem Pater Radus in Prag, bei welchem er Gewißheit über die geheimnißvollen Vorgänge nach der Geburt der Tochter erhalten will, auf spannende Weise gerade dadurch dargestellt, daß dieser Mönch aus Altersschwäche kaum den Faden der Erinnerung festzuhalten vermag, und nur hier und dort ein Streiflicht mit allmählich wachsendem Lichtkreise auf jene Thatsachen fallen läßt. Da der Leser die Neugierde des forschenden Domherrn theilt, so wird seine Spannung durch diese hin- und herschwankende Beleuchtung in hohem Maße erregt. Nicht minder wirksam arrangirt ist das Notturno in der Villa des Cardinals, als dessen Geliebte wir die vielgewanderte Leonie wiederfinden. Herr von Rack, dessen Untersuchungstalent in dem ersten Roman uns etwas misliebig erschien, macht sich hier als tüchtiger Criminalist um die gute Sache der Gerechtigkeit verdient, indem er den Raubmord aufspürt.

Wenn wir den vorliegenden Roman als Kunstwerk betrachten, so entspricht er nicht ganz den höchsten Anforderungen, indem er seine historisch-politische Aufgabe nicht

durch vollkommene Durchdringung der dichterischen Erfindung mit historisch bedeutsamen Elementen löst. Dagegen bleibt er immer ein glänzendes und spannendes Werk, dem weder Phantasiereichthum noch Poesie und Humor fehlen.

Wie poetisch sind z. B. die beiden harmlosen Violinvirtuosinnen, welche von ihrem speculativen Vater so wirksam in Scene gesetzt werden. Der Dichter borgt uns die Augen eines begeisterten Musikers, um uns das Schwesterduo in echt lyrischer Stimmung betrachten zu lassen:

Still, aber von Rosa's Schönheit wie von einem Himmelsfeuer durchleuchtet, saß indeß Weißborn in einer Ecke und lauschte. Er wußte nicht, was er mehr bewundern solle: das technisch vollendete Spiel, den seelenvollen Ton, den künstlerischen Geschmack. Die Composition selbst machte auf ihn einen eigenthümlichen Eindruck. Ihm war, als blicke er von einer alterthümlichen Steinrampe herab in einen Garten. Es war eine wolkenlose Nacht, das Mondlicht fiel auf kleine, regelmäßige Blumenparterres und sorgfältig gepflegte Kieswege und zitterte auf den Fensterreihen vorspringender Gebäude. Aus dem Schatten unter der Steinbalustrade hoben sich zwei weiße Gebilde empor, man konnte sie für zwei Mädchengestalten halten, aber es waren zwei blütenbedeckte Bäumchen, welche miteinander sprachen. Das eine schmuckloser und farbenärmer, der schlanke Jasmin, wandte sich zur Rose und sagte: Wie zauberisch du bist an Farbe, Gestalt und Duft, wahrlich die Königin der Blumen! — Die Rose antwortete: Du aber bist frischer und kräftiger, lebst immerfort. Wollte lieber weniger Schönheit und ein längeres Leben haben! — Ach ja, sprach der Jasmin, dich liebt alles! Deine Schönheit ist mit Dornen umzäunt, daß dich fast niemand ohne blutige Hände anrühren kann, und doch nie sicher. — Nie sicher? Hierher dringen keine Menschen, wollte die Rose entgegnen; da weht es stärker vom Meere her, Blatt um Blatt der Rose löst sich los — flattert zur Erde — der Traum ist aus!

Dergleichen lyrische Gedichte in Prosa finden sich mehrfach in dem Roman.

Welch eine köstliche humoristische Figur ist der Sieger von Elfhatalma, der miles gloriosus aus dem Orient, Major von Weyher, gesetzlicher Gatte der ungesetzlichen Frau des Domherrn. Wir machen seine Bekanntschaft in einem mailänder Kaffeehause:

Er war ein hochgewachsener, spindeldürrer Mann von einem zweifelhaften Alter. Er konnte 40 Jahre zählen, aber auch jünger oder viel älter sein. Das sonnen- und wettergebräunte Gesicht war tief eingefallen, die grauen Augen blickten scharf und ernst, die geschwungene Nase, der lange wilde, graudurchmischte Schnurr- und Knebelbart gaben ihm ein verwegenes Aussehen, aber das Kecke und Soldatische in dieser Physiognomie wurde durch einen so derben Zug von Selbstgefälligkeit beeinträchtigt, daß die Totalwirkung dieser Erscheinung vorwiegend eine groteske war. Der Fremde trug einen schwarzen Rock, in dessen oberstem Knopfloch ein roth- und blaugestreiftes Bändchen sichtbar war, quarrirte bauschige Pantalons, deren Aussehen vom Wetter nicht minder viel gelitten hatte als sein Gesicht; ein sehr alter, aber sehr glatt gebürsteter Hut saß ihm schief auf dem buschigen Kopfe. Der Mann war eine jener Erscheinungen, welchen man eine ängstliche Bemühung ansieht, elegant zu erscheinen, und die bei allem Vorhandensein von Kleidungsdefecten dennoch durch Schwung und Grazie der Haltung Effect zu machen gesonnen sind.

Alsbald hören wir mit seinem Freunde auch einige seiner Großthaten im Pyramidenland. Er erzählt von seiner Uhr, die sein Talisman ist, die ihm dreimal das Leben gerettet hat:

Du wirst sehen, daß meine glänzendste Waffenthat, die mir den Ruf eines Feldherrn erworben, zugleich der Wendepunkt wurde, welcher meinem thatendurstigen Ehrgeiz vielleicht für alle Zeiten sein Ziel gesteckt..... Im vorjährigen Feldzug in Oberägypten gegen aufständische Tribus gab mir der Pascha, ein Vetter des Vicekönigs, der den Oberbefehl führte, die Order, auf die Oase von Elfhatalma vorzurücken und um 10 Uhr morgens loszuschlagen, während er schon bei Sonnenaufgang in einer andern Richtung auf die Hauptmacht des Feindes westwärts marschirte und sie angriff. Diese combinirte Bewegung, bei der ich mitzuwirken hatte, war ein Unsinn in strategischer Beziehung, aber ich mußte stumm gehorchen. Ich war vorgerückt und erwartete hinter einem Palmenwäldchen die zehnte Stunde, um mich auf den Feind zu werfen. In diesem Momente wirbeln von der Seite, nach welcher der Pascha abgezogen, am Horizonte der Wüste furchtbar verdächtige Staubwolken auf. Sie kommen immer näher und man konnte mit einem mittelmäßigen Fernrohr erkennen, daß es die Unsrigen auf der wildesten Flucht seien. Der Pascha war einer der ersten, der herangesprengt kam. „Allah ist groß!" ruft er, wie und die Meinigen in imposanter Ordnung erblickend. „Du weiser Franke, Stern unserer Armee, wie recht war es, daß du nicht gehorcht hast und nicht vorgerückt bist, du bist jetzt die Säule unserer Rettung, um unsern Rückweg zu decken." — „Ich bin Soldat", erwiderte ich scharf, „und hätte gehorcht, wenn die bestimmte Zeit dagewesen wäre." Ich zog bei diesen Worten die einfache silberne Uhr, die ich da trage, aus dem Gürtel. Der Pascha blickte das Zifferblatt an und rief: „Allah ist wunderbar! Deine Uhr hat uns gerettet. Sie ist um einer Stunde stehen geblieben." — „Was?" rief ich, die Uhr an mein Ohr legend. Und es war so. Die Uhr war stehen geblieben, obgleich sie aufgezogen war und von jeher so ging wie ein Himmelskörper. — „Die Uhr muß ich haben!" rief der Pascha, während er die seinige, ein pariser Prachtstück, als Tausch anbot. „Du siehst, Rosen, daß die Lockung zu schwach war!"... „Hierauf", fuhr der Krieger in seiner Erzählung fort, „führte ich meine Mannschaft ins Feuer, während der Pascha weiter floh, von seinen zersprengten Scharen noch und zu Pferd gefolgt, um ein unweit gelegenes Fort zu erreichen. Lange ehe die Sonne gesunken, war der Rückzug glücklich bewerkstelligt, aber als es Abend geworden und ich weder zurückkam, noch etwas von mir hören ließ, wurde der Pascha sehr besorgt um mich, und es war nicht eben Kleinmuth von ihm, daß er annahm, ich sei von der Uebermacht vernichtet worden. Wer aber malt sein Erstaunen und das Erstaunen seiner ganzen Armee, als bald darauf die Meldung einläuft, daß ich den Feind nicht blos aufgehalten, sondern total aufs Haupt geschlagen habe! Als mich der Pascha am nächsten Morgen wiedersieht, glüht sein Gesicht vom Feuer der Bewunderung, aber nur einen Moment lang, unwillkürlich gewinnt Neid, Misgunst, Haß die Oberhand in seiner erbärmlichen Seele. Heuchlerisch spielt er die Rolle eines Bewunderers weiter; heimlich, mit seiner Coterie, arbeitet er wüthend gegen meine Ruhmerhebung und läßt alle Minen springen. Denn daß ich zum General befördert werde, ist schon ein allgemeines Gerücht, der Vicekönig aber hatte mit mir noch ein Höheres vor, wie mir zu meinem eigenen Erstaunen meine nächste Audienz enthüllt.

Er wäre Pascha geworden, der Tapfere, wenn er hätte Renegat werden wollen; dafür war er zu überzeugungstreu. Eine Charakterschöpfung wie diese zeugt von der unmittelbaren Frische des Talents.

Möchte der begabte Dichter seiner unermüdlichen Romanmuse jetzt etwas Ruhe gönnen und nach höheren, ihm erreichbaren Lorbern streben. **Rudolf Gottschall.**

Biographien und Verwandtes.

(Beschluß aus Nr. 34.)

7. Piero Cironi. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Italien von Ludmilla Assing. Leipzig, Matthes. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus der streitenden Gemeinde der heutigen italienischen Demokratie sind Namen wie Joseph Mazzini, Joseph Garibaldi, Carlo Pisacane, Rosolino Pilo, d'Apice, die Gebrüder Bandiera u. a. jedem bekannt, der nur irgendwie Interesse an der politischen Befreiung und Einigung es in seinen Leiden uns so verwandten Volks genommen. Weniger bekannt ist in Deutschland Piero Cironi, obwol er ein Patriot war, der keinem an Eifer und Würdigkeit nachstand und in seiner Heimat hochgefeiert ist. Er war geboren am 11. Januar 1819 zu Prato in Toscana, aus alter, geachteter und wohlhabender Familie, gebildet in den Akademien der Künste zu Siena und Florenz, um sich dem Baufach zu widmen, zuletzt auf der Universität Pisa, um dem Studium der Mathematik besonders obzuliegen. Schon im frühesten Jünglingsalter ward die Liebe zu seinem Vaterlande seine Religion, die Republik und die Einheit Italiens sein Ideal. Als er literarisch hervortrat, wie in der „Rivista, Giornale di Firenze" (September 1845) und in der Uebersetzung von Lamennais' „Le présent et l'avenir des peuples" (1846), war es ihm gleich der Gedanke der Verbesserung des Volkszustandes und der Wiedergeburt des Vaterlandes, der ihn beherrschte, zu ungewöhnlicher Reife entfaltet in den beiden Schriften: „Toscana, die Regierung und das Land" (1846), und „Vier Monate des Jahres 1847". Aber nicht blos hier, jeder Zeit und aller Orten bekannte er seine Grundsätze mit Aufrichtigkeit und Muth, jede Folge für sie ertragend. Er forderte alle Gefahren heraus und fürchtete keine. Er litt unter zehn politischen Processen, polizeilichen Chicanen, Gefängnißstrafen und Verbannung. Er flüchtete sich 1848 zum Soldaten der Freiheit am Abetone, am Joch des Stelvio und auf den Alpen von Carrate, wo österreichische Kugeln ihn verwundeten. In Rom trug er zur Verkündigung der Republik bei, für dessen Vereinigung mit Toscana ungemein thätig, wohin er im Februar 1849 zurückkehrte. Zehn Jahre darauf, ohne den Augenblick seine zum Theil verwegenen politischen und socialen Agitationen eingestellt zu haben, trug er zur Verjagung des Großherzogs Leopold II. bei, womit die erste Bewegung in Italien begann.

Mit welchem Feuer und doch mit welcher Umsicht er stets die Einheit und Größe des Vaterlandes anstrebte, davon die beiden Schriften: „Unità italiana; situazione e questione in Toscana" (Florenz, 27. Juni 1859) und „Unità italiana, dovere della Toscana di concorrere prontamente" (4. Juli 1859). Der Mann des 2. December hatte ihn aber nur einen Moment getäuscht, in spätern Artikeln führte er nach wie vor Krieg gegen ihn, so heftig wie gegen die österreichische Herrschaft. Seine meist vorwiegend journalistische Thätigkeit ist immer von der einen Idee der nationalen Unabhängigkeit und Freiheit wie von der entschlossensten Feindseligkeit gegen alle offenen und hinterlistigen Widersacher beseelt. Und wo man hinblickt, im „Giornale militare", „Corriere Livornese", „Il Piovano Arlotto", „Tribuno", „Popolano", „Italia del Popolo", „Unità Italiana", in allen Artikeln derselbe Schwung, dieselbe imposante Kraft und eiserne Logik. In den Augenblicken der Ruhe ergab er sich der schönen Literatur und Kunst. Er ward aber auch der Geschichtschreiber seiner Partei, indem er zehn Jahre mit liebevoller Sorgfalt die dazu erforderlichen Schriftstücke sammelte. Er gründete Vereine und lehrte das Volk; er brachte alle möglichen Opfer, und wies dennoch jede Anstellung und jede officielle Ehre zurück. Seine Person war ihm nichts, sein Volk, sein Vaterland, der Staat alles. Alle Parteien anerkannten seine außerordentlichen Verdienste; und als er in der Blüte seiner Kraft starb (1. December 1862), hatte ein ganzes Volk Ursache, zu trauern. Er war dazu geschaffen, es zu leiten, sagte Garibaldi; er war das Vorbild von Männern, welche dazu berufen sind, ganze Generationen zu bessern, bekannte Mazzini.

Ein solcher Mann verdiente mehr als so mancher andere seinen Geschichtschreiber, und wir wollen es uns gefallen lassen, daß Ludmilla Assing die Initiative dazu ergriffen, hoffend, eine männliche Feder werde sich des Aufschwungs des neuen Italien und seiner Träger zu historischer Darstellung in nicht ferner Zeit bemächtigen. Denn mit Sympathien allein und mit bloßer Wärme des Herzens feiert man nicht die Helden einer Nation, so sehr uns auch die vorliegende Darstellung fesselt. Die Verfasserin macht indeß keinen Anspruch auf die historiographische Kunst, sie wollte nur eine Folge von fesselnden Skizzen geben.

8. Zwölf Streiter der Revolution. Von Gustav Struve und Gustav Rasch. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Ohne leitenden Grundgedanken, in ganz willkürlicher Aneinanderreihung biographische Fragmente über Hecker, Blanc, Freiligrath, Ruge, Cavour, Blind, Mazzini, Tausenau, Bakunin, Schlöffel, Dortu und Robert Blum: bar aller neuen Thatsachen, völlig noch im Geiste der politischen Unreife und Romantik des Jahres 1848, ohne Klärung des Bewußtseins und des Ziels, größtentheils in der salopen Manier und verwilderten Schreibart der Feuilletonartikel, namentlich was Struve's Machwerk anbetrifft, dem Hecker, Mazzini, Robert Blum und leider auch Arnold Ruge unter die Hände gerathen sind. Lesenswerther und stellenweise auch besonnener sind die Abschnitte von Rasch. Doch ist dies nur ein sehr relatives Lob, denn das ganze Buch erscheint ohne alle innere Nothwendigkeit, trotz seiner pathetischen Vorrede.

9. Theodor Parker. Sein Leben und Wirken. Ein Kapitel aus der Geschichte der Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten, von Albert Réville. Uebersetzt von Paul Deussen. Paris, Reinwald. 1867. 8. 1 Thlr.

Theodor Parker, ein außerhalb Amerikas wenig genannter, dort aber hochgefeierter unitarischer Prediger

ihrem Posten und nicht die Flinte ins Korn werfen. Der Sieg über den Dilettantismus wird nicht im Sturm errungen, aber er ist für die Dauer gesichert. Der gesunde Sinn für die ewigen Rhythmen der Dichtung, das begeisterte Nachgefühl ist angeboren und unvertilgbar, und die Kunst überlebt auch ihre schlimmsten Feinde, die Kunstfreunde und Kunstkenner.

Wir leugnen es nicht, daß wir einen neuen Band Meißner'sche Gedichte den zwölf Bänden Roman, welche hier vor uns liegen — denn die Volksausgabe von „Schwarzgelb" faßt in einem Band acht Bände zusammen — vorziehen würden. Gleichwol gehört dieser Roman zu den besten der jüngsten Zeit, und wenn es auch unvermeidlich ist, daß Homer in zwölf Bänden bisweilen schläft, so ist er dafür desto rüstiger, lebendiger und anziehender, wo er wach ist. Wenn wir die beiden Romane als ein Ganzes betrachten, so ist dies cum grano salis zu verstehen. Der Dichter wollte offenbar jedem einzelnen volle Selbständigkeit sichern; dadurch ist indeß in ihr gegenseitiges Verhältniß eine gewisse Unklarheit gekommen. Der Leser von „Babel" braucht nicht zu ahnen, daß ein Theil der Fäden, die sich vor seinen Augen fortspinnen, bereits in einem achtbändigen Vorroman befeuchtet und um die schnurrende Spindel gedreht worden ist. Er steht ganz auf eigenen Füßen; alle zur neuen Handlung gehörigen Voraussetzungen werden ihm kurz, aber genügend dargelegt. Befremdlicher fühlt sich der Leser von „Schwarzgelb" angemuthet, der wegen seines verdienstlichen Ausharrens doch besonders wohlwollende Berücksichtigung verdiente, wenn er einige von dessen Hauptheldin in „Babel" wiederfindet, ohne daß ihrer mitdurchlebten inhaltreichen Vergangenheit eine andere als die flüchtigste Erwähnung geschenkt wird, als handle es sich um unliebsame Antecedentien. So erfahren wir von dem Helden beider Romane, Bruno Haldenried, in dem zweiten nur, daß über die beiden traurigsten Dramen seines Lebens: seinen Proceß vor dem pesther Militärgericht und den Verlust eines geliebten Mädchens, der Vorhang gefallen. Diese beiden Dramen haben wir Leser von „Schwarzgelb" aber in acht Bänden mit durchgemacht und sehen nun diese Ereignisse, die unsere Theilnahme so lange in Anspruch genommen haben, in wenigen Zeilen abgefertigt. Ja, was noch bedenklicher ist, der Held erscheint wie der Faust des zweiten Theils, welchem die Elfen die Vergangenheit aus der Seele gebadet haben. Es ist kein Zurückgehen der Reflexion, der Empfindung möglich; denn da der Dichter die Brücken zwischen den beiden Romanen abgebrochen hat, so würde jede derartige Rückbeziehung Noten und Erklärungen verlangen, welche natürlich übel angebracht wären. So ist der Held wie ein Polyp mitten durchgeschnitten und führt mit jeder seiner Hälften ein selbständiges Leben. Wer den Bruno des ersten Theils kennt, wird den Charakter im zweiten allerdings consequent fortentwickelt finden; aber die ahnungslosen Leser des zweiten Theils wissen gar nicht, daß sie einen zweiten Cursus mit ihrem Helden durchmachen, ohne den ersten absolvirt zu haben, und werden nirgends unterstützt durch eine Andeutung des Dichters, welch eine Rolle jener bereits in einem umfangreichern Roman gespielt und welches Licht auf seinen Charakter und auf viele andere Charaktere aus diesem, immer nicht unerlaßlichen, doch wünschenswerthen Vorstudium fallen dürfte.

Wir wissen diese Verschämtheit des Dichters zu würdigen, der seinen ersten Roman nicht einmal per subsequens matrimonium legitimirt, sondern einen geheimnißvollen Schleier über denselben breitet. Unsere Zeit zeigt zwar in der Lektüre eine seltene Geduld und Ausdauer; man darf ihr neunbändige Romane zumuthen, ohne einen Korb zu erhalten. Dennoch nimmt man schweres Gepäck ungern mit auf den Weg, und wenn ein Leser in vier Bänden ein Ganzes erhält, so ist das jedenfalls ersprießlicher, als wenn er noch acht Bände lesen muß, um diese vier zu begreifen. Gleichwol hätten wir in künstlerischem Interesse gewünscht, daß Meißner die Verbindungsglieder der beiden Romane nicht so locker eingefugt, daß er den Zusammenhang derselben unumwunden eingestanden und den zweiten weniger schüchtern durch den ersten beleuchtet hätte.

Auch abgesehen von der Fortentwickelung persönlicher Beziehungen bilden die beiden Romane, nach ihrem politischen Grundgedanken, eine Bilogie, die sich nach der Schlacht von Königgrätz leicht zu einer Trilogie erweitern dürfte. Es ist die große, mit Blut geschriebene Tragödie, deren Held das an Ruhm und Siegen reiche Oesterreich ist, hineingerissen in den revolutionären Zersetzungsproceß des Jahrhunderts, in das Kreuzfeuer der Nationalitäten und der politischen Freiheitsgedanken, unfähig, die veraltete Weisheit einer Politik zu wahren, deren Institutionen, von Tag zu Tag morscher werdend, über ihm zusammenbrechen. Schon diese Einheit des Grundgedankens hätte den Autor berechtigt, beide Theile auch äußerlich und eingestandenermaßen aneinanderzuschließen.

Eine andere innere Aehnlichkeit zwischen beiden erscheint uns bedenklicher; sie sind beide nach demselben Schema componirt, und diese Symmetrie gibt der Erfindung einen Zug von Dürftigkeit, der bei dem Phantasiereichthum des Autors sich leicht vermeiden ließ. In beiden dreht sich das romanhafte Interesse vorzugsweise um eine Katastrophe criminalistischer Art, deren Geheimniß nach dem guten Recht des Romans sich allmählich lichtet; in beiden handelt es sich um eine „dunkle That", dort um einen Sturz ins Wasser, hier um einen Sturz aus dem Fenster; hier wie dort ist die Frage, ob ein Mord oder ein Selbstmord stattgefunden hat; hier wie dort ergibt sich allmählich, daß das erstere der Fall war; die hauptsächlichste Spannung bleibt diesem „dunkeln Punkte" im Gefüge des Romans zugewendet, sodaß in beiden Romanen das criminalistische Interesse fast das politische überwiegt.

Gleichwol ist es ein politischer Romancyklus, welchen Meißner dichtet und in welchem er zwei Epochen der sich jählings abrollenden neuen Geschichte des Kaiserreichs in einer Folge von Bildern dem Leser vorzuführen sucht. In vieler Hinsicht bildet der Roman das Gegenstück zu

Besserung, weilte er in Rom weit über die Zulässigkeit seines Zustandes hinaus, und so verschied er plötzlich am 10. Mai 1860 zu Florenz, wohin er sich einige Tage vorher begeben. Dahin war das Dreigestirn Amerikas: Ware, Channing, Parker, dahin — ein Prophet.

Möchte es diesem Referate beschieden sein, zur Verallgemeinerung des Interesses an einem Geisteskämpfer beizutragen, der billig zu den größten Wohlthätern der Menschheit gezählt werden muß, und damit auch zur Verbreitung eines Werks, das mit virtuoser Quellenbenutzung selbst hochgehenden Anforderungen genügt.

Wenn wir nun nahe daran waren, über die Theilnahme, welche das eben beiseitegelegte Buch in uns hervorrief, ganz und gar zu vergessen, daß wir das Geschäft der Beurtheilung üben, so erinnert uns die folgende Schrift in sehr unerquicklicher Weise an diese Verrichtung:

0. Johann Karl August Musäus. Ein Lebens- und Schriftsteller-Charakterbild, entworfen von Moritz Müller. Jena, Mauke. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Um einen Stern zweiter Größe am Himmel des classischen Weimar vermeinte der Verfasser zu kreisen, und den Referenten ergriff eine patriotische Begierde, zu schauen, wie die Wolken verdrängt würden, welche ihm dessen Licht immer nur gebrochen und halbseitig erscheinen ließen. Aber diese Begierde ist in keiner Weise gestillt worden. Wir sind noch immer der Ueberzeugung, daß der Humor des bekannten Märchenerzählers, wie er in seinem „Deutschen Grandison" sich breit macht, nur der einer selbstgefälligen mattseligen Hausväterlichkeit ist, in der subjectiven Behandlung ohne Einheit; daß die „Physiognomischen Reisen" bei manchen glücklichen Einzelheiten doch im ganzen höchst ungeschickt und mit einer Lebenskenntniß durchgeführt worden, die gerade bis zum nächsten Kirchthurme reicht, wozu sich noch eine wahre Altbasengeschwätzigkeit gesellt. Heute ihnen Classicität beimessen, heißt sich auf den Standpunkt stellen, den einst Bergk's „Kunst, Bücher zu lesen" einnahm. Ich sage dies, selbst auf die Gefahr hin, von Müller, der selber an dem von ihm Hochgeschätzten zieht und zerrt, daß er aus der Sonne in den Mond fällt, ebenso abgefertigt zu werden, wie er es mit dem Literarhistoriker Hillebrand macht, der das Verbrechen begangen, ähnlich wie ich gedacht zu haben. Das Bedeutendste, was Musäus leistete, waren die „Volksmärchen der Deutschen"; aber auch sie leiden doch zu sehr an gekünstelter Naivetät und tendenziöser Auffassung, um klassisch zu sein. Und was ihnen folgte, ist gar nicht mehr der Rede werth.

Müller macht mit diesem Büchlein ausdrücklich keinen Anspruch auf Namen und Verdienst einer gelehrten, kritischen Arbeit, und es rechtfertigt vollkommen seine Bescheidenheit. Ziehen wir seine der modernen Kritik Widerpart haltenden, inconsequenten und unbewiesenen Behauptungen ab, so bleibt nicht einmal etwas übrig, das im wesentlichen auf Neuheit Anspruch erheben könnte, weder hinsichtlich des Menschen noch des Schriftstellers: wir glauben eine Schrift aus dem Jahre 1810 zu lesen. Er hat nicht für die Gelehrten den guten Musäus mit sonderbarer Garderobe wieder aufgeputzt, allein man sieht auch nicht für wen sonst.

F. W. Ebeling.

Philosophische Schriften.

Obgleich unsere Zeit überwiegend auf die praktischen, die politischen und socialen Interessen gerichtet ist, so ist doch auch das philosophische Bedürfniß in ihr nicht erloschen. Verschiedene uns vorliegende Schriften beweisen, daß in Deutschland noch immer stark philosophirt wird, sogar von Laien. Freilich sind diese Schriften von keiner eigentlichen Bedeutung für die Weiterbildung der Philosophie. Aber sie sind doch immer ein erfreuliches Zeichen von der Regsamkeit des Denkens in der par excellence denkenden Nation.

1. Harmonie. Ein Beitrag zur Beförderung des Geisteslebens von ***** ****. Stuttgart, Schober. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein der Schulgelehrsamkeit abgewandter, aber denkender und fühlender Schriftsteller, dem die Harmonie oder das Gleichgewicht in der physischen und moralischen Welt für das Gesetz gilt, auf welchem der Weltproceß beruht, und der, von diesem Gedanken erfaßt, ihn auch gern in andern erwecken möchte, ergeht sich hier in wohlthuender, maßvoller Weise über das Wesen der Harmonie im allgemeinen und über den ewigen Wechsel von Harmonie und Disharmonie als Bedingung unsers irdischen Daseins. Der Verfasser befindet sich nach seiner eigenen Erklärung in keiner feindseligen Stellung zu irgendeiner Ansicht oder einem System, sondern sein Losungswort ist: Harmonie, oder die Aussöhnung der Gegensätze. Gerade die jetzige Zeit, wo so viele extreme Richtungen herrschen, bedürfe einer Wahrheit, die sich in die Mitte stellt. Der Verfasser will niemand seine Ansichten aufzwingen, will auch niemand zu einem wissenschaftlichen Duell, wobei man einander verwundet, herausfordern; er ladet vielmehr diejenigen zu sich ein, die sich vom Schulzwang zu emancipiren wünschen, um sich in das Reich der Harmonie und der Freiheit zu flüchten. Stoff- und Geisteslehre oder Materialismus und Spiritualismus, diese beiden Antipoden oder Gegenpole, könnten sie, fragt der Verfasser, nicht in einer harmonischen Wechselwirkung zueinander stehen, da doch der Mensch aus Körper und Geist besteht? Wie in theoretischer, so dringt der Verfasser auch in praktischer Hinsicht auf Harmonie, auf Gleichgewicht der Kräfte und Triebe. Angesichts der sinnlichen Genußsucht und des einseitigen Ueberwiegens der materiellen Interessen in unserer Zeit fragt der Verfasser:

Das Ideale, ist es nicht auch eine unsterbliche Kraft? Ja, es ist dasjenige in uns, welches uns zum wahren Genuß befähigt. Ein ideales Gemüth vermag in einem erhabenen

Grimm's „Unüberwindlichen Mächten" und den Werken der geistesverwandten Akademiker nach dem Goethe'schen Lorber zappelt. Diese Stilmusterreiterei hat ohne Frage ihre verdienstliche Seite; denn es ist in der Ordnung, daß die einen fein punktiren, wo die andern grob tätowiren, um das Gleichgewicht herzustellen. Doch vor allen Dingen soll der Stil der Mensch sein, und zwar nicht der kunstvoll in die Höhe geschraubte, sondern der natürliche Mensch. Hat dieser Geist, Poesie, Originalität, so werden ihm die Vorzüge des Stils von selbst zufallen.

„Schwarzgelb" zerfällt in vier Abtheilungen: „Dulder und Renegaten", „Aus der Emigration", „Vae victis" und „Die Opfer der Partei".

Die erste Abtheilung zeichnet sich besonders durch lebendige Bewegtheit aus. Ihr Hauptinhalt ist die Erzählung, wie der politische Flüchtling Bruno Haldenried durch eine junge, schöne Aristokratin, Cornelia, die Tochter des Grafen Thieboldsegg, längere Zeit in ihrem Schloß verborgen und vor den Verfolgern gerettet und wie gleichzeitig mit seiner Flucht in unerklärter Weise der Lieutenant Werner, ein früherer Revolutionär, der, als Gemeiner assentirt, später Offizier wurde, verschwindet, dessen Leiche man im Wasser entdeckt. Er war der Geliebte der Müllerstochter Hedwig, die sich eben seines unerwarteten Wiedersehens erfreut hatte. Alle diese Abenteuer sind lebendig und spannend erzählt; doch sie geben nur den Faden her, der uns durch die Zustände der österreichischen Gesellschaft und des österreichischen Staatslebens nach der Revolutionszeit hindurchführt. Da begegnen wir verschiedenen Persönlichkeiten, welche als Charakterköpfe die signatura temporis spiegeln, zunächst dem Grafen Thieboldsegg, der von Haus aus ein milder, geistreicher Diplomat der Gentz-Metternich'schen Schule war und wie diese einem feinen ästhetischen Epikuräismus zugethan, jetzt aber, durch die Revolution mit Bitterkeit und Härte erfüllt, sich an dem contrerevolutionären Programm betheiligte, das man mit eiserner Consequenz bis an die Grenzen des Unmöglichen ausführte. Es gab eine militärische und eine diplomatische Fraction dieser Partei; Thieboldsegg gehörte der letztern an, welche mit der liberal klingenden Phrase die Freiheitstendenzen zersetzen wollte. So schließt er denn ein Bündniß mit einem Redacteur Schmey, einem wohlgelungenen Charakterbild aus den österreichischen Preßzuständen, der sein Blatt, ohne dessen Farbe sichtbar zu wechseln, der Regierung verkauft. Der assentirte Lieutenant Werner ist ebenfalls eine charakteristische Figur, ein militärischer Renegat, wie Dr. Schmey ein journalistischer. Herr von Rack, der Bezirkshauptmann, vertritt das feinspitzige Staatsgewissen, die engherzigste Polizeispionage zugleich als Sache persönlicher Passion. Eine köstliche Gestalt ist der alte General Greifenstein, dessen Naivetät mit ihren bärbeißigen und hyperkindlichen Nuancen durch die leichte Dialektfärbung noch an Lebenswahrheit gewinnt. Auch die Ehestandsscenen sind mit vielem Humor geschildert. Wo der alte Greifenstein den Mund öffnet, da sprudelt etwas Ergötzliches hervor. Es ist nicht blos der alte Haudegen, es ist der „schwarzgelbe" Haudegen, der uns hier in unverfälschtester Naturfarbe vorgeführt wird. Der überzeugungstreue Bergmüller Dubsky und der gaunerische Freiwerber Stropp vervollständigen die Galerie von Charakteren, welche der Roman uns vorführt.

Wir dürfen es hier gleich nicht verhehlen, daß Meißner keineswegs seine Charaktere mit jenen discreten Zügen hinzeichnet, die bei der akademischen Schule so beliebt sind, die so zart andeuten und so viel errathen lassen, die mit ihren Farbenpigmenten nur hier und dort ein Tüpfelchen aufsetzen, ihre Linien punktiren, und dem Publikum überlassen, sie zu ziehen. Diese falsche Vornehmheit ist unserm Autor fremd. Seine Pinselführung ist eher etwas derb, immer resolut; seine Silhouetten sind scharf ausgeschnitten; sie grenzen eher an die Caricatur als an die nichtssagende Verschwommenheit.

Daß dabei der poetische Hauch nicht verloren geht, zeigt das anmuthige Bild Cornelia's, der Tochter des Grafen Thieboldsegg, der eigentlichen Heldin des Romans; hier ist Anmuth, Grazie, reine Empfindung, dichterische Verklärung. In scharfem Contrast zu diesem Bilde steht das der lebenslustigen Leonie, der Frau des alten Generals, der Weltdame, deren pikante Abenteuer sich in langer Kette durch den Roman ziehen. Die einfache Müllerstochter Hedwig und die schöngeistige Sarah, welche der Redacteur Schmey als eine gute Partie heimführt, sind ebenfalls gelungene Frauenbilder.

Die zweite Abtheilung führt uns nach Paris und schildert das Treiben der Flüchtlinge und Revolutionärs, in welches mancherlei galante Abenteuer der schönen Leonie und noch kühnerer Vertreterinnen der Demi-Monde verwebt sind. Die Abtheilung ist sehr pikant und reich an spannenden Ereignissen, wie die Verhaftung Negroni's und die geheimnißvolle Zusammenkunft des Revolutionärs mit dem Kaiser; doch will es uns scheinen, als ob der Autor hier zu narkotische Essenzen aus der Apotheke der politischen Ritter- und Räuberromantik verwendet habe. Die Farbengebung ist etwas grell und doch monoton, die Verschwörungs-, Kerker- und Fluchtscenen wiederholen sich allzu oft; die Atmosphäre erscheint zu erhitzt. Es fehlt die künstlerische Ruhe, und unser Interesse zersplittert sich zu sehr nach verschiedenen Seiten hin. Mit glücklicher Ironie wird der junge Fürst Kronenburg eingeführt, dem es durchaus nicht gelingen will, eine Rolle zu spielen. Meißner verschmäht hier so wenig wie sonst die Anekdote. Französischen Hautgoût athmet die Episode, die uns den Fürsten vorführt, wie er die Tugend der anmuthigen Frau von Sesin auf die Probe setzen will und sich der Visitenkarte ihres Verehrers bedient, um in später Stunde bei ihr Zulaß zu finden. Die Tugend der Dame besteht diese Probe auf das glänzendste: der kecke Eindringling wird energisch zurückgewiesen, denn der glückliche Inhaber dieser Visitenkarte befindet sich bereits im Boudoir und lauscht erstaunt unter der Bettdecke hervor, als sich sein Doppelgänger anmelden läßt. Was unsern Helden Bruno selbst betrifft, so ist er gerade in dieser Abtheilung von dem Autor etwas stiefmütterlich behandelt worden und

als ein schlechthin ganzheitliches und ungetheiltes Wesen zur Existenz gekommen, zugleich auch die Bestimmung hat, sich beständig in dieser Qualität seiner substantialen ungebrochenen Ein- und Ganzheit zu bewahren, wohingegen die Natur (Materie), ursprünglich zwar ebenfalls als eine ganzheitliche, ungetheilte substantiale Einheit geschaffen, diese Qualität bei ihrem Uebertritte oder bei ihrer Aufweckung zu wirklichem Leben ein für allemal verloren und sich so in lauter substantiale Theile oder, was dasselbe sei, in zahllose Individualitäten besondert hat. Und nur einerseits der Umstand, daß Kant die beiden hier bezeichneten Merkmale, in welchen die Wesensverschiedenheit von Geist und Natur (Materie) in Wahrheit begründet sei, übersehen, vielmehr die Idee schlechthiniger Ganzheit auf beide Realprincipien, nämlich auf den Geist und die in ihrer Zusammensetzung die Materie constituirenden Elemente in ganz gleicher Weise übertragen, sowie andererseits die Thatsache, daß derselbe nicht das Glück gehabt, durch eine genetische Reconstruction des eigenen Selbstbewußtseins Bedeutung und Inhalt des Substantialitätsgedankens allseitig kennen zu lernen, seien die beiden Ursachen gewesen, durch welche derselbe veranlaßt wurde, den geistigen (immateriellen) Wesen als solchen alle und jede Räumlichkeit und äußerliche Gestalt abzusprechen und so die Wesenhaftigkeit oder Substantialität derselben, freilich wider Wissen und Willen, eigentlich von Grund aus zu vernichten. Was man auch sagen möge, „es ist nun ein für allemal schlechthin unmöglich, etwas als eine wahrhafte Substanz und eigentliche Realität zu denken und von demselben zugleich dennoch jede wie immer beschaffene Räumlichkeit und Gestalt zu negiren".

Wir brauchen wol nicht weiter auf dieses katholisch-dogmatische Philosophiren einzugehen. Die „herrliche Fülle von Licht", die der Verfasser seiner dogmatischen Naturauffassung nachrühmt, können wir eben nicht finden. Die Natur ist hier, was der Verfasser mit gesperrter Schrift drucken läßt, „ein eigentliches und wahrhaftes, d. i. ein in und an sich selber seiendes, keinem andern Realprincip anhärirendes, von dem allmächtigen Gotte unmittelbar aus Nichts gesetztes oder geschaffenes und daher als solches, als bloße Setzung Gottes primitive schlechthin ungetheilte, ein- und ganzheitliches, sowie ein ursprünglich völlig indifferentes oder noch ganz und gar inactives, aber doch räumliches und äußerlich gestaltetes Wesen oder Realprincip, welchem zugleich die Bestimmung von seiten Gottes und die Befähigung innewohnt, auf Veranlassung fremder Einwirkung sich zu differenziren und in dieser seiner Differenzirung sich zu materialisiren, oder in lauter materielle Individualitäten auseinanderzugehen, um auf Grundlage einer substantialen Theilung ein Leben zu führen, durch welches es sich als ein von jedem Geiste qualitativ verschiedenes Wesen zur Offenbarung bringt". Sapienti sat!

Der Pessimismus und die Ethik Schopenhauer's. Von Victor Kiy. Berlin, Hayn. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Pessimismus Schopenhauer's hat besonders bei denjenigen Zeitgenossen Anstoß erregt, welche von der Hegel'schen Philosophie herkamen, die ja mit ihrem: „Alles, was wirklich ist, ist vernünftig", entschieden optimistisch war. Auch Victor Kiy steht unter dem Einfluß der Hegel'schen Philosophie. Seine antipessimistische Schrift ist „seinem hochverehrten Lehrer, dem königlich preußischen Geheimrathe und Ritter hoher Orden, Herrn Prof. Dr. Karl Rosenkranz, als Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung" gewidmet. Die Wahrheit der Lehre Hegel's mußte nach dem Verfasser erst durchempfunden sein, ehe sie erkannt und der Misère des Tags zum Trotz auch geglaubt werden konnte. Scheine auch augenblicklich die Hegel'sche Philosophie in den Hintergrund getreten zu sein, so lebe sie doch fort und fort in den Vorstellungen und Bestrebungen aller Gebildeten, der Besten im Volke, und alle Errungenschaften der Neuzeit legten Zeugniß ab für die Wahrheit ihrer Lehre. Doch will der Verfasser nicht in Abrede stellen, daß die Hegel'sche Philosophie nach allen Seiten hin der Reform fähig, ja bedürftig sei, und daß sie durch die Schopenhauer'sche in vielen Stücken ergänzt werden, durch Aufnahme ihrer Grundwahrheiten an Wahrhaftigkeit, Farbenreichthum und Fülle gewinnen könnte.

Des Verfassers Haupteinwand gegen den Schopenhauer'schen Pessimismus besteht in Folgendem. Die Idee des Pessimismus sei nur dadurch möglich, daß rein empirisch dem Einzelnen, Individuellen, Unwesentlichen die Geltung des Allgemeinen, Universellen, Wesentlichen beigelegt wird. Schopenhauer nun höre zwar nicht auf, zu wiederholen, daß wahrhafte Erkenntniß des Wesens der Welt erst eintritt, wenn das principium individuationis (Raum und Zeit) durchschaut, der Schleier der Maja zerrissen wird. Nichtsdestoweniger sei er selbst bei der Behauptung seiner pessimistischen Lebensansicht noch in jenem principio individui befangen; er gelange nicht, wie auf dem Gebiete der Metaphysik, auch auf dem der Ethik von der Betrachtung des Einzelnen zu der Erkenntniß des Wesens, und nehme das „Hier" und die Gegenwart als die Erscheinungsform alles Lebens. Die Substituirung der Gegenwart für den Begriff der Zeit überhaupt scheine für Schopenhauer formalerweise der erste Anlaß gewesen zu sein, seiner Ethik eine pessimistische Färbung zu geben, welche dem Grundprincip seines Systems an und für sich fremd sei. Schopenhauer sei dadurch auf den Standpunkt des Einzelnen, Zufälligen, Empirischen gedrängt und habe sich nicht zur Zusammenfassung desselben in der Idee, als dem Allgemeinen, Nothwendigen, erheben können.

Auf eine Stelle der „Parerga" hinweisend, in der Schopenhauer die Möglichkeit eines Fortschritts in der Culturentwickelung der Menschheit nicht leugnet, bemerkt der Verfasser, daß, wenn Schopenhauer seinen Pessimismus streng durchführen wollte, er jeden Fortschritt ausschließen und die Nothwendigkeit der Uebel als eines wesentlichen Moments der Welt behaupten müßte. Aber Schopenhauer sei nicht im Stande, seine pessimistische Ansicht bis in ihre äußersten Consequenzen durchzuführen, weil diese dem Grundprincip seines Systems fremd sei.

Der Widerspruch in der Philosophie Schopenhauer's besteht darin, daß er einerseits die Wesenseinheit des Universums behauptet und deshalb von der Einheit und Gesetzmäßigkeit der

durch vollkommene Durchdringung der dichterischen Erfindung mit historisch bedeutsamen Elementen löst. Dagegen bleibt er immer ein glänzendes und spannendes Werk, dem weder Phantasiereichthum noch Poesie und Humor fehlen.

Wie poetisch sind z. B. die beiden harmlosen Violinvirtuosinnen, welche von ihrem speculativen Vater so wirksam in Scene gesetzt werden. Der Dichter borgt uns die Augen eines begeisterten Musikers, um uns das Schwesterduo in echt lyrischer Stimmung betrachten zu lassen:

Still, aber von Rosa's Schönheit wie von einem Himmelsfeuer durchleuchtet, saß indeß Weißborn in einer Ecke und lauschte. Er wußte nicht, was er mehr bewundern solle: das technisch vollendete Spiel, den seelenvollen Ton, den künstlerischen Geschmack. Die Composition selbst machte auf ihn einen eigenthümlichen Eindruck. Ihm war, als blicke er von einer alterthümlichen Steinrampe herab in einen Garten. Es war eine wolkenlose Nacht, das Mondlicht fiel auf kleine, regelmäßige Blumenparterres und sorgfältig gepflegte Kieswege und zitterte auf den Fensterreihen vorspringender Gebäude. Aus dem Schatten unter der Steinbalustrade hoben sich zwei weiße Gebilde empor, man konnte sie für zwei Mädchengestalten halten, aber es waren zwei blütenbedeckte Bäumchen, welche miteinander sprachen. Das eine schmuckloser und farbenärmer, der schlanke Jasmin, wandte sich zur Rose und sagte: Wie zauberisch du bist an Farbe, Gestalt und Duft, wahrlich die Königin der Blumen! — Die Rose antwortete: Du aber bist frischer und kräftiger, lebst immerfort. Wollte lieber weniger Schönheit und ein längeres Leben haben! — Ach ja, sprach der Jasmin, dich liebt alles! Deine Schönheit ist mit Dornen umzäunt, daß dich fast niemand ohne blutige Hände anrühren kann, und doch nie sicher. — Nie sicher? Hierher dringen keine Menschen, wollte die Rose entgegnen; da weht es stärker vom Meere her, Blatt um Blatt der Rose löst sich los — flattert zur Erde — der Traum ist aus!

Dergleichen lyrische Gedichte in Prosa finden sich mehrfach in dem Roman.

Welch eine köstliche humoristische Figur ist der Sieger von Elfhatalma, der miles gloriosus aus dem Orient, Major von Weyher, gesetzlicher Gatte der ungesetzlichen Frau des Domherrn. Wir machen seine Bekanntschaft in einem mailänder Kaffeehause:

Er war ein hochgewachsener, spindeldürrer Mann von einem zweifelhaften Alter. Er konnte 40 Jahre zählen, aber auch jünger oder viel älter sein. Das sonnen- und wettergebräunte Gesicht war tief eingefallen, die grauen Augen blickten scharf und ernst, die geschwungene Nase, der lange wilde, graudurchmischte Schnurr- und Knebelbart gaben ihm ein verwegenes Aussehen, aber das Kecke und Soldatische in dieser Physiognomie wurde durch einen so derben Zug von Selbstgefälligkeit beeinträchtigt, daß die Totalwirkung dieser Erscheinung vorwiegend eine groteske war. Der Fremde trug einen schwarzen Rock, in dessen oberstem Knopfloch ein roth- und blaugestreiftes Bändchen sichtbar war, quarrirte bauschige Pantalons, deren Aussehen vom Wetter nicht minder viel gelitten hatte als sein Gesicht; ein sehr alter, aber sehr glatt gebürsteter Hut saß ihm schief auf dem buschigen Kopfe. Der Mann war eine jener Erscheinungen, welchen man eine ängstliche Bemühung ansieht, elegant zu erscheinen, und die bei allem Vorhandensein von Kleidungsdefecten dennoch durch Schwung und Grazie der Haltung Effect zu machen gesonnen sind.

Alsbald hören wir mit seinem Freunde auch einige seiner Großthaten im Pyramidenland. Er erzählt von seiner Uhr, die sein Talisman ist, die ihm dreimal das Leben gerettet hat:

Du wirst sehen, daß meine glänzendste Waffenthat, die mir den Ruf eines Feldherrn erworben, zugleich der Wendepunkt wurde, welcher meinem thatendurstigen Ehrgeiz vielleicht für alle Zeiten sein Ziel gesteckt..... Im vorjährigen Feldzug in Oberägypten gegen aufständische Tribus gab mir der Pascha, ein Vetter des Vicekönigs, der den Oberbefehl führte, die Ordre, auf die Oase von Elfhatalma vorzurücken und um 10 Uhr morgens loszuschlagen, während er schon bei Sonnenaufgang in einer andern Richtung auf die Hauptmacht des Feindes vorwärts marschirte und sie angriff. Diese combinirte Bewegung, bei der ich mitzuwirken hatte, war ein Unsinn in strategischer Beziehung, aber ich mußte stumm gehorchen. Ich war vorgerückt und erwartete hinter einem Palmenwäldchen die zehnte Stunde, um mich auf den Feind zu werfen. In diesem Momente wirbeln von der Seite, nach welcher der Pascha ausgezogen, am Horizonte der Wüste furchtbar verdächtige Staubwolken auf. Sie kommen immer näher und man konnte mit einem mittelmäßigen Fernrohr erkennen, daß es die Unserigen auf der wildesten Flucht seien. Der Pascha war einer der ersten, der herangesprengt kam. „Allah ist groß!" ruft er, mich und die Meinigen in imposanter Ordnung erblickend. „O weiser Franke, Stern unserer Armee, wie recht war es, daß du nicht gehorcht hast und nicht vorgerückt bist, du bist jetzt die Säule unserer Rettung, um unsern Rückweg zu decken." — „Ich bin Soldat", erwiderte ich scharf, „und hätte gehorcht, wenn die bestimmte Zeit dagewesen wäre." Ich zog bei diesen Worten die einfache silberne Uhr, die ich da trage, aus dem Gürtel. Der Pascha blickte das Zifferblatt an und rief: „Allah ist wunderbar! Deine Uhr hat uns gerettet. Sie ist seit einer Stunde stehen geblieben." — „Was?" rief ich, die Uhr an mein Ohr legend. Und es war so. Die Uhr war stehen geblieben, obgleich sie aufgezogen war und von jeher so exact lief wie ein Himmelskörper. — „Die Uhr muß ich haben!" rief der Pascha, während er die seinige, ein pariser Prachtstück, als Tausch anbot. „Du siehst, Rosen, daß die Lockung zu schwach war!"... „Hierauf", fuhr der Krieger in seiner Erzählung fort, „führte ich meine Mannschaft ins Feuer, während der Pascha weiter floh, von seinen zersprengten Scharen zu Fuß und zu Pferd gefolgt, um ein unweit gelegenes Fort zu erreichen. Lange ehe die Sonne gesunken, war der Rückzug glücklich bewerkstelligt, aber als es Abend geworden und ich weder zurückkam, noch etwas von mir hören ließ, wurde der Pascha sehr besorgt um mich, und es war nicht eben Kleinmuth von ihm, daß er annahm, ich sei von der Uebermacht vernichtet worden. Wer aber malt sein Erstaunen und das Erstaunen seiner ganzen Armee, als bald darauf die Meldung einläuft, daß ich den Feind nicht blos aufgehalten, sondern total aufs Haupt geschlagen habe! Als mich der Pascha am nächsten Morgen wiedersieht, glüht sein Gesicht vom Feuer der Bewunderung, aber nur einen Moment lang, unwillkürlich gewinnt Neid, Misgunst, Haß die Oberhand in seiner erbärmlichen Seele! Heuchlerisch spielt er die Rolle eines Bewunderers weiter; heimlich, mit seiner Coterie, arbeitet er wüthend gegen meine Rangerhebung und läßt alle Minen springen. Denn daß ich zum General befördert werde, ist schon ein allgemeines Gerücht, der Vicekönig aber hatte mit mir noch ein Höheres vor, wie mir zu meinem eigenen Erstaunen meine nächste Audienz enthüllt.

Er wäre Pascha geworden, der Tapfere, wenn er hätte Renegat werden wollen; dafür war er zu überzeugungstreu. Eine Charakterschöpfung wie diese zeugt von der unmittelbaren Frische des Talents.

Möchte der begabte Dichter seiner unermüdlichen Romanmuse jetzt etwas Ruhe gönnen und nach höhern, ihm erreichbaren Lorbern streben. **Rudolf Gottschall.**

Denken, Fühlen und Wollen thätig bleiben, so beweist dieses eine Trennung des menschlichen Wesens in zwei Theile, in einen irdischen, vergänglichen Körper, und eine kosmische, mit diesem Körper für die Erde innigst verbundene, aber dennoch selbständige Seele; ganz so, wie der unbefangene Mensch auch ohne tieferes Denken geneigt und gewöhnt ist anzunehmen und zu glauben; ganz so, wie die Völker aller Zonen von der ältesten Zeit bis jetzt, wie die rohesten und cultivirtesten Menschen anzunehmen und zu glauben sich geneigt und gedrängt fanden.

Während also Büchner aus den an Chloroformbetäubten wahrgenommenen Zuständen folgert, daß es kein einheitliches Seelenwesen gibt, sondern die Seele ein aus verschiedenen, voneinander trennbaren Elementen zusammengesetztes Gebilde und das Bewußtsein nur eins dieser Elemente ist, so folgert der Verfasser daraus die Trennbarkeit der Seele vom Leibe und die Möglichkeit der Fortdauer der Seele auch ohne den Leib. Gegen Büchner's Folgerung ist zu sagen, daß Trennbarkeit der verschiedenen psychischen Functionen voneinander noch kein Beweis ist, daß diesen verschiedenen Functionen nicht ein einheitliches Wesen zu Grunde liege. Hier hat unser Verfasser offenbar recht, wenn er gegen die materialistische „Theilbarkeit der Seele" einwendet:

Wenn die Seelenthätigkeit theilbar ist, so ist damit die Seele selbst noch keineswegs als theilbar oder wirklich getheilt vorhanden. Selbst die Thätigkeiten des Körpers, oder seiner Functionen, sind in die mannichfaltigsten Gebilde vertheilt, ohne daß darum der Körper oder sein Organismus aufhörte, eine selbständige Einheit zu bilden, ein Ganzes zu sein.

Aber sowenig aus der Trennbarkeit des Bewußtseins in der Empfindung bei Chloroformberauschten folgt, daß kein einheitliches Seelenwesen gibt, sowenig folgt daraus, was unser Verfasser folgert, daß das einheitliche Seelenwesen ein vom Leibe trennbares und den Tod überdauerndes sei. Das Bewußtsein, das der Chloroformberauschte behält, ist ja doch immer Gehirnfunction, also eine leibliche Function. Die psychischen Functionen überhaupt, so sehr sie auch durch ihren Zweck einheitlicher Art sind, sind ja Leibesfunctionen, Functionen bestimmter Organe des Leibes. Wie soll also daraus, daß im Chloroformrausch die einen dieser Functionen fortdauern, während die andern cessiren, eine Trennbarkeit der Seele vom Leibe und eine Fortdauer der Seele nach dem Tode des Leibes folgen?

Aus den Erscheinungen an Chloroformberauschten läßt sich also weder für den Materialismus noch für den Spiritualismus Kapital machen. **Julius Frauenstädt.**

Arthur Stahl's Novellen.

Novellen und Skizzen von Arthur Stahl. Drei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1867. 8. 4 Thlr.

Diese Novellen haben entschiedene Vorzüge: eine Gabe der Schilderung, welche sich nirgends in überflüssigen Schmalungen gefällt, sondern durch wenige, aber schlagende Züge stets das lebendige Bild vor die Phantasie stellt; einen poetisch warmen, glühenden Stil; manches feine psychologische Motiv. Mag der Verfasser oder mehr die Verfasserin, deren vielseitig geweckten Sinn und ansprechendes Darstellungstalent wir schon aus ihren spanischen Reisebildern kennen, uns ein Salon- oder Genrebild, ein Landschafts- oder Marinebild malen — sie wählt stets lebhafte Farben und weiß ihren Bildern einen stimmungsvollen Hauch zu geben.

Die psychologischen Probleme werden von ihr mit einer gewissen Keckheit aufgestellt, welche uns augenblicklich in Spannung versetzt. Weniger glücklich ist sie in der Lösung derselben; hier läuft bisweilen etwas Gewaltsames mit unter, oder die Handlung, die am Anfang wie ein Waldstrom über Felsgerölle einherbrauste, verläuft am Ende im Sande.

Am grausamsten ist sie in der ersten Novelle: „Diana." Ein Assessor und Landwehrlieutenant liebt die Tochter eines Generals; doch die Heldin erfährt, daß er der Sohn ihrer Amme sei. Sie entsagt mit Stolz. Später wird er von seinem Vater adoptirt und Besitzer großer Güter. Diana sieht ihn wieder, doch nun will sie ihm ebenso wenig angehören, damit es nicht den Schein gewinne, als ob jetzt Besitz und Glanz sie locke, als ob sie dem Besitze des Vaters zugestehen wolle, was sie dem Stande der Mutter versagt hat. Es ist dies gewiß fein gedacht und empfunden. Einmal resignirt sie aus dem Stolz des gesellschaftlichen Vorurtheils, das andere mal aus dem Stolze nobler Gesinnung. Die Delicatesse, die in dieser Novelle herrscht, erinnert an Octave Feuillet's „Roman d'un pauvre gentilhomme". Doch weiß der französische Dichter noch einen befriedigenden Ausgang herbeizuführen, wenn auch mit Hülfe von realen châteaux d'Espagne, während unsere Dichterin mit einer Dissonanz schließt. Resolut und keck hingeworfen ist die Vorgeschichte dieser Novelle, welche die Liebe des holden Käthchens zu Junker Kurt erzählt. Es ist Walbduft in dieser Schilderung, aber auch eine etwas brüske Naivetät der Sinnlichkeit, wie in der Liebesscene, die mit den aufgeknöpften Gamaschenknöpfen beginnt. In die Verwickelungen der eigentlichen Novelle spielen allerlei politisch-sociale Momente mit hinein, unter anderm ein Motiv, das, soviel uns bekannt, bisher noch nicht für Novellenzwecke ausgebeutet ist: die Ausstoßung eines Landwehroffiziers aus dem Offizierstande wegen liberaler Gesinnungen oder des Verkehrs mit Mitgliedern dieser Partei. Dies Motiv ist originell und in vieler Hinsicht anomal, da mit solcher Ausstoßung die gesellschaftliche Stellung des Verurtheilten durchaus nicht gefährdet wird, derselbe sogar eine höhere Beamtenstellung fortbekleiden darf.

Eine befriedigendere, in vieler Hinsicht anheimelnde Erzählung ist „Walter". Der frische Wald- und Bergduft des Harzes durchweht dieselbe, und zwar vor einigen Jahrzehnten, „ehe noch alles so übercultivirt war und man an einzelnen Punkten zu der Meinung kommen konnte, es sei das berliner Geheimrathsviertel verlegt oder alle Welt bedürfe blauer Brillen". Die Novelle ist eine kleine Apotheose der Arbeit. Der Held, ein armes Kind aus dem Harze, wird in der Ferne durch Arbeit ein tüchtiger Mann und wählt zwischen zwei Neigungen seiner ersten

Bostons, stammt aus Lexington im Staate Massachusetts, wo er am 24. August 1810 geboren wurde, aus einer Familie, welche seit mehrern Generationen streng dem Unitarismus gehuldigt, diesem Ausläufer des Protestantismus, dessen Hauptdogma Gottes absolute Einheit ist. Wenig begünstigt durch die Vermögensumstände der Seinigen, wuchs er doch unter planmäßiger, der Ausbildung seines Charakters förderlicher Erziehung auf, wie es denn überhaupt im Wesen des Unitarismus liegt, eine wohlthuende Atmosphäre von fortschreitendem Liberalismus und religiöser Toleranz zu verbreiten, obgleich er sich andererseits nicht von einer gewissen, poetisch beanlagte Naturen abstoßenden Trockenheit und hausbackenem Rationalismus freihält. Dies empfand Parker, als er durch das, was die Amerikaner Universitätsbildung nennen, zum Vergleich der verschiedenen Religionssysteme gelangte und sich namentlich auch mit der deutschen Theologie bekannt machte. In seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre stellte er ein bereits wesentlich modificirtes Bekenntniß auf, und der Pfarrer von Westroxburg bei Boston (1837) war dem Glauben seiner Väter gegenüber ein arger Ketzer, der Verfechter eines eigenthümlichen Gemisches von Negation, Naturalismus und Mysticismus. Bald erhoben die biblischen Unitarier großes Geschrei; denn die Theologen sind aller Orten dieselben, sie vertragen nicht das leiseste Rascheln im dürren Laube ihrer hergebrachten Wissenschaft. Besonders geriethen jene über den neuen, übrigens ihm selber nicht völlig klaren Lehrsatz in Harnisch, daß das Göttliche des Christenthums lediglich auf seiner religiösen und sittlichen Kraft beruhe, alle Offenbarungs- und Wunderbeweise kraft- und gegenstandlos seien, und daß in der Religion Jesu ebenso vergängliche wie bleibende Elemente enthalten, diese Religion so gut wie alles dem Naturgesetze, d. h. der Fortentwickelung unterworfen wäre. Das Christenthum sei nichts als reine absolute Sittlichkeit, ihre Bethätigung erschöpft in der Liebe zum Menschen wie zu Gott. Monatelang beschäftigte diese Behauptung die amerikanischen Zeitschriften, und zahllose Broschüren gingen von den Eiferern des theologischen Conservatismus aus. Endlich kam es in Boston zu Conferenzen (1841—42), welche eine vollständige Auseinandersetzung der Parker'schen Ideen gaben, niedergelegt in der Schrift: „Discourse of Matters pertaining to Religion", von seinem Biographen in vortrefflicher Kürze und Bündigkeit dargestellt und analysirt. Die Kernpunkte sind: alle Religion beruht lediglich auf einem Naturprincip; der Mensch glaubt an Gott durch eine spontane Intuition seiner Vernunft; die Beweise für das Dasein Gottes können keinen Glauben erzeugen. Gott ist die Immanenz der Natur und des Menschen und die Genugthuung beider. Die Evangelien haben keinen Anspruch auf Inspiration, doch läßt sich aus ihnen reconstruiren, was Jesus gewollt, welcher trotz mancher Fehler und Irrthümer das Princip einer ewigen Religion aufgestellt und selber bewährt hat. Die Bibel verdankt ihre beispiellose Verbreitung der Erhabenheit ihrer Grundlehren, was nicht das Recht ausschließt, die in ihr enthaltenen widersprechenden, abgeschmackten und unsittlichen Elemente zu bekämpfen. Jesus hat keine Kirche gegründet, sie ist unvermeidlich von selbst entstanden, ist nothwendig, aber eine untergeordnete Institution. Der Glaube an die Unsterblichkeit ist das Streben aus dem Endlichen ins Unendliche.

Schmähungen, Beschimpfungen, Verfolgungen und Mishandlungen, wie sie selbst in Deutschland nicht mehr möglich sind, waren für ihn im freien Amerika die Folgen jener Conferenzen. Diese und seine zerrüttete Gesundheit bestimmten ihn nach Vollendung seiner Uebersetzung von De Wette's „Einleitung in das Alte Testament" (Boston 1844) zu einer Reise nach Europa, zuerst nach London, dann nach Paris, dann nach Genua, Pisa und Florenz, nicht achtend, daß er 16 Jahre später in der Stadt der Mediceer seinen letzten Seufzer aushauchen würde; von hier nach Oesterreich und Deutschland. In Berlin hörte er Schelling, Vatke, Michelet, Twesten, Steffens u. a. In Halle machte er Tholuck's Bekanntschaft, in Heidelberg befreundete er sich mit Schlosser und Gervinus. Letzterer sagte ihm, Strauß' Einfluß sei zu Ende; er selber dagegen war überzeugt, daß die Zukunft der deutschen Theologie von jenem bestimmt worden sei. In Tübingen waren es Ewald und Baur, in Basel De Wette, die ihn interessirten. Im Herbst 1844 kehrte er nach Boston zurück, um den Kampf gegen das kirchliche Pharisäerthum von neuem zu kämpfen und die officiellen Bande zu brechen, die ihn noch an den bestehenden Unitarismus Neuenglands knüpften, obwol er nie etwas anderes als ein fortgeschrittener unitarischer Geistlicher wurde. Die von ihm organisirte neue Gemeinde hieß die Achtundzwanzigste Congregation von Boston, und von hier aus erstreckte sich sein Einfluß und sein Ruf bis zu den Pionnieren der westlichen Einöden. Einige seiner Reden sind in mehr als hunderttausend Exemplaren verbreitet, sie ergingen sich nicht blos über Gegenstände des Glaubens, sondern über alle Dinge des menschlichen, des staatlichen und socialen Lebens. Dazu hielt er seit 1848 in allen Staaten östlich vom Mississippi, einmal auch in einem Sklavenstaate, Vorlesungen, sodaß er eine Thätigkeit entwickelte, wie sie nur jemals ein Reformator, und dieser Name gebührt ihm, entwickeln konnte. In Boston selbst wuchs seine Gemeinde derart, daß sie trotz der alten sehr geräumigen Localität 1852 einer noch größern bedurfte. Dies ist auch die Zeit, wo seine Opposition gegen die Sklaverei mit bewunderungswürdiger Seherkraft zur äußersten Leidenschaftlichkeit zu steigen begann, welche die gehässigste Agitation der Presse des Südens gegen ihn erweckte. Ins Grenzenlose und Unglaubliche ging seine Regsamkeit vornehmlich von 1854—58, „die große Stunde der Sklaverei" unaufhörlich zum Hauptgegenstand nehmend. Leider waren aber nun auch die Tage seines Lebens schon gezählt. Die in seiner Familie erbliche Krankheit der Lungenschwindsucht ergriff ihn beinahe ungeahnt. Ihr Einhalt zu gebieten, folgte er dem Rathe Sachverständiger und trat im Sommer 1859 noch einmal seine Tour nach Europa an, um in Madeira oder Aegypten längern Aufenthalt zu wählen. Doch getäuscht durch vorübergehende

Besserung, weilte er in Rom weit über die Zulässigkeit seines Zustandes hinaus, und so verschied er plötzlich am 10. Mai 1860 zu Florenz, wohin er sich einige Tage vorher begeben. Dahin war das Dreigestirn Amerikas: Ware, Channing, Parker, dahin — ein Prophet.

Möchte es diesem Referate beschieden sein, zur Verallgemeinerung des Interesses an einem Geisteskämpfer beizutragen, der billig zu den größten Wohlthätern der Menschheit gezählt werden muß, und damit auch zur Verbreitung eines Werks, das mit virtuoser Quellenbenutzung selbst hochgehenden Anforderungen genügt.

Wenn wir nun nahe daran waren, über die Theilnahme, welche das eben beiseitegelegte Buch in uns hervorrief, ganz und gar zu vergessen, daß wir das Geschäft der Beurtheilung üben, so erinnert uns die folgende Schrift in sehr unerquicklicher Weise an diese Verrichtung:

10. Johann Karl August Musäus. Ein Lebens- und Schriftsteller-Charakterbild, entworfen von Moritz Müller. Jena, Mauke. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Um einen Stern zweiter Größe am Himmel des classischen Weimar vermeinte der Verfasser zu kreisen, und den Referenten ergriff eine patriotische Begierde, zu schauen, wie die Wolken verdrängt würden, welche ihm dessen Licht immer nur gebrochen und halbseitig erscheinen ließen. Aber diese Begierde ist in keiner Weise gestillt worden. Wir sind noch immer der Ueberzeugung, daß der Humor des bekannten Märchenerzählers, wie er in seinem „Deutschen Grandison" sich breit macht, nur der einer selbstgefälligen mattseligen Hausväterlichkeit ist, in der substanziellen Behandlung ohne Einheit; daß die „Physiognomischen Reisen" bei manchen glücklichen Einzelheiten doch im ganzen höchst ungeschickt und mit einer Lebenskenntniß durchgeführt worden, die gerade bis zum nächsten Kirchthurme reicht, wozu sich noch eine wahre Altbasengeschwätzigkeit gesellt. Heute ihnen Classicität beimessen, heißt sich auf den Standpunkt stellen, den einst Bergk's „Kunst, Bücher zu lesen" einnahm. Ich sage dies, selbst auf die Gefahr hin, von Müller, der selber an dem von ihm Hochgestellten zieht und zerrt, daß er aus der Sonne in den Mond fällt, ebenso abgefertigt zu werden, wie er es mit dem Literarhistoriker Hillebrand macht, der das Verbrechen begangen, ähnlich wie ich gedacht zu haben. Das Bedeutendste, was Musäus leistete, waren die „Volksmärchen der Deutschen"; aber auch sie leiden doch zu sehr an gekünstelter Naivetät und tendenziöser Auffassung, um classisch zu sein. Und was ihnen folgte, ist gar nicht mehr der Rede werth.

Müller macht mit diesem Büchlein ausdrücklich keinen Anspruch auf Namen und Verdienst einer gelehrten, kritischen Arbeit, und es rechtfertigt vollkommen seine Bescheidenheit. Ziehen wir seine der modernen Kritik Widerpart haltenden, inconsequenten und unbewiesenen Behauptungen ab, so bleibt nicht einmal etwas übrig, das im wesentlichen auf Neuheit Anspruch erheben könnte, weder hinsichtlich des Menschen noch des Schriftstellers: wir glauben eine Schrift aus dem Jahre 1810 zu lesen. Er hat nicht für die Gelehrten den guten Musäus mit sonderbarer Garderobe wieder aufgeputzt, allein man sieht auch nicht für wen sonst.

F. W. Ebeling.

Philosophische Schriften.

Obgleich unsere Zeit überwiegend auf die praktischen, die politischen und socialen Interessen gerichtet ist, so ist doch auch das philosophische Bedürfniß in ihr nicht erloschen. Verschiedene uns vorliegende Schriften beweisen, daß in Deutschland noch immer stark philosophirt wird, sogar von Laien. Freilich sind diese Schriften von keiner eigentlichen Bedeutung für die Weiterbildung der Philosophie. Aber sie sind doch immer ein erfreuliches Zeichen von der Regsamkeit des Denkens in der par excellence denkenden Nation.

1. Harmonie. Ein Beitrag zur Beförderung des Geisteslebens von ***** ****. Stuttgart, Schober. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein der Schulgelehrsamkeit abgewandter, aber denkender und fühlender Schriftsteller, dem die Harmonie oder das Gleichgewicht in der physischen und moralischen Welt für das Gesetz gilt, auf welchem der Weltproceß beruht, und der, von diesem Gedanken erfaßt, ihn auch gern in andern erwecken möchte, ergeht sich hier in wohlthuender, maßvoller Weise über das Wesen der Harmonie im allgemeinen und über den ewigen Wechsel von Harmonie und Disharmonie als Bedingung unsers irdischen Daseins. Der Verfasser befindet sich nach seiner eigenen Erklärung in keiner feindseligen Stellung zu irgendeiner Ansicht oder einem System, sondern sein Losungswort ist: Harmonie, oder die Aussöhnung der Gegensätze. Gerade die jetzige Zeit, wo so viele extreme Richtungen herrschen, bedürfe einer Wahrheit, die sich in die Mitte stellt. Der Verfasser will niemand seine Ansichten aufzwingen, will auch niemand zu einem wissenschaftlichen Duell, wobei man einander verwundet, herausfordern; er ladet vielmehr diejenigen zu sich ein, die sich vom Schulzwang zu emancipiren wünschen, um sich in das Reich der Harmonie und der Freiheit zu flüchten. Stoff- und Geisteslehre oder Materialismus und Spiritualismus, diese beiden Antipoden oder Gegenpole, könnten sie, fragt der Verfasser, nicht in einer harmonischen Wechselwirkung zueinander stehen, da doch der Mensch aus Körper und Geist besteht? Wie in theoretischer, so bringt der Verfasser auch in praktischer Hinsicht auf Harmonie, auf Gleichgewicht der Kräfte und Triebe. Angesichts der sinnlichen Genußsucht und des einseitigen Ueberwiegens der materiellen Interessen in unserer Zeit fragt der Verfasser:

Das Ideale, ist es nicht auch eine unsterbliche Kraft? Ja, es ist dasjenige in uns, welches uns zum wahren Genuß befähigt. Ein ideales Gemüth vermag in einem erhabenen

Augenblick das zu genießen, was andere mit ihrem Geld nicht zu erkaufen vermögen. Es lauscht der Natur und der Welt ihre Harmonie und Schönheit ab; es genießt Momente, wo ihm die Verklärung der Welt vor das innere Auge tritt.

Das Ideale ist nach dem Verfasser nicht nur eine das individuelle Leben geistig gestaltende Macht, sondern auch die Bedingung des Culturfortschritts der Völker. Er sucht durch geschichtliche Beispiele zu beweisen, daß nur da, wo ein Ideal unter den Völkern wirksam ist, sie eine Geistescultur besitzen. Bei vielen Völkern, und besonders bei den Deutschen, arte das Ideal leicht in Ueberschwenglichkeit aus, was ein Uebergewicht des Unendlichen verursache. Die Griechen hingegen verstanden es meisterhaft, ein richtiges Verhältniß zwischen dem Realen und Idealen zu bewahren. Der Verfasser stellt die griechische Cultur sehr hoch wegen jenes harmonischen Schönheitssinns der Griechen, jenes edeln sittlichen Strebens und jenes feinen Instincts für Wahrheit, wodurch das alte Griechenthum so viel für die Cultur aller Zeiten bewirkt hat. „Bei den Hellenen und immer wieder bei den Hellenen schöpft man Geschmack, Schönheit, Poesie, Weisheit und sogar Gelehrsamkeit. Die griechische Kunst war eine Verklärung des Irdischen und eine Verkörperung des Ueberirdischen."

Obwol mehr aphoristisch als in wissenschaftlicher Folge vorgehend und neben der Sprache des Begriffs auch die des Gefühls, auf die der Verfasser überhaupt einen großen Werth legt, redend, hat doch der Verfasser seine Gedanken über „Harmonie" in drei Abschnitte eingetheilt, wovon der erste über Harmonie und Gleichgewicht sowie über deren Störung im allgemeinen handelt, die beiden andern mehr ins einzelne gehen und geschichtliche Belege geben. Der Verfasser legt Belesenheit in Buckle und andern Geschichtschreibern an den Tag.

Sein Grundgedanke von der Zusammenstimmung der Gegensätze (Harmonie) als den Idealzustand der geistigen Welt und von den Bedingungen der ganzen menschlichen Entwickelung durch das Streben nach Wiederherstellung der in der Wirklichkeit gestörten Harmonie hat unleugbare Wahrheit.

2. Sein und Erscheinung. Fortsetzung und Begründung der in „Ueber Idealismus und Realismus" aufgestellten Theorie des Wesens der Erscheinung. Vom Verfasser von „Idealismus und Realismus". Berlin, Wilhelmi. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Zur Säcularfeier Fichte's erschien von Herz Sternberg ein philosophischer Versuch: „Idealismus und Realismus" (Berlin, Geelhaar), worin in Gesprächsform eine Vermittelung des Idealismus und Realismus gegeben wurde. Derselbe Verfasser nun entwickelt die in der Säcularschrift nur kurz angedeuteten Gedanken weiter und zwar wieder in Gesprächsform. Er nennt sich selbst einen Laien, einen Dilettanten, und bittet um Nachsicht, wenn er eine Aufgabe, „zu der wir Menschen überhaupt, im Verhältniß ihrer Riesigkeit, als Pygmäen erscheinen", nicht genügend gelöst hat. Seine Lösung des Streits zwischen Idealismus und Realismus besteht darin, daß er eine wirkliche, stoffartige Materie gänzlich negirt und alle Erscheinungen, sowol innere als äußere, für allein durch geistige Kräfte bewirkt und zur Darstellung gebracht erklärt. Die Frage: was sind Erscheinungen und woher stammen sie? sei dahin zu beantworten, „daß es die in Formen gebrachten Ideen des Schöpfers sind, durch geistige Kräfte zur Darstellung und zur Erscheinung gebracht, wodurch sie die letztere Bezeichnung in Wirklichkeit rechtfertigen". Die Erscheinungen haben ihre Realität; nur lächerlicher Skepticismus wäre es, ihre Realität zu leugnen. Aber ihre Realität ist keine stoffliche, sondern es sind „durch die Allmacht des Schöpfers" zur sinnlichen Anschauung gebrachte Darstellungen geistiger Ideen, welche leibhaftige Consistenz zu haben scheinen. Auf diese Weise glaubt der Verfasser die schwierige Frage: „Wie kann die Materie auf den Geist wirken?" durch gänzliche Negation der Materie gelöst zu haben, maßt sich aber nicht an, das Wie des Entstehens der Erscheinungen ergründen zu wollen, „da wir weder mit der Vernunft, und noch weniger mit unsern Sinnen, in die Werkstatt des Schöpfers einzudringen vermögen".

Der Verfasser gesteht also sein Nichtwissen darüber ein, wie der Schöpfer es mache, daß bloße Ideen uns als greifbare Körper erscheinen; aber daß die Allmacht des Schöpfers dieses Kunststück bewirke, dessen ist er gewiß. Den Verfasser selbst mag diese Lösung befriedigen, aber wissenschaftlichen Werth hat sie nicht. Die „Allmacht des Schöpfers" ist nur das asylum ignorantiae. Mittels der Allmacht des Schöpfers lassen sich bequem alle Schwierigkeiten beseitigen, alle Zweifel niederschlagen.

3. Kant's Dualismus von Geist und Natur aus dem Jahr 1766 und der des positiven Christenthums von Theodor Weber. Breslau, Aderholz. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser, ein katholischer Philosoph, beleuchtet vom katholisch-dogmatischen Standpunkt aus den in Kant's „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik" (1766) enthaltenen Dualismus von Geist und Natur. Er findet, daß es eine Höhe gebe, von wo aus sich eine schönere Aussicht in die Thäler des geschöpflichen Daseins und in den Wesensgegensatz von Geist und Natur (Materie) vor dem Auge des speculativen Wanderers entfaltet, als dieselbe einem Kant ungeachtet seiner langjährigen wissenschaftlichen Entdeckungsreisen jemals zutheil geworden. „Es ist jene Höhe keine andere als der heilige Berg des positiven Christenthums in seinem Dogma von der Schöpfung der Welt von seiten des dreieinigen Gottes."

Die Wesensverschiedenheit von Geist und Natur (Materie) darf nach dem Verfasser nicht darein gesetzt werden, daß diese ein räumliches, den Raum erfüllendes und in demselben ausgedehntes, sowie ein äußerlich gestaltetes Wesen sei, während jener diese Qualitäten seinem Begriffe nach schlechthin von sich ausschließe. Vielmehr sei das Grund- und Cardinalmerkmal einer wahrhaften Wesensverschiedenheit jener beiden Realprincipien einzig und allein darin zu erblicken, daß der Geist, wie er primitiv

Biographien und Verwandtes.

(Beschluß aus Nr. 34.)

. Piero Cironi. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Italien von Ludmilla Assing. Leipzig, Matthes. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus der streitenden Gemeinde der heutigen italienischen Demokratie sind Namen wie Joseph Mazzini, Joseph Garibaldi, Carlo Pisacane, Rosolino Pilo, d'Apice, die Gebrüder Bandiera u. a. jedem bekannt, der nur irgendie Interesse an der politischen Befreiung und Einigung s in seinen Leiden uns so verwandten Volks genommen. Weniger bekannt ist in Deutschland Piero Cironi, obwol ein Patriot war, der keinem an Eifer und Würdigkeit achstand und in seiner Heimat hochgefeiert ist. Er war boren am 11. Januar 1819 zu Prato in Toscana, is alter, geachteter und wohlhabender Familie, gebildet den Akademien der Künste zu Siena und Florenz, um h dem Baufach zu widmen, zuletzt auf der Universität isa, um dem Studium der Mathematik besonders obliegen. Schon im frühesten Jünglingsalter ward die ebe zu seinem Vaterlande seine Religion, die Republik und e Einheit Italiens sein Ideal. Als er literarisch hertrat, wie in der „Rivista, Giornale di Firenze" (Sepnber 1845) und in der Uebersetzung von Lamennais' e présent et l'avenir des peuples" (1846), war es ch gleich der Gedanke der Verbesserung des Volkszustans und der Wiedergeburt des Vaterlandes, der ihn berrschte, zu ungewöhnlicher Reife entfaltet in den beiden chriften: „Toscana, die Regierung und das Land" (1846), d „Vier Monate des Jahres 1847". Aber nicht blos hier, jeder Zeit und aller Orten bekannte er seine Grunde mit Aufrichtigkeit und Muth, jede Folge für sie ergend. Er forderte alle Gefahren heraus und fürchtete ie. Er litt unter zehn politischen Processen, polizeien Chicanen, Gefängnißstrafen und Verbannung. Er chte sich 1848 zum Soldaten der Freiheit am Abetone, Joch des Stelvio und auf den Alpen von Carrate, österreichische Kugeln ihn verwundeten. In Rom trug zur Verkündigung der Republik bei, für dessen Bergung mit Toscana ungemein thätig, wohin er im ruar 1849 zurückkehrte. Zehn Jahre darauf, ohne n Augenblick seine zum Theil verwegenen politischen socialen Agitationen eingestellt zu haben, trug er zur jagung des Großherzogs Leopold II. bei, womit die rste Bewegung in Italien begann.

Mit welchem Feuer und doch mit welcher Umsicht er als die Einheit und Größe des Vaterlandes anstrebte, n die beiden Schriften: „Unità italiana; situazione e questione in Toscana" (Florenz, 27. Juni 1859) „Unità italiana, dovere della Toscana di concori prontamente" (4. Juli 1859). Der Mann des December hatte ihn aber nur einen Moment getäuscht, ittern Artikeln führte er nach wie vor Krieg gegen ihn, o heftig wie gegen die österreichische Herrschaft. Seine mte vorwiegend journalistische Thätigkeit ist immer von der einen Idee der nationalen Unabhängigkeit und Freiheit wie von der entschlossensten Feindseligkeit gegen alle offenen und hinterlistigen Widersacher beseelt. Und wo man hinblickt, im „Giornale militare", „Corriere Livornese", „Il Piovano Arlotto", „Tribuno", „Popolano", „Italia del Popolo", „Unità Italiana", in allen Artikeln derselbe Schwung, dieselbe imposante Kraft und eiserne Logik. In den Augenblicken der Ruhe ergab er sich der schönen Literatur und Kunst. Er ward aber auch der Geschichtschreiber seiner Partei, indem er zehn Jahre mit liebevoller Sorgfalt die dazu erforderlichen Schriftstücke sammelte. Er gründete Vereine und lehrte das Volk; er brachte alle möglichen Opfer, und wies dennoch jede Anstellung und jede officielle Ehre zurück. Seine Person war ihm nichts, sein Volk, sein Vaterland, der Staat alles. Alle Parteien anerkannten seine außerordentlichen Verdienste; und als er in der Blüte seiner Kraft starb (1. December 1862), hatte ein ganzes Volk Ursache, zu trauern. Er war dazu geschaffen, es zu leiten, sagte Garibaldi; er war das Vorbild von Männern, welche dazu berufen sind, ganze Generationen zu bessern, bekannte Mazzini.

Ein solcher Mann verdiente mehr als so mancher andere seinen Geschichtschreiber, und wir wollen es uns gefallen lassen, daß Ludmilla Assing die Initiative dazu ergriffen, hoffend, eine männliche Feder werde sich des Aufschwungs des neuen Italien und seiner Träger zu historischer Darstellung in nicht ferner Zeit bemächtigen. Denn mit Sympathien allein und mit bloßer Wärme des Herzens feiert man nicht die Helden einer Nation, so sehr uns auch die vorliegende Darstellung fesselt. Die Verfasserin macht indeß keinen Anspruch auf die historiographische Kunst, sie wollte nur eine Folge von fesselnden Skizzen geben.

8. Zwölf Streiter der Revolution. Von Gustav Struve und Gustav Rasch. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Ohne leitenden Grundgedanken, in ganz willkürlicher Aneinanderreihung biographische Fragmente über Hecker, Blanc, Freiligrath, Ruge, Cavour, Blind, Mazzini, Tausenau, Bakunin, Schlöffel, Dortu und Robert Blum: bar aller neuen Thatsachen, völlig noch im Geiste der politischen Unreife und Romantik des Jahres 1848, ohne Klärung des Bewußtseins und des Ziels, größtentheils in der salopen Manier und verwilderten Schreibart der Feuilletonartikel, namentlich was Struve's Machwerk anbetrifft, dem Hecker, Mazzini, Robert Blum und leider auch Arnold Ruge unter die Hände gerathen sind. Lesenswerther und stellenweise auch besonnener sind die Abschnitte von Rasch. Doch ist dies nur ein sehr relatives Lob, denn das ganze Buch erscheint ohne alle innere Nothwendigkeit, trotz seiner pathetischen Vorrede.

9. Theodor Parker. Sein Leben und Wirken. Ein Kapitel aus der Geschichte der Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten, von Albert Réville. Uebersetzt von Paul Deussen. Paris, Reinwald. 1867. 8. 1 Thlr.

Theodor Parker, ein außerhalb Amerikas wenig genannter, dort aber hochgefeierter unitarischer Prediger

Erscheinungen jenes Wesens, als des einen Willens spricht, ja sogar darüber hinaus im einzelnen die absolute Herrschaft der Vernunft anerkennt, andererseits aber diese Zugeständnisse, in denen doch das Grundprincip seiner Philosophie enthalten ist, in der Lehre von der schlechtesten Welt, in dem pessimistischen Anfang, den er seiner Ethik gibt, wieder aufhebt. Rosenkranz faßt sein Urtheil über Schopenhauer in folgende Worte zusammen: „Wenn Gesetze in der Welt herrschen, wenn Vernunft in ihr waltet, so ist die Omnipotenz des Pessimismus ein Irrthum."

Trotz alledem schließt der Verfasser mit der Ueberzeugung, daß auch Schopenhauer „in der Zukunft ein gebührender Platz im Pantheon der Wissenschaft gesichert sein wird. Auch er war ja einer von denen, die ihr Leben eingesetzt haben für die Erkenntniß der Wahrheit, für die endliche Enthüllung des Weltproblems."

Dem tiefern Kenner der Schopenhauer'schen Philosophie muß Kiy's Kritik des Pessimismus derselben oberflächlich erscheinen. Zuerst ist die Genesis des Schopenhauer'schen Pessimismus falsch angegeben. Nicht der einseitige Blick auf die einzelnen, individuellen, empirischen Uebel hat Schopenhauer zum Pessimisten gemacht, sondern die Erkenntniß, daß Uebel und Leiden eine nothwendige Folge des innern Wesens der Dinge, des in ihnen treibenden Willens ist. Er legt also nicht, wie Kiy ihn beschuldigt, rein empirisch dem Einzelnen, Individuellen, Unwesentlichen die Geltung des Allgemeinen, Universellen, Wesentlichen bei, sondern umgekehrt, aus dem allgemeinen oder Grundübel der Welt, welches nach ihm die Bejahung des Willens zum Leben ist, leitet er alle einzelnen, empirischen, individuellen Uebel ab.

Was zweitens den von Kiy behaupteten Widerspruch zwischen Schopenhauer's Metaphysik und Ethik betrifft, der darin bestehen soll, daß er metaphysisch die Wesenseinheit und Gesetzmäßigkeit des Universums anerkennt, ethisch aber diese einheitliche und gesetzmäßige Welt für die schlechteste erklärt, so ist nicht einzusehen, warum hierin ein Widerspruch liegen soll. Die metaphysische Wesenseinheit und Gesetzmäßigkeit der Welt macht nach Schopenhauer nur den allgemeinen Bestand derselben möglich; ethisch angesehen aber ist diese so bestehende Welt wegen der Blindheit und Schlechtigkeit der in ihr einander unaufhörlich bekämpfenden Individuen die Hölle. Eben dieses, daß die ihrem innern Wesen nach einheitliche Welt in der Wirklichkeit, in den Individuen, so mit sich zerfallen ist, daß keiner im andern sein eigenes Wesen wiedererkennt, dies ist ja der Grund des Schopenhauer'schen Pessimismus. Einen logischen Widerspruch kann hierin nur ein Hegelianer erblicken, dem alles, was wirklich ist, auch vernünftig ist, der den realen Widerstreit zwischen Wesen und Erscheinung ignorirt.

5. Denkreise in das unbekannte Jenseits oder das Leben nach dem Tode und die Selbständigkeit der Seele, hergeleitet aus den Wirkungen des Chloroform. Nach einem Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst zu Gießen, nebst einem Nachwort über den Ursprung des Menschengeschlechts von Wilhelm Braubach. Neuwied, Heuser. 1866. 12. 10 Ngr.

Das Chloroform nicht blos ein betäubendes und für Schmerz unempfindlich machendes Mittel, sondern auch ein Mittel, die Unsterblichkeit zu beweisen! Wer hätte dies gedacht und wer wird hier nicht gespannt? Den Anlaß zu des Verfassers „Denkreise in das unbekannte Jenseits" bot ein in Nr. 349—351 der „Didaskalia" vom 16.—18. December 1859 erschienener Artikel über das Chloroform von L. Büchner in Darmstadt. Büchner hatte in diesem Artikel unter anderm gesagt, in Bezug auf die Seele werfe das Chloroform ein neues und bedeutendes Gewicht in die Wagschale derjenigen Erfahrungsphilosophen, welche dieselbe nicht als ein so einheitliches, untrennbares und in sich selbst concentrirtes Ganzes, wie die Mehrzahl der Philosophen, sondern als ein complicirtes, aus sehr mannichfachen Thätigkeiten oder Bestandtheilen zusammengesetztes, theilweise zerlegbares Gebilde ansehen, von welchem das Bewußtsein nur einen Theil ausmacht. Wenn uns Chloroformbetäubte, welche den Zustand des sogenannten Mittelrausches nicht überschritten haben, nach dem Erwachen versichern, daß sie während der Operation weder Schmerz noch Gefühl von Angst oder Furcht empfinden, dennoch aber alles, was um sie vorging und gesprochen wurde, wohl vernommen haben, ohne doch im Stande zu sein, irgendeine willkürliche Bewegung zu unternehmen, so sei damit eine der merkwürdigsten künstlichen, man möchte fast sagen chemischen Scheidungen des Seelenwesens in seine einzelnen Bestandtheile geliefert, welche keine Speculation, keine philosophische Selbstbeobachtung ersinnen oder entdecken, sondern allein das Experiment und die Erfahrung herbeiführen kann.

Unser Verfasser nun kommt zu andern Resultaten, als Büchner. Wenn wir, sagt er, sehen, wie der Chloroformberauschte alles wahrnimmt, was um ihn her vorgeht, und ihm das Bewußtsein davon auch als Erinnerung verbleibt; wenn ihm der Körper mit seinen materiellen Nerven und ihren Schmerzen fremd geworden ist, so fremd, daß trotz der sinnlichen Wahrnehmung er auch der Angst und Furcht enthoben ist, so zeige sich darin doch eine solche Trennung der Seele oder des Geistes von dem Körper, wie man es ohne die Erfahrung nicht leicht für möglich halten würde.

Daß man aber eine solche Trennung im ganzen und großen für möglich hält, wenn der materielle Mensch erstirbt, das soll nach manchen Materialisten thöricht und lächerlich sein. Sollen wir gleicher Meinung sein und annehmen, daß der gewaltigen, reichen Natur und Welt nicht so viel Kraft inwohnen könne als dem Chloroform? daß sie nicht zu Stande zu bringen vermöge, was der schwache Künstler durch das Chloroform vermag, Trennung der Seele und des Leibes aus ihrer erblichen, festgeschlossenen Einheit? Wenn sich erfahrungsgemäß die sinnliche Wahrnehmung, die erste Basis geistiger Weltverbindung, trennen läßt von der Thätigkeit und von dem Leiden des Körpers, sollte es da einer höhern Hand oder mächtigern Kraft nicht noch viel leichter oder natürlicher sein, der schon über die sinnliche Wahrnehmung gehobenen Seele eine Trennung vorzubereiten, welche sich mit dem Tode nur ganz vollendet?.... Wenn Schmerz und Bewegung dem materiellen Körper, dem Werkzeug zum Wirken auf die Sinnenwelt (welches natürlich von Erde sein und wieder zu Erde werden muß) weggenommen sind; wenn Gehirn, Bewegungs- und Gefühlsnerven ihrer activen oder passiven materiellen Functionen oder Zustände beraubt sind, zugleich aber Bewußtsein, sinnliche Wahrnehmung, sowie

Besserung, weilte er in Rom weit über die Zulässigkeit seines Zustandes hinaus, und so verschied er plötzlich am 10. Mai 1860 zu Florenz, wohin er sich einige Tage vorher begeben. Dahin war das Dreigestirn Amerikas: Ware, Channing, Parker, dahin — ein Prophet.

Möchte es diesem Referate beschieden sein, zur Verallgemeinerung des Interesses an einem Geisteskämpfer beizutragen, der billig zu den größten Wohlthätern der Menschheit gezählt werden muß, und damit auch zur Verbreitung eines Werks, das mit virtuoser Quellenbenutzung selbst hochgehenden Anforderungen genügt.

Wenn wir nun nahe daran waren, über die Theilnahme, welche das eben beiseitegelegte Buch in uns hervorrief, ganz und gar zu vergessen, daß wir das Geschäft der Beurtheilung üben, so erinnert uns die folgende Schrift in sehr unerquicklicher Weise an diese Verrichtung:

0. Johann Karl August Musäus. Ein Lebens- und Schriftsteller-Charakterbild, entworfen von Moritz Müller. Jena, Mauke. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Um einen Stern zweiter Größe am Himmel des classischen Weimar vermeinte der Verfasser zu kreisen, und den Referenten ergriff eine patriotische Begierde, zu schauen, die die Wolken verdrängt würden, welche ihm dessen Licht immer nur gebrochen und halbseitig erscheinen ließen. Aber diese Begierde ist in keiner Weise gestillt worden. Wir sind noch immer der Ueberzeugung, daß der Humor des bekannten Märchenerzählers, wie er in seinem „Deutschen Grandison" sich breit macht, nur der einer selbstgefälligen mattseligen Hausväterlichkeit ist, in der substantiellen Behandlung ohne Einheit; daß die „Physiognomischen Reisen" bei manchen glücklichen Einzelheiten doch im ganzen höchst ungeschickt und mit einer Lebenskenntniß durchgeführt worden, die gerade bis zum nächsten Kirchthurme reicht, wozu sich noch eine wahre Altbasengeschwätzigkeit gesellt. Heute ihnen Classicität beimessen, heißt sich auf den Standpunkt stellen, den einst Bergk's „Kunst, Bücher zu lesen" einnahm. Ich sage dies, selbst auf die Gefahr hin, von Müller, der selber an dem von ihm Hochgefeilten zieht und zerrt, daß er aus der Sonne in den Mond fällt, ebenso abgefertigt zu werden, wie er es mit dem Literarhistoriker Hillebrand macht, der das Verbrechen begangen, ähnlich wie ich gedacht zu haben. Das Bedeutendste, was Musäus leistete, waren die „Volksmärchen der Deutschen"; aber auch sie leiden doch zu sehr an gekünstelter Naivetät und tendenziöser Auffassung, um klassisch zu sein. Und was ihnen folgte, ist gar nicht mehr der Rede werth.

Müller macht mit diesem Büchlein ausdrücklich keinen Anspruch auf Namen und Verdienst einer gelehrten, kritischen Arbeit, und es rechtfertigt vollkommen seine Bescheidenheit. Ziehen wir seine der modernen Kritik Widerpart haltenden, inconsequenten und unbewiesenen Behauptungen ab, so bleibt nicht einmal etwas übrig, das im wesentlichen auf Neuheit Anspruch erheben könnte, weder hinsichtlich des Menschen noch des Schriftstellers: wir glauben eine Schrift aus dem Jahre 1810 zu lesen. Er hat nicht für die Gelehrten den guten Musäus mit sonderbarer Garderobe wieder aufgeputzt, allein man sieht auch nicht für wen sonst.

F. W. Ebeling.

Philosophische Schriften.

Obgleich unsere Zeit überwiegend auf die praktischen, die politischen und socialen Interessen gerichtet ist, so ist doch auch das philosophische Bedürfniß in ihr nicht erloschen. Verschiedene uns vorliegende Schriften beweisen, daß in Deutschland noch immer stark philosophirt wird, sogar von Laien. Freilich sind diese Schriften von keiner eigentlichen Bedeutung für die Weiterbildung der Philosophie. Aber sie sind doch immer ein erfreuliches Zeichen von der Regsamkeit des Denkens in der par excellence denkenden Nation.

1. Harmonie. Ein Beitrag zur Beförderung des Geisteslebens von ***** ****. Stuttgart, Schober. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein der Schulgelehrsamkeit abgewandter, aber denkender und fühlender Schriftsteller, dem die Harmonie oder das Gleichgewicht in der physischen und moralischen Welt für das Gesetz gilt, auf welchem der Weltproceß beruht, und der, von diesem Gedanken erfaßt, ihn auch gern in andern erwecken möchte, ergeht sich hier in wohlthuender, maßvoller Weise über das Wesen der Harmonie im allgemeinen und über den ewigen Wechsel von Harmonie und Disharmonie als Bedingung unsers irdischen Daseins. Der Verfasser befindet sich nach seiner eigenen Erklärung in keiner feindseligen Stellung zu irgendeiner Ansicht oder einem System, sondern sein Losungswort ist: Harmonie, oder die Aussöhnung der Gegensätze. Gerade die jetzige Zeit, wo so viele extreme Richtungen herrschen, bedürfe einer Wahrheit, die sich in die Mitte stellt. Der Verfasser will niemand seine Ansichten aufzwingen, will auch niemand zu einem wissenschaftlichen Duell, wobei man einander verwundet, herausfordern; er ladet vielmehr diejenigen zu sich ein, die sich vom Schulzwang zu emancipiren wünschen, um sich in das Reich der Harmonie und der Freiheit zu flüchten. Stoff- und Geisteslehre oder Materialismus und Spiritualismus, diese beiden Antipoden oder Gegenpole, könnten sie, fragt der Verfasser, nicht in einer harmonischen Wechselwirkung zueinander stehen, da doch der Mensch aus Körper und Geist besteht? Wie in theoretischer, so bringt der Verfasser auch in praktischer Hinsicht auf Harmonie, auf Gleichgewicht der Kräfte und Triebe. Angesichts der sinnlichen Genußsucht und des einseitigen Ueberwiegens der materiellen Interessen in unserer Zeit fragt der Verfasser:

> Das Ideale, ist es nicht auch eine unsterbliche Kraft? Ja, es ist dasjenige in uns, welches uns zum wahren Genuß befähigt. Ein ideales Gemüth vermag in einem erhabenen

Jugend nicht die vornehme und geistreiche Salondame, sondern die einfache, edeldenkende Arbeiterin.

„Liane" ist eine George Sand'sche Studie, das Thema Unbefriedigung in der Ehe. Die Motivirung ist hier sauber und glücklich, die Glut verhaltener Leidenschaft mit feinen Zügen geschildert, doch die Lösung und Beruhigung, die durch den Tod Antonio's herbeigeführt wird, macht doch zu sehr den Eindruck eines Deus ex machina. Einen ähnlichen Conflict behandelt die Novelle „Auf bewegter Flut", nur mit grellern Farben und tragischem Ausgang. Felicia, die Sängerin, die den reichen Kaufherrn geheirathet hat, ist eine tragische Gestalt. In dieser Novelle athmet ein frischer Seehauch, und glänzende Marinebilder, das Bomstapellaufen eines Schiffs und der Brand des Festschiffs am Schluß beleben dieselbe.

Aehnlich sind in der Novelle: „Böhmische Musikanten", Genre- und Landschaftsmalerei gleich vortrefflich. Der böhmische Urwald mit seinen schwarzen Bergmooren, seinen mächtigen Farrnwedeln, seinem undurchdringlichen Gebüsch, seiner ganzen düstern, selbst nicht vom Lied der Singvögel unterbrochenen Einsamkeit umwebt mit seinem Schatten das muntere Treiben des Musikantenvölkchens. Die Heldin, eine Art Mignon aus den böhmischen Wäldern, ist zwar ein anmuthiges Genrebild; doch die psychologischen Wallungen und Wandlungen derselben bringen es zu keiner fesselnden Wirkung.

Weit gelungener ist „Garibaldi". Der Held dieser Novelle ist nicht der Held Italiens, sondern ein armer Savoyardenknabe mit seinem Affen; die Heldin Gertrud ist ein treffliches Charakterbild, eine echte Ingenue der französischen Bühne. Das Talent der Verfasserin prägt sich kaum in einer andern Novelle so glänzend aus wie in dieser. Gleich die Einleitung, die Schilderung des in den Hühnerhof fallenden Balls, zeigt den frischesten Humor der niederländischen Schule, während die Scenen auf der Burg einen glänzenden Pinsel bekunden. Tiefes Naturempfinden geht hier Hand in Hand mit einer durchaus originellen Erfindung. Die Scenen in dem improvisirten Atelier haben etwas verfänglich Pikantes; doch ist die Lösung am Schluß gut vorbereitet und befriedigend. Die beiden Brüder, Leo und Titus, sprechen miteinander, wie Pulcheria und Lälia in dem George Sand'schen Roman. Doch dünkt es uns oft, als ob die Verfasserin manchen Auseinandersetzungen des in Sachen der Liebe freigeistigen Leo im stillen beifällig zunickt, so gediegen sie ihn auch durch Titus aus dem Felde schlagen läßt.

Ebenso originell, aber minder glücklich, erscheint uns die Novelle: „Die Schwestern", so reizend die Idylle des rosenumkränzten Pfarrhofs gezeichnet ist. Die Voraussetzung schon ist gewagt. Der Adjunct eines Pfarrers hält um die jüngere Tochter desselben an, verschreibt sich aber und setzt statt ihres Namens den der ältern Schwester. Er wagt nicht, diesen Schreibfehler zu verbessern; denn eine Unklarheit des Gefühls hat ihn dictirt. Er heirathet in der That die ältere, verliebt sich aber selbstverständlich nachher in die jüngere Schwester. Er corrigirt seinen Schreibfehler in einer für die Pfarrkinder wenig erbaulichen Weise, doch die Verfasserin streut allzu rasch Sand auf diese Correctur. Zum Glück weiß nur sie und wir um diesen Fehltritt der jungen Cordula, die dann so schnell wie möglich unter die Haube gebracht wird. Die ältere Schwester ist eine „schöne Seele", ein trefflich gezeichneter edler Frauencharakter.

Die „Skizzen", welche diese Bände enthalten, sind Federzeichnungen, oft auch nur Federproben. Ihr Werth ist ein ungleicher, doch ist immer Geist in den verschlungenen Arabesken. Was man in einer modernen Novellensammlung von Frauenhand am wenigsten erwarten dürfte, ist eine Uebersetzung des Hirtengedichts von Longos: „Daphnis und Chloë", welche die erste Hälfte des dritten Bandes einnimmt. Eingeleitet wird sie durch Goethe's Ausspruch bei Eckermann, der meint, man müßte ein Buch schreiben, um die großen Verdienste des Gedichts nach Würden zu schätzen; man thue wohl, es alle Jahr einmal zu lesen, um immer wieder daran zu lernen und den Eindruck seiner großen Schönheit aufs neue zu empfinden. „Es ist darin der hellste Tag, und man glaubt lauter herculanische Bilder zu sehen, sowie auch diese Gemälde auf das Buch zurückwirken und unserer Phantasie beim Lesen zu Hülfe kommen." Die Uebertragung ist schlicht und ansprechend, nur mußten allzu modern und undeutsche Wendungen, wie: „die Brigantage der Liebe", „geputzt und coiffirt" und ähnliche vermieden werden.

Wir haben diese Novellen mit großem Interesse gelesen. Der Stil ist zwar ungleich, oft originell, glänzend, charaktervoll, oft aber auch nicht vornehm genug die Gemeinplätze der Empfindung meidend; doch die Lebendigkeit der Phantasie, das künstlerische Gefühl, das die Schilderungen durchdringt, der leidenschaftliche Nerv, der in ihnen pulsirt, rufen einen durchaus fesselnden Gesammteindruck hervor.

17.

Feuilleton.

George Sand über das Verhältniß von Roman und Drama.

Wir haben in d. Bl. mehrfach bereits das Verhältniß von Roman und Drama besprochen, ein Verhältniß, das auf dem Grundunterschied der epischen und dramatischen Dichtung beruht. Da indeß noch immer viele meinen, aus jedem Roman ein Drama machen zu können, da namentlich die französischen Autoren ohne Wahl denselben Stoff bald über den Leisten des Romans, bald über den des Dramas schlagen: so ist es von Interesse, über diese Frage die Anschauungen einer Schriftstellerin zu hören, welche selbst auf dem Gebiet des Romans wie auf dem des Dramas eine langjährige Thätigkeit entwickelt und mehrfach Romanstoffe für die Bühne benutzt hat.

Von George Sand ist jetzt ein „Théâtre complet" in vier Bänden (Paris, Michel Levy) erschienen, welches von der unermüdlichen dramaturgischen Bestrebungen der genialen Frau ein erschöpfendes Bild gibt. Unter den Stücken sind die folgenden nach frühern Romanen gearbeitet: „François le Champi".

„Manprat", „Flaminio" (nach „Teverino") und „Le Marquis de Villemer". Das letztere Stück ist überhaupt dasjenige von allen Sand'schen Dramen, welches den meisten Erfolg gehabt hat. Allen diesen Dramen sind Widmungen und Vorworte vorausgeschickt, in denen die Verfasserin, außer dem Dank, den sie den Theaterdirectoren und Darstellern für die Inscenirung des Ganzen und die Durchführung der einzelnen Rollen ausspricht, auch manche dramaturgische Frage von Wichtigkeit behandelt. In der Vorrede zu „Manprat" geht sie nun auf das obenerwähnte Thema ein: „Kritik und Publikum fragen oft mit Recht, ob es für die Entwickelung der Literatur günstig ist, dieselbe Idee doppelt zu behandeln und auf dem Theater einen schon in einem Roman verwertheten Stoff nochmals vorzuführen? Die Antworten sind verschieden, und wie alle Fragen dieser Welt kann auch diese keine andere Lösung finden als das ewige «je nachdem», anwendbar auf alle menschlichen Dinge. Da das Theater die Darstellung von Scenen des Lebens ist, so ist es ebenso natürlich und logisch, den Stoff zu einem Drama aus einem Roman zu schöpfen wie aus der Geschichte und dem epischen Gedicht. Niemand hat je der Tragödie und dem historischen Drama Vorwürfe darüber gemacht, daß sie dem Publikum schon gekannte und gewürdigte Ereignisse wiederholen. Hat sich deshalb niemand für Achill, für Ulysses, für Andromache, für Hermione interessirt, weil die alten und neuen Tragiker diese erhabenen Gestalten der Geschichte, der Fabel oder der Ueberlieferung entlehnt haben? Hat Shakspeare nicht aus der Chronik und aus der Legende geschöpft? Wollte man behaupten, daß der Geist des Zuschauers nothwendig für oder gegen Typen eingenommen ist, die er sich durch Lektüre angeeignet hat, so würde man der ganzen Vergangenheit wie der ganzen Gegenwart, allen großen dramatischen Schöpfungen wie allen Gebilden der Kunst im allgemeinen ein Dementi geben. Die Malerei dürfte dann nicht die Züge hervorragender Persönlichkeiten wiedergeben, die Musik würde nicht wohlthun, ihnen ihre Accente zu leihen. Man müßte sie ewig der Vergessenheit des Grabes überlassen, und dies Uebermaß der Ehrfurcht wäre ihnen wenig günstig; die Todten würden sich darüber beklagen und in den elysäischen Feldern würde man sich von der Undankbarkeit der Lebenden unterhalten. Bei minder wichtigen Schöpfungen hat nach meiner Ansicht jeder Künstler das Vorrecht, seiner Erfindung zwei verschiedene Formen zu geben. Ist ein Stoff beliebt, so wird er bald mannichfachen Umwandlungen unterworfen. Man hat «Manon Lescaut» getanzt und als Pantomime dargestellt, man hat Opern aus den Romanen Walter Scott's gemacht; «Jocelyn» ist ein Roman in Versen, welchen der Autor leicht in Prosa neu schreiben und den man eines Tags auf dem Theater sehen könnte; denn es gibt kein in irgendeiner Form gelungenes Sujet, das der Autor oder andere Autoren nicht in verschiedenen Formen reproduciren könnten. Es ist daher erlaubt, aus einem Roman ein Stück und aus einem Stück einen Roman zu machen. Die Kunst kann dabei nur gewinnen, wenn dies mit Gewissenhaftigkeit und Geschmack geschieht. Da es aber auch ohne Gewissenhaftigkeit und Geschmack geschehen kann, so hat man ein Recht zu sagen: «Je nachdem»."

Der erste Theil dieser Reflexionen enthält Gemeinplätze; es ist selbstverständlich, daß der Dramatiker seinen Stoff aus allen Stoffquellen: der Geschichte, der Legende, der epischen Dichtung und auch dem Roman, nehmen kann. Weiterhin aber hebt die Verfasserin dieser Behauptung eine viel zu weite Ausdehnung, sie geht von der Ansicht aus, daß sich jeder Roman in ein Drama verwandeln lasse und es nur auf die Kunst der Behandlungsweise ankomme. Hiergegen ist zu sagen, daß gerade ein für den Roman sehr geeigneter Stoff sich am wenigsten in ein Drama umwandeln läßt, indem die ganzen Voraussetzungen desselben der dramatischen Behandlung widerstreben müssen. Die Handlung im Roman kann durch lange Zeiträume unterbrochen sein; derartige Stoffe, bei denen sich die Dramenfabrikanten mit der Eintheilung in Abtheilungen helfen, indem sie das Stück wie einen Polypen in zwei Stücke zertheilen, sind entschieden undramatisch. Die Herrschaft des Zufalls, welche einen Roman sehr pikant machen kann, ist im Drama gänzlich ausgeschlossen, ebenso die seinern psychologischen Analysen, die Entwickelungen, die sich mit einer gewissen Allmählichkeit vollziehen. Hiergegen hat George Sand selbst mehrfach in ihren Dramen gesündigt, und „Manprat" z. B. ist als Drama ein Spectakelstück mit rohen Effecten geworden. Aber über zwei Punkte, welche Roman und Drama scharf unterscheiden, hat George Sand ein bei weitem klareres Bewußtsein als etwa Frau Birch-Pfeiffer, die in ihren dramatischen Verballhornungen gerade gegen diese beiden Regeln fortwährend verstößt. Die erste ist die schärfere Bestimmtheit dramatischer Entwickelung, die am wenigsten durch lange, eingeschobene Erzählungen, unverdaut ausvomirte Romankapitel erreicht wird; die zweite ist die vollkommene Klarheit und Durchsichtigkeit der Charaktere und Motive, mit denen das Publikum von Haus aus im Geheimniß sein muß, während umgekehrt die Spannung des Romans aus allmählich sich lösenden Verschleierungen hervorgeht. George Sand sagt: „Der Roman gönnt uns jede Bequemlichkeit. Man erlaubt uns alle für den Gedanken nothwendige Entwickelungen. Der Leser verläßt uns, wenn wir ihn ermüden; aber er kommt uns wieder, wenn er, trotz unserer Längen, einen Typus oder eine Situation erfaßt hat, die ihn interessirt. Der Zuschauer ist weniger geduldig, weil es ihm nicht möglich ist fortzugehen, weil er oft schlecht sitzt, weil er nicht rauchen, nicht die Beine bequem strecken kann. Man muß deshalb seine Gefangenschaft, seine Unbequemlichkeit und Höflichkeit so wenig wie möglich misbrauchen. Man muß ihm die Persönlichkeiten so naturwahr darzustellen wissen, daß er sie zu betrachten und anzuhören Lust hat, und doch so «concis», daß er nicht finde, sie sprächen zu viel."

In Bezug auf den zweiten Punkt sagt sie folgende, für unsere deutschen Dramenfabrikanten sehr beherzigenswerthe Worte: „Einem Roman sklavisch zu folgen und aus ihm die Scenen und den Dialog auszuziehen und zu copiren, wäre für die Trägheit des Autors sehr angenehm; doch abgesehen davon, daß Trägheit und Speculation dicht aneinander grenzen und kein gutes Beispiel geben, ist es auch eine thatsächliche Unmöglichkeit, ein Stück in solcher Weise zu machen. Die Scenen eines Romans sind nicht für das Theater geschrieben; es ist sogar nothwendig, kein einziges Wort von ihnen beizubehalten. Es finden sich in dem Roman sehr in die Länge gedehnte Situationen, welche dem Leser gefallen, weil sie ihn ungeduldig machen, und welche den Zuschauer aus dem ebenangeführten Grunde langweilen würden. Ein Charakter des Romans darf während eines ganzen Bandes ein Räthsel bleiben; es ist ein Kunstgriff des Romans, nicht zu rasche Enthüllungen zu geben. Auf der Scene wird man bald einer Person von Fleisch und Blut müde, welche zögert, sich verständlich zu machen. Man muß daher in allem anders verfahren, und anders verfahren heißt nicht «copiren», das heißt zum zweiten male schaffen."

Bibliographie.

Grothe, W., Die Kinder des Papstes. Historischer Roman. 2te Abth.: Glanz und Fall. 2 Bde. Berlin, Grothe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gutzkow, K., Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. Dritter Band. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hagenbach, K. R., Ueber Ziel und Richtpunkte der heutigen Theologie. Drei in Basel gehaltene Vorträge. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Scherzer, K. von, Statistisch-commerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, unternommen an Bord der österreichischen Fregatte Novara in den Jahren 1857—1859. Zweite, verbesserte und mit den neuesten statistischen Daten ergänzte Auflage. Leipzig und Wien, Brockhaus. Gr. 8. 5 Thlr.

Temme, J. D. H., Die Heimath. Ein Schweizer Roman. 3 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1868. 8. 5 Thlr.

Tschischwitz, B., Shakespeare's Hamlet in seinem Verhältniss zur Gesammtbildung namentlich zur Theologie und Philosophie der Elisabeth-Zeit. Halle. Gr. 4. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.
Begründet von
J. E. Hitzig und **W. Häring (Willibald Alexis).**
Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**
Neue Serie. Zweiter Band. Zweites Heft.
8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Kaspar Trümpy aus Bern. 1864. — Ein Mord im Criminalgefängniß von Nürnberg. 1830. — Criminalistische Miscellen aus Nürnbergs Vergangenheit 3.

Der Proceß gegen Dr. Demme, welcher beschuldigt war, den Bankier Trümpy in Bern durch Strychnin vergiftet zu haben, bildet den Hauptinhalt dieses Heftes; kaum irgendein anderer Criminalfall der neuern Zeit dürfte in seinem Verlaufe so spannende und romanhafte Momente darbieten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt von
Karl Bartsch.
8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese neue Uebertragung unsers größten altdeutschen Epos ins Hochdeutsche von dem bekannten Germanisten, der vor kurzem in der Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters" auch das Original neu herausgegeben, hat wesentliche Vorzüge vor allen bisherigen Uebersetzungen. Während sie sich in der Versform enger an das Original anschließt, vermeidet sie dagegen, ohne doch die Localfarbe zu verwischen, die Beibehaltung altdeutscher Ausdrücke und Wendungen, welche dem mit dem alten Idiom nicht vertrauten Leser das Verständniß erschweren würden. In einer vorausgehenden Einleitung gibt der Uebersetzer dankenswerthe Aufschlüsse über den Stoff und die Entstehungsgeschichte des Nibelungenliedes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe ohne Adresse.

Von
Arthur Görgei.
Deutsche Originalausgabe,
im Auftrage des Verfassers aus dem ungarischen Original-Manuscript übersetzt.
8. Geh. 10 Ngr.

Arthur Görgei veröffentlicht hiermit eine Rechtfertigungsschrift, welche sehr wichtige neue Details über die entscheidende Katastrophe von Világos enthüllt und sein 1852 erschienenes Memoirenwerk: „Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849", in vielen Punkten ergänzt. Die Schrift wird gerade im gegenwärtigen Augenblick besonders lebhaftes Interesse erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien die vierte Lieferung des Werks:

Geschichte von Ungarn.

Von
Ignaz Aurelius Fessler.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von
Ernst Klein.
Mit einem Vorwort von **Michael Horváth.**
Gr. 8. In 16—20 Lieferungen zu je 20 Ngr.

Das in den Jahren 1812—25 erschienene Werk «Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen» von Ignaz Aurelius Fessler, allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt, aber seit längerer Zeit gänzlich vergriffen, erscheint hier in zweiter Auflage, eingeführt durch den berühmten ungarischen Historiker und Staatsmann Michael Horváth. Dasselbe wird in dieser neuen, zeitgemässen Umarbeitung dem ungarischen wie dem deutschen Publikum gleich willkommen sein, zumal die gedrängtere Darstellung und zweckmässigere Druckeinrichtung den Umfang sehr beschränkte, der Preis mithin wesentlich billiger gestellt werden konnte. Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, erfolgt die Ausgabe in Lieferungen zu je 20 Ngr.

Paul Hunfalvy sagt am Schluss einer ausführlichen Besprechung im «Pester Lloyd»: „Wir glauben nicht, dass jemand das (erste) Heft unbefriedigt aus der Hand legen dürfte. Ein anmuthiger Vortrag und eine gelungene Zusammenstellung des mannichfachen Inhalts fesselt den Leser, der reichliche Belehrung findet. Und wir hoffen mit Zuversicht, dass dieses Werk zahlreiche Leser und Liebhaber der ungarischen Geschichte erwerben und manche Vorurtheile, die gegen unser Land und unser Volk noch den Blick des Auslandes trüben, gründlich vernichten wird."

Mit dieser Lieferung liegt der erste Band vollständig vor und ist nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst Unterzeichnungen auf das Werk angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Ackerbaukrisen und ihre Heilmittel.

Ein Beitrag zur Wirthschaftspolitik des Ackerbauschutzes von
Dr. **Karl Fraas.**
8. Geh. 1 Thlr.

Vorliegende mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtige misliche Lage der Landwirthschaft verfaßte Schrift des bekannten Verfassers verbreitet sich nicht nur über das Wesen und die Geschichte der Ackerbaukrisen in älterer und neuerer Zeit, sondern sucht auch die Mittel zu deren Abhülfe auf, und zwar sowol die Staatshülfe (Wirthschaftspolitik) als die Selbsthülfe (erhöhte Thierproduction; Vervollkommnung der landwirthschaftlichen Technik; Kunstdünger und Alluvion; Cultur der Steigerung; Association im Grundbesitze).

Der reiche Inhalt der Schrift wird ebenso den Landwirth wie den Nationalökonomen interessiren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 5. September 1867.

Inhalt: Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. Erster Artikel. — Theodor Storm. Von Rudolf Gottschall. — Aus dem Luftreiche. Von Heinrich Birnbaum. — Ein naturalistischer Philosoph. — Die Freundin eines Kaisers. Von A. Freiherrn von Loën. — Feuilleton. (Bauernfeld und Nikolaus Lenau; Literarische Notizen; Der zweite Band von Eugen Labes' Anthologie.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

Erster Artikel.

1. Osarsyph. Drama in fünf Aufzügen von Richard Merckel. (Aus der „Deutschen Schaubühne" von Martin Perels, Heft 10.) Leipzig, Leiner. 1866. 8. 15 Ngr.

Von den Stücken, welche die „Deutsche Schaubühne" im vorigen Jahre gebracht, heben wir das obengenannte besonders heraus, weil es das einzige von einem seither unbekannten Verfasser ist, das Spuren von Talent erkennen läßt. Es ist nicht eben geschickt in der Mache und ausgeglichen in der Durchführung. Die Anlage ist vielversprechend und interessant, aber in der eigentlichen Katastrophe griff der Autor daneben. Je mehr sein Schauspiel vorwärts kommt, je matter und zerfahrener wird es. Vorn Haupt und Tatzen des Löwen, läuft es nach hinten zu in den Rücken und Schwanz eines Pudels aus.

Der Held des Stückes ist Moses, hier Osarsyph genannt, weil er zu Anfang für den natürlichen Sohn einer ägyptischen Prinzessin gehalten wird. Der alte König Rhamses, an den Rand des Grabes gelangt, denkt an einen Nachfolger und hat sich dazu Osarsyph ausersehen, der soeben gegen die Syrer nicht unrühmlich gekämpft hat. Rhodopis, die Königin derselben, eine andere Kleopatra, hat ihn durch ihre Reize zu bestricken und seiner Pflicht untreu zu machen versucht. Er aber, die Versuchung besiegend, bringt die schöne Königin als Kriegsgefangene nach Memphis, freilich, um sie sich jetzt vom Pharao Aegyptens zur Gemahlin zu erbitten.

Dieser Bitte kann jedoch nicht stattgegeben werden, denn Osarsyph, zum Throne ausersehen wie wir wissen, muß, um auf diesen zu gelangen, erst Priester werden. Nach schwerem Kampfe mit sich selbst und seinem Herzen fügt er sich den Bitten Rhamses' und der Priester und empfängt die Weihe.

Als der vorausbestimmte Nachfolger des Rhamses wird er nun zunächst von diesem zum Herrscher über Gosen gemacht, wo bisjetzt Tharsis, ein ägyptischer Vogt, mit auserlesener Grausamkeit gewaltet hat. Osarsyph kommt zur rechten Zeit, um noch eine Menge Schandthaten seines Vorgängers zu vereiteln. Nur eine soll er nicht hindern können. Tharsis hat Aaron zum Tode verurtheilen lassen, weil er die Hand gegen den Vogt, der ihn bitter gereizt, erhoben. Diese Verurtheilung muß der neue Statthalter gelten lassen, weil sie nach dem Gesetz der Schrift gefällt ist, das jeden hebräischen Mann sterben läßt, der sich an einem Aegypter vergreift. Im Augenblick, als Osarsyph dem Recht seinen Lauf lassen will, erscheint das jüdische Weib Jochebed, die Mutter Aaron's, um ihm zu entdecken und zu beweisen, daß er ihr eigener Sohn und der Bruder Aaron's ist. Von menschlicher Empfindung hingerissen, begnadigt er nun Aaron und gibt, gedrängt von Tharsis und dem Hohenpriester Menephta, die Ursache dazu an, was zur Folge hat, daß Aegypten ihn verstößt.

Osarsyph befindet sich nun in übler Lage; die Aegypter wenden sich von ihm ab und die Juden ihm nicht zu. Ihnen ist und bleibt er ein Fremdling, und als er im vierten Acte, gereizt von Tharsis, diesen erschlägt, sind jene fast geneigt, ihn seinen und ihren Feinden auszuliefern. Mit genauer Noth nur entkommt er, um im fünften Acte vor Pharao Sesostris die bekannten Wunder zu thun und sein Volk durchs Rothe Meer zu führen, womit die Dichtung schließt.

Daß es derselben an geschickter Durchführung und Steigerung fehlt, erkennt man auf den ersten Blick. Sollte Osarsyph's Entdeckung seiner Abstammung einen durchschlagenden Effect haben und zum Höhepunkt des Stücks werden, so würde nöthig gewesen sein, den Vorgang, bei dem sie gemacht wird, gewaltiger und tragischer zu schürzen. Denke man sich z. B. Osarsyph sei ehrgeizig und voll stolzer Träume. Unter den Aegyptern erzogen, vom Glück gehätschelt, hat er die Juden, die er in Elend und Niedrigkeit erblickt, verachten gelernt. Zum Nachfolger des Rhamses ausersehen, kommt er nach Gosen, um Tharsis zu ersetzen. Ein Zögling der ägyptischen Priester, ein Mitglied der Kriegerkaste, kann er nicht anders als mit Geringschätzung auf die Hebräer sehen. Er kommt, seine Herrschaft zu befestigen. Er findet Anklagen aller Art: Widerstand und Aufruhr. Strenges

Recht soll gehandhabt werden, zunächst an Aaron. Umsonst sucht man ihn zu beschwichtigen, man fleht ihn an, man wirft sich ihm zu Füßen. Vergebens. Als alles nichts hilft, fordert Jochebed eine Unterredung unter vier Augen mit ihm. Sie macht ihm Vorstellungen, sie bittet — aber auch hier vergebens. Gut, ruft sie endlich, Unmensch, tödte Aaron, aber wisse, daß es dein Bruder ist!

So hätte die Sache die nöthige Zuspitzung, eine Zuspitzung, die noch verschärft würde, wenn der Autor Sorge getragen hätte, seinen Helden in eine Lage zu bringen, in der ihm das offene Bekenntniß eben dieser Abstammung gewissermaßen zur moralischen Nothwendigkeit gemacht würde.

Der Verfasser hatte große Effecte; aber er verschleudert sie unter dem dramatischen Preise. Er hätte im Scribe'schen Operntext zu Meyerbeer's „Propheten" ein wenig in die Schule gehen sollen.

Auch die Königin Rhodopis hätte besser und in die Handlung eingreifender benutzt werden sollen. Es ist schön, daß Osarsyph sie und ihre Liebe seinem Volke opfert, aber dieses Opfer hätte bei weitem drastischer in Scene gesetzt werden sollen.

Sehr geistvoll und glücklich ist das Verhältniß des Königthums zur Priesterkaste in dem Stück charakterisirt und ausgebeutet. Menephta und Sesostris sind kühn und groß hingezeichnete Gestalten, die leider nur nicht recht zur Wirkung kommen. Besonders aus letzterer Figur wäre viel zu machen gewesen. Alles Glaubens spottend, durch List und Gewalt auf den Thron gelangt, müßte ihn dann auf diesem sein Verhängniß ereilen.

Es ist dies alles da in dem Stücke, nur nicht in der rechten Art, weil dem Dichter noch die Kunst fehlt, es zweckmäßig und an rechter Stelle zum Durchbruch kommen zu lassen. Die Tragödie ist sozusagen noch nicht aus ihrer Verpackung genommen; sie liegt noch wie eingewickelt im Drum und Dran, noch wie versteckt und verschüttet in ihrem eigenen Abfall. Studium, Uebung, Erfahrung müssen sie noch erst daraus emporheben, zu freier Bewegung und voller Geltung bringen.

Geschieht dies, so dürfte man von Richard Merckel etwas zu erwarten haben. In seinem Stück liegt die Ahnung und der Hauch einer gewissen dramatischen Größe. Es ragt durch ein unverkennbares geistiges Etwas aus der Menge hervor. Schon die Sprache ist nicht die gewöhnliche und doch dabei keineswegs gesucht. Sie hat vollen Ausdruck und, wenn wir so sagen dürfen, eine vornehme tragische Geste.

Lese man hier die Schilderung, die Osarsyph von Rhodopis macht. Sie lautet:

Ein hohes Weib, in deren Augenpaar
Sich kühner Trotz und süße Anmuth stritten,
Sah ich im Reiz der Jugend vor mir stehn,
Daß es mich tief und wunderbar durchbebte.
Und als sie kämpfte mit beredten Worten
Ob meiner Forderung um den Preis des Friedens,
Gab sie mir noch Bedenkzeit auf drei Tage;
Und jeden Tag ließ sie mich zu sich bieten,
Und jede Stunde ward sie dringender.
Mit ihrer Reize himmlischer Bethörung
Umgarnte mich das zauberische Weib,
Daß mir in ahnungsvoller Trunkenheit
Gleich einem Träumenden die Sinne schwanden.
Und wenn sich jählings unsre Blicke trafen,
War's, als ob Götter durch die Erde gingen u. s. w.

Dann die Unterredung mit Sesostris und Menephta:

Sesostris.
Ich war mit Eifer einst dem Dienst der Götter
Und allen Euren Lehren zugethan!
Und das Geheimniß, das die hohe Wissenschaft
Umgab, es reizte mich und zog mich an.
Ich stieg empor die höchsten Eurer Stufen,
Und nichts mehr blieb mir vorenthalten, als
Das letzte, größte der Geheimnisse,
Das Ihr den Pharaonen nur erschließet.
Ich ward gesalbt und du selbst führtest mich
Zu der geheimen Thür des Tempels, wo
Von Angesicht zu Angesicht die Gottheit
Ich schauen sollte! — Schauernd trat ich ein!
Und leise schloß sich hinter mir die Pforte!
Ich stand allein! — Mit goldner Zeichenschrift
Sah ich an einem Vorhang angeschrieben:
„Ich bin, der da ist, der war, und der sein wird!
Versuche niemand meinen Schleier
Zu heben!"

Menephta.
Und was thatest du?

Sesostris.
Ich hob
Den Vorhang auf! —
— — — — — — — — —

Menephta.
O sprich, als du den Vorhang aufgehoben,
O sprich, was sahest du?

Sesostris (blickt Menephta schrecklich an).
Nichts!

Menephta.
Nichts?

Sesostris.
Nichts!
Ein Nichts demnach ist Euer Glaube! Nichts!
Ein Nichts, ein Nichts! Der Schale fehlt der Kern!

2. Liebesgeschicke: Donna Blanca. Sarolta. Svanhild. Ein Dramencyklus von Karl Gotthelf Hübler. Leipzig, Leiner. 1866. 16. 1 Thlr.

Der Verfasser der vorliegenden drei Dramen ist ein ernst und gewissenhaft schaffender Mann, ein Mann, der, sich wenig um die Stimmungen des Tages kümmernd und nichts nach den flüchtigen und wechselnden Neigungen des Publikums fragend, die Blicke seines Strebens einzig auf das Wesen seiner Nation und die höchsten Forderungen der Zeit gerichtet hält. An seinen Werken ist kein Zug der Mode oder des herrschenden Geschmacks; Gotthelf Hübler folgt lediglich den Eingebungen des Talents, wie sie diesem aus der Sammlung weihevoller Stunden und der begeisterten Hingabe an menschliche Schicksale kommen können. Alles Einschmeichelnde, Spielerische, verführerisch Lockende fehlt seinen Arbeiten; seine Arbeiten tragen alle mehr oder weniger etwas Strenges und Feierliches an sich. Sie wissen nicht kokett zu lächeln,

zu ſchmeicheln und zu koſen, ſie hüpfen und tänzeln nicht; ſie ſchreiten mit ſchweren, wuchtigen Schritten langſam einher wie wandelnde Marmorſtatuen, denen man ſogleich anſieht daß ſie des Poſtaments und ſtillen, freien Raumes bedürfen. Es ſind keine Schöpfungen von geſelliger Natur; ſie haben etwas Vereinſamtes, Fremdes an ſich.

Auch bei den „Liebesgeſchicken“ iſt dies der Fall. Der ganze Dramencyklus bietet nichts für die große Menge. Die Menſchen, die Leidenſchaften, die Sprache ſogar heimeln wenig an. Alles kommt wie aus weiter Ferne, von kalten, nebelgrauen Küſten. Es liegt etwas wie ein kalter Reif darauf; ſelbſt die Hand der Liebe fühlt ſich eiſig an.

Nehmen wir zuerſt: „Donna Blanca“, Tragödie in drei Acten und nach den Motiven einer ſpaniſchen Novelle bearbeitet. Dieſes Stück erinnert ein wenig an den „Ruy Blas“ von Victor Hugo, durch die Art des Stoffs wie auch durch ſeine Behandlung. Es iſt graus, voll ſeltſamer Effecte und durchweht vom Geiſt einer originellen Größe. Gift, Mord und Todſchlag ſind darin an der Tagesordnung; Scenen wie die, wo Don Tebaldo die ihm heimlich vermählte Donna Giovanna in Mönchstracht überraſcht und mit dem Dolche bedroht, weil ſie ihm nicht öffentlich angehören will, ſie aber ihren Vertrauten, den alten Diego, mit einem Augenwinke veranlaßt, ohne daß jener es merkt, ſich mit gezücktem Schwerte hinter Tebaldo zu ſtellen; oder die, wo Enrico gegen ſeinen Willen und zu ſeiner eigenen großen Ueberraſchung von Leontio mit Giovanna verſprochen wird; oder die, wo Enrico im Dunkeln zu ſeiner Geliebten kommt und da, durch Tebaldo bedroht, ſich eilig zurückziehen muß, von letzterm mit dem Degen verfolgt, werden gewiß ihre überraſchende und ſpannende Wirkung haben, ebenſo wie niemand leugnen wird, daß Enrico, Leontio und Blanca impoſant angelegt und durchgeführt, durch geiſtvolle Ausſprüche und Redewendungen nothwendig frappiren müſſen. So ſagt Enrico:

Wie ſtets im Wettlauf vieler einzelne
Voraus ſind, ſo im großen Vorwärtsſchreiten
Der Menſchheit eilen ſtets der großen Schar
Die Edleren an Geiſt und Sinn voraus.
— — — — — — — —

Und wenn die Völker ſchwere Lagen
Zu großen Thaten drängten, ſtanden immer
Als ihre Führer einzelne voran.
So ſchützte Griechenland Themiſtokles
Vor Perſiens Joch, und vor den rieſigen
Teutonen ſchützte Rom der Rieſenwille
Des wilden Marius.

Auf Leontio's Einwendung:

Mir dünkt, daß ſie nicht Könige geweſen —

ntgegnet er:

Es war das Königthum des Genius,
Das jene hatten.

An einer andern Stelle ruft Enrico:

Von Gottes Gnaden nennen ſich beſcheiden
Die Könige, nicht mit dem Trotz der Kraft
Von ihrer Würde redend, die ſie ſelbſt
Als vielverpflichtendes Geſchenk des Himmels
Erkennen.

Die Sterbeworte Blanca's und die Art, wie ſie den Sicilianern einen König vermacht, möchten kaum ohne Eindruck bleiben können:

Wie unter hoher Wölbung eines Domes,
Deß ſchlanke Säulen himmelwärts ſich heben,
Auf einer Gruft ein weißes Marmorbild:
So ſteh' in deiner Seele Herrſcherſorgen,
In deines Fürſtenlebens Thatenpracht
In heilig ſtiller Dämmerung mein Bild!
Das ſei dein Dank! —
Kniet, Sicilianer! Wenn auch jung an Jahren
Bei meinem Sterben, bin ich doch ſo reich,
Daß ich euch einen König hinterlaſſe!
— — — — — — — —
Tod,
Sei mir zum Himmel Führer!

Haben wir ſo das Gute in dem Stück hervorgehoben, ſo dürfen wir jetzt nicht verſchweigen, daß dieſes ſelbſt im ganzen und großen kaum wol als ſympathiſch erklärt werden kann. Sein Inhalt, düſter, grauſam und lärmend, iſt folgender:

Don Enrico, von dem Miniſter Don Leontio erzogen, iſt der Neffe eines vor Beginn des Trauerſpiels kinderlos verſtorbenen Königs von Sicilien. Leontio hat aus Enrico etwas gemacht und erwartet Großes von ihm für das Land. Er weiß, daß der verſtorbene Monarch zur Bedingung der Nachfolge auf ſeinem Throne für Enrico geſtellt hat, daß er ſich mit ſeiner Couſine Donna Giovanna vermähle, und iſt daher wie vom Donner gerührt, als er vernimmt, ſein Zögling habe ſich insgeheim mit ſeiner Tochter Blanca verbunden. Enrico gibt ihm ein mit ſeinem Namen unterſchriebenes Blatt, in der Vorausſetzung, daß er den Heirathscontract zwiſchen Blanca und ihm darauf ſetzen werde; Leontio ſetzt aber auf Koſten des Herzens ſeiner Tochter und ſeiner eigenen Namensehre den zwiſchen Giovanna und Enrico darauf, den er dann bei dem Huldigungsacte präſentirt.

Blanca glaubt, es geſchehe dies mit Enrico's Einwilligung, und in der Entrüſtung darüber läßt ſie ſich mit dem Kronfeldherrn Don Tebaldo vermählen, welcher der heimliche Gemahl von Donna Giovanna iſt, die, erzürnt darüber, Blanca vergiftet und auch Enrico ans Leben will. Dieſer, untröſtlich darüber, die Geliebte ſich entriſſen zu ſehen, tödtet Tebaldo, den zweimal Vermählten, im Zweikampf. Eine ausgebrochene Empörung ſtürzt Giovanna, die ſich an der Leiche Tebaldo's ſelbſt vergiftet. Die rührende Art, in welcher Blanca ſtirbt, haben wir ſchon berichtet.

Die Tragödie hetzt ſich in Verbrechen zu Tode; ſie ſchäumt gewiſſermaßen vor Blut und Greueln aller Art, ſodaß man ſie immerhin eine Art Nachtſtück nennen kann, in welchem ein paar einzelne reine Erſcheinungen gleichſam wie geängſtigt von ihrer Umgebung und händeringend an uns vorüberhuſchen.

„Sarolta“, Drama in fünf Acten, iſt allerdings

versöhnlichern Ausgangs, hat aber denselben schwarzen, von Verbrechen verdunkelten Hintergrund.

Im Frühling des Jahres 1096 landen an einer nordischen Meeresbucht Kreuzzugsprediger und verheißen allen denen Vergebung der Sünden, die den bevorstehenden Kriegszug ins Gelobte Land mitmachen wollen. Ragnar, ein nordischer Graf, will an diese Verheißung nicht glauben. Er hat vor Jahren seinen eigenen Bruder ins Meer gestürzt, um dessen Witwe, Sarolta, heirathen zu können, für die eine verbrecherische Leidenschaft in seinem Herzen erwacht. Als er nun in kinderloser Ehe mit ihr lebt, quälen ihn Reue und Gewissensbisse so stark, daß er keinen Frieden finden kann und sich selbst von derselben Felsenplatte ins Meer stürzen will, von der er einst seinen Bruder hinabgestürzt. Hierbei aber überrascht ihn eben dieser Bruder, der damals nicht umgekommen, sondern wunderbarerweise gerettet und nach Byzanz geführt worden ist. Er kam mit den Kreuzbrüdern, um Rache zu nehmen; da er jedoch seines Bruders Noth und Elend erkennt, verzeiht er dem Unglücklichen und söhnt sich mit ihm aus. Jeder will nun für den andern auf Sarolta entsagen; endlich siegt der Todtgeglaubte und scheidet segnend von den Seinen.

In diesem Schauspiel ist der nordländische Charakter vorzüglich festgehalten. Das Ganze ist wie in Dämmer und Dünste gehüllt, aus denen empor man das Meer branden hört, eine dunkle Burg und seltsame Menschen steigen sieht. War das erste Stück Nacht, so ist dies zweite früher Morgen. Graue Wolken jagen, Nebel steigen, und schrillende Winde pfeifen; von der Sonne geht uns nur eine Ahnung in einigen lichter gehaltenen Episodenscenen an, wie sie uns in den Begegnungen zwischen dem jungen Liebespaare Olga und Rurik geboten werden. Die alte Sibylle und ihr Sohn Haco sind in ihrer Art meisterhaft, Gestalten, wie aus der Welt der Romantik hervorgezaubert. Sie erinnern an Figuren von Tieck und Kleist.

„Svanhild", Tragödie in vier Acten, ist endlich das lichte Tagdrama dieser Sammlung; denn obschon es ebenfalls im Norden spielt und an Graus und Schrecken keinen Mangel hat, zeigt es doch entschieden das meiste Licht in der Ausführung.

Svanhild ist eine schöne, helle Erscheinung; eine Tochter des Königs Helge im Land der Wikinger, rettet sie einen kriegsgefangenen Griechen, Antinoos, der Odin geopfert werden soll. Umsonst hat er überall um sein Leben gefleht und gebettelt; die Männer haben den Feigling mit Füßen weggestoßen, die Frauen sich ungerührt abgewandt. Nur Svanhild, deren Knie er endlich auch umklammert, erbarmt sich sein. Sie legt bei dem Vater ihr Wort für ihn ein und setzt es durch, daß er dem sichern Tode entgeht.

Zum Dank dafür sucht der Elende sie zu verderben. Er ist ein in Lüsten und Wohlleben versunkener Mensch, der trotzdem, daß eine Geliebte in Männertracht ihm gefolgt, und daß er, weil er deren überdrüßig, sogleich eine junge Wikingerin verführt, seine unreinen Augen auch bis zur Tochter des Königs erhebt. Er ist schön und weiß Frauen zu gefallen. Wohl gewahrend, wie er auch auf Svanhild nicht seinen Eindruck verfehlt, weiß er sich in ihr Gemach einzuschleichen und sie da mit seinen Zumuthungen zu überraschen. Schaudernd wendet sie sich ab und ruft um Hülfe. Ehe aber noch jemand kommt, hat der Schändliche ihr den Gürtel entrissen und sich entfernt. Umsonst beschwört ihn Melantho, die griechische Geliebte, die ihn begleitet hat, sein sündhaftes Trachten zu lassen, die Unschuld zu schonen und ihr seine Liebe zu bewahren — er täuscht, er betrügt, er verräth sie immer aufs neue, sodaß sie endlich, um Svanhild und deren Familie vor Schande zu retten, sich selbst und Antinoos vergiftet. Kann sie doch von diesem trotz seiner Schlechtigkeit nicht lassen und die reine, schöne Neigung nicht erwidern, die Hrolf, Svanhild's Bruder, ihr entgegenträgt.

Antinoos hat leider, ehe das Gift seine Schuldigkeit thut, noch Zeit, Svanhild's Bräutigam, Harald, aus dem Hinterhalt anzufallen und auf den Tod zu verwunden; mitten in der Hoffnung auf das Gelingen seiner schändlichen Absichten, stirbt er, sich damit tröstend, daß er wenigstens die Fußtritte nicht mehr fühlen werde, die er von seinen Feinden zu erwarten hat. Melantho folgt ihm, und auch Svanhild ersticht sich, ihre Aeltern mit dem Zuruf beschwichtigend:

Dem Verlobten folgt' ich,
Wohin er selber zog. Ihr gabt mich ihm!
Ich war nicht euer mehr. Ich war ja sein.

Man erkennt leicht, daß auch diese dramatische Arbeit ihr Dunkles und Furchtbares hat, aber, abgesehen davon, daß neben der Nichtswürdigkeit des Antinoos, dieses nackten Genußmenschen und Egoisten, Melantho als versöhnendes und ausgleichendes Element erscheint, mischt sich in das Ganze doch hier und da sogar der Humor und jedenfalls ein Leben von Helden und Fürsten, das eine gewisse Heiterkeit und Behäbigkeit athmet, sodaß wir also wol ein Recht haben, dies Stück als das Tagstück zu bezeichnen.

Möchte der Dichter, dem Begabung und Schaffensernst nicht abzustreiten sind, dieser Richtung des Dramas immer mehr und mehr sich zuneigen; möchte er wärmere Stoffe, freundlichere Geschicke als die vorstehend geschilderten zum Gegenstande seiner Dramen nehmen; wir sind überzeugt, es würde ihm auf diesem Wege endlich auch an Bühnenerfolgen nicht fehlen. Sein Talent hält sich zu tief im Schatten, als daß es da der großen Menge anziehend zu sein im Stande wäre. Lasse er es mehr in die Sonne treten, so wird es sich ohne Zweifel Anhang verschaffen, auch ohne trivial zu werden. Es ist tief, inhaltsreich und gedankenvoll; aber ein wenig menschenscheu. Wenn es Umgang lernt, dürfte es Wirkung haben, die ihm jetzt noch gebricht.

3. Der Tod des Großen Kurfürsten. Historie in fünf Acten von Hans Koester. Weimar. 1866.

Der Große Kurfürst ist entschieden eine glückliche und bis zu einem gewissen Grade auch dankbare Figur für

ein Drama; voll Mark und Thatkraft, entbehrt er daneben keineswegs einer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit. Er ist ein Held, dessen Leben und Wirken eine wahrhaft classische Heiterkeit umspielt und der nirgends seinen Ruhm auf Kosten einer schönen Menschlichkeit erreicht. Man kann ihn ebenso sehr lieben, als man ihn bewundert.

Heinrich von Kleist hat diesen Fürsten in seinem Schauspiel: „Der Prinz von Homburg", geradezu meisterhaft, man darf sagen unübertrefflich hingestellt. Koester, der ihm nachgestrebt, ist bei dieser Unternehmung nicht ohne Erfolg geblieben; nur, daß seine „Historie" der durchschlagenden Handlung und der straffen Fassung ermangelt, mit denen sie allein zu einem wirksamen und durchaus befriedigenden Eindruck hätte gelangen können. Das Ganze ist doch zu sehr Familiendrama und ohne dramatischen Act und Impuls, als daß es hinzureißen und zu imponiren vermöchte.

Nachdem im ersten Act Kurfürst Friedrich Wilhelm Stettin und damit Pommern erobert hat, mit dem Entschlusse, dasselbe auch trotz dem Stirnrunzeln Ludwig's XIV. behalten zu wollen, zeigen uns die andern vier Acte nur noch das hinsiechende Leben des Helden im Schoße der Seinen, kurz gesagt: dessen Agonie. Der Dichter zeigt uns den kurbrandenburgischen Hof, oft in höchst drastischen Genrescenen, Friedrich Wilhelm's Verhalten zu seiner zweiten Gemahlin, zu seinen Kindern, seiner Umgebung, sein Wünschen, Hoffen und endlich seinen Tod. Vorgänge, die geeignet wären, uns in Spannung und Aufregung zu versetzen, unsere ganze, volle Theilnahme in Anspruch zu nehmen, sind nicht vorhanden. Das Drama hat viele recht ergreifende Momente, einige Auftritte, die einen wahrhaft kostbaren Humor athmen, aber es ist keine eigentliche Katastrophe und Schürzung derselben wahrzunehmen. Das Stück verliert sich in ein gewisses Nebeneinander, in das Drum und Dran der Action. Die Action selber ist ausgeblieben. „Der Tod des Großen Kurfürsten" ist ein Schauspiel, in welchem der große Stil Kleist's in die dramatische Manier Laube's verwandelt worden ist. Man findet gute Mache und treffliches Arrangement, aber keine Gewalt der Leidenschaft, keinen Sturmschritt der Handlung darin. Die Handlung in diesem Bühnenwerke ist ein kranker Mann', der meist im Stuhle sitzt, sich schwer erhebt, mühsam ein paar schwere, schlorrende Schritte macht und endlich sterbend zusammenbricht.

Der Held ist indeß bei alledem, wie sich nicht leugnen läßt, in warmem Ton und sympathischem Geist gehalten. Die Scene mit der Kurfürstin im dritten Act, worin letztere ihn beschwört, sein Reich zu theilen, damit auch *ihre* Kinder, die Kinder der zweiten Ehe gegen die der ersten nicht leer ausgehen — ein Ansinnen, das Friedrich Wilhelm aus politischer Weisheit und tiefer Erkenntniß von der Mission seines Staats zurückweist —, diese Scene ist in ihrer Art vorzüglich und ein kleines Meisterstück. Ueberhaupt hat der Dichter den Schöpfer der preußischen Monarchie in einem Sinne aufgefaßt und durchgeführt, dem man überall wird beistimmen können. Der ganze Geist der preußischen Geschichte lebt in ihm, wie man schon aus wenigen Stellen zu ersehen vermögen wird. leich im ersten Acte sagt er:

Auch Deutschland, hofft' ich, ahne
In meiner Macht den Keim zukünft'ger Größe,
Und seh' in Brandenburg im Geiste schon
Das Morgengrauen eines bessern Tages,
An dem im Ruhme meines jungen Heeres
Nach langem Schlafe thätig es erwache,
Und dem es jauchzend die befreite Brust
Entgegenrecke.

In der Sterbescene des vierten Actes läßt er sich folgendermaßen vernehmen:

Wahr' deinen Glauben; gib die Ehre Gott,
Und gebend wirst du der Empfänger sein.
Ein milder Herrscher sei; doch buhle schwächlich
Nicht um des Volkes Gunst; die rechte Liebe
Erwirbt als *freie* Gabe nur die Kraft.
Lern' ohne Eigensinn von deinen Vätern,
Doch diene nicht, wo du der Herrscher sein sollst;
Gib deiner Zeit, in der du lebst, ihr Recht;
Nur wie du ihrer, wird sie deiner achten.
Du liebst den Prunk, und prächtig sei der Fürst;
Doch Pracht wird Eitelkeit, wenn sie das Maß
Nicht an der Größe eigner Thaten nimmt.
Du bist der Herrscher eines armen Landes;
Lehr' drum die Hand, das goldne Gleichgewicht
Zu finden zwischen dem, was nöthig ist,
Und was du wünschest; immer darbt der Staat,
Wo Nothdurft von den Wünschen borgen muß.
Doch wirthlicher noch als mit deinem Seckel
Sei mit dem Wort, daß du's nicht leichthin gibst,
Und nichts dich zwinge, leichthin es zu brechen;
Die Treue ist ein zweigezahnter Anker,
An dem des Staates Schiff nur sicher liegt,
Wenn es den gleichen festen Grund im Herzen
Der Fürsten und der Unterthanen findet.
Hüt' dich vor Eigenliebe; liebe dich
In deinem Volk; denn Größeres vollbrachte
Kein Fürst, als groß von seinem Volk er dachte.
— — — — — — — — — —
Doch in dem Maß, als du den Frieden willst,
Sorg', daß dein Heer zum Schlagen fertig sei.
Man liebt uns nicht in Deutschland rings umher;
Schwer nur verzeiht der Neid das kräft'ge Wachsen
Des dürft'gen Landes, welches aus dem Zwange
Der kümmerlichen, undankbaren Scholle
Das Gleichniß zäher Thatkraft sich entnahm.
Herb, wie wir rangen, ward drum unsre Schale,
Und von Fortuna's Händen nie gestreichelt,
Fehlt uns die leichte Gabe des Gefallens,
Die ohne Kampf die Herzen sich gewinnt.
Doch glüh' nur sonder Furcht den spröden Stoff
Fort in dem Ofen brandenburger Zucht,
Daß unser Stahl sich blank und scharf bewährt,
Und *lieben* wird man lernen, weil man ehrt.

In diesem Sinn befehl' ich dir das Heer;
Nicht daß die Wissenschaften du verachtest
Und rauhre Sitte nicht durch Künste milderst;
Doch sein und bleiben wird das Heer die Leiter,
Auf der wir steigen, bis wir das gewonnen,
Was wir um Deutschlands willen haben müssen;
Bis sicher wir vom Niemen bis zum Rhein,
Muß dieses Landes Fürst ein Kriegsmann sein!

Diese Worte sind tief bedeutsam und gewissermaßen aus dem innersten Herzen und der Geschichte Preußens

herausgesprochen. Sie beweisen, daß Koester den Großen Kurfürsten verstanden und gewürdigt, indem er uns zeigt, daß Friedrich Wilhelm in Wahrheit das war, was erst sein Sohn wurde, nämlich König in Preußen.

Frau von Meinders ist eine köstliche Figur; Feldmarschall Derfflinger hätten wir origineller und derber gezeichnet gewünscht, Oberst von Schwerin klarer in seiner Stellung zwischen Vater und Sohn von Brandenburg.

Die Diction ist an einzelnen Stellen trefflich, voll Mark und Charakter; an andern aber allzu schlotterig im Verse. Die ewige Wiederholung der abgekürzten „Er'lenz" macht sich widerwärtig, ebenso wie Jambenbrechseleien folgender Art:

Und was sie ab-
Solutement zu woll'n geruhn, muß na-
Turellement denn auch geschehen.

Dergleichen kleine Abgeschmacktheiten sollte unser Dramatiker vermeiden, der entschiedenes Talent, nur noch nicht durchweg den rechten Griff und Schliff besitzt.

4. Ein Wendenfürst. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Raab. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 1867. 8.

Der bisjetzt, uns wenigstens, unbekannte Verfasser nimmt, nach der dramatischen Mode des Tags, wie man zu sagen pflegt, den Mund etwas voll. In einem Einleitungsgedicht: „Des Geistes Ruf", erklärt er die Zeit der Kronen, Feldherrenschwerter und Tiaren für so ziemlich vorüber, erkennt aber in der tragischen Dichtung noch einen Boden, auf dem sich Erfolge erringen lassen. Er preist Sophokles, Shakspeare, Goethe und Schiller, indem er dabei zugleich eingesteht, daß es ihn nach deren Ruhm gelüstet. Er schließt die Apostrophe mit den Versen:

Nicht eher rast' ich, bis ich mich zur Völle
Der reinsten Schönheit hab' emporgerungen,
Würd' auch mein Dasein drüber mir zur Hölle.

Und wenn der erste Wurf noch nicht gelungen,
Wie Hercules erwürgte schon die Schlangen,
Die in der Wiege tödlich ihn umschlungen:

So will es dennoch nimmermehr mir bangen,
Daß einst ich noch aus Hebe's Rosenhänden
Des höchsten Ruhmes Becher dürfe langen

Und meine Laufbahn im Olymp beenden.

„Stolz lieb' ich den Spanier", d. h. hier: es kann nicht schaden, wenn der Dramatiker den höchsten Preisen zustrebt. Einige wenige haben sie freilich erst erreicht; ob später einmal Franz Raab diesen Beneidenswerthen beizuzählen sein wird, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Mit diesem „Wendenfürsten" geschieht es jedenfalls noch nicht. Doch wie Platen singt: „Ein Gott nur ist mit Einem Schritt am Ziel"; Sterbliche müssen mehrere machen, und somit auch wol Franz Raab, dessen dramatischer Erstling immerhin wenigstens kein Beleg von Talentlosigkeit ist.

Sein Stück spielt unter den Samländern um die Mitte des 13. Jahrhunderts, da der Deutsche Orden diese dem Christenthum zu gewinnen und zu besiegen anfing. Der greise König Sangaube wird, weil er christliche Predigermönche nicht mehr verbrennen lassen und sich überhaupt nicht feindlich zu dem Orden verhalten will, von seinem eigenen Sohne entthront. Glande, eben dieser Sohn, vermag sich auf die Länge aber gleichfalls nicht den Einwirkungen des Christenthums und der Civilisation zu entziehen, und vollends nicht, als Vater und Schwester sowie viele Edle seines Volks den Deutschen Rittern in die Hände gefallen. Er muß sich mit ihnen in Vernehmen setzen, ihnen und ihren Predigern Eingang in sein Land verstatten, freundlich mit ihnen thun. Aber im stillen brütet er ihr Verderben, und dies um so mehr, als er erfahren muß, daß die wiedergewonnene Schwester, Boguta, von Poppo von Osterna, dem Landmeister des Deutschen Ordens, dem Christenthum gewonnen worden ist. Außer sich darüber, läßt er sie vom Volk und Oberpriester zum Tode verurtheilen und verbrennen, um dann sogleich mit seinem Volk und seinen Verbündeten gegen die Deutschen aufzustehen. Zu diesen jedoch sind Ottokar von Böhmen, Friedrich der Streitbare von Oesterreich und Graf Rudolf von Habsburg mit ihren Reisigen gestoßen; mit ihrer Hülfe werden die Heiden geworfen, und da Glande erfährt, daß Poppo sein eigener, früh verloren gegangener Bruder ist, stürzt er sich in einen Scheiterhaufen, den er für erwartete Christengefangene hatte entflammen lassen.

Man sieht auf den ersten Blick, daß die Erfindung weder neu noch groß ist. Dazu kommt, daß viele wichtige Wandlungen und Uebergänge, wie z. B. Glande's zahmes Verhalten gegen die Christen, das mit seinem ersten Auftreten sehr in Widerspruch steht, Boguta's Bekehrung und manches andere, nicht eigentlich motivirt und vorgeführt, sondern einfach angenommen werden. Dramatisch ungeschickt ist, daß Poppo's Jugendgeschichte doppelt erzählt wird. Nebenbei erinnert diese Figur mit ihrer Liebe zu der unbekannten Schwester an den Tempelritter und Recha im „Nathan". Die Sprache ist zwar gefällig und nicht ohne Schwung, sucht aber etwas darin, sich sehr realistisch zu geberden und mit modernen, platten Ausdrücken um sich zu werfen. So spricht ein Same von „faulem Frieden", ein anderer: „Schief geht es, König", und Glande selbst ruft einmal tragisch aus: „Wa: das ein schändlich Weichen bei den Meinen!" — was, wie man uns einräumen wird, nach Studententon schmeckt.

Das Werk ist jedenfalls noch keine Leistung, die Anerkennung in Anspruch nehmen kann; aber für einen ersten Wurf verdient sie, trotz einer gewissen Ungelenkheit und Steife, doch immerhin einige Beachtung, die wir ihr hier gern gezollt haben wollen.

5. Das Haus Cenci. Preisgekrönte Tragödie in fünf Aufzügen von Arthur Freese. Frankfurt a. M., Knatz. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Mit dem Preise gekrönt wurde diese Tragödie von der Redaction einer Zeitschrift in Frankfurt a. M., genannt: „Deutscher Dichtergarten", welche 1865 eine Concurrenz für dramatische Arbeiten ausgeschrieben. Läßt sich nun schon keineswegs behaupten, daß das auf solche Weise ausgezeichnete Werk irgendwie mustergültig oder auch nur besonders hervorragend sei, so ist wenigstens einzuräumen,

aß es nicht trivial ist und dem banalen Geschmack der Mode uldigt, sondern in Ton und ganzer Haltung ein höheres Streben bekundet. Daß die Wahl des Stoffs eine glückche zu nennen, läßt sich freilich nicht sagen.

Die Geschichte der Beatrice Cenci ist bekanntlich eine alienische Criminalgeschichte des 16. Jahrhunderts. Die nglückliche Heldin, deren wunderbare Schönheit durch die sterbliche Kunst Guido Reni's verewigt worden ist, wurde it einem ältern Bruder und ihrer Stiefmutter, kaum chzehnjährig, am 10. September 1599 in Rom unter apst Clemens VIII. hingerichtet, weil es erwiesen sein lte, daß sie in Verbindung mit eben diesem Bruder d ihrer Stiefmutter den Vater ermordet, angeblich um h vor dessen unnatürlichen Nachstellungen zu sichern.

Aufgeklärt ist die Sache niemals worden. Schon hrend des Processes hatte die Volksstimme für diese milie, und namentlich wol für Beatrice, Partei gemmen, welche Parteinahme sich bald nach der Hinrichg in höchst bedrohlicher Weise kundgab, hauptsächlich swegen, weil die Kirche das große Vermögen des Hau einzog und sich die Meinung verbreitete, daß man n zu diesem Zwecke nur so streng und rasch mit dem theil zur Hand gewesen sei.

Daß unter solchen Umständen die Dichtung Neigung pfand, sich der Enthaupteten anzunehmen und sie dem handpfuhl des Verbrechens in keuscher Reinheit entstei zu machen, läßt sich begreifen. Noch 1854 hat der ienische Autor Franz Dominicus Guerrazzi zu Pisa Erzählung herausgegeben, die auch deutsch 1858 in mburg bei O. Meißner erschien; schon früher haben Italiener Anfossi und der Engländer Shelley denselStoff dramatisch behandelt, ohne daß er indeß in er Form vermocht hat, sich Geltung zu verschaffen. h in der Bearbeitung von Freese wird das nicht der sein, einfach schon deswegen, weil der Gegenstand heulich ist und es bisher noch keinem Dichter gelun, die Sache tief psychologisch und mit erschütternder chtigkeit auszuführen.

Das von uns hier zu besprechende Stück springt ohne rtliche Exposition, sozusagen mit beiden Füßen zugleich, ie Handlung, die sich dunkel und quälerisch etwa wie inem Schicksalsdrama abspinnt. Graf Cenci, zum ten mal vermählt, stellt seiner eigenen Tochter Beatrice , ohne daß diese Nachstellung in subtiler und drasch tief ergreifender Weise mit ihrer ganzen verbrechen und tragischen Furchtbarkeit vorgeführt würde. Es en immer nur unklare, anfangs wenig verständliche ielungen gemacht, während der Autor sich ganz entläßt, die Leidenschaft des Vaters in voll und erkend hervortretenden Situationen zu zeigen. Wie viel sich derselbe entgehen, daß er Graf Cenci nicht eifersig dem Maler Reni gegenüberstellte! Wenn dieser sich um Beatrice bewürbe und der Vater über eine solche ung außer sich gebracht, nach Vorwänden suchte, um blehnung zu motiviren; wenn er Beatrice die Liebe eni zu verleiden, ja geradezu zu verbieten suchte — e Auftritte könnte das geben! Unser Dramatiker hat von vornherein ein Versehen dadurch begangen, daß er die verbrecherische Neigung des alten Cenci ein öffentliches Geheimniß sein läßt, das vor den Anfang des Stücks fällt, statt das Geheimniß erst im Verlauf des Dramas selbst offenbar werden zu lassen. Hierdurch geht der Handlung Leben, Wandel und Interesse so weit ab, daß die sämmtlichen fünf Acte eigentlich nur ein fünfter Act in fünf Abtheilungen sind. Die psychologische Entwickelung fehlt in dieser Tragödie. Eine Darstellung ihres Inhalts wird dies beweisen.

Im ersten Acte stürmen der Haushofmeister Pietro, Giacomo Cenci, Beatrice, Reni, Cenci der Vater und eine gewisse Marghitta durcheinander. Man erfährt, daß alle Welt um des Vaters unnatürliche Leidenschaft weiß, sie wenigstens ahnt; so der Sohn Giacomo, Marghitta, eine verführte Schöne des alten Cenci, die in dessen Hause lebt, Pietro, Beatrice und Reni. Der alte Cenci hat soeben wieder geheirathet, wol nur, weil er durch diese Heirath sein verbrecherisches, unnatürliches Gefühl der Welt verbergen will. Beatrice's Liebe zu Reni und Reni's Liebe zu Beatrice tritt ans Licht.

Im zweiten Acte will Lucretia, die zweite Gemahlin Cenci's, welche unbekannt mit allem ist, zwischen den feindlichen Elementen der Familie Frieden stiften. Sie läßt sich den Sohn kommen und erkennt in diesem einen Jugendgeliebten, dem man sie entrissen. Giacomo, der auch sie liebt, ist über den Raub an seinem Herzen entrüstet und gibt seiner Stiefmutter fürchterliche Andeutungen über den Tod seiner rechten Mutter. Er ruft:

Genug, bei Gott, um rasend mich zu machen.
Herauf, ihr schleichenden Gespenster, Geister,
Die ihr nach Rache dürstet, faßt mich an!
Da — nehmt das Herz mir, löst die letzten Bande,
Tilgt der Erinnrung letzte Spuren, schlingt
Ein hölliſches Gewand um meinen Geist,
Weiht mich zum ... Ah! du siehst so starr mich an?
Lebst du denn noch? Umlagert nicht dein Herz
Schon Todesfrost? Weht nicht durch diese Hallen
Der Leichendüfte Schauer? Tönen nicht
Die Todtenklagen, dir gesungen? Sieh:
(Er zieht sie vor das Bild der Mutter.)
Das war sie — und ihr Leib fault in der Gruft —
Das bist du, und — o! trau' ihm, trau' ihm nicht —
Sein Blick ist zehrend Gift, sein Athem Pest,
Sein Kuß ist Mord ...

Lucretia wird ohnmächtig in seinen Armen; Marghitta sieht das und eilt zum Grafen, es diesem zu sagen; Giacomo schwört:

Gebt mir Beweis — Beweis, und ich steh' fest,
Die Frucht der blutgetränkten Saat zu schneiden.

Der Vater, Beatrice, Marghitta kommen dazu: es gibt eine große Scene; auf Drängen der Schwester flieht Giacomo; der Vater, erzürnt über der Tochter Parteinahme, mishandelt sie erst, nachher reißt er sie liebend an seine Brust.

Im dritten Acte entwickelt sich Marghitta. Wir erfahren aus einem Zwiegespräch, das sie mit dem Grafen Cenci hat, daß sie die erste Gemahlin desselben vergiftet, weil er ihr verheißen, sie alsdann zu heirathen. Jetzt,

sich betrogen sehend, droht sie mit Rache. Umsonst sucht Cenci sie zu beschwichtigen, der endlich, von seiner Empfindung hingerissen, vor Lucretia, Marghitta und Reni sich vollständig verräth.

Im vierten Acte sehen wir Cenci von Marghitta vergiftet; nachher kommt Beatrice, die in denselben Becher, aus welchem der Vater schon Gift getrunken, wiederum Gift thut — es wird nicht ganz klar, um sich oder jenen zu tödten. Da inzwischen auch Giacomo ins Haus gedrungen, um sich vor den von seinem Vater abgeschickten Verfolgern unter dem Schutze der Schwester und Pietro's zu verbergen, so fällt, als die Nachricht vom Tode Cenci's ruchbar wird, der Verdacht auf seine Kinder, ein Verdacht, den Marghitta geflissentlich nährt und Pietro nicht entkräften kann, da er die gefundene Giftphiole erst bei Giacomo, dann bei Beatrice gesehen.

Im fünften Acte werden die Beschuldigten zum Tode geführt; zu spät erfährt Pietro aus dem nachtwandelnden Zustande Marghitta's, daß sie es ist, die das Verbrechen begangen. Ohne zu wissen, was sie thut, klimmt sie einen Altan hinan und fällt bei dem dritten Kanonenschusse, der das Ende der Verurtheilten anzeigt, rettungslos in die Tiefe.

Dies ist die Tragödie, die, wie man uns wird zugeben müssen, der großen Striche und Affecte entbehrt, dabei, vielfach verworren und in sich unklar, keine rechte Theilnahme und Wirkung zuläßt. Einen Stoff wie diesen zu bewältigen, dazu gehört mehr geniale Wurfkraft, als unserm Ermessen nach derzeit Arthur Freese zur Verfügung steht.

6. Servetо. Trauerspiel in fünf Acten von Arnold Hesse. Neuhaldensleben, Eyraud. 1866. 8. 20 Ngr.

Max Ring hat vor etwa 20 Jahren denselben Stoff unter dem Namen „Die Genfer" dramatisch behandelt, eine Behandlung, die nicht ohne Anerkennung und Erfolg geblieben. Die neue, uns gegenwärtig vorliegende Bearbeitung ist gleichfalls nicht ohne Verdienste, nur besitzt sie leider daneben auch einige Mängel, die jene nicht unerheblich in Schatten stellen.

Max Ring hatte sich wesentlich an das kirchliche Element gehalten und sich darauf beschränkt, Calvin und Servetо recht schroff gegenüberzustellen. Ihm war Calvin die starre, fest an ihren Grundsätzen hängende Gläubigkeit, jene Gläubigkeit, welche Gott und die ewige Seligkeit gepachtet zu haben meint und auf jede freie Ueberzeugung und religiöse Bewegung, wie Servetо sie zu vertreten hatte, mit Anathema und Holzstoß antwortete. Arnold Hesse ist weiter gegangen und hat in die kirchliche Bewegung die politische mit hereingezogen, d. h. er hat die erstere mit einem Staatsstreiche in Verbindung gebracht, von dem sie abhängig wird. Dadurch kam in seine Handlung mehr Leben, mehr Intrigue, mehr Sturm und Drang, aber auch zugleich mehr Unruhe, mehr Theilung des Interesses, mehr Zurückdrängung der Hauptgestalten. Calvin kommt beinahe zu gar keiner Geltung und Servetо nur zu geringer. Nicht wie bei Ring treibt letztern der glühende Eifer, seine hellern Anschauungen denen Calvin's gegenüberzustellen, ihnen zu Geltung und Sieg zu verhelfen. Er kommt nicht aus eigenem Antriebe, nicht nur des Glaubens willen, er kommt von einigen Bürgern Genfs gerufen, die auf Umsturz der Verfassung sinnen und das kirchliche Moment nur wie eine Art Hebel benutzen. Es wird dadurch untergeordnet, nur ein Nebenmotiv. Der Glaubensstreit ist nicht die Hauptsache, es wird hier keine gigantische Geisterschlacht geboten, kein Aufeinanderplatzen der Bekenntnisse; der politische Lärm überwiegt und erstickt die Kanzeldebatte.

Der Verfasser hat sich eine große Aufgabe gestellt: er wollte Welt und Kirche gleichzeitig im Kampfe zeigen, jede im Handgemenge mit sich selbst; aber er hat dabei nicht Luft und Licht gleich getheilt. Die Kirche ist endlich doch ins Hintertreffen gekommen, obschon sie den Haupthelden stellt.

Ueberzeugen wir uns durch Betrachtung des Inhalts. Der erste Aufzug zeigt uns die Parteiungen Genfs. Es gibt dort Leute, die mit Calvin und denjenigen, die sich ihm angeschlossen, sehr unzufrieden sind. Man ist des strengen Kirchenregiments müde, das sich zum Herrn aller Handlungen und aller Meinungen der Genfer gemacht und den Libertiner Jakob Gouet sogar enthaupten ließ, weil er „gottlose" Briefe und „unsittliche" Verse geschrieben. Man hat angefangen, Leute der Opposition in den Senat zu wählen. Einer derselben ist Gaspard Favre, ein Lebemann, der, von einem Trinkgelage mit seinen Genossen nach Hause gehend, fromme Réfugiés verspottet und infolge dessen, von Tissot, dem Stadtvogt, verhaftet, eben abgeführt werden soll, als der Generalkapitän Ami Perrini mit Gefolge erscheint und ihn befreit. Perrini ist ein ehrgeiziger Kopf, der sich von Calvin lossagen und Herzog von Genf werden will. Er hat Servetо gerufen, um Calvin zu stürzen. Bei ihm findet die Zusammenkunft der Verschwörer statt, denen er den herbeigerufenen Reformator vorstellt, indem er diesen selbst zum Angriff anspornt, ihm zurufend:

Vernimm, Servetо, denn mein Anerbieten.
Gemeinsam bindet uns ein alter Haß,
Haß gegen Priesterdruck, gemeinsam hält
Die Lust der freien Lehre uns gefangen;
Drum kann auch unser Ziel gemeinsam sein:
Des Geistes Joch von dieser Stadt zu nehmen
Und einem Volk, das schier die Nacht erdrückt,
Den Tag heraufzuführen. Hier nun stehst du,
Auf deiner Stirne Zaudern, und noch nicht
Entschlossen, wie wir selbst; Michel Servetо,
Wir alle flehn dich an: O werde unser,
Genfs bester Bürger! Die Entscheidung ruft,
Und günst'ge Vögel fliegen dieser Stunde.
Des Volks erwählter Kern ist uns geneigt,
Gelockert ist der Boden, deiner Lehre
Erhabner Baum wird mächtig Wurzel schlagen,
Wenn deine Predigt in Sanct-Peter tönt.

Von allen Seiten bestürmt, willigt Servetо ein, den Kampf mit Calvin aufzunehmen.

Das geschieht im zweiten Aufzuge, den Calvin kränklich und klagend eröffnet; als er jedoch vernimmt, daß Servetо predigt, rafft er sich auf, eilt in die Kirche und vertreibt denselben. Servetо ist indessen nicht eingeschüchtert,

und von Gertrude, Perrini's Tochter, und den Getreuen dieses Hauses angespornt, beschließt er den Angriff zu erneuen. Aber noch ehe es dazu kommt, wird er gefänglich eingezogen. Perrini und die Seinen wollten das nicht zugeben, fügen sich aber, als Serveto selbst und freiwillig sich stellt.

Im dritten Aufzuge steht Serveto vor dem Gerichtshofe des Senats. Perrini und seine Gesinnungsgenossen hoffen sein Schicksal günstig wenden zu können; allein durch das Verhör und die Kreuzreden Calvin's in Hitze gebracht, geht der Reformator zu weit, indem er unter anderm erklärt:

Gott ist im Wahn und Irrthum dieser Welt
Der ew'ge Wille, den wir nicht ergründen,
Trotz alles Grübelns; Menschheit und Natur
Sind seines Wesens ungemessner Spiegel —

und später bekennt:

Ich weiß es nicht, was Offenbarung ist —

ja sogar von den Sakramenten meint:

Sie sind ein Beiwerk, das mir heidnisch scheint.

Dergleichen Anschauungen verdutzen auch seine Freunde und verschaffen dem eifernden Calvin den Sieg, so sehr den Sieg, daß Serveto zum Flammentode verurtheilt wird und das Urtheil nur mit Mühe so viel Aufschub erleidet, um es den eidgenössischen Schweizern zur Prüfung vorzulegen.

Diese Zeit des Aufschubs benutzt Calvin zu einem Versuche, Serveto im Gefängniß zu bekehren, was jedoch mißglückt; Perrini, um die Verschwörung zum Ausbruch zu bringen und sich zum Herrn von Genf zu machen, was indessen ebenfalls fehlschlägt. Ein Herumhorcher und Schleicher, ein liederlicher, käuflicher Kumpan, Druet, bringt durch seine Angebereien die Unternehmung zum Scheitern.

Im fünften Aufzuge sieht man Perrini, Favre und die andern Verschworenen sowie Serveto zum Tode führen. Gertrude Perrini, welche Serveto lieben gelernt hat, gibt sich selbst den Tod; Calvin bleibt Sieger, jedoch mit der Ueberzeugung:

Ein Neues steigt herauf, ich ahn' es wol;
Die Grenzen, die wir steckten, sind zu eng!
Vom Himmel tönt der Donner der Geschichte,
Und Flammenblitze schreiten durch die Welt,
Zu reinigen die Schwüle dieser Zeit.

Unsere Leser werden ohne Zweifel bereits aus dieser Erzählung herausempfunden haben, daß das Trauerspiel zu sehr Gedicht bleibt und die einzelnen Figuren sich nicht charakteristisch genug daraus hervorheben und plastisch gestalten. Calvin, Serveto, Perrini und die sonst handelnd auftretenden Personen gewinnen nicht rechtes Fleisch und Blut. Druet, Baudichon, Farel erhalten kein rechtes Leben, werden in ihrem Thun und Lassen nicht durchweg verständlich, wie es am Ende auch der ganze geschichtliche Hergang nicht wird. Der Verfasser setzt zu viel voraus, und bei aller Breite seines Gemäldes wird es uns doch nicht in allen Theilen begreifbar. Calvin und Serveto messen sich zu wenig, und Perrini und seine Partei haben gar keinen rechten Widerpart. Es fehlen die Concentration, der rasche, gerade Gang der Handlung, die Hauptkatastrophe. Das Ganze theilt und zersplittert sich zu sehr. Auch ist Calvin für den Sieg eigentlich gar nicht angelegt; ihm mangelt alles imposante, fulminante Wesen. Daß er schließlich sich nur behauptet, weil er dem Unterliegenden Concessionen macht, ist zwar angedeutet, aber nicht logisch motivirt. Die Scene, in der Calvin im Gefängniß Serveto bekehren will, wäre dazu geeignet gewesen, vollbringt das aber nicht, ja ist sogar eine der unbedeutendsten des Stücks.

Das Stück bekundet keine Talentlosigkeit, sondern hat, wie wir schon anfangs eingeräumt, immerhin schätzenswerthe Vorzüge: feine Bildung, gewandte Diction und ein über die theatralische Gewöhnlichkeit weit hinausreichendes Streben. Bei andauerndem Fleiß und Studium werden von Arnold Hesse eines schönen Tags ohne Zweifel Erfolge zu erringen sein. Feodor Wehl.

Theodor Storm.

Theodor Storm's Dichtungen. Ein Vortrag von E. Tempelteÿ. Kiel, Schwers. 1867. Gr. 8. 9 Ngr.

Wir können es nur billigen, wenn sich auch den mitlebenden Dichtern eine so freundliche Beachtung zuwendet, daß man ihr Charakter- und Lebensbild im Zusammenhang zu entrollen unternimmt. Die journalistische Kritik hält sich in der Regel an das einzelne Werk, das sie beurtheilt und läßt auf die frühere Thätigkeit des Dichters kaum flüchtige Streiflichter fallen. Es ist daher eine wünschenswerthe Ergänzung, wenn hin und wieder in selbständigen Vorträgen, Abhandlungen und Schriften der ganze Entwickelungsgang eines Poeten dargestellt wird, vorausgesetzt, daß es nicht in allzu einseitiger Verherrlichung, in allzu panegyrischem Ton geschieht.

Dies Verdienst hat sich Tempelteÿ um Theodor Storm erworben, einen Dichter, der im ganzen weniger bekannt ist, wenn auch seine kleinen graziösen Erzählungen auf manchen Toilettentischen zu finden sind.

Was das Biographische betrifft, so erfahren wir, daß Theodor Storm in der Stadt Husum an der Westküste Schleswigs 1817 geboren wurde:

Offenbar in guten Verhältnissen aufgewachsen und nach einer angenehm verlebten Kindheit, in der frühe der poetische Sinn des Knaben sich regte, hat er danach in Kiel und vermuthlich auf einer süddeutschen Universität die Rechte studirt und sich dann als Advocat in seiner Geburtsstadt niedergelassen. Zugleich scheint er im Verein mit seinem berühmten Landsmann Th. Mommsen germanistischen Studien obgelegen zu haben; ein schleswig-holsteinisches Volksbuch von 1844 theilt Sprichwörter in plattdeutscher Sprache, plattdeutsche Reime und schleswig-holsteinische Sagen, die beide gesammelt haben, mit. Die Erhebung der Herzogthümer 1848 fand ihn als entschiedenen Verfechter der nationalen Sache; während der Kriegsjahre trat er zugleich mit einzelnen Gedichten und Erzählungen, vorerst nur in den schleswig-holsteinischen Kalendern, vor die Oeffentlichkeit. Als die Herzogthümer vergewaltigt und die Zustände dann immer grauenvoller wurden, litt es ihn nicht länger auf dem unterjochten Boden; 1853 verließ er die Heimat und trat in preußischen Justizdienst. Danach hat fast jedes Jahr dem lesenden Publikum einige Storm'sche Erzählungen beschert. Als 1864 die Preußen in Schleswig einrückten, wurde

er, ich glaube als Landvogt, nach Husum zurückberufen; seine Gattin, die treue Genossin des Exils, ist ihm vor kurzem dort durch den Tod entrissen worden.

Theodor Storm hat sich als Novellist und Lyriker bekannt gemacht. Tempeltey gibt eine genaue Analyse seiner Erzählungen, über denen allen ein unsagbarer Gefühlsduft schwebt und die im ganzen nicht weit über das lyrische Situations- und Stimmungsbild hinausgehen. Mit Recht sagt Tempeltey, daß ihm das Lob meisterhafter Miniaturmalerei nicht bestritten werden kann. Seinen ersten und nachhaltigen Erfolg errang er mit der Erzählung „Immensee", deren Thema, nachher von ihm in vielfachen Variationen wiederholt, die unglückliche Liebe ist. In „Angelika", „Drüben am Markt", „Abseits", im Märchen „Hinzelmeier" — überall unglückliche Liebe und ein einsames Alter. Ein elegischer Grundton ist in diesen Erzählungen unverkennbar. Die Märchen: „Der kleine Häwelmann", „Die Regentrude", „Bulemann's Haus", „Der Spiegel des Cyprianus", die am meisten ausgeführte Erzählung: „Auf der Universität", in welcher das Elegische in das Tragische übergeht; die Erzählungen: „Auf dem Staatshof", „Im Schloß", „Veronica", „Späte Rosen", „Ein grünes Blatt" u. a. werden von Tempeltey ziemlich eingehend analysirt. Bei allem Wohlwollen hebt er doch hervor, daß das Talent Storm's in einer Erzählung hart an Manierirtheit streift. Wir glauben dies öfter zu bemerken. Es hängt dies, was unser Commentator nicht genugsam betont hat, mit der Monotonie der Erfindungen und Stimmungen zusammen; denn wer fortwährend dasselbe Thema variirt, wird entweder durch eine gewisse Gleichartigkeit ermüden, oder durch Seltsamkeiten zu fesseln suchen. Hierzu kommt, daß derartigen Stimmungsbildern eine gewisse Vermischung der dichterischen Gattungen zu Grunde liegt. Es sind Erzählungen, aber ohne epischen Stil und Ton. Die Gestalten schälen sich nicht klar ab aus den Hüllen des Gemüthslebens zu jener greiflichen Existenz, wie sie das Epos verlangt; sie sind im wesentlichen nur die Träger lyrischer Stimmungen; das Gemüth überwiegt die Gestalt. Man mag ihm mit Tempeltey nachrühmen, daß er mit geringem Aufwand darstellender Mittel seinen Persönlichkeiten wie seinen Naturschilderungen ein charakteristisches Gepräge zu geben weiß, daß ihm die Verschmelzung der beseelten und elementaren Welt in hohem Grade gelingt, daß er in der Zeichnung des Details realistische Anschaulichkeit bewährt und durch das Stimmungsvolle des Gemüths einen musikalischen Zauber übt — wir können in dem Ausspruch Tempeltey's, daß Storm dem Herausmeißeln der ganzen Gestalt, wie manche Schriftsteller es lieben, abhold sei, gegenüber einem Novellisten mehr einen Tadel als ein Lob finden. Nicht als ob wir jener schlechten Art der Beschreibung das Wort reden wollten, welche uns photographische Steckbriefe der in die Handlung eingreifenden Persönlichkeiten entwirft; doch für den Epiker genügt es ebenso wenig, uns eine Gestalt nur durch ihre innere Empfindungswelt malen zu wollen.

Theodor Storm's Naturell ist daher in Wahrheit ein lyrisches, obgleich der Lyriker geringern Anklang gefunden als der Novellist, der doch nur ein verkleideter Lyriker ist. Seine Vorzüge sind hier von Tempeltey richtig gewürdigt; sie bestehen in der kurzen Andeutung der Situationen, im Hervorheben einzelner prägnanter Momente, in der Vollendung des Bildes durch wenige Striche, durch ein paar decente Farbentöne. Er schafft in der Lyrik vollberechtigte Stimmungsbilder, aber auch ansprechende Natur- und Genrebilder. Ein anmuthiges Landschaftsbild ist z. B. „Abseits":

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Grabermale;
Die Kräuter blühn; der Heidduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen Schindelhaus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Daß auch ein nationaler Hauch, ein Odem lebendiger Vaterlandsliebe durch Storm's Dichtungen weht, bewiesen einzelne patriotische Gedichte, welche der schleswig-holsteinischen Sache gewidmet sind. Storm's Muse gewinnt in denselben sogar einen ihr sonst fremden, an das Pathetische streifenden Vollklang. So in dem Aufruf, den er im Jahre 1863 nach dem Tode des Königs von Dänemark an die Todten von Idstedt richtet, ein zweites Leben zu wagen. Düppel und Alsen haben auf diesen Appell des Dichters jetzt hinlänglich geantwortet; gleichwol behält das Gedicht als Ausdruck einer geschichtlichen Stimmung seinen vollen Werth:

Nicht Kranz noch Kreuz; das Unkraut wuchert tief;
Denn die der Tod bei Idstedt einst entboten,
Hier schlafen sie, und deutsche Ehre schlief
Hier dreizehn Jahre lang bei diesen Todten.

Und dreizehn Jahre litten Jung und Alt,
Was leben blieb, des kleinen Feindes Tücken
Und konnten nichts, als, stumm die Faust geballt,
Den Schrei des Zorns in ihrer Brust ersticken.

Die Schmach ist aus; der ehrne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Todtenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten.

Die Erde dröhnt; von Deutschland weht es her,
Mir ist, ich hör' ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um endlich alle Schande zu verschlingen! —

Thörichter Traum! Es klingt kein deutsches Lied,
Kein Vorwärts schallt von deutschen Bataillonen.
Wol dröhnt der Grund, wol naht es Glied an Glied;
Doch sind's die Reiter dänischer Schwadronen.

Sie kommen nicht. Das londoner Papier,
Es wiegt zu schwer, sie wagen's nicht zu heben.
Die Stunde drängt. So helft, ihr Todten hier!
Ich rufe euch, und hoffe nichts vom Leben.

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer.

Tambour, hervor aus deinem schwarzen Schrein!
Noch einmal gilt's, das Trommelfell zu schlagen;
Soll euer Grab in deutscher Erde sein,
So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen! —

Ich ruf' umsonst; ihr ruht auf ewig aus;
Ihr wurdet eine duldsame Gemeinde.
Ich aber schrei' es in die Welt hinaus:
Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde!

Wir wünschten ähnliche kleine Monographien wie die Tempelteh'sche über andere zeitgenössische Dichter zu erhalten; sie können nur dazu beitragen, den Sinn für die gleichzeitige Poesie zu beleben, indem sie die an das Einzelne zersplitterte Theilnahme des Publikums auf die Summe eines geistigen Wirkens lenken.

Rudolf Gottschall.

Aus dem Luftreiche.

Was in der Luft vorgeht. Populäre Vorträge über Luftdruck, Luftschiffahrt und Meteorologie, mit Berücksichtigung der Höhenverhältnisse der verschiedenen Länder. Von J. Felisch. Mit einer Regen- und Windkarte. Berlin, Springer. 1866. 8. 20 Ngr.

Die vorliegende Schrift ist eine Summe von elf Vorträgen über Gegenstände, die im Titel schon ganz genau bezeichnet sind. Die Behandlung des Stoffs zeichnet sich durch eine ansprechende Lebendigkeit der Sprache aus. Der stramme Katheder ton ist nirgends zu verspüren, im Gegentheil läßt sich der Verfasser oft etwas gehen mit munterm Scherz und muthwilligem Spott. Dennoch wird der Leser gefesselt und fühlt den Ernst der Belehrung überall durch. Ist der Verfasser nun auch in manchen Punkten etwas gar kurz und leicht fertig, so kann man ihm doch nie den Vorwurf der Oberflächlichkeit machen, er besitzt offenbar auch da ein gründlicheres Wissen, wo er es nicht für rathsam hält, tiefer einzugehen.

Aus den Vorträgen über die Geschichte der Luftreisen, welche bis auf die Gegenwart reicht, wollen wir hier eine kleine Probe von der wissenschaftlichen Fahrt geben, welche im August 1862 in England von Glaisher unter Leitung des Luftschiffers Coxwell ausgeführt wurde. Bis zu 3000 Fuß ging die Fahrt langsam durch eine dicke Wolkenschicht:

Plötzlich aber klärte sich die Atmosphäre auf, und nun dehnte sich das Gas im Ballon so rasch aus, daß sie mit rasender Schnelligkeit in die Höhe fuhren. Als sie eine Höhe von 14000 Fuß erreicht hatten, warfen sie Tauben aus, um ihren Flug zu beobachten; aber die Tauben fielen wie ein Stein abwärts. Der Ballon stieg immer höher. Als sie bis zu einer Höhe von 5 englischen Meilen oder 23670 Fuß gekommen waren, eine Höhe, wie sie noch nie ein Mensch erreicht hatte, fühlte sich Glaisher fast ganz erblindet und verlor das Bewußtsein. Der letzte Thermometerstand, den er beobachtet hatte, war 10° R. unter Null. Während der Ballon noch weitere 10 Minuten stieg, blieb Coxwell noch bei Bewußtsein und berechnete die Höhe auf 6 englische Meilen oder 28500 Fuß. Nun spürte aber auch er Anwandlungen von Ohnmacht. Er wollte die Klappe öffnen, ward aber zu seinem Schrecken gewahr, daß er keinen Finger bewegen konnte. Schnell gefaßt, packte er die Schnur, welche die Klappe am Ballon öffnete, mit den Zähnen. Das Gas entwich langsam und der Ballon begann allmählich zu sinken, worauf Glaisher wieder zu sich kam und seine Instrumente benutzen konnte. Ein selbstregistrirendes Thermometer zeigte ihnen, daß sie zu einer Kälte von 20° R. unter Null vorgedrungen waren. Eine Flasche mit Wasser war in der That vollständig zugefroren und thaute erst nach einer Stunde auf. Coxwell's Hände waren ganz schwarz unterlaufen. Merkwürdig ist, daß sie bei der enormen Höhe, die sie erreichten, doch die leichten Federwolken (Cirri) noch in großer Höhe über sich schweben sahen. Uebrigens ging die Fahrt gut von statten, und sie landeten glücklich auf einer Wiese.

Von den beiden spätern Fahrten, welche Glaisher 1863 und 1864 unternommen hat, ist nur andeutend die Rede, dagegen wird mehr Aufmerksamkeit auf seine interessanten Beobachtungen gerichtet. Bei heiterm Himmel ist die Abnahme der Wärme bei dem Wachsen der Höhe viel rascher als bei bedecktem Himmel, eine Wahrnehmung, welche den Gesetzen der strahlenden Wärme genau entspricht. Die Fortpflanzung des Schalls ist dann ebenfalls merkwürdig verbessert, sie hörten in einer Höhe von 21879 Fuß das Rollen eines Eisenbahnzugs noch ganz deutlich. Im Spectrum des Sonnenlichts fehlten die charakteristischen dunkeln Linien gänzlich; der Einfluß der Atmosphäre auf dies interessante Farbenbild war also schon ganz ausgetilgt.

Dem Winde redet der Verfasser sehr das Wort und meint, daß man ihm unrecht thue, wenn man ihn für launenhaft halte, denn er handle nach ganz festen Principien, die man zum Theil schon ganz genau kenne.

Dove hat in neuerer Zeit dem Winde am besten in die Karten gesehen. Freilich vor diesem haben ihm auch andere kluge Leute schon manches abgelauscht. Der älteste von diesen ist Aeolus. Das ist freilich eine mythische Person, von der man nichts Sicheres weiß. Es werden im Alterthum drei verschiedene Aeolus genannt, die oft vermengt werden. Unser Aeolus also soll ein König auf einer der Liparischen oder Aeolischen Inseln bei Sicilien gewesen sein. Die Sage erzählt, er sei sehr fromm und gefällig gegen Fremde gewesen, habe den Gebrauch der Segel gelehrt und aus dem Nebel und Rauch jener vulkanischen Insel Wind und Wetter vorausgesagt. Er war also darin Dove's Vorgänger. Damals gab es aber noch keine Vereine, in denen Vorträge für jedermann gehalten wurden und worin jeder die Gründe zu solchen Voraussagungen erfahren konnte. Darum erfuhren auch die Leute dergleichen nicht, und deshalb meinten sie, der Aeolus habe die Winde in seiner Gewalt und könne sie beliebig loslassen und einsperren. So wurde er später zum Gott der Winde gemacht und sollte nun ein Sohn des Jupiter oder des Neptun sein.

In ähnlicher scherzhafter Weise spricht der Verfasser dann auch von der Zusammenkunft des Odysseus mit Aeolus, wie jener von diesem einen Sack voll Wind zu beliebigem Gebrauch erhalten habe, und meint, daß Dove

den Schiffern einen solchen Sack nicht schenken könne, dafür aber Regeln, welche noch viel höher in Anschlag zu bringen seien. Er geht dann zu den Ursachen der Winde und zu den Gesetzen ihrer Bewegung über und kommt so auf das Dove'sche Drehungsgesetz der Winde und der Stürme. Daran schließt sich die Betrachtung des Windes als Wasserträger. Der Verfasser gibt überall längst Bekanntes, aber seine muntere Sprache zieht doch an und man schenkt ihm gern die Aufmerksamkeit. Wir wollen davon nur noch das Schlußwort zur Mittheilung bringen:

So kann wol in den Ländern der gemäßigten Zone, welche die Polar- und Aequatorialströme sich zum Kampfplatz auserkoren haben, in diesen und jenen Gegenden ein totaler Miswachs vorkommen und — wenn solches Land von allen Verkehrsmitteln mit andern Ländern abgeschlossen wäre — auch eine zerstörende Hungersnoth; im ganzen aber findet immer eine Ausgleichung statt. Wo dem einen Lande zu wenig gegeben ist, hat dafür das andere Ueberfluß empfangen, und wenn sie einander aushelfen, so leidet keines Noth. Je mehr daher die Verbindung unter einzelnen Ländern gefördert, gute Bahnen und schnelle Transportmittel hergestellt und friedliche Verhältnisse gesichert werden, desto weniger wird man von der Geisel früherer Zeiten, von Hungersnoth, von Theuerung und Seuchen zu fürchten haben. Aber die Eisenschienen und die Dampfschiffe allein thun es nicht; vor allem muß der Verkehr der einzelnen und der ganzen Völker durchdrungen werden von der Liebe, die der Mahnung des Apostels folgt: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes."

Man sieht, der Verfasser kann auch ernst gestimmt werden und sagt dann beherzigenswerthe Wahrheiten. Er spöttelt gern und bewegt sich am liebsten in einer heitern Anschauung des Lebens, aber er wird doch nie ungerecht oder zum Sklaven seines Witzes. Der Zweck, den Volksglauben im Fache der Natur auf die richtige Bahn zu bringen und ihn vor Aberglauben zu bewahren, steht ihm immer klar vor der Seele, auch hat er die Mittel zur Erreichung desselben stets gut gewählt. Wir wünschen ihm daher einen großen Leserkreis und können die Hoffnung und den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verfasser bald wieder Gelegenheit finden möge, auch in andern Gebieten seine populären Vorträge fortzusetzen.

Heinrich Birnbaum.

Ein naturalistischer Philosoph.

System des Naturalismus. Von Eduard Loewenthal. (Separat-Ausgabe. Mit zahlreichen Zusätzen zur Fassung der fünften Auflage des Gesammtwerks: „System und Geschichte des Naturalismus" und einem neuen Anhang.) Dresden, Selbstverlags-Expedition des kritisch-literarischen Instituts. 1867. 8.

Die vorliegende Schrift Loewenthal's, der bekanntlich der Gründer der „Cogitantengemeinde" ist, erscheint zwar in der Gestalt einer kurzgefaßten und abgeschlossenen Systematik, hat aber dabei einen stark polemischen und reformatorischen Zug.

Der Naturalismus hat in unserer Philosophie bereits einen principiellen Vertreter; es ist dies Ludwig Feuerbach. Indem er zur Grundlage seines neuern philosophischen Systems das „concrete Sein" machte und „die Substanz" Spinoza's in die „Natur" auflöste, stellte er sich ganz auf den Boden des Naturalismus.

Daß zwischen diesem und dem Materialismus indeß noch eine weite Kluft besteht, das zeigt auch die heftige Polemik, mit der Loewenthal die Vertreter des Materialismus, die Stoff und Kraft-Philosophen angreift. So sagt er an einer Stelle:

Wer an eine selbständige Anziehungskraft, an eine Centrifugal- und Centripetalkraft glaubt, wie selbst unsere modernsten Naturforscher à la Vogt, Moleschott und Büchner, der steht im Princip für uns immer noch auf demselben Standpunkte des Wissens wie der Fetischdiener, welcher den Gang des Weltgetriebes der angeblichen Willenskraft seines Oelgötzen zuschreibt. Wir dürfen als Denkende mit keinerlei geheimen Kräften rechnen, auf dem Gebiete des Wissens so wenig wie auf dem Gebiete der Moral, auf diesem so wenig wie auf jenem.

Eine Kraft gibt es nicht, heißt es weiterhin. Vielmehr wird als Kraft gewöhnlich ein stofflicher Effect bezeichnet, dessen Ursache man nicht kennt. Eine Kraft bezeichnet stets den Grenzpfahl des Wissens eines diese Ausdrücke gebrauchenden Gelehrten. In der That wissen die Materialisten nicht, daß sie mit ihren „Kräften" sich gerade im Reich der barsten Abstractionen bewegen, denen von ihnen eine weltschöpferische Thätigkeit beigelegt wird. Dagegen verfällt der Naturalismus mit dem Materialismus in denselben Fehler; beide ignoriren die Genesis der menschlichen Erkenntniß und begnügen sich mit den Annahmen des Sensualismus. Das ist auch in unserer Schrift die Quintessenz der „Lehre vom Selbstsein und Selbstbewußtwerden des individuellen Seins", von der „Entstehung des Denkens". Wenn der Autor uns das Denken als den Regulirungsproceß der Wechselbeziehungen zwischen der äußern Gesammtbeharrung, der individuellen Selbstbeharrung und der verschiedenen Beharrungsformen unter sich definirt, so erwächst aus dieser Erklärung selbst für den, der dem Gedankengang und den frühern Definitionen des Autors gefolgt ist, keine Klarheit. Wenn das alles so leicht abzumachen wäre, wie es hier den Anschein gewinnt, wenn man durch natürliche Anschauungen, Eindrücke, Beharrungseffecte, Complexe von Eindrücken, mittelbaren Gesammtwahrnehmungen u. s. w. über den Berg käme, dann hätten freilich unsere größten Denker, wie Kant, sich vergeblich abgemüht, den Proceß des Denkens kritisch zu analysiren, oder, wie Herbart in seiner „Psychologie", die Bildung der Vorstellungsreihen mit einer fast mathematischen Exactheit zu bestimmen.

Das vierte Kapitel bespricht die Ethik und Politik: die einzelne und gesellschaftliche Selbstbeharrung und die combinirte Selbstbeharrung. Im Anhang wendet sich der Autor gegen das „Sacramentum attractionis" oder „des heiligen Newton heiliges Mysterium der Anziehungskraft". Uns hat an der kleinen Schrift weniger der systematische Aufbau interessirt, als viele einzelne geistvolle Gedanken und praktische Wendungen von reformatorischer Tendenz.

Dergleichen kleine Excurse finden sich in der natura-

listischen Staats- und Rechtswissenschaft. Die Straftheorie wird auf neuer Grundlage begründet. Es ist nicht zu verkennen, daß das Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafe etwas Irrationales hat. Loewenthal räumt der Freiheitsstrafe nur ein Recht ein, wenn eine persönliche Vergewaltigung vorliegt; Geldstrafe oder Schadenersatz gilt ihm dann angemessen, wenn das Bedürfniß possessorischer oder vermögensrechtlicher Sicherung die Strafgesetzgebung veranlaßt hat. So erklärt er sich gegen die Schuld- und Wechselhaft als einen strafbaren „Exceß" der possessorischen Nothwehr:

Ueber die Schuld- und Wechselhaft hat die Zeit schon gerichtet. Sobald der Staat als Garant der persönlichen Freiheit einen Schacher mit derselben seitens der Nichtbesitzenden, und ein schnödes Spiel mit derselben seitens erbitterter Gläubiger zuläßt und privilegirt, entzieht er sich seine eigene Stütze, reizt selbst zum Hasse und Verachtung gegen seine eigenen Organe, die jenes Treiben autorisiren und sich zu Vollstreckern desselben hergeben. Endlich verliert der Staat dadurch das Vertrauen als Garant der persönlichen Freiheit und als Förderer und Wahrer echter Menschenwürde.

Die Menschenjagden in großen Städten, veraulaßt von rohen Gläubigern und ausgeübt von staatlich autorisirten Gerichtsvollstreckern, sind wie darauf angelegt, die Autorität und Würde des Staats in der Wurzel zu untergraben und zu vernichten, indem dieser letztere einzelne Private mit seinen schwersten Straf- und Autoritätsinstrumenten willkürlich spielen läßt. Denn daß die Haft für eine Geldschuld ganz denselben Effect und Inhalt hat wie die Haft für Raub und Todtschlag, bedarf nicht erst einer Versicherung.

Aehnlicher Ketzereien macht sich unser Autor auf dem Gebiete der Naturwissenschaften schuldig. So erklärt er sich gegen die Spectralanalyse und deren Resultate, insweit dieselbe durch Zersetzung des Lichts Auskunft darüber geben will, aus welchen Stoffen die Sonne, die Nebelflecke im Orion u. dgl. bestehen. Er sagt:

Die Sonnenstrahlen sind an sich nicht Licht- und Wärmestrahlen, sondern was man Sonnenstrahlen nennt, ist nichts als eine Strömung, welche von der unserer Erde gegenüber diametralen Moleculatbewegung der Sonnenatmosphäre herrührt und welche allerdings dem Reflexbewegungseffecte, der als die stoffliche Transparenz des Lichts zur Erscheinung kommt, eine bestimmte vorherrschende Richtung verleiht. In dieser Weise allein ist auch der Effect des Brennglases zu erklären. Die Spectralanalyse ergibt daher nicht Stoffe, welche die Sonne ausstrahlt, wie Herr von Littrow nebst den heidelberger Physiologen komischerweise annimmt, sondern nur die Stoffe der betreffenden Stoffregion, also für uns die unserer Atmosphäre, oder für die heidelberger Spectralanalytiker und „Sonnenbrüder" die ihres eigenen Dunstkreises.

Seine originellen astronomischen Anschauungen spricht der Autor in folgender Weise aus:

Fixsterne im eigentlichen Sinne des Worts gibt es nicht. Denn auch die Fixsterne sind Wandelsterne im Zustande der höchsten Expansion (Glühhitze). Sie bewegen sich um sich selbst, aber auch vorwärts, und zwar in mehr oder weniger gerader Linie von Ost nach West. Die sie umkreisenden Planeten folgen mit. Auch unsere Sonne bewegt sich bekanntlich ungefähr zwei Meilen in der Secunde nach dieser Richtung und zieht ihren Planetenkreis mit sich. Es ergibt sich hieraus die Richtung des Hauptstroms der sphärischen Moleculatbewegung. Die Sonnen oder sogenannten Fixsterne sind nur die dem Expansionseffect, hauptsächlich der Elektricität nach präponderirenden, d. h. die jeweilig im höchsten Expansionszustand befindlichen Planeten innerhalb einer Gruppe. Kommen sie allmählich in den Zustand der Condensation zurück, so tritt der zunächst an der Reihe befindliche Planet in das höchste Expansions-, d. h. in das Sonnen- oder sogenannte Fixsternstadium, und die vormalige Sonne beginnt allmählich zu erlöschen.

Jedenfalls enthält Loewenthal's Schrift neben vielem Paradoxen auch viel Anregendes und hat manche Einseitigkeiten des materialismus vulgaris durch eine tiefere Fassung glücklich überwunden. 17.

Die Freundin eines Kaisers.

Am Theetisch einer schönen Frau. Erinnerungen an den Kaiser Alexander I. Gesammelt von Elise Polko. Berlin, A. Duncker. 1866. Gr. 16. 27 Ngr.

Mit dem Material zu den vorliegenden Erinnerungen hätte ein Mann kaum etwas anzufangen gewußt; in der Hand einer Dame aber erhält auch oft das Unbedeutendere Werth, und wenn sie wie Elise Polko zu erzählen versteht, so gestaltet sich das Ganze zuletzt zu einem leichten, lieblichen und ganz anmuthenden Bilde. Die Dichterin erzählt uns das Freundschaftsverhältniß des Kaisers Alexander mit einer jungen deutschen Frau; sie versteht demselben eine durchaus zarte und reine Seite abzugewinnen und das Verhältniß des Kaisers zu seiner Nachtigall, wie er selbst sie zu nennen pflegte, mit einem eigenthümlichen poetischen Reize zu umkleiden. Der Kaiser lernte die junge Frau in Petersburg kennen, ward gefesselt durch ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit und ihren Gesang, sah sie hernach wieder auf dem Wiener Congreß, später nochmals in Petersburg, nachdem die Befreundeten vorher zwei Tage „voll unverwelklicher Poesie, voll Duft und Glanz" in Heidelberg miteinander verbracht haben. Die Freundin überlebte lange Jahre den Kaiser; sie lebte bei Dresden in stiller Zurückgezogenheit dem Andenken desselben. Neues über ihn bringt das Büchlein nicht, auch durchaus nichts Besonderes über Petersburg oder Wien. Es ist gewissermaßen in dem Geiste der befreundeten Seelen geschrieben, denen ein Sehen, ein Begegnen, ein flüchtiges Berühren wichtiger war als alle Ereignisse der großen Welt. Die Freundin hat viele Jahre später oft behauptet, „daß sie nie mit einem Manne bedeutendere Gespräche geführt als mit ihrem hohen Gaste", aber den Inhalt, der gewiß jeden interessiren würde, gibt sie nur im allgemeinen an; die junge Frau mit ihrer fast „philosophischen Weltanschauung" und der Kaiser mit seinen religiösen Grübeleien mögen gewiß ebenso fesselnd über die höchsten Dinge wie über Politik und Kriegsjahre gesprochen haben: wir erfahren aber von all den Gesprächen nur die Ueberschrift. Leider sind auch die bedeutungsvollern Briefe verbrannt und nur die höchst unbedeutenden, die Elise Polko gewissenhaft mittheilt — Anmeldungen zum Thee u. s. w. — sind erhalten. Ueber den Charakter des Kaisers, über sein Verhältniß zu seiner Mutter, seiner Gemahlin und seinen Brüdern enthält die Schrift einige Mittheilungen, die, ohne gerade neu zu sein, durch die Art, wie sie gegeben werden, des Beifalls gewiß sein können. Mit besonders

lebendigen Farben ist ein Maskenfest in Petersburg und der Sommeraufenthalt in Peterhof geschildert. Nicht ohne Interesse sind die kurzen Notizen über Elisabeth Kulmann, erheiternd die Erinnerung an eine bekannte deutsche Schriftstellerin, die durch die Freundin dem Kaiser vorgestellt werden wollte, sogar zu den Theestunden à trois Zugang wünschte, endlich in Peterhof als Zingare erschien und sich oft nachher noch rühmte, sie habe damals alle Damen überstrahlt durch einen ebenso eigenthümlichen als poetischen Schmuck, „nämlich eine Schar von Johanniswürmchen, die sie in ihr gelöstes Haar gestreut haben wollte"! Wir denken, daß die kleine Schrift sich mehr noch durch Darstellung als durch Neuheit des Inhalts besonders Freunde unter den gebildeten Damen erwerben wird.

A. Freiherr von Loën.

Feuilleton.

Bauernfeld und Nikolaus Lenau.

Bauernfeld gibt in dem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" interessante Mittheilungen über wiener literarische Persönlichkeiten, namentlich auch über seinen Verkehr mit Nikolaus Lenau. Wir entnehmen denselben folgende charakteristische Stellen:

„Mit Niembsch war ein eigener Verkehr. Er war durchaus nicht ungesellig, und zeitweise auch zu Scherz und Possen aufgelegt, wie wir andern Sterblichen; aber mitten in der Fröhlichkeit, im Gasthause oder sonst, verstummte er plötzlich, stierte in die Luft oder ins Trinkglas, in sich versenkt — oder er fuhr auf, wendete sich an mich oder sonst einen Freund: «Bruder, wollen wir nicht lieber ein zusammenhängendes Gespräch führen?» Bisweilen gingen wir auf seine Wünsche ein, und Literatur wie Politik wurden wol bis in die tiefe Nacht hinein durchgesprochen; waren wir aber nicht in der Stimmung, lachten über seine Anforderung und fuhren fort, Witze zu machen, so ließ er es geschehen und konnte herzlich mitlachen. Unter seine nähern Freunde gehörte auch Dessauer, dessen melancholische Lieder ihn besonders anzogen, wie der dichterische Alexander Graf von Würtemberg. In Dessauer, auch meinem alten Freunde wie dem Ihrigen, fand Nikolaus Lenau zugleich eine Natur, die ihm zusagen mußte, das ihm ähnliche, innige und sinnige Element; beide waren zum Grübeln geneigt, schwärmten philosophisch und musikalisch miteinander — nur daß der Compositeur den häufig wilden und brausenden Poeten durch das Zarte, Weiche, beinahe Weibliche, das in seinem Wesen liegt, nicht selten glücklich zu beschwichtigen verstand. Alexander von Würtemberg war einer der feurigsten Verehrer Nikolaus Lenau's, ihm zugleich in manchem pathologischen Zuge verwandt. Man kann sagen, daß die beiden Dichter schon in der Jugend den Keim des Todes in sich trugen. Alexander litt an einem dumpfen, fast unaufhörlichen Kopfschmerz. Bei Tische klagte er mir eines Tags, daß ihn sein Leiden heute besonders quäle. Er habe nun einmal das «Wespennest» im Haupte! Ich hielt das für eine Redefigur, wurde aber allen Ernstes belehrt, daß sich umfängliche und wirkliche Wespen in dem Kopfe des schwäbischen Grafen angesiedelt, so gut wie die Poltergeister im Hause des gemüthlichen Justinus Kerner frei ein- und ausgehen mochten. Ich nahm die Aufklärung über die Wespen schweigend hin, ohne mir einen Witz darüber zu gestatten, da auch Nikolaus Lenau an das Wespennest seines Freundes unbedenklich zu glauben schien.

„Beiden Männern wohnte eine besondere Zartheit des Gemüths inne. Ich erinnere mich, daß sie, als ich in einem literarischen Kreise mein Lustspiel: «Der Vater», vorlas, der muntern und leichten Arbeit zwar im ganzen ihren Beifall nicht versagten, allein gewisse sittliche Bedenken äußerten über die Figur einer koketten Putzmacherin, welche von dem Herrn Papa den Auftrag erhält, seinen Neuling von Söhnchen gewissermaßen zur Liebe vorzubereiten. Wie würden die strengen Moralisten erst in Schrecken gerathen sein über die dramatischen Erzeugnisse unserer Tage, so des Monsieur Dumas üls und eines Victorien Sardon! Ein anderes meiner Lustspiele: «Industrie und Herz», fand mehr Gnade vor den Augen meines rigorosen Freundes; er erbat sich sogar das Manuscript, um es in einer ihm besonders nahestehenden Familie vorzulesen.

„Niembsch liebte ernstes Gespräch, und was er selber zur Unterhaltung beitrug, war nie ohne Bedeutung, sowol dem Inhalte als dem Ausdrucke nach. Seine Lieblingslektüre war übrigens mehr eine philosophisch-theologische, als die historische oder poetische. Ich zweifle beinahe, ob er Shakspeare und Goethe genau und in allen ihren Werken kannte. Zu «Savonarola» machte er wol ziemlich ausführliche historische Studien, aber auch theologische, die ihn überwältigten, sodaß ihm die geschichtlichen Gestalten in ein gewisses mystisches Dunkel gehüllt, wie im Hohlspiegel, vors Auge traten. Er wurde ernstlich böse, als ich ihn vor der gefährlichen Mystik und insbesondere vor dem Umgang mit einem schwedischen Theologen warnte, mit welchem er sich in die Irrgänge der Scholastik zu vertiefen liebte. «Das verstehst du nicht» — brauste er auf — «da für bist du zu leichtsinnig!» — «Und du, lieber Freund, etwas zu schwerfällig, um das helle Leben der Mediceer naturgetreu zu schildern. Du hast nur deine Symbole im Kopfe, dir fehlt der eigentliche historische Blick und Sinn, wie er zum Beispiel unserm Freunde Auersperg innewohnt.»

„Nikolaus Lenau sah mich groß an. «Du magst vielleicht recht haben, Bruder», sagte er nach einigem Nachdenken, «da ein jeder Vogel singt nach seinem Schnabel.»

„Unter seine Lieblingsschriftsteller gehörte Franz von Baader, dessen Ausspruch: «Beim Teufel seien Licht und Wärme getrennt, er sei kaltes Licht und finstere Wärme» — er nicht oft genug citiren konnte.

„Nikolaus Lenau's Lebensweise war in keiner Hinsicht zu loben. Er lag halbe Tage im Bette, rauchte die stärksten Cigarren ohne Unterbrechung, trank schwarzen Kaffee dazu, was ihm, da er auch niemals freiwillig Bewegung machte, nach und nach die Eßlust gänzlich benahm. Goethe's Ausspruch in der «Pandora»:

> — Aller Fleiß, der männlich schätzenswertheste,
> Ist morgendlich —

hatte unserm Freunde wol niemals vorgeschwebt, der es nur liebte, bei nervenanspannender Nachtwache seine Phantasie walten zu lassen, in welcher die Zigeuner und ausgebalgten Katzen die Stelle der Rosen von Anastasius Grün vertraten; auch wurden die gewuchtig klingenden Verse nicht immer mit Leichtigkeit auf dem poetischen Amboß geschmiedet. Nichts ist gefährlicher als ein allzu glänzender Erfolg, und Achim von Arnim's Bemerkung: «Das eigene Werk und die eigene Kunst gibt Ueberdruß: jenes, wenn es fertig und zu steigender Erfindung verpflichtet, diese, wenn wir über sie sprechen sollen» — ließ sich vollkommen auf Nikolaus Lenau anwenden. Er wollte sich mit jedem neuen Werke überbieten — das ließ ihn nicht zu Ruhe und Rast kommen; er duldete keinen Einspruch gegen irgendeine seiner Schöpfungen, vertheidigte seine poetischen Kinder, auch die minder gerathenen, wie die Löwin ihr Junges, und so mußte

auch die Art und Weise, in welcher sich Menzel und Gutzkow über seinen «Faust» aussprachen, ihn gelinde in Verzweiflung bringen."

Literarische Notizen.

Von Heinrich Heine's „Sämmtlichen Werken" (Hamburg, Hoffmann u. Campe) erscheint jetzt eine billige Auflage, von welcher die sieben ersten Lieferungen vorliegen. Sie enthalten die „Reisebilder" und „Englische Fragmente". Die Ausgabe ist auf 18 Bände berechnet; die Correspondenz Heine's wird nicht mit aufgenommen werden. Die Verlagsbuchhandlung ist der Ansicht, daß eine billige Ausgabe von Heine's Werken schon lange ein allseitig lautgewordener Wunsch sei, da Heine so recht bestimmt ist, das Gemeingut des deutschen Volks zu werden.

In demselben Verlag ist der siebente und achte Band von Friedrich Hebbel's „Sämmtlichen Werken" erschienen, welcher die Gedichte dieses Autors und die poetische Erzählung „Mutter und Kind" enthält. Aus dem Nachlaß des Dichters werden hier einige neue, bisher unbekannte Gedichte mitgetheilt.

Von dem „Paris Guide" ist ein zweiter Band erschienen, von noch größerm Volumen als der erste. Dieser zweite Band enthält meistens Sittenschilderungen und Skizzen des pariser Lebens.

Shakspeare's „Sonette" üben jetzt einen verlockenden Zauber auf unsere Uebersetzer, während sie früher als ein crux interpretum möglichst vermieden wurden. Nach den vortrefflichen Uebersetzungen von Jordan und Bodenstedt ist nicht nur eine neue von Karl Simrock (Stuttgart, Cotta, 1867) erschienen, sondern es liegt auch wiederum ein Bändchen der „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1867) vor, welches eine Uebersetzung derselben von F. A. Gelbcke bringt.

Der zweite Band von Eugen Labes' Anthologie.

Die „Charakterbilder der deutschen Literatur nach Vilmar's Literaturgeschichte geordnet mit Rücksicht auf die neueste Auflage der Handbücher von Schaefer und Werner Hahn. Ein Buch für Gebildete u. s. w. Von Eugen Labes" bezeichneten wir als eine altdeutsche Anthologie in neudeutscher Sprache (vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1866), weil dieses Buch eine Blumenlese aus altdeutschen Dichtungen nicht in Originaltexten, sondern in Uebersetzungen brachte. Ein zweiter Band ist jetzt gefolgt (Jena, Hermsdorf, 1867) und enthält Stücke aus „Werken der deutschen Literatur in neuhochdeutscher Sprache". Der Herausgeber macht folgende Abtheilungen: „I. Die Periode des Ringens einer neu hereinbrechenden Zeit mit der alten 1500—1624"; „II. Neue Zeit. Verschmelzung des Deutschchristlichen mit dem Fremdländischen 1624—1720"; „Die Zeit der Vorbereitung einer neuen Selbständigkeit 1720—48"; „Zweite classische Periode. Von Klopstock's Auftreten bis zu Goethe's Tode. 1745—1832." Die Texte aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind nicht immer gleichmäßig behandelt; öfters ist der moderne Apostroph angewendet, wo er gar nicht hingehört. Die Auswahl ist sicher schwierig gewesen, weil es galt, aus einer überaus großen Menge von Dichtungen charakteristische Proben zu geben und doch sich in Rücksicht auf den Raum eines einzigen Bandes möglichst zu beschränken. Mit Recht hat Labes aus Dramen nur solche Stücke ausgehoben, die mehr oder minder abgeschlossen sind (wie Monologe u. dgl.). Vermißt wird die bibliographische Anführung der benutzten alten oder neuern Ausgaben; doch ist dies eine Anforderung, welche nach dem Vorgange von Wackernagel und Goedeke an jeden Herausgeber einer Anthologie gestellt werden darf, sobald er sie nicht blos als ein einfaches Schulbuch betrachtet wissen will.

Bibliographie.

Becker, B., Der Mißbrauch der Nationalitäten-Lehre. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Beyer, E., Friedrich Rückert, ein deutscher Dichter. Festrede. Coburg, Sendelbach. 8. 5 Ngr.

Carl XV., König von Schweden und Norwegen, Gedichte. Deutsch von F. L. Bömers. Minden, Köhler. Hoch 4. 1 Thlr.

Die neue Dreieinigkeit. Ein Nachtrag zu der Monarchenzusammenkunft in Paris. Von *s. Hamburg, J. P. F. E. Richter. Gr. 8. 12 Ngr.

Eisenhardt, S., Frau Basco, oder die bildschöne Afrikanärrin, oder geographische Confusionen ꝛc. Colossal große, heroische, phil-an-tropische Gegenden erinnernde Oper in 4 bis 5 Akten, mit Gemurmel, Seufzern und andern gangbaren Melodieen. Musik von Charles Lecoq. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Engling, J., Der heilige Audoen, Staatskanzler und Erzbischof, einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit und einer der frühesten Apostel im Lande der Luxemburger, quellenmäßig dargestellt. Luxemburg, Brück. 8. 7½ Ngr.

Erinnerungen an die Tage des Unheils. Für die Kameraden gesammelt von einem Leidensgenossen. Wien, Mechithar.-Congreg.-Buchh. 8. 5 Ngr.

Hagenburg-Hiecke, Marie, Gedichte. 1stes Bdchn. Znaim. 16. 20 Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Dramas. V. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.

Klopp, O., Die preußische Politik des Fridericianismus nach Friedrich II. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 12 Ngr.

Krockow v. Wickerode, C. Graf, Reisen und Jagden in Nord-Ost-Afrika 1864—1865. 2 Thle. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 4 Thlr.

Krone, Plattdeutsche Gedichte unterharzischen Dialects, humoristischen Inhalts. Salzgitter. Gr. 8. 5 Ngr.

Lehmann, M., Gisela. Ein Roman aus der Zeit des Conciliums von Constanz. Regensburg, Pustet. 8. 18 Ngr.

Lukas, J., Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 18 Ngr.

Mayer, J. R., Die Mechanik der Wärme in gesammelten Schriften. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Möncheberg, E., Hermann Samuel Reimarus und Johann Christian Edelmann. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 24 Ngr.

Pfeiffer, F., Quellenmaterial zu altdeutschen Dichtungen. I. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 1 Thlr. 5 Ngr.

Pilger, E., Transatlantische Visionen. Leipzig, Löwe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Humoristisches Reise-Brevier. Lustige Weisheitslehren eines Comtois voyageur a. D. für Bade-, Vergnügungs- und Geschäfts-Reisende. Berlin, Conrad. Gr. 16. 10 Ngr.

Richter, K. T., Betrachtungen über die Weltausstellung im Jahre 1867. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Riecke, C. F., Ueber den Ursprung der Sprachen, Sagen und Mythen. Auch ein Beitrag zur Kenntniß der vorgeschichtlichen Zeit Deutschlands. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 12 Ngr.

Ritter, H., Philosophische Paradoxa. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Rosenthal-Bonin, H., Ein heiteres Buch. Miniaturlustspiele. Berlin, Beiser. 16. 10 Ngr.

Röser, K., Der Staat, die Staatsformen, Staatsgewalten ꝛc., das allgemeine Stimmrecht. Washington. Gr. 8. 10 Ngr.

Runeberg, J. L., Nadeschda. 9 Gesänge. Aus dem Schwedischen von Selma Mohnike. Leipzig, Cnobloch. Gr. 16. 12 Ngr.

Sacher-Masoch, L. v., Der letzte König der Magyaren. Historischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Scheerer, T., Theorie und Praxis in Kunst und Wissenschaft, wie im Menschenleben. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 25 Ngr.

Schmidt, J., Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tode. 5te, durchweg umgearbeitete und vermehrte Aufl. 3ter Bd. Die Gegenwart. 1814—1867. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schulze, H., Einleitung in das deutsche Staatsrecht mit besonderer Berücksichtigung der Krisis des Jahres 1866 und der Gründung des norddeutschen Bundes. Neue Ausgabe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Scott, W., Die Jungfrau vom See. Romantisches Gedicht. Metrisch übersetzt von L. Altenbernd. Detmold, Klingenberg. 8. 12 Ngr.

Söderström, H., Ueber den Begriff: „Kunst". Eine Abhandlung für die Volksanschauung. Grünberg, Levysohn. 8. 10 Ngr.

Steub, L., Herbsttage in Tirol. München, Merhoff. 8. 1 Thlr.

Stolz, A., Witterungen der Seele. 2te Aufl. Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thaulow, G., Das europäische Gleichgewicht durch den Prager Frieden vom 23. August 1866. Kiel, Homann. Gr. 8. 6 Ngr.

Tobias, C. L., Beiträge zur Geschichte der Stadt Zittau. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Geschichte der preußischen Invasion in Zittau und der südlichen Oberlausitz nach eigenen Erlebnissen und officiellen Akten bearbeitet. 1ste Lief. Zittau, Breitschuch. Gr. 8. 12½ Ngr.

Uetterodt zu Scharffenberg, L. Graf, Ernest Graf zu Mansfeld (1580—1626). Historische Darstellung. Mit einem Anhang, Original-Briefe Mansfelds und Tillys enthaltend. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 Thlr.

Wiberg, C. F., Der Einfluss der klassischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr. Aus dem Schwedischen von J. Mestorf. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wickede, J. v., Eine deutsche Bürgerfamilie. Nach einer Familienchronik bearbeitet. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wolf, H., Emerson, Parker, Robertson, Spurgeon. Lichtbilder aus dem religiösen Leben in Alt- und Neu-England. Bremerhafen, v. Bangerow. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte des Krieges von 1813 in Deutschland.

Von

Oberstlieutenant Charras.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Mit zwei lithographirten Karten. 8. Geh. 2 Thlr.

Der durch seine politische und militärische Laufbahn berühmte, vor einigen Jahren im Exil in der Schweiz verstorbene Verfasser hat in dieser Geschichte des Kriegs von 1813 ein Werk hinterlassen, dem schon seines Gegenstandes wegen das lebhafteste Interesse in Deutschland gesichert ist. Hierzu kommt aber noch, daß die geistreiche Feder des Exilirten jene Periode des nationalen Befreiungskampfs in einer so vorurtheilslosen und unparteiischen Weise schildert, wie sie nie zuvor von einem französischen Geschichtschreiber aufgefaßt worden ist. Durch die vorliegende autorisirte Uebersetzung erfährt daher die deutsche Literatur eine höchst werthvolle Bereicherung.

Das französische Original erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne.
Avec cartes speciales. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hieran schließt sich das ebendaselbst erschienene und jetzt bereits in fünfter Auflage vorliegende Werk des Verfassers:

Histoire de la campagne de 1815. Waterloo.
5me édition, revue et augmentée de notes en réponse aux assertions de M. Thiers dans son récit de cette campagne. 2 vols. Avec un atlas nouveau. 8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Essays

by

Henry Thomas Buckle,

Author of „A History of civilization in England".

With a biographical Sketch of the Author.

8. Geh. 15 Ngr., geb. 25 Ngr.

Buckle hat durch sein bekanntes Werk nicht nur in England, sondern auch in Deutschland so allgemeines Aufsehen erregt, dass man sich gern auch mit dessen Essays bekannt machen wird. Dieselben werden in vorliegender Schrift, welche zugleich eine biographische Skizze über den Verfasser enthält, in einer correcten und wohlfeilen Ausgabe dargeboten.

Das erwähnte Hauptwerk erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

History of civilization in England. 5 vols. 8. Geh. 5 Thlr., geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber den Willen in der Natur.

Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat, von

Arthur Schopenhauer.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage,

herausgegeben von Julius Frauenstädt.

8. Geh. 1 Thlr.

Schopenhauer selbst sagt von dieser dem Umfang nach kleinen, dem Inhalt nach wichtigen Schrift, daß er in derselben die Grundwahrheit seiner Lehre mit so großer Deutlichkeit wie sonst nirgends erörtert und bis zur empirischen Naturerkenntniß herabgeführt habe. Er erklärt daher die Berücksichtigung derselben für nothwendig zur gründlichen Kenntniß und ernstlichen Prüfung seiner Philosophie.

Die vorliegende dritte Auflage ist von dem Herausgeber mit den zahlreichen Zusätzen bereichert worden, welche Schopenhauer für dieselbe in seinem mit Papier durchschossenen Handexemplar der zweiten Auflage hinterlassen hat. Sie ist daher auch für die Besitzer der frühern Auflagen von Werth.

Folgende Werke Schopenhauer's erschienen in demselben Verlage:

Die Welt als Wille und Vorstellung. Dritte, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Zwei Bände. 8. 6 Thlr.

Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Eine philosophische Abhandlung. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Mit einer lithographirten Figurentafel. 1 Thlr.

Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nicolai Cusani

de concilii universalis potestate sententia explicatur.

Dissertatio inauguralis.

Scripsit **Clemens Fridericus Brockhaus.**

8. Geh. 15 Ngr.

Die vorliegende Habilitationsschrift beschäftigt sich mit dem gelehrten Cardinal Nikolaus von Cusa, aus der Zeit des Baseler Concils, und mit den Ansichten über die allgemeinen Kirchenversammlungen, welche derselbe vorzüglich in seinem Werke „De Concordantia catholica" entwickelt hat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 12. September 1867.

Inhalt: Revue politischer Broschüren. — Zur Goethe-Literatur. Von Gustav Hauff. — Liliencron's Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen. Von Reinhold Bechstein. — Ein altenglisches Trauerspiel. Von David Asher. — Feuilleton. (Das Jubiläum der Wartburg; Das „Schlummerlied".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue politischer Broschüren.

1. Das Ende der Kleinstaaterei. Ein Kapitel aus Deutschlands neuester Geschichte von Rudolf Köpke. Berlin, Mittler und Sohn. 1866. 8. 15 Ngr.

Diese Schrift beginnt mit folgendem Ausspruch des Fürsten Heinrich LXXII. von Reuß-Ebersdorf, der am 1. October 1848 die Regierung des Landes niedergelegt hatte:

Die Masse von Erbärmlichkeit, die in der Flachsenfingerei eines kleinen Staats auftauchte, hat mich vertrieben. Mein Dableiben ist unmöglich, weil ich nichts halb sein will und überhaupt der Ueberzeugung bin, daß Deutschland eine Einheit sein soll und die kleinen Herrscher eine Unmöglichkeit.

Dies ist ungefähr das Thema, dessen Variationen durch die ganze Schrift hindurchtönen. In den Kleinstaaten findet der Verfasser die Quelle unsers nationalen Elends. Nichts erscheint ihm entsittlichender und in seinen Wirkungen gefährlicher als in den beschränktesten Grenzen der Wahn unbeschränkter Macht. Dies führt zu einer Verkehrung der Begriffe, welche das Kleine groß und das Große klein erscheinen läßt, zur polizeilichen Topfguckerei, zu einer Fülle von Klatsch- und Skandalgeschichten. Noch verhängnißvoller sind die Kleinstaaten durch ihre Beziehung zu den auswärtigen Mächten geworden. Deutsche Fürsten haben fremde Throne bestiegen, fremde Prinzessinnen haben ihre Männer aus ihnen gewählt. So haben die Rücksichten auf verwandtschaftliche Beziehungen in allen europäischen Verträgen und Congressen Deutschland betroffen.

Noch größer ist das Sündenregister, das uns Köpke von den kleinen Staaten entrollt. Doch man hat neuerdings eingesehen, daß die Raisonnements über die gegenwärtigen Zustände in der Luft schweben, wenn man nicht ihre geschichtliche Genesis berücksichtigt. Wie Aegidi, so sucht auch Köpke seine politischen Sätze durch historische Beweisführung unerschütterlich festzustellen. Seine Auffassung der deutschen Geschichte trifft mit der Aegidi's im wesentlichen zusammen:

Man kann es als ein nationales Unglück beklagen, daß es den volksthümlichen Kaisern bis in das 12. Jahrhundert nicht gelang, eine starke, unzerbrechliche Einheit des Reichs herzustellen; aber da sie es nicht vermocht haben, muß es ein Glück genannt werden, daß es denen des 16. und 17. Jahrhunderts ebenso wenig gelungen ist, die Einheit zu begründen, welche ihr Ideal war, für dessen Durchführung sie die furchtbarsten Mittel besaßen. Volksthümlich wäre dieser Staat am wenigsten gewesen. Das ältere Kaiserthum war der Ausdruck der deutschen Nationalpolitik, der Römerzüge ungeachtet; das spätere trat ihr überall feindlich entgegen, obgleich die Römerzüge aufgehört hatten. Die Reichsfürsten haben das erste Kaiserthum gebrochen, das begründet die Anklage gegen sie; aber sie haben auch die gefährliche Weltherrschaft des zweiten siegreich bekämpft, freilich um den höchsten Preis, der gezahlt werden konnte. Aber nachdem es einmal so gekommen war, liegt darin ihre relative Rechtfertigung.

Doch auch abgesehen von dieser relativen Rechtfertigung, verkennt Köpke nicht die Verdienste, welche sich die kleinen deutschen Staaten um unsere Cultur und Literatur erworben haben:

Ihren weitern Beruf haben Fürsten und Kleinstaaten damals erfüllt, als unter ihrem Schutze sich die protestantischen Landeskirchen begründeten, auf ihren Hochschulen die Wissenschaft eine sichere Stätte fand, wo eine freiere Forschung die Ergebnisse nicht als Geheimlehre zu verbergen brauchte und Gott geben konnte, was Gottes war. Hat es auch an Schulpedanterei und engherzigem Kleinkram nicht gefehlt, hier war ein ideales Princip, das sich nicht mehr todt machen ließ, das belebend und umgestaltend immer wieder aufs neue durchgebrochen ist. Endlich haben diese Kräfte einen weitern Sammelpunkt gefunden in unserer volksthümlichen Literatur, die zur Wiedererweckung des gemeinsamen Geistes auf andern Gebieten einer der mächtigsten Hebel geworden ist. Hier gab es keine Territorien, Schlagbäume und keine Zolllinien. Schon konnten diese kleinen Fürsten in Staat und Kirche keine Rolle mehr spielen, aber noch ersetzten manche, was ihnen an realer Macht fehlte, durch idealen Aufschwung, durch ihre Theilnahme an den Aufgaben des forschenden und dichterisch bildenden Geistes. So zogen sie die reinsten Genien der Zeit an sich und erhoben sich zu jenen Regionen der Menschheit, von wo sie auf ihr eigenes Dasein in der handgreiflichen Welt hinabzublicken vermochten. Ueber sich selbst gingen sie hinaus; machtlos in den nächsten bestrittenen Grenzen, schienen sie mächtig zu werden in einem fernen unantastbaren Reiche, das man ihnen in Wien und Berlin gleich gern gönnte. Indem sich eine Anzahl solcher Kreise bildete, welche einander um die Geister beneideten und einen friedlichen Kampf führten, haben sie wetteifernd den Samen einer reichen menschlichen Cultur ausgestreut, die unvergängliche Früchte getragen hat.

Die Geschichte Preußens als des zur Macht berufenen deutschen Territorialstaats wird uns von Köpke ganz im Einklang mit Treitschke und Aegidi erzählt. Alles, was für die Gegenwart Parallelen gestattet, wie z. B. das Verhältniß Sachsens zu Preußen im Siebenjährigen Kriege und während des Wiener Congresses, wird mit schärferer Betonung hervorgehoben, der Conflict mit Oesterreich in jüngster Zeit in seiner ganzen Entwickelung verfolgt. Am Schlusse seiner Schrift wirft Köpke einen Blick auf den universalen Hintergrund der Zeitgeschichte, auf die gegenwärtige Constellation der Weltmächte und das kolossale Maß unserer Zeiten, dem gegenüber die großen Staaten zu mittlern, die mittlern zu kleinen herabsinken, und die kleinen verschwinden und zu politischen Atomen werden. Oesterreich und Preußen sind keine Weltmächte, sie sind Großmächte im Sinne der Pentarchie, und diese hat ihre Bedeutung verloren. Preußen kann neue Kräfte allein aus der deutschen Erde ziehen:

Will es nicht selbst ein Kleinstaat werden, so muß es fortschreiten zum Bundesstaate, zum Einheitsstaate, es muß eintreten zwischen Slawismus und Romanismus. Wenn Deutschland Preußen sein wird, dann wird auch Preußen Deutschland sein! Nur im Anschlusse an ein größeres nationales Ganzes, nur so allein können die deutschen Kleinstaaten den letzten Rest ihrer Bedeutung retten, die Bevölkerungen ihrer natürlichen Aufgabe zurückgeben und vor dem härtesten Geschicke bewahren, die Beute eines fremden Schwerts zu werden. Erkennen sie auch jetzt die Zeichen der Zeit nicht, halten sie auch jetzt noch die eigensinnige Absperrung gegen den Strom der Welt für Macht, auf ihre Häupter wird die Schuld zurückfallen, im letzten Augenblicke noch das deutsche Volk zersplittert zu haben. Es ist eine schwere, eine universalhistorische Schuld!

Die Schrift ist lebendig und mit Wärme der Ueberzeugung abgefaßt. Sie wird die Gegner der preußischen Hegemonie und des von ihr erstrebten deutschen Einheitsstaats freilich nicht bekehren, doch die Ueberzeugung ihrer Anhänger kräftigen.

2. Die politischen Ereignisse des Sommers 1866. Ein Wort zur Verständigung und zum Frieden zwischen Nord- und Süddeutschland. Von Friedrich Fabri. Barmen, Langewiesche. 1867. 8. 15 Ngr.

Friedrich Fabri, Missionsinspector zu Barmen, ein Baier von Geburt, doch lange Zeit in Preußen thätig, sucht in dieser Schrift eine Verständigung zwischen seinem Geburtslande und dem Lande seiner Wahl, zwischen Nord- und Süddeutschland anzubahnen. Ueber die politische Frage ist auch in den geistlichen Heereslagern ein heftiger Kampf entbrannt, der selbstverständlich besonders die sittlichen Motive und ihre Rechtfertigung vor dem höhern Richterstuhl des Christenthums ins Auge faßt. Das christliche Maß der Politik ist freilich zu allen Zeiten ein sehr verschiedenes gewesen. Der christliche Staat eines Rupp und der christliche Staat eines Stahl bilden die beiden diametral entgegengesetzten Pole. Es kommt darauf an, welche geschichtliche Entwickelungsstufe des Christenthums hierbei den christlichen Politikern vorschwebt. Die schlichten Anfänge des Christenthums mit ihren zum Theil communistischen Einrichtungen geben offenbar der Demokratie die Weihe, während das entwickelte Wesen christlicher Hierarchie dem gesalbten Absolutismus seine Huldigung darbringt. Fabri selbst ist der Ansicht, daß ein gewaltthätiger despotischer Cäsarismus nicht nur die übelste Form politischen Lebens ist, sondern seiner Natur nach die gefährlichsten Elemente des Antichristenthums in sich birgt; er erklärt sich gegen Stahl, welcher in der Demokratie die eigentlich politische Form des antichristlichen Wesens und seiner Macht fand. Ein dritter Vertreter des christlichen Princips, Chr. Hoffmann, war der Ansicht, daß die absolute Monarchie Ludwig's XIV. der vollendete Typus einer antichristlichen Universalmonarchie gewesen sei.

Selbstverständlich finden die verschiedensten Ansichten in der Bibel einen Anhalt zu ihrer Bekräftigung. Eine Kraftepistel, welche an Fabri anonym eingeschickt wurde, jedenfalls aber von einem süddeutschen Geistlichen herrührt, zeigt, wie man mit Bibelsprüchen seine Gegner niederkartätschen kann. Der Epistelschreiber geht von der Ansicht aus, daß die Unterscheidung zwischen höherer und niederer Moral ein Menschenfündlein sei, jesuitisch, teuflisch. Die Zehn Gebote habe der liebe Gott nicht blos für das gemeine Volk, sondern auch für die großen Hansen gegeben. Bismarck wird mit einigen, aus Rücksicht auf das Preßgesetz nicht zu wiederholenden Bezeichnungen gebrandmarkt und mit Nebukadnezar als „Knecht Gottes" in eine Linie gestellt. Es wird ihm nachgesagt, daß er den Namen des Protestantismus vor der ganzen Welt stinkend gemacht habe, und die preußischen Theologen seien seine getreuen Helfershelfer.

Gemäßigter ist der Brief eines süddeutschen Freundes, eine Antwort auf ein Rundschreiben Fabri's, auf welche wiederum die gegenwärtige Schrift eine Antwort ist.

Fabri hatte in seinem Rundschreiben die Apokalyptik die himmlische Vogelperspective der Geschichte genannt. Ein süddeutscher Freund entgegnet, daß es sich in der vorliegenden Streitfrage nicht um die Anwendung der Apokalyptik, sondern der Gebote Gottes und der einfachen unzweifelhaften Grundlage der ganzen christlichen Lebensordnung handle. Aus dem Theologischen ins Deutsche übersetzt heißt dies so viel als daß Fabri den geschichtsphilosophischen, sein Freund und Gegner den moralischen Standpunkt betont. Von diesem Standpunkt aus wird der Bruderkrieg mit allen seinen Resultaten verworfen.

Hierauf antwortet nun Fabri sehr eingehend in der vorliegenden Schrift. Zunächst spricht er die Ueberzeugung aus, daß die Grundbedingungen des staatlichen Lebens verschieden geartet sind von denen der Gemeinde Jesu, dem Reiche Gottes; daß von christlichen Staaten nur in einem annähernden, relativen Sinne gesprochen werden könne. Es zeugt von praktischem Takt, von richtigem Gefühl für das Thatsächliche, daß diese Grenze gezogen wird. Mindestens könnte die Politik der Neuzeit nicht bestehen, wenn der christliche Maßstab an dieselbe angelegt würde.

In Bezug auf die Kriegsfrage meint Fabri, daß auch ein Krieg, der nach Erschöpfung friedlicher Mittel zur Erfüllung der geschichtlichen (und als solcher ihm doch wol von Gott gesetzten) Lebensaufgabe eines Volks geführt

wird, eine sittliche Berechtigung in sich trage. In Bezug auf den letzten Krieg sucht er nachzuweisen, „es sei der geschichtliche Beruf Preußens, das zerfahrene Chaos politischer Zersplitterung auf dem Wege der Assimilation und Incorporation wieder zu einem auch der politischen Initiative mächtigen Staate zu gestalten". Er weist nach, wie feindlich Oesterreich diesem Bestreben entgegentrat, wie man schon seit 1850 von der Nothwendigkeit eines entscheidenden Kampfes mit diesem Staate in allen Kreisen des Volks überzeugt gewesen sei; er citirt die prophetischen und in der That höchst interessanten Worte, die General Radowitz in seinen „Neuen Gesprächen über Kirche und Staat" im Jahre 1851 niedergeschrieben:

Wie leicht wäre es mir, Ihnen darauf zu antworten, Ihnen zu zeigen, daß heute, wie vor drei Jahren, eine große Zahl, und wahrhaftig nicht die schlechtesten Preußen, Deutschland im Herzen trägt, und daß eine andere Zahl Deutschland wie damals im Munde führt, und daß beide das Wort wieder aussprechen werden, wenn die Stunde gekommen ist! Aber ich schweige und rede von Preußen, dessen Stellung, der Preis zweier glorreicher Jahrhunderte, soeben vernichtet worden ist. Glauben Sie mir, nicht viele zwischen dem Rhein und der Memel bekennen sich zu der Entdeckung jener Zungendrescher der Bußfertigkeit, daß Preußen seit dem November 1850 seine vollberechtigte Stellung als europäische Großmacht wiedergewonnen habe, sondern sie wissen das Umgekehrte. Diese Sünde wird gebüßt werden müssen durch einen Waffenkampf auf Leben und Tod. Eben was man hat um jeden Preis vermeiden wollen, was gerade in die jetzige klägliche Lage verlockt hat, das wird zehnfach hervorbrechen: der Krieg gegen Oesterreich, bis ein Theil völlig am Boden liegt. Wird aber Preußen nicht gerade dann durch die unwiderstehliche Macht der Umstände hinübergedrängt werden zu der Verbindung mit dem revolutionären Geiste, den auch ich so bezeichne? Wird man dann, wenn es um Sein und Nichtsein gilt, noch peinlich abwägen dürfen, weß Geistes die Verbündeten sind, die für Preußen und gegen Oesterreich eintreten? Wird man dann noch die Kräfte als feindselig von sich stoßen können, die den gebrechlichen Kunstbau der österreichischen Monarchie voneinandersprengen und an den treulosen Dynastien in Deutschland das Vergelteramt üben werden?

In dieser Weise sucht Fabri zu begründen, daß ein Krieg zwischen Preußen und Oesterreich sowol im Interesse der eigenen ungehinderten Entwickelung Preußens, wie im Interesse der einheitlichen politischen Gestaltung Deutschlands eine historisch-politische Nothwendigkeit gewesen sei. Die Machtstellung Preußens in Deutschland ist ihm kein Zufall, sondern das Product einer jahrhundertealten, auf vielen ihrer Blätter in der That glorreichen Geschichte. Der Anschluß der übrigen unter sich zersplitterten Stämme an Preußen ist dadurch geboten.

Preußen ist jedenfalls nicht Piemont, das in Italien aufgehen wollte und mußte. Schon wenn man einfach bedenkt, daß auf der einen Seite 20 Millionen fest geeinter Preußen stehen, auf der andern 17 politisch in sich völlig zersplitterter Deutschen, so ist bei solcher Kräftevertheilung klar, daß die Attractionskraft jener 20 diese 17 mit unaufhaltbarer Nothwendigkeit an sich heranziehen und assimiliren muß. Oder wo wäre in der Geschichte ein einziges Beispiel zu finden, wo bei solchen oder auch nur ähnlichen Voraussetzungen das Gegentheil sich ergeben hätte? Diese, ich möchte sagen, physikalisch-historische Nothwendigkeit konnte in Süddeutschland nur so lange nicht erkannt oder doch vor ihr das Auge zugedrückt werden, als die 40 Millionen Oesterreichs, worunter bekanntlich 32 Millionen Slawen, Ungarn, Italiener u. s. w. waren und sind, als bei der Lösung der deutschen Frage legitim mitbetheiligt gedacht wurden. Der Ausblick auf diese freilich sehr chaotisch gemengten östlichen Völkermassen war das ideelle Schwergewicht, mit dem man sich gegen die natürliche Präponderanz Preußens in Gedanken wenigstens schützte. Vor der Schlacht von Königgrätz hatte die großdeutsche Theorie ihre Berechtigung. War auch die Schärfe und Klarheit des durch sie vertretenen Gedankens nicht eben groß, so hatte sie doch Berechtigung, ja selbst im Blick auf Deutsch-Oesterreich eine edle Seite. Seit dem 3. Juli dieses Jahres ist sie auch als Theorie zur Unmöglichkeit geworden. Es bleibt nun wenigstens in Augenblicken geschichtlicher Entscheidungen für Süddeutschland keine andere Wahl, als der Anschluß an Preußen oder ein neuer Rheinbund. Letzteres aber ist bei dem national-patriotischen Bewußtsein Süddeutschlands, ich denke für alle Zeiten, eine Unmöglichkeit.

Trotz dieser „apokalyptischen" Ueberzeugung ist unser Autor indeß keineswegs ein blinder Verehrer der preußischen Politik. In der Verfassungsfrage stellt er sich nicht unbedingt auf die Seite der Regierung; die schleswig-holsteinische Ordonnanz will er nicht gutheißen. Am lebhaftesten aber protestirt er gegen die Christlichkeit der conservativen Feudalpartei:

Ich will hier nicht reden von den rein politischen Fehlern, ich rede nur von jenem bedenklichen Gebrauche, den unsere conservative Partei von Kirche und Christenthum zu machen pflegt, welcher, wie ich weiß, nicht nur der öffentlichen Meinung, sondern auch den christlichen Kreisen Süddeutschlands zu großem Anstoße ist. Das Evangelium ist in der That nicht dazu angethan, sich irgendeiner politischen Partei solidarisch zu verbinden und zu Diensten zu begeben. Es wird dadurch nur zu leicht seines Grundcharakters, eine über allen Parteien stehende universale Geistesmacht zu sein, entkleidet, denn die nothwendige Folge solcher Allianz ist, daß auch die, welche Vertreter der Kirche und des Christenthums sind und sein wollen, in alle Schwankungen und Gehässigkeiten, in alle Fehler und Sünden politischer Parteikämpfe, wenn auch ohne es zu wollen, mit fortgerissen werden.

So scharf Fabri den „nationalen, politisch-wirksamen und nachhaltenden Patriotismus" Preußens betont, so hebt er doch gleichzeitig hervor, daß der Süddeutsche an Reichthum und Tiefe des Gemüthslebens, wol auch durchschnittlich an Originalität und Tiefe des Geistes den nüchternern und verstandesmäßig gerichtetern Norddeutschen übertreffe: eine Behauptung, die in solcher Allgemeinheit indeß wol mehr als Ein Fragezeichen gestattet.

Weit heftiger für Süddeutschland nimmt Venedey in den folgenden zwei Schriften Partei:

3. J. Venedey an Prof. Heinrich von Treitschke. Manheim, Schneider. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.
4. Der Südbund. Von J. Venedey. Manheim, Schneider. 1867. Gr. 8. 3½ Ngr.

Die erste Schrift beginnt mit den persönlichsten Ausfällen auf den „tauben Junker im Professorrocke, genannt Heinrich von Treitschke". Die Schwankungen, welche die Anschauungen Treitschke's in der schleswig-holsteinischen Frage durchgemacht haben, sind ja von ihm selbst eingestanden worden. Man darf ebenso bereitwillig zugeben, daß Treitschke weniger ein consequent denkender und scharfblickender Politiker ist, als vielmehr ein glänzender Rhetor, der mit volltönendem Pathos und wohlgeschulter Eloquenz, ja mit warmen Herzenstönen für die Sache kämpft, die

ihm die rechte und wahrhafte scheint; doch diese Art gehässiger Angriffe, dies Unterschieben rein persönlicher Motive, wie es von Venedey ausgeht, muß durchaus gemisbilligt werden. Auch ist der positive Gehalt, den Venedey gegen Treitschke zuletzt zur Geltung bringt, ein geringer und geht nicht viel über die Phrase hinaus. Er stellt das Recht, die Wahrheit, die Volksehre, die Freiheit „dem zufällig glücklichen Wurf einer brutalen Thatsache" gegenüber. Die Quintessenz der Venedey'schen politischen Anschauung spricht sich in der folgenden Stelle aus:

Es herrschte und herrscht in Preußen eine staatliche Richtung, die nicht zur Einheit Deutschlands führen konnte und, solange sie herrschen wird, auch nicht zur Einheit führen wird. Wenn mit dieser staatlichen Richtung, die heute an Graf Bismarck ihren echtesten Typus gefunden hat, morgen ganz Deutschland erobert, zwangsweise geeinigt würde, so würde auch diese Eroberung von ganz Deutschland nicht zur deutschen Einheit führen. Die Eroberung von ganz Deutschland durch das nicht im deutschen Geiste beherrschte Preußen würde eine nackte Thatsache sein, so lange bestehend, bis eine andere Thatsache sie wieder ungeschehen machte. Die Einheit Deutschlands muß noch in etwas anderm als dem „majestätischen Donnerhall der Kanonen", dem „guten Schwerte, das in Böhmen gesprochen", begründet sein, muß in deutscher Rechtsachtung, deutscher Freiheitsliebe, deutscher Volkshochachtung und Volksselbstregierung wurzeln, wenn sie Bestand haben, wenn sie den nächsten Sturmhauch, der durch Europa geht, zu widerstehen das Recht und auch die Macht haben, wenn sie überhaupt erstrebt, errungen, vertheidigt zu werden verdienen soll. Die Einheit eines großen Zucht- und Zwanghauses ist es wahrlich nicht, nach der das deutsche Volk sich sehnt.

Wenn Venedey die Lösung der deutschen Einheitsfrage in einem „deutschen Gesammtparlament" sucht, so liegt ja diese Lösung nicht so weitab von dem Wege, den die preußische Regierung gegenwärtig einschlägt. Im ganzen macht die Ueberfülle des Venedey'schen Pathos, welches in seiner Naturwüchsigkeit noch das von Treitschke, das weit wissenschaftlicher gehalten und rednerischer geschult ist, übertrifft, einen verwirrenden Eindruck. Man wird von diesen Staubwirbeln der Phrase von Freiheit und Recht u. s. w. wahrhaft eingepudert und muß sich die Augen reiben, um einen klaren Blick auf das Sachliche zu gewinnen, das dem gesinnungstüchtigen Politiker vorschwebt.

Ebenso wenig festen Boden unter den Füßen fühlt man in Venedey's zweiter Broschüre: „Der Südbund" (Nr. 4). Dieser Südbund gehört zu den chimärischen Größen, mit denen die Realpolitik nicht rechnen kann, und daß er schon durch die Schutz- und Trutzbündnisse der süddeutschen Staaten mit Preußen um seine selbständige Bedeutung gebracht ist: das vermindert freilich den Werth, welchen der „Südbund" auch als ideales Ziel in Anspruch nehmen kann. Venedey verlangt, daß der Südbund in freundlicher Gesinnung gegen den Norden zusammentreten und, von allgemeiner deutschen Grundsätzen als der Nordbund ausgehend, „den deutschen Oesterreichern" eine Brücke bauen soll; er verlangt ein süddeutsches Parlament, das sich später mit dem norddeutschen vereinigen soll. „Der Nordbund ist ein Sonderbund, auf die Zersplitterung Deutschlands gerichtet"; er ist preußisch und wird nie deutsch werden. Venedey haßt ihn, wie er das heutige „gebismarckte und indemnisirte" Preußen haßt, durch dessen Sieg das Soldatenthum neuen und festen Boden in ganz Deutschland und Europa gefaßt hat. Dem preußischen Soldatenthum gegenüber soll der Südbund das deutsche Bürgerthum ordnen, schulen, bewaffnen, eine echte rechte deutsche Volks- und Landwehr schaffen. Hier war es doch unerläßlich nachzuweisen, worin sich diese echte rechte deutsche Volks- und Landwehr von der volksthümlichen preußischen Wehrverfassung unterscheidet. Da diese nun auch in Süddeutschland acceptirt ist, so ist der an und für sich schon in der Luft schwebenden Volkswehr der Boden fortgenommen, denn neben den preußischen Militäreinrichtungen, welche bereits die ganze waffenfähige Bevölkerung in Anspruch nehmen, kann sie keinen Boden fassen.

Das Ziel Venedey's, das ganze deutsche Volk zu einem freien, mächtigen Gesammtstaate zu vereinigen, ist gewiß das Ziel jedes deutschen Patrioten. Wie aber der „Südbund" hierfür den Ausschlag geben könnte, selbst wenn er organisirt wäre, ist uns trotz der Ausführung des Verfassers undeutlich geblieben. Woher sollte ihm der Muth einer großartigen Initiative kommen? Die Machtverhältnisse dieser Staaten sind nicht danach angethan; und daß sie mehr als Preußen die moralischen Elemente des Volksgeistes zu siegreicher Bewährung zu entbinden wissen, das ist wahrlich durch die Geschichte nicht erwiesen. Ja Venedey, der Anwalt des Südens, fällt das schärfste Urtheil über die Südstaaten, ein Urtheil, das wir in so schroffer Fassung nicht einmal unterschreiben, wenn er sagt: „Die Südstaaten ohne Gesammtparlament sind von Natur ein Rheinbund."

5. Das neue Deutschland und Frankreich. Sendschreiben an Herrn Forcade in Paris von Heinrich von Sybel. Bonn. Cohen und Sohn. 1866. 12. 7½ Ngr.

Nicht lange nach den Großthaten des letzten Kriegs ist diese Epistel des berühmten Historikers an den Politiker der „Revue des deux mondes" gerichtet worden, um die Franzosen über die deutschen Verhältnisse aufzuklären und über die Zustände der Heimat gewissenhafte Auskunft zu geben. Sybel weist nach, daß das moderne Oesterreich, wie das alte Haus Habsburg, die lebendige Negation der nationalen Berechtigungen sei. Damit das Haus Lothringen seine polyglotte Staatsgewalt behaupten könne, mußten zwei große Culturvölker Europas, Italien und Deutschland, von 1815—48 auf Preßfreiheit, Vereinsrecht, repräsentative Verfassung verzichten. Was Deutschland betrifft, so hatten Willkür und Ehrgeiz 1815 hier einen unmöglichen Zustand geschaffen und die Beseitigung desselben ist nicht das Werk des Zufalls und individueller Gelüste, sondern nationaler Nothwendigkeit. Die Fortdauer eines solchen Zustandes mitten im geographischen Centrum unsers Continents war also eine permanente Gefahr für die Ruhe Europas, die Beseitigung desselben ein gemeinsames Interesse aller Nachbarvölker. Weiterhin setzt Sybel auseinander, daß das preußische Volk, wie Forcade mit

Recht sagt, un peuple vraiment moderne sei und gerade deshalb jedem Angriffskriege abgeneigt; dafür spreche schon die preußische Heerverfassung, die auf den beiden Grundsätzen der allgemeinen Wehrpflicht und der allgemeinen Schulpflicht ruhe. Mit dieser Armee lasse sich im gegebenen Augenblick das Unglaubliche leisten: was sie aber ihrem Beherrscher unbedingt versage, sei der permanente Kriegszustand, der willkürliche dynastische Eroberungskrieg. Nachdem Sybel noch das Verhältniß Bismarck's zur liberalen Partei besprochen und die Behauptung festgehalten, daß die innere Regeneration sich auf friedliche und parlamentarische Weise vollziehen werde, schließt er mit folgenden Worten:

Nur in einem Falle wäre ein rascherer und heftigerer Verlauf zu befahren, wenn wir erleben müßten, was Frankreich 1791 erlebt hat, eine Störung des innern Ausbaues durch auswärtige Einmischung. Dann würde bei uns eintreten, was dem französischen Volke einst verhängnißvoll geworden ist: durch den Eingriff der Fremden würde die nationale Leidenschaft in allen Theilen Deutschlands in die heftigste Glut versetzt und die parlamentarische Debatte in revolutionäre Convulsion verwandelt werden. Conservative und Liberale, Unitarier und Particularisten würden in dem Kampfe für die Integrität des Gebiets zusammenstehen. Mit dem Norden würde, trotz aller bisherigen Misstimmung, der Süden sich verbinden und diesseit und jenseit des Main alle deutschen Stämme sich der Führung des Staatsmannes anschließen, der sie am kühnsten und kräftigsten gegen den Angriff des Auslandes in das Feld führte. Jeder kleine Hof, welcher dann etwa sich auf die Seite des Auslandes zu stellen wagte, würde mit derselben patriotischen Wildheit zertrümmert werden, mit welcher das französische Volk 1793 die Genossen und Söldner der Coalition, die Priester der Vendée und die Emigranten von Koblenz, zermalmte. Das Werk der deutschen Einheit, an sich selbst ein Werk des Friedens und der Freiheit, ein Werk der Opposition gegen die altkaiserliche Eroberungspolitik, dieses Werk würde dann seinerseits revolutionär und kriegslustig, Deutschland würde im Getümmel der Waffen höchst wahrscheinlich der eigenen politischen Freiheit verlustig, und dann vielleicht, anstatt einer Beruhigung, eine Gefahr für Europa werden. Möge eine richtige Erkenntniß der Dinge, möge die Weisheit der Regierungen und die Mäßigung der Völker uns vor solchen Calamitäten bewahren! Was uns Deutsche betrifft, so steht in der ersten Reihe unserer Wünsche ein Verhältniß echter Freundschaft mit Frankreich — ein Einvernehmen, welches an die Stelle der alten Eifersucht den Wetteifer der Bildung und der Production setzt, ein Verständniß, welches vor allem auf vollständiger gegenseitiger Achtung beruht. Dann wird keiner von uns den andern in der Gestaltung seiner heimischen Angelegenheiten hindern, keiner an den andern wegen dessen innerer Fortschritte eine selbstsüchtige Anforderung stellen. Beide Nationen haben oft genug gezeigt, daß sie den Krieg nicht fürchten, beide können ohne Schaden ihrer Ehre rückhaltlos bethätigen, daß sie den Frieden lieben.

Nach den Träumereien und Schimpfereien Venedey's übt die sachliche Klarheit und Ruhe des Sybel'schen Schreibens eine doppelt wohlthuende Wirkung aus. Hoffen wir, daß trotz des luxemburger Zwischenspiels der für die Culturentwickelung Europas höchst wichtige Friede zwischen Deutschland und Frankreich nicht gestört werde.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Goethe-Literatur.

1. Goethe und Leipzig. Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule. Von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 3 Thlr.
2. Biographische Aufsätze von Otto Jahn. Leipzig, Hirzel. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg (1820—32). Herausgegeben von F. Th. Bratranek. Wien, Braumüller. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Drei höchst interessante Beiträge zur Goethe-Literatur. Aus dem ersten lernen wir Goethe's frühere und spätere Beziehungen zu Leipzig kennen, aus dem dritten ein auf wissenschaftlichem Grunde ruhendes Freundschaftsverhältniß, das bis zu des Dichters Tode sich erstreckte, und die „Biographischen Aufsätze" von Otto Jahn beschäftigen sich ebenfalls mit Goethe's Jugend in Leipzig, ferner mit seiner Shakspeare-Rede und mit den Werther-Briefen. Freilich enthalten zwei Drittheile des Jahn'schen Buchs Lebensbeschreibungen und zwar von Winckelmann, Gottfried Hermann, Ludwig Roß, Theodor Wilhelm Danzel, endlich Mittheilungen über Ludwig Richter; aber mit Ausnahme des Philologen Roß stehen alle jene geistigen Größen in irgendeinem Verhältniß zu Goethe. So wahr ist es, was der französische Bildhauer David 1831 an Goethe schrieb: „Sie sind die große Dichtergestalt unserer Epoche."

Begleiten wir in den drei genannten Werken den Dichter von seiner Jugend bis zum Greisenalter, so bewährt sich recht Jahn's Wort:

Was uns bei der Betrachtung Goethe's mehr als alles andere mit Staunen erfüllt, das ist die wunderbare Einheit und Kraft seiner Natur, welche ihn jede Stufe menschlicher Entwickelung so ganz voll und rein durchleben und darstellen ließ. Wer nicht beim Greise das rasche Feuer der Jugend, beim Jüngling die erfahrene Weisheit des Alters erwartet, vom Manne nicht stürmischen Uebermuth, vom Jüngling nicht besonnene Sicherheit fordert, wer unbefangen die Schranken erwägt, welche der menschlichen Natur in ihrer Ausbildung gesetzt sind: dem wird Goethe von der Jugend bis ins hohe Greisenalter als ein Typus naturgemäßer Entfaltung einer großen und reichen Menschennatur erscheinen. Wäre zu unserer Zeit im Volke noch die dichterische Kraft schöpferisch lebendig, gewiß wäre Goethe durch die Sage zu einem Bilde des deutschen Geistes in seinen edelsten Richtungen verklärt worden: jetzt hat der Dichter selbst uns mit seltener Unbefangenheit und Klarheit sein eigenes Abbild entworfen.

Das erste Werk: „Goethe und Leipzig" von Woldemar Freiherrn von Biedermann, trägt durchaus einen ruhig-objectiven, urkundlichen Charakter, was man namentlich aus der Inhaltsanzeige am Anfang der beiden Bände und aus den Nachweisen am Schlusse des Buchs ersieht. Letztere verbreiten sich über die bekannten Dichtungen Goethe's während seines Aufenthalts in Leipzig, nach der Zeitfolge geordnet, über spätere auf Leipzig zurückbezügliche und über die an Bewohner Leipzigs anknüpfenden Dichtungen Goethe's, über seine Briefe und die Widmungsblätter an Leipziger und endlich über die von Goethe gekannten Zeitgenossen in und aus Leipzig. Letzteres Verzeichniß enthält nicht weniger als 234 Namen, unter ihnen freilich größtentheils solche, die ohne Goethe unbekannt geblieben wären, aber doch auch andere

berühmte Personen, wie Gellert, Gottsched, Gottfried Hermann, Lessing, Oeser, Rochlitz, Seume, Tzschirner, Chr. F. Weiße, Fr. W. Zachariä. Alle diese Persönlichkeiten werden möglichst genau biographisch geschildert, und so begreift sich's leicht, wie sich über den dreijährigen Aufenthalt Goethe's und seine spätern Beziehungen zu Leipzig und Leipzigern zwei Bände von 659 Seiten zusammenschreiben lassen.

Das Buch bekommt durch die Einschiebung dieser biographischen Angaben hier und da einen etwas äußerlichen Zuschnitt; doch kann man nicht sagen, daß der Verfasser nur Theile in die Hand gebe und das geistige Band vermissen lasse. Schon das Vorwort macht auf die Bedeutung des leipziger Aufenthalts für Goethe's ganzes Leben aufmerksam:

> Zwar war Goethe, als er hier weilte, noch nicht der Gereifte, nicht einmal der Reifende, als welcher er schon beim ersten Hervortreten der Ruhm seines Volks, die Bewunderung Europas wurde, aber schon in den frühen Jahren seines leipziger Aufenthalts, als der angehende Jüngling erst noch Keime für sein einstiges Wachsthum legte, erst die Quellen zu deren Befruchtung ausspähte und sich zuleitete, brachen Knospen auf, welche die Pracht der Blume, die Würze der künftigen Frucht ahnen ließen.... Zwar hat Goethe sein Leben in Leipzig in dem einem Kunstwerk gleichenden „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit" selbst geschildert, und diese Darstellung wird auch die Grundlage und der Hauptgehalt jeder neuen bleiben, ja, soweit sie vollständig und genau ist, am besten wörtlich benutzt werden; doch ist sie der Berichtigung, Ergänzung und selbst Beschränkung für den Zweck einer eingehenden und abgeschlossenen Kunde jenes bedeutenden Lebens sehr zugänglich. Goethe erzählt mit einem behaglichen Sichgehenlassen; er zerstreut oft durch Besprechung abliegender Zustände, Begebenheiten, Verhältnisse und Personen, über die er eben nur gelegentlich ihrer Erwähnung seine Ansichten aussprechen will; er läßt sich in der Reihenfolge durch Zufälligkeiten leiten und schreitet also weder immer der Zeit nach geordnet vor, noch fügt er Zusammengehöriges stets aneinander, ja es widerfährt ihm sogar, daß er ein und dasselbe wiederholt und nicht einmal ganz übereinstimmend vorbringt, sodaß es einer Prüfung bedarf, um zu ergründen, ob die verschiedenen Stellen auf den nämlichen Vorgang sich beziehen. Goethe hielt es ferner nicht der Mühe werth, die Thatsachen allenthalben mit ängstlicher Sorgfalt festzustellen, sondern berichtet aus seiner zuweilen irregehenden Erinnerung, und überdies fehlen in „Dichtung und Wahrheit" manche Umstände aus Goethe's Leben, welche theils aus anderweiten, in seinen Werken verstreuten Erwähnungen, theils aus eigenen oder andern zeitgenössischen Briefen, theils aus sonstigen Mittheilungen dritter Personen bekannt geworden sind und welche man bei dem jedem gebildeten Deutschen zur Herzenssache gewordenen Streben, in Goethe's Lebensgang so tief wie möglich hineinzublicken, im Zusammenhange seiner Lebensgeschichte ungern vermißt.

Der erste Theil schildert Goethe's „Eintritt in Leipzig", seine „Wissenschaftlichen Richtungen", die „Dichterischen Bestrebungen", die „Musikalischen Anregungen", die „Bemühungen in der bildenden Kunst", sein „Geselliges Leben", „Liebeslust und Leid", sowie seine „Letzten Erlebnisse in Leipzig"; der zweite Theil bringt die „Fortsetzung der leipziger Verhältnisse" Goethe's, seine „Reisen nach Leipzig", seinen „Buchhändlerischen Verkehr", „Geschäftsmännische Verbindungen" und „Kunstbeziehungen zu Leipzig", „Anknüpfungen an das dortige Bühnen- und Musikwesen" und neue „Litterarische Bekanntschaften" an diesem Orte. Dieser Theil stellt sich, wie der Verfasser bemerkt, als Ergänzung von O. Jahn's „Goethe's Briefe an leipziger Freunde" dar.

Es ist schwer, aus der Fülle schätzbarer Bemerkungen und interessanter Aufschlüsse gerade die ansprechendsten herauszunehmen. Doch mache ich auf I, 50 aufmerksam, wo nachgewiesen wird, daß Goethe durch das Tischgespräch bei Professor Ludwig, das sich einzig um Arzneiwissenschaft und Naturgeschichte drehte, der Weg ins Reich der Naturwissenschaften annehmlich gemacht und geebnet wurde; auf I, 57, wo Goethe's scherzhafte Verse an Riese mitgetheilt werden, in welchen er ein sehr anschauliches Bild Gottsched's entwirft; auf die Bemerkung I, 104, daß Goethe in Leipzig besonders seit 1767 die Richtung begann, von der er sein ganzes Leben nicht abwich, alles, was ihn freute oder quälte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen; auf die Parallele einer Stelle in Weiße's „Poeten nach der Mode" mit einer Stelle im zweiten Theil von Goethe's „Faust", I, 138; endlich auf die Bemerkung I, 149, daß „Faust" in den verschiedenartigen Studien, die Goethe in Leipzig betrieb, ferner in der Qual eines verworrenen und beschränkten Wissens und in der Erfahrung, daß Zuwachs an Kenntniß Zuwachs an Unruhe ist, endlich darin, daß er auch hier bei all dem dunkeln Drange und der nahenden Versuchung des rechten Weges immer sich bewußt blieb, auf den leipziger Aufenthalt zurückzuführen ist. Ich möchte jedoch, wenn es sich um die geistig-gemüthliche Entstehungsgeschichte des „Faust" handelt, auch auf den Eindruck hinweisen, den nach I, 100 die Betrachtung des unterminirten Zustandes der Gesellschaft auf den Jüngling machte; den letzten Grund aber finde ich in der Gemüthserregung, die das Erdbeben von Lissabon in dem sechsjährigen Knaben bewirkte.

Ueber Goethe's religiösen Zustand in Leipzig spricht sich der Verfasser sehr lobend aus; er sagt, Goethe sei zeitlebens ein wahrer Christ gewesen, ohne dies näher zu bestimmen, behauptet auch II, 17, die zwei Briefe, die Goethe von Strasburg aus an seinen frühern Stubennachbar, den Theologen Limprecht, richtete und die allerdings ein lebhaftes, specifisch christliches Gefühl aussprechen, bezeichnen treu Goethe's Religionsanschauung, „wie sie im wesentlichen alle Zeit blieb". Dies möchte denn doch zu bezweifeln sein. Aufgefallen ist mir, daß der Verfasser die ziemlich weitläufige Abschweifung Goethe's zu Gunsten des Katholicismus, die sich in „Dichtung und Wahrheit" bei der Schilderung des leipziger Aufenthalts findet, nicht näher erörtert. Sollte nicht auch Goethe's spätere, wenn auch noch so vereinzelt hervortretende Neigung zum Katholicismus (vgl. „Faust", Schluß des zweiten Theils auf Leipzig oder vielmehr auf dresdener Eindrücke zurückzuführen sein? Im zweiten Theil ist besonders ansprechend Goethe's Verhältniß zu dem Hofrath Rochlitz.

Außerdem weiß ich nichts zu tadeln, außer etwa, daß Goethe's Verhältniß zur Schlacht bei Leipzig mir nicht genug hervorgehoben scheint. Zwar wird II, 192 der Epilog zu Essex erwähnt, den er während der drei Tage der Schlacht dichtete; Schaefer in seinem „Leben Goethe's

arauf aufmerksam, daß die Worte: „Der Mensch er-
ührt, er sei auch, wer er mag, ein letztes Glück und
inen letzten Tag", gerade am 18. October geschrieben
aren. „An eben dem Tage fiel das Brustbild Napo-
on's von Gips, das in Goethe's Zimmer hing, von der
Band herab; doch nur der Rand hatte gelitten; Goethe
eß um den Rand des Bildes, den Vers eines römischen
Dichters parodirend, die Worte setzen: «Scilicet immenso
aperest ex nomine multum.»" (Noch ist Leipzig genannt
i den „Politika", II, 281: „Wolltet ihr in Leipzigs
auen" u. s. w.)

In Otto Jahn's „Biographischen Aufsätzen" (Nr. 2)
ndet sich, damit wir an das Vorhergehende anknüpfen,
e Rede, die vom Herausgeber bei der Feier des Goethe-
ubiläums am 28. August 1849 in der akademischen Aula
Leipzig gehalten wurde und die zuerst in „Goethe's
riefen an leipziger Freunde" gedruckt erschien. Dieser
ufsatz ist selbstverständlich nicht so vollständig, wie der
ste Theil von Biedermann's Werk, hebt aber alle we-
ntlichen Momente aus Goethe's leipziger Studienzeit mit
äftiger Beleuchtung hervor. Ich erlaube mir nur zwei
emerkungen. „Die Mitschuldigen", die ebenfalls in Leipzig
tstanden sind, beweisen, nach des Verfassers richtiger
emerkung, wie Goethe schon damals sich von den Lebens-
fahrungen, welche ihn quälten und beunruhigten, durch
e Dichtung losmachen und befreien konnte.

Schon in früher Jugend war er Zeuge und Theilnehmer
erlich zerrütteter Familienverhältnisse gewesen; nicht aus
jenem Behagen wählte er sich diesen Stoff für ein Lustspiel,
reinigte vielmehr sein Inneres von diesen Vorstellungen, in-
n er ihnen als Dichter eine Gestalt gab, wodurch sie von
em Innern abgelöst ihm fremd wurden und nun außer ihm
stirten.

Vollkommen richtig. Dadurch wird aber unsere obige
emerkung über das Verhältniß dieser Erfahrungen zum
aust" nicht umgestoßen. Die einzelne Erfahrung, das
ondere Erlebniß mit seiner aufregenden, beunruhigenden
irkung löste Goethe freilich durch ein poetisches Selbst-
enntniß ab; aber andere ähnliche Erfahrungen folgten
h, das Allgemeine, das schon jenem ersten Erlebniß
n Grunde lag, wiederholte sich und verlangte eine neue
lösung in einer poetischen Beichte. Oder wären nicht
B. die „Wahlverwandtschaften" schon in „Werther's Lei-
" (vgl. die Abschnitte vor und nach den Gesängen aus
sian) vorgebildet? Ohne Zweifel wollte der Verfasser
e Bemerkung nicht ausschließen.

Gottsched wird in einigen vom Verfasser mitgetheil-
Versen von Goethe mit Goliath verglichen:

Gottsched, ein Mann so groß, als wär' er vom alten Geschlechte
Jenes, der, zu Gath im Land der Philister geboren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja, so sieht er aus, und seines Körperbaus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze pariſische Schuhe.

Merkwürdig, daß schon in Weiße's Lustspiel: „Die
eten nach der Mode", das von Goethe zuerst bewun-
t, von der Gattin des Professors Böhme hart getadelt
rde, der Poet Dunkel, ein Zerrbild der Klopstock'schen
chtung, ein Heldengedicht in 24 Büchern, betitelt
„Goliath", gemacht hat, dessen Anfang mit offenbarer Beziehung auf Gottsched also lautet:

Von einem Menschenkoloß starknervicht hochbeinichten Riesen,
Unglaubbar zwölf Fuß hoch nach dem pariſischen Maßstab
Und drüber, von Gath. Goliath benennt ihn Vater und Mutter,
Geboren von ränbrischer Art pfaugleicher tollkühner Philister,
Die, wie Heuschreckengeschmeiß, im Eichgrund lagen gegoſsen u. s. w.

Die Vergleichung Gottsched's mit Goliath muß damals in Leipzig gäng und gebe gewesen sein.

Der Aufsatz: „Goethe und Oeser", dient zur Ergänzung der Angaben in Biedermann's Werk und berührt sich mit der unser Buch eröffnenden Biographie Winckelmann's, der unter Oeser's Aufsicht in Leipzig sich heranbildete.

Es folgt die Shakspeare-Rede von Goethe, die nach M. Bernays nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, in Strasburg, sondern am 14. October 1771 in Frankfurt gehalten wurde. Bemerkenswerth sind die Worte, mit denen Jahn seine Mittheilung schließt:

Besonders ist es interessant, wie in dem Satze, daß Shakspeare's Stücke „sich alle um denselben geheimen Punkt drehen, in dem das Eigenthümliche unsers Ichs, die prätendirte Freiheit unsers Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt", bereits der Gedanke ausgesprochen ist, welchen Goethe später mit Vorliebe ausgeführt hat, und wo er die Größe Shakspeare's, namentlich der antiken Tragödie gegenüber, wesentlich darin setzt, daß Wollen und Sollen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen suchen, daß er herrlicher als irgendjemand die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt hat.

Der Aufsatz: „Noch einmal die Werther-Briefe", betrachtet diese Briefsammlung als einen Juwel unserer Literatur und hebt namentlich mit Wärme hervor, wie hier Charakterzüge hervortreten, die man im allgemeinen weniger geneigt ist, dem Dichter gelten zu lassen, obwol sie auch in andern Lebensverhältnissen deutlich genug sich aussprechen: neben der gleichmäßigen Kraft der Leidenschaft und des sie bändigenden Verstandes eine tief innerliche, nachhaltige Wärme des Gemüths, die sich namentlich in seiner Anhänglichkeit an die Familie und in der herzlichen Freundschaft der spätern Jahre ausspricht. Den Schluß bildet ein kleines Goetheanum, nämlich die von Goethe herrührende Nachrede, mit welcher er und seine Freunde sich mit dem Schluß des Jahres 1772 von den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" zurückzogen und in der Goethe „Publikum und Verleger turlupinirte".

Von den übrigen Persönlichkeiten des Buchs stand der leipziger Philolog Gottfried Hermann, dessen Leben und Wirken sehr ansprechend geschildert wird, in persönlichem Verhältniß zu Goethe. Beide Männer waren von griechischer, in mancher Beziehung einander nahe verwandter Natur; Goethe schien dem leipziger Philologen als der einzige Grieche unter den Deutschen zu leben; Goethe hinwieder schätzte besonders Hermann's Bemühungen um die griechische Metrik.

Theodor Wilhelm Danzel, hauptsächlich bekannt durch die von Guhrauer vollendete Biographie Lessing's, geb. 1818 in Hamburg, gest. 9. Mai 1850 in Leipzig, widmete dem Goethe'schen Genius eingehende Würdigung, namentlich in der Schrift „Ueber Goethe's Spinozismus".

Er war zuletzt noch damit beschäftigt, ein exegetisches Handbuch zu Goethe's Werken auszuarbeiten, welches als ein Supplement zu jeder Ausgabe dienen könnte, als ihn der Tod wegraffte; seine Goethe'schen Sammlungen stiftete er in Hirzel's Goethe-Bibliothek.

Auch der Maler Ludwig Richter, am 28. September 1803 in Dresden geboren, wurde von Goethe's Geist berührt. Seine Schulbildung war sehr mangelhaft, sein Unterricht im Zeichnen namentlich war so pedantisch als möglich; aber er bekam Goethe's „Gedichte" und „Wilhelm Meister" zu lesen und wurde wunderbar davon angezogen.

Wenn er es sich auch nicht ausdrücklich sagte, so fühlte er es als ein echter Künstler heraus, wie hier ein wahrer Dichter der Natur mit offenen und gesunden Sinnen, frei von allem überlieferten Formenwesen, nahe tritt, mit inniger Liebe sie umfängt, in sich aufnimmt und einfach und wahr wiedergibt. „Der gibt keinen spanischen Reiter oder Baumschlag für des lieben Gottes schönes grünes Laubwerk!" dachte er, und mit dieser Erkenntniß gewann er sich selbst die Freiheit, seiner Natur zu folgen.

Von ihm rührt sodann das 1853 begonnene und 1856 vollendete „Goethe-Album" her, das indessen auf 40 Blätter beschränkt wurde. Er hat hier mit voller Freiheit die Gegenstände gewählt, die seiner Individualität gerade zusagten, ohne Anspruch darauf zu machen, den künstlerischen Inhalt jener dichterischen Werke erschöpfen zu wollen.

Richter's Lebensbild ist von Jahn mit besonderer Wärme behandelt. Ihn bezeichnet W. H. Riehl als den volksthümlichen Maler des deutschen Volks- und Familienlebens, volksthümlich nicht aus Patriotismus, sondern aus eigenem grunddeutschen Wesen. Wenn er ein Goethe-Album zeichnet, so versteht sich dabei von selbst, daß er nur das in seine Sprache zu übersetzen gewillt ist, wo er sich selbst wiederfindet. Mit dieser Treue greift er dem deutschen Volke, dessen Lebensgang er mit sinnigem Auge folgt, ans Herz. Wie wäre es da überhaupt möglich, ohne den Philister auszukommen, als dessen Schilderer Richter unübertroffen ist? Diese seine Aufgabe drängte sich schon an seine Wiege heran. Aber wie erstaunt sind wir, unsern Maler erst im letzten Drittel der vorliegenden Lebensskizze in seinem eigentlichen Fahrwasser anzutreffen! Ringend mit des Lebens Nahrung und Nothdurft und mit geistloser Unterweisung gelingt es ihm endlich, als „Signor Landschaft" durch die porta del popolo in die Weltstadt einzuziehen, und die Landschaft war es, die ihn dort inmitten seiner Kunstgenossen zur Würde des Gesellenstandes erhoben hat. Noch aber tagte seine Bestimmung erst halb, als er sie darin gefunden zu haben glaubte, daß er leblose und belebte Natur in eins zu schaffen verstand. Doch, wie wenn ein Vermittelungsglied hätte da sein müssen, sehen wir schon hier den Uebergang zu dem, was ihn später zu unserm Liebling gemacht hat.

Dieses Ineinanderbilden von Genre und Landschaft, das von Jahn möglichst entschuldigt wird, scheint uns doch eine bedenkliche Seite zu haben. Die Landschaft weckt irgendwelche Stimmung, diese führt unvermerkt zum Gedanken, dieser gewinnt durch passende Staffage an Deutlichkeit, der Flug der Phantasie wird aber durch sie nicht aufgehalten. Spricht man nun aber durch die figürliche Welt das noch einmal aus, wozu die Landschaft die Phantasie in Thätigkeit gesetzt hat, so schwächt nothwendig eins das andere ab. Das menschliche Situationsbild, in den weiten landschaftlichen Rahmen gestellt, wird von seiner Bedeutung herabgedrückt und in die Natursphäre zurückgedrängt, sowie diese aufhört, die beabsichtigte Wirkung zu entfalten. Man nehme hierzu das von Jahn näher beschriebene, von Witthöft gestochene Blatt: „Abendruhe", zur Hand. Anders verhält sich die Sache bei den odysseeischen Landschaften von Preller, bei den biblischen von Schirmer. Hier stehen wir einer idealen Welt gegenüber, in welcher schon vom künstlerisch bildenden Mythus die elementare mit der menschlichen Sphäre überall verflochten ist und welche der symbolisirenden Darstellung des Zeichners bereitwillig entgegenkommt. Auch glaube ich nicht, daß die Verbindung von Genre und Landschaft in Goethe's Sinne war; man vergleiche z. B. seine Aeußerung gegen Eckermann über die Versuche, seinen „Fischer" zu malen, da doch dieses Gedicht nur eine Stimmung, ein Lustgefühl, das „Gefühl des Wassers" ausdrücke. (Vgl. meine Abhandlung über Goethe's „Fischer" in Herrig's „Archiv", 1853, 130 fg.)

Doch kehren wir noch einmal zu Richter zurück. Lange noch nach seiner Rückkehr in die Heimat sehen wir ihn eifrig und fast ausschließlich mit landschaftlichen Aufnahmen zum Zweck der Vervielfältigung beschäftigt, bis ihn äußere Umstände und insbesondere die dauernde Verbindung mit der Buchhandlung Georg Wigand in Leipzig zum Holzschnitt und zur Illustration hinführten. Welch reichen Schatz er von dieser Zeit an für jung und alt im deutschen Volk geschaffen, wie er hier unserm Hebel, dort unserm Klaus Groth zu entsprechendem bildlichen Ausdruck verholfen, wie er das Märchen für das Auge neu geschaffen, was er sonst alles für die bildnerische Volkserziehung geleistet hat, findet sich in Jahn's Skizze treu verzeichnet. Möge seine Arbeit beitragen zur immer weitern Verbreitung der trefflichen Schöpfungen Ludwig Richter's!

Der von F. Th. Bratranek herausgegebene „Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg" (Nr. 3), dem bedeutenden Naturforscher und Gründer des großartigen vaterländischen Museums in Prag sowie der Allgemeinen deutschen Naturforscherversammlung, fällt in die letzte Periode des Dichters und zwar in die Jahre 1820—32, umfaßt im ganzen 75 Briefe, von denen 35 von Goethe sind, schließt mit dem vom 15. März 1832 datirten Schreiben an Sternberg und ist hauptsächlich von naturwissenschaftlichem, insbesondere geognostischem Inhalt, bringt jedoch auch manches, was auf die damaligen literarischen und politischen Zustände Licht wirft. Auf die Vorrede des Buchs folgt eine sehr genaue, 60 Seiten haltende Einleitung in den Briefwechsel, die uns über die persönlichen Verhältnisse beider Männer, namentlich über den weniger bekannten Lebensgang Sternberg's belehrt. Die Beilagen enthalten bisher ungedruckte Brief

on John, Karl August, Dr. Pohl u. a. an Goethe und on diesem einen vortrefflichen Brief an eine Kunstschülerin t Weimar. Bemerkenswerth ist hier die Erinnerung, in er Malerei sich nur an das Bewegte, Thätige, Kräftige nd Wirksame zu halten, oder bei der Neigung zu ruhi-rn Betrachtungen auf dem Markt Verkäufern und Käu-rn zuzusehen, wo einem aufmerksamen geistreichen Blick e anmuthigsten Motive sich entdecken. (Man vergleiche tto Jahn's Mittheilung a. a. O., S. 281, über L. Rich-r's Zeichnung der alten Käsehändlerin in Goethe's „Ge-wistern".) Der Geist des Wirklichen, fährt Goethe rt, sei eigentlich das wahre Ideale; das unmittelbar htlich Sinnliche dürfen wir nicht verschmähen, sonst ren wir ohne Ballast; und auch das Wirkliche solle n nicht als gemein nachbilden. Er wiederholt zum chluß aber und abermals, daß der bildende Künstler zuerst an der kräftigen Wirklichkeit vollkommen durch-en müsse, um das Ideale daraus zu entwickeln, ja zum ligiösen endlich aufzusteigen. Man muß aber den Brief bst nachlesen; ein magerer Auszug ersetzt das Original nicht.

Den Schluß bilden: ein Verzeichniß der deutschen turforscher und Aerzte, welche bei der fünften Ver-mmlung ihrer Gesellschaft im Jahre 1826 vom 18. Octo-an in Dresden gegenwärtig waren, ein weiteres Ver-hniß der im Druck vorhandenen Werke und Aufsätze Grafen Kaspar von Sternberg, und endlich ein sehr aues Register über die in den Briefen und ihren Bei-en vorkommenden Namen und Gegenstände. Diese genstände sind, wie schon bemerkt, überwiegend natur-senschaftlicher Art. In sehr vielen Fällen stimmt Stern-g mit Goethe überein; auch er war, wenn auch nicht entschieden wie Goethe, Neptunist. Die Forschungen Mittheilungen beider Männer beziehen sich haupt-lich auf Böhmen, wo Sternberg im pilsener Kreise Schloß Brzezina besaß. Goethe selbst besuchte Böh-sechzehnmal und lernte nach der Angabe des Rathes ner den Grafen Sternberg am 30. Juli 1822 im sthof zur Sonne in Eger zuerst persönlich kennen. Man be aber nicht, blos das wissenschaftliche Interesse habe Verbindung beider Männer bewirkt und erhalten; r Briefwechsel zeigt deutlich, daß ihre Freundschaft tieferer, geistig-gemüthlicher Harmonie ruhte. Aus-zu geben ist schwer; eine Empfehlung sollte man für rflüssig halten.

Ich erwähne hier noch zwei Schriften, welche in die the-Literatur einschlagen, ohne daß der Titel darauf eist. In den „Würtembergischen Jahrbüchern für tistik und Landeskunde, herausgegeben von dem königlich tisch-topographischen Bureau" (Jahrgang 1864, Stutt-, Lindemann, 1865), findet sich von S. 262—356 höchst interessanter Aufsatz von Rümelin, dem Ver-r der „Shakspeare-Studien": „Altwürtemberg im Spie-remder Beobachtung." Der Verfasser zählt acht fremde chterstatter über Würtemberg aus dem vorigen Jahr-ert auf, unter denen sich Nicolai, dessen sich der fasser im Gegensatz zu der herkömmlichen Verachtung, der Nicolai von den meisten Literarhistorikern behan-

delt wird, sehr lebhaft annimmt, und Goethe befinden. Dieser brachte im Sommer des Jahres 1797 auf seiner Schweizerreise einige Wochen in Würtemberg zu; die Eindrücke davon hat er in seinen Tagebüchern und einer Reihe von Briefen niedergelegt. An Geist, vielseitiger Welterfahrung und Unbefangenheit des Blicks und Urtheils überragte Goethe alle frühern Beobachter unendlich weit. Auf das Einzelne einzugehen verbietet mir der Raum; ich begnüge mich, das „kurze, aber bedeutende" Wort über die würtembergische Verfassung anzuführen: „Der Hauptsinn einer Verfassung wie die würtembergische bleibt nur immer: die Mittel zum Zweck recht fest und gewiß zu halten, und ebendeswegen kann der Zweck, der selbst beweglich ist, nicht wohl erreicht werden." Was Rümelin in den Schlußbetrachtungen zu dieser Abhandlung, welche die würtembergische Geschichte von einem wesentlich neuen, aber wahrscheinlich allein richtigen Standpunkt auffaßt, weiter auseinandersetzt, ist mit Goethe's Bemerkungen überhaupt und insbesondere mit der Aeußerung über die altwürtembergische Verfassung in schönster Uebereinstimmung. Und doch war die Politik für Goethe auf dieser Reise Nebensache. Es ist dies derselbe Goethe, von dem noch neuestens mit vielen übereinstimmend Johannes Scherr in seinem „Blücher" behauptet, er sei alles historischen und politischen Sinnes völlig bar und ledig gewesen. Wir stimmen eher mit Rümelin überein, der die Helle und Schärfe seines Blicks, den Umfang, die Klarheit und Sicherheit seines Geistes auch in diesem Reisebericht bewundert. Klarheit war nicht ohne Grund ein Lieblingswort Goethe's, wie Hildebrand unter „Klar" in der Fortsetzung des Grimm'schen „Wörterbuchs" mit Recht bemerkt.

Die zweite Schrift ist „Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins. Redigirt von Guido Freiherrn von Sommaruga, Schriftführer des Vereins" (zweiter Band, mit sechs Beilagen; Wien, Gerold's Sohn, 1866), in welchem wir S. 299—321 einen Aufsatz von Alois Egger: „Goethe in den Alpen" finden. Die drei Schweizerreisen Goethe's werden hier eingehend besprochen und miteinander verglichen. Der Schluß des interessanten Aufsatzes schildert, wie die Stimmungen der verschiedenen Schweizerreisen im „Faust" sich abspiegeln. Gustav Hauff.

Lilieneron's Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen.

Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, gesammelt und erläutert von R. von Liliencron. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Baiern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. Erster und zweiter Band. Leipzig, Vogel. 1865—66. Lex.-8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Die überaus hohe Bedeutung der historisch-politischen Volkspoesie für die Wissenschaft der Geschichte ist genugsam anerkannt. Die Zeitgedichte reihen sich den historischen Quellen an; sie bestätigen, was uns Geschichtsbücher erzählt, Urkunden erwiesen haben. Sie enthalten auch so manchen einzelnen Zug, welchen wir dort vergeblich suchen.

Doch höhern Werth als um des äußern Stoffs willen gewinnen die historischen Dichtungen, und insbesondere die Lieder, durch ihre Natur als Zeitgedichte, als gleichzeitige, vom Augenblick geborene und meist auch für den Augenblick bestimmte Erzeugnisse der lebendigsten Theilnahme an den Begebenheiten des Tags. Das Geschichtslied ist angeregt von dem unmittelbaren Eindrucke, welchen die Zeitläufte, die Thaten und Unthaten machtvoller Persönlichkeiten hervorbringen; selbst seine einfache Erzählung wird beseelt von einem Stimmungshauche, Liebe und Haß tönen aus ihm empfindungsvoll hervor; aus ihm spricht Partei, und Partei will es machen.

Die „volksmäßige" Zeitdichtung beginnt bei uns, wenn wir absehen von den einzelnen historischen Poesien althochdeutscher Zeit, erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Aber nur wenige Stücke sind aus dieser frühen Periode bekannt. Es mögen viele verloren sein. Eine reichere Anzahl hat schon das 14. Jahrhundert aufzuweisen; von Jahr zu Jahr mehren sich auch die gleichzeitigen Aufzeichnungen, welche eigentlich den Charakter der historischen Poesie bedingen. Und später im 15. Jahrhundert finden wir fast keine politische Begebenheit, ob klein ob groß, ob weltbewegend oder nur auf einen engen Lebenskreis beschränkt, die nicht in Bild und Spruch gesungen und gesagt worden wäre. Aus der Reformationsperiode stammt eine wahre Flut von Zeitgedichten; aber die Volksthümlichkeit, die Volksmäßigkeit beginnt doch schon leise und allgemach sich zu beschränken. Die prosaische Rede, welche für Tagesberichte und Tagespolemik so häufig angewandet wurde, ja selbst das Latein, dessen sich ausgezeichnete und einflußreiche Geister mit Vorliebe und Erfolg bedienten, raubten dem Volksgedichte von seinem frühern Besitze. Auch das 17. Jahrhundert, zumal der Dreißigjährige Krieg, hat es nicht an Schlachtliedern und Pasquillen fehlen lassen; allein neben echt volksthümlichen Klängen zeigt diese Poesie bereits merklich subjectiven Charakter; das Zeitalter der Renaissance macht sich geltend auf dem Gebiete, welches der naturwüchsigen Volksdichtung früher allein gehörte. Die neuere Zeit ist arm geworden, nicht gerade an politischen und historischen Dichtungen, aber gewiß an eigentlichen historischen Volksliedern. Das jüngste unter den ältern, welches noch heute allgemein bekannt ist und selbst noch gern als Volksballade gesungen wird, ist „Prinz Eugenius, der edle Ritter".

Die Schlachtlieder, die Erzählungen der Scharmützel und Fehdezüge, der Belagerungen und Erstürmungen stehen unter der historisch-politischen Volkspoesie obenan; allein mit ihnen ist der Kreis der Gattung nicht abgeschlossen. Alles, was sonst die Aufmerksamkeit erweckte, das Herz bewegte, Bewunderung und Abscheu hervorrief, also die Angelegenheiten des Reichs und des Landes und des Standes, die Angelegenheiten der Kirche und der Confession, das städtische Gemeinwesen, das Wirken oder der Tod hervorragender Personen: all dies fand seinen Ausdruck in poetischer Rede und im Tone des Liedes. Auch die Mahnungen und Aufrufe, die Loblieder, die Spott- und Rügelieder aller Art sind die Zeugnisse des politischen Lebens und Sinnes unserer Vorfahren. So ist diese aus bewegtem Gemüthe hervorgegangene Literatur gleichsam die Illustration, die poetisch-bildliche Erläuterung für die geschichtlichen Thaten und Begebnisse.

Das erkannten auch schon manche unserer ältern Geschichtschreiber, manche unserer Chronisten, wenn sie auch vielfach die Zeitgedichte mehr als Quellen denn als Stimmungsbilder bemessen mochten; denn sie streuten die zu ihrer Zeit noch vorhandenen, selbst nur noch traditionell fortgepflanzten Gedichte in ihre Erzählung ein. Auf diese Weise haben wir manches gerettet erhalten, was sonst in Handschrift oder Druck nicht mehr vorhanden ist. In neuerer Zeit aber hat sich das Interesse der Geschichtsforscher den historisch-politischen Volksdichtungen erst dann zugelenkt, nachdem ihnen Anregung und Vorarbeit von anderer Seite gegeben und geboten wurde.

Die Theilnahme, welche man im vorigen Jahrhundert der ältern deutschen Literatur sowie dem Volksliede zu schenken begann, führte von selbst auch auf unser historisches Lied. Eine reiche Literatur knüpft sich an diese Bestrebungen. Wir überspringen eine geraume Zeit und melden nur von drei Sammlungen jüngern und jüngsten Datums. Nach einer Reihe von guten und schlechten Versuchen, die historisch-politischen Volksdichtungen zu sammeln und für die Gegenwart nutzbar und annehmlich zu machen, erschienen 1836 „Einhundert deutsche historische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von F. Leonard von Soltau". Die beigegebenen Sprüche sind nicht mitgerechnet. Dies Buch, aus echt wissenschaftlichem Sinne entsprungen, hatte nach verschiedenen Richtungen hin eine anregende Wirkung. Historiker benutzten es als Quellenwerk, wie es denn überhaupt die Wichtigkeit der historischen Poesie für die Geschichte aufs neue zu Gemüthe führte. Nach 20 Jahren gab Rudolf Hildebrand, der bekannte Fortsetzer des Grimm'schen Wörterbuchs, mit Benutzung des Nachlasses von Soltau ein zweites Hundert heraus. Sprüche waren hier grundsätzlich ausgeschlossen. Beide Herausgeber berücksichtigen auch die neue Zeit, sogar das 19. Jahrhundert. Außer einer sehr gediegenen Einleitung gab Soltau nur die Texte mit bibliographischen Nachweisen; Hildebrand dagegen fügte sprachliche, kritische, oft auch sachliche Erklärungen hinzu. Eben diese letztern ließen erkennen, wie viel für die historische Poesie zu thun sei und wie viel sie selbst gewähre.

Eine umfassende Sammlung war nun vieler Wunsch. Aber ein einzelner, ein Privatmann konnte sie unmöglich beginnen. Und welcher Verleger würde die Hand geboten haben, wenn es bekannt war, daß die letzten vortrefflichen Sammlungen nur geringen äußern Erfolg hatten? So wurde die Hoffnung aufgegeben, bis wir endlich dem historischen Sinne der Neuzeit und dem Aufschwunge der Geschichtswissenschaft, aber in diesem besondern Falle auch der Hochherzigkeit eines deutschen Fürsten die erschöpfende große Sammlung der historischen Volkslieder verdanken sollten.

Die Bestrebungen der historischen Commission, welche

der verstorbene König Maximilian II. von Baiern zur Beförderung der geschichtlichen Studien eingesetzt hatte, sind allbekannt. Unter ihren mannichfachen großen Aufgaben war auch eine möglichst vollständige Sammlung der historischen Volkslieder in Aussicht genommen. Die Anregung hierzu soll Ranke, andere sagen Jakob Grimm gegeben haben. Soviel mir bekannt, ging der Plan anfänglich dahin, die Lieder und mit den Liedern auch die lebensvollern Spruchgedichte bis zum Anfang des Dreißigjährigen Kriegs zu sammeln. Die ungeahnte Ueberfülle des Stoffs forderte zu noch größerer Beschränkung auf. Für die historische Commission mußte dem Stoffe nach die Ausgabe als ein Quellenwerk erscheinen wie die Städtechroniken und die andern Geschichtsbücher. Die Ausführung dagegen war eine philologische Aufgabe. Denn der Gegenstand gehört zu gleicher Zeit der Literatur, der schönen Literatur an. Es handelt sich um Texte, um ihre Herstellung und Erläuterung. So wurde ein Philologe, ein Germanist für diese ebenso anziehende als schwierige Arbeit gewonnen: Rochus von Liliencron in Meiningen, früher Professor der deutschen Sprache und Literatur in Jena. Es währte lange, ehe der erste Band erschien. Es lag dies an der Weitschichtigkeit der Aufgabe. Schon das war höchst langwierig, nur den Stoff zusammenzutragen. Aus eigener Anschauung und Erfahrung kann ich davon sagen. Mir selbst war es vergönnt, für die Ausgabe einen Theil des Stoffs zu sammeln. In Liliencron's Auftrage bereiste ich die Bibliotheken und Archive Norddeutschlands. Das geschah im Lenze des Jahres 1861. Der erste Band ist datirt vom September 1865. Aber überraschend schnell, noch vor Jahresfrist, erschien schon der zweite, nicht minder stattliche Band. Am dritten wird rüstig gearbeitet. Die vorliegende Sammlung beginnt mit einem Liede auf das Bündniß von Bern und Freiburg vom Jahre 1243 und der zweite Band schließt mit einem Spruche „Vom Haus Oesterreich" vom Jahre 1507. Es sind in diesen beiden Bänden, einige Nachträge ungerechnet, 250 Nummern. Die Lieder überwiegen, doch sind mit gutem Bedachte sowie nach dem Plane des Unternehmens die Spruchgedichte nicht unberücksichtigt geblieben, wenn auch der Titel nur die historischen Volkslieder nennt.

Nachdem ich den kleinen Antheil, welchen ich an dem Werke nehmen durfte, kundgethan, vermeide ich ein eigenes Urtheil über Liliencron's Leistung. Aber berichten darf ich von dem Eindrucke, welchen das Buch auf die theilnehmenden Fachmänner verschiedener Disciplin und Richtung gemacht hat. Nicht allein die Einrichtung des Buchs, man könnte sagen die Oekonomie der Stoffeintheilung, die gerade hier so verschieden hätte getroffen werden können, sondern auch die Ausführung des Einzelnen fand lauten Beifall, ungetheilte Anerkennung. Nicht daß der eine oder der andere mit allem und jedem übereingestimmt hätte, nicht daß keine Berichtigungen zu machen, keine Nachträge zu geben gewesen wären: das versteht sich bei einem solchen Werke von selbst. Ja für Berichtigungen und Nachträge ist es eigentlich vorhanden und geschaffen. Das allgemeine Urtheil aber lautete dahin: Liliencron's Sammlung steht den andern von der historischen Commission herausgegebenen Werken würdig zur Seite; sie ist eine tüchtige, selbst eine hervorragende Leistung.

Aber nicht blos die Fachgelehrten im strengsten Sinne brachten dem Buche ein warmes und dankbares Interesse dar. Die Mannichfaltigkeit des Stoffs, zugleich aber des Herausgebers Rücksichtnahme auf einen weitern Leserkreis verschafften der neuen Volksliedersammlung eine ungewöhnlich vielseitige Beachtung, welche sich nach außen hin in den literarischen Besprechungen offenbarte. Es lag nahe, daß ich solche Aeußerungen mit Aufmerksamkeit verfolgte. Liliencron's Buch hat unter allen bisherigen Publicationen der historischen Commission, auch die Städtechroniken nicht ausgenommen, entschieden die ausgedehnteste Berücksichtigung in den Zeitschriften gelehrter und populärer Richtung gefunden. Oftmals auch wurde ausgesprochen, daß es diese allgemeine Theilnahme um seines Gegenstandes willen verdiene.

Solch äußerer Erfolg ist gewiß erfreulich. Interessanter aber als das bloße Lob mußte einem Beobachter die Art, die ungemein mannichfaltige Art jener Beurtheilungen erscheinen. Zwar wurde in ihnen nicht jeder einzelne Zug, der in der Sammlung enthalten ist, mit gleichem Nachdruck, in gleicher Ausdehnung hervorgehoben. Manches bedeutsame Moment fand sich nur kurz erwähnt, beiläufig berührt.

In der That möchte kein Zweig unserer Literatur so viele Seiten der Betrachtung darbieten wie gerade das historische Volkslied.

In erster Reihe steht selbstverständlich das historische Interesse. Ob die Lieder und Sprüche in ihrer Form streng, in ihrer Darstellung poesievoll sind, das ist zunächst gleichgültig. Auf ihren geschichtlichen Inhalt kommt es an. Zwar kann die größere oder geringere Lebendigkeit, die aus Lied und Spruch hervortönt, dem Historiker ein Abbild geben von der größern oder geringern Theilnahme, welche das besungene Ereigniß gefunden; dennoch wird ihm vielleicht und je nach Umständen die trockenste Reimerei willkommener sein als ein kraftvolles, von Zorn oder von Freude und Begeisterung bewegtes Lied. Bietet die historische Dichtung der Geschichtsforschung mannichfachen Stoff, so muß hinwiederum die Geschichtsforschung mit ihren Kenntnissen und Resultaten zur Erläuterung der Poesie helfend beitragen. Die Dichtung gibt Zeugniß von der Stimmung des Volks; die Thatsachen müssen uns, die nachkommenden Leser, in die Stimmung versetzen, welche im Liede widerklingt. Darum hat Liliencron vor der Mittheilung des Textes eine kurze lebendige Erzählung der Begebenheit vorausgesandt und sie mit den Einzelheiten des Liedes in Verbindung gebracht. Manchmal auch sind in den Anmerkungen geschichtliche Einzelheiten erläutert. Ist durch diese dankenswerthe historische Zuthat zu der Liedersammlung schon der Geschichtsforschung vorgearbeitet, so versteht es sich, daß ein so umfassend angelegtes Werk nicht in monographischer Weise den Stoff erschöpfen soll. Somit steht man die Forschung mit dem

Quellenwerke in Wechselbeziehung. Nachträge und Berichtigungen müssen sich ergeben. Manche Deutung wird einem Fachhistoriker besser gelingen als einem Herausgeber, der seinen Blick in eine Reihe von Jahrhunderten und auf alle deutschen Lande zu richten hat. Auf manche Einzelheit wird der Specialist näher aufmerksam machen können, wodurch das Lied mit einem male einen ansprechendern Sinn, ein lebendigeres Gepräge erhält.

Mit dem historischen Interesse aufs engste verbunden ist das culturhistorische. Die historischen Volksdichtungen geben uns ein lebenathmendes Bild von den Zuständen der Gesellschaft, sie deuten das Verhältniß der Stände zueinander an, sie lassen uns einen Blick thun in das Leben und Treiben des Volks, in seine Freuden und Leiden, sie berühren in mannichfacher Hinsicht das Gebiet der Alterthümer. Von dieser Seite aus verdienten unsere Volkslieder noch genauer berücksichtigt zu werden.

Aber auch in literarischer und literarhistorischer Beziehung sind diese Volksdichtungen von Wichtigkeit, und die neue Sammlung wird hier gerade sich anregend erweisen.

Zunächst verdankt ihr die Literaturgeschichte nach der stofflichen, bibliographischen Seite hin eine nicht unbedeutende Bereicherung. Die Sammlung wiederholt Bekanntes, aber sie bietet vielfach bessere Texte. Daneben erscheinen neue Stücke in großer Anzahl. In noch ausgedehnterm Maße wird sich dies zeigen in den folgenden Bänden, welche die Dichtungen der Reformationszeit bringen werden. Gleichwol ist die Sammlung nicht ganz vollständig. Sie soll es nicht sein, denn eine Auswahl des Besten, des Bezeichnendsten mußte getroffen werden. Namentlich geboten die Spruchgedichte diese Beschränkung. Sie kann es nicht sein, denn trotz alles Suchens und Forschens, trotz der thätigsten, opferfreudigsten Beihülfe wird ein Material, welches in Einzelheiten verzettelt und da und dort verstreut ist, niemals in seiner einstigen Vollständigkeit zusammengebracht werden können, der Stücke zu geschweigen, welche die Zeit vernichtet hat und welche für uns unwiederbringlich verloren sind. Unserer Tagesliteratur, unsern Einblattdrucken geht es ja ebenso. Wer achtet sie des Aufhebens werth, diese Zeitungsblätter, Broschüren, Theaterzettel, Plakate, Concertprogramme, Commers- und Tafellieder? Gewiß unter den Tausenden, die sie lesen und benutzen, nur verschwindend wenige. Aber was sich bisjetzt dem Blick entzogen, kann dennoch einmal wieder an das Licht gelangen. Treuer Sammeleifer und aufmerksame Theilnahme werden sicher die Literatur mehren helfen.

In jenen Anzeigen und Beurtheilungen des Liliencron'schen Buchs war die historische und culturhistorische Bedeutung der politischen Volkspoesie mehr hervorgehoben als die literarhistorische. Diese finden wir mehr oder weniger betont in unsern Literaturgeschichten, in den Einleitungen der verschiedenen Sammelwerke, auch Liliencron's Einleitung schlägt in dieses Gebiet ein. Das historische Bild, die historische Spruchdichtung sind als eine besondere Gattung in die Geschichte der Literatur gestellt; aber beide knüpfen sich sowol geschichtlich wie nach Inhalt und Form an andere Dichtarten. Das historische Lied ist demselben poetischen Lebenstriebe entsprossen, aus welchem im frühen Alterthum die Heldensage, das Volksepos erwuchs. Als Volkslied gehört es in den Kreis der volksthümlichen Lyrik. Insbesondere berührt es sich mit dem Tanzliede und mit dem Reiterliede, andererseits mit der Volksballade. Im Zusammenhange steht es ferner mit dem protestantischen Kirchenliede. Manches gehört beiden Gebieten gemeinsam an. So ist Martin Luther's „Ein feste Burg ist unser Gott" auch ein Streitlied, ein politisches Lied, für uns jetzt ein historisches Lied. Die politischen Spruchgedichte sind zurückzuführen auf die ältern Sprüche der Minnesänger und der Fahrenden. Verbunden sind sie mit der Didaktik wie mit der Reimchronik. Sie gehen über ferner in die Herolds- und Wappendichtung wie in die Reimereien der Pritschmeister. Und endlich ist die politisch-historische Volksdichtung die Mutter der Zeitungen. Sofern Lied und Spruch nicht blos erzählen, sondern eine bestimmte Meinung vertreten und für sie Partei machen wollen, sind sie, was schon öfters ausgesprochen worden ist, den Leitartikeln vergleichbar, die wir jetzt in prosaischer Rede zu lesen pflegen. Seit der Entstehung der modernen Witzblätter haben wir uns auch wieder an poetische Leitartikel gewöhnt. Alle diese Berührungen und Beziehungen werden sich schärfer herausheben, wenn die neue Sammlung erst vollendet vorliegen wird.

Dem Philologen ist die historische Volksdichtung nicht minder an das Herz gelegt. Zuerst in sprachlicher Hinsicht. Die Lieder und Sprüche stammen aus der jüngern Periode, für welche noch die grammatische Forschung viel zu thun hat. Sie erklingen in verschiedenen Mundarten; gar manche Stücke werden aus ihrer ursprünglichen Fassung in eine andere Mundart umgesetzt, andere zeigen auch eine gemischte Sprache. Für die in neuerer Zeit lebhafter erwachte Dialektforschung sind sonach diese Volksgedichte von besonderm Werth und harren noch der Ausbeute. Zugleich bieten sie interessante Worte und Wendungen, bereichern also Syntax und Lexikon. Die Worterklärung findet dadurch einen ergiebigen Boden, und für manche schwierige und fragliche Stelle wird sich die Forschung noch zu bemühen haben.

Für die Kritik erwächst ebenfalls durch diese Dichtungen eine anreizende Aufgabe. Die Ueberlieferungen stammen oft aus jüngerer Zeit, oder sie zeigen, wie bemerkt, eine andere Sprache als die des ersten Verfassers. Nach dem echten zu streben, wie bei der individuellen Kunstdichtung, kann nicht immer die Aufgabe sein, weil das Volksgedicht als Gemeingut über die Lande schweift und auch das Eigenthum jüngerer Tage bleibt. Hiermit aber sind Entstellungen verbunden, und diese hat der Kritiker zu heilen. Manchmal sind die Texte so verdorben, daß Conjecturen versucht werden müssen. Nicht immer wird dies einem einzelnen gelingen. In diesen Dingen mag sich der philologische Scharfsinn noch wacker erproben.

Steht nun diese historische, literarische und philologische Bedeutung der historisch-politischen Volkspoesie außer allem Zweifel, und wird die neue Sammlung nach diesen verschiedenen Richtungen hin nicht allein durch das, was sie bietet, werthvoll sein, sondern auch durch das, was sie anregen und erwecken wird: so dürfen wir hoffen, daß sie auch außerhalb des engern Kreises der Historiker, Germanisten und Literatoren eine freundliche Aufnahme finden werde. Jene historischen Einleitungen, welche Liliencron vor die einzelnen Lieder gestellt hat, erleichtern Lektüre und Verständniß wesentlich, und in der Textmittheilung hat der Herausgeber zum Theil, eben in Rücksicht auf einen weitern Leserkreis, von der Urkundlichkeit abgesehen, welche dem Sprachunkundigen oft so störend in den Weg tritt und ihm den Genuß verdirbt. Liliencron ist hierin Ludwig Uhland gefolgt, welcher in seiner Sammlung der Volkslieder, „die so wesentlich für die Stimme, für den lautenden Mund geschaffen sind", eine Regelung der Schreibart einführte. Neuerdings haben auch Goedeke und Tittmann in ihrer schönen Liedersammlung: „Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert", demselben Grundsatze gehuldigt.

Wird nun aus allgemeinem historischen oder literarhistorischen Interesse Liliencron's Werk zur Hand genommen, so kann es nicht fehlen, daß die Leser in einer Volksliedersammlung auch ästhetischen Genuß suchen und erwarten. Aber nach den bisherigen Urtheilen im ganzen zu schließen, wird nun gerade ein höherer poetischer Werth der historischen Volksdichtung gemeinhin abgesprochen; zum mindesten gilt er als weit zurückstehend gegen die andern wissenschaftlich bedeutsamen Momente, welche ja so sehr befriedigen und für diese Dichtungsart so lebendig einnehmen. Wir leugnen nicht, daß an solchem Urtheil etwas Wahres ist. Vertiefen wir uns in unsere Lieder und Sprüche, so werden wir gar bald gewahr, daß sie zu ihrer Zeit nicht vorzugsweise einem ästhetischen Gefühl und Bedürfniß ihre Entstehung verdanken. Diese Poesie ist ja Gelegenheitspoesie in gewissem Sinne. Wozu also etwas heraussuchen, was von vornherein nicht in ihr liegt? Dazu kommt, daß gerade in den Jahrhunderten, in welchen die historisch-politische Dichtung blühte, die didaktische Richtung vorwaltete, daß die Poesie eine Dienerin war, daß Vers und Reim nur das Gewand abgaben für andere Zwecke, für Zwecke, welche die jüngere Zeit ausschließlich in prosaischer Rede verfolgt. Und die Sprache jener Periode, welche dem classischen Zeitalter der mittelalterlichen Dichtkunst folgte, ist von ihrer einstigen Höhe herabgesunken; die metrische Feinheit, die Reinheit des Reims ist aufgegeben. Muß das nicht auf einen gebildeten Sinn, der nur in der harmonischen Uebereinstimmung von Inhalt und Form, von Geist und Körper die ästhetische Schönheit vollendet sieht, eine wenig erquickliche, selbst abstoßende Wirkung ausüben?

Und doch, wie kommt es, daß wir, wenn wir ohne Vorurtheil die Lieder auf uns wirken lassen, es dennoch zu einer recht lebendigen Nachempfindung bringen? Und wir lesen sie ja blos, wir lesen sie stumm. Nicht jeder wird diese Nachempfindung erlangen, ein inniges, theilnehmendes Wohlgefallen spüren. Empfänglichkeit gehört dazu. Aber wer empfänglich ist, wird öfters in hohem Grade gefesselt, selbst ergriffen. Das kann doch der Gegenstand allein nicht bewirken, der so weit hinter uns liegt. Und wie kommt es ferner, daß sich manche Lieder jahrhundertelang erhalten und lebendig erhalten haben, nachdem der geschichtliche Vorgang mit seiner augenblicklich fesselnden Wirkung längst entschwunden war? Ist es allein der Zauber der Melodie, welcher dieses Fortleben hervorruft? Das kann es nicht sein, denn die Melodien wurden vielfach benutzt, haben aber den untergelegten Texten nicht immer ein langes Leben verschaffen können. Wie viel Lieder sind neu gedichtet auf die Melodie des „Prinz Eugenius"; wer aber kennt sie, wer singt sie ohne Textbuch? Aber das Originallied lebt heute noch fort und ist bekannt, und wäre es nur in der ersten Strophe.

Daß ein dichterischer Werth den Liedern und auch manchen Spruchgedichten innewohne, das wird auch die heutige kritische Beurtheilung herausfühlen. Es tritt dies zunächst dadurch hervor, daß wir an der einen Schöpfung mehr Gefallen finden als an der andern. Das eine Gedicht erscheint uns trocken, farblos, läßt uns völlig kalt; das andere erwärmt uns, es versetzt uns mit zauberischer Gewalt in das Getümmel der Schlacht, wir möchten mit den Siegern den Jubelgesang beginnen. Nicht der Gegenstand allein, nicht die metrische Form allein, sondern die Darstellung, die Lebhaftigkeit der Stimmung bringt diese nachempfindende Wirkung hervor. Auch der Zeit nach betrachtet werden wir den frühern Liedern im großen und ganzen eine bedeutendere dichterische Gewalt zugestehen als den spätern. Unleugbar liegt in solcher Unterscheidung ein ästhetischer Kern verborgen.

Wenn wir nach dieser Seite hin die Lieder der neuen Sammlung, soweit sie bisjetzt vorliegt, einer Prüfung unterwerfen, so wird sich die Bemerkung aufdrängen, daß die gewaltigsten Kämpfe im großen und ganzen auch die lebensvollsten Lieder hervorgebracht haben. Vor allen zeichnen sich die schweizerischen Lieder durch große Kraft aus; ein poetischer Hauch ruht auf den Liedern der Ditmarsen. Wenn es gestattet ist, ohne irgendwie einem andern Urtheile entgegenzutreten, verschiedene Stücke beispielsweise als besonders anziehend zu nennen, so möchten wir folgende heraushebe: das niederländische Lied „Von den Kerels in Flandern" (1323, Nr. 7 der Liliencron'schen Sammlung), beginnend: „Wi willen van den Kerels zinghen", das „Lied von Eppele von Gailingen" (1381, Nr. 28), Halbsuter's Lied von der Schlacht bei Sempach (1386, Nr. 34), das Seeräuberlied vom Störtebeker (1402, Nr. 44), welches leider nicht mehr in ursprünglicher Fassung vorhanden ist. Der bekannte Türkenschrei (1453, Nr. 100) zeichnet sich durch rhetorische Kraft aus. Der zweite Band enthält mehrere Lieder des trefflichen schweizerischen Volksdichters Veit Weber (verzeichnet im Namenregister). Der Volksballade nähert sich das einst sehr beliebte Lied vom Lindenschmid (Nr. 178).

Sehr frisch ist auch das Lied vom Fräulein aus Britannia (1491, Nr. 180), welches in hoch- und niederdeutscher Fassung mitgetheilt ist. Die Lieder von der Schlacht bei Hemmingstedt (1500, Nr. 212 fg.) gehören zu den schönsten Blüten der Volkspoesie. Schließlich sei das Liedchen des Hans Gern von Ems über die Böhmenschlacht (1504, Nr. 241) als lebensvolles und gefälliges Beispiel dieser Liedergattung namhaft gemacht.

Ein Verzeichniß der Liederanfänge wird hoffentlich am Ende der Sammlung beigefügt. Liliencron bemerkt in der Einleitung, die Erfahrung werde lehren, ob ein dem Schlusse der Sammlung anzuhängendes eigenes kleines Wörterbuch Bedürfniß sei. Soweit ich Gelegenheit hatte, hierin Erfahrung zu sammeln, möchte allerdings ein solches Wörterbuch sich als rathsam erweisen.

Der folgende Band wird die Lieder der Reformationszeit bringen. Mit Spannung sehen wir ihm entgegen.

Reinhold Bechstein.

Ein altenglisches Trauerspiel.

George Chapman's Tragedy of Alphonsus, Emperor of Germany. Edited with an Introduction and Notes by *Karl Elze*. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Der Herausgeber, seit längerer Zeit bemüht, den literarischen und allgemeinen Verkehr, der im elisabethanischen Zeitalter zwischen Deutschland und England bestanden hat, nachzuweisen, hat diesem Gegenstande bereits zur dreihundertjährigen Geburtstagsfeier Shakspeare's ein verdienstvolles Schriftchen, „Die englische Sprache und Literatur in Deutschland" (Dresden 1864) betitelt, gewidmet. Nachdem nun diese Frage auch von anderer Seite beleuchtet worden und Rye in seinem „England as seen by Foreigners" einen interessanten Beitrag dazu geliefert, Albert Cohn in seinem „Shakespeare in Germany" die Anwesenheit der „englischen Komödianten" in Deutschland im letzten Viertel des 16. und während des großen Theils des 17. Jahrhunderts festgestellt hat, ist es Elze gelungen, mit dem vorliegenden Stücke einen neuen Beleg dafür beizubringen, wie eng die Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und England im 16. Jahrhundert gewesen sein müssen. Aus der in vortrefflichem Englisch geschriebenen Einleitung des Herausgebers erfahren wir, daß das Stück seit 1654, wo es zum ersten mal im Druck erschien, nie wieder aufgelegt worden ist, während der vom ursprünglichen Verleger demselben vorangeschickte Gruß an den Leser uns berichtet, daß es im berühmten Blackfriarstheater mit großem Beifall aufgenommen worden sei.

Wie schon aus dem Titel zu ersehen, stimmt die Tragödie nicht mit den historischen Thatsachen überein, da ja Alfons von Castilien niemals deutscher Kaiser war; ebenso wenig hat er sich, wie es Chapman darstellt, mit Richard von Cornwall um die Kaiserkrone beworben, noch die ihm im Stücke beigelegten Verbrechen begangen. Auch würde der innere poetische Werth des Stücks es durchaus nicht würdig gemacht haben, seiner wohlverdienten Vergessenheit entrissen zu werden; denn waren schon Chapman's dramatische Leistungen überhaupt nur untergeordneter Art, so gehört die vorliegende entschieden nicht zu seinen bessern. Alles dies gesteht der jetzige Herausgeber in der Einleitung selbst ein. Was ihn dennoch bestimmte, das Stück aus der Verborgenheit, in welcher es volle zwei Jahrhunderte gelegen, hervorzuziehen, ist die genaue Kenntniß deutscher Zustände und der deutschen Sprache, welche Chapman in demselben verräth. Das Bild, welches er von den erstern entwirft, ist zwar nicht das des 13. Jahrhunderts, in welchem nämlich das Stück spielt, sondern wir erblicken in ihm das Zeitalter des Dichters selbst, also das 16. Jahrhundert, dies aber so treffend, wie es nur einem mit den Verhältnissen Vertrauten zu schildern möglich sein konnte.

Was das Sprachliche anlangt, so finden sich nicht nur im englischen Texte deutsche Ausdrücke und Wendungen, sondern einige Stellen sind sogar vollständig in deutscher Sprache geschrieben. Wie Chapman zu dieser genauen Bekanntschaft mit deutschen Zuständen, Sitten und Sprache gelangt sei, ist bei der äußerst lückenhaften Kenntniß, die wir von seinem Leben besitzen, unmöglich zu ermitteln. Elze vermuthet, er könne sich eine Zeit lang (etwa von 1578—94) in Deutschland aufgehalten, oder doch sich den in London eingewanderten Deutschen oder von Deutschland zurückgekehrten englischen Komödianten enger angeschlossen haben. Vielleicht auch, meint Elze, war er mit dem damals in London lebenden Dichter Rudolf Wecherlin näher bekannt. Da aber selbst ein noch so inniger Verkehr mit Deutschen im Auslande nicht hingereicht haben würde, Chapman eine so genaue Kenntniß des Deutschen beizubringen, so geht der Herausgeber noch weiter und stellt die Vermuthung auf, es möge von einem deutschen Mitarbeiter bei diesem Stück unterstützt worden sein. Es fragt sich aber dabei immer noch, wie der Dichter einem londoner Publikum zumuthen konnte, die in deutscher Sprache vorgetragenen Reden zu verstehen.

Was übrigens den Inhalt des Stücks betrifft, so führt Elze mit Recht an, daß der politische Zustand des Zwischenreichs im 13. Jahrhundert, wie der Dichter ihn schildert, der Anarchie des Dreißigjährigen Kriegs sehr ähnlich war. Wie Alfons in der Tragödie, so läßt sich auch Ferdinand von machiavellistischen Grundsätzen leiten; wie jener war auch er fanatisch, grausam, listig und ränkevoll. Auch das Verhältniß, in welchem Lorenzo zu Alfons steht, ist dem des Paters Lamormain zum Kaiser Ferdinand ähnlich, und so sind noch manche andere Beziehungen auf Persönlichkeiten und Verhältnisse jener Zeit im Stücke enthalten. Wir hätten hier also, wenn auch nicht ein historisch wahres, so doch jedenfalls ein politisch treues Zeitbild vor uns, und als solches wird das Stück, trotz seinem Mangel an poetischem Werth, immerhin als interessant zu empfehlen sein, und hat sich Elze durch den Fleiß und die Sorgfalt, die er auf dessen Herausgabe verwendet, ein Verdienst erworben.

David Asher.

Feuilleton.

Das Jubiläum der Wartburg.

Die Wartburg spielt nicht nur in der deutschen Geschichte eine hervorragende Rolle; sie spielt eine solche auch in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Es sind namentlich machtvolle Einflüsse auf die Entwickelung der deutschen Sprache von dort ausgegangen, und mehr noch als die wettkämpfenden Minnesänger des Mittelalters hat Martin Luther auf dieselbe eingewirkt, indem er hier seine in vieler Hinsicht die Sprache umgestaltende Bibelübersetzung schrieb. Luther's große Verdienste wurden denn auch bei dem achthundertjährigen Jubiläum der Burg, das am 28. August festlich begangen ward, mit warmen Worten von den theologischen Festrednern anerkannt, von denen von Grüneisen in der Kapelle in einer dialektisch feinen Rede voll geschichtlicher Perspectiven, Dittenberger mit markigen Worten vor dem Volke auf dem Burghof ihre Aufgabe lösten, die Bedeutung der Wartburg für die Entfaltung des christlichen Lebens darzulegen. Die poetische Gestalt der Elisabeth wurde von den Schwesterkünsten Musik und Poesie in dem großen, im Rittersaal zur Aufführung gebrachten Oratorium gefeiert, welches Franz Liszt nach einem Texte von Otto Roquette componirt hat und welches selbst die Gegner der Liszt'schen Richtung zu warmer Anerkennung zwang. Auch der Pflege von Kunst und Wissenschaft galt der sinnige Toast des Großherzogs Karl Alexander bei dem Hofbankett im Sängersaal der Wartburg, wo der Herausgeber d. Bl., anknüpfend an Goethe's Geburtstag, der mit dem Jahrestag des Jubiläums zusammenfiel, den folgenden Toast ausbrachte:

Hier, wo der Wartburg hohe Thürme ragen,
Umflüstert von der Mär' aus alten Tagen,
Hört man das Herz der deutschen Dichtung schlagen,
Hier, wo gekämpft einst mit gewaltigem Ringen
Klingsohr und Eschenbach und Ofterdingen.
Fürwahr, des deutschen Lieds Erinnerung
Bleibt immerdar an dieser Stätte jung.
Es überlebt der bösen Zeiten Nacht,
Ein heimlich Leuchten in den Finsterrissen;
Aufflammt's am schönern Tag mit heller Pracht,
Des Volkes Seele und des Volks Gewissen.

Doch nicht verschwand der Dichtung Sonnenstrahl,
Der diese Burg vergoldend einst verklärt;
Die Muse zog hernieder in das Thal,
Wo hoher Sinn den gleichen Schutz gewährt.
Die Sängerlaube schlingt den Blütensproß
Im schattigen Grund der Ilm ums Fürstenschloß.

Ganz Deutschland aber ward zum Sängersaal,
Durchleuchtet von der Rosenlaube Strahl.
Nicht heißem Kampf mehr ist der Sieg beschieden,
Es ward der Sängerkrieg zum Sängerfrieden.
Und Hand in Hand in schönem Bunde wandern
Der Dichtung Meister einer mit dem andern.

Es schmückt der alte Lorber unverloren
Den Sänger, den der heut'ge Tag geboren.
Ja, lieblich, von des Herzens Lust und Leide
Singt er wie Walther von der Volgelweide,
Und Wolfram's Ich als Wolfgang noch einmal;
Du wardst zum Faust, tiefsinn'ger Parcival.

So pflanze auf des Geistes höchste Warte,
Du deutsches Lied, die ewige Standarte!
Wie Klingsohr's Mantel einst in alten Tagen
Soll dich der Welt geheimster Zauber tragen;
Von Luther aber borge Wehr und Waffen,
Um kampfbereit am großen Werk zu schaffen,
Die Sterne über dir auf hoher Wacht,
In dir den Gott, des ewigen Geistes Macht!
Hoch Goethe und die deutsche Dichtung!

Das „Schlummerlied".

Daß es mit dem Beweise von der Echtheit des vielfach angezweifelten und bekämpften althochdeutschen „Schlummerliedes", welchen Franz Pfeiffer in „Forschung und Kritik. II." (Wien 1866) zu führen versucht hat (vgl. Nr. 41 d. Bl. f. 1866), nicht sein Bewenden haben würde, war vorauszusehen. Zuerst ließ sich Konrad Hofmann als nicht bekehrter Zweifler vernehmen. In den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der münchener Akademie vom 7. Juli 1866 veröffentlichte er eine kleine Abhandlung über das „Schlummerlied", in welcher er hauptsächlich gegen dessen Echtheit geltend machte, daß seine Verse trotz aller Besserungsvorschläge Pfeiffer's doch nicht den Gesetzen des Stabreims und der althochdeutschen Betonung entsprechen; wären sie echt, dann müßten sie eine ganz andere Gestalt haben. Ueberraschend war am Schusse die Notiz, daß Professor P. Jaffé, bekanntlich eine Autorität ersten Ranges in Sachen der Handschriftenkunde, auf Wunsch Hofmann's eine Prüfung des fraglichen Pergamentstreifens vorgenommen habe. Die Entscheidung Jaffé's lautete: „Ich habe mir in Wien das «Schlummerlied» vorlegen lassen und fand — wie ich schon dort kein Hehl hatte — graphischerseits die unzweideutigsten Zeichen, daß eine moderne Fälschung vorliege."

Gegen Pfeiffer's Beweisführung trat auch Professor Wilhelm Müller auf im siebenundzwanzigsten Stück der „Göttinger gelehrten Anzeigen" vom Jahre 1867. Müller bleibt bei seiner frühern Ansicht stehen, die er kurz nach Erscheinen des „Schlummerliedes" geäußert hat. Er spricht schließlich die Hoffnung aus, die Zeit werde wol über die Ausführung der Fälschung und ihren Urheber Näheres lehren.

Nachdem Jaffé's Urtheil durch Hofmann in seinem Hauptergebnisse bekannt gemacht war, durfte man auf die ausgeführte Begründung gespannt sein. Jaffé gibt dieselbe nun auch im letzten Hefte des dreizehnten Bandes von Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum". Einige seiner Bedenken scheinen geringfügig und lassen den Beweis vermissen. Ein Moment ist allerdings in hohem Grade geeignet, Verdacht zu erregen: der Umstand nämlich, daß die Schrift nicht unter, sondern über den Schmutzflecken hinwegziehe, welche das Pergament enthält und welche demselben auf den ersten Blick ein sehr alterthümliches Ansehen verleihen.

So ist das arme „Schlummerlied", das einst von Jakob Grimm so hochgeschätzte, von Uhland als poesievoll anerkannte, wieder aus der Reihe der ältesten Denkmäler unserer Literatur hinausgestoßen. Aber mit Jaffé's Entscheidung, wie gewichtig sie auch sein mag, werden die Acten noch nicht geschlossen sein. Es wird den Paläographen Wiens, die einst für die Echtheit des „Schlummerliedes" in die Schranken traten, die Verpflichtung nahe liegen, falls sie sich nicht für überwunden halten, gegen Jaffé's Beweisführung die Gegengründe geltend zu machen. Der grammatischen, metrischen, mythologischen Erörterungen sind es nun genug. Jetzt hat allein nur noch die Handschriftenkunde ein Wort zu reden. Und jene von Jaffé gemachte Beobachtung wird Veranlassung sein müssen, bei der Nachprüfung nicht allein die Lupe, sondern das schärfste Mikroskop zu Hülfe und zu Rathe zu ziehen.

Bibliographie.

Aschbach, J., Roswitha und Conrad Celtes. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Bartsch, K., Bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1866. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Girndt, O., Novellen. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 1 Thlr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 5tes Bdchn.: Viel Lärmen um Nichts. Uebersetzt von A. Wilbrandt. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kunst und Kunstindustrie
auf der Weltausstellung von 1867.

Pariser Briefe von

Friedrich Pecht.

Zweite Auflage. 8. Cartonnirt. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der bekannte münchener Maler und Kunstschriftsteller Friedrich Pecht schrieb während seines zweimonatlichen Aufenthalts zu Paris eine Reihe von Briefen über die Weltausstellung, welche zuerst in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" mitgetheilt wurden und, nach vielfacher Durcharbeitung und Vervollständigung, hier im Zusammenhange erscheinen. Sein Buch liefert ein höchst anschauliches Bild von den Leistungen der Kunst und Kunstindustrie bei den verschiedenen Nationen, mit stetem Hinblick auf Deutschland, und empfiehlt sich ebenso als wohlunterrichteter Führer durch die Ausstellung wie als lehrreicher Wegzeiger zu dem Ziele, die deutsche Gewerbsthätigkeit inniger mit der Kunst zu durchdringen, als dies bisher im Vergleich zur französischen Industrie der Fall gewesen.

Pecht's Briefe geben die erste zusammenhängende Darstellung der Ausstellung und haben bereits allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Die erste Auflage war binnen wenig Wochen vergriffen und das Buch liegt bereits in zweiter Auflage vor. Die Bairische Zeitung sagt darüber unter anderm: „Alles in allem glauben wir, kann wer nach Paris wandert nichts Besseres thun, als das Buch, wie wir selbst vorhaben, in die Tasche zu stecken."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Erster Band.

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von Karl Goedeke und Julius Tittmann.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die hiermit beginnende Sammlung wird die poetische Production des 16. Jahrhunderts — Lieder, Fabeln und Schwänke, Schauspiele, Lehrdichtungen, Erzählungen —, und zwar die Hauptwerke ihrer Hauptvertreter, in neuen mit Einleitungen und Erklärungen versehenen Ausgaben umfassen. Sie bildet somit gewissermaßen eine Fortsetzung der in demselben Verlage erscheinenden Sammlung: „Deutsche Classiker des Mittelalters." Für die Gediegenheit der Auswahl, wie für die quellenmäßige Correctheit der Texte bürgen die Namen der Herausgeber. Es darf daher für diese Reihe deutscher Nationaldichtungen dieselbe allgemeine Theilnahme erwartet werden, welcher jene andere Sammlung sich in so hohem Grade zu erfreuen hat, zumal der Preis trotz eleganter Ausstattung im Interesse der allgemeinsten Verbreitung überaus billig gestellt ist.

Der erste Band, enthaltend Volks- und Gesellschaftslieder, historische, geistliche und Meisterlieder aus dem 16. Jahrhundert, sprachlich und sachlich erläutert, ist nebst einem Prospect über das ganze Unternehmen in allen Buchhandlungen zu haben. Derselbe kostet bei einem Umfange von 26¾ Bogen nur 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe und Leipzig.

Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Anknüpfend an die Feier des 19. October, an welchem Tage der junge Goethe im Jahre 1765 auf der Universität Leipzig inscribirt wurde, gibt der Verfasser in diesem Buche eine Menge sehr werthvoller, zum Theil bisher weit zerstreuter, zum Theil noch ganz unbekannter Mittheilungen aus Goethe's Leben und dem seiner Zeitgenossen, darunter eine Anzahl hier zum ersten mal gedruckter Briefe Goethe's. Das Werk ist sonach keine Gelegenheitsschrift, sondern eine wichtige Ergänzung der Goethe-Kunde und ein dankenswerther Beitrag zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GEOGRAPHISCHER HANDATLAS

über alle Theile der Erde.

Entworfen und gezeichnet von Dr. **Henry Lange.**

30 Blätter in Farbendruck.

Zweite berichtigte und ergänzte Auflage.

Folio. In 6 Lieferungen zu je 5 Blättern.

Subscriptionspreis für jede Lieferung 1 Thlr.

Lange's „Geographischer Handatlas" empfiehlt sich zu allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit und Correctheit, Sauberkeit des Stichs und Colorit mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt. Er hat bereits so günstige Aufnahme gefunden, dass eine zweite Auflage nöthig geworden ist, welche in 6 Lieferungen zu je 1 Thlr. erscheint. Sämmtliche Karten wurden genau revidirt und mit allen Grenzveränderungen, den neuen Eisenbahn- und unterseeischen Telegraphenlinien sowie mit dem neuentdeckten geographischen Material bis auf die Gegenwart ergänzt.

Die erste und zweite Lieferung der neuen Auflage sind bereits erschienen und nebst einem Prospect durch alle Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen zu beziehen.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 19. September 1867.

nhalt: Friedrich Thiersch. — Revue politischer Broschüren. (Beschluß.) — Unterhaltungsliteratur. — Literarhistorische Monographien. Von gen Laves. — Reinmar von Zweter. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (George Sand und Shakspeare; Lessing's „Minna von Barnhelm"; „Partonopier und Meliur" von Konrad von Würzburg.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich Thiersch.

iedrich Thiersch's Leben. Herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. Zwei Bände (1784—1860). Leipzig, C. F. Winter. 1865—66. Gr. 8. 6 Thlr.

Wer auch nur wenig von dem Manne weiß, welcher r Gegenstand der vorliegenden Lebensbeschreibung ist, für n bedarf das Buch selbst keiner weitern und besondern npfehlung. Dagegen steht es bei der seltenen Bedeu- ng Friedrich Thiersch's und bei dem nicht blos vor- ergehenden Einfluß, den er in den Kreisen der Wissen- aft und des öffentlichen Lebens in verschiedenen Bezie- ngen nachhaltig geübt hat, um so mehr der Kritik an, gehender über das Buch selbst sich zu verbreiten, je hr es geeignet ist, das verschiedenartige Interesse, das) an die Lebensverhältnisse dieses Gelehrten knüpft, in nen einzelnen Richtungen und Beziehungen zum leben- en Ausdruck zu bringen.

Der Herausgeber desselben ist der älteste Sohn des rstorbenen, der unter anderm durch die, 1864 bereits vierter Auflage erschienene Schrift: „Ueber christliches milienleben", den Lesern vielleicht nicht unbekannt ge- eben ist. Daß die Arbeit in die rechten Hände gekom- n ist, wird sich für einen jeden unbefangenen Leser des chs sofort ergeben. Auch kann es nur gebilligt wer- , daß dabei die frühere Absicht, aus dem literarischen chlaß von Friedrich Thiersch zunächst die Briefe desselben) dann, außer dem zweiten Theil seiner „Reisen in Ita- ", seine ausführliche Biographie erscheinen zu lassen, gegeben worden ist, und daß man sich vielmehr für eine ensbeschreibung in Verbindung mit einer Auswahl aus en Briefen entschieden hat, welche theils in der Familie Verewigten aufbewahrt, theils durch die Güte alter unde mitgetheilt worden waren. Daß hier und da h Briefe von bedeutenden Persönlichkeiten an Thiersch gefügt worden sind, erwähnen wir gleich hier, und ß sind alle diese Briefe nicht nur willkommen, sondern Gewinn für das Buch, denn sie sind interessante und thvolle Beiträge zur Literaturgeschichte und biographi- n Literatur und Charakteristik seiner Zeitgenossen.

Der Herausgeber hat seinen reichen Stoff in der Weise behandelt, daß eine zusammenhängende Erzählung des Lebens und der Lebensverhältnisse die mitgetheilten Briefe gleichsam einleitet. Diese Erzählung dient dann als Faden zur Anreihung und Verknüpfung der Briefe, und soll mit Hinweisung auf die gedruckten Werke Thiersch's ein Bild seiner vielseitigen Wirksamkeit geben. Ausdrücklich wird in der Vorrede bemerkt, daß man die beim Mangel von Memoiren und Tagebüchern vorhandenen Lücken aus mündlicher Ueberlieferung seitens der Witwe, sowie durch mühsame Ermittelung von Einzelheiten und aus eigener Erfahrung zu ergänzen gesucht hat. Dagegen stellen sich die mitgetheilten Briefe nicht selten als ein den Text, nämlich die Biographie, weiter ausführender und erläuternder Commentar dar. Wie sehr übrigens auch der Herausgeber recht haben mag, daß es „unmöglich gewesen, etwas Vollkommenes herzustellen, und daß bei einer solchen Mannichfaltigkeit des Stoffs Irrthümer im einzelnen nicht ganz vermieden worden sein mögen", so müssen wir doch in seiner Arbeit die Wahrheitsliebe und die unabhängige Gesinnung rühmend anerkennen, durch welche der Verewigte selbst ausgezeichnet war. Im allgemeinen bemerkt der Herausgeber, daß er mit seiner Arbeit „eine ihm heilige Pflicht der Pietät und Dankbarkeit erfüllen wollte und zugleich einen Beitrag zur Geschichte unsers Jahrhunderts zu geben und in Erinnerung zu bringen wünschte, was Baiern an Friedrich Thiersch gehabt hat".

Die im ersten Bande begonnene Biographie reicht von 1784—1830 und sie findet im zweiten Bande ihren Abschluß. Den hier zunächst in Betracht kommenden Zeitraum hat der Herausgeber in zehn Abschnitte getheilt, wie sie theils durch wesentliche Momente im Leben des Verstorbenen, theils durch die Rücksicht auf politische Ereignisse, die auf dasselbe von entscheidendem Einfluß gewesen, sich bedingen und gleichsam von selbst darbieten. In diesen einzelnen Abschnitten bewegt sich die in ihrem Zusammenhange ein Ganzes bildende Erzählung des Lebens von Thiersch, und ihr reihen sich dann die vom dritten Abschnitt an bald in größerer, bald in geringerer Zahl beigefügten Briefe an.

Der gesammte Stoff vertheilt sich demgemäß für den ersten Band in nachstehender Weise: „Das Vaterhaus"; „Schulpforte"; „Leipzig"; „Göttingen"; „Erste Wirksamkeit in München zur Zeit der französischen Oberherrschaft"; „Die Zeit der Befreiungskriege. Reisen nach Paris, Wien und London"; „Begründung des Hausstandes. Wissenschaftliche Arbeiten. Reaction in Deutschland. Erhebung in Griechenland"; „Reise nach Italien"; „Letzte Jahre des Königs Maximilian Joseph. Regierungsantritt König Ludwig's I."; „Wirksamkeit für die Gelehrtenschulen". Durch diese Vertheilung des Stoffs wird eine zweckmäßige und bezeichnende Uebersicht für die ganze Lebensbeschreibung gewonnen.

Es ist natürlich, daß der einzelne Leser, wenn er nicht aus gewissem Grunde das vorliegende Leben im Zusammenhange liest, je nach seinem besondern Interesse und der Art seiner eigenthümlichen Studien den einen Abschnitt vor dem andern zu seiner Belehrung vorzugsweise ins Auge faßt; gleichwol können wir versichern, daß in unserer nüchternen, von materiellen Interessen ungebührlich beherrschten Gegenwart ein jeder aus diesem gesammten „Leben" mit seiner Richtung auf das Ideale, seiner Begeisterung für die Ereignisse der Zeit und für einzelne Bestrebungen, viel lernen kann. Namentlich gilt dies von der studirenden Jugend. In dieser Hinsicht möchten wir das, was hier über die Universitätszeit in Leipzig (1804—7) mitgetheilt wird, besonders empfehlen. Wiewol Thiersch „von jugendlicher Kraft überströmte", dachte er doch von dem Werth der Zeit, von der Wissenschaft und von seiner Lebensaufgabe zu hoch, „um in den Spielwerken der Roheit und der Kinderei eine würdige Anwendung der allerwichtigsten Lebensjahre zu sehen". Uebrigens hatte er sich in Leipzig neben seinen philologischen Studien anfangs wesentlich dem Studium der Theologie gewidmet und bereits das theologische Examen überstanden. Die dazu vorschriftsmäßig ausgearbeitete Predigt ist noch im Concepte vorhanden. Er gab indeß später das Studium der Theologie auf und faßte „einen noch glücklichern und für die Vollendung seiner Bildung heilsamern Entschluß", er ging nach Göttingen, um sich dort zu einer Wirksamkeit für die Wissenschaft des classischen Alterthums zu rüsten. Infolge dieses Aufenthalts in Göttingen (1807—9) war über seinen Lebensgang entschieden, und es wird daraus erklärlich, daß dieser Aufenthalt in Göttingen fortan seine schönste Jugenderinnerung blieb. Der I, 47 abgedruckte Brief von Thiersch an Krehl, den nachherigen leipziger Professor, mit dem ihn eine innige Freundschaft von Schulpforte her verband, ist ein sprechendes „Denkmal seiner jugendlichen poetischen Stimmung und ein Hymnus auf Göttingen".

Im allgemeinen enthalten die biographischen Einleitungen zu den Briefen manche willkommene und anziehende Aufschlüsse über die Zeit und die öffentlichen Zustände, auf die sich die einzelnen Briefe beziehen, und sie verbreiten ebenso viel Licht über diese, als sie zugleich der Lebensbeschreibung zu fester Unterlage dienen. In gleich anregender Weise treten auch in den Briefen von Thiersch und an Thiersch in den persönlichen Beziehungen die Zeiten selbst, denen sie angehören, dem verständigen und theilnehmenden Leser nahe. Namentlich gilt dies von den Briefen von Thiersch selbst, theils in Bezug auf sein Wollen und Streben, theils für das, was er gewesen und geleistet. Hin und wieder ergänzen die an Thiersch gerichteten Briefe, z. B. die von Friedrich Jacobs, manches in den seinigen und führen einzelnes, auch aus andern Gesichtspunkten weiter aus. Seine eigenen Briefe sind von seltener Klarheit, Offenheit und selbstbewußter Bestimmtheit, die einen jeden Hintergedanken bei ihm, sowie jeden Zweifel für andere ausschließt. Mit seiner entschiedenen Wahrheitsliebe geht ein tiefes Rechtsgefühl, sittlicher Ernst und der Reichthum eines edeln Gemüths gleichsam Hand in Hand, und dies alles läßt ihn auch in seinen Briefen um so lebendiger als eine edel angelegte und scharf ausgeprägte Persönlichkeit in seiner ganzen Liebenswürdigkeit hervortreten. Was er einmal in einem Briefe an seinen geistesverwandten, von gleichem Streben beseelten Frennd, den Professor Lange in Schulpforte, am 11. April 1830 schrieb, daß er, Thiersch, „eine seltsame, wenn Sie wollen, unglückliche Neigung habe, den Armenadvocaten zu machen" (erst, setzt er hinzu, „waren es die verfolgten Turner, dann die armen Griechen, deren ich mich annahm, und nachdem diese so ziemlich unter Dach gebracht worden, die verlassenen bairischen Schulen, zuletzt die armen Würtemberger, die an die Reihe kamen", I, 371), das gewinnt durch die erwähnten Eigenthümlichkeiten seines Wesens einen noch größern tiefern Werth.

Indeß wollen wir es durchaus nicht versuchen, Thiersch selbst und sein Leben in seinem eigensten Wesen und auch nur in den Hauptzügen nach der vorliegenden Biographie und den mitgetheilten Briefen zu kennzeichnen. Nur auf einzelne Seiten des Lebens und der öffentlichen Thätigkeit des Mannes machen wir aufmerksam.

In Thüringen geboren, fand Thiersch, der entschiedene Protestant, schon 1809 in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, in der merkwürdigsten und gewaltsamsten Krisis, die Baiern je erlebt hat, im katholischen München seinen bleibenden Wohnsitz und die Stätte seiner lebenslänglichen Hauptwirksamkeit. Schwere Aufgaben und ungeahnte Kämpfe erwarteten ihn dort, und es fehlte zu zeiten nicht an Versuchungen, seine dortige Stellung aufzugeben und das von ihm freiwillig gewählte Vaterland wieder zu verlassen. Die zu diesem Lebensabschnitte von 1809—13 vom Herausgeber geschriebene historische Einleitung gewährt nicht nur sehr interessante und lehrreiche, auch noch für unsere Zeit vielfach aufklärende Rückblicke auf Baierns Geschichte in der letzten Zeit und auf die damaligen Zustände im Staatsleben wie auf dem Gebiete der Wissenschaften und auf dem der Kirche, sondern sie läßt auch schon im voraus die Schwierigkeit jener Aufgaben und die Gefahren erkennen, mit denen Thiersch dort zu kämpfen hatte. Die Klarheit seines Geistes und die Festigkeit seines Willens konnte ihm dies nicht ersparen, vielleicht um so weniger, je mehr er bemüht war, „sich auf dem Posten eines wohlbegründeten Christenthums zu halten" (I, 31

doch 1826 schrieb er: „Der Protestant bleibt immer Fremdng im katholischen Lande, und wie leicht können Umstände ntreten, die die Rückkehr in die ursprüngliche Heimat ls die Einfahrt im friedlichen Hafen erscheinen lassen“ , 321). Gleichwol wollen wir nicht ohne Grund benders hervorheben, daß die Briefe von Thiersch aus der eit von 1809—13, namentlich über König Maximilian I. ıd über seine echte Herrscherweisheit und seinen entschienen Charakter viel Licht verbreiten.

Eine besondere Stelle im innern und äußern Leben ın Thiersch nehmen bekanntlich, neben der ernsten Verfung seiner Studien in das griechische Alterthum und r anhaltendsten und ergiebigsten Beschäftigung damit, ine Beziehungen zu dem neuen Griechenland und zu dem ugriechischen Volke ein. Es ist von Interesse, daß die- Philhellenismus schon frühzeitig in ihm sich regte ıd tiefere Wurzeln geschlagen hatte, denn schon auf der niversität in Leipzig, also 1804—7, dichtete er eine klage des Demetrius über sein Vaterland“, über den sunkenen Zustand Griechenlands, aus dem hier I, 23 ıige Strophen mitgetheilt werden. Schon in München, ı Jahre 1813, führte dieses Interesse zu einer gewissen aktischen Thätigkeit, und sogar eine prophetische Hoffnung ınte damals Thiersch, im Hinblick auf die Bemühun- n der Griechen, „dem äußern Despotismus eine innere lauer entgegenzustellen“, dahin aussprechen, daß „am ıde das Gebäude ihrer unwissenden Beherrscher wie von bst zusammenfallen werde“. Er unterstützte jene, auf das chulwesen gerichteten Bemühungen der Griechen auf vielhe Weise, indem er ihnen das Interesse und die Unterstzung des Auslandes, namentlich Deutschlands, zuzuren suchte und damals (1813), nachdem er in Paris persönliche Bekanntschaft mit Korais gemacht hatte, nen ersten Aufsatz über die Neugriechen und ihre Schu-, sowie über die um die Bildung ihres Volks verdien- Griechen veröffentlichte, von denen man anderswo, B. in Norddeutschland, kaum noch etwas wußte. Thiersch bst konnte schon damals, wie er in seinem spätern, noch t mehrfach belehrenden Buche: „De l'état actuel de la èce“ (Leipzig, Brockhaus, 1833) mittheilt (II, 123), in em Bericht an die Akademie der Wissenschaften in Münn über die geistige Bewegung in Griechenland die bale politische Wiedergeburt desselben, welche erst vom hre 1821 an datirt, mit einer Sicherheit behaupten, in der That etwas Ueberraschendes hat. Es gewährt ht geringes Interesse, diese Beziehungen im Leben von iersch zu Griechenland und zu dessen späterer Erhe- ıg im einzelnen in verfolgen und ihrer weitern Entkelung bis zu der entscheidenden Stellung nachzugehen, lche Thiersch zu verschiedenen Zeiten nach dem Jahre 21 und bis 1832 zu den einzelnen vorübergehenden ungen der griechischen Frage eingenommen hat. Sie ren für ihn und für sein gesammtes Leben ebenso betsam, als sie zugleich ein werthvoller Beitrag zur Gechte des Philhellenismus selbst sind. Indeß mag hier r noch im einzelnen auf seine Beziehungen zur Bildung der griechischen Jugend, wofür Thiersch in München schon frühzeitig einen fruchtbaren Boden fand, und auf die besondere Sympathie hingewiesen werden, die zwischen dem Kronprinzen Ludwig, nachmaligem König von Baiern, und Thiersch für die Befreiung Griechenlands bestand. Mit Recht sagt der Herausgeber von ersterm (I, 256): „Seine Begeisterung für die von den Höfen proscribirte Sache der Griechen war frei von Eigennutz und zeugte von einem großmüthigen und des Vertrauens zu den Menschen fähigen Sinn.“ König Ludwig konnte daher auch in einem nicht gedruckten Gedicht von dem in seiner Noth verlassenen und zurückgestoßenen Griechenland sagen: „Die Fürsten haben dich verworfen, die Völker haben dich erwählt.“ Jene Sympathie zwischen beiden offenbarte sich auch in dem gleichen Urtheile über die „schnöde“ Behandlung der griechischen Sache durch die Mächte und über die falsche Politik derselben gegen das wahre Wohl Griechenlands. Die hier mitgetheilten Briefe von Thiersch sind dafür ein lautredendes Zeugniß, und auch Anselm Feuerbach durfte in einem Briefe sein gleiches Urtheil in den schon oft gegen die Mächtigen der Erde und noch bis in die jüngste Zeit gebrauchten Vers des römischen Dichters einkleiden: „Discite justitiam, moniti, nec temnere Divos!“

Thiersch selbst blieb sich auch hierin fortwährend gleich, da seinem reinen Interesse für Griechenland, das ihn von Jugend auf beseelt hatte, auch das Verständniß der griechischen Frage entsprach, und er sich als ebenso der griechischen Sache ergeben wie in allen betreffenden Verhältnissen unterrichtet bezeichnen durfte. Ein gültiger Beweis dafür ist auch sein I, 352 fg. mitgetheilter Brief an Eynard in Genf vom 10. November 1829, der in seinem nachmaligen Einfluß auf den Gang der griechischen Sache so entscheidend geworden ist, wennschon der endliche Ausgang nicht nur infolge der Schwäche und Kurzsichtigkeit der kleinen Politik, sondern hauptsächlich infolge der schnöden und falschen Behandlung der großen Politik der europäischen Mächte die Sache selbst wesentlich nicht gefördert hat.

In gleicher Weise wie Thiersch schon frühzeitig ein reines Interesse für das zu neuem Leben erwachende Griechenland hegte, lebte auch in ihm, als er noch die Universität in Leipzig besuchte, die deutsch-patriotische Gesinnung, und nicht erst später, sondern schon damals faßte er die Lage des Vaterlandes und die Pflicht der Patrioten tief und richtig auf. Er gehörte zu denen, die Gefühl für die Schmach des Vaterlandes und Unwillen gegen die fremden Unterdrücker, sowie gegen die einheimischen Verräther empfanden, und er bewahrte das heilige Feuer der Vaterlands- und Freiheitsliebe und die Glut der Hoffnung auch während der winterlichen Stürme, die über Deutschland hereinbrachen. Die Gefahr der deutschen Bildung und Gesittung stand ihm auch während seiner Versenkung in die Schriften der alten Griechen tief vor der Seele. „Schilt nicht“, schrieb er im December 1806 an seinen lieben Freund Krehl, „auf die Deutschen,

die sich selbst den Fremdlingen unter das Joch gegeben haben, sie stehen doch über alle erhaben an Gerechtigkeit und weltbürgerlichem Sinn, an Gelehrsamkeit und innerer productiver Kraft." Zu Jahn, den in der deutschen Sache „gleichstrebenden Freund", stand Thiersch in so nahen Beziehungen, daß, nachdem die Verfolgung gegen die Patrioten begonnen und Thiersch gewarnt wurde, seine Freundschaft mit dem von den Regierungen geächteten und damals verhafteten Manne nicht zur Schau zu tragen, er trotzdem seine Uebersetzung des Pindar, die 1820 erschien, Jahn, „dem Erneuerer der Turnkunst", zueignete. Er nahm dabei zugleich Veranlassung, die in echtem Sinn geübte Gymnastik als „Pflege der leiblichen Stärke und des männlichen Muths und, wie bei den alten Griechen, als befreundet den idealen Bestrebungen, nicht diesen abgewandt und nur die rohe Kraft feiernd", darzustellen. Die Angelegenheiten Deutschlands werden, namentlich in jener Zeit der Demagogenriecherei, in den hier mitgetheilten Briefen theils von Thiersch, theils an Thiersch, z. B. von Jacobs, vielfach besprochen, und man kann wol sagen, daß diese Kundgebungen und Klagen eines innigen, national-deutschen Patriotismus auch noch jetzt eine gewisse Rechtfertigung haben. Mit Recht und in aller Freimüthigkeit vertritt besonders der edle Jacobs auch in diesen Briefen die Sache des deutschen Volks gegen die Regierungen, und rügt ebenso offen die geringe Weisheit der Cabinete, den armseligsten Eigennutz, die feige Schwäche, den Mangel an Gerechtigkeit, Tugend, Offenherzigkeit und Redlichkeit, als das finstere Treibn der Menschen, die in dunkeln Winkeln ihr unheimliches Werk treiben, weil man nicht für die „Reinheit der Flamme" sorgt, die es erleuchten und die bösen Dämonen aus ihren Schlupfwinkeln vertreiben würde. Damals galt noch der edle, sittliche Maßstab, und mit aller Offenheit und Ehrlichkeit wurden die Forderungen der Freiheit entschieden vertreten. Seitdem ist leider dieser Maßstab für die Anschauungen, Bestrebungen und Ansprüche vieler einzelner und selbst der Regierungen fast ganz verloren gegangen.

Es muß überhaupt als eine merkwürdige und anziehende Eigenthümlichkeit des hier mitgetheilten Briefwechsels gelten, daß in den Briefen neben den ernstesten Gegenständen, die nur den Gelehrten in seiner Studirstube beschäftigen, und neben streng wissenschaftlichen Fragen doch auch die Tagesinteressen und die Angelegenheiten der Staaten und Völker oft in eingehendster Weise besprochen werden. Die Betrachtungen und Auseinandersetzungen darüber werfen ihre Streiflichter noch bis in unsere Gegenwart herein. Dies ist z. B. in den Jahren 1819 fg. der Fall mit der Angelegenheit der Heirat des damaligen Kronprinzen von Preußen mit der katholischen Prinzessin von Baiern, die sich hier in ihrer vierjährigen Verwickelung und endlichen Entwickelung durch viele Briefe von Thiersch hindurchzieht, da er selbst in dieser „unglücklichen Vermählungsgeschichte" zu einer gewissen vermittelnden Thätigkeit berufen war. Der Brief an Lange vom 15. December 1823 enthält die wesentlichste Darstellung dieser Geschichte, die man nicht ohne innige Theilnahme lesen kann. „Ich kenne", sagt Thiersch selbst, „keine Geschichte der alten und neuen Zeit, in der das Leiden und die Trauer einer bewährten weiblichen Seele durch einen so schönen Triumph wäre gefeiert worden."

Einen besondern Beweis seiner Wahrheitsliebe gibt Thiersch nach unserer Meinung in seinen Urtheilen über Oesterreich und die Oesterreicher, sowie namentlich auch über Kaiser Franz, wozu er in München bald eine näherliegende Veranlassung fand. Er war nämlich schon 1814 durch manche Erfahrungen und durch ein in ihm erregtes Misvergnügen mit seiner Lage zu dem Entschluß gebracht worden, einen andern Wirkungskreis zu suchen. Er richtete sein Augenmerk auf Oesterreich, für das man bei dem damaligen Aufleben des deutschen Geistes eine neue Zeit, ein Erwachen seiner schlummernden Kräfte, eine Verwerthung seiner unermeßlichen Mittel erwartete. Thiersch wünschte dort die Saat humanistischer Bildung auszustreuen und in weitern Kreisen auf eine Reform des Schulwesens hinzuarbeiten. Aber seine Erwartungen wurden, als er sich in Wien persönlich zu orientiren gesucht hatte, getäuscht; er sah, wie wenig Hoffnung auf eine Belebung der Studien war, da die Mittelmäßigkeit von oben herab begünstigt und jedes höhere und selbständige Streben gehindert wurde. Namentlich aus dieser Zeit klingen hier jene Täuschungen und Klagen nach, und sie mögen auch noch nach 50 Jahren ihre volle Berechtigung finden. Das unselige System ist in Oesterreich noch nicht überwunden. Wir erinnern hier nur an das Wort von Jacobs, das er 1819 an Thiersch schrieb (I, 179): „Wie wenig ist doch das, was die Menschen aus der Geschichte lernen." Damit bringen wir dasjenige in Verbindung, was nach I, 258 der König Ludwig von Baiern, als man ihm in der ersten Zeit seiner Regierung die Jesuiten als Erzieher empfahl, ablehnend erwiderte: „Ich habe die Geschichte nicht umsonst studirt." Die nachfolgende Zeit hat gleichwol hier und da bis auf unsere Tage handgreiflich gelehrt, daß Fürsten und andere Menschen doch „sehr wenig aus der Geschichte lernen".

Einen wichtigen Abschnitt im Leben von Thiersch bildet seine Reise nach Italien, 1822 und 1823, die er jedoch über Verona, Venedig, Ferrara, Bologna und Florenz nur bis Rom ausdehnen konnte, wo er fast fünf Monate sich aufhielt. Er ging dort überall auf Entdeckung und genauere Würdigung der Alterthümer aus, während er zugleich die lebhafteste Aufmerksamkeit den Werken der neuern Kunst widmete. Auch verband er höhere humane und politische Zwecke mit seinem Aufenthalt. Er brachte nach Italien ein Herz voll Mitgefühl für gesunkene Größe und für die Jugend mit, die er dort ebenso talentvoll als verwahrlost fand. Rastlos, mit offenen Augen und mit frischem Geiste, durchforschte er das alte und neue Rom, und wohl vorbereitet, sowie in vollem Genuß leiblicher und geistiger Kraft vollendete er in Rom seine Ausbildung als Kenner und Ausleger des Alterthums. Die hier mitgetheilten Briefe sind, bis auf einen einzigen aus Rom an Lange, nur in sehr sparsamer Auswahl an seine Gattin gerichtet. Der Leser muß sich an der Verwaisung

uf die „Reisen in Italien seit 1822. Von Friedrich Thiersch“ (1826) genügen lassen, von denen freilich nur er erste, die Reise nach Oberitalien und Venedig von Thiersch's eigener Feder enthaltende Band erschienen ist.

Für viele Leser wird der Abschnitt: „Thiersch's Wirksamkeit für die Gelehrtenschulen. 1826—29“, der wichigste in des Mannes Leben und in dem Buche selbst sein. So hat auch wol der Herausgeber den Gegenstand angesehen, da der Abschnitt sehr umfangreich, die einleitende Darstellung ziemlich ausführlich ist und durch 33 Briefe erläutert wird. Jene Einleitung enthält manche aufklärende Einzelheiten über den hochwichtigen Gegenstand, die zugleich den Werth der Schrift von Thiersch „Ueber gelehrte Schulen“ in ihr rechtes Licht stellen und das Urtheil des Herausgebers bestätigen, daß „in dieser Arbeit, wenn uns die Hoffnung nicht täuscht, ein noch in Zukunft zu hebender Schatz liegt“. Die Bemerkungen und Klagen über und gegen die Realisten mit ihrer Flachheit und ihrem Nützlichkeitskram klingen in unserer Zeit noch ebenso wider, wie die gegen die altkatholisch-jesuitische Partei. Der aufmerksame Leser wird damit dasjenige in Verbindung setzen, was bei Schilderung des Aufenthalts von Thiersch in Schulpforte 1798—1804 über gewisse Methoden des Unterrichts und einzelne Schuleinrichtungen gesagt wird und was manchen Schatten auf neuere Unterrichtsmethoden und Schuleinrichtungen wirft, die sich wenigstens nicht unbedingt als bessere empfehlen. Auch verdient das, was der Herausgeber aus einer spätern Zeit des münchener Aufenthalts seines Vaters über dessen Ehrweise und sein Streben sagt, die Schüler „mit edeln klassischen Stoffen bekannt zu machen und Sinn und Verständniß für das Classische zu fördern“, noch heutzutage Beachtung und Nachahmung. Man darf damit die anerkennenden Bemerkungen zusammenhalten, die Friedrich Thiersch bei Gelegenheit seines Aufenthalts in England über die englischen Schulen, besonders über Eton, in einem Briefe an Lange vom 21. October 1815 machte und worauf er dann öfter zurückkommt. Er kann hierbei den praktischen Verstand der Engländer nicht genug anerkennen, und wenn er einmal in einem spätern Briefe aus dem Jahre 1824 über Schulpforte schreibt, daß der eigentliche Sinn und Geist dieser ehedem alterthümlichen und in neu gewordenen Anstalt in dem lag, „was nicht zu Papier gebracht werden konnte“, so hat er damit im einzelnen ebenso recht, als mit der Klage, zu der er sich zu derer Zeit durch unzeitige, falsche und maßlose Aenderungen im Schulwesen veranlaßt fand: „Wie sind wir doch um Scheu und Ehrfurcht vor dem Alten gekommen!“ Dem praktischen Engländer, sagt er, sind „neue Einrichtungen, wie man es nennt, ein Greuel“. Thiersch war doch hierbei dem „unsteten Streben“ in gleichem Grade lind, wie der „geistlosen Routine“.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Revue politischer Broschüren.

(Beschluß aus Nr. 37.)

6. Staat oder Nationalität? Eine österreichische Studie von Poinz. Leipzig, O. Wigand. 1867. Gr. 8. 8 Ngr.

Dies ist in der That die Frage, welche Oesterreich vor allen andern zu studiren hat; denn die Wandlungen der österreichischen Politik, die sich wie ein Kranker bald auf die eine bald auf die andere Seite wirft, drehen sich fortwährend um diesen Angelpunkt. Das Völkeraggregat, welches das Reich Oesterreich bildet, macht gegenüber dem Zersetzungsproceß der Gegenwart eine feine Dialektik nothwendig, die an und für sich nicht in den Traditionen der habsburger Hauspolitik liegt. Die Lösung des Problems ist für den Philosophen nicht schwierig, der eine widerspruchsvolle Einheit kennt, wol aber für den praktischen Staatsmann, der die widersprechenden, aus der Einheit herausdrängenden Elemente zusammenhalten soll.

Das vorliegende Schriftchen constatirt zunächst, daß der Cultus der Nationalität der Erreichung der Staatszwecke schädlich werden kann:

> Wo in dem Volke eines Staats mehrere Nationen inbegriffen sind; wo dieselben sich nicht damit begnügen, der Pflege ihrer Sprachen im Hause und in den von ihnen selbst geschaffenen Anstalten zu obliegen; wo sie die Attribute des Staats für sich in Anspruch nehmen; wo sie die Zwecke des Staats für nationale Zwecke erklären; wo sie Staaten im Staate errichten wollen, da geht, wenn dem nicht gesteuert wird, die Möglichkeit der Einheit in der Action des Staats verloren; da zersplittert sich die volle Kraft desselben, die auf die Erreichung der Staatszwecke gerichtet sein sollte, in tausenderlei Rücksichten für diese und jene Nationalität und über der vergeblichen Bemühung den zahllosen Ambitionen der Nationalitäten zu genügen, leidet der Rechtszustand, nimmt der Wohlstand ab und die Bildung wird die Dienerin der Nationalität; den Nationalitäten zu Liebe findet häufig eine Umkehr in der Bildung statt. Dies ist dermalen das traurige Schicksal des Staats Oesterreich.

Das Schriftchen gibt fast auf zwanzig Seiten ein Verzeichniß derjenigen deutschen und slawischen Namen, die durch das ungarische Ministerium 1848 und 1849 magyarisirt worden sind, massenhafte Entnationalisirungen, die auch später fortgesetzt wurden. Dagegen verlangt Poinz, daß Oesterreich „germanisiren“ müsse. Die Gleichberechtigung der Nationalitäten in einem großen polyglotten Reiche sei eine Unmöglichkeit. In einem solchen Reiche werde immer eine oder die andere Nation den Vorzug haben, sei es durch ihre Zahl und Ausbreitung, sei es durch ihre Energie oder Bildung oder dadurch, daß die Regierung sie für die politische Nation des Reichs erklärt und die Sprache derselben zur Staatssprache erhebt. Das Gepräge des Reichs müsse ein einheitliches sein, und in Oesterreich ein deutsches.

Uns erscheint es zweierlei, ob ein Staat seine Regierung auf den Grundlagen des deutschen Geistes aufbaue, oder ob er gewaltsame Germanisirungstendenzen befolge. Das erste erfordert die Einheit der Regierung, das zweite ist ein widerrechtliches Eingreifen in die Nationalität und überdies ein Phantom. Daß sich die Magyaren oder Czechen werden „germanisiren“ lassen, wird wol im Ernst niemand glauben. Auch wo die

freie Entwickelung der Cultur durch die geistige Ueberlegenheit eines Volksstammes über den andern derartige Verschmelzungs- und Umbildungsprocesse mit sich bringt, wird dies immer nur bei politisch macht- und willenlosen Nationalitäten der Fall sein. Daß z. B. die Magyaren nicht zu diesen zu rechnen sind, das hat die jüngste Zeit wiederum zur Genüge bewiesen. Es gibt freilich zwischen den Staaten diesseit und jenseit der Leitha noch mehr gemeinsame Angelegenheiten als die „Donauregulirung" und die „Viehseuche", wie der Abgeordnete Chiki im ungarischen Reichstage erklärte. Doch gegenüber der deutschen Cultur wird die magyarische stets mit Sprödigkeit ihre Gleichberechtigung behaupten.

Das „Germanisiren" erscheint daher als eine verkehrte Aufgabe, die sich eine deutsche Regierung gegenüber den verschiedenen, der deutschen an Zahl überlegenen Nationalitäten ihres Staats zu stellen hätte. Wol aber darf man von ihr verlangen, daß sie die thatsächlich herrschende Nation nirgends zur unterdrückten werden läßt, sei es in Böhmen oder Siebenbürgen; denn in diesem Widerspruch liegt eine Gefahr für die Herrschaft selbst.

Die Lage Oesterreichs ist offenbar die schwierigste in Europa; einzelne Staaten wie England, Preußen haben einen fremden Volksstamm unter ihrem Scepter; doch die Iren in England sind der bei weitem kleinere Bruchtheil der englischen Staatsgenossen und die Polen in Preußen zählen nicht. Frankreich und Italien dagegen entsprechen dem offenbar richtigen Staatsprincip, daß Staat und Nationalität sich decken. In Oesterreich aber herrscht ein Conglomerat von Nationalitäten, welche die herrschende Nation an Zahl übertreffen. Bei einem solchen Staat, der eine historisch gebildete Anomalie vertritt, kann es nur darauf ankommen, ob er auch eine geschichtliche Nothwendigkeit ist. Nicht die Dynastie kann ihm eine wahre Einheit geben, sondern nur der höhere Culturzweck, unter dessen Fahnen auch die verschiedensten Völkerschaften brüderlich zusammen kämpfen können. Darauf mögen die Vertreter des österreichischen Einheitsstaats antworten und nicht blos mit den Worten Kaiserfeld's, daß Oesterreich „ein deutsches Interesse" sei, sondern auch durch den Nachweis, daß es ein europäisches, ein culturgeschichtliches Interesse vertrete?

Auf diese Frage antwortet mit Entschiedenheit verneinend die folgende Broschüre:

7. Der Zerfall Oesterreichs. Von einem deutschen Oesterreicher. Leipzig, O. Wigand. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Für diesen Autor ist der Zerfall Oesterreichs eine politische Nothwendigkeit; er wirft für diesen Staat kühn die Frage auf: Sein oder Nichtsein, und behauptet, daß auf dem Zerfalle Oesterreichs das Leben und der Friede der Nationen und der Staaten Europas beruhe; er sucht zu beweisen, daß der Verwesungsproceß, an dem die Oligarchie und Regierung unheilbar laboriren, jene chemisch-analytische Sonderstellung der Nationen Oesterreichs herbeigeführt habe, die aus dem österreichischen Völkerchaos bereits die Gruppen geordnet, die sich ruhig wie in einem unabwendbaren Naturprocesse im gegebenen Augenblicke den stamm- und interessenverwandten Staatenbildungen assimiliren werden. Danach soll sich ein großes Donaureich bilden, das die zahlreichen Stämme der Südslawen in einer freien Völkercoalition auf föderativer Basis zu einem einigen Staatswesen vereint und zu dem auch die Magyaren treten werden (eine Neubildung, die doch auch wieder den Dualismus und Völkerwirrwarr im Schoße trägt); Deutsch-Oesterreich, Böhmen und Mähren nicht ausgeschlossen, soll an Deutschland und Preußen fallen, Galizien an Rußland, Italien soll sich territorial abgrenzen, doch nicht Triest und Istrien erhalten.

Die Kritik, welche eine solche historische Nothwendigkeit nachzuweisen sucht, muß natürlich mit dem Secirmesser grausam die innere Verwüstung im Organismus des Kaiserreichs bloßlegen. In der That ist sie durchaus pessimistisch und verwirft von Haus aus alle Rettungsversuche, von welcher Seite sie ausgehen mögen. Die Schrift enthält das Schärfste, was bisher über Oesterreich ausgesprochen worden; sie ist zersetzend, man möchte sagen zerfetzend. Für den Autor ist Oesterreich nur ein Völkergerölle, das der reißende Waldstrom der geschichtlichen Bewegung in die Tiefe hinunterspülen und an seinen Ufern auseinanderstreuen wird. Die Staatsraison der Habsburger, Geld und Wirthschaft in Oesterreich, die päpstlichen und weltlichen Jesuiten als Stützen des neuen Oesterreich, der Verfall der österreichischen Armee — das alles wird mit den schärfsten Schlaglichtern beleuchtet. Doch auch die rettende That, ein Volksheer aus den Nationalitäten Oesterreichs, als eine Unmöglichkeit dargestellt bei den unausfüllbaren Lücken, welche der gesellschaftliche Bau in Oesterreich zeigt, bei der mangelhaften Volksbildung, welche eine rasche Ausbildung des rohen Bauern oder des Sprossen der halbwilden Völkerschaften zum Soldaten unthunlich erscheinen läßt. Die Dienstverpflichtung vom 18. bis zum 45. Jahre aber, die sechsjährige Linien- und sechsjährige Reservedienstleistung enthalte eine Vermehrung der Dienstjahre und eine Beeinträchtigung der persönlichen Interessen der Staatsbürger. Diese Heeresorganisation, welche auf einer einseitigen Anschauung, auf einem gänzlichen Verkennen und Nichtbeachten der socialen Verhältnisse und der Interessen der Staatsbürger basirt sei, biete nur das klägliche Bild einer undisciplinirten Masse mit Herzögen, Fürsten und Grafen an der Spitze.

Für diesen pessimistischen Standpunkt sind alle in Oesterreich versuchten Staatsformen, alle aus denselben hervorgehenden Parteirichtungen, der Absolutismus, der Centralismus, der Föderalismus wie der Dualismus vollkommen unzureichend. Dem jetzt herrschenden Princip des Ministeriums Beust, dem Dualismus, wird folgendes Horoskop gestellt:

In demselben Momente, in dem man jenseit der Leitha den Magyaren die Hegemonie über alle Nationalitäten der Cisleithanischen Hälfte des Reichs überträgt, wird sich dasselbe Schauspiel wiederholen, das uns das Jahr 1848 in wilden Schauern geboten. Gegen die Magyaren stehen die Serben, die Kroaten, die Rumänen und die nordungarischen Slowaken auf; es erheben sich

gegen die fünf Millionen Magyaren in solidarischer Opposition die mit dem schnödesten Undanke von seiten der Regierung bohnten Deutschen Siebenbürgens; zu gleicher Zeit stehen die ünf ruthenischen Comitate Ungarns gegen den Druck der Maaren auf und verbinden sich mit ihren Sprachgenossen in Galizien. Dieser Moment sieht auch die Czechen und die Poen gleiche Forderungen erheben, und glaubt man diesen verweigern zu müssen, was man im blinden Verkennen der innern age einseitig den Magyaren gewährt, so mehren sie die Reihen er Feinde Ungarns, für welches die Regierung mit der Dyastie eintritt. In dichter Kette umschließt dann die Opposition ie Magyaren von der Militärgrenze angefangen im großen albkreise, Galizien im Rücken, bis hinauf nach Böhmen, wähend im Innern Ungarns selbst die süd- und nordslawischen Stämme ihre Keile hineintreiben in die zersprengten Reihen er Magyaren. Das blutige Schauspiel des Jahres 1848, as grause Völkergemetzel ist dann fertig!

Haben wir aber nicht dasselbe Bild, mit wenig veränderten Zügen vor uns, wenn das große Donaureich er Zukunft sich gestaltet haben wird? Wird uns dies icht denselben Kampf der Magyaren und Slawen zeigen ab außerdem ein geknechtetes Deutschthum in Siebenürgen und Ungarn?

Auch die Culturmission Oesterreichs für den europäischen Osten wird von dem Verfasser in Abrede gestellt nd damit freilich die Berechtigung seiner staatlichen xistenz. Denn seine hemmenden Einwirkungen in eutschland und Italien haben aufgehört; nur nach dem sten hin kann es eine auch für Deutschland förderliche endung erfüllen. Ob es genug Lebens- und Verjüngungskraft besitzt, um sich für diese Aufgabe zu erhalten, uß die Zukunft lehren.

Oesterreich, Venetien und Deutschland. Ein Wort über die Cession Venetiens von Chevalier A. E. Wollheim da Fonseca. Berlin, Hempel. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Chevalier Wollheim steht auf einem gänzlich andern tandpunkte als der Verfasser der vorausgehenden Broüre; er hat oft den Glauben ausgesprochen, daß Oesterich den Beruf habe, Deutschlands Einheit und Macht Wege zu bringen. In diesem Glauben ist er aber rch die jüngsten Ereignisse irre geworden, was ihm mand verübeln wird. Die Schrift ist übrigens bald ch der Cession Venetiens geschrieben, welche mit Recht f das schärfste getadelt wird. Schwieriger noch ist , ihre geheimen Motive zu begreifen. Wollheim int:

Es scheint in der That in Wien die Meinung vorgerrscht zu haben, der Kaiser Napoleon werde, sobald Oesterch ihm Venetien übergeben habe, durch diesen Beweis Vertrauens und der Deferenz geschmeichelt, dasselbe sogleich etzen, Italien nöthigenfalls mit Gewalt zurückhalten und auf se Weise Oesterreich so degagiren, daß es alle seine Kräfte en Preußen wenden, und den in Italien unmöglich gemachKrieg in Deutschland fortsetzen, ja im schlimmsten Falle ankreich zu einer bewaffneten Vermittelung, d. h. zu einer fensivallianz bringen könne.

Wollheim spricht sich um so erbitterter über diese ssion aus, als er Oesterreich und Frankreich, wie er rch eine kurze geschichtliche Uebersicht nachzuweisen sucht, Erbfeinde hält und es für unbegreiflich erklärt, wie sterreich immer wieder und wieder Frankreich, seinem natürlichen Widersacher, Vertrauen schenkte, obgleich jede nähere Verbindung mit dieser Macht für die österreichische Dynastie und das österreichische Volk mit Kummer, Enttäuschungen und Verlusten endigte, „wenn man nicht Anhänger des Fatalismus ist oder an eine Hallucination glaubt, wie die, welche die Motte in das Feuer treibt". Man möge in der Broschüre selbst die weitern Ausführungen nachlesen, gegenwärtig, wo die Annäherungen und Allianzversuche zwischen beiden Staaten, trotz der mexicanischen Tragödie und der von jenseit des Oceans herübertönenden Mahnung, wieder in vollem Gange sind.

9. Oesterreichs System als die einzig wahre Ursache seiner Niederlagen vom militärischen Standpunkte aus betrachtet und dargestellt von einem österreichischen Soldaten. Leipzig, Engelmann. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser sagt in der Vorrede:

Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, durch einfache Zusammenstellung von Thatsachen, die wir theils selbst erlebt, theils erfahren haben und von deren Wahrheit der denkende und unbefangene Theil der Armee vollkommen überzeugt ist, den gegenwärtigen Zustand der Armee mit all ihren Gebrechen und Mängeln, soweit wir damit vertraut sind, zu schildern und auf diese Weise die möglichste Beseitigung und Verbesserung derselben anzuregen.

Die Betrachtungen sind ruhig, aber auf Thatsachen basirt und scharf einschneidend. Die Intelligenz der Armee, der Geist, der in derselben herrscht, ihre Verpflegung und Bekleidung werden der Reihe nach in Betracht gezogen. In allen diesen Punkten lautet das Urtheil über die bestehenden Verhältnisse höchst ungünstig. Die Militärbildungsanstalten werden der schärfsten Kritik unterzogen; der Geist der Armee ein zersetzender, demoralisirter genannt, von der Herrschaft des Stockregiments manches empörende Beispiel erzählt; die Verpflegung, Ausrüstung und Administration bitter gerügt. Im Widerspruch zu der Broschüre Nr. 7 wird die Rettung in der Einführung der preußischen Armeeorganisation gesucht, soweit sie für österreichische Verhältnisse paßt, in der ausnahmslosen allgemeinen Wehrpflicht, doch bei verkürzter Dienstzeit. Die Armeereorganisation aber soll in die Hände eines Mannes gelegt werden, der erhaben über alle Parteiumtriebe, Intriguen und den Egoismus einzelner und ganzer Branchen dasteht. Der Verfasser glaubt diesen Mann gefunden zu haben.

Es ist derselbe, der schon einmal ein glänzendes Beispiel der Selbstverleugnung gab, indem er, obgleich er höher im Rang, sich freilich unter das Commando eines Mannes stellte, den die öffentliche Meinung und das Vertrauen der Armee für den Fähigsten hielt; es ist derselbe, der in dem verhängnißvollsten Moment den Commandostab aus den Händen eben desselben Mannes übernehmen mußte, der das in ihn gesetzte Vertrauen so schlecht gerechtfertigt hat; es ist endlich der Mann, der große Summen seines Privatvermögens opferte, um die unter seinem Commando stehende Armee vor Mangel zu bewahren; es ist mit einem Wort der Sohn des Helden von Aspern, es ist der Sieger von Custozza!

10. Zur Versöhnung zwischen Volk, Heer und Führer in Baiern. Nach dem Feldzuge 1866 gegen Preußen. Augsburg, Schmid. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

In der Vorrede zu dieser Schrift heißt es:

Die einseitigen theils auf Wahrheit, größerntheils aber auf Irrthümern und in der durch die Miserfolge der Bundeswaffen im letzten Kriege naturgerechterweise erzeugten Erbitterung beruhenden Urtheile und Aussprüche über die Kriegführung veranlaßten den Verfasser, seinen Mitbürgern im Staate vorliegendes Schriftchen zu weihen. Der Zwecke, welche dabei stets im Auge behalten wurden, waren verschiedene. Einmal wollte man den Einfluß der Politik auf die Kriegführung ins Klare setzen, wie er sich aus vorausgegangenen Zuständen und sachgemäß von selbst ergeben hatte und so entscheidend mitwirkte. Dann wollte man die Mangelhaftigkeit verschiedener Einrichtungen des Heeres darlegen. Weiter strebte der Verfasser hauptsächlich dahin, die dem Bundesfeldherrn unbilligerweise fast allein zur Last gelegten Miserfolge des Bundesheeres auch auf jene Schultern zu übertragen, welche in verschiedenen Richtungen bei vollkommener Verantwortungsfreiheit zu denselben beigetragen haben. Endlich wollte man einige Anhaltspunkte für die Zukunft geben, nach welchen Volk und Heer das verlorene Vertrauen in sich und gegenseitig wieder gewinnen und stärken könnten.

Diese Zwecke werden durch eine schlichte kritische Darstellung erstrebt. Preußens Heerwesen und seine Verwaltung werden als mustergültig auch für Baiern hingestellt, und von Baiern wie von den übrigen nach dem Zerfall des Bundes alleinstehenden Staaten Süddeutschlands eine entschieden vom nationalen Gedanken belebte Politik verlangt. Die Handels- und Zollverbindung mit Preußen und dem Norddeutschen Bunde soll im Interesse der bairischen Industrie und Gewerbe eine möglichst innige, die bairischen Interessen mit denen des Norddeutschen Bundes möglichst identificirt werden. Dieser Tendenz der Schrift kann man nur beipflichten.

11. Norddeutschland in seiner Neugestaltung. Kurze Darstellung seiner natürlichen, socialen, politischen und topographischen Verhältnisse von F. E. Keller. Erste Abtheilung. Minden, Bolkening. 1867. 8. 12 Ngr.

Eine fleißige statistische und geographische Darstellung der jetzt zum Norddeutschen Bunde gehörigen Staaten. Zuerst werden Lage, Grenzen und Gebiet, die Bodengestaltung, die Gewässer, die Temperatur- und Witterungsverhältnisse, die Stammverschiedenheit der Bewohner besprochen; dann die Grundzüge der Verfassung, das Wahlgesetz für den besprochenen Reichstag, Heer, Kriegs- und Handelsmarine, der Zollverein u. s. w. Der Topographie der einzelnen Staaten geht eine allgemeine Statistik voraus, die besonders in Bezug auf das heutige Königreich Preußen von Interesse ist, über dessen Behörden und innere Verwaltung eingehende Auskunft ertheilt wird. Hauptactenstücke, wie die preußische Verfassung, das Wahlgesetz zum Reichstag u. a. werden vollständig mitgetheilt. Die Schrift empfiehlt sich zur Orientirung und gewährt zum ersten mal einen geographisch-statistischen Ueberblick über die gänzlich umgewandelten Verhältnisse Norddeutschlands.

12. Unsere Ideale. Ein Büchlein von der Freiheit. Bremen, Heyse. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Schrift enthält allgemeine Reflexionen, Variationen über das Grundthema, daß die Freiheit errungen werden müsse und nicht verschenkt werden könne. Der Satz, daß die Bildung frei macht, wird zergliedert, wobei mancherlei Seitenblicke auf unsere gegenwärtige Erziehung fallen; die öffentliche Meinung wird kritisirt und der Tapferkeit, namentlich der moralischen, ein Loblied gesungen. Das Büchlein gemahnt wie eine magenstärkende Essenz.

13. Alt-Mecklenburg und das Heute. Socialpolitische Aphorismen. Von C. Spielmann. Leipzig, Kollmann. 1866. 8. 5 Ngr.

Diese „Aphorismen" sind keine harmlosen Plänkler; im Gegentheil, sie stehen in dichten Reihen gleichsam mit vorgestrecktem Bajonnet aufgepflanzt, um von dem Feudalstaat Mecklenburg jeden Angriff abzuwehren. Spielmann liebt sein engeres Vaterland, die patriarchalische Regierungsform, die zur Wohlthat seiner Bevölkerung heute noch besteht als die allein normale für einen kleinen Staat, die ständische Verfassung, da ihm ständische Verfassungen als einzig naturgemäß erscheinen. De gustibus non est disputandum. Doch dürfte der obotritische Musterstaat trotz der bestechenden Farben, mit denen Spielmann ihn ausmalt, wenig Verehrer finden. Die Vorzüge des geschlossenen, wohlgefesteten Grundbesitzes, die Wohlthaten des Zunftwesens und der Patrimonialgerichte werden mit Wärme hervorgehoben. „Der mecklenburgische Edelmann sitzt auf seiner Scholle freier, unabhängiger und unumschränkter als mancher constitutionelle König auf seinem Thron." Das mag für den Edelmann sehr angenehm sein; ob aber dem Land die vielen constitutionellen oder vielmehr absolutistischen Könige zum Heil gereichen, das ist eine andere Frage. Doch die Achillesferse Mecklenburgs berührt ja der Verfasser selbst mit einer Naivetät, die vollkommen sorglos ist in Bezug auf alle Consequenzen. Er meint:

Es ist über allen Ausdruck schmerzlich, daß unserm Lande ein freier Bauernstand fast ganz fehlt, und es ist der unverantwortlichste politische Fehler (es ist mehr als ein bloßer Fehler, es ist ein Frevel gegen sich selbst!) der Regierungen und der Stände, daß sie die Schaffung und Cultivirung eines freien Bauernstandes nicht blos nicht gefördert, sondern sogar gehindert haben.

Damit die Ritterschaft unumschränkt herrschen kann, werden eben die Bauernhöfe an ihr „gelegt". Ein freier Bauernstand verträgt sich nicht mit einem „königlichen Adel". Der Verfasser übt, ohne es zu wollen, die schärfste Kritik aus an seinem, mit allen mittelalterlichen Zöpfen begnadigten obotritischen Musterstaat.

14. Der deutsche Handel und die beabsichtigte deutsche Kriegsflotte. Von R. D. Wichmann. Hamburg, O. Meißner. 1867. Gr. 8. 3 Ngr.

Gegenüber der allgemeinen Theilnahme für die Begründung einer deutschen Kriegsflotte will der Verfasser beweisen, daß eine solche den Interessen des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt nicht förderlich sein würde, sondern beiden sicher nur zum größten Nachtheil gereichen könnte. Nach der Ansicht des Verfassers bedarf der deutsche Handel keines derartigen Schutzes, weil die deutschen und vornehmlich die hanseatischen Schiffe zur Zeit die gesuchtesten sind und in der ganzen Welt, unter

gleichen Bedingungen, den Schiffen aller andern Nationen vorgezogen werden. Dasselbe gelte von den deutschen Kaufleuten, den geachtetsten in der Welt. Eine große Kriegsflotte würde ferner keine regelmäßige Verwendung finden, weil wir keine Colonien haben und die Interessen des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt auch dadurch in der empfindlichsten Weise verletzen, daß sie sicher den besten Theil der sich dem Seedienste widmenden jungen Leute der Handelsmarine entzöge. Der Verfasser ist Kaufmann, Kosmopolit, Mann des Friedens; die Machtfragen der Nationen interessiren ihn nicht. Doch wie es scheint, ist dies Jahrhundert zu einem Ideal nicht reif. Hannibal Fischer würde jedenfalls diese Schrift mit Interesse lesen. 17.

Unterhaltungsliteratur.

Unter den Penchuenchen. Chilenischer Roman von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Es war keine unglückliche Idee des Verfassers, daß er, um in gefälliger Romanform die im centralen Südamerika gesammelten Anschauungen und Eindrücke — Studien dürfen wir wol nicht sagen — seinen deutschen Freunden bequem vortragen zu können, eine der nicht ganz selten vorgekommenen gewaltsamen Entführungen unter die noch zur größern Hälfte barbarischen Indianerstämme zum rothen Faden seines Buchs machte und es so einrichtete, daß eine äußerst gemischte Gesellschaft, in der wir sogar ihn selbst wiederzuerkennen glauben, auszieht, um die entführte Person aus der Indianerhaft zu erlösen. Diese entführte Person ist die reizende junge Tochter eines reichen chilenischen Gutsbesitzers, Irene, mit der wir freilich erst eigentlich genauer bekannt gemacht werden, als sie nach etwa vierteljähriger Abwesenheit aus dem älterlichen Hause in Würde einer Häuptlingsfrau und dann bald Häuptlingswitwe emporgestiegen ist. Die chilenischen Truppen sind von einem Streif- oder richtiger Raubzuge zurückgekehrt, den sie gegen die durch die Civilisation nur hergekommenen Araucanier siegreich ausgeführt haben. Bei dieser Gelegenheit sind auch zahlreiche Pferde ihre Beute geworden, die Eigenthum nicht der Araucanier, sondern der mehr im Innern, auf der Ostseite der Cordilleren hausenden Penchuenchen waren und von diesen zurückgefordert werden. Aber der mit dieser Forderung entsandte junge Wilde findet bei dem chilenischen Obersten nicht die angemessene Aufnahme, er wird ergriffen, gefesselt, in Haft geworfen. Nun plötzlicher Ueberfall seitens der Wilden, Tod des Obersten, Entführung der schönen Irene unter äußerster Verzweiflung ihres greisen Vaters. Ein Expeditionscorps, das die Geraubte den Indianern wieder entreißen soll, kehrt unverrichteter Sache zurück, die Regenzeit ist im Anzuge und bald wird durch die wild werdenden Bergwässer die Passage durch die Cordilleren, hinter denen Irene sich befindet, gesperrt sein. Da rafft Don Enrique, Irene's Vater, alle Energie zusammen, spart kein Opfer, um durch reiche mitgeführte Geschenke die Herzen der Wilden zu gewinnen, und veranstaltet, ungeachtet der ungünstigen Jahreszeit, von Valdivia aus eine friedliche Invasion in die unwirthlichen Gegenden, in denen er seine geliebteste Tochter in der Sklaverei der Indianer weiß.

Die Zusammensetzung dieses Invasionscorps ist dem Verfasser ganz besonders gelungen. Jede Figur ist charakteristisch und, wie man ohne viel Mühe erkennt, dem wirklichen Leben nachgezeichnet. So der Halbindianer, dem allerdings im Fortgange der Handlung humanere und wohlwollendere Tendenzen eingepflanzt werden, als wir bei seinem ersten Erscheinen als Schmuggler und — Mörder vorauszusetzen berechtigt sind; er wird sogar schließlich der gute Genius des Dramas und repräsentirt zugleich die höchste Intelligenz in den Verhältnissen und Umständen, in die der Verfasser sein Romanpersonal und uns Leser einführt. Wie er das rechtfertigen will, müssen wir ihm überlassen. Der humoristische Abenteurer Meier, Don Carlos genannt und mit dem Halbindianer wegen böser Streiche flüchtig, ist ebenso eine durchaus lebenswahre Erscheinung, wenn es auch etwas stark frappiren muß, daß er unter der mit Irene entführten zweiten Weißen seine entlaufene Frau wiederfindet, keineswegs zur Steigerung seines Glücks. Aeußerst interessant sind zwei neu in Amerika angekommene junge deutsche Gelehrte, der Arzt und der Rechtsgelehrte, für uns. Sie finden sich anfänglich schlecht genug in die Strapazen, Entbehrungen und eigenthümlichen Zumuthungen, denen sie unter den Indianerhorden preisgegeben sind, wehren aber, wenn sie nicht in den kalten, finstern Regennächten fast stumpfsinnig hinbrüten, das über sie hereinbrechende Unheil verschiedenster Art mit der Unverwüstlichkeit jener berliner Bummelwitze ab, die man Kalauer nennt und die auch wieder in der Campagne von 1866 eine so große Rolle gespielt haben.

Endlich finden wir die holde Irene wieder, bleich, leidend, unter den andern Weibern hinter dem Kaziken hinreitend, nur einmal bei einer anfregenden Jagd wieder mit jugendlicher Fröhlichkeit dreinschauend. Ende des vierten Actes. Jetzt muß der fünfte Act alle Leserinnen zufrieden stellen. Und richtig! Der Kazike, Jenkitruß, wird durch einen Gefangenen ermordet, sein Bruder, eine weniger hartherzige Natur, besteigt den Thron und gibt die weiße, plötzlich verwitwete Schwägerin ihrem nun getrösteten alten Vater zurück und dieser gibt sie dem jungen Rechtsgelehrten — Reiwald ist der Name des glücklichen Nachfolgers von Jenkitruß — zur Frau. Herz, was willst du mehr?

Aber es ist zu verzeihen, daß Gerstäcker seine Wahrnehmungen auf dem Gebiete der Ethnographie mit der Romantik der lustigen Viertel unserer großen Städte würzt. Sie ist bei ihm in saccum et sanguinem übergegangen, sodaß sie sich bei jeder irgend passenden Gelegenheit geltend machen muß, und vielleicht zeichnet er die rohen Naturen der Indianer, wenn auch ganz anders, doch mit demselben Grade von annähernder Richtigkeit, wie sein Vorgänger Cooper.

2. Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Kriegs im 1. Jahrhundert nach Christo von Friedrich von Uechtritz. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 4 Thlr.

Wie dieses Werk reiche Studien und reifliches Nachdenken erfordert hat, um geschrieben werden zu können, so dürfen wir es der gewöhnlichen Unterhaltungslektüre nicht anreihen und am wenigsten Roman nennen. Der Verfasser nennt es „Erzählung", richtiger würde es heißen: ein Stück jener grandiosen Geschichte der Zerstörung Jerusalems und der Zerstörung des Judenvolks über alle Welt, an dem Faden eines eingeflochtenen Familienromans durcherzählt. Das Gesammtbild jener großen Zeit wird dadurch einheitlicher vor unsern Augen entrollt und wirkt auf den Leser wie das berühmte Kaulbach'sche Wandgemälde auf den Beschauer. Oft genug mußten wir während des Lesens, richtiger während des Studiums dieser „Erzählung" und mehr noch der historischen Ausführungen vor den Stich des Kaulbach'schen Meisterwerks treten, das gewissermaßen als artistische Ergänzung dieser Riesentragödie gelten kann.

Schon Heinrich von Kleist und Ludwig Robert hatten sich mit der Idee getragen, die Belagerung und Zerstörung Jerusalems durch Titus zum Gegenstand einer Tragödie zu machen und von Kleist dürfen wir voraussetzen, daß er sich dieser großen Aufgabe in würdigster Weise entledigt haben würde. Wir beklagen es, daß ein unsaglich trauriges Geschick ihn zu früh für die vaterländische Literatur aus den Reihen der Lebenden gerissen hat, wir hoffen aber, daß ein Gleichbefähigter es früher oder später als Beruf erkennen wird, dieses noch freie Erbe anzutreten, um uns auf den Bretern, die die Welt bedeuten, jene dreierlei historischen Figuren nebeneinander zu zeigen: das ingrimmige, sich selbst zerfleischende, besonders noch in seinem Zerfall großartige und bedeutungsvolle alte Judenthum; das weltbeherrschende, kriegerische Rom, nicht ohne gewaltige Anstrengungen Judäa erdrückend, zermalmend und so gewissermaßen eine prophetisch verkündete Mission erfüllend, damit die dritte Gruppe historischer Personen, die ersten Repräsentanten des noch so milden und lieblichen Christenthums, als geläuterte Anhänger des Alten Bundes in ihre Rolle eintreten können. Es ist fast verwunderlich, daß man in Paris sich dieses Stoffs noch nicht bemächtigt hat, um gleichzeitig der Schaulust und dem Ohrenkitzel durch eine große Oper und allmächtige Coulissenreißerei zu fröhnen, aber vielleicht steht etwas Aehnliches in nicht zu ferner Zeit zu erwarten.

Die hervorragende Figur ist Eleazar, recht das Prototyp eines Juden jener Zeit, aber im bessern Sinne, gewandt und tapfer auf der Jagd, wie später als Krieger, durchaus edel in seiner ursprünglichen Anlage, trotzdem von den Verhältnissen zeitweilig zum gemeinen Räuber gemacht, bis er sich ermannt, nur dem Verzweiflungskampfe für Judäa noch hingegeben, endlich in und mit Masada und seiner Mannschaft in schauerlicher Selbstopferung endend. Charakteristisch ist sein Verhalten in seiner Jünglingsliebe zu Salome:

Die Schönheit des sich eben erst zur Jungfrau entfaltenden Mädchens war die einer Jüdin; und wer weiß nicht, was noch jetzt, in dem durch jahrtausendjährige Drangsal verkümmerten Stande dieses Volks die Schönheit einer Jüdin bedeuten kann. Eine gelbliche, aber krystallreine Färbung überwob ihr Antlitz und tauchte sich nur auf den Wangen in Rosenroth und auf dem zartgeformten Mündlein, aus dem die reinsten Perlen lachten, in Purpur. Ihr Lächeln war nicht sowol schalkhaft, als von unaussprechlicher Anmuth. Dunkle, in reicher Fülle schwellende und sich doch willig in die weichsten Windungen und Wellenlinien fügende Locken quollen in schlichter Bauschung unter dem weißen schmucklosen Bande, der sich um ihr Haupt schlang, über dem glänzenden Nacken hervor. Das braundunkle Auge leuchtete bis zur Blendung, aber aus sinniger Tiefe. Alles zeigte sich voll Farbenpracht und Leben des Orients, aber wie von keuschem Mondlicht beschienen. Doch von einem Monde eigener Art, dessen Schein die Farben nicht dämpfte oder sie doch in der Dämpfung erst recht wirksam machte. Denn freilich war bei diesem reichen Glanze des jugendlichen, frischesten, freudigsten Lebens nicht recht an Mondlicht zu denken. Nur daß es bei allem fast üppigen Schimmer, von dem es strahlte, das unschuldigste, reinste, jungfräulichste Leben blieb.

Auf die erste Werbung versagte Salome's Vater die Hand der Tochter wegen der bedenklichen Wildheiten, der Leidenschaftlichkeit und zügellosen Gemüthsart des Jünglings, die ihn schon so vielfach aus allen Schranken der Regel und Ordnung habe brechen lassen. Eleazar stand betroffen, blickte stier, wie betäubt. Er antwortete nichts, die Lippen schlossen sich nur fester und fester zusammen. Schon besorgte man Tücke und Handlungen der Rache. Etwas derart mochte auch wol in ihm kochen, doch ganz ein anderer und besserer Entschluß rang sich in der Seele des Verstummten empor. Eine große Umwandlung wurde von Stund ab an ihm sichtbar: das strengste Maßhalten in Sitte und Lebensweise, Fleiß, Regelmäßigkeit, Sorgfalt, Pünktlichkeit in den friedlichen Arbeiten der Landwirthschaft und des Weinbaues. Er wird das Musterbild eines tüchtigen, sittsamen Jünglings, und nicht lange, so ist Salome mit ihm verlobt, und die Feier der Hochzeit wird nur, um fernwohnende Verwandte dazu laden zu können, bis auf einige Wochen nach dem Osterfeste verschoben.

Nun aber tritt in der Gestalt seines Oheims Manahem der Versucher an ihn heran. Schon früher hatte er ihm siegreich Widerstand geleistet und jede Betheiligung an dem Treiben der Sektirer von sich gewiesen. Ungebühr der Landpfleger, Uebermuth der zu Rom haltenden Verrätherpartei, der innere Parteigeist brachten die Gärung zum offenen Aufruhr. Man provocirte geradezu das erregte Volk, um es desto kräftiger niederschlagen zu können. Auch Eleazar, von einem sterbenden Kriegergreise mit wie geweihten Waffen beschenkt, fühlt sich empört und bald sehen wir ihn in der Gemeinschaft mit einem Gesindel, das mehr auf Raub und Mord als auf Kriegsthaten ausgeht, wider sein besseres Wollen im Gefolge des wüsten Gaulonäers Manahem und mit diesem auf die Bergfeste Masada, die für unbezwinglich galt, durch einen tolldreisten Handstreich verschlagen.

Sein schönes Verhältniß zu der sanften Salome erkaltet, und als sie mit den Ihrigen zum Christenthum übertritt, wird sie ihm vollends fremd, er nur um so wilder, kampflustiger. Wiederholt hat er Gelegenheit, sich hervorzuthun, nicht blos durch Tapferkeit und Opfermuth, sondern durch edelherzige Rettungen schmachvoll Bedrängter, auch christlicher Verfolgten. Aber er selbst hält am crassesten Judenthum fest und erringt bald eine hervorragende Stellung, besonders als die Belagerung Jerusalems Fortschritte macht, als die drei kriegerischen Parteien, die sich noch innerhalb der belagerten Stadt auf das blutigste und wirklich scheußlich befehden, endlich gegen den gemeinschaftlichen äußern Feind vorläufig unter sich den Kampf aufgeben und mit fanatischem Eifer gegen Titus ringen. Der Makkabäermuth ist wach und alles kämpft. Eleazar wird bei einem Ausfall von der Stadt fortgedrängt. Trotz aller List gelingt es nicht, die Umzingelung zu durchschleichen und wieder den heiligen Tempel zu schützen. Da begibt er sich mit seiner Mannschaft nach Masada und trifft in dem Zeitpunkte auf der Bergfeste ein, als der in wildem Fanatismus wahnsinnig gewordene Burghauptmann Samoth stirbt. Er übernimmt den Oberbefehl und gelobt, diese letzte Zufluchtstätte des sinkenden Juda nicht lebend in die Hände der Römer gerathen zu lassen.

Inzwischen haben sich die christlichen Gemeinden aus Jerusalem entfernt, auch Salome mit ihrer Familie, und sich nach mancherlei Ungemach wie durch göttliche Rettung sicher nach Pella geflüchtet, wo es ihnen gelingt, unter der heidnischen Bevölkerung — die jüdische war kurz vorher niedergemacht, an 20000 Personen — ein fleißig friedliches Leben zu führen.

Da fällt Jerusalem, und was noch in ihm lebte, wird durch blutige Ermordung von den größern Qualen, der entsetzlichsten Hungersnoth und dem gräßlichsten Parteihader, blutiger Verfolgung der Schwachen, der Nichtkämpfer, von einer Höllenexistenz befreit. Wir hätten wol gewünscht, daß der Verfasser in der Schilderung der Erstürmung weniger aphoristisch gewesen wäre und wenigstens alles historisch Documentirte in geschmackvoll anschaulicher Weise zur Darstellung gebracht hätte. Vielleicht findet er sich für fernere Auflagen seines verdienstvollen Werks zu dieser Erweiterung desselben bereit.

Die judäischen Lande sind Rom wieder unterworfen. Nur Masada, Herodion und Machäron leisten hartnäckigen Widerstand. Auch die beiden letztern festen Plätze fallen, und der eng eingeschlossene Eleazar weiß, daß nur Masada noch übrig ist. Aber es ist durch Natur und Kunst so fest, so wohl verproviantirt, seine Mannschaft, zumal die Familien der Vertheidiger, die in der Feste sich befinden, von solchem Eifer beseelt, der Oberbefehlshaber so tüchtig und aufmerksam, daß Hoffnung vorhanden ist, sich noch lange zu halten, vielleicht, wähnt man in abergläubischer Zuversicht, so lange, bis das große, auch schon in sich vielfach zerklüftete Römerreich aus den Fugen fällt.

Verschiedene Stürme sind glücklich abgeschlagen und man verhöhnt sogar von den Mauerzinnen herab die Belagerer. Die dämonisch-schöne Hagith singt ihnen in wilder Verzückung spöttisch entgegen, als der Wind die Flammen auf die römischen Belagerungsmaschinen zurücktreibt und diese entzündet:

Sause nur, sause,
Brause nur, brause,
Rächender, zorniger
Odem des Herrn!
Vertilg' ihre Hoffart,
Ihren prahlenden Kriegsbau,
Ihre mauernzertrümmernden
Böcke des Unheils,
Gleich der Hoffart Babels.
Weg, hinweg die stolzen
Bedränger Masadas
Wie Spreu und Stoppeln,
Daß sie ihr Nichts vor dir
Erkennen und merken,
Daß du, Herr in Jakob,
Bist Herr über alles,
Herr allein dein Name,
So weit sich die Welt dehnt!

Da — wendet sich der Wind, und die Flammen, indem sie die Maschinen der Römer verschonen, setzen die aus Holz gefügten Schutzthürme, die Eleazar als Ersatz der Steinthürme gebaut und die sich lange glänzend bewährt hatten, in Brand.

Der Brand setzt sich fort, und alles Bemühen, unter den tödlichen Geschossen des Feindes ihn zu löschen, erweist sich als vergebens. Es ist sicher, daß neue Sturmangriffe andern Tags die Feste in die Gewalt der Römer bringen werden. Welchen Beschluß faßt Eleazar und was ist es, wofür in dieser schwierigen Lage alle mit schwärmerischem Enthusiasmus sich begeistern? Was ist es? Zu sterben, von eigener Hand, bevor ein Römer den Wall übersprungen, noch in der Nacht, und dann die Feste anzuzünden.

Ueber die nähern Bestimmungen des grauenvollen Beschlusses erfahren wir — schreibt der Verfasser —, daß zunächst jeder die Seinigen tödten, dann die Ueberlebenden, in den Säulengängen um den Saal her neben die Leichen der Ihrigen gestreckt, durch zehn aus ihrer Mitte Gelooste den Tod durch einen Dolchstich in die Kehle empfangen sollten. Diese Zehn sollten alsdann über sich selbst das Los werfen, und derjenige, den es traf, die andern tödten. Darauf sollte der zuletzt Uebrigbleibende den Palast anzünden und sich selbst den Tod geben. Das Los, der letzte zu sein, traf Eleazar selbst. Er trat, als er rings um sich nur noch Todte, starr und lautlos, und sich als den einzigen Lebenden sah, an die Leiche Hagith's, heftete bei dem Lichte der nahen Ampel, deren jetzt fünf zur Beschaffung der nöthigen Helle für das Blutwerk brannten, einen langen, sich in ihr bleiches Antlitz einbohrenden schmerzlichen Blick auf sie. Sein stolzer, zäher, jüdischer Muth war selbst unter den Pflichten des entsetzlichen Amtes, das ihm geworden, nicht zusammengebrochen; aber der Glanz der schwärmerischen Verzückung leuchtete nicht mehr. Wie der Widerschein des Untergangs einer Welt stand in düstern Zügen auf seiner Stirne gespiegelt.

Die ausgezogenen Stellen lassen zur Genüge die Darstellungskraft des Verfassers erkennen, die zu zeiten in Härte ausartet, aber andere male von einem wohlthuenden Hauche erhabener Classicität durchweht wird. Nur stehen wir offen, über das Maß des Erlaubten

hinsichtlich der Construction unserer deutschen Sprache mit dem Autor nicht vollkommen einig zu sein. In epischen Formen hat Platen sich erlaubt, kleinere Relativsätze in adjectivischer Wirkung dem Substantive vorzusetzen, z. B.: „kunstvolle, die er schrieb, Tragödien", aber man urtheile, ob die nachfolgende Charakteristik einer idyllischen Scenerie bei aller Schönheit der Gedanken nicht hätte gefälliger, leichter vorgetragen werden können:

Zwar wimmelte es jetzt in der Hitze des Mittags nicht wie am Morgen und Abend auf der spiegelklaren Fläche des fischreichen Sees von unzähligen Kähnen; auch ruhte die Thätigkeit der Winzer in den Weingärten, wie die der Landbauer auf den Feldern. Doch auch jetzt noch sah man hier und dort einen Fischerkahn über das stille, als lab' es selber sich in behaglichem Mittagsschlummer, ruhende Wasser gleiten oder eine der Reisebarken, welche zur Erleichterung des Verkehrs zwischen den Uferbewohnern bestimmt waren, von einer Stadt am Ufer zur andern hinüberziehen.

Ganz vorzüglich sind dem Verfasser die Gegensätze zwischen den milden Christen und den fanatisch am Glauben der Väter festhaltenden Juden gelungen. Beide Parteien sind dem Martyrium bestimmt.

„O könnten wir dich uns nachziehen!" redete ihn Salome's Vater, der ihm gefolgt war, mit einer zärtlichen Herzensinnigkeit an. — „Nein, nein", schrie Eleazar außer sich, mit jener ätzenden, schneidenden Schärfe des Tons, die seinem Volke bei zorniger, feindlicher, ingrimmiger Seelenaufregung eigen ist. „Wir haben nichts mehr miteinander zu schaffen. Euere Nähe, euer Umgang ist Pest und Fluch geworden. Fort, fort, mich nicht an euch zu besudeln! Ich komme, Manahem! Nimm mich hin, Gott Zebaoth, zu deinem Werke!"

Uechtritz hat sein Buch seinem verstorbenen Freunde, dem Professor der Geschichte Loebell in Bonn, gewidmet, leider in Hexametern, die nicht gut sind. Wer im Hexameterbau nicht tadellos ist, darf heutzutage wol noch Hexameter schreiben, aber nicht drucken lassen.

Das ist die letzte Rüge, welche sich die Kritik an der so vortrefflichen Leistung, mit der Uechtritz unsere Literatur bereichert hat, erlaubt. Wir empfehlen die Lektüre des Buchs allen Lesern, die nicht blos in leichter Weise sich beschäftigen, sondern einen ernsten Blick in jenes große Geschichtsdrama werfen wollen, nach bestem Wissen und Gewissen. 15.

Literarhistorische Monographien.

Es liegen uns zwei literarhistorische Monographien vor, deren erste uns in das 17. Jahrhundert führt, während die zweite an einen unserer Classiker herantritt. Beiden gemeinsam ist, daß sie Odendichter zum Gegenstand ihrer Schriften haben. Es sind:

1. G. R. Weckherlin's Oden und Gesänge. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung von Ernst Höpfner. Berlin, Stilke und van Muyden. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Ausgewählte Oden und Elegien von F. G. Klopstock. Mit erklärenden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters von Bernhard Werneke. Soest, Nasse. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Verfasser beider Arbeiten sind preußische Oberlehrer, der erste am Gymnasium zu Paderborn, der zweite am Gymnasium zu Neuruppin.

Wie doch die Zeiten sich ändern und der Sinn für die Schätze unserer Nation auch in der Gelehrtenwelt mit jedem Jahrzehnt lebendiger wird. Noch nicht allzu lange ist es her, daß auf den besten deutschen Gymnasien die Beschäftigung mit der deutschen Literatur zu den Allotrüs gehörte, und jetzt schreiben unsere Gymnasiallehrer Literaturgeschichten und literarhistorische Monographien. Gewiß auch ein Zeichen der Zeit und ein sehr erfreuliches!

Höpfner's Arbeit: „G. R. Weckherlin's Oden und Gesänge" (Nr. 1), ist das Schlußkapitel eines größern Werks über die Anfänge der neuhochdeutschen gelehrten Dichtung. Die vorangeschickte Biographie Weckherlin's, gestützt auf genaue Quellenstudien, bringt der interessanten Einzelheiten gar manche. Wir ersehen aus derselben, daß Weckherlin mit vollem Bewußtsein die poetische Reform in Angriff genommen. Er kehrte nach einem neunjährigen Aufenthalt im Ausland mit dem Entschluß zurück:

Jener thorheit kundbar zu machen,
Welche aus aigensinnigkeit
Die Teutsche Poesy verlachen.

Freilich glaubt er, daß derartige Bestrebungen von der Menge nicht gewürdigt werden könnten, darum sollten seine Verse nur denen, die gelehrt und weisen Fürsten gefallen. Er strebte zuerst danach, eine correcte Sprache zu schaffen und wollte so schreiben, „wie große, weise, gelehrte Fürsten und Personen zu reden pflegen", trat aber dabei energisch der Verwelschung der vornehmen Sprache entgegen. In Bezug auf die Reform der Versmessung befand er sich zu Opitz in diametralem Gegensatz. Er wollte die Grundsätze der französischen Metrik ganz und rücksichtslos in der deutschen Poesie zur Geltung bringen und strebte mit vollem Bewußtsein die Auflösung alles Rhythmus an. Er steht also in der Versmessung Opitz gegenüber, der die der deutschen Sprache angemessene Metrik begründete, als der letzte und verwegene Experimentmacher da. In Bezug auf den Inhalt seiner Poesien ist hervorzuheben, daß er, im Gegensatz zu den Dichtern seiner Zeit, auch in seinen erotischen Dichtungen Selbsterlebtes singt. Doch hat auch er der Sitte seiner Zeit, die Großen zu besingen, Rechnung getragen:

Weil ehren einen wehrten Mann,
Ist gleich so viel als sich selbst ehren.

Das Resultat der Untersuchungen Höpfner's faßt sich in Folgendem zusammen: Weckherlin hat den Gedanken einer der Dichtung der romanischen Nationen ebenbürtigen deutschen hoffähig gemacht; er hatte den im Süden und im Westen ausgebildeten poetischen Stil mit seiner Nomenclatur, seinem mythologischen Apparat und seiner raffinirten Rhetorik ohne weiteres entlehnt und Sprache und Verskunst zu reformiren gesucht. Seine Reform der Sprache war Stückwerk geblieben und die der Verskunst vollkommen mislungen. Von Berichtigungen, welche der Verfasser gibt, haben wir zu erwähnen, daß er nachweist, wie eine von Goedeke („Grundriß", S. 1167) angeführte Ausgabe der „Geistlichen und Weltlichen Gedichte" (Amsterdam 1646, 8.) einfach zu streichen ist.

Es wäre im Interesse der Literaturgeschichte zu wün-

schen, daß das größere Werk Höpfner's welches noch keinen Verleger gefunden hat, aus der engen Haft des Pultes durch einen Verleger befreit und an das Tageslicht gefördert werden möge, da die veröffentlichte Probe zeigt, daß er genau und nach guten Quellen arbeitet.

Das zweite der in Rede stehenden Werke: „Ausgewählte Oden und Elegien von Klopstock" von Bernhard Werneke, hat einen mehr praktischen Zweck. Es will den Gymnasiasten eine Auswahl der besten Oden von Klopstock mit einem Commentar in die Hand geben. Gewiß ist es sehr dankenswerth, daß unsere Philologen, anstatt die Zahl der Horaz-Commentare ins Unendliche zu vermehren, hier und da auch einmal einen Commentar zu Werken deutscher Dichter schreiben. Selbstverständlich muß ein derartiger Commentar in ganz anderer Weise gehalten sein als die Erklärung eines Schriftstellers oder Dichters der Alten.

Die eingehaltenen Grundsätze können wir nur billigen. Da der Verfasser eine Biographie Klopstock's als die beste Vorschule zum Verständniß der Oden betrachtet, so hat er dieselbe (sie füllt etliche sechzig Seiten) ziemlich ausführlich behandelt. Sie ist mit Geschmack geschrieben und kann auf eine gewisse Selbständigkeit Anspruch machen, nur hätten vielleicht die Wendepunkte in Klopstock's Leben auch durch die Eintheilung in einige größere Hauptabschnitte noch mehr hervorgehoben werden können, während so das Ganze in 24 kleinere Theile zerfällt. Daß bei der Auswahl die Oden aus Klopstock's Jugendzeit vorzugsweise berücksichtigt sind, entspricht dem Zweck, den der Herausgeber im Auge hat. Es liegt ihr die von Klopstock selbst besorgte Ausgabe von 1798 zu Grunde, nur daß der Verfasser die heutige Orthographie angenommen hat. Die Erklärungen selbst geben Aufschluß über die Entstehungszeit der Oden, Veranlassung, Anspielungen, Anlehnungen an antike Muster. Ferner finden wir in ihnen sachliche und sprachliche Notizen und Parallelen von Dichterstellen der Griechen und Römer. Die Versmaße sind alle mit den gangbaren Namen bezeichnet, und damit durchaus nichts, was man in einer Schulausgabe suchen könnte, vermißt werde, ist sogar die lateinische Uebersetzung einiger Oden von Albert Knapp mitgetheilt. **Eugen Kabes.**

Reinmar von Zweter.

Untersuchungen über das Leben Reinmar's von Zweter und Bruder Wernher's von Karl Meyer. Basel, Georg. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Unsere mittelalterlichen Lyriker, von denen wir etwa anderthalbhundert wirkliche oder allegorische Namen nebst zugehörigen Dichtungen überliefert haben, sind bisjetzt von seiten der literaturgeschichtlichen Darstellung meist nur in größern Massen, nach ihrer künstlerischen Zusammengehörigkeit oder Verschiedenheit gruppirt und charakterisirt worden. Die nur bis zu einem gewissen Grade berechtigte vulgäre Vorstellung von dem Gleichklang, oder, wie man es auch zu nennen pflegt, der Eintönigkeit des Minnesangs und der Minnesänger hat unzweifelhaft auch auf diejenigen, die durch selbständige Studien befähigt hätten sein können, die individuellen Züge innerhalb des allgemeinen Typus herauszuerkennen, einen gewissen Bann ausgeübt. So ist bis zu diesem vorliegenden Versuche nur der einzige Walther von der Vogelweide, der schon einer speciellen biographischen Charakteristik würdig befunden worden; allerdings dieser auch beinahe überreichlich, wenn man die drei in ihrer Art mustergültigen größern Werke von Uhland, Rieger und Menzel zu den fast unübersehbaren kleinern, bald mehr monographischen bald allgemeiner gehaltenen Versuchen, seine Biographie zu beleuchten und herzustellen, reiht.

Walther verdient, das ist für jeden Sachverständigen keine Frage, die Ehre, die ihm die moderne Wissenschaft erwiesen, im vollsten Maße und jedenfalls zuerst unter allen seinen vor-, neben- und nachwandelnden Genossen. Aber es ist nunmehr an der Zeit, daß die erweiterten Hülfsmittel und die gesicherte Methode unserer deutschen Philologie und Literaturgeschichte sich auch der andern annehmen und auch sie, je nach ihrem relativen Werth oder nach der individuellen Disposition der Gegenwart, aus dem Halbdunkel der bisherigen Auffassung in das volle Licht der wissenschaftlichen Kenntniß erheben möchten.

Die beiden Dichtergestalten, denen hier diese Gunst zutheil geworden ist, gehören für den engern Kreis der Freunde und Kenner unserer mittelalterlichen Poesie zu den interessantesten, und wenigstens der eine, Bruder Wernher, auch zu den liebenswürdigsten Erscheinungen der Periode des Minnesangs, welche unmittelbar auf seinen Höhepunkt folgte. Als solchen darf man, wie bekannt, die Lebenszeit Walther's oder die Zeit, in welcher er als Dichter thätig war, bezeichnen, die Jahre von 1190—1230, natürlich hier wie überall bei solchen Zahlenangaben mit gebührender Berücksichtigung, daß dieselben nur im allgemeinen gültig sein können. Reinmar von Zweter und Bruder Wernher sind aber beide noch jüngere Zeit- und Lebensgenossen Walther's: ihre Geburt fällt, wenn überhaupt noch in das 13. Jahrhundert, jedenfalls in den Anfang desselben, ihre ersten dichterischen Productionen keinesfalls später als in die zwanziger Jahre, wo auch Walther noch eine sehr reiche Productivität entfaltete. Beide Dichter, Reinmar und Wernher, sind aber unter sich nicht blos als Zeitgenossen nahe zusammengehörend. Sie bezeichnen beide eine von da an immer entschiedener aber auch unpoetischer vertretene Richtung der mittelalterlichen Lyrik auf das specifisch didaktische und religiöse Element. Die schöne harmonische Vermittelung, in welcher sich diese nothwendigen und berechtigten Bestandtheile der Empfindung und des Denkens eines jeden wirklichen Dichters der Zeit nach bei Walther den andern eigentlich weltlichen Motiven seines innern und äußern Lebens zuzugesellen vermochten, war diesen Spätern nicht mehr erreichbar. Jene reine Grundstimmung der Seele, aus der sie allein möglich wurde, bedurfte ebenso wohl einer besonders günstigen individuellen Anlage, wie einer günstigen Stimmung und Gestaltung des Zeitgeistes und des ganzen zeitgenössischen Lebens. Das erste hätte sich wol noch finden können, das andere war aber mit dem

Zerfall der innern Lebensmacht des Ritterthums oder des weltlichen Idealismus der Zeit unmöglich geworden. Deshalb stehen unter den Nachfolgern Walther's die didaktischen oder moralisirenden Dichter in immer schrofferm Contrast zu den Sängern der Lebensfreude oder der Minne, aber nicht mehr der Minne in der ältern feinern Begriffserklärung, sondern einer derbern und gemeinern. Der Erotiker Nithart, ein Talent ersten Rangs ist der diametrale aber nothwendige Gegensatz seiner beiden Zeitgenossen, unsers Reinmar und Wernher, alle drei zusammen geben aber noch immer keinen Walther, obgleich sie sozusagen statistisch betrachtet, seinem Umfange und Inhalt ungefähr gleichkommen.

Wie die Quellen unserer mittelalterlichen Literaturgeschichte einmal beschaffen sind, versteht es sich von selbst, daß ein Biograph meist auf die Werke seines Helden allein angewiesen ist. Es fehlen uns leider auf deutschem Boden jene unvergleichlichen, wenn auch nicht überall kritisch genauen Lebensgeschichten der Sänger, wie sie die provenzalische Literatur besitzt, oder wie sie sich selbst in der nordisch-skandinavischen in einzelnen Lebensschilderungen hervorragender Skalden finden. Zufällig gibt hier und da eine Urkunde einen Namen, dem wir in gleicher Form und Zeit als Ueberschrift von Liedern begegnen, aber auch daraus ist nichts weiter als dürftige chronologische Anhaltspunkte oder etwas über Stand und Heimat des Mannes zu entnehmen, während wir doch ganz andere Dinge wissen möchten. Wo aber eine genügende, von außen gegebene Ueberlieferung fehlt, ist es immer schwer, den Inhalt der Gedichte zu jener concreten Gestaltung zu verwerthen, welche der Biograph bedarf und fordert.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

George Sand und Shakspeare.

In dem „Théâtre complet" der George Sand, das wir in Nr. 34 d. Bl. erwähnten, befindet sich auch ein Curiosum, eine Bearbeitung von Shakspeare's „As you like it" unter dem Titel: „Comme il vous plaira." Das Stück hat indeß mit dem Shakspeare'schen nur einige Situationen und die schönsten Stellen gemein, die mit vielem Takt ausgewählt und gleichsam neu gefaßt sind. In den Vordergrund tritt der melancholische Held des Shakspeare'schen Lustspiels, Jacques, der bei George Sand nicht blos den contemplativen Chor bildet, sondern mit in die Handlung verwebt ist, wie ihm denn auch am Schluß die Hand der schönen Celia zufällt, mit welcher George Sand den garstigen Olivier nach Shakspeare's Vorgang zu belohnen zögert. In der Vorrede zu dem Stück spricht sie viel Beherzigenswerthes über Shakspeare aus, den sie in hohem Grade verehrt, ohne in die blinde Abgötterei der deutschen Shakspearomanen zu verfallen. Mit Recht sagt sie, daß unsere Kunst im ganzen und großen, was die Geschicklichkeit der Composition betrifft, seit Shakspeare bedeutende Fortschritte gemacht hat und daß das kleinste Vaudeville in unserer Zeit besser componirt ist als die bewundernswerthesten Dramen der Meister vergangener Zeiten. Shakspeare überließ sich dem feurigen Aufschwung, den glänzenden Launen seiner Inspiration, doch er trat dabei mit Füßen die Regeln der Composition, gewisse sehr berechtigte Bedürfnisse des Geistes: Ordnung, Mäßigkeit, Harmonie und Logik. Man wird der Dichterin erwidern, daß die Theorien Voltaire's und Friedrich's des Großen von dem betrunkenen Wilden noch in Frankreich spuken. Mit Unrecht, das Verständniß Shakspeare's hat dort große Fortschritte gemacht; der Tadel aber, der die Schattenseiten des Dichters trifft, ist ein gerechter und kommt ja auch jetzt in Deutschland zum Durchbruch.

Vollkommen recht hat George Sand, wenn sie behauptet, daß es unmöglich sei, Shakspeare wörtlich für die Bühne zu übersetzen, und wenn es je erlaubt sei, zusammenzuziehen, auszuziehen und fortzulassen, so finde dies Anwendung auf den wilden zügellosen Genius des britischen Dichters. „Shakspeare war ohne Frage nicht strenger als sein Zeitalter. In einer Epoche, wo das Theater alle getrennten Gattungen vereinigte, die bei uns aus Rücksicht auf den verschiedenen Geschmack des Publikums an verschiedene Bühnen vertheilt sind, stand der unsterbliche Meister, indem er von den wildesten, blutigsten Dramen zur zügellosesten Burleske überging, in seinen Werken unter dem Einfluß der heftigen Leidenschaften und des cynischen Geschmacks seiner Zeitgenossen. Er wandelte im Schmuz der Straßenwinkel ebenso mit Schwung und Kühnheit, wie er mit Glanz und Majestät in den Himmeln schwebte. Doch wenn er in allen seinen Erfindungen nicht reiner und sanfter war als die Zeit, deren höchsten literarischen Ausdruck er bildete, so war er größer und besser als sein ganzes Jahrhundert in den gesundern Eingebungen seines Genies. Durch einen seltsamen und fast unbegreiflichen Contrast hat er die göttlichste Anmuth und Keuschheit dem abschreckendsten Cynismus an die Seite gestellt, Engelssanftmuth neben Tigerwuth und die Ausdrücke des ergreifendsten Schmerzes neben die unübersetzbaren Concetti einer kecken Ausgelassenheit."

Lessing's „Minna von Barnhelm".

Ueber ein Jubiläum von Lessing's „Minna von Barnhelm" entnehmen wir der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung" folgende Mittheilungen: „Am 28. September 1767 ward Lessing's «Minna von Barnhelm» zum ersten male aufgeführt und zwar in Hamburg. Am 14. November folgte Wien und am 18. November 1767 (nicht erst im Mai 1768) Leipzig, wo Koch das Stück in Scene setzte. Da die hamburger Gesellschaft bereits am Ende des Jahres nach Hannover zog, wo sie dort bis zum 6. Mai 1768 zu spielen, so wird auch dort die Aufführung noch vor der berliner stattgefunden haben. Letztere erfolgte, wie gemeldet, am 21. März auf Döbbelin's «Deutschem Theater». Ein Zeitbericht sagt: Das Stück wurde sechs Tage hintereinander gespielt und von dem zahlreichen Parterre allemal einmüthig wieder gefordert, eine Ehre, die hier noch kein Schauspiel erhalten hatte. Bis zum 23. April, also in 34 Tagen (wovon freilich nur 22 Spieltage waren) fanden 19 Aufführungen dieser Novität statt. Nun bekam denn endlich auch «Minna's» Geburtsstadt, Breslau, wo die der Dichtung zu Grunde gelegte Geschichte, nach der Angabe von Garve's Mutter im Gasthofe Zur goldenen Gans wirklich passirt sein sollte, das so berühmt gewordene Stück auf der damals von Franz Schuch jun. dirigirten Bühne zu sehen: am 3. Mai 1768 zum ersten und am 27. Mai zum sechsten male. Die ersten drei Vorstellungen folgten Tag für Tag aufeinander, da das Publikum jedesmal am Schlusse stürmisch da capo rief; die letzten drei wurden als «auf hohes Verlangen» angezeigt. Potsdam, Stettin, Danzig und Königsberg machten die Bekanntschaft des Lustspiels, das überall ungeheuer «zog» und die Kassen füllte, durch die Döbbelin'sche Truppe, welche jene Städte vom Mai 1768 bis zum Februar 1769 bereiste. Im März 1769 war Döbbelin wieder in Berlin, wo ihm eine Saison von vier Monaten bis zum 17. Juli gestattet wurde, in welcher er

«Minna von Barnhelm» achtmal und Lessing's «Schatz» dreimal zur Aufführung brachte, jedesmal nach der Gewohnheit jener Zeit mit einem Ballet als Nachspiel. Von Berlin zog er wieder nach Danzig, wo in der viermonatlichen Saison die «Minna» aber nur noch zweimal (17. August und 9. October) zum Vorschein kam. Die erste Zugkraft hatte ersichtlich nachgelassen. So gab z. B. Koch, welcher in der Zeit vom 18. April 1770 bis 29. Mai 1771 in Leipzig drei und in Weimar zwei Stationen machte, in Weimar die «Minna» beide male gar nicht, in Leipzig nur zweimal (26. April und 21. November) und dann in Berlin, wo er vom 10. Juni 1771 an spielte, im Laufe dieses Jahres auch nur zweimal (3. August und 26. November), im folgenden Jahre 1772 nur einmal in Berlin, 8. Juli, und einmal in Leipzig, 23. November. In Warschau gab man das Lustspiel schon 1775 in deutscher Sprache unter der Intendanz des Fürsten Anton Sulkowski, in demselben Jahre auch «Emilia Galotti» und «Die Juden». Eine polnische Uebersetzung der «Minna» erschien 1783. Die französischen Uebersetzungen von Großmann (1772) und Rochon de Chabannes («Les amans généreux», 13. October 1774, Théâtre français) sind bekannt. Der letztere änderte den so ritterlich klingenden Geschlechtsnamen der Heldin, obgleich derselbe im Stücke selbst nie genannt wird, in — Barleim. Eine in einen Act zusammengezogene Bearbeitung der «Minna von Barnhelm» brachte am 9. September 1823 das Théâtre des Variétés in Paris: «Le Major, comédie-vaudeville", von Felix. In einer von Gamena besorgten italienischen Bearbeitung: «La donna riconoscente», hat die Witwe Marlo eine weitläufige Schilderung der Schlacht bei Roßbach, in welcher ihr Mann gefallen, vorzutragen."

„Partonopier und Meliur" von Konrad von Würzburg.

Von Konrad's von Würzburg Gedichte „Partonopier und Meliur" waren seither nur Bruchstücke gedruckt; nur durch Combination wurden sie als des Dichters Eigenthum erkannt. Eine vollständige Handschrift, in welchem sich Konrad als Verfasser nennt, wurde, wie wir bereits früher in d. Bl. erwähnten, in der Starhembergischen Bibliothek zu Riedegg aufgefunden, aber es gelangte davon nichts in die Oeffentlichkeit. Eine Beschreibung dieser Handschrift nebst Mittheilung von Anfang und Ende entging ebenfalls der Beachtung der deutschen Philologen. Franz Pfeiffer gewann erst nach seiner Uebersiedelung an die wiener Universität Kunde von dieser Notiz und war bestrebt, des wichtigen Fundes habhaft zu werden. Er entdeckte die Handschrift dann auch glücklich in Efferding (welcher Ort bereits im Nibelungenliede erwähnt wird), wohin sie mit der Uebersiedelung der alten riedegger Bibliothek gelangt war. In einem Aufsatze über Konrad von Würzburg, welcher den letzten Jahrgang seiner „Germania" eröffnet, gibt Pfeiffer genauere Nachricht vom Gedichte und der Handschrift und theilt mehrere Stellen daraus mit, welche es als höchst wünschenswerth erscheinen lassen, daß Pfeiffer seinen Plan ausführe und das schöne Gedicht vollständig und in kritischer Bearbeitung herausgebe. Nach Pfeiffer's höchst wahrscheinlicher Darlegung ist „Partonopier und Meliur" im Jahre 1277 vollendet und fällt somit früher als Konrad's „Pantaleon und Silvester".

„Partonopier und Meliur" ist nach einer französischen Quelle bearbeitet, aus der auch ein niederländischer Dichter schöpfte, aber doch hat Konrad seiner eigenen Aussage zufolge nicht französisch verstanden. Bei der Verdeutschung half dem Dichter ein baseler Gönner, Heinrich Marschant. Konrad hat sich nicht sklavisch an die Vorlage gebunden, weder im ganzen noch im einzelnen, hat manches Geschmacklose getilgt; trotzdem ist sein Gedicht bei seiner Neigung zur Breite und Redseligkeit, fast doppelt so umfangreich als das französische Original. „Allerdings betreffen die Erweiterungen", sagt Pfeiffer, „meist solche Partien, durch deren breitere Ausführung Konrad auf den Beifall seiner Leser rechnen durfte: Beschreibung von Ritterspielen, Gefechten und Schlachten, insbesondere aber die Ausmalung innerer Seelenzustände und die Schilderung von der Liebe Lust und Leid. Und in die letztere zumal deutsches Gemüth und deutsche Innigkeit zu legen und beide zu schönem Ausdruck zu bringen, ist dem Dichter vielfach gelungen, und gerade darin besteht in unsern Augen der eigenthümliche Werth, der die Bearbeitung vor dem Original auszeichnet.

Bibliographie.

Aphorismen. III. Wien, Mayer u. Comp. 8. 9 Ngr.

Brünneck, W. v., Die Jagdgenossenschaften. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Dupanloup, F., Die Erziehung. Autorisirte Uebersetzung. 2ter Thl. Von der Autorität und der Ehrfurcht in der Erziehung. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ebeling, A., Vermischte Schriften. 1ster Bd. Soest, Nasse. 8. 1 Thlr.

Clemen, R., Gedichte. Columbus, Ohio. Gr. 16. 15 Ngr.

Egger, J., Die ältesten Geschichtschreiber, Geographen und Alterthumsforscher Tirols. Innsbruck, Wagner. Gr. 4. 15 Ngr.

Egli, J. J., Die Entdeckung der Nilquellen. Habilitationsvortrag. Zürich. Gr. 8. 12 Ngr.

Fastenrath, J., Die Wunder Sevilla's. Romanzen und Lieder. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Findeisen, J., Friedrich Beckmann. Lebensbild. Allen Freunden des Verblichenen gewidmet. Wien, v. Waldheim. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Freibanks Bescheidenheit. Ein Laienbrevier. Neudeutsch von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Galen, P. v., Das Irrlicht von Argentières. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1868. 8. 5 Thlr.

Gedanken über Erziehung nebst Erinnerungen an das Leben und Wirken eines Frühverklärten. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 22 Ngr.

Georg, J., Frauenbilder. Berlin, Stilke u. van Muyden. 16. 10 Ngr.

Badische Geschichte. Für das badische Volk erzählt von einem Vaterlandsfreunde. 1ste Lief. Lahr, Schauenburg. 1868. Gr. 8. 8 Ngr.

Goethes Werke. Auswahl in 30 Lief. 1ste Lief. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 2 Ngr.

Grothe, W., Der Herzog von Valentinois. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Grothe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Land und Stadt im Volksmunde. Beinamen, Sprüche und Spruchverse. Berlin, Janke. 8. 10 Ngr.

Heyking, Baron A. v., Land und Leute der Mitauschen Oberhauptmannschaft. 1ste Lief. Das Kirchspiel Seffau. Mitau. Gr. 8. 20 Ngr.

Horn, M., Der zerrissene Dreiklang. Roman aus dem Leben eines Musikers. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Hotho, H. G., Geschichte der christlichen Malerei in ihrem Entwickelungsgange dargestellt. 1ste Lief. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr.

Kleinsteuber, H., Ein nordischer Richelieu. Historischer Original-Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Kurd und Blanda. Ein Nachspiel zu Nathan dem Weisen. Heidelberg, C. Winter. 8. 6 Ngr.

Menges, Wilhelm Albert Heinrich Stolzenburg. Ein Lebensbild. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 5 Ngr.

Milow, S., Auf der Scholle. Elegien. Heidelberg, Weiß. 8. 15 Ngr.

Müllhausen, B., Nord und Süd. Erzählungen und Schilderungen aus dem westlichen Nordamerika. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von K. Simrock. 1ste Lief. Stuttgart, Cotta. Hoch 4. 1 Thlr. 5 Ngr.

Petersen, Marie, Die Irrlichter. Ein Märchen. 12te Aufl. Berlin, A. Duncker. 1868. 16. 15 Ngr.

Pietsch, L., Aus Welt und Kunst. Studien und Bilder. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Roßmäßler's Ehre. Reden und Dichtungen von E. Burckhardt, F. Wigard, A. Brehm und L. Würkert vorgetragen an der Roßmäßler-Todtenfeier zu Leipzig. Leipzig, Friese. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ruben, E., Sendschreiben an die Vernunft über religiöse Zustände. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 10 Ngr.

Ruge, A., Der Krieg und die Entwaffnung. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 3 Ngr.

Sauppe, H., Tulliana. Göttingen. Gr. 4. 8 Ngr.

Schiller, F. v., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 16. 2½ Ngr.

Erfurter Schnaken. Erfurt, Körner. Gr. 16. 10 Ngr.

Schröer, K. J., Die Dichtungen Heinrichs v. Mügeln (Mogelin) nach den Handschriften besprochen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Siebigk, F., Herzog Leopold Friedrich's von Anhalt Wirken in Stadt und Land. Festschrift dargebracht am 10. August 1867. Dessau, Aue. Gr. 8. 4 Ngr.

Sophokles' und Euripides' ausgewählte Dramen. Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen von A. Wilbrandt. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Vier Tragödien. Nördlingen, Beck. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Unger, F., Notiz über Geräthschaften aus der Steinzeit. Wien. Lex.-8. 4 Ngr.

Populär-naturwissenschaftliche Vorträge über neuere Forschungen. 1stes und 2tes Heft. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 8. à 5 Ngr.

Wolf, A., Leopold II. und Marie Christine. Ihr Briefwechsel (1781—1792.) Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Viel Lärmen um Nichts.

Von William Shakespeare.

Uebersetzt von Adolf Wilbrandt.

Mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 5 Ngr.

Bildet das 5. Bändchen von:

William Shakespeare's Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**

Das 1.—4. Bändchen enthalten:

Othello. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Antonius und Kleopatra. Uebersetzt von Paul Heyse.
Die lustigen Weiber von Windsor. Uebersetzt von Hermann Kurz.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen nur 5 Ngr.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Philosophische Paradoxa.

Von Heinrich Ritter.

8. Geh. 2 Thlr.

Unter obigem Titel veröffentlicht der berühmte göttinger Philosoph eine Reihe von Aufsätzen, welche untereinander in enger Verbindung stehen, indem sie alle von der Erkennbarkeit der Welt handeln und die besondern Bedingungen, unter welchen dieselbe steht, hervorheben. Das Buch ist als eine nothwendige Ergänzung zu den frühern Werken des Verfassers anzusehen, wird aber auch dem für ernstere Lektüre empfänglichen größern Publikum Interesse gewähren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Konrad der Zweite.

Historisches Schauspiel in sechs Handlungen von

Albert Dulk.

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erster Theil. König Konrad der Zweite. 20 Ngr.
Zweiter Theil. Kaiser Konrad der Zweite. 20 Ngr.

Der bekannte Verfasser der Dramen „Orla", „Jesus d Christ" u. a. behandelt in dieser neuen, die volksthümliche Sa vom Herzog Ernst einschließenden Dichtung einen Stoff a der deutschen Geschichte, der die nationalen Sympathien mäd tigkzu fesseln geeignet ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beiträge zur Charakterologie.

Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Von Dr. Julius Bahnsen.

Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr.

Der vor einigen Monaten erschienene erste Band dies interessanten und nicht blos theoretisch, sondern auch praktis wichtigen Werks hat bereits großen Anklang gefunden. Zu ersten male wird hier die Erforschung des menschlichen Ch rakters als eine besondere Wissenschaft behandelt. Der Ve fasser knüpft dabei an die von Schopenhauer ausgesproch nen Grundgedanken über den Charakter an und gibt über zu seinen Betrachtungen die pädagogische Nutzanwendung. M dem soeben ausgegebenen zweiten Bande liegt das Werk n vollständig vor; dasselbe wird die Theilnahme der Pädago der Criminalisten und Seelenärzte, der Ethiker und Philosoph sowie jedes Gebildeten in hohem Grade in Anspruch nehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Vollständig in 40 Heften oder 4 Bänden.

Jede Buchhandlung liefert das Werk heftweise (jedes He 5 Ngr.) in beliebigen Terminen, oder auf einmal complet i heftet 6⅔ Thlr., gebunden in Leinwand 7⅔ Thlr., in Hal franz 7 Thlr. 26 Ngr.).

Dieses Werk ist bekannt als das belehrendste Nac schlagebuch über alle auftauchenden Fragen aus den verschie densten Vorgängen im Leben und in der Wissenschaft, es zugleich als erklärendes Fremdwörterbuch und Zeitung Lexikon. Dasselbe ist als literarisches Hülfsmittel besonder auch denen zu empfehlen, die fern vom literarischen Mark leben oder infolge ihres Amts und Berufs den neuern Fo schungen in der Wissenschaft nicht zu folgen vermögen, u ihr Wissen stets auf der Höhe der Zeit zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 26. September 1867.

nhalt: Ein Roman von Herman Grimm. Von **Hans Marbach.** — Friedrich Thiersch. (Beschluß.) — Ein satirisch-philosophisches os. Von **Rudolf Gottschall.** — Ueber weibliche Erziehung. — **Feuilleton.** (Die Sprache der Bibel in Schiller's „Räuber"; Fortleben der Kudrunsage in Norddeutschland.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Ein Roman von Herman Grimm.

überwindliche Mächte. Von Herman Grimm. Roman in drei Bänden. Berlin, Hertz. 1867. 8. 5 Thlr.

Selbst das Beste, was ihr bildet, ist ein ewiger Versuch,
Nur wenn Kunst es adelt, bleibt es stereotyp im Zeitenbuch.
Platen.

Die neueste Schöpfung Herman Grimm's, der Roman „Unüberwindliche Mächte", beschäftigt lebhaft die Lesewelt. ein Wunder! In diesem Buche sind die Interessen behandelt, welche gegenwärtig alle Gemüther erfüllen. Die sellschaftlichen Klassenunterschiede, das Emporarbeiten s Bürgerstandes, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des socialen Lebens in der Alten und in der Neuen elt, der politische Umschwung des Jahres 1866 in eutschland durch den glorreichen preußischen Feldzug, g lauter brennende Fragen, und zwar abgehandelt in so mühelos zu genießenden Form des Romans.

Wir wollen nicht mit dem Verfasser rechten, ob es ch gut und den Menschen nützlich sei, dergleichen ernste hwichtige Dinge verzuckert mit einer sentimentalen Liegeschichte hinunterzuschlucken, daß man ja nicht merke, stark das Getränk ist; ob diese Dinge nicht vielmehr u in der Welt sind, um den Leuten Kopfzerbrechen ehrliche Arbeit zu machen.

Wir fragen auch nicht, ob der Verfasser die Romanm gewählt hat, um sich selbst leichtes Spiel zu machen, da, wo ein grämlicher Historiker und Philosoph etwa h ein wenig tiefer blicken möchte oder dem Autor mit Secirmesser der Wissenschaft zu Leibe rückt, lachend die Seite springen zu können und zu sagen: Ich habe keine Geschichte schreiben wollen, sondern nur einen man. Oder hat Herman Grimm vielleicht nur den eck im Auge gehabt, durch die anziehende Behandg des schwierigen Stoffs als Erzählung ein um größeres Publikum heranzuziehen zum Borne der Erntniß, und so zugleich einen weit glänzendern Erfolg onzutragen als der arme, im Dunkeln arbeitende Gerte, dessen Werk höchstens von dem Hohlspiegel seiner llegen beleuchtet wird?

Sei dem wie es wolle; wir nehmen an, wozu uns der Titel berechtigt, daß wir es mit einem Kunstwerk zu thun haben, und wir wollen nur den Dichter hier beurtheilen, von dem man, laut Emanuel Geibel, alles verlangen kann, nur nicht, daß er ein Gelehrter sei. Aber allerdings, wenn wir jetzt das Dichtwerk mit dem einzigen Maßstabe messen, mit dem es gemessen werden darf, mit dem ästhetischen, und wenn wir dann sehen, daß dieses Stück Geistesarbeit ebenso wenig ein Kunstwerk ist als ein wissenschaftliches Werk, dann freilich wird uns nichts übrigbleiben, als bedauernd zu sagen: Schade um die kostbare Zeit, welche der Biograph des Michel Angelo so herrlich hätte anders verwerthen können! Schade um den gewaltigen Aufwand von Verstand und Gemüth!

Um nicht melancholisch zu werden; wollen wir frisch darauf los kritisiren. Herman Grimm setzt zwei Personen in die Welt, ein Männlein und ein Fräulein, beide jung, schön und geistreich. Sobald sich dieselben begegnen, lieben sie sich und heirathen — nein doch, sie heirathen sich nicht, wo blieben denn da die drei Bände Grimm's? Also, sie lieben sich und heirathen sich nicht. Wir erfahren die Gründe dieses eigenthümlichen Verfahrens in den besagten drei Bänden. Was die Dame betrifft, so will sie. Nicht weil sie etwa keinen andern, ihrer würdigen, gefunden hätte. Im Gegentheil, Grimm sorgt dafür, daß sie von einer ganzen Schar Anbeter umgeben ist, denn alles, was in ihre Nähe kommt, verliebt sich in sie, sogar die Greise, wie die weißhaarigen Troer in Helena. Das ist natürlich, denn die Dame ist hübsch. Ebenso natürlich ist, daß sie, statt von den andern einen auszusuchen und ohne Umstände zu nehmen — Mama hätte nichts dagegen —, sich gerade den erwählt; den zu bekommen das Schicksal und Grimm ihr so sauer machen werden. Die verbotene Frucht ist die lockendste. Und außerdem, wo blieben sonst die drei Bände des Romans?

Nöthig freilich ist es gerade nicht, daß sie just diesen erkieset. Die andern sind nicht minder hübsch und geistreich; sie besitzen überdem einen viel gediegenern Charakter als der Erwählte, und ein höheres Einkommen, und lieben zu dem allen die junge Dame, welche Emmy heißt

und Tochter der verwitweten Frau Forster ist, viel reiner und treuer als der wirkliche Liebhaber, der am Ende des ersten Bandes sich so weit vergißt, seine Geliebte moralisch zur Thür hinauszuwerfen. Dieser erste Liebhaber, Graf Arthur, ist ein seltsam wunderliches Wesen. Ist er ein Typus, oder ein Original? ist er der Repräsentant einer Gattung, oder steht er einzig in seiner Art da?

Das erstere soll er sein, für das zweite halte ich ihn. Von Natur ist er edel und geistig begabt. Anerzogene Vorurtheile haben seinen Charakter geschwächt, sind aber nicht im Stande gewesen, den guten Keim zu ersticken. So lebt er in einem beständigen innern Kampfe. Seine Vorurtheile binden ihm die Arme, welche seine bessere Natur gern zum thätigen Eingreifen in die Welt regen möchte. Seine Vorurtheile machen ihn taub gegen das Gebot der Liebe, welches in allen Menschen Brüder und Gleiche zu erkennen vorschreibt, und er denkt im stillen: wer nicht ein Graf ist, wie ich, der ist ein Lump. Seine Vorurtheile endlich verleiten ihn, das Mädchen, welches ihn vergöttert, von sich zu stoßen, obgleich er sie liebt, weil er sie für eine seines Namens und seiner Hand unwürdige — bürgerliche Jüdin hält. So weit der erste Band.

Ich machte eine Pause im Lesen und fragte mich: ist das möglich? Die Vorurtheile, ja. Es laufen heutzutage noch genug Grafen und Barone in der Welt herum, die sich für etwas Besseres halten als die bürgerliche Canaille, die lieber hungern, als sich der Arbeit unterziehen, welche ihrer Ansicht nach des Adels unwürdig ist, die vielleicht in ihrem Adelsstolze so weit gehen, eine reiche bürgerliche Partie mit Schmähungen von sich zu weisen. Aber wo die nichtsnutzigsten Vorurtheile so stark sind, da haben sie auch den Keim des Guten, wenn ein solcher je vorhanden war, erstickt, da ist von dem ganzen Kerl nichts übriggeblieben als Eitelkeit und Hochmuth.

O, es gibt genug Vorurtheile, die noch etwas Gutes übriglassen in dem, den sie erfaßt haben. Nur gerade nicht diese Vorurtheile, die Grimm seinen Helden haben läßt. Die Einbildung auf angeborene Titel, das Verschmähen der Thätigkeit, das Ignoriren einer ganzen Cultur und der ganzen Gegenwart — denn unsere schwindelnd hohe Cultur ist lediglich das Product der bürgerlichen Arbeit — ist der Beweis einer stumpfen, dunkeln Seele.

Im zweiten Bande kommt der Autor zu derselben Einsicht, und er beschreibt, wie diese ganz verblendete Handlungsweise seines Helden nur ein momentaner Irrthum war, aus dem er sich befreit, sobald er die verderblichen Folgen desselben einsieht.

Freilich, im Grunde bleibt es immer ein egoistisches Motiv, das ihn zur Einsicht bringt. Er kommt nicht durch eigene bessere Ueberzeugung dahin, sondern die eigennützigste Leidenschaft der Welt, die Geschlechtsliebe, erfaßt ihn und stößt ihn mit der Nase auf die Wahrheit. Der Verfasser und wir sehen hier ganz ab von dem andern kaum minder egoistischen Motiv, das den Grafen Arthur hätte eines Bessern belehren können, seiner Armuth: diesem Mittel, dessen sich die Vorsehung zu bedienen liebt, um den Junkern ihren Dünkel auszutreiben.

Graf Arthur ist wirklich arm, und vielleicht thaten wir ihm unrecht, wenn wir nur seinem aristokratischen Hochmuth zur Last legten, daß er die Bürgerliche nicht heirathen mochte. Grimm sagt es uns ja: Arthur ist zu stolz, sich mit dem Gelde eines Mädchens bereichern zu wollen — Emmy ist nämlich sehr reich —, er will nicht als „der Mann seiner Frau" erscheinen. Sind diese Beweggründe nicht edel, wenn auch thöricht? O ja. Nur trauen wir ihnen nicht recht, und daran ist der Autor selbst schuld. Läßt er nicht seinen Helden, außer von der Leidenschaft für Emmy, fast nur von jenen Standesvorurtheilen von Anfang bis zu Ende erfüllt sein? Kränkt es nicht diesen Grafen Arthur noch im dritten Bande, nachdem er Gott weiß was für traurige Erfahrungen gemacht, durch die ein Nilpferd klug werden müßte, daß man seinen Titel nicht respectirt? Und wir sollen an seine Uneigennützigkeit mehr glauben als an seinen Hochmuth?

Graf Arthur gelangt im zweiten Bande wenigstens einigermaßen zu der Einsicht, daß hinter dem Berge, vor dem er bisher gestanden, auch Leute wohnen, und daß er eigentlich in einer Art stillen Wahnsinns gelebt habe, wie Don Quixote, der Vater der Junker. Er wird nach Amerika geschickt und lernt die Neue Welt kennen, diese Welt der praktischen Thätigkeit. Man kann diese Welt nicht anschaulicher schildern als Grimm, der überhaupt ein Meister in der Schilderung ist. Er hat es bewährt in seinen Novellen, die dem Leser liebliche Gegenden vor das Auge zaubern, in deren Sonnenäther ideale Gestalten sich bewegen. Grimm schafft fast nur ideale Gestalten. Caricaturen will oder kann er nicht machen. Seine Menschen sind alle schön, graziös, nobel. Er geht darin so weit, daß er selbst ihre Fehler ihnen zur Zierde gereichen läßt. Sein Mann hat einen Buckel und übrigens Apollo-Glieder.

Ein solcher buckeliger Apollo ist Graf Arthur. Hier weicht der Autor von der Natur ab, die Natur macht auch zuweilen vollkommen Schönes; aber der kleinste Fleck, den sie auf ein Wesen drückt, verändert die ganze Gestalt desselben, und ein großer Mangel verunstaltet bis in die kleinsten Theile. Diesem Gesetze ist der Geist unterworfen wie der Körper.

Wir wollen dem Grafen seine guten, großen Eigenschaften lassen; wir haben genug Caricaturen, in der Kunst und in der Wirklichkeit. Aber raube diesen guten und großen Eigenschaften nicht die Kraft, so zu wirken, wie sie wirken müssen; laß sie im ersten gegebenen Momente den ganzen Plunder von Vorurtheilen, der sich durch Unglück in der jungen Seele eingenistet hatte, hinausfegen; laß diese tüchtige Natur zum Durchbruch kommen: so schaffst du einen glücklichen, in seiner Liebe und seiner Thätigkeit glücklichen Menschen, der wol noch manchmal Kummer haben wird, aber, bei Gott, nicht solchen wie ihn elende Standesvorurtheile bereiten. Und mehr noch, du schaffst einen wahren Menschen.

Etwas Aehnliches, wie gesagt, fühlt auch Grimm.

nd deshalb schickt er seinen Helden nach Amerika, unter em Vorwande, daß dieser seiner Geliebten in ihr Vater- and folge, der verstoßenen Geliebten, die er nicht lassen ann und die er aus Reue nicht anzureden wagt. Drüben ngekommen wird ihm das Ziel seiner Wünsche, Emmy, us den Augen gerückt. Er geräth durch günstigen Zu- all in das bewegte amerikanische Leben hinein, begeistert ich für dasselbe, erkennt seine Irrthümer und scheint öllig curirt, bis plötzlich ein unerwartetes Ereigniß ihm nd dem Leser klar macht, daß alles nur Täuschung war nd daß Graf Alexander immer noch der alte Junker ist.

Dieses unerwartete Ereigniß hängt innig zusammen it der eigentlichen Fabel des Romans, welche den großen ehler hat, daß sie weder ein Product der Charaktere ist, och einen bildenden Einfluß auf diese Charaktere, ja nicht nmal einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung r Handlung hat, sondern neben der Geschichte herläuft ie ein Stallpintscher neben den Pferden.

Der Roman selbst besteht vielmehr aus Schilderungen on Charakteren und Zuständen und aus prächtigen Bil- rn. Mit dem allen hat die Fabel nichts zu thun. Sie ist ein so werthloses, unwahrscheinliches, abgeschmacktes eschichtchen, wie nur je ein deutscher Romanschreiber usgesonnen hat. Schwäche an Erfindungskraft scheint berhaupt ein Mangel des deutschen Geistes zu sein.

Wozu diese Geschichte überhaupt? Soll der Mangel n Handlung im Romane damit gedeckt werden? Es geht gentlich trotz des vielen Hin- und Herreisens nichts vor, geht nicht vorwärts, man dreht sich wie Kinder auf nem Carrousel immer um den festen Punkt, den un- aren Charakter des Helden. Um Leben in den Roman bringen, bedient sich der Autor nun dieses verwitterten eschichtchens.

Hr. Forster, dessen vortreffliche Eigenschaften uns rch die Vortrefflichkeit seiner hinterlassenen Familie, eben ner Emmy, der Geliebten Arthur's, und deren Mutter, wie durch seinen guten Leumund garantirt werden, ver- bt sich in seiner noch unverehelichten Jugend in ein jönes, vornehmes Mädchen, ohne jedoch weitere Absich- n gegen dieselbe auszusprechen. Er nimmt naiverweise e sehr natürliche Koketterie des jungen Wesens für ein fenes Geständniß der Gegenliebe und ist sehr überrascht d empört, als er eines Tags, zurückkehrend von einer ngern Reise, erfährt, seine Angebetete sei mit einem rafen verheirathet. Forster beschließt infolge dessen, nach merika zu gehen.

Was aber ereignet sich am Tage vor seiner Abreise? r trifft zufällig die ehemalige Geliebte; sie bestellt ihn einem Rendezvous. Er kommt zu ihr. Sie gesteht, ß sie unglücklich sei mit ihrem jetzigen Manne, den zu hmen sie sich nur entschlossen, weil man Forster bei ihr rch eine gewisse Tante habe verleumden lassen. Man rtieft sich so in Gespräche. Es wird spät, da hört an Schritte. „Das ist dein Gatte!" ruft die eben er- ähnte giftige Tante hereinstürzend, packt den verblüfften orster am Arme und schiebt ihn ins dunkle Nebenzim- er, welches nothwendigerweise das Schlafgemach der Zofe ist. Diese wacht von dem Geräusch der herumtappenden Schritte auf, schreit, der Gemahl wird aufmerksam, tritt mit einem Lichte in das verhängnißvolle Nebengemach. Was geschieht? Statt einfach die Wahrheit zu sagen, wie Pamina in der „Zauberflöte", deutet die Tante an, der Herr habe wahrscheinlich ein zärtliches Tête-à-tête mit der im Bett liegenden Kammerjungfer gehabt. Diese wagt nicht zu widersprechen, ebenso wenig wie Hr. Forster und die Gräfin. Der erzürnte Ehegatte, in dem natürlich der schlimmste Verdacht aufsteigen konnte, ist so auf Kosten der Ehre des Kammermädchens beruhigt. Forster schleicht beschämt von dannen, gelangt nach Amerika und vermählt sich dort mit der nachherigen Mutter Emmy's, nachdem er ihr die eben skizzirte Begebenheit des Breitern mitgetheilt hat.

Diese Geschichte an und für sich ist wenig interessant, hat auch auf den Lauf der Begebenheiten im Roman weiter keinen Einfluß. Denn obwol der Held desselben, Arthur, der Sohn jener Gräfin ist und Emmy die Tochter des ehemaligen Anbeters derselben, obwol Emmy's Mutter einen noch dazu sehr unmotivirten Haß auf diesen wirft — weil er der Sohn der Frau ist, die ihren Mann nicht geliebt, die diesen Mann gekränkt hat, obwol ohne ihr Verschulden: so würde sich doch, wenigstens nach Herman Grimm's Erzählung, das Schicksal der beiden Verlobten, wenn das alles nicht vorhergegangen wäre, ebenso gestaltet haben, wie es sich gestaltet. Das sieht auch der Autor. Und um seiner pikanten Geschichte doch einiges Recht der Existenz in diesem Roman zu sichern, läßt er sie eine Folge haben, welche scheinbar bedeutend in das Leben Arthur's eingreift. Scheinbar, sage ich, wie man sogleich einsehen wird, sowie auch, daß sich der Autor diese ganze mühselige Erfindung hätte sparen können.

Die arme Zofe geht aus dem Hause des Grafen, ist sehr unglücklich, obwol sie es durchaus nicht nöthig hätte bei ihrem reinen Gewissen, und endlich findet sie einen Mann, der sie als Gattin nach Amerika führt, weil Europa nicht groß genug ist, um die Schande eines Kammermädchens zu verbergen.

Dieser gute Mann, der übrigens von der Unschuld seiner Frau überzeugt ist, hieß wahrscheinlich früher Schmidt, nennt aber in Amerika, als echter Deutscher, sich und seine Nachkommen Smith. In Polen würde er sich wahrscheinlich Schmidky genannt haben. Diese beiden Eheleutchen Smith sind insofern von Belang für die Entwickelung des Romans, als sie einen Sohn erzeugen, der später mit Arthur bekannt wird und denselben in das amerikanische Leben einführte. Nun, es gibt in Amerika so viele Mr. Smith, daß es nicht dieses kunstreichen Stammbaums bedurft hätte, um Arthur einen solchen in den Weg zu pflanzen. Aber die Nemesis! die Nemesis! die Würze des Romans! Mr. Smith hat ja nicht nur die Aufgabe, uns den Amerikaner comme il faut, den Gentleman zu präsentiren, sondern er soll eines Tags dem Grafen Arthur, nachdem dieser schon ganz von seiner Adelsidiosynkrasie hergestellt ist, das haarsträubende Verbrechen erzählen, welches einst an seiner, Smith's Mutter,

begangen worden ist, mit der ganz natürlichen Uebertreibung, daß der zu derselben ins Schlafzimmer geschobene Fremde nicht nur in einem platonischen Verhältniß zu der Gräfin gestanden habe, und daß der Sohn der Gräfin, wenn auch in der Ehe geboren und so nach dem bekannten Rechtsgrundsatz unbestreitbar Sohn des Grafen, doch sein Dasein dem geheimen Wirken jenes Unbekannten verdanke! Höchst seltsamerweise kennt Hr. Smith den Namen dieses gräflichen Verbrecherpaars nicht und hat keine Ahnung, daß er dem zweifelhaften Sohne desselben selbst diesen gigantischen Floh ins Ohr setzt und ihn vom Grafen zum gemeinen Bastard eines Unbekannten degradirt.

Wäre die Heilung durch amerikanische Luft radical gewesen, so hätte Arthur diese ganze Begebenheit als ein frivoles Skandalgeschichtchen ohne jede Bedeutung, wie sie zu Tausenden vorkommen, aufgefaßt, so wie jeder Leser sie auffassen wird: ein Geschichtchen, über das der Unbetheiligte kaum die Achseln zuckt, der Betheiligte höchstens ein paar Wochen verstimmt ist.

Aber Arthur wird vor Schreck zuerst lebensgefährlich krank und dann total umgestaltet in allen seinen Ansichten. Oder vielmehr er bildet sich das nur ein, denn eigentlich kehrt er nur wieder in den scheinbar gesunden Zustand zurück, in welchen vor jener Katastrophe das amerikanische Leben ihn versetzt hatte.

Ich will hier nicht untersuchen, ob irgendein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, so handeln und leiden würde wie Arthur, wenn ihm eine solche mysteriöse, schließlich auf einem albernen Geklatsch beruhende Geschichte über seine Herkunft mitgetheilt würde. Nicht einmal Arthur's Ehre vor der Welt ist compromittirt, und um diese äußere Ehre handelt es sich doch hier blos. Die innere Ehre, die man auch „gutes Gewissen" nennt, wird doch wahrlich von so einer mesquinen Fraubaserei im mindesten nicht geschädigt.

Aber Arthur ist einmal einer von den sonderbaren Käuzen, und wir wollen ihm meinetwegen diesen Flicken auf seiner Narrenjacke lassen. Nur davon müssen wir Notiz nehmen, daß diese Fabel hier in die Entwickelung der Charaktere und der Ereignisse eingreift, indem Arthur infolge der Smith'schen Offenbarung Amerika und seine Geliebte verläßt, um in Deutschland nach langem Geisteskampfe endlich gerade wieder das zu werden, was er in Amerika schon einmal geworden war: ein scheinbar von seiner fixen Idee geheilter Wahnsinniger.

Wozu also die ganze Geschichte? Vielleicht war sie das einzige Mittel, um wieder nach Berlin zu gelangen, wo der Roman begonnen hat. Was hätte auch aus Erwin werden sollen, dem Deus ex machina und Freunde Arthur's, dem officiellen Repräsentanten des vernünftigen, vorurtheilslosen Adels und ebenfalls Anbeter des Fräulein Emmy, wenn die Liebenden und mit ihnen der ganze Roman in Amerika geblieben wären? Als Arzt mit ausgedehnter Praxis hätte Erwin kaum Zeit gehabt, einen Ausflug nach Amerika zu machen, um etwa Brautführer bei der Hochzeit seiner Freunde zu werden. Und ferner, wie hätte der Autor sich die herrliche Gelegenheit entgehen lassen können, den preußisch-österreichischen Krieg von 1866 in seinen Roman zu verflechten? Brühwarm! „Aus der Zeit für die Zeit!" so heißt ja wol der Wahlspruch der modernen Romanschreiber. Schade, solche Zeitproducte sind wie die Brote. Solange sie warm sind, verdirbt man sich mit ihnen den Magen, und wenn sie altbacken sind, kann man sie nicht mehr genießen. Aber Abgang finden sie, wie frische Semmel!

Also herbei, ihr Helden, Thaten und Ereignisse der Zeit, herbei, ihr blutgedüngten Felder von Königgrätz und Sadowa, herbei, ihr Sterbenden und Verstümmelten, herbei, ihr barmherzigen Samariter und Johanniter, herbei, du Heldenkönig an der Spitze deiner siegreichen Truppen! Ich mache ein Kapitel aus euch, ein Kapitel, um dessen willen allein ganz Deutschland meinen Roman verschlingen muß! Natürlich zieht Arthur mit in den Krieg, und wenn er mit dem Leben davonkommt, so verdankt er das lediglich dem Umstande, daß Grimm noch seinen dritten Band füllen mußte. Die Verwundung thut nichts, die ist im Gegentheil sehr nützlich, da Arthur auf diese Weise Gelegenheit findet, in ein gräfliches Schloß zu kommen und dort zu beweisen, daß er im Herzen immer noch der alte Junker ist. Denn wenn auch der Kampf in Reih und Glied ihn scheinbar nun vollständig mit der Menschheit und dem naturgemäß solidarisch demokratischen Wirken derselben ausgesöhnt hat, so bleibt er doch seiner Natur heimlich getreu. Auch tritt nach der großen politischen Katastrophe eine solche Abspannung ein, daß kein Mensch Muth und Lust hat, etwas Neues anzufangen. Niemand weiß, was nun werden soll, und Arthur, angesteckt von der allgemeinen Rathlosigkeit, kein erstrebenswerthes Ziel vor Augen sehend, fällt wieder in die alte Lethargie zurück.

Unter uns gesagt, ich glaube nicht, daß trotz des ungeheuern Kraftaufwandes im Jahre 1866 alle Menschen in Deutschland die Arme sinken lassen und rathlos in eine ungewisse Zukunft starren. Wenn auch der Körper des Staats, das Volk, müde war, vielleicht noch ist, so vermuthe ich doch im Gehirn des Staats noch ein mächtiges Arbeiten, ein durchdachtes, energisches Vorbereiten dessen, was zu thun ist. Ich glaube, daß, wenn Arthur etwas mehr politischen Scharfblick gehabt hätte, als Herman Grimm ihm zuertheilt, er würde nicht seine Begeisterung so haben verrauchen lassen wie ein gemeiner Soldat, dessen Feuer eben nur vom Pulverdampfe und vom Siege genährt wurde, oder wie ein befrackter Handwerker, der beim Einzuge der Truppen in Berlin Hurrah schrie und Schnaps dazu trank. Wenn Arthur jene höhere Begeisterung gehabt hätte, jene wahre Vaterlandsliebe oder meinetwegen jene Liebe für das Vollbringen des Großen, die ein Menschenleben lang aushält und zu immer neuem Denken und Thun treibt, so würde er in den Ereignissen von 1866 den Keim entdeckt haben, welcher unter der Pflege der edelsten Geister emporwachsend einst als starker Baum unsere Enkel beschatten wird. Und freudig würde er sich am großen Werke betheiligt haben.

Aber stiefväterlich ausgerüstet mit Charakter und Er-

enntnißkraft taumelt er auf der bequemen, endlosen Heerstraße der Mittelmäßigkeit weiter, wie ein Vagabund, dem es nicht darauf ankommt, wohin er gelangt, sondern nur, daß er sein elendes Leben unterwegs so gut als möglich friste. Ich weiß nicht, und der Verfasser wußte es vermuthlich auch nicht, was aus Arthur am Ende geworden wäre, wenn nicht ein glücklicher Zufall die Dinge plötzlich zu einer Art von Entscheidung gebracht hätte.

Dieser glückliche Zufall, eigentlich eine Kette von losen zusammenhängenden Zufällchen, hebt damit an, daß es Emmy Forster in Amerika einfällt, sie könne nun nicht länger ohne Arthur leben; daß sie infolge dessen sich und ihre Mutter und Hrn. Smith aufs Schiff setzt, nach Europa fährt und eines Abends bei Arthur eintritt. Die Sache ist jetzt so gut wie abgemacht. Nächstens ist Hochzeit.

Warum fiel es Emmy denn nicht ein, so energisch zu handeln, als Arthur noch in Amerika sehnsüchtig um sie herumschlich? Sie liebte ihn damals schon ebenso stark als jetzt und hätte es bequemer gehabt, mit ihm anzubändeln. Und daß sie im Nothfall sich um ihre Mama nicht kümmere, hat sie soeben bewiesen; auch sehen wir, daß Frau Forster nicht so schlimm ist, als sie sich stellte.

So ist der ganze Roman ein Gewebe von Zufällen. Keine einzige der Katastrophen wächst organisch aus dem Ganzen heraus, alle führt der Zufall herbei. Zufall ist es, daß Arthur im ersten Bande den Baron trifft, dessen Geschwätz ihn so toll macht, daß er seine Geliebte von sich stößt. In Parenthese bemerkt, in Bezug auf diesen Baron hat der Autor auch ein böses Gewissen, und darum ist der Unheilstifter doch nicht ganz aus heiterm Himmel in den Roman hereingeschneit sei, läßt ihn Grimm im dritten Bande durch einen womöglich noch ungeschicktern Zufall noch einmal zum Vorschein kommen. Zufall ist es, daß Smith seine alberne Familiengeschichte erzählt gerade in dem Augenblicke, wo alles auf dem besten Wege war. Zufall ist es, daß Emmy nach Deutschland zurückkehrt. Und nun, heiliger Zufall, hilf mir einen Schluß machen mit Knalleffect! Alles, was ich mit meiner Kunst vermochte, war, die Liebenden so lange auseinanderzuhalten, daß ich in der Zwischenzeit drei Bände vollschreiben konnte. Nun haben sie sich doch erreicht, nun könnten sie glücklich werden wie ganz gewöhnliche Menschen. Nichts steht ihrer völligen Vereinigung mehr im Wege. Wie ich auch suche in den Köpfen meiner Personen, nirgends finde ich einen Widerhaken, an dem ich ein quod non anbringen könnte. Er will, sie will, die Mutter will, Erwin's weiße Kravatte liegt schon in Bereitschaft, Gott selbst will; denn was hätte er, der Allbarmherzige, dagegen, daß zwei gute Menschen, die viel füreinander gelitten, sich endlich vereinigen, sei es auch nur auf eine Stunde, da doch so gar kein Grund vorhanden ist, daß sie sich nicht vereinigten. Aber sie sollen nicht; es wäre zu gewöhnlich, zu gewöhnlich; sie sollen nicht! Ich will's nicht, sage Herman Grimm! Samiel Zufall, komm mir zu Hülfe! Hilf mir die Freikugel gießen, mit der ich meinen Helden aus der Welt befördere, sonst stirbt er am Ende gar nicht, und wird glücklich, und bekommt Kinder, und ich muß weiter schreiben, Band auf Band, und ich bin doch gerade mit meiner Erfindungskraft fertig!

Samiel kommt und bläst dem Autor folgende Erfindung ein, die an Geschmacklosigkeit die vorhergehenden Erfindungen im Roman noch um ein Bedeutendes übertrifft.

Graf Arthur macht nämlich die Entdeckung, daß er einen Bruder habe, der ein unehelicher Sohn von Arthur's Vater ist. Dieser entfernte Bruder lebt auf einem Gute bei Berlin, das früher der Familie gehört hat; lebt dort in der fixen Idee, er sei der eigentliche Erbe des Namens und Vermögens seines angeblichen Vaters und Arthur habe ihn der Erbschaft beraubt.

Dieses Gut kauft Frau Forster, um es ihren Kindern zum Hochzeitsgeschenk zu machen. Der erwähnte Bastard glaubt, man wolle ihn nun auch von seiner letzten Zufluchtsstätte vertreiben, der langgehegte Haß gegen seinen Bruder gewinnt dadurch neue Nahrung; es bietet sich eine günstige Gelegenheit, welche herbeizuführen Herman Grimm wieder eine Reihe von kindischen Zufällen spielen läßt; denn eigentlich war schon alles gut, eigentlich will der Bastard seinem Bruder gerührt um den Hals fallen u. s. w. Aber im Augenblicke, in dem er diesen löblichen Entschluß ausführen will, vernimmt er von seinem Verstecke aus ein Wort Arthur's, das ihn wieder toll vor Wuth macht, und er schießt Arthur nieder.

Hamlet sagt: „Es waltet eine gewisse Vorsehung über dem Falle eines Sperlings." Aber bei diesem Brudermord hatte diese Vorsehung ihr Antlitz abgewendet und ihr Regiment der blinden Willkür abgetreten. Beim Knall dieses Schusses, Hr. Grimm, fällt Ihr ganzes Kartenhaus von Roman über den Haufen. Meinetwegen, es sei ein Nothnagel, an dem der Held aufgehängt wird, weil man sonst nichts mit ihm anzufangen wußte. Aber warum machen Sie bei Gelegenheit dieser Erfindung aus reinem Uebermuth auch noch so einen kolossalen Verstoß gegen das A-b-c der Dichtkunst, den ich nur anzuführen brauche, um alle Kenner in Aufruhr zu setzen? Warum theilen Sie dem Leser im Vertrauen mit, daß der angebliche Bruder des Grafen Arthur eigentlich nur sein Vetter ist, der Sohn des unehelichen Bruders von Arthur's Vater? Und von dieser unendlich wichtigen Entdeckung nimmt auch nicht eine der im Romane vorkommenden Personen Notiz, sie hat auch nicht den geringsten Einfluß und ist nur ein Privatvergnügen, welches Sie dem Leser machen! Jedem Menschen aber, der etwas von der Composition eines Romans versteht, ist dieser Verstoß so unangenehm, daß er blos um seinetwillen den ganzen Roman verdammen würde.

Arthur todt; Emmy natürlich hinsiechend — oder vielmehr unnatürlich hinsiechend, denn nur in schlechten Romanen ist es natürlich, daß Bräute den Tod ihres Bräutigams nicht überleben können. Ja, Hr. Grimm, nur in schlechten Romanen! Und wenn Sie sich auf Romeo und Julia berufen, so irren Sie sich. Der große Shakspeare gibt seiner Julia Gift, weil er wohl weiß, daß

ein junges, gesundes Mädchen zu viel Lebenskraft in sich hat, um einen solchen Seelenschmerz nicht ertragen zu können.

Der Mensch kann vergessen, Gott sei Dank! namentlich wenn er eine junge, urgesunde Amerikanerin ist wie Emmy Forster, die alles hat, was sie braucht, um glücklich zu sein. Sie konnte allenfalls ins Wasser springen; aber an der Schwindsucht sterben? Sie hätten wenigstens schon im Anfange andeuten müssen, daß Emmy tuberkulös sei.

Doch freuen wir uns, daß sie todt sind! Diese beiden Romanfiguren fingen an langweilig zu werden mit ihrem ewigen Wollen und Nichtkönnen. Dieser Graf Arthur erinnerte mich immer an die Anekdote von dem Statisten, der einen Löwen geben sollte. Als der Unglückliche nach seinem Stichworte auf die Bühne springen will, stellt sich heraus, daß man ihm aus Versehen den Schwanz angenagelt hat.

Doch erlauben Sie, daß ich noch einen Augenblick von diesem höchst unerwarteten Abschlusse des Romans spreche, der nur das Gute hat, daß er ein Abschluß ist; wie man selbst einen unausstehlichen Gast liebenswürdig findet, wenn er sich erhebt und zum Hute greift.

Mit diesem Schlusse übergeben Sie sich, Ihre Personen und den Leser der baaren Verzweiflung, dem Spiele des blinden Zufalls, der uns zermalmt, wenn endlich alle Bedingungen zum Glücklichwerden erfüllt sind. Sie und Ihre Kunst gehen hier zu Grunde an jenen in der That unüberwindlichen Mächten, gegen welche „selbst Götter vergebens kämpfen".

Statt einer vernünftigen Lösung der aufgeworfenen Fragen, stopfen Sie den ungeduldig auf Ihren Orakelspruch Harrenden „die Mäuler mit einer Hand voll Erde". Und so erreichen Sie mit Ihrem Romane gerade das Gegentheil von dem, was ein Kunstwerk erreichen soll. Es hilft Ihnen nichts, daß Sie uns durch den fabelhaften Traum Emmy's auf den Himmel verweisen. Die Kunst rechnet nicht mit dem Jenseits, sie hat es mit dem Leben allein zu thun:

> Aus dieser Erde quellen meine Freuden,
> Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
> Kannst du mich erst von ihnen scheiden,
> So mag, was will und kann, geschehn.
> Danach will ich nicht weiter fragen,
> Ob man auch drüben haßt und liebt,
> Und ob es auch in jenen Sphären
> Ein Oben und ein Unten gibt.

Die Kunst hat die Nothwendigkeit, die ewig waltende göttliche Nothwendigkeit in dem Seienden aufzuweisen. Und das erreicht sie, indem sie uns die Welt verstehen lehrt aus dem klaren Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Wo Unglück ist, muß eine Schuld gewahrt werden. Das ist der Trost, der einzige, der aus dem wahrhaft tragischen Ende von selbst hervorquillt.

Das Ende Ihrer Helden ist aber nicht tragisch, es ist nur trübselig. Ihre Helden gehen nicht zu Grunde durch eigene Schuld, sondern ein plumper Zufall fällt ihnen auf die Köpfe; sie hätten ebenso gut vom Blitze erschlagen werden können oder in einen Brunnen fallen.

Ein besserer Schluß war aber für diesen Roman nicht zu finden, denn er ist verfehlt von Anfang an, weil er etwas Unmögliches erstrebt. Er will ein Menschenleben, einen Menschengeist, den Mikrokosmos erklären aus socialen Verhältnissen, d. h. aus den Modenarrheiten der Welt, aus dem, was immer und ewig nur Nebensache bleiben wird. Ueber diese kann man lachen, aus ihnen kann man eine Komödie machen, allenfalls einen komischen Roman, nie etwas Tragisches und im eminenten Sinne Wahres!

In die Tiefen des Menschengeistes wagt man sich nur mit der Fackel der Philosophie. Das Oellämpchen der socialen Beobachtung macht die Dunkelheit in den ungeheuern Räumen der Seele nur noch dunkler. Träume von Standesehre geben noch keinen Charakter, Beschreibung gesellschaftlicher Umwälzungen liefern noch keine Seelengemälde. Das Wesen des Geistes ist stetig und ewig. Und nur mit dem Geiste hat es der Dichter zu thun. Aber um die menschliche Seele zum Tode heranreifen zu lassen, muß man sie in ihrer unveränderlichen, göttlichen Wesenheit erkannt haben. *)

Das Werk Grimm's gibt vielen Stoff zum Denken. Leider ist es mir nur vergönnt, einen Bruchtheil von dem niederzuschreiben, was dieser Roman mir an Ideen geweckt hat. Ich muß den Tadel beschränken und das Lob verschweigen; doch für das letztere sorgt die Welt, welche die „Unüberwindlichen Mächte" mit Beifall aufgenommen hat!

Hans Marbach.

Friedrich Thiersch.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Der zweite Band von „Friedrich Thiersch's Leben" ist im ganzen weniger einseitig biographisch, sondern mehr geschichtlich-politisch; er führt den Leser vorzugsweise in die öffentliche Thätigkeit ein, welcher sich Thiersch nach 1830 widmete und durch welche er in verschiedenen Zeiten und Beziehungen eine hervorragende politische Rolle spielte, die zugleich von nicht blos vorübergehenden geschichtlichen Folgen begleitet war. Die diesfallsigen Mittheilungen des Herausgebers, sowie die zahlreichen Briefe von und an Thiersch erlangen dadurch an und für sich um so größeres Interesse und eine besondere geschichtliche Bedeutung.

Den wichtigsten Abschnitt dieses zweiten Bandes bildet die Schilderung der griechischen Dinge. Der Herausgeber bemerkt darüber in der Vorrede, daß ihm diese Schilderung „ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte der großen rückgängigen Bewegung zu sein scheine, unter der die Völker in den dreißiger und vierziger Jahren gelitten haben", und jedenfalls muß man ihm recht geben.

*) Der geschätzte Referent geht hier noch auf die Form des Kunstwerks, namentlich auf den Stil ein, und obgleich er zugibt, daß Herman Grimm einen besseren Stil schreibt als sehr viele andere Romanschriftsteller, hält er ihm doch ein langes Register stilistischer Sünden vor. Der Raum verbietet uns leider, dasselbe mitzutheilen, um so mehr als es sich ohne Schwierigkeiten vermehren ließe, da z. B. die Art, wie Grimm die überflüssigen Inversionen häuft, etwas widerwärtig Geziertes hat. „Was dürfte er uns bieten dagegen?" „Was mag sie ihr gegeben haben einmal?" und derartige Wendungen finden sich auf jeder Seite. D. Red.

enn er der Meinung ist, daß seine Mittheilungen hin-eichendes Licht über die griechische Frage verbreiten, „um uch die Gegenwart verständlich zu machen und eine ge-echte Würdigung des Charakters der Griechen zu be-ründen". Schlimm freilich, daß man trotz aller Auf-ärungen und Erfahrungen die rechte Verständigung nicht it gewinnen können, und daß besonders in unserer ma-riell gesinnten Zeit und bei dem maßlosen Individua-smus der Menschen die wahre Gerechtigkeit nicht jeder-anns Sache ist, um mit ihr und durch sie gewisse Vor-itheile und die herrschende Gleichgültigkeit zu überwin-n und der offenbaren Unkenntniß zu steuern.

Der Mittelpunkt der Darstellung der griechischen inge in diesem zweiten Bande ist zunächst die Reise n Thiersch nach Griechenland im Jahre 1831 und sein rtiger Aufenthalt vom September 1831 bis August 332. Die Darstellung dieser Reise, in Verbindung mit n zahlreichen Briefen von und an Thiersch und seinen erichten aus Griechenland, bildet zugleich den Haupt-halt des ganzen Bandes. Namentlich hat es der erausgeber mit Recht für unerlaßlich erachtet, damit die arstellung überzeugend und erschöpfend sei, die Berichte n Thiersch aus Griechenland „ohne alle Abkürzung" fzunehmen. Dies gilt besonders von seinen Berichten König Ludwig aus der Zeit vom 25. Januar 1832 Ende August 1832. Die vorliegende Behandlung griechischen Dinge aus jener Zeit, wobei der Heraus-ber noch über das Jahr 1831 zurückgeht und die ihern Lebensverhältnisse des damaligen Präsidenten Ka-distrias hereinzieht, um „die Bedeutung des Mannes vergegenwärtigen", umfaßt den elften und zwölften schnitt des vorliegenden Bandes, und dazu gehören Briefe und Berichte. Außerdem werden im dreizehnten pitel die Beziehungen von Thiersch zur griechischen gentschaft und zur Regierung des Königs Otto behan-t, die ebenfalls durch einzelne Briefe theils von Thiersch, ils an ihn, auch aus Griechenland selbst und zum eil von Mitgliedern jener Regentschaft und Regierung, e weitere Ausführung erhalten, und unter denen be-ders den zehn Briefen v. Rudhart's aus der Zeit n Februar 1837 bis März 1838 für Beurtheilung griechischen Frage und des Charakters des griechischen lks besonderer Werth beigemessen werden muß. Nur ß man auch hier zwischen den Zeilen zu lesen verstehen.

Die einleitenden Ausführungen des Herausgebers be-deln namentlich die Verwaltung des Präsidenten Ka-distrias in Griechenland von 1828—31. Wir halten Darstellung, auch in Bezug auf ihn selbst und auf en Charakter, aus dem psychologisch-historischen Stand-kte für gerechtfertigt. Sie schließt sich an die Briefe Thiersch selbst an, auf denen sie beruht. Sie ist ng, aber unparteiisch gerecht, und sie erkennt auch die en und großen Eigenschaften Kapodistrias' an und setzt Wesen und die Verwaltung des zum Theil unerklär-en, jedenfalls aber verblendeten und doppelt unglücklichen annes in das gehörige Licht: doppelt unglücklich, weil von andern getäuscht worden und sich hat täuschen lassen, indem er mit vorgefaßten Meinungen und einem halbfertigen Systeme nach Griechenland gekommen. Gerade hier geben die einzelnen Briefe von Thiersch die weiter ausführenden Commentare und aufklärenden Auf-schlüsse, da sie unmittelbar in die Begebenheiten und die Katastrophe selbst hineinführen, die der Verwaltung des Kapodistrias ein gewaltsames Ziel setzte. Allerdings wissen wir, daß namentlich Griechen gegen die Be-urtheilung und Verurtheilung des Kapodistrias durch Thiersch vielfach sich erklärt haben und daß sie die-sen als getäuscht darstellen; aber es ist wenigstens ge-wiß und unzweifelhaft, daß Thiersch, der früher selbst „durch die guten Seiten des Mannes getäuscht, dann aber im Lande selbst als Augen- und Ohrenzeuge dieser heillosen Wirthschaft" enttäuscht worden, Kapodistrias nur nach den Thatsachen beurtheilt hat. Seine Briefe, die über die Katastrophe des Präsidenten und seiner Partei nach dessen Ermordung (am 9. October 1831) vollständiges Licht verbreiten, beruhen auf umfassender Kenntniß der Personen und Thatsachen jener Zeit, und geben zugleich über die eigene persönliche Stellung genügenden Aufschluß, die Thiersch gleich anfangs zu den Parteien im Lande einnahm. Er konnte sich dabei für seine Per-son um so eher zurechtfinden, nachdem er „den dortigen verwickelten Verhältnissen bis auf den Grund gesehen" und von vornherein erkannt hatte, daß der Zustand des Landes, bei der unhaltbaren Lage des Präsidenten und der Unmöglichkeit einer friedlichen Ausgleichung, „einer schlimmen Katastrophe nothwendig entgegeneile". Diese Stellung zwischen den Parteien, in welcher Thiersch nur den Interessen und Zwecken der nationalen Partei diente, be-rechtigte und befähigte ihn nachher um so mehr zum Berufe eines Friedenstifters, den er nach der Ermor-dung des Präsidenten übernahm und erfolgreich aus-führte. Was er hierbei gethan, muß ihm um so höher als Verdienst angerechnet werden, und setzt seinen er-leuchteten und entschiedenen Philhellenismus, sowie die Klarheit seines Geistes, die Kraft seines Willens und Charakters in ein um so helleres Licht, als er dort auf einem wahrhaft vulkanischen Boden stand und gegen Lei-denschaften, Bosheit und geheime Künste, sowie gegen den Trug alter Bösewichter kämpfen mußte. Aber er that, was er zur Beruhigung eines von ihm als „gut und tüchtig erkannten Volks" und für die Sache der Zukunft des Landes that, als ein ganzer Mann, mit weiser Klugheit, mit Aufrichtigkeit und Beharrlichkeit, mit rastloser, vielseitiger und aufopfernder Thätigkeit, wenn-schon mit größter Gefahr für sich selbst, die sogar noch auf der Rückreise in Korfu sein Leben bedrohte. Er rettete da-bei, von dem Vertrauen und der Liebe der Griechen un-terstützt, durch Verständigung und Beschwichtigung der Leidenschaften das Land und das Volk vor den Gefahren des Bürgerkriegs.

Auch mit der fremden Diplomatie, die sich, sowie früher und später, auch damals zu ihren Zwecken der Parteien in Griechenland zu bedienen verstand, mußte dabei sein entschiedener Philhellenismus zusammenstoßen,

wie dies auch in verschiedenen Richtungen vielfach der Fall gewesen und damals in Griechenland namentlich mit der russischen und englischen Diplomatie und Politik geschah. „Es war", schreibt er einmal nach seiner Rückkehr an Friedrich Jacobs, „nichts Kleines, die russische Partei dort zu sprengen durch den Angriff auf ihren Mittelpunkt. Ich habe dabei allerdings gewagt, aber auch berechnet, bin vor keiner Folge zurückgewichen und zuletzt nur durch Betrug der Diplomaten gelähmt worden." Denn nachdem Thiersch damals die Revolution zum Schluß zu bringen und den drohenden Bürgerkrieg in seinem Ausbruche selbst zu beschwichtigen gewußt hatte, verdarb die Unentschiedenheit und Saumseligkeit der Diplomatie auch hier wieder alles und stellte alles in Frage. Aehnliches freilich ist Thiersch auch nachmals noch in seinem Verhältnisse zur griechischen Frage und zwar sogar von einer Seite widerfahren, von der er es am wenigsten erwarten konnte.

Nach der Katastrophe der kapodistrianischen Partei gewinnen die Briefe von Thiersch, namentlich die Berichte an König Ludwig, ein besonderes politisches Interesse, insofern sie sich auf die Wahl des Prinzen Otto von Baiern zum Könige von Griechenland beziehen. Sie haben und behalten auch unter veränderten Umständen ihre hohe historisch-politische Wichtigkeit und ehren die Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe und Verstandesklarheit ihres Verfassers. Sie sind in diesem Betracht unschätzbare Beiträge zu seiner Charakteristik, aber freilich auch andererseits fast ebenso viele lautredende Zeugnisse für die Unklarheit und Schwäche einer unentschiedenen und saumseligen Politik. Der Herausgeber läßt es hierüber in seinen geschichtlichen Einleitungen an den nöthigen Andeutungen und Aufschlüssen nicht fehlen, und wenn er auch hierbei hin und wieder manches hereinzieht, was weniger dem biographischen Zwecke des Buchs entspricht (was übrigens auch sonst wol der Fall ist), so wird es doch kein unbefangener Leser dem Sohne zum Vorwurfe machen wollen, daß er zur Ehrenrettung seines Vaters auch vielfach apologetische Zwecke verfolgt. Mit Recht benutzt er vielmehr jede Veranlassung, zu dessen Gunsten ebenso theils die einseitigen und befangenen Urtheile des bekannten Engländers Finlay in Athen, der seinen Haß gegen den Philhellenen Friedrich Thiersch gleichsam verewigt und bis in die neueste Zeit als Correspondent der „Times" in seinen gehässigen und spottenden Berichten zum Nachtheile der Griechen verlautbart hat, theils die anderer, als namentlich gegenüber der bairischen Regentschaft die falschen Urtheile, Beschuldigungen, Angriffe und Rücksichtslosigkeiten, welche die Person selbst betreffen, entschieden zurück- und zurechtzuweisen. Dafür, daß der Herausgeber im Hinblick auf das Beispiel seines Vaters das herrschende Vorurtheil gegen deutsche Professoren zurückweist, als ob sie nämlich „unfähig zur Führung öffentlicher Angelegenheiten seien", mögen sich diese bei ihm selbst bedanken.

Auch manche Briefe und andere Schriften, z. B. die fünf Schreiben von Thiersch an die drei Residenten in Nauplia, nebst einer Antwort derselben, haben weniger ein biographisches als ein historisch-politisches Interesse, und durften um so eher hier wegbleiben, als sie in dem Buche von Thiersch: „De l'état actuel de la Grèce", bereits mitgetheilt worden. Aber freilich hat sich das politische Element in diese ganze griechische Reise in einer Weise eingedrängt, daß dasselbe sogar manche Briefe von Thiersch an seine Frau fast ganz und gar ausfüllt. Gleichwol war sein Aufenthalt in Griechenland im ganzen keineswegs von diesem politischen Interesse allein beherrscht, vielmehr wandte sich Thiersch dort auch andern Interessen mit besonderm Eifer zu.

Die Erhebung des Prinzen Otto von Baiern zum König von Griechenland spielt in dem vorliegenden zweiten Bande eine besonders hervorragende Rolle. Indeß thut man gut, die Sache, die mit ihrer Entwickelung, sowie mit ihrer Verwickelung und ihrem traurigen Ausgange als ein abgeschlossenes Ganzes der Geschichte anheimgefallen ist, hier nicht weiter eingehend zu verfolgen. Sie bildet ein verhängnißvolles Blatt in der Geschichte der politischen Wiedergeburt Griechenlands, und man muß hier manches lesen, was geradezu unglaublich klingt. Es werden gewisse Geheimnisse und Intriguen des Hoflebens enthüllt, deren nachtheilige Folgen nicht ausblieben. Es handelt sich hierbei um ebenso ungerechtfertigte als unerklärliche Einwirkungen, die es bis zu einem „räthselhaften frostigen Schweigen" selbst derer brachten (vgl. die Aussprüche von Jacobs, S. 404 und 413), die vor allen Dingen weise und entschieden zu handeln Beruf und Pflicht hatten. Nach den hier gegebenen Aufschlüssen kann daher auch der nachmalige Ausgang der bairischen Regentschaft niemand räthselhaft erscheinen, und Thiersch selbst konnte diesen Ausgang voraussehen. Er beobachtete die Thätigkeit der Regentschaft auch aus der Ferne mit dem regsten Interesse und richtete auch auf diesen Gegenstand seine eigene publicistische Thätigkeit, wofür ihm damals noch die augsburger „Allgemeine Zeitung" offen zu Gebote stand, indem er gegen das in Griechenland eingeführte System schrieb. Da er selbst eine Geschichte der bairischen Regentschaft nicht schreiben konnte, wie er beabsichtigte, so müssen die Beiträge zu einer solchen Geschichte, die sich in den vorliegenden Briefen finden, einigen Ersatz dafür gewähren. Sie sind um so werthvoller, als die nachfolgenden Ereignisse bis zum October 1862 manche Urtheile bestätigen und über manches aus der Zeit von 1833—62 aufklären.

Auch sonst war Thiersch, nachdem er von seiner Reise aus Griechenland zurückgekehrt war, die ihn übrigens nach seinem eigenen Ausspruch „um zehn Jahre jünger gemacht hatte", schriftstellerisch besonders thätig für die griechische Sache, und zwar zunächst durch sein obenerwähntes Buch: „De l'état actuel de la Grèce", in dem er den Schatz seiner Erfahrungen und Beobachtungen über Griechenland niederlegte und diese zur Wiederherstellung desselben verwerthete. Das Buch selbst hatte jedoch keinen praktischen Nutzen, weil man fortwährend eine unpraktische und ungesunde Politik trieb, die den Zuständen und Verhältnissen, den Bedürfnissen und Interessen des Landes

und Volks nicht entsprach, ihnen vielmehr zum Theil geradezu widerstrebte, nach dem treffenden Urtheil des Admirals Miaulis über die Regentschaft: „Sie schneiden für unser Vaterland den Rock zu, ohne das Maß genommen zu haben" (S. 358). Daß das Buch auch außerdem wegen der darin enthaltenen Darstellung des Regierungssystems des Präsidenten Kapodistrias von mancher Seite, namentlich von Parteianhängern desselben vielfach und mit Leidenschaftlichkeit angegriffen ward, kann wenigstens nicht als eine Beeinträchtigung seines historischen Werths angesehen werden.

Das innige Interesse für Griechenland bethätigte Thiersch, während er im Lande selbst war, auch dadurch, daß er, wie sich dies schon aus dem oben Bemerkten ergibt, theils das Volk nach seinen Sitten, Ansichten und Wünschen, sowie nach seinem eigensten Wesen und Charakter, theils das Land nach seinen Eigenthümlichkeiten sorgsam studirte. Er erklärte sich dabei nach den unmittelbaren Eindrücken und Erfahrungen, die er unter den verschiedensten Verhältnissen und bei seinen persönlichen Beziehungen zu den einzelnen Personen aus dem Volke selbst gewann, für die Ehrenrettung desselben, die er offen aussprach, indem er es im allgemeinen als „eins der besten und als leicht zu leiten" bezeichnete. Seine Briefe aus Griechenland enthalten in dieser Hinsicht zugleich vielfache Winke zu einer verständigen und wohlwollenden Behandlung und politischen Führung desselben, sowie werthvolle Aufschlüsse zur richtigen Beurtheilung des trotz mancher Nationalfehler doch „guten und ganz verkannten Volks". Daß er außerdem auch die Topographie des Landes und die Erinnerungen der Vorzeit studirte, dabei geographische und archäologische Beobachtungen und Entdeckungen machte, ist selbstverständlich. Die sieben Ausflüge, die Thiersch von Nauplia aus nach verschiedenen Theilen des Landes unternahm, geben ihm zu den anziehendsten Naturschilderungen und Reiseskizzen Veranlassung, und sie gewähren auch dem gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Leser eine ebenso angenehme wie lehrreiche Beschäftigung. Die hier mitgetheilten Briefe können als ein dürftiger Ersatz für das nicht erschienene Reisewerk gelten, das „ein Hauptwerk seines Lebens hätte werden sollen".

Eine zweite kurze Reise nach Griechenland machte Thiersch im Jahre 1852, deren jedoch in dem vorliegenden Buche nur kurz gedacht wird und von welcher auch nur drei, wennschon vielfach interessante Briefe mitgetheilt werden, die freilich über die öffentlichen Angelegenheiten wenig tröstlich lauten. Die gesammte Verwaltung war seit der Vertreibung der Deutschen aus dem Staatsdienst (im Jahre 1843) mehr und mehr entartet, obgleich Thiersch selbst die Erfahrung machen konnte, daß die unverwüstliche Lebenskraft der griechischen Nation auch unter nicht günstigen Verhältnissen sich bewährt habe. An und für sich hatte er die griechische Sache schon seit 1840 als „eine abgeschlossene für ihn" angesehen, und er hatte alle Hoffnungen auf sie aufgegeben, obschon sie auch später noch einem Interesse bisweilen nahe trat. Was ihm diese Sache gegolten und gewesen; was er für sie gethan und erstrebt; was er für sie in ihrer falschen, ebenso unverständigen als unklaren und unentschiedenen, gehässigen und feindseligen Behandlung durch die große und kleine Politik der Regierungen und der Höfe gelitten: darüber gibt das vorliegende „Leben" nebst den mitgetheilten Briefen den unzweideutigsten und genügendsten Aufschluß. Es ist in dieser beschränkenden Beziehung ein Vermächtniß, das sein gesinnungsvoller Philhellenismus für Griechenland und für die Griechen, sowie für alle diejenigen hinterlassen hat, die an Griechenland und an Thiersch ein lebhaftes Interesse nehmen. Man könnte es wol auch als ein Denkmal seines Philhellenismus ansehen, das er sich selbst gesetzt hat.

Der übrige Inhalt des Buchs betrifft zunächst die bairischen Beziehungen von Thiersch und die innere Geschichte Baierns von 1830—60. Besonders ist hier aus der Zeit vor 1848 seine erfolgreiche Wirksamkeit für das Unterrichtswesen unter dem Ministerium Wallerstein (1832 fg.), sowie seine nachmalige entschiedene Opposition gegen das Ministerium Abel (Ende 1837 bis Anfang 1847), der sich die Aufgabe gestellt hatte, den paritätischen Staat Baiern „wieder zu katholisiren" indem er die Erhebung des Katholicismus beabsichtigte, hervorzuheben. Thiersch bewährte auch hierbei die Klarheit seines Geistes, die Entschiedenheit seines Willens und die Festigkeit seines Charakters. Der Herausgeber setzt nicht blos als Biograph, sondern auch als Geschichtschreiber den Gang der Ereignisse und die Lage der Verhältnisse zum Zweck der richtigen Beurtheilung jener persönlichen Thätigkeit von Thiersch ausführlich und mit lobenswerther Offenheit auseinander, und ebenso schildert er den Charakter der Parteien treu und ohne Furcht vor den Menschen. Thiersch selbst blieb in allen diesen Beziehungen seinen Ueberzeugungen auch als entschiedener Protestant treu, und er sprach sie in seiner publicistischen Thätigkeit, die er theils für die politischen Fragen der Zeit, theils in Betreff der Kirche und Religion vielfach entwickelte, furchtlos aus. Der Kampf, den er hierbei gegen Barbarei und Anarchie in gleicher Weise wie gegen Revolution von unten und oben führte, lag in seinem ganzen Wesen begründet, denn es war niemals seine Art, sich und die Wahrheit zu verleugnen. Von hohem Interesse sind aus jener Zeit die nähern Beziehungen zu dem Kronprinzen Maximilian, zu welchem Thiersch schon von 1838 an in eine geistige Verbindung trat. Was der Herausgeber hierüber im einzelnen mittheilt und was die dazugehörigen Briefe von Thiersch und dem Kronprinzen bestätigen, läßt theils das ideale und geistvolle Leben ahnen, das der nähere Verkehr zwischen beiden veranlaßte, theils namentlich erkennen, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Strenge der Kronprinz die Größe seines künftigen Berufs und das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit erfaßte. Das Bild, das sich hier dem Leser von jenem Leben und Verkehr darbietet, in den alle wichtigen Gegenstände der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, alle praktischen Fragen und Aufgaben der Zeit gezogen wurden, ist eine der wohlthuendsten Erscheinungen und zugleich eine der anziehendsten Seiten des

vorliegenden „Lebens", die beide Theile gleichmäßig ehrt. Die bittere und leidenschaftliche Parteiwuth, die sie auch noch im Tode in maßlosen Ausbrüchen eines feindseligen Hasses verfolgt, gereicht ihnen ebenso zur Anerkennung, wie sie die Partei, ihr Streben und ihre Zwecke bloßlegt und entehrt und selbst die Presse schändet, deren sich jene Partei dabei bedient.

Obgleich Thiersch schon dem Greisenalter nahe gerückt war, trug er doch auch noch für jenen Verkehr das Feuer eines Jünglings in sich und blieb ebenso freudiger Erwartung und inniger Hingebung fähig, als er dem Kronprinzen mit begeisterter Hoffnung anhing. Und andererseits zeigen die Briefe des unvergeßlichen Fürsten, daß „auch er ein Herz für Thiersch hatte".

Dagegen gewähren die Mittheilungen aus der weitern Geschichte Baierns über die stürmischen Jahre 1847 und 1848 und über die dunkle Geschichte der Lola Montez, wobei Thiersch als Rector der Universität mit kluger Umsicht und Entschiedenheit die Leidenschaften beschwichtigte und versöhnte, zwar weitere Beiträge zu seiner Charakteristik, aber sie zeigen außerdem keine angenehmen Bilder. Sie hinterlassen vielmehr nur wehmüthige und widerliche Eindrücke, auch wenn damals die Herrschaft der katholischen Partei in Baiern ihr Ende fand. Sie gewähren zugleich das tragische Schauspiel, daß eine Regierung, die glänzend und hoffnungsreich begonnen, einen ruhmlosen Ausgang nahm.

Im Jahre 1845 hatte Thiersch noch eine zweite, längst ersehnte Reise nach Italien unternommen, die ihn sogar bis nach Neapel und Sicilien führte. Seine Briefe von dieser Reise sind voll schöner Naturschilderungen, sein Auge und sein Sinn war für Natur und Kunst noch jugendlich frisch und seine Gesundheit ungeschwächt. Aber leider werden von diesen Briefen nur drei Fragmente aus Neapel und Rom mitgetheilt, wie denn überhaupt aus der spätern Lebenszeit von Thiersch sich weniger Briefe hier finden. Der Leser hat hiernach um so mehr Veranlassung, sich an die biographischen Mittheilungen des Herausgebers zu halten, die dafür Ersatz gewähren. Wir erhalten dabei Gelegenheit, Thiersch auch als gefühlvollen, formgewandten deutschen Dichter kennen zu lernen (daß er griechischer und lateinischer Dichter gewesen, wissen die Eingeweihten), indem einige sicilische Sonette von ihm mitgetheilt werden, in denen er zum Theil seiner Wehmuth über die Verkümmerung der talentvollen italienischen Jugend unter einer mönchischen Erziehung einen gefühlvollen, beredten Ausdruck gibt. Auch in einem Briefe an den Kronprinzen Maximilian, als dieser 1840 nach Griechenland gereist war, wohin er übrigens Thiersch als Begleiter mitzunehmen gewünscht, aber dafür nicht die Genehmigung des Königs Ludwig erhalten hatte, findet der Leser ein sinniges, tiefgefühltes Sonett.

Die Zeiten des Königs Maximilian II. werden im letzten, dem sechzehnten Abschnitte nur kurz behandelt. Seit 1852 stand Thiersch dem König wieder sehr nahe. Mit großem Interesse wird man hier II, 597 fg. die Mittheilungen über die geistige Beschäftigung des Königs mit Wissenschaft, Philosophie und Poesie lesen, die ihm hohe Erquickung war und wozu er Versammlungen gelehrter Männer unter dem Namen „Symposion" in München oder in Nymphenburg veranstaltete, an denen auch Thiersch theilnahm. Im übrigen drängte alles zum Ende, obgleich Thiersch das Gefühl, das er schon in seinen Jünglingsjahren gehabt hatte: daß er „nicht blos zum Gelehrten bestimmt sei", noch immer durch die Thatenlust bestätigte, die ihn auch im Alter nicht verließ. Nachdem er durch eine der letzten Regierungshandlungen des Königs Ludwig am 19. Februar 1848 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt worden war, fand er darin die Erfüllung seines Wunsches, mit den Studien und der Lehrthätigkeit einen praktischen Beruf zu verbinden. Im allgemeinen sind über seine vielfachen Studien, sowie über seine literarische und wissenschaftliche Thätigkeit während seines ganzen Lebens die Mittheilungen des Herausgebers in den einzelnen Abschnitten zerstreut; auch über die Theilnahme an den seit 1838 eröffneten, durch Thiersch veranlaßten Philologenversammlungen, sowie über seine Wirksamkeit als Präsident der Akademie findet sich manches mitgetheilt. An der Politik betheiligte sich Thiersch auch noch im letzten Jahrzehnt seines Lebens in vielfacher Weise, namentlich durch seine publicistische Thätigkeit, wobei er sogar noch in einem „merkwürdigen" Manuscripte dem König von Baiern die drei Ansichten über Lösung der orientalischen Frage, die von den Westmächten, die von Oesterreich und die von den Griechen vertretene, entwickelte. Den Angelegenheiten Deutschlands hatte er sein lebendiges Interesse, wie seine nationale Theilnahme treulich bewahrt, obgleich er besonders seit 1849 infolge einer ungeschickten Leitung der großen Angelegenheiten bitter enttäuscht worden war.

Ueber das Privatleben und die Familienverhältnisse von Thiersch findet sich einzelnes in verschiedenen Abschnitten vor. Dem letzten ist zugleich eine Charakteristik desselben beigefügt, die ihn nach allen Richtungen seines Wesens kennzeichnet und die wir, soweit wir ihn zu beurtheilen im Stande sind, im wesentlichen für wahr und richtig halten, wie sie auch zugleich des Herausgebers und dessen würdig ist, dem sie gilt. Neid, Misgunst und Haß werden freilich daran ebenso manches auszusetzen finden, als offenbare Unkenntniß. Jedenfalls war Thiersch ein seltener Charakter und eine edle Erscheinung, die in dem dem zweiten Bande beigegebenen Porträt aus späterer Zeit eine wohlthuende äußere Darstellung, außerdem aber durch sein thätiges und reichhaltiges Leben eine weitere Erklärung und Bestätigung findet. Wol darf man ihn auch mit dem Herausgeber einen wahrhaft antiken Charakter nennen, wenngleich es fraglich ist, ob der Vergleich mit Cicero allenthalben gerechtfertigt und ein ganz glücklicher ist. Schließlich bleibt es unzweifelhaft, daß das vorliegende Buch keine gewöhnliche Biographie ist, die sich mit bloßem flüchtigen Lesen oder Durchblättern abthun läßt. Man muß das Buch studiren, wenn man seinen wahren Gehalt, sowie den ganzen Werth von Friedrich Thiersch sich aneignen will.

J.

Ein satirisch-philosophisches Epos.

Die Komödie des Lebens. Ein Gedicht in zwei Büchern von Karl Erdwin Mölling. Bremen, Balett und Comp. 1866. 16. 20 Ngr.

Wir freuen uns immer, wo wir irgendeinen Anlauf sehen, der sich nicht ganz in den alten Gleisen bewegt, wo die moderne Dichtung einen Ansatz nimmt zu neuen Trieben. Wir sind immer der Ansicht, daß der Roman für die Darstellung unsers modernen Culturlebens nicht die einzige geeignete Form ist, daß auch geschlossenere Formen von schärferm künstlerischen Gepräge sich für dieselbe eignen. Wir halten den Rhythmus und den Reim, so entwickelt jetzt die Gabe und die Fertigkeit sein mag, sich ihrer zu bedienen, keineswegs für gleichgültige Zuthaten, für eine müßige Ornamentik, die sich durch die Arabesken einer stilvollen oder „tollgewordenen" Prosa ersetzen läßt; wir halten dies für ein Märchen, welches der Dilettantismus aufgebracht hat, um aus der Noth eine Tugend zu machen und sich durch die Handhabung bequemer und lässiger Formen eine Stelle neben dem Talent zu erobern. Wir wissen freilich, daß Rhythmus und Reim von dem Dilettantismus und der Bänkelsängerei ebenfalls gemisbraucht werden können; doch da liegen sie alsbald in ihrer Hohlheit zu Tage und es fehlen die Falten, mit denen sie sich drapiren können. Das echte Talent dagegen zeigt gerade in der höchsten Kunstform die vollendete Sicherheit und prägt, was es gestaltet, für die Ewigkeit aus. Die Culturzustände der Gegenwart, die Geschicke der Einzelnen, die sich auf dem Hintergrund derselben abspielen, können in echt dichterischer Einkleidung zur vollsten Geltung kommen. Ein modern-sociales Epos gehört sogar zu den Hauptaufgaben der Zeit.

Leider sind bisher alle Anläufe zu demselben misglückt, und auch die obige Dichtung, trotz mancher werth- und geistvollen Einzelheit, hat dem allgemeinen Misgeschick nicht entgehen können. Ja, es lassen sich an ihr mit besonderer Leichtigkeit die Klippen aufweisen, an denen die meisten Versuche in diesem Genre bisher gescheitert sind.

Die erste Klippe ist die nichtssagende und spannungslose Fabel. Auf die Macht dichterischer Form, auf ihren Gedankenreichthum vertrauend, glauben die Poeten gleichsam wie jener Componist jeden Thorzettel in Musik setzen zu können. Gerade hierin aber sollten sie von den Romanschreibern lernen. Es ist durchaus nicht abzusehen, warum eine Erzählung in Versen nicht ebenso spannend verlaufen sollte wie eine Erzählung in Prosa, wenn nur der Dichter die Kunst des Romanschreibers nicht verschmäht, eine interessante Fabel zu erfinden. Das ist ja doch eben die Eigenthümlichkeit aller Erzählung, von dem Volks- oder Wiegenmärchen bis zu dem ausgebildetsten Roman, daß sie zu fesseln sucht. Wenn unsere erzählenden Poeten aus falscher Vornehmheit hierin nur billige Effecte sehen, so verkennen sie die Grundgesetze der Gattung, welcher ihre Dichtungen angehören.

Der Inhalt fast aller poetischen Erzählungen, welche unserm modernen Leben entnommen sind, ist aber von einer Dürftigkeit, deren sich die kläglichste Novelle schämen müßte. In der vorliegenden „Komödie des Lebens", einer Dichtung von nahe 200 Seiten, handelt es sich um die Liebe einer Hofrathstochter zu einem Ballgast, einer plötzlich erwachenden, rasch eingestandenen Liebe. Doch dieser Ballgast Albert verschwindet trotz seines Treuschwurs spurlos auf lange Zeit. Inzwischen will der Hofrath, ein brutaler Mann, die Tochter mit einem ungeliebten, albernen Vetter verheirathen. Da kehrt als deus ex machina am Schluß, nachdem sich die Heldin das Brautgewand angezogen, um am Altare Nein zu sagen, der Geliebte, zurück, offenbart sich als Sohn des Fürsten aus morganatischer Ehe und erhält ihre Hand. Das lange Verschwinden des Geliebten wird dadurch motivirt, daß der Fürst die Liebe des Mädchens erst auf die Probe stellen wollte.

Diese Fabel sieht fast wie eine Persiflage auf die beliebte Fabrikmanier der Novellenschreiber aus. Wir wissen nicht, ob der Dichter die Absicht hatte, diese Manier zu verspotten, oder ob sein eigenes Erfindungstalent nicht weiter reichte. Jedenfalls ist die Erzählung als solche ohne die geringste Spannung und trotz der unendlichen Weitschweifigkeit ohne die geringste Motivirung.

Ihre zweite Klippe ist die Ungleichheit des Tons. Der Humor mit der lachenden Thräne im Wappen ist zwar die Signatur der modernen poetischen Erzählung seit Byron's Zeit, doch hat das Vorbild des „Don Juan" auch hierin viel Unheil angerichtet. Vor allen Dingen muß der Grundton einer Dichtung klar und bestimmt sein. Ernst und Scherz darf wechseln, aber es muß feststehen, ob man es mit einer ernsten oder heitern Dichtung zu thun hat, in deren Grundgewebe das entgegengesetzte Element eingewirkt wird. In der Mölling'schen Dichtung bleibt man über den Grundton im Unklaren; man weiß nicht, wie man sein Gemüth stimmen soll. Seine Muse ist bald „Jeanne qui pleure", bald „Jeanne qui rit"; aber während man z. B. in Byron's „Don Juan" von Haus aus weiß, daß man es mit einer durchaus satirischen Dichtung zu thun hat, in welche die reizende Heydee-Episode eben nur als solche verwebt ist, stößt man bei Mölling fortwährend auf ernste Betrachtungen, die sich in die Tiefen des Lebens versenken, und aus denen man dann plötzlich in burleske Wendungen oder in die fadenscheinige Handlung herunterpurzelt.

Die dritte Klippe ist der Mangel des leicht-graziösen Conversationstons in Versen, der sich bei einem modernen Epos nicht entbehren läßt, das in bürgerlichen Lebenskreisen spielt. Die schalkhaften Geisterchen, welche die Belinde in Pope's „Lockenraub" umschweben, dürfen einem solchen Gedicht nicht fehlen. Hier ist es übel angebracht, den Mund vollzunehmen und das Os magna sonaturum zur Geltung bringen zu wollen. Der zur Handlung gehörige Dialog in der „Komödie des Lebens" ist entweder von blind zutappender Plumpheit oder von einem Pathos, das für derartige Situationen nur als

schwülstig bezeichnet werden kann. Für das erste diene die folgende Scene am L'Hombretisch zur Probe:

„Spadille! Basta! Donnerwetter!" ruft
Der Hofrath aus, „und doch hab' ich verloren,
Und Caro war die Farbe! Wär' der Schuft,
Der Bube nicht genommen, meine Ohren
Zum Pfand! ich hätt' gewonnen! — „Sachte, Herr",
Sagt lächelnd der Hofpred'ger, „die Manille
Sie fehlte Ihnen." — „Hatt' ich nicht das As?"
Fragt laut der Hofrath. — „Aber die Familie
War ja getheilt." — „Der Henker hol' den Fraß!
Ich hatte Dame, Bube, Vier und Sechs
Und Forcen und Renoncen!" — Der Major,
Der dritte an dem Tischchen, streicht den Bart.
„Da", sagt er, „der Herr Hofrath doch verlor,
Scheint's mir das Beste jetzt, mit guter Art
Von neuem zu beginnen." — „Alle Wetter!
Wer gibt? Und wer macht Farbe? Wenn die Hunde
Mir jetzt nicht günstig sind, bei Gott! ich schwör' —
Hm! Hm! Es macht sich! Und ich hab' im Grunde —
Ja so! Eins! Zwei! Drei! — Ach! — Ich hab' im Coeur
Kein Glück!" — „Sie sind zu alt dazu, mein Bester",
Sagt schmunzelnd der Major. Verdrießlich blickt
Der Hofrath auf die Karten. Der Pastor
Besinnt sich, seufzt und sagt dann ganz bedrückt:
„Ich wag' es nicht!" Drauf freudig der Major:
„Ich habe eine Frage." — „Wenn ich's fasse",
Ruft wild der Hofrath, „sitzt der Teufel drin!" —
„Der mischt sich immer drin, mein Lieber", sagt
Bedächtig der Hofpred'ger. — „Nun worin,
Herr Schlachtroßreiter, Weltbezwinger?" fragt
Erbost der Hofrath. — „Pique, Herr Bruder, nenn' ich's!"
Sagt heiter der Major. — „Pique! Dacht' ich's doch!"
Ruft der Pastor u. s. w.

Für das zweite aber spreche die Rede, mit welcher die Heldin den albernen, ihr zum Bräutigam aufgedrängten Jüngling anredet:

„Wer gibt das Recht dir", ruft sie aufgeregt,
„Dich grausam störend zu mir hinzudrängen?
An meine Ruhe hast du frech gelegt
Die rohe Hand, wie mit den gier'gen Fängen
Der Geier einschlägt in die Brust des Lammes.
Du bist ein Dämon mir, herausgesandt
Aus tiefen Schlünden, um mein Glück zu brechen,
Und höhnisch schleuderst du den Feuerbrand
In alles, was mir theuer ist, und rächen
Kann sich die Taube nicht an ihrem Mörder!
Du bist ein Vampyr, dessen kalte Nähe
Mein Blut erstarrt, bis es in bangen Fluten
Vom Herzen strömt und ein unsaglich Wehe
Mich flammend einhüllt in die Feuergluten,
Die erst erlöschen in dem Eis des Todes!"

Nach diesen Proben würde man ein Recht haben, anzunehmen, daß man es mit einer durchweg unreifen und schülerhaften Arbeit zu thun hat, welche sich nicht ernstlich kritischer Würdigung verlohnt. Dies ist aber nicht der Fall. Wir haben es mit disjecti membra poëtae zu thun; die Glieder der eigentlichen Erzählung sind kindisch und unreif; die Glieder aber, welche die Kette der bei weitem die Erzählung überwuchernden Reflexionen bilden, sind von sinnreichem Gefüge. Hier ist poetisches Leben, das sich, freilich nur in unkünstlerischer Weise, durch die sich in Permanenz erklärende Abschweifung von der Handlung erreichen läßt. Da strömen Gedanken und Bilder hervor aus einer Grundanschauung, welcher das Leben als eine Komödie erscheint, welche tiefsinnend über dem Geheimniß des bunten Spiels schwebt. Doch auch das Tragische dieses Spiels wird mit pessimistischem Geist erfaßt, die Schrecken des Naturlebens wie des geschichtlichen Lebens mit düstern Farben gezeichnet; aber auch ein milder Hauch stimmungsvoller, versöhnender Lyrik klingt in die Dichtung ansprechend herein.

Schade nur, daß das in jeder Hinsicht hölzerne Gerüst der Handlung diese Bausteine einer machtvollen Gedankenarchitektur nicht zu tragen fähig ist, und daß diese Steine selbst ohne jede wohlgefugte Verbindung übereinandergethürmt werden. Der Dichter hat das volle Bewußtsein seiner Willkürlichkeit; aber er spielt sie, auf das Vorbild der Romantiker und Byron's fußend, wie einen Trumpf aus, weil die Zerrissenheit der Dichtung die seines Lebens, seiner Stimmung spiegelt:

Wenn jemand nach der Deutung sollte fragen
Der Bilder, die sich ungeordnet, wild
An ihm vorüberdrängen, könnt' ich sagen,
Ich griff sie aus dem Leben. Freilich hüllt
Die reine Kunst die allzu rohen Formen
In classische Gewande. Doch entsprossen
Aus deutschem Blute schreib' ich etwas rauh
Und halte nicht das Maß. Im Sturme flossen
Die Zeiten an mir hin und durch das Blau
Des Aethers zuckten Blitze, die den Frieden
Aus meinem Herzen trieben. Freilich würde
Ich sonst in Rosenhainen mich ergehen
Und mein Gesang, der matt und ohne Würde
Sich jetzt dahinschleicht, sollte lieblich wehen
Wie milde Sommerluft, wie Veilchenduft,
Wie das Geflüster winddurchwallter Bäume,
Wie das Gemurmel leicht bewegter Wellen,
Wie sanfte Klänge dichterischer Träume,
Und wie das Rauschen silberheller Quellen,
Und wie das Kosen eines Liebespaares.
Und niemals wollte ich philosophiren,
Nach deutscher Art die Metaphysik treiben
Und noch viel weniger moralisiren!
Es sollte immer kalt und ruhig bleiben
Des schmeichelnden Gesanges klarer Strom. —
Dann, o ihr Götter, möchte ich es greifen,
Das ewig fliehende und falsche Glück!
Jetzt muß ich in den Abgrund niederschweifen,
Und auf den düstern Bildern weilt mein Blick,
Und ihre Nebel steigen zu mir auf.

An einer andern Stelle heißt es:

Schon wieder schweif' ich abwärts von der Bahn,
Die ich mir vorgezeichnet. Meine Kraft,
Sie reicht nicht aus, dem langgehegten Plan
Mit Festigkeit zu folgen. Es erschlafft
Mein Geist in eiteln, wesenlosen Träumen.
So schweige mein Gesang jetzt! Greif' ich wieder
In meine rauhe, oft verstimmte Leier,
Und tönt sie nichts als matte Klagelieder,
Die kreischend stets der Musen schöne Feier
Durch ihren Mißklang stören; sie zerbreche
In meiner Hand, die Zeugin meiner Schwäche!

Von den verschiedenen Gedankensymphonien, welche die Dichtung enthält, heben wir namentlich diejenigen hervor, welche die Passion der Menschheit in den Greueln der Pest, in dem brennenden Meerschiff, in den Schlacht-

stürmen schildern. Die Schlachtsymphonie beginnt mit dem folgenden Eingang:

Ist es der Donner, dessen mächt'ger Schlag
Der Erde felsenfesten Grund erschüttert?
Vor dessen dumpfem, rollendem Gekrach
Die Rieseneiche in dem Walde zittert
Und ängstlich mit den breiten Blättern rauscht?
Ist es die Morgenröthe, welche dort
Im Purpurmantel aus der Erde steigt?
Und schweben Meteore fort und fort
In wirren Kreisen durch die Luft, die leicht,
Balsamisch in dem Duft des Morgens schwimmt?
Und ist es Nebel, was dort aufwärts wallt
In dichten Wolken von der feuchten Flur
Und sich ums Haupt der grünen Hügel ballt,
Auf die die gabenspendende Natur
Die Fülle ausgoß ihres reichen Segens?

O nein! Es sind die Mörser, welche dröhnen,
Die Schlacht beginnend mit den Donnerschlünden!
Es sind die Bomben, die mit schrillen Tönen
Die Luft durchschneiden und das Feuer zünden,
Das qualmend jetzt im fernen Westen glüht!
Es ist der Dampf, der sich in weißen Kränzen
Allmählich zu den flücht'gen Wolken schwingt,
Und durch die Lüfte, durch die Blätter glänzen
Die hellen Waffen, deren Eisen blinkt
Im ersten Strahl der neuerwachten Sonne.

Sehr lebendig und phantastisch bewegt ist der Traum der Heldin in der zweiten Hälfte des Gedichts.

Die fünffüßigen Jamben sind im ganzen lebhaft und nicht einförmig behandelt. Nur gegen die Stellung der Reime haben wir ein Bedenken auszusprechen. Hinter zwei verschlungenen Reimpaaren findet sich in der Regel eine reimlos austönende Endung, was ungefähr den Eindruck macht, wie wenn in einer Fensterreihe hinter je vier Fenstern sich ein blindes befindet.

Rudolf Gottschall.

Ueber weibliche Erziehung.

Reform der weiblichen Erziehung als Grundbedingung zur Lösung der socialen Frage der Frauen von Minna Pinoff. Breslau, Maruschke und Berendt. 1867. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wir haben bereits aus einer frühern Schrift: „Die Erziehung der Frau zur Arbeit", die Verfasserin als eine Vorkämpferin der socialen Reform in Bezug auf die Frauenfrage kennen lernen und zwar als eine verständige Vorkämpferin, welche sich von dem Männerhaß vieler sonst gleichstrebender Mitschwestern freizuhalten weiß. Denn es gibt unter den Vorkämpferinnen der neuen, „realistischen" Frauenemancipation einige, welche nicht anders ans Werk gehen, als wenn sie ebenso viele Männer zum Frühstück verspeist haben, als Percy Heißsporn Schotten zu verspeisen pflegte, und sich dann den Mund wischen und sagen: Kleinigkeit!

Die Verfasserin führt nun ein Thema weiter aus, dessen Grundaccorde sie bereits in ihrer frühern Schrift angeschlagen hat. Die neue Schrift zerfällt in drei Theile. Der erste bespricht den praktischen Erziehungsweg, die Erziehung zur Arbeit durch Arbeit, die Haus und Schule gleichzeitig anzubahnen haben; der zweite Theil die Erziehung der Frau durch die Gesellschaft; der dritte die Erziehung der Frau für die socialen und humanen Zwecke.

Die letzten Ziele der Reform werden in folgender Weise zusammengefaßt:

Nach zwei Seiten hin wird sich in Zukunft das Erziehungswerk vollbringen müssen. Auf der einen Seite soll in der Frau eine echt menschliche Bildung hervorgerufen werden, die sie ihrer natürlichen Thatkraft nicht länger beraubt, damit Berufsthätigkeit und Arbeitstüchtigkeit fortan Hand in Hand gehen mit einer veredelten Geistes- und Herzensbildung; auf der andern Seite wird es gleichzeitig die Erziehung zu übernehmen haben, in der Frau eine ideale Richtung wach zu erhalten, die sie für die hohen und edeln Interessen der Menschheit zu begeistern im Stande ist.

Unsere socialen Einrichtungen müssen aber auch derart beschaffen sein, daß die Frau Gelegenheit findet, ihre geistige und sittliche Arbeitskraft unbehindert und unbemäkelt in der Gemeinsamkeit nutzbar zu machen.

Nicht durch Klagen und schöntönende Phrasen werden wir zu dem Ziele gelangen, sondern nur von innen heraus kann die Befreiung der Frau sich erfüllen, und darum wird eine Reform der weiblichen Erziehung vor allem geboten sein.

Das Princip der Erziehung der Frau zur Arbeit durch Arbeit basirt die Verfasserin darauf, daß sie das reiche Material des Kindergartens in seinem ganzen Umfange als weibliche Arbeitsstätte zu verwerthen sucht. Man dehne Fröbel's Methode im weitesten Sinne für die Erziehung des weiblichen Geschlechts aus und gewähre so auch den Mädchen, die bereits der Schule entwachsen sind, in dieser Arbeitsstätte einen gesunden Arbeitsboden zur Entwickelung ihrer physischen, geistigen und moralischen Kräfte. Auch eine systematische Arbeitsschule zur Vorbildung für künftig auszuführende Handwerks- und Gewerbearbeiten soll damit von Jugend auf verbunden werden, eine allgemein weibliche Berufsschule. Hierfür gibt die Verfasserin manche praktische Winke. Namentlich weist sie auch auf das Bedürfniß der Erziehung der dienenden Klasse hin, auf „Dienstbotenschulen oder Gesinde-Bildungsanstalten". Hiermit wird gewiß jeder einverstanden sein, der die Ueberzeugung hat, daß unsere Dienstboten heutigentags noch eine anomale Stellung einnehmen; denn sie sind in diesem Säculum der Prüfungen die einzigen wild umherlaufenden Menschen, die sich zeitlebens mit Dingen beschäftigen, von denen sie nichts oder wenig verstehen, als da ist: Kochen, Waschen, Kleiderreinigen u. s. w. Auch in der Polemik gegen den „Strickstrumpf", welche die Verfasserin mit vieler Laune ausführt, wird man ihr recht geben müssen. Als die wichtigsten Erziehungsfactoren erkennt die Verfasserin an:

1. Die richtig disciplinirte Anleitung zum Selbstthun und Selbstschaffen durch Aufmerken, Beobachten und Selbstdenken in der Natur und im Leben.
2. Eine schon früh praktisch geschulte Arbeitsamkeit und Liebe zur Arbeit durch die allgemeine Einführung der Fröbel'schen Spielarbeiten.
3. Fröbel's System der Menschenerziehung, welches die Lösung der Aufgabe, wie man willig der Natur in ihrem Entwickelungsgange folgen müsse, anstrebt.
4. Die hieraus sich nothwendig ergebende harmonische

Ausbildung von Körper und Geist, die in ihrer Consequenz körperliche und geistige Gesundheit vermittelt.

5. Die Unterstützung der Arbeitsfähigkeit durch Geist und Phantasie, die als verbündete Mitarbeiter den ästhetischen Erziehungsfactor bilden sollen.

6. Die wechselseitige Thätigkeit von Arbeiten und Lernen, von Arbeits- und Lernschule, die für das weibliche Geschlecht einzuführen uns als besonders wichtig und heilsam gilt.

Um für die durch die Erwerbsthätigkeit der Angehörigen in der Berufsschule geschaffenen Kunst- und Industriearbeiten den Verkauf an das Publikum direct zu vermitteln, soll man entweder von der Anstalt selbst verwaltete Centralverkaufsstellen errichten, oder durch eine Frauenassociation die Verwerthung dieser Arbeiten auf dem Wege der Consumvereine veranlassen. Ueber diese Consumvereine spricht sich die Verfasserin in einem größern Abschnitt näher aus; sie will das ganze männliche Genossenschaftswesen, wie es Schulze-Delitzsch begründet hat, auch für die Frauen adoptiren: Productivgenossenschaften zur Anfertigung von Gegenständen und zur Begründung von Verkaufsstätten, Vorschuß- und Creditvereine, Consumvereine und Bildungsgenossenschaften. Im übrigen will sie Lassalle und Schulze-Delitzsch unter eine Haube bringen, indem sie für die Organisation der weiblichen Berufs- und Arbeitsstätten die Mittel in des Volkes Selbsthülfe, in des Staates Beihülfe, in der humanen Mithülfe der Gesellschaft sucht.

So weit können wir die praktischen Tendenzen der Reform ersprießlich finden. Doch die Verfasserin will auch den geistigen Gesichtskreis der Frauen und ihre politischen Rechte erweitern; sie stimmt mit Stuart Mill für das active Wahlrecht der Frauen, das uns aber ohne das passive als ein unlogisches Zugeständniß erscheinen will. Doch da die Gesellschaft auf Theilung der Arbeit beruht, so glauben wir für den Wirkungskreis der Männer und Frauen doch auch Gesondertes vorbehalten zu müssen. Der Ernst der politischen Debatte würde die Frauen ablenken von ihrem eigentlichen Beruf. „In der Beschränkung nur zeigt sich der Meister." Die Verfasserin will die höhern Töchterschulen gleichsam als weibliche Universitäten fortbestehen lassen. Sie gehört nicht zu denen, welche über der tüchtigen praktischen Thätigkeit die höhern Interessen des Lebens vergessen. In Bezug auf künstlerische und wissenschaftliche Production selbst mahnt sie freilich zur Vorsicht: „Großes werdet ihr nur in Ausnahmefällen erreichen und manches dabei einbüßen." Dagegen sollen die Bildungsgenossenschaften für Frauen den ethischen und ästhetischen Sinn für bessere und edlere Lebensgenüsse im Volke wecken.

So sehr wir wünschen, daß die Frauen in vieler Hinsicht aus ihrem engern Kreise heraustreten, so haben wir doch gegen den noch so verständig angewandten Bildungsapparat, den diese Reformbestrebungen in Thätigkeit setzen wollen, einige begründete Bedenken. Wir meinen, daß mit dieser Tüchtigkeit der Blütenstaub von den Schwingen der weiblichen Psyche, der Reiz des Unbewußten, Räthselhaften, Ureigenen abgestreift werde. Ein Mädchen, das sich in dieser „Tretmühle der Bildung" befindet, hat ja kaum Zeit zu eigenen Gedanken und Empfindungen vor der Fülle der einstürmenden Anregungen. Es lernt, es arbeitet, es bildet sich; aber das geschieht alles in Gemeinsamkeit, gleichsam auf dem großen Markt des Daseins. Alles Träumen und Sinnen wird als müßig verpönt — und doch ist das Leben, nach dem Ausspruch der größten Dichter, eines Sophokles, Calderon und Shakspeare, ein Traum, und in geheimen Ahnungen und Empfindungen des Gemüths liegt mehr Wahrheit für den weiblichen Sinn als in allem, was der laute Markt mit ungemein verständlicher Klarheit predigt. Ein Asyl für die Poesie der Seele und ihre geheimen Offenbarungen sollte doch noch offen bleiben. Wenn auch alle Welt heutigentags das Gras wachsen hören will, es wächst doch im stillen und am schönsten, wenn nicht auf ihm herumgetreten wird.

17.

Feuilleton.

Die Sprache der Bibel in Schiller's „Räubern".

Die Anzeigen mehren sich, daß die Betrachtung unserer neuen classischen Literaturperiode sich nicht mehr beschränkt auf die Hervorhebung der ästhetischen und bloßen literarischen Momente, sondern daß man die Literaturdenkmäler auch mit philologischem Blicke anzuschauen beginnt. Dahin rechnen wir eine interessante Abhandlung über die dichterische Sprache in einem Drama von Schiller, welche der Verfasser als Vorarbeit für die lexikalische Behandlung des Schiller'schen Sprachschatzes angesehen wissen will. Diese Abhandlung: „Die Sprache der Bibel in Schiller's Räubern", von Robert Boxberger, findet sich im diesjährigen Osterprogramm der Realschule erster Ordnung zu Erfurt.

Die Arbeit, welche der Natur der Sache nach einen lexikalischen Charakter trägt und in welcher die einzelnen theils blos rhetorischen, theils auch die Handlung berührenden Anklänge an die Bibelsprache von Act zu Act und Scene zu Scene zusammengestellt und besprochen werden, leitet der Verfasser in kurzer Weise folgendermaßen ein:

„In der Vorrede seiner «Räuber» sagt Schiller: «Die edle Einfachheit der Schrift muß sich in alltäglichen Assembleen von den sogenannten witzigen Köpfen mishandeln und ins Lächerliche verzerren lassen; denn was ist so heilig und ernsthaft, das, wenn man es falsch verdreht, nicht belacht werden kann? Ich kann hoffen, daß ich der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verschafft habe, wenn ich diese muthwilligen Schriftverächter in der Person meiner schändlichsten Räuber dem Abscheu der Welt überliefere.» Und in der Selbstrecension des Stücks: «Die Sprache und der Dialog dürften sich gleicher bleiben und im ganzen weniger poetisch sein. Hier ist der Ausdruck lyrisch und episch, dort gar metaphysisch, an einem dritten Ort biblisch, an einem vierten platt.» Und ebenso: «Ueberhaupt ist der alte Moor mehr Betschwester als Christ, der seine religiösen Sprüche aus seiner Bibel herzubeten scheint.» Schiller glaubte also in jener zahm gehaltenen Vorrede sich wegen des Gebrauchs biblischer Ausdrücke in seinem räubermäßigen Stücke bei den Zeloten Würtembergs entschuldigen zu müssen. Das Wahre ist, daß Schiller, der Dichter des Pathos, gar nicht anders konnte, als die Sprache der Bibel in dieser seinem Jugendwerke zu gebrauchen; sie war seit seiner frühesten

Kindheit bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen; er hätte unnatürlich werden müssen, hätte er anders reden wollen. Was er später in seiner «Jungfrau von Orleans» mit künstlerischem Bewußtsein that, daß er nämlich die Landleute und besonders Johanna, der er außerdem Charakterzüge von Deborah und von David lieh, die Sprache der Bibel reden läßt, sobald sie pathetisch werden, das that er hier mit künstlerischem Instinct, und wir verdanken seinem Studium der Bibel einige der poetischsten Stellen in den «Räubern».“

Die Anklänge sind meist unmittelbar zu fühlen, mitunter sind sie feinerer Natur. Besonders hätte auch noch darauf hingedeutet werden sollen, daß es Luther's Bibelsprache ist, die uns in Schiller's Worten entgegenklingt. Zum Theil hat Schiller es, was Boxberger am Schlusse mehrfach belegt, sich die Sprache der Bibel aus Klopstock angeeignet. Einen weitern Nachweis über den Einfluß der Klopstock'schen Sprache auf Schiller's Jugenddichtungen konnte der Verfasser wegen Mangel an Raum hier nicht beifügen. Wir hoffen, daß er es an einem andern Orte niederlege. Boxberger schließt seine fleißige Arbeit mit folgender anregenden Bemerkung: „Da Schiller zur Befruchtung seines Geistes nur auf Lektüre angewiesen war, so wird es möglich sein, auch den Einfluß anderer in ihm hochgeschätzter Dichter, wie Haller und Ossian, nachzuweisen und somit allmählich ein getreues Bild von dem Ideenkreise zu geben, in welchem er sich in seiner Jugend bewegte.“ Solche Studien halten wir für sehr fruchtbar, und wünschen wir, dem Verfasser noch öfters auf diesem von ihm so glücklich betretenen Gebiete zu begegnen. Nur möge er andere Organe wählen und finden als Schulprogramme, die bekanntlich für die Allgemeinheit so gut wie nicht vorhanden sind.

Fortleben der Kudrunsage in Norddeutschland.

Der Schauplatz des Kudrungedichts ist das norddeutsche Küstenland, aber aus dem Süden stammt der Dichter, aus dem Süden auch die einzige handschriftliche Ueberlieferung. Von norddeutschen Aufzeichnungen, von Liedern oder prosaischen Erzählungen haben wir keine Nachricht, auch verlautete nichts von Fortleben der Sage im Volksmunde. Da machte aber vor kurzem Professor Bartsch in Pfeiffer's „Germania“, im dritten Hefte dieses Jahrgangs, die interessante und überraschende Mittheilung, daß die Kudrunsage doch ihr Fortleben im nördlichen Deutschland gehabt habe. Diese Kunde wird auch in weitern Kreisen mit Theilnahme aufgenommen werden, weshalb wir über sie hier in Kürze berichten wollen. Ueber jene bemerkenswerthe Thatsache hat Bartsch seinerseits von Fräulein Amalie Hilliger in Rostock Mittheilung erhalten, welche in der schriftlichen Aufzeichnung, die sich Bartsch von der Dame erbat, also lautet: „Als ich vor einigen Jahren mit «Kudrun» bekannt wurde, war der vordere Theil des Gedichts, der in Irland spielt, mir völlig neu, und ich erinnere mich auch nicht, früher jemals von dem Inhalte desselben etwas gehört zu haben. Anders aber war es mit dem Hauptheile: die Erzählung selbst, die vorkommenden Namen, die einzelnen Scenen, alles erschien mir eigenthümlich bekannt, wie etwas, das ich längst gewußt. Nach langem Besinnen erinnerte ich mich endlich, daß ein Mädchen, welches im Verlaufe der Jahre 1826—28 in Hagenow im Hause meiner Aeltern diente, den Inhalt des genannten Gedichts im Volksdialekte zuweilen zur Unterhaltung in der Kinderstube erzählte. Leider verstand ich damals noch nicht, den Werth einer solchen Mittheilung zu würdigen. Ich achtete weder auf solche Erzählungen und habe als wörtliche und bestimmte Erinnerung nur drei Momente daraus im Gedächtnisse behalten.

Erstens: «Da kommt der alte Wate von Sturmland (de Wâr van Stormlant)». Diese Worte wurden jedesmal mit lauter Stimme und mit demjenigen Nachdruck gesprochen, mit welchem man eine bedeutende Persönlichkeit in die Erzählung einführt. Zweitens, ebenfalls mit besonderer Betonung gesprochen: «Da kommen sie an auf dem Wulpensande» (nicht Wülpensande). Und drittens erinnere ich mich deutlich, wie die Scene geschildert ward, als Kudrun und ihre Gefährtin am frühen Morgen, ehe sie zum Meeresstrande gehen, sich in das Vorzimmer der bösen Herzogin schleichen und dort an der Thüre lauschen, ob dieselbe schon erwacht sei und sie ihr die Bitte vortragen können, Strümpfe (nicht Schuhe) anziehen zu dürfen.“

Die alte Magd war, wie Erkundigungen ergaben, leider nicht mehr am Leben. Sie hat sicher nicht aus dem uns bekannten Gedichte geschöpft, das ja hochdeutsch und in schwieriger Sprache geschrieben ist, auch erst 1820 veröffentlicht wurde und im Jahre 1826 noch keine populäre Bearbeitung gefunden hatte. Wir haben hier vielmehr einen sichern Beweis von der lebendigen Tradition der Sage im Volkskreise. Nach der Aussage des Fräulein Krüger fehlte der erste Theil des Gedichts in der Erzählung des Kindermädchens; das wäre eine Bestätigung der Ansicht von Bartsch, daß diese Partie vom Dichter zur Volkssage hinzugefügt sei. Dieser Fund und das Bedauern über den Untergang der vollständigen Ueberlieferung ist für Bartsch ein Anlaß gewesen, im Verein mit Lisch zur Sammlung mecklenburgischer Sagen, Märchen und Gebräuche Hand anzulegen.

Bibliographie.

Armin, T., Das heutige Mexiko. 8te vermehrte Auflage. 1ste Lief. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 5 Ngr.

Bahnsen, J., Beiträge zur Charakterologie. Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen. 1ter Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Berthold, G., Galgenvögel, oder die Söhne des Waldes. Romantische Erzählungen. 1stes bis 3tes Heft. Dresden, Tittel u. Wolf. 8. à 2½ Ngr.

Charras, Geschichte des Krieges von 1813 in Deutschland. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Haas, R., Die Reform der Kirche und Schule im 19. Jahrhundert, auf geschichtlichem Rechtsboden im Geiste entschiedener Gewissensfreiheit, reiner Menschlichkeit, Gleichstellung und Versöhnung als Unterlage eines betreffenden deutschen Parlaments in der Cultus- und Schulfrage. Wissenschaftliche Vorlesungen. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Ludwig, C. A., Joseph Haydn. Ein Lebensbild. Nach authentischen Quellen dargestellt. Nordhausen, Büchting. 8. 18 Ngr.

Löhe, C., Hausinschriften aus dem Ostkreise des Herzogthums Altenburg. Altenburg, Pierer. 8. 4½ Ngr.

Kaiser Maximilian von Mexiko, der letzte Ritter des 19. Jahrhunderts. Nach verläßlichen Quellen und Original-Mittheilungen. Von St. Brünn, Buschak u. Irrgang. Gr. 8. 8 Ngr.

Otto, H., Schalkauer Geschichten. Roman in 9 Büchern. 3 Bde. Glogau, Flemming. 8. 4 Thlr.

Passarge, L., Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderstudien. Leipzig, Brandstetter. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Procter, Adelheid Anna, Ausgewählte Gedichte. Nach dem Englischen. Herausgegeben von C. Schlüter und H. Brinckmann. Cöln u. Neuß, Schwann. 16. 20 Ngr.

Römer, R., Die Verfassung des norddeutschen Bundes und die süddeutsche insbesondere die würtembergische Freiheit. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 15 Ngr.

Senn, F., Der Bernagtferner im Venterthale. Innsbruck, Wagner. 1866. 8. 3 Ngr.

Spielhagen, F., Unter Tannen. Zwei Novellen. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Stolz, A., Spanisches für die gebildete Welt. 6te Aufl. mit etwas Türkischem. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 27 Ngr.

Storch, A., Mexiko oder Republik und Kaiserreich. Politisch-socialer Roman aus der Gegenwart. 1ste bis 4te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 5 Ngr.

Straube, T., Die lebendig Begrabenen. Berlin, Straube. 8. 2½ Ngr.

Studien über die Klöster des Mittelalters. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kobler. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Sztachovics, R., Brant-Sprüche und Brant-Lieder auf dem Heideboden in Ungern gesammelt und geordnet. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.

Die vorgebliche Tochter der Kaiserin Elisabeth Petrowna. Nach den Akten des kaiserl. russischen Reichsarchivs. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Wasserburg, P., In doppelten Banden. Erzählung, frei nach dem Französischen des H. E. Bouchard bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Wullschlägel, H. R., Mancherlei Wege. Christliche Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 12 Ngr.

Zacher, J., Pseudocallisthenes. Forschungen zur Kritik und Geschichte der ältesten Aufzeichnung der Alexandersage. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile (unter „Ankündigungen") 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen (unter „Eingesandt") 2½ Ngr.

Wie beim vorigen Reichstage hat die Deutsche Allgemeine Zeitung auch bei dem jetzt zusammengetretenen besondere Einrichtungen getroffen, um möglichst rasch ausführliche und zuverlässige Mittheilungen über denselben bringen zu können; namentlich wird sie über jede Sitzung zunächst einen telegraphischen Bericht enthalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Statistisch-commerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde,

unternommen an Bord der österreichischen Fregatte Novara in den Jahren 1857—1859.

Von Dr. Karl von Scherzer.

Zweite, verbesserte und mit den neuesten Daten ergänzte Auflage.

Nebst 4 Karten in lithographischem Farbendruck.

Gr. 8. Geh. 5 Thlr. Geb. 5 Thlr. 20 Ngr.

Dieses für jeden Kaufmann und Industriellen, der irgendwie am Welthandel sich betheiligt, überaus wichtige Werk kostete in der ersten Auflage 24⅔ Thlr.: ein Preis, welcher der so wünschenswerthen Verbreitung desselben hindernd entgegenstand. Vorliegende zweite Auflage (51 Bogen Lex.-Octav mit 4 interessanten chromolithographischen Karten) erscheint zu dem wohlfeilen Preise von nur 5 Thlr. und darf der günstigsten Aufnahme in commerziellen Kreisen gewiß sein.

Wer über die Bedingungen zu erfolgreichen überseeischen Handelsunternehmungen, über bisher noch wenig beachtete Rohstoffe, über die Bodenerzeugnisse, Productionskraft, Verkehrsmittel, Waaren- und Schiffahrtsbewegung, Ein- und Ausfuhrzölle, Gebräuche und Usancen der verschiedenen außereuropäischen Länder das Neueste und Zuverlässigste erfahren will, wird dieses Werk nicht entbehren können.

Zeitschriften für 1867

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

8. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Vorstehende Zeitschriften gehören zu den geachtetsten und gediegensten der deutschen Journalliteratur und sind jedem Lesecirkel, jedem vom gebildeten Publikum besuchten öffentlichen Local als Lektüre zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der schönen Literatur in Spanien.

Von Georg Ticknor.

Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nicolaus Heinrich Julius.

Supplementband,

enthaltend die wesentlichern Berichtigungen und Zusätze der dritten Auflage des Originalwerks,

bearbeitet von Adolf Wolf.

Mit einer Vorrede von Ferdinand Wolf.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser soeben erschienene Supplementband wird allen Besitzern des bekannten Werks als unentbehrliche Ergänzung willkommen sein. Gleichzeitig wurde von dem 100 Bogen umfassenden Hauptwerk (zwei Bände) eine neue wohlfeile Ausgabe zum Preise von nur 4 Thlr. 15 Ngr. (gegen 9 Thlr. der frühern Ausgabe) veranstaltet.

Ticknor's Werk ist die erste vollständige Geschichte der spanischen schönen Literatur, und die deutsche Bearbeitung desselben hat durch zahlreiche, vom Herausgeber und von Professor Dr. Ferdinand Wolf herrührende Nachträge und Zusätze noch mannichfache Vorzüge vor dem amerikanischen Original sowie vor der spanischen Uebersetzung voraus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1867.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. Zweiter Artikel. — Ein neuer Roman von Max Ring. Von Rudolf Gottschall. — Zur Geschichte der Musik. — Feuilleton. (Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

Zweiter Artikel. *)

Arthur Müller, doch wol derselbe, dem die deutsche Bühne schon gar manches wirksame Theaterstück, wenn auch noch wenig eigentlich poetische Dramen verdankt, hat abweichend von seinem Gebrauch eine neue Arbeit statt den Directionen dem Buchhandel zugewiesen:

7. Geächtet oder Otto der Große und sein Haus. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Acten von Arthur Müller. Berlin, Schroeder. 1867. 16. 22½ Ngr.

Der Verfasser gibt dem Stück als Geleitsbrief folgendes Sonett mit auf den Weg:

Es ist ein altes Leid, das mich durchzieht!
Gleich einer Norne sitzet die Geschichte
Des deutschen Volks mit düstrem Angesichte
Und raunet vor sich hin das alte Lied:

Wie trotz'ger Sinn das eigne Blut verrieth,
Wie schwere Schuld mit ehernem Gewichte
Das Schicksal forderte zum Strafgerichte,
Und wie sein Spruch auf Blut und Tod entschied.

Im Leben oder in der Kunst Gewande —
Der inhaltsschwere Sinn der alten Lieder
Kehrt mahnend stets dem deutschen Volke wieder.

Doch tröstend auch die treue Heldenkraft,
Die büßend stirbt und sterbend Segen schafft
Der Freiheit und dem heil'gen Vaterlande.

Dies Sonett charakterisirt die Art und den Geist des Inhalts ganz und gar. Das Stück ist ein Abschnitt unserer unerquicklichen deutschen Kaisergeschichte, d. h. eine dramatische Darstellung der Familienzwistigkeiten, mit denen die Regierungszeit unserer mittelalterlichen Monarchen leider Gottes so außerordentlich reich und gesegnet ist. Otto I. in Zwiespalt und Fehde mit Liudolf, Herzog von Schwaben, seinem Sohne aus erster Ehe, und Konrad, Herzog von Franken und Lothringen, seinem Schwiegersohne — das ist der Stoff dieses Trauerspiels.

Der erste Act spielt auf einem Fürstentage zu Augsburg, wo allerlei politische Geschäfte ins Reine gebracht und namentlich gewisse Punkte geregelt werden, die Konrad im Auftrage Otto's in Italien, auf welches letzterer durch seine Gemahlin Adelheid Anspruch hat, abgeschlossen. Mit diesem Abschlusse ist Otto nicht zufrieden, und diese Unzufriedenheit wurmt Konrad, der gleich bei seinem Auftreten zornig sprudelt:

Gottes Tod!
Er soll sich wundern! ... Gibt mir seine Vollmacht
Zu Krieg und Frieden, und da ich kraft ihrer
An Berengar mein Fürstenwort verpfände,
Daß er als freier König von Italien
Gefahrlos mir nach Deutschland folgen könne,
Mit König Otto selbst zu unterhandeln,
Bricht dieser rücksichtslos mein heil'ges Wort,
Hält Berengar erst viele Monden hin
Und zwingt ihn heut', den Lehenseid zu leisten,
Statt ihn als freien König zu entlassen,
Wie ich's mit ihm vertragen hatte ....

Ueber alles dies geräth der heftige Herzog außer sich, der, als ihn seine Gemahlin daran erinnert, sich vom Grimm nicht meistern zu lassen, sondern sich als Mann zu zeigen, ruft:

Als Mann gilt nur,
Wer mit dem Rechte lebt, sein Wort zu halten.
Dies Recht sprach heut' mir König Otto ab ...
Jetzt bin ich nur die Hülfe eines Mannes,
Ein Schatten nur! Will ich mich selber fassen,
Greif' ich ins Leere, in die eitle Luft.

Der Sohn Otto's, gleichfalls mit dem Benehmen und Handeln seines Vaters unzufrieden, schiebt die Schuld von dessen verändertem Wesen auf seine zweite Vermählung, die er Adelheid ins Gesicht hinein tadelt. Diese und Otto nimmt Heinrich von Baiern, Bruder des deutschen Regenten, in Schutz.

Mitten in diesen Hader tritt der König, der die Störrischen hart anläßt und von ihnen Unterwerfung fordert, während sie auf Genugthuung bestehen und mit Abfall drohen. Als Otto ihnen entgegenherrscht:

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 36 d. Bl. D. Red.

Geht! Ich halt' euch nicht!
Der Hochmuth fliegt gleich einem Adler aus
Und kehrt gleich einem Wurm im Staub zurück! —

stürzen sie beleidigt ab.

Kaum ist dies geschehen, so langt die Nachricht an, daß „die Ungarn ins Reich gebrochen", und obschon jetzt der Zwiespalt im Schos des eigenen Reichs und der Abfall zweier Herzogthümer besonders empfindlich ist, schließt Otto den Act doch mit der folgenden zuversichtlichen Rede:

Wohl blickt mein Horizont verhüllt und schwarz,
Gleich einer wolkenschweren Sommernacht,
Mit heißem Odem und gewitterdrohend!
Ich kenne das! Und doch ist Reife nur
Das, was sie wirkt. Sie schafft die goldnen Schwaden,
Von deren Brote einst die Nachwelt zehrt! —
Gefahren sind der Kön'ge stolzes Recht,
Und von dem Dunkel des Gewitterhimmels
Sticht prächtiger das Gold der Krone ab
Als von dem alltagsblauen Himmelszelt!
Ich will den Deutschen einen König nicht,
Das Königthum will ich den Deutschen geben,
Die höchste Macht, in seinem besten Blut
Gegründet, unzerbrechlich, heilig, ewig,
Vermittelnd zwischen Gott und allem Volk,
Das auf den Namen Christi sich bekennt!
Was sich nicht beugen will, das mag zerbrechen!
Ja, wie einst Abraham, bring' Gott zum Opfer
Ich selber meine eignen Kinder dar,
Wenn er sie heischt von meinem Vaterherzen.
Du kennst mich, Herr! Herr, segne deinen Knecht!

Im zweiten Act sind Liudolf und Konrad im vollen Aufstande gegen Otto, umworben von einem Abgesandten der Ungarn, die sie zu Verbündeten haben wollen. Sie hören von diesem, daß der König noch einen Ausgleichsversuch machen und ihnen verzeihen will, wenn sie diejenigen dem Henkertode zu opfern sich entschließen, die sich ihnen angeschlossen. Natürlich halten sie das mit ihrer für Ehre unvereinbar und schwören, in diesem Falle auf keine Versöhnung einzugehen. Es kommt, wie ihnen vorhergesagt: Otto stellt wirklich diese Bedingung und muß sie verworfen sehen. Liudolf ruft:

Mein Herz verdorr' gleich einer mad'gen Frucht,
Die samenlos vom Baum zur Erde fällt,
Mein Arm verschrumpfe wie ein dürrer Ast
Und thue nie mehr kühne Mannesthat,
Mein Mark versieg' und zieh mich lahm und krumm,
Zum Scheusal mich verzerrend, wenn ich je
Verrath begeh' an meinen Waffenbrüdern.

Konrad aber sagt:

Sieh diesen dürren Zweig!
Er ist ein treues Sinnbild unsrer Freundschaft.
Er grünte, blühte und trug Frucht, wie sie,
Dann ward er dürr und brach vom Baum, wie sie...
Und jetzt zerbrech' ich ihn und werfe dir
Die Stücke vor die Füße!

Otto jedoch bleibt fest; selbst die Drohung seiner Söhne, sich den Ungarn zu verbinden, schreckt ihn nicht. Er spricht:

Ich weiß es wohl, des Sturmes Geister werden
In jeder Himmelsgegend sich erheben
Und Wogen, wild und furchtbar, mir erregen;
Doch meine Seele wird so gläubig, wie
Der Heiland auf dem See Genezareth,
Die schaumgekrönten Wellen überschreiten,
Als wär' es festes Land!... Und wenn mein Volk
Schon zu versinken meint, dann wird mein Glaube
Und Gottvertraun die sichre Hand ihm reichen,
Daß es gerettet wird aus Sturm und Flut!

Im dritten Act spielen nun die Unterhandlungen zwischen den Geächteten und den Ungarn. Die erstern können sich noch immer zu dem verhängnißvollen Schritte des Bündnisses nicht entschließen. Liutgarde, Konrad's Gattin, ist in Verzweiflung über den Gedanken, daß ihr Gemahl sich mit dem Reichsfeinde vereinigen soll, um dem Vater zu trotzen. Auch Konrad selbst kann sich nicht damit befreunden und ist entzückt, als Mathilde, die greise Mutter Otto's, die Witwe Heinrich's I., erscheint, um in dieser Noth den Ausweg zu zeigen. Sie räth den Geächteten an: Otto gegen die Ungarn beizustehen, mit dem Bedingniß, ihnen nicht den Tod zu dictiren, sondern zu gestatten, daß sie denselben in der Schlacht freiwillig suchen dürfen.

Im vierten Acte bereitet sich Otto zur entscheidenden Schlacht vor und trifft für alle Fälle seine Verfügungen. Sein Sohn aus zweiter Ehe soll ihm auf dem Sitze des Sachsenfürstenhauses folgen; denn Liudolf habe sich, meint er, selbst entthront. Adelheid soll den künftigen Herrscher zum würdigen Manne erziehen. Mitten in seine Ermahnungen und Vorschriften bezüglich dieses Punktes kommen die Geächteten mit Liutgard's Leiche, die Otto rührend so begrüßt:

Wie lieb und schön! Sie ist gestorben nicht,
Sie hat ein Engel auf die Stirn geküßt,
Ihr leis ins Ohr geflüstert das Gebot
Des Herrn, das zu den Sel'gen sie beschied;
Und still hat sie gehorcht und ist gegangen,
Des ew'gen Friedens Himmelsabglanz schon
Auf dem verklärten, lieben Angesicht.

Gegen die Ueberlebenden zeigt er sich streng und abweisend, er will nichts von ihrer Unterwerfung wissen, doch Herzog Heinrich und besonders Mathilde reden so viel und mächtig in ihn hinein, daß er endlich nachgibt und ausruft:

So seid begnadigt denn von eurem König!
Und weil ein ganzer Mann nichts Halbes thut,
So füg' ich selbst hinzu noch: Wem der Tod
Vorbeigeht in der Schlacht, der sei befreit
Von jeder weitern Buße, die er schuldet.

Der fünfte Act bringt die Schlacht. Die Geächteten verrichten Wunder von Heldenthaten, Konrad und viele seiner Getreuen fallen; aber die Ungarn unterliegen und räumen das Feld. Otto behauptet am Schluß:

Wir sind ein Volk, aufsteigend, noch im Fluß
Des Werdens und des Ringens nach Gestalt,
Voll Kraft und Mark und strotzender Gesundheit;
Deshalb der Nachbarn Furcht aus Eifersucht!
Doch weh' fortan dem Fremden, der es wagt,
Verwegen in das Schicksal einzugreifen,
Das wir aus unsrer eignen Art uns formen.
— — — — — — — —
Es will das deutsche Volk sich selbst gehören.
— — — — — — — — —
Ich aber will im Namen meines Gottes

Und meines Volks das Kaiserdiadem
Aus Rom mir holen und als Erbe stiften
Für alle Zeit den deutschen Königen:
Dem ersten Volk gebührt die erste Krone!

Dies das deutsche Trauerspiel, mit dem wir es hier
thun haben, und in welchem gar vieles, wie wol je-
em leicht in die Augen springen wird, ziemlich unver-
ittelt erscheint, so z. B. gleich die Schlußwendung,
elche nach dem vielen Reden vom Tode des Königs und
inem Testament wie die Faust aufs Auge paßt. Der
ichter hätte sie, wie manche andere, früher andeuten und
gischer motiviren müssen. So erscheint sie nur, wie
an in der Theatersprache sagt, als Zugpflaster des
pplauses.

Otto ist im ganzen zu schönrednerisch und salbungs-
ll und bei all diesem oder eben darum keine sympathische
gur. Eisern, wie er handelt, müßte er auch sprechen.
eine Aussöhnung mit den aufrührerischen Söhnen mag
nschlich und christlich schön sein, dramatisch wirksam
sie nicht; denn nach der Strenge, die er vorgibt und
l auch zeigt, ist seine Umstimmung durch die bloßen
rstellungen der Mathilde, so eindringlich diese auch
n mögen, doch entschieden abschwächend. Ueberhaupt
eint uns gerade in diesem Vorgange eine Hauptschwäche
Stücks zu liegen, weil er alle Spannung löst und die
tastrophe verhindert. Der Dichter hätte die Geächte-
ohne Wissen des Königs ihm zu Hülfe kommen und
Schlacht entscheiden lassen sollen. Wäre Otto auch
nn noch bei seinem Spruch geblieben, so hätte die Tra-
die darin ihre Gipfelung und Mathilde hier die pas-
de Gelegenheit erhalten, sich ins Mittel zu legen. Je-
falls wäre das Interesse an der Handlung bis zuletzt
ahrt geblieben. Der Verfasser hat den Knoten nicht
glich genug geschürzt und schließlich nicht zerhauen,
dern langsam sich lösen lassen. Dadurch bekommt das
nze etwas Zerfahrenes und im Ausgange Verschlepp-

Wie viel künstlerischer und glorioser hat einen ähn-
en, aber weit geringfügigern Conflict Heinrich von
ist in seinem „Prinz von Homburg" ausgetragen!
e fest, wie knapp, wie bis zuletzt gesteigert ist der Gang
s Schauspiels; und hier wie matt, wie zögernd und
zisch unerheblich! Das Trauerspiel kommt zu keiner
ten Höhe; es verliert sich nach stattlichen Anläufen
dramatischer Unbedeutendheit: ein Umstand, der zu
uern ist, denn es ist in einer immerhin gefälligen
rache und mit Anlagen geschrieben, die eines bessern
s würdig gewesen wären. Viele Stellen, wie sich
n aus unsern Auszügen ersehen läßt, sind markig
von schätzenswerthem Schwunge. Freilich laufen auch
ge Trivialitäten mit unter, wie z. B. eine solche Gau-
Hugo zum besten gibt, wenn er im ersten Act, den
er zwischen Herzog Konrad und Heinrich voraussehend,
at: „Nun wird's schön!" So etwas passirt im Luft-
, aber nicht in der Tragödie.

Trotz aller Mängel läßt sich indeß der Arbeit Ta-
nicht absprechen, und wird dasselbe mehr geschult
greift es zunächst zu weniger schwierigen und von
Haus aus mehr sympathischen Aufgaben, so bewährt es
sich auch gewiß noch mehr und sieghafter als im vor-
liegenden Falle.

Die Nibelungen sind ein dramatischer Stoff, der mehr-
fach und zuletzt von Hebbel und Geibel behandelt worden
ist. Unter den neuen Stücken, die uns für die gegen-
wärtige Besprechung vorliegen, finden wir zwei weitere
Versuche, welche den Untergang der Nibelungen drama-
tisirt zeigen. Der eine davon ist:

8. Markgraf Rüdiger. Drama von Lothar Schenck. Pa-
derborn, Junfermann. 1866. 16. 15 Ngr.

Der erste und zweite Aufzug spielt auf Bechlaren,
der Burg des Titelhelden, der als Lehnsmann Etzel's
die Burgunden auf ihrer Fahrt nach der Etzelburg bei
sich aufnimmt. Aus einer Unterredung, die Rüdiger mit
seiner Gemahlin Gotelinde hat, erfahren wir nämlich,
daß Kriemhilde, welche die Gattin Etzel's geworden, ihre
Brüder eingeladen hat, sie in ihrer neuen Heimat zu be-
suchen. Der Markgraf, ein tapferer, ehrlicher Degen,
ohne Hinterhalt und Falschheit in seinem Wesen, sieht
Kriemhild und die ganze Angelegenheit im rosigsten Lichte.
Er gibt sich der Hoffnung hin, daß dieser Besuch allen
Hader, alle Zwietracht austilgen und an deren Stelle das
Gefühl allgemeiner Versöhnung setzen werde. Gotelinde,
das weibliche Herz besser kennend und von einem feinen
Instincte geleitet, theilt indeß diese Ansicht nicht, sondern
sagt mit Bedauern:

O daß auch ich vermöchte deine Freude
So ganz zu theilen, gerne fügt' ich dann
Mich deinem Wunsch.*) So aber sagt mein Herz,
Daß aus Kriemhildens Seele nimmermehr
Der alte Groll gewichen, daß die Plane,
Die sie seit Siegfried's Fall geheim gehegt
Und die bisjetzt jedweden ihrer Schritte
Geleitet, endlich der Verwirklichung
Entgegenreifen sollen, und mit Recht
Darf ich erbangen um die fremden Gäste,
Wie um dich selbst, wenn du sie hingeleitest.

Rüdiger vermag dieser düstern Voraussehung aber
keinen Glauben zu schenken, selbst da nicht, als sein Freund
Dietrich von Bern kommt, um ähnliche Befürchtungen
auszusprechen. Wohlgemuth und freudig begrüßt Rüdi-
ger die kühnen Recken des Rhein, und als vollends Gisel-
her, der jüngste Bruder Kriemhild's, im zweiten Act um
Dietlind, sein liebliches Töchterlein, wirbt, kennt seine frohe
Zuversicht keine Grenzen. Er ist deswegen auch höchlich
aufgebracht, daß Hagen, der Mörder von Kriemhild's
erstem Gatten Siegfried, und dadurch das Fatum der
Nibelungen, mitten im Rausch und Taumel des allge-
meinen Glücks, wie er meint, seinen Argwohn gegen die
Königin nicht schwinden lassen kann, sondern einen Schwur
von Rüdiger verlangt: „bei jedem Angriff feindlicher
Gewalten zu den Burgunden mit Gut und Leben stehen
zu wollen."

Hagen, auf das Schlimmste gefaßt und von Kriem-
hild nur Tücke erwartend, hat eine Verbindung zwischen

*) Mit an Etzel's Hof zu ziehen.

Dietlind und Giselher nur begünstigt, um der erstern Vater an das Schicksal seiner Fürsten zu knüpfen. Er spricht das auch offen genug bei dieser Gelegenheit aus, worüber Gotelind und ihre Tochter entrüstet auf Lösung der Verlobung dringen. Rüdiger aber, um zu beweisen, wie sehr er an die Aufrichtigkeit und die versöhnliche Gemüthsstimmung seiner Königin glaubt, leistet den verlangten Eid, indem er spricht:

Wohlan, so wißt, daß ich es wagen darf,
Gestützt auf meiner Königin bekannten
Erhabnen Sinn, euch einen Eid zu schwören,
Und daß ich euch verpfände hier mein Wort,
Mit meiner ganzen Macht an Etzel's Hof
Euch zu beschützen, jegliche Gefahr
Von euch zu wenden und in Sicherheit
Euch zu geleiten, bis des Reiches Mark
Ihr wieder überschreitet.

Mit diesem Gelöbniß wird Rüdiger zum Träger des Stücks, in dessen drittem Acte, welcher auf der Etzelburg spielt, sogleich das schreckliche Verhängniß sich zu entfalten beginnt, dem zwei edle Fürstengeschlechter und Tausende ihrer Getreuen erliegen sollen.

Königin Kriemhild hat in der That nämlich ihre königlichen Brüder nur zu sich eingeladen, um an ihnen, vornehmlich aber an Hagen blutige Rache für den Mord ihres ersten Gemahls zu nehmen. Sie hat Hagen zuerst in aller Stille überfallen und tödten lassen wollen, und da das misglückt, tritt sie offen, allen Friedensmahnungen Rüdiger's zum Trotz, damit hervor, sein Haupt zu fordern. Da ihre Brüder das verweigern, beginnt der Kampf.

In diesem Kampfe nimmt unser Markgraf eine sehr bedeutungsvolle und entscheidende Stellung ein. Es handelt sich selbstverständlich nun darum, ob er für Kriemhild einstehen, oder seinem Gelübde gemäß zu den Burgunden übertreten will. Eine lange Unterredung zwischen ihm und der Königin im vierten Acte ist der Gipfelpunkt des Stücks. Kriemhild fordert Rüdiger's Hülfe und Beistand zur Vernichtung ihrer eigenen Brüder und Hagen's, den jene auszuliefern unausgesetzt verweigern.

Rüdiger.

Bedenkt, o Fürstin, daß ein schwerer Eid,
Mit dem mich Hagen's Arglist fesselte,
Auf meinem Herzen lastet. Meine Hülfe
Gab ich schon auf Bechlaren den Burgunden.

Kriemhild.

Was Arglist wob, laßt ohne Scheu den Winden
Geopfert sein.

Rüdiger.

Auch trieb die Ehre mich
Zu diesem Eid. Schon der Gedanke, der
Sie ganz befangen hielt, daß Unheil ihnen
Mit meinem Wissen hier bereitet werde,
Entzündete so mächtig mein Gemüth,
Daß jedes Unterpfand ich gerne bot.

Kriemhild.

Wer hieß so rasch der Zukunft dunkler Hand,
Euch vorzugreifen?

Rüdiger.

Unbedacht fürwahr
Muß ich dies nennen, wie ich jetzt nun sehe,
Daß sonder Arg mein ganzes Herz sich ihnen
Gefangen gab.

Kriemhild.

O Rüdiger, durchforscht
Dies edle Herz und sagt mir dann in Treue,
Ob nicht in ihm ein alter Schatz verborgen,
Den ich zu heben jetzt gesonnen bin.
Und jener Schatz, das ist das hehre Wort,
Das Ihr gar feierlich mir einst verpfändet.
Nie hätt' ich ohne dieses Wort die Flut
Des dunkeln Rheins, die ich die lange Zeit
Mit meinen Thränen netzte Tag für Tag,
Mit dieser breiten Donau eingetauscht,
So sehr auch hier ein schimmernd Leben sich
Den Fröhlichen zum Hochgenuß entfaltet;
Nie ohne dieses Wort in Etzel's Hand
Gelegt die meine; niemals auch hätt' ich
Mein bittres Leid so still bisjetzt getragen.
— — — — — — — — —
Ihr nur erhobt zur Königin mich hier;
Und nun gewährt mir auch die echte Treue,
Gewährt den Sieg mir über meine Feinde
Und weiht mir Eures Armes ganze Kraft.
Dankt nun mit Thaten einem Fürsten, der
Euch Land und Leute königlich verlieh!

Rüdiger will nicht undankbar sein, sträubt sich aber doch immer noch, gegen die Burgunden das Schwert zu ziehen. Als aber endlich die Königin ihn weichlich und unmännlich schilt, da vermag er nicht länger zu widerstehen, und er macht sich, wenn auch mit schwerem Herzen und dem stillen Entschlusse, den Tod zu suchen, anheischig, für Kriemhild zu kämpfen. Noch in demselben Acte versammelt er seine Mannen und erklärt den Burgunden den Krieg. Umsonst fleht er Giselher an, sich von seinen Brüdern und Hagen zu trennen, da Kriemhild ihn, als den einzigen, an dessen Händen kein Blut klebe, freigeben wolle. Er verlangt das Schicksal der Seinen zu theilen. Auf Hagen's Frage, wie es komme, daß Rüdiger seinen Schwur verletze und gegen die Nibelungen kämpfe, antwortet Rüdiger:

Ich gab den Schwur, gab ihn mit voller Seele,
Nicht ahnend, daß so weit der finstre Haß
Sich einer edeln Frau bemächtigen,
So tief sie in der Rache Lustgefühl
Versenken könne. Niemals dacht' ich auch,
Daß diesem Eid die alte Mannentreue,
Die ich Kriemhild als meiner Fürstin schulde,
So bittern Zwiespalt je erregen könne.
Und wie sie dastehn kalt und unversöhnt,
Feindselig messend sich mit düsterm Blick,
Muß unter dieser Last mein armes Herz
Zusammenbrechen. Hab' ich euch als Freunden
Mein Wort verpfändet, so erwarte mich
Auch jetzt der Tod als letzte Freundesgabe
Aus eurer Hand.

Gernot entbindet ihn hierauf seines Schwurs und nimmt zum Zeichen der Versöhnung Rüdiger's Schild. Mit dem neu beginnenden Kampfe schließt der Act.

Der letzte folgt nach dem Tode Rüdiger's und der Niederlage der Burgunden. Alle sind gesunken, nur Hagen lebt noch, Hagen, der den Hort der Nibelungen in den Rhein versenkt und die Stelle, wo dies geschehen, nur Gunther verrathen hat. Kriemhild will den Hort

m jeden Preis heben, und da Hagen ihr gesagt, daß er nfolge eines Schwurs, das Geheimniß niemand zu entüllen, solange Gunther lebe, zu schweigen genöthigt sei,) hat die Hunnenkönigin ihren eigenen Bruder getödtet nd tritt jetzt auf, indem sie betheuert, daß, wenn Hagen e betrogen und nicht reden wolle, sie auch ihn morden erde. Hildebrand ruft hinter ihr her, daß in diesem alle auch sie nicht leben dürfe. Damit endigt das Stück.

Man wird uns, nach der bloßen Angabe von dem erlauf der Handlung einräumen, daß der Stoff nicht illig aus dem Epos heraus in das Drama hinein entickelt worden ist. Dem Drama hängen vollständig die ierschalen des Epos an, aus dem es ausgebrütet worn. Es gewinnt kein recht drastisches Leben, es bleibt rwiegend im Rahmen der Erzählung und des Berichts. üdiger's Conflict wird nicht in der gehörigen Weise sgebeutet, bekommt keinerlei scharfen Ausdruck und traschen Charakter, wodurch denn selbstverständlich auch)e eigentliche Gipfelung und Zuspitzung des Dramas s dem Spiele bleibt. Das Drama steigt nicht, sondrn hält sich unausgesetzt zu ebener Erde, um schließlich it seinem Ausgange gleichsam im Keller zu verschwinden. as ist kein Ende, das ist ein Abfall. Aehnlich verhält sich mit den Gestalten dieses Schauspiels, die alle nicht voller Entwickelung gelangen. Selbst Kriemhild wird ne klare Figur, und daß Etzel fehlt, ist ein entschiedener lisgriff.

Zu loben bleibt nur an der Arbeit eine unverzwackte, sunde, oft markvolle Sprache, die eine gewisse geistige :deutung bekundet, welche für den Dichter einnimmt und i lebhaftes Interesse für ihn erwecken muß.

Der andere Versuch, die Nibelungen dramatisch zu jandeln, ist:

Kriemhild. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Hosäus. Paderborn, Schöningh. 1866. Gr. 16. 24 Ngr.

Das Stück ist in Dessau dargestellt worden und soll allen haben. Jedenfalls hat es mehr Bewegung, mehr rbe und dramatisches Wesen als „Markgraf Rüdiger". e großen Züge, welche die „Nibelungen" von Friedrich bbel aufweisen, fehlen indeß, und hinter diesen steht die riemhild" von Hosäus denn entschieden und wesentlich tück. Jene Trilogie des Holstendichters hat, wie fast : seine Werke, ihre Härten und Schroffheiten, ja sie : sogar viele Geschmacklosigkeiten; aber der mächtige :skenstil ist darin nicht zu verkennen. Man wird, oft tiefsten Innern darüber erschreckt, doch gewaltig gepackt) ergriffen. Das ist hier nicht der Fall. „Kriemhild" i Wilhelm Hosäus erscheint vielfach schönthuerisch und weichlicht, so z. B. in der Figur des kleinen Ortlieb, iemhild's Sohn, welcher ganz in der Sentimentalität romantischen Schule gehalten ist und unter anderm in iem Selbstgespräch vor dem Muttergottesbilde im drit- Aufzuge nicht unwesentlich an Zacharias Werner ert. Man urtheile selbst. Der altkluge Knabe sagt unter anderm:

Ist hier das Grün des Baumes nicht verklärt,
Verklärt zu holdem Evangelium,
Daß in des Kreuzes Nähe auch der Bängste
Noch hoffen darf, noch ewig hoffen soll?
Klingt hier des Vogels Lied nicht lieblicher
Wie Lobgesang, den sich der Ew'ge schuf?
Und du, o Sonnenlicht, wie strahlest du
Mir ew'ge Klarheit, ew'ge Wärme zu;
Wie flüsterst du, o lieber Abendwind,
Von hoher Gottesliebe traut und lind;
O Himmelsblau, wie bist du hoch und weit,
Du des allmächt'gen Vaters leuchtend Kleid;
Wie zieht mich alles zu der Engel Chor,
Zu Paradieseshöhen sanft empor!

Auch die Burgundenkönige haben etwas Gelecktes, etwas von den „Nibelungen im Frack", und sogar Etzel erhielt in seiner barbarischen Majestät einen allzu modernen Schliff, um überall die zutreffende Wirkung haben zu können. Die anziehendste und verdienstlichste Gestalt ist Kriemhild selbst. Die Art, wie gegen ihren Willen und Vorsatz die Leidenschaft der Rache sich in ihr entwickelt, wie sie dagegen angeht und kämpft und schließlich doch in ihrem ganzen Wesen davon übermannt wird, sodaß sie ihr rücksichtslos anheimfällt: dieser Theil des Stücks flößt nicht nur ein hohes Interesse ein, sondern hat in sich auch den Hauch und Athem, den unwiderleglichen Beweis großen Talents. Dazu kommt, daß die Sprache der Heldin nicht selten den Charakter echter tragischer Größe annimmt, z. B. da, wo sie im dritten Aufzuge, entschlossen, an Hagen und allen, die zu ihm stehen, Rache zu nehmen, düster zu sich selber spricht:

O Hölle, reiche mir von deinen Stricken,
Von deinem Marterwerkzeug reiche mir!
Ins eigne Werk verwickle meinen Feind
Und trage mir das finstre Strafamt auf!
Wie Hekate will durch die Reihn ich schreiten,
Wie eine Königin der Unterwelt,
Und keiner soll dereinst mich tadeln können,
Daß ich im Richten träg und lässig war.

Oder später, wo Gunther verspricht, Hagen wegen seines ungebührlichen Benehmens zur Rede zu stellen, und sie ihm höhnisch zuwirft:

Will er's? Der wackre Mann — ei, mit ihm sprechen!
Das wird dem Hagen eine Wunde geben.
Sag's ihm nur nicht zu hart, mein lieber Bruder,
Du weißt, ein Wort ist schärfer als ein Schwert,
Und Hagen ist ein zärtliches Gemüth.
Wasch aber deine Hand erst rein, mein Bruder,
Sonst könnte doch Herr Hagen dich verhöhnen
Und sagen: Was, der alte Graukopf da,
Deß Hand von Siegfried's Blute raucht wie meine,
Deß Hand voll Diebstahl ist gerad' wie meine,
Der will mich edle Ritterstitte lehren?
Thu' das, mein Bruder, und sprich nicht so laut,
Sprich leise, daß es Hagen selbst nicht hört.

Selbst die Scene, in der sie Ortlieb die Laute spielen lehrt und unter den Klängen des Instruments sich in Träume verliert, in denen sie Siegfried zu sehen meint, ist, wenn auch etwas gesucht und ausgedifstelt, doch nicht ohne eine gewisse Erhabenheit und ergreifende Größe. Ebenso entwickelt eine Art von schaurigem Reiz der Banketauftritt, wenn sie mitten unter Musik und freundlichem Gespräch auf den schwertklirrenden Ausbruch ihrer Verschwörung wartet.

Der Kampf der Burgunden und der Fall Kriemhild's ist dagegen nur matt und schwach in der poetischen sowol als dramatischen Ausführung. Hier hat den Autor seine Begabung im Stich gelassen, die zwar, wie sich aus dem Vorwort ergibt, von ernsten Studien und strenger Durchbildung getragen ist, aber noch ihre Abklärung und Reife nicht gefunden hat. Was der Verfasser über die Vermenschlichung des alten Sagenstoffs, über den Unterschied von Epos und Drama, namentlich über den „Fortschritt im Charakter des Helden" sagt, das alles sind wir in der Lage unterschreiben zu können, denn es scheint sich uns an seinem danach gestalteten Werke durchaus zu belegen, wenn auch noch nicht in aller Vollkommenheit und der zu wünschenden künstlerischen Ausgeglichenheit. Unser Dichter macht noch zu viel Worte und verliert darüber Charakter sowol als Handlung, namentlich zum Schlusse hin, allzu sehr aus den Augen. Hagen ist jedenfalls nicht ganz die imposante Gestalt geworden, die sie hätte werden müssen, um Kriemhild das Gegengewicht zu halten. Wenn er einmal zu Ortlieb sagt:

> Ihr, Prinz, mit Euern weisen, frommen Worten,
> Seht keineswegs nach langem Leben aus.
> Geht zu Mama und bittet sie, daß sie
> Euch vor Erkältung und vor Fieber schütze;
> Solch frühreif, altklug Wesen sterbe bald —

so scheint uns hier Hagen's Naturell doch allzu sehr modern lustspielmäßig vermenschlicht. Hagen's Grobheiten müßten entschieden mehr Frescostil haben, ebenso wie Etzel's Empfindungsweise, die uns zu larmoyant bedünkt, wenn er von seinem „bedrückten Herzen" wünscht, daß „Musik es ihm erleichtere".

Immerhin aber sei Wilhelm Hosäus' „Kriemhild" mit Ehren unter den dramatischen Bestrebungen der Neuzeit genannt. Es liegt etwas von dramatischer Rasse darin.

10. Kaiser Otto der Dritte. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst Wichert. Königsberg, Selbstverlag des Verfassers. 1866.

Kaiser Otto III., das kaiserliche Wunderkind, das bereits im zweiundzwanzigsten Jahre starb, vergiftet von der Witwe des auf seinen Befehl zu Rom hingerichteten Crescentius, ist von jeher ein Liebling der Dichtung gewesen. Eine große Menge von Balladen und Romanzen feiern seine Jugend, seine Begeisterung für die Größe Roms, seine mächtigen Plane, sein frühes, rührendes Ende. Viel bewundert steht da das Klagelied, das August von Platen in seinem Geiste gesungen, und bekannt ist Julius Mosen's Tragödie. Neuerdings ist Wichert mit demselben Stoffe aufgetreten.

Der erste Act seines Trauerspiels zeigt Otto in siegender Herrlichkeit vor Rom, wohin Stephania, die Witwe des enthaupteten Crescentius, kommt, um, von ihrem Bruder Giovanni, Cardinal der römischen Kirche, und von Scipio, einem römischen Patricier, aufgestachelt, den deutschen Heldenjüngling zu ermorden. Seine Schönheit, sein Enthusiasmus für Rom besiegen indessen ihr Herz, und statt seine Mörderin zu werden, wird sie seine Geliebte.

Im zweiten Acte steht Otto auf dem Gipfel seines Glücks: er zieht als römischer Kaiser in Rom ein und erklärt Stephania zur künftigen Kaiserin der Welt. Heinrich, Herzog von Baiern, der ihn an Deutschland erinnert, ihn vor den Römern und seinen hochfliegenden Träumen warnt, indem er für sich selbst zuletzt um Otto's Schwester wirbt, wird schnöde und beleidigend abgewiesen.

Der dritte Act offenbart die Intriguen Giovanni's und Scipio's, wovon der eine Papst, der andere womöglich Herrscher von Rom werden will. Zu derselben Zeit kommen in das deutsche Lager vor Rom Abgesandte des Deutschen Reichs, das, empört darüber, Otto in Italien so lange säumen zu sehen, die Königskrone Heinrich übertragen lassen will. Otto, davon unterrichtet, erscheint, um Heinrich in die Acht und jenem Abgesandten zu erklären, daß er seinen Reichstag in Regensburg halten werde.

Im vierten Acte windet sich Otto ein wenig ernüchtert aus Stephania's Armen, um den Rosenkranz der Liebe mit dem Lorber des Ruhms zu vertauschen. Er will sich Sicilien erobern. Noch ehe es indeß dazu kommt, bricht die Verschwörung von Giovanni und Scipio aus, man überfällt den Imperator in seinem Palast, um ihn zu ermorden. Heinrich mit den herbeieilenden Deutschen rettet ihn und führt ihn aus dem aufständischen Rom.

Dies aufständische Rom soll nun im fünften Act gezüchtigt werden. Otto bestürmt es mit seinen deutschen Kriegern und erobert es. Giovanni, der Scipio sein hat umkommen lassen, um keinen Nebenbuhler zu finden, fällt im Kampf. Otto selbst aber erliegt am Tage seines Siegs, von Stephania vergiftet, weil sie sich aufgegeben sieht. Otto, als er diese That erfährt, stößt sich den Dolch in die Brust. „Mich selbst vernichtend scheid' ich." Stephania stirbt neben ihm, da sie ebenfalls und zu gleicher Zeit von dem Gift genossen.

Dies ist im Umriß gegeben das Stück, das, gut in der Diction, auch sonst ziemlich eben und abgerundet scheint, aber dabei zugleich etwas Karges in Inhalt und Sprache hat. Daß Giovanni und Scipio Stephania zum Morde Otto's aufstacheln, ist widerlich, da auch sie Zutritt zu dem Kaiser haben und also die That selbst verrichten könnten. Wollen sie sich aber dieser Frau als ihres Werkzeugs bedienen, so müßte dies in subtilerer Weise geschehen, als es hier der Fall ist. Die Umwandlung im Geist Stephania's geschieht jedenfalls zu schnell und müßte mehr motivirt sein. Die Motivirungen sind überhaupt eine schwache Seite des Stücks. Das Bereuen der Verschworenen, Otto's Abwenden von der Geliebten, ihre verbrecherische That, dies und manches andere tritt weder scharf noch klar in die dramatische Erscheinung. Die Hauptmomente sehen wie nicht fertig geworden aus, sie kommen nicht recht aus der Schale des Scenarium heraus. Für Otto selbst vor allen Dingen kann man kein rechtes Interesse gewinnen. Er hat allerdings Augenblicke der Größe und bedeutsame Aussprüche, wie diese die folgenden:

> Mit Waffen zwingt man Länder,
> Doch mit Ideen Welten. — — — — —

So neu gestärkt durch ein Gebet zum Höchsten
Durchschauert mich die Wonne, diesem Volke
Ein Herrscher sein zu können, dessen Kaiser
Ein voll Jahrtausend schon der Welt geboten.
Nicht eitler Schmuck sei diese Krone, die
Augustus trug und Kaiser Karl; sie schließt
In diesen Reif von Gold den Erdkreis ein,
Und wer sie trägt, der beugt sich nur vor Gott.
— — — — — — — — — —
Nehmt mir die Welt, rollt unter meinen Füßen
Die Erde fort, blast über meinem Haupte
Die luft'ge Himmelsdecke weg — was hier
In diesem Hirn gelebt, das könnt ihr mir
Nicht nehmen —

er diesem allen zum Trotz ist er „der löwenkühne Jüng-
g" nicht, der er sein müßte, wenn man Theilnahme,
thusiasmus für ihn empfinden können sollte. Er hat
aller Größe, in allem Erhabenen etwas Knabenmäßi-
. Zorn, Liebe, Heldenmuth springen unvermittelt und
nt durcheinander. Er hat das Pathos des Brachvogel'-
en Narciß, d. h. das Pathos der Verzerrung und
imasse. Um dies zu erkennen, braucht es nichts, als
dritten Auftritt im fünften Acte zu kennen, in welchem
tto mit der Krone auf dem Haupte in eine Gegend mit
inen und Trümmern kommt, um daselbst vom Kampfe
szuruhen. Als er den Kopf auf eine umgestürzte Säule
t, fällt ihm die Krone ab, und sie einem Säulenschafte
fsetzend sagt er:

Mein schlanker König,
Ihr seht gar stattlich aus; ich beuge mich
Vor Euch. Ihr habt viel Tugenden: Geduld
Und Sanftmuth, Ernst und Würde, Ihr seid hart
Und unbestechlich; niemand liebt und haßt Ihr;
Ihr habt kein Herz, glückseliger König! Ach!
Kein Herz — kein Herz!

Das ist ein Seitenstück zu Narciß mit der Pagode:
selbe wahnwitzige, halb sentimentale, halb humoristische
bstgespräch, dasselbe nervöse, überwachte Wesen, das
isch und halb lallend mit der Erhabenheit der Schö-
ng und Geschichte spielt. Die echte, gesunde Größe
t jedenfalls oder sie schreitet wenigstens nicht auf dem
thurn, sondern auf zerrissenen Lackschuhen einher. Man
lt sich von dem Ganzen weder hingerissen noch erho-
, sondern mehr verstimmt und gedrückt. Lessing's
ärfe, Goethe's Liebenswürdigkeit, Schiller's pathetische
irde, alle diese Dinge sind unsern Dramatikern von
te verloren gegangen; nicht Charaktere, nicht Men-
n, nicht Helden schaffen sie, sondern nur barocke Käuze,
historische Sonderlinge. Wer kann sich dafür dauernd
ressiren?

Ein anderes Stück gleichen Titels:

Kaiser Otto der Dritte. Ein dramatisches Fragment von Eduard Roeder. Frankfurt a. M., Hermann. 1866. Gr. 12. 10 Ngr.

zieht sich jeder eingehenden Besprechung, da das Ge-
ne nur unzusammenhängende Scenen sind, aus denen
ein fester Gang der Handlung oder eine bestimmte
chnung der Charaktere gar nicht erkennen lassen. Es
zutastende Versuche, dramatische Anschläge — nichts
ter. Ob Talent für das Drama vorhanden ist oder
nicht, läßt sich nach diesen zerstreut hingeworfenen Pro-
ben nicht sagen. Die Sprache erhebt sich jedenfalls nicht
über das Gewöhnliche und Dilettantische, wie nachstehen-
der Auszug beweisen mag:

Otto.
Denn Eines such' ich und ich find' es nie —
Wie nenn' ich's: Ruhe? Frieden? Weiß ich doch
Den Augenblick, seit ich's zuerst vermißte
Und nirgends finden konnte — dieser war's,
Da ich erfuhr, daß man ein Heißgeliebtes
Unwiederbringlich hier verlieren kann;
Da meine Mutter starb, Theophano —
Ein Knabe war ich, doch an ihrem Sarge
Hab' ich nur Eines weinend mir gewünscht,
Daß ich noch einmal so erkranken dürfte,
Wie, als ich einst verwundet kam vom Jagen,
Aus Fieberträumen dann erwachend, sie
An meinem Lager dürfte sitzen sehn
Beim Lampenschein — ihr mildes Auge sorgend
Auf mich gerichtet — einmal, einmal noch
Wünscht' ich mir damals wieder solche Nacht
Und solchen Frieden — glauben konnt' ich nicht,
Daß sich's in Gottes Armen besser schliefe.
Seltsam! wenn ich dran denke — hätte doch
Nun lernen sollen, daß der Tod auf Erden
Gemein, wie — ja, alltäglich, höchst gewöhnlich,
Trotz aller Thränen, aller, aller Schmerzen!
Seltsam? — Nun wohl! u. s. w.

Auch hier spielt etwas vom Narciß — die Ohnmacht der Größe. Die historischen Helden im Drama der Neuzeit paraphrasiren mehr oder weniger alle über die Redensart: Es ginge wol, aber es geht nicht.

12. Erzbischof Anno. Ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten nebst einem Vorspiel. Berlin, Dümmler. 1866. 8. 1 Thlr.

Der Held dieses Stücks ist Erzbischof Anno von Köln, der bekanntlich den unmündigen Kaiser Heinrich IV. seiner Mutter raubte, um, wie viele Historiker behaupten, denselben zu einem leichtsinnigen und wankelmüthigen Menschen zu erziehen, über welchen die Kirche unumschränkt herrschen könne. Der Verfasser unserer Tragödie hat ihn jedenfalls derart geschildert, daß sich ihm so etwas zutrauen läßt. Im Vorspiel erfahren wir, daß Willibert Graf von Brakel eine Verwandte Anno's, Gertrudis von Sonnenberg, liebt und dieselbe von deren Vater auch sofort zugesprochen bekommt, als Anno das Bündniß billigt. Der alte Graf Sonnenberg, ein Vetter Anno's, ist nämlich ganz und gar nur des letztern Schatten und Echo. Dieser, blindlings eingenommen für die Macht und Ehre der Kirche, der er alles unterthan machen will, hat außer ihr nur noch einen Schatz auf Erden, nämlich Gertrud.

Gertrud erwidert aber Willibert's Neigung nicht, sondern hat ihr Herz einem kölnischen Patricier, Franko von der Hardfaust, geschenkt, der, als er hört, was in der Pfalz des Erzbischofs vor sich gegangen, die Geliebte entführen will. Dieser Plan, der jedoch verrathen wird, bringt Anno in Zorn und veranlaßt ihn, gegen die ihm allerwärts auffässigen Kölner mit äußerster Strenge vorzugehen.

Dieses Vorgehen hat im zweiten Acte die Empörung

Der Kampf der Burgunden und der Fall Kriemhild's ist dagegen nur matt und schwach in der poetischen sowol als dramatischen Ausführung. Hier hat den Autor seine Begabung im Stich gelassen, die zwar, wie sich aus dem Vorwort ergibt, von ernsten Studien und strenger Durchbildung getragen ist, aber noch ihre Abklärung und Reife nicht gefunden hat. Was der Verfasser über die Vermenschlichung des alten Sagenstoffs, über den Unterschied von Epos und Drama, namentlich über den „Fortschritt im Charakter des Helden" sagt, das alles sind wir in der Lage unterschreiben zu können, denn es scheint sich uns an seinem danach gestalteten Werke durchaus zu belegen, wenn auch noch nicht in aller Vollkommenheit und der zu wünschenden künstlerischen Ausgeglichenheit. Unser Dichter macht noch zu viel Worte und verliert darüber Charakter sowol als Handlung, namentlich zum Schlusse hin, allzu sehr aus den Augen. Hagen ist jedenfalls nicht ganz die imposante Gestalt geworden, die sie hätte werden müssen, um Kriemhild das Gegengewicht zu halten. Wenn er einmal zu Ortlieb sagt:

> Ihr, Prinz, mit Euern weisen, frommen Worten,
> Seht keineswegs nach langem Leben aus.
> Geht zu Mama und bittet sie, daß sie
> Euch vor Erkältung und vor Fieber schütze;
> Solch frühreif, altklug Wesen sterbe bald —

so scheint uns hier Hagen's Naturell doch allzu sehr modern lustspielmäßig vermenschlicht. Hagen's Grobheiten müßten entschieden mehr Frescostil haben, ebenso wie Etzel's Empfindungsweise, die uns zu larmoyant bedünkt, wenn er von seinem „bedrückten Herzen" wünscht, daß „Musik es ihm erleichtere".

Immerhin aber sei Wilhelm Hosäus' „Kriemhild" mit Ehren unter den dramatischen Bestrebungen der Neuzeit genannt. Es liegt etwas von dramatischer Rasse darin.

10. Kaiser Otto der Dritte. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst Wichert. Königsberg, Selbstverlag des Verfassers. 1866.

Kaiser Otto III., das kaiserliche Wunderkind, das bereits im zweiundzwanzigsten Jahre starb, vergiftet von der Witwe des auf seinen Befehl zu Rom hingerichteten Crescentius, ist von jeher ein Liebling der Dichtung gewesen. Eine große Menge von Balladen und Romanzen feiern seine Jugend, seine Begeisterung für die Größe Roms, seine mächtigen Plane, sein frühes, rührendes Ende. Viel bewundert steht da das Klagelied, das August von Platen in seinem Geiste gesungen, und bekannt ist Julius Mosen's Tragödie. Neuerdings ist Wichert mit demselben Stoffe aufgetreten.

Der erste Act seines Trauerspiels zeigt Otto in siegender Herrlichkeit vor Rom, wohin Stephania, die Witwe des enthaupteten Crescentius, kommt, um, von ihrem Bruder Giovanni, Cardinal der römischen Kirche, und von Scipio, einem römischen Patricier, aufgestachelt, den deutschen Heldenjüngling zu ermorden. Seine Schönheit, sein Enthusiasmus für Rom besiegen indessen ihr Herz, und statt seine Mörderin zu werden, wird sie seine Geliebte.

Im zweiten Acte steht Otto auf dem Gipfel seines Glücks: er zieht als römischer Kaiser in Rom ein und erklärt Stephania zur künftigen Kaiserin der Welt. Heinrich, Herzog von Baiern, der ihn an Deutschland erinnert, ihn vor den Römern und seinen hochfliegenden Träumen warnt, indem er für sich selbst zuletzt um Otto's Schwester wirbt, wird schnöde und beleidigend abgewiesen.

Der dritte Act offenbart die Intriguen Giovanni's und Scipio's, wovon der eine Papst, der andere womöglich Herrscher von Rom werden will. Zu derselben Zeit kommen in das deutsche Lager vor Rom Abgesandte des Deutschen Reichs, das, empört darüber, Otto in Italien so lange säumen zu sehen, die Königskrone Heinrich übertragen lassen will. Otto, davon unterrichtet, erscheint, um Heinrich in die Acht und jenem Abgesandten zu erklären, daß er seinen Reichstag in Regensburg halten werde.

Im vierten Acte windet sich Otto ein wenig ernüchtert aus Stephania's Armen, um den Rosenkranz der Liebe mit dem Lorber des Ruhms zu vertauschen. Er will sich Sicilien erobern. Noch ehe es indeß dazu kommt, bricht die Verschwörung von Giovanni und Scipio aus, man überfällt den Imperator in seinem Palast, um ihn zu ermorden. Heinrich mit den herbeieilenden Deutschen rettet ihn und führt ihn aus dem aufständischen Rom.

Dies aufständische Rom soll nun im fünften Act gezüchtigt werden. Otto bestürmt es mit seinen deutschen Kriegern und erobert es. Giovanni, der Scipio schon hat umkommen lassen, um keinen Nebenbuhler zu finden, fällt im Kampf. Otto selbst aber erliegt am Tage des Siegs, von Stephania vergiftet, weil sie sich aufgegeben sieht. Otto, als er diese That erfährt, stößt sich den Dolch in die Brust. „Mich selbst vernichtend scheid' ich" — Stephania stirbt neben ihm, da sie ebenfalls und zu gleicher Zeit von dem Gift genossen.

Dies ist im Umriß gegeben das Stück, das, gut in der Diction, auch sonst ziemlich eben und abgefeilt erscheint, aber dabei zugleich etwas Karges in Inhalt und Sprache hat. Daß Giovanni und Scipio Stephania zum Morde Otto's aufstacheln, ist widerlich, da auch sie zu Zutritt zu dem Kaiser haben und also die That selbst verrichten könnten. Wollen sie sich aber dieser Frau als ihres Werkzeugs bedienen, so müßte dies in subtilerer Weise geschehen, als es hier der Fall ist. Die Umwandlung im Geist Stephania's geschieht jedenfalls zu schnell und müßte mehr motivirt sein. Die Motivirungen sind überhaupt eine schwache Seite des Stücks. Das Verfahren der Verschworenen, Otto's Abwenden von der Geliebten, ihre verbrecherische That, dies und manches andere tritt weder scharf noch klar in die dramatische Erscheinung. Die Hauptmomente sehen wie nicht fertig geworden aus, sie kommen nicht recht aus der Schale des Scenariums heraus. Für Otto selbst vor allen Dingen kann man kein rechtes Interesse gewinnen. Er hat allerdings Augenblicke der Größe und bedeutsame Aussprüche, wie etwa die folgenden:

> Mit Waffen zwingt man Länder,
> Doch mit Ideen Welten. — — — — —

Der Eindruck verzettelt sich, weil der Poet es nicht vermocht hat, volle, ganze Menschen zu schaffen. Ein Shakspeare hätte ein epochemachendes Drama in diesem „Anno" geliefert. Er hätte den Erzbischof markiger, mit den Farben eines Richard III., Franko mehr mit dem Geist und Hauch eines Coriolan ausgestattet. Die kecken Züge, die festen Striche fehlen. Die Handlung nimmt keinen rechten Aufschwung; sie wächst nicht in die Höhe, sie wuchert am Boden hin und schießt ins dramatische Kraut eigentlich nur da, wo sie sich auf realistisches Gebiet begibt. Die Volksscenen bieten ein volles, saftiges Leben, die Tafelscene zwischen Anno und den Bischof von Münster ist als ihr geglückt zu bezeichnen. Franko ist dagegen kein Held, der uns Theilnahme einflößt; sein Wesen steigert sich tragisch nicht, es bleibt immer zu ebener Erde, dramatisch genommen auf demselben Flecke. Gertrud entbehrt der poetischen Naturlaute. Ihr und des alten Hardfaust Tod ist der Tod am fünften Act, den schon Lessing getadelt. Es ist die reine Verlegenheit des Dichters, die diese Personen um das Leben bringt. Dramatische Nothwendigkeit hat ihr Ende nicht, wenigstens nicht in dieser Art.

Und hier stoßen wir auf einen zweiten Cardinalfehler der Tragödie: sie entbehrt, was wir schon bei Berührung der Handlung angedeutet, der künstlerischen Architektonik. Das Werk ist planlos übereinandergestülpt, zerfahren, ohne festen Unterbau und die nöthige Auswölbung. Das Ganze ist ein Riesenbau aus dramatischen Quadern, aber oft regellos und plump aufgeführt. Es mangelt der Styl. Das Stück ist hauptsächlich in der Anlage verfehlt, verräth trotzdem aber immerhin ein entschiedenes Talent.

Wie oft muß man misrathenen Arbeiten dies Anerkenntniß machen! Unsere Dramatiker laufen zu früh aus der Schule. Sie misachten das Handwerk in der Kunst, dessen sie doch nimmer entbehren kann. Die Folge ist, daß das bloße Handwerk so oft über die Kunst triumphirt.

Stadt Magdeburg. Ein Volksdrama in fünf Acten von Albert Türcke. Berlin, Stilke und van Muyden. 1866. 16. 1 Thlr.

kann als eine Arbeit gelten, in der sich ebenfalls dramatische Begabung bekundet, nur daß dieselbe auch hier noch nicht die rechte Bühnengewandtheit besitzt und zuweilen allzusam außer Rand und Band geht. Es fehlt dem Stück etwas wie eine dramaturgische Redaction und mit dieser die passende Ordnung, die gerade Richtung und das richtige Maß in den Verhältnissen. Es ist noch zu viel Ueberschwang, zu viel Wildniß in der Schöpfung. An manchen Stellen wuchert das dramatische Leben, an andern stockt es: die Ausgleichung mangelt. Es ist noch zu viel Zufall, zu viel blindes Belieben darin; der Autor beherrscht seinen Stoff noch nicht und vermag nicht, denselben nach den Regeln und Gesetzen der Kunst zum Ausdruck zu bringen. Er stürmt und poltert ihn heraus; er verpufft ihn. Es geht ihm wie manchem nicht talentirten Schauspieler, der in seiner Rolle zu hitzig ins Zeug geht und seine Kräfte bereits im Anlauf so erschöpft, daß er in den Hauptmomenten davon nichts mehr zur Verfügung hat.

Der erste Act zeigt uns zunächst das üppige Straßenleben Magdeburgs. Die Stadt ist reich, angesehen, mächtig; das Volk fühlt sich. Man jauchzt über das Auftreten Gustav Adolf's, man will von Wien und dem Katholicismus nichts wissen. Mitten in diesen Trouble kommt ein Jude, dem man aus bloßem Uebermuth zu Leibe geht und welchen nur Prinz Christian Wilhelm von Brandenburg, Administrator des Bisthums, vor Unbill schützt. Nachher sehen wir den Oberbürgermeister mit seinem Mädchen, seinem Käthchen, schäkern, um welche der reiche Kaufherr Güldenborn für seinen „Goldsohn" Fritz werben kommt: eine Werbung, die aber ohne den gewünschten Erfolg bleibt und in jener Patricierfamilie große Verbitterung erzeugt. Endlich treten wir ins Rathhaus, um einer Berathung beizuwohnen, in der entschieden werden soll, ob man es mit Tilly oder Gustav Adolf halten will. Gegen Güldenborn's und seines Freundes Säckler Meinung beschließt man letzteres.

Im zweiten Acte entspinnt sich eine herzliche Beziehung zwischen Käthchen und Dietrich von Falkenberg, dem Commandanten, den Gustav Adolf Magdeburg geschickt hat. Tilly entsendet einen Trompeter und fordert Uebergabe der Stadt. Da man dieses Ansinnen stolz und auf die Hülfe der Schweden bauend abweist, so erfolgt die Belagerung der Stadt durch die Armee der Liga.

Im dritten Acte ist die bedrängte Stadt schon in Noth; das Schwedenheer kann zum Entsatz nicht durchdringen; man hat den Juden abgeschickt, Gustav Adolf zu treiben; aber Levi ist in Tilly's Hände gefallen, der ihn vergeblich foltern läßt, um ihm Geständnisse zu erpressen. Inzwischen kommt Fritz Güldenborn, um, vom Vater beschwatzt und von Eifersucht und Rache getrieben, den Verräther zu machen. Er hat heimlich im Hause des sterbenden Oberbürgermeisters die Stadtschlüssel in Wachs abgedrückt und nachformen lassen. Dadurch bewerkstelligt und erleichtert er das Eindringen der Kaiserlichen.

Damit dieses ja recht ungestört erfolgen könne, gibt der alte Güldenborn im vierten Acte ein großes Banket, das alle Wachsamkeit in Lust und Wohlleben einwiegt.

Im fünften Acte erfolgt der Sturm auf Magdeburg und der Fall der Feste. Der alte Güldenborn, der alle seine Schätze zu sich gesteckt, kommt im Tumult um. Viele Edle fallen; auch Falkenberg und Katharina, die hier zu einer Jungfrau von Orleans wird. Vergebens hat Fritz Güldenborn sie retten wollen. Sie wünscht nichts, als den Tod ihres Geliebten zu theilen. Der Administrator wird gefangen und erschießt den Verräther, den halb tollen Fritz Güldenborn. Dies ist der Inhalt.

Die Exposition ist breit angelegt und ausgeführt. Das bunte, behäbige Leben Magdeburgs wird in lebhaften Volksscenen gezeigt. Die kaufmännische Wohllebenheit, Leichtfertigkeit, Hang zur Weltlichkeit auf der einen, und protestantischer Glaubenseifer, Muth und Enthusiasmus für die Sache der Reformation auf der andern Seite treten lebendig und drastisch genug in die Erscheinung;

der Kölner zur Folge, die, geführt von Franko, in die erzbischöfliche Pfalz eindringen, Willibert und den alten Sonnenberg ermorden, Anno aber erst zwingen, Zuflucht im Dom, dann aus diesem durch einen heimlichen Gang das Weite zu suchen.

Im dritten Acte kehrt Anno, der sich viel Anhang geworben und Köln mit Erstürmung bedroht, nach Abschluß einer Uebereinkunft in den Sitz seines Erzbisthums zurück. Franko, der sich inzwischen mit Gertrud vermählt, soll dieser Uebereinkunft gemäß sammt den andern Rädelsführern im Bußgewande vor dem Kirchenfürsten Abbitte thun. Er thut es, da er Anno's Heimtücke kennt und im voraus weiß, daß dieser sich an die stipulirten Bedingungen nicht kehren wird, mit Schmerz und in so beleidigender Weise für den Erzbischof, daß dieser ihn gefangen nehmen und blenden läßt. Mit Noth gewinnen er und Gertrud bei einem Bürger Kölns ein Unterkommen, da die eingeschüchterte Menge sich fürchtet, dem auf diese grausame Weise Gestraften ihre Theilnahme zu zeigen, Franko's Vater aber verbannt, ihr Eigenthum eingezogen worden ist.

Der vierte Act führt den König Heinrich in die Mauern von Köln. Erzürnt über das unbarmherzige Verfahren des Geistlichen, kommt er, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, den Kölnern Schutz zu geben. Aber schwach und wankelmüthig, wie Heinrich ist, läßt er sich von Anno's List und Ueberredungskunst beschwatzen und zieht ab, ohne etwas gethan zu haben. Die in ihren Hoffnungen betrogenen Bürger sammeln sich nun wieder um Franko und beschließen, den Erzbischof durch eine neue Revolution zu stürzen. Ehe dieselbe zum Ausbruch kommt, läßt Franko Gertrud aus Köln entfernen. Kaum ist dies geschehen, so wird Franko durch die Häscher Anno's aufgehoben, der inzwischen, von Gewissensbissen gepeinigt, Sehnsucht nach Gertrud empfindet und dieselbe von ihrem Gatten ausgeliefert erhalten will, was dieser jedoch zu thun verweigert, weil er sich an des Elenden Jammer weiden will.

Im fünften Acte ist Anno beinahe sterbend und immer nach Gertrud verlangend. Sie kommt, um für Franko zu bitten; Anno aber bleibt wider Erwarten hart; es empört ihn, daß sie jenen mehr liebt als ihn. Er befiehlt, den Gefangenen zu erdrosseln. In derselben Nacht aber, wo dieser Befehl ausgeführt werden soll, fühlt er sein Ende und er will sich mit der Welt versöhnen. Er gibt Gegenbefehl, aber zu spät, Franko ist bereits todt. Gertrud und der alte heimgekehrte Vater Hardfaust sterben aus Herzeleid über seiner Leiche; Anno verscheidet in Verzweiflung.

Schon aus dieser Inhaltsangabe wird man die Schwächen dieses Dramas zu erkennen im Stande sein. Erzbischof Anno ist keine klar und wirksam hingestellte Hauptfigur. Allerdings tritt der Zweck seines Handelns, seines politischen Handelns erkennbar genug hervor. Schon im Vorspiel sagt er:

Mich leiten Gründe, die vom Himmel sind.
Oft sagt' ich euch: gewalt'ge Zeiten nahen.
Es stieg ein Mann auf der Apostel Stuhl,
Der große Dinge unternehmen wird
Und eine neue Welt schafft, Papst Gregor.
Ein neuer Sonnengott im neuen Rom,
Wird er die Könige der Erde zügeln,
Daß sie gebändigt ziehn der Kirche Wagen.

Dieser Machtentfaltung der Kirche leistet er diesen Vorschub.

Der Fürsten Hochmuth und der Ritter Stolz,
Des Bürgers Rührigkeit, des Bauern Arbeit,
Und alle Einrichtungen, alle Thaten,
Die Erde wird der Schemel unsrer Füße,
Uns zinsen Fürst und Volk, uns dienen sie.
Dann senkt das Himmelreich sich in die Zeit.

Das ist sein Glaube, seine Zuversicht, in denen er handelt und mit denen er auch zunächst Köln den Fuß auf den Nacken setzt.

Es ist ein Hohn auf unsre heil'ge Zeit,
Daß Kirchenfürsten in den Städten wohnen
Und gelten kaum wie Gäste, statt zu herrschen.
Köln ist die erste Stadt im deutschen Land,
Die mächtigste, die trotzigste, die reichste.
Fiel' Köln, dann gäben sich die andern schnell,
Und seines besten Halts entgeht der König.
Drum muß ich deine Freiheit haben, Köln!
Und wär' sie fest ans Höllenthor geschmiedet,
Ich reiße sie an mich. Mir sollst du dienen!

Das ist deutlich gesprochen, und hätte der Dichter demnach verfahren, so müßte sich in Anno eine nicht nur sicher gezeichnete, sondern auch wirksame Figur ergeben haben. Anno, im Dienst der Kirche, alle weltliche Macht bekämpfend, wäre eine entschieden imposante Gestalt geworden, wenn der Verfasser sie knapper, fester nach diesem einen Punkte hin gehalten und in dieser Haltung zugleich ihr ihre tragische Schuld gegeben hätte. Leicht dürfte sich diese dadurch haben erzielen lassen, daß der Autor Gertrud zu Anno's eigener Tochter gemacht. Das ginge wohl zu motiviren. Sie könnte ein Kind der Liebe sein; auch hat ja eben erst Gregor, dessen Werkzeug Anno ist, die Ehelosigkeit der Priester eingeführt. Sie könnte vordem geboren sein. Wenn er nun in dem Kampfe für den Sieg der Kirche sich genöthigt sähe, das Herz seiner eigenen Tochter zu brechen, so wäre das ein Fatum, an dem er immerhin zu Grunde gehen könnte. Er müßte sich denn doch für fester, für gestählter angesehen haben, als er im Grunde und schließlich ist. An der unantastbaren Liebe zu seinem Kinde müßte er untergehen, er müßte untergehen am Zwiespalt zwischen Vater und Kirchenfürst, niedergeschmettert und verdammt von der frevelhaft unterdrückten Stimme der Natur.

Daß Gertrud nur eine Verwandte, ein Kind gewissermaßen seiner Laune ist, macht den Conflict nicht scharf und tragisch genug. Hier liegt ein Hauptverstoß in der Behandlung des Stoffs, der außerdem auch zu breit und nicht genug gegipfelt ist. Es sind frappante Momente im Stück, aber sie treten leider nicht mächtig genug hervor. Die Ueberrumpelung Anno's durch das stürmende Volk in seinem Palast, die Bußscene Franko's, die Unterredung zwischen Heinrich IV. und Anno sind groß gedacht und erfunden, aber nicht ebenso ausgeführt.

Der Eindruck verzettelt sich, weil der Poet es nicht vermocht hat, volle, ganze Menschen zu schaffen. Ein Shakspeare hätte ein epochemachendes Drama in diesem „Anno" geliefert. Er hätte den Erzbischof markiger, mit den Farben eines Richard III., Franko mehr mit dem Geist und Hauch eines Coriolan ausgestattet. Die kecken Züge, die festen Striche fehlen. Die Handlung nimmt keinen rechten Aufschwung; sie wächst nicht in die Höhe, sie wuchert am Boden hin und schießt ins dramatische Kraut eigentlich nur da, wo sie sich auf realistisches Gebiet begibt. Die Volksscenen bieten ein volles, saftiges Leben, die Tafelscene zwischen Anno und den Bischof von Münster ist als sehr geglückt zu bezeichnen. Franko ist dagegen kein Held, der uns Theilnahme einflößt; sein Wesen steigert sich tragisch nicht, es bleibt immer zu ebener Erde, dramatisch eigentlich auf demselben Flecke. Gertrud entbehrt der poetischen Naturlaute. Ihr und des alten Hardfaust Tod ist der Tod am fünften Act, den schon Lessing getadelt. Es ist die reine Verlegenheit des Dichters, die diese Personen um das Leben bringt. Dramatische Nothwendigkeit ist ihr Ende nicht, wenigstens nicht in dieser Art.

Und hier stoßen wir auf einen zweiten Cardinalfehler der Tragödie: sie entbehrt, was wir schon bei Berührung der Handlung angedeutet, der künstlerischen Architektonik. Das Werk ist planlos übereinandergestülpt, zerfahren, ohne festen Unterbau und die nöthige Auswölbung. Das Ganze ist ein Riesenbau aus dramatischen Quadern, aber nur regellos und plump aufgeführt. Es mangelt der Stil. Das Stück ist hauptsächlich in der Anlage versehen, verräth trotzdem aber immerhin ein entschiedenes Talent.

Wie oft muß man misrathenen Arbeiten dies Anerkenntniß machen! Unsere Dramatiker laufen zu früh aus der Schule. Sie misachten das Handwerk in der Kunst, dessen sie doch nimmer entbehren kann. Die Folge ist, daß das bloße Handwerk so oft über die Kunst triumphirt.

13. Stadt Magdeburg. Ein Volksdrama in fünf Acten von Albert Türcke. Berlin, Stilke und van Muyden. 1866. 16. 1 Thlr.

kann als eine Arbeit gelten, in der sich ebenfalls dramatische Begabung bekundet, nur daß dieselbe auch hier noch nicht die rechte Bühnengewandtheit besitzt und zuweilen gleichsam außer Rand und Band geht. Es fehlt dem Stück etwas wie eine dramaturgische Redaction und mit dieser die passende Ordnung, die gerade Richtung und das richtige Maß in den Verhältnissen. Es ist noch zu viel Ueberschwang, zu viel Wildniß in der Schöpfung. An manchen Stellen wuchert das dramatische Leben, an andern stockt es: die Ausgleichung mangelt. Es ist noch zu viel Zufall, zu viel blindes Belieben darin; der Autor beherrscht seinen Stoff noch nicht und vermag nicht, denselben nach den Regeln und Gesetzen der Kunst zum Austrag zu bringen. Er stürmt und poltert ihn heraus; er verpufft ihn. Es geht ihm wie manchem nicht talentlosen Schauspieler, der in seiner Rolle zu hitzig ins Zeug geht und seine Kräfte bereits im Anlauf so erschöpft, daß er in den Hauptmomenten davon nichts mehr zur Verfügung hat.

Der erste Act zeigt uns zunächst das üppige Straßenleben Magdeburgs. Die Stadt ist reich, angesehen, mächtig; das Volk fühlt sich. Man jauchzt über das Auftreten Gustav Adolf's, man will von Wien und dem Katholicismus nichts wissen. Mitten in diesen Trouble kommt ein Jude, dem man aus bloßem Uebermuth zu Leibe geht und welchen nur Prinz Christian Wilhelm von Brandenburg, Administrator des Bisthums, vor Unbill schützt. Nachher sehen wir den Oberbürgermeister mit seinem Mädchen, seinem Käthchen, schäkern, um welche der reiche Kaufherr Güldenborn für seinen „Goldsohn" Fritz werben kommt: eine Werbung, die aber ohne den gewünschten Erfolg bleibt und in jener Patricierfamilie große Verbitterung erzeugt. Endlich treten wir ins Rathhaus, um einer Berathung beizuwohnen, in der entschieden werden soll, ob man es mit Tilly oder Gustav Adolf halten will. Gegen Güldenborn's und seines Freundes Säckler Meinung beschließt man letzteres.

Im zweiten Acte entspinnt sich eine herzliche Beziehung zwischen Käthchen und Dietrich von Falkenberg, dem Commandanten, den Gustav Adolf Magdeburg geschickt hat. Tilly entsendet einen Trompeter und fordert Uebergabe der Stadt. Da man dieses Ansinnen stolz und auf die Hülfe der Schweden bauend abweist, so erfolgt die Belagerung der Stadt durch die Armee der Liga.

Im dritten Acte ist die bedrängte Stadt schon in Noth; das Schwedenheer kann zum Entsatz nicht durchdringen; man hat den Juden abgeschickt, Gustav Adolf zu treiben; aber Levi ist in Tilly's Hände gefallen, der ihn vergeblich foltern läßt, um ihm Geständnisse zu erpressen. Inzwischen kommt Fritz Güldenborn, um, vom Vater beschwatzt und von Eifersucht und Rache getrieben, den Verräther zu machen. Er hat heimlich im Hause des sterbenden Oberbürgermeisters die Stadtschlüssel in Wachs abgedrückt und nachformen lassen. Dadurch bewerkstelligt und erleichtert er das Eindringen der Kaiserlichen.

Damit dieses ja recht ungestört erfolgen könne, gibt der alte Güldenborn im vierten Acte ein großes Banket, das alle Wachsamkeit in Lust und Wohlleben einwiegt.

Im fünften Acte erfolgt der Sturm auf Magdeburg und der Fall der Feste. Der alte Güldenborn, der alle seine Schätze zu sich gesteckt, kommt im Tumult um. Viele Edle fallen; auch Falkenberg und Katharina, die hier zu einer Jungfrau von Orleans wird. Vergebens hat Fritz Güldenborn sie retten wollen. Sie wünscht nichts, als den Tod ihres Geliebten zu theilen. Der Administrator wird gefangen und erschießt den Verräther, den halb tollen Fritz Güldenborn. Dies ist der Inhalt.

Die Exposition ist breit angelegt und ausgeführt. Das bunte, behäbige Leben Magdeburgs wird in lebhaften Volksscenen gezeigt. Die kaufmännische Wohllebenheit, Leichtfertigkeit, Hang zur Weltlichkeit auf der einen, und protestantischer Glaubenseifer, Muth und Enthusiasmus für die Sache der Reformation auf der andern Seite treten lebendig und drastisch genug in die Erscheinung;

aber dies in die Erscheinung Treten ist zu wirrig, ohne rechte Abklärung, und vor allem ohne einige Hauptgestalten für Leser oder Zuschauer sympathisch daraus sich abheben zu lassen. Das Interesse spaltet sich, es concentrirt sich nicht. Dietrich von Falkenberg, Katharina, der Oberbürgermeister, Tilly, Fritz Güldenborn, die hervorragenden Figuren des Dramas und seine eigentlichen Träger, werden nicht, was sie werden müßten, wenn man sie sollte mit andauernder Theilnahme begleiten können. Der letztere, eine Art Brackenburg, ist allzu verwaschen und in seinem Ende doch von zu wenig dramatischem Ausdruck, um irgendwie fesselnd zu sein. Tilly verschwindet aus der Handlung, wo er gerade recht in ihr erscheinen sollte. Der Oberbürgermeister schleppt sich mit seinem Ende zu lange hin und schwächt dadurch die Wirkung seines Todes ab. Ueberhaupt ist es ein Misgriff, daß die Sterbenden nicht zu enden wissen, daß sie ihren Tod und den Eindruck desselben verzetteln. Namentlich thun das Katharina und Falkenberg. Sie hetzen und jagen sich förmlich mit ihrem Hinscheiden ab; sie nehmen zehnmal den Anlauf dazu, ehe sie damit zur Ausführung kommen. Das verschüttet namentlich den Erfolg des Ausgangs, der gleichsam gar nicht recht zu Stande kommt. Die Helden stehen sozusagen dem Schicksal nicht, sie balgen sich mit ihm herum. Das entzieht der Handlung alle Plastik der Situation, macht alles chaotisch und eindruckslos.

Am besten sind dem Verfasser die komischen oder verwerflichen Charaktere gelungen, die beiden reichen Kaufherren, Güldenborn Vater und Säckler, Wilhelm (Diener der Güldenborns), Barbara u. a. Das schändliche Gastmahl im Garten der Güldenborns, auf dem Magdeburg dem Feinde verrathen wird, gibt höchst ergötzliche Züge einer realistischen Ausführung. Geiz und Niedertracht werden hier recht frappant gezeichnet; und wenn nachher bei der Erstürmung Magdeburgs, mitten im höchsten Jammer und Elend, Barbara nur daran denkt, das Vogelbauer und andern nutzlosen Kleinkram zu retten, so ist auch das ein der kleinen Menschennatur glücklich abgelauschtes Moment. Dagegen verläßt den Dichter aller Schwung und alle Schöpferkraft in den Augenblicken, wo er die Größe und das Pathos der Geschichte zu erfassen die Aufgabe hat. Tilly's Entschluß, Magdeburg zu stürmen und zu vernichten, ist klein gedacht und vergegenwärtigt. Hier wird sogar die Sprache oft trivial oder lächerlich, wie da z. B., wo der Generalissimus des Kaisers von seiner Keuschheit spricht und die Lust am Weibe „das irdisch kleine Nachtlicht" nennt. Wenn Katharina den Schwedenkönig „des Vaterlandes guten Engel" heißt, so ist auch das eine banale Redensart, zum wenigsten in der Apostrophe der Begeisterung. Daß die Verzweiflung und Gewissensbisse Fritz Güldenborn's komisch klingen, wenn sie sich folgendermaßen ausdrücken:

Ein irrer Geist umschwebt den Todten hier!
Geldsäcke schleudert steinigend das Gespenst
Mir auf den Schädel! Ach, umsonst, der ist
Zu hart, und alle platzen goldnen Regens
Wie Feuerkugeln! — Willst nicht!? — Nun, so höre
Mich du, der du den Wurm im Staub vernimmst
Ihm zum Gericht: ich will wahnsinnig werden! —

wird man uns einräumen, ebenso daß die Verse ungeschickt und linkisch sind.

Die Prosa ist besser und besonders da, wo sie den Athem und die Farbe der Volkssprache annimmt. In solchen Stellen gewinnt sie nicht nur frisches Leben und vollen Ausdruck desselben, sondern zu zeiten auch geradezu überzeugende Wahrheit und zündende Kraft.

Alles in allem genommen, läßt sich, wie schon im Eingang zugestanden, dem Verfasser eine gewisse dramatische Befähigung nicht abstreiten, nur daß sich diese auf mehr bürgerliche Stoffe verlegen und nachhaltigst noch schulen muß.

Feodor Wehl.

Ein neuer Roman von Max Ring.

Ein verlorenes Geschlecht. Roman von Max Ring. Sechs Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Der vorliegende Roman von Max Ring ist jedenfalls das gelungenste und beste Werk dieses Autors. Die Handlung in demselben ist spannend, die Darstellung lebendig, die Localfarben sind getreu und der philosophische Chorus, welcher die Handlung begleitet, wenn auch nicht reich instrumentirt, doch von anziehender Wirkung.

Wenn man freilich dem Autor in sein Atelier folgt und den Roman in die Bestandtheile auseinandernimmt, aus denen er zusammengesetzt ist, so scheinen dieselben ziemlich heterogener Art und nur durch Geschick und Routine zu einer erträglichen Einheit zu verbinden. Auf der einen Seite die Schopenhauer'sche Philosophie, auf der andern ein crasser Familienroman, der in Oberschlesien spielt. Das waren die beiden Factoren, als deren Product das neue Werk von Max Ring vor uns steht.

Wir glauben nun zwar kaum, daß sich ein Schopenhauer'scher Philosoph de pur sang je nach dem aristokratischen und industriellen Oberschlesien verirrt hat, auch nicht als Mentor eines Fürsten. Gleichwol vertragen die oberschlesischen Zustände die Beleuchtung dieser pessimistischen Philosophie — und hierin liegt die höhere Rechtfertigung einer dem Anschein nach äußerlichen Zusammenschweißung.

Was sich aber schwerer rechtfertigen läßt, das ist die Bekehrung dieses Philosophen, der am Schluß aus seiner dickfelligen Schopenhauer'schen Haut herausschlüpft, um eine optimistische Jubelhymne anzustimmen. Unsere Romanschriftsteller haben zu ihrem Unglück meistens einen „missionären" Tic: sie fühlen sich nicht wohl, wenn sie nicht einen oder den andern ihrer Helden, den sie eigens zu diesem Zweck aus höchster Machtvollkommenheit creiren, ad absurdum führen können. Sie werfen dadurch auf ihre Schöpfungen den verderblichen Schein, als gäbe die dichterische Erfindung nur das Gerüste her für eine logische Argumentation, als wäre der eigentliche Kern ihres Werks eine grundgelehrte Dissertation, die sie nur in usum delphini poetisch eingekleidet und ausgeschmückt hätten.

Ein so sturm- und wetterfester Jünger Schopenhauer's,

wie unser Philosoph Enrico, läßt sich nicht so leicht bekehren, auch nicht durch einen sechsbändigen Roman, am wenigsten, wenn die Ereignisse, die er schaudernd miterlebt, ebenso viele Bestätigungen für seine düstere Weltanschauung sind.

Faust findet seinen Pudel im Trockenen; unser Fürst zieht seinen mephistophelischen Mentor aus dem Wasser. Der Philosoph Enrico Müller suchte die Nirwana in den Fluten der Seine, was er schon öfter gethan, aber nie mit Erfolg, indem ihn stets das buddhistische Mitleid wieder beim Schopfe faßte und in die endlosen Qualen der Welt- und Lebenswanderung, der Sansara, zurückriß. So geschah es auch in einer Wetternacht, daß der oberschlesische Fürst den fast Ertrinkenden aus den Fluten der Seine errettete. Die eigenthümliche äußere Erscheinung des Philosophen wird uns in der folgenden Weise beschrieben:

Man denke sich auf den magern schlotternden Körper eines Pierrot oder Pantalon den Kopf eines bedeutenden Denkers mit kahler, mächtig breiter Stirn, einer gebogenen Adlernase, mit klugen, aus den tiefen Höhlen hervorblitzenden, grellblauen Augen; dazu aber noch das spitze, vorspringende Kinn eines Nußknackers, die eingefallenen, abgezehrten Wangen eines verkommenen Hungerleiders, den Schnurr- und Spitzbart eines Don Quixote von röthlich blonder Farbe und so lückenhaft, als hätte er eine Zeit lang auf dem Leihamte zum Versatz gelegen und wäre dort von den Motten beschädigt worden — und man wird das Bild des seltsamsten Menschenkindes haben, das dem Fürsten halb Clown, halb Philosoph erschien und unwillkürlich an die oft geistreichen Hofnarren früherer Jahrhunderte erinnerte.

Im Schlafrock, bei einer Tasse Thee setzt der gerettete Denker alsbald dem Fürsten die Quintessenz seiner Weisheit, das heißt der Schopenhauer'schen Philosophie auseinander und zwar meistens mit des Meisters eigenen Worten. Gegen die Treue und Correctheit dieses Verfahrens läßt sich nichts einwenden; doch glauben wir, daß der Jünger besser daran gethan hätte, nicht so blind in verba magistri zu schwören, sondern dem philosophischen Amalgam einen stärkern Beisatz eigener Originalität zu geben. Oder wollte Max Ring damit andeuten, daß das Angelernte, Angeeignete, das immer eine bedenkliche Aehnlichkeit mit dem Angeflogenen behält, sich auch gelegentlich wieder abstreifen läßt, und so die Bekehrung am Schluß schon von Anfang an motiviren?

Weiterhin offenbart sich Enrico Müller auch als ein kühner Financier, der sich nicht nur getraut, die österreichische Staatsschuld in wenigen Jahren ohne besondere Opfer zu tilgen, sondern auch jede Farobank zu sprengen und stets zu gewinnen. Diese energische Art, ins Leben einzugreifen, paßt zwar nicht zu der ascetischen Resignation der Schopenhauer'schen Philosophie, kann aber doch als eine lebenswahre Inconsequenz erscheinen bei einem durch das principium individuationis ins Leben gesetzten Anhänger derselben. Jedenfalls verschaffte ihm die Kühnheit seiner Combinationen in Bezug auf das Hazardspiel die besondere Gunst des Fürsten, der von seinen Talenten an der Bank in Wiesbaden Nutzen zu ziehen suchte. Wie unser Schopenhauerianer noch im zweiten Bande des Romans über das industrielle Streben der Neuzeit denkt, das beweist die Rede, welche derselbe in einem Abendcirkel unter lauter Vertretern der neuen goldenen Aera hält.

Unsere Zeit — spottete Enrico Müller — baut lieber Fabriken und Eisenbahnen, als Kirchen und Dome, für welche der nüchternen, glaubens- und poesielosen Gegenwart der Sinn fehlt. Ich kenne nichts Traurigeres als diese Industriekasernen mit ihren endlosen Fenstern und die Atmosphäre verdunkelnden, die Luft verpestenden Rauchfängen; nichts Langweiligeres als diese geradlinigen Schienenwege, auf denen die keuchende Locomotive die armen Passagiere ohne Ruhe und Rast fortschleppt. Die ganze Menschheit befindet sich jetzt gleichsam auf einer fortwährenden Wanderung, auf einer Hetzjagd nach Gewinst und materiellen Gütern, oder nach Vergnügungen und Zerstreuungen, wobei einer den andern zu überholen sucht und keiner nur eine Minute verweilt, um dem zusammenstürzenden Nachbar die Hand zu reichen. Ich bin zwar kein Freund des Mittelalters mit seinem Faustrecht und seiner privilegirten Räuberei, seinen Kaisern und seinen Päpsten, seinen groben Rittern und seinen feisten Pfaffen, seinen Minnesängern und übersinnlichen Frauen; aber all das Volk ist noch tausendmal amusanter und mir weit lieber als unser schacherndes, feilschendes, jammervolles Börsenvolk, dieses elende Mäkler-, Fixer- und Jobbergeschlecht, diese Krämer, Speculanten und Materialisten, welche dem Teufel nicht für Macht, Wissen oder Sinnenlust, sondern um schnöden Mammon ihre Seele verschreiben, die jedoch selbst dem Satan noch zu schlecht dünkt.

Unser Philosoph verstrickt sich immer tiefer in die Verlockungen der Sansara; er entbrennt in leidenschaftlicher Liebe zur schönen Judith, der Geliebten des Fürsten, die ihn ihrer Freundschaft würdigt. Obgleich das System des Philosophen sich an der Bank nicht stichhaltig bewiesen hatte, nimmt ihn doch der Fürst mit nach Oberschlesien, als er durch eine schwere Erkrankung seiner Mutter dorthin berufen wird.

Was nun unser Philosoph in Schlesien erlebte, das scheint allerdings dazu angethan, ihn in seiner Weltanschauung auf das äußerste zu bestärken. Familienzerrüttung und Familiengreuel jeder Art, die Noth und das Elend des Volks, der tragische Selbstmord der schönen Judith — kann sich eine größere Summe von Ereignissen anhäufen, welche für den Schopenhauer'schen Pessimismus beweiskräftig sind? Gleichwol läßt sich Enrico nach allen diesen Erlebnissen und nachdem es ihm selbst schlecht genug ergangen ist, nachdem er im Kerker gesessen hatte und nur durch ein Wunder befreit worden war, dennoch zu einer andern Weltanschauung bekehren. Der Umgang mit Gibson, einem edeln Charakter, dem Vertreter der Arbeit, Pflicht und Entsagung, eine organisatorische Thätigkeit, welche die Schäden des oberschlesischen Proletariats in aufopfernder Weise zu heilen und die materielle Verbesserung für die Zukunft anzubahnen sucht, bestimmen ihn allmählich dazu, seine Lehre der Verzweiflung aufzugeben. Die großartige Bethätigung der Menschenliebe, die sich in allen Schichten der Gesellschaft zeigt, triumphirt über sein philosophisches Credo. Ohne Frage hat es sich der Autor mit dieser Bekehrung allzu bequem gemacht; er braucht dazu nur ein einziges Kapitel. Noch ein paar Seiten vorher wandelt Enrico im Inferno seines Systems bei vollkommenster dantesker Höllenbeleuch-

tung, blasphemirt über den Glauben an eine gütige Vorsehung:

Was haben diese armen, elenden Menschen verschuldet, daß sie verhungern, verkommen und dahinsiechen, eine Beute des grauenvollsten Todes? Doch was frage ich? Sie tragen nur die Schuld des Daseins und büßen für den sündhaften Lebensdrang.... Und ist diese Welt etwas Besseres werth, müssen wir nicht, die wir den Schleier der Maja gelüftet und in den Abgrund dieser Hölle geblickt, wünschen, daß sie früher oder später untergeht? Was bleibt uns übrig, als das Bestehende zu verneinen, uns schaudernd abzuwenden von dem verwirrten, qualvollen Treiben der verruchten Welt? Nur in der Flucht finden wir Rettung, nur in der vollständigen Resignation die Erlösung.

Und einige Seiten nachher befindet sich Enrico schon im Paradiso und wandelt ungestraft unter den Palmen des Optimismus, den sein Herr und Meister eine „ruchlose Gesinnung" nennt:

Die Liebe hat gesiegt, sie hat auch mich gerettet und befreit. Fortan will ich nur auf Ihre Stimme hören und mich wie Sie dem Dienste der leidenden Menschheit weihen. Die Philosophie der Verzweiflung ist für mich abgethan, auch ich habe ihren wunden Fleck erkannt. Sie ist thatenlos und unfruchtbar, darum finde ich sie verwerflich. Nur die Weisheit, welche aus der Liebe entspringt und uns lieben lehrt, ist die einzig wahre und vollkommene.

Ja der dämonische Pudel Enrico ist am Schlusse so gut dressirt, daß er seinem Autor die Moral des ganzen Romans apportirt: „Die Leiden und die Noth des Lebens sind unvermeidlich, aber Arbeit und Liebe helfen sie uns tragen, sie sind die Erlöser der Menschheit, welche unaufhaltsam ihrem Ziele, dem geistigen und materiellen Wohl aller, entgegenschreitet."

Uns will scheinen, der Autor hätte besser gethan, seinen hartgesottenen Cyniker in seiner Schale stecken zu lassen und ihn nicht am Schlusse zu Nutz und Frommen des großen Publikums zu erweichen, wobei wir übrigens bemerken, daß die Bethätigung praktischen Mitleids gar nicht im Widerspruch steht mit der Schopenhauer'schen Philosophie der Verzweiflung, sondern einen den Grundlehren des Buddhismus entnommenen Bestandtheil derselben bildet. Auf der andern Seite ist die Verquickung der Schopenhauer'schen Philosophie mit der Handlung des Werks doch eine äußerliche geblieben, wie denn überhaupt unsere Romanschriftsteller das Gesetz des künstlerischen Organismus, daß der Gedanke ohne Rest in dem Kunstwerk selbst aufgehe, nicht anzuerkennen pflegen. Die Tendenz bildet bei ihnen eine Art von Grundwasser, das hier und dort hervorquillt und sich selbstgefällig in breiten Strömen neben der eigentlichen Handlung ergießt.

Was diese selbst betrifft, so liegt ihr eine in Oberschlesien bekannte Thatsache zu Grunde, die Ermordung der Fürstin Sulkowsky auf Anstiften ihres Sohnes. Um diesen Muttermord, der in seiner crassen Thatsächlichkeit etwas Empörendes hat, in das Licht einer Orestie zu heben, läßt Max Ring die Mutter selbst schon am Anfang des Romans als eine Verbrecherin erscheinen, welche die jugendliche Gattin des Sohnes vergiftet hat. Auch die Geliebte des Sohnes, jene schöne Judith, die ihm von Paris aus gefolgt, eine „der verlorenen Seelen", die durch eine hingebende Liebe geläutert werden, wird durch die strenge Mutter in den Tod getrieben. Ein Reitgertenschlag ins Gesicht der liederlichen Dirne genügt, um diese zu dem verzweifelten Entschluß des Selbstmordes zu bewegen. Die tyrannische Herrschaft der Mutter, ihre fortwährenden Eingriffe in das innerste Leben des Sohnes, der ganze Charakter des letztern in seinem genußsüchtigen Egoismus und seiner innersten Haltlosigkeit — das ist alles von dem Dichter mit psychologischer Schärfe gezeichnet und zusammengefügt, um die grelle That des Muttermordes nicht urplötzlich wie ein unheimliches Gespenst aus dem Boden emporwachsen zu lassen, sondern als die letzte wohlmotivirte Folge nach einer Reihe von düstern Verwickelungen hinzustellen. Was aber besonders rühmend hervorzuheben ist, das ist die entsprechende Beleuchtung und Stimmung, in welche diese letzten Scenen gerückt sind und die für das dichterische Nachempfinden von nicht geringerer Bedeutung sind als die logische und psychologische Verkettung der Ereignisse. Denn bei jeder Handlung, die wir in ihre Motive auseinandernehmen, bleibt neben den klar erfaßbaren Bestimmungsgründen noch immer ein unsagbarer Rest, der aus jenen traumhaft über den Menschen kommenden Stimmungen hervorgeht. Der Criminalist braucht sich um diese nicht zu kümmern, der Moralist kümmert sich in der Regel nicht um sie; aber der Dichter hat das Recht und die Pflicht, auch in jene tiefern Geheimnisse der Seele das psychologische Senkblei zu werfen und jene unklar, aber doch mächtig wirkende Traumwelt des Gemüths zu erfassen, welche oft die Brutstätte verhängnißvoller Thaten ist. Wenn wir den Fürsten in den Armen einer Buhlerin auf dem Brandfeld sehen, in den Händen eines zerrütteten und gewinnsüchtigen Proletariats, in jener unheimlichen Beleuchtung einer gleichsam durch die menschliche Thätigkeit verkümmerten Natur: so begreifen wir eher, wie der furchtbare Entschluß in seiner Seele Wurzel fassen, wie aus dieser Verwüstung und Verwilderung des Daseins die entsetzliche That hervorgehen konnte.

Sinnreich entworfen und künstlerisch gehalten ist der Gegensatz der beiden Brüder. Der ältere, der eigentliche Majoratserbe, gegen den der Held des Romans, der jüngere Fürst, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln intriguirt, vertritt die antiaristokratische Lebensauffassung, welche volle Befriedigung nicht in der harmonischen Existenz und glänzenden Hinstellung der eigenen Persönlichkeit sucht, sondern in der Arbeit und in dem Bestreben, den Mitmenschen zu dienen. Unter dem schlichten Namen Gibson ist er als Director der Gruben eines reichen Privatmanns angestellt und macht sich um die Hebung der Industrie und des Loses der Arbeiter verdient. Sein Glaubensbekenntniß spricht er in einem Briefe an einen amerikanischen Freund mit den folgenden Worten aus:

Die alten Kräfte, Gedanken und Einrichtungen haben sich vollkommen überlebt und abgenutzt; sie sind dem Untergange unwiderruflich verfallen. Nur ihre Formen behaupten sich noch, während der Geist längst aus ihnen entwichen ist. Das aber ist der Grund der allgemeinen Lüge, woran unsere Zeit vor allem krankt. Der Schein ist an die Stelle des Wesens getreten und die absterbende Welt heuchelt noch eine trügerische

Gebrauch des vollen Dreiklangs bei den Griechen nachzuweisen, immer nur zu einem hypothetischen Resultat. Ein Beispiel der Ausführung findet sich S. 29, wo auf dem Grundton F unter Mitbenutzung von Nebenscalen und Combination zweier Stellen aus Plato und Aristoteles das A und C construirt wird, aber nur als instrumentaler Beiklang, nicht im Chorgesang. Nähere Mittheilungen über die kühne und gelehrte Exegese des Verfassers zu machen, sind wir freilich den Lesern d. Bl. gegenüber außer Stande. Die antike Musik hat ja für die moderne Welt nur ein philologisches Interesse.

Nach Angabe der Verlagshandlung hat das Erscheinen der zweiten Abtheilung infolge einer erst nach der Ausgabe der ersten Abtheilung bekannt gewordenen höchst werthvollen Entdeckung auf dem Gebiete der mittelalterlichen Musikquellen vertagt werden müssen. Statt dessen sind eine dritte Abtheilung erschienen. „Plutarch über die Musik" enthält circa 30 Seiten griechischen und 95 Seiten deutschen Text, nämlich des Textes Ueberlieferung, Inhalt und Quellen, hierauf die deutsche Uebersetzung und zuletzt Erläuterungen, welche aber blos bis S. 9 des griechischen Textes reichen. Als Plutarch's Quellen figuriren Aristoxenus (333 v. Chr.), Heraklides Ponticus (350 v. Chr.), Auszüge unbekannter Schriften und Plutarch selbst.

Die noch ausstehende zweite Abtheilung soll enthalten: die chorische und scenische Musik der altclassischen Periode; die alte nachclassische Musik; die Musik der Byzantiner; die Musik des orientalischen Mittelalters; die Musik der Araber.

Der Verfasser räumt selbst ein, daß das von ihm Vorgetragene der Modification und Berichtigung bedürfen wird, und wünscht, daß solche Berichtigungen dem Gegenstande im großen Maße zutheil werden mögen. „Es wird aber auch jeder", fährt er fort, „dem der Gegenstand nicht gänzlich fremd ist, gern zugestehen, daß der Verfasser hier zum ersten male den aus den alten Quellen zu entnehmenden Boden für eine antike Musikgeschichte wiedergewonnen hat, und daß die Aufgabe, eine Geschichte der alten Musik zu liefern, in diesem Buche zum ersten male gelöst ist." 32.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Von der von Ferdinand Gregorovius herausgegebenen Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" (Stuttgart, Cotta, 67) ist der sechste Band erschienen, welcher die Geschichte Roms im 14. Jahrhundert enthält und auch die interessanteste Episode dieses Zeitalters, die Geschichte Cola Rienzi's, darstellt.

Von dem Werke Karl von Scherzer's „Statistisch-commerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, unternommen an Bord der österreichischen Fregatte Novara in den Jahren 57—59", ist eine zweite verbesserte und mit den neuesten statistischen Daten ergänzte Auflage (Leipzig, Brockhaus, 1867) in einem bedeutend wohlfeilern Preise, als die erste Auflage in Stuttgart hatte, erschienen.

Das siebente Bändchen der „Collection of German authors" (Leipzig, B. Tauchnitz) enthält in englischer Uebersetzung: „Arrabiata und andere Erzählungen" von Paul Heyse.

Von den Geschichten von Karl Neumann-Strela: „Mit dem Zopf" (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1868) ist eine neue Auflage erschienen.

Das dritte Heft der „Dramatischen Dichtungen" von Alexander Rost" (Weimar, Panse) enthält das Schauspiel: „Landgraf Philipp mit der gebissenen Wange."

Die vierte Lieferung der Friedrich Precht'schen „Lessingerie" (Leipzig, Brockhaus, 1867) beschäftigt sich ausschließlich mit „Minna von Barnhelm". Man darf sagen, daß dem Dichter diese Porträts trefflich gelungen sind. Wie charaktervoll und treuherzig zugleich ist der Kopf von Tellheim! Dasselbe gilt von Just, Franziska, dem Wirth und Riccaut de la Marlinière — Köpfe, welche der darstellenden Kunst als Vorbild dienen können.

Die Krisis des wiener Burgtheaters hat nun zum Resultat doch den Rücktritt Heinrich Laube's gehabt. Der berufene Generalintendant, Friedrich Halm, der es nach seinem dichterischen Rufe schuldig ist, auch in die künstlerische Leitung der Bühne einzugreifen, nimmt einen wesentlichen Theil der Befugnisse in Anspruch, welche Laube 17 Jahre lang auf Grund seines Anstellungsdecrets ausgeübt hat. Laube's Wirksamkeit am wiener Burgtheater verdient einen ehrenden Nachruf; er hat dies Institut, das vor ihm einer etwas blassen und verschwommenen Romantik huldigte, mit modernem Geiste durchdrungen. Wol mag man tadeln, daß er in diesem Streben allzu sehr der französischen und realistischen Richtung gehuldigt — seine Verdienste, die Energie seiner Bühnenleitung, die mannhafte Unerschrockenheit, mit der er seine Principien vertrat, bleiben unangefochten. Daß die darstellenden Kräfte im ganzen eine geringere Summe des Talents vertreten, als zur Zeit, wo Laube die Direction übernahm, ist nicht seine Schuld, sondern die Schuld einer Zeit, in welcher namentlich die Tragöden, die Träger heroischer Rollen, auszusterben drohen.

Bibliographie.

Bartsch, K., Der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile. Beitrag zur vergleichenden Metrik. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 16 Ngr.

Appius Claudius. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Winterthur. 8. 12 Ngr.

Die jüngstlichen Ereignisse in Mexico von einem Augenzeugen. Bremen, Geisler. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Fall Otto vor dem Schwurgericht zu Halle, verhandelt am 27. Mai 1867. (Von H. Meyer.) Halle, Pfeffer. 8. 10 Ngr.

Fick, C. F., Kleine Mittheilungen aus Kiel's Vergangenheit. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 20 Ngr.

Junius' Briefe. Stat nominis umbra. Deutsch von A. Ruge. 3te durchaus berichtigte Auflage. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

De plattdütsche Klabderadatsch. En Sammlung van Vertälleres, Dönkes, Lebches, Rimkes un Sprökches in allerhand Mondarte un Sprochwiese zom Lache. Mülheim a. d. R., Bagel. 8. 7½ Ngr.

König, C. A., Aus dem Heirathsbüreau auf die Brautschau. Erlebnisse eines Weinreisenden bei den heirathslustigen Töchtern des Landes. Mülheim a. d. R., Bagel. Gr. 16. 10 Ngr.

Mohl, M., Mahnruf zur Bewahrung Süddeutschlands vor den äußersten Gefahren. Eine Denkschrift für die süddeutschen Volksvertreter. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 22 Ngr.

Moltke, M., Norddeutsches Reichsbürgerbüchlein. Ausgabe für Sachsen. Halle, Schwabe. 32. 5 Ngr.

Moor, C. v., Billigheim. Beitrag zur Geschichte der Pfalz. Landau, Kaußler. 8. 9 Ngr.

Paris al Fresco. Von R. B. Berlin, Janke. 1868. Br. 8. 10 Ngr.

Peters, A., Germania im Herbst 1866. Zeitgedicht. Leipzig, Friese. 8. 7½ Ngr.

Johann Michael von Sailer, Bischof von Regensburg. Eine Lebensskizze. Freising, Datterer. Gr. 8. 6 Ngr.

Werner, C., Ueber Wesen und Begriff der Menschenseele. Eine philosophisch-kritische Abhandlung. 2te verbesserte Auflage. Brixen, Theolog. Verlags-Anst. 1868. Gr. 8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

wurde auch nach und nach der Boden theilweise verglast und in Schlacken umgeschmolzen. Risse und Sprünge durchfurchten die geborstene Erde, welche an manchen Stellen eingesunken war. Mit der Zeit hatten sich hier größere und kleinere Gruben, Löcher und selbst Höhlen gebildet, die zum Theil mit Wasser angefüllt waren. Diese Beschaffenheit des Erdreichs, die ganze trostlose Oede der vulkanischen Natur verliehen dem bekannten Brandfeld ein überaus wüstes und unheimliches Aussehen, sodaß es nur selten von einem Menschenfuß betreten und von den abergläubischen Landleuten soviel als möglich gemieden wurde.

Ueber dies Brandfeld reitet der Fürst:

Es war eine böse Nacht, der Himmel mit schweren Wolken bedeckt, welche der Wind in wüthender Eile wie die Wilde Jagd vor sich hintrieb. Rastlos, gespenstisch flog das phantastische Heer dunkler Ungethüme, schwarzer Drachen, Schlangen und Gewürm, kopfloser Riesen und verzerrter Teufelsfratzen, ein unübersehbarer Zug, an der bleichen Mondscheibe vorüber, sie bald verhüllend, bald wieder sie hell aufleuchten lassend. Der schnelle Wechsel von Licht und Schatten, das Stürmen und Treiben fort und fort eilenden Gewölks, die wilde Hast und das Heulen des hinterdrein jagenden Windes steigerten nur noch den unheimlichen Eindruck des verrufenen Brandfeldes. Aus dem Boden schlugen, von dem stärkern Luftzug angefacht, fußhoch die unterirdischen Flammen empor und beleuchteten mit ihrer rothen Glut die trostlose Zerstörung der vulkanischen Natur; die wüsten Trümmer und das verglaste weiße Gestein lagen über dem Erdreich wie bleiche Knochen und Gerippe ausgestreut. Ab und zu, wenn der Sturm stärker wurde, erlosch die aufschlagende Lohe unerwartet, und auf die blendende Helle folgte plötzlich eine tiefe, nächtige Dunkelheit. Dann brach am Himmel aus dem schwarzen Gewölk wieder der Mond hervor und goß sein dämmerndes Licht über die zerrissene Gegend. Der aus der Tiefe aufsteigende Nebel und die aus Spalten und Rissen hervordringenden Rauchwolken führten dazu einen gespenstigen Reigen auf. Das kochte und brodelte, quirlte und wogte auf und nieder, ballte und verschlang sich zu einem bangen, beängstigenden Traume. Die unbestimmten Schatten nahmen mit Hülfe der magischen Beleuchtung und der erhitzten Phantasie bestimmte Formen und Gestalten an. Bald drohte aus dem wallenden Nebel die finstere Erscheinung eines Mannes mit ernsten Mienen und warnend ausgestreckter Hand, der die bekannten Züge des gefürchteten Gibson trug, bald huschte an dem Fürsten ein bleiches Weib mit schönem verlockendem Gesicht vorüber, ihn traurig anblickend, während das rothe Blut von der weißen Stirn herabrieselte. „Judith!" schrie er in furchtbarster Erregung auf. Von Grausen erfaßt, gab er seinem Pferde die Sporen, um dem nächtigen Spuk so schnell als möglich zu enteilen. Aber hinter ihm drein zogen und wogten die gespenstischen Schatten, glaubte er bald ein schmerzliches Seufzen, bald ein höhnisches Kichern im heulenden Sturme zu vernehmen.

Die Darstellungsweise von Max Ring ist, wie diese Proben beweisen, phantasievoll und fließend. Hin und wieder nähert sich wol der Ausdruck allzu sehr dem alltäglich Belletristischen; dafür ist auch jede falsche vornehme Manier vollkommen vermieden. Außerdem hat der Roman den großen Vorzug, daß er durchweg spannt — ein Vorzug, welcher keineswegs ein zufälliger, sondern ein der Dichtgattung selbst wesentlicher ist, dessen Mangel sich durch keine Declamationen, Geistreichigkeiten, Salonconversationen und andern derartigen Aufputz ersetzen läßt.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der Musik.

Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik. Von Rudolf Westphal. Erste Abtheilung. Breslau, Leuckart. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr. — Dasselbe. Dritte Abtheilung: Plutarch über die Musik. Breslau, Leuckart. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die vorliegende Bearbeitung der alten Musikgeschichte — sagt der Verfasser in der Vorrede — hat sich die Aufgabe gestellt, alle jene Thatsachen aus der Schrift des Plutarch ans Licht zu ziehen und sie mit demjenigen, was wir aus der übrigen musikalischen Literatur der Alten und aus den einzelnen auf uns gekommenen Musikresten erschließen können, zu vereinigen. Diese Arbeit war bisher noch nicht unternommen worden. Der Verfasser selber hielt damals, als er die griechische Harmonik ausarbeitete, eine solche historische Darstellung nicht für möglich, und erst nachdem er mit dem Abschlusse jenes Buchs zum Verständniß des von Aristoxenus und Ptolemäus aufgestellten Systems der antiken Musik gelangt war, hat er an diese historisch chronologische Darstellung Hand anlegen und zugleich das in jener frühern Arbeit nicht vollständig und nicht richtig Erfaßte in einer ihm genügenden Weise verbessern können. Der Standpunkt, worauf beide Schriften stehen, mußte im ganzen und großen natürlich derselbe bleiben, aber im einzelnen wird der Leser in jener Darstellung des antiken Systems nur wenig von demjenigen finden, was die gegenwärtige historische Arbeit enthält. Sogar die Auffassung der antiken Tonarten in ihrer harmonischen Bedeutung hat mehrfach eine andere werden müssen, namentlich was die mixolydische Tonart betrifft, in welcher der Verfasser durch Hinzunahme eines ihm früher entgangenen Musikrestes bei Anonymus, sowie durch das endliche Verständniß einer schwierigen Stelle im Buche des Plutarch nunmehr eine in der Terz schließende Dur-Tonart erkannt hat. Im höchsten Grade ergiebig sind, wenn der Verfasser sich nicht irrt, zwei weitere Musikreste bei Anonymus geworden, welche so deutlich nicht als Melodien, sondern als zwei antike Begleitungen — wir würden etwa sagen können: als zwei antike Bässe — ergeben. Ueber die Vorliebe der Alten für die Benutzung der Terz wird nunmehr bei keinem ein Zweifel obwalten können und die ganze Weise der Harmonisirung erscheint jetzt unserer modernen Manier viel näher und verwandter, als man jemals geahnt haben würde.

Die Einrichtung des Geschichtsbuchs ist folgende: 1) „Uebersicht der Theorie der antiken Musik"; 2) „Die monodische Lyrik und die Instrumentalmusik der Griechen" (Perpander und die kitherodische Nomos, Klonas und die alte Anlodik, der Propos spondeiazon, Archilochus, Olympus); 3) „Die Monodik und Instrumentalmusik von Polymnastus bis Phrynis" (die zweite musikalische Katastase, Tonarten der Anloi und Saiteninstrumente, Tonlage und Tonumfang, Tongeschlechter). Die Geschichte der alten Musik, sagt der Verfasser, zerfällt in zwei große Abschnitte, deren Grenzscheide das Ende des dritten vorchristlichen Jahrhunderts bildet. Die erste Periode ist die der schöpferischen Kunst, die zweite die der Kunsttheorie, die der im Laufe der Jahrhunderte immer mehr welkenden Nachblüte der Kunst zur Seite geht. Was wir von der schönen Thätigkeit der ersten Periode wissen, verdanken wir dem Sammelfleiß der zweiten Periode, und es wird unmöglich für uns sein, der Bewegung des frühern Kunstlebens zu folgen, wenn wir nicht einigermaßen mit der von den spätern Theoretikern aufgestellten Doctrin vertraut sind. Freilich gelangt der Verfasser bei seinen Bemühungen, die

Gebrauch des vollen Dreiklangs bei den Griechen nachzuweisen, immer nur zu einem hypothetischen Resultat. Ein Beispiel der Ausführung findet sich S. 29, wo auf dem Grundton F unter Mitbenutzung von Nebenscalen und Combination zweier Stellen aus Plato und Aristoteles das A und C construirt wird, aber nur als instrumentaler Beiklang, nicht im Chorgesang. Nähere Mittheilungen über die kühne und gelehrte Exegese des Verfassers zu machen, sind wir freilich den Lesern d. Bl. gegenüber außer Stande. Die antike Musik hat ja für die moderne Welt nur ein philologisches Interesse.

Nach Angabe der Verlagshandlung hat das Erscheinen der zweiten Abtheilung infolge einer erst nach der Ausgabe der ersten Abtheilung bekannt gewordenen höchst werthvollen Entdeckung auf dem Gebiete der mittelalterlichen Musikquellen vertagt werden müssen. Statt dessen ist eine dritte Abtheilung erschienen. „Plutarch über die Musik" enthält circa 30 Seiten griechischen und 95 Seiten deutschen Text, nämlich des Textes Ueberlieferung, Inhalt und Quellen, hierauf die deutsche Uebersetzung und zuletzt Erläuterungen, welche aber blos bis S. 9 des griechischen Textes reichen. Als Plutarch's Quellen figuriren Aristoxenus (333 v. Chr.), Heraklides Ponticus (350 v. Chr.), Auszüge unbekannter Schriften und Plutarch selbst.

Die noch ausstehende zweite Abtheilung soll enthalten: die chorische und scenische Musik der altclassischen Periode; die alte nachclassische Musik; die Musik der Byzantiner; die Musik des orientalischen Mittelalters; die Musik der Araber.

Der Verfasser räumt selbst ein, daß das von ihm Vorgetragene der Modification und Berichtigung bedürfen wird, und wünscht, daß solche Berichtigungen dem Gegenstande im großen Maße zutheil werden mögen. „Es wird aber auch jeder", fährt er fort, „dem der Gegenstand nicht gänzlich fremd ist, gern zugestehen, daß der Verfasser hier zum ersten male den aus den alten Quellen zu entnehmenden Boden für eine antike Musikgeschichte wiedergewonnen hat, und daß die Aufgabe, eine Geschichte der alten Musik zu liefern, in diesem Buche zum ersten male gelöst ist." 32.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Von der von Ferdinand Gregorovius herausgegebenen „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" (Stuttgart, Cotta, 1867) ist der sechste Band erschienen, welcher die Geschichte Roms im 14. Jahrhundert enthält und auch die interessanteste Episode dieses Zeitalters, die Geschichte Cola Rienzi's, darstellt.

Von dem Werke Karl von Scherzer's „Statistisch-commerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, unternommen an Bord der österreichischen Fregatte Novara in den Jahren 1857—59", ist eine zweite verbesserte und mit den neuesten statistischen Daten ergänzte Auflage (Leipzig, Brockhaus, 1867) in einem bedeutend wohlfeilern Preise, als die erste Auflage in Quart hatte, erschienen.

Das siebente Bändchen der „Collection of German authors" (Leipzig, B. Tauchnitz) enthält in englischer Uebersetzung: „L'Arrabiata und andere Erzählungen" von Paul Heyse.

Von den Geschichten von Karl Neumann-Strela: „Mit dem Zopf" (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1868) ist eine neue Auflage erschienen.

Das dritte Heft der „Dramatischen Dichtungen" von Alexander Rost" (Weimar, Panse) enthält das Schauspiel: „Landgraf Philipp mit der gebissenen Wange."

Die vierte Lieferung der Friedrich Precht'schen „Lessing-Galerie" (Leipzig, Brockhaus, 1867) beschäftigt sich ausschließlich mit „Minna von Barnhelm". Man darf sagen, daß dem Zeichner diese Porträts trefflich gelungen sind. Wie charaktervoll und treuherzig zugleich ist der Kopf von Tellheim! Dasselbe gilt von Just, Franziska, dem Wirth und Riccaut de la Marnière — Köpfe, welche der darstellenden Kunst als Vorbild dienen können.

Die Krisis des wiener Burgtheaters hat nun zum Resultat doch den Rücktritt Heinrich Laube's gehabt. Der berufene Generalintendant, Friedrich Halm, der es natürlich seinem dichterischen Rufe schuldig ist, auch in die künstlerische Leitung der Bühne einzugreifen, nimmt einen wesentlichen Theil der Befugnisse in Anspruch, welche Laube 17 Jahre lang auf Grund seines Anstellungsdecrets ausgeübt hat. Laube's Wirksamkeit am wiener Burgtheater verdient einen ehrenden Nachruf; er hat dies Institut, das vor ihm einer etwas blassen und verschwommenen Romantik huldigte, mit modernem Geiste durchdrungen. Wol mag man tadeln, daß er in diesem Streben allzu sehr der französischen und realistischen Richtung gehuldigt — seine Verdienste, die Energie seiner Bühnenleitung, die mannhafte Unerschrockenheit, mit der er seine Principien vertrat, bleiben unangefochten. Daß die darstellenden Kräfte im ganzen eine geringere Summe des Talents vertreten, als zur Zeit, wo Laube die Direction übernahm, ist nicht seine Schuld, sondern die Schuld einer Zeit, in welcher namentlich die Tragöden, die Träger heroischer Rollen, auszusterben drohen.

Bibliographie.

Bartsch, K., Der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile. Beitrag zur vergleichenden Metrik. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 16 Ngr.

Appius Claudius. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Winterthur. 8. 12 Ngr.

Die kürzlichen Ereignisse in Mexico von einem Augenzeugen. Bremen, Geisler. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Fall Otto vor dem Schwurgericht zu Halle, verhandelt am 27. Mai 1867. (Von H. Meyer.) Halle, Pfeffer. 8. 10 Ngr.

Fick, C. F., Kleine Mittheilungen aus Kiel's Vergangenheit. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 20 Ngr.

Junius' Briefe. Stat nominis umbra. Deutsch von A. Ruge. 3te durchaus berichtigte Auflage. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

De plattdütsche Kladderadatsch. En Sammlung van Vertällekes, Dönkes, Ledches, Rimkes un Spröckches in allerhand Mondarte un Sprochwiese zom Lache. Mülheim a. d. R., Bagel. 8. 7½ Ngr.

König, E. A., Aus dem Heirathsbüreau auf die Brautschau. Erlebnisse eines Weinreisenden bei den heirathslustigen Töchtern des Landes. Mülheim a. d. R., Bagel. Gr. 16. 10 Ngr.

Mohl, M., Mahnruf zur Bewahrung Süddeutschlands vor den äußersten Gefahren. Eine Denkschrift für die süddeutschen Volksvertreter. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 22 Ngr.

Moltke, M., Norddeutsches Reichsbürgerbüchlein. Ausgabe für Sachsen. Halle, Schwabe. 32. 5 Ngr.

Moor, E. v., Billigheim. Beitrag zur Geschichte der Pfalz. Landau, Kaußler. 8. 9 Ngr.

Paris al Fresco. Von R. B. Berlin, Janke. 1868. Br. 8. 10 Ngr.

Peters, A., Germania im Herbst 1866. Zeitgedicht. Leipzig, Friese. 8. 7½ Ngr.

Johann Michael von Sailer, Bischof von Regensburg. Eine Lebensskizze. Freising, Datterer. Gr. 8. 6 Ngr.

Werner, C., Ueber Wesen und Begriff der Menschenseele. Eine philosophisch-kritische Abhandlung. 2te verbesserte Auflage. Brixen, Theolog. Verlags-Anst. 1868. Gr. 8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**

8. Geh. In Bändchen zu 5 Ngr.

Soeben erschien:

5. Bändchen. **Viel Lärmen um Nichts.** Uebersetzt von Adolf Wilbrandt.

Das 1.—4. Bändchen enthalten:

Othello. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Antonius und Kleopatra. Uebersetzt von Paul Heyse.
Die lustigen Weiber von Windsor. Uebersetzt von Hermann Kurz.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Friedrich Bodenstedt widmet sich im Verein mit einem Kreise befreundeter Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — dieser großen Aufgabe, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen nur 5 Ngr.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lessing-Galerie.

Charaktere aus Lessing's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht.**

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Dreißig Blätter in Stahlstich.

4. In sechs Lieferungen zu je fünf Blatt nebst Text. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Die „Lessing-Galerie" schliesst sich den von der Verlagshandlung herausgegebenen bekannten Prachtwerken „Schiller-Galerie" und „Goethe-Galerie" in der Idee wie in der Ausführung ebenbürtig an und darf somit auf gleich lebhafte und nachhaltige Theilnahme seitens des Publikums rechnen.

Die erste bis vierte Lieferung sind bereits erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst Subscriptionen auf das ganze Werk angenommen werden.

Zur Pariser Weltausstellung.

Soeben erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig:

Friedrich Pecht, Kunst und Kunstindustrie auf der Weltausstellung von 1867. Pariser Briefe.

Zweite Auflage. 8. Cartonnirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Julius Rodenberg, Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung. Mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. B. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann.

Zweite Auflage. 8. Cartonnirt. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beide Bücher waren schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen vergriffen, sodaß zweite Auflagen davon veranstaltet werden mußten, in denen sie nunmehr wieder in allen Buchhandlungen vorräthig sind.

Pecht's Briefe geben die erste zusammenhängende Darstellung der Ausstellung und haben bereits allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Die Bairische Zeitung sagt darüber unter anderm: „Alles in allem glauben wir, kann wer nach Paris wandert nichts Besseres thun, als das Buch, wie wir selbst vorhaben, in die Tasche zu stecken."

Ueber **Rodenberg's** und seiner Mitarbeiter Skizzenbuch heißt es in einer Kritik: „Wer nach Paris geht, sollte sich durch Rodenberg's Werk erst geistig in dasselbe hineinleben."

Beide Werke empfehlen sich somit zunächst jedem, der die Ausstellung noch besuchen will oder schon besucht hat, ebenso aber allen, die, ohne die Ausstellung zu sehen, ein klares Bild derselben und der gegenwärtigen Physiognomie von Paris gewinnen wollen.

Verlag von William Oncken in Hamburg.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Kaiser Maximilian I. von Mexiko.

Erinnerungen aus dem Leben eines unglücklichen Fürsten.

Mit den Portraits des Kaisers Maximilian I. und der Kaiserin Charlotte.

Von **T. A. Liegel.**

12. 12 Bogen. Preis 15 Sgr.

Im Verlag von **C. G. Kunze's Nachfolger** in **Mainz** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Characterbilder und Gruppen
aus der
deutschen Cultur- und Literaturgeschichte
des
18. und 19. Jahrhunderts.
Von **W. Valentiner.**

2. Aufl. 1868. Gr. 8. 425 S. Preis 18 Sgr., oder 1 Fl. 3 Kr.

„Wahrhaft anregend und eindrucksvoll wirkt der Unterricht nur durch die Einführung in das Detail, durch die Anschauung ganzer und lebensvoller Gestalten."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

tagenet, sein Recht durch Misbrauch verwirkt und verliert. „Heinrich IV.", der zweite Act, gibt in zwei Theilen (1402—3; 1403—13) die Steigerung der Handlung und den Gegensatz zum Satz des ersten Acts: die Usurpation, wie sie auch persönlich und thatsächlich berechtigt scheint, wird niemals zum Recht; der Usurpator zittert vor dem eigenen Sohn. Der dritte Act, „Heinrich V." (1415—20), zeigt die Handlung auf ihrem Höhenpunkt, Lancaster auf dem Gipfel der Macht und des Ruhms, den Ausgleich zwischen Legitimität und Usurpation. Im vierten Act, „Heinrich VI.", vollzieht sich durch drei Theile (1422—44; 1445—55; 1460—71) der Umschlag der Handlung: Lancaster verliert durch eigene Schwäche und fremden Verrath die Krone an York; der Partei- und Familienstreit entartet zum Bürgerkrieg, gegen welchen es nur ein Mittel gibt, die Tyrannei. Dies Mittel, die Katastrophe der Handlung, führt der fünfte Act, „Richard III." (1471—85), herbei: Auflösung und Selbstvernichtung des Hauses York; mit der versöhnenden Perspective in eine neue Aera, als deren Träger der erste Tudor, Heinrich VII., erscheint, der, mit den Lancaster verwandt, eine York heimführt, sodaß die letzten Sprossen der zwei feindlichen Häuser vereinigt werden — völliger Abschluß der Handlung.

Dingelstedt verspricht sich von diesen Shakspeare-Historien eine verjüngende Rückwirkung auf die deutsche Bühne der Gegenwart, deren Verfall er mit schwarzen Farben schildert; er spricht von den wiederholten Misernten auf diesem Felde, durch welche das Repertoire dem offenen Bankrott gegenüberstehe, von der unverkennbaren Krisis und Auflösung unserer Schaubühne. Wir sind nicht der Ansicht, daß es so bodenlos schlimm mit unsern Bühnenzuständen aussehe, wie wir auf der andern Seite war ein unleugbares Verdienst in der Aneignung jener großen dichterischen Schöpfungen für unsere Bühne sehen, der den Einfluß derselben auf ihre Regeneration doch geringer anschlagen möchten. Der chronikartige Stil der Historien darf nicht als Muster für das historische Drama der Gegenwart hingestellt werden. Ueberhaupt vertreten Shakspeare's Historien keine berechtigte Gattung; sie sind ein Unicum und in ihrer genialen Großheit unnachahmlich.

Ueber die Aufführungen Shakspeare's auf den deutschen Bühnen gibt Dingelstedt folgende interessante Auskunft:

Ueberschlagen wir, im ganzen und großen, den Stand der Shakspeare-Ernte auf der deutschen Bühne, so können wir nur sagen, daß sie sich von Anfang an bis zum gegenwärtigen Augenblicke immer auf denselben Feldern, das heißt Stücken, bewegt und in einem Kreise dreht, der qualitativ dem Mittelpunkt, dem Original, zwar näher kommt, aber quantitativ eher enger als weiter geworden ist. Dieser weder rühmliche noch tröstliche Rechnungsabschluß veranschaulicht sich am besten, wenn wir, nach den Kategorien der alten Herausgeber die Stücke fabricirend, eine tabellarische Uebersicht des gegenwärtigen Shakspeare-Repertoires in Deutschland hier einsetzen, in welcher unter der ersten Klasse die dem allgemeinen Repertoire dauernd gewonnenen Stücke, unter der zweiten die nur auf einzelnen Repertoiren zeitweis erscheinenden Stücke, unter der dritten die sich gänzlich verlorenen Stücke zusammengestellt werden; wobei wir bemerken, daß wir in die dritte Klasse auch solche Stücke verweisen, welche auf einer oder der andern Bühne als Versuche aufgetaucht sind, um wieder zu verschwinden. Unsere Shakspeare-Statistik steht sich folgendermaßen an:

Komödien	Historien	Tragödien
Erste Klasse: Allgemeine Repertoirestücke.		
Kom. der Irrungen	Richard III.	Romeo u. Julia
Viel Lärm um Nichts		Hamlet
Sommernachtstraum		Lear
Kaufmann v. Venedig		Othello
Zähmung der Widerspenstigen		Macbeth
Was Ihr wollt		
Wintermärchen		
Zweite Klasse: Vereinzelte Repertoirestücke.		
Wie es Euch gefällt	König Johann	Coriolanus
	Richard II.	Julius Cäsar
	Heinrich IV. (2 Theile in Eins)	
Dritte Klasse: Verloren gegangene Stücke.		
Sturm	Heinrich V.	Titus Andronicus
Beiden Veroneser	Heinrich VI. (3 Theile)	Timon v. Athen
Lustigen Weiber		Antonius u. Kleopatra
Maß für Maß	Heinrich VIII.	Cymbeline
Verlorene Liebesmühe		
Ende gut, Alles gut		
Troilus u. Cressida		
Perikles		

Hieraus ergibt sich, daß von den 37 Dramen Shakspeare's auf dem deutschen Repertoire eingebürgert sind: 13, von der ganzen Reihe nicht mehr als ein Drittel; dann und wann erscheinen: 7, zwei darunter durch gewaltthätige Verkürzung in eins geschädigt; ganz und gar fehlen: 17, fast die Hälfte des Dichters . . . Ziffern reden — !—

Daß Dingelstedt zuerst die zweite Hälfte des Cyklus, die beiden Dramen „Heinrich VI." und „Richard III." veröffentlicht, motivirt er mit einem praktischen Grunde. „Richard III." ist auf allen in Betracht kommenden deutschen Bühnen. Deshalb wird an den einzigen vorhandenen Punkt angeknüpft und derjenige Theil des Werks geboten, der als Vor- und Unterlage zu „Richard III." am leichtesten und nutzbarsten auf das Theater gebracht werden kann.

Der Beginn mit zwei Theilen von „Heinrich VI." bietet aber noch einen andern Vortheil dar, er zeigt uns von Haus aus die Vorzüge der Dingelstedt'schen Bearbeitung da, wo sie am kühnsten in das Original eingreift. Diese Dramen sind vorher nie auf deutscher Bühne gegeben worden. Die zum Theil fragmentarische Fassung, der rapide Scenenwechsel, das anscheinend tumultuarische Durcheinander der Gestalten und Begebenheiten schreckten die Bearbeiter und Bühnenleiter ab. Es war gleichsam thatsächlich zugestanden, daß die Aufführung derselben unmöglich sei, und an dieses Zugeständniß schloß sich ungezwungen das weitere an, daß das Wagniß einer Aneignung vor kühnerer Umgestaltung und theilweiser Neudichtung nicht zurückbeben dürfe. Sollten die großartigen Charaktere und Scenen dieser Dramen für unsere Bühne verloren sein, blos weil sie in einer für unsere Bühne unmöglichen theatralischen Einkleidung erscheinen, weil die Handlung, in der sie auftreten, sich oft in ein Conglomerat von scenischen Fragmenten zersplittert, weil der zusammenhaltende Kitt für unsere Theater zu bröcklig geworden ist, weil sich das Abgeschmackte und Veraltete zu häufig in das Bedeutende und Unvergängliche eindrängt?

Doch auch diejenigen, welche den großen Dichter wie er leibt und lebt als Mumie einbalsamiren und auf unserer Bühne zur Schau stellen möchten, haben Einsicht genug in das Unvermeidliche, um nicht die Nothwendigkeit einzelner Zugeständnisse an die veränderten Bühneneinrichtungen zuzugeben.

Diese Nothwendigkeit wird also allgemein anerkannt. Das Princip ist nicht bestritten; es handelt sich nur um die strengere oder laxere Observanz in der Ausführung. In der Regel ist man billig genug, für Striche und Kürzungen einen Freibrief zu ertheilen, ja selbst eine andere Anordnung, ein Zusammenschieben einzelner Scenen zu gestatten. Dagegen wehrt sich das textkritische Gewissen am eifrigsten gegen jede Art von Zusätzen, gegen die Legirung des Textes mit fremder Poesie. Wird man doch noch immer nicht müde, Schiller zu tadeln, daß er dem Pförtner im „Macbeth", statt des ziemlich nichtssagenden Geschwätzes im Original, ein frommes Lied untergeschoben hat.

Gleichwol ist es doch einleuchtend, daß keine Umarbeitung ohne Zusätze möglich ist. Wo Striche und Kürzungen eintreten, müssen doch auch ergänzende Verbindungsglieder ihre Stelle finden, wenn man nicht ganz zusammenhangslose Scenen zur Aufführung bringen will, wie dies leider mit vielen sogenannten Bühneneinrichtungen in Deutschland der Fall ist, die ohne Kenntniß des Originals ganz unverständlich bleiben müssen und es auch in der That für die große Zahl derjenigen bleiben, welche sich mit dem Theater-Shakspeare begnügen und nicht Muße finden, den feinern Zusammenhängen im Original nachzuspüren.

Auch Zusätze müssen daher erlaubt erscheinen; man wird nur über die Ausdehnung solcher Interpolationen streiten können. Zuletzt kommt es wie überall auf das Wie an, und jeder einzelne Zusatz hat sich selbst zu rechtfertigen.

In dem geistvollen Programm, welches Dingelstedt seiner Bearbeitung der Shakspeare-Historien vorausschickt und in welchem er zunächst Shakspeare's Historien im Original, dann ihre Reproduction behandelt, spricht er sich über die Zusätze in folgender Weise aus:

So weit wie unsere Bearbeitung auf Streichen oder Einrichten sich beschränkt, wird sie, selbst vor schwierigen Richtern, ein mildes Zugeständniß an das Nothwendige erwarten dürfen. Schlimmer steht unsere Sache, wo es sich um eigenes Zusetzen handelt. Und doch haben wir auch dieses an einzelnen Stellen für unerläßlich gehalten. Die Bearbeitung eines Dichters soll, unsers Erachtens, dichterische Reproduction sein, kein mechanischer Act, den auch die Bleifeder eines erfahrenen Regisseurs vollziehen könnte. Indessen unterscheiden wir dabei zwischen organischen, das Wesen einer Dichtung ändernden Umbildungen — wie sie nicht allein Schröder, Weiße, Gotter, sondern auch Goethe und Schiller Shakspeare gegenüber sich haben zu Schulden kommen lassen — und zwischen Nachbildungen einzelner, schadhafter oder mangelnder Theile, durch welche nicht ein neues, sondern nur ein ganzes Kunstwerk hergestellt wird. Unsere Thätigkeit nach dieser Richtung vergleicht sich der Restauration einer antiken Statue. Den Kenner wird das Fehlen eines Armes, einer Nase, einiger Fußzehen nicht stören; im Gegentheil, er findet einen Reiz in diesem Mangel, und nur in dem fremden Ersatz ein Aergerniß. Anders das große Publikum. Ihm wird das Kunstwerk ungenießbar, welches Fragment, Torso ist; sein Blick unterscheidet auch nicht zwischen Original und Zusatz, selbst wenn dieser aus unedlerm Material besteht, er hält sich an das Ganze. Diesen Standpunkt, der demjenigen eines gemischten Theaterpublikums gleichkommt, haben wir bei unserer Reproduction im Auge gehabt, und ein Muster dazu, auf welches wir uns — die Differenz des Geleisteten beiseitegesetzt — unbedingt beziehen dürfen, Shakspeare selbst. Auch er hat sich, wenn er nach ältern Vorlagen arbeitete, nicht damit begnügt, hier und da eine Zeile auszulassen, einen verstümmelten Vers herzustellen, die Scene energischer zu führen; er schreibt das ganze Stück um, fügt Personen hinzu, wie er deren beseitigt, vereinfacht oder vervielfacht die Handlung, je nachdem es ihm nöthig dünkt, macht oft aus einem einzigen Ausruf, einem Ach! und Oh! einen ganzen Monolog und zieht an anderer Stelle eine lange Scene in eine Zeile zusammen. Seinem Beispiel folgen wir. Wir wagen uns nirgends an den Grundgedanken und den Plan seiner Dichtungen; wir ändern seine Charakteristik und seine Composition nicht, wir rühren auch nicht an das Colorit seiner Sprache, soweit sich dasselbe mit der Bühnenbeleuchtung verträgt. Aber wo die Handlung unvermittelte Sprünge macht, fügen wir ihr ein verbindendes Glied, eine Motivirung ein; wo sie stockt, beschleunigen wir ihren Gang, und lassen sie, in Monologen, stillstehen, wenn sie einen Ruhepunkt erheischt. Was er erzählt, setzen wir zuweilen in Handlung um, während wir untergeordnete Partien der Handlung in Erzählung ausarbeiten. Wir fügen seinen Charakteren einen Zug hinzu, setzen helleres Licht auf oder mildern eine scharfe Linie, wie es unserer Empfindungsweise entsprechend scheint. Alles dies, wir wiederholen es, vom Standpunkt des heutigen deutschen Theaters. Weswegen wir, wie für das Original, so für unsere Copie der Historien, an die Bühne appelliren; namentlich vom gedruckten Buche, aus welchem der Unterschied beider ungleich schärfer hervortreten wird, als in der Darstellung.

Ohne Frage wird man in dieser Verfahrungsweise einen Verstoß gegen die Pietät finden, die wir dem britischen Dichter schuldig sind. Doch Dingelstedt ist voll von dieser Pietät; kann er einen schönern Beweis dafür geben als durch die Eroberung des ganzen Historiencyklus für die deutsche Bühne, durch die ebenso fleißige wie schwunghafte Aneignung? Die so sorgfältig inscenirte Aufführung des Cyklus in Weimar war ein solcher Act der Pietät, gewiß erfolgreicher und bedeutsamer, als was die Shakspeare-Weisheit in stiller Zelle ausbrütet. Man vergleiche seine Bühneneinrichtung „Richard's III." mit der allgemein üblichen — und man wird jener die bei weitem größere Pietät und Treue gegen das Original und eine weit verständlichern Zusammenhang nachrühmen müssen. Jede Zeile Dingelstedt's athmet diese Pietät; er vertheidigt mit Wärme selbst nach unserer Ansicht unhaltbare Scenen, wie die Werbescene Richard's um die Hand Anna's an der Leiche des von ihm gemordeten Königs.

Für Dingelstedt bilden die Historien eine untrennbare Einheit; ja er sieht in dem gesammten Cyklus der acht Stücke („König Johann" und „Heinrich VIII." werden nicht mit dazu gerechnet) nur ein einziges Monstredrama, das nach der strengsten Kunstregel construirt erscheint:

„Richard II." (Zeit der Handlung: 1398—1400) ist der erste Act, die Exposition. Das Haus Lancaster gelangt durch Usurpation zum Thron, dessen legitimer Inhaber, der letzte Plan-

dramatisch spannende Introduction gehoben und durch kaum merkbare Aenderung einer Zeile und einige Winke für die Darstellung zu echt dramatischem Abschluß gebracht.

Die bei Shakspeare den vierten Act einleitende Ermordungsscene Suffolk's ist von Dingelstedt fortgelassen; sie ist in der That nur im brüsken Stil der Chronik vorgeführt, dabei etwas bombastisch und unnatürlich. Dagegen hat Dingelstedt einen Monolog der Königin Margaretha, die über Suffolk's Kopf trauert, durch einen Brief des Geliebten und eine Zahl lyrisch schöner Verse erweitert. Der Monolog schließt mit den Worten:

Ob ich sein denke! Hundertmal im Tage,
In schlaflos-langen Nächten tausendmal
Bedeck' ich Euch, die ich im Busen trage,
Mit Thränen und mit Küssen ohne Zahl,
Ihr stummen Zeugen seiner Todesqual.
So viele Tropfen Bluts wie er vergossen,
So viele Zähren sind auf Euch geflossen,
Ach! salziger und bittrer als die See,
Die des Geliebten holden Leib verschlungen,
Nicht dunkler in des Abgrunds Dämmerungen,
Und tiefer nicht als mein unendlich Weh!

Gegen die Bedenken, die sich ohne Frage bei der Legung dieser weichinnigen Verse im Munde der Furie des Hauses Lancaster aufdrängen, möge der Autor selbst plaidiren:

Es mag eingewendet werden, daß die weiche Sprache, insonderheit die gereimten Endzeilen am Schlusse von Margaretha's Monolog, zu dem harten Charakter der Heldin nicht stimmen, vielleicht gar stören, als moderne, aus dem dramatischen ins lyrisch abfallende Zuthat. Dennoch haben wir sie angewendet, um zu den tiefen Schlagschatten, mit welchen der Dichter Margaretha's Bild ausstattet, eine starke Lichtseite zu gewinnen: ihre Liebe zu Suffolk, später die zu ihrem Sohn. Die Darstellung wird ohne ein solches Element in Gefahr gerathen, ein Mannweib aus Margarethen zu machen, widerwärtiger auf der heutigen Bühne als auf der altenglischen, auf welcher im gemeinen grobe Arbeit gemacht, bekanntlich die weiblichen Rollen von Männern gespielt worden.

Dagegen ist von zweifelloser Berechtigung die Einrichtung der Volksscenen, deren Held der Communist Cade und die bei Shakspeare sich in ein Hinundher, in eine für unsere Bühne unmögliche Mosaik von Episoden zersplittern. Hier hat Dingelstedt mit einem kühnen und glücklichen Griff das Wesentliche vom Unwesentlichen geschieden, das erste in eine große Hauptscene, mit Benutzung alter und Hinzufügung neuer motivirender Stützen, zusammengedrängt und diese Scene wiederum theatralisch wirksam arrangirt, indem die Gestalt Cade's sich aus dem Massentableau energisch hervorhebt. Daß die Ermordungsscene Cade's durch Iden fortbleibt, ist nur zu billigen. Die Holzschnittmanier der Chronik, welche durchaus das letzte Wort haben will, ist unkünstlerisch. Die Aenderungen in diesen Cade-Scenen beschränken sich meistens auf die Einfügung neuer Verbindungsglieder. Die Behandlung ist vortrefflich, auch für Shakspeare selbst, dessen Verse nicht an rechter Stelle stehende charakteristische Lichter gelegentlich durch kleine Umstellungen als Schlaglichter aufgesetzt worden sind.

In den fünften Act hat der Bearbeiter als Finale die erste Scene aus dem dritten Theil von Shakspeare's „Heinrich VI." aufgenommen, um durch den Scheinfrieden zwischen York und Lancaster der Handlung des Stücks einen gewissen Abschluß zu geben. Die Scene hat dadurch eine Wichtigkeit gewonnen, welche die etwas breitere Ausführung von seiten Dingelstedt's rechtfertigt.

Die Rosenscene im Tempelgarten zu London, die aus dem ersten Theile Shakspeare's aufgenommen wurde, bildet hier den ersten Auftritt des zweiten Aufzugs und ist ebenfalls mit ausnehmendem Geschick bühnenwirksam behandelt.

Wir haben in der Analyse dieses ersten Theils einen so sichern Einblick in Dingelstedt's Verfahren bei der Einrichtung der Historien genommen, daß wir uns in Betreff des zweiten Theils kürzer fassen können. Nächst „Heinrich V." ist dieser Theil die am meisten kriegerisch bewegte der Historien, und obschon Shakspeare nicht alle Schlachten des Bürgerkriegs auf die Bühne bringt, so ist die Zahl der Kämpfe, die wir miterleben, immerhin hinlänglich groß. Auch ist das Hinundher, die Rapidität der Glückswechsel und Wandlungen, fast verwirrend, was um so mehr hervortritt, als der Dichter eigentlich nur Muße hat, mit Kohlenstrichen an die Wand zu zeichnen. Außer dem vortrefflich charakterisirten Heinrich VI., dem sanft melancholischen, zu friedlicher Reflexion geneigten König, der energischen Königin und dem Königsmörder Richard, der mit einigen frappant-dämonischen Strichen scharf umrissen ist, treten die übrigen Charaktere nicht bedeutsam genug hervor; der Wogenschlag der Ereignisse geht über ihre Köpfe fort, sodaß wir gleichsam vor dem herumspritzenden Schaum ihre Züge nicht deutlich zu erkennen vermögen. Wenn Dingelstedt dem Darsteller den Wink ertheilt, den Königsmacher Warwick, den letzten der Barone, hoch anzulegen und bedeutend durchzuführen, so ist dieser Wink um so berechtigter, als der Darsteller hier den Dichter zu ergänzen hat. Shakspeare's Warwick ist eine echte Illustration der Chronik; er thut sehr viel und sehr Bedeutendes; wir hören dies von andern und von ihm selbst; aber er selbst erscheint nicht bedeutend; ihm fehlt jede dramatische Motivirung; der Einblick in sein Inneres ist uns verschlossen. Die Gründe seines Handelns werden trocken angegeben, wie in einer Chronik, nirgends wird uns die Gestalt vom Dichter interessant gemacht; denn daß er selbst den Mund voll nimmt und fortwährend damit renommirt, daß er der Königsmacher ist, vermag kein tieferes Interesse für ihn zu erwecken. Noch beiläufiger ist Clarence behandelt, und wenn der Charakter auch in „Richard III." mehr hervortritt, so erscheint auch die Beleuchtung, in der er in der Traum- und Ermordungsscene auftritt, nicht als die richtige für einen so genialen Vorläufer aller künftigen englischen Sonderlinge und Modematadore, der den humoristischen Einfall hatte, in einer Tonne Malvasier ersäuft zu werden! Hier schläft offenbar der Genius Shakspeare's. Auch König Eduard wird wegen seiner Sinnlichkeit und Ueppigkeit mehrfach geschmäht; doch das ist alles Charakteristik aus zweiter Hand. Nirgends sehen

Dingelstedt hat diese Frage verneinend beantwortet, und er ist sogleich ans Werk gegangen, seine Anschauung durch die That zu beweisen.

Der erste Theil von Shakspeare's „Heinrich VI.", der manchen Autoritäten für unecht gilt, ist von Dingelstedt nicht mit in den Kreis seiner Umarbeitungen hereingezogen worden, da er ihm nur als ein Vorspiel zu den zwei folgenden Theilen erscheint und in lauter einzelne lose Scenen zerfällt. Auch ist die Jungfrau von Orleans, die Shakspeare nach dem nationalen britischen Vorurtheil gestaltet hat, nach dem Schiller'schen Drama auf unserer Bühne eine Unmöglichkeit. Nur die bedeutsame Rosenscene, welche ungemein klar und ausdrucksvoll die Entstehung der Abzeichen der zwei feindlichen Häuser Lancaster und York versinnlicht und damit die Basis der gesammten Handlung abgibt, ist mit aufgenommen worden.

So ist der zweite Theil von Shakspeare's „Heinrich VI." der erste Theil der Dingelstedt'schen Bühnenausgabe. Er beginnt wie jener mit der Einführung der neuen, durch Suffolk in Frankreich geworbenen Königin Margaretha, der die Bilogie beherrschenden Furie des Hauses Lancaster, nach Dingelstedt's Ansicht der dankbarsten Rolle, welche im Fach tragischer Heldinnen existirt, und der größten von Shakspeare's Frauengestalten. Abgesehen von einigen Wandlungen des Schlegel'schen Textes, den unser Autor seiner Bearbeitung zu Grunde legt, Wandlungen, welche er in der Vorrede rechtfertigt, überall wo es die Deutlichkeit der Rede gilt, verlaufen die ersten Scenen mit treuer Hingebung an das Original. In den Scenen, die bei der Herzogin von Gloster spielen, zeigt der Bearbeiter bereits größere Freiheit. Der Dialog zwischen dem Herzog und Eleonore ist belebter, mit mehr dramatischen Einschnitten. Statt des Beschwörers Hume erscheinen zwei Figuren, Hume und Bassin, die Scene ist viel weiter und drastischer ausgeführt, da sie die spätere Beschwörungsscene mit zu ersetzen hat, die Dingelstedt als veraltet mit Recht fortließ; doch copirt hier der Dialog mit Glück, nur in etwas elegantern Formen, den Shakspeare'schen Stil. Ebenso ließ der Bearbeiter den Zweikampf Horner's mit seinem Lehrling weg, da der volksthümliche Reiz derartiger Gottesurtheile für unsere Bühne längst verloren gegangen ist. Dagegen hat Dingelstedt in der ersten Scene zwischen Suffolk und Margaretha schon deshalb einen wärmern Farbenauftrag für nöthig gefunden, weil die am Schlusse des ersten Theils vorkommenden und erläuternden Scenen, die Gefangennehmung Margaretha's durch Suffolk vor Anjou und die Werbung um sie in König Heinrich's Namen, einen Ersatz bedürfen. So reizvoll der dichterische Hauch ist, der über dieser Einlage schwebt, so erinnern die folgenden Verse Suffolk's, namentlich die Schlußverse in ihrem ganzen antithetischen Bau, bei weitem mehr an Schiller als an Shakspeare:

Erhabne Schönheit, bin ich nicht belohnt,
Weit über mein Verdienst, durch Euer Lächeln?
Seit jenem Tag, — gedenkt Ihr noch daran?
Ich werd' ihn nun und nimmermehr vergessen —
Da ich vor Angers Euch gefangen nahm,
Im Lager Eures Vaters, folg' ich Euch
Als Sklave, Euch mit Leib und Seele eigen.
Ich nahm nicht Euch, Ihr nahmet mich gefangen,
Und wenn ich Eurer Ehe Band geknüpft
Als Band des Friedens zwischen unsern Ländern,
So war's die Staatskunst nicht, es war mein Herz,
Das Euch um jeden Preis, auch um den höchsten,
Für sich noch mehr, als England haben wollte.

Meisterhaft ist dagegen wieder die Anordnung der folgenden Ensembleścenen, namentlich der Fächerscene. Ohne dem wesentlichen Inhalt, den Shakspeare gibt, etwas hinzuzusetzen, hat Dingelstedt aus dieser Scene eine Effectscene für unser Theater gemacht und zwar durch das einfache und erlaubte Mittel der weitern Ausführung eines an sich wirksamen, aber allzu lakonisch behandelten Motivs. Shakspeare's Bühne gefiel sich in derartigen Lakonismen, in deren Auflösung für uns keine Abschwächung und Zerweichung liegt. Vieles in den Historien ist gleichsam Liebig'scher Fleischextract in Tafelform, aus dem erst für uns die genießbare Bouillon gekocht werden muß. Dasselbe gilt von Gloster's Schlußmonolog. Unsere Bühnentechnik verlangt Zuspitzung nach dem Actschluß hin, zusammenfassende Wendungen. Mit Recht arbeitet Dingelstedt gerade an diesen entscheidenden Stellen auf Concentration hin, wo Shakspeare die Handlung oft in Episoden verlaufen läßt.

Noch glänzender zeigt sich diese bewußte Sicherheit der Behandlung und die Kenntniß unserer Bühne am Schluß des zweiten Actes, der, wie ihn Dingelstedt gestaltet hat, nirgends durchgreifende Wirkung verfehlen wird. Und doch ist hier die Zuthat gering; alles Wesentliche ist bei Shakspeare vorhanden, nur daß die kaleidoskopischen Bilder bei dem Bearbeiter zu einer auf unserer Bühne wirksamen Gestalt zusammenschießen, wie sie bei Shakspeare sich wirksam für das altenglische Theater gruppirten. Das Hereinbrechen des Volks in der Gerichtsscene, in welcher die Herzogin von Gloster wegen ihrer Beschwörungen zu einem Rundgang im Büßerhemd verurtheilt worden ist, der Ruf der Sheriffs: Platz der armen Büßerin; die Angst und Verzweiflung der Herzogin selbst und ihre endliche muthvolle Erhebung bilden eine alle theatralischen Mittel benutzende, glückliche Steigerung. Eleonore scheidet mit den Worten:

Wohlan, so kommt. Geleitet mich zum Pranger!
Ich will nicht wanken auf dem Höllenwege:
Erhobnen Hauptes zieh' ich Euch voran,
Die Furie vor der Schar der Rachegeister,
Die wirren Haare schüttelnd wie die Schlangen.
Und wenn in meiner Brust geheime Kräfte,
In meinen Händen schlimme Zauber wohnen,
Ich ruf' sie auf, ich ruf' sie alle an:
Rache an der, die das an mir gethan!
Ihr sollt nicht für die arme Sünd'rin beten,
Nein, flucht mit ihr! Fluch über Margarethen!

Im dritten Acte ist das Bühnenarrangement der an sich wirksamen Scenen von Gloster's Ermordung und Leichenausstellung ein treffliches, und die Redaction der schönen Abschiedsscene zwischen Margaretha und Suffolk eine meisterhafte durch kleine Umstellungen und Fortlassungen und durch den melodiösen Fall der Verse. Auch die Sterbescene des Cardinals Beaufort ist durch eine

einziges „bei Seite" hätte zur Aufklärung vollkommen genügt. Richard III., sich der glänzenden Erfolge seiner Ueberredungskunst bei Anna erinnernd, glaubt hier ebenfalls triumphirt zu haben und ruft aus:

Nachgieb'ge Thörin, wankelmüth'ges Weib!

Auch haben der Chronik zufolge weder Mutter noch Tochter Richard's Antrag zurückgewiesen. Dies ist aber offenbar nicht Shakspeare's Intention; wie hätte er sonst in demselben Acte, Scene 5, Stanley zu dem Abgesandten Richmond's sagen lassen können:

Tell him, the queen has heartily consented,
He shall espouse Elisabeth, her daughter?

Dingelstedt, der die zweifelhafte Beleuchtung jener ersten Scene für künstlerisch beabsichtigt und berechtigt hält, läßt Stanley sagen, um dies Zwielicht nicht zu zerstreuen:

Obgleich die Königin Elisabeth —
Bewegt von weiblich mütterlicher Schwäche —
Der Werbung Richard's um die holde Tochter
Ein allzu duldsam Ohr geliehn, hat doch
Prinzeß Elisabeth aus eignem Antrieb
Den blut'gen Freier standhaft abgewiesen
Mit allem Abscheu, welchen er verdient!

Wir glauben, daß Elisabeth am Schluß der Scene entschlossen ist, dem Werber nicht die Hand der Tochter zu geben, daß sie nur durch eine Phrase leichten Kaufs dem Scheusal zu entrinnen sucht. Sonst wäre die Scene nur ein matter Pendant zur Scene mit Anna. So bildet sie ein Gegenbild, welches zeigt, wie auch hier Richard's Stern im Sinken ist, wie seine Beredsamkeit keine Erfolge mehr erringt. Wir hätten an Dingelstedt's Stelle das „halbgewonnen" in der Scene fortgestrichen, durch einige „bei Seite" das Publikum über die innerste Meinung Elisabeth's verständigt und die Rede Stanley's treu dem Original gemäß redigirt.

Dingelstedt's Shakspeare-Bearbeitung erscheint im großen und ganzen als ein Meisterstück, in welchem sich große Bühnenkenntniß, Takt, Umsicht und dichterische Begabung die Hand reichen. Möge sie in erster Linie allen Bühnen und Darstellern, in zweiter dem ganzen Publikum warm empfohlen sein. **Rudolf Gottschall.**

Fichte's Unsterblichkeitstheorie.

Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte. Von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Eine der ersten Empfindungen, welche bei Lesung dieses trefflichen Buchs über mich gekommen sind, ist die Verwunderung über das fast unglaubliche Misverhältniß zwischen dem Werth der Leistungen von Seiten der producirenden Geister einerseits und dem Grade der Antheilnahme an diesen Leistungen von seiten des reciprocirenden Publikums andererseits besteht. Je bedeutender der Eindruck war, den ich selbst von dem Buche empfing, je größer der Genuß war, mit dem ich den ebenso naturgemäßen wie planvollen, durch unbekannte oder verwilderte Regionen sich neue Wege bahnenden, von Schritt zu Schritt spannendern, fesselndern und überzeugendern Gedankengang des Autors verfolgen mußte, und je unverkennbarer sich darin der gewaltige Fortschritt documentirte, den die Philosophie in der Forschungs- wie in der Darstellungsmethode gerade in jüngster Zeit gemacht hat: um so räthselhafter und unbegreiflicher erschien es mir, daß sich für solche Vorzüge nicht auch im größern Publikum ein lebendigeres und allgemeineres Interesse bemerklich macht, daß selbst in den Kreisen der Gebildeten die Zahl derer, welche philosophische Bücher lesen, im Vergleich mit sonst eine unverhältnißmäßig geringe ist, ja daß eher die allerseichtesten und gehaltlosesten Fabrikate literarischer Industrieritter auf eine ausgedehntere Beachtung Aussicht haben, als die gediegenen Arbeiten der gründlichsten Denker über die höchsten und gewichtvollsten Fragen.

Allerdings lassen sich gar mancherlei Thatsachen anführen, die diese Erscheinung erklärlich machen. Zunächst hatte sich mit der in der letzten dominirenden Schule beliebten Abstrusität der Speculation und Ungenießbarkeit der Form die Philosophie selbst in Miscredit gebracht; dann ließ es die Reaction nicht daran fehlen, auch den Misserfolg der von ihr ausgegangenen kirchlichen und politischen Bewegung nach Kräften zu ihrer Herabsetzung auszubeuten; weiterhin wurde sie durch den glänzenden Aufschwung der Naturwissenschaften in Schatten gestellt, und endlich thaten die immer mächtiger um sich greifenden Erfolge des Industrialismus und Materialismus das Ihrige, sie vollends in den Hintergrund zurückzudrängen. Aber trotz alledem bleibt es fast unbegreiflich, daß sich das Interesse an ihr selbst nicht nur, sondern auch an allem, was den Gegenstand ihres Forschens und Strebens ausmacht, in solchem Umfange vermindern, in solchem Grade abschwächen konnte, wie es wirklich geschehen ist. Haben denn die ewigen Fragen nach Gott und Unsterblichkeit, nach dem Ursprung und Zweck des Daseins, nach dem Zusammenhang der Dinge, nach Gesetz und Freiheit u. s. w. Fragen, die durch alle Zeiten hindurch die größten Geister beschäftigt, jedes fühlende Herz in Bewegung gesetzt haben, urplötzlich alle Bedeutung verloren? Oder ist die deutsche Nation, die noch vor kurzem als ein „Volk von Denkern" gerühmt wurde, dergestalt sich selbst untreu geworden, daß sie auf einmal vor nichts eine so heilige Scheu empfindet, als eben vor dem Denken? Hat sie von dem in seiner Art einzigen und unvergleichlichen Genuß, den es gewährt, sich mit der Leuchte der nach unverbrüchlichen Gesetzen denkenden Vernunft nach und nach durch Nacht zum Licht, durch Irrthum zur Wahrheit hindurchzuarbeiten, ja von der hohen Befriedigung, die mit dem Forschen als solchem verknüpft ist, schlechterdings keine Vorstellung, keine Ahnung mehr? Fast scheint es so; sonst würde man nicht, was wahrhaft beglückt, verschmähen und nach Wegwurf haschen.

Und dennoch kann ich diesen Zustand nicht für einen dauernden halten. Je ausschließlicher man sich jetzt der Lust am Materiellen und Sinnlichen hingibt, um so eher

wir im Verlauf der Handlung diese Eigenschaften des Charakters hervortreten!

Jedenfalls stellten sich hier der Bearbeitung schon große äußere Schwierigkeiten entgegen, da es galt, dies Scenenconglomerat zu sichten, die Quintessenz der Handlung aus einzelnen Scenen auszuziehen und in der Form der Erzählung in andere zu übertragen, den fortwährenden Schlachtlärm zu ermäßigen, die Hauptcharaktere so scharf wie möglich aus der nachdrängenden Masse herauszuheben. Gut arrangirt und durch einige glücklich aufgesetzte Lichter gehoben ist die Versöhnungs- und Ermordungsscene York's im ersten Act. Der dichterisch-schöne Monolog Heinrich's auf dem Schlachtfelde von Torton ist durch eine Einleitung gehoben, in welcher der König erzählt, was wir bei Shakspeare mit Augen sehen, wie ein Sohn den Vater, ein Vater den Sohn ermordet. Es ist nur zu loben, daß Dingelstedt diese in ihrem Schematismus sehr kindliche Illustration der Greuel des Bürgerkriegs beseitigt hat. Es fehlte nur noch, daß zwei ebenso anonyme Brüder sich den Speer in den Leib rennten! Hier ist ein bedenklicher Zusammenhang zwischen der Historie und der Puppenkomödie! Den zweiten Actschluß sucht Dingelstedt durch eine kühne, fast groteske Nuance zu heben, mit der er den Charakter Richard's ausmalt. Dieser bleibt an der Leiche des gefallenen Clifford zurück:

Ich folge gleich. Noch hab' ich hier zu thun
(Auf einen fragenden Blick Eduard's und Warwick's, mit einem Fingerzeig auf Clifford's Leiche.)
Mit diesem stillen Mann. Ein Werk der Rache,
Das Haupt des Feinds von seinem Leib zu trennen,
Das überlass' ich keiner fremden Hand;
Ich üb' es selbst. Auch todt will ich ihn haben:
Den Kopf auf's Thor von York; den Rumpf den Raben!
(Er zieht das Schwert und stürzt auf die Leiche zu, während die übrigen nach allen Seiten abgehen. Der Vorhang fällt rasch.)

Dieser Zug blutdürstiger Wildheit mag Bedenken erregen. Richard III. wird uns von Shakspeare als ein Tyrann geschildert, der schonungslos aus dem Wege räumt, was seiner Herrschsucht ein Hemmniß ist. Doch das persönliche Behagen an Mord- und Blutthaten, dieser charakteristische Zug der römischen Cäsaren, wir möchten sagen die Wollust der Grausamkeit fehlt ihm. Durch diese Schlußwendung des zweiten Actes macht ihn Dingelstedt zum Träger eines cäsarischen Raffinements. Wir sind im ganzen indeß der Ansicht, daß Shakspeare einer Verstärkung durch grellere Striche nicht bedarf.

Im dritten Acte ist die Werbescene König Eduard's um Lady Grey durch einige pikante Zuthaten gehoben. Die Scenen in Frankreich, welche die Katastrophe über Warwick bringen und einen sehr matt gezeichneten Fürsten, Ludwig XI., in die Handlung einführen, hat Dingelstedt mit Recht gestrichen und dafür das Zusammentreffen Warwick's und Margaretha's nach Dover verlegt und zu einer breiten Scene erweitert. Offenbar verlangt die Einrichtung der Historien größere Concentration und ein schärferes Hervorheben der entscheidenden Wendungen. Gegen den Monolog Margaretha's hegen wir indeß die bereits früher ausgesprochenen Bedenken:

Er liebt noch nicht; so ist's für ihn kein Opfer,
Wie einst für mich. Ach, hier bestürmen mich
Süße und schmerzliche Erinnerungen.
An dieser Stelle stiegen wir ans Land,
Suffolk und ich, als wir zum ersten mal
Von Frankreich auf die Küste Englands traten.
Da ist die Treppe noch, damals bedeckt
Mit rothem Tuch zu festlichem Empfang,
Die ich an seinem Arm heraufgeschwankt,
Von erster See und erster Liebe trunken.
Vielleicht stieg er dieselben Stufen wieder
Hinab auf seinem bittern Todeswege .....
O Dover, Dover, Paradiesespforte
Und Thor der Hölle, deine weißen Felsen,
Sie starren mich wie ungeheure Male
Auf einem Kirchhof an. Das alte Lied,
Das seit Jahrhunderten die Meeresflut
Der Küste singt, hallt tief im Herzen wider,
Wie langvergessne heimatliche Lieder!

Sollten namentlich die „langvergessnen heimatlichen Lieder", dieser Zug träumerischer Innerlichkeit, für den weiblichen Tiger passen, der seine Krallen im ersten Acte so schonungslos in das Herz des alten York schlägt und ihn dann selbst mit dem Dolche durchbohrt? Wir können an diese lyrischen Krokodilsthränen nicht glauben.

Die Einrichtung der Schlußacte ist nur zu loben: Richard's Gestalt hebt sich im letzten Acte dämonisch-gewaltig hervor. Ebenso trefflich ist die Einrichtung des Dramas „Richard III.", die allen Bühnen zu empfehlen ist wegen ihrer Vollständigkeit, gegenüber der beliebten Gastspielredaction, und der größern Klarheit und Durchsichtigkeit der Handlung. Hier handelt es sich weniger um Zusätze, als um eine Restitution des unbillig Vorenthaltenen. Dingelstedt hat die Scene der beiden Kinder des Herzogs von Clarence, die Volksscene nach König Eduard's Tode, die Klage- und Fluchscene der drei Frauen, die Werbescene um die junge Nichte Elisabeth mit aufgenommen und die Visionsscene, die er mit Recht ein „Kreuz aller Regisseure" nennt, neu und glücklich arrangirt:

Da es unserer Bühne unmöglich ist, wie es die Shakspeare-Bühne gethan, die Lager beider Feldherren einander gegenüberzustellen und die Geistererscheinungen von der Empore bühne bald rechts, bald links herunterssprechen zu lassen, ziehen wir das Zelt Richmond's in den Rahmen der Vision hinein. Richard, im Vordergrund der Bühne liegend, steht im Mittelgrund die Geister erscheinen und im Hintergrund in das offene Zelt des Feindes hinein, das ihm gegenüber und erhöht liegt. Die Geister sprechen, in halber Wendung, zu Richard und zu Richmond; Beleuchtung, Gazenvorhänge und eine discrete Musik im Orchester unterstützen den Eindruck und machen ein vollkommen abgeschlossenes Bild aus der Scene.

Großes Gewicht legt Dingelstedt auf die wiederhergestellte Werbescene um Elisabeth; er findet diese Scene sehr charakteristisch und wirksam und meint, der Dichter lasse es absichtlich unentschieden, ob Elisabeth des wundersamen Eidams Antrag annimmt oder nicht. Die Scene ist offenbar von dem Dichter mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, mit einem großen Aufgebot von Beredsamkeit und Dialektik durchgeführt. Leider aber ist der Schluß sehr skizzirt und zweifelhaft gehalten, worin wir indeß eher einen Fehler als einen Vorzug erblicken. Der Dramatiker darf sein Publikum nie im Unklaren lassen, es

ft, wird unsere Zeit an diesem innern Widerspruche wie an inem geheimen Schaden fortwährend kränkeln, der bald die ittliche, bald die geistige Entwickelung mit Verkümmerung edroht.

Nachdem der Autor ausdrücklich erklärt, von dieser rnsten Betrachtung auch bei der Abfassung dieses seines ängsten Werks geleitet zu sein, fährt er fort:

Was die Kirche uns zu glauben gebietet, kann nicht mehr eglaubt werden in dieser Form und Fassung; denn es steht n Widerspruch mit der Verstandesbildung unserer Zeit, die sich en nicht mehr gefangen nehmen läßt im Glauben. Und es ist rgeblich, auf Aenderung dieses Verhältnisses zu hoffen. Soll rch Glaubensautorität die Kirche gerettet werden, so ist ihre lacht für immer dahin.... Was andererseits die landläufige issenschaft auf den literarischen Märkten als ihre Weisheit verndet, ist so hohl und leer, ist so obenhin abgeschöpft von dem rflächlichsten Anschein der Dinge, daß es beklagenswerth ire, darin das wahre Ergebniß menschlichen Forschens, den chsten Ertrag der Wissenschaft für die religiöse, wie für die gemeine Bildung erreicht zu glauben.

Der Verfasser weist nun darauf hin, wie erfolglos her alle Bemühungen gewesen sind, von dem einen die- beiden Standpunkte aus den andern zu überwinden, e die Theologie von ihrer unfreien Dogmatik und die chte Aufklärung von ihrer oberflächlichen Negation aus r Lösung des bestehenden Widerstreits gleich unfähig ist d wie auch gewisse unklare und in Halbwahrheiten sich vegende Vermittelungsversuche zwischen Glauben und issen zu keinem befriedigendern Resultat geführt, sonn den Dualismus zwischen einseitigem Supranaturamus und Naturalismus nur noch schroffer ausgebildet en. Er sagt unter anderm:

Wenn die Welt des Glaubens uns aufnimmt, verlassen (so scheint es wenigstens) die Welt des Gewohnten und reiflichen. Wenn wir im Leben verweilen und der vielsein Bildungsmittel genießen, welche die Ergebnisse der Wissenft in allen Zweigen freier Forschung uns bieten, so trennt eine tiefe Kluft von jenen mit Geheimnissen und Unbegreifleiten verwachsenen Glaubensanschauungen. Es sind zwei ennte Welten, die um unsern Besitz sich streiten. Eine cke zwischen beiden, deren man unzählige versucht hat, gibt icht, und es ist sogar von entscheidender Wichtigkeit, dies ıfehen. Denn hier gilt, wie man sieht, kein Sowol-Als-, sondern allein ein Entweder-Oder; hier ist keine Theider Gewalten, kein Compromiß möglich. Wie es in der t nur eine Welt gibt und eine Wahrheit, so kann auch die Religion ganz recht haben oder die sinnlich weltliche affung der Dinge.

Man braucht nur diesen Gegensatz in solcher Schärfe Auge zu fassen, um sofort zu fühlen, daß er überden werden muß. Wer aber soll zwischen beiden entden? Nach dem Autor kann diese Entscheidung, die wichtigste für das gesammte Menschendasein, allein h die Wissenschaft erfolgen, und zwar, wie er ausdrücklich hervorhebt, nur durch eine freie, nichts voraus- ıde Wissenschaft, die also zugleich auch von jeder Beng zu einer bestimmten Theologie sich ablösen muß. n nur in dem Falle, so betont er, könne der Wiederzu sicher und fest sein, wenn er auf der Grundlage rfaler, zugleich unbestreitbarer Weltthatsachen ruhe, das „Natürliche" sich für die freie Erkenntniß gealls die Bewährung des „Uebernatürlichen" erweise.

Dies ist die Aufgabe, die der Autor sich selber stellt; von diesem Gesichtspunkt aus übernimmt er es, zwei in die höchsten transscendentalen Gebiete fallende Frage, die über die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen, welche aber miteinander in einem so engen und unauflöslichen Zusammenhange stehen, daß sie zusammen nur eine Frage bilden, in einer den Forderungen einer wahrhaft freien, auf wirkliche Erfahrung sich gründenden Wissenschaft zu beantworten, und es gelingt ihm, dieses schwierigste aller Unternehmen mit einem so bedeutenden, in wesentlichen Beziehungen durch Neuheit überraschenden Erfolge durchzuführen, daß wir unter allen uns bekannten Lösungen dieses ewigen Problems die seinige für die wissenschaftlich durchgebildetste und überzeugendste halten müssen.

Versuchen wir hiernach von den wesentlichsten Gründen, auf welche dieselbe sich stützt, und von dem allgemeinen Gedankengange des reichhaltigen Werks wenigstens einige Andeutungen zu geben.

Außer einer Vorrede und einer sehr genau den Standpunkt des Autors darlegenden Einleitung gliedert sich das Ganze in zwei Bücher, von denen das erste „Die allgemeinen Vorfragen", das zweite „Die metaphysische, anthropologische und ethische Begründung" enthält.

In dem erstern geht er von dem Gedanken aus, daß, wenn überhaupt die Frage nach dem Jenseits von einem erforschbaren Grunde aus beantwortet werden solle, die Untersuchung an die menschliche Selbsterkenntniß angeknüpft werden müsse, denn gleichwie nach einer durchgreifenden und anerkannten Naturanalogie, in der organischen Entwickelung jedes beseelten Wesens dem gegenwärtigen Zustande desselben seine ganze noch verhüllte Zukunft eingebildet sei, so liege unzweifelhaft auch im gegenwärtigen Menschenbewußtsein bereits der Keim seines zukünftigen Daseins verborgen und müsse sich in demselben entdecken lassen. Diesen Spuren nachzugehen und durch sie dem Unsterblichkeitsglauben eine vorherrschend „anthropologische" Begründung zu geben, sei daher das eigentliche Ziel dieser Untersuchung. Als Spuren dieser Art erörtert er sodann nacheinander folgende erfahrungsgemäße, durch Geschichte und Einzelbeobachtung beglaubigte Thatsachen.

1. Die Vorstellung von einer Fortdauer des Menschen auch nach dem Tode ist ein auch unter den rohesten Naturvölkern verbreiteter Naturglauben. Er muß daher irgendwie mit der instinctiven Natur des Menschen selbst verwachsen sein.

2. Bei den Culturvölkern knüpft sich daran ein ethisches Element, indem das jenseitige Leben zugleich als Lohn oder Strafe für das diesseitige Verhalten gedacht wird. Schon dies ist aus der Quelle einer blos natürlichen Existenz und sinnlichen Auffassung seiner selbst nicht zu erklären.

3. In noch höherer Form kündigt sich die Ueberzeugung des Menschen von seinem Zusammenhange mit einer übernatürlichen Macht in dem Glauben an eine göttliche Vorsehung oder Weltregierung an, indem hierdurch auch das Eingreifen eines übersinnlichen, transscendenten Prin-

wird man inne werden, daß die menschliche Natur einer höhern Labe bedarf. Man wird sich seines Zusammenhangs mit dem Ewigen und Göttlichen erinnern und mit doppeltem Verlangen danach trachten, dessen gewiß zu werden. Dann aber wird man erkennen, daß diese Gewißheit, soweit sie überhaupt möglich, einzig und allein die Philosophie zu gewähren vermag, weil sie allein es ist, die dem Endlichen und Unendlichen im Menschenwesen gleich gerecht wird, indem sie weder die Alleingültigkeit übernatürlicher Offenbarungen, noch die absolute Herrschaft der Materie und blinder Naturkräfte proclamirt, sondern eben im Geistes- und Seelenleben des Menschen das einheitliche Zusammenwirken beider erfaßt. Es kann also nicht ausbleiben, daß der Mensch, wenn er nicht völlig im Staub versinken oder sich ganz und gar ins schlechthin Unerreichbare und Unbegreifliche verlieren will, dennoch wieder an den Quellen der Philosophie Erquickung und Kräftigung suchen muß; ja es sind deutliche Zeichen vorhanden, daß in den tiefer angelegten Naturen das Bedürfniß hiernach schon jetzt empfunden wird, und wenn man demselben folgt, wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß diejenigen, welche hier aufrichtig suchen, auch finden werden.

Denn die Philosophie ist inzwischen nicht unthätig gewesen; im Gegentheil, sie hat die Zeit der Demüthigung und Erniedrigung, die sie zur Sühne ihrer Selbstüberhebung hat durchmachen müssen, eifrig und weislich zu ihrer Läuterung und Consolidirung benutzt, sie ist sich in ihrem Kampf mit dem Materialismus und den Erfahrungswissenschaften nicht nur ihrer Kraft, sondern auch ihrer Mängel klar bewußt geworden, sie hat mit Ausdauer an der Durchbildung jener, wie an der Ueberwindung dieser gearbeitet, hat sich für ihre Untersuchungen neue, feste Grundlagen, für ihre Argumentationen naturgemäßere, überzeugungsvollere Methoden, für ihre Darstellung eine gemeinverständlichere, wohlgefälligere Sprache angeeignet und nach verschiedenen Seiten und Richtungen hin Werke geschaffen, die nach Gehalt und Form hochbewunderte Arbeiten früherer Epochen weit überragen und von denen man einst nicht begreifen wird, daß sie nicht von ihren Zeitgenossen mit allgemeiner Anerkennung und Begeisterung aufgenommen worden sind.

Zu den bedeutendsten Werken dieser Art gehören auch die unsers Autors, insbesondere seine „Anthropologie" und „Psychologie", in denen der Verfasser mit sorgfältigster Benutzung der auf diesem Gebiet von den Naturwissenschaften erzielten Resultate und kritischer Verwerthung der philosophischen Arbeiten die genannten beiden Wissenschaften auf wesentlich neuer Grundlage ausgebaut und insbesondere, durchweg auf erfahrungsgemäße, jedoch nicht blos äußerliche, sondern auch innerliche Thatsachen sich stützend, zu wissenschaftlicher Geltung gebracht hat, daß der menschliche Geist weder, wie der Spiritualismus bisher anzunehmen pflegte, ein von der sinnenfälligen Realität gänzlich verschiedenes, an Raum und Zeit nicht gebundenes Pneuma, noch auch, wie der Materialismus behauptet, blos ein Accidens, eine selbst substanzlose Eigenschaft oder Function des Körpers, sondern vielmehr, gleich allem übrigen Realen, einerseits ein raumzeitliches, von den sinnenfälligen Naturerscheinungen nur durch höhere Begabung und Vervollkommnungsfähigkeit sich unterscheidendes, andererseits auch ein an sich selbst substantielles, den veränderlichen Geistesphänomenen beharrlich zu Grunde liegendes Realwesen ist, welches als solches mit der Sinnenwelt zwar eng verflochten, aber in seinem tiefsten Ursprunge nicht durch dieselbe bedingt, sondern unmittelbar aus dem Urgrund alles Daseins stammend, mithin „aprioriſch" oder „vorempiriſch", zwar zu universeller Ausbildung angelegt, aber in seinem innersten Kern von entschieden individualisirtem, eigenpersönlichem Charakter ist.

Die schwer ins Gewicht fallenden Verdienste dieser Werke um die Wissenschaft als solche haben selbst in unsern, der Philosophie abholden Zeiten innerhalb der für so tiefgehende Forschungen empfänglichen Kreise nicht unerkannt bleiben können, und in noch umfassenderer Weise wird ihnen die Anerkennung der Zukunft zutheil werden. Damit aber ist ihrer weitgreifenden Bedeutung noch keineswegs Genüge geschehen: denn diese reicht weit über das rein Theoretische und Wissenschaftliche hinaus in das Gebiet des Fühlens und Handelns hinein, ja man darf behaupten, ihre gemüthberührende und praktische Bedeutsamkeit, namentlich auf den Gebieten der Religion und Ethik, hat noch mehr als die rein theoretische auf möglichst baldige und allgemeine Anerkennung Anspruch, da sie, wenn es ihr gelänge, sich wirklich der Herzen und Gesinnungen, wenn auch zunächst nur des gebildeten Theils der Nation zu bemächtigen, nothwendig einen mächtigen, tiefgreifenden Einfluß heilsamster Art auf alle Lebensverhältnisse ausüben würde.

Die Möglichkeit und Ersprießlichkeit eines solchen Einflusses ist auch dem Autor nicht entgangen, und demgemäß hat er nicht unterlassen, schon in den genannten Werken auch die religiöse und ethische Seite seiner Untersuchungsergebnisse zu betonen. Gleichwol konnte dies dort bei dem vorherrschend wissenschaftlichen Charakter der Schriften nicht in dem Umfange und mit demjenigen Nachdruck geschehen, wie es die Sache an sich wünschenswerth erscheinen ließ. Darum hat sich der Autor gedrungen gefühlt, diese Elemente seiner auf anthropologisch-psychologischem Wege gewonnenen Gott- und Weltanschauung in einer besondern Schrift darzulegen, und die Frucht dieser Arbeit ist eben das vorliegende, nach Inhalt und Darstellung auch den weitern Bildungskreisen gewidmete und diesen zu allgemeiner und warmer Beherzigung zu empfehlende Buch. Daß es ihm bei Abfassung desselben wirklich im Grunde des Herzens um die Erzielung eines heilkräftigen Einflusses auf die Gebrechen unserer Zeit zu thun gewesen ist, ergibt sich von Anbeginn daraus, daß er sein Vorwort an eine Aeußerung Gelzer's anknüpft. Diese lautet:

Das geheime Seelenleiden und die größte sittliche Gefahr der Gegenwart ist die unversöhnte Spannung zweier Bildungsstufen. Solange die Versöhnung zwischen unserer religiösen und unserer wissenschaftlichen Cultur nicht für die Mehrzahl gefunden, d. h. in allen Kreisen unserer Nationalbildung, in Kirche und Schule, in Erziehung und Leben, mit Weisheit durchgeführt

man kannte sie nicht anders als so und immer nur so, durch keine Reform wurde das Ohr aus dem rhythmischen Takte gerissen, in den es sich hineingelebt hatte, der ihm zuletzt angeboren war.

Die Fülle der dichterischen Formen, welche sich im Laufe der Zeiten gestalteten, die Versuche, sie überall anzuwenden, die Schrift endlich, in welcher so viele Dichtungen vor unser Auge traten, entwöhnten das Ohr mehr und mehr, setzten es in Unruhe und verwirrten es. Form galt zuletzt eben nur als Form, aber man hielt sie für die Hauptsache in der Dichtkunst, man ahnte wenig mehr von ihrem Ursprung aus oder mit dem Inhalt, man nahm von irgendeinem hellenischen oder römischen Vorbilde das Metrum und zwängte einen Inhalt in die mehr oder weniger unliebsame Form. Dichtung war, was nur die Form hatte. Ein natürliches Ohr, und ebenso ein geschultes, das Inhalt und Form in ihrer harmonischen Verbindung auffassen gelernt hatte, empfing sofort den Eindruck des Fremdartigen, Unzusammengehörigen aus solcher gemachten Dichtung, es fühlte sich beleidigt, abgestoßen durch den Mangel an Harmonie, durch die fehlende Gesetzmäßigkeit des Schönen.

Untersuchungen über das Versmaß und seine ästhetischen Grundlagen sind deshalb von Interesse, wenn sie von unserm heutigen Standpunkte mit Benutzung alles dessen ausgehen, was die umfangreichen Studien der Culturgeschichte, der Sprachen und Literaturen der Völker zumal, uns zugeführt haben, und aus diesem Gesichtspunkte wollen wir das folgende Werkchen betrachten:

Die ästhetischen Principien des Versmaßes in Zusammenhang mit den allgemeinen Principien der Kunst und des Schönen. Von Konrad Hermann. Dresden, Kuntze. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Seitdem Baumgarten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die neue Wissenschaft schuf, welche er Aesthetik nannte, sind wir in vielem weiter gekommen, als unsere Anschauungen über das Gebiet der Phantasie und ihre reinste und höchste Thätigkeit, die Kunstschöpfung, läutern mußte. Noch immer aber ist nach dem Verfasser die Behandlung „eine ungenügende, solange die strenge wissenschaftliche Diagnose des Unterschiedes der einzelnen Arten des Schönen nicht auf die Basis der genauen und beobachtenden Erforschung sowol des Princips der Form wie der allgemeinen ästhetischen Gliederung der einzelnen Bestandtheile und Beschaffenheiten des Schönen, als auch der durchaus concreten Natur des empirischen Stoffs oder Materials, in welchem dasselbe wurzelt, gestellt wird". Dieser Stoff ist für die Dichtung die Sprache, jene Form das Versmaß in seiner Gliederung als Fuß, Vers und Strophe. Ist nun auch der Dichter „ganz in demselben Sinne ein Künstler in der Behandlung der Sprache, wie der Musiker in der des Tons, der plastische Künstler in Bezug auf den Stein oder der Maler in Bezug auf die Farbe" ein solcher ist, so muß dennoch ein Unterschied festgehalten werden. „Die Poesie verzichtet von vornherein auf jedes Gefangennehmen der Sinnlichkeit des Menschen durch den Reiz oder das Wohlgefällige einer bestimmten äußern Form: nur die innere Einbildungskraft oder Phantasie der menschlichen Seele ist es, an die sie sich wendet, welche sie mit dem Inhalt der von ihr geschaffenen Gestalten erfüllt." Dem Verfasser ist die Poesie „die rein innerliche oder geistige Kunst".

Wir können eine Scheidung der Art nicht anerkennen, um so weniger, wenn wir zurückschreitend die Dichtung stets in Verbindung mit der Musik, als Gesang zunächst, auftreten sehen. Aber auch heute noch ist eine Wirkung auf die Phantasie in keiner Weise anders möglich als durch die Sinnlichkeit hindurch, wenn wir auch den blitzschnellen Durchgang kaum bemerken. Wir kommen zum Schluß darauf zurück.

Der Verfasser erkennt, daß „der wahre und echte poetische Gedanke der Regel nach(?) nur zugleich mit und innerhalb seiner metrischen Form geboren wird". Das Versmaß erscheint hiernach „nicht sowol als Fessel, als künstlich erschwerter Ausdruck des Denkens", als vielmehr „in dem Licht eines nothwendigen Mittels der Erziehung und der ganzen innern Vollendung der Poesie selbst für uns.... Poesie und Versmaß sind etwas organisch zueinander Gehöriges."

Hiermit stimmen wir vollständig überein. Jede bestimmte Gattung poetischen Schaffens bringt die Eigenart der Form mit sich, ohne welche sie ebenso wenig denkbar ist als ein jedes Naturgebilde ohne die aus dem Gesetz seines Entstehens resultirende Form. Im Forschen nach diesem Gesetz für das Versmaß trennt der Verfasser zwei Formen in der Dichtung der Völker, die classische, welche auf der Quantität der Silben, der Scheidung in lange und kurze, beruht, und die moderne Form, welcher nur der Accent, die Betonung, zu Grunde liegt. Wir dürfen hier nicht von „betonten und unbetonten" Silben sprechen, sondern nur von verschiedener Betonung. Absolut unbetonte Silben sind nicht vorhanden, es ist nur ein relatives Verhältniß, und wir nähern uns mit dieser Auffassung einer Einigung beider Formen, der antiken und modernen, in einer Grundform, aus welcher jene sich entwickelt hat, während die moderne eigentlich die Grundform selbst ist, nur umgewandelt mit der umgewandelten Sprache.

In der modernen Dichtung trat der Reim hinzu, in welchem der Verfasser nur eins der „schmuckvollen Elemente" erblickt, welche die Sprachmalerei zu Hülfe nahm. Wir sehen mehr in ihm. Sehr richtig führt der Verfasser den Reim auf die Alliteration zurück, die dreifache Wiederkehr eines und desselben Consonanten in einer Verszeile. Ihr folgte die Assonanz, die Wiederkehr gleichartiger Vocale, endlich der Reim, die Bindung zweier Verse durch den ähnlichen Ausgang ganzer Silben. Zu Anfang des Werks spricht der Verfasser sich nun dahin aus, daß das Versmaß in ältesten Zeiten, als die Schrift noch fehlte, bis zu einem gewissen Grade das Bedürfniß derselben ersetzt habe. Von der Alliteration gilt das unstreitig. Mit dem ersten bedeutungsvollen Wort empfing man auch den Anlaut des zweiten und dritten, sie bildeten das Knochengerüst, an welches sich das Fleisch anlegte.

cips in die diesseitigen Angelegenheiten des Menschenlebens angenommen wird.

4. Dieser Glauben findet unter anderm seine Bestätigung in der aus den bloßen Naturgesetzen unerklärlichen Thatsache, daß der Fortschritt des Menschengeschlechts hauptsächlich durch höher begabte, von oben her inspirirte Geister (productive Genien) bewirkt wird. Die höhere Begabung solcher Geister blos aus der Natur ableiten zu wollen, ist darum unzulässig, weil alles, was lediglich den Naturgesetzen folgt, keine plötzlichen Durchbrüche völlig neuer Daseinsformen noch überhaupt einen permanenten Fortschritt zeigt, sondern sich vielmehr in einem stets wiederkehrenden Kreislauf bewegt. Die außerordentliche Erleuchtung voranschreitender Geister ist daher nur als der Ausfluß einer übernatürlichen Ursprungsquelle, im tiefsten Grunde als eine besondere Einwirkung Gottes zu denken, und ist von diesen Geistern selbst, wie von der durch sie erleuchteten und weitergeführten Menschheit fast ausnahmslos in diesem Sinne aufgefaßt worden.

5. Den höchsten Ausdruck findet diese Anschauungsweise in dem religiösen Glauben an eine göttliche Selbstoffenbarung, namentlich in der Vorstellung, daß Gott selbst in die Menschengestalt sich eingesenkt und als Gottmensch die Erlösung des Menschengeschlechts bewirkt und dasselbe eines ewigen Lebens theilhaftig gemacht habe.

6. Diesen welt- und religionsgeschichtlichen Thatsachen entspricht, daß der Mensch selbst sich von jeher über die Natur gestellt, sich als Herrn der Schöpfung betrachtet und fortwährend demgemäß gehandelt hat. Während das Thier sich vollkommen in seiner natürlichen Existenz befriedigt fühlt, strebt der Mensch rastlos über dieselbe hinaus und schafft dieselbe durch Cultur, Civilisation und Kunst in ein wesentlich neues, vergeistigtes Dasein um und wird, indem er, von der Idee einer unendlichen Perfectibilität durchdrungen, einem höchsten, idealen Ziele zustrebt, gerade hierdurch zum Menschen im eigentlichsten und wahrsten Sinne des Worts, denn eben seine Cultur- und Vervollkommnungsfähigkeit, d. i. das geschichtbildende Princip in ihm, ist das Charakteristikum, welches ihn am entschiedensten von allen übrigen Erdenwesen unterscheidet.

7. In diesem Streben und der ihm entsprechenden Thätigkeit erblickt der Mensch zugleich sein höchstes Gut, die Grundbedingung seiner Glückseligkeit. Um das ihm dabei vorschwebende Ziel, höchste Vervollkommnung seines Wesens, zu erreichen, reicht jedoch sein blos sinnliches Verhalten, wie überhaupt sein Erdenleben nicht aus. Er muß daher, wenn er nicht von vornherein an der Erreichbarkeit seiner Ziele verzweifeln soll, in seiner Geistigkeit den eigentlichen Kern seines Wesens erblicken und von dem Glauben an dessen Fortdauer auch nach dem Tode durchdrungen sein. Die Zuversichtlichkeit, mit welcher sich der Mensch, als Einzelwesen wie als Gattung, dem ihm eigenthümlichen und ihn vor allen übrigen Geschöpfen auszeichnenden idealen Streben hingibt, ist somit ein unzweideutiges Zeugniß der ihm inwohnenden Ueberzeugung von der Uebersinnlichkeit und Unvergänglichkeit seines Wesens.

8. Wäre dem Menschen dieses Streben angeboren ohne eine ihm entsprechende Leistungsfähigkeit innerhalb seiner diesseitigen Existenz und ohne jedwede Aussicht auf eine Weiterführung seiner Anstrengungen in einem jenseitigen Leben, so läge darin ein Misverhältniß und Widerspruch, wie er sonst im Bereich der ganzen Schöpfung nicht gefunden wird: denn es gibt sonst kein Wesen, dem von der Natur ein Trieb nach etwas schlechthin Unerreichbarem, seinen Anlagen Widersprechendem eingeimpft wäre; es wäre daher die willkürlichste Inconsequenz, diese Analogie nicht auch auf den Menschen, das hochgestellteste Wesen, ausdehnen zu wollen.

9. Soll aber dieser Widerspruch wirklich gehoben werden, so muß nicht nur die Menschheit im ganzen, sondern auch das Individuum auf eine Fortdauer seiner geistigen Existenz rechnen dürfen, denn in der Welt des Geistes geht aller Fortschritt von dem Einzelnen, nicht von der Gattung aus, und das Wesentliche der Menschheit besteht keineswegs, wie es von den Thiergattungen gilt, aus einem Geschlecht gleichartiger, uniformer Wesen, sondern aus der höchsten Mannichfaltigkeit einzelner, geistig verschiedener Persönlichkeiten, die, was sie zusammen Höheres leisten, nicht durch den die Fortpflanzung des Geschlechts bewirkenden Gattungsproceß, sondern durch den Austausch productiver und receptiver Genien zu Stande bringen.

10. Neben diesen objectiven Bürgschaften für die Seelenfortdauer gibt es auch eine Reihe subjectiver Zeugnisse im Empfindungsleben des Menschen. Dahin gehören unter anderm die natürliche Todesscheu des Menschen und die ethische Ueberwindung derselben, wie sie sich in der unwillkürlichen „Lebensverschwendung", im todesverachtenden Muth und in der Todesfreudigkeit zu erkennen gibt; ferner das an die natürlichen Seiten seines Daseins sich knüpfende Schamgefühl; sodann selbst viele irrthümliche Richtungen seines Geisteslebens, namentlich seine Neigung zum Aber- und Wunderglauben, und vor allem das überherrschende Grundgefühl von der innern Macht und Unverwüstlichkeit seines Wesens, welches eigentlich all seinem Fühlen, Handeln und Denken als Unterlage dient und schließlich ihn auch dazu drängt, das ihm ursprünglich Gewisse auch durch Vernunftgründe und wissenschaftliche Argumentationen festzustellen. **Adolf Zeising.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Die Grundform der Poesie und ihre Entwickelung.

Als einst die Rhapsoden Joniens, als im alten Sachsenlande die Mime, wie das Volk seine wandernden Sänger nannte, und die Skalden des Nordens von Hof zu Hof zogen, wie noch heute die Tolholos unter den Mongolen der Steppe, um die Thaten der Väter dem lauschenden Volk zu singen, da mußte jedem die enge Verknüpfung der Form, in welcher die Dichtung auftrat, mit ihrem Inhalt mehr als heute verständlich werden. Die Dichtung erschien stets und überall in einer, wir können sagen heiligen und darum unantastbaren Form und Weise.

wie die Völker ihn sonst nannten. Sie priesen ihn als den Erwachten, den „ersten im Blitzfeuer geborenen Menschen" — er wurde später ein Gott. Sein Erwachen geschah vor dem tönenden Meer, das er zum ersten mal erblickte, dessen Sang, dessen Hebung und Senkung er in den ersten einfachen Sprachwellen nachahmte, bald in langgezogenen, bald in rascher verlaufenden, hier gleichsam aufsprühenden, dort tief niederschlagenden Folgen. Und diese Stimmodificationen, zunächst an einen einzigen in den Mysterien bewahrten heiligen Ruf gewandt, diese Nachahmung des Meers begleitete er mit Körperbewegungen. Sprache, Gesang, Tanz sind gleichzeitige Erfindungen, welche am Anfang der Culturgeschichte stehen, vereint mit dem Erwachen des menschlichen Geistes. Dabei blieb Gesang und Tanz, unter Begleitung später hinzutretender Instrumente, in den Religionen, welche in jener ersten halb verschollenen Urlehre des Erwachens, dem Cultus des Spracherfinders, des Ursängers, ausgingen.

Eine Volkssprache trennte sich später von der ältesten Sangsprache. Diese blieb in den Culten, und ein monotoner Rest hat sich bis heute in der traditionellen Sprachweise unserer Prediger erhalten, wie hier und da auch in der Volkssprache — ich erinnere nur an das Sächsische — das von ältester Sangweise geblieben ist. Alliteration und Versmaß gingen aus dieser hervor, sie beruhen beide auf der accentuirenden Grundform aller Poesie und Sprache. Princip blieb aber auch in der metrischen Form die Hebung und Senkung des Meers, der Wechsel der Meeresströmungen. Damit gelangte man zu einer ästhetischen Harmonie, nicht indem man Arsis und Thesis als das in Harmonie Nothwendige erkannte und aus der Erkenntniß in Fuß und Vers hineintrug, sondern in einem Anschluß an die Natur, hier des Meers. Und diesen Anschluß hielten die Sängerschulen aus der Tradition fest, aus ihm ging der Hexameter als vollkommenstes Kunstgebilde hervor.

Aber dieses Festhalten an einem Uralten, Hochheiligen, für die ganze Cultur der Menschheit Bedeutungsvollsten zeigt sich nicht blos in der Dichtung, in Gesang, Musik, Tanz — es ist in der ganzen Kunst bis in das Mittelalter hinein vorhanden. Was die alten Sängerschulen für die Dichtung, das waren die Maler-, Bildhauer- und Hüttenbrüderschaften für die räumliche Kunst, treue Bewahrer einer alten, mit jenem Erwachen am Meer verknüpften Kunsttradition. Alle Kunst ging darauf hin, ähnliches Staunen, einen ähnlichen Enthusiasmus für ihre Schöpfungen hervorzurufen, wie sie nach der Tradition einst vor der Erscheinung des Meers entstanden. Und wol erregte mancher den Geist der Hörer und Schauer in mächtiger Weise durch Gebilde des Meißels oder des Pinsels oder durch Sang und Tanz, aber nie wieder wurde die Erregung eine so gewaltige, folgenreiche, als damals bei dem großen Heiligen der Völker, den sie zum Sanggott machten, dem sie die herrlichsten Hymnen sangen, die schönsten Statuen errichteten.

Wir begreifen die Ekstase heute schwer, welche den Schauer der Sage und Mythe nach ergriff; aber der Geist des Menschen, der ideale Mensch wurde damals geboren und prägte sein Zeichen auf Mund und Stirn und Auge, zog die Wunderlinien in ihren Anfängen auf seinem Gehirn wie außen auf seinen Gliedern. Je mehr ein Werk der Kunst im Stande ist, Aehnliches hervorzurufen, um so mehr nähert es sich jener folgenreichsten Erscheinung, um so höher steht es als ein harmonisches, ein schönes Werk da. Die ganze Angelegenheit ist indeß noch nicht spruchreif; endgültig können in Sachen der Dichtung, der Kunst überhaupt erst weitergehende Forschungen auf dem Gebiete der ältesten Culturgeschichte entscheiden.

E. Schnellen.

Feuilleton.

Englisches Urtheil über Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Es ist ein neues und angenehmes Gefühl", sagt die „Saturday Review" mit Bezug auf Pauli's „Geschichte Englands von den Friedensschlüssen von 1814 und 1815" (2. Theil: 1830 bis 1841), „eine gleichzeitige Geschichte unsers eigenen Landes von einem wirklich competenten Ausländer zu lesen. Nichts kann demüthigender sein, als zu beobachten, wie die vom Nebel der Meinungsstreitigkeiten bei uns verdunkelten Ereignisse und Persönlichkeiten einem unparteiischen Beurtheiler erscheinen. Es ist nöthig, hinzuzufügen, daß der Werth solcher Gelegenheiten zur Beobachtung durch ihre Seltenheit erhöht wird. Abgesehen von andern Veranlassungen zum Irrthum, deren Aufzählung überflüssig sein dürfte, sind englische Einrichtungen, ebenso wie die der Vereinigten Staaten, der Misdeutung dadurch ausgesetzt, daß sie bei politischen Controversen als Erläuterungen herbeigezogen werden. Wir versehen alle Klassen von Politikern mit Beweisgründen und werden hier als Vorbilder, dort als Bogeyschen aufgestellt. Zwei mächtige, in jeder andern Hinsicht stracks entgegenstehende Parteien sind doch darin einig, daß sie alles Englische herabwürdigen, und wir haben uns beinahe an ultramontane und rothrepublikanische Schmähungen so sehr gewöhnt, daß wir fast vergessen, wie zahlreich und aufgeklärt unsere Freunde sind. Unter diesen letztern nimmt Pauli einen hohen Rang ein, und was er zur Aufhellung unserer Geschichte geleistet hat, gibt ihm einen dauernden Anspruch auf unsere Dankbarkeit nicht minder, als auf die seiner eigenen Landsleute. Sein vorliegendes Werk ist ein Muster von ebenso unparteiischer wie edelmüthiger Würdigung. Ja, wir könnten uns fast darüber beklagen, daß er zu englisch ist, daß er unsere Denkungsart bis zu einem Grade angenommen hat, daß seine Autorität dadurch bei seinen Landsleuten geschmälert wird; daß er gegen unsere Schwächen und Fehlgriffe zu nachsichtig sei und zuweilen mit der Ruhe eines Philosophen Dinge anschaut, welche die Entrüstung eines Censors gerechtfertigt haben würde. Wenn nämlich die erste Hälfte der hier behandelten Geschichtsperiode durch große Leistungen und die zweite durch große Vorbereitungen ausgezeichnet war, so muß man doch einräumen, daß in beiden Thatsachen zu finden sind, deren wir uns zu schämen Grund haben. In der erstern Hälfte waren die Institutionen des Landes durch Angriff von außen, in der letztern durch innern Verfall bedroht. Die stürmischsten Momente der jüngsten Session geben noch keine hinlängliche Vorstellung von der Heftigkeit, mit welcher Lord Grey's Verwal-

Man prägte sie sich ganz besonders ein, und in der Sprache haben sich solche alliterirende Grundlagen eines Verses noch erhalten, wie Schild und Schirm, Thür und Thor, Wohl und Wehe u. s. w., und ebenso aus der ersten Reimzeit, wie Borgen macht Sorgen, Ehestand Wehestand u. s. w. Reim wie Alliteration waren Unterrichtsmittel zur Einprägung nicht nur der Lieder in den Sängerschulen, sondern ebenso der Sprache im Volk, welches sie durch mühsamsten Unterricht einer uralten, weiblichen Priesterschaft empfing, wie sich mehr und mehr zeigen wird.

Ein zweites wichtigeres Unterrichtsmittel zur Erlernung der Sprache war aber der Accent. Einsilbig wie die erste Sprache war, kannte sie keinen Unterschied zwischen den Silben. Jedes Wort, also jede Silbe, war von gleicher Quantität, war lang und betont, aber in der Art der Betonung unterschieden sie sich. Wörter, welche geschrieben durchaus gleich aussehen mußten, traten durch den Accent gar sehr auseinander. Das Chinesische, das der Ursprache sehr nahe steht, hat noch heute vier oder fünf verschiedene Betonungen, Stimmodificationen, welche dem damit nicht vertrauten Ohr kaum verständlich sind. Rosny spricht von einem Gezwitscher, das er nie lernen zu können meinte, und es gehört ein langer Umgang dazu, Ohr und Zunge und Kehle darauf einzuüben. „Die Musik der Sprache, die einst vorhanden, haben wir verloren", sagt Max Müller sehr wahr, und mit ihr das Verständniß jener „ersten Poesie der Menschheit", wie Bunsen die Schöpfung der Sprache nennt. Wir gelangen jedoch durch unsere Forschungen allmählich wenigstens zur Erkenntniß. Ob zwischen Betonung und Bedeutung eine Verbindung bestanden, ist eine Frage, zu welcher die Sprachforschung kommt, wenn neben dem bis heute hauptsächlich ins Auge gefaßten Lautwechsel der Wechsel der Bedeutungen beachtet werden wird.

So viel ist indeß bereits festgestellt, daß die Vor- und Nachsilben, die Präfixe und Suffixe, also die kurzen Silben der Sprache, einst gleichfalls Stammwörter gleich denen gewesen, die es heute noch sind, ja viele solcher kurzen Silben einer Sprache erscheinen in einer andern noch in ihrer ursprünglichen langen Form als selbständige Wörter. Durch fortschreitende Corruption entstanden aus ursprünglichen Compositionen scheinbare Ableitungen, der Spondeus verwandelte sich damit in einen Trochäus oder auch in einen Jambus, wenn das erste Wort die Corruption erlitt. Je corrumpirter also eine Sprache geworden, je reicher ihre Flexion, eben jene Ableitungsformen, sich gestaltet hatten, um so mehr eignete sie dem Versmaß — und eine solche war die griechische.

Eine Welt mußte untergehen, ehe man die Pyramiden, die Sophienkirche und ganze Städte wie Tor und Dschidda in Arabien aus den Panzern einst lebender Infusorien errichten konnte. So mußte auch die älteste Sprachwelt untergehen, ehe die Homerischen und weiter die Aeschyleischen und Pindarischen Kunstbauten erstehen konnten. Aus der Corruption erst ward die Metrik geboren, wie Aphrodite aus dem grausen Morde des Uranus hervorging, in engerm Zusammenhange mit der Poesie, als man heute ahnt. Wenn nach unserm Verfasser „alle Wissenschaft vom Versmaß an der griechischen Metrik ihren allgemeinen Prototyp oder ihre höchste vollendete Erscheinung" hat, so verdankt sie das jener großartigsten Corruption. Und wenn wir die griechische Verskunst „in ihrer vollen ursprünglichen Schönheit und Frische nie unbedingt erreichen und nachbilden" können, so bewiese das eine geringere Corruption unserer Sprache, wohin auch die beibehaltene Accentuirung deuten würde. Dennoch hat auch unsere Sprache eine große Corruption erlitten, aber sie ist ihren eigenen Weg gegangen. Mit welcher Leichtigkeit jedoch sie vor manchen andern sich der griechischen Dichtung anzuschließen vermochte, ist bekannt. Auch sie hatte mit immer fortschreitender Corruption jene „so schöne und glücklich temperirte Lautmischung" gewonnen, welche der Verfasser hauptsächlich dem Griechischen zuweist; auch sie war zu der Fähigkeit gelangt, „größere und kunstreich verschlungene Gruppen aus beiden Silbenelementen, dem langen und dem kurzen, zu bilden". Nur in einem Punkte noch außer der Accentuirung ist unsere Sprache und Dichtung der ältesten treu geblieben und hat sich dem classischen Vorbilde nicht genähert — das ist die einfache alte Syntax, welche der Hellene und nach ihm der Römer dem Klanggefühl opferte. Von einer Verderbniß ist weder hier noch bei der obigen Corruption die Rede, der Ausdruck Corruption mag daher falsch gewählt sein, wir haben ihn indeß aus der Sprachwissenschaft beibehalten. Es war eine fortschreitende Entwicklung, aus welcher schöne Früchte hervorgegangen sind.

Unser Autor nimmt das Verhältniß des antiken und des modernen Versmaßes als „den allgemeinen Gegensatz des classischen und des romantischen, des objectiv sinnlichen und des subjectiv geistigen Schönheitsideals". „Der Klang des Hexameters ist etwas an sich und unbedingt oder auch außerhalb alles Verständnisses des in ihm liegenden Inhaltes Schönes; alles neuere Versmaß ist weniger an und für sich als vielmehr nur im Zusammenhang des in ihm ausgedrückten Inhalts schön." Wenn aber der Satz feststeht, daß die schöne Form nur mit dem schönen Inhalt geboren wird, so ist der Hexameter darum schön, weil er der Träger einer großen herrlichen Klangwelt geworden, die Großes und Schönes enthielt; und kann irgendwelches neuere Versmaß, das in echt dichterischem Geiste mit seinem schönen Inhalt entsprang, anders sein? Wenn ein Unterschied vorhanden, so liegt er in etwas anderm, und wir kommen damit auf das Verhältniß des metrischen Tonprincips zum musikalischen.

Das Versmaß ist nach unserm Werke „eine Kunstform, die sich allein und organisch aus der Sprache selbst entwickelt, während aller Gesang auf einer bloßen Uebertragung des an sich fremden musikalischen Tonprincips auf die Sprache beruht". Es wird sich jedoch immer mehr bewahrheiten, was einzelne Forscher bereits ausgesprochen, daß älteste Sprache und Gesang eins gewesen sind. Die Spracherfinder und Lehrer waren Sänger und erscheinen unter diesem Namen noch in den Religionen wie in den Mysterien des Ursängers Dionysos, Attes oder

r lebte ein mechanisch geordnetes, fast abstractes Hagestolzenleben in einem stillen abgelegenen Gäßchen zu Königsberg, einer lten Stadt an der nordöstlichen Grenze Deutschlands. Ich laube nicht, daß die große Uhr der dortigen Kathedrale leidenschaftsloser und regelmäßiger ihr äußeres Tagewerk vollbrachte ie ihr Landsmann Immanuel Kant. Aufstehen, Kaffeetrinken, chreiben, Collegienlesen, Essen, Spazierengehen, alles hatte ine bestimmte Zeit, und die Nachbarn wußten ganz genau, aß die Glocke halb vier sei, wenn Immanuel Kant in seinem rauen Leibrock, das spanische Röhrchen in der Hand, aus seier Hausthüre trat und nach der kleinen Lindenallee wandelte, e man seinetwegen noch jetzt den Philosophengang nennt. chtmal spazierte er dort auf und ab, in jeder Jahreszeit, und enn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen egen verkündeten, sah man seinen Diener, den alten Lampe, ngstlich besorgt hinter ihm drein wandeln mit einem langen egenschirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorsehung."

Und dieser Lampe ist nicht etwa blos eine müßige Staffage; in, die ganze Bedeutung des Kant'schen Systems wird durch n illustrirt, er ist gleichsam die anatomische Titelfigur, an der e ganze Gerippe des Systems klargelegt wird. Denn nachm Heine nachgewiesen, wie Kant die ganze Besatzung des mmels habe über die Klinge springen lassen, fährt er rt: „Das röchelt, das stöhnt — und der alte Lampe ht dabei, mit seinem Regenschirm unter dem Arm, als trübter Zuschauer, und Angstschweiß und Thränen rinn ihm vom Gesicht. Da erbarmt sich Immanuel Kant und gt, daß er nicht blos ein großer Philosoph, sondern auch ein ter Mensch ist, und er überlegt, und halb gutmüthig und lb ironisch spricht er: «Der alte Lampe muß einen Gott haı, sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein — der ensch soll aber auf der Welt glücklich sein — das sagt die ktische Vernunft — meinetwegen — so mag auch die prakhe Vernunft die Existenz Gottes verbürgen.» Infolge dieses guments unterscheidet Kant zwischen der theoretischen Verft und der praktischen Vernunft, und mit dieser, wie mit em Zauberstäbchen, belebte er wieder den Leichnam des Deiss, den die theoretische Vernunft getödtet."

Kann man unartiger gegen die Philosophie sein, als wenn n ihre höchsten Postulate in so profaner Weise motivirt?

Literarische Notizen.

Von **Georg Weber's** „Allgemeiner Weltgeschichte" (in Bänden), mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und turlebens der Völker und mit Benutzung der neuern geschichtn Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet (Leipzig, elmann), liegt jetzt die erste Hälfte des siebenten Bandes 67) vor, welche die zweite Abtheilung der Darstellung des *italters der Kreuzzüge* und der Hohenstaufen" enthält. Von nderm Interesse ist in dem vorliegenden Bande die Charakik Friedrich's II. und seiner Zeit.

An einer neuen Dante-Uebersetzung arbeiten **Julius anz und Wilhelm Buchholz**. Wie wir aus den Mitungen einiger Blätter entnehmen, soll diese Uebersetzung in mten Terzinen ausgeführt und mit Benutzung aller vorenen Dante-Uebersetzungen ein poetisches Kunstwerk herllt werden, das die rhythmische Bildungsfähigkeit der deutSprache im Sinne und nach dem Vorbild Platen's und el's auch an der „Göttlichen Komödie" bewahrheiten soll, Uebersetzung, welche auch diejenigen mit Leichtigkeit und ß lesen sollen, denen das Original fremd ist. In Bezug den Sinn des Originals und gewissenhafte Wiedergabe wersich die Uebersetzer hauptsächlich an die Auslegungen von lethes und Witte halten. Eine Dante-Uebersetzung in Auffassung beabsichtigte schon der leider zu früh verstorMax Waldau. Das von ihm veröffentlichte Fragment: ncesca da Rimini", erkennen seine Nachfolger als muster g an.

Heinrich Laube hat während seiner achtzehnjährigen Directionsführung 130 Trauerspiele und 150 Lustspiele am wiener Burgtheater neu zur Aufführung gebracht. Shakspeare's „Julius Cäsar", „Coriolan", „Richard III.", „Heinrich IV." und auch Goethe's „Faust" sind unter seiner Leitung in das Repertoire der Burg aufgenommen worden.

Dem Vernehmen nach wird dieser Autor jetzt eine Gesammtausgabe seiner Schriften herausgeben, welche auf dem Gebiete des Dramas und des Romans, wie auf dem der Kritik und Literaturgeschichte eine bedeutende Summe langjähriger und meist erfolgreicher Production repräsentiren wird.

Das zweite Heft des zweiten Bandes der „neuen Serie" des „Neuen Pitaval", der von **A. Bollert** fortgeführt wird (Leipzig, Brockhaus) enthält folgende Aufsätze: „Kaspar Trümpy aus Bern" (1864), „Ein Mord im Criminalgefängniß von Nürnberg", „Criminalistische Miscellen aus Nürnbergs Vergangenheit".

Auch von der Auswahl aus dem „Neuen Pitaval", die unter dem Titel: „Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit" von **A. Bollert** (Leipzig, Brockhaus) herausgegeben wird, ist der zweite Band erschienen. Sein Inhalt ist: „Zwei Verschwörungen gegen Napoleon I."; „Zwei Attentate auf König Ludwig Philipp"; „Burke und die Burkiten"; „Graf Bocarmé und seine Gattin"; „Das Wundermädchen aus der Schifferstraße in Berlin".

Bibliographie.

Aimard, G., Die mexikanischen Jäger. Deutsch von **A. Wießner**. Leipzig, Kollmann. 1868. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Carus, C. G., Betrachtungen und Gedanken vor auserwählten Bildern der Dresdner Galerie. Dresden, Burdach. Gr. 8. 20 Ngr.

Evers, L., Aus vergangenen Tagen. Gedichte. Leipzig, O. Wigand. 1868. 16. 24 Ngr.

Foglar, L., Freudvoll und leidvoll. Neue Gedichte. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Frantz, A., Andeutungen über die Pseudodoxie der Naturwissenschaft. Magdeburg, Berger. Gr. 8. 22½ Ngr.

Heinrich, L., Der Sclavenhändler. Original-Roman aus den Papieren eines Touristen. 2 Bde. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Helle, F. W., Minneleben. Eine romantische Dichtung. Münster, Russell. 16. 24 Ngr.

Höcker, O., Geld und Frauen. Erzählungen. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Keim, T., Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesammtleben seines Volkes frei untersucht und ausführlich erzählt. 1ster Bd. Der Rüsttag. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Kessel, K. v., Eine heimliche Ehe. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr.

Leben, Wirken und Ende des Kaiser Maximilian I. von Mexico, Erzherzog von Oesterreich. Nach den besten Quellen bearbeitet. Stuttgart, E. Müller. 8. 2½ Ngr.

Mahir, G., Der Tannhäuser. Drama in drei Aufzügen. Bamberg. 1866. Gr. 8. 8 Ngr.

Marx, K., Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. 1ster Bd. Buch I. Der Produktionsprocess des Kapitals. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Möllhausen, B., Der Meerkönig. Eine Erzählung in drei Abtheilungen. 6 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Müller, N., Neuere Lieder und Gedichte. New-York. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Otto, Louise, Theodor Körner. Große vaterländische Oper in fünf Akten und einem Vorspiel: Des Königs Aufruf. Musik von W. Weißheimer. Leipzig, Matthes. 8. 6 Ngr.

Plath, J. H., Chronologische Grundlage der alten chinesischen Geschichte. München, Franz. Gr. 8. 15 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 2te Folge. Aus dem „wunderlichsten Buche". Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Riegel, H., Deutsche Kunststudien. 1stes Heft. Hannover, Rümpler. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Robiano, L. Gräfin v., Alexander Menschikoff oder Fürstengunst und Ungnade. Historische Erzählung. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 4 Thlr.

Rüstow, W., Die ersten Feldzüge Napoleon Bonaparte's in Italien und Deutschland 1796 und 1797. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 5 Thlr.

Scheffel, J. V., Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 4te Auflage. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schrader, A., Der Landwehrmann. Zeitbild aus dem Kriege von 1866. 2 Bde. Leipzig, Payne. Gr. 16. 2 Thlr.

Schulze, G. W., Staat und Christenthum in ihren gegenseitigen Verhältnissen. Theologisch-philosophischer Versuch. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

tung erschüttert wurde, und, so unglaublich es auch erscheinen mag, keine der neuern Verwaltungen hat solche beklagenswerthe Schwäche verrathen, wie die, welche die Regierung sechs Jahre lang unter der nominellen Führung Lord Melbourne's kennzeichnete. Die Thronbesteigung der Königin Victoria unter den eigenthümlichen und rührenden Umständen, an die wir vor kurzem erinnert worden sind *), verleiht dieser Theil unserer Geschichte ebenfalls ein hohes Interesse, und wie unglücklich Lord Melbourne auch als Premierminister gewesen sein mag, so wird man es ihm doch stets zu seiner Ehre gedenken, wie vortrefflich sein richtiger Takt und sein gutes Herz ihn befähigten, die zartesten Aufgaben, die einem Minister anvertraut werden können, zu erfüllen. Sir Robert Peel indessen verdunkelt den Glanz jedes andern Staatsmannes. Seine Haltung, indem er so lange zögerte, das ihm so nahe liegende Staatsruder zu ergreifen, war entweder das erhabenste Pflichtgefühl oder die höchste Klugheit, und es wird wahrscheinlich lange währen, ehe wir eine solche Handlungsweise wiederholt sehen werden. Pauli hat glücklicherweise Zugang zu einer höchst werthvollen Belehrungsquelle über unsere Parteikämpfe in dem noch unveröffentlichten Tagebuche des frühern preußischen Gesandten, Freiherrn von Bülow **), gehabt. Das Wesentliche daraus ist seiner Erzählung einverwebt; übrigens sind nur wenige Auszüge mitgetheilt, sie genügen aber, die genaue Beobachtung und das scharfsinnige Urtheil des Barons darzuthun.

„Prof. Herrmann, mit den landläufigen Handbüchern der Geschichte der Philosophie unzufrieden, sucht sie durch seine «Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung» zu ersetzen, in welcher die verschiedenen Systeme im Zusammenhang und als Theile eines organischen Ganzen betrachtet werden. In der Ausführung seiner lobenswerthen Absicht jedoch scheint er zuweilen vergessen zu haben, daß er für Studirende schreibt. Es ist nicht überraschend, daß die Ansichten, welche die Lehrer über diesen Gegenstand haben, von denen der Schüler etwas abweichen; da diese Frage aber schließlich mit Bezugnahme auf die Wünsche und Bedürfnisse der letztern entschieden werden muß, so glauben wir nicht, daß man Hermann's Werk als eine Bereicherung des Verzeichnisses der Musterhandbücher ansehen werde.

„Köhler's «Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere alte Ueberlieferungen im Voigtlande» ist ein höchst anziehendes und reizendes Buch. Es ist eine jener Sammlungen von Volksweisheit, welche ebenso interessant an und für sich, wie sie durch das Licht, welches sie auf die Geschichte und Geistesvorgänge ungebildeter Nationen werfen, anregend sind. Im vorliegenden Falle wird das Interesse noch dadurch erhöht, daß die Sammlung auf die noch ältere slawische Ueberlieferung zurückgeht. Die slawische Bevölkerung des Voigtlandes wurde erst nach einer Reihe heftiger Kämpfe, deren Spuren sowol in den Legenden als auch in der Sprache des Kreises sich erhalten haben, unterjocht oder vertrieben. Ebenso wie die Benennungen der meisten Flüsse in England celtisch sind, so kann der Name manchen wohlbekannten Ortes den gebildeten Deutschen daran erinnern, daß er und die Seinigen Eindringlinge auf dem Gebiete eines ältern Volksstamms sind. Köhler scheint uns in seinen Etymologien etwas kühn zu sein, besonders da, wo er auf die Aehnlichkeit mit dem Englischen hinweist; sein Fleiß aber war unermüdet, und die Art, wie er dessen Ergebnisse mittheilt, ist höchst gelungen. Wir sind ihm ganz besonders für seinen vortrefflichen Anhang über volksthümliche Ueberlieferungen verbunden. Sie sind fast ebenso unterhaltend, wie die berühmten Märchen der Gebrüder Grimm, natürlich aber noch weit mannichfaltiger in ihrem Stoff. Das Buch enthält auch eine ausgezeichnete Sammlung kürzerer Volkslieder, deren Frische und Einfachheit unnachahmbar sind. Aus der in diesen Liedern wahrnehmbaren Gesinnung erhellt es deutlich genug, daß das stärkere Geschlecht auch dort das Monopol in der Dichtung behauptet und Herrn Mill's Grundsätze im Voigtland wenigstens bisjetzt noch nicht viel Fortschritte gemacht haben."

Schließlich mögen noch die wenigen Worte folgen, welche die „Sarturday Review" den Pariser Briefen von F. Pecht: „Kunst und Kunstindustrie auf der Weltausstellung von 1867" (Leipzig, Brockhaus) betitelt, widmet: „Dieser kleine Band enthält viel treffliche, obschon in der Nöthigung des Moments nur leicht hingeworfene und im Fluge geschriebene Kritik. Trotz des Unrechts, welches der britischen Kunst durch die Auswahl britischer Gemälde geschehen, scheinen diese dennoch dem Verfasser eine günstige Meinung beigebracht zu haben, obschon er richtig genug bemerkt, daß die Porträts nur mittelmäßig seien. Was er über Kunstindustrie sagt, ist interessant und werthvoll."

Unarten gegen die Philosophie.

Melchior Meyr hat einen neuen Beitrag zu seinem „Grobian" geliefert, indem er in zwei Artikeln des „Deutschen Museum" die Unarten aufzählt, deren sich das Publikum gegen die Philosophie schuldig macht. Dabei werden dem „Publikum", das glücklicherweise einen breiten Rücken hat, allerlei wenig rühmliche Charaktereigenschaften wie Anmaßung, Trägheit u. s. w. zugeschrieben. Uns ist bei den mit gewohnter Lebendigkeit und Ueberzeugungstreue abgefaßten Abhandlungen nur aufgefallen, daß Meyr als die größte und schädlichste „Unart des Publikums gegen die Philosophie" „die Antipathie bezeichnet gegen die specifische christliche Lehre, sofern diese nämlich eine Welterklärung gibt". Uns scheint, daß hierin nicht eine Unart gegen die Philosophie, sondern nur gegen eine bestimmte philosophische Richtung liegt, deren sich das Publikum so gut schuldig machen darf, wie jeder Philosoph, der auf einem andern Standpunkt steht. Denn daß die Philosophen nicht blos unartig, sondern beispiellos grob gegeneinander sind — das beweisen wol am besten die Beiwörter, mit denen z. B. Schopenhauer Hegel und Schelling beehrt. Der Redacteur des „Deutschen Museum", Karl Frenzel, hat eine andere Beleuchtung der Frage versucht, und bekennt, daß er die Philosophie liebe und sich doch der „Unarten" schuldig mache, die Melchior Meyr dem Publikum vorwirft. Frenzel benutzt die Polemik zu einem kleinen Streifzug gegen die „metaphysischen Systeme", indem er der Ansicht ist, daß die neuen praktischen Philosophien wie Comte, Buckle, Draper sich für die Bildung des Volks mit jedem Tage von größerm Nutzen beweisen werden, als die philosophischen Systeme von Fichte, Schelling und Hegel. Wir können hiermit nicht übereinstimmen; die bei weitem größere Tiefe ist bei den deutschen Denkern, und wenn man eine Draper'sche Culturgeschichte liest, möchte man glauben, daß die ganze Cultur der Menschheit nur auf der Technologie und Chemie beruht.

Allerdings ist die Abneigung gegen philosophische Studien jetzt sehr im Zunehmen begriffen. Wie ganz anders war es noch vor drei bis vier Jahrzehnten, wo selbst der pariser Aristophanes, gewiß doch ein echter Spott- und Schwarmgeist, Kant's „Kritik der reinen Vernunft" mehrfach durchstudirte — wenigstens behauptet er es selbst —, um den Franzosen Collegien über „deutsche Philosophie" lesen zu können. Die Art und Weise, wie er das that, gehört jedenfalls auch zu den von Melchior Meyr vergessenen „Unarten gegen die Philosophie", denn mit profanerm Zugreifen kann man die großen Denker nicht beim Schopfe fassen, als es Heinrich Heine gethan. Die von Hoffmann und Campe veranstaltete Volksausgabe der „Sämmtlichen Werke Heinrich Heine's" (Hamburg 1867) bringt in ihrem fünften Bande, erster Theil, die Schrift Heine's „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland". Hier möge man nachlesen, wie er Kant mit Maximilian Robespierre vergleicht und ihn den großen Zerstörer im Reiche der Gedanken nennt. Da erhalten wir gleich das folgende Porträt: „Die Lebensgeschichte des Immanuel Kant ist schwer zu beschreiben. Denn er hatte weder Leben noch Geschichte.

*) Durch die von der Königin Victoria veröffentlichten Memoiren des Prinzen Albert. D. Red.

**) Brunnow, wie es im Original heißt, ist natürlich ein lapsus calami.

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 17. October 1867.

nhalt: Friedrich Bodenstedt. Von Rudolf Gottschall. — Fichte's Unsterblichkeitstheorie. Von Adolf Zeising. (Beschluß.) — Mittel-
hdeutsche Literatur. — Zur Hygiene. Von Hermann Schauenburg. — Zur mittelalterlichen deutschen Geschichte. Von Heinrich
Rückert. — Feuilleton. (Der Roman als Kunstwerk; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich Bodenstedt.

:iedrich Bodenstedt's gesammelte Schriften. Gesammt-
ausgabe in zwölf Bänden. Erster bis achter Band. Berlin,
o. Decker. 1865—67. 8. Jeder Band 15 Ngr.

Die Gesammtausgabe von Bodenstedt's Schriften,
lche, beiläufig gesagt, lange auf die letzten Bände war-
läßt, gibt uns willkommene Veranlassung, das Ge-
nmtbild eines Schriftstellers und Dichters zu entrollen,
sen einzelne Werke bereits gleich nach ihrem Erscheinen
d. Bl. gewürdigt worden sind.

Bodenstedt's Wirken in seinen Hauptzügen gehört jener
mopolitischen Richtung unserer Literatur an, welche,
Herder ausgehend, von Goethe gefördert, von den
hlegel und ihren Nachfolgern gepflegt, mit der Erwei-
ung des Weltverkehrs auch immer weitere Bahnen ein-
ng, immer weitere Kreise umfaßte. Die Weltliteratur,
Völkerverbrüderung sind Losungen des Jahrhunderts,
über den nationalen Kämpfen schweben, oft sogar aus
feindlichsten Berührung noch wie Funken hervorsprin-
, welche auf dem Herd des Geistes die wärmende und
htende Flamme zünden.

Nun gibt es einen vagen Kosmopolitismus in unserer
ratur, ein Aneignungsfieber, das mit nervöser Hast
s Fremde, Exotische ergreift, nur um auf der Kla-
ur der dichterischen Formen neue Accorde zu greifen
r neuen Rohstoff in die Romanfabriken zu schleifen.
Aneigner, Uebersetzer und exotischen Fabrikanten sind
nur ein gleichgültiges Medium, durch welches der
onnene Stoff hindurchsickert und nur in eine neue
erliche Gewandung schlüpft. Der Farbenbuntdruck die-
Uebersetzerfabriken geht wie durch einen zuklappenden
chanismus vor sich. Ein anderer Mechanismus mit
gen Typen klatscht immer neue exotische Romane ab;
ind dieselben Muster nur in andern Farben.

An diesem seichten Kosmopolitismus hat unsere Lite-
r keinen Gewinn. Er geht aus zwei verwerflichen
tiven hervor: aus einer akademischen Formenhascherei,
he den Eiertanz ihrer Virtuosität in allen Welttheilen
en möchte, und aus einem unbegrenzten Stoffhunger,
überall eine rudis indigestaque moles zusammen-
scharrt, um die Gefräßigkeit einer mit einem Straußen-
magen begabten Phantasie zu sättigen. Durch jene For-
menhascherei läuft unsere Dichtkunst Gefahr, ganz den
eigenen Stil zu verlieren, und die einheimischen Talente
werden durch die fremdländische Concurrenz erdrückt; die-
ser Stoffhunger aber fragt nicht einmal nach dem künst-
lerischen Schein, sondern nur nach der Masse des Gebo-
tenen und drängt die Kunst und ihre Ansprüche ganz beiseite.

Die kosmopolitische Aneignung gewinnt dann erst Be-
deutung für unsere Nationalliteratur, wenn sie sich durch
eine bedeutsame Dichterindividualität vollzieht; nicht durch
ein durchsichtiges Medium, das alle Strahlen hindurch-
gehen läßt, sondern durch ein Prisma, das sie in Regen-
bogenfarben bricht. So war es bei Herder, Goethe,
Schlegel, Tieck, Rückert, Freiligrath — so ist es auch bei
Friedrich Bodenstedt.

Bodenstedt hat selbst den Wanderstab ergriffen und
sich in der Welt umgesehen. Ein frisches heiteres Na-
turell voll unbefangener Hingabe an jeden Eindruck kam
ihm bei dieser Wanderschaft zu statten; er sah mit dem
Auge des Dichters. Und weil sich ihm selbst die ewigen
Melodien durch alle Glieder bewegten, so fand er rasch
den Takt zu den Gesängen fremder Völker, ja mehr, er
wußte sie wiederzugebären durch das eigene Talent, ihnen
das Gepräge desselben aufzudrücken oder Selbstgeschaffenes
mit ihrem Geiste zu durchdringen. Er selbst spricht sich
in der Vorrede zu seiner Gesammtausgabe in ähnlicher
Weise aus:

Um die Zeit, da meine Altersgenossen unter den deutschen
Poeten ihre ersten Lorbern in der Heimat ernteten, trieb mich
mein Schicksal in fremden Ländern umher und ich mußte meine
ganze Kraft aufbieten, um aus den neuen, oft mächtigen Ein-
drücken, die sich mir aufdrängten, bleibenden Gewinn zu ziehen
und sie beherrschen zu lernen, statt von ihnen verwirrt und
überwältigt zu werden. Das Studium der Sprachen und Ge-
schichte der Völker, unter welchen ich lebte, war nur die noth-
wendige Vorbereitung zum tiefern Eindringen in ihren Geist
und ihre Sitten. Meine Neigungen trieben mich, die Sprachen
zunächst und zumeist aus ihren poetischen Denkmälern zu studi-
ren, gleichviel ob diese in Kunstdichtungen oder Volksliedern
bestanden. Durch ihre Geschichte lernt man die Thaten und
Schicksale der Völker kennen; durch ihre Lieder sieht man ihnen

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien der zweite Band des Werks:

Die interessantesten

Criminalgeschichten aller Länder

aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk

aus dem „Neuen Pitaval".

Umgearbeitet und herausgegeben von **Anton Vollert.**

8. Geh. Jeder Band (ungefähr 20 Bogen) nur 15 Ngr.

Dieser neue Band des rasch beliebt gewordenen Volksbuchs enthält: die merkwürdigsten Attentate auf Napoleon I. und Ludwig Philipp; das grauenvolle Gewerbe der Leichenräuber und Auferstehungsmänner in England; den Proceß gegen den belgischen Grafen Bocarmé, den Giftmörder seines Schwagers; endlich die lustige Spukgeschichte von dem Wundermädchen aus der Schifferstraße in Berlin.

Durch seinen spannenden Inhalt und durch den außerordentlich wohlfeilen Preis empfiehlt sich dieses Volksbuch besonders zur Anschaffung für Lesebibliotheken wie für den Privatbesitz. Der erste und zweite Band sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunst und Kunstindustrie

auf der Weltausstellung von 1867.

Pariser Briefe von

Friedrich Pecht.

Zweite Auflage. 8. Cartonnirt. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der bekannte münchener Maler und Kunstschriftsteller Friedrich Pecht schrieb während seines zweimonatlichen Aufenthalts zu Paris eine Reihe von Briefen über die Weltausstellung, welche zuerst in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" mitgetheilt wurden und, nach vielfacher Durcharbeitung und Vervollständigung, hier im Zusammenhange erscheinen. Sein Buch liefert ein höchst anschauliches Bild von den Leistungen der Kunst und Kunstindustrie bei den verschiedenen Nationen, mit stetem Hinblick auf Deutschland, und empfiehlt sich ebenso als wohlunterrichteter Führer durch die Ausstellung wie als lehrreicher Wegzeiger zu dem Ziele, die deutsche Gewerbsthätigkeit inniger mit der Kunst zu durchdringen, als dies bisher im Vergleich zur französischen Industrie der Fall gewesen.

Bei **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Königs-Idyllen

von

Alfred Tennyson

übersetzt

von

Werner Scholz.

Preis 25 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Seelenfortdauer

und die Weltstellung des Menschen.

Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte.

Von

Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk reiht sich den frühern Schriften des bekannten Verfassers in consequenter Wahrung seines philosophischen Standpunkts an und bildet mit denselben ein geschlossenes Ganzes, indem es sich zur Aufgabe macht, den anthropologischen oder psychologischen Erkenntnissweg nach neuen, bisher unbeachteten Seiten zu verfolgen. Es ist von gleicher Wichtigkeit für Philosophen wie für Theologen: ein friedliches Werk, das, gleichweit entfernt vom starren Autoritätsglauben wie von einseitiger materialistischer Weltanschauung, zur Verständigung über die höchsten Lebensfragen des Menschen in einem Geiste ruhigen Erwägens und streitlosen Forschens beizutragen sucht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniss und der Phantasie. 8. Geh. 4 Thlr.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Bildniß J. G. Fichte's. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechulle-Leut'.

Ein Polizeiroman.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein nicht lediglich aus der Phantasie geschöpfter, sondern auf Grund reicher Erfahrungen von einem hochgestellten Polizeibeamten verfaßter Roman, welcher die ganze Noth und Gefahr unsers social-politischen Lebens enthüllt, zugleich aber auch mit Humor und Satire den Schwächen der Zeit gegenübertritt. Aehnlich wie zu den sogenannten Schelmenromanen des 17. Jahrhunderts das sittenlose und gaunerische Treiben während des Dreißigjährigen Kriegs den Stoff lieferte, bilden die rechtlichen und polizeilichen Zustände der Gegenwart den Boden, auf dem die spannenden Begebenheiten des vorliegenden Polizeiromans erwuchsen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

at die Eigenschaft, daß er nie Kopfschmerz erzeugt, hingegen den untern Körper mit seltsamer Schwere belastet. Bodenstedt hatte dem edeln Getränk tapfer zugesprochen nd mußte von einigen Herren „durch die ungepflasterten, undedurchheulten" Straßen von Tiflis in seine Wohnung eleitet werden. Hier wollte er noch in seliger Naturunkenheit von der Galerie die wundersame Landschaft ıstaunen; doch das Bret des noch in der Arbeit befindchen Bauwerks schlug mit dem Dichter um; er fiel in n Hof und erlitt schwere Verletzungen.

Und doch war er edelmüthig genug, seinen Mirzachaffy nirgends vor dem Kachetiner und den Gefahren sselben warnen, sondern im Gegentheil singen zu lassen:

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weise,
Fasten macht dumm!

Was ist das Athmen?
Ein Trinken von Luft —
Was ist das Riechen?
Ein Trinken von Duft!

Was ist ein Kuß, als
Ein doppelter Trank!
Trinken macht selig,
Fasten macht krank!

Was ist das Sehen?
Ein Trinken des Scheins —
Klingt's auch verschieden,
Bleibt es doch Eins!

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weise,
Fasten macht dumm!

lautet doch das Glaubensbekenntniß des Mirza-Schaffy:

Mein Lehrer ist Hafis, mein Bethaus ist die Schenke,
ch liebe gute Menschen und stärkende Getränke,
)rum bin ich wohlgelitten in den Kreisen
)er Zecher, und sie nennen mich den Weisen.
'omm' ich — da kommt der Weise! sagen sie;
)eh' ich — schon geht der Weise! klagen sie;
eh!' ich — wo steckt der Weise? fragen sie;
leib' ich — in luft'ger Weise schlagen sie
aut Glas an Glas. Drum bitt' ich Gott den Herrn,
aß er stets Herz und Fuß die rechten Pfade lenke,
Zeitab von der Moschee und allen Bonzen fern
ein Herz zur Liebe führe und meinen Fuß zur Schenke,
aß ich dem Wahn der Menschen und ihrer Dummheit ferne,
as Räthsel meines Daseins im Becher Weins ergründe,
n Buchse der Geliebten das All umfassen lerne,
n ihrer Augen Glut zur Andacht mich entzünde.
wonniges Empfinden! O Andacht ohne Namen!
enn Kolchis Feuerwein mir Mark und Blut durchdrungen,
h die Geliebte halte und sie hält mich umschlungen,
seligt und beseligend — so möcht' ich sterben! Amen.

Die außerordentliche Anmuth, die hüpfende Leichtigkeit, die ungezwungene Natürlichkeit, der Witz der Schlage haben diesen Liedern Mirza-Schaffy's mit Recht so warm entgegenkommendes Publikum gesichert. Der talische Epikuräismus mit der bekannten Hafis-Dauschen Opposition gegen das Bonzenthum ist die beide Seele dieser Gedichte.

Von der Mystik, die doch bei dem persischen Originaldichter, bei seinen Sangesgenossen Dschelaleddin und Saadi nicht fehlt, ist hier keine Spur; sie wird von der Lebensweisheit, die sich an den vollen Beinen der sich drehenden Tänzerinen genügen läßt und gewissermaßen für den orientalischen Cancan schwärmt, verspottet:

Wo sich der Dichter versteigt ins Unendliche
Lege sein Liederbuch schnell aus der Hand —
Alles gemeinem Verstand Unverständliche
Hat seinen Urquell im Unverstand.

Ueber diesen „Liedern des Mirza-Schaffy" hat das Publikum fast vergessen, daß in „Tausend und Ein Tag" noch manche andere werthvolle Gedichte sich befinden, die nicht gerade auf dem Miste des leichtlebigen Weisen von Tiflis gewachsen sind: Naturbilder wie der „Kasbek" und der „Terék", Aneignungen kosackischer Volkslieder und tscherkessischer Volkspoesie, wie die Lieder von Murad, Asslan-Bei und Asamat. Ja, auch in Bodenstedt's größerer epischen Dichtung: „Ada, die Lesghierin", welche wol den letzten Bänden der Gesammtausgabe vorbehalten bleibt, sind Volkssitte, Scenerie und Weltanschauung des Kaukasus und seiner Völkerschaften die Träger des ganzen Werks. So sprudelt die Hippokrene für den Pegasus unsers Dichters am frischesten in diesem sagenhaften Urgebirge.

Die zweite Heimat der Bodenstedt'schen Dichtung ist Rußland geworden. Hierauf weisen zahlreiche Gedichte hin, namentlich auf seinen moskauer Aufenthalt. Auch sein Trauerspiel „Demetrius" trägt in seinen Genrebildern den Stempel genauer Volkskenntniß. Ein dauerndes Denkmal aber hat er seinen russischen Beziehungen in der Uebersetzung und Aneignung der russischen Dichter gesetzt, welche den vierten bis siebenten Band der „Gesammelten Schriften" bilden. Den Anfang machen einzelne Gedichte und Erzählungen von Puschkin „Eugen Onaegin", jene russische Don-Juan's-Dichtung; dann folgt Michael Lermontoff mit seinen lyrischen und epischen Dichtungen, zuletzt eine Anthologie russischer Dichter, von denen Alexei Kolzoff am meisten vertreten ist.

Die Uebersetzungen Bodenstedt's sind vortrefflich und lesen sich wie Originale, ohne die Eigenthümlichkeit ihrer Vorbilder zu verwischen. Einleitungen und Noten machen uns mit dem russischen Parnaß näher vertraut. So hoch wir aber auch das Talent eines Puschkin und Lermontoff stellen, so gern wir zugeben, daß sie in der Wahl ihrer Stoffe, im Colorit, in der Darstellung des Volkslebens und der Natur ihrer nationalen Eigenthümlichkeit Rechnung tragen, so wenig ist zu verkennen, daß diese Dichter in der Grundstimmung, in der Gefühls- und Gedankenrichtung nur als Epigonen Byron's zu betrachten sind und daß sie dessen Weltschmerz, der immer noch titanische Anläufe hatte, in eine Blasirtheit verkehrt haben, welche nur als das Product einer trostlosen geistigen Stagnation erscheint. Wenn man in diesen Stimmungen nicht blos die obern Fluctuationen der petersburger Gesellschaftskreise sehen will und ein „depotenzirtes" pariser Leben, so begreift man nicht, wie die welterobernde Kraft einer Nation, die zur Herrschaft über

ins Herz. So erweiterte sich auf das natürlichste mein Gesichtskreis; ich gewann eine Menge fruchtbarer Anschauungen und Erfahrungen, und durch meine Art, die Menschen und Dinge zu sehen und zu beurtheilen, glaubte ich neue Seiten an ihnen zu entdecken, oder das schon Bekannte in hellerm Lichte zu sehen. Diese Art war aber keine andere, als mit dem Auge des Poeten zu schauen, welches sich früh gewöhnt, überall das Wesentliche, Bedeutende, Charakteristische herauszufinden und dem Nebensächlichen nicht mehr Aufmerksamkeit zu schenken als ihm gebührt. Ich lebte und reiste nie wie ein Tourist, der alle Leute zu seinen Zwecken ausfragt, mit athemloser Hast Jagd auf alle Sehenswürdigkeiten macht, und jeden Abend die Summe seiner Eindrücke zieht, um sie am folgenden Morgen gleich frisch in sein Buch einzutragen. Dazu fehlte mir der schnelle Blick gleichwie Gewandtheit und Neigung. Ich bin ein schwerfälliger Mensch, der sich ganz in die Dinge und Menschen einleben muß, um sie mit künstlerischem Behagen schildern zu können. Jahrelang habe ich gar kein regelmäßiges Tagebuch geführt und überhaupt nie daran gedacht, alle meine Beobachtungen und Erfahrungen für die Oeffentlichkeit niederzuschreiben. So hab' ich z. B. nicht den mindesten Drang gefühlt, der Welt von meinem Aufenthalt in der Türkei, Italien, Frankreich und England zu erzählen, weil ich fand, daß wir an trefflichen Reisewerken von Männern, welche diese Länder besser kennen als ich, keinen Mangel haben. Selbst von meinen orientalischen Tagebüchern ruhen die meisten noch unbenutzt in meinem Pulte, da mir nicht daran lag, von Station zu Station über meine Eindrücke, Erlebnisse und Abenteuer zu berichten, sondern im Zusammenhange lebenswahre Bilder aus der Erinnerung zu malen, und zwar zunächst von solchen Ländern und Völkern, von welchen man bei uns in weitern Kreisen noch keine lebendige Vorstellung hatte.

Seine erste größere Wanderung hatte ihn nach Rußland und in den Kaukasus geführt, und in jenen, von kampfmuthigen Volksstämmen bewohnten Urgebirgen, wie in dem schönen Thale des Kur sollten seine ersten Lorbern wachsen. Der Kaukasus wurde der Mittelpunkt seiner ethnographischen Skizzen, die Fundgrube seiner dichterischen Stoffe, seine erste Specialität:

Gleich mein erstes größeres Werk: „Die Völker des Kaukasus", hatte sich, trotz der höchst ungünstigen Zeit, in welcher es erschien (es fiel mitten in die Märzstürme des Jahres 1848 hinein) eines so durchgreifenden und nachhaltigen Erfolgs zu erfreuen, wie selten einem ähnlichen Buche in Deutschland zutheil wurde. In den nächstfolgenden Jahren erschienen die mehr einer poetischen Auffassung der Menschen und Dinge sich zuneigenden beiden Bände der ersten Ausgabe von „Tausend und Ein Tag im Orient", deren Erfolg denjenigen der „Völker des Kaukasus" noch übertraf. Beide Werke erlebten wiederholte Auflagen, wurden in fremde Sprachen übersetzt und fanden in der Alten wie in der Neuen Welt gleich günstige Aufnahme.

Noch heute spricht er sich über die weltgeschichtliche Bedeutung des Kaukasus mit folgenden Worten aus:

Der Kaukasus ist die Basis der künftigen Weltherrschaft, die freilich nicht über Nacht kommen und auch nicht über Nacht verschwinden wird, sondern sich langsam und sicher vorbereitet, ohne daß die bethörten Völker, im Gefühl ihrer überlegenen Bildung, eine Ahnung haben von der ihnen fern drohenden Gefahr. Die Unterwerfung Schamyl's im Osten und die Auswanderung der Tscherkessen im Westen des Kaukasus sind Ereignisse, von welchen die Tagespresse kaum flüchtig Notiz genommen hat, welche aber kommenden Geschlechtern als die weitaus bedeutendsten Ereignisse dieses Jahrhunderts erscheinen werden.

Wir wollen zwar das Wachsthum des russischen Weltreichs in Asien, das in der Felsenburg des Kaukasus einen gewaltigen Stützpunkt gefunden hat, nicht unterschätzen, auch nicht in seiner bedrohlichen Wichtigkeit für die Zukunft Europas. Dennoch glauben wir, daß nur im Schos der abendländischen Nationen die bedeutendsten Ereignisse dieses Jahrhunderts sich vollzogen haben und noch vollziehen. Immerhin beweist die Stelle, daß die Begeisterung des Dichters für das Heimatland seiner Poesie noch unwandelbar dieselbe geblieben ist.

Das Hauptwerk Bodenstedt's über den Kaukasus: „Tausend und Ein Tag im Orient", umfaßt die drei ersten Bände der Gesammtausgabe. Die lebendigen Landschafts- und Sittenbilder, die frische Erzählung der eigenen Erlebnisse und Abenteuer hätten dieser Schrift allein nicht in so reichem Maße die Theilnahme des Publikums zugewendet, wenn nicht der Dichter den „Liederkranz" Mirza-Schaffy's in sie eingeflochten hätte. Die mythische Figur des Mirza-Schaffy ist vor allem der Träger des Bodenstedt'schen Dichterruhms geworden. Die Lieder sind später selbständig gesammelt und in zahlreichen Auflagen verbreitet worden. Mirza-Schaffy, der Weise von Gjändsha, der nach seiner Ansicht zugleich der Weiseste aller Menschen ist, wohnhaft in der herrlichen Kyrosstadt Tiflis, war der Lehrer, welcher seinen abendländischen Schüler in die Geheimnisse der tatarischen Sprache einweihen sollte. Das ist der Kern, den die historische Kritik aus dem Mythus des georgischen Hafis herausschälen wird. Möglich, daß er sich in mancherlei Weisheitssprüchen gefiel und nach solchen Ergüssen schlauen Blicks mit dem Zeigefinger nach der Stirn deutete; möglich, daß er eine Zuléika und Hafisa geliebt und die Abenteuer erlebt, welche Bodenstedt uns mittheilt. Fraglicher schon will es uns scheinen, daß er Lieder, um doppelte Mandelkerne gewickelt, seiner Zuléika aufs Dach geschleudert; wissen doch, daß der doppelte Mandelkern nur ein einfacher, sind nicht Mirza-Schaffy und Bodenstedt zusammen, sondern der letztere allein diese Lieder gedichtet, ja daß Mirza-Schaffy selbst mehr ein Gedicht als ein Dichter ist.

Die Anregungen des orientalischen Lebens und der orientalischen Dichtung konnten für einen begabten Musenjünger wie Bodenstedt nicht verloren gehen. Anders als sich Hafis in dem Zauberthal von Tiflis, mit dem Blick auf den halbmondförmigen Gipfel des Kasbek, als in einem deutschen Theesalon. Daumer hatte bereits den Hafis für die moderne Menschheit einzurichten gesucht und mit allerlei Tendenzen von jüngerm Datum verbrämt. Bodenstedt verschmähte jede Anlehnung; sein frisches Naturell hatte einen durchaus volksthümlichen Tic, und er durfte sich auf dasselbe verlassen, als er selbständige Art der schrieb mit dem Colorit orientalischer Sitte und Weisheit, die im Grunde nur den Kernspruch Luther's: „Wer nicht Weiber und Gesang", ins Tatarische hinüber- und zurückübersetzten. Was freilich Mirza-Schaffy trinkt, ist kein rheinischer und fränkischer Tischwein, der den wackern Reformator zu seinen Tischreden begeistern mochte, sondern jener Kachetiner, dessen Wirkungen der abendländische Poet gleich nach dem ersten georgischen Symposion kennen lernen sollte. Der feurige, blutrothe Wein von Kachetien

hat die Eigenschaft, daß er nie Kopfschmerz erzeugt, hingegen den untern Körper mit seltsamer Schwere belastet. Bodenstedt hatte dem edeln Getränk tapfer zugesprochen und mußte von einigen Herren „durch die ungepflasterten, hundedurchheulten" Straßen von Tiflis in seine Wohnung geleitet werden. Hier wollte er noch in seliger Naturtrunkenheit von der Galerie die wundersame Landschaft anstaunen; doch das Bret des noch in der Arbeit befindlichen Bauwerks schlug mit dem Dichter um; er fiel in den Hof und erlitt schwere Verletzungen.

Und doch war er edelmüthig genug, seinen Mirza-Schaffy nirgends vor dem Kachetiner und den Gefahren desselben warnen, sondern im Gegentheil singen zu lassen:

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weise,
Fasten macht dumm!

Was ist das Athmen?
Ein Trinken von Luft —
Was ist das Riechen?
Ein Trinken von Duft!

Was ist ein Kuß, als
Ein doppelter Trank!
Trinken macht selig,
Fasten macht krank!

Was ist das Sehen?
Ein Trinken des Scheins —
Klingt's auch verschieden,
Bleibt es doch Eins!

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weise,
Fasten macht dumm!

Ja, lautet doch das Glaubensbekenntniß des Mirza-Schaffy:

Mein Lehrer ist Hafis, mein Bethaus ist die Schenke,
Ich liebe gute Menschen und stärkende Getränke,
Drum bin ich wohlgelitten in den Kreisen
Der Zecher, und sie nennen mich den Weisen.
Komm' ich — da kommt der Weise! sagen sie;
Geh' ich — schon geht der Weise! klagen sie;
Fehl' ich — wo steckt der Weise? fragen sie;
Bleib' ich — in lust'ger Weise schlagen sie
Laut Glas an Glas. Drum bitt' ich Gott den Herrn,
Daß er stets Herz und Fuß die rechten Pfade lenke,
Weitab von der Moschee und allen Bonzen fern
Mein Herz zur Liebe führe und meinen Fuß zur Schenke,
Daß ich dem Wahn der Menschen und ihrer Dummheit ferne,
Das Räthsel meines Daseins im Becher Weins ergründe,
Am Busche der Geliebten das All umfassen lerne,
An ihrer Augen Glut zur Andacht mich entzünde.
O wonniges Empfinden! O Andacht ohne Namen!
Wenn Kolchis Feuerwein mir Mark und Blut durchdrungen,
Ich die Geliebte halte und sie hält mich umschlungen,
Beseligt und beseligend — so möcht' ich sterben! Amen.

Die außerordentliche Anmuth, die hüpfende Leichtigkeit, die ungezwungene Natürlichkeit, der Witz der Schlagreime haben diesen Liedern Mirza-Schaffy's mit Recht ein so warm entgegenkommendes Publikum gesichert. Der orientalische Epikuräismus mit der bekannten Hafis-Daumer'schen Opposition gegen das Bonzenthum ist die belebende Seele dieser Gedichte.

Von der Mystik, die doch bei dem persischen Originaldichter, bei seinen Sangesgenossen Dschelaleddin und Saadi nicht fehlt, ist hier keine Spur; sie wird von der Lebensweisheit, die sich an den vollen Beinen der sich drehenden Tänzerinen genügen läßt und gewissermaßen für den orientalischen Cancan schwärmt, verspottet:

Wo sich der Dichter versteigt ins Unendliche
Lege sein Liederbuch schnell aus der Hand —
Alles gemeinem Verstand Unverständliche
Hat seinen Urquell im Unverstand.

Ueber diesen „Liedern des Mirza-Schaffy" hat das Publikum fast vergessen, daß in „Tausend und Ein Tag" noch manche andere werthvolle Gedichte sich befinden, die nicht gerade auf dem Miste des leichtlebigen Weisen von Tiflis gewachsen sind: Naturbilder wie der „Kasbek" und der „Terék", Aneignungen kosackischer Volkslieder und tscherkessischer Volkspoesie, wie die Lieder von Murad, Asslan-Bei und Asamat. Ja, auch in Bodenstedt's größerer epischen Dichtung: „Ada, die Lesghierin", welche wol den letzten Bänden der Gesammtausgabe vorbehalten bleibt, sind Volkssitte, Scenerie und Weltanschauung des Kaukasus und seiner Völkerschaften die Träger des ganzen Werks. So sprudelt die Hippokrene für den Pegasus unsers Dichters am frischesten in diesem sagenhaften Urgebirge.

Die zweite Heimat der Bodenstedt'schen Dichtung ist Rußland geworden. Hierauf weisen zahlreiche Gedichte hin, namentlich auf seinen moskauer Aufenthalt. Auch sein Trauerspiel „Demetrius" trägt in seinen Genrebildern den Stempel genauer Volkskenntniß. Ein dauerndes Denkmal aber hat er seinen russischen Beziehungen in der Uebersetzung und Aneignung der russischen Dichter gesetzt, welche den vierten bis siebenten Band der „Gesammelten Schriften" bilden. Den Anfang machen einzelne Gedichte und Erzählungen von Puschkin „Eugen Onaegin", jene russische Don-Juan's-Dichtung; dann folgt Michael Lermontoff mit seinen lyrischen und epischen Dichtungen, zuletzt eine Anthologie russischer Dichter, von denen Alexei Kolzoff am meisten vertreten ist.

Die Uebersetzungen Bodenstedt's sind vortrefflich und lesen sich wie Originale, ohne die Eigenthümlichkeit ihrer Vorbilder zu verwischen. Einleitungen und Noten machen uns mit dem russischen Parnaß näher vertraut. So hoch wir aber auch das Talent eines Puschkin und Lermontoff stellen, so gern wir zugeben, daß sie in der Wahl ihrer Stoffe, im Colorit, in der Darstellung des Volkslebens und der Natur ihrer nationalen Eigenthümlichkeit Rechnung tragen, so wenig ist zu verkennen, daß diese Dichter in der Grundstimmung, in der Gefühls- und Gedankenrichtung nur als Epigonen Byron's zu betrachten sind und daß sie dessen Weltschmerz, der immer noch titanische Anläufe hatte, in eine Blasirtheit verkehrt haben, welche nur als das Product einer trostlosen geistigen Stagnation erscheint. Wenn man in diesen Stimmungen nicht blos die obern Fluctuationen der petersburger Gesellschaftskreise sehen will und ein „depotenzirtes" pariser Leben, so begreift man nicht, wie die welterobernde Kraft einer Nation, die zur Herrschaft über

einen ganzen Welttheil wie Asien berufen scheint, Hand in Hand gehen kann mit der Fäulniß der Gesinnung, wie sie sich in ihren Lieblingsdichtern ausspricht, die zum Theil schon als Jünglinge den Tod fanden und Lieder singen, wie übermüdete Greise, oder mindestens das Geschlecht ihrer Zeitgenossen als solche schildern. Für diese Grundstimmung charakteristisch ist Lermontoff's Gedicht „Duma":

In Trauern blick' ich hin auf das Geschlecht von heute,
Wie es die künstlich-frühe Reife büßt,
Früh schon des Zweifels, der Erkenntniß Beute,
In eine Zukunft schaut, die dunkel oder wüst.
Zum Guten wie zum Bösen sind wir träg',
Altkluge Kinder mit des Alters Schwächen;
Kaum aus der Wiege, haben wir schon viel
Von unsrer Väter Weisheit und Gebrechen,
Ermüdet uns das Leben wie ein Weg,
Der endlos-eben fortläuft ohne Ziel —
Ermüdet uns gleich einem fremden Feste,
Dem wir zuschauen, theilnahmslose Gäste:
Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken,
Und ohne Kampf soll uns der Sieg beglücken.

Wir selbst sind gleich der Frucht, die ungereift
Vor ihrer Zeit vom Baume abgestreift
Und fallend zwischen Blumen hängen bleibt,
Nicht den Geschmack erfreuend, nicht den Blick —
Und kommt die Zeit, wo alles blüht und treibt,
Trifft sie nur der Verwesung früh Geschick.

Verdorrt ist unser Geist von unfruchtbarer Kenntniß,
Feig übertäuben wir in trauriger Verblendniß,
Was laut zum Bessern mahnend in uns spricht.
Wo es das Gute gilt, sind wir am trägsten,
Wir haben Heuchlerlarven für den Nächsten,
Und für uns selbst den Muth der Wahrheit nicht!

Wir haben nicht die Kraft der Leidenschaft,
Und auch nicht der Entsagung Willenskraft.
Feig fürchten wir die Menschen mehr als Gott,
Und weniger die Sünde als den Spott.

Kaum nippten wir am Becher des Genusses,
Und schon ist unsre junge Kraft verflogen,
Wir haben aller Lust, aus Furcht des Ueberdrusses,
Für immer schon den besten Saft entsogen.

Erscheint diesem Dichter doch die Begeisterung selbst als ein „schlimm Erkranken":

Sie ist ein Irrlichtleuchten
Des kranken Geists, nicht mehr,
Der Zorn gefesselter Gedanken.

Mit dem achten Bande der „Gesammelten Schriften" betreten wir das dritte Gebiet, auf welchem Bodenstedt's Muse sich heimisch fühlt — das Gebiet der altbritischen Dichtung. Dieser achte Band enthält die treffliche Uebersetzung der Shakspeare-Sonette von Bodenstedt, denen allerdings der Pomp und die wuchtige Schwere des Shakspeare'schen Stils fehlt, die aber selbst kleine Kunstwerke von der liebenswürdigsten Grazie sind und die Virtuosität bewundern lassen, mit welcher die Fehler Shakspeare's in die Tugenden Mirza-Schaffy's verwandelt sind, wie alles Schwere, Gespreizte, Schwulstige so leicht, anmuthig und verständlich geworden ist. Bodenstedt meint zwar, er habe sich in der Sprache nach Kräften an sein unerreichbares Vorbild zu halten und alle poetische Phrase, alles Geschraubte, Gespreizte und Pomphafte zu vermeiden gesucht. Shakspeare habe nicht aus bloßem Instinct, sondern mit überlegenem künstlerischen Bewußtsein sich einer edeln Einfachheit der Sprache befleißigt. Wir erlauben uns in Bezug auf die Sonette entgegengesetzter Ansicht zu sein.

Shakspeare selbst theilte zwar die Anschauung Bodenstedt's, daß er sich nicht „prunkvoll, neu und gespreizt" ausdrücke wie die andern, doch hat sein Maßhalten nur eine relative Bedeutung. Mit dem absoluten Maß streng ästhetischer Forderung gemessen, enthalten die Sonette eine Ueberladung mit Bildern und Witzspielereien, mancherlei barocke Verkrustungen des Ausdrucks, verworrene, durch ineinanderrankende Bilder, getrübte Reflexionen, Fehler eines glänzenden Phantasie- und Gedankenreichthums, die aber das Lob edler Einfachheit unbedingt ausschließen.

Ueber seine Uebersetzungsmethode, welche durch die Absicht bestimmt wurde, die Sonette in die poetische Sprache unserer Zeit zu übersetzen, spricht sich Bodenstedt folgendermaßen aus:

Ich betrachte die Sonette Shakspeare's, wie alle echte Poesie, als eine charakteristische Schönheitsoffenbarung, und war daher bemüht, sie als solche auch in der Uebertragung erscheinen zu lassen. Ich betrachte Shakspeare als den größten Dichter aller Zeiten, aber doch auch zugleich als einen Sohn seiner Zeit, und nicht frei von den Schwächen und Wunderlichkeiten derselben, wovon auch seine Sonette Zeugniß tragen. Der Kern ist überall ein reiner, aber die Schale will uns, nach heutigem Geschmack, nicht überall anmuthen. Es waren zu Shakspeare's Zeit Ausdrücke üblich, an welchen damals selbst in den erhabensten Dichtungen niemand Anstoß nahm, welche aber heutzutage in der Poesie geradezu unstatthaft erscheinen. Ich habe solche Ausdrücke, als etwas ganz Unwesentliches, gemildert, wo mir das nöthig schien, d. h. wo sich der Sinn ebenso gut durch andere Worte, in einer uns mehr anmuthenden Weise, wiedergeben ließ. Es ist doch genug übriggeblieben, was Shakspeare's Zeit und den Boden, worauf die Sonette gewachsen sind, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zeigt. Meine Absicht war nicht ein photographisches Bild der englischen Sonette zu liefern, sondern sie deutsch nachzudichten, sodaß sie auch in dieser neuen Gestalt Kennern wie Laien reinen poetischen Genuß gewähren möchten.

Die Anfänge dieser Uebersetzungen entstanden rein aus äußerlicher Veranlassung; ähnlich ging es auch mit den Fortsetzungen:

Meine Vorlesungen über Shakspeare führten mich von selbst darauf, den in seinen Dramen unnahbaren Heros in seinen Sonetten zu zeigen, wo er uns bald mit sich aufschwingt zu den erhabensten Betrachtungen über Vergängliches und Ewiges, bald mit uns hellauflachend jubelt und neckischen Muthwillen treibt, immer aber, gleichviel ob in ernster oder heiterer Stimmung, uns menschlich nahe tritt, seine eigene Persönlichkeit offenbart, unverhüllt durch die Larve eines Helden oder Narren. So übersetzte ich denn einzeln eine Anzahl der schönsten Sonette mit besonderer Sorgfalt, und manche davon wurden im Laufe der letzten sechs Jahre theils im „Frankfurter Museum", theils in meinen unter dem Titel „Aus der Heimat und Fremde" erschienenen Gedichtsammlungen mitgetheilt. Der Beifall, den sie fanden, ließ mich an Fest- und Feiertagen immer wieder zu der genußreichen Arbeit greifen, bis endlich infolge wiederholter Aufforderungen die ganze Sammlung in den ersten Monaten dieses Jahres (1861) vollendet wurde. Ich war anfangs gewillt, die Sonette alle in die — hauptsächlich durch Rücker-

und Platen bei uns eingebürgerte — Form Petrarca's zu gießen, welche A. W. Schlegel poetisch folgendermaßen schildert:

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder;

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Allein ich merkte bald, daß ich mir in unserer reimarmen Sprache meine Aufgabe dadurch sehr erschwerte und zwar unnöthigerweise, da ich mir füglich dieselbe Freiheit nehmen konnte, welche Shakspeare sich selbst nach seinem Vorbilde Daniel genommen. So begnügte ich mich denn damit, nur eine kleine Anzahl annähernd in die bei uns übliche strengere Form zu kleiden und den übrigen die freiere Bewegung des Urtextes zu gestatten, wo der Regel nach die 14 Verszeilen, welche ein Sonett bilden, dergestalt gegliedert sind, daß man die 12 ersten Verse in drei vierzeilige Strophen (Quatrains) mit gleichmäßig wechselnden Reimen sondern kann, worauf denn die zwei letzten Verse als abschließendes Reimpaar (Couplet) folgen.

Mit Eifer warf sich Bodenstedt, nach der Uebersetzung der Shakspeare-Sonette, auf das Studium der altbritischen Dramatik und ließ „Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke in Charakteristiken und Uebersetzungen" erscheinen, welche, wie es scheint, in der Gesammtausgabe seinen Platz finden werden. Diese Aneignungen gehören indessen zu Bodenstedt's verdienstlichsten Leistungen; sie enthalten biographisch-kritische Einleitungen, einzelne ganz versetzte Stücke, die andern in Inhaltsangabe und mit Uebertragung einzelner Hauptscenen, alles takt- und geschmackvoll geordnet und ausgewählt. Noch fehlen freilich einige der Hauptdichter, wie Beaumont und Fletcher, den Jonson, Massinger, um ein vollständiges Bild jener reichbegabten Dichtergeneration zu geben, aus welcher Shakspeare als der genialste hervorragt. Die jetzt von Bodenstedt herausgegebene Uebersetzung Shakspeare's selbst, welche, mit allen Mitteln der neuen fortgeschrittenen Interpretation und sprachlichen Fortbildung ausgerüstet, der Schlegel-Tieck'schen Concurrenz zu machen bestimmt ist, wird dem Autor wol kaum Zeit gönnen, sich ferner mit den Zeitgenossen des großen Dichters zu beschäftigen. Durch die Herausgabe der zwei ersten Jahrgänge des „Shakspeare-Jahrbuch" hat sich Bodenstedt überdies um die deutsche Shakspeare-Kritik und Shakspeare-Wissenschaft manche Verdienste erworben, sowenig wir selbst durchweg mit den orthodoxen Anschauungen in Betreff des britischen Dichters einverstanden sind, die auch der Herausgeber gelegentlich mit einer gewissen Schroffheit vertritt.

So tritt das Gesammtbild Bodenstedt's vor uns hin als das einer vielseitig regsamen dichterischen Persönlichkeit, welche das Vermittleramt zwischen fremdländischer und deutscher Poesie mit ebenso viel Eifer wie Grazie übt, hierbei, wie in eigenen Schöpfungen, unterstützt durch eine seltene Formgewandtheit und eine liebenswürdige Frische und Ungezwungenheit des Naturells.

Rudolf Gottschall.

Fichte's Unsterblichkeitstheorie.

(Beschluß aus Nr. 41.)

Nach Zusammenstellung und Beleuchtung dieser aus dem unmittelbaren natürlichen und geistigen Verhalten des Menschenwesens geschöpften Thatsachen, welche sämmtlich bezeugen, daß der Mensch selbst im Psychischen und Uebernatürlichen den eigentlichen Kern und Grundbestand seines Daseins erblickt und demselben eine dem Tode trotzbietende Dauerhaftigkeit zuschreibt, welche also mit Fug und Recht als im diesseitigen Leben sich kundgebende Vorzeichen eines jenseitigen Daseins aufzufassen sind, wendet sich der Autor zu einer nähern Betrachtung der bisherigen Vernunftbeweise für die Seelenfortdauer, gedenkt dabei insbesondere der Ideen Plato's, Kant's, Schelling's und der theologischen Vorstellungen, weist auf die daran haftenden Unzulänglichkeiten und Phantasmen hin und bezeichnet alsdann genauer und bestimmter den Weg, welchen er selbst zu gehen gedenkt. Bemerkenswerth ist hier, wie besonnen und scharf er den mythenhaften Traditionen und poetischen Ausmalungen des Jenseits gegenüber zwischen solchen Elementen, welche von der Wissenschaft abgelehnt werden müssen, und denjenigen, welche Berücksichtigung verdienen, die Grenzen zieht. Nachdem er z. B. die theologisirenden Hypothesen von einem ursprünglich paradiesischen Zustande des Menschengeschlechts, von Sündenfall und Erbsünde, von guten und bösen Dämonen, als der wissenschaftlichen Erforschung unzugänglich, zurückgewiesen hat, fährt er fort:

Dennoch unterscheide man ein Doppeltes. Es gibt vorläufige Grenzpunkte unserer Erkenntniß, welche immer weiter zurückgedrängt werden können und durch fortschreitende Forschung thatsächlich auch immer mehr es werden. Es geschieht, indem man in einem unzugänglich gebliebenen Erfahrungsgebiete nach dem Gesetze der Analogie das bisher Unbekannte aus dem Bekannten sich zu deuten sucht. So hat man eine Entstehungsgeschichte unsers Planeten entworfen, ja man hat zu einer Vorgeschichte des Planetensystems und des ganzen sinnlichen Weltalls sich versucht. Dabei ist man bewußt und geständig, daß es eben nur Hypothesen sind, welche eine erweiterte oder auch eine tiefer in die Gründe der Erscheinungen eindringende Erfahrung entweder bestätigen oder berichtigen, oder völlig umstoßen werde. Das aber, um was es sich handelt, liegt im Bereiche des überhaupt uns Erfahrbaren und seiner festen Analogien. Und nicht anders, im Vorbeigehen sei es bemerkt, verfährt der von uns versuchte Erfahrungsbeweis für die Fortdauer des Menschengeistes. Gleichwie dort aus der Gegenwart unsers Planeten eine Vorgeschichte desselben entworfen werden soll, sucht er nach der Analogie unsers gegenwärtigen Daseins die Möglichkeit einer Nachgeschichte unsers Geistes zu begründen.

Nicht minder besonnen zeigt sich der Verfasser in der Bezeichnung des Verfahrens, welches die Wissenschaft innezuhalten hat, wenn sie es unternimmt, die instinctiven Zeugnisse des menschlichen Geistes für seinen Unsterblichkeitsglauben in einer ihr angemessenen Weise zu begründen. Als das allgemeinste, in erster Ordnung von ihr zu lösende Problem nennt er hier die Beantwortung der Frage: ob der menschliche Geist in die Reihe jener ewigen Substanzen oder Realen gehöre, welche durch ihre wechselnden Verbindungen und Trennungen unaufhörlich

die wechselnden Phänomene der vergänglichen Erscheinungswelt hervorbringen, ohne jemals selbst in denselben aufzugehen und mit denselben zu Grunde zu gehen, oder ob er umgekehrt selbst nur solch ein zeitweises, vergängliches Phänomen, nur ein aufleuchtendes und wieder verschwindendes Product anderweitiger realer Substanzen sei; und wenn diese Frage in erstgedachtem Sinne bejaht sei, bleibe ferner zu entscheiden, ob der menschliche Geist jene ewige Realität und Substantialität nur als Geist des ganzen Menschengeschlechts oder als Individualgeist besitze. Nur wenn die Entscheidung für den Individualgeist ausfalle, sei damit die Grundlage eines Beweises für die persönliche Fortdauer gewonnen. Nicht durch einen Einzelbeweis sei also die Unsterblichkeit zu erhärten, sondern nur durch das Gesammtergebniß einer umfassenden Wissenschaft vom Geiste in seinem Verhältniß zur Natur; und auch auf diesem Wege gelange man unmittelbar nur zu einem überwiegend wahrscheinlichen, nicht zu einem absolut gewissen Ergebniß, weil es selbstverständlich eine directe Nachweisung der factischen Zustände unsers Wesens nach dem Tode nicht gebe. Auch ein „aprioriſcher" Vernunftbeweis für die Unsterblichkeit existire nicht; es gehöre vielmehr zu den größten Misverständnissen einer klügelnden Wissenschaft, jenen Glauben für eine „allgemeine Vernunftwahrheit" zu halten und die Vorstellung zu nähren, als wenn die Ueberzeugung davon dem Menschen sich andemonstriren lasse, wie man über sonstige Vernunftwahrheiten den Ungebildeten belehrt. Wol aber könne von einem „Erfahrungsbeweise" insofern geredet werden, als man so vollständig wie möglich die empirischen Bedingungen untersuche, auf die es hierbei ankomme, und ermittle, ob dieselben zu jener Annahme stimmen oder mit ihr in Widerspruch stehen; z. B. festzustellen suche, ob der menschliche Individualgeist erst mit der Zeugung entstehe oder — wenn auch in latenter, unentwickelter Weise — schon vorher existire; was eigentlich mit der Individualseele geschehe, indem sie in Leibesgestalt eintrete, und was sie eigentlich verliere, indem sie durch den Tod von diesem leiblichen Zubehör wieder getrennt werde. Fragen dieser Art lägen nicht jenseit der menschlichen Forschung und seien um so eher einer Erörterung fähig und bedürftig, als sich schon in unserm diesseitigen Leben bedeutungsvolle jenseitige Einflüsse geltend machen, und zwar gerade in den unmittelbarsten, unwiderstehlichsten und wirksamsten Bethätigungen und Zuständen unsers Bewußtseins. Dahin gehöre z. B. was Goethe das „Dämonische" im Menschenleben genannt habe, ferner die rückwirkende Macht, welche die Vorstellung einer übersinnlichen Welt auf das Thun und Treiben dieser Welt, zumal in ethischer und religiöser Beziehung, ausübe, und insbesondere die welthistorische Thatsache, daß gerade mit der christlichen Verheißung der Unsterblichkeit und der dadurch bewirkten siegreichen Verbreitung des Glaubens an sie der gewaltigste Umschwung zu Gunsten einer tiefern Erfassung der Lebensaufgabe Hand in Hand gegangen sei.

Man erkennt hieraus, wie genau und bestimmt der Autor noch vor der eigentlichen Untersuchung unterscheidet, was überhaupt auf diesem Gebiete zu erforschen ist und was nicht, und wie sehr er es sich zur Pflicht macht, sich nicht in bodenlose aprioriſche Speculationen und noch weniger in luftige Phantasiegebilde und Gefühlsschwärmereien einzulassen, sondern sich lediglich auf erfahrungsgemäße, historisch gegebene Thatsachen und die daraus sich ergebenden Analogieschlüsse zu stützen.

Diesen vom Verfasser selbst gestellten Bedingungen entspricht denn auch der Inhalt des zweiten Buchs, welches die specielle Ausführung der im ersten Buch nur allgemein angedeuteten Ideen, also die eigentliche Begründung der Seelenfortdauer von metaphysischen, anthropologischen und ethischen Gesichtspunkten aus enthält. Dasselbe gliedert sich in vier Kapitel, von denen das erste „die reale und die phänomenale Welt", das zweite den „allgemeinen Begriff der Präformation" oder „Präexistenz", das dritte die „allgemeine Weltstellung des Menschengeschlechts und die Bedeutung des Individualgeistes", und das vierte (nach einem allgemeinen Rückblick) den „ethischen Unsterblichkeitsbeweis aus dem Begriffe der Menschengeschichte" zum Gegenstande der Untersuchung hat. Dem Verfasser in diese Einzeluntersuchungen zu folgen, ist hier unmöglich; wir müssen uns daher begnügen, den überaus reichen und um die wichtigsten und interessantesten Fragen sich bewegenden Inhalt noch ein wenig näher zu bezeichnen.

Das erste Kapitel knüpft zunächst an die gegen die Seelenfortdauer geltend gemachten Zweifel an, findet den vollendetsten Ausdruck derselben im Skepticismus Hume's und unterwirft die von demselben aufgestellten Zweifelsgründe einer vorläufigen Kritik. Sodann wendet sich der Autor unmittelbar zur Untersuchung der Grund- und Cardinalfrage: ob der menschliche Geist in die blos phänomenale oder in die reale Welt falle, und gibt auf Grund der physisch und physiologisch, wie metaphysisch und psychologisch anerkannten Thatsachen, daß alle sinnlichen Erscheinungen nur durch Zusammenwirken des subjectiven, geistigen Bewußtseins und der auf dasselbe einwirkenden objectiven Außendinge zu Stande kommen und nur so lange dauern, als diese Wechselwirkung stattfindet, also blos phänomenalen Charakters sind, daß dagegen das geistige Bewußtsein eine der beiden bleibenden Ursprungsquellen jener wechselnden Erscheinungen ist und sich selbst als solche auffaßt, ja daß auch die letzten Urbestandtheile der diese Phänomene mitbewirkenden Außendinge, d. h. die sogenannten Atome, nicht materiellen, sondern immateriellen Charakters sind, sein Urtheil schließlich mit Entschiedenheit dahin ab, daß der Geist nothwendig den substantiellen Realwesen zugezählt und als solches nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft auch als schlechthin unvertilgbar gedacht werden müsse.

Hiernach folgt die Specialuntersuchung, ob diese Realität nur dem in allen Geistesacten als einen sich erweisenden, in allen Seelen nur sich selbst documentirenden Universalgeist oder auch jedem einzelnen, von allen übrigen sich unterscheidenden Individualgeist beizulegen ic.

und nachdem er sowol die monistische wie die atomistische Anschauung näher charakterisirt, analysirt und kritisch beleuchtet hat, findet er schließlich beide für sich allein nicht befriedigend und erkennt nur die „monadologische" als dem objectiven Thatbestand wie dem subjectiven Selbstgefühl entsprechend an, welche den eigentlichen Grund und höchsten Ausdruck des Geistes gerade in seiner Individualität erblickt und daher die unauflösliche Realität und Substantialität vor allem dem persönlichen, individualisirten Geiste zusprechen muß. Sind auch die Motive, durch die er sich für diese Ansicht bestimmen läßt, nicht in dem Grade schlagend, daß nicht der auch vom Autor selbst in einer Bedeutung gewürdigte Monismus ihnen gegenüber sehr gewichtvolle Gründe für seine Auffassung in die Wagschale werfen könnte, so liegt doch ohne Frage in der mit dem Menschengeist unablöslich verschmolzenen Vorstellung des Ich und in der dominirenden Rolle, welche das Ichbewußtsein in gutem wie in schlimmem Sinne innerhalb des gesammten Menschenlebens spielt, ein kaum widerleglicher Beweis dafür, daß eben dieses sich selbst der gesammten Außenwelt gegenüberstellende und sich selbst als Mittelpunkt auffassende subjective Element des Geisteslebens dessen eigentlicher Kern und beharrliche, substantielle Unterlage ist; und in vielleicht noch höherm Sinne spricht dafür die Erwägung, daß zum Wesen des Geistes ebenso wohl unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit wie Einheit und Beharrlichkeit gehört, und daß er diese Seite seines Wesens nicht würde zur Entfaltung bringen können, wenn er sich nicht theils räumliche ebeneinander, theils zeitlich nacheinander in eine unendliche Zahl von Einzelgeistern auseinanderlegte, um sich in deren Conflicten und Dissonanzen schließlich doch wieder als Einheit, jedoch als Einheit in höherm Sinne, d. i. als Harmonie, zu erweisen. Sinnvoll betont außerdem der Verfasser, daß ja der Individualgeist, durch die Einflüsse, die er in den Zuständen der Andacht, der sittlichen Hingebung, der Begeisterung u. s. w. von seiten des Universalgeistes empfange, keineswegs vernichtet oder auch nur in seinem Selbstgefühl herabgestimmt, sondern im Gegentheil gestärkt und gehoben werde. Gerade im Bewußtsein des Durchdrungenseins von der höhern Geistesmacht und in der eigenen Erhöhung dadurch gewinne erst der Einzelgeist das Vollgefühl seiner Wahrheit, Ewigkeit und innern Unverwüstlichkeit, und damit sei zugleich ein Zeugniß gegeben, daß sie im Einzelgeist sich bethätigende Geistesmacht nicht blos gemeiner und eigenschaftlicher Natur sein könne, sondern selbst als persönlicher Geist, als Geist der Gottheit gedacht werden müsse, welcher in jenen idealen, aber zugleich höchst realen, ja überwältigenden Wirkungen sein Dasein und seine Macht dem menschlichen Geiste thatsächlich offenbare. Auch das Größte und Gewaltigste weltgeschichtlicher Wirkungen sei durch die Vermittelung des Einzelgeistes hindurchgegangen. Das gerade sei das Gotteswürdige in der Menschengeschichte, daß Gott die Acte seiner Weltregierung völlig mit der menschlichen Freiheit vermittle, durchaus den Menschen an seine Stelle setze und ihm als Ertrag menschlicher Thätigkeit gönne, was ursprünglich doch nur das Werk göttlicher Eingebung sei.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich in eingehendster Weise mit der Frage der Präexistenz des menschlichen Geistes. Außer den scharfsinnigen Untersuchungen, die der Verfasser selbst hierüber angestellt, wird der Leser darin auch die epochemachendsten Ideen früherer Philosophen, namentlich von Leibniz, Wolf, Bonnet, Kant u. s. w., sowie auch die gewichtigsten theologischen und naturwissenschaftlichen Theorien beleuchtet finden. Unter den letztern ist namentlich der Präformationstheorie von Agassiz und der Permutationstheorie von Darwin eine genaue Darlegung und gründliche Beurtheilung gewidmet und auf dem kritisch gesichteten Gehalt beider mit Bezugnahme auf Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire eine erweiterte Präformationstheorie aufgebaut worden, die in dem Gedanken gipfelt: nach den Ergebnissen der geologischen, paläontologischen und sonstigen naturwissenschaftlichen Forscher liege der Entstehung und dem Bau des Weltganzen ein so vernunftvoller, stufenweis vom Niedern zum Höhern, vom Aeußern ins Innere, vom Bewußtlosen zum Bewußten fortschreitender Plan zu Grunde, daß sich derselbe schlechterdings nicht aus blindwirkenden Naturkräften, sondern nur aus einer höchsten Intelligenz erklären lasse; nach diesen Ergebnissen erweise sich der Mensch als der Schlußpunkt der organischen und vororganischen Schöpfung, also der gesammten Natur, aber zugleich als der Anfangspunkt einer noch höhern, also übernatürlichen, geistigen Schöpfung, einer Schöpfung von Wesen, durch welche erst der Gesammtzweck des Vorhergehenden erkannt und in bewußter, dem ursprünglichen göttlichen Weltplan entsprechender Weise weiter geführt werden könne; damit schließe sich an die Entwickelungsgeschichte der Natur die Geschichte der Menschheit an, von dieser aber müsse angenommen werden, daß auch sie, wenn auch in freierer und darum mehr mannichfachen, verwickelten und räthselvollen Weise, auf die Verwickelung des präformirten höchsten Weltzwecks angelegt sei, und dieses nachzuweisen macht sich das dritte Kapitel zur Aufgabe.

Dasselbe beschäftigt sich nun mit dem Menschen ausführlicher, namentlich mit seiner Weltstellung im allgemeinen und der Bedeutung des Individualgeistes insbesondere, wobei unter anderm die charakteristischen Unterschiede des Menschenwesens von der Natur des Thiers, die Frage vom Alter des Menschengeschlechts, die Auseinanderlegung desselben in Rassen- und Völkerunterschiede, das Verhältniß zwischen Leib und Seele, seine Beziehung zu Natur und Cultur, die vorherrschende Macht des Geistigen und Persönlichen in ihm und die hieraus erwachsenden Grundzüge seines Verhaltens, namentlich die Keime seiner ethischen und religiösen Natur als Vorzeichen einer ihm bestimmten noch höhern, über sein diesseitiges Thun und Treiben noch hinausreichenden Existenz mit steter Bezugnahme auf die Resultate der neuesten Forschungen erörtert und der Grundidee des Ganzen gemäß festgestellt werden.

Das vierte Kapitel endlich ist der ausführlichen Dar-

legung dieser ethischen und religiösen Seiten des Menschenwesens speciell gewidmet. Den Grund- und Kerngedanken dieser Untersuchungen bildet der Nachweis, daß die eigentliche Endbestimmung des Menschen im großen Weltplan eine ethische ist und daß er diese Aufgabe nur zu lösen vermag, wenn er auf eine persönliche, eine zugleich selbstbewußte und geistige Entwickelung in sich schließende Fortdauer rechnen könne. Dem Verfasser Schritt vor Schritt auf diesem Wege zu folgen, wird jedem Leser, der überhaupt für eine ernste Durchdenkung der höchsten Lebensfragen noch eine Empfänglichkeit besitzt, ein ebenso erhebender Genuß wie eine kräftigende Vergewisserung seiner Hoffnungen sein; wir können ihm hier nur den summarischen Rückblick bieten, in welchem der Autor selbst das letzte Stadium seines Gedankengangs noch einmal zusammenfaßt. „Ethische Vollkommenheit in dem umfassenden Sinne, welchen dieser Begriff in sich schließt, ist die einzige Bestimmung menschlichen Daseins, ihr Proceß und ihre Errungenschaften der einzige Inhalt der Geschichte!" So lautet die Grundidee, und weiterhin heißt es:

Der Mensch greift mit allen seinen Gefühlen und Strebungen über seine blos epitellurische Bestimmung hinüber. Er ist, unterschieden von den übrigen Geschöpfen, ein ungenügsames, sehnsuchtsvolles, in die Zukunft hoffendes Wesen. Beide Gefühle, Sehnsucht und Hoffnung, werden ihm zugleich die Wecker alles Strebens, die Verächter alles factisch Erreichten, und sind sie seinem Leben entschwunden, so sinkt dies in thierähnliche Dumpfheit zusammen. Diese psychischen Thatsachen ergaben sich uns als das unverkennbar Charakteristische des Menschenwesens und seiner geschichtlichen Bethätigung. Aber damit kann auch seine Geschichte nicht mehr als bloße Erdgeschichte betrachtet werden; sie ist, so gewiß sie factisch jenen unverkennbaren Charakter der Nichtvollendung trägt, selbst nur die Vorbereitung höherer, erst erfüllender Entwickelungen. Und auf diese „jenseitige Welt", als Hoffnung und als Ziel der gegenwärtigen, weisen auch alle religiösen Veranstaltungen in der Menschheit hin, deren Inhalt wir, abermals aus rein psychologischen Gründen, durchaus nicht für das Erzeugniß einer reflectirenden Ueberlegung oder menschlicher Uebereinkunft halten können. In der fortschreitenden Entwickelung der religiösen Ideen, so zeigte sich vielmehr, müssen wir nicht minder die Thatsache einer mehr als menschlichen, einer göttlichen Leitung und Erziehung anerkennen, als in den allgemeinern Wirkungen jedes bleibenden geschichtlichen Culturfortschritts. „Psychologie" und „Ethik" haben für diese entscheidende Wahrheit gleichmäßig ihre Begründung eingelegt. Alle diese Betrachtungen jedoch, jede für sich der Reihe nach durchgeführt, leiteten uns gemeinsam zurück zu der höchsten, allein abschließenden, wie definitiv erklärenden Wahrheit: auf die Grundthatsache einer allwaltenden Macht des Guten, eines heiligen Liebewillens in der Schöpfung überhaupt, wie noch deutlicher und eindringlicher in der Menschengeschichte. Unsere Zuversicht zu dieser Treue Gottes für seine Schöpfung, zur Consequenz seines Schöpfungsplans ist abschließend daher für den Menschen auch der höchste Grund, ein künftiges Leben zu glauben. Er darf sich für unvergänglich halten in seiner Art und nach seinem Wesensbedürfniß, gleichwie es jedes Realwesen in der seinigen ist; so gewiß wir erkennen müssen, daß in der allgemeinen Weltökonomie jedem Weltwesen die Bedingungen seiner Vollkommenheit zugesichert sind. Es ist dies ein Analogieschluß im größten Maßstabe, indem die Prämissen, auf denen er ruht, ins Unbedingte sich vermehren lassen durch die ausnahmslos nachzuweisende geschlossene Zweckvollendung, die jedes Weltwesen nach seiner Eigenthümlichkeit zeigt und welche in der Welt des Beseelten durch den richtig leitenden Sinn seiner Triebe und Instincte ihren Ausdruck findet... Auch den Menschen müssen wir aufnehmen in die Reihe dieser providentiell ausgestatteten Wesen. Daher ist ihm nicht nur verliehen, sondern er weiß es auch mit der Sicherheit eines unabtreiblichen Instincts, was zu seinem Wesensbedürfniß gehört, und dies in ihn gelegte Zeugniß über sich selbst kann ihn nicht trügen. Es anders zu meinen, hieße die Consequenz der gesammten Schöpfung aufs willkürlichste einer empfindlichen Lücke beschuldigen.

Wir müssen hiermit von dem gehaltvollen, sich über die schwierigsten und geheimnißvollsten Fragen mit ebenso viel Klarheit, umfassender Kenntniß und philosophischem Tiefblick, wie mit Wärme und Begeisterung für alles Hohe und Große verbreitenden Werke scheiden. Wir sind nicht so sanguinisch, zu hoffen, daß der Autor durch dasselbe auch die eingefleischten Materialisten und Pessimisten für die von ihm in demselben niedergelegte Gott- und Weltanschauung gewinnen werde: denn diese lassen eben nur das als Erfahrung gelten, was sich mit Händen greifen und Augen sehen läßt, und sie werden daher auch die vom Verfasser geführten Erfahrungsbeweise nicht als solche gelten lassen. Für alle diejenigen aber, welche diesen ewigen Fragen noch unbefangen gegenüberstehen oder, wenn sie vom augenblicklich dominirenden Zeitgeist auch schon bis zu einem gewissen Grade ergriffen sein sollten, doch noch nicht jedwedes Interesse an den idealen Zielen der Menschheit verloren haben, versprechen wir uns von einer ernsten und aufmerksamen Lesung dieses Buchs eine tiefe und nachhaltige, ihnen selbst und der gesammten Zeitrichtung zum Heil gereichende Wirkung. Möge ihm diejenige Aufnahme und Beherzigung zutheil werden, die es in so hohem Grade verdient! **Adolf Zeising.**

Mittelhochdeutsche Literatur.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Dritter Band: Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartsch. Vierter Band: Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech. Erster Theil: Erec der Wunderaere. Leipzig, Brockhaus. 1866—67. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Das schöne Unternehmen Franz Pfeiffer's und der Verlagshandlung, dem größern Publikum die classischen Werke unserer ältern Nationalliteratur in brauchbaren Ausgaben darzubieten, schreitet sicher und rüstig weiter. Im Jahre 1864 erschien „Walther von der Vogelweide", herausgegeben von Pfeiffer, und diese erste, die Sammlung eröffnende Ausgabe erfreute sich einer solchen Gunst und Theilnahme, daß nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine neue Auflage sich nöthig machte. Auch der zweite Band, die „Kudrun", herausgegeben von Karl Bartsch (1865), fand allseitige Beachtung und wird, wie wir hören, ebenfalls in allernächster Zeit in zweiter Auflage erscheinen.

Diesen zweiten Band zeigte August Henneberger noch in Nr. 27 d. Bl. f. 1865 an; es war eine seiner letzten Besprechungen. Gewiß würde Henneberger auch den folgenden dritten Band, welcher „Das Nibelungenlied", herausgegeben von Karl Bartsch, enthält, mit Freude aufgenommen und warm empfohlen haben. War er es doch, der zuerst in seinem altdeutschen Lesebuche ausgewählte

Stücke aus den „Nibelungen" mit erklärenden Anmerkungen unter dem Texte ausstattete, ein Princip, wie es nun in der Pfeiffer'schen Sammlung in noch ausgedehnterer Weise durchgeführt ist.

Daß „Kudrun" und „Nibelungen" in dieser Classikersammlung nicht fehlen durften, wird jedermann zugestehen, selbst der, welcher diese beiden Epen als Volksgedichte angesehen wissen will.

Von den „Nibelungen" besitzen wir bereits eine Reihe trefflicher Ausgaben; die Arbeit von Bartsch darf aber deshalb nicht betrachtet werden als ein neuer wiederholter Versuch, den Text in möglichster Treue und Correctheit herzustellen, sondern diese Ausgabe nimmt in literargeschichtlicher Beziehung eine ganz besondere Stelle ein, auch wenn der Text ohne alle Erklärung geblieben wäre. Eben dieser literarischen Seite wollen wir hier kurz gedenken. Eine Beurtheilung der kritischen Leistung bleibt füglich einem Fachblatte überlassen, wie nicht minder die Beurtheilung der erklärenden Anmerkungen und der sonstigen Zuthaten, welche die Lektüre zu erleichtern bestimmt sind.

Die Nibelungenfrage hat längst aufgehört, blos in den Kreisen der Forscher zu leben. Kein wissenschaftlicher Gegenstand auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur hat solche allgemeine Theilnahme erweckt wie gerade die Frage über die Entstehung des „Nibelungenliedes", sowie über die Wahl der besten Textüberlieferung und Recension. Bekanntlich existirt von den „Nibelungen" eine beträchtliche Reihe Handschriften, die unter sich wieder in verschiedene Klassen zerfallen. Dieser Klassen sind es drei, und jede derselben wird durch je eine Haupthandschrift präsentirt; diese Handschriften sind von Lachmann mit Buchstaben bezeichnet worden und solche Benennung ist ziemlich allgemein bekannt. Schon auf den Gymnasien werden die Nibelungenhandschriften A, B und C namhaft gemacht und ihre Eigenthümlichkeiten erläutert. Lachmann legte dem Texte der münchener Handschrift, die er systemmäßig mit A bezeichnete. Holtzmann und mit ihm Zarncke erklärten die Ueberlieferung der hohenemser Handschrift (von Lachmann C genannt) für die älteste und beste und legten sie ihren Ausgaben zu Grunde. Von beiden Seiten wurde die sanctgaller Handschrift (B) als in der Mitte zwischen beiden Recensionen stehend angesehen, aber nicht weiter beachtet. Man nannte sie die Vulgata, weil sie mit den zugehörigen Handschriften die zahlreichste Handschriftenklasse bildet, also am allgemeinsten verbreitet war. Von dieser Handschrift B besitzen wir nur einige Ausgaben von Friedrich Heinrich von der Hagen, welche längst veraltet sind, unsern heutigen Anforderungen bei weitem nicht mehr genügen. Seit 1820 ist der Text von B nicht mehr benutzt worden zu einer selbständigen Textausgabe. Und eben diese so vernachlässigte Recension finden wir in der Ausgabe von Bartsch.

Wir meinen, daß wir für diese Wahl dem Herausgeber Dank schuldig sind. Denn, ganz abgesehen von historischen und ästhetischen Gesichtspunkten, wird diejenige Textgestalt sicher zuerst geeignet sein, uns ein Bild von der Wirkung des Inhalts auf die damalige Lesewelt zu geben, welche am meisten begehrt worden ist. Für den Herausgeber war indessen diese Rücksicht nicht maßgebend; seine Wahl der Handschrift B wurzelt in der Anschauung, welche er sich über die Entstehung des Gedichts gebildet hatte.

Bartsch hat fast zu gleicher Zeit mit seiner Nibelungenausgabe ein großes gelehrtes Werk: „Untersuchungen über das Nibelungenlied" (Wien 1865), veröffentlicht, in welchem er mit Fleiß, Scharfsinn und einem ihm eigenthümlichen künstlerischen Verständniß seine Ansichten entwickelt und darlegt. In der Einleitung zu seiner Ausgabe gibt er natürlich nur die Resultate der Untersuchung. Es versteht sich, daß Bartsch mit der Bevorzugung der Handschrift B in eine zweifache Gegnerschaft tritt. Daß er Gegner der sogenannten Liedertheorie ist, fällt hier weiter nicht ins Gewicht, wo es sich um die Handschriften handelt. Er hat aber nun die Anhänger von A, wie die Anhänger von C gegen sich.

Bartsch leugnet nicht das Vorhandensein älterer Lieder, aber er nimmt einen bestimmten Dichter an, der vor der Mitte des 12. Jahrhunderts die zu seiner Zeit gesungenen Lieder und die ihm wie jedem andern bekannte mündliche Ueberlieferung zu einem großen Ganzen gestaltend verarbeitete. Der Name dieses Dichters ist uns nicht überliefert. Im Einklange mit der bekannten Hypothese Franz Pfeiffer's hält es auch Bartsch für höchst wahrscheinlich, daß ein österreichischer Ritter aus dem Geschlecht der Kürenberger, die in der Gegend von Linz an der Donau saßen, um 1140 das Epos in seiner ursprünglichen Gestalt dichtete. Aber diese ursprüngliche Gestalt ist leider nicht auf uns gekommen. Die vorliegende Gestalt — und dies erstreckt sich gleichermaßen auf alle drei Recensionen — gehört einer jüngern Periode an, was sich namentlich aus der Durchführung des reinen Reims ergibt. Wir wissen auch anderwärts her, daß ältere Dichtungen, die noch in der freiern Form der Assonanz abgefaßt waren, dem Bedürfnisse und dem Geschmacke der jüngern Zeit gemäß umgereimt wurden. Dies geschah mit dem „Nibelungenliede" etwa um 1170; aber diese erste Umformung, die nur eine theilweise war, genügte mit dem Aufkommen der höfischen Ritterdichtung bald nicht mehr, und wir müssen annehmen, daß eine zweite Umdichtung vorgenommen wurde.

Wie aber kam es, daß diese jüngere Umarbeitung nicht einheitlich vor sich ging? Bartsch weiß dies einfach und mit überzeugenden Gründen zu beantworten und zu erklären, wenigstens glauben wir nach dem Gange, den unsere alte Literatur genommen hat, daß die Auffassung von Bartsch die naturgemäßeste ist. Er sagt:

> So sehr hatte die dichterische Schönheit des Nibelungenliedes sich bereits damals (gegen Ende des 12. Jahrhunderts) geltend gemacht, daß zwei Dichter zu ziemlich derselben Zeit (zwischen 1190 und 1200) es unternahmen, das Gedicht aus der Gestalt, die es um 1170 empfangen, in die strenge Form der reinen Reime umzugießen. Sie verfuhren unabhängig voneinander, beide aber nicht mit solcher Consequenz, daß sie nicht hin und wieder eine Assonanz hätten stehen lassen. Diese beiden

Bearbeitungen sind uns in zahlreichen Handschriften erhalten, die meisten aber gehören derjenigen an, deren ältesten und würdigsten Repräsentanten, die sanctgaller (B), wir nach einer neuen Vergleichung unserm Texte zu Grunde gelegt haben. Ein hochbegabter Dichter war dieser Bearbeiter nicht; aber er schonte den ursprünglichen Ausdruck, soweit es ihm die Rücksicht auf sein Vorhaben, die Assonanz zu beseitigen, gestattete. Namentlich enthielt er sich aller Zusätze von seiner eigenen Erfindung, ließ aber auch, soviel wir ermitteln können, nichts von dem fort, was sein Original ihm darbot. So liefert er uns das relativ treueste Bild der in ihrer ursprünglichen Gestalt verlorenen Dichtung.

Ueber die fast isolirt stehende Handschrift A, die als eine besondere Repräsentantin galt, die für den ursprünglichsten Text gehalten wurde, stellt Bartsch eine ganz neue Ansicht auf. Er ordnet sie unter die Klasse B (beide enden: daz ist der Nibelunge nôt); ihr Schreiber hatte sicher eine alte und gute Vorlage, verfuhr aber sehr nachlässig und übersprang meist aus diesem Fehler eine Anzahl Strophen.

Ueber den andern Bearbeiter sagt Bartsch ferner:

Der andere Bearbeiter (C), dessen Werk in weniger zahlreichen Handschriften erhalten ist, verfährt mit größerer Consequenz, nicht in formeller Beziehung, denn auch er läßt hin und wieder Assonanzen durchschlüpfen, wol aber in Hinsicht auf den Inhalt. Er sucht die bestehenden, zum Theil wol erst durch die frühere Bearbeitung um 1170 hereingekommenen, zum Theil auch schon vom ersten Dichter übersehenen Widersprüche in der Sage möglichst auszugleichen, er sucht eine Verbindung mit der von einem andern Dichter um 1170 gedichteten Fortsetzung des Nibelungenliedes, der sogenannten „Klage", herzustellen ... und fügte dem alten Texte eine Reihe von Strophen ein. ... Auch den Titel der Dichtung veränderte er, weil ihm der Nibelunge nôt nur für den letzten Theil passend scheinen mochte, und setzte dafür der Nibelunge liet.

Streng genommen müßte also Bartsch's Ausgabe den Titel „Der Nibelunge Noth" führen. Er hat sich für den populär gewordenen Titel entschieden, und das wird ihm niemand zum Vorwurf machen.

Liegt in der Ausgabe von Bartsch der früher verbreitetste und auch nach seinem Inhalte und in seiner Form relativ ursprünglichste Text vor uns, so werden diese Momente wichtig genug sein, um sich für sie zu entscheiden. Aber auch solchen, die andern Sinnes sind als Bartsch und die einer andern Ausgabe den Vorrang einräumen, wird diese sorgfältige Herstellung der Vulgata höchst willkommen sein.

Wir haben aus der Einleitung von Bartsch den die Handschriftenfrage betreffenden Theil hervorgehoben. Sie enthält außerdem noch viel Lehrreiches in gefälliger Ausdrucksweise. Bartsch lenkt unsern Blick auch auf die mythische Gestalt der Nibelungensage, mit Wärme entwickelt er uns die dichterische, die dramatische und tragische Bedeutung des herrlichen Gedichts und spricht am Schlusse kurz über Verse und Strophen. Von besonderer Wichtigkeit ist die von Bartsch zuerst gemachte Beobachtung, daß in der Nibelungenstrophe in der achten Halbzeile die Senkung nicht zwischen den beiden letzten Hebungen fehlen darf.

Es sei hier gleich mit erwähnt, daß Bartsch soeben auch eine hochdeutsche Uebersetzung des „Nibelungenliedes" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erscheinen ließ, über deren eigenthümlichen Werth d. Bl. sich demnächst aussprechen werden.

Mit dem vierten Bande der „Deutschen Classiker des Mittelalters" heben die Werke Hartmann's von Aue an, deren Herausgabe Fedor Bech übernommen hat. Dieser vorliegende Band und erste Theil enthält Hartmann's Jugendarbeit, den „Erec", der folgende Theil soll die „Lieder", die beiden „Büchlein", den „Gregor" und den „Armen Heinrich" bringen; der dritte und letzte aber wird Hartmann's Meisterwerk, den „Iwein", enthalten.

Auch hier sehen wir ab von einem Eingehen auf die kritische Behandlung des Textes. Nur das sei erwähnt, daß Bech's Recension die erste, von Haupt im Jahre 1839 versuchte in vielen Dingen übertrifft, soweit dies überhaupt möglich ist. Leider besitzen wir vom „Erec" nur eine einzige und sehr junge Ueberlieferung, daher befindet sich der Kritiker oft auf schwankendem Boden. Aber gerade die Unsicherheit des Textes reizt auch zu kritischen Versuchen an, und solche sind auch vielfach dem Texte des „Erec" zutheil geworden. Haupt selbst hat Nachträge und Aenderungen gegeben, ebenso Lachmann, Benecke, Wilhelm Grimm, Wackernagel. Dann ruhte eine längere Zeit der Eifer für Hartmann's Jugendwerk, bis Franz Pfeiffer aufs neue die Aufmerksamkeit auf dieses ergiebige Feld zur Erprobung des Scharfsinns hinlenkte in einem Aufsatze seiner „Germania". In gleicher Weise bemühten sich W. Müller und auch Fedor Bech selbst, der dann die vollständige Arbeit der Textherstellung übernahm.

Sehr erwünscht sind in Bech's Ausgabe die Kapiteleintheilungen mit kurzen Anführungen des Inhalts, wie sie auch in Bartsch's Ausgaben der „Kudrun" und des „Nibelungenliedes" gegeben sind. Wir finden uns auf solche Weise in dem Buche gut zurecht, und bei der Lectüre sind Ruhepunkte immer willkommen.

Die Anmerkungen Bech's sind in mancher Beziehung anders als die der vorhergehenden Herausgeber. Sie sind öfters streng gelehrt und bieten treffende Parallelstellen. Doch haben sie durch diese Rücksicht auf die Fachgenossen im übrigen nichts an dem Charakter verloren, welchen die Erklärungen in dieser Sammlung haben sollen.

Der „Erec" gilt allgemein, abgesehen von kleinern lyrischen Gedichten, für Hartmann's frühestes Werk. Ueber die Zeit der Entstehung stellt Bech eine Ansicht auf, welche von der herkömmlichen etwas abweicht; er setzt sie aus Gründen einige Jahre früher an.

Bekannt ist, daß Hartmann seinen „Erec" nach einem Gedichte des Nordfranzosen Christian von Troyes verfaßte, doch ist diese Nachdichtung frei und enthält eine Menge originaler Züge. Für den Stoff in seiner Gesammtheit werden wir uns nicht begeistern können, vielmehr sind es immer einzelne Stellen, Detailmalereien, die uns gefangen nehmen. Hinsichtlich der Darstellung hat Hartmann erst in den spätern Dichtungen, namentlich im „Iwein", sich zu künstlerischer Vollendung emporgeschwungen. Bech ist nicht, wie es so leicht einem Herausgeber begegnen kann, zur Ueberschätzung geneigt und verschließt sein Auge keineswegs den Mängeln, welche dieser Jugend

Blätter

ür literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 42. — 17. October 1867.

halt: Friedrich Bodenſtedt. Von Rudolf Gottſchall. — Fichte's Unſterblichkeitstheorie. Von Adolf Seiſing. (Beſchluß.) — Mittelbeutſche Literatur. — Zur Hygiene. Von Hermann Schauenburg. — Zur mittelalterlichen deutſchen Geſchichte. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Der Roman als Kunſtwerk; Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich Bodenſtedt.

edrich Bodenſtedt's geſammelte Schriften. Geſammtusgabe in zwölf Bänden. Erſter bis achter Band. Berlin, Decker. 1865—67. 8. Jeder Band 15 Ngr.

Die Geſammtausgabe von Bodenſtedt's Schriften, he, beiläufig geſagt, lange auf die letzten Bände warläßt, gibt uns willkommene Veranlaſſung, das Gemtbild eines Schriftſtellers und Dichters zu entrollen, n einzelne Werke bereits gleich nach ihrem Erſcheinen . Bl. gewürdigt worden ſind.

Bodenſtedt's Wirken in ſeinen Hauptzügen gehört jener opolitiſchen Richtung unſerer Literatur an, welche, Herder ausgehend, von Goethe gefördert, von den legel und ihren Nachfolgern gepflegt, mit der Erweig des Weltverkehrs auch immer weitere Bahnen eing, immer weitere Kreiſe umfaßte. Die Weltliteratur, Völkerverbrüderung ſind Loſungen des Jahrhunderts, ber den nationalen Kämpfen ſchweben, oft ſogar aus feindlichſten Berührung noch wie Funken hervorſprin welche auf dem Herd des Geiſtes die wärmende und tende Flamme zünden.

Nun gibt es einen vagen Kosmopolitismus in unſerer tur, ein Aneignungsfieber, das mit nervöſer Haſt Fremde, Exotiſche ergreift, nur um auf der Kla der dichteriſchen Formen neue Accorde zu greifen neuen Rohſtoff in die Romanfabriken zu ſchleifen. Aneigner, Ueberſetzer und exotiſchen Fabrikanten ſind nur ein gleichgültiges Medium, durch welches der nene Stoff hindurchſickert und nur in eine neue liche Gewandung ſchlüpft. Der Farbenbuntdruck dieberſetzerfabriken geht wie durch einen zuklappenden mismus vor ſich. Ein anderer Mechanismus mit Typen klatſcht immer neue exotiſche Romane ab; dieſelben Muſter nur in andern Farben.

dieſem ſeichten Kosmopolitismus hat unſere Litekeinen Gewinn. Er geht aus zwei verwerflichen hervor: aus einer akademiſchen Formenhaſcherei, den Eiertanz ihrer Virtuoſität in allen Welttheilen möchte, und aus einem unbegrenzten Stoffhunger, rall eine rudis indigestaque moles zuſammenſcharrt, um die Gefräßigkeit einer mit einem Straußenmagen begabten Phantaſie zu ſättigen. Durch jene Formenhaſcherei läuft unſere Dichtkunſt Gefahr, ganz den eigenen Stil zu verlieren, und die einheimiſchen Talente werden durch die fremdländiſche Concurrenz erdrückt; dieſer Stoffhunger aber fragt nicht einmal nach dem künſtleriſchen Schein, ſondern nur nach der Maſſe des Gebotenen und drängt die Kunſt und ihre Anſprüche ganz beiſeite.

Die kosmopolitiſche Aneignung gewinnt dann erſt Bedeutung für unſere Nationalliteratur, wenn ſie ſich durch eine bedeutſame Dichterindividualität vollzieht; nicht durch ein durchſichtiges Medium, das alle Strahlen hindurchgehen läßt, ſondern durch ein Prisma, das ſie in Regenbogenfarben bricht. So war es bei Herder, Goethe, Schlegel, Tieck, Rückert, Freiligrath — ſo iſt es auch bei Friedrich Bodenſtedt.

Bodenſtedt hat ſelbſt den Wanderſtab ergriffen und ſich in der Welt umgeſehen. Ein friſches heiteres Naturell voll unbefangener Hingabe an jeden Eindruck kam ihm bei dieſer Wanderſchaft zu ſtatten; er ſah mit dem Auge des Dichters. Und weil ſich ihm ſelbſt die ewigen Melodien durch alle Glieder bewegten, ſo fand er raſch den Takt zu den Geſängen fremder Völker, ja mehr, er wußte ſie wiederzugebären durch das eigene Talent, ihnen das Gepräge deſſelben aufzudrücken oder Selbſtgeſchaffenes mit ihrem Geiſte zu durchdringen. Er ſelbſt ſpricht ſich in der Vorrede zu ſeiner Geſammtausgabe in ähnlicher Weiſe aus:

> Um die Zeit, da meine Altersgenoſſen unter den deutſchen Poeten ihre erſten Lorbern in der Heimat ernteten, trieb mich mein Schickſal in fremden Ländern umher und ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um aus den neuen, oft mächtigen Eindrücken, die ſich mir aufdrängten, bleibenden Gewinn zu ziehen und ſie beherrſchen zu lernen, ſtatt von ihnen verwirrt und überwältigt zu werden. Das Studium der Sprachen und Geſchichte der Völker, unter welchen ich lebte, war nur die nothwendige Vorbereitung zum tiefern Eindringen in ihren Geiſt und ihre Sitten. Meine Neigungen trieben mich, die Sprachen zunächſt und zumeiſt aus ihren poetiſchen Denkmälern zu ſtudiren, gleichviel ob dieſe in Kunſtdichtungen oder Volksliedern beſtanden. Durch ihre Geſchichte lernt man die Thaten und Schickſale der Völker kennen; durch ihre Lieder ſieht man ihnen

und wo jedes Haus ein gutes Haus genannt zu werden verdiente.

Am Schlusse seines Prospects sagt Reich von seinem Werke, es sei der Anfang von einer umfassenden Aetiologie der Krankheiten, neu in Auffassung und Inhalt, er stütze sich auf eine wahre Naturlehre des Menschen und diene ebenso der vorbauenden Medicin wie den politisch-moralischen Wissenschaften zur Grundlage. Ist auch die Prärogative nicht zutreffend, daß es neu sei in Auffassung und Inhalt, wogegen schon die zahllosen Belegstellen und Citate aus den besten Schriftstellern den Beweis liefern, so ist das Buch seiner Tendenz und Arbeit gemäß ein vortreffliches zu nennen, denn es bringt die Ursachenlehre der Krankheiten unter allgemeinere und doch einheitliche Gesichtspunkte und zwingt fortan die Forschung, „sehr bald das engere Gebiet der Medicin zu verlassen und überallhin sich zu begeben, wo der Mensch Gegenstand des Studiums ist, wo seine Wohlfahrt, Bildung, Existenz Objecte der Praxis sind". Als Gesundheit bezeichnet der Verfasser die Harmonie der Thätigkeiten organisirter Wesen, hervorgehend aus dem Gleichgewicht der Menge jener Stoffe, welche in letzter Reihe den Pflanzen- und Thierleib zusammensetzen, als Krankheit die Aenderungen in diesem Mengenverhältniß: beide sind deshalb nicht specifisch, sondern nur dem Grade nach verschieden und die Krankheit kein Schmarotzer, kein selbständiges Wesen, sondern nur ein Zustand veränderter Quantitäten der den Leib zusammensetzenden Stoffe. Dieser Zustand ändert sich auch bei Gesundheit, weshalb keine eigentliche Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit existirt. Zucker befindet sich im Blute (Lehmann) gesunder Individuen, also im Normalzustande, bei Harnruhrkranken nur in erheblich größerer Quantität, und das ist die Ursache, weshalb sie krank sind. Alle Störungen sind mechanischer Natur, d. h. sie gründen sich auf Veränderungen des Quantums, und so besteht das Wesen der Krankheit in Veränderung des Mechanismus der Stoffbewegung. Jedem organisirten Wesen kommt die Fähigkeit des Erkrankens in mehr oder minder ausgedehntem Maße zu und „der normale Zustand geht in den sogenannten krankhaften über, wenn der Factor der individuellen Anlage mit dem Factor der dem Organismus heterogenen Momente der Welt in geeignete Wechselwirkung tritt".

Wir citiren diese peinlich gelehrt klingende Phrase wörtlich, die besser aus dem übrigens so klar und natürlich geschriebenen Buche weggeblieben wäre. Das Buch wird in der Bibliothek jedes Gebildeten eine Zierde sein und ihm zu jeder Stunde als zugleich frisch anmuthende und lehrreiche Lektüre dienen. Das individuelle und Gattungsleben des Organismus wird zuerst auf die ihm innewohnenden krankmachenden Momente durchforscht, dann die Außenwelt mit ihren Einflüssen, den diätetischen, pandemischen, parasitischen, giftigen, klimatischen, atmosphärischen und endlich den politisch-moralischen, überall mit genügender Gründlichkeit, nur in dem letzten Kapitel oft mit nicht gerechtfertigter Bitterkeit.

Hermann Schauenburg.

Zur mittelalterlichen deutschen Geschichte.

1. Geschichte Heinrich's des Löwen, Herzogs von Baiern und Sachsen und der welfischen und staufischen Politik seiner Zeit. Von Martin Philippson. Erster Band. Leipzig, Leiner. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Hermann II., Bischof von Münster (1174—1203) und Bernhard II., Edelherr zur Lippe (1140—1224). Zwei Lebensbilder aus der ältern westfälischen Geschichte nach den Quellen und Urkunden herausgegeben von Adolf Hechelmann. Münster, Regensberg. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römische Königthum Alfons' X. von Castilien. Ein Beitrag zur Geschichte des großen Interregnums. Mit bisher ungedruckten Briefen. Von Arnold Busson. Münster, Aschendorff. Gr. 12. 15 Ngr.

Auf dem Felde der mittelalterlichen Geschichtsforschung wird es immer lebendiger, auch die eigentliche Geschichtsschreibung versucht ihre Kräfte an diesem im allgemeinen für sie ziemlich spröden Stoffe. Häufig mit Glück und Geschick, noch häufiger aber schadet die hier kaum zu umgehende Vermischung zweier ganz getrennter Aufgaben, des kritischen Forschers und des gestaltenden Darstellers. Bis jetzt ist die Methode einer wirklichen Versöhnung zwischen beiden noch nicht als sichergestellt zu betrachten: jeder, der praktische Veranlassung dazu hat, behilft sich, so gut er kann und so wie es ihm sein angeborenes Geschick machen heißt.

Diese allgemeinen Bemerkungen haben sich uns auch wieder bei der Lectüre der obengenannten Monographien aufgedrängt; auch sie sollen weder bloße Forschung, noch bloße Darstellung geben. Jeder ihrer Verfasser hat sich auf eigene Hand einen Weg zu bahnen gesucht, der eine mit mehr Erfolg, der andere mit weniger.

Das erstgenannte Werk: die „Geschichte Heinrich's des Löwen", von M. Philippson, ist wegen seines schon erreichten und noch mehr wegen seine beabsichtigten Umfangs, aber auch wegen der relativen Wichtigkeit seines Gegenstandes, von uns an die Spitze gestellt worden. Es mag auffallend scheinen, daß nach der erst im vorigen Jahre publicirten Biographie Heinrich des Löwen von H. Prutz jetzt schon eine Neubearbeitung desselben Themas auftritt. Doch erklärt es sich, wie der Verfasser derselben es thut, leicht genug. Er war schon länger mit Vorarbeiten beschäftigt, als in der Zwischenzeit jene Arbeit von H. Prutz vollendet wurde. Um auf die Früchte seiner Mühen in der gelehrten Welt nicht zu verzichten, und um seine Auffassung und Darstellung zur Geltung zu bringen, die in wesentlichen Dingen von der seines Vorgängers abweicht, ist er gleichfalls damit aufgetreten. Möglicherweise erhalten wir auch noch von einer andern Seite her eine Behandlung desselben Themas, denn es war bei der Rührigkeit unserer neuern Geschichtswissenschaft wunderlich genug, daß für einen in jeder Art so dankbaren und bedeutenden Gegenstand seit 1819, wo ihn Böttiger in einer selbst für den damaligen Standpunkt nur als Erstlingsarbeit zu betrachtenden Monographie behandelt hatte, niemand mehr thätig gewesen war.

Der erste Band umfaßt nur die Jahre 1139—61 von Heinrich's Leben, die zwar inhaltreich genug, doch

jat die Eigenschaft, daß er nie Kopfschmerz erzeugt, hin-
jegen den untern Körper mit seltsamer Schwere belastet.
Bodenstedt hatte dem edeln Getränk tapfer zugesprochen
nd mußte von einigen Herren „durch die ungepflasterten,
undedurchheulten" Straßen von Tiflis in seine Wohnung
eleitet werden. Hier wollte er noch in seliger Natur-
unkenheit von der Galerie die wundersame Landschaft
nstaunen; doch das Bret des noch in der Arbeit befind-
chen Bauwerks schlug mit dem Dichter um; er fiel in
en Hof und erlitt schwere Verletzungen.

Und doch war er edelmüthig genug, seinen Mirza-
chaffy nirgends vor dem Kachetiner und den Gefahren
ffelben warnen, sondern im Gegentheil singen zu lassen:

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weise,
Fasten macht dumm!

Was ist das Athmen?
Ein Trinken von Luft —
Was ist das Riechen?
Ein Trinken von Duft!

Was ist ein Kuß, als
Ein doppelter Trank!
Trinken macht selig,
Fasten macht krank!

Was ist das Sehen?
Ein Trinken des Scheins —
Klingt's auch verschieden,
Bleibt es doch Eins!

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weise,
Fasten macht dumm!

, lautet doch das Glaubensbekenntniß des Mirza-Schaffy:

Mein Lehrer ist Hafis, mein Bethaus ist die Schenke,
Ich liebe gute Menschen und stärkende Getränke,
Drum bin ich wohlgelitten in den Kreisen
Der Zecher, und sie nennen mich den Weisen.
komm' ich — da kommt der Weise! sagen sie;
Geh' ich — schon geht der Weise! klagen sie;
Fehl' ich — wo steckt der Weise? fragen sie;
Bleib' ich — in luft'ger Weise schlagen sie
aut Glas an Glas. Drum bitt' ich Gott den Herrn,
Daß er stets Herz und Fuß die rechten Pfade lenke,
Beitab von der Moschee und allen Bonzen fern
Mein Herz zur Liebe führe und meinen Fuß zur Schenke,
Daß ich dem Wahn der Menschen und ihrer Dummheit ferne,
Das Räthsel meines Daseins im Becher Weins ergründe,
m Wuchse der Geliebten das All umfassen lerne,
n ihrer Augen Glut zur Andacht mich entzünde.
wonniges Empfinden! O Andacht ohne Namen!
Wenn Kolchis Feuerwein mir Mark und Blut durchdrungen,
ch die Geliebte halte und sie hält mich umschlungen,
eseligt und beseligend — so möcht' ich sterben! Amen.

Die außerordentliche Anmuth, die hüpfende Leichtig-
die ungezwungene Natürlichkeit, der Witz der Schlag-
e haben diesen Liedern Mirza-Schaffy's mit Recht
o warm entgegenkommendes Publikum gesichert. Der
talische Epikuräismus mit der bekannten Hafis-Dau-
schen Opposition gegen das Bonzenthum ist die be-
de Seele dieser Gedichte.

Von der Mystik, die doch bei dem persischen Original-dichter, bei seinen Sangesgenossen Dschelaleddin und Saadi nicht fehlt, ist hier keine Spur; sie wird von der Lebensweisheit, die sich an den vollen Beinen der sich drehenden Tänzerinen genügen läßt und gewissermaßen für den orientalischen Cancan schwärmt, verspottet:

Wo sich der Dichter versteigt ins Unendliche
Lege sein Liederbuch schnell aus der Hand —
Alles gemeinem Verstand Unverständliche
Hat seinen Urquell im Unverstand.

Ueber diesen „Liedern des Mirza-Schaffy" hat das Publikum fast vergessen, daß in „Tausend und Ein Tag" noch manche andere werthvolle Gedichte sich befinden, die nicht gerade auf dem Miste des leichtlebigen Weisen von Tiflis gewachsen sind: Naturbilder wie der „Kasbek" und der „Terék", Aneignungen kosackischer Volkslieder und tscherkessischer Volkspoesie, wie die Lieder von Murad, Asslan-Bei und Asamat. Ja, auch in Bodenstedt's größerer epischen Dichtung: „Aba, die Lesghierin", welche wol den letzten Bänden der Gesammtausgabe vorbehalten bleibt, sind Volkssitte, Scenerie und Weltanschauung des Kaukasus und seiner Völkerschaften die Träger des ganzen Werks. So sprudelt die Hippokrene für den Pegasus unsers Dichters am frischesten in diesem sagenhaften Urgebirge.

Die zweite Heimat der Bodenstedt'schen Dichtung ist Rußland geworden. Hierauf weisen zahlreiche Gedichte hin, namentlich auf seinen moskauer Aufenthalt. Auch sein Trauerspiel „Demetrius" trägt in seinen Genrebildern den Stempel genauer Volkskenntniß. Ein dauerndes Denkmal aber hat er seinen russischen Beziehungen in der Uebersetzung und Aneignung der russischen Dichter gesetzt, welche den vierten bis siebenten Band der „Gesammelten Schriften" bilden. Den Anfang machen einzelne Gedichte und Erzählungen von Puschkin „Eugen Onaegin", jene russische Don-Juan's-Dichtung; dann folgt Michael Lermontoff mit seinen lyrischen und epischen Dichtungen, zuletzt eine Anthologie russischer Dichter, von denen Alexei Kolzoff am meisten vertreten ist.

Die Uebersetzungen Bodenstedt's sind vortrefflich und lesen sich wie Originale, ohne die Eigenthümlichkeit ihrer Vorbilder zu verwischen. Einleitungen und Noten machen uns mit dem russischen Parnaß näher vertraut. So hoch wir aber auch das Talent eines Puschkin und Lermontoff stellen, so gern wir zugeben, daß sie in der Wahl ihrer Stoffe, im Colorit, in der Darstellung des Volkslebens und der Natur ihrer nationalen Eigenthümlichkeit Rechnung tragen, so wenig ist zu verkennen, daß diese Dichter in der Grundstimmung, in der Gefühls- und Gedankenrichtung nur als Epigonen Byron's zu betrachten sind und daß sie dessen Weltschmerz, der immer noch titanische Anläufe hatte, in eine Blasirtheit verkehrt haben, welche nur als das Product einer trostlosen geistigen Stagnation erscheint. Wenn man in diesen Stimmungen nicht blos die obern Fluctuationen der petersburger Gesellschaftskreise sehen will und ein „depotenzirtes" pariser Leben, so begreift man nicht, wie die welterobernde Kraft einer Nation, die zur Herrschaft über

Lebens ab. In seiner Jugend zum Dienste der Kirche bestimmt und durch die dazu erforderlichen gelehrten Studien vorbereitet, wird er durch Zufall, durch den Tod eines ältern Bruders, in das weltliche Leben zurückgerissen. Halb widerwillig seinem ersten Berufe entsagend, bewährt er sich in dem neuen als Mann und Held in der vollsten Macht dieser Begriffe nach damaliger Auffassung. Im wilden Kriegsgetümmel, wie es sich um und durch seinen herzoglichen Herrn und Beschützer, Heinrich den Löwen, damals von den Ufern des Rhein bis zu denen der Trave mit wenigen Pausen verbreitete, steht er voran in der Reihe der Vorkämpfer der welfischen Sache. Die berühmtesten Kriegsthaten glücken ihm; sein Name gehört zu den gefeiertsten des deutschen Ritterthums der Zeit. Dabei aber ist er auch vorsorglicher Landesherr; Beschützer seiner Unterthanen, soweit er es gegen die raffinirte Barbarei der freilich von ihm aufs äußerste gereizten Feinde vermag, Gründer von Städten, ein milder Herr gegen die Kirche und im Hause das Haupt eines reichen und schönen Familienlebens. Aber endlich bricht die nie erloschene Sehnsucht, Gott allein zu dienen, auch in dieser Kraftnatur durch: er entsagt allem, was ihn an die Welt fesselt, verläßt Weib und Kinder und geht zuerst allerdings noch als Streiter mit Schwert und Schild gegen die Heiden in Livland. Bald aber legt er beide nieder und kämpft nur noch mit den Waffen des Gebets. Er tritt in den Cistercienserorden und wird endlich Bischof von Sanct-Gallen. Als solcher übt er bis zu seinem Tode unermüdliche Werke des Glaubens im Stile der Zeit und stirbt als ein Heiliger.

Die dritte der genannten Schriften: „Die Doppelwahl des Jahres 1257" von Arnold Busson, führt uns in eine Periode deutscher Geschichte, in welcher die früher gesäeten giftigen Früchte reif geworden waren. Je weniger erfreulich Zustände und Menschen sind, um so mehr thut es für die Wissenschaft noth, hier so manches Dunkel aufzuklären. Hier handelt es sich hauptsächlich um jene seltsame Episode, als ein König von Castilien, das damals kaum innerhalb des Bereichs von Europa zu liegen schien, die Krone Karl's des Großen auf sein Haupt setzte. Alfons X., el sabio bei seinen spätern Landsleuten genannt, hat von jeher in diesem Unternehmen seines ehrenden Beinamens nicht werth geschienen. Doch hat sich auch viel traditionelles Vorurtheil um die Betrachtung des ganzen Vorgangs gelagert, wovon der Verfasser mit Glück das meiste zerstört hat. Man sieht aus seiner Darstellung, daß es im Geiste der Zeit wenigstens doch eine leidlich verständige Combination und nicht blos eine Grille war, die Alfons das Kaiserthum erstreben ließ.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Der Roman als Kunstwerk.

Wir hatten in der Besprechung der Meißner'schen Romane (Nr. 35 d. Bl.) auf Schiller's Ausspruch verwiesen, der den Romanschriftsteller den Halbbruder des Dichters nannte, und von höhern Lorbern gesprochen, die einem begabten Dichter erreichbar seien. Unser wackerer Mitstreitender für das moderne Princip in der Literatur, Karl Frenzel, hat daraus Anlaß genommen zu einer Polemik, die sich wie ein rother Faden durch seine letzten kritischen Artikel hindurchzieht. In einer Kritik des Meißner'schen Romans „Babel" im Feuilleton der „Nationalzeitung" sagt er: „Man hat dem Roman die Würde eines Kunstwerks abgesprochen, man vergleiche doch unsere modernen Dramen und Gedichte, welche die Blüte der Poesie sein sollen, mit dem Meißner'schen Buche! Welcher Reichthum an Scenen, Gestalten, an fruchtbringenden Gedanken und Anschauungen hier, welche Armuth im leeren Reimgeklingel dort!" Im „Deutschen Museum" leitet Frenzel eine Kritik des dritten Bandes von Gutzkow's „Hohenschwangau" mit folgenden Bemerkungen ein: „Neulich, bei der Debatte über die Volksbibliotheken, sprach sich Eugen Pelletan in der französischen Kammer dahin aus, daß die Bühne längst ihren erziehenden Einfluß auf das Volk verloren habe und dagegen der Roman in den Vordergrund der poetischen Literatur getreten sei: eine Meinung, der gegenüber der Hochmuth der deutschen Lyriker, mit dem sie von der Höhe ihres Parnasses auf den Romanschriftsteller herabsehen, sich ein wenig wunderlich ausnimmt. Bei den drei großen Culturvölkern, den Franzosen, Engländern und Deutschen, unterstützen die Thatsachen Pelletan's Meinung; bei ihnen allen ist die Bühne im Verfall, und die sogenannte höhere Poesie auf akademische Preise und einen kleinen Kreis von Lesern beschränkt. Die verschiedenen Gattungen der Poesie gegeneinander abwägen wollen, erinnerte an jenen Streit unter den Künstlern des 16. Jahrhunderts, ob die Malerei oder die Sculptur die edlere Kunst sei; jeder der Streitenden bleibt bei seiner vorgefaßten Meinung. Thatsache aber ist es wieder, daß die deutsche Literatur seit zehn Jahren wol eine Reihe bedeutender, kunstvoller Romane, aber außer Brachvogel's «Narciß» nicht ein einziges Trauerspiel aufzuweisen hat, das einen nennenswerthen Erfolg errungen hätte. Wie ließen sich die Erfolge, die hier und dort, vorübergehend, Hebbel's «Nibelungen», manche Trauerspiele von Gottschall oder Laube erreicht haben, mit den Tausenden von Lesern vergleichen, welche Gutzkow's, Auerbach's, Freytag's Romane, Heyse's Novellen finden? Wer, außer den Schriftgelehrten, kennt Jordan's «Demiurgos», Lingg's «Völkerwanderung»? Waren wir doch selber Zeugen, wie das Publikum, dem in Berlin Jordan sein Epos über Siegfried vorlas, in jeder Sitzung mehr zusammenschmolz. Der Grund, warum die «höhere Poesie» so gar keinen Einfluß auf die Masse ausübt, liegt nicht etwa in der Erhabenheit, sondern in der Unzulänglichkeit ihrer Formen, den Inhalt des modernen Lebens voll auszudrücken und widerzuspiegeln. Ist denn bei dem Zustand unserer Theater ein Drama möglich, das Shakspeare's und Schiller's Wirkungen auch nur annähernd erreichte? Vermag bei der realistischen Färbung, die wir nun einmal fordern, ein Dichter in Versen Waterloo zu schildern, wie es Victor Hugo in Prosa gethan? Ob das Theater mit unter andern Gesellschaftsformen, in der neuen Entwickelungsepoche, der wir entgegengehen, eine große und glänzende Zukunft haben wird, liegt ganz außerhalb der Frage; zunächst ist es die Aufgabe des tragischen und lyrischen Dichters, den Zusammenhang zwischen Altem und Neuem aufrecht zu erhalten, er wird immer mehr oder weniger den Charakter des Epigonen an sich tragen, während der Romandichter aus dem Reichthum der Gegenwart und des modernen Geistes voll schöpfen kann. Der Fortschritt der modernen Romandichtung über die englischen Humoristen, Rousseau, Goethe, Jean Paul, selbst Walter Scott ist allen ersichtlich; auf dem Gebiete des Dramas und der Lyrik ist er nicht zu entdecken: ebenso wenig haben

und Platen bei uns eingebürgerte — Form Petrarca's zu gießen, welche A. W. Schlegel poetisch folgendermaßen schildert:

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder;

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Allein ich merkte bald, daß ich mir in unserer reimarmen Sprache meine Aufgabe dadurch sehr erschwerte und zwar unnöthigerweise, da ich mir füglich dieselbe Freiheit nehmen konnte, welche Shakspeare sich selbst nach seinem Vorbilde Daniel genommen. So begnügte ich mich denn damit, nur eine kleine Anzahl annähernd in die bei uns übliche strengere Form zu kleiden und den übrigen die freiere Bewegung des Urtextes zu gestatten, wo der Regel nach die 14 Verszeilen, welche ein Sonett bilden, dergestalt gegliedert sind, daß man die 12 ersten Verse in drei vierzeilige Strophen (Quatrains) mit gleichmäßig wechselnden Reimen sondern kann, worauf denn die zwei letzten Verse als abschließendes Reimpaar (Couplet) folgen.

Mit Eifer warf sich Bodenstedt, nach der Uebersetzung der Shakspeare-Sonette, auf das Studium der altbritischen Dramatik und ließ „Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke in Charakteristiken und Uebersetzungen" erscheinen, welche, wie es scheint, in der Gesammtausgabe ihrem Platz finden werden. Diese Aneignungen gehören dessen zu Bodenstedt's verdienstlichsten Leistungen; sie enthalten biographisch-kritische Einleitungen, einzelne ganz versetzte Stücke, die andern in Inhaltsangabe und mit Uebertragung einzelner Hauptscenen, alles takt- und geschmackvoll geordnet und ausgewählt. Noch fehlen freilich einige der Hauptdichter, wie Beaumont und Fletcher, Ben Jonson, Massinger, um ein vollständiges Bild jener hochbegabten Dichtergeneration zu geben, aus welcher Shakspeare als der genialste hervorragt. Die jetzt von Bodenstedt herausgegebene Uebersetzung Shakspeare's selbst, welche, mit allen Mitteln der neuen fortgeschrittenen Interpretation und sprachlichen Fortbildung ausgerüstet, der Schlegel-Tieck'schen Concurrenz zu machen bestimmt ist, wird dem Autor wol kaum Zeit gönnen, sich fernerhin mit den Zeitgenossen des großen Dichters zu beschäftigen. Durch die Herausgabe der zwei ersten Jahrgänge „Shakspeare-Jahrbuch" hat sich Bodenstedt überdies um die deutsche Shakspeare-Kritik und Shakspeare-Wissenschaft manche Verdienste erworben, sowenig wir selbst umhin können, mit den orthodoxen Anschauungen in Betreff des britischen Dichters einverstanden sind, die auch der Herausgeber gelegentlich mit einer gewissen Schroffheit vertritt.

So tritt das Gesammtbild Bodenstedt's vor uns hin als das einer vielseitig regsamen dichterischen Persönlichkeit, welche das Vermittleramt zwischen fremdländischer und deutscher Poesie mit ebenso viel Eifer wie Grazie übt, hierbei, wie in eigenen Schöpfungen, unterstützt durch eine seltene Formgewandtheit und eine liebenswürdige Frische und Ungezwungenheit des Naturells.

Rudolf Gottschall.

Fichte's Unsterblichkeitstheorie.

(Beschluß aus Nr. 41.)

Nach Zusammenstellung und Beleuchtung dieser aus dem unmittelbaren natürlichen und geistigen Verhalten des Menschenwesens geschöpften Thatsachen, welche sämmtlich bezeugen, daß der Mensch selbst im Psychischen und Uebernatürlichen den eigentlichen Kern und Grundbestand seines Daseins erblickt und demselben eine dem Tode trotzbietende Dauerhaftigkeit zuschreibt, welche also mit Fug und Recht als im diesseitigen Leben sich kundgebende Vorzeichen eines jenseitigen Daseins aufzufassen sind, wendet sich der Autor zu einer nähern Betrachtung der bisherigen Vernunftbeweise für die Seelenfortdauer, gedenkt dabei insbesondere der Ideen Plato's, Kant's, Schelling's und der theologischen Vorstellungen, weist auf die daran haftenden Unzulänglichkeiten und Phantasmen hin und bezeichnet alsdann genauer und bestimmter den Weg, welchen er selbst zu gehen gedenkt. Bemerkenswerth ist hier, wie besonnen und scharf er den mythenhaften Traditionen und poetischen Ausmalungen des Jenseits gegenüber zwischen solchen Elementen, welche von der Wissenschaft abgelehnt werden müssen, und denjenigen, welche Berücksichtigung verdienen, die Grenzen zieht. Nachdem er z. B. die theologisirenden Hypothesen von einem ursprünglich paradiesischen Zustande des Menschengeschlechts, von Sündenfall und Erbsünde, von guten und bösen Dämonen, als der wissenschaftlichen Erforschung unzugänglich, zurückgewiesen hat, fährt er fort:

Dennoch unterscheide man ein Doppeltes. Es gibt vorläufige Grenzpunkte unserer Erkenntniß, welche immer weiter zurückgedrängt werden können und durch fortschreitende Forschung thatsächlich auch immer mehr es werden. Es geschieht, indem man in einem unzugänglich gebliebenen Erfahrungsgebiete nach dem Gesetze der Analogie das bisher Unbekannte aus dem Bekannten sich zu deuten sucht. So hat man eine Entstehungsgeschichte unsers Planeten entworfen, ja man hat zu einer Vorgeschichte des Planetensystems und des ganzen sinnlichen Weltalls sich versucht. Dabei ist man bewußt und geständig, daß es eben nur Hypothesen sind, welche eine erweiterte oder auch eine tiefer in die Gründe der Erscheinungen eindringende Erfahrung entweder bestätigen oder berichtigen, oder völlig umstoßen werde. Das aber, um was es sich handelt, liegt im Bereiche des überhaupt uns Erfahrbaren und seiner festen Analogien. Und nicht anders, im Vorbeigehen sei es bemerkt, verfährt der von uns versuchte Erfahrungsbeweis für die Fortdauer des Menschengeistes. Gleichwie dort aus der Gegenwart unsers Planeten eine Vorgeschichte desselben entworfen werden soll, sucht er nach der Analogie unsers gegenwärtigen Daseins die Möglichkeit einer Nachgeschichte unsers Geistes zu begründen.

Nicht minder besonnen zeigt sich der Verfasser in der Bezeichnung des Verfahrens, welches die Wissenschaft innezuhalten hat, wenn sie es unternimmt, die instinctiven Zeugnisse des menschlichen Geistes für seinen Unsterblichkeitsglauben in einer ihr angemessenen Weise zu begründen. Als das allgemeinste, in erster Ordnung von ihr zu lösende Problem nennt er hier die Beantwortung der Frage: ob der menschliche Geist in die Reihe jener ewigen Substanzen oder Realen gehöre, welche durch ihre wechselnden Verbindungen und Trennungen unaufhörlich

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.
Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**
Vierter Band.

Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech.
Erster Theil. Êrec der Wunderære.

Hartmann von Aue ist einer der hervorragendsten Dichter des Mittelalters, und sein „Êrec" gehört zu den bedeutendsten epischen Dichtungen der deutschen Literatur. Der diese Dichtung enthaltende vierte Band der „Deutschen Classiker des Mittelalters" wird daher gewiss eine gleich günstige Aufnahme finden, wie sie den ersten drei Bänden dieser Sammlung zutheil geworden.

Der I.—III. Band enthalten:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.
II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch.
III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Gesammtausgabe von Theodor Mügge's Romanen.

Nunmehr vollständig in 33 Bänden.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Mügge's Romane

30. Band:
König Jacob's letzte Tage.
Ein Roman.
2. Aufl. 8. Brosch. ½ Thlr.

31.—33. Band:
Der Prophet.
Historischer Roman aus dem Bauernkriege.
3. Auflage. 3 Bde. Brosch. 1½ Thlr.

Die ersten 29 Bände enthalten: **Der Chevalier.** 3 Bde. — **Toussaint.** 5 Bde. — **Erich Randal.** 4 Bde. — **Afrasa.** 3 Bde. — **Tänzerin und Gräfin.** 3 Bde. — **Die Bendeerin.** 2 Bde. — **Weihnachtsabend.** 1 Bd. — **Avor Spang.** 2 Bde. — **Verloren und gefunden.** 2 Bde. — **Die Erbin.** 1 Bd. — **Der Voigt von Sylt.** 2 Bde. — **Der Majoratsherr.** 1 Bd.

Die Kritik hat die Vorzüge dieses Schriftstellers schon so oft in das richtige Licht zu stellen gesucht, daß es in der That nur das Bekannte wiederholen und das längst Anerkannte bestätigen heißt, wenn wir die Schönheit der Darstellung, die Vortrefflichkeit des Stils, vor allem jedoch die sittliche Reinheit, von welcher alles, was der zu früh vollendete Mügge geschrieben, durchdrungen ist, als die Eigenschaften hervorheben, um derentwillen es aufrichtig zu wünschen ist, daß seine Werke noch mehr, als schon geschehen, in die Hände des Volks kommen möchten. — Der billige Preis und die saubere Ausstattung der vorliegenden Gesammtausgabe sollen diesen Zweck möglichst fördern.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

ČAGATAISCHE SPRACHSTUDIEN

ENTHALTEND GRAMMATIKALISCHEN UMRISS, CHRESTOMATHIE UND WÖRTEBUCH
DER ČAGATAISCHEN SPRACHE
VON
HERMANN VÁMBÉRY.

4. Geh. 7 Thlr.

Vámbéry, dessen in demselben Verlage erschienenes Werk „Reise in Mittelasien" (durch ganz Europa Aufsehen gemacht hat, veröffentlicht hiermit die wissenschaftlichen linguistischen Resultate seiner Reise. Aus dem praktischen Leben geschöpft, bilden diese Studien einen für die Sprachwissenschaft um so werthvollern Beitrag, als die Kenntniss des Osttürkischen, gerade des reinern Zweigs in der Kette der türkisch-tatarischen Sprachenfamilie, bisher noch höchst mangelhaft geblieben war. Die neben Grammatik und Wörterbuch gegebene Chrestomathie bietet überdies einen reichen Schatz bisher unbekannter Volksdichtungen u. dgl. und zwar in Text und deutscher Uebersetzung, sodass auch Nichtsprachkundigen ein interessanter Einblick in die Volksliteratur und das Culturleben der Völkerstämme in jenen Gegenden Centralasiens (Bochara, Chokand, Chiwa) gewährt wird, die durch das Vordringen Russlands mehr und mehr die Aufmerksamkeit Europas auf sich ziehen. Das Werk erscheint unter den Auspicien der königl. Asiatischen Gesellschaft von Grossbritannien und Irland.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von
Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. A.,
nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von
Varnhagen von Ense.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Vorliegende neue Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense vervollständigt in vielen Beziehungen das Bild der Persönlichkeiten, die in diesen brieflichen Mittheilungen ihr innerstes Wesen enthüllen. Wilhelm von Humboldt tritt zum ersten male als Jüngling in Freundschaftsbriefen an Henriette Herz vor den Leserkreis; Chamisso in inniger Beziehung zu einer Französin, Ceres Duvernay; Prinz Louis Ferdinand und seine Geliebte Pauline Wiesel von gegenseitiger Leidenschaft ergriffen. Bisher ungedruckte Briefe von Rahel, Ludwig Tieck, Stägemann, Staatsminister von Beyme, Feldmarschall Gneisenau, Staatsminister Haugwitz, dem räthselhaften Grafen von Saint-Germain, Friedrich Rückert u. a. schließen sich an. Varnhagen's eigene Aufzeichnungen werfen die pikantesten Streiflichter auf die vorgeführten Personen und Zustände.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

und nachdem er sowol die monistische wie die atomistische Anschauung näher charakterisirt, analysirt und kritisch beleuchtet hat, findet er schließlich beide für sich allein nicht befriedigend und erkennt nur die „monadologische" als dem objectiven Thatbestand wie dem subjectiven Selbstgefühl entsprechend an, welche den eigentlichen Grund und höchsten Ausdruck des Geistes gerade in seiner Individualität erblickt und daher die unauflösliche Realität und Substantialität vor allem dem persönlichen, individualisirten Geiste zusprechen muß. Sind auch die Motive, durch die er sich für diese Ansicht bestimmen läßt, nicht in dem Grade schlagend, daß nicht der auch vom Autor selbst in einer Bedeutung gewürdigte Monismus ihnen gegenüber sehr gewichtvolle Gründe für seine Auffassung in die Wagschale werfen könnte, so liegt doch ohne Frage in der mit dem Menschengeist unablöslich verschmolzenen Vorstellung des Ich und in der dominirenden Rolle, welche das Ichbewußtsein in gutem wie in schlimmem Sinne innerhalb des gesammten Menschenlebens spielt, ein kaum widerleglicher Beweis dafür, daß eben dieses sich selbst der gesammten Außenwelt gegenüberstellende und sich selbst als Mittelpunkt auffassende subjective Element des Geisteslebens dessen eigentlicher Kern und beharrliche, substantielle Unterlage ist; und in vielleicht noch höherm Sinne spricht dafür die Erwägung, daß zum Wesen des Geistes ebenso wohl unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit wie Einheit und Beharrlichkeit gehört, und daß er diese Seite seines Wesens nicht würde zur Entfaltung bringen können, wenn er sich nicht theils räumliche ebeneinander, theils zeitlich nacheinander in eine unendliche Zahl von Einzelgeistern auseinanderlegte, um sich in deren Conflicten und Dissonanzen schließlich doch wieder als Einheit, jedoch als Einheit in höherm Sinne, d. i. als Harmonie, zu erweisen. Sinnvoll betont außerdem der Verfasser, daß ja der Individualgeist, durch die Einflüsse, die er in den Zuständen der Andacht, der sittlichen Hingebung, der Bekehrung u. s. w. von seiten des Universalgeistes empfange, keineswegs vernichtet oder auch nur in seinem Selbstgefühl herabgestimmt, sondern im Gegentheil gestärkt und gehoben werde. Gerade im Bewußtsein des Durchdrungenseins von der höhern Geistesmacht und in der eigenen Erhöhung dadurch gewinne erst der Einzelgeist das Vollgefühl seiner Wahrheit, Ewigkeit und innern Unverwüstlichkeit, und damit sei zugleich ein Zeugniß gegeben, daß er im Einzelgeist sich bethätigende Geistesmacht nicht blos gemeiner und eigenschaftlicher Natur sein könne, sondern selbst als persönlicher Geist, als Geist der Gottheit gedacht werden müsse, welcher in jenen idealen, aber zugleich höchst realen, ja überwältigenden Wirkungen sein Wesen und seine Macht dem menschlichen Geiste thatsächlich offenbare. Auch das Größte und Gewaltigste weltgeschichtlicher Wirkungen sei durch die Vermittelung des Einzelgeistes hindurchgegangen. Das gerade sei das Wunderwürdige in der Menschengeschichte, daß Gott die Ehre seiner Weltregierung völlig mit der menschlichen Freiheit vermittle, durchaus den Menschen an seine Stelle setze und ihm als Ertrag menschlicher Thätigkeit gönne, was ursprünglich doch nur das Werk göttlicher Eingebung sei.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich in eingehendster Weise mit der Frage der Präexistenz des menschlichen Geistes. Außer den scharfsinnigen Untersuchungen, die der Verfasser selbst hierüber angestellt, wird der Leser darin auch die epochemachendsten Ideen früherer Philosophen, namentlich von Leibniz, Wolf, Bonnet, Kant u. s. w., sowie auch die gewichtigsten theologischen und naturwissenschaftlichen Theorien beleuchtet finden. Unter den letztern ist namentlich der Präformationstheorie von Agassiz und der Permutationstheorie von Darwin eine genaue Darlegung und gründliche Beurtheilung gewidmet und auf dem kritisch gesichteten Gehalt beider mit Bezugnahme auf Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire eine erweiterte Präformationstheorie aufgebaut worden, die in dem Gedanken gipfelt: nach den Ergebnissen der geologischen, paläontologischen und sonstigen naturwissenschaftlichen Forscher liege der Entstehung und dem Bau des Weltganzen ein so vernunftvoller, stufenweis vom Niedern zum Höhern, vom Aeußern ins Innere, vom Bewußtlosen zum Bewußten fortschreitender Plan zu Grunde, daß sich derselbe schlechterdings nicht aus blindwirkenden Naturkräften, sondern nur aus einer höchsten Intelligenz erklären lasse; nach diesen Ergebnissen erweise sich der Mensch als der Schlußpunkt der organischen und vororganischen Schöpfung, also der gesammten Natur, aber zugleich als der Anfangspunkt einer noch höhern, also übernatürlichen, geistigen Schöpfung, einer Schöpfung von Wesen, durch welche erst der Gesammtzweck des Vorhergehenden erkannt und in bewußter, dem ursprünglichen göttlichen Weltplan entsprechender Weise weiter geführt werden könne; damit schließe sich an die Entwickelungsgeschichte der Natur die Geschichte der Menschheit an, von dieser aber müsse angenommen werden, daß auch sie, wenn auch in freierer und darum mehr mannichfachen, verwickelten und räthselvollen Weise, auf die Verwickelung des präformirten höchsten Weltzwecks angelegt sei, und dieses nachzuweisen macht sich das dritte Kapitel zur Aufgabe.

Dasselbe beschäftigt sich nun mit dem Menschen ausführlicher, namentlich mit seiner Weltstellung im allgemeinen und der Bedeutung des Individualgeistes insbesondere, wobei unter anderm die charakteristischen Unterschiede des Menschenwesens von der Natur des Thiers, die Frage vom Alter des Menschengeschlechts, die Auseinanderlegung desselben in Rassen- und Völkerunterschiede, das Verhältniß zwischen Leib und Seele, seine Beziehung zu Natur und Cultur, die vorherrschende Macht des Geistigen und Persönlichen in ihm und die hieraus erwachsenden Grundzüge seines Verhaltens, namentlich die Keime seiner ethischen und religiösen Natur als Vorzeichen einer ihm bestimmten noch höhern, über sein diesseitiges Thun und Treiben noch hinausreichenden Existenz mit steter Bezugnahme auf die Resultate der neuesten Forschungen erörtert und der Grundidee des Ganzen gemäß festgestellt werden.

Das vierte Kapitel endlich ist der ausführlichen Dar-

„Charakterologie" aufbaut. Die Rücksichtnahme auf Pädagogik ist namentlich im ersten Bande eine sehr lebendige. In der That haben Lehrer und Erzieher die meiste Gelegenheit, Charaktere zu studiren, wie auf der andern Seite die Möglichkeit einer gedeihlichen Einwirkung von ihrer Seite auf der Charakterkenntniß beruht. Bahnsen zeigt sich überall als ein Gegner des Schablonenmäßigen, welches allen schwierigen Problemen aus dem Wege geht; er weist überall auf die Widersprüche, auf die Antinomien hin, deren Lösung ein tieferes System der Charakterkunde zu versuchen hat. Schon in der Schulstube zeigen sich diese Widersprüche:

Da sitzt gleich der „Träumer" neben dem „Windhund" — beide hat der Lehrer in seine Nähe gerückt, den einen zu gelegentlicher Aufrüttelung, den andern, um nöthigenfalls der Zerstreutheit und ihren Folgen zu wehren. Wie aber, wenn wir dieselben Knaben dann auf dem Spielplatz wiedersehen und doch kaum wiedererkennen, weil hier aus der „Schlafmütze" ein „Ritter ohne Furcht und Tadel", aus dem ewig „Spielerigen" ein feiger Duckmäuser geworden ist? Oder wir hospitiren bei einem Collegen und sind voller Verwunderung, unsern durch Regsamkeit und Eifer ausgezeichneten Liebling auf der untersten Bank in dumpfer Theilnahmlosigkeit hinbrüten und unter unablässigem Tadel mürrisch und verdrossen zu sehen, während derselbe Junge, der von uns als unverbesserlicher Faulpelz, „zu allem Guten träge", täglich Schelte bekommt, strahlenden Auges, im Vollgefühl soeben empfangenen Lobes ob bester Leistung, aufhorcht und sich noch extra der längstersehnten Stunde freut, wo er auch vor uns in günstigerem Licht sich zeigen könne. Welcher Lehrer kennt sie nicht, die unerquicklichen Debatten der Versetzungs- und Abiturientenprüfungs-Conferenzen, wo über das Plus hier und das Minus dort fast unvermeidlich ein Feilschen entsteht, solange nicht die individualisirende Gerechtigkeit durchdringt, stark genug, um den Egoismus zu überwinden, der gerade nur das eigene Fach für voll und entscheidend will gelten lassen? Welches Mitglied eines zahlreichern Lehrercollegiums wäre nicht schon erstaunt, wenn auch bei Festsetzung der Censur über das Betragen der einzelnen die Urtheile zuweilen so weit auseinandergehen, daß von dem einen derselbe Schüler als Muster der Bescheidenheit gepriesen wird, den der andere als störrisch charakterisirt? Da beruhigen sich denn wol die Vertreter des mittlern Urtheils bei der Annahme: jener habe „verzogen", wo dieser nicht „richtig zu nehmen" verstanden, und die wahren Gründe solcher Differenz liegen doch noch viel tiefer. Man braucht dafür gar nicht einmal zurückzugehen auf die räthselhaften Motive unerklärlicher Sympathien und Antipathien — obwol auch solche Geheimnisse mit hineinspielen — und darf sich ebenso wenig beruhigen bei einer Berufung auf die Macht vorgefaßter Meinungen: die entscheidenden Factoren fallen dabei mindestens in Gebiete, an welche zunächst niemand denkt, der sich solche Fragen nicht ausdrücklich als Problem gestellt hat.

In der Lehre von den Temperamenten sucht Bahnsen zum Theil neue Grundlagen zu legen — schade nur, daß er gerade hier sich in einer Terminologie gefällt, welche, durch das ganze Werk sich hinziehend, demselben einen etwas schwerfälligen Charakter gibt. Allerdings steht es jedem frei, neue Wörter als Träger für seine Begriffe hinzustellen, wenn er die Bedeutung derselben hinlänglich bestimmt hat. Dennoch ist das Haushalten mit dem gegebenen Sprachschatz sehr zu empfehlen, weil alle diese neugeschaffenen Wendungen sich doch schwerer assimiliren lassen und stets eine gewisse Sprödigkeit behalten.

Bahnsen scheidet zunächst aus der Lehre von den Temperamenten die „Posodynik" aus (πόσος-ὀδύνη) als Lehre von den Graden der Capacität für Schmerz und Lust, und zwar stellt er hier den Gegensatz der Dyskolie und Eukolie auf, den er im Verlaufe seiner Auseinandersetzungen weit mehr berücksichtigt als den Unterschied der eigentlichen Temperamente. In der bisherigen Lehre von den Temperamenten spielte aber gerade das Element, welches Bahnsen Posodynik nennt, eine so wesentliche Rolle, daß man sogar geneigt sein mochte, in seinem „Eukolos" alle Eigenschaften des Sanguinikers wiederzufinden. Die Unterscheidung führt in erster Linie auf Schopenhauer, in letzter auf Plato zurück. Die bezügliche Stelle in „Die Welt als Wille und Vorstellung", welche von Bahnsen nicht mitgetheilt wird, lautet:

Man könnte durch die Betrachtung über die Unvermeidlichkeit des Schmerzes und über das Verdrängen des einen durch den andern und das Herbeiziehen des neuen durch den Austritt des vorigen sogar auf die paradoxe, aber nicht ungereimte Hypothese geleukt werden, daß in jedem Individuum das Maß des ihm wesentlichen Schmerzes durch seine Natur ein für allemal bestimmt wäre, welches Maß weder leer bleiben noch überfüllt werden könnte, wie sehr auch die Form des Leidens wechseln mag. Sein Leiden und Wohlsein wäre demnach gar nicht von außen, sondern eben nur durch jenes Maß, jene Anlage bestimmt, welche zwar durch das physische Befinden einige Ab- und Zunahme zu verschiedenen Zeiten erfahren möchte, im ganzen aber doch dieselbe bleibe und nichts anders wäre, als was man sein Temperament nennt oder genauer, der Grad, in welchem er, wie es Plato im ersten Buch der „Republik" ausdrückt, ευκολος oder δυσκολος, d. i. leichten oder schweren Sinnes wäre.

Daß dieser posodynische Unterschied ein angeborener sei, kann man Bahnsen zugeben. Als Beleg hierfür citirt er aus einer Schülerarbeit den folgenden Seufzer:

Der Mensch wird überall zu wenig gefragt, ob er mit den zufrieden, was mit ihm vorgenommen werden soll; er wird nicht einmal gefragt, ob er zur Welt kommen wolle oder nicht und das ist ein großes Uebel, denn man geräth in große Verlegenheiten oft blos, weil man auf der Welt ist, und andere Leute nehmen es einem noch dazu übel!

Dieser Schüler war jedenfalls ein δυσκολος de pur sang.

Indem Bahnsen nun diese Posodynik aus der Temperamentslehre ausscheidet und als einen nicht an den Temperamenten haftenden Gegensatz beweglich macht, sodaß beide Prädicate jedem Temperament zu näherer Bezeichnung vorgesetzt werden können, führt er die Temperamentslehre selbst auf rein formal-quantitative Unterschiede zurück, scheidet die vier Temperamente nach den Graden der Spontaneität, Receptivität, Impressionabilität und Reagibilität, denen die vier Gegensatzpaare: stark und schwach, rasch und langsam, tief und flach, nachhaltig und flüchtig, entsprechen. Nach diesen Bestimmungen hat Bahnsen auch die Tafel der Temperamente entworfen.

Uns will es scheinen, als hätte Bahnsen durch die Ausscheidung der Posodynik der von Haus aus auf physiologische Unterschiede zurückführbaren Temperamentslehre gleichsam den Farbstoff ausgewaschen, und wenn er auch eine reichhaltigere und beweglichere Scala aufgestellt hat, so ist sie doch für die praktische Anwendung allzu complicirt und appellirt zu sehr an den tabellarischen Verstand, dem Bahnsen sonst einen hohen Rang einzuräumen nicht geneigt ist. Dem Verfasser selbst gibt diese reicher-

Scala freilich Veranlassung zu geistvollen Illustrationen, ndem er die Scheintemperamente, die Temperamente in Verbindung mit dem polodynischen Gegensatz, ihre Beiehung zur intellectuellen Verschiedenheit und die feinern Spielarten dieser Mischungsproducte behandelt und durch harfumrissene Charakterbilder beleuchtet.

Die Philosophie Hegel's findet in diesem allen bereits ie Herrschaft des Zufalls und sieht darin vornehm nur ie schlechte Unendlichkeit zufälliger Modificationen. Doch ist die Pflicht und das Recht der Wissenschaft, dies leich des Zufalls immer mehr einzuschränken und in seien Wundern das vertraute Gesetz zu suchen. Bahnsen endet sich weiterhin zur Frage der Zurechnungs- und ildungsfähigkeit des Charakters: Fragen, in denen die harakterologie mit der Ethik zusammenhängt und die öchste Wichtigkeit für den Criminalisten und Pädagogen winnt. Bei dieser Gelegenheit spricht sich Bahnsen über e Stellung seines Werks zu dem Schopenhauer'schen ystem in folgender Weise aus:

Nur anlehnend und gruppirend, kaum hin und wieder erzend, kann sich in dem charakterologischen Theil des Systems eine Leistung neben die seine stellen. Denn soll es auch nicht stritten werden, daß es an dem imposanten Gebäude seiner hre Seiten gibt, wo ein ihm „zu Ende denkender Nachfolger" n „Ausbau" durch Errichtung von Flügeln wird zu beschafhaben, so will doch mein gegenwärtiges Thun nur mit dem schäft eines Architekten verglichen werden, der an einem sen, stattlichen und vielumfassenden Bau mit reichgefüllten hatzkammern, hier und da die Außenmauern, Binnenwände d Fußböden durchbricht, um mehr Fenster, Thüren und eppen anzubringen, damit nicht nur das Interieur noch heller, dern auch der directe Zugang von einem Raum und von em Stockwerk ins andere noch leichter und bequemer werde. d wenn man dabei nicht wird umhin können, an Stellen eine neue Decoration zu sorgen, so will ich mir mit allem rste der Verantwortlichkeit bewußt bleiben, welche verbietet, Geist des Gründers durch Entstellungen oder „Verschlimmerungen" seines so großartigen Plans zu verunehren.

Nachdem Bahnsen zunächst den Unterschied zwischen n Standpunkt des Ethikers und des Charakterologen Betreff der Zurechnungsfrage auseinandergesetzt hat, cht er über die vorübergehenden Veränderungen in Functionirungsweise des Intellects, wie der Rausch, Wirkungen sämmtlicher Narkotika, Paroxysmen aller , sei es im gewöhnlichen Fieber, sei es als Incidenzkte dauernder Geistesstörungen, ferner die Traumzustände in den verschiedensten Formen, die sogenannten ecte und die Wirkungen der scheinbar schon auf die te des Willens fallenden Stimulantia.

Unser Autor behauptet, daß im Traume das Individuum reiner auf sich und seinen innern Gehalt gestellt als im Wachen, der Traum also sehr geeignet sei, Selbsterkenntniß auf ihre elementaren Factoren zurückhren. Im Traume verrathe sich uns unverfälscht der ne Charakter; ja ganze Genera von Thaten, die auch Charakter im Wachen völlig fern liegen, werden auch Traume ausgeschlossen:

Sollte wol jemand, der einen gründlichen Abscheu vor der hat, oder dem niemals wachend ein Gelüste aufgestiegen fremdes Eigenthum mit List oder Gewalt an sich zu bringen, im Traume sich je eine grobe Lüge, Betrug, Diebstahl oder Raub zu Schulden kommen lassen? Wol mag im Traum unser Wille im Schlechten ein paar Schritte weiter gehen als im Wachen, dessen Verhältnisse ihm objective Schranken entgegenwerfen; aber Eigenschaften, welche unserm Charakter gänzlich fremd sind, werden auch im Traume nicht an uns hervortreten. Oder sollten wirklich die Träume eines rücksichtslosen Egoisten oder eines schadenfrohen, grausamen Völkerpeinigers sich nicht moralisch unterscheiden von der Rolle, welche ein wahrhaft liebevoller Wohlthäter der Menschheit oder ein opfermuthiger, wirklich uninteressirter Vertreter des Rechts und der Wahrheit in seinen eigenen Träumen spielt?

Ebenso treffende Bemerkungen macht Bahnsen über die Geisteskrankheiten, deren Zunahme er aus der skeptischen Kritik der Neuzeit erklären will, die nach der Ursache aller Institutionen fragt, keine mehr unbesehens gelten läßt:

Je unwankender einem die Gesetze der Moral und des Weltlaufs feststehen, je selbstloser er sich ihnen gegenüber jeder eigenen Meinung begibt, desto sicherer ist er vor einer nicht offenkundig aus somatischer Veränderung hervorgegangenen „Gemüthskrankheit" — den altgläubigen Israeliten mit seiner starren Jehovahscheu und den echten Muselman in seinem einfachen Fatalismus wird dergleichen so leicht nicht befallen — das wird z. B. auch durch alles bestätigt, was wir von der Statistik des Türkenreichs wissen.

Wir glauben, daß diese Auffassung zu philosophisch ist und durch die Statistik der Irrenanstalten widerlegt wird. Ein mitspielender, aber gewiß nicht den Ausschlag gebender Factor ist die Skepsis des Jahrhunderts. Das Ueberhandnehmen des Wahnsinns hängt wol damit zusammen, daß, wie jede Epoche ihren vorherrschenden pathologischen Zug hat, so die unserige besonders an zerrütteten Nerven leidet. Nervenkrankheiten und Geisteskrankheiten sind aber theils identisch, theils hängen sie auf das genaueste miteinander zusammen.

Sowenig unser Autor die Lebensverhältnisse, Gewöhnungen, Erfahrungen und Eindrücke als den angeborenen Charakter umwandelnde Factoren unterstützt, so entschieden erklärt er sich gegen eine Ueberschätzung der im engern Sinne pädagogischen Einwirkungen. Bei dieser Gelegenheit entwirft er nicht nur ein pikantes Bild des Schulmeisterthums, sondern er gibt demselben auch viele sehr beherzigenswerthe Unterschriften. In diesen, mit humoristischem Geist geschriebenen „Parabasen" wird namentlich das Einpauken und Abzapfen und die Manier angegriffen, Bildung und Begabung nach dem eingesaugten Memorirstoff zu beurtheilen. Immer wieder betont Bahnsen sein eigenes Princip und verweist auf Quintilian's Ausspruch: „Notare discrimina ingeniorum." Ueber den Werth der classischen Studien sagt Bahnsen sehr schön:

Die in der „classischen Literatur" niedergelegten Schätze des Alterthums sind, an der Quelle geschöpft, dem Schatz in jenem Weinberg gleich, nach welchem der sterbende Vater die Söhne graben hieß: der beste Theil ihres Werths besteht in der Umwühlung des Geistes durch die Arbeit selber, und was gehoben wird, ist allem andern unvergleichlich an Einfachheit und Eindringlichkeit, weil Durchsichtigkeit.

Ebenso treffend macht er auf die nachhaltig schädlichen Wirkungen des Schulmeisterthums aufmerksam, indem „nach derselben Methode, wie der Schulmeister den Werth

seiner Schüler schätzt, der ganze sittliche Charakter eines Menschen nach Schülertugenden abgeschätzt wird":

Da soll „Bescheidenheit" auch noch den Mann zieren, von dem überhaupt dieselbe selbstlose Unterordnung unter eine Autorität verlangt wird, welche etwa einem A-b-c-Schützen wohl ansteht — da muß das empörte Aufwallen eines edeln Selbstgefühls es sich gefallen lassen, der kindischen Empfindlichkeit — das feste, gewissenhafte Handeln nach Grundsätzen, dem knabenhaften Trotze — die würdevolle Zurückhaltung von würdelosen Collisionen, dem Maulen eines kleinen Mädchens gleichgestellt zu werden. Wer selber keine Principien zu vertreten hat, nennt es gern Rechthaberei, wenn einer von wohlgeprüften Ueberzeugungen nicht ohne Gegengründe abgehen will.

Nach unsers Autors Ueberzeugung hat die Schule ihren Zöglingen das Höchste, dessen sie fähig ist, dargeboten, wenn sie anregt und immer wieder anregt:

Die rechte Methode muß wirken wie das optische Verstärkungsmittel, dem Schüler die mikroskopisch erleuchtende Brille aufsetzen, denn „anregen" heißt auffordern, immer genau hinzusehen, was das vorgelegte (concrete oder abstracte) Object wirklich enthält, und dem zu Hülfe zu kommen, indem man es „unter immer neue Gesichtspunkte rückt". Das führt auch zur wahren Gründlichkeit; denn diese besteht beim kritischen Denken wesentlich in einer allseitigen Berücksichtigung und aufrichtigen Würdigung der gegen einen Satz möglichen Einwendungen.

Die weitern Untersuchungen über das „Modificationsproblem", über die Möglichkeit der sogenannten Selbstbeherrschung, Selbsterziehung, Selbstveredlung und Besserung, Reue, Gewissen und Gewissenhaftigkeit, über die Instanzen des ethischen Fatalismus, wie sie Bahnsen, zum Theil sich an Schopenhauer anlehnend, zum Theil im Widerspruch mit diesem Philosophen ausführt, behandeln die schwierigsten Probleme der Ethik. Hier bewegt sich die Charakterologie schon an ihren Grenzen: denn das Individuelle muß hier zurücktreten gegen das allgemeine Gesetz. Deshalb wirkt auch hier die allzu große Fülle des charakterologischen Details mehr verwirrend als erläuternd. Unser Autor hat selbst dies Gefühl, indem er sagt:

Es mag sich nämlich ein Leser, der mich bis hierher geleitet hat, gesagt sein lassen, daß nicht weniger als ihm dem Schreibenden selber in diesem Abschnitt oft zu Muthe gewesen ist, als müßten wir uns auf einem sumpfigen Terrain bewegen, wo jeder Schritt vorwärts die Gefahr mit sich führt, tiefer ins Bodenlose zu gerathen. Da entsteht von selber eine Zickzackbewegung, die in ziellosen Kreuz- und Quergängen eigene wie fremde Kraft vergebens abzumartern scheint, und mit der Geradlinigkeit des Vorschreitens scheint jede feste Disposition aus der Erwägung zu verschwinden — so sehr, daß selbst die Ueberschriften dieser letzten Kapitel zum Theil hinter Unbestimmtheiten sich flüchten mußten.

Nachdem uns Bahnsen noch durch das Reich Don Juan's, die Entsittlichung und Frivolität geführt hat, führt er uns jetzt in das Reich Faust's, die „Communionsprovinz", wie er es nennt, und bespricht das Verhältniß des Willens zur Wahrheit. Eins der wichtigsten und von Bahnsen etwas zu flüchtig behandelten Kapitel in diesem Abschnitte ist das über die „in Anspruch genommene Sonderstellung des Genies". Hier hätte der Autor durchaus die Vertreter unser romantischen Schule citiren müssen, welche diese Sonderstellung vor allem in Anspruch genommen hatten; hier wäre ein Blick auf Schlegel's „Lucinde" und andere Productionen am Platze gewesen, die im wesentlichen auf jenem Dogma von dem eximirten moralischen Gerichtsstand des Genies beruhen; ja es hätte dies Dogma selbst in unserer classischen Literaturepoche verfolgt werden sollen, wo es namentlich in Goethe's Leben und Schriften eine thatsächliche, naive Geltung gefunden. Auch in Bezug auf die Berechtigung der Frage, die keineswegs mit den Gemeinplätzen unserer Moralästhetiker abzufertigen ist, wäre ein tieferes Eingehen wünschenswerth gewesen. Desto reichhaltiger sind die folgenden Abschnitte, welche die Aufmerksamkeit, „als das deutlichste Zwischengebiet von Wille und Intellect", Zerstreutheit, Zerfahrenheit, Geduld und Ungeduld behandeln. Die nächste Abtheilung gilt den Energiegraden und was damit zusammenhängt, dem Eigensinn und seinen Synonymen, der wirklichen und scheinbaren Charakterschwäche, der Charakterlosigkeit und dem Lumpenthum, welches Bahnsen namentlich in der Verleugnung der eigenen Ueberzeugung sucht. So scharf er diese Negativbilder des Charakters kennzeichnet, so entschieden wendet er sich auch gegen die Repräsentanten der sogenannten „Gesundheit", unter denen er Julian Schmidt und Mommsen anführt, und für welche „Tüchtigkeit", „Brauchbarkeit" u. dgl. der ethische Grundmaßstab ist. Noch schlimmer ist es freilich, wenn dergleichen auch zum ästhetischen Grundmaßstab gemacht und jenes Ideal, welches die Studenten mit dem Ausdruck „ein ganzer Kerl" bezeichnen, zur Anbetung auch auf den Altären aller neun Musen erhöht wird. Die Folge davon ist, daß „die guten Leute und schlechten Musikanten" in den neuen Literaturgeschichten die erste Violine spielen und unsere Classiker, welche bei dieser moralischen Schneiderelle wesentlich zu kurz kommen, froh sein können, ihr Schäfchen ins Trockene gebracht zu haben.

Mit dem zweiten Bande des Bahnsen'schen Werks betreten wir ein Gebiet, das mit der „Ethik und Metaphysik" nur noch in lockerm Zusammenhang steht, dagegen durch die Grenzpfähle der alten Populärphilosophie markirt wird und auch dem großen Lesepublikum vollkommen zugänglich ist. Wir werden hier im Durchschnitt noch an Larochefoucauld und Garve erinnert, als an unsere metaphysischen Systeme. Wol aber bleibt es ein Verdienst Schopenhauer's und seiner Schule, auch wieder eine praktische Lebensphilosophie gepflegt zu haben, welche von den Nachfolgern Kant's vornehm ignorirt wurde.

Wir finden in dem zweiten Bande der „Charakterologie" interessante Beiträge zur praktischen Charakterkunde. Ein wissenschaftlicher Vorzug derselben besteht namentlich in den feinen Distinctionen, durch welche verwandte Charaktereigenschaften geschieden wären, Distinctionen, welche auch der sprachlichen Synonymik zugute kommen. So werden die Formen des Selbstgefühls: Stolz, Selbstgenügsamkeit, Eitelkeit und Ehrgeiz, Ruhmsucht, Eigenliebe und Selbstliebe, Hochmuth und Eigendünkel, Selbstgefälligkeit geschickt gruppirt und scharf gesondert; ebenso an einer andern Stelle Neigung, Hang und Leidenschaft; an einer dritten die verschiedenen Formen des Humors. Am meisten an die Haltung des ersten Bandes erinnert noch der Abschnitt, welcher „Die

Antinomien des Gemüths" behandelt. Die übrigen Abschnitte lösen sich zum Theil in die Skizze und das humoristische Charakterbild auf; da wird der Idealarzt, der Hauslehrer, der Pantoffelheld, der gute Gesellschafter und der Patriot skizzirt; da werden wir im ersten Anfang in eine Galerie weiblicher Charakterköpfe eingeführt, in welcher weder die Backfische noch die Stiefmütter fehlen, in der indessen im allgemeinen die Frauenköpfe nicht in ein so ungünstiges Licht gehängt sind, wie bei dem Meister selbst; da folgen in einem zweiten Anhang Aphorismen zur Völkerpsychologie", welche mit einer Ahnung schließen, nicht die deutsche Eigenart in Ost und West, in Süd und Nord zu nivelliren. Der Autor selbst erklärt, daß sein Thema endlos, unerschöpflich sei; er gibt damit zu, daß seine Untersuchungen hier in der Luft an der Grenze des Zufälligen umherspielen; denn er könnte die unendliche Fülle menschlicher Eigenart erschöpfen oder systematisch gliedern, ohne daß das Nichtbestimmbare aus allen Fugen des Systems hervorquölle?

Wo aber der Philosoph aufhört, da fängt der Dichter an, für den jedes einzelne Individuum ein Kunstwerk ist oder mindestens ein Davenport'scher Wunderschrank, zu dem er den Schlüssel sucht. Die Humoresken und Arabesken des zweiten Bandes, diese mit der Silhouettenschere ausgeschnittenen Charakterköpfe gehören schon in den Bereich, wo die aus der Anschauung schöpfende dichterische Thätigkeit heimisch ist. Es sind Feuilletonskizzen, aber nicht im schlechten realistischen Stil, sondern von den warmen Streiflichtern des Humors beleuchtet. Nächst Schopenhauer wird kaum ein anderer Schriftsteller so oft citirt wie Jean Paul, und wir freuen uns dieser Erscheinung des Unvergeßlichen in so vergeßlicher Zeit. Niemand wird diesen zweiten Band lesen, ohne eine Fülle der geistreichsten Anregungen zu erhalten, ohne sich oft durch die humoristischen Streifzüge des Autors in das höchste Behagen versetzt zu sehen, um so mehr, als derselbe, frei von Ueberladung und Polyhistorie, doch den reichsten Stoff auf allen Gebieten des Wissens beherrscht.

Auf eine Lücke indessen in dem sonst so reichhaltigen Werke wollen wir am Schluß noch hinweisen. Nirgends beschäftigt sich der Autor eingehend mit der Phrenologie, Physiognomik und Symbolik der Gestalt. Solche Beschäftigung aber, mag sie nun in höherm oder geringerm Maße polemisch sein, ist doch für die Charakterkunde unerläßlich. In der Form, in welcher die Symbolik der Gestalt von Carus gelehrt wird, ist sie jedenfalls ein wichtiger Beitrag zur Charakterologie. Bahnsen hat fast alle Aufschlüsse vernachlässigt, welche die Naturseite des Individuums bietet, mit Ausnahme derjenigen, die aus der Beziehung der Temperamente zum plastischen System hervorgehen. Es ist ein Fehler, dies Gebiet für unwissenschaftlich zu halten und den Wunderdoctoren preiszugeben. Möge das Versäumte in einer zweiten Auflage des interessanten Werks nachgeholt werden.

Rudolf Gottschall.

Unterhaltungsliteratur.

Es liegen uns diesmal folgende Werke zur Besprechung vor:

1. Haus und Volk. Roman aus dem 18. Jahrhundert von Georg Horn. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1867. 8. 4 Thlr.
2. Der kleine Abbé von Savoyen. Historischer Roman von Ferdinand Pflug. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Endlich doch Land! Roman von Eduard Yates. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Autorisirte deutsche Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.
4. Herzensgeheimnisse von Elise Polko. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Novellen von Rudolf Müldner. Altona, Verlagsbureau. 1867. 8. 20 Ngr.
6. Das rothe Buch. Aus Kreuz und Freude einer Kaufmannsfamilie. Von Friedrich Ahlfeld. Halle, Mühlmann. 1867. 8. 10 Ngr.

Von diesen Werken sind die zwei ersten geschichtliche Romane. Das Horn'sche Werk: „Haus und Volk" (Nr. 1), zerfällt, um hier den Titel zu vervollständigen, in zwei Abtheilungen mit je zwei Bänden; die erste Abtheilung behandelt einen Carneval in Venedig, die zweite versetzt uns nach München und Frankfurt. Ob nun der Leser trotz des weitläufigen Titels vom Inhalt eine Ahnung hat, steht dahin. Der Held des Romans ist der bairische Kurprinz Karl Albrecht, der älteste Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern, später bairischer Kurfürst, nach Karl's VI. Tode Gegner Maria Theresia's, nach der mit französischer Hülfe bewirkten Eroberung Böhmens zum deutschen Kaiser gewählt, nach wechselndem Kriegsglück 1745 von der Last der Krone, deren er nicht würdig war, durch einen frühzeitigen Tod befreit. Dieser Mann spielt im ganzen Roman die Rolle eines Ritters von der traurigen Gestalt und kann höchstens ein aus Mitleid und Verachtung gemischtes Gefühl erregen. In der ersten Abtheilung verliebt er sich während seines Aufenthalts in Venedig in die Tochter des Holzschnitzers Nicolo; „aus dem öftern Zusammen- und doch Getrenntsein, aus den beiderseitigen Wünschen und Sehnen, Verlangen und Hoffen stieg die Liebe der frischen und heißen, noch unverbrauchten Herzen zu einer Hochflut leidenschaftlicher Empfindung, die über kurz oder lang ihre Dämme durchbrechen und beide dem Ziele entgegentreiben mußte, welches der Denker des Welträthsels uns armen Geschöpfen für seine großen Weltzwecke angewiesen hat". Mit dieser seltsam schwülstigen Wendung schließt das erste Bändchen. Cetera quis nescit? Durch eine französische Intrigue wird unser moderner Aeneas, der seinen Fehler durch die Ehelichung seiner Geliebten wieder gut machen möchte, dieser entführt, kommt nach München und vergißt nachgerade das Carnevalsabenteuer von Venedig. Die zweite Abtheilung muthet uns einen Sprung von 17 Jahren zu; denn sie versetzt uns vom Jahre 1723 ins Jahr 1740; der Prinz ist jetzt zum Mann und Fürsten geworden, aber in seinem Charakter ist keine Veränderung vorgegangen; er ist, wie ihn auch die

Geschichte darstellt, nach wie vor schwach, haltungslos, leicht bestimmbar, ein gewordener, aber kein geborener Kaiser. Dies ist nun schon ein Hauptfehler des Romans. Von dem Helden eines Epos, eines Romans, eines Dramas erwartet man, daß er auch wirklich ein Held sei, daß er durch einen heroischen Zug seines Wesens, durch irgendwelche hervorstechende Eigenschaften des Geistes und Charakters, mögen diese noch so sehr mit Fehlern, ja wie bei Don Quixote mit Lächerlichkeiten versetzt sein, uns sympathisch anmuthe, und man wird von diesem Gesetz nur die satirischen Werke der obengenannten Gattungen ausnehmen dürfen. Welches Pathos kann aber dieser Strohmann von einem Kaiser in uns erwecken? Bei dem Einzug in Frankfurt heißt es: „Die Männer sagten: er ist ein recht gravitätischer, die Frauen: er ist ein wohlansehnlicher Mann." Ja wohl; am Leibe groß, am Geiste klein; alles, nur kein Held. Der seltsame Titel „Haus und Volk" wird uns IV, 168 erklärt:

Er war müde — ruft hier der Verfasser aus — müde, vielleicht ehe der Kampf begann. Wo wird dessen Ende sein? In der Gruft bei den Theatinern in München. Vielleicht ist's noch ein Glück. Was hatte er denn gethan? Sein Recht — sein gutes Recht auf das österreichische Erbe hatte er behauptet, den Ruhm und Glanz seines Hauses wollte er heben. Und das Reich? Die Pflicht des deutschen Kaisers? Das war der trübe Fleck. Nicht um das Recht, nur um den Glanz der Krone war es ihm zu thun; nicht für das Reich, nur für sein Interesse, nur für sein Haus und nicht für sein Volk trug er Sorge. Der Ehrgeiz war größer als die Kraft, denn die Kraft und Macht des Herrschers beruht in seinem Volke. O, Kaiser Ludwig — der böse Traum! O hätte er den unseligen Gedanken nie gedacht, er wand ihm die Dornenkrone um die Schläfe. Schweigt — ihr Töne der Freude — sie ist dahin für ihn, für immer, Klagt — klagt! Sein Kaisermuth ist hin — sein Kaiserherz zerrissen!

Worte, die unsere obige Behauptung nur bestätigen können. Zu einem Nebenhelden, einer untergeordneten Figur in einem Roman mag Karl VII. taugen, zum Hauptheldeu taugt er nicht; er ist ja nur ein Werkzeug in der Hand anderer. Wie traurig nimmt sich dieser deutsche Kaiser aus neben den Franzosen Belleisle und Chevert, neben seinem charakterfesten Rath Unertl, ja neben der imponirenden Gestalt der Schwester Friedrich's des Großen, der Markgräfin Friederike Wilhelmine von Baireuth, die, von patriotischem Gefühl entflammt, den schwankenden Kaiser von der Unterzeichnung eines die Rheingrenze preisgebenden Vertrags mit Frankreich zurückhält. Zudem ist einem Manne wie Karl VII. gegenüber der elegisch-empfindsame Ton, von dem wir oben eine Probe gegeben haben, übel angebracht; bei einer solchen Figur darf der Romanschreiber so gut wie der Biograph aus seiner Objectivität heraustreten und dem Pathos der Entrüstung Worte leihen.

Wie hängen nun, fragen wir weiter, die zwei Abtheilungen des Romans zusammen? Den Meister Nicolo hat der Jammer über die Schande seiner Tochter unter die Erde gebracht; diese selbst bringt ihr Kind in ein tirolisches Kloster und stirbt bald darauf. Ihre Tochter verläßt im Alter von 18 Jahren in Mannskleidern das Kloster, kommt in die Umgebung der Königin Maria Theresia und überbringt, von einem immerwährenden Drang in die Weite getrieben, mit Ueberwindung der größten Gefahren ein Schreiben der Königin an die Markgräfin von Baireuth, in dem Maria Theresia um jeden Preis den Frieden mit Friedrich dem Großen wünschte. Infolge dieses Briefs nehmen die Dinge eine für Karl VII. unglückliche Wendung; zugleich kommt Paula im Gefolge der Markgräfin mit Karl VII. zusammen und dieser erkennt in ihr seine Tochter, sie in ihm ihren Vater. Das Schuldbewußtsein regt sich in ihm; er muß sich am Bette der kranken Tochter, deren Lebenstage gezählt sind, sagen, es sei seine Schuld, daß sein Kind ältern- und schutzlos dem Schicksal anheimfallen mußte, mit Waffen in der Hand auf seiten der Parteien zu stehen, sie trete dadurch aus dem natürlichen Kreise ihres Berufs und ihrer Pflichten und rufe einen Conflict in sich auf, den nichts lösen könne als der Tod; er habe von der Schmeichelstimme des Ehrgeizes, die dem Grafen Belleisle schon damals geneigtes Ohr lieh, berückt und gefangen, die Mutter vergessen, und diese Eine Schuld fordere zwei Opfer. So ist allerdings ein gewisser Zusammenhang zwischen Venedig einerseits und München und Frankfurt andererseits, zwischen der Familiengeschichte und der politischen Verwickelung vorhanden.

Wenn aber der Verfasser im ganzen Werk auf die Nemesis, die vergeltende Gerechtigkeit so großes Gewicht legt, so ist zu bemerken, daß sich diese in dem Schicksal des würdigen Holzschnitzers Nicolo und seiner betrogenen Tochter nicht zeigt, und daß die Grundidee des Werks, die sich im Titel ausspricht, sich auch ohne jene Fäden, die nicht straff genug über die Alpen herüberlangen, künstlerisch darstellen ließ. Diese Idee ist an und für sich schon wichtig und wahr und wird durch die deutsche Geschichte und insbesondere durch die Geschichte Baierns traurig genug beurkundet. Anerkennung verdienen in dieser Hinsicht einige Worte gegen den Schluß des Buchs:

„Das Haus Habsburg ist mit Karl VI. gestorben. Baiern ist der alleinige, rechtmäßige Erbe. Baiern soll von nun an die deutsche Krone tragen und im Reich herrschen", hatte Karl VII. gesagt. „Majestät", antwortete die Markgräfin mit wehmüthig lächelnder Ruhe, „der alte Glanz der Krone Karl's des Großen ist verblichen, und nicht der beherrscht das Reich, der jene unter Schloß und Riegel hält. Die Zeit verjüngt sich. Majestät. Die alten Formen gehen auseinander. Millionen Keime frischen, ungeahnten Lebens sprossen überall empor, ein neuer Geist der That beginnt sich überall zu regen. Wer diesen Geist begreift und pflegt, nur der allein wird die neue, unsichtbare Kaiserkrone tragen." — „Und glauben Sie, Madame, daß mein Haus demnach nicht berufen sei, diese Sendung zu erfüllen?" — „Einst hatte sie es erfüllt. Kaiser Ludwig, der große Wittelsbacher, der wahre deutsche Kaiser, an dem das Volk in inniger Liebe gehangen, er hatte in geweihter Stunde hinaus in die Zeit gelauscht und das Zauberwort gehört, das Wort: Seid national, so seid ihr mächtig!" — „Nun, Madame?" — „Doch Sie, Majestät ..." — „Sprechen Sie, Madame!" — „Sie, Majestät, Sie haben dieses Wort vergessen."

Manche einzelne Schilderungen zeichnen sich durch Frische und Lebendigkeit aus; doch leidet der Ausdruck

ier und da an Schwulst und Unbehülflichkeit; eine Probe avon wurde oben mitgetheilt. I, 40 lernen wir, Papst Innocenz habe nur deswegen das Cölibat eingeführt, weil er die Rechte nicht gefunden habe.

Ganz anders, als der deutsche Schattenkaiser, tritt in Nr. 2: „Der kleine Abbé von Savoyen", von Ferdinand Pflug, der Titelheld auf. Hier sind die Fehler, die wir an em Horn'schen Roman tadeln mußten, sorgfältig vermieden. Der kleine Abbé, in dem der Leser gewiß sogleich den Prinzen Eugen von Savoyen erkannt hat, ist nicht nur dem Namen, sondern auch der That nach ein Held. Zwar at er in unserm Werk noch keine großen Heldenthaten ollbracht; aber sein ganzes Auftreten zeigt den kommenden elden. Einen von Louvois und der Montespan angeponnenen Mordanfall auf die Frau von Maintenon hlägt der zufällig dazukommende kleine Abbé mit Erfolg nück; diese eine Thatsache ist von dem Verfasser mit roßem Geschick an die Spitze des Romans gestellt. Ebenso hr muß seine treue Liebe zu der Tochter seines Feindes ouvois, seine entschiedene, von der Ahnung seiner wahn Bestimmung herrührende Weigerung, dem Wunsche s Königs gemäß sich dem geistlichen Stande zu widmen, ine in einem Gewirr von Intriguen und Cabalen um mehr ansprechende offene und gerade Haltung den Leser r ihn einnehmen. Der Roman gehört zu denjenigen, elchen man das Motto aus Schiller vorsetzen könnte: Schon oft haben sich die tiefsten Geheimnisse der Politik nter den Falten eines Weiberrocks verborgen." Die inirirende Göttin solcher Werke ist nicht Frau Aventiure, e in den mittelalterlichen Epen, sondern Madame Intrigue. Diese verlangt, daß der aus so vielen Fäden schlungene Knoten fest und straff geschürzt und doch zuzt mit überraschender Leichtigkeit gelöst wird, und auch dieser Hinsicht ist an dem Roman nichts auszusetzen. er Prinz, der von dem Ehrgeiz des Ministers Louvois, s Beichtvaters Lachaise und der Maintenon verfolgt rd, kann sich nach einer ungnädigen Audienz bei Ludg XIV. nur durch schleunige Flucht der Gefahr, in die stille gesteckt zu werden, entziehen; er schwört auf der enze dem Könige, der ihn unklug genug von sich gesen, Rache, und hält sein Wort, wie am Schlusse an Hand der Geschichte kurz nachgewiesen wird. Etwas hnliches, wie dem französischen Könige mit Eugen von voyen, begegnete, um dies beiläufig zu bemerken, Friedrich n Großen mit Laudon, der in seine Dienste treten wollte, gen seines unangenehmen Aeußern aber von diesem zukgewiesen wurde und nun in österreichische Dienste ging.

In Hinsicht auf Stil und Ausdruck ist nur eine Sonbarkeit zu tadeln, die seltsame Manier, wie Personen end eingeführt werden, z. B.: „Marquis, Sie werden für die auf mich geschleuderten Beschuldigungen Rede en, beanspruchte der Herzog von Laroche Guyon" (II, 53). ancourt hat recht, trat die Mehrzahl der Anwesenden dessen Seite" (II, 54). Der Blick des Königs heischte Erklärung. „Dieser so bestimmten Beschuldigung enüber, ertheilte der Minister dieselbe, vermag ich die erneute Bitte an Ew. Majestät zu richten" u. s. w. (I, 90). Eine stilistische Schrulle, welche der Verfasser sich leicht abgewöhnen kann.

„Endlich doch Land!" (Nr. 3): wie vielen Romanen, Dramen und Epen ließe sich dieser Titel vorsetzen! Ende gut, alles gut! Wahrscheinlich war der Verfasser, Edmund Yates, um einen Titel verlegen und zwar aus dem triftigen Grunde, weil der Roman wenig Charakteristisches enthält. Kündigte sich das Werk nicht auf dem Titel als englischen Roman an, so hätte man meinen können, es sei aus dem Schwedischen übersetzt und ein Erzeugniß einer schriftstellernden Dame, wie Friederike Bremer, Flygare-Carlén oder Frau Schwartz. Nach dem Titel sollte man auf ein bewegtes Abenteurerleben schließen; in der That aber ist das Werk nur eine Alltagsgeschichte, halb Familien-, halb Künstlerroman. Der Maler Ludlow begeht, obgleich dem Schwabenalter sehr nahe, einen sehr thörichten Streich. Er findet auf der Straße ein verlassenes, zum Tode schwaches Mädchen; bisher kennt er die Liebe nur vom Hörensagen, nun aber verliebt er sich Knall und Fall in sie, d. h. in ihre Haare und Augen. Ihre Augen sind veilchenblau, ihre Gestalt ist zart und schlank und ihr Gesicht ist von einem prächtigen rothen Haar umrahmt. Genauer betrachtet war ihr Haar — der Roman spielt in England — lang, dick und wellig und in Hinsicht auf die Farbe goldroth, weder das poetische „goldig", noch das gewöhnliche „brenn mich nicht an", sondern eine tiefe, gesättigte Metallfarbe, ein unleugbares Roth, das weder Pommade noch Bandoline hinwegbringen konnte, und das in seiner wundervollen Ueppigkeit einen seltsamen, fremdartigen Reiz hatte. Die Nase war schmal und leichtgebogen, ihre Flügel zitterten oft bei erregter Stimmung, das Kinn zierlich, die Lippen fein und dünn („dünne Lefzen, böse Befzen", sagt Fischart), die Hände fein und weiß, die Stimme endlich sanft, tief, etwas tremolirend und in ihrem Ausdruck unendlich beseligend. Von diesen Reizen läßt sich der Maler bezaubern, muß aber bald erfahren, daß ihre Stimme nicht von Herzen kam und, wie wir hinzusetzen, die Stelle in einem altdeutschen Epos nicht ganz unrecht zu haben scheint, die von rothhaarigen Menschen behauptet:

Von denselben hor ich sagen,
Daß sie falsche Herzen tragen.

Sie erzählt ihm ihre Geschichte, nämlich daß sie von einem vornehmen Wüstling entführt und verlassen worden sei. Ludlow heirathet sie, lebt aber nicht glücklich mit ihr; sie bleibt kalt und gleichgültig, auch nachdem sie ihm ein Kind geboren. Inzwischen erscheint ihr früherer Liebhaber wieder in London; sie verläßt ihren Mann, nachdem sie ihm gestanden, daß sie in ihrer frühern Erzählung einen Hauptpunkt ausgelassen habe, nämlich daß sie mit ihrem Entführer getraut sei. Der Maler fällt in Ohnmacht; die Ungetreue wird indessen von ihrem frühern Liebhaber fortgewiesen und stirbt einsam. Der Maler vergißt seinen Gram auf einer Kunstreise und verbindet sich, nachdem er sich die Hörner abgelaufen hat, mit einem Mädchen, das er früher als Kind oft auf den Knien geschaukelt hatte und das bisher in dem Hause, dem der

genannte Entführer als jüngerer Sohn angehörte, als Gesellschaftsdame gewesen und durch eine unverhoffte Erbschaft plötzlich sehr reich geworden war. Die Geschichte dieses Hauses bildet den Einschlag im Gewebe des Romans und ist in mehrfacher Hinsicht besser als die Hauptpartie. Eine gelungene Figur ist besonders der ältere Bruder des Entführers, durch einen kranken Körper an den Rollstuhl gefesselt, mit Geistes- und Gemüthsgaben reichlich ausgestattet, durch stille Liebe zu der genannten Gesellschaftsdame beglückt und durch frühen Tod von seinen Leiden erlöst.

Das erste Buch ist überschrieben: „Dem Ufer zusteuernd", das zweite: „Klippen", das dritte Buch und in diesem dritten Buch das letzte Kapitel: „Endlich doch Land!" Merkwürdig in der That, wenn das ganze Werk und das letzte Buch und Kapitel dieselbe Ueberschrift haben. Ob ein ähnlicher deutscher Roman, der sich nicht über eine gewisse gediegene Mittelmäßigkeit erhebt, ins Englische übersetzt werden würde?

Die „Herzensgeheimnisse" von Elise Polko (Nr. 4) sind leicht skizzirte und anmuthig erzählte Liebesgeschichten, von einer Frau für Frauen oder richtiger für Backfische geschrieben. Geist und Tiefe sucht man vergeblich; um so mehr versteht die Verfasserin die Kunst des Plauderns, des berühmten causer, wie sie sich S. 69 ausdrückt, wo sie das französische Wort dem deutschen „Reden", das sie an deutsche Schwerfälligkeit und Gelehrsamkeit in der Conversation erinnert, entgegensetzt, ohne an das deutsche Wort „kosen", das ja mit causer verwandt ist, und an „plaudern" zu denken. Ziemlich schwach ist „Das Liebesopfer"; von einem Opfer kann hier eigentlich nicht die Rede sein, sofern die Mutter, die nun einmal wegen vorgerückten Alters von Oberst Bodendorf nicht mehr geliebt wird, höchst unfreiwillig zu Gunsten ihrer Tochter auf Herz und Hand des frühern Geliebten verzichtet. „Ein pariser Kind", früher in der „Gartenlaube" erschienen, ist allerliebst erzählt; nur hätte die Verfasserin als Deutsche bemerken sollen, daß die Schwester Ellernburg's in ihrem engherzig kleinbürgerlichen Sinn nicht als Vertreterin der deutschen Frau im Unterschied von der genialen, bezaubernden Französin mit ihren kecken, halb muthwilligen Chansons gelten darf. Der plötzliche Tod der Jeanneton ist doch blos erfunden, um den verwickelten Knoten zu zerhauen. Ebenso naiv ist der Schluß von „Erste Liebe", wo ein halb untreuer Geliebter, der nach dem Bekanntwerden einer bisher verschwiegenen frühern Liebe das Verhältniß zu seiner jetzigen Geliebten lösen will, von dieser in seinem Hause aufgesucht und mit den Worten getröstet wird: „Tante sagt, alle Männer seien nicht besser als du — und da meine ich, daß ich's doch mit dir — —". Des Mannes Herz ist, wie der Schluß lautet, ein trotziges und verzagtes Ding. Den Preis verdient die letzte Erzählung: „Georgine", welche die genannten Fehler glücklich vermeidet.

In den drei „Novellen" von Rudolf Müldner (Nr. 5) zeigt sich ein anerkennungswerthes Erzählertalent. Die gelungenste Erzählung ist die mittlere: „L'Hirondelle" (warum nicht: Schwalbe?). Die schwierige Aufgabe, zu erzählen, wie ein französischer Kaper nicht nur das Schiff, auf dem sich ein englischer Kaufmann mit seiner Tochter befindet, sondern auch das Herz und zuletzt die Hand der letztern erobert, ist hier, wie es scheint am Faden geschichtlicher Thatsachen, mit großer psychologischer Wahrheit geschildert. Zur Vergleichung mit der Gestaltsbeschreibung in dem Roman von Yates führen wir eine ähnliche aus dieser Novelle an:

Miß Glanville zählte kaum erst 17 Jahre, allein unter dem glücklichen Himmel Jamaicas reifen die Menschen schnell. Ihre Schönheit war vollkommen entwickelt, ihre Formen ermangelten nicht einer gewissen Fülle und Rundung, und an Stelle jener etwas linkischen oder eckigen Grazie, welche die Töchter des Nordens in diesem Alter charakterisirt, zeigten alle ihre Bewegungen die den Kindern des Südens eigene Elasticität. Ihre Züge waren fein und regelmäßig; ihr Teint zart und weiß, als wäre sie am Ufer der Themse geboren; ihr Haar glänzte in jenem fast goldenen Blond, welches ehemals in England und jetzt noch in Schweden als die höchste weibliche Schönheit gilt (dies scheint also doch ein anderes Roth zu sein, als die hochrothe Farbe, in die sich Ludlow verliebte), und die dunkle Bläue ihres Auges würde Tennyson mit dem Blau des Himmels oder der Blüte der Cyane verglichen haben. Gleichwol war es weniger die Schönheit des jungen Mädchens, welche den Kapitän fesselte; von Borbeck wußte, daß Schönheit nur eine vergängliche Blüte ist. Was ihn zu ihr zog, das war vor allem das Einfache, Klare, Intuitive ihres ganzen Wesens.

Zu tadeln ist der übermäßige Gebrauch von Fremdwörtern, wie abusiren, Exterieur, Patissier, Renseignement und hier und da ein gewisses Sichgehenlassen im Ausdruck, z. B.: „ein Mann, der von einer schweren Last befreiet" (S. 40), statt: „befreit ist".

„Das rothe Buch" von Friedrich Ahlfeld (Nr. 6) endlich erinnert in der Grundidee an Clemens Brentano's treffliche Erzählung vom braven Kasperl und schönen Annerl. In Versen ist sie vom Verfasser so ausgedrückt:

Nimmst du als deines Hauses Grund
Die Ehre und der Leute Mund,
So bist du jämmerlich betrogen,
Du baust auf den Regenbogen.

Das treffliche, in jeder Hinsicht wohlgelungene Schriftchen eignet sich zur Belehrung und Unterhaltung nicht allein für Kinder, sondern auch für Erwachsene, namentlich für Aeltern und Erzieher. Gustav Hauff.

Eugenheim's Deutsche Geschichte.

Geschichte des deutschen Volks und seiner Cultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart von S. Eugenheim. Erster bis dritter Band. Leipzig, Engelmann. 1866—67. Gr. 8. 8 Thlr. 2½ Ngr.

Eine ausführlichere Darstellung der deutschen Geschichte, wie sie hier beabsichtigt ist, wird manchem ein bedenkliches Unternehmen scheinen, ehe er noch Kenntniß von der Art seiner Ausführung genommen hat. Es gilt wenigstens unter den eigentlichen Fachleuten als ausgemacht, daß der gegenwärtige Zustand unserer geschichtlichen Studien eine genügende Lösung einer solchen umfassenden Aufgabe unmöglich mache. Die gründliche Umwälzung, welche die Methode unserer Geschichtsfor-

schung seit einem Menschenalter erfahren hat, ihr immer entschiedeneres Hinlenken zu einer exacten und minutiösen Kritik des altüberlieferten Materials, sowie die fast unübersehbaren Massen neuen Stoffs, die täglich zuströmen, erschweren selbstverständlich den Ueberblick und die Durchdringung des Ganzen von Jahr zu Jahr. Aber das Bedürfniß einer Zusammenfassung und Verarbeitung bleibt trotzdem in seinem alten Rechte, ja es tritt um so stärker hervor, je mehr sich die Wissenschaft zersplittern muß. Eigentlich besagt auch jener principielle Einwurf gegen die Möglichkeit einer deutschen Geschichte nichts anderes, als was gegen jede Geschichtsdarstellung vorgebracht werden kann, auch wenn sie sich auf die speciellste Specialität, auf ein ganz correct monographisch abgezirkeltes Thema beschränkt, wie es in vieler Augen jetzt klein als der Wissenschaft gerecht gilt. Auch die gemeste und gewissenhafteste Durchforschung eines möglichst kleinen Kreises bedingt noch nicht seine vollständige Erforschung. Es bleiben nothwendig auch dann noch Lücken und Mängel aller Art übrig, die theils in der Beschaffenheit des Stoffs, theils in der Persönlichkeit des Forschers begründet sind. Niemals kann die Arbeit als abgeschlossen angesehen werden, und wenn sie als solche bezeichnet wird, so ist dies nur ein vager Ausdruck der Anerkennung, eine hergebrachte Formel, deren eigentlichen Werth jeder Einsichtige nach Gebühr beurtheilt. Natürlich treten die Mängel und Lücken an einem Zwerggebilde nicht so augenfällig heraus, wie an einer Kolossalstatue, aber nur deshalb, weil man häufig gedankenlos genug ist, das eine durch das andere von demselben Augpunkte aus zu beschleiern. Gibt man jedem den seinigen, so sind sie hier meist größer und störender als dort.

Daß aber für eine deutsche Geschichte noch ganz andere Interessen maßgebend sind als die der bloßen Gelehrtenwissenschaft, sollte keiner besondern Bemerkung bedürfen. Die zusammenfassende Darstellung der Nationalgeschichte ist ein nothwendiger praktischer Bestandtheil des nationalen Lebens und Bewußtseins jeder Periode im Leben einer Nation. Sie gehört gerade so nothwendig zu, wie die nach den Bedürfnissen jeder Epoche vorgenommenen Umformungen in der politischen und socialen Auffassung derselben. Denn damit hängt diese nur scheinbar blos auf das theoretische Gebiet beschränkte Thätigkeit der Nationalgeschichtschreibung aufs genaueste zusammen. Jede wirkliche Geschichtschreibung ist bewußt oder unbewußt das Spiegelbild der Gegenwart in die Vergangenheit übertragen. Sie geht aus dem immanenten Bedürfniß des menschlichen Geistes hervor, das, was er thut oder anstrebt, als eine vernünftige Folge seiner frühern Thätigkeit zu begreifen. Die Geschichte ist ihm sozusagen der Rechtsboden, auf dem seine Postulate der Gegenwart stehen. Dabei macht es im wesentlichen keinen Unterschied, ob sich das Bewußtsein der Gegenwart mehr negativ oder mehr positiv zu dem Bilde der Vergangenheit verhält. Auch wenn es die Vergangenheit, wie man es gegen pflegt, gänzlich zu negiren sucht, rechnet es doch mit ihr. Sie ist ihm eine reale Macht, deren Einwirkung auf das unmittelbare Leben es gerade dann am unzweideutigsten anerkennt, wenn es am leidenschaftlichsten sich dagegen zur Wehre setzt, um sein Eigenrecht dagegen zu behaupten.

Was aber von der Geschichte überhaupt gilt, gilt auch von jedem Ausschnitt derselben, der durch seine eigene Beschaffenheit sich als die natürliche Vergangenheit einer noch lebendigen Gegenwart ausweist. Es ist darum vorzugsweise die Gesammtgeschichte einer Nation, der eine solche concrete und unmittelbare Beziehung auf die praktischen Beziehungen des Tags einwohnt.

Daraus folgt auch von selbst, daß wie jede wahre Geschichtschreibung auch die der Nationalgeschichte nur von dem Standpunkte der Tendenz oder der Partei, oder wie man dies Moment sonst nennen will, möglich ist, auch wenn der Darsteller selbst, unter dem Bann misverstandener Ansichten über die Natur seines Berufs, dies abzuleugnen sich und andern gegenüber versuchen sollte. Die kindische Verwechselung der Begriffe von Tendenz und Parteistellung des Geschichtschreibers mit tendenziösem und parteiischem Verhalten desselben sollte endlich einmal abgethan sein. Unkundige werden doch noch immer damit irregemacht und die Wirkung des ganzen Fachs, das, wie kein anderes, auf eine tiefe und nachhaltige Anregung des ethischen Elements im Menschen berechnet ist, häufig beeinträchtigt.

Wir freuen uns, aussprechen zu dürfen, daß die Tendenz dieser neuesten deutschen Geschichte nicht blos von ihrem Verfasser selbst deutlich genug bekannt wird, sondern daß dieselbe auch als ein lebendiges und gestaltendes Princip die ganze Masse des Stoffs durchzieht und beseelt. Darin liegt ja überhaupt die Aufgabe der modernen Geschichtschreibung. Jene arglose Naivetät, die dem mittelalterlichen Chronisten noch wohl erlaubt war, obgleich auch er schon häufiger, als man annimmt, über sie hinausschritt, der es nur auf den epischen Gehalt und nicht auf den Inhalt des Dargestellten ankam, würde jetzt nur durch künstliche Reflexion zu gewinnen oder ein Zeichen eines zurückgebliebenen Bildungsstandes sein. Das eine wie das andere paßt aber nicht zu dem Begriffe eines Geschichtschreibers, wie er sich immer klarer seit dem 16. Jahrhundert in dem Bewußtsein der modernen Welt herausgebildet hat.

Wer die anderweitige Thätigkeit des Verfassers dieser deutschen Geschichte kennt, wird auch in ihr den Grundzug seiner Gesinnung und seines Wirkens leicht wieder erkennen. Sugenheim gehört zu den ehrenwerthesten und aufrichtigsten Vertretern der Ideen der Freiheit und des Lichts, insbesondere auf dem Gebiete der Religion. Wäre nicht sehr mit Unrecht das Wort Aufklärung einstweilen noch in einigem Miscredit, so würde man ihn am einfachsten als einen hervorragenden Kämpfer für die Aufklärung bezeichnen. Alle seine zahlreichen und in ihrer Art trefflichen, geschichtlichen Arbeiten, die Früchte einer langen, dem Fache gewidmeten Thätigkeit, eines recht eigentlich blos darauf gewandten Lebensberufs, entstammen

diesem Geiste und haben, weil sie sich stets von den Prätensionen einer zunftmäßigen Ausschließlichkeit fern hielten, weil sie stets darauf berechnet waren, von dem Publikum, in dessen Sprache sie geschrieben wurden, auch gelesen und verstanden zu werden, relativ große Erfolge erzielt. Diese können nicht nach dem Maßstabe gemessen werden, der ihnen nach der Gediegenheit ihrer Voraussetzungen eigentlich zukäme, denn die deutsche Geschichtschreibung befindet sich immer noch und befand sich vor einem Menschenalter noch mehr in einer wenig gedeihlichen Stellung zu der Nation, woran diese oder ihr damaliger Bildungsstand unzweifelhaft mehr Schuld trug als jene, die schon damals mit anerkennenswerthem Streben alle Anforderungen zu erfüllen suchte, welche man an sie zu stellen berechtigt war. Doch in dem noch immer zu engen Kreise wirklicher Freunde der Geschichtschreibung, die nicht zugleich Männer vom Fache sind, hat der Name Sugenheim's immer einen guten Klang gehabt, und die eigentlichen Leute vom Fache haben ihm, trotzdem er ausgesprochenermaßen für die Nation und nicht blos für sie schrieb, immer als einem gründlich gelehrten, gewissenhaften und redlichen Forscher ihre Anerkennung nicht versagen können.

Seine „Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats", sein „Staatsleben des Klerus im Mittelalter", seine „Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft in Europa", der „Jesuiten in Deutschland", „Frankreichs Einfluß auf Deutschland seit 1577", „Baierns kirchliche und sociale Zustände im 17. Jahrhundert", gehören zu den Büchern, die auch der exacteste Specialist nicht unberücksichtigt lassen darf, obgleich sie alle, wie schon ihre Titel angeben, einen weitern Gesichtskreis umspannen, als es gegenwärtig die streng zunftmäßige Satzung zu belieben pflegt.

Auch diese deutsche Geschichte gibt in den drei bisjetzt vollendeten stattlichen Bänden dieselben Beweise der Gründlichkeit und Sorgfalt ihres Verfassers. Alle vernünftigen Ansprüche, die man an die wissenschaftliche Basis einer solchen großartigen Arbeit erheben kann, sind nach unserer Meinung hier erfüllt. Man muß nur nicht übersehen, daß der durch zwei Jahrtausende vertheilte Stoff einer und derselben Individualität, und wenn sie auch die vielseitigst gebildete wäre, an sich nicht überall gleich zugänglich oder wahlverwandt sein kann. Selbstverständlich wird der eine, der sich an seine Behandlung wagt, mehr für die der Zeit nach entferntern Massen desselben gerüstet sein, der andere durch eigene Neigung und bisher geübte Thätigkeit mehr sich da zu Hause fühlen, wo ihm Gestaltungen entgegentreten, die mit denen der Gegenwart oder einer nicht allzu entlegenen Vergangenheit in ihren Hauptzügen zusammentreffen. Sugenheim befindet sich offenbar in diesem letztern Falle. Sein praktisches Interesse, dessen Dienste er seine gelehrte Thätigkeit von jeher gewidmet hat, weist ihm die Neuzeit als seine eigentliche Heimat an; aber er ist wissenschaftlich genugsam geschult und an durchgreifende Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit gewöhnt, um auch in den dunkelsten Partien des Mittelalters oder der Urzeit sich selbständig zurechtzufinden, allerdings mit Benutzung der zuverlässigsten Führer. Aber es gehört schon etwas dazu, um nur diese aus dem Haufen der unbrauchbaren herauszulesen und zu verwerthen.

Jeder Historiker befindet sich mehr oder minder in demselben Falle. Auch das noch so engbegrenzte monographische Thema greift eben doch, weil es ein geschichtliches ist, weil es die Universalität des menschlichen Daseins, die sich wol durch die Reflexion, aber nicht in der Wirklichkeit in einzelne Separatgebiete zerlegt, darzustellen hat, in eine Anzahl von Wissenschaften und Kenntnisse hinein, in denen unmöglich eine und dieselbe Individualität im eigentlichen Wortsinn sachverständig sein kann. Die Theilung der Arbeit ist ein für allemal das große Grundgesetz der modernen Cultur auf praktischem wie auf theoretischem Felde. Der Historiker ist mehr als andere auf seinen Beruf angewiesen, das, was die Specialisten unabhängig voneinander zu Tage gefördert haben, zu einem größern Ganzen zusammenzufügen. Man kann von ihm nicht fordern, daß er überall Specialist sei, aber wol, daß er das Wesen der Specialarbeiten, auf die er sich stützen muß, begriffen hat und die Güte ihrer Leistung zu beurtheilen versteht. Je vielgliederiger die Arbeitstheilung wird, desto größere Schwierigkeit macht die Erfüllung dieser Anforderung. Ein Thema von jenem äußern und innern Reichthum, wie eine vollständige Darstellung der deutschen Geschichte, in der auch das sich beinahe grenzenlose Moment der Culturentwickelung besonders berücksichtigt werden soll, erfordert natürlich ganz andere Kräfte, als etwa eine Monographie über die Bedeutung des germanischen Princips oder über die höchsten Gestaltungen unserer Poesie.

Wünschenswerth ist es immerhin, wenn auch nicht unerlaßlich, daß ein Historiker wenigstens in einer Specialität wirklicher Sachkenner oder Mann vom Fache sei. Der abstracte Historiker, der weiter nichts als die Methode gerüth leicht in die Gefahr, seine Methode, die Bethätigung seiner kritischen Grundsätze über Gebühr hochzuhalten und mit ihnen eine Idolatrie zu treiben, in welcher er durch keine Hindernisse des spröden Details gestört wird, weil er dieses nicht kennt. Der Verfasser dieser deutschen Geschichte ist durch gründliche Studien berechtigt, für einen gediegenen Kenner der staats- und kirchenrechtlichen Disciplinen zu gelten. Namentlich das Kirchenrecht hat ihm als sein eigentliches Fach zuzuweisen. Daher läßt sich denn auch begreifen, daß die Rücksicht darauf in seinem Werke mit einer gewissen Prägnanz sich geltend macht. Die Gebilde des deutschen Staatslebens, der Einfluß der Kirche auf Staat und Volk treten als die Hauptzüge in der Entwickelung des deutschen Culturlebens hervor, während andere, an sich nicht minder berechtigte, nur zur Ergänzung und Verdeutlichung des Gesammtbildes dienen.

Für die Geschichte des deutschen Volks bis zur zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, welche Sugenheim in den beiden ersten Bänden seines Werks dargestellt hat, gibt es aber auch keinen an sich bedeutendern Zeitabschnitt als gerade das eigentlich politische oder noch mehr das

tisch-kirchliche Moment. Alles, was der deutsche Geist anderwärts bis zu diesem Zeitpunkt geschaffen hat, z. B. in der Kunst, in der Literatur, in der Wissenschaft, in der materiellen Cultur, verschwindet dagegen, wenn es auch an sich immerhin ehrenwerthe und großartige Schöpfungen waren. Der Neubau der europäischen Culturwelt nach dem Zusammensturz des römischen Staats mußte nothwendig mit den beiden Hauptfundamenten derselben, dem Staate und der Kirche, beginnen. Das eine wie das andere ist wesentlich aus den Mitteln des deutschen Volksgeistes erzeugt. Vom Staate und der damit aufs genaueste zusammenhängenden socialen Gestaltung ist dies allgemein bekannt; die Kirche dagegen scheint, aber sie scheint auch nur eine unmittelbare Fortsetzung und Weiterbildung einer Gestaltung, die aus dem antiken oder, genauer gesagt, aus dem römischen Geiste stammte. In Wahrheit sind es aber nur die Formen, die dogmatischen sowol wie die des Cultus und der Verfassung, welche das Alterthum auch hier wie überall einer neuen Welt — neu am Blut, Gesinnung und Geist — überlieferte. Diese neue Welt hat, wenn auch immer im besten Glauben, die alte Ueberlieferung fortzuführen oder wiederherzustellen, doch ebenso selbständig damit geschaltet, wie mit allen andern Traditionen der antiken Bildung, im Staate, in der Gesellschaft, in der Kunst, in der Wissenschaft. Dem Kerne nach ist die Kirche des Mittelalters ebenso durch und durch deutsch oder, wenn man den bescheidenen Ausdruck vorzieht, germanisch geartet, wie das Ritterthum oder das Kaiserthum, von denen das eine wie das andere eine Menge römischer Formen zu einem, wie jeder erkennen muß, doch ganz neuen Baue verbraucht. Denn ein Neubau wird nicht nur dadurch geschaffen, daß man nur neues Material dazu verwendet: ein Neubau entsteht auch dann, wenn blos schon anderwärts gebrauchtes Material, aber nach einem neuen Plane und in einem neuen Geiste verarbeitet wird.

Wer könnte die Scholastik des Mittelalters aus der antiken Substanz der Kirche erklären, und doch, wenn diese überhaupt erhalten worden sein soll, wie hätte neben oder aus ihr eine Scholastik entstehen können? Ja selbst die Hierarchie, das Papstthum und die äußere Form der Kirchenregierung und Verfassung ist zwar dem Modell einer untergegangenen Welt nachgebildet, aber nur dadurch zu einer lebendigen Macht geworden, daß ein neues Blut und ein neuer Geist in sie einzog. Das antike Papstthum schließt mit Gregor dem Großen, das moderne beginnt mit Hildebrand. Der eine ist noch ein echter alter Römer, der andere durchaus eine mittelalterliche oder germanische Natur, nur freilich nach dem subjectiven Geschmack vieler Germanen keine liebenswürdige. Die Zwischenzeit wird ausgefüllt durch die bedenklichsten und widerwärtigsten Evolutionen, in denen es sich zuletzt immer darum handelte, dem neuen Elemente den vollen Eintritt in die ausgelebten Organismen der Kirche und dadurch diesen neue Lebensmöglichkeit zu schaffen. Ein Bonifacius, ein Karl der Große, Otto der Große, Heinrich III., diese sind die wahren Baumeister der Kirche des Mittelalters; das römische Element in ihr war dasjenige, welches sie in ihren Schöpfungen beseitigten, weil es zu weiter nichts taugte, als im besten Falle die alte Form als Mumie zu erhalten, wie es in Byzanz geschehen ist. Denn wozu der antike Geist befähigt war in Staat und Kirche, Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft, nachdem seine ihm zugemessene Lebensperiode ein Ende erreicht hatte, das zeigt sich eben dort: eine künstlich conservirte Leiche, die durch die Gunst des Zufalls ein ganzes Jahrtausend vor dem Zerfallen geschützt blieb. Im Abendland, wo ein frischerer Lebensstrom flutete, war so etwas unmöglich, daher hier dem Tode auch sofort die Auflösung, aber dieser auch sofort ein neues Leben folgte! Es war die weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Volks, diese größten concreten Gestaltungen des Mittelalters in sich und durch sich herauszuarbeiten. Darum ist die deutsche Geschichte jener Periode von selbst auch die Universalgeschichte. Eine Localisirung ist für sie ebenso unmöglich, wie sich etwa der Begriff des Kaiserthums territorial fassen läßt. Der Untergang der Hohenstaufen bezeichnet den Zeitpunkt, wo die universelle Bedeutung der deutschen Geschichte erlischt. Von da an ist Deutschland oder das deutsche Reich eben auch nur ein Land oder ein Reich neben andern gleichartigen und nicht einmal von vorwiegendem Einfluß auf den weltgeschichtlichen Entwickelungsproceß, bis die Reformation ihm diesen wenigstens periodisch wiedergab.

Wenn das Mittelalter nicht blos eine willkürliche Zahlencombination, sondern ein wirklicher Begriff sein soll, kann man sein Ende dahin setzen, wo die universelle Bedeutung der deutschen Geschichte aufhört. Die folgenden zwei Jahrhunderte bis zu der Epoche, von wo man herkömmlich und mit Recht die Neuzeit datirt, die Zeit der großen Entdeckungen und der Reformation, mögen ebenso wol als die Nachklänge des Mittelalters, wie als das Vorspiel der Neuzeit betrachtet werden, nur darf man sie nicht dem echten Mittelalter zuzählen.

Es muß natürlich der Subjectivität jedes Geschichtschreibers überlassen bleiben, wie er sich mehr oder minder ablehnend oder mehr oder minder geistes- und sinnesverwandt zu den Gestaltungen des Mittelalters verhält. Die einzige wahre Objectivität, die man von ihm hier wie überall fordern kann, besteht in dem aufrichtigen Bemühen, die thatsächliche Wirklichkeit oder die objective Wahrheit des Geschehenen zu ermitteln und rückhaltlos darzustellen. Sie verlangt aber weder eine Beseitigung des einmal fixirten sittlichen Gefühls noch der durch Bildung und Leben erworbenen Grundsätze. Freilich ist es immer ein mißliches Unterfangen, diese zum unmittelbaren Maßstab aller andern Erscheinungen außerhalb des einen urtheilenden Subjects zu machen; aber wer Geschichte zu schreiben unternimmt, von dem verlangen wir doch, daß er es thue. Wir lassen uns sogar eher gefallen, daß er sein zufällig subjectives Maß schonungslos auf ganz verschiedene Zeiten und Menschen übertrage und diese daran messe oder verurtheile, als daß er nicht sowol alles, was geschehen ist, für vernünftig halte — denn vernünftig wird es auch bleiben, selbst wenn es für das sittliche Gefühl

noch so verwerflich ist —, sondern den Unterschied zwischen gut und böse, recht und unrecht nicht nachzuempfinden scheine. Denn es bleibt dabei, das sittliche Pathos ist das eigentlich Wirksame an dem geschichtlichen Stoffe, nicht sein abstract gedankenmäßiger Inhalt und noch weniger sein dramatisches oder überhaupt sein künstlerisches Moment. Die eigentlich richtige Vermittelung beider Extreme mag wol als ein theoretisches Ideal festgehalten werden; in der Wirklichkeit ist sie unsers Wissens bisjetzt nur annähernd erreicht. Sie hätte darin zu bestehen, daß das sittliche Urtheil der Gegenwart selbst als ein flüssiges, einem historischen Werdeproceß unterworfenes begriffen würde und daß man diese Einsicht auch rückwärts auf die vorgegangenen Gestaltungen der Geschichte übertrüge. Wenn man den Begriff des wechselnden und wachsenden Maßstabes der ethischen Beurtheilung vollständig erfaßte, würde auch die wahre historische Objectivität des Urtheils und der Auffassung errungen sein, über welche insgemein noch ziemlich verworrene Ansichten herrschen, während doch alle darin einig sind, daß sie das letzte Ziel der Geschichtschreibung ist.

Wer Sugenheim's schon oben charakterisirte wissenschaftliche Thätigkeit kennt, wird in ihm keinen Lobpreiser und Bewunderer unserer mittelalterlichen Geschichtsentwickelung vermuthen. Dem unbeschadet hat er sich redlich bemüht, dem Großen und Guten, was jene Periode hervorgebracht hat, nach Kräften gerecht zu werden, auch wenn es durch die specifische Form seiner Erscheinung das moderne Gefühl eher abstoßend als anziehend berührt. Dies gilt für sein Urtheil über Personen wie über Sachen. In den meisten Fällen wird man ihn von seinem wohlbegründeten Standpunkt aus recht geben müssen, d. h. man wird ihm keine Inconsequenzen oder Trugschlüsse nachweisen können. So wie der Geschichtschreiber oder vielmehr das Gewissen des Geschichtschreibers einmal geartet ist und wie es zu sein ein Recht hat, kann sein Verstand nicht wol anders urtheilen als es geschieht. Einige male aber ist es auch ihm ergangen, wie es jedem zu ergehen pflegt, er hat sich mit sich selbst, ohne es zu merken, in Widersprüche verstrickt. Es ist darauf um so weniger Gewicht zu legen, weil es sich meist nur um Dinge von untergeordneter Bedeutung handelt. Nur in einem Falle, der eine geschichtliche Gestaltung von der größten Tragweite betrifft, können wir nicht umhin, aus den Voraussetzungen des Geschichtschreibers selbst Einsprache gegen die von ihm acceptirte Auffassung zu erheben. Es betrifft dies einen Gegenstand, der bis zu diesem Augenblick noch immer zu den heftigsten Controversen Anlaß gibt und dadurch schon seine eminente Bedeutung für die Entwickelung der Menschheit im allgemeinen und des deutschen Volks im besondern beurkundet. Ob die Wiederaufnahme der universalistischen Ideen des Kaiserthums Karl's des Großen, wie sie durch Otto den Großen geschah und fortan als ein festes Erbtheil allen seinen Nachfolgern in der Krone hinterlassen wurde, ein Fluch oder ein Segen für unser Volk geworden ist, kann man beinahe mit demselben Eifer noch jetzt erörtern hören, mit welchem große Tagesfragen discutirt werden. Die Antwort unsers Geschichtschreibers verdammt nicht blos diese ganze sogenannte kaiserliche Politik als die eigentliche Ursache aller der Leiden, die über Deutschland bis zu diesem Tage gekommen sind, sondern sie sieht auch in Otto einen durch bloßen maßlosen Ehrgeiz über seine natürliche Schranke hinaufgeschraubten Charakter. Seine Wiederherstellung des Kaiserthums gilt also nicht blos für einen politischen Fehler, sondern auch für einen Flecken auf seinem sittlichen Charakter. Uns scheint das eine wie das andere Urtheil nicht sowol das Ergebniß eines klaren und vorurtheilsfreien Denkens oder jener historischen Objectivität, die wir als die einzig berechtigte Urtheilerin über die Menschen und Dinge der Geschichte bezeichnet haben, als vielmehr das Erzeugniß einer aus der Einwirkung zufälliger Einflüsse der Gegenwart hervorgebrachten und daraus leicht begreiflichen, aber um nichts mehr berechtigten Verstimmung. Es hält nicht schwer, den politischen Jammer der spätern deutschen Geschichte, unter dessen Nachwirkungen wir noch immer leiden, in pragmatisirender Weise auf ein ursächliches Factum zurückzuführen. Dafür bietet sich kein auffälligeres und handgreiflicheres als das oben bezeichnete. Aber ein besonnenes Denken wird wie gegen alle eigentliche Pragmatisirung der Geschichte, so auch gegen diese mistrauisch sein. Es hält ebenso wenig schwer, den Faden ganz wo anders, früher oder später anzuknüpfen und den Römerzug Otto's etwa nur eine Masche in dem Gewebe des Unheils sein zu lassen, oder ihn gar nicht in Betracht zu ziehen. Mit derselben formalen Regelrichtigkeit, mit der sich der Beweis gegen Otto führen läßt, könnte man ihn auch gegen Karl den Großen führen und, wie uns scheint, mit besserer innerer Berechtigung; denn er ist es gewesen, der die Idee des Kaiserthums in ihrer mittelalterlichen Conception geschaffen hat. Unter dem Banne dieser zu einer Weltmacht gewordenen Idee hat Otto der Große gehandelt, wie er handelte; nicht weil er so handeln wollte, sondern weil er so handeln mußte, wenn er sich selbst und der Zeit Genüge thun wollte.

Ueberhaupt scheint uns in dieser oft besprochenen Frage der principiell so verschiedene Standpunkt des praktischen Politikers und des Historikers gewöhnlich miteinander vermengt zu werden. Begreiflich und ehrenhaft genug, sich als die reifen Söhne ihres Volks mit aller Kraft der Gesinnung und allen Fasern ihres Daseins an die Geschicke desselben gefesselt zu fühlen, aber nichtsdestoweniger doch eine ungehörige Confusion des Urtheils. Der praktische Politiker, der die Resultate der Geschichte auf sein specielles Feld und zwar auf die Beschaffenheit desselben, wie sie der gegenwärtige Augenblick bietet, zu begrenzen und zu verwerthen berufen und berechtigt ist, darf von diesem seinem Standpunkt aus eine Politik der Vergangenheit verurtheilen, von der sich in gerader Linie die hauptsächlichsten Schäden der Gegenwart ableiten lassen. Wäre damals die Gründung eines deutschen Nationalstaats versucht worden und wäre sie, wie supponirt wird, geglückt, so hätten wir jetzt nicht alle Kräfte aufzubieten, um nur

die ersten Grundlagen dazu einem allmählich immer lockerer gewordenen Boden einzusenken. Der Historiker dagegen muß seinen Anschauungskreis über dieses eine, wenn auch momentan aus allen möglichen Gründen der Vernunft und der Ehre vorzugsweise berechtigte Interesse hinaus auf die Gesammtheit aller Culturinteressen erweitern, in deren Complex das Dasein eines Volks besteht. Es ist ihm nicht erlaubt, wenn er die Totalität der Geschichte eines Volks darstellen und beurtheilen will, sich auf einen isolirten Standpunkt eines Interesses oder Moments, sei es auch des praktisch wichtigsten der Gegenwart zu stellen. Er muß die Freiheit und Allseitigkeit seines Gesichtskreises sich systematisch wahren oder, wenn er sie nicht besitzt, zu erwerben suchen. Von einem solchen wahrhaft historischen Standpunkt wird er eine Erscheinung wie das mittelalterliche Kaiserthum nicht als eine Verirrung der Phantasie oder des Ehrgeizes betrachten. Es wird ihm klar werden, daß es eine der größten Schöpfungen der in der Geschichte stärker als alle menschliche Schwäche und Thorheit waltenden Vernunft, ein Erziehungsmittel der europäischen Menschheit und somit des deutschen Volks war, an dessen Stelle gar kein anderes als möglich gedacht werden kann. Was die Kirche des Mittelalters trotz aller ihr anklebenden Flecken der Fortbildung des Geistes gewesen ist, wird ziemlich allgemein anerkannt; wie aber könnte die Kirche gedacht werden, wie hätte sie überhaupt nur in dem Mittelalter existiren können ohne den Halt und das Gegengewicht des Kaiserthums in seiner idealistischen Färbung?

Wer die Idee des mittelalterlichen Kaiserthums in die Gegenwart übertragen und darauf das neue Gebäude des deutschen Staats gründen will, weil sie einmal in der Vergangenheit praktisch und lebensberechtigt gewesen ist, wird sich weder durch den Einspruch des Politikers noch des Historikers von seiner Schwärmerei bekehren lassen. In dem Wirrsal der deutschen Zustände und Meinungen sind wir, wie jedermann weiß, noch immer von dieser Spukgestalt des Mittelalters, wie von so vielen andern belästigt, und werden es sein, so lange es noch eine ultramontane Partei, eine großdeutsche Romantik und eine österreichische Hauspolitik gibt. Daher mag es sich denn auch erklären, daß wohlgesinnte Kenner der deutschen Geschichte, denen die Gegenwart und Zukunft ihres Volks das erste und heiligste Interesse ist, der Vergangenheit nicht ganz gerecht zu werden vermögen, wo sie den Abbildern jener Gespenster als realen Gestalten begegnen. Dann überträgt die Verstimmung und den Zorn der Gegenwart unwillkürlich auf die Vergangenheit und macht diese für Dinge verantwortlich, die ohne Zweifel in einem Abhängigkeitsverhältniß von ihr stehen, aber doch nur so, wie der Misbrauch der Bastard eines guten Brauchs ist. Mit demselben Rechte, wie man Karl den Großen, Otto I. oder das deutsche Kaiserthum des Mittelalters überhaupt als die Ursache der heutigen politischen Zerrüttung in Deutschland verdammt, könnte man auch das Christenthum wegen der Inquisition und der Hexenprocesse verdammen, die ohne jenes nicht in die Welt gekommen wären. Consequenzen, die der Genius der Lüge und des Bösen zieht, hat man diesem allein, aber nicht der unschuldigen Veranlassung anzurechnen.

Unzweifelhaft fühlt sich der Verfasser dieser deutschen Geschichte, wie schon bemerkt, je näher er der modernen Zeit zuschreitet, desto mehr auf seinem heimatlichen Boden. Der dritte Band, welcher die Uebergangsperiode vom Mittelalter in die Neuzeit darstellt, ist ihm offenbar leichter geworden als die beiden ersten. Auch die Leser werden sich hier an einer größern Wärme und Frische der Darstellung erfreuen, welche durch die gewissenhafteste Selbstüberwindung in der Behandlung eines dem Autor innerlich abstoßenden Stoffs nicht erzeugt werden können. Auch hier würde sich über vieles Einzelne rechten lassen. Wir begnügen uns aber auch hier, zuzugeben, daß der Historiker selbst da, wo er nach unserer Ansicht nicht das Richtige getroffen hat, überall seinen gewohnten Fleiß, seine Unparteilichkeit und seine verständige Beurtheilung der Menschen und Verhältnisse nicht verleugnet. Auch hier erklären sich einige der auffallendsten Urtheile durch die an sich so ehrenwerthe, aber dem Historiker doch nicht nachzusehende Vermengung des politisch-patriotischen und des eigentlich historischen Standpunktes. So z. B. ist seine durchgreifende Verurtheilung Rudolf's von Habsburg vielleicht doch im letzten Grunde nichts anderes als eine in die Vergangenheit zurückversetzte Verurtheilung der österreichischen Hauspolitik. Jedermann in Deutschland, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der nicht aus vorsetzlicher Verstocktheit oder perfider Selbstsucht weiß schwarz und schwarz weiß zu nennen beliebt, ist darüber vollständig aufgeklärt. Die Entfremdung der Schweiz und der Niederlande, die Gegenreformation und der Dreißigjährige Krieg, die systematische Unterdrückung des deutschen Geistes und der deutschen Nationalität, überall, wo diese sich am freiesten und freudigsten zu regen gewohnt waren; die Ausbeutung der materiellen Kräfte des Reichs zu den egoistischen Zwecken des durchlauchtigsten Erzhauses, dies und tausend und aber tausend andere Todsünden gegen den Geist unsers Volks lasten schwer auf dem von Rudolf abstammenden Herrschergeschlecht. Der Fluch, der auf Deutschland seit so vielen Jahrhunderten ruht, ist ohne Frage zumeist und zunächst die Erbschuld dieser seiner verhängnißvollsten Kaiserdynastie und nur insofern auch die Schuld des deutschen Volks selbst, als das Wort qualis rex, talis grex auch umgekehrt ebenso gültig ist. Aber dies alles zugegeben, warum Rudolf für die Verbrechen und Fehler seiner Nachkommen verantwortlich machen? Und noch mehr, warum Rudolf wegen derselben Politik verdammen, die Sugenheim an seinem Sohne Albrecht I. mit Lob überschüttet? Freilich klingt es wunderlich, von Rudolf als dem Wiederhersteller des Reichs zu sprechen. Wir wollen hier nicht erörtern, ob es überhaupt noch wiederherzustellen war, gewiß aber ist es, daß es von diesem Kaiser nicht geschah. Wer ihn so nennt, thut es entweder, um seinen Nachfolgern auf dem Throne ein Compliment zu machen, dessen Nichtigkeit beide Theile recht wohl kennen, oder aus kindlicher Befangenheit in

der Phrase, welche die moderne sogenannte ghibellinische Historiographie in Curs gesetzt hat.

Aber trotzdem bleibt Rudolf bis zu einer gewissen Grenze eine ehrenhafte Erscheinung, ein Charakter, der zwar von der natürlichen Selbstsucht seiner Zeit und seines Standes nicht frei war, der aber doch von den meisten seiner Zeit- und Standesgenossen das Bewußtsein der Pflicht und des Berufs kannte und ihm zu dienen suchte. Sein Sohn Albrecht mag den Vater an politischer Schlauheit und zäher Consequenz übertreffen, an Uneigennützigkeit und Pflichttreue in seinem Berufe als deutscher König kann er nicht mit ihm verglichen werden. Was Albrecht für das Reich gethan hat, wie sein Kampf gegen die rheinischen Kurfürsten oder gegen die Söhne Albrecht's des Unartigen, ist dem deutschen Volke nicht zugute gekommen. Wer wie dieser Herrscher seinen Beruf nur als Deckmantel für seine Machinationen zur Vergrößerung seiner Hausmacht und zur Befestigung ihrer Selbständigkeit benutzte, hatte kein Recht und auch nicht die Fähigkeit, seine fürstlichen Genossen in demselben Bestreben zu hindern. Rudolf's Bemühungen, sich und sein Haus mit Land und Leuten auszustatten, waren damit verglichen noch ganz naiv und wurden auch so von der öffentlichen Meinung aufgefaßt. Denn mit einem König Habenichts war niemand gedient, und daß Rudolf rasch zugriff, wo sich etwas für ihn fand, verübelte man ihm nicht, nur wie er es that, erhielt nicht allgemeine Billigung. Sein Sohn dagegen hätte, wenn er wirklich König sein wollte, an dem Hausbesitze, den ihm der Vater gegründet, eine hinlängliche Stütze gehabt. Was Deutschland damals bedurfte, hätte er damit und mit den moralischen und materiellen Hülfsquellen, die ihm sein Amt gab, recht wohl schaffen können: einen dauernden Friedenszustand, gegründet auf das von der Centralgewalt zu wahrende Gleichgewicht der verschiedenen größern und kleinern untergeordneten Staatsbildungen von monarchischem oder republikanischem Charakter.

Es scheint, als wenn Albrecht seine günstige Beurtheilung bei diesem neuesten Geschichtschreiber blos dem wenig erheblichen Umstand verdanke, daß er die freien und Reichsstädte gelegentlich bei seinen großen Zerwürfnissen mit den Fürsten an sich heranzuziehen suchte. Aber hierin liegt doch wahrlich noch keine tiefe politische Weisheit, und wie wenig er da, wo es sein nächstes Interesse galt, geneigt war, der städtischen Freiheit oder dem Bürgerthum irgendeine Concession zu machen, zeigt sein Verfahren gegen die aufständischen Wiener. Sie wurden von ihm mit derselben schroffen Härte behandelt, die er überall bewies, wo er es wagen durfte. Der innerste Kern seiner Natur war aus dieser Eigenschaft zusammengesetzt, die ihn bei seinen Zeitgenossen ebenso wenig populär machte, wie er es bei der Nachwelt geworden ist.

So paradox es auch klingen mag, so behaupten wir doch, daß das Bild Albrecht's, wie es Schiller im „Tell" geschaffen hat, dem eigentlichen Wesen des geschichtlichen Albrecht näher kommt, als alle jene gelehrten und zum Theil auch wohlgemeinten Versuche zu seiner Ehrenrettung, von denen die letzten dreißig Jahre der deutschen Geschichtschreibung eine ganze Anzahl gebracht haben. Die Intuition des echten Dichters hat auch hier trotz der mangelhaften äußern Hülfsmittel das Richtige erfaßt, weil sie allein fähig war, das Innerste, den Kern und Keim des ganzen Wesens zu erfassen.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Julius Mosen.

Am 10. October starb in Oldenburg nach jahrelangem Leiden einer der talentvollsten deutschen Dichter, Julius Mosen. Eine schwere Lähmung warf ihn auf das Krankenlager, ähnlich wie den pariser Aristophanes, nur daß letzterm, wenn er auch die Augenlider mit den Fingern heben mußte, doch noch der freie Gebrauch der Sprachorgane geblieben war, Mosen aber sich nur mit großer Mühe verständlich machen konnte. Doch während Heine hinter der spanischen Wand seines Krankenzimmers in der Rue d'Amsterdam, soweit es ihm die folternden Schmerzen gestatteten, immer ein Spott- und Schwarmgeist blieb und seine Witzraketen steigen ließ und das im „Wintermärchen" satirisch gegeißelte Deutschland im Hohlspiegel seines Humors auffing und verzerrte, verließ den oldenburger Poeten auch nicht auf dem Krankenlager seine ernste patriotische Begeisterung, der er noch in dem Jahre des großen deutschen Kriegs einen warmen poetischen Ausdruck gab.

Mosen ist am 8. Juli 1803 in Marieney im sächsischen Voigtlande geboren und war der Sohn des dortigen Schullehrers. Er studirte die Rechte, praktizirte als Actuar bei einem kleinen Patrimonialgericht und seit 1834 als Advocat in Dresden. Nachdem er sich durch seine dramatischen Leistungen einen Namen gemacht, wurde er 1844 mit dem Hofrathstitel als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg berufen. Schon hier wurde seine Thätigkeit oft durch Anfälle jener Krankheit gehindert, die ihn später auf das Siechbett daniederwarf und auch seine schöpferische Wirksamkeit fast vollkommen lähmte.

Am bekanntesten ist Mosen wol durch einige seiner patriotischen Balladen geworden, wie: „Andreas Hofer", und „Die letzten Zehn vom vierten Regiment", in denen er bei würdiger Haltung doch den volksthümlichen Ton glücklich traf. Seine größern philosophischen Dichtungen: „Ritter Wahn" und „Abasverus", haben einzelne hervorragende Schönheiten in Bezug auf dichterische Schilderung und ebenso tiefen wie schwunghaften Gedankengang — nur wird durch unklares Allegorisiren oft der Fluß der Inspiration gehemmt und der künstlerische Eindruck geschwächt. Als Dramatiker hat sich Mosen auf der Bühne nicht eingebürgert, so wenig man seinen Stücken einzelne spannende Situationen, Schönheit des dichterischen Ausdrucks, Talent für historische Genremalerei und den ethischen Grundgedanken absprechen kann. Zu seinen besten Dramen rechnen wir: „Kaiser Otto III.", „Der Sohn des Fürsten" und „Die Bräute von Florenz". „Herzog Bernhard von Weimar" dagegen, den man unglücklicherweise am berliner Hoftheater herausgriff, um sich gegen den Vorwurf einer Vernachlässigung dieses Poeten zu schützen, und „Don Juan von Austria" sind theils zu dekamatorisch gehalten, theils zu sehr im Stil der Shakspeare'schen Historien componirt, um auf der Bühne wirken zu können.

Man mag zugeben, daß den Mosen'schen Dramen, und namentlich den spätern, die sichere Beherrschung der Bühne mit

nur, sondern auch die feinere dramatische Technik fehlt, doch tragen hieran mehr die Bühnen die Schuld als der Dichter, indem sie sich gegen die Productionen Mosen's stets stiefmütterlich zeigten, trotz der Anerkennung, welche die literarische Kritik den Werken des Dichters zutheil werden ließ. Die Dramatiker aber lernen die Geheimnisse der Wirkung erst aus den Aufführungen ihrer Stücke, während sie auf der andern Seite aus demselben die Ermuthigung zu fortgesetzter Thätigkeit schöpfen. Die Bühne ist die inspirirende Muse der dramatischen Dichtung. Darum trifft gerade die ersten Theater die Verantwortung, wenn tüchtige Talente verkümmern, weil ästhetische Urtheilslosigkeit oder conventionelle Engherzigkeit ihnen den Boden versperrt, aus dessen Berührung sie Leben und Wachsthum schöpfen können. *)

Literarische Notizen.

Heinrich Laube übernimmt die Redaction des Feuilletons der „Neuen Freien Presse" gegen einen Gehalt von 5000 Gulden. Auf seine dramaturgischen Kritiken darf man gespannt sein, sie gehen aus der genauesten Kenntniß der Bühnenverhältnisse hervor. So hat Laube sein Portefeuille abgegeben und sich auf die Bank der Opposition gesetzt. Zunächst veröffentlicht er einen Bericht über seine ministerielle Thätigkeit in den Spalten der „Neuen Freien Presse", indem er eine Darstellung der Zustände des Burgtheaters von 1848—67 gibt.

Ueber die fernern Reisepläne unsers unermüdlichen Reisenden Friedrich Gerstäcker, der in Saint-Louis angekommen ist, berichtet die von Karl Schurz herausgegebene „Westliche Post": „Unser interessanter Gast war genau vor 30 Jahren schon einmal in Saint-Louis, und, wie wir von ihm vernehmen, gedenkt er auch jetzt wieder von hier aus seine Jagdgründe in Arkansas aufzusuchen. Vorher aber will er, womöglich, der Zusammenkunft der Indianerhäuptlinge mit der nach Fort Laramie geschickten Commission beiwohnen, zu welchem Zwecke er sehr bald abreisen wird. Später gedenkt der unermüdliche Reisende, der immer noch seine Reisen theilweise zu Fuß und stets von seiner Büchse begleitet macht, den Mississippi herunter zu gehen und sich dann für einige Zeit nach Mexico zu begeben. Solche Touren sind für Friedrich Gerstäcker Kleinigkeiten, wie er uns denn auch auf unsere betreffende Frage lachend versicherte, europäische Reisen, wie z. B. die Bergtour durch Norwegen, habe er sich für seine alten Tage aufgehoben, wenn es nicht mehr recht gehen wolle."

Eduard Duboc, bekannt unter dem schriftstellerischen Namen Robert Waldmüller und als Verfasser einiger origineller und sinniger Dichtungen, hat Alfred Tennyson's Dichtung „Enoch Arden", eine der fashionabelsten Dichtungen Neuenglands, ins Deutsche übersetzt.

Die „Junius-Briefe" sind in einer Uebersetzung von Arnold Ruge neuerdings dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden.

Von Bernhard von Cotta's „Geologie der Gegenwart" (Leipzig, Weber) erscheint die zweite vermehrte und verbesserte und mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich versehene Auflage.

Der am 3. September in Berlin verstorbene Schriftsteller Heinrich Smidt hat sich durch eine Specialität hervorgethan, die in jüngster Zeit gewiß wieder lebhafter die Aufmerksamkeit auf sich ziehen dürfte: durch den See- und Marineroman. Er hat nicht blos holländische Seehelden wie den Admiral de Ruyter zu Helden seiner Romane gemacht; er hat auch die einzige Episode deutscher Kriegsmarine und staatlicher Colonisation, die brandenburger Ansiedelung in Afrika unter Kurfürst Friedrich Wilhelm, zum Thema eines umfassenden Romans gemacht. Da die deutsche Flotte, auf der jetzt die norddeutsche Landesflagge aufgehißt ist, gewiß nicht zum zweiten male unter den Hammer kommen wird, so soll man das Andenken derjenigen in Ehren halten, welche, sei es auch im Gewande der Dichtkunst, die Spuren der deutschen Marine in der Vergangenheit aufsuchten und den Glauben an ihre Zukunft wach hielten.

*) Wir verweisen auf das eingehende Charakterbild Julius Mosen's, das d. Bl. in Nr. 19 f. 1864 nach dem Erscheinen der Gesammtausgabe seiner Werke brachten.

Bibliographie.

Castendyck, W., Poherze. Ein Hauswerk kleiner Gedichte. Braunschweig, Krampe. 16. 22½ Ngr.

Cornelius, C. A., Churfürst Moritz gegenüber der Fürstenverschwörung in den Jahren 1550—51. München, Franz. Gr. 4. 28 Ngr.

Dalton, H., Der ewige Jude und der ewige Johannes. Vortrag. St. Petersburg, Röttger. 16. 5 Ngr.

Dove, H. W., Ueber Eiszeit, Föhn und Scirocco. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Feldzug von 1866 in Deutschland. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 1stes Heft. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 24 Ngr.

Füller, J. L., Das Alte Testament dem Zweifel und dem Anstoß gegenüber. Gekrönte Preisschrift. Basel, Bahnmaier. 8. 8 Ngr.

Gaboreau, E., L'Affaire Lerouge oder Gefahren des Irrthums. Roman. Aus dem Französischen. 3 Bde. Wien, Last. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich von Gentz. — Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. Herausgegeben von K. Mendelssohn-Bartholdy. 1ster Bd. Leipzig, Vogel. 1868. Gr. 8. 2 Thlr 15 Ngr.

Gerlach, F. D., Leben und Dichtung des Horaz. Ein Vortrag. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 9 Ngr.

Hansen, T., Johann Rist. Zur Erinnerung an seinen 200jährigen Todestag den 31. August 1867, und zur Begrüßung der Mitglieder des 14ten evangelischen Kirchentags in Kiel 3. bis 6. September 1867. Kiel, Schwers. Gr. 8. 5 Ngr.

Harder, Pauline v., Suum cuique. Gedichte. Wiesbaden, Schellenberg. 8. 20 Ngr.

Haffner, C., Junker Fleischuster. Wiener Roman in 3 Bdn. Wien, Last. 1866. Br. 8. 20 Ngr.

— — Nonne und Maitresse. Roman aus dem Wiener Leben. 3 Bde. Wien, Last. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helene, Aus Herz und Leben. Gedichte. Berlin, v. Decker. Br. 8. 18 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben (A. H.), Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. 1ster bis 3ter Bd. Hannover, Rümpler. 1868. Gr. 8. 5 Thlr. 7½ Ngr.

„Im Felde." Erinnerungen eines einjährigen Freiwilligen vom Füsilier-Bataillon des Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiments aus dem Feldzuge in Böhmen und Mähren. Berlin, Stilke u. van Muyden. 8. 12½ Ngr.

Kurz, Marie, Märchen. Stuttgart, Schober. Gr. 8. 18 Ngr.

Liegel, L. A., Kaiser Maximilian I. von Mexiko. Erinnerungen aus dem Leben eines unglücklichen Fürsten. Hamburg, W. Oncken. 1868. 8. 15 Ngr.

Meckelburg, F. A., Die Königsberger Chroniken aus der Zeit des Herzogs Albrecht nach den Handschriften zum erstenmal herausgegeben mit einer literär-historischen Einleitung. Königsberg, Koch. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyer, C. H., Johann Martin Lappenberg. Eine biographische Schilderung. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 8. 1 Thlr.

Rothenfels, E. v. (Frau v. Ingersleben), Haideblume. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1868. 8. 4 Thlr.

Schmidt, O. L., Justus Menius, der Reformator Thüringens. Nach archivalischen und andern gleichzeitigen Quellen. 1ster Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schröder, W., Swinegel's Lebensloop und Enne in'n Staate Mussrika. Eene putzige plattdütsche Historie in 13 Kapitteln mit Bildern. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 4. 15 Ngr.

Schultz, K. A., Maria Kaunitz-(Kirkfena-)Rittberg. (1683 bis 1765.) Ein frei stizzirtes Lebens- und Charakterbild. Anclam, Diehe. Gr. 8. 1 Thlr.

Siegwart-Müller, C., Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der schweizerischen Eidgenossenschaft und mein Antheil daran. 3 Bde. Zürich, Woerl. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tennyson, A., Enoch Arden. Aus dem Englischen von R. Schellwien. Quedlinburg, Huch. 16. 15 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Marburg, Koch. Gr. 8. 1 Thlr.

Wehl, F., Vom Herzen zum Herzen. Gedichte. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 25 Ngr.

Wendt, P., Château Lafite. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wentzel, H., Goethe in Schlesien 1790. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Oppeln, Clar. Gr. 8. 15 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Perlen aus dem Sande. Erzählungen. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 1 Thlr.

Winterlin, A., Die Bürgermeisterin von Schornborf, Lustspiel. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 15 Ngr.

Zeit- und Lebensbilder. Neue Sammlung interessanter Novellen und Erzählungen. 3ter Bd.: Die vornehmen Sünder. Charakteristisches Sittengemälde von W. Bernhardi. Berlin, Conrad. Gr. 16. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Commentar

zum Oesterreichischen

Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche

mit vorzüglicher Berücksichtigung des gemeinen deutschen Privatrechts.

Von Dr. **Ludwig Ritter von Kirchstetter.**

Gr. 8. (43 Bogen.) Geh. 3 Thlr. Gebunden in Halbfranz 3 Thlr. 15 Ngr.

In diesem für die Theorie wie für die Praxis der Jurisprudenz gleich bedeutenden Werke liefert der Verfasser eine gedrängte compendiarische Bearbeitung desselben Rechtsstoffs, welcher von Unger in seinem „System des allgemeinen österreichischen Privatrechts" umfassend und streng wissenschaftlich behandelt worden ist. Unmittelbar an die betreffenden Paragraphen des Gesetzbuchs anknüpfend und auch die übrigen deutschen Particularrechte, darunter vorzugsweise das preußische Landrecht herbeiziehend, steht das Werk ganz auf praktischem Boden und empfiehlt sich sowol dem Beamten wie dem Studirenden innerhalb wie außerhalb Oesterreichs.

Im Verlag von H. Jacnicke in Dresden erschien:

H. Martin's Novellen, Band I—IV.

Band I.
Das Gelöbniß.
Novelle
aus dem Volksleben.
15 Bog. Eleg. geh. 1 Thlr.

Band II.
Der Flüchtling.
Novelle
aus den Adelskreisen.
20 Bog. Eleg. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Band III.
Die Sühne.
Novelle.
22 Bog. Eleg. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Band IV.
Der Blinde.
Novelle.
22 Bog. Eleg. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramen

von

Andreas May.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt des 1. Theils. Cinqmars. Drama in 5 Aufzügen. — Die Jünger der Freiheit. Drama in 5 Aufzügen. — Zenobia, die letzte Heidin. Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Inhalt des 2. Theils. Der Courier in die Pfalz. Lustspiel in 5 Aufzügen. — Wittenborg. Drama in 5 Aufzügen. — Die Amnestie. Schauspiel in 5 Aufzügen.

Die hier veröffentlichten Dramen sind fast sämmtlich bereits an deutschen Bühnen mit Erfolg zur Darstellung gelangt. Vorliegende vom Verfasser veranstaltete Sammlung derselben wird daher Theatervorständen willkommen sein, nicht minder aber bei allen Freunden dramatischer Literatur entgegenkommende Aufnahme finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Politische Skizzen

über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. (1815 — 1867.)

Nebst den Depeschen des Grafen Ernst Friedrich Herbert zu Münster über den Wiener Congreß.

Von **Georg Herbert Graf zu Münster.**

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Sohn des im Jahre 1839 verstorbenen hannoverischen Diplomaten Grafen zu Münster, bekanntlich eines der thätigsten und einflußreichsten Bevollmächtigten am Wiener Congreß, übergibt hiermit die vertraulichen Originaldepeschen seines Vaters der Oeffentlichkeit. Dieselben enthalten viele für die Geschichte des Congresses wichtige Enthüllungen über Personen und Zustände. Vom Herausgeber selbst sind interessante Betrachtungen über die gegenwärtige politische Lage Europas, besonders Rußlands und Deutschlands, vorausgeschickt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

UN PORTRAIT RUSSE

L'ŒUVRE ET «LE LIVRE D'UNE FEMME»

DE

MME BAGRÉEFF-SPÉRANSKI

PAR

VICTOR DURET.

In-8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die erste Abtheilung dieses Werks bietet ein biographisch-literarisches Porträt der bekannten, 1857 zu Wien verstorbenen Orientreisenden und Schriftstellerin Bagréeff-Spéranski, in welches die interessantesten Bilder aus dem socialen und politischen Leben Russlands, Polens, Ungarns und des Orients verflochten sind. Die zweite Abtheilung enthält eine bisher ungedruckte, nachgelassene Schrift der geistreichen Dame: „Le livre d'une femme", bestehend aus Reflexionen, Aphorismen, Aperçus u. s. w., den Frauen gewidmet von einer Frau.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Philosophische Paradoxa.

Von **Heinrich Ritter.**

8. Geh. 2 Thlr.

Unter obigem Titel veröffentlicht der berühmte göttinger Philosoph eine Reihe von Aufsätzen, welche untereinander in enger Verbindung stehen, indem sie alle von der Erkennbarkeit der Welt handeln und die besondern Bedingungen, unter welchen dieselbe steht, hervorheben. Das Buch ist als eine nothwendige Ergänzung zu den frühern Werken des Verfassers anzusehen, wird aber auch dem für ernstere Lektüre empfänglichen größern Publikum Interesse gewähren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 31. October 1867.

nhalt: Hegel und die Seinen. Von Rudolf Gottschall. — Zur Länder- und Völkerkunde. — Unterhaltungsliteratur. Von Rudolf onnenburg. — Der selbständige Werth des Wissens. Von David Asher. — Aus dem Leben berühmter Tonkünstler. — Feuilleton. (Ein Theaterdirector als Theaterkritiker; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Hegel und die Seinen.

ıs früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Vierter Band. Berlin, F. Duncker. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr. *)

Wie haben sich doch die Zeiten verwandelt! Vielen, lche diesen Band und die in demselben enthaltene Entckelung der Hegel'schen Philosophie lesen werden, wird s alles so abgethan, so veraltet vorkommen, und Arnold ıge, dieser Führer der philosophischen Stürmer und ränger, der einstmals die äußerste Linke des Zeitgeistes :trat, jetzt als ein weit hinter der Zeit zurückgebliebener arodeur! Wie kann man sich heutigentags noch mit gel beschäftigen, mit dieser absurden, längst überwunıen Metaphysik, rufen die Materialisten, mit diesem ißen Charlatan, rufen die Schopenhauerianer. Professor ym aber, der Hegel längst todtgeschlagen hat, wundert über das neu auftauchende Gespenst und mit ihm ganze „realistische" und altkluge Philosophie der jüngZeit, welche die geistigen Anstrengungen der großen tschen Denker höchstens als überflüssige Turnübungen achtet, als Luftsprünge und Tanzübungen auf dem ffgespannten Seile der „bodenlosen" Metaphysik, wähsie selbst ihre Muskeln in dem Stahlbad der politiı Praxis und der Naturwissenschaften stärkt.

In der That, ein Denker mit so „langen Fortschritts:n", wie Arnold Ruge, der gewohnt ist, an der Tête ıarschiren, in und mit der Zeit zu leben, mit Keuıglägen aus dem Wege zu räumen, was ihrem Vorch hinderlich ist, muß sich schmerzlich berührt fühlen, ı er auf einmal zum alten Eisen geworfen wird mit n radicalen Schlachtschwert und seiner philosophischen lhaube. Und diese Erfahrung wird ihm nicht erspart m! Man wird ihn für einen Pedanten und Doctrinär en, da er es unternimmt, tauben Ohren in heutiger die Hegel'sche Philosophie zu predigen; ja da er in einzelnen Abschnitten der „Phänomenologie" so e Meisterwerke zu finden, daß sie sicherlich auf Jahrte hinaus eine Fundgrube der Weisheit bleiben und enkende Geister befreien werden!

Das kann nur ein Hegel-Schwärmer sagen, und ein Hegel-Schwärmer ist in heutiger Zeit ein so seltenes Insekt, daß er als Rarität in dem philosophischen Schmetterlingskasten an die Nadel gespießt zu werden verdient.

Freilich ist Ruge kein kritikloser Bewunderer Hegel's! Die Kritik Hegel's war schon die Aufgabe der „Halleschen" und „Deutschen Jahrbücher", doch diese Kritik war wesentlich eine Fortentwickelung der Hegel'schen Principien; Hegel wurde durch Hegel kritisirt, die Halbheiten und Zugeständnisse und schiefen Anwendungen, welche der große Philosoph sich namentlich in seiner berliner Epoche zu Schulden kommen ließ, wurden aufgelöst durch die befreiende Macht seines Grundprincips, der fortschreitenden Entwickelung! Dagegen ist die jetzt im Schwang stehende Kritik eine Kritik der Nasenstüber, welche die auf dem Riesen herumkriechenden Liliputer ihm ertheilen.

Der Junghegelianismus ist so weit davon entfernt, ein überwundener Standpunkt zu sein, daß der deutsche Geist ihm nach wie vor seine befreienden Thaten verdankt und daß alle Materialisten und Realisten noch immer von ihm lernen können.

Ruge ist in seiner Autobiographie, in der Geschichte seines Lebens, jetzt bei der Epoche angekommen, in welche die Begründung der „Halleschen Jahrbücher" fällt. Durch diese „Jahrbücher" erhielt der Junghegelianismus erst seinen Mittelpunkt; er wurde als Richtung, wenn man will als System durch dieselben geschaffen. Das Einzelgefecht verwandelte sich in einen organisirten Massenkampf. Das Verdienst dieser journalistischen Organisation bleibt Ruge gesichert; er gruppirte die Kräfte:

Und was man nicht gruppiren kann,
Das sieht man als ein Neutrum an.

Das ist einer der verhängnißvollsten Grundsätze der deutschen Literaturgeschichtschreibung. Ohne Ruge gab es wol einen Strauß und Feuerbach, aber keine Junghegelianer, keine „fixirte", literarhistorisch nachweisbare Richtung der Philosophie und der Literatur.

Die „Jahrbücher" waren nicht nur der Mittelpunkt der junghegelschen Philosophie; sie waren auch der Mittelpunkt von Ruge's geistiger Wirksamkeit. Es ist daher

*) S. die Besprechung der frühern Bände in Nr. 18 f. 1863 u. Nr. 16 d. Bl. D. Red.

begreiflich, daß hier der Autobiograph einen größern Anlauf nimmt, um diese Wirksamkeit auch nach ihren Voraussetzungen zu charakterisiren. Ruge erkennt nur die griechische und deutsche Philosophie an. „Wer die griechische und deutsche Philosophie nicht versteht, der versteht unsere Zeit nicht.“ Er versucht nun, diese Philosophie möglichst genießbar zu machen. Das ist die Hauptaufgabe des vorliegenden Bandes. Er meint, „die Dinge werden vielen vielleicht sauer ankommen, dann aber, wenn sie dieselben verdaut haben, ihnen besseres Blut in die Adern gießen“.

Dabei versprech' ich indeß den Unverbesserlichen, wir werden nicht in diesem Heiligthum der geistigen Entwickelung bleiben, sondern überall, in Halle, in Berlin und in Dresden wieder unter die armen gedankenlosen Sterblichen, Minister, Professoren und andere Philister herabgestürzt werden und an ihren Purzelbäumen ein sokratisches Vergnügen haben, das uns um so wirksamer befriedigen wird, je besser wir die Götter unsers Tempels, denen wir sie opfern wollen, zu würdigen wissen.

Aus seiner Bewunderung der Hegel'schen Philosophie macht Ruge von Haus aus kein Hehl:

Was ist nun diese verkannte, so vielen unbekannte und dennoch alles beherrschende Philosophie? Sie ist die Entwickelung des menschlichen Geistes im Denken selbst, sie ist die Ausbildung des Denkens in der Geschichte, sie ist also die sich entwickelnde Geschichte selbst, aber im Kopfe, im Elemente des Gedankens. Ihr Inhalt sind die Wissenschaften, und ihre Form ist das System der Wissenschaften; aber der Inhalt ist nicht todter Stoff, sondern lebendiges Denken, und die Systematisirung ist kein äußerliches Fachwesen, sondern die Hindurchführung, d. h. Entwickelung der Ideen (oder des lebendigen Denkens) durch alle ihre Gestalten.

Und weiterhin sagt er:

Es sind nicht nagelneue Erfindungen eines einsamen Sonderlings, sondern es sind die mit staunenswerther Gelehrsamkeit verarbeiteten, entwickelten und an ihren richtigen Platz gestellten Gedanken aller wirklichen Philosophen; und es ist hiermit eine Kritik der reinen Vernunft gegeben, der nur Plato und Aristoteles etwas Aehnliches, kein anderer Denker ein gleiches Werk entgegenzusetzen hat. Es ist nie etwas so Großes geleistet worden. Schon die wahre Form der Entwickelung zu finden, war viel; wie viel mehr ist ihre Durchführung durch den ganzen Stoff, den Natur und Geschichte in unbewältigter Gestalt darboten?

Die skizzirte Geschichte der griechischen Philosophie, welche Ruge mittheilt, hat große Vorzüge. Er versteht es, das Wesentliche hervorzuheben, und markirt namentlich alle Ansatzpunkte, an welche Hegel später angeknüpft hat. Mit Recht hebt er bei der Darstellung des Heraklit das vortreffliche Werk Lassalle's hervor, der auch ein geharnischter Junghegelianer war, von Kopf zu Fuß. Die Entwickelung der Platonischen Ideenwelt, zu deren Charakteristik Ruge schon 1832 durch seine „Platonische Aesthetik“ einen Beitrag geliefert hat, wie die Darstellung des aristotelischen Systems sind, bei aller Kürze, weit klarer und durchsichtiger als manche größere umfassende Werke über diese Philosophen.

Im ganzen stimmt Ruge wol mit der eigenen Darstellung Hegel's in seiner „Geschichte der Philosophie“ überein. Desto schärfer weicht er von ihm ab, wo er die Philosophie des Mittelalters berührt, welche für ihn gar keine Philosophie ist, weil sie die Wahrheit außer sich, neben sich, ja über sich erkennt. Hegel selbst sei in diesen Fehler der Scholastik gefallen, wenn er die Dogmatik mit seinen Kategorien aufpolstert und den Gott der Juden „das Absolute“ nennt. Die Form des Denkens sei damals verloren gegangen, der menschliche Geist unterjocht, Glaube, Vorstellung, Ueberlieferung und Märchen über die Wissenschaft zum Herrn eingesetzt, ja die Gesetze oder Dogmen des kirchlichen Staats von einem alle Geister regierenden Herrn, dem Papste, geltend gemacht worden.

Dieser ungeheuere Rückschlag kostet der Welt eine tausendjährige Unterbrechung ihrer wissenschaftlichen Entwickelung und eine Unterjochung und Einschüchterung des Denkens, von der es sich immer nur noch an einzelnen Lichtpunkten und in wenigen Köpfen erholt hat.

Die Befreiung vom Mittelalter und von seinem Geiste findet Ruge nun in folgenden Momenten:

1) Die Wiederaufnahme des Studiums der Alten, ohne Rücksicht auf die Theologie.

2) Die Reformation, die vom Papst abfiel und an die Stelle der Autorität die freie Forschung setzte, freilich immer mit der Voraussetzung, daß die Wahrheit in der Bibel gegeben sei.

3) Die Philosophie, welche an die Stelle der gläubigen nun wieder die denkende und selbständige Forschung nach Wahrheit setzte.

Die Geschichte der neuen Philosophie bis auf Hegel wird nun in allgemeinen Umrissen skizzirt, von dem Hegel'schen System dagegen eine eingehende Entwickelung gegeben, welche die ganze Architektonik desselben nachzeichnet und mit richtigem Takt alles Wesentliche hervorhebt — keineswegs eine leichte Aufgabe bei dem immensen Gedankeninhalt der Hegel'schen Philosophie. Ruge beginnt mit der „Logik“, dem „reinen Denken, die Idee in der Idee“, geht über zur „Naturphilosophie“, die Idee als Natur, dann zur „Philosophie des Geistes“ und beschäftigt sich dann mit der „Phänomenologie“ und am ausführlichsten mit der „Rechtsphilosophie“.

So sehr ein mit Verständniß zubereiteter Extract aus Hegel wünschenswerth erscheint, da selbst viele der Räsonneurs den Philosophen gar nicht oder nur höchst oberflächlich aus einigen Phrasen kennen, mit denen der Unverstand hausiren geht, oder aus einigen Werken, die nur ein einseitiges und unvollkommenes Bild von ihm geben, so war es doch durchaus nicht Ruge's Absicht, einen Hegel für die Westentasche zu liefern, oder durch populäre Auftrennung und Zerfaserung seines Gedankengewebes für den Aufputz der mit Geist kokettirenden Toilettentische und Literaturbureaux zu sorgen. Er hat im Gegentheil seine Darstellung des Hegel'schen Systems kritisch beleuchtet und damit zugleich alle Punkte bezeichnet, an welche die Fortbildung desselben in den „Halleschen Jahrbüchern“ und in der junghegelschen Philosophie anknüpfen konnte.

Den Entwickelungen der „Logik“ gegenüber schweigt die Kritik allerdings gänzlich, um die Selbstbewegung der reinen Gedanken nicht zu stören. Auch der „Naturphilosophie“ gegenüber verhält sie sich neutral, obwol hier an vielen Stellen eine Glossirung schon durch den Fortschritt der Naturwissenschaften nöthig gemacht wird. Gleichwol ist die Geringschätzung der Hegel'schen „Naturphilosophie“

wie sie selbst von manchen Freunden des Systems ausgesprochen wird, eine unberechtigte. Die geistigen Imponderabilien, welche in der Natur latent sind, werden durch die Wage der Materialisten weder entdeckt, noch gewogen werden.

Erst bei der „Phänomenologie" setzt Ruge die Hebel einer fortbewegenden Kritik ein, die sich allerdings von der altklug auflösenden eines Haym und Julian Schmidt wesentlich unterscheidet. Ohne Frage schwebt diese „Phänomenologie" als eine zeitlose Entwickelung der Gestalten des Bewußtseins gewissermaßen in den Wolken über der Geschichte, aus der sie ganz anachronistisch einzelnes aus alter und neuer Zeit aufgreift. Es beruht dies allerdings auf einem ὕστερον πρότερον. Jene Gestaltungen des geschichtlichen Geistes waren das erste. Indem der Philosoph sie construirte und verallgemeinerte, gewann er erst den festen Halt für die Stufen des Bewußtseins, das seine Schattenwelt dann wieder mit dem Lebensblut derselben geschichtlichen Gestalten erfüllte, an denen er schon von vornherein das Maß für die speculative Einkleidung genommen hatte. Deshalb braucht man noch immer nicht zu bezweifeln, daß in diesem Werk die Geschichte die Metaphysik, und die Metaphysik die Geschichte verwirre. Ruge nennt die „Phänomenologie" das Mausoleum des vergangenen und die Geburtsstätte eines neuen Geistes. Doch gibt Ruge zu, daß die tiefsinnigen Entwickelungen Hegel's die Gestalten der Geschichte ebenso oft in einer Trübung, sie in einer Verklärung fassen. Er wendet sich namentlich gegen die Behauptung Hegel's, die Aufklärung sei eine bewußte Lüge, wenn sie von Pfaffenbetrug und Volkstäuschung spreche, auch leihe er dem Glauben eine speculative Tiefe, die er nicht hat:

Die Bücklinge vor dem Aberglauben und das scharfe Auffen der Aufklärung wegen ihrer verständigen Beschränktheit ad daher auch die Stichworte der reactionären Schule geworn; und obgleich Hegel dem todten Glauben durch alle Deung nicht wieder zum Leben verhelfen konnte, so ist es ihm ch ohne allen Zweifel darum zu thun gewesen: er sagt es ndertmal gerade heraus; ebenso wie er in der Politik für raltete Formen auftritt und dem Volksgeist oder dem politien Geist, der sich entwickelt und in der politischen Gemeinde enbart, nicht einmal die Würde des Geistes zugesteht, den die igiöse Gemeinde zum Vorschein bringt. Die Dialektik ist ilich der Speer des alten Helden, der die Wunden heilt, die schlägt, und wie die Kritik des Glaubens nicht fehlt, so ist erdings auch die Kritik der Aufklärung nicht verloren gegan. Beide lösen sich vollständig in die geistige Entwickelung ; und Hegel, der den Glauben und das politische Helotenm halten will, hat beiden den Todesstoß versetzt.

Auch den berühmten Abschnitt: „Die absolute Freit und der Schrecken", unterwirft Ruge einer scharfen itik, indem er meint, Hegel thue der französischen Reblik das Unrecht an, als wären alle organischen Unterede der Arbeit aufgehoben gewesen, gleichsam als hätte er nur regiert und niemand mehr Brot gebacken und huhe gemacht. Wenn Ruge dagegen anführt, der Reisentant Robespierre habe bei seinem Schuster gewohnt, ist dies wol ein lapsus calami, da der Wirth Robesrre's bekanntlich der Tischler Duplay war. Ruge nennt Hegel's Maßstab gegenüber der Revolution einen kleinlichen und fährt fort:

Hegel geht alle Einsicht in ein wirkliches Staatsleben und in die freie Bewegung der Gegensätze (der Parteien), d. h. in die Anwendung seines eigenen Princips der dialektischen Entwickelung auf das Volksleben ab. Er verkennt daher alle Formen, in denen sich der Volksgeist frei bethätigt, sowol die englischen als die nordamerikanischen, und polemisirt gegen sie mit der Aufhebung aller politischen Entwickelung durch Feudalismus und Königsgewalt. Weil die Gestalten des Geistes, wie sie in der Geschichte sich langsam gegeneinander auftreiben, in der Dialektik der „Phänomenologie" mit reißender Geschwindigkeit hervortreten und sich wieder auflösen, so thut diese Dialektik der Geschichte die Gewalt an, daß sie von ihrer Trägheit, von der Nothwendigkeit, einfache wahre Schritte der Entwickelung durch vielfache Wiederholung in das Bewußtsein der Volksmassen einzubilden, gänzlich absieht. Wenn die reine Dialektik auf diese Weise eine Tagesfrage der Politik anfaßt, so wirkt sie als Sophistik. Und wenn die „Phänomenologie" die Nothwendigkeit der historischen Gestalten nicht ausdrücklich hervorhebt, so wirkt sie ebenso, besonders wenn diese historischen Gestalten, wie Glaube, Aufklärung, demokratische Selbstregierung immer noch nicht gänzlich aufgehört haben, Tagesfragen oder politische Probleme zu sein.

Am schärfsten ist natürlich Ruge's Opposition gegen die „Rechtsphilosophie", jenes Werk Hegel's, das mit der Vernünftigkeit alles Wirklichen am meisten Ernst gemacht hat und auch diesen vielfach missverstandenen Ausspruch an seiner Stirn trägt. Hier klafft der Riß zwischen Hegel und seinen Jüngern am weitesten. Ruge sucht nachzuweisen, daß Hegel's Staatsformen begriffswidrig und unecht sind. Zunächst polemisirt er gegen des Philosophen Erklärung, daß Verträge nur Grundlagen des Privatrechts, nicht des öffentlichen Rechts sein können, und meint, daß Verträge überall in Wirksamkeit seien, wo es politisches Leben und Freiheit gelte. Gegen Hegel's strafrechtliche Theorie von der Wiedervergeltung versucht er eine auf gleichen Grundlagen ruhende, aber anders ausgeführte dialektische Entwickelung, der zufolge die Strafe wol der Zwang des Zwangs, aber deshalb der sich selbst aufhebende, der zur Freiheit umschlagende Zwang sei — die Besserung. Mit ähnlicher Wendung erklärt er sich gegen die Todesstrafe. Bei dem Hegel'schen „Polizeistaat" spricht Ruge von „faulen altpreußischen Fischen". Er meint, daß Hegel der Begriff des Staatsbürgers fehle, zu dem sich jeder selbst bestimmt, indem er denkend und handelnd in die allgemeine Entwickelung mit eintritt. Sogar die Mitglieder der Parlamente nenne er in der Encyklopädie „Privatpersonen". Die Staatsdiener dagegen seien ihm die eigentlichen Staatspersonen, die alles am besten verstehen:

Das innere Staatsrecht wird bei Hegel leblos. Es fehlt die Anschauung der alles durchdringenden bürgerlichen Gesellschaft, die den Staat durch die Erzeugung des Gemeingeistes und durch den Ausdruck desselben in den Formen ihrer Selbstregierung, der Presse und den Volksversammlungen, lebendig durchdringt.

Dann werden die Widersprüche nachgewiesen, deren Hegel sich in Bezug auf „die fürstliche Gewalt" schuldig macht, indem er zuerst alle Machtvollkommenheiten auf sie häuft und dann dem Könige nichts übriglassen will,

als „den Punkt über das I zu machen". Gegen das von Hegel vertretene Princip ständischer Gliederung, die „berüchtigte" Construction der Majorate und Fideicommisse, wendet sich Ruge mit großer Schärfe und nennt dann abschließend den Hegel'schen Staat ein glücklicherweise ungeborenes und auch nicht zur Welt zu bringendes Ungeheuer, zu dessen Erfindung sich der Polizeistaat, das Gelüste der Umkehr und die Sophistik des größten Meisters in der Dialektik verbinden müßten.

Hegel's Rechts- und Religionsphilosophie steht nach Ruge's Ansicht im schärfsten Widerspruch mit ihrem eigenen Princip. Diesen Widerspruch aufzuzeigen und aufzulösen, war nun die Aufgabe der „Deutschen Jahrbücher".

Die Geschichte dieses literarischen Unternehmens, zu dem sich Ruge durch eine in unsern „Blättern für literarische Unterhaltung" gerührte Lärmtrommel und die schonungslose Kritik der gelehrten Literaturzeitungen den Weg bahnte, nimmt den Schluß des vorliegenden Werks ein. Hier werden die Leser, denen es im feinen Aether der Hegel'schen Speculation unwohl wurde, wieder festen Boden unter ihren Füßen gewinnen; hier beginnt wieder der plaudernde Biograph den Faden, den er fallen ließ, aufzunehmen, und er plaudert mit vieler Jovialität und reiht Anekdote an Anekdote. Es handelt sich um die Zeit der erwachenden politischen Opposition in Preußen. Ruge war damals Stadtverordneter in Halle und zeigte etwas von dem „Halleschen Löwentrotz", den Heine besingt. Schon damals hatten die Stadtgemeinden die später so oft gerügte Unart, sich in politische Angelegenheiten zu mischen, und Ruge war der Matador auf diesem Gebiete. Doch auch aus dem blos communalen Leben theilt er manche pikante Anekdote mit. Die Bedeutung der „Jahrbücher" charakterisirt er selbst treffend mit den folgenden Worten:

> Die Fesseln, welche die Philosophie gebracht hatte, mußte die Philosophie nun auch wieder lösen. Aus dem geistigen Tode mußte sich geistiges Leben erzeugen; denn die Idee ist die absolute, sich selbst befreiende Macht. Diese Befreiung haben die Schriftsteller der „Halleschen" und „Deutschen Jahrbücher" vollzogen. Von Anfang an machten wir die Entwickelung zum Princip; wir wollten hier die Geschichte mitleben und mit hervorbringen. Ebenso anregend als fortreißend, wurden die „Jahrbücher" die bewußte Praxis der historischen Dialektik, eine bis dahin unerhörte Erscheinung. Es war das auch bis dahin unmöglich gewesen. Erst mußte die Methode der freien Entwickelung begriffen, eingelebt und zu absolutem Selbstvertrauen gelangt sein, bevor sie sich zu dieser Selbstbefreiung entlassen konnte. Den „Berliner Jahrbüchern" war die Hegel'sche Philosophie, aber nicht als freie Dialektik, sondern als dieses System der Restaurationszeit, Princip. Sie wurde dadurch der reactionäre Maßstab, den man überall anlegte; sie waren also das Organ der Knechtschaft und weit davon entfernt, freie Entfaltung der Idee zu sein und die Kritik der alles prüfenden Zeit selbst ans Ruder zu stellen. Waren jene die Philosophie als Restauration, so waren wir die Philosophie als Revolution, d. h. unser Princip war die ewige unerbittliche Selbstentwickelung der Idee. Der Gedanke tödtet sich, wenn er sich an die erstarrten Formen der Vorzeit wegwirft; der Gedanke regt alle Vorurtheile gegen sich zum Kampfe auf, wenn er sich frei verwirklicht.

Auch die Mittheilungen über den Entwickelungsgang der „Jahrbücher", die von einem anfangs specifisch preußischen Standpunkt zu immer kühnerm Radicalismus fortgingen, die Angabe über die Entstehung und Tendenz der einzelnen Artikel, wie z. B. des Manifestes gegen die Romantik, einer der größten literarischen Thaten der letzten drei Jahrzehnte, wird man nicht ohne Interesse lesen. Ist doch Ruge der Ueberzeugung von der geistig befreienden Mission Preußens bis auf den heutigen Tag treu geblieben, wie seine begeisterte Anerkennung der preußischen Siege im vorigen Jahre beweist, während Herwegh dieselben Gedanken, denen er in seinem Gedicht „An den König von Preußen" Ausdruck gegeben, jetzt, wo sie sich verwirklichen, verleugnet und Spottlieder auf dasselbe Preußen singt, dem er einst zurief:

> Des West und Ost, das Nord und Süd,
> Wir sind der vielen Worte müd' —

oder:

> Schlag' in die Feinde wie der Blitz,
> Schon tagt ein neues Austerlitz,
> Mögst du in seiner Sonne siegen!

Ruge ist ein immer noch bedeutendes Ferment in der geistigen Entwickelung unserer Zeit; seine frische joviale Natur sprüht von Kernsprüchen, die zündend wirken. Er ist ein Idealist de pur sang; aber wer wollte einem solchen Idealismus, der so jugendkräftig in die Gegenwart eingreift, nachsagen, daß er sich überlebt habe? Mögen die altklugen Kleinmeister des heutigen Tags aus diesem Bande der Ruge'schen Autobiographie lernen, wie man scharf und entschieden gegen Hegel polemisiren und doch sein großes philosophisches Genie mit Begeisterung anerkennen kann, während es jetzt zum guten Ton gehört, abzusprechen über das, was man nicht versteht, was man zu studiren zu träge ist. Die Fabel von den sauern Trauben wiederholt sich immer wieder: es ist nichts leichter als zu verdammen, was einem zu hoch hängt.

Rudolf Gottschall

Zur Länder- und Völkerkunde.

Der Albert Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen von Samuel White Baker. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt, 1 Chromolithographie und 2 Karten. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1867. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Speke's Entdeckungsreise nach den Nilquellen, die in Nr. 48 d. Bl. f. 1864 besprochen wurde, fand eine enthusiastische Aufnahme, wie kein zweites Werk der Reiseliteratur. Die Lösung des uralten Räthsels, das Jahrtausende alle forschenden Geister beschäftigt, war nun vollbracht. Außerdem gibt das Buch so merkwürdige Enthüllungen, Schilderungen von Land und Leuten, die zum Theil so märchenhaft klingen, daß man an der Wahrheit zweifeln könnte, wäre Speke's Ehrenhaftigkeit nicht hinreichend bekannt. Die wichtigste Thatsache seiner Reisen war die Entdeckung der seit Jahrtausenden gesuchten Quelle des heiligen Stroms.

Daß sich aber bald nach dem Erscheinen des Werks

die kritiſche Skepſis regen würde, iſt nicht anders zu erwarten. Es wurden Zweifel wach, ob der Victoria Nyanza die wirkliche und einzige Quelle des Weißen Nil ſei, denn Speke habe den Strom nicht von ſeiner Quelle bis nach Aegypten verfolgt u. ſ. w. Manche wollten ihm ſogar den mühevoll errungenen Lorberkranz wieder ganz entreißen. Zum Glück erſcheint nun Baker's Werk, durch welches Speke's Reſultate ergänzt und beſtätigt werden. Die Regionen und Stromſyſteme, welche Speke zu erforſchen verhindert ward, hat Baker bereiſt. Folgen wir ihm auf ſeiner Tour.

Er begann ſeine Expedition im März und ſegelte am 15. April 1861 von Kairo aus den Nil hinauf nach Süden in der Hoffnung, die Nilquellen zu entdecken und der Expedition der Kapitäne Speke und Grant zu begegnen, welche die engliſche Regierung zu demſelben Zweck von Zanzibar abgeſandt hatte. Da die Nilquellen bisher ſo oft vergeblich geſucht worden waren, machte er ſein Vorhaben nicht bekannt, war aber im Innern feſt entſchloſſen, dieſe Aufgabe zu löſen oder bei dem Verſuch unterzugehen. Mit kühnem Muth und felſenfeſtem Vertrauen auf die Führung einer göttlichen Vorſehung, einen Schutzengel in Geſtalt einer jungen Frau an der Seite, trat er ſeine Reiſe an. Seine junge Gemahlin ließ ſich durch die dringendſten Bitten nicht abhalten, ihn durch alle Todesgefahren zu begleiten.

Um arabiſch zu lernen, was durchaus zur Reiſe erforderlich war, entwarf er für das erſte Jahr einen Forſchungsplan, der die Zuflüſſe zum Nil von der abyſſiniſchen Gebirgskette her umfaſſen ſollte. Er bereiſte deshalb die abyſſiniſchen Gebirge und die Syſteme der Flüſſe, welche ſich von da aus in den Nil ergießen. Dieſe weitumfaſſenden Forſchungen will er in einem beſondern Werke veröffentlichen. Ueber Berber verfolgte er den Atbara bis zur Einmündung des Settite- oder Taccazyfluſſes; dann ging er in die abyſſiniſchen Gebirge. Die Flüſſe Atbara, Settite, Salaam, Angrab, Rahad, Dinder und der Blaue Nil ſind die großen Entwäſſerungskanäle Abyſſiniens; ſie haben alle einen gleichförmigen Lauf von Südoſt nach Nordweſt und treffen den Hauptnil durch zwei Mündungen, durch den Blauen Nil bei Khartum, 15° 30′, und durch den Atbara unter 17° 37′ nördl. Br. Der Blaue Nil, welchen Bruce vor 90 Jahren entdeckte, iſt während der trockenen Jahreszeit ſo klein, daß er nicht Waſſer genug für kleine Fahrzeuge hat. Der Atbara, in der Regenzeit Abyſſiniens ein bedeutender Strom, iſt mehrere Monate des Jahres hindurch ganz trocken. Als ihn Baker am 15. Juni 1861 zum erſten mal ſah, war er eine bloße Fläche funkelnden Sandes. Beide Ströme, welche den ganzen Waſſerabfluß Abyſſiniens aufnehmen, ergießen ihre Hochwaſſer in der Mitte des Juli in den Hauptnil; alſo nicht im Juni, wie durch einen Druck- oder Schreibfehler in der Ueberſetzung ſteht. Die Regenzeit beginnt in Abyſſinien zwar ſchon in der Mitte Mai, da aber das Land durch die Sommerhitze verſengt iſt, ſo werden die erſten Regen vom Boden eingeſaugt.

Bei dieſen Forſchungen ſtudirte Baker die arabiſche Sprache theoretiſch und praktiſch, reiſte dann durch das Baſéland wieder an den Nil und gelangte am 11. Juni 1862 nach Khartum, der Hauptſtadt der Sudanprovinzen, welche gegenwärtig etwa 30000 Einwohner enthält. Das türkiſche Regiment ſchildert er mit ſchwarzen Farben; er ſagt:

Vom höchſten bis zum niedrigſten Beamten ſind Unredlichkeit und Betrug die Regel — und jeder raubt im Verhältniß zu der Stufe, die er im Regierungsfach einnimmt —, während die Laſt der Erpreſſung auf die Eingeborenen fällt, hauptſächlich auf die Landwirthe. Die ſchwerſte und ungerechteſte Steuer iſt die auf die zum Landbau unentbehrlichen Waſſerſchöpfräder.

Wahren Abſcheu flößen die Schilderungen der Sklavenjagden ein:

Die Sklavenjäger umringen in der Nacht ruhig ein Dorf, während die Bevölkerung im Schlafe liegt, ſtecken die Grashütten nach allen Richtungen in Brand und ſchütten Musketenſalven durch das lodernde Dachſtroh. Im paniſchen Schrecken ſtürzen die unglücklichen Opfer aus ihren brennenden Wohnungen; die Männer werden niedergeſchoſſen wie Faſane auf einer Treibjagd, während die in Gefahr und Verwirrung beſtürzten Frauen und Kinder geraubt und in Sicherheit gebracht werden. Mit den Viehheerden, die ſich noch in ihrem Pferch befinden, wird man leicht fertig: man treibt ſie als Siegespreis fort. Dann werden die Frauen und Kinder aneinander befeſtigt, die erſtern in einem Inſtrumente verwahrt, das man Schéba nennt, und das aus einer gegabelten Stange beſteht, ſodaß der Hals der Gefangenen in die Gabel paßt, welche durch ein hinten feſtgebundenes Querholz geſchloſſen wird, während man die Handgelenke, auf der Vorderſeite des Leibes vereinigt, an die Stange bindet. Die Kinder werden hierauf an ihren Hälſen mit einem Strick an die Frauen geknüpft und bilden ſo eine lebendige Kette. In dieſer Ordnung läßt man ſie in Geſellſchaft mit den erbeuteten Heerden nach dem Hauptquartier marſchiren.... Die türkiſchen Beamten ſtellten ſich, als ob ſie die Sklaverei misbilligten, und doch war jedes Haus in Khartum voll Sklaven und die ägyptiſchen Offiziere pflegten einen Theil ihres Soldes in Sklaven zu empfangen, genau ſo, wie die auf dem Weißen Nil beſchäftigten Leute von ihren Herren bezahlt wurden.

Nachdem Baker in Khartum 45 Bewaffnete zur Bedeckung und 40 Mann als Matroſen engagirt hatte, wodurch ſeine Reiſegeſellſchaft ſich auf 96 Mann belief, ſegelte er am 18. December 1862 auf dem Nil hinauf bis Gondokoro, der ſchiffbaren Grenze des Fluſſes. Ein in ſeinem Dienſte ſtehender Deutſcher, Johann Schmidt aus Krombach in Baiern, ſtarb auf dieſer Fahrt. Seine letzten Gedanken waren bei einem Weſen, das er liebte, weit in der Ferne, in ſeinem Heimatsdorfe. Nachdem der Todte begraben, ging die Reiſe wieder vorwärts bis zum Sobatfluß, welcher 360 Fuß breit, unter 9° 21′ 14″ nördl. Br. in den Weißen Nil mündet. Dann erreichte er den Bahr el Gazal, deſſen Mündung das Anſehen eines Sees hat. Der ganze Fluß iſt ein Syſtem von Marſchen, ſtagnirendes Waſſer, das von Binſen und Ambatſchgehölz überwachſen iſt. Ueber die ihm begegnenden Nuehr-Eingeborenen ſchreibt Baker:

Sie treiben das Weſen der Wilden ziemlich auf die höchſte Spitze; die Männer gehen ſo nackt, wie ſie auf die Welt kamen; der Leib iſt mit Aſche eingerieben und ihr Haar mit einer Tünche von Aſche und Kuhurin roth gefärbt. Dieſe Kerle ſind die leibhaftigſten Teufel, die ich je ſah; es gibt für ſie keinen andern Ausdruck. Auch die unverheiratheten Frauenzimmer

sind ganz nackt; die verheiratheten haben eine aus Gras gemachte Franse um ihre Lenden.

Die Menschen des Kytschlandes, welche ebenfalls nackt gehen, bezeichnet er als Affen, die sich nur ganz auf das verlassen, was die Natur zu ihrem Lebensunterhalt hervorbringt, also weder säen noch pflanzen und demzufolge oft dem Hungertode nahe sind.

In Gondokoro fand eine Meuterei seiner Leute statt, welche aber durch die kühne Entschlossenheit seiner Frau glücklich beseitigt ward. Das freudigste Ereigniß war nun die Begegnung mit Speke und Grant, die von ihrer Entdeckungsreise in Gondokoro eintrafen. Baker glaubte, daß sie die Entdeckung der Nilquellen vollendet hätten und seine Expedition nun zwecklos sei. Er schreibt:

Als ich ihnen von ganzem Herzen Glück wünschte zu der Ehre, die sie in so herrlicher Weise geerntet hatten, gaben mir Speke und Grant mit charakteristischer Aufrichtigkeit und Großmuth eine Karte von ihrer Reise, aus welcher hervorging, daß sie den Nil, welchen sie vom Victoriasee aus verfolgt, unter 2° 17′ nördl. Br. überschritten hatten.

Hier wendet sich derselbe nach Westen und fließt in einen großen See, welcher Luta N'zige heißt, dessen Erforschung ganz besonders empfohlen wurde. Speke sprach seine Ueberzeugung aus, daß der Luta N'zige eine zweite Quelle des Nil sein müsse und schrieb eine ausführliche Reiseinstruction in Baker's Tagebuch, welche dieser in seinem Werke veröffentlicht. Speke bezeichnet diesen auf seiner Karte als „kleinen Luta N'zige" und „Hinterwasser des Nil". Aus Baker's Forschungen geht aber hervor, daß er viel größer als der Victoriasee und das Hauptreservoir des Nil ist. Hierauf kommen wir später zurück und verfolgen zunächst seine Weiterreise, welche mit abermaligen Meutereien und Desertionen seiner Leute beginnt, abgesehen von zahlreichen andern Mühseligkeiten und Landplagen, durch die Krankheit und Tod unter die Expedition gebracht wird.

Von Gondokoro aus machen zahlreiche Kataraкte und Stromschnellen die Beschiffung des Nil gefahrvoll, zum Theil unmöglich. Baker verließ deshalb den Strom und ging ostwärts durch die schönen Gebirgsländer Ellyria, Latuka, von da aus südlich nach Obbo, Faradjoke, wandte sich dann südwestlich nach Schoa und dann wieder nach Süden zu den Karuma-Wasserfällen, kam also auf Speke's Reiseroute. In Ellyria traf er mit einer türkischen Handelsexpedition zusammen, befürchtete einen Kampf; aber auch hier gelang der Klugheit und Kühnheit der Frau Baker nicht nur eine Aussöhnung, sondern sogar ein Bündniß mit dem Anführer Ibrahim, was die guten Folgen hatte, daß Baker nun vor den Aufständen seiner eigenen Leute gesichert war und einen Verbündeten gegen die Angriffe der wilden Eingeborenen hatte.

Herrliche Landschaften boten sich dem Blicke dar, ein wahres Elysium mit den schönsten Früchten und Jagdthieren! Aber die Menschen stehen noch auf der niedrigsten Stufe. Die Häuser der Latukas sind in der Regel glockenförmig, während andere ungeheuern, gegen 25 Fuß hohen Zuckerhüten gleichen. Die Dächer sind mit Stroh gedeckt und ruhen auf einer kreisförmigen Mauer; das Dach bildet daher eine Haube, die bis auf dritthalb Fuß von der Erde herabreicht. Der Eingang ist nur 2 Fuß und 2 Zoll hoch; der Eintritt muß daher auf allen Vieren stattfinden. Das Innere ist dunkel, von Fenstern haben die Baumeister keinen Begriff. Die Leute gehen so wie sie die Natur erschaffen, flechten sich aber aus ihren Kopfhaaren, welche sie mit Garn durchweben, eine feste Haube, gleichsam einen Helm, an dessen Vorderseite ein Stück polirtes Kupfer angebracht wird. Ihre Armbänder haben rund herum lange Messerklingen als Zierde, dienen indeß auch als Kampfeswaffe und zur Züchtigung der Frauen. Diese armen Wesen haben nicht so viel Werth wie eine Kuh. Die Idee einer Gottheit ist dort nicht vorhanden, keine Religion, auch nicht einmal in der rohesten Form der Fetischanbeterei. Baker versucht, einen Häuptling über Gott und Unsterblichkeit zu belehren, dieser erwidert:

Das ursprüngliche Korn steht nicht wieder auf; es verfault wie der todte Mensch; die erzeugte Frucht ist nicht dasselbe Korn, das wir in die Erde legten, sondern das Erzeugniß dieses Korns. So ist es auch mit dem Menschen: ich sterbe und vergehe und höre auf; aber meine Kinder wachsen auf wie die Frucht des Korns.

So lautet die Lebensweisheit Commoro's. Baker gab seine Bekehrungsversuche auf gegenüber einer Naturweisheit, welche mit vielen philosophischen Systemen der Neuzeit eine frappante Aehnlichkeit hat.

In Obbo knüpft er ein Freundschaftsverhältniß mit dem Häuptling Katschiba an, der als großer Magiker dem Volke bei eintretender Dürre Regen schafft, d. h. nachdem sie ihm eine Anzahl Viehheerden und Früchte geopfert haben. Dies ist Katschiba's Steuersystem; bringt das Volk nicht Opfer genug, so schafft er keinen Regen und wenn darob alles verschmachten müßte.

Ein eifriger Anhänger der Darwin'schen Theorie bemerkte, daß Reisende geschwänzte Menschen in Afrika gesehen haben wollten, mithin die Lehre der Abstammung vom Affen gar nicht so absurd sei. Auch Baker erblickte Menschen mit Schwänzen. Die Frauen des Barristammes tragen eine Umgürtung, besetzt mit Perlen oder kleinen Ringen und als Hintergehänge einen aus Lederstreifen oder Garnfäden verfertigten Schwanz. Reisende, welche dergleichen Leute nur in der Ferne gesehen haben, mögen das ja noch von Kant wiederholte Märchen von geschwänzten Menschen ausgesprengt haben.

Vor den Karuma-Wasserfällen gelangte Baker an den aus dem Victoriasee ausfließenden Strom, welcher Victorianil, auch Somersetfluß genannt wird, hier nach Westen umbiegt und dann in den Luta N'zige, jetzt Albert Nyanza fällt, dann einige Stunden nördlich mit größern Wassermassen wieder aus demselben heraustritt und ununterbrochen nordwärts fließt. Die Reise ging jetzt dem Victorianil parallel; nach den Karuma-Fällen bei Atada aufwärts nach Süden bis zum Kamrasdorf 'Mruli am Kafur. Dort wendete sich Baker südwestlich, dann nach Westen, überschritt den Kafur und kam endlich an den gesuchten großen Albert Nyanza.

lassen sich nicht bezweifeln oder durch Muthmaßungen umstoßen, wie man dergleichen gegen Speke's Forschungen vorgebracht hat.

Von den Karuma-Wasserfällen zog Baker nordwärts durch unbewohnte Prairien und Sümpfe, kam ins Madiland und traf den Nil bei Apuddo, reiste dann zu Lande, aber stets dem Nil parallel, bis nach Gondokoro und schiffte von hier hinab nach Aegypten, um von da aus in die Heimat zu reisen. Seine romanhaften Abenteuer und Schilderungen von Land und Leuten, Thieren und Pflanzen möge man im Werke selbst nachlesen, das nicht nur eine belehrende, sondern auch eine angenehm unterhaltende Lektüre bietet. Die beigegebenen Karten und Abbildungen veranschaulichen das Gesagte und sind eine wesentliche Ergänzung des Buchs.

So hat denn abermals ein edler Forschergeist eine entscheidende That vollbracht. Solche Leiden, Drangsale und Todesgefahren, wie sie Speke, Grant und Baker auf ihren Forschungsreisen erlitten, um die Wissenschaft zu bereichern, verdienen die ehrenvollste Würdigung.

21.

Unterhaltungsliteratur.

Auf keinem Gebiete der literarischen Thätigkeit findet man ein solch buntes Gemisch von ganz schlecht geschriebenen, faden und frivolen Machwerken einerseits, und eleganten, mit Liebe und Verständniß durchgearbeiteten Productionen andererseits, wie auf dem Felde der Romanliteratur. Die unzähligen neuen Erscheinungen von dem verschiedenartigsten Werthe fluten einem gleichsam wie ein stets sich erneuernder Wellenschlag entgegen; und es erscheint fast räthselhaft, daß sich immer Leser genug finden für solche zum Theil so unbedeutende Erzeugnisse. Vieles davon wird Makulatur — ein Handelsartikel, den man in frühern Zeiten wenig kannte, der aber jetzt in manchen Städten wie Leipzig und Berlin bedeutende Ziffern aufweist —, meistens findet indeß jeder Roman seine Leser, denn der Kreis derselben umfaßt alle Schichten der Gesellschaft, und die widersprechendsten Geschmacksrichtungen und die verschiedenartigsten Anforderungen wollen befriedigt werden. Der Gelehrte, der Künstler, der Geschäftsmann, der Handwerker, selbst schon der thatendurstige Fortianer und der romantisch gestimmte Ladenlehrling, alles greift nach Romanen, um sich zu zerstreuen und zu unterhalten und um sich auf Augenblicke in die Welt der Phantasie zu flüchten. Wenn man dazurechnet, daß die Frauen, von der hochadelichen Dame an bis zur bürgerlichen Putzmacherin herab, sich vorzugsweise auf Lektüre von Romanen beschränken, so wird es einem klar, daß dieser Zweig der Literatur deshalb so sehr cultivirt wird, weil die Nachfrage in allen Klassen der Gesellschaft eine so außerordentlich große ist.

Die vorliegenden Romane sind für sehr verschiedene Bildungsstufen berechnet; die erste Stelle verdient ohne alle Frage:

1. Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Max Müller. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 24 Ngr.

Der Inhalt ist kurz angedeutet folgender. Der Sohn eines bürgerlichen Beamten in einer kleinen Residenzstadt wird als Kind zuweilen auf das fürstliche Schloß mitgenommen und verkehrt hier mit den Kindern des Fürsten. Es entsteht eine treue und liebevolle Freundschaft zwischen ihm und der einen Tochter des Fürsten, der Gräfin Maria. Letztere ist mit einem tiefen seelenvollen Gemüthe ausgestattet; leider ist ihr Körper siech und hinfällig, und ihr Leben wird nur durch die aufopfernde Sorgfalt und Pflege des Hausarztes gefristet. Als der Gespiele ihrer Kindheit ausstudirt hat, kehrt er in seine kleine Vaterstadt zurück; er sieht die Gräfin Maria wieder, und es entwickelt sich jetzt zwischen ihnen ein inniges Liebesverhältniß, voll von Poesie und Wonne, doch zugleich auch voll von Wehmuth und herber Trauer, denn die Gräfin stirbt nach kurzer Zeit.

Das Buch enthält acht „Erinnerungen" an dieses Verhältniß; gesammelt und mit einem Vorwort begleitet sind sie von dem ebenso geistreichen wie gelehrten Max Müller in Oxford, dessen Name allein schon für den Werth des Buchs bürgt. Und in der That enthält dasselbe die sinnigsten, lieblichsten und anregendsten Gedanken und Betrachtungen über Liebe, Glauben und Poesie, überhaupt über alle Verhältnisse und Beziehungen, welche den Menschen tiefer berühren. Die Sprache ist gewählt und poetisch, ohne im geringsten gesucht zu sein. Das Buch verdient mehr als einmal gelesen zu werden. Gern möchten wir einige Stellen daraus mittheilen, wenn der Raum es gestattete. Möge es einen recht großen Leserkreis finden!

2. Still und bewegt. Ein Lebensbild von Amalie von Klausberg. Jena, Mauke. 1866. 8. 1 Thlr.

Die Hauptzüge der Erzählung sind folgende. In einer kleinen Stadt lebt ein Arzt, Doctor von Hagen, mit drei Töchtern und einem Sohn; die Mutter ist todt. Die älteste Tochter, Dora, hat die Sorge für das Hauswesen übernommen, und sie erfüllt diese Aufgabe mit seltener Hingebung und Aufopferung: in allen ihren Anschauungen und Handlungen läßt sie sich durch die beiden Begriffe „Pflicht" und „Nächstenliebe" leiten. Durch einen Zufall wird ein junger Graf mit der Familie von Hagen bekannt und er faßt eine schwärmerische Zuneigung zu Dora. Auch diese liebt ihn; doch gibt sie ihm, als er ihr seine Liebe gesteht und um ihre Hand wirbt, kein bindendes Versprechen; sie fürchtet, der Graf könne sich über sich selbst täuschen und sich übereilen. Wenn er einige Jahre älter und reifer an Urtheil ist, will sie seine Hand annehmen. Durch die Verhältnisse werden Dora und der Graf getrennt. Nach mehrern Jahren erst kehrt der letztere zurück. Dora liebt ihn immer noch; auch er ist ihr bis dahin treu geblieben; als er aber Dora's jüngere, jetzt herangewachsene Schwester Alma erblickt, welche eine Perle von Schönheit ist, erwacht in

dritter Klasse, vom 15. April bis 15. November voll; den Bahr el Gazal; dieser führt aber nur wenig Wasser zu. Vom östlichen Ufer den Sobat, einen Fluß erster Klasse, vom Juni bis December voll. Der Bahr el Giraffe wird von den Eingeborenen als ein Arm des Weißen Nil bezeichnet; er verläßt im Eliablande den Hauptstrom, vereinigt sich aber unter 9° 25′ nördl. Br. zwischen dem Bahr el Gazal und dem Sobat wieder mit ihm. Der Sobat ist der stärkste Nebenfluß des Weißen Nil und wird außerdem, daß er die Flüsse aus den Berri- und Latukaländern aufnimmt, wahrscheinlich durch viele Nebenflüsse aus dem Gallalande um Kassa herum gespeist; er ist Ende December voll bis zum Uferrand. Nördlich von dem Sobat hat der Weiße Nil keine Nebenflüsse weiter, bis in Khartum der Blaue Nil und unter 17° 37′ nördl. Br. sein letzter Nebenfluß, der Atbara, sich mit ihm vereinigen. Diese zwei großen Ströme, welche, durch die Regen Abyssiniens gespeist, Ende Juli plötzlich Hochwasser bekommen, erhöhen die Wassermasse des Nil bis zu einem Umfange, der die Ueberschwemmungen Unterägyptens veranlaßt und durch die herbeigeschwemmten Erdmassen dessen Fruchtbarkeit bewirkt.

Der Albert Nyanza liegt nach Baker's Messungen 2720 Fuß über dem Meeresspiegel und enthält süßes Wasser. Während der zehntägigen Fahrt auf dem See fand er, daß jeden Tag bis 1 Uhr nachmittags Windstille herrschte, dann erhob sich ein Windstoß aus Südwest, welcher die Mannschaft nöthigte, ans Ufer zu fahren und zu landen. Speke's Höhenangabe des Victoria Nyanza (3740 Fuß) scheint nicht zu niedrig zu sein. Abgesehen davon, daß das angrenzende Land 4—5000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, so haben ja auch die Ufer des Victorianil an manchen Stellen eine Höhenlage von 4000 Fuß. Was aber die Angabe mancher Schriftsteller betrifft, daß der weit oben im Süden liegende Tanganyikasee, welcher jenseit des 3. südlichen Breitengrades liegt und dessen Lage Speke zu 1850 Fuß über dem Ocean bestimmte, wahrscheinlich einen Strom nordwärts nach dem Nil sende, die eigentliche Nilquelle also weiter südlich im Tanganyikasee zu suchen sei, so ist diese Muthmaßung ganz falsch und widerspricht allen Karten und Berichten über die Höhenverhältnisse jener Region. Speke und andere Reisende haben diese Gegenden besucht und an vielen Stellen die Höhe bestimmt. Daraus geht hervor, daß das ganze Terrain nördlich vom Tanganyikasee 1—2000 Fuß höher liegt, ja daß eine Gebirgskette diesen See vom Victoria- und Albertsee scheidet; nämlich jene Gebirge, welche Speke als Mondgebirge bezeichnete und die im Osten den Victoriasee und im Westen den Albertsee speisen. Diese Gebirgsregion, welche sich natürlich auch nach Süden abdacht, speist auch den südlich liegenden Tanganyikasee, welcher also vom Norden her Ströme empfängt, aber keine nordwärts senden kann, sonst müßten ja seine Gewässer bergauf fließen. Ein Blick auf Speke's und Baker's Karten und ihre Beschreibung der Gebirgsregion beweisen dies mit größter Evidenz.

Nach der zehntägigen Seefahrt kam Baker in Magungo an, wo der aus dem Victoria Nyanza kommende Somersetfluß oder Victorianil in den See fließt. Hier stieg er ans Land und betrachtete von einer Anhöhe den See, die umliegenden Gebirge und den Weißen Nil, wo er aus dem Albert Nyanza austritt und nordwärts fließt:

Die hervorragendsten Gegenstände, welche die westliche Grenze bildeten, waren die Berge auf der malleggaschen Seite, mit dem See im Vordergrunde. Einige Meilen nördlich schien ein Riß in der Bergkette zu sein und der See setzte sich nach Westen fort, aber sehr verschmälert, während die Bergkette auf der nördlichen Seite des Risses nach Nordosten fortlief. Gerade nach Nord und Nordost war das Land eine todte Fläche, und soweit das Auge reichte, war eine Strecke hellgrünen Schilfs, die den Lauf des Nil bezeichnete, wie er aus dem See floß. Die Wasserfläche, welche in Magungo etwa 17 Meilen breit war, endete nach Norden in einen langen Streifen oder Schwanz, bis sie sich in dem flachen Thal von grünen Binsen verlor. Dieses Thal mochte vielleicht 4—6 Meilen breit sein und wurde auf seiner westlichen Seite von der Fortsetzung der Bergkette begrenzt, welche die westliche Grenze des Sees gebildet hatte.

Baker wollte auf dem Nil von seinem Austritt aus dem See hinabfahren, aber die Eingeborenen verweigerten ihre Hülfe, weil sie befürchteten, von ihren Feinden getödtet zu werden. Er vernahm von ihnen, daß der Weiße Nil von seinem Austritt aus dem See bis ins Madiland zu Miani's Baum schiffbar sei, also bis zu 3° 34′ nördl. Br., aber zum Mitfahren konnte er sie nicht bewegen. Er stand deshalb davon ab, und weil er es Speke versprochen hatte, untersuchte er den Victorianil von seiner Mündung in den Albertsee bis zum Karuma-Wasserfall; er fuhr also aus dem See heraus auf dem Flusse hinauf ostwärts, machte dann die nicht schiffbare Strecke dem Strome parallel zu Fuß und kam glücklich in Atada an, denn er hatte sich nun von der Wahrheit überzeugt, daß der Victorianil aus dem Victoriasee ausfließt, und sich in den Albertsee ergießt, um weiter nördlich mit einer viel größern Wassermasse wieder aus diesem See auszutreten und in das Land Aegypten zu ziehen. Diesen Lauf hat er zwar nicht befahren, aber er sah ihn in Magungo aus dem Albert Nyanza hinausströmen und durch die Länder Koschi und Madi ziehen, also eine nordöstliche Richtung nehmen. Demzufolge mußte er ihn im Madilande wieder treffen. So geschah es auch, denn er reiste vom Karuma-Fall nordwärts und gelangte bei Apuddo wieder an den Fluß. Baker sagt:

Von unserm Standpunkte in Magungo sahen wir die Länder Koschi und Madi liegen und den Nil aus dem See heraus und durch sie fließen. Wir mußten, wenn wir direct von Karuma über Schoa nach Gondokoro gingen, nothwendig durch diese Länder ziehen, und trafen wir im Madi- und Koschilande den Fluß nicht, so war der Nil, den wir jetzt sahen, nicht der Nil von Gondokoro. Wir wußten jedoch, daß es so war, da Speke und Grant diesen Weg gegangen waren und den Nil in der Nähe von Miani's Baum im Madilande getroffen hatten, während das Koschiland auf seinem westlichen Ufer lag. Da wir uns nun jetzt an der Nilquelle befanden und den Fluß durch das Madi- und Koschiland gehen sahen, so wäre jeder Beweis gegen den Fluß das argumentum ad absurdum gewesen.

Damit wird wol jeder einstimmen, der Speke's und Baker's Forschungen gründlich studirt. Hoffentlich ist nun die Nilquellenfrage endgültig erledigt, Baker's Resultate

lassen sich nicht bezweifeln oder durch Muthmaßungen umstoßen, wie man dergleichen gegen Speke's Forschungen vorgebracht hat.

Von den Karuma-Wasserfällen zog Baker nordwärts durch unbewohnte Prairien und Sümpfe, kam ins Madiland und traf den Nil bei Apuddo, reiste dann zu Lande, aber stets dem Nil parallel, bis nach Gondokoro und schiffte von hier hinab nach Aegypten, um von da aus in die Heimat zu reisen. Seine romanhaften Abenteuer und Schilderungen von Land und Leuten, Thieren und Pflanzen möge man im Werke selbst nachlesen, das nicht nur eine belehrende, sondern auch eine angenehm unterhaltende Lektüre bietet. Die beigegebenen Karten und Abbildungen veranschaulichen das Gesagte und sind eine wesentliche Ergänzung des Buchs.

So hat denn abermals ein edler Forschergeist eine entscheidende That vollbracht. Solche Leiden, Drangsale und Todesgefahren, wie sie Speke, Grant und Baker auf ihren Forschungsreisen erlitten, um die Wissenschaft zu bereichern, verdienen die ehrenvollste Würdigung.

21.

Unterhaltungsliteratur.

Auf keinem Gebiete der literarischen Thätigkeit findet man ein solch buntes Gemisch von ganz schlecht geschriebenen, faden und frivolen Machwerken einerseits, und eleganten, mit Liebe und Verständniß durchgearbeiteten Productionen andererseits, wie auf dem Felde der Romanliteratur. Die unzähligen neuen Erscheinungen von dem verschiedenartigsten Werthe fluten einem gleichsam wie ein stets sich erneuernder Wellenschlag entgegen; und es erscheint fast räthselhaft, daß sich immer Leser genug finden für solche zum Theil so unbedeutende Erzeugnisse. Vieles zwar wird Makulatur — ein Handelsartikel, den man in frühern Zeiten wenig kannte, der aber jetzt in manchen Städten wie Leipzig und Berlin bedeutende Ziffern aufweist —, meistens findet indeß jeder Roman seine Leser, denn der Kreis derselben umfaßt alle Schichten der Gesellschaft, und die widersprechendsten Geschmacksrichtungen und die verschiedenartigsten Anforderungen wollen befriedigt werden. Der Gelehrte, der Künstler, der Geschäftsmann, der Handwerker, selbst schon der thatendurstige Tertianer und der romantisch gestimmte Ladenlehrling, alles greift nach Romanen, um sich zu zerstreuen und zu unterhalten und um sich auf Augenblicke in die Welt der Phantasie zu flüchten. Wenn man dazurechnet, daß die Frauen, von der hochadelichen Dame an bis zur bürgerlichen Putzmacherin herab, sich vorzugsweise auf Lektüre von Romanen beschränken, so wird es einem klar, daß dieser Zweig der Literatur deshalb so sehr cultivirt wird, weil die Nachfrage in allen Klassen der Gesellschaft eine so außerordentlich große ist.

Die vorliegenden Romane sind für sehr verschiedene Bildungsstufen berechnet; die erste Stelle verdient ohne alle Frage:

1. Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Max Müller. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 24 Ngr.

Der Inhalt ist kurz angedeutet folgender. Der Sohn eines bürgerlichen Beamten in einer kleinen Residenzstadt wird als Kind zuweilen auf das fürstliche Schloß mitgenommen und verkehrt hier mit den Kindern des Fürsten. Es entsteht eine treue und liebevolle Freundschaft zwischen ihm und der einen Tochter des Fürsten, der Gräfin Maria. Letztere ist mit einem tiefen seelenvollen Gemüthe ausgestattet; leider ist ihr Körper siech und hinfällig, und ihr Leben wird nur durch die aufopfernde Sorgfalt und Pflege des Hausarztes gefristet. Als der Gespiele ihrer Kindheit ausstudirt hat, kehrt er in seine kleine Vaterstadt zurück; er sieht die Gräfin Maria wieder, und es entwickelt sich jetzt zwischen ihnen ein inniges Liebesverhältniß, voll von Poesie und Wonne, doch zugleich auch voll von Wehmuth und herber Trauer, denn die Gräfin stirbt nach kurzer Zeit.

Das Buch enthält acht „Erinnerungen" an dieses Verhältniß; gesammelt und mit einem Vorwort begleitet sind sie von dem ebenso geistreichen wie gelehrten Max Müller in Oxford, dessen Name allein schon für den Werth des Buchs bürgt. Und in der That enthält dasselbe die sinnigsten, lieblichsten und anregendsten Gedanken und Betrachtungen über Liebe, Glauben und Poesie, überhaupt über alle Verhältnisse und Beziehungen, welche den Menschen tiefer berühren. Die Sprache ist gewählt und poetisch, ohne im geringsten gesucht zu sein. Das Buch verdient mehr als einmal gelesen zu werden. Gern möchten wir einige Stellen daraus mittheilen, wenn der Raum es gestattete. Möge es einen recht großen Leserkreis finden!

2. Still und bewegt. Ein Lebensbild von Amalie von Klausberg. Jena, Manke. 1866. 8. 1 Thlr.

Die Hauptzüge der Erzählung sind folgende. In einer kleinen Stadt lebt ein Arzt, Doctor von Hagen, mit drei Töchtern und einem Sohn; die Mutter ist todt. Die älteste Tochter, Dora, hat die Sorge für das Hauswesen übernommen, und sie erfüllt diese Aufgabe mit seltener Hingebung und Aufopferung: in allen ihren Anschauungen und Handlungen läßt sie sich durch die beiden Begriffe „Pflicht" und „Nächstenliebe" leiten. Durch einen Zufall wird ein junger Graf mit der Familie von Hagen bekannt und er faßt eine schwärmerische Zuneigung zu Dora. Auch diese liebt ihn; doch gibt sie ihm, als er ihr seine Liebe gesteht und um ihre Hand wirbt, kein bindendes Versprechen; sie fürchtet, der Graf könne sich über sich selbst täuschen und sich übereilen. Wenn er einige Jahre älter und reifer an Urtheil ist, will sie seine Hand annehmen. Durch die Verhältnisse werden Dora und der Graf getrennt. Nach mehrern Jahren erst kehrt der letztere zurück. Dora liebt ihn immer noch; auch er ist ihr bis dahin treu geblieben; als er aber Dora's jüngere, jetzt herangewachsene Schwester Alma erblickt, welche eine Perle von Schönheit ist, erwacht in

selbst das Ergebniß subjectiver Nothwendigkeit, durchaus bedingt durch subjective Formen der anschaulichen Vorstellung. Schließlich wirft er nochmals die Frage auf, von welcher Art nach alle dem Vorangegangenen unser Wissen in Bezug auf das Wesen der Dinge sei, und beantwortet sie in folgenden Worten:

Wir wissen von Erscheinungen, Erkanntem, Vorgestelltem. Daran aber knüpft sich die Ueberzeugung, daß die Dinge außerdem noch „etwas, was nicht anschaulich erkannt werden kann", seien, und daß dieses „außer jeder Beziehung zu einem Erkennenden an und für sich Seiende das Reale sei. Was dieses innerste nicht anschauliche, jenseit aller Erfahrung liegende transscendente Wesen der Dinge sei, wissen wir nicht". . . . Wir können nur aus der wesentlichen Einheit der Materie und ihrer Kräfte, der subjectiven Nothwendigkeit einer einheitlichen, mechanischen Auffassung derselben schließen, daß es ein „Einiges, in jedem Dinge ganz zum Ausdruck gelangendes Wesen sei".

Wir haben uns erlaubt, die betreffenden Stellen anzuführen, um die vollkommene Uebereinstimmung des Verfassers mit Schopenhauer's Lehre auch von der „Welt als Wille" desto deutlicher hervorzuheben, und zweifeln nicht, daß die Anhänger dieses Philosophen sich Glück dazu wünschen werden, einen solchen Mann zu den Ihrigen zählen zu dürfen. David Asher.

Aus dem Leben berühmter Tonkünstler.

1. Mozart und Haydn in London. Von C. F. Pohl. Erste Abtheilung: Mozart in London. Zweite Abtheilung: Haydn in London. Wien, Gerold's Sohn. 1867. 8. 4 Thlr.

In beiden Abtheilungen dieses in seiner Art höchst verdienstvollen, jedenfalls mit größtem Fleiß in dem reichen Detail zusammengestellten Werks ist die Darstellungsweise dieselbe. Grundlage des Gemäldes bildet die genaue Beschreibung der jeweiligen musikalischen Zustände Londons, seiner verschiedenen musikalischen Vereine, der Concert-, Oratorien- und Opernaufführungen, nebst biographischen Skizzen über die bedeutendern mit Mozart und Haydn dort in Berührung gekommenen Künstler.

Mozart war in den Jahren 1764 und 1765 als achtjähriger Knabe nebst seiner zwölfjährigen Schwester Marianne in London, wohin der Vater von Paris die Wunderkinder brachte, um mit ihnen möglichst viel Geld zu verdienen. Der Verfasser faßt den Erfolg in folgenden kurzen Worten zusammen:

Das Jahr 1764 neigte sich zu Ende. Leopold befand sich nun bereits acht Monate in der großen Weltstadt. Dreimal hatten Tochter und Sohn bei Hofe gespielt; beide hatten ein öffentliches Concert mit glänzendem Erfolg gegeben und Wolfgang überdies noch als Organist Staunen erregt. Aber in einer so großen Stadt, wo das Interesse so vielfach in Anspruch genommen ist, will auch die Aufmerksamkeit fortwährend durch neue, sich steigernde künstliche Mittel gereizt sein, wenn nicht Theilnahmlosigkeit eintreten soll. Leopold mußte dies nur zu bald erfahren. Wir werden ihn im folgenden Jahre immer ängstlicher die Wunder seiner Kinder anpreisen und alle Mittel versuchen sehen, den möglichsten Vortheil aus seinem ungewöhnlich langen Aufenthalte zu ziehen. Bei Hofe spielten die Kinder nicht mehr; dort hatte man an anderes zu denken. Von Local zu Local sieht sich die Familie getrieben; immer beredter werden die Ankündigungen, immer bescheidener zugleich die Ansprüche, mit denen Leopold das wundergierige Publikum anzulocken suchte. Den ganzen Gewinn der ersten Hälfte seines Aufenthalts sieht er, schnell gewonnen, noch schneller entschwinden. Die Schwierigkeit, eigene Concerte zu geben und auf einmal größere Einnahmen zu erzielen, suchte er auf anderm Wege zu ersetzen, indem er das Publikum einladet, die Kinder in ihrer Wohnung zu hören und so doch wenigstens tropfenweise das Verlorene wieder einzubringen. Doch vergebens. Die Neugierde ist befriedigt, das Interesse vorüber. Die fast abgelaufene Saison drängte zum Aufbruch. Noch einmal versuchte es die Familie, in dem für Kunst weniger empfänglichen Theile der Stadt, in der City, aufzutreten, wo die Kinder in einem bescheidenen Locale sich hören lassen und es nicht verschmähen, dort, wo die Kunst nicht verstanden wird, selbst zu Kunststückchen ihre Zuflucht zu nehmen. Doch der Kampf ist von kurzer Dauer, der Erfolg ein zweifelhafter, denn plötzlich verstummen die Ankündigungen, ohne es auch nur auf ein „letztes Auftreten" ankommen zu lassen. Die Familie verläßt London.

Mozart's größere Werke eroberten sich erst spät Eingang in England. Sonderbarerweise war sein letztes Werk, das „Requiem", dasjenige, welches zuerst dort aufgeführt wurde (1801). Im Jahre 1806 folgte „Titus", „Cosi fan tutte" und „Die Zauberflöte" 1811 (20 Jahre nach dem Tode des Componisten!), „Figaro's Hochzeit" 1812, „Don Juan" 1817, „Die Entführung" 1827 (die drei letztern sehr verstümmelt).

Unter ganz andern Verhältnissen betrat Haydn den englischen Boden. Ihn, den fast Sechzigjährigen, begleitete der schon weit verbreitete Ruhm seiner Compositionen, welche eben die Veranlassung waren, daß ihn der Violinspieler Salomon für seine Concerte engagirte. Sein zweimaliger Aufenthalt in London (1791 und 1792, dann 1794 und 1795) war für ihn und die Kunst erfolgreich. Er selbst wurde zu gesteigerter Thatkraft angespornt; Ruhm und Auszeichnungen in Fülle waren die Folgen. Auch in pecuniärer Beziehung durfte er mit dem Resultat seiner beiden Reisen zufrieden sein; sie trugen ihm im ganzen gegen 24000 Gulden Gewinn ein, ungerechnet die Honorare für seine Compositionen, seine Mitwirkung in Concerten und den Unterricht in Klavier und Composition. Haydn war nun im Stande, seinen alten Tagen mit sorgenfreiem Blick entgegenzusehen. Trotz des vorgerückten Alters sollte jedoch seine Leier noch nicht verstummen. Im Gegentheil ertönten ihre Saiten gar bald wieder in noch vollern Accorden. Nur wenige Jahre, und England begrüßte das Meisterwerk („Die Schöpfung") jenes Mannes, dessen Muse daselbst nach Händel's Heimgang die ersten nachhaltigen Erfolge im Reich der Töne erkämpft hatte.

Für den Forscher musikalischer Geschichte dürfte das Werk einen dauernden Werth beanspruchen.

2. Otto Nicolai. Eine Biographie von Hermann Mendel. Berlin, Mendel. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Otto Nicolai ist jedenfalls ein interessanter Tonsetzer, dessen überall gegebene komische Oper: „Die lustigen Weiber von Windsor", seinen Namen noch lange auf den Brettern erhalten wird. Mit Dank ist daher vorliegendes, aus authentischen Quellen entstandenes biographisches Denkmal von den Freunden der Musik entgegenzunehmen.

Karl Otto Nicolai, geboren zu Königsberg am 9. Juni 1810, war der Sohn eines Musiklehrers daselbst. Der

Vater, den sein Beruf den größten Theil des Tags vom Hause entfernt hielt, konnte nur wenig für die Veredlung und moralische Bildung des Sohnes thun, ja ein unglückseliges Vorurtheil hatte in ihm eine Art Abneigung gegen den armen Knaben entwickelt, die sich in einer oft ungerechten Strenge geltend machte und mit der Zeit von übelm Einflusse auf den Charakter und die geistigen Eigenschaften des Kindes sein mußte, abgesehen davon, daß auch die körperliche Entwickelung unter dieser Behandlung litt. Manifestationen des tief innewohnenden Musiksinns erweckten die Aufmerksamkeit und die Speculationsideen des Vaters, und er begann schon früh, ihm Klavierunterricht zu ertheilen. Dem Charakter des Lehrers gemäß waltete dabei eine unbarmherzige Strenge ob, die sich vermehrte, als trotz der reißenden Fortschritte des Knaben dennoch nicht die Absicht ausführbar schien, ein musikalisches Wunderkind aus ihm zu machen, das auf seinen Reisen Geld und Ruhm zusammenhäufte. Die harte Behandlung des Vaters trieb ihn manchmal tagelang aus dem Hause, und endlich nach einer furchtbaren körperlichen Mishandlung entlief er im Jahre 1826 ohne Legitimationspapiere, ohne Geld, ohne Nahrungsmittel und ohne andere Kleidung, als die er gerade trug, der Heimat gänzlich. Sein gutes Geschick führte ihn dem kunstliebenden Auditeur Adler in Stargard zu, welcher sich seiner annahm und seine Ausbildung in jeder Weise förderte. So ausgerüstet kam Nicolai an einem heitern Octobertage des Jahres 1827 nach Berlin, und damit begann für ihn eine schönere, hoffnungsvollere Zeit. Unter Klein, Berger und Zelter lag er aufs eifrigste seinen Studien ob. Bald trat er auch als Vocalcomponist auf, und namentlich seine Vocalduetten (gleich op. 2, das vielfache Auflagen erlebte) machten entschiedenes Glück. Auch größere Vocal- und Instrumentalsachen kamen von ihm zur öffentlichen Aufführung.

Eine hervorstechende Charaktereigenschaft Nicolai's war Reizbarkeit. Diese entwickelte sich progressiv fortschreitend mit seiner erweiterten Thätigkeit und den Erfolgen, mit denen er bisher auf keine erheblichen Hindernisse gestoßen war, und ist vielleicht als die Mutter aller seiner übrigen Schwächen, besonders des zunächst daraus hervorgegangenen Egoismus und der künstlerischen Eifersucht anzusehen. Ein Beispiel davon liefert die Thatsache, daß er am Tage der Aufführung einer Operette von dem mit ihm gleichstrebenden Taubert (1832) fast besinnungslos davonlief und, aufgeregt und excentrisch wie er war, im Begriff stand, sich das Leben zu nehmen, sodaß seine Freunde die größte Mühe hatten, ihn einigermaßen bei Besinnung zu halten. Erst als er den Miserfolg des Werks vernommen, fand er nach und nach seine Ruhe wieder.

In Gesellschaft des Ritters Bunsen ging er im Dezember 1833 als Organist an der Gesandtschaftskapelle nach Rom, wo er unter Baini die alte Kirchenmusik studierte. Bald aber verursachten die Erfolge der italienischen Operncomponisten einen gänzlichen Umschwung in seinem musikalischen Sinnen und Trachten. Der schnell gewonnenen Achtung für Bellini, die bald in Nacheiferung und lebenslängliche Verehrung überging, gab er, abgesehen von seiner bald hervortretenden Compositionsmanier, auch einen directen Ausdruck durch einen Bellini's Tod gewidmeten Trauermarsch und durch mehrere Compositionen über Motive dieses Componisten. Er selbst begann eine Reihe italienischer Arietten und Canzonetten zu schreiben, die großen Beifall fanden und ihn ermunterten, den betretenen Weg weiter zu verfolgen. Er sah, wie leicht die italienischen Maëstri Ruhm und Lorbern pflückten, und beschloß, in gleicher Richtung sein Glück zu versuchen.

Das einzige Hemmniß sah er in seinem Amte; dennoch aber gelang es ihm, am 1. April 1837 seinen Abschied zu erwirken, und er richtete seine Schritte auf kurze Zeit nach Wien, wo er Gesangsunterricht zu geben begann und den Titel eines Professors des Gesangs am kaiserlichen Hoftheater erhielt. Trotzdem ihm der Aufenthalt in Wien, wo ihm zudem neben Konradin Kreutzer und Reuling die Kapellmeisterstelle an dem k. k. Hoftheater verliehen ward, sehr behagte, glaubte er doch nicht in dieser Stadt einen ausreichenden Wirkungskreis zu finden, und 1838 sehen wir ihn wieder in Italien. Hier vollendete er im folgenden Jahre ein paar Opern, welche zuerst in Triest zur Aufführung gelangten, aber nur theilweise Beifall errangen und verschollen sind.

Durch diesen Miserfolg nicht zurückgeschreckt, verfaßte er seinen „Templario", welcher in ganz Italien mit Enthusiasmus und über die Grenzen dieses Landes hinaus mit Beifall aufgenommen wurde. Es ist natürlich ein Product der italienischen, namentlich Bellini'schen Moderichtung, zeigt aber zugleich andererseits Vorzüge, die kein Italiener in dem Maße entwickelt, nämlich gründliche Harmonie und gehaltvolle Instrumentation. Der große Erfolg dieser Oper veranlaßte, daß Nicolai mit Aufträgen von seiten der Theaterdirectionen wahrhaft bestürmt wurde. Eine andere Oper, welche er 1840 in Genua zur Aufführung brachte, fand nur getheilten Beifall und verschwand für immer. Noch in demselben Jahre ging er an die Abfassung des „Proscritto", welcher indeß an der Scala in Mailand keinen Erfolg erlangte. Im Jahre 1841 erhielt Nicolai die Stelle als erster Kapellmeister an der k. k. Hofoper in Wien. Durch Gründung der Philharmonischen Gesellschaft, deren erstes Concert im Jahre 1842 stattfand, hat er sich einen unvergeßlichen Namen in der musikalischen Culturgeschichte Wiens erworben. Seinen „Proscritto" unterwarf er in Text und Musik einer Umarbeitung, und so gelangte die Oper unter dem Titel: „Die Heimkehr des Verbannten", zur Aufführung. Schon dem oberflächlichsten Blick auf die Partitur kann das Ringen zwischen deutscher gründlicher Musik und italienischer Compositionsmanier nicht entgehen, und es gibt ganze Nummern, die den Stempel dieses musikalischen Hermaphroditismus an sich tragen. Die Oper, welche im Winter 1843—44 und in den weitern Jahren an 40 Vorstellungen erlebte, ist zwar wie der „Templario" im Druck erschienen, aber von der Bühne gänzlich verschwunden.

Eine freudige Ueberraschung war dem Componisten zu Anfang des Jahres 1844 vorbehalten, wo ihm von dem Magistrat seiner Geburtsstadt Königsberg die Einladung zuging, als verdienstvoller Landsmann dem großen Jubelfeste beizuwohnen, welches die Universität zur Verherrlichung ihres dreihundertjährigen Bestehens zugleich mit der Stadt feiern wollte. Seinen Dank für die schmeichelhafte Aufmerksamkeit und Anerkennung seiner Vaterstadt beschloß er in einem der Feier entsprechenden Tonwerk auszudrücken, er wählte dazu die Form einer Ouverture über Luther's Choral: „Ein' feste Burg ist unser Gott", für Orchester, Orgel und Chorgesang. Das Werk ist als op. 32 erschienen.

In Berlin bot ihm König Friedrich Wilhelm IV. die Stellung eines Dirigenten des Domchors an, durch welchen er mehrere seiner Compositionen in einem Hofconcerte hatte aufführen lassen. Aber Nicolai zog es vor, der dramatischen Muse treu zu bleiben. Bei seiner Rückkehr nach Wien ging er sogleich an die Composition seines Hauptwerks, „Die lustigen Weiber von Windsor". Indeß legte er 1847 dennoch seine Stelle in Wien nieder und ging nach Berlin, wo er die Direction des königlichen Domchors und die Kapellmeisterstelle an der königlichen Oper erhielt. Am 9. März 1849 kamen „Die lustigen Weiber von Windsor" unter großem Beifall zum ersten mal zur Aufführung. Doch schon am 11. Mai desselben Jahres, im noch nicht vollendeten neununddreißigsten Lebensjahre, entriß ihn ein Schlagfluß der Kunst, welche noch so viel des Schönen von ihm zu erwarten hatte. Nicolai war klein von Person und nie verheirathet. Ein Verzeichniß seiner gedruckten und ungedruckten Compositionen (der Nachlaß befindet sich im Besitz des Musikalienhändlers G. Bock) schließt das Buch.

32.

Feuilleton.

Ein Theaterdirector als Theaterkritiker.

Bühnenleitung und Theaterkritik sind in Deutschland so getrennt, daß es zu den seltensten Ausnahmen gehört, wenn ein Schauspieldirector nach langjähriger Theaterführung zur Feder greift, um sich als Kritiker zu bewähren, noch dazu gegenüber der von ihm selbst so lange Zeit dirigirten Bühne. Dies Schauspiel gewährt jetzt Heinrich Laube in den „Dramaturgischen Berichten" der „Neuen Freien Presse". Kaum hat er sein Scepter niedergelegt, so erhebt er die Fahne der Empörung gegen seinen Nachfolger. Und da des Schicksals Mächte nicht blos eifersüchtig, sondern oft auch schadenfroh und witzig sind, so begibt es sich, daß gerade das erste Stück, das in seine kritischen Fangnetze geräth, ein Stück seines Nachfolgers im Amte ist: das Trauerspiel „Begum Somru" von Friedrich Halm, das allerdings von ihm selbst schon zur Aufführung am Burgtheater angenommen war. Mit einer Besprechung dieses Halm'schen Dramas eröffnet Laube seine „Dramaturgischen Berichte" und dieser Besprechung selbst sendet er eine allgemeine Charakteristik Friedrich Halm's als Dramatiker voraus, die freilich nicht gerade von einer allzu enthusiastischen Auffassung und schwärmerischen Vorliebe für die Dramen Halm's Zeugniß ablegt.

Dem Unbehagen, gleich bei seinem ersten kritischen Debut auf ein Halm'sches Trauerspiel zu stoßen, macht Laube mit den folgenden Zeilen Luft: „Ich kann nicht ausdrücken, wie ungern ich dies alles schreibe; wie widerwärtig es mir ist, auf diesem ersten kritischen Gange gerade einem Halm'schen Stücke begegnen zu müssen. Es liegt so nahe, daß die Alltäglichkeit eine gereizte Stimmung vorausgesetzt bei meinem Tadel. Und doch ist die obige Klassificirung Halm's so alt in mir! Wie oft habe ich beklagt, daß so viel Talent, wie Halm verliehen worden, nicht an einen tiefern Menschen gekommen ist. Welch ein Dichter wäre da entstanden! Jene Klassificirung keimte, als ich in den dreißiger Jahren seine «Griseldis» gesehen, sie wuchs aus dem Boden nach dem «Sohn der Wildniß», sie schoß in die Höhe nach «Sampiero» und dem «Fechter von Ravenna», und stand weitverzweigt da, als mir vor Jahren das nichtige «Wildfeuer»-Spiel vor Augen kam. Als Theaterdirector hatte ich keinen Beruf, meine volle Meinung auszudrücken; als Kritiker habe ich die Pflicht, die Wahrheit ganz auszusprechen, wie sie festgeprägt in mir liegt, sei es mir auch in diesem Augenblicke noch so unangenehm. Das Publikum hat das Recht, vom Kritiker vor allen Dingen Wahrhaftigkeit zu fordern."

Laube rechnet nämlich die frühern Stücke Halm's zur Kunstpoesie, und stimmt in principieller Hinsicht ganz mit dem von uns stets vertretenen Standpunkte überein; er verlangt für den Dramatiker Stoffe, die ohne künstliche Mache unserm Gedanken- und Empfindungskreise nahe zu bringen sind; er verlangt überhaupt eine Poesie, die in das Leben der Nation eingreift. In „Begum Somru" hat Halm nach Laube's Ansicht einen wesentlichen Fortschritt gemacht, indem er einen Stoff wählte, der Actualität besitzt, der wichtig und lebensvoll ist. Doch habe er den Schritt auf der neuen Bahn nur halb gethan. Die Liebe der Heldin zu einem nichtswürdigen Patron zeige, daß der Autor noch in der Schlinge der alten Vorliebe für Caprice hänge, in der Abneigung vor breiter, gründlicher Gestaltung. „Trotzdem", fährt Laube fort, „hielt ich nach der Lektüre «Begum Somru» für eine verdienstliche Arbeit und für ein haltbares Stück. Die Aufführung hat diese günstige Vorannung nicht bestätigt. Verkörpert auf der Scene treten die doch dramatische Vorgänge und Personen erst in volles Es zeigt sich auf der Scene, daß ein Ehebündniß zwischen klingender Romantik und realer Einfachheit nicht so leicht zu bewerkstelligen ist. Alter romantischer Stil und moderner Inhalt widersprachen sich unharmonisch und erzeugten Langeweile. Halm muß diesen Versuch eines Uebergangs eben nur als einen Versuch betrachten, welcher jetzt noch nicht gelungen ist, wel aber bei neuer Arbeit gelingen kann, sobald der Verfasser sich herzhaft und ganz befreit vom alten Kuhreigen erträumter Bei Die Figur und Rede eines Warren Hastings zeigt ja, daß es es kann." In Bezug auf die Aufführung beklagt sich der neue Theaterreferent „über den Singsang des Vortrags, den er gründlich ausgerottet zu haben glaubte", und darüber, daß dem Talent des Fräulein Wolter die dramaturgische Leitung gefehlt hat.

Eine Kritik in der „Presse" rühmt das Halm'sche Drama mit vieler Wärme als die beste Production dieses Autors. Ueberhaupt sind die Feuilletons der „Neuen Freien Presse" und der „Presse" jetzt in offenem Kriegszustande. Laube beginnt im Feuilleton der erstern Zeitung eine Geschichte seiner siebzehnjährigen Burgtheaterleitung zu entwerfen; alsbald leitet das Feuilleton der zweiten eine ähnliche Charakteristik dieser Theaterepoche mit der Versprechen ein, dem Dramaturgen auf dem Fuß zu folgen und ihn in einer Reihe von Artikeln jedesmal da zu corrigiren, wo ihn das geschichtliche Gedächtniß verläßt. So wird es dem Burgtheater an einer von zwei entgegengesetzten Seiten herabfallenden Beleuchtung nicht fehlen!

Literarische Notizen.

Goethe's Marmorbüste von dem Bildhauer Knaur ist von der Stadt Leipzig der Universität am hundertundzweiten Jahrestage der Immatriculation Goethe's als akademischer Bürger zum Geschenk gemacht worden. Goethe wurde am 19. October 1765 vom damaligen Rector Professor Ludwig inscribirt und zwar als ein Akademiker „bairischer Nation", zu welcher damals Ost- und Westfranken, Baiern, Schwaben, Oesterreich, Ober- und Niederpfalz, Oberrhein, Mainz, Hessen, Wetterau, Brabant, Lothringen, Elsaß, Schweiz, Tirol, Kärnten, Steiermark, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland und Irland gehörten. Gewiß ein glänzendes Annexionsprogramm für einen bairischen Großmachtspolitiker der Zukunft! Ueber Goethe's Universitätsleben in Leipzig gibt die vollständigsten Aufschlüsse das von uns bereits besprochene Werk von Woldemar Freiherrn von Biedermann: „Goethe und Leipzig" (2 Thle., Leipzig, Brockhaus, 1865).

Die Deutsche Schiller-Stiftung hat Freiligrath eine Ehrengabe von 500 Thalern zugewendet. Aus dem die Gabe begleitenden Schreiben theilen wir die folgende Stelle mit:

„Sehr verehrter Herr! Wir ergreifen mit herzlichem Vergnügen die Gelegenheit, Ihnen zu dem Resultate der Nationalsammlung, insofern es der Uebersicht vorliegt, Glück zu wünschen und die Genugthuung auszusprechen, womit wir in dieser erfreulichen Thatsache zwischen Volk und Dichter ein Band geknüpft sehen, welches beiden Theilen zum Ruhme und zur Ehre gereicht. Was die allgemeine Deutsche Schiller-Stiftung anbetrifft, so glauben wir, nachdem unerläßlich gewesene Vorfragen zur Klarheit und zur Verständigung geführt, nunmehr den Augenblick eingetreten, wo der Tribut derselben eine offene und mit Nutzen auszufüllende Stelle findet. Dieser Augenblick scheint offenbar derjenige zu sein, in welchem das Nationalgeschenk, nach dem natürlichen Gesetze der Schwere, welches so großen Veranstaltungen anhaftet, seine der Zukunft vorbehaltenen Früchte noch nicht der unmittelbarsten Gegenwart ist, während doch eben diese Gegenwart, der laufende Tag und die Stunde, unabweisliche Rechte geltend machen. Mögen Sie, hochgeschätzter Herr, in dem Anerbieten, welches wir Ihnen im Namen unsers nationalen Instituts stellen, den Zoll unsers anerkennenden Dankes erblicken, den Ihnen das Vaterland schuldet! Möge aber auch von nun an das Geschick, das Sie so schwer heimgesucht, ein freundliches werden, damit die Nation aus der Fülle Ihres großen Talents noch mehr der Gaben erhalte. . . . (Gez.) Freiherr von Münch."

Von der Auswahl dramatischer Werke von August von Kotzebue ist der sechste Band erschienen, welcher folgende Stücke enthält: „Das Intermezzo oder: Der Landjunker zum ersten male in der Residenz", „Der Taubstumme oder: Der Abbé de l'Epée", „Der todte Neffe", „Die Uniform des Feldmarschalls Wellington".

Die Dramen von Andreas May, einem Autor, der sich jüngst mit seiner „Amnestie" beachtenswerthe Bühnenerfolge errungen hat, wurden in zwei Theilen (Leipzig, Brockhaus) herausgegeben. Der erste Theil enthält die Dramen: „Cinqmars", „Die Jünger der Freiheit" und das Trauerspiel „Zenobia"; der zweite Theil das Lustspiel: „Der Courier in die Pfalz", das Drama „Wittenborg" und das Schauspiel „Die Amnestie".

Otto Girndt gibt „Dramatische Werke" heraus (Hamburg, O. Meißner), von denen das erste das Trauerspiel „Charlotte Corday" und die Lustspiele „Y" und „Paroli" enthält. Interessant ist es bei allen diesen Gesammtausgaben, zu sehen, wie beliebte Bühnenstücke der Autoren andere unbedeutende, von idealerm Gepräge, denen gewiß die stille Liebe der Autor gehört, ins Schlepptau nehmen müssen.

Bibliographie.

Aimard, G., Der Araucanier. Deutsch von A. Wießner. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Album schlesischer Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poesie. 6te Folge. Breslau, Mälzer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Anraucher. Harmloses Genrebild in 1 Akt, aus dem Leben eines Pfeifensammlers. Hannover, Lohse. Gr. 8. 15 Ngr.

Auerbach, B., Rede auf Ferdinand Freiligrath. Darmstadt, Zernin. 8. 7½ Ngr.

Aus Hannovers Gegenwart. Eine politische Novelle von ***. Leipzig, Kummer. 1868. Gr. 16. 24 Ngr.

Baumblatt, L., Das Fräulein von Flörsheim auf Landstuhl. Eine Novelle aus der Zeit des Franz von Sickingen. Nebst einer kurzen Geschichte der Burg Landstuhl und der Familie Sickingen. Mannheim. 8. 10 Ngr.

Becker, O., F. Becker's Erlebnisse in Rußland und Sibirien. Wiesbaden, Feller u. Gecks. 8. 7 Ngr.

Benedix, R., Die Mutter. Bilder aus dem Leben. Leipzig, Weber. 16. 20 Ngr.

Blum, K. L., Franz Lefort, Peter's des Großen berühmter Günstling. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 12 Ngr.

Blumen und Früchte. Ein Familienbuch zur Unterhaltung in Feierstunden. Eine Sammlung von Original-Erzählungen, Novellen, Gedichten ꝛc. 1ste Lief. Löbau, Walde. Hoch 4. 2½ Ngr.

Brook, A., Nanna. Ein Lebensbild. 2 Bde. Berlin, Kortkampf. 1868. 8. 2 Thlr.

Buch's, L. v., gesammelte Schriften. Herausgegeben von J. Ewald, J. Roth und H. Eck. 1ster Bd. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Burckhardt, H., Jagd- und Wald-Lieder. Im Verein mit Wald- und Forstgenossen herausgegeben. 1ste Sammlung. Hannover, Rieme u. Thiele. 1866. 8. 1 Thlr.

Forderungen der Zeit und der Humanität. Ideen und Vorschläge zur Lösung der socialen Frage. Offenes Sendschreiben an den hier tagenden hohen Reichsrath, an den hiesigen löblichen Gemeinderath, sowie an alle Freunde des Fortschrittes. (Von M. Leidesdorf.) Wien, Manz. Lex.-8. 7 Ngr.

Jung, A., Ueber Franz v. Baader's Dogmatik als Reform der Societätswissenschaft und der gesellschaftlichen Zustände. Erlangen, Besold. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Kern, J., Schlesiens Sagen, Legenden und Geschichten. In metrischen Bearbeitungen. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Laboulaye, E., Paris in Amerika. Nach der 17ten Auflage des französischen Originals von René Lefebure. Erlangen, Besold. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Langenberg, E., Adolf Diesterweg. Sein Leben und seine Schriften. Unter Mitwirkung der Familie herausgegeben. 1ster Thl. Diesterweg am Rhein. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 18 Ngr.

Leupolt, J. M., Ein Lebenslauf und sein Ergebniß für die allgemeine Bildung. Erlangen, Deichert. 1868. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lewald, A., Anna. Schaffhausen, Hurter. 1868. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Löber, R., Das innere Leben. Ein Beitrag zur theologischen Ethik und zur Verständigung mit der mündigen Gemeinde. Gotha, Schloßmann. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Mettingh, Freih. F. v., Lebens-Skizzen deutscher Tonsetzer. Ein Beitrag zur Geschichte der Oper. Nürnberg, Korn. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Meteler, B., Socialpolitisches Märchen für die Propheten der gothaischen Schule. Münster, Krick. Gr. 8. 5 Ngr.

Oertel, J. R., Paulus in der Apostelgeschichte. Der historische Charakter dieser Schrift an den paulinischen Stücken nachgewiesen. Halle, Schwabe. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Osten-Sacken-Dondangen, L. v. der, Gedichte. Dresden, Burdach. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paulus, E., Aus meinem Leben. Gedichte. Stuttgart, Neff. 8. 28 Ngr.

Pelp, A., Zum Beweis des Glaubens. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Preußenhaß. Beleuchtet von einem Süddeutschen. Leipzig, O. Wigand. 8. 8 Ngr.

Silberstein, A., Die Katharsis des Aristoteles. Aesthetisch-kritische Untersuchung. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 15 Ngr.

Starck, R., Die Stadt Zisterdorf im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns und die feindlich preußische Invasion im Jahre 1866. Korneuburg, Kühlopf. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Stern, A., Die Kaisertragödie in Mexico. Ein zeitgeschichtlicher Versuch. 1ste Lief. Dresden, Heinsius. Gr. 8. 6 Ngr.

Streben, E., Plänkler auf Vorposten. Leipzig, O. Wigand. 16. 20 Ngr.

Uschner, L. [R. W., Der Hagestolz. Leipzig, Leiner. Gr. 16. 15 Ngr.

Veltheim, H. v., Remy v. Trebour. Eine Erzählung aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Nach dem Französischen frei bearbeitet. Cöln, Bachem. 8. 12 Ngr.

Waldner, Minna, Die Thalmühle. Eine Dorfgeschichte. Frei nach dem Englischen der Verfasserin des Moravian life in the bleak forest. Ins Deutsche übertragen. Einzig rechtmäßige von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe. Basel, Bahnmaier. Gr. 16. 10 Ngr.

Weller, E., Der Volksdichter Hans Sachs und seine Dichtungen. Eine Bibliographie. Nürnberg, Sichling. 1868. 8. 20 Ngr.

Widmann, J. B., Orgetorix. (Ein Trauerspiel.) Dem schweizerischen Volke. Frauenfeld, Huber. Gr. 16. 12 Ngr.

Zedlitz-Trützschler, Elisabeth Gräfin, Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Eine Festgabe zur 800jährigen Gründungsfeier der Wartburg. Halle, Schwabe. Gr. 16. 15 Ngr.

Zu Hause. Geschichten und Bilder zur Unterhaltung. 3ter Jahrgang. 1868. 13 Hefte. Stuttgart, E. Hallberger. Hoch 4. à Heft 2 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet

von

Max Müller.

Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese zuerst anonym erschienene Schrift, eine seelenvoll und mit psychologischer Feinheit erzählte Novelle, hat in Deutschland wie namentlich auch in England (wo sie auch übersetzt wurde) so zahlreiche Freunde gefunden, daß der bekannte in England lebende deutsche Gelehrte Prof. Max Müller dadurch veranlaßt ward, sich nunmehr bei der nöthig gewordenen zweiten Auflage auf dem Titel zu nennen. Dieser Umstand wird dem Buche — das sich durch seinen Inhalt wie auch durch sein ansprechendes Gewand besonders zu einer Gabe für die gebildete Frauenwelt empfiehlt — zu den alten gewiß noch viele neue Freunde zuführen.

Karl von Holtei's Theater. 6 Bände.

Soeben ist vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theater

von

Karl von Holtei.

Ausgabe letzter Hand.

Sechs Bände. 16. Eleg. brosch. Subscriptionspreis 3 Thlr.

☛ Januar 1868 tritt der Ladenpreis von 4 Thlr. ein. ☚

„Diese Ausgabe schließt sich in ihrer äußern Ausstattung an die Gesammtausgabe der erzählenden Schriften Holtei's an und wird den Besitzern derselben ohne Zweifel eine willkommene Ergänzung dieses Schatzes von Haus- und Familienlektüre sein. — Ein Blick in das Inhaltsverzeichniß erfüllt uns mit Achtung vor der auch auf diesem Gebiete so reichen und von dauernden Erfolgen gekrönten Thätigkeit Holtei's. Enthält doch jeder Band mehr als eine dramatische Arbeit, die sich nicht nur bereits durch mehrere Jahrzehnte auf der Bühne gehalten hat, sondern auch ein beliebtes Volkseigenthum geworden ist. Wir brauchen zum Belege dafür nur an «Leonore», «Der alte Feldherr», «Wiener in Berlin», «Lorberbaum und Bettelstab», «Hans Jürge» u. s. w. zu erinnern. Viele der im ganzen 30 dramatischen Dichtungen Holtei's eignen sich auch vortrefflich zum Lesen oder Aufführen in Privatkreisen, sodaß auch aus diesem Grunde die Anschaffung der Sammlung zu empfehlen ist, die durch den verhältnißmäßig billigen Preis nach Möglichkeit erleichtert wird." Hamburger Correspondent. 1867. Nr. 180.

Verlagshandlung Eduard Trewendt in Breslau.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Der Albert-Nyanza,

das grosse Becken des Nil

und die

Erforschung der Nilquellen

von

Samuel White Baker.

Deutsch

von

J. E. A. Martin,

Custos der Grossherzogl. Sächs. Universitäts-Bibliothek Jena.

Autorisirte Ausgabe.

Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt, 1 Chromolithographie und 2 Karten.

2 starke Bände. Eleg. brosch. 5½ Thlr.

Die Quellen des Nil waren bisjetzt ein Geheimniss. Jetzt ist das Werk der Entdeckung der Nilquellen vollendet. *Bruce* gewann die Quellen des Blauen Nil, *Speke* und *Grant* gewannen die Victoria-Quelle des Weissen Nil und dem *Verfasser* war das Verdienst vorbehalten, das grosse Bassin der Aequatorialwasser des Nil zu entdecken, aus welchem der Fluss als der ganze Weisse Nil entspringt.

Die höchst spannend geschriebene Reiseschilderung gewinnt noch dadurch ein erhöhtes Interesse, dass des Verfassers junge Gattin den berühmten Entdecker auf seiner beschwerlichen Reise begleitete, alle die furchtbaren Strapazen mit ihm in treuer Liebe theilte und ihm schliesslich durch ihre zarte Pflege das Leben rettete und so das Gelingen der Expedition allein ermöglichte. Auch für Damen ist deshalb das Buch von grossem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe und Leipzig.

Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Anknüpfend an die Feier des 19. October, an welchem Tage der junge Goethe im Jahre 1765 auf der Universität Leipzig inscribirt wurde, gibt der Verfasser in diesem Buche eine Menge sehr werthvoller, zum Theil bisher weit zerstreuter zum Theil noch ganz unbekannter Mittheilungen aus Goethe's Leben und dem seiner Zeitgenossen, darunter eine Anzahl hier zum ersten mal gedruckter Briefe Goethe's. Das Werk ist demnach keine Gelegenheitsschrift, sondern eine wichtige Ergänzung der Goethe-Kunde und ein dankenswerther Beitrag zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 7. November 1867.

Inhalt: Romane von Gustav vom See, Leo Wolfram, Edmund Hoefer und Freiherrn von Stifft. Von Rudolf Gottschall. — Zur Ethik. Von Julius Frauenstädt. — Ein französischer Aesthetiker. Von Moritz Carriere. — Zum bevorstehenden Feste des Reformationsdenkmals. Von Georg Heusinger. — Sicilische Reisebilder. — Ein Lebensbild Abrahams a Sancta Clara's. — Feuilleton. (Ein Sendschreiben über das „Bücherleihen"; Die historische Commission bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane von Gustav vom See, Leo Wolfram, Edmund Hoefer und Freiherrn von Stifft.

1. Heimatlos. Roman in vier Bänden von Gustav vom See (G. von Struensee). Vier Bände. Breslau, Trewendt. 1867. 8. 6 Thlr.

Dieser Roman spielt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, um die Zeit, als Friedrich der Große starb und sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., mit Hülfe der Bischofswerder und Wöllner, der Geisterseher und Maitressen regierte. Die preußischen Zustände bleiben zwar im Hintergrunde, die Handlung bewegt sich meistens an den kleinen Höfen und spielt nur kurze Zeit in Berlin; aber der Autor hat diese Epoche gewählt, um das die Katastrophe herbeiführende Hauptmotiv benutzen zu können. Es bedurfte einer Zeit, in der die Cagliostros, die Geisterbeschwörer und Alchemisten eine Hauptrolle spielten, um uns glaublich zu machen, daß man mit solchen Mitteln, mit Hülfe einer künstlich arrangirten Geisterkomödie eine langjährige Intrigue enthüllen und die Leiter derselben zu Fall bringen konnte. Diese Intrigue geht von einem katholischen Kaplan aus, der sich des Gewissens einer Generalsfrau so vollkommen bemächtigt hat, daß dieselbe den Sohn erster Ehe ihrem Manne durch untergeschobene Briefe als unecht zu verdächtigen weiß. Er wird von dem Vater verstoßen. Der eigene Sohn der Generalin ist schwächlich, und die Intriguen des Kaplans gehen darauf hinaus, diesen zur Wahl des geistlichen Standes zu bestimmen und dann Hab und Gut der Kirche anzueignen, die bekanntlich einen großen Magen hat und ungerechtes Gut verdauen kann. Diese Intriguen sind weitaussehend, scheitern aber nahe dem Ziele durch die Gegenintriguen des Alchemisten, der die Generalin durch die Schauer einer Geisterkomödie zu einem zerknirschen Geständniß in Betreff der gefälschten Briefe bringt. So werden die Teufel ausgetrieben durch Beelzebub, den Obersten der Teufel.

Diese bewegende Maschinerie der Handlung nimmt indeß nicht das Hauptinteresse in Anspruch, welches sich an die Schicksale des verstoßenen Sohnes knüpft. Der Aufenthalt desselben bei dem Baron in Roda, seine Wirksamkeit als Cabinetssecretär am Hofe eines kleinen Fürsten, dessen Nachfolger, den Erbprinzen, er vielfach in seinen Verführungsplanen kreuzt, seine Gefangenschaft nach dem Regierungsantritt des letztern, seine Befreiung durch die schöne Lucie, die Alchemistentochter, seine Leidenschaft für das Mädchen, die durch die Vermuthung, sie könne seine Schwester sein, eine durch die gefälschten Briefe genährte Vermuthung, auf eine harte Probe gestellt wird, die glückliche Lösung, daß Richard durch eine einflußreiche Staatsstellung an einem deutschen Hofe, durch den Alleinbesitz des väterlichen Erbes und die Hand der schönen Lucie für seine Irrfahrten belohnt wird: das alles bildet den Hauptinhalt des Romans, der so nach den Grundregeln der Gattung die Entwickelung und Bildung eines Individuums durch abenteuerlich wechselnde und spannende Lebensgeschicke darstellt.

Eine weitere, in die Gegenwart eingreifende Tendenz liegt dem Autor fern. Er will nur ein Stück Menschenleben darstellen, in welches allerdings Kirche und Staat und die objectiven Lebensmächte bedeutend eingreifen. Die kirchliche Intrigue sowie ihr mystisches Gegenspiel erscheinen uns als die schwächere Seite des Romans, dessen Glanzpartie wol die Begegnisse Richard's an den Höfen bilden mögen. Was uns das Talent Gustav's vom See besonders respectabel erscheinen läßt: das ist die Sicherheit, mit der sich dasselbe in realen und praktischen Verhältnissen bewegt. Man fühlt hier stets festen Boden unter seinen Füßen. So ist die Verwaltungsmaschinerie in kleinen Staaten, sowie alle dieselbe bestimmenden Einflüsse, mit eingehender Kenntniß geschildert. Der schlimme Erbprinz ist kein taciteisch aufgebauschter Charakter, sondern eine besonders für die damalige Zeit durchaus glaubwürdige Erscheinung. Ueberhaupt haben die Charaktere des Romans durchgehende Lebenswahrheit, ohne gerade tief und bedeutend angelegt zu sein. Der General und die Generalin sind treffliche Typen; ebenso der kleine Baron in Roda mit seinen urkundlichen Quellenforschungen und altadelichen Marotten. Auch das Gesellschaftsfräulein als Gattin ist eine am häuslichen Herd mit Glück

gemachte Studie. Zart gehalten ist die Prinzessin und ihre erwachende Neigung. Am meisten tritt Lucie hervor. Mit psychologischer Wahrheit ist der Gegensatz geschildert zwischen mädchenhafter Schüchternheit und der alles wagenden Unternehmungslust, welche die Liebe auch in der Brust eines schwachen Mädchens zu entzünden vermag.

Ein anderer Vorzug des Romans ist die vollkommene Beherrschung der Romantechnik, die sich in demselben ausprägt. Der Autor weiß zu fesseln und zu spannen. Nun ist es wohl bekannt, daß auch die interessanteste Handlung in einer Weise erzählt werden kann, welche uns durchaus nicht in Mitleidenschaft zieht, während auch mehr alltägliche Begegnisse durch geschickte Darstellung uns interessant gemacht werden können. Diese kleinen Hülfsmittel der Routine lassen sich zwar erlernen, doch gehört immer angeborenes Geschick zu ihrer Anwendung. Es ist durchaus nicht gleichgültig, wo der Verfasser den Verlauf der Begebenheiten in dem einen Kreise der Handlung unterbricht, um uns in den andern zu führen; ferner, an welcher Stelle er die Hüllen einer noch verschleierten Vergangenheit lüftet, wie viel er uns davon auf einmal sehen läßt; in welcher Beleuchtung er diese oder jene Situation uns zeigt, wo er der Handlung in die Zügel fällt oder ihr raschern Lauf gönnt. Der Leser eines Romans muß immer einige kleine Räthsel mit sich herumtragen, deren Auflösung nicht gleich in der nächsten Nummer erfolgt. Wenn z. B. Oskar aus der Burg von Roda trotz der aufgezogenen Zugbrücke entkommt, so wäre es ungeschickt, wollte uns der Autor diese Flucht alsbald zum dramatischen Abschluß des dritten Bandes erzählen. Er sagt dagegen lakonisch: „Der beabsichtigte Zweck dieser Maßregel wurde jedoch nicht erreicht; denn am Morgen des folgenden Tags war der Gast spurlos verschwunden und die sogleich angeordneten Maßregeln, seiner wieder habhaft zu werden, blieben ohne Erfolg.“

So geht der Leser mit einer nicht aufgeklärten Thatsache, an der die Phantasie im stillen herumknorpelt, in den nächsten Band. Man kann sagen, daß auf der Summe solcher mit Geschick vermehrten Dunkelheiten die Spannung des Romans beruht, im Gegentheil zur Spannung des Dramas, die nur aus einer durchsichtigen Entwickelung aus den klarsten Vordersätzen hervorgeht. Ein anderes Hülfsmittel der Romantechnik ist der pathologische Reiz, die Appellation an unser Mitgefühl. Unsere Romanschriftsteller machen von ihm den ausgiebigsten Gebrauch. So hat auch Gustav vom See uns die Krankheit Oskar's mit einer, jedenfalls für tüchtige medicinische Studien sprechenden Lebenswahrheit, aber dabei mit einer Ausführlichkeit geschildert, welche einen allzu lazarethartigen Beigeschmack hat. Dasselbe mußten wir schon in Meißner's „Schwarzgelb“ tadeln, in welchem Roman uns die Krankheit der Cordelia am Schluß mit einer Gründlichkeit geschildert wird, daß wir fast vor lauter Medicinflaschen die Heldin nicht sehen. Dergleichen macht zwar Wirkung, doch es ist eine stoffartige Wirkung, die aus dem Bereich des schönen Scheins herausfällt. Es ist ein durchaus rührendes Motiv, wie Oskar dem mit Unrecht verstaßenen Bruder nachreist und bei dieser Wanderung den Rest seiner Gesundheit einbüßt. Doch die Art, wie uns sein Leiden und seine mehrfachen Blutstürze beschrieben werden, schwächt das Gefühl der Rührung, das dadurch verstärkt werden soll, indem wir jenes Motiv über den grell gezeichneten Krankheitsbildern und der durch dieselben hervorgerufenen Spitalstimmung vergessen.

Ueberhaupt beeinträchtigt Gustav vom See die Vorzüge seiner Romantechnik wieder durch die große Breite seiner Darstellung, welche namentlich in der ersten Hälfte des Romans störend hervortritt. Allen Respect vor dem Recht des Epikers, die ganze Breite der äußern Welt in seine Dichtung aufzunehmen. Doch es gibt des Gleichgültigen und Nichtssagenden so viel im äußern Leben und in der alltäglichen Conversation, daß die Dichtung auch im Roman wie überall von dem Rechte oder vielmehr von der Pflicht der Abbreviatur Gebrauch machen und in einen einzigen schlagenden Zug zusammendrängen muß, was sich im Leben in eine Reihe von Zügen zersplittert. So ist z. B. der Aufenthalt in Roda für den Entwickelungsgang unsers Helden blos eine Zwischenstation ohne alle in die Handlung eingreifenden Consequenzen. Auch der Aufenthalt Oskar's daselbst, der sich nur durch einen merkwürdigen Zufall in diese von der Heerstraße abgelegene Burg verirrt, hat einen vollkommen episodischen Charakter. Dafür ist die Darstellung der Localitäten, der Persönlichkeiten u. s. w. viel zu breit angelegt und läßt das Interesse erlahmen. Ebenso gehen die Gespräche oft ins Breite, indem der klare und praktische Weltverstand, der einen Grundzug in dem Wesen des Dichters bildet, von selbst zu ausführlichen Erörterungen geneigt ist. Es sind in dem Roman keine üppigen Ranken zu verschneiden, da er keine Spur einer wuchernden Ueberkraft trägt; wol aber wären einige langgestreckte Rabatten des Nutz- und Gemüsegartens zu cassiren und dem freiern Blumenflor einzuräumen. Auch diesen Blumenflor weiß der Autor mit Kunst und Geschmack zu pflegen. Die maßvolle Darstellung Goethe's ist das Muster, dem er nachstrebt. Der Roman enthält zahlreiche Schilderungen von stimmungsvollem Duft und Reiz, von lebendigster Anschaulichkeit. Dabei ist alles klar, fest, bestimmt; keins der ansprechenden Bilder steht auf einer wackeligen Staffelei. Als Probe für die Anschaulichkeit der Darstellung möge der Anfang der Schilderung stehen, wie Lucie sich dem gefangenen Richard im Kahne nähert, um ihm eine Feile als Mittel zu seiner, von ihr später selbst ausgeführten Befreiung zu überreichen:

Die Dämmerung senkte sich herab, mit angsterfüllter, zaghafter Seele stand sie am Fenster und blickte durch die Lücke der Bäume nach jenem alten Gebäude hinüber, dessen Umrisse in der Dunkelheit allmählich verschwammen. Die Nacht zog herauf; sie wußte, daß binnen kurzer Zeit der Mond aufgehen müsse; jetzt allein war es möglich, ihr Vorhaben auszuführen, jetzt, oder heute nicht mehr! Entschlossen, wenn auch hochklopfenden Herzens, sprang sie auf, nahm den Mantel und den Hut ihrer Dienerin um, welche sie sich schon vorher heimlich zurechtgelegt hatte, und eilte leisen flüchtigen Fußes über den langen Corridor die Treppe hinab. Unten mäßigte sie ihren Schritt, denn inmitten der Ausführung ihres gefährlichen Unternehmens

war sie plötzlich fest und besonnen geworden und sagte sich, daß sie das Benehmen ihrer alten Dienerin nachahmen müsse, um unerkannt und unbeachtet aus dem Schlosse zu gelangen. Es begegnete ihr nur ein Lakai, der ihr guten Abend wünschte, und die Schildwache am Thor machte einen schlechten Scherz. Dann war sie draußen in der menschenleeren und völlig dunkeln Straße. Rasch eilte sie weiter und gelangte bald an den äußern Rand des Teichs und zu dem Damm, auf welchem sie morgens gegangen war. In angstvoller Aufregung spähte sie nach dem Kahn, aber die herrschende Dunkelheit erlaubte ihr nur die nächsten Gegenstände zu erkennen. Eine unbeschreibliche Freude erfaßte sie, als sie den Kahn endlich gefunden und sich überzeugt hatte, daß auch das Ruder noch darin vorhanden sei. Würde es ihr gelingen, hinüberzurudern? Zwar war die Strecke nicht weit, aber sie hatte nie ein Ruder geführt, und ach! es war an der finstern Masse, welche an der andern Seite des Teichs sich gegen den Horizont abhob, nichts zu erkennen! Was nützte es ihr jetzt, daß sie so sorgsam die Fenster gezählt hatte — keins davon war sichtbar. Aber sie hatte keine Zeit zu weiterm Ueberlegen; mit einem Gebete, nicht auf den Lippen, aber in dem tiefsten Grunde ihrer Seele, Zagen und Furcht gewaltsam niederkämpfend, von dem Einen Gedanken beseelt, ihn zu befreien, stieß sie den Kahn vom Lande! Langsam trieb er auf der dunklen Fläche dahin, und dann schien es ihr, als ob er sich gar nicht mehr bewege. Sie senkte das Ruder in das Wasser, und zwang sich an, das Fahrzeug fortzutreiben, erschrak dann vor dem Geräusch, welches sie verursachte, und erkannte zugleich, daß der Kahn sich um sich selbst drehe, aber nicht in der beabsichtigten Richtung dahingleite. Es kam ein Augenblick trostloser Hülflosigkeit über sie, denn sie vergegenwärtigte sich mit Entsetzen die Möglichkeit, daß man sie hier in dieser Lage entdecken könne und dann alles verloren sei. Bald mußte der Mond aufgehen, es fing schon an, weniger dunkel zu werden, sie vermochte die Ufer zu erkennen, auch die Fenster an dem Gefängniß! Sie sah sich bis in die Mitte des Teichs gelangt, und den Kahn mit der Spitze nach demselben Ufer gerichtet, von dem sie abgefahren war. In fieberhafter Aufregung wechselte sie ihren Sitz und begann wieder zu rudern — sie kommt näher — nur noch eine ganz kurze Strecke — und jetzt — jetzt stößt der Kahn so hart und laut an die Mauer, daß sie Mühe hat, sich auf ihrem Sitze festzuhalten. Das Ziel ist erreicht — aber, während sie sich krampfhaft an die Steine der alten Mauer klammert, will das gebrechliche Fahrzeug unter ihren Füßen entgleiten — sie bedarf all ihrer Entschlossenheit, all ihres Muths, um nicht aufzuschreien, denn sie schwebt in der höchsten Gefahr, das finstere Wasser hinabzustürzen. Endlich hat sie das widerwillige Fahrzeug wieder in ihrer Gewalt. Aber welches Fenster ist das gesuchte? Es liegt nicht in der Möglichkeit, die Fenster zu zählen, es ist zu dunkel, auch wird sie durch die unmittelbare Nähe der Mauer daran gehindert. Aufrecht im Kahne stehend kann sie bis zu den Fenstern emporreichen. Eins derselben befindet sich unmittelbar über ihr. Vielleicht hat ein günstiger Zufall sie das richtige finden lassen. Leise faßte ihre weiße schmale Hand durch die Stangen des eisernen Gitters hindurch und klopft zaghaft an die Scheiben. Athemlos lauscht sie — sie hört nur das Pochen des eigenen Herzens — noch einmal klopft sie, lauter, deutlicher — da öffnet sich das Fenster, erschreckt fährt ihre Hand zurück, und ihre Gestalt schmiegt sich fest an die kalte feuchte Mauer.

Im directen Gegensatz des Stils und der Lebensanschauung zu dem Romane von Gustav vom See steht folgende:

Ein Goldkind. Roman von Leo Wolfram. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 3 Thlr.

In Nr. 19 d. Bl. haben wir desselben Verfassers „Verlorene Seelen" besprochen. Beide Romane verleugnen die Familienähnlichkeit nicht. Gegenüber der ruhigen Anschaulichkeit des vorherbesprochenen Werks von Struensee herrscht hier eine unruhige, prickelnde Beweglichkeit, freilich auch ein funkensprühender Esprit, wie wir ihn dort nicht finden. Hier ist Geist, Leben, Rausch, Leidenschaft, moussirender Champagner, der mit Knalleffect die Pfropfen in die Luft sprengt. Alle Fehler und Vorzüge der „Verlorenen Seelen" finden sich in diesem Romane wieder und zwar beide in gesteigertem Maße. Er ist pikanter, aber auch noch greller als jener.

Es gewinnt allerdings den Anschein, als ob Leo Wolfram in seinem Romanatelier einen photographischen Kasten aufgestellt habe, um die Bilder seiner Umgebungen treulich aufzunehmen. Es ist das österreichische high-life, das er schildert. Gewiß gehören viele dieser Gestalten dem wiener Leben an, nur daß sie mit poetischer Licenz retouchirt sind. Auch die Begebenheiten des Romans mögen auf wirklichen Erlebnissen ruhen, nur daß der Verfasser dieselben etwas abenteuerlicher zurechtgeschnitten hat. So mag der Roman den Werth eines Sittengemäldes haben; jedenfalls ist sein künstlerischer Werth dadurch beeinträchtigt worden. Ihm fehlt nämlich alles Licht; er ist durchaus schwarz in schwarz gemalt, ja sogar in einer Rabenschwärze. Die Charaktere sind scheußlich und gewinnen dadurch nicht, daß sie mit einer gewissen äußern Grazie bekleidet sind; die Motive sind niedrigster Art, die Gemeinheit triumphirt. Sagt doch der Verfasser selbst am Schluß: „Machtlos senkt den Arm mit dem Schwert die irdische Gerechtigkeit, wenn die Wagschale mit den Beweisen der Schuld emporschnellt — und die poetische liegt niedergeworfen, trauernd und gefesselt im Staube vor dem wirklichen Leben."

Der Realismus in dieser Fassung als bloße Copie der Wirklichkeit will uns nicht berechtigt erscheinen. Wenn übrigens das wiener high-life an Exemplaren wie die hier vorgeführten reich ist, so muß es von einem seltenen Hauch der Fäulniß und Verworfenheit angefressen sein, sodaß selbst die pariser Corruption sich nicht damit messen kann. Sind diese Erscheinungen aber nur Ausnahmen von der Regel, so schwindet damit der Reiz des Sittengemäldes und die Berechtigung des Dichters, gerade sie herauszugreifen.

Die einzige Gestalt des Romans, welche der Autor mit einigen Lichtern erhellt hat, sodaß sie den übrigen gegenüber als eine Idealfigur erscheint, ist die des Malers Morland, der von großen Weltreisen nach Wien zurückgekehrt ist. Doch auch sein Moralprincip zeigt von einer für den Rigoristen betrübenden Begriffsverwirrung:

Der junge Mann hat sich sozusagen ein Hausgesetz zu seinem Privatgebrauche ausgearbeitet, an dem er, wie an allem, was er einmal zum Grundsatz erhoben, unverbrüchlich festhält. Einer dieser Grundsätze, und zwar ein höchst lobenswerther, war der, keinem Mädchen und keiner Frau die Hand zu einem ersten Schritt vom rechten Wege abseits zu bieten. Er hatte kein Mädchenglück und keinen gestörten Hausfrieden auf seiner Seele. Desto schiefer stand es mit seiner Denk- und Handlungsweise bei Berührungen mit solchen, welche jenen ersten Schritt bereits hinter sich hatten. Das heißt, er respectirte das Respectable und beobachtete der Frau und dem Mädchen gegenüber, auf deren Vergangenheit kein Schatten ruhte, die zarteste

Zurückhaltung, während er da, wo er derlei Schatten vorfand, unbedenklich seinen eigenen sich mit demselben vermischen ließ. Dieser Grundsatz war so fest in ihm geworden, daß ein Gatte ihm die Begleitung seiner jungen Frau nach Kalkutta oder Mexico mit größerer Beruhigung anvertrauen konnte als einem türkischen Serailwächter — wenn nämlich Morland wußte, daß er bisher treu Bewahrtes zu bewahren habe; daß aber das Zugeständniß einer Begleitung nicht weiter als von Wien nach Hainbach im höchsten Grade bedenklich erschiene, wenn er Grund hätte, zu glauben, er hüte sozusagen einen leeren Käfig. Nur bei einer Gattung von Frauen war es ihm gleichgültig, ob ihre Vergangenheit einer weißen oder einer bereits etwas bräunlich geränderten Camellie glich, und er respectirte sie unter allen Umständen. Und dies waren diejenigen, die ihm nicht gefielen.

Das ist nun der weiße Rabe unter den Helden des Romans. Da ist zunächst die plastische Fürstin mit ihrer Modellliebhaberei. Sie war „keine Freyndin von langen erotischen Schachpartien; gelang es ihr nicht, durch einen raschen sogenannten Husarenmatt das Spiel zu gewinnen, so warf sie es zusammen". Diese Fürstin lebt in einem beständigen Krieg der Salonrivalität und der Liebesabenteuer mit der schönen Gräfin Melanie, der eigentlichen Heldin des Romans, äußerlich eine Madonna, innerlich eine „Beatrice Cenci". In der That ist es ein schlangenhaariges Scheusal, so sehr die Blüte von 23 Frühlingen auf ihren Wangen und das Sonnengold derselben auf ihren Haaren glänzt. Sie ist verheirathet mit einem kranken, gelähmten, im Rollstuhl hin- und hergefahrenen Grafen. Von ihrer Vorgeschichte erfahren wir alsbald zwei Verhältnisse aus dem ersten Jahre der Ehe, das eine mit dem siegreichen Major, das andere mit Marchetti, einem sehr kräftigen Naturmenschen, der in die Handlung wesentlich einzugreifen bestimmt ist. Ueber die Tugend der Madonna läßt uns der Autor durchaus nicht im Zweifel:

> Als der Major nach dem ersten Halbjahre ihrer Ehe ihr seine Gefühle im Stile eines sicher und gerade auf das Ziel losreitenden muntern Husaren entdeckte, antwortete sie in jenem einer eleganten und leichtfertigen Frau, und schien sich die Clowns bei Renz zum Vorbilde zu nehmen, welche in dem Augenblicke, wo der Forcereiter über das Hinderniß setzt, dasselbe so tief niederlassen, daß der Araber ohne Anstrengung hinüberfliegt.

Unter so bewandten Umständen können die Liebesabenteuer der Dame kein sonderliches Interesse in Aussicht stellen, da die Liebe im Roman nur interessirt, wenn sie ein Rennen mit Hindernissen ist. Auch ist es darauf nicht abgesehen; es handelt sich, wie schon der Titel andeutet, um Intriguen anderer Art, um eine Erbschaftsintrigue, indem die schöne Gräfin einem Sohn des Grafen aus erster Ehe, den er zum Erben seiner Million eingesetzt hat, diese Million entreißen will, die ihr erst aus zweiter Hand gehören soll. Die Art, wie diese Intrigue ausgeführt wird, ist ebenso pikant wie infam. Sie erhält zwar die Nachricht, daß jener Heinrich gestorben ist; Marchetti überbringt ihr den genauesten Bericht seines Todes. Aber sie weiß es besser; sie hat durch klerikale Intriguen einen Brief in der Hand, aus dem hervorgeht, daß der Stiefsohn Heinrich und Maler Morland ihre Namen getauscht haben. Deshalb muß sie über die Leiche des letztern zu ihrem Ziel gelangen. Sie weiß ihn in raffinirter Weise in ein amerikanisches Duell zu verwickeln, sodaß er sich von einem Felsen herabstürzt; damit hat das Goldkind sein Ziel, die Million, erreicht. Diese Geschichte ist so unerquicklich wie möglich; aber die Art, wie die Spannung bis zum letzten Moment wach gehalten und dann mit einer durchaus unerwarteten Ueberraschung belohnt wird, zeugt für das Talent des Autors, die im Roman erlaubten Coups in frappanter Weise zu benutzen.

Wir glauben kaum, daß irgendein anderer Roman eine so durchaus niederträchtige Heldin aufzuweisen hat, an der so wenig ein gutes Haar ist, wie an einem ins Wasser geworfenen Pudel ein trockenes. Diese fashionable Messalina ist in des Worts verwegenster Bedeutung „mit allen Hunden gehetzt". Zu einem raffinirten Mittel ihrer Intriguen gehört der „Hundetelegraph". Da unsere Leser schwerlich einen Begriff von dieser sonderbaren Art telegraphischer Geheimschrift haben, so wollen wir ihnen das Technische dieser neuen Verkehrserleichterung nicht vorenthalten. Ein Blatt in Großquart, das im Roman allerlei Schicksale erlebt, enthielt den Schlüssel des Geheimnisses:

> Es ließ sich am besten mit jenen Blättern des „Kladderadatsch" vergleichen, welche auf einer gleich einem Schachbret in kleine viereckige Felder getheilten Seite eine Menge von Bildchen vorführen, die in irgendeiner Beziehung zueinander stehen, als Variationen eines dem ganzen Cyklus zu Grunde liegenden Gedankens. Auf den ersten Blick machte das vom Winde hergewehte Blatt den Eindruck großer Monotonie und Armuth an Erfindung. Es zeigte vier Reihen von Feldern; in jeder befanden sich deren sechs und in jedem — ein Hund, und zwar ein Pintsch. Der Pintsch wie er sein soll — eine auf vier Pfoten ruhende Masse von Haaren, aus denen etwas von der Schnauze und die Enden seiner Pfoten vorstanden — die Augen selbstverständlich unsichtbar. Wenn ein großer Teleologe die Bemerkung machte, daß die Vorsehung es so wunderbar eingerichtet, daß die Katzen gerade an den Stellen Löcher im Balg haben, wo die Augen sitzen, so muß er auf den Einwurf gefaßt sein, daß bei den Hunden diese humane Einrichtung dadurch paralysirt wird, daß einem halbweg eleganten Pintsch die Haare auf eine Weise über die Augen wachsen, welche das Sehen nicht viel weniger erschwert, als ein darübergezogener Balg. Der auf dem Blatte vierundzwanzigmal wiederkehrende Pintsch war in liegender Stellung abgebildet und augenscheinlich durch ein mechanisches Mittel vervielfältigt, lithographirt oder mit einem Holzmodel abgedruckt. Doch zeigte jedes Feld eine mit Kreide gezeichnete Hand, welche in verschiedener Weise mit dem Pintsch beschäftigt war. Im ersten Felde ruhte sie auf dessen Kopf, im zweiten auf dem Halse, im dritten legte sie sich um die Schnauze, im vierten faßte sie die rechte Vorderpfote und so fort. Die Combinationen von Hand und Pintsch waren übrigens durchweg einfach, lauter Bewegungen, welche vorkommen können, wenn jemand mit einem ihm zur Seite liegenden Hündchen spielt, während die Gedanken anderwärts beschäftigt sind. Es hatte keines langen Nachsinnens der beiden Beschauer bedurft, um die Bestimmung des Tableau zu erkennen. Unter dem ersten Felde stand ein A, unter dem zweiten ein B und so weiter bis Z. Das Y war weggelassen, sodaß die 24 Felder für alle Buchstaben des Alphabets ausreichten. Die Rückseite enthielt eine Ergänzung, deren Nothwendigkeit sich erst nachträglich fühlbar gemacht haben mochte. Noch einmal der Pintsch; die Hand zog einen Büschel Haare am äußersten Rücken ende empor. Daneben stand ein Fragezeichen. Die Beschauer begriffen alsbald, daß der Schlüssel einer Zeichensprache vor

ihnen lag, mittels deren zwei Personen, welche die Bedeutung jeder aufgezeichneten Bewegung auswendig gelernt, sich mit Leichtigkeit einige Worte mittheilen konnten, von welchen die übrigen Anwesenden nicht mehr verstehen sollten, als der dazu verwendete Hund. Von letzterm wurde nichts verlangt als die Erfüllung der bekannten ersten Bürgerpflicht, und von Seite der einander Telegraphirenden natürliche, zwanglose Bewegung und unregelmäßige Intervalle zwischen den Zeichen, damit das Spiel auf der behaarten Tastatur den Schein der Zufälligkeit bewahre.

An dergleichen Sonderbarkeiten, ausgesuchten Raffinements ist der Roman sehr reich. Der Autor besitzt eine juvenalische Ader, schonungslosen Witz, der mit Vorliebe frivol ist, Ironie, Sarkasmus; das Werk ist reich an frappanten Wendungen, an unsaglicher Médisance; Charaktere, wie der in die aristokratischen Kreise sich drängende jüdische Bankiersohn, der dies Vergnügen theuer bezahlt, wie der vorlesende Professor, der die Bessemerei so gründlich behandelt, sind köstliche, humoristische Figuren. Auch der abenteuernde mexicanische Kapitän Lopez, den der wiener Autor aus zarter Rücksicht für die Betheiligung der Habsburger an den mexicanischen Händeln zu einem Juaristen macht, ist eine mit schärfsten Umrissen gezeichnete „niederträchtige Creatur". Das sind alles schwarz touchirte Banditenköpfe. Doch wie unschuldig sind die frühern Räuberromane, wie viele arme Reisende und Nonnen auch darin massacrirt wurden, gegen das fashionable Banditenunwesen, das in diesem Roman eine so grauenerregende Rolle spielt. Offenbar will der Autor durch das vorgeführte Bild moralisch wirken; doch ein derartiges zuchtpolizeiliches Abschreckungssystem ist in einem Kunstwerk nicht am Platz, um so weniger, wenn sich das Laster zu Tisch setzt und die Tugend sich erbricht wie hier, soweit nämlich der von dem Felsen herabgestürzte Maler, von dessen Katechismus wir bereits einige Proben gegeben haben, auf Tugend Anspruch machen kann.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Ethik.

Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens. Ein kritischer Beitrag zur Selbsterkenntniß. Von Otto Liebmann. Stuttgart, Schober. 1866. Gr. 8. 27 Ngr.

Die menschliche Vernunft — so begann Kant die Vorrede zur ersten Auflage der „Kritik der reinen Vernunft" — hat das besondere Schicksal in einer Gattung ihrer Erkenntnisse, daß sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann, denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben; die sie aber auch nicht beantworten kann, denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft.

Unter diesen Fragen verstand er bekanntlich die metaphysischen, die Fragen nach Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Was die zweite dieser Fragen betrifft, die Freiheit des Willens, mit der wir uns hier beschäftigen, so löste sie Kant durch die Unterscheidung zwischen Ding an sich und Erscheinung. Wenn, sagte er, die Kritik nicht geirrt hat, da sie das Object in zweierlei Bedeutung nehmen lehrt, nämlich als Erscheinung oder als Ding an sich selbst; wenn die Deduction ihrer Verstandesbegriffe richtig ist, mithin auch der Grundsatz der Causalität nur auf Dinge im ersten Sinne genommen, nämlich sofern sie Gegenstand der Erfahrung sind, geht, dieselben aber nach der zweiten Bedeutung ihm nicht unterworfen sind: so wird eben derselbe Wille in der Erscheinung (den sichtbaren Handlungen) als dem Naturgesetze nothwendig gemäß und sofern nicht frei, und doch andererseits, als einem Dinge an sich selbst angehörig, jenem nicht unterworfen, mithin als frei gedacht, ohne daß hierbei ein Widerspruch vorgeht.

Dieses aber, daß die Freiheit, wenn auch nicht sich erkennen, doch wenigstens ohne Widerspruch denken lasse, dies, meinte Kant, genüge für das Interesse der Moral. Gesetzt, die Moral setze nothwendig Freiheit als Eigenschaft unsers Willens voraus, die speculative Vernunft aber hätte bewiesen, daß diese sich gar nicht denken lasse, so müßte nothwendig jene Voraussetzung, nämlich die moralische, derjenigen weichen, deren Gegentheil einen offenbaren Widerspruch enthält, folglich Freiheit und mit ihr Sittlichkeit dem Naturmechanismus den Platz einräumen. So aber, da wir zur Moral nichts weiter brauchen, als daß Freiheit sich nur nicht selbst widerspreche und sich also doch wenigstens denken lasse, ohne nöthig zu haben, sie weiter einzusehen, so behaupte die Lehre der Sittlichkeit ihren Platz, und die Naturlehre auch den ihrigen, welches aber nicht stattgefunden hätte, wenn nicht Kritik uns zuvor von unserer unvermeidlichen Unwissenheit in Ansehung der Dinge an sich selbst belehrt und alles, was wir theoretisch erkennen können, auf bloße Erscheinungen eingeschränkt hätte. (Vgl. die Vorrede zur zweiten Auflage der „Kritik der reinen Vernunft", und in dieser selbst S. 537 fg. der Ausgabe von Rosenkranz und Schubert, ferner „Kritik der praktischen Vernunft", S. 224—231 derselben Ausgabe.)

Mit der Kant'schen Freiheitslehre wesentlich identisch ist die Schopenhauer'sche. Kant's größtes und glänzendes Verdienst um die Ethik besteht nach Schopenhauer in der Lehre von dem Zusammenbestehen der Freiheit mit der Nothwendigkeit. Diese Kant'sche Lehre hält Schopenhauer für die größte aller Leistungen des menschlichen Tiefsinns. Die durch ihr lebhaftes Colorit und anschauliche Darstellung für viele faßlichere Paraphrase jener Kant'schen Lehre, die Schelling in seiner Abhandlung über die Freiheit gegeben, würde Schopenhauer loben, wenn Schelling die Redlichkeit gehabt hätte, dabei zu sagen, daß er hier Kant's Weisheit, nicht seine eigene, vorträgt. (Vgl. Schopenhauer, „Die beiden Grundprobleme der Ethik", zweite Auflage, S. 174 fg.)

Schopenhauer sucht die Kant'sche Lehre und das Wesen der Freiheit überhaupt dadurch faßlicher zu machen, daß er sie mit einer allgemeinen Wahrheit in Verbindung setzt, als deren bündigsten Ausdruck er den scholastischen Satz ansieht: Operari sequitur esse, d. h. jedes Ding in der Welt wirkt nach dem wie es ist, nach seiner Beschaffenheit. Demgemäß können sämmtliche Handlungen

des Individuums, durch die Motive bestimmt, nie anders ausfallen als dem individuellen, unveränderlichen Charakter gemäß. Wie einer ist, so muß er handeln. Die Freiheit liege nicht im Handeln, sondern im Sein. Das operari eines gegebenen Menschen sei von außen durch die Motive, von innen durch seinen Charakter nothwendig bestimmt; daher alles, was er thut, nothwendig eintrete. Aber in seinem esse da liege die Freiheit. Er hätte ein anderer sein können, und in dem, was er ist, liege Schuld und Verdienst.

Gegen diese Schopenhauer'sche Freiheitslehre nun wendet sich der Verfasser unsers Buchs in einem besondern Abschnitt. Seine Schrift zerfällt nämlich in vier Abschnitte: 1) „Ueber die Thatsachen des sittlichen Bewußtseins"; 2) „Ueber den Erklärungsgrund der Thatsachen des sittlichen Bewußtseins"; 3) „Kritik der Schopenhauer'schen Freiheitslehre"; 4) „Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens".

Der Verfasser sucht erstens zu beweisen, daß aus dem Philosophem Schopenhauer's die Thatsachen des sittlichen Bewußtseins weder wirklich erklärt sind, noch auch sich irgendwie erklären lassen. Zweitens sucht er zu beweisen, daß dieses Philosophem an sich Widersprüche enthält, also undenkbar ist, und daß es auf einer nicht stichhaltigen Argumentation ruht, also unbewiesen ist. Ein Philosophem aber, welches weder die zu erklärenden Thatsachen zu erklären vermag, noch logisch unantastbar ist, sei zu verwerfen.

Dies ist der langen Kritik kurzer Sinn. In den Augen vieler freilich, die jetzt beflissen sind, Schopenhauer herunterzureißen und als eine philosophische Null darzustellen, um an ihm ihre eigene Ueberlegenheit geltend zu machen, wird nun gewiß die Schopenhauer'sche Ethik für vernichtet gelten. Ich aber, der ich doch Schopenhauer auch kenne und auf Anlaß der Liebmann'schen Kritik die betreffenden Stellen in Schopenhauer's Werken noch einmal aufmerksam gelesen habe, finde, daß diese Kritik, anstatt den Autor mittels seiner selbst auszulegen, ihm einen Sinn unterlegt, bei dem Widersprüche und Ungereimtheiten herauskommen müssen. Hat man erst einen Autor sich auf diese Weise zurechtgemacht, dann ist es freilich leicht, jubelnd auszurufen: Seht, welche Widersprüche und Ungereimtheiten!

Dies durch alle Stellen der Liebmann'schen Kritik zu belegen, dazu fehlt hier der Raum; denn es hieße ein Buch gegen ein Buch schreiben. Aber einige Beispiele werden genügen. Schopenhauer sagt von der Reue, daß sie immer „berichtigte Erkenntniß des Verhältnisses der That zur eigentlichen Absicht" sei, und belegt dies durch Beispiele. Von der Reue, die sich auf die That bezieht, unterscheidet Schopenhauer ausdrücklich die Gewissensangst, die sich auf den Willen bezieht. (Vgl. „Welt als Wille und Vorstellung", dritte Auflage, I, 350 und II, 679.) Auch unterscheidet Schopenhauer ausdrücklich die moralische Reue von der egoistischen. Alles, was Schopenhauer am angeführten Orte über die Reue sagt, ist jedem, der nur verstehen will, so einleuchtend, daß kein Zweifel darüber aufkommt. Liebmann hingegen citirt nur den Anfangssatz des von Schopenhauer über die Reue Gesagten, übersieht die Schopenhauer'sche Unterscheidung zwischen Reue und Gewissensangst gänzlich und verschweigt die ergänzende Erläuterung im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung", wo Schopenhauer erst vom Affect und dann unmittelbar darauf von der Reue als einem durch berichtigte Erkenntniß des Verhältnisses der That zur eigentlichen Absicht erregten Affect spricht. Da ist es denn freilich leicht, Schopenhauer vorzuwerfen, daß er „die Wahrheit geradezu auf den Kopf gestellt", daß von seiner Erklärung der Reue ungefähr das Gegentheil wahr sei. „Nicht eine Einsicht", ruft der Verfasser aus, „ist die Reue, sondern ein Affect." Als ob Schopenhauer geleugnet hätte, daß die Reue ein Affect sei. Er erklärt sie ja für einen durch berichtigte Einsicht veranlaßten Affect. Der Verfasser sagt weiter:

> Nicht deshalb fühle ich sie (die Reue), weil sich meine Erkenntniß geändert hat, während mein Wille blieb, sondern gerade umgekehrt. Hätte sich meine Erkenntniß in Beziehung auf meine That geändert, erschiene mir z. B. diese jetzt als böse, die ich, als ich sie ausführte, für gut hielt, so würde ich durchaus keine Gewissensstrafe, keine Reue empfinden, vielmehr würde ich mir sagen müssen: Es ist freilich bedauerlich, daß dies geschehen ist; aber du hast bona fide gehandelt, mithin trifft dich keine Schuld.

Daß in solchem Falle keine „Gewissensstrafe" (Gewissensangst) eintrete, das ist richtig und das gibt auch Schopenhauer zu; aber daß keine Reue eintrete, ist falsch. Der Verfasser confundirt Gewissensstrafe und Reue, während beide nach Schopenhauer auseinanderzuhalten sind. Reue ist Schmerz über das Gethane und Wunsch, es nicht gethan zu haben; Gewissensangst ist, wie Schopenhauer definirt, „Schmerz über die Erkenntniß seiner selbst an sich, d. h. als Wille". Bereuen kann ich also eine That, die mein Gewissen durchaus nicht belastet.

Ein zweites Beispiel von des Verfassers schnellfertiger Kritik findet sich auf S. 70:

> Bei Schopenhauer soll der Mensch nicht für seine That verantwortlich sein, weil diese mit Nothwendigkeit aus der Einwirkung des Motivs auf den Charakter erfolgt, also unfrei ist, und weil Verantwortlichkeit nur da ist, wo Freiheit u. s. w.

Daß der Mensch für seine That nicht verantwortlich sei, weil sie nothwendig ist, das sagt Schopenhauer nirgends. Vielmehr lehrt er, daß die moralische Verantwortlichkeit des Menschen

> zwar zunächst und ostensibel das betrifft, was er thut, im Grunde aber das, was er ist; da, dieses vorausgesetzt, sein Thun, beim Eintritt der Motive, nie anders ausfallen konnte, als es ausgefallen ist. Aber so streng auch die Nothwendigkeit ist, mit welcher, bei gegebenem Charakter, die Thaten von den Motiven hervorgerufen werden, so wird es doch keinem, selbst dem nicht, der hiervon überzeugt ist, je einfallen, sich dadurch disculpiren und die Schuld auf die Motive wälzen zu wollen: denn er erkennt deutlich, daß hier, der Sache und den Anlässen nach, also objective, eine ganz andere, sogar eine entgegengesetzte Handlung sehr wohl möglich war, ja, eingetreten sein würde, wenn nur er ein anderer gewesen wäre. Daß aber er, wie es sich aus der Handlung ergibt, ein solcher und kein anderer ist — das ist es, wofür er sich verantwortlich fühlt. Hier, im esse liegt die Stelle, welche der Stachel des Gewis-

ns trifft. („Die beiden Grundprobleme der Ethik", zweite Auf-
ge, S. 177.)

Also lehrt Schopenhauer nicht, wie ihm der Verfasser
orwirft, daß der Mensch für seine That nicht verant-
ortlich sei, weil sie nothwendig ist, sondern er lehrt,
ß er für sie verantwortlich sei, trotzdem daß sie noth-
endig ist, weil diese Nothwendigkeit kein Zwang, kein
atum ist, sondern Folge seiner Willensbeschaffenheit, sei-
r Willensrichtung, für die er verantwortlich ist. Scho-
nhauer leugnet also die Verantwortlichkeit für die Tha-
n nicht, sondern erklärt sie nur für eine mittelbare, für
e secundäre. Primär sei der Mensch für sein esse,
h. für seine habituelle Willensrichtung, verantwortlich;
aber aus dieser die Thaten auf Anlaß der Motive
t Nothwendigkeit hervorgehen, so sei er secundär auch
r die Thaten verantwortlich, obgleich dieselben noth-
ndig sind. Dies ist der Sinn der Schopenhauer'schen
rantwortlichkeitslehre.

Man kann nun zwar bestreiten, daß das Individuum
: seine habituelle Willensrichtung — für sein esse —
antwortlich sei. Aber, wie der Verfasser thut, behaup-
, daß in dieser Lehre ein Unsinn liege, daß sie un-
kbar, widersprechend sei, das ist doch nur möglich,
nn man sie gar nicht verstanden hat. Der Verfasser
gelt zuerst an dem Ausdruck „das Sein ist frei" herum.
es klingt ihm ungefähr ebenso, wie: „der Geist ist nicht
eckig" oder „die Tugend ist nicht gelb", „das Wasser
nicht pflichtwidrig". Alsdann aber doch einsehend, daß
hopenhauer hier unter dem Sein, in welchem die Freiheit
e, etwas ganz anderes versteht, als sonst das Wort
n besagt, nimmt er den Vorwurf der Ungereimtheit
der zurück, erklärt aber jenen außerzeitlichen Willens-
, dessen zeitliche Erscheinung nach Schopenhauer der
ituelle Charakter des Menschen ist, für undenkbar. Ein
er Willensact sei erstens deshalb undenkbar, weil er
niemand ausgeht, eine That ohne Thäter, ein Ent-
ß ohne sich Entschließenden sein, d. h. gänzlich zu-
menhangslos in der Luft schweben soll, wobei also
essen sei, daß der Wille immer nur Function eines
enden Subjects, und daher ebenso wenig ohne vor-
esetztes Subject gedacht werden könne als überhaupt
Function ohne Fungirendes. Zweitens aber solle er
obenein „außerzeitlich" gedacht werden, was für un-
Intellect, der selbst nur in der Zeit vorstellt und
n Vorstellungen deshalb nur einen einige Zeit hin-
) dauernden Inhalt haben können, eine Forderung
Sinn sei. „Mit der sogenannten Freiheit des Seins
wäre es nichts; der Sinn dieses Ausdrucks ist un-
ar; er selbst aber ein leeres Wort, κενοφωνία."
Diese kritiklose Kritik hätte sich der Verfasser erspart,
t er sich, ehe er sich zu Gericht setzte, bemüht hätte,
en Sinn der Lehre, die er richten wollte, einzudrin-

Die Schopenhauer'sche, mit der Kant'schen im we-
chen übereinstimmende Freiheitslehre ist sowenig, wie
Verfasser behauptet, undenkbar, daß sie vielmehr eine
nothwendigkeit, d. h. eine Forderung des Denkens ist.
ist nach Schopenhauer das Gegentheil von noth-
wendig; nothwendig aber ist gleichbedeutend mit: Folge
aus einem Grunde. Folglich kommt das Prädicat frei
nur demjenigen zu, was nicht Folge eines Grundes, son-
dern grundlos ist. Ein solches Grundloses nun aber ist
nicht die That, denn sie ist Folge des empirischen Cha-
rakters und der auf ihn wirkenden Motive. Ein solches
Grundloses ist aber auch nicht der empirische Charakter,
denn er ist Folge des intelligibeln. Folglich fällt auf die-
sen zuletzt alle Schuld und Verantwortlichkeit zurück; denn
er ist frei, d. h. er ist das Ursprüngliche, Primäre, Grund-
lose. Er hat keinen Grund, weil er selbst der Grund
von allem ist. Was seine Außerzeitlichkeit betrifft, so hat
sie den Sinn, daß der empirische, successiv sich entfaltende
Charakter in dem intelligibeln wie in einem Keime ein-
geschlossen ist, dieser Keim also die ganze Zeitreihe, in der
der empirische Charakter sich entfaltet, umfaßt, folglich
nicht selbst in dieser Zeitreihe liegen kann. Diese Außer-
zeitlichkeit ist also eine relative. Im Vergleich nämlich
zu seiner zeitlichen, successiven, empirischen Erscheinung
ist der intelligible Charakter außerzeitlich.

Wo in aller Welt liegt hier das Undenkbare, Wider-
sprechende, das der Verfasser dieser Kant'schen und Scho-
penhauer'schen Lehre vorwirft? Wenn der Verfasser gegen
Schopenhauer einwendet, der außerzeitliche Willensact,
aus dem er den empirischen Charakter ableitet, sei eine
That ohne Thäter, schwebe also gänzlich in der Luft, so
ist das falsch. Denn der Wille als Ding an sich ist ja
der Thäter. Wenn er ferner sagt, daß der Wille immer
nur Function eines wollenden Subjects sei, so nimmt
er hier das Wort Wille in einem ganz andern Sinne
als Schopenhauer. In dem Sinne, in welchem Schopen-
hauer den Willen nimmt, ist dieser nicht Function eines
Subjects, sondern ist selbst das Subject aller Functionen.
Den Willen aber als Subject zu denken, darin liegt kein
Widerspruch.

Wenden wir uns nun zu des Verfassers eigener Frei-
heitslehre. Auffallend ist zunächst schon der Titel: „Ueber
den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens."
Was soll das heißen „individueller Beweis"? Der Ver-
fasser gibt die Erklärung davon im vierten Abschnitt. In
allen von den Logikern unterschiedenen Beweisarten komme
eines gar nicht in Anbetracht, ja solle sogar grundsätzlich
unberücksichtigt bleiben, nämlich: die Person des Bewei-
senden selbst. Es werde stillschweigend oder ausdrücklich
verlangt, daß alle in ihnen enthaltenen Begriffe, Urtheile,
Urtheilsverknüpfungen, Subsumtionen u. s. w., und da-
mit ihre Ergebnisse, ganz abgesehen von dem einzelnen
Individuum, welches sie denkt und vernimmt, gleicherweise
für alle Vernunftwesen überhaupt gültig seien. Nun
könnte es aber wol sein, daß in einem gewissen Falle
meine, des Beweisenden Person gar sehr in Frage käme:
dann nämlich, wenn etwas zu beweisen wäre, was man
seiner Natur nach allein und ausschließlich an sich selbst
(in individuo, ἐν ἀτόμῳ) und daher auch nur für sich
selbst (sibi) und für niemand sonst darzuthun und zu er-
kennen vermöchte, wovon also jeglicher nur sich überzeu-
gen könnte, nicht aber andere. Sollte ein derartiger

Beweis in irgendeinem Falle denkbar sein, so würde man ihn, da es sich nicht um logisch allgemeine, von allen Menschen überall anerkannte Sätze handelte, sondern um etwas, dessen gerade nur das beweisende Individuum inne werden könnte, am treffendsten einen individuellen Beweis nennen.

Der Verfasser nennt solche Vorstellungen, deren Gegenstand nur der Vorstellende selbst, nur an sich und nur in einem einzigen Falle finden kann, κατ' ἐξοχήν „individuelle Vorstellungen", und zu diesen individuellen Vorstellungen rechnet er nun die Idee der Willensfreiheit. Denn unter ihr werde die Ueberzeugung des Menschen verstanden, daß er nicht gezwungen sei, so zu wollen, wie er in der That will. Folglich sei sie, wenn überhaupt möglich, dann etwas, das wir durchaus niemals in der äußern Erfahrung, sondern nur in uns, nämlich im Verhältniß zu unsern Willensacten finden können; sie könne daher nur für uns selbst existiren und nicht für andere. Wenn man aber etwas beweisen, d. i. seine Wirklichkeit und Nothwendigkeit darlegen will, so müsse man vor allem die Gewißheit haben, daß es an sich möglich, d. i. denkbar sei. Der Verfasser sucht daher zuerst die Möglichkeit des freien Willens festzustellen. Dies geschieht durch den Nachweis, daß das a priori gewisse Gesetz der Causalität mit der Freiheit sehr wohl vereinbar sei, weil nur der Zwang der Freiheit widerstreitet, nicht aber die Nothwendigkeit. Wenn die Nothwendigkeit, die beim Handeln mich beherrscht, mich nicht wider, sondern mit meinem Willen beherrscht, dann sei der Zwang aufgehoben, die Nothwendigkeit bestehe fort, folglich sei die Freiheit mit der Nothwendigkeit vereint, der Streit zwischen Determinismus und Indeterminismus geschlichtet.

Nach dem Beweise der Möglichkeit der Freiheit geht der Verfasser zu der Wirklichkeit eines freien Willens über. Er kommt hier zuerst zu dem Satze: „Frei ist ein Mensch nur, wenn er durchweg nach Maximen handelt, d. h. wenn in keinem Falle ein Motiv im Stande ist, ihn zu einem andern Entschluß zu bewegen, als ihn seine Maxime verlangt." Um aber im höchsten für uns denkbaren Sinne frei zu sein, müsse, da der Mensch ein Vernunftwesen ist, die Maxime von der Vernunft allein, ohne Rücksicht auf Neigungen u. s. w., als schlechthin werthvoll, unserer würdig und also wollenswerth anerkannt werden. Die zur Führung des individuellen Beweises für die Freiheit taugliche Maxime sei identisch mit der Pflicht. „Um den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens zu führen, muß ich meine Pflicht thun. Thue ich sie in allen Fällen, so bin ich im höchsten denkbaren Sinne des Worts frei; thue ich sie nicht, unfrei."

Hiermit ist nach dem Verfasser der abstracte, allgemeine Theil des Beweises beendigt. Die Möglichkeit der Freiheit ist durch die nachgewiesene Vereinbarkeit der Freiheit mit der durch das Causalitätsgesetz geforderten Nothwendigkeit bewiesen, und es ist gezeigt, worin die wirkliche Freiheit besteht, nämlich in der Pflichterfüllung. Zweierlei aber läßt sich nach dem Verfasser gar nicht abstract, d. i. allgemeingültig, fassen und bleibt also dem Individuum allein überlassen. Erstens nämlich die Ueberlegung selbst darüber, was mir, dem Beweisenden, als tauglich zur Maxime erscheint. Das sei nicht nur, wie die Geschichte lehrt, nach Völkern und Zeiten, sondern, wie jeder aus der Vergleichung seiner Grundsätze mit denen anderer ersehen kann, nach Individuen verschiedener Beurtheilung unterworfen. Jeder nach seiner Ueberzeugung. Eine gewisse Conformität werde sich doch nachweisen lassen. Zweitens aber die consequente, pflichtgetreue Befolgung der von jedem als schlechthin vernunftgemäß und werthvoll anerkannten Maxime, durch welche man sich selbst unter den Begriff eines freien Wesens subsumirt. „Die Freiheit ist durchaus individuell. Sie läßt sich allgemeingültig weder beweisen, noch widerlegen."

In einer Anmerkung fügt der Verfasser noch hinzu: Ob jemand der sittlichen Pflicht gemäß leben, ja was er überhaupt dafür halten wolle, sei gänzlich seine Privatsache. Anders verhalte es sich mit der rechtlichen Pflicht. Da sei es nicht Privat-, sondern öffentliche Sache.

Eine gewisse Originalität läßt sich der Freiheitslehre des Verfassers nicht absprechen; ob sie aber wahr sei, ist eine andere Frage. Streng genommen sind individuelle Eigenschaften solche, die nur einem bestimmten Individuum zukommen, die nicht Art- oder Gattungseigenschaften sind. Sie bilden also das Gegentheil der allgemeinen, in allen Individuen einer Art oder Gattung vorkommenden Eigenschaften. Die Art- oder Gattungseigenschaften kommen zwar nur in und an den Individuen zur Erscheinung, aber darum sind es doch keine individuellen Eigenschaften, denn sie kommen in allen Individuen der Art oder Gattung zur Erscheinung. Die Sterblichkeit z. B. ist keine individuelle, sondern eine allgemeine Eigenschaft der Organismen. Die Freiheit könnte man also keine individuelle Eigenschaft nennen, wenn sie allen Individuen der menschlichen Gattung zukäme, sondern nur, wenn sie einem bestimmten Individuum zukommt.

Wäre nun aber der Sinn von des Verfassers Behauptung, „die Freiheit ist durchaus individuell", dieser, daß nur ein bestimmtes Individuum frei ist, so wäre die Freiheit gar nicht Gegenstand der Wissenschaft; denn die Wissenschaft hat es nicht mit individuellen, nur diesem oder jenem Individuum zukommenden Qualitäten zu thun, sondern mit allgemeinen, mit Art- und Gattungsqualitäten.

Soll hingegen der Sinn von des Verfassers Behauptung dieser sein, daß die Freiheit nur in den Individuen zur Erscheinung oder zur Verwirklichung komme, so hätte sie gar nichts, wodurch sie sich von andern Gattungsqualitäten unterschiede; denn alle Gattungseigenschaften kommen nur in den Individuen zur Erscheinung. Solche Eigenschaften nennt man aber nicht individuelle.

Also muß der Verfasser entweder leugnen, daß die Freiheit des Willens ein Gegenstand der Wissenschaft sei und sich beweisen lasse, oder er muß leugnen, daß sie etwas Individuelles sei. Aus seinem oben angeführten Satze: „Die Freiheit ist durchaus individuell, sie läßt sich allgemeingültig weder beweisen, noch widerlegen", ge-

hervor, daß er die Freiheit aus den Gegenständen der Wissenschaft ausstreicht. Es ist gerade, wie wenn jemand sagte: „Die Sterblichkeit ist durchaus individuell, sie läßt sich allgemeingültig weder beweisen, noch widerlegen.“ Könnte da wol die Sterblichkeit noch Gegenstand der Wissenschaft sein?

Hat man aber erst einmal die Freiheit aus den Gegenständen der Wissenschaft ausgestrichen, so ergibt sich weiter, daß von einer allgemeingültigen Moral nicht mehr die Rede sein könne; und der Verfasser ist naiv genug, in seiner oben angeführten Behauptung: „Ob jemand der sittlichen Pflicht gemäß leben, ja was er überhaupt dafür halten will, das ist gänzlich seine Privatsache“, die Allgemeingültigkeit der Moral zu streichen. Es ist gerade so, wie wenn man sagte: Ob jemand den logischen Denksetzen gemäß denken, ja was er überhaupt für ein Denksetz halten will, das ist gänzlich seine Privatsache. Könnte man noch von einer Allgemeingültigkeit der Logik die Rede sein?

Mit dem Leugnen der Allgemeingültigkeit der Moral steht der Verfasser zwar in neuester Zeit nicht allein da; denn auch Hr. von Kirchmann hat sie geleugnet. Aber ich habe auch bereits an einem andern Orte (in meiner Schrift: „Das sittliche Leben“) gezeigt, wie oberflächlich diese Leugnung ist.

Wenn der Verfasser Schopenhauer vorwirft, daß aus seiner Lehre die Thatsachen des sittlichen Bewußtseins sich nicht erklären lassen, so trifft dieser Vorwurf vielmehr den Verfasser selbst. Denn wenn die Freiheit eine blos individuelle Eigenschaft ist und wenn ferner die sittlichen Pflichten reine Privatsache sind, wie läßt es sich da erklären, daß wir von jedem die sittliche Pflichterfüllung fordern und es dabei nicht seinem individuellen Gutdünken überlassen, was er für sittliche Pflicht halten will? Diese Thatsache läßt sich nur unter der Voraussetzung erklären, daß die Freiheit des Willens und das Sittengesetz allgemeingültiger Natur sind.

Julius Frauenstädt.

Ein französischer Aesthetiker.

Philosophie de l'art. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Paris, Jung-Treuttel. 1866. 8. 1 Thlr.

Wenn in Frankreich eine Reihenfolge von Werken über Aesthetik erschienen wäre, wie bei uns die von Hegel, Vischer, Zeising und dem Unterzeichneten, so würde natürlich ein namhafter deutscher Schriftsteller eine Philosophie der Kunst veröffentlichen, ohne sich mit den Richtungen und Ergebnissen von jenen auseinanderzusetzen gehabt, sei es polemisirend, sei es zustimmend, auf sie Bezug zu nehmen. Das Buch würde dadurch aber auch viel gründlicher und umfassender werden als das unsers französischen Collegen, der sich begnügt, geistvolle Wahrnehmungen auszusprechen und fruchtbare Gesichtspunkte zu eröffnen, ohne danach zu streben, den Begriff der Kunst im allgemeinen systematisch darzulegen und die Stilgesetze der besondern Künste zu entwickeln. Seine Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, die einer Geschichte der italienischen Malerei zur Einleitung dienten, und da war ihre Haltung zweckmäßig; zur Einführung in die deutschen Werke empfiehlt sie sich, und wenn sie den Kennern derselben kaum etwas Neues bietet, so gewährt es immer ein Interesse, zu sehen, wie die wissenschaftlichen Principien und Grundgedanken auf eine leichtverständliche und frische Weise vor Künstlern und Kunstfreunden in Paris vorgetragen werden.

Ich muß vor allem bei dieser Gelegenheit wiederholen, daß autorisirte Uebersetzungen von einem Manne des Fachs wenn nicht veranstaltet, so doch durchgesehen werden sollten. Was denkt sich z. B. der Uebersetzer unter „jener halben Wiederauflebung des 11. Jahrhunderts“, mit der sich die gothische Baukunst entwickelt haben soll? Im Original steht sicherlich renaissance, und wie in Deutschland zur Zeit der Ottonen, so war in Italien und Frankreich das Studium der römischen Dichter, der Gebrauch der lateinischen Sprache mit der Verwerthung antiker Formen im romanischen Stil Hand in Hand gegangen; das kann man als eine vorläufige oder halbe Renaissance bezeichnen, nur muß es dann heißen, daß aus und nach ihr der gothische Stil sich zum Ausdruck des romantischen Geistes entwickelt habe, der gleichzeitig in den Nationalsprachen und in der Ritterdichtung mündig ward.

Taine bestimmt den Begriff der Kunst: sie scheint zunächst Nachahmung der erscheinenden Natur zu sein; aber dann wäre der stenographische Bericht das rechte Drama, die Photographie die beste Zeichnung. Es ist der innere Zusammenhang, es sind die Verhältnisse der Theile eines Organismus, sagt man weiter, was der Künstler ergreift, und wiewol auch das richtig ist, so gewahrt man bei Meisterwerken von Rubens, von Michel Angelo, daß sie nach geistiger Anschauung diese Verhältnisse selbst umbilden, um eine eigenthümliche Idee, einen wesentlichen Charakter klar hervortreten zu lassen. Das innere Wesen verleiht den Dingen der Wirklichkeit ihre Form, aber nicht vollständig, es ist in seiner Wirksamkeit gehindert und durchkreuzt durch das Dazwischentreten anderer Einflüsse, und so hat es sich in den Erscheinungen, die seinen Stempel tragen, nicht stark, nicht deutlich genug ausprägen können. Der Mensch empfindet diese Lücke, und um sie auszufüllen, erfindet er die Kunst. Er räumt die Züge aus dem Wege, die den Grundcharakter verdecken, und bringt die, welche ihn ausdrücken, zur Alleinherrschaft. So Taine. Damit ist aber die Idee der Kunst nicht erschöpft, es fehlt die Rücksicht auf die Schönheit und ihre Beseligung. Die Richtung nach diesem Ziel war einmal eingeschlagen, als Taine von der „Iphigenie“ Goethe's, „einem der größten Werke unserer Zeit“, die Bemerkung machte, sie sei erst in Prosa, dann in Versen geschrieben, und hinzufügt:

Augenscheinlich ist es hier gerade die Umänderung der gewöhnlichen Redeweise, ist es die Einführung des Rhythmus und Silbenmaßes, was dem Werke seinen unvergleichlichen Accent, jene lautere Erhabenheit, jenen getragenen machtvollen tragischen Gesang verleiht, unter dessen Klängen die Seele sich

erhebt über die niedern Kleinlichkeiten des gewöhnlichen Lebens und vor ihren Augen die Helden der alten Tage erscheinen steht, das vergessene Geschlecht der primitiven Seelen, und unter ihnen die erhabene Jungfrau, die Verkünderin des göttlichen Willens, die Hüterin der Gesetze, die Wohlthäterin der Menschen, in der sich alle Gute und alles Edle der menschlichen Natur vereint findet zur Verherrlichung unserer Art und zur Erhebung unsers Herzens.

Der Hauptgedanke, den Taine durchführt, ist der innige Zusammenhang der Kunst mit dem Leben, ihrer Formen mit der Geschichte der Menschheit. Das Kunstwerk steht nicht für sich isolirt da, es ist das Erzeugniß eines Meisters, der sich noch in andern Schöpfungen bewährt hat, der seinen eigenen Stil besitzt, der selbst seine Entwickelung gehabt. Und der Künstler steht innerhalb seiner Schule, auch ein Shakspeare oder Rubens sind nur die größten im Kreise tüchtiger Genossen. Sie alle aber stehen innerhalb der Gesellschaft und des herrschenden Zeitgeschmacks:

Uns freilich ist durch die Jahrhunderte nur ihre Stimme vernehmlich, aber mitten unter dieser helltönenden Stimme, die mächtig an unser Ohr schlägt, vernehmen wir zugleich ein Gemurmel und wie ein dumpfes Durcheinanderflüstern vieler Stimmen — die gewaltige unendliche Stimme des Volks, das um sie her im Einklange sang. Und nur durch diesen Einklang sind sie groß gewesen.

Die moralische Temperatur ist für die Kunstwerke ebenso bedingend, wie die physische für die Pflanzen und ihre Vertheilung auf der Erde. Ob Wohlbehagen und Heiterkeit, ob Misstimmung, Schmerz und Sehnsucht in einer Zeit vorwiegen, das bestimmt die Art der Kunstwerke, da das Volk diejenigen hegt und pflegt, welche seine Stimmung ausdrücken, die andern aber vernachlässigt, anfeindet und hemmt. Darwin's Gesetz von der natürlichen Auswahl bewährt sich auch hier. Ich lasse Taine selber dies näher darstellen:

Die Gesammtlage entwickelt in den Menschen entsprechende Bedürfnisse, besondere Anlagen und eigenthümliche Empfindungsweisen, wie die physische Thatkraft oder den Hang zum Traumleben, hier die Roheit, dort die Milde, einmal den Trieb zum Krieg, dann die Kunst der Rede, dann wieder die Begierde nach Genuß und hundert andere abwechselnde und ineinander verknüpfte Dispositionen: in Griechenland die körperliche Vollkommenheit und das Gleichgewicht aller Fähigkeiten, das nicht durch ausschließliche Denk- oder Handarbeit gestört ist; im Mittelalter die Unmäßigkeit der überspannten Einbildungskraft und die krankhafte weibische Empfindsamkeit; im 17. Jahrhundert den feinern Ton und Anstand im Verkehre und die Würde der aristokratischen Gesellschaft; in den neuesten Zeiten die Größe der entfesselten Begehrungen und das Unbehagen des unstillbaren Verlangens. Diese Summe von Empfindungen, Bedürfnissen und Anlagen gestaltet nun, sobald sie sich in aller Fülle und Deutlichkeit in einem und demselben Gemüthe ausprägt, die herrschende Persönlichkeit, d. h. das Musterbild, das die Zeitgenossen mit Bewunderung und Theilnahme umgeben; in Griechenland den nackten, schöner Art entstammten, in allen Leibesübungen vollendeten Körper; im Mittelalter den ekstatischen Mönch und den verliebten Ritter; im 17. Jahrhundert den vollendeten Hofmann, und in unsern Tagen den unersättlichen oder traurigen Faust oder Werther. Da aber diese Persönlichkeit unter allen die interessanteste, die wichtigste und überall in dem Vordergrund stehende ist, so ist sie auch eben diejenige, die der Künstler dem Publikum vorführt; wir können somit des Künstlers ganze Arbeit in dem Ausdruck zusammenfassen, daß er einmal die herrschende Persönlichkeit darstellt, das andere mal sich an sie wendet; er wendet sich an sie in den Symphonien Beethoven's und in den Fensterrosen der Kathedralen; er stellt sie dar in dem Meleager und den Niobiden des Alterthums, in dem Agamemnon und dem Achilles Racine's — der Art, daß die ganze Kunst von ihr abhängig ist, weil eben die ganze Kunst nur darauf ausgeht, ihr zu gefallen oder sie auszuprägen.

Taine gibt nun eine ausführliche Schilderung des Griechenthums, des Mittelalters, des 17. und 19. Jahrhunderts, um zu zeigen, wie sie die Blüte der Skulptur, die gothische Architektur, die classische französische Tragödie und die deutsche Musik ausgebildet haben. Die Schilderung ist geistreich, aber etwas einseitig und in ihrer rhetorischen Manier nicht frei von Uebertreibungen. Da wird ganz Hellas zum spartanischen Kriegslager und nähren sich die Bürger von drei Oliven, einem Sardellenkopf und einer Knoblauchszehe; da dichten Marlow, Green, Ben Johnson, Massinger in demselben Stil und Geist wie Shakspeare; da ist Corneille Frankreichs Michel Angelo, und werden Sophokles, Shakspeare, Calderon, Lessing, Schiller vergessen, wenn das Zeitalter der Tragödie gezeichnet wird; da soll das 14. und 15. Jahrhundert die Glanzperiode der Gothik sein statt des 13., und die Aufklärung, die politische Revolution, die Naturwissenschaft und Industrie werden übersehen, um den traurigen oder träumerischen Ehrgeizigen zum Typus unserer Zeit zu machen. Aber gewiß hat Taine recht, wenn er von der Neugestaltung der Dinge und Gemüther auch neue Kunstwerke erwartet und mit Goethe den Künstlern zuruft: „Erfüllen Sie Ihren Geist und Ihr ganzes Gemüth mit den Ideen und den Empfindungen Ihres Jahrhunderts, und das Werk wird kommen."

Moriz Carriere.

Zum bevorstehenden Feste des Reformationsdenkmals.

Das hehre Monument des Protestantismus, im Geiste geschaut von dem Meister Ernst Rietschel, der noch den Luther mit seiner kunstreichen Hand gebildet, aber den Tag der Vollendung nicht erlebt hat, errichtet vom ganzen deutschen evangelischen Volke durch die Beiträge aller derer, die sich in dieser Sache als Volksvertreter bewährt haben: es schreitet seiner Aufstellung zu Worms entgegen. Die Statuen sind sämmtlich gegossen. Schon erhebt sich in der alten Reichsstadt das granitne Fundament, das sie tragen soll. Das nächste Jahr ist zur Einweihung festgesetzt. Daß nicht etwa eine welsche Kriegsfurie das Enthüllungsfest vereiteln möchte! Tragisches Geschick für den deutschen Reformator, etwa nicht nach Worms zu können, weil dort — zwar nicht so viel Teufel als Ziegel auf den Dächern, aber unglücklichenfalls doch so und so viel französische Regimenter wären! Hat doch Worms dergleichen mehr als einmal erleben müssen. Ein anderes ehrwürdiges Baudenkmal im Elsaß ist seinerzeit in des Erbfeindes Hände gerathen und auch darin belassen worden: solche Schmach könnte Deutschlands Genius jetzt nicht mehr ertragen.

Dergleichen Gedanken überkamen uns beim Durchlesen eines vortrefflichen Werks, das vom Verfasser als Festschrift im voraus veröffentlicht ward:

Wormser Luther-Buch zum Feste des Reformationsdenkmals. Von Karl Alfred Hase. Mainz, Kunze Nachfolger. 1867. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Luther's Leben in Luther's Worten erzählt dies Buch dem deutschen Volke. Keiner Partei, nur der Wahrheit will es dienen, aber es dankt seinen Ursprung der Liebe und Verehrung für den Reformator und steht da, wo ohne Zweifel auch Luther in unsern Tagen stehen würde: auf dem Grunde gewissenhaft historischer, confessionell weitherziger, echt rationeller Geschichtsbetrachtung. Als lebensvolle Illustration eines Meisterwerks plastischer Kunst ist es selber in seiner Art ein kleines Kunstwerk, hervorgegangen aus dem Atelier gründlicher Detailforschung und doch ohne den Staub profunder Gelehrsamkeit, eine geschmackvolle Arbeit voll zutreffender Charakteristik in sauberster Durchführung: nach Form und Inhalt ganz und gar ein — verjüngter „Karl Hase".

Das Lutherdenkmal stellt bekanntlich den Glaubenshelden dar als Gipfel des reformatorischen Dranges, der vor ihm war, und als Mittelpunkt seiner Zeit. Auf 8 Fuß hohem Postamente steht er in allbekannter Gestalt und Tracht, das Haupt kühn erhoben, mit dem Finger auf Gottes Wort in Heiliger Schrift weisend: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" An den vier Ecken des Postaments sitzen die Vorläufer der Reformation, Repräsentanten germanischen, romanischen und slawischen Volksstums: Waldus aus Frankreich, Wycliffe aus England, Huß aus Böhmen, Savonarola aus Italien. Ihnen ist mit Recht das erste Kapitel der Festschrift gewidmet. Vier große Standbilder umgeben weiter das mit den Gestalten einer Propheten geschmückte Hauptbild: Förderer der deutschen Reformation. Rechts von Luther sein gnädiger Herr, der weise Kurfürst von Sachsen mit dem Reichsschwert, hinter ihm der hochgelehrte Humanist Reuchlin; links Landgraf Philipp in Kraft und Eifer der Jugend, hinter ihm Melanchthon in seiner sinnig bescheidenen Weise. Zwischen diesen Standbildern sitzen die symbolischen Frauengestalten dreier Städte, vor andern Zeugen der Kirchenerneuerung; im Hintergrunde Speier: in protestirender Haltung; zur Rechten Magdeburg, trauernd und mit dem gebrochenen Schwerte des Martyriums; zur Linken Augsburg, mit der Palme des Siegs und dem inhaltschweren Buche der Confession. Das Ganze, auf einem gewaltigen Stufenbau, umschlossen von Mauern und Zinnen mit den Wappen der Städte, welche zuerst die Reformation in ihren Mauern schützten; es macht den Eindruck wie ein Lied, welches der Gottesstreiter mitten in Kampf und Noth siegesbewußt gesungen hat: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Und der Verfasser weiß dieses grandiose Denkmal an der Hand der Geschichte vor uns lebendig werden zu lassen. Luther's Jugendentwickelung, seine Kinder- und Lehrjahre, sein Heranreifen zum entscheidungsvollen Schritte, sein Kämpfen und Beten, der Reichstag zu Worms, das Stilleben auf der Wartburg, der Bauernkrieg mit seinen Schrecken, Schloß Koburg und die Versammlung zu Augsburg, des Reformators religiöse, literarische und urbildlich deutsche Genialität: alles dies wird in frischester Weise und mit einer Anschaulichkeit uns vorgeführt, wie sie nur aus gründlicher Kenntniß der Zeit und der geschichtlichen Actenstücke zu gewinnen war. Dabei versteht es Hase, seinen Helden immer möglichst selbst reden zu lassen, Briefwechsel und gelegentliche Aeußerungen trefflich zu verwerthen und den großen Umrissen stets sorgsam die kleinen ausmalenden Züge beizufügen, die den Reformator uns verständlicher, aber nicht kleiner machen, sondern ihn der Nachwelt herzlich näher rücken. Ueberall erquicken den Leser naive, saftige, den Nagel auf den Kopf treffende Lutherssprüche. Namentlich das Kapitel: „Luther im Hause", das ihn im Verhältniß zu Frau und Kindern, als scherzhaften Tischgenossen und aufopfernden Freund vortrefflich schildert, verdient um so mehr gelesen zu werden, da es manchen neuen Zug enthält, der die allgemein bekannte, vorbildliche Gemüthlichkeit des Lutherhauses in ein noch charakteristischeres Licht stellt. Auch die gewaltigen, innern Anfechtungen, die in Luther's Seelenleben sich zu einem Kampfe mit dem Teufel selber gestalteten, werden eingehend besprochen und psychologisch zu lösen gesucht:

Ihn stellte das Geschick auf die Grenze zweier Zeitalter, Kind des einen, Vater des andern. Er liebte die Vergangenheit, und er sollte eine ganz andere Zukunft schaffen; er stand fest gewurzelt in seiner Kirche, und er sollte sie bekämpfen und sie ihn verfluchen. Sie war ein Stück von ihm selbst, seine Jugend; nicht blos was außer ihm war, bekämpft er, sondern was in ihm ist, und das Gebilde seiner Jugend muß er in Stücke schlagen. Das ist das geheime Weh, welches auf Menschen von weltgeschichtlicher Bedeutung gelegt ist. Wer es trägt, ahnt es wol, nicht immer begreift er es. Eigenthümlich nach der Zeit und dem Gedankenkreise, in dem einer aufgewachsen ist, gestaltet sich ihm der Widerspruch seines Lebens. Für Luther kam noch seine gewaltige bilderreiche Phantasie hinzu. Und in einer Zeit, wo man so viel an Gott dachte und von ihm sprach, konnte man den Teufel nicht vergessen.

Auch die Gegensätze, die in Luther's Anschauungen zu verschiedenen Zeiten hervortreten, werden nicht verschwiegen und am Schlusse das Urtheil unserer Zeit über ihn dahin zusammengefaßt:

Der Zeiten Umschwung, an dessen Spitze er stand, ist als schroffer Gegensatz in sein Leben gefallen. Er hat den Papst für den allerheiligsten und für den allerhöllischsten Vater gehalten. In seiner leidenschaftlichen Erregung wechselten stürmisch die Gefühle. Sein Leben galt der Befreiung des Geistes und er hat für den Buchstaben geeifert. Er hat mit der Geschichte gebrochen, über die Väter der Kirche verächtlich geurtheilt und sich doch auf die kirchliche Ueberlieferung gesteift. Er hat mit seiner christlichen Einsicht sich selbst über die Heilige Schrift gestellt, und dann doch die Vernunft zu erwürgen geboten. Er ist im Vertrauen auf die alleinige Macht des Geistes dem Sturme der Revolution in die Zügel gefallen, und hat gelegentlich gerathen, den Papst sammt seinem Gesinde im Tyrrhenischen Meer zu ersäufen. Aber allezeit hat er in unbedingter Redlichkeit seine Ueberzeugung ausgesprochen und war jedem irdischen Interesse fremd. Mit kräftiger Sinnlichkeit stand er festgewurzelt in der Erde, aber sein Haupt reicht in den Himmel. An schöpferischem Geiste war seinerzeit keiner ihm gleich, seine Reden sind

oft derber, als selbst seiner derben Zeit erlaubt schien, aber an volksthümlicher Beredsamkeit ist nie seinesgleichen gewesen in deutschen Landen. Aus Angst und Zorn wuchs ihm die rechte Freudigkeit im Kampfe. Wo er einmal Unrecht erkannte, sah er nichts als Hölle. Aber seine Bedeutung besteht weniger in seinen losreißenden und zerstörenden Thaten, andere konnten sich leichter und entschiedener von der alten Kirche losreißen, vielmehr in seiner auferbauenden Macht, in seiner begeisterten Glaubensfülle; obwol er in trüben Stunden durch des Teufels Anfechtung Gott und Christum und alles miteinander zu verlieren meinte. Zumal Gegnern gegenüber hat er sich gefühlt und unbefangen ausgesprochen, daß er ein erwähltes Rüstzeug Gottes sei, im Himmel und auf Erden und in der Hölle wohl bekannt: doch mit seiner Persönlichkeit hatte das nichts zu schaffen; er wollte nichts wissen von lutherischer Lehre, und sein hehres Gottvertrauen galt nicht seiner eigenen Rettung aus Gefahren, sondern dem Glauben, daß Gott alltäglich zehn Doctor Martinus erschaffen könne. Abgeschmackte Vorwürfe und beschränkte Rechtfertigungen sind verschollen, solch ein Mann gehört nicht einer Partei an, sondern dem deutschen Volke und der Christenheit.

Möchte dieses „Wormser Luther-Buch", im Verein mit jenem demnächst zu errichtenden Lutherdenkmale, dazu beitragen, im Leben der Nation eine kräftige protestantische Gesinnung wach zu erhalten. Wir haben sie in unserer Zeit nöthiger denn je. Selbst der Boden, auf dem das eherne Bild des Reformators sich erheben soll, ist ultramontanen Gegenwirkungen nur mit Mühe abgerungen worden, und gerade dort am Rheine lastet bischöfliche Priesterhand nicht nur auf Kirche und Schule, sondern auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Georg Heusinger.

Sicilische Reisebilder.

Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder von Otto Hartwig. Erster Band. Göttingen, Wigand. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk bietet nicht nur flüchtige Touristeneindrücke, sondern das Resultat längerer Beobachtungen und eingehender Studien, die dem Verfasser ein mehrjähriger Aufenthalt in Messina ermöglichte. Darin liegt nicht nur ein hervorragender Reiz dieser Aufsätze, sondern ihr bleibender Werth. Was sie beschreiben, hat der Verfasser selbst gesehen und untersucht, sie athmen den Eindruck des lebendigsten Augenscheins und geben ein wahres und sprechendes Bild von einem der schönsten und interessantesten Länder, die wol existiren. Vieles davon ist völlig neu und wirft auf bisher fast gänzlich ungekannte Partien ein helles Licht, ich meine namentlich die historischen Aufsätze, und so wird diese Schrift auf der einen Seite dem Fachgelehrten vielfach willkommen sein, auf der andern aber auch das Bedürfniß gebildeter Unterhaltung befriedigen, zumal der Verfasser über einen leichten, kräftigen und farbenreichen Stil gebietet, der sich mit feinem Takt dem Gegenstande anpaßt und ihn seiner Art entsprechend wiedergibt.

Den Inhalt anlangend, behandeln die beiden ersten Aufsätze zwei Aetnafahrten, die der Verfasser gemacht und die er in der frischen lebenslustigen Stimmung erzählt, in der er sie unternommen hat. Seine kleinen Reiseabenteuer verweben sich geschickt mit der packenden Darstellung der gewaltigen Bergnatur, und das Bild, das er von der letzten Eruption entwirft, ist von wahrhaft plastischer Kraft. Von großem Interesse ist der mit vielem Geschick und scharfer Beobachtung geschriebene dritte Aufsatz: „Die Wechselbeziehungen zwischen der Geschichte Siciliens und seiner Bodencultur." In einem kurzen historischen Abriß werden die wechselnden Schicksale, die Behandlung resp. Mishandlung, welche die Insel erfahren, dem Leser vorgeführt, von den ersten Zeiten bis zur Gegenwart. Die große Epoche der griechischen Cultur, in der Sicilien als die Fruchtkammer Italiens berühmt war, und in der Städte wie Syrakus und Agrigent blühten; die Zeiten der Römerherrschaft, die für die Insel durch das Aussaugesystem habgieriger Proconsuln so verhängnißvoll ward; die gänzliche Vernachlässigung ihrer Verhältnisse unter den byzantinischen Kaisern; das höchst interessante Verfahren, das die römischen Bischöfe, namentlich Gregor der Große, in der Behandlung Siciliens einschlugen; die neue Blütepoche unter der Herrschaft der Sarazenen, die hier die Seidenzucht, den Baumwollenbau einführten und auf dem ergiebigen Boden zuerst jene Bäume pflanzten, in deren Ertrag heute noch der Hauptreichthum der Insel besteht: das kriegerische Regiment der Normannen, die Glanztage unter Friedrich II., die damals schon sich ausbildende feudale Adelsherrschaft, die selbst unter dem Drucke des spanischen Absolutismus im Verein mit der Geistlichkeit sich Besitz und Macht zu retten wußte: alle diese Schicksalsphasen der Insel sind in kurzer, kräftiger Schilderung zusammengestellt und bieten in ihrem Zusammenhang den Schlüssel, um die gegenwärtige Lage Siciliens zu verstehen. Eine lange Kette von Vernachlässigung und Plünderung haben den vielleicht fruchtbarsten Boden der Erde wüst und öde gemacht, der große Mangel an Communicationsmitteln hat den Verfall einst bedeutender Städte nach sich gezogen, die Gleichgültigkeit des Adels, in dessen Händen noch der große Grundbesitz liegt, gegenüber dem Zustand ihrer Territorien, hat von der enormen Ertragefähigkeit des Landes Nutzen zu ziehen verabsäumt, und wir finden Sicilien nach jeder Seite hin als ein Land, das den Standpunkt des Mittelalters kaum verlassen hat; wir begreifen aber auch, daß es trotz allem, was hier die Natur gethan, dahin kommen mußte.

Dieser umfassenden und lehrreichen Skizze, zu welcher der Verfasser seine Streifzüge in die wenig besuchten innern Partien der Insel vortrefflich benutzte, folgt ein Aufsatz über eine sicilische Adelsfehde zwischen den Familien Lune und Perello, ein charakteristisches, kräftig gezeichnetes Bild, das in ausdrucksvoller Behandlung an Kleist's genialen Novellenstil erinnert. Die Darstellung eines fixen, auf Leben und Tod geführten Kampfes, der um einer unbedeutenden Kränkung des Stolzes willen jahrelang dauernd zu allen Greueln sich versteigt, deren die gereizte Wuth fähig ist, hat eine hinreißende Lebendigkeit, und kaum war ein Gegenstand zu finden, der uns in den eigenthümlich stolzen heißen Sinn der Sicilianer einen so

iefen Einblick gewährt, als dieser von dem Verfasser mit ichtigem Blick gewählte.

Der letzte Aufsatz, über die „Revolution von Messina" 1672—78), ist der umfassendste und nach gewisser Seite uch der werthvollste, weil er den Gegenstand zum ersten nale im Zusammenhang behandelt. Die italienische Geschichte erfährt durch ihn eine wesentliche Bereicherung. Hier kommt dem Verfasser sein Aufenthalt in Messina or allem zu statten. Seine Ausführung bekommt durch ie unmittelbare Kenntniß des Orts eine plastische Anhaulichkeit, die wol unter andern Verhältnissen kaum zu reichen sein würde, und Wahrnehmungen über das italienische Städtewesen und die Eigenthümlichkeit seiner Entickelung und seiner Bedeutung lassen sich wol nur an rt und Stelle so umfassend gewinnen. Leider müssen ir auf eine Besprechung des Gegenstandes, die uns allzu eit führen würde, verzichten. Doch schon um dieses zten Aufsatzes willen verdient das Werkchen die Aufrksamkeit jedes Geschichtsfreundes, und so können wir chts anderes thun, als dasselbe der gebildeten Lesewelt fs wärmste zu empfehlen. Wir schließen mit der Hoffng, daß diesem ersten Bande bald ein zweiter folgen d daß der Verfasser die Früchte seiner sicilischen Stun, die bisjetzt in verschiedenen Zeitschriften und Zeingen zerstreut sind, in der begonnenen Weise zusammenlle und dem Publikum biete, hoffentlich in nicht zu lanr Zeit. 38.

Ein Lebensbild Abraham a Sancta Clara's.

raham a Sancta Clara, von Th. G. von Karajan. Wien, Gerold's Sohn. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Friedrich der Große fand eines Tags bei dem Beihe einer Dorfkirche in Schlesien auf dem Altar statt er Hostienschachtel eine Schachtel mit Whistmarken an erfährt nicht, durch welches Versehen sie dahin genmen). „Hm", äußerte der König zu dem ihn begleitenn Geistlichen, „es scheint, daß Er seinen Sündern blos Knochen statt des ganzen Leibes des Herrn verabcht!"

Schier in dieselbe Lage versetzt uns Karajan. Nie n wir mit größern Erwartungen an ein Werk bei ung seines Titels gegangen, und nie sind wir ärger täuscht worden. Zwar befremdete es uns einigerßen, daß der gelehrte Verfasser in seinen Tagen noch thetiker geworden sein sollte, der man nothwendig also wie Historiker sein muß, um eine genügende nographie über den Pater Ulrich Megerle liefern zu nen, auf welche jeder Literaturfreund schon wer weiß lange sehnlichst harrt; doch aber glaubten wir, daß Mann von Karajan's Bedeutung und Verdienst in Fahrwasser sich begeben würde, wo er nicht mit en Segeln nach einem allgemein frommenden Ziele teuern könne. Dem ist, wie gesagt, nicht so, und in vendung einer uralten Moral haben wir deshalb mit weit ernster und rückhaltloser zu rechten als mit m halbschürigen Schriftsteller. Nicht den Leib und das Blut Abraham's vergegenwärtigt er uns, nur das Skelett ist aus der Rumpelkammer der Vergessenheit mit einer Peinlichkeit und Mühseligkeit hervorgezogen worden, die eines bessern Zwecks würdig waren und worüber wir selbst Angstschweiß vergießen. Nichts von des Augustiners culturgeschichtlicher Bedeutung, keine allseitige Würdigung seiner Werke! Freilich bekennt der Verfasser, daß es ihm dazu an Muth und Geschick fehle; allein man soll niemand zu Tafel laden, den man nicht zu sättigen vermag und auf fremder Herren Tisch vielleicht ad nonas Ebraeorum vertrösten muß. Freilich kündigt uns das Vorwort an, das Werk bringe nicht viel; aber der Raum von mehr als 23 Bogen zur Ausbreitung eines Knochengerüstes, zu einer rein äußerlichen Darstellung seines Lebens und seiner Individualität, zu einer Betrachtung, in welcher nicht die Zeit und die Zustände der Focus sind, in denen sich des Paters Wirken retrospectiv auflöst, im Gegentheil gleichsam blos zufällige Einrahmung einer ganz subjectiven Erscheinung — das ist wahrlich viel zu viel, das heißt uns Hungrigen Steinhaufen statt des begehrten Brotes bieten. Wir wollen ihn auch nicht haben, diesen urälterlichen und älterlichen Familienquark, diesen genealogischen Krimskrams obscurster, historisch nichtssagender Leute; zu ernste Forderungen stellt die Gegenwart an jeden einzelnen, um sich durch den Mulm und Moder pedantischer und weitschweifiger Kleinlichkeiten zu würgen. Man muß nicht über die elementaren Versuche historiographischer Combinationen hinaus sein, um nicht auf den ersten Ueberblick zu erkennen, daß der allein wesentliche Inhalt sämmtlicher 40 Kapitel sich auf ein Drittel des Buchs ohne jegliche Einbuße zusammendrängen ließ. Hin und wieder zwar nimmt der Verfasser einen Anlauf zu der Bahn universeller und geistreicher Behandlung; aber wenn wir meinen, den räthselhaften Todten im Lichte neuen Lebens erstehen zu sehen und unsere Hände in seine Nägelmale legen wollen, bricht er flugs wieder als Mumie zusammen, große Staubwolken raritätenhafter Ingredienzen aufwirbelnd, die einen Petrefactensammler entzücken mögen, unsern Augen und Athmungsorganen hingegen schädlich sind. Registermäßiger und geistloser wie hier lassen sich des Paters Schriften kaum behandeln; es sind die alleroberflächlichsten Gesichtspunkte, unter welche sie in massenhaften Auszügen geradezu blos rubricirt werden: Auszüge, die obenein mit allen Stacheln und Krusten der jedem Gebildeten bis zum Ueberdruß bekannten verwilderten Schreibart des 17. Jahrhunderts, also mit einer widerwärtigen diplomatischen Genauigkeit zum Genuß geboten werden.

Dankbar sind wir Karajan einzig und allein für den Nachweis der Reihenfolge der meisten Werke Abraham's nach der Zeit ihrer Entstehung oder, wo dies nachzuweisen nicht gelang, nach der Zeit ihrer ersten Veröffentlichung (S. 348—361), nur hätten wir sie bibliographisch erweitert gewünscht.

Hoch thürmt sich der Spreuhaufen, den wir durchwühlt, und klein ist die Zahl der Körner, welche geeigneterer Kraft zur künftigen literarischen Aussaat über den

großen Satiriker der kaiserlichen Hofkirche zu Wien verwendbar sind. Vielleicht ist es Karajan's negatives Verdienst, eine solche bereits angeregt und ihr gezeigt zu haben, wie sie sich nicht gebaren darf.

Die Ausstattung des Buches ist — leider — wahrhaft prachtvoll: ein purpurner Krönungsmantel über einem morschen Gerippe.

27.

Feuilleton.

Ein Sendschreiben über das „Bücherleihen".

Es ist von Alfred Meißner wie von uns mehrfach darauf hingewiesen worden, daß ein Aufschwung in den finanziellen Verhältnissen unserer Dichter und Schriftsteller nur dann zu erreichen sei, wenn die anständige deutsche Gesellschaft es sich, wie die französische und englische, zur Ehre rechne, die Bücher, welche sie liest, selbst zu besitzen. Das Geheimniß einer glänzendern Zukunft unsers Verlagsbuchhandels und des deutschen Schriftstellerthums liegt in der „Privatbibliothek", in dem „Bücherschrank". In einer drastischen Weise hat jetzt Wilhelm Jordan dies Thema dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen versucht, indem er einen Brief veröffentlicht, den er an eine fingirte oder wirkliche Commerzienräthin in Berlin geschrieben hat. Diese Dame ersuchte ihn, für einen Leseabend ihr ein Exemplar seines Lustspiels „Die Liebesleugner" zu borgen; in seiner Antwort, deren göttliche Grobheit den Nagel auf den Kopf trifft und nur dann Bedenken erregen muß, wenn der Dichter nicht gegen einen maskirten Feind, sondern gegen eine Dame von Fleisch und Blut focht, sagt er:

„Sie und Ihre Gesellschaft wünschen mein Lustspiel zu lesen. Dieser Wunsch, Frau Commerzienräthin, ist ein Erzeugniß meines Kapitals und meiner Arbeit. Um ihn erregen zu können, bedurfte ich meines Erbtheils von Vater und Mutter, des poetischen Talents, der Sprachgewandtheit, der Uebung im Versemachen und einer Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten, die weder umsonst, noch ohne vieljährige Anstrengung zu erwerben sind. Mit diesem Betriebskapital habe ich dann wochenlang am Schreibtisch sitzen, hierauf die Darstellung meines Stücks betreiben, die Proben leiten, die Rollen mit den Schauspielern einstudiren müssen. Das Stück hat Beifall gefunden und dadurch das Publikum begierig gemacht, es auch zu lesen. So hat es neben seinem Bühnenwerth auch einen Buchwerth erlangt. Die Nachfrage des Publikums, von der die Ihrige einen Theil ausmacht, ist fällig gewordene Rente meines Kapitals, ist realisirbarer Verkaufswerth der von mir producirten Waare. Diese Rente nun habe ich für eine gewisse Zeit, von dieser Waare einen gewissen Vorrath an Herrn Sauerländer in Frankfurt verkauft. Es ist also ein irrthümlicher Ausdruck, wenn Sie mich ersuchen, Ihnen das Stück zu leihen. Was Sie mir wiedergeben, das wäre nur die Schale einer gegessenen Auster; nämlich bedrucktes Papier, das die Eigenschaft verloren hätte, anderthalb Gulden aus Ihrer Kasse in diejenige meines Herrn Verlegers führen zu können. Dem letztern sind Sie durch das Factum Ihrer Leselust den Ladenpreis schuldig geworden, zwar nicht nach dem Handelsgesetz, wol aber nach einem höhern, das auf Ihrer gesellschaftlichen Stufe mindestens ebenso bindend sein sollte: nach dem Gesetze des Anstandes. Es gibt Leute, denen es niemand übel nimmt, wenn sie dem Aufsteigen eines Luftballons oder einer Kunstreitergesellschaft von außerhalb der Planken gratis zuschauen, andere, für die der dritte oder zweite, andere endlich, für die nur der erste Platz schicklich ist. So gibt es denn auch große Klassen, die sich mit Büchern gegenseitig aushelfen oder in die Leihbibliothek schicken müssen. Aber stellen Sie sich Ihren Gemahl, den Herrn Commerzienrath, vor, die schwere Goldkette seines Chronometers zur Schau tragend auf der mit feinstem Piqué und Buckskin bekleideten Vorwölbung seiner wohlgenährten Gestalt, und dennoch, umgeben von zerlumpter Straßenjugend, vom Ast eines Baumes aus seine Schaulust am Pferderennen befriedigend. Sie und Hunderte Ihres Standes verschmähen es nicht, eine ähnliche Situation einzunehmen gegenüber dem am wenigsten beschützten, unbewachbarsten Eigenthum, dem des Schriftstellers — offenbar ahnungslos und weil Sie noch niemals überlegt haben, worin dies Eigenthum bestehe. Sie sowol als Ihr Herr Gemahl sind ja warme Bewunderer Englands und englischer Sitten. Wohlan denn, seien Sie englisch auch in Ihrem Verhalten zur Literatur. In England hat niemand Anspruch auf den Namen eines Gentleman, der nicht eine Bibliothek besitzt im Verhältniß zu seinem Vermögen. Eine Flucht von zwölf Zimmern und Sälen zu bewohnen wie Sie, sechs Pferde und drei Bedienten zu halten wie Sie, und dennoch geliehene Bücher, wol gar aus der Leihbibliothek zu lesen, das würde in England für höchst unanständig gelten. Trotz alledem aber, verehrteste Frau Commerzienräthin, bin ich gern bereit, Ihnen etliche Exemplare des gewünschten Lustspiels zu leihen, wenn Sie mir eine genau entsprechende Gegengefälligkeit leisten wollen. Man versichert, daß Sie Ihrem Herrn Gemahl als Mitgift einen stattlichen Foliband in Maroquin zugebracht haben, dessen Inhalt sehr schätzenswerth sei, wenn auch zum Lesen nicht besonders unterhaltend; denn er bestehe aus lauter Staatsschuldscheinen. Ich bitte Sie, mir denselben nur auf einige Stunden zu leihen. Sie sollen ihn pünktlich nach Ablauf dieser Frist wieder erhalten; denn ich will weiter nichts als die Zinscoupons für mich herausschneiden."

Die Historische Commission bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften.

Von dem regen Leben auf dem Gebiete deutscher Geschichtforschung und Geschichtschreibung legen die Berichte Zeugniß ab, welche über die achte, vom 2. bis 7. October in München tagende Plenarversammlung der Historischen Commission der bairischen Akademie veröffentlicht werden. Die namhaftesten deutschen Historiker, darunter die beiden Jubilare Ranke und Pertz, wohnten derselben bei. Nach dem Bericht des Secretairs waren von den durch die Commission herausgegebenen Schriften seit dem vorigen Jahre in den Buchhandel gekommen: 1) K. Hegel, „Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert", Bd. 5. 2) „Jahrbücher der deutschen Geschichte: Kaiser Heinrich VI." von Th. Töche. 3) „Forschungen zur deutschen Geschichte", Bd. 7. 4) „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland"; dritte Lieferung, enthaltend: a) „Geschichte der protestantischen Theologie" von J. A. Dorner; b) „Geschichte der katholischen Theologie" von K. Werner. 5) „Weisthümer", gesammelt von J. Grimm, Bd. 5. Unter Oberleitung von G. L. von Maurer herausgegeben von A. Schröder. 6) „Briefe Friedrich's des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz, mit verwandten Schriftstücken", gesammelt und bearbeitet von A. Kluckhohn. Bd. 1. 7) J. G. Lehmann, „Geschichte des Herzogthums Zweibrücken". — Von der „Geschichte der Wissenschaften" ist eine neue Abtheilung, die „Geschichte der Aesthetik" von Lotze, unter der Presse und wird binnen kurzem als vierte Lieferung ausgegeben werden. Je größer die Theilnahme des Publikums an diesem Unternehmen ist — von einigen Werken sind bereits neue Abdrücke nöthig geworden — desto mehr wünscht die Commission den regelmäßigen Fortgang gesichert zu sehen. Nachdem Prof. Ihering wegen anderweitiger Beschäftigungen die Bearbeitung der Geschichte der Rechtswissenschaft aufgegeben hat, wurde dieselbe dem Prof. Stintzing in Erlangen übertragen. Für die Geschichte der Astronomie, die

welche bisher noch kein geeigneter Bearbeiter gefunden war, ist bestimmte Aussicht vorhanden, Prof. R. Wolf, Director der Sternwarte in Zürich, jetzt zu gewinnen. Der dritte Band der „Historischen Volkslieder der Deutschen" wird in den nächsten Tagen im Druck vollendet sein.... Der vierte Band soll im Jahre 1869 erscheinen, und der Herausgeber, Cabinetsrath von Liliencron, wird ihm noch einen kleinen Band mit Beilagen, besonders alte Melodien, ein Wörterbuch, ein Verzeichniß der Liederanfänge und Quellennotizen enthaltend, dann sofort folgen lassen.

Die Arbeiten für die Herausgabe der Städtechroniken, der deutschen Reichstagsacten, von denen der Text des ersten Bandes, die erste Hälfte der Regierung Kaiser Wenzel's (1376—78) umfassend, vorliegt, werden mit Eifer betrieben; die Sammlung der Weisthümer ist durch interessante Stücke, namentlich aus Schwaben, vervollständigt worden. Die Zeitschrift: „Forschungen zur deutschen Geschichte" wird in der bisherigen Weise unter der Redaction von Prof. Waitz, Oberstudienrath von Stälin und Prof. Wegele fortgeführt werden. Von archivarischen Veröffentlichungen ist der erste Band der „Wittelsbachischen Correspondenz", der die Briefe Kurfürst Friedrich's III. von der Pfalz enthält, jetzt ausgegeben worden. Den Arbeiten aus der pfälzer Geschichte, welche Pfarrer J. G. Lehmann in Nußdorf auf den Wunsch König Maximilian's II. unternommen hatte, schließt sich die Geschichte der Grafen von Spanheim an, welche im Manuscript vorlag. Auf den Vorschlag des Oberstudienraths von Stälin beschloß die Commission zur Erleichterung des Drucks eine Subvention allerhöchsten Orts zu beantragen. Außerdem soll von Schmeller's „Bairischem Wörterbuch" eine neue Ausgabe von Karl Frommann herausgegeben werden.

Bibliographie.

Aßtalos, Elise v., An die denkenden deutschen Frauen. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Becker, A., Hedwig. Ein Roman aus dem Wasgau. 2 Bde. Berlin, Janke. 1868. 8. 3 Thlr.

Bowitsch, L., Vom Donaustrande. Mährlein und Sagen. Wien, Gerold's Witwe u. Sohn. 8. 12 Ngr.

Briefwechsel zwischen dem Künstler und Schauspieler Moritz Rott und einer Dame. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 1 Thlr.

Briegleb, H. E. B., Gebrochene Fürstenherzen. Zwei Novellen aus dem Süden. Der deutschen Nation gewidmet. Leipzig, Leiner. 1868. 8. 15 Ngr.

Diefenbach, L., Die Pfarrerskinder. Novelle. Frankfurt a. M., Auffarth. 16. 20 Ngr.

Dingelstedt, F., Die Amazone. Novelle. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Dühring, E., Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie. 16 Briefe. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr.

Belletristisches Frankreich des 19. Jahrhunderts. Romane von Abbé About, Achard, Aimard ꝛc. Einzig berechtigte deutsche Uebersetzung. Bis 5ter Bd. Wien, Tendler u. Comp. 1868. 8. 3 Thlr.

Diefebrecht, L., Gedichte. 2 Bde. 2te vermehrte Ausgabe. Stettin, Leon Nahmer. 8. 3 Thlr.

Dirndt, O., Dramatische Werke. 1ster Bd. Hamburg, O. Meißner. 1868. 8. 1 Thlr.

Drothe, W., Aus dem Reiche der Lampen und der Schminke. 3ter Bd.: Hof und Komödiant. Humoristisch-komischer Roman. Berlin, Grothe. 1868. 8. 1 Thlr.

Daffner, K., Die schönen Weiber von Wien. Humoristischer Roman aus dem Wiener Volks-Leben. 2 Bde. Wien, Last. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Damerlin, R., Ahasverus in Rom. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einem Epilog an die Kritiker. 3te Aufl. Hamburg, J. P. F. E. 1868. Gr. 16. 1 Thlr.

Deije, J. P., Griechenlands Kampf und Erlösung. Eine neue-niederländische Dichtung zu Beethoven's Ruinen von Athen. Amsterdam. 12 Ngr.

Erbst-Blätter. Gesammelt und den Sonntagskindern gewidmet. Breslau, Trewendt. 16. 12 Ngr.

Erchenbach, W., Kaiserkrone und Herzogshut. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert. 2 Bde. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Defer, E., Die gute alte Zeit. Erzählungen und Geschichten. Breslau, Trewendt. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dreas Hofer in seinem Leben und Wirken. Eine Skizze zur Säkularfeier 1867. Wien, Hartleben. 8. 4 Ngr.

Iff, J., Harmonie. Ein kulturgeschichtliches Bild. 2te durch Zusätze und Berichtigungen vermehrte Aufl. Stuttgart, Schober. 1868. 8. 10 Ngr.

Jerschkerski, F., Gottfried der Bärtige, Herzog von Lothringen und Markgraf von Toscana (1033—1069.) 1ster Thl. Inaugural-Dissertation. Göttingen. Gr. 8. 10 Ngr.

Kératry, E. Graf, Kaiser Maximilians Erhebung und Fall. Originalcorrespondenzen und Documente in geschichtlichem Zusammenhange dargestellt. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kluckhohn, A., Briefe Friedrich des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz mit verwandten Schriftstücken gesammelt und bearbeitet. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. 1ster Bd. 1559—1566. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 4 Thlr.

König, A., Die Echtheit der Apostelgeschichte des heiligen Lucas. Ein Wort an deren Gegner. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kregk, G. L., Die goldene Bulle der Stadt Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Laube, H., Der deutsche Krieg. Historischer Roman in 3 Bdn. 3te Aufl. 1ste Lief. Leipzig, Haessel. 8. 7½ Ngr.

Lazarus, W., Ueber Mortalitätsverhältnisse und ihre Ursachen. Hamburg, O. Meissner. 8. 12 Ngr.

Löhbach, K., Handbuch der römischen Nationalliteratur. Prosaiker und Dichter. Mit kurzen biographischen Erläuterungen. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ludwig, R., Geologische Skizze des Grossherzogthums Hessen. Herausgegeben vom mittelrheinischen geologischen Verein. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 4. 1 Thlr.

Leipziger Meßbilder. Heitere Lebensbilder aus der Gegenwart. Nr. 1. Leipziger Harfenmädchen. Leipzig, Purfürst. 8. 2½ Ngr.

Margerie, A. v., Die Familie. Autorisirte Uebersetzung. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 27 Ngr.

Marryat, Florence, Für immer und ewig. Roman. Aus dem Englischen von H. Hardt. 3 Bde. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Merx, E., Ministerfieber und Schwiegersöhne. Kein sentimentaler Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 1868. 8. 3 Thlr.

— — Nicht nach der Schablone. Novellen. 2 Bde. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 2 Thlr.

Molitor, W., Claudia Procula. Ein dramatisches Gedicht. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Neubürger, E., Einige Blätter zur Erinnerung an K. Schwenck. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Einige Blätter zur Erinnerung an H. Hilliger. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Noë, H., Neue Studien aus den Alpen. 1ste Lief. München, L. Finsterlin. 1868. 8. 4½ Ngr.

Poppe, A., Die Bedeutung und das Wesen der antiken Telegraphie. Ein kulturgeschichtlicher Beitrag. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Redendorf, H., Das Leben Mosis. Allen denkenden Bibelfreunden gewidmet. Leipzig, Gerhard. 1868. 8. 15 Ngr.

Reuter, W., Ein bunter Strauß. Gedichte. Trier, Braun. 16. 15 Ngr.

Rötscher, H. T., Dramaturgische und ästhetische Abhandlungen. Herausgegeben von Emilie Schröder. Leipzig, F. Fleischer. 8. 22½ Ngr.

Sauer, C. M., Korporal Hilscher. Ein Dichterleben. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schaefer, A., Geschichte des siebenjährigen Kriegs. 1ster Bd. Der Ursprung und die ersten Zeiten des Kriegs bis zur Schlacht bei Leuthen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schmid, C. v., Josaphat, Königssohn von Indien. Eine Geschichte aus dem christlichen Alterthume neu erzählt. München, L. Finsterlin. 8. 10 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Pascal Paoli, der letzte Korse. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr.

Schmidt, O. G., Petrus Mosellanus. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Sachsen. Leipzig, F. Fleischer. 8. 12 Ngr.

Schneider, K., Volksschule und die Schullehrerbildung in Frankreich. Dargestellt und mit den entsprechenden Verhältnissen des preußischen Schulwesens in Frankreich verglichen. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. Gr. 8. 10 Ngr.

Siemssen, H. J., Ein Gedicht- und Liederbuch für praktische Aerzte nebst einem Anhang enthaltend ärztliche Redensarten. Original-Beiträge. Hamburg, O. Meißner. 8. 15 Ngr.

Sonnenburg, F., Erloschene Sterne. Roman. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 2 Thlr.

Spir, A., Die Wahrheit. Leipzig, Förster u. Findel. Gr. 8. 21 Ngr.

Springer, R., Weimar's klassische Stätten. Ein Beitrag zum Studium Goethe's und unserer klassischen Literatur-Epoche. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr.

Strack, K., Bilder aus der Reformationsgeschichte. 5ter Bd. Blicke in die katholische Kirche. Leipzig, Schlicke. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

Tennyson, A., Königs-Idyllen. Uebersetzt von W. Scholz. Berlin, G. Reimer. 16. 25 Ngr.

Tiefenhausen, E. Baron P. v., Plettenberg. Historisches Trauerspiel. Riga, Kymmel. 8. 15 Ngr.

Wehl, F., Dramen. III. Lustspiele. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 1 Thlr.

Woldemar, C., Die Lettenauswanderung nach Nowgorod im Jahre 1865 und die baltische deutsche Presse. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 4 Ngr.

Würkert, L. (L. Rein), Marlene oder Magd und Gräfin. Ein Tendenzroman. 2 Bde. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ziel, E., Gedichte. Leipzig, Matthes. 1868. 16. 20 Ngr.

Ziemssen, R., Christus der Herr. Eine biblische Studie zur Christologie. Kiel, Schwers. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

König Richard der Zweite.

Von William Shakespeare.

Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 5 Ngr.

Bildet das 6. Bändchen von:

William Shakespeare's Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**

Das 1.—5. Bändchen enthalten:

Othello. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.

König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Antonius und Kleopatra. Uebersetzt von Paul Heyse.

Die lustigen Weiber von Windsor. Uebersetzt von Hermann Kurz.

Viel Lärmen um Nichts. Uebersetzt von Adolf Wilbrandt.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen nur 5 Ngr.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Statistisch-commerzielle Ergebnisse

einer Reise um die Erde,

unternommen an Bord der österreichischen Fregatte Novara in den Jahren 1857—1859.

Von Dr. Karl von Scherzer.

Zweite, verbesserte und mit den neuesten Daten ergänzte Auflage.

Nebst 4 Karten in lithographischem Farbendruck.

Gr. 8. Geh. 5 Thlr. Geb. 5 Thlr. 20 Ngr.

Dieses für jeden Kaufmann und Industriellen, der irgendwie am Welthandel sich betheiligt, überaus wichtige Werk kostete in der ersten Auflage 24⅔ Thlr.: ein Preis, welcher der so wünschenswerthen Verbreitung desselben hindernd entgegenstand. Vorliegende zweite Auflage (51 Bogen Lex.-Octav mit 4 interessanten chromolithographischen Karten) erscheint zu dem wohlfeilen Preise von nur 5 Thlr. und darf der günstigsten Aufnahme in commerziellen Kreisen gewiß sein.

Wer über die Bedingungen zu erfolgreichen überseeischen Handelsunternehmungen, über bisher noch wenig beachtete Rohstoffe, über die Bodenerzeugnisse, Productionskraft, Verkehrmittel, Waaren- und Schiffahrtsbewegung, Ein- und Ausfuhrzölle, Gebräuche und Usancen der verschiedenen außereuropäischen Länder das Neueste und Zuverlässigste erfahren will, wird dieses Werk nicht entbehren können.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und **Julius Tittmann.**

Erster Band.

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von Karl Goedeke und Julius Tittmann.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die hiermit beginnende Sammlung wird die poetische Production des 16. Jahrhunderts — Lieder, Fabeln und Schwänke, Schauspiele, Lehrdichtungen, Erzählungen —, und zwar die Hauptwerke ihrer Hauptvertreter, in neuen mit Einleitungen und Erklärungen versehenen Ausgaben umfassen. Sie bildet somit gewissermaßen eine Fortsetzung der in demselben Verlage erscheinenden Sammlung: „Deutsche Classiker des Mittelalters." Für die Gediegenheit der Auswahl, wie für die quellenmäßige Correctheit der Texte bürgen die Namen der Herausgeber. Es darf daher für diese Reihe deutscher Nationaldichtungen dieselbe allgemeine Theilnahme erwartet werden, welcher jene andere Sammlung sich in so hohem Grade zu erfreuen hat, zumal der Preis trotz eleganter Ausstattung im Interesse der allgemeinsten Verbreitung überaus billig gestellt ist.

Der erste Band, enthaltend Volks- und Gesellschaftslieder, historische, geistliche und Meisterlieder aus dem 16. Jahrhundert, sprachlich und sachlich erläutert, ist nebst einem Prospect über das ganze Unternehmen in allen Buchhandlungen zu haben. Derselbe kostet bei einem Umfange von 26½ Bogen nur 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 14. November 1867.

Inhalt: Kleinigkeiten der Kriegs- und Friedenslyrik. Von E. Hersfurth. — Romane von Gustav vom See, Leo Wolfram, Edmund Hoefer und Freiherrn von Stifft. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Ein ungarischer Dictator. Von Adolf Silberstein. — Feuilleton. (Neue Dramen auf der deutschen Bühne.) — Anzeigen.

Kleinigkeiten der Kriegs- und Friedenslyrik.

Wie die Kunst, so wird auch die Literatur von der allgemeinen geistigen Strömung der Zeit bewegt und getragen, und indem sie mit dem öffentlichen Leben und der Gesittung in innigster Wechselwirkung steht, ist sie ein Spiegel, in dem sich jeder Zug des gesammten Culturlebens in zwar kleinerem, oft aber desto klarerem Bilde reflectirt. Je größer der Genius eines Autors, desto tiefer sind diese Wechselbeziehungen zwischen dem Mikrokosmos seiner Werke und dem Makrokosmos; und epochemachend werden diese Werke nur dann sein, wenn sie den großen Gedanken der Zeit Worte geben, für das Sehnen und Drängen, welches diese durchzieht, die erlösende Zauberformel finden und so den innigen Zusammenhang von „Dichten und Trachten" praktisch bewähren. Jeder Dichter ist der Sohn seiner Zeit, und bei aller Originalität und Absonderlichkeit der Individualitäten bleibt es stets „der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln", und darum erkennt auch die Bescheidenheit eines Tasso-Goethe an, daß „was man ist, das blieb man andern schuldig". Wie aber jedes Bruchstück eines Spiegels das gleiche Bild wie dieser selbst zurückwirft, so ist auch der einzelne Zweig der Literatur einer Zeitperiode ebenso, wie diese als Ganzes, der Naturselbstdruck der Blüte, die am Baume der Menschheit gerade zur Entfaltung gekommen.

Es ist von besonderm Interesse, diesen feinen Beziehungen nachzuspüren, die Fäden zu verfolgen, die sich ineinandergeschlungen auf dem sausenden Webstuhl der Zeit, und der Harmonie zu lauschen, die sich aus den von hier und dort hertönenden abgerissenen Klängen bildet, oder in der jede Dissonanz ihre Auflösung findet. Zuweilen sind freilich diese Beziehungen fast unmerkbar, und trotz dem Reichthum, der Vielseitigkeit, leider aber auch Zerfahrenheit des modernen Geistes nur schwer nachzuweisen; manchmal springen sie dagegen mit einer auch das blödeste Auge zwingenden Deutlichkeit hervor. Hat wol seit den Freiheitskriegen die Literatur keines Jahres so unverkennbar das Gepräge ihrer Entstehungszeit getragen, als die Dichtung seit dem Frühling von 1866, welche mit der Treue eines photographischen Bildes die Züge festgehalten, die dem öffentlichen Leben der Gegenwart den bezeichnenden Charakter geben. Selbst in der Lyrik, deren sedes materiae doch die ewig unerschöpflichen Kapitel von Lenz und Liebe sind, zeigt sich der Einfluß und die Nachwirkung der Ereignisse dieses bedeutungsvollen Jahres; und wie die Wogen des Meers noch längere Zeit hoch gehen, auch wenn der Sturm, der sie erregte, sich wieder gelegt hat, so tragen auch jetzt noch die lyrischen Novitäten die Signatur jener in die Tafeln der Geschichte mit ehernem Griffel eingegrabenen Epoche.

Die politische Lyrik, seit 18 Jahren fast gänzlich verstummt, setzt die Tuba wieder an den Mund, ein Tyrtäus nach dem andern sendet seine Kriegs- und Siegslieder in die Arena. So zeigt auch von den zur Besprechung vorliegenden Novitäten ein großer Theil diesen Charakter der Kriegslyrik, während andere nach dem Grundsatz, daß ein politisch Lied ein häßlich Lied sei, sich zwar an die uralten Themata der Lyrik halten, in deren Auffassung und Behandlung aber doch auch den Einfluß der geistigen Strömung der Zeit deutlich erkennen lassen. Zu der erstern Gruppe gehören die fünf folgenden kleinen Hefte, von denen die vier ersten sich unter die Fahnen des Siegers scharen, während die victa causa nur einen Vertreter findet:

1. Preußische Kriegs- und Siegeslieder von Adolf Gad und K. von Holtei. Breslau, Trewendt. 1867. 8. 1 Ngr.
2. Heldenthaten preußischer Krieger und Charakterbilder aus dem Feldzuge von 1866. Geschildert von Wilhelm Petsch. Berlin, Schlesier. 1867. 8. 5 Ngr.
3. Königgrätz. Preußens Ehrenspiegel. Eine Perle für jedes treue Preußenherz. Episches Gemälde von Emil Kluge. Dessau, Neubürger. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.
4. Der Krieg 1866. Ein Gedicht von Heinrich Pröhle. Berlin, Schweigger. 1866. 16. 5 Ngr.
5. Kriegs- und Leidensfahrten eines Schwerblessirten von Richard von Meerheimb. Dresden, Meinhold und Söhne. 1866. 16. 10 Ngr.

Die billigste dieser Kleinigkeiten, die nur einen Neugroschen kostende Sammlung der „Preußischen Kriegs- und

Siegeslieder" von A. Gad und K. von Holtei (Nr. 1), ist unzweifelhaft die inhaltreichste Gabe. Diese Gedichte, von denen namentlich „Ostern 1854" und „Vorm Feinde" von Gad als gelungen hervorzuheben sind, treffen mit Glück den populären Ton des einfachen Soldatenliedes, sie sind frisch und kräftig und mit gutem Humor gewürzt:

In, der Bismarck fing an,
Und der Moltke ersann;
Und das preußische Heer —
Liebes Deutschland, schau her!

Von den 15 Gedichten dieser Sammlung beziehen sich nur 10 auf den Krieg von 1866, die übrigen stammen aus der Zeit des Krimkriegs, dem Jahre 1859, und dem schleswig-holsteinischen Feldzuge; eins der besten hat den Untergang der Amazone zum Vorwurf genommen.

In den Blättern von Wilhelm Petsch: „Heldenthaten preußischer Krieger" (Nr. 2), welcher schon früher in verschiedenen kleinen Schriften den Feldzug in Schleswig-Holstein zum Theil nach persönlichen Erlebnissen besangen, sind eine Anzahl von Heldenthaten preußischer Krieger aus den Kämpfen des Jahres 1866, an welchen der Verfasser ebenfalls als preußischer Landwehr-Unteroffizier theilgenommen, in einfach schmuckloser und ansprechender Weise zusammengestellt. Da das kleine Buch, wie das Vorwort betont, unter Vermeidung alles Anekdotenhaften nur wirklich Geschehenes in ausführlicher Darstellung mit voller Namensnennung bringt, so hat dasselbe auch einen historischen Werth und wird für Kaserne und Wachtstube eine willkommene Gabe sein. Die sechs Gedichte, welche den 39 Charakterbildern in Prosa beigefügt worden, sind während des Feldzugs selbst gedichtet und zum Theil — namentlich Nr. 26: „In Sadowa" — von wohlthuender Wärme der Begeisterung und tiefer Empfindung erfüllt, sodaß man über einzelne Mängel des poetischen Ausdrucks gern hinwegsieht.

Das dritte Heft: „Königgrätz" von E. Kluge (Nr. 3), gibt eine nach dem Vorbild von Scherenberg's „Waterloo" angefertigte Schilderung der Schlacht von Königgrätz und namentlich der Heldenthaten der Division Franseky, nebst einer einleitenden Uebersicht des siebentägigen Kriegs und einem Epilog mit den unvermeidlichen Kyffhäuserraben des Kaisers Barbarossa. Wenn schon Scherenberg selbst in der oft gesuchten Simplicität und gedrungenen Kürze seines Lapidarstils zuweilen nahe an Manier streift, so sind seine Nachtreter, welche das Gold patriotischer Dichtung in Scheidemünze auszuprägen sich bemühen, fast ohne Ausnahme Manieristen. Und der Vorwurf der Manier trifft auch dieses epische Gemälde der Schlacht von Königgrätz, in welche statt der meisterhaften plastisch-epischen Schilderung Scherenberg's eine zuweilen etwas confuse Gefechtsrelation, untermischt mit unklaren Bildern, hinkenden Vergleichen und trivialen Reflexionen zum Vorschein kommt. Stellen, wie die folgenden, S. 14:

Und aus des Parks verrammelten Zinnen —
Blumenstaub nächtlicher Königinnen —
Brechen Shrapnells und Kartätschen hervor! —

oder S. 17:

Wenn du den grimmigen Tiger der Wüste
Suchst auf der Lauer zum Schusse zu fassen
Und er erblickt dich, so speit aus den Nüstern
Rache und Zorn er mit wüth'gen Grimassen: (!)
Also verzerren sich Muskeln und Sehnen
Derer, die würfeln auf Leben und Tod.
Glaubt mir, es weinten die Härtesten Thränen,
Schauten sie diese Verzweiflung und Noth! —

lassen dies Urtheil wol nicht zu hart erscheinen. Und wenn schon Scherenberg zu häufig den fünffüßigen Jambus mit Trochäen und Daktylen unterbricht, so geht in dieser epischen Studie die Ungebundenheit der Form so weit, daß man oft nur improvisirte Knittelverse eines begeisterten Dilettanten, der des dichterischen Ausdrucks wenig mächtig ist, zu lesen glaubt.

Wie das aus ungefähr 100 Distichen bestehende Gedicht von Heinrich Pröhle sich den Titel: „Der Krieg 1866" (Nr. 4), dessen Schwere diese kleinste Kleinigkeit fast zermalmt, hat beilegen können, ist kaum zu errathen. Denn die Einleitung: „Vaterlandsliebe", ist eine Studie römischer Archäologie, welche zu dem Kriege von 1866 in keiner Beziehung steht, weshalb uns eine Anmerkung besonders darauf hinweisen muß, daß unter den „Barbaren, die sich selber erhängt an des Zugviehs mächtigen Hörnern nach der verlorenen Schlacht", die Armee Benedek's gemeint sein soll. Und das Gedicht selbst ist nur ein nicht immer correct versifizirtes Gespräch über Krieg und Kriegsgeschrei an einem Sonn- und Feiertage im gemüthlichen Pfarrgarten bei einem Gläschen Wein, welches, an sich inhaltsleer und bedeutungslos, durch einen ziemlich ungeschickten Ausfall auf Hermann Lingg nicht schmackhafter wird. Doch: „Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas"; denn das Titelblatt besagt: „Der Ertrag ist zum Besten der preußischen Helden und deren Angehörigen bestimmt!"

Einen ähnlichen guten Zweck verfolgen die „zum Besten der Stiftung für die durch Kriegsnoth hülfsbedürftig gewordenen Soldaten- und Beamtenfamilien im Königreich Sachsen" herausgegebenen „Kriegs- und Leidensfahrten eines Schwerblessirten", von R. von Meerheimb (Nr. 5), die der Verfasser, zur Zeit des Kriegs Hauptmann im vierten sächsischen Infanteriebataillon der Brigade Kronprinz, während seines Schmerzenslagers im Augartenspital zu Wien gedichtet. Dieselben bedürfen aber einer solchen captatio benevolentiae viel weniger, denn, wenngleich sie in Composition und Ausdrucksweise das Dilettantenhafte nicht verleugnen, so zeichnen sie sich doch durch die anschauliche Schilderung des Selbsterlebten, die frische individuelle Färbung und den guten Humor vortheilhaft aus (S. 27:

Humor, du schäkernd Himmelskind,
Das selbst durch Thränen lacht,
Im Becherklang des Herzens sei
Dir heiß ein Hoch gebracht!

Du warst mein Führer in der Schlacht,
Ja, selbst an Wunden reich,
Warst du es, fröhlicher Humor,
Der mich gebettet weich!

Noch jetzt, da ich um ein'ge Loth
Fußknochen leichter bin,
Lenkt mir mein wackelnd Krückenpaar,
Humor, dein froher Sinn!

Die von dem Verfasser aus eigener Anschauung geschilderten vielbesprochenen Vorfälle in der Schlacht von Gitschin, das Beschießen sächsischer Truppen von österreichischer Artillerie und das Wehen der weißen Tücher beim Nahen der anstürmenden Preußen finden auch hier eine genügende Erklärung in dem angeblichen humoristischen Einfalle nicht und behalten ihren etwas mysteriösen Charakter. Ergreifend und von poetischem Werth ist namentlich die Einleitung: „Ein heimatloses Heer", welches den kampflosen Rückzug der sächsischen Truppen nach Böhmen beim Beginn des Kriegs schildert.

Den Uebergang von der politischen Lyrik zur unpolitischen bilden folgende Werke, von denen namentlich das erste ein besonders interessanter Beleg dafür ist, daß, wie oben erwähnt, die geistige Strömung eines Zeitalters unwiderstehlich alles mit sich zieht und selbst die stillen entfernten Gestade überflutet, auch wenn sich dieselben durch künstliche Schutzwehren ganz abzuschließen suchen:

6. Elegien vom Wörthersee. 1866. Von Ernst Rauscher. Klagenfurt, Leon. 1867. 16. 10 Ngr.
7. Jubiläums-Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutscher Dichter eingesammelt von Friedrich Hofmann. Fünfundzwanzigste Christbescherung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1866. 16. 10 Ngr.
8. Gedichte von Karl Heinzen. Dritte vermehrte Auflage. Boston, Selbstverlag des Verfassers. 1867. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser der „Elegien vom Wörthersee" (Nr. 6), Ernst Rauscher, ist eine beschauliche lyrische Natur, begabt mit empfänglichem Sinn für die Schönheiten seiner Sommerfrische, begeistert für das Gemurmel der smaragdenen Wellen, für Bergeshöhen und Waldesdunkel, der den Drang, diesen Empfindungen Worte zu geben, für den Ruf der Muse hält: „Dichter bin ich nun 'mal, spottet und höhnt wie ihr wollt!"

Daß die Grenzen seiner dichterischen Begabung sehr eng gezogen sind, scheint ihm selbst freilich nicht unbekannt zu sein, wie das Epitaphium beweist, welches er sich selber schreibt:

— — Ein Dichter ward er geboren,
Lebte als Dichter und starb nimmer als solcher bekannt.
War sein Jahrhundert zu groß? Zu klein sein Genius? Gleichviel!
Frage nicht weiter; hier liegt er ein Opfer der Zeit!

Und doch ist es gerade die Zeit, welche, indem sie mit reicherem, lebensvollerm Inhalt diese still beschauliche Natur, ihres Widerstrebens ungeachtet, erfüllt, auch den Gedichten selbst einen höhern Werth verleiht, als sie sonst beanspruchen könnten. Der Verfasser, ein Deutsch-Oesterreicher, will anfangs nur die Freuden der Natur bei einem Landaufenthalte im Kreise seiner Familie, unbekümmert um das Treiben der großen Welt, genießen, seinen Umgang auf Nixe und Muse beschränken:

Spiegle, nimmer getrübt vom weitab tobenden Zeitstrom,
Bilder der Ruhe, mein Herz, Bilder des Friedens zurück!

Da kommt die „schwarzbeflügelte Zeitung" von der Niederlage der Oesterreicher bei Königgrätz, und bald darauf die Nachricht von dem Nikolsburger Frieden, von dem Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, die ihn, der „deutsch im Geist und Gemüth, im Denken, Dichten und Handeln", fast noch tiefer trifft als die erste Trauerbotschaft, sodaß er nur mit Mühe in einer Elihu Burrit'schen Vision des goldenen Zeitalters mit ewigem Frieden die verlorene Fassung „im ahnenden Zukunftsglauben" wiedergewinnt. Und so wandeln sich diese Idyllen in Elegien, welche auch auf dem Titel das Gepräge „1866" tragen, aber gerade dadurch, z. B. in der Klage: „Deutsch darf ich nicht mehr sein" (Nr. XVIII), zuweilen einen besondern Reiz erhalten. Hätte nur der Verfasser, der sein tiefes Ergriffensein von dem Unglück des Vaterlandes mit den eher komisch als tragisch klingenden Worten: „Den Geist gab ich im Geiste schon auf", beschreibt, statt der Distichen eine Dichtungsform gewählt, die ihm etwas mehr geläufig ist! Denn mit den Regeln der Bildung des Pentameters ist er fast fortwährend im Streit, und daß auch die Hexameter nicht immer richtig scandirt sind, mögen zwei bezeichnende Proben erweisen (S. 5):

Oede trauert sie, seit neben ihr die eiserne Bahn buhlt.

S. 34:

Ist's in der That unmöglich, daß es ein zweites mal dort auch —

Auch die Jubiläumsausgabe des „Weihnachtsbaum für arme Kinder" (Nr. 7), welche mit den Stahlstichporträts der beiden Gründer dieser Christbescherung, Joseph Meyer und Friedrich Hofmann, geschmückt ist und am Schluß eine Art Rechenschaftsbericht über die segensreiche fünfundzwanzigjährige Wirksamkeit dieser Stiftung enthält, bringt einige Gedichte, wie z. B.: „Das Schlachtfeld von Langensalza", von Adolf Bube; „Todtenopfer", von Müller von der Werra; „Heimkehr der Krieger", von Würkert; „Vaters Klage" und „Der letzte Brief", von Paul Riemann, die wol direct durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 veranlaßt worden sind. Die Mehrzahl dieser Gaben deutscher Dichter, unter denen sich auch eine Reliquie des frühern Herausgebers d. Bl., ein patriotisches Gedicht von Hermann Marggraff: „An das Volk von vierzig Millionen", befindet, hat dagegen mit der Politik nichts zu schaffen. Manche dieser „Gaben", z. B.: „Das Weihnachtsmärchen", von Anna Hering, das Gedicht: „Das Herz — ein Blumenkörbchen", von Gustav Bernhard, mit einer wahren Mustersammlung falscher Reime, sind allerdings schwach und wol nur mit Rücksicht auf ein bekanntes Sprichwort zum Abdruck gebracht. Dagegen bringt der „Weihnachtsbaum", der manche wohlbekannte Namen unter seinen Mitarbeitern zählt, auch viele recht hübsche Bescherungen: Gedichte von wirklich poetischem Werth. Hervorzuheben sind namentlich: „O sehne dich nicht ans graue Meer", von Robert Hamerling; die „Tagebuchsblätter", von Julius Große, besonders das erste: „Das Menschenherz ist auch ein Gottesacker"; dann die plattdeutsche Humoreske: „Den einen sien Uhl is den annern sien Nachtigal", und endlich die

Sprüche von Paul Heyse, z. B. das „Memento vivere“ und:

Verschiedene Ziele? — Böses Spiel!
Doch können wir uns noch gelten lassen.
Verschiedene Wege zum gleichen Ziel? —
Da hilft kein Gott, wir müssen uns hassen!

Eine ganz absonderliche Erscheinung sind endlich die im Selbstverlag des Verfassers in Boston herausgegebenen „Gedichte“ von Karl Heinzen (Nr. 8), und daß dieselben eine dritte Auflage erleben konnten, rechtfertigt fast die darin enthaltenen maßlosen Invectiven gegen die Deutsch-Amerikaner. Von diesen Gedichten sind diejenigen, welche einen politischen Beigeschmack haben, versificirte Journalartikel in der berüchtigten publicistischen Manier des Verfassers, die, ein Product der von ihm gepriesenen amerikanischen Preßzustände, von ihm selbst mehr deutlich als höflich in folgendem Epigramm charakterisirt wird:

Wenn du eine gute Feder führst,
So werde Ochsentreiber!
Wenn du einen Ochsen in dir spürst,
So werde Zeitungsschreiber!

Das Stärkste in derartigen Schimpfereien, welche den Mangel an Witz durch kolossale Grobheit zu ersetzen suchen, findet sich übrigens nicht sowol in den gereimten und ungereimten Invectiven „in tyrannos“, als in den Angriffen auf die Concurrenten im Revolutionsfach; auf den „Nichtsthuer Kinkel“; auf die „großen Männer Niklas Becker und Friedrich Hecker“:

Die beide sich an Ruhme gleich,
Der eine durch ein dummes Kind,
Der andre durch 'nen dummen Streich! —

und namentlich auf A. A. Follen, den längst vergessenen Burschenkaiser in partibus.

Was die unpolitischen Gedichte anlangt, so charakterisirt auch sie der Verfasser selbst am besten:

Nicht überdacht, was man gefühlt,
Und nicht gefühlt, was man gedacht:
So ist's, wie man mit Worten spielt,
So ist's, wie man Gedichte macht.

Zum Schaffen reicht nicht Phantasie,
Zu Oden nicht der Schwung allein,
Die Elegie macht mir und andern Pein —
Und dennoch muß gedichtet sein!

So ist es denn kein Wunder, daß von diesen Gedichten nur wenige, z. B.: „Todesahnung“, erträglich, die Mehrzahl trivial und gewöhnlich, einzelne, z. B. „Einsamkeit“, „Die See“, „Trinklied“, „Gefahren für die Liebe“ („die physiologisch lernt betrachten, was früher ihr die Phantasie verdeckt hat“), geradezu widrig sind. Selbst die Epigramme, für die das Talent des Verfassers noch am ersten ausreicht, sind, wie ihr Motto besagt, „unschön von Form, zum Theil veraltet“, und wenn Heinzen meint:

Die besten Gedichte, die ich hab' gemacht,
Sind die, die ungemacht geblieben! —

so möchte man wünschen, daß er sich auf die Herausgabe seiner „besten Gedichte“ beschränkt und diese Machwerke für sich behalten hätte.

Im Vergleich mit solchen transatlantischen Monstrositäten erscheinen die Productionen deutscher Dichter stets gentlemanlike, auch wenn sie, wie die beiden ersten der nachfolgenden Werke, sich zuweilen eine kleine Extravaganz gestatten:

9. Wilde Ranken. Gedichte von H. Harberts. Emden, Haynel. 1867. 16. 22½ Ngr.
10. Rosalinde oder das Turnei zu St.-Johann. Romantische Humoreske von Wilhelm Hosäus. Paderborn, Schöningh. 1866. 16. 21 Ngr.
11. Lenz und Liebe. Gedichte von Adolf Treblin. Breslau, Trewendt. 1867. 16. 12½ Ngr.
12. Stunden meiner Muse. Lieder und Gedichte von Jean Schuriem. Kassel, C. Luckhardt. 1866. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Einleitungs- und das Schlußgedicht zu den „Wilden Ranken“ von H. Harberts (Nr. 9) erläutern den Titel in folgender Weise:

Ihr findet nicht gewaltige Gedanken,
Nur schlichte Kinder finds, und — wilde Ranken! —

und zwar kommen dieselben nicht als „zierliche Eklogen“:

Denn wilde Ranken sind oft wilde Rangen!

Etwas „ungezogen“, wenn auch zum Theil nicht ohne Grazie, sind nun allerdings einige dieser Ranken, z. B. die Klage über das geschwätzige Liebchen: „Ich konnte nicht zu Worte kommen“; die „Rührung über Amaranth“; „Der letzte Romantiker“, der an der Table-d'hôte so dick geworden u. a. Es wäre besser gewesen, wenn die Büsche etwas mehr verschnitten, und einige Wildlinge, die weder Blüte noch Frucht versprechen, gänzlich beseitigt worden wären, denn es kommt doch gar zu häufig vor, „daß sich ein Stengel hier und da verbogen!“ Gar eigenthümlich klingt es z. B.:

Mir ward so eigentlich zu Muth!
Ich wußte selbst nicht wie —

und die Imperativbildung: werfe, treffe, nehme u. s. w. statt: wirf, triff, nimm, ist weder correct noch wohllautend, z. B. in folgender sehr prosaischen Paraphrase des Geibel'schen: „O rühre, rühre nicht daran!“

Wenn junge Herzen Blumen pflücken
Zum ersten goldnen Liebesfest,
Wenn sich in namenlos Entzücken
Ein Herze an das andre preßt,
Wenn, was die Brust sonst ahnend glaubte,
Verklärt erglüht zum Liebesmai:
Dann nehme leis den Hut vom Haupte
Und betend gehe still vorbei!

Allein dennoch können diese Erstlingsklänge das gewünschte „Lückchen im Gedränge“ der literarischen Novitäten mit Recht beanspruchen, und sind namentlich die „Klänge aus der Heimat“ mit dem allerdings etwas kleinstaatlich-partikularistischen Motto von Wilhelm Müller:

Es ist das kleinste Vaterland
Der größten Liebe nicht zu klein;
Je enger es dich rings umschließt,
Je näher wird's dem Herzen sein —

sowie die „Zeitgedichte“ sehr ansprechend. Es bekundet sich in denselben nicht blos eine liebevolle Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle, sondern auch ein Verständniß für die großen Aufgaben der Zeit, deren Lösung seit

Abfassung dieser Gedichte dem von der patriotischen Begeisterung angestrebten Ziele so viel näher gerückt ist; wie denn ja auch der Verfasser zu denjenigen gehört, denen der oft gesungene Wunsch: „Mein Vaterland muß größer sein", inzwischen in Erfüllung gegangen ist. Als besonders gelungen sind von diesen Gedichten: „Am Dollart", „Der Neujahrshymnus" und der „Nachruf auf Rückert's Tod", hervorzuheben.

Zu den wilden Ranken im Dichtergarten gehört auch das etwas burleske „Turnei zu St.-Johann" von Wilhelm Hosäus (Nr. 10), dessen Kampfpreis, die Hand der schönen, aber hypernaiven Rosalinde, im komischen Quidproquo der Ritter vom Schloß Gitschin erobert. Die Dichtung versetzt uns in die Zeit der alten Ritter:

Wo Offenbach und Meyerbeer
Und Lücken, Verdi und so mehr —
Mit Gnadenarien, Schwalbenklängen,
Und Fliegensurren, Klostersängen
Die Welt noch nicht beglückten,
Kein sterblich Ohr entzückten!

Auch gute Schulen und Pensionen,
Wo Mädchen viel beisammenwohnen
Und lernen früh, was Liebesleid,
Die waren damals Seltenheit.

Diese Stellen geben zugleich eine Probe von dem etwas forcirten Humor dieser Bluette, die bei der niedern Komik des Stoffs und bei der Extravaganz der ironisirenden Behandlung sich kaum über einen Fastnachtsschwank erhebt.

Wenn das dritte Werk, die Gedichtsammlung: „Lenz und Liebe" von A. Treblin (Nr. 11), zu seiner Legitimation sich auf den als Motto vorgesetzten platonischen Spruch beruft:

Jeder wird ein Dichter, wär' er auch
Den Musen vorher fremd,
Den Eros trifft! —

und wenn der Verfasser wohlgemuth fragt:

Wem ich die kleine Gabe bringe,
Ihr Recensenten? Amor's Schwinge
Deckt wohl und sicher ihren Mann! —

muß er es sich wol auch gefallen lassen, daß diesem seinem ersten Gedichte sein letztes als Antwort entgegenhalten wird:

Dichtungen sind Ruinen. Des Herzens ursprüngliche Fülle
Schwand, und es starren im Vers ärmliche Trümmer dich an!

Denn nicht alles, was dem liebenden Mädchen interessant und bedeutend erscheinen mag, ist es auch für das größere Publikum; ein liebendes Paar ist bekanntlich zwar ein Schauspiel für Götter, für Menschen aber ziemlich langweilig, und letzteres gilt auch von diesen versificirten Liebesbriefen und Liebesgesprächen, die meist sehr unbedeutend sind und nirgends eine ursprüngliche poetische Gestaltungskraft verrathen. Eins der besten dieser Lieder ist das folgendes:

Ein Acker mein Herz.
Durchfurcht es der Schmerz,
Besamt es die Liebe,
Befruchten es trübe
Gewölke mit Thau,
Dann sprenget der Au
Verschlossene Hülle
Aufkeimende Fülle;
Eh's einer gedacht,
Erwachsen aus Nacht
Wie Blumen mir Lieder,
Und schaust du hernieder,
Sie lachen wol dann
Ihre Sonne, dich — an!

Die Lieder und Gedichte von Jean Schuriem: „Stunden meiner Muse" (Nr. 12), scheinen an einem bedeutungsschweren orthographischen Fehler: an der Verwechselung von Muse und Muße, zu leiden, und wer die fast 400 Seiten starke Sammlung dieser poetischen Kleinigkeiten durchlesen muß, der möchte wol bedauern, daß die Stunden der Muße dem Verfasser sehr reichlich zugemessen, die Musen aber ihm nur wenig gewogen gewesen sind. Die Mehrzahl dieser Gedichte, bei denen die Quantität die Qualität nicht zu ersetzen vermag, hält sich auf dem Niveau alltäglicher Mittelmäßigkeit, über das nur wenige (z. B.: „Herbstzeitlose und Schneeglöckchen") sich zu erheben vermögen; auch ist ein Fortschritt in der dichterischen Entwickelung von dem ersten aus dem Jahre 1848 stammenden Gedichte bis zu dem letzten aus dem Frühling 1866 nicht zu erkennen. Und wenn auch eine gewisse Geläufigkeit der Form durch die jahrelange unausgesetzte Uebung erzielt worden sein mag, so sind doch auch viele Stellen im Ausdruck recht trivial und geschmacklos; z. B. das Gebet des Ahasverus: „Erlöse mich von dem verdammten Fluch"; die Todesmuthigen, die „den Sarras nach Herzenslust ziehen"; die Welt, „die den Splitter in des Bruders Aug', aber nicht den eignen giftgeschwollnen Bauch" sieht; die als Prolog dienende Unterredung der Muse mit „Herrn Adam" u. a. m.

Eine ernstere, religiös-didaktische Richtung verfolgen nachstehende Werke:

13. Maria von Bethanien. Neutestamentliches Gedicht von Luise von Ploennies. Stuttgart, S. G. Liesching. 1867. 16. 18 Ngr.
14. Herbstblätter von Franz Graf Pocci. München, Manz. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.
15. Im Ernst. Gedichte von B. Plaček. Wien, Herzfeld und Bauer. 1867. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

„Maria von Bethanien" von Luise von Ploennies (Nr. 13) ist eine Fortsetzung der schon früher erschienenen biblischen Gedichte („Ruth", „Joseph und seine Brüder" u. a.) der rühmlich bekannten Verfasserin. Derartige biblische Gedichte sind stets von sehr zweifelhaftem Werthe; denn entweder benutzen sie die Gestalten der Heiligen Schrift nur als Gefäße, in welche sie einen neuen, meist modernen Inhalt gießen — dann entsteht, mag dieser Inhalt auch, wie in Max Waldau's „Rahab", in den Hebbel'schen Dramen u. s. w., bedeutungsvoll und ergreifend sein, eine unauflösliche Disharmonie zwischen der Intention des Dichters und den in das allgemeine Bewußtsein übergegangenen, typisch gewordenen Vorstellungen —; oder ein solches Gedicht hält sich möglichst streng an die großen Züge der Bibel, deren Lapidarstil in Currentschrift umgesetzt werden soll, und sucht durch Detailmalerei die oft nur in

wenig Strichen skizzirten Gestalten derselben zu lebensvoller Bestimmtheit herauszuarbeiten und in psychologischer Motivirung uns menschlich näher zu rücken — dann läuft dasselbe Gefahr, den in der Bibel flutenden tiefen Strom der Poesie in ein zwar breiteres, aber nur desto flacheres Bett zu leiten. Dieser letztern Gefahr ist die Verfasserin, welche den zweiten Weg eingeschlagen, auch nicht entgangen; die 15 Gesänge, welche überdies durch kein inneres Band verbunden nur lose aneinandergereiht sind, sagen eigentlich nicht mehr als 15 Verse der Bibel, und alle diese Detailschilderungen sind nur als ein gleichgültiger Schmuck, zuweilen sogar als ziemlich unnützes Beiwerk anzusehen. In dem achten Gesang: „Maria's Gespräch mit Lazarus" nach dessen Auferweckung, versucht einmal die Verfasserin etwas Eigenes zu bringen; allein die Antworten, die Maria auf ihre Fragen über den Zustand nach dem Tode erhält, sind in unklare Bilder gehüllt, inhaltleer und bedeutungslos. In den Detailschilderungen sucht die Verfasserin häufig Anschaulichkeit durch Weitschweifigkeit zu ersetzen, und geht dabei überdies zuweilen mit einiger Nachlässigkeit zu Werke. So wird z. B. am Ende des elften Gesangs erzählt, das Salböl, welches Maria gekauft, sei in ein alabasternes Gefäß gefüllt gewesen; im Anfang des zwölften Gesangs heißt es dagegen:

Sie hatte still das Glas ergriffen,
Aus schimmerndem Krystall geschliffen —

und auf der folgenden Seite wird dann wieder von den Alabasterwänden dieses Gefäßes gesprochen. Bei derartigen biblischen Gedichten liegt außerdem eine besondere Schwierigkeit in der Sprache; denn will sich der Dichter an die kernige kraftvolle Ausdrucksweise Luther's halten, so verfällt er fast unrettbar der Manier, dem theologischen „Cant"; bei dem Gebrauch der modernen Sprache ist dagegen eine Verwässerung der wohlbekannten markigen Bibelsprüche nur schwer zu vermeiden. Diese Gefahren hat nun zwar die Verfasserin, deren große formelle Gewandtheit nicht zu verkennen ist, mit Geschick zu vermeiden gewußt, und einzelne Stellen, z. B. die Paraphrase der Seligpreisungen der Bergpredigt sind recht gelungen zu nennen. Dagegen verfällt sie manchmal in den Fehler einer süßlichen, sentimental-herrnhutischen Ausdrucksweise; das Ausmalen des Gleichnisses von der Brautschaft Jerusalems und dem Werben des Bräutigams um dieselbe; dann wieder dasselbe Bild auf Maria angewandt:

Der Meister in heiliger Liebe schaut
Auf seines Geistes weinende Braut —

erinnern doch zu sehr an versificirte Tractätchen. Einen Anklang an die Zeitereignisse gibt übrigens auch dieses Werk in der vom Sommer 1866 aus Darmstadt datirten Widmung an die Gräfin Clotilde von Erbach-Erbach:

In diesen schwer mit Weh beladnen Tagen
Sind vieler Mütter Augen Thränenbäche
Geworden, deren Quelle nie versieget.
Auch du, erlauchte Frau, hast heiß beweint
Den edeln Sohn, den dir der Krieg getödtet!

Die in splendider Ausstattung erschienenen „Herbstblätter" von Franz Graf Pocci (Nr. 14) — eine Reihe Tagebuchblätter eines melancholisch-contemplativen Gemüths — erinnern in Form und Inhalt an Schefer's „Laienbrevier", von dem sie sich aber doch wieder in sehr bestimmter Weise unterscheiden. Denn statt des poetischen Optimismus des Dichters von Muskau, der einen Kranz duftiger Frühlingsblüten sich um das Haupt windet, herrscht bei Pocci ein trüber ascetischer Ernst, der mit halbwelken Herbstblättern sein melancholisches Spiel treibt; statt der pantheistischen Weltanschauung Schefer's macht sich eine strenggläubige, specifisch-katholische Richtung geltend (vgl. z. B. „Die Kirche", „Toleranz"); leider findet sich aber auch statt der wirklich dichterischen Stimmung der Meditationen des „Laienbrevier" bei Pocci, der in dem Epilog sich bescheidet, nur „Herbstblätter und keine goldenen Früchte" darbieten zu können, zuweilen die baare Prosa. So heißt es z. B. S. 157:

Rings um dich ist des Lebens Maß gezogen,
Ein Kreis, aus dem du niemals schreiten kannst;
Und magst du wünschen ohne End' und beten,
Beschränkt bleibst du durch die Peripherie! —

oder S. 153:

Und Tanz auf Tanz spinnt sich so ledern ab,
Daß beim Beginn ihr schon das Ende wünscht!

Recht prosaisch sind auch die wiederholten Trinitätsspielereien mit der Einheit der Dreiheit von Seele, Geist und Leib, oder das: „Wehe denen, die musiklos sind"; nur einzelne dieser Contemplationen können sich an poetischem Werth mit Schefer's „Laienbrevier" messen; z. B. „Gebet"; „Quid est veritas"; „Träume". Auch die Form ist häufig mangelhaft und nicht frei von Incorrectheiten (z. B. S. 190: lügten, statt lögen u. a.).

Dieser specifisch-katholischen Gedichtsammlung folgt eine specifisch-jüdische, deren Titel schon bekundet, daß sie ihren Leserkreis in Israel sucht: „Im Erauw" von B. Ple-zek (Nr. 15):

Dem Erauw, der ums Ghetto hin
Absteckt die Scheidemarken!

In der That sind einzelne dieser von dem Sohne des mährischen Landesrabbiners herausgegebenen Gedichte für diejenigen, welche im Talmud nicht bewandert sind, kaum verständlich und wol nur zum Handgebrauch jüdischer Gemeinden bestimmt; so verfolgt z. B. das ganze zehnte Gedicht: „Kidush Lewanah", d. h. „Mondesweihe", auf mehr als 25 Seiten den Zweck, die bei diesem rituellen Act der Juden vorkommenden Benedictionen und Gebete zu einem poetischen Ganzen zu verarbeiten. Auch die Sprache dieser „Hebrew melodies" bietet, trotz des im Anhang beigefügten erläuternden Lexikons, für das Verständniß besondere Schwierigkeiten, wie folgende Stelle beweisen mag, bei der die den Anmerkungen entnommenen Worterklärungen unten beigesetzt sind:

Und der Chasen [1] intoniret
Schon den Schluß mit hellem Rufe,
Klappet zu den abgegriffnen
Alten pergamentnen Siddur [2] ...
Aus der letzten Ständereihe,
Wo die Orchim und Awelim [3]

1) Vorsänger. 2) Gebetbuch. 3) Fremde Arme und Trauernde.

Sitzen, hin bis an die Stufen
Vom Aron-hakodesh [1] treten
Ein Soldat vom Feindesheere
Und ein hager blasses Knäblein
Aus der Khilleh [2]. „Bin ein Owel
Owel [3] bin ich", sagen beide
Auf die Frage des Bilt'filleh. [4]
Kadesh kann nur Einer sagen,
Mag entscheiden denn der Siddur u. s. w.

Dennoch sind diese Gedichte zum Theil auch für den Kreis christlicher Leser von größerm Interesse, welches namentlich durch die, wenn auch nicht direct ausgesprochenen, doch mehrfach deutlich hervortretenden Beziehungen auf die neuesten politischen Ereignisse und ihre Bedeutung für die Stellung des jüdischen Volks (z. B. durch die Betonung der Wichtigkeit der allgemeinen Kriegsdienstpflicht im „Veteran und Rekrut", „Sieger" u. s. w.) in Anspruch genommen wird. Als rein poetische Erzeugnisse betrachtet können diese Dichtungen, deren Form auch vielfach mangelhaft ist (z. B. sind Reime wie: „fliehen" und „Lilien", keine Seltenheit), allerdings keinen hohen Rang beanspruchen, wenngleich einzelne Stellen, z. B. die Schilderung des Traumlebens im Eingang des „Kidush Lewanah", die jüdische Mutter an dem kreuzgeschmückten Grab der gefallenen Krieger, unter denen auch ihr Sohn sich befindet, und der Prolog, welcher die Stellung des vom Vorurtheil und von der Satzung strenger Gläubigkeit eingeengten Juden in der modernen Welt zum Vorwurf nimmt, von der dichterischen Begabung des Verfassers Zeugniß ablegen.

Den Schluß möge endlich ein Werk bilden, welches den „Kleinigkeiten der Kriegs- und Friedenslyrik" allerdings kaum beizuzählen ist, denn wenngleich in demselben die Wala nicht blos „im Kampfgefilde der erzenen Flügel ehernen Klang erklingen läßt", sondern auch „der Liebe lockende Laute leiht", so ist es doch ein rein episches, kein lyrisches Gedicht, welches, so gering auch sein Umfang ist, doch nicht als „Kleinigkeit" bezeichnet werden darf. Es ist dies:

16. Helgo und Sigrun. Heldengedicht von Ernst Mevert. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1867. 16. 15 Ngr.

Es hat dieses Werk einen besondern fesselnden Reiz; während durch die Schroffheit, mit der die Eigenthümlichkeiten des dem altfriesischen Sagenkreise entnommenen Stoffs oft absichtlich hervorgehoben werden, der Leser abgestoßen und zu Widerspruch gereizt wird, besticht ihn doch auch wieder die ursprüngliche Gewalt, die wilde Poesie der Darstellung und die bezaubernde Schönheit einzelner Stellen. Wenn das prosaische Vorwort der Verlagshandlung das Zurückgreifen in die altgermanischen Sagenstoffe gerade für unsere Zeit, welche in ihrem materiellen und politischen Streben der poetischen Erfindung so ungünstig sei, für einen besonders glücklichen Griff erachtet; und wenn der Dichter in dem poetischen Vorwort die Form der Alliteration, „die Stabdichtung", als die urweise Wala besingt, welche der lauschenden Welt von neuem des Wohllauts Wundergewalt lehren solle, und es beklagt, daß der Väter Weisen vergessen worden:

Du mußtest weichen romanischem Reim,
Du wurdest verfolgt, wie im Felde das Unkraut,
Von der Aftermuse lästerndem Mund —

so werden diese Thesen, welche viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit enthalten, wol wenig Anklang finden. Denn daß der Reim nicht als ein Appendix der romanischen Aftermuse, sondern als die der deutschen Sprache naturgemäße Form des dichterischen Ausdrucks anzusehen ist, dafür genügt fast schon als Beweis jene Scene der Helena, in der Faust in einem collegium practicum die ars poëtica mit der ars amandi zu verknüpfen weiß.

Während die Assonanz die vorzugsweise beliebte Form der romanischen Vocalsprachen ist, verlangt gerade das Deutsche, welches zwischen letztern und den slawischen Consonantsprachen die Mitte hält, die Verstärkung durch die Gleichheit der Endconsonanten, d. h. den Reim, der zur Herstellung der Harmonie des Geistigen und Sinnlichen für das Ohr des Deutschen so nothwendig ist, daß, wenn derselbe etwas „ungereimt" findet, er damit einen innern Widerspruch bezeichnen will. Und was das Zurückgreifen in die altgermanischen Sagenstoffe anlangt, so sind diese schon von Klopstock gemachten Versuche erfolglos geblieben, und werden es auch wol bleiben, solange nicht die „Ilias" und die „Aeneide" durch die „Edda" in unsern Schulen verdrängt sein werden. Dem modernen Bewußtsein liegen die altgermanischen Sagenkreise so viel ferner als die altgriechischen und altrömischen, daß bei denselben ein ungetrübter poetischer Genuß schon deshalb nicht möglich ist, weil wir zum Verständniß noch eines erklärenden Lexikons bedürfen. Wie wenige der Gebildeten wissen, was ein „Drapa", oder der „den Unsieg verkündende Urlog" ist, oder was unter „der Burg der Einheren" zu verstehen; wer erkennt den Anbruch des Morgens aus folgenden Worten:

Schon wieherte Skinfax hell durch den Wald —

und wenn der qualmende Kessel, in dem der borstige Eber siedet, von „sudkundigen" Priestern umstanden wird, so möchte wol mancher versucht sein, in letztern Kochkünstler statt Zauberkundige zu erblicken.

Aber auch abgesehen von diesen Fremdartigkeiten der Ausdrucksweise wird unser Interesse an den Gestalten dieser Sage durch die übermenschliche, ja unmenschliche Wildheit der Leidenschaft, durch die Maßlosigkeiten des titanischen Thatendrangs wieder vernichtet; für die Heldin, welche dem verschmähten Freier mit eigener Hand in offener Feldschlacht das Schwert in die Brust stößt und auf dem Schlachtfeld dem Sieger, der ihren Vater und fast alle ihre Verwandten getödtet, ihre Hand anbietet, vermögen wir uns ebenso wenig zu erwärmen, als für den Helden, der seinen Sieg mit Hekatomben grausiger Menschenopfer feiert.

Und dennoch — trotz alledem — wird diese Dichtung ihre ergreifende Wirkung gewiß nur selten verfehlen; denn es zeigt sich die wahrhaft bedeutende poetische Gestaltungskraft des Dichters gerade darin, wie dieser so widerstre-

1) Lade mit den Thora-Rollen. 2) Jüdische Gemeinde. 3) Trauernder. 4) Vorbeter.

bende Stoff bewältigt und zu erhabener Schönheit verklärt wird. Einzelne Stellen, z. B. die Verbannung Sigrun's aus Walhalla; der Fluch der Meergöttin Ran über die Friesen, die Todtenwacht Sigrun's bei Helgo's Leiche u. a., sind Schilderungen voll bezaubernder Pracht und wilder Schönheit, welche um so ergreifender wirken, als der mit großer sprachlicher Gewandtheit begabte Dichter den Stabreim oft in wunderbarer Vollendung handhabt; „es ist ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen; es ist ein Klang drin gleich dem Tönen eines Schildes, der im Wind den Ast schlägt, dran er hänget!" Wenn, wie bei Hagen's Gastmahl, solch eines Liedes rauschende Stäbe von dem Chore der Helden in die hallende Höhlung der Schilde gerufen werden, da mag es wol klingen:

Wie das Brüllen brandender Wogen,
Wie das Brausen des Sturms in den brechenden Stämmen
Des nächtlich ächzenden Urwalds.

Als ein Beispiel dieser wildkräftigen Diction möge der Anfang des ersten Gesangs: „Sigrun's Kür", hier noch zum Schluß Platz finden:

Der Kriegsgott herrschte im Hünenland;
Zum Himmel schwang er sein Flammenschwert,
Da sprangen Stücke von sprühenden Sternen,
Daß feurige Funken durchfuhren die Nacht;
Es regnete Blut aus gerötheten Wolken
Und am Nordpol lohte das Nordlicht.

Dort schmiedete schweigend des Schicksals Hand
In flammender Esse die Feuerruthe,
Mit der es der Hünen frevelnden Hochmuth
Im Zorne zügeln und züchtigen wollte.
Und als der Ruthe Flammenreiser
Geschmiedet waren, da warf sie das Schicksal
Hinaus an den Himmel, und es sah allnächtlich
Die zitternde Erde voll Zagen die Zeichen
Des Zornes der Götter, und böser Zeiten
Drohende Vorbedeutung.

Schon durchheulten die Wölfe in Heerden den Wald,
Brandende Wogen umbrüllten den Strand,
Und in den Wogen und Augen der Wölfe
Der leichenwitternden, leuchtete lüstern
Der Lichtschein feindlicher Feuer!

E. Hersfurth.

Romane von Gustav vom See, Leo Wolfram, Edmund Hoefer und Freiherrn von Stifft.

(Beschluß aus Nr. 45.)

3. In der Irre. Roman in vier Büchern von Edmund Hoefer. Vier Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 6 Thlr.
4. Modernes Leiden. Roman von A. von Stifft. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1867. 8. 5 Thlr.

Wenn schon in dem neulich besprochenen Roman von Gustav vom See ein kleiner deutscher Hof einen der Mittelpunkte der Handlung bildete, so bewegt sich die Handlung bei Hoefer und Stifft ganz in diesen Kreisen. Freytag's „Verlorene Handschrift" mit dem ins Grelle verzeichneten Fürsten scheint den Ton angegeben zu haben; auch für Auerbach's „Auf der Höhe" war das Hofleben, wenngleich in größern Dimensionen, der hervorragendste Kreis der Handlung. Die Romantik der kleinern Höfe beginnt jetzt eine so große Rolle in unserer Romanliteratur zu spielen, daß man von einem „Hofroman" sprechen kann, wie man früher von Räuber- und Ritterromanen und jetzt von Zigeuner- und Indianerromanen spricht.

Und wie erscheint der „Hof" in diesen Romanen? Er gibt nicht nur die glänzende äußere Decoration her; er bildet nicht nur ein Centrum der Intriguen und Interessen; er erscheint in jener sagenhaften Herrlichkeit, wie sie die Grotte der Kalypso und den Venusberg umschwebt, als eine Stätte der Galanterien und Verführungen; etwas Nimbus des ancien régime, Rococo, Chronik des oeil de boeuf mit Arabesken, die nach dem Bedürfniß der Zeit umgemodelt sind, geben die Elemente des hier gezeichneten Hoflebens. Die Helden und Heldinnen müssen froh sein, wenn sie den Kopf aus dieser Schlinge gezogen haben.

Der taciteische Fürst der „Verlorenen Handschrift", der in einem Rococopavillon einen Angriff auf die Tugend der Frau Professorin macht, während der Herr Professor nahe daran ist, unter den magnetisirenden Einflüssen der Prinzessin den Kopf zu verlieren — das sind solche Proben der modernen Tanhäuserei, die in diesen Hofromanen spukt. Aehnliche Situationen finden sich in Hoefer's „In der Irre", nur daß hier der Gegensatz der Stände keine Rolle spielt. Wol vertritt ein alter Commerzienrath und sein Enkel Erhard das bürgerliche Element; doch kommt dasselbe mit den Hofkreisen in keine nähere Berührung und erweist sich nur im Augenblick der Krisis als das thatkräftige und den Ausschlag gebende. Die abenteuernden, in der Irre geführten Charaktere sind die Kinder eines alten Rittmeisters, der Offizier Eugen und seine Schwester Hermine, welche beide in Hofdienste treten und dort in die verfänglichsten Situationen gerathen. Hermine rettet sich aus diesen Gefahren; Eugen geht darin unter, oder vielmehr, er wird durch eine durchaus unpsychologische Katastrophe von dem Autor aus dem Wege geräumt.

Ein despotischer Herzog, mit dem vollen Gefühl der Herrschaft „von Gottes Gnaden", eine schöne, leidenschaftliche Herzogin stehen im Vordergrund des Bildes; eine Misregierung mit übermäßiger Begünstigung des Priester- und Soldatenwesens und schneidend scharfem absolutistischen Ton ruft die Misstimmung des Volks hervor; mit herein spielen die Intriguen der Kronprätendenten; eine Revolution macht den Schluß, nachdem der Dichter noch zu rechter Zeit im vierten Band den Edelsten und Würdigsten entdeckt, um ihn mit der Herzogskrone zu schmücken.

Die Ausführung dieses politischen Gemäldes nimmt eine große Breite ein, ohne ein entsprechendes Interesse einzuflößen. Derartige kleinliche Bedrückungen, wie sie uns hier vorgeführt werden, mögen für diejenigen sehr unangenehm sein, die darunter zu leiden haben; doch wir hören von diesen Staatsaffairen eigentlich nur immer in Bezug auf die allgemeine Tendenz und Richtung der Regierung sprechen; die Helden leiden nicht unter den staatlichen Verhältnissen, sondern unter den Einflüssen des Hoflebens, die man scharf davon trennen muß. Der

Misregierung wird uns nicht mit Romanfarben, sondern im Stil des Publicisten geschildert; gleichwol bringen ihre Folgen auch die entscheidende Katastrophe des Romans mit sich.

Seit Spielhagen ist es Mode geworden, ein revolutionäres Spectakelstück, illustrirt mit den Flammen des Aufruhrs, für die Schlußgruppen eines Romans zu verwenden. Die praktischen Vorzüge liegen auf der Hand. Nicht nur in decorativer Hinsicht erzielt man einen glänzenden Eindruck; man kann auch die Helden, mit denen man nichts mehr anzufangen weiß, gleich en gros losschlagen. Zwar hat der Epiker, also auch der Romandichter das Recht, das dem Dramatiker versagt ist, auch den Zufall für seine Katastrophen zu benutzen; das Tragische als Gesetz des Universums, wie Vischer es treffend bezeichnet, kommt hier zu seinem Recht, der Tod durch Krankheit, durch Unfälle, wie sie zwar aus der Nothwendigkeit des Naturgesetzes hervorgehen, aber sich doch bei ihrem Eingreifen in das Geschick des einzelnen als unberechenbare und in höherm Sinne auch unberechtigte Zufälle erweisen. Dabei ist es nun gleichgültig, ob der eine Autor eine Ueberschwemmung in Scene setzt und seine Helden ertrinken läßt, der andere eine Feuersbrunst, bei der sie in den Flammen sterben — durch diese Vorliebe für den Neptunismus oder den Vulkanismus im Roman unterscheiden sich z. B. Freytag und Gutzkow —, der dritte eine Revolution, die auch nur als ein Naturschauspiel erscheint, bei welchem den Massen eine elementarische Rolle zufällt. So grausam freilich, wie Edmund Hoefer zu Werke geht, ist selbst Spielhagen, der revolutionäre Schlußdecorateur κατ' ἐξοχήν, nicht verfahren. Nicht nur seinen Hauptheldeu Eugen läßt er im Kampfe mit den Volksmassen sterben; auch einen andern Helden, den Intriguanten für den Nachbarhof, Graf Hellenberg, von ihnen zerrissen werden, den übermüthigen Pagen Gaston, das leichtfertige Hoffräulein Flora Werner im Schloßbrand umkommen. Wird doch das neununddreißigste Kapitel in der Ueberschrift als eins bezeichnet, „in welchem die Böcke von den Schafen streng geschieden werden und in ihren Sünden dahinfahren". Wol soll der Romandichter die Nemesis walten lassen, doch, wie es uns scheint, nicht in so äußerlicher Auffassung, daß er alles leichtfertige Volk massacrirt und der Tugend dann mit einem Bückling die Serviette umbindet, mit der sie sich zu Tisch setzt. Der Roman ist ein Spiegel des Weltlaufs; doch in der Welt passirt es allzu oft, daß sich die Tugendhaften ein Loch in den Kopf stoßen, und ein Romandichter, der so systematisch nach wohlgeordneten Schubfächern Lohn und Strafe vertheilt, wird das an Lebenswahrheit einbüßen, was er an moralischer Autorität zu gewinnen sucht.

Auch dürfen psychologische Krisen nicht durch solche äußerliche Gewaltmaßregeln entschieden werden. Eine Revolution ist eine Staatskrisis; hier spielt sie nur die Rolle einer Hofkrisis, die für unser Empfinden allzu acut verläuft. Die ganze Behandlungsweise Edmund Hoefer's fordert indeß um so mehr eine nähere Analyse, als der Autor zu den Talenten gehört, die stimmungsvoll und lebendig zu schildern verstehen, und als das von ihm gegebene Beispiel leicht zur Nachahmung verführen kann.

Hoefer beherrscht die Technik des Romans; aber er macht von ihren Hülfsmitteln nicht immer den richtigen Gebrauch. Wir haben oft nachgewiesen, wie die Spannung des Romans auch nach der Vergangenheit geht, wie der Autor das Recht hat, Räthsel aufzugeben, die erst später gelöst werden, wie dunkle, sich allmählich lichtende Begebenheiten aus dem Hintergrund der Dichtung immer mehr in den Vordergrund rücken dürfen. Hier aber besteht die Kunst des Romandichters darin, das Interesse an jenen dunkeln Punkten von vornherein in dem Leser wach zu rufen. Wir müssen gleichsam an der Kette eines Causalnexus von spannenden Motiven bis zu jener Stelle geführt werden, wo diese Kette lückenhaft wird, und die Ergänzung unsere Neugier und unsern Scharfsinn herausfordert. Ein allgemeines Clairobscur, das über dem Ganzen schwebt, verdirbt aber diese Wirkung. Wir haben den ersten Band des Hoefer'schen Romans und einen großen Theil des zweiten ohne alle Spannung gelesen. Hoefer ist im wesentlichen Novellist; ihm fehlt noch die freie Herrschaft über die Massentableaux des Romans. Er führt gleich von Haus aus eine zu große Zahl von Personen ein, von denen jede ihre kleine Novelle mit sich herumträgt; dann haben sie alle ihre Geheimnisse, die der Autor nicht so rasch verrathen will, und es geht uns zuletzt wie dem Vetter in dem Benedix'schen Lustspiel — uns schwirrt der Kopf und wir verwechseln eins mit dem andern. Hierzu kommt die Schwierigkeit, die politischen Verhältnisse eines Phantasiestaats, die Verwickelungen seines Erbrechts uns klar zu machen, ohne Langeweile zu erregen. Und zuletzt hat sich der Autor, durch den Misbrauch seines Rechts zur Geheimnißkrämerei, eine Art von aphoristischer Dialogisirung angeeignet, die mit lauter Andeutungen, Gedankenstrichen und Verschweigungen zu wirken sucht, sodaß man die „Aposiopesis" die Lieblingsfigur des Hoefer'schen Dialogs nennen könnte. Der Fehler ist nun, daß uns überall Geheimnisse aufgetischt werden, ehe die Spannung in uns erregt ist, die nicht durch solche Zersplitterung, sondern nur durch einen nachhaltigen Druck auf unsere Phantasie in einer und derselben Richtung hervorgerufen werden kann.

Im Verlaufe des Romans selbst stoßen wir nun auf neue Geheimnisse; die Arme einer unsichtbaren Verehrerin umfangen den Helden, eine weiße Frau durchwandelt die Corridore des Schlosses und erscheint zuletzt im Zimmer Eugen's — ein Gespenst, das mit dem der lustigen Lady Fitzbulk in Byron's „Don Juan" die größte Aehnlichkeit hat. Im Grunde aber bleibt uns der Autor die Lösung dieser Räthsel schuldig, abgesehen von einigen Andeutungen. Damit lassen wir uns aber nicht abfinden. Dazu war der Apparat zu groß, der in Bewegung gesetzt wurde. Wenn uns der Autor mit der Sorglichkeit des minutiösesten Architekturmalers, ja Architekten die Räume hinzeichnet, welche durch die Erscheinung der

weißen Frau unsicher gemacht werden, die Treppen, Corridore u. s. w., wenn er sie dann mehrmals in unerklärbarer Weise verschwinden und wiederauftauchen läßt, so muß er schließlich uns die äußere Möglichkeit dieses Spuks mit derselben Genauigkeit nachweisen, wenn wir nicht das Misverhältniß zwischen der Einfädelung und Aufdröselung der Intrigue als störend empfinden sollen. Hier eine Probe, mit welcher Wichtigkeit Hoefer die Schloßarchitektur behandelt:

Der „Pavillon" war von jeher, auch im alten Schloß, ein Gebäude für sich und für alle anstoßenden Theile, bis auf einen Durchgang im Parterre des Ostflügels völlig unzugänglich gewesen. Dies war durch den neuen Bau nicht verändert worden; der Südflügel, in welchem sich der Leibstall, mehrere Dienerwohnungen und allerhand zu untergeordneten Zwecken benutzte oder auch nicht benutzte Räumlichkeiten befanden, war von ihm durch eine Mauer geschieden, von der man nur wußte, daß sie damals dem Brande Einhalt gethan hatte; eine Verbindung fand hier nicht statt. Die Einrichtung des Flügels war nicht von der Art, daß man geheimnißvolle Pforten, Treppen und was sonst in dies Genre gehört, übersehen haben könnte. Vom Ostflügel, wo das herzogliche Paar wohnte, führte der genannte Durchgang im Parterre auch jetzt noch in den „Pavillon" hinein, zuerst auf einen kleinen Quersur und sodann in einen Corridor, durch den man in die Kanzleien und sonstigen Räumlichkeiten der Adjutantur gelangte. Daran schloß sich die große Halle mit dem Haupteingang vom Schloßhofe her, und an der südlichen Wendung derselben lagen die Zimmer Eugen's bis an den oben erwähnten Abschluß des Gebäudes. Die sämmtlichen Fenster dieser Gelasse hatten gegen den Park zu gebauchte und zierliche, aber massive Eisengitter, und eben solche beschützten auch die Fenster, welche in den Schloßhof führten und zur Wohnung des Kanzleiaufsehers sowie zu einem Zimmer für Eugen's Diener gehörten. Zum Ueberfluß wurde die Thür des Haupteingangs allabendlich verschlossen und stand die Außenseite so gut wie die Innenseite unter der Aufsicht eines mit der Dämmerung aufgestellten Postens.

Dieser Eintheilung des untern Geschosses entsprach die des obern im allgemeinen ziemlich genau, wenn auch Einzelheiten anders waren; der kleine Flur, der große Corridor, die Halle waren ganz ebenso da, nur daß die letztere in ihrer Wendung gegen Süden mehr Platz zu Zimmern abgegeben hatte und daher hier gleichfalls in einen Corridor auslief. Ueber den Kanzleien lagen die Zimmer des Fräuleins von Rausnitz, über denen Eugen's die Gemächer seiner Schwester; der wiederum schon erwähnte Eckthurm, welcher beide Wohnungen schied, enthielt einen, von den Damen gemeinschaftlich benutzten kleinen Salon. Gegenüber, in den Schloßhof blickend, waren Zimmer für die Bedienung.

In der Halle, welche gleich allen andern Räumlichkeiten gewölbt war, wurden beide Geschosse durch eine große, aber fast dunkle Treppe verbunden; auf dem kleinen Flur fand sich eine zweite, hellere, jedoch schmale — eine sogenannte Laufstreppe, in dem hier befindlichen erkerartigen Vorsprung des Baues. Und da die Fürstin diese Wohnung für ihre Damen bestimmt hatte und dieselbe sich und ihnen so bequem zugänglich wie möglich machen wollte, so hatte sie in ihrem Geschoß ebenfalls eine Oeffnung durch die Scheidemauer brechen lassen, correspondirend mit dem untern Durchgang und ebenso wie dieser von dem breiten Schloßcorridor in den schmalen des Pavillons führend.

Wir führen diese Stelle auch deshalb an, um zu zeigen, welche Art von Beschreibungen wir als nicht episch im Roman misbilligen und welche unter den Tadel fallen, den Lessing im „Laokoon" über die beschreibende Poesie ausgesprochen hat. Diese ganze Darstellung könnte zur Erläuterung eines danebenliegenden Schloßplans dienen, wo die betreffenden Räumlichkeiten durch A, B, C, D, durch Buchstaben und Nummern bezeichnet werden und so mit dem Commentar verglichen werden können; die Phantasie aber erhält kein Bild, am wenigsten ein dichterisches, das sich immer aus einzelnen, aber schlagenden Merkmalen aufbaut. Wer nach solcher Beschreibung die Localitäten lebendig erfaßt, der muß eine Energie der Anschauung haben wie ein ausgezeichneter Blindlingsspieler im Schach.

Diese Beschreibung müssen wir aber im Kopfe haben, um die geheimnißvollen Umgänge der „weißen Frau" zu begreifen; sie verschwindet, wo die sorgsamste Untersuchung keine Möglichkeit dafür sieht; sie taucht ebenso unbegreiflich wieder im Zimmer des Adjutanten auf. Das muß uns aber Hoefer genau erklären; denn was nützt uns sonst der ganze so breit verzeichnete Plan? Wir wollen jetzt auch an der Hand des Architekten durch die Tapetenthüren und über die geheimen Treppen geführt werden. Der Romanschriftsteller darf uns keine Vorstellung mit einem Davenport'schen Wunderschrank geben und uns hinterdrein die Aufklärung schuldig bleiben. Hoefer hat das aber versäumt.

Dasselbe gilt von den innern Seelenzuständen seiner Hauptheldeu; überall gibt er Andeutungen, läßt errathen und zwischen den Zeilen lesen. Das Verhältniß zwischen der Herzogin und Eugen, der innere Kampf in dem letztern sind durchaus nicht mit psychologischer Vertiefung durchgeführt. Mit einem Wort, Hoefer ist zur unrechten Zeit ausführlich und breit und zur unrechten Zeit aphoristisch und kurz. Namentlich ist die Ueberstürzung gegen den Schluß hin nicht zu verkennen.

Die Vorzüge der Hoefer'schen Darstellungsweise sind aus seinen Novellen bekannt und verleugnen sich auch in diesem Roman nicht. Die Charakteristik hat viel Treffendes und Anmuthendes; besonders gelingen dem Autor die Charaktere, die einen festen innern Halt haben, mögen sie ihn äußerlich nun mit größerer oder geringerer Schroffheit hervorkehren, wie der alte Commerzienrath Marder, ein neues Porträt aus der reichen kaufmännischen Galerie des Autors, der Rittmeister und die Herzogin-Mutter. Ueberhaupt ist das treuherzig Naive seine Lieblingsdomäne, und er zeichnet seine Gestalten mit Vorliebe in die traulich warme Beleuchtung des häuslichen Herdes hinein. Auch die Herzogin ist ein treffliches Charakterbild, nur zu aphoristisch, zu sehr von außen dargestellt. Wir vermissen die zusammenfassende Entwickelung des Charakters. Der Stil ist nicht gleichmäßig, oft zu weitschweifig, dann aber wieder bezeichnend und glänzend. Der Anlauf zu humoristischen Excursen am Anfang erscheint uns verfehlt, weil ein ähnliches Geplauder des Autors im ganzen Roman nicht wiederkehrt.

Ohne derartige Jean Paul'sche Extrablätter janzanlistrend ist der Roman von A. von Stifft: „Modernes Leiden" (Nr. 4), der daher gegenüber der heutigen Romanschriftstellerei den Eindruck eines Anachronismus macht. Dieser fortwährende hochgehende Wogenschlag der Empfin-

dung, dies Ueberschütten mit lyrischen und Gedankenblüten ist dem heutigen Publikum unbequem, welches in erster Linie nach einem stoffartigen Interesse trachtet. Nun ist nicht zu verkennen, daß dies stoffartige Interesse in dem ganzen Roman ein sehr geringes ist, ein weit geringeres, als man von einem Roman mit Recht verlangen darf. Die Contouren der Gestalten verschwimmen ins Unbestimmte, die Handlung selbst ist wie in einen Blütennebel gehüllt; es fehlen ihr alle scharfen Einschnitte. Die Figuren erinnern zum Theil an Jean Paul; zu Adolar ist an den hohen Menschen Jean Paul's, an Emanuel das Maß genommen; er ist überdies ein Prinzenerzieher, wie alle diese erhabenen Pägagogen unsers großen Humoristen; der Held Heinrich ist von prinzlicher Herkunft, wie Albano; die Verwickelungen der Geburt mit einer auf einen kleinen Landesfürsten zurückweisenden Lösung sind ähnlich wie in „Hesperus" und „Titan". Auch einzelne Motive, wie die Verwechselung der Vorleserinnen bei dem blinden Herzog, sind ganz im Stil, man möchte sagen in der Manier Jean Paul's gehalten.

Die Tendenz indeß ist moderner; die Berührung der Bürgerlichen mit dem Hofleben wird im Geiste der „Verlorenen Handschrift" geschildert, nur daß der Hauptheld gegen den Schluß hin geadelt und hoffähig gemacht wird. Der Autor hatte, wie schon der Titel ankündigt, die Absicht, „modernes Leiden", d. h. moderne Blasirtheit zu schildern. Der reflectirende Chorus des Romans, der Arzt Frauenfeld, spricht sich hierüber in folgender Weise aus:

„Modernes Leiden, ein allgemeines Wort, welches eine lange, lange Auseinandersetzung nöthig machte, um ganz begriffen zu werden. Ich möchte damit beginnen, zu beklagen, daß die Welt, die Menschheit erkrankt ist, weil ihr der große Arbeitsproceß fehlt, ohne welchen es keine Gesundheit gibt. Arbeit macht die Wangen roth, deshalb ist die moderne Gesellschaft blaß, krankhaft blaß, weil sie diese große Arbeit eingestellt hat, ohne welche es kein wahres, großes, schönes, fruchtbringendes Leben gibt." — „Sie sprechen in Räthseln", fiel Helene ein. „Wer ist ohne Arbeit, unthätig? Vielleicht die reichsten, unabhängigsten Menschen? Und machen diese nicht die Unterhaltung zum Gegenstande der Arbeit?" — Frauenfeld lächelte. „Vielleicht macht es Sie gesund", sagte er, „wenn ich Ihnen ein Bild jener großen Krankheit entwerfe, von welcher ich das moderne Leben ergriffen sehe. Zunächst gewährt das moderne Leben eine zu große Freiheit. Die antike Welt war enger beschlossen, straffer zusammengehalten. Die alte Welt, namentlich die griechische, trug den Staat wie einen Purpur am Leibe. Man konnte nicht leben, ohne dem Staate anzugehören, ihm Tribut zu zollen, von ihm abzuhängen. Man konnte sich aber auch nicht vereinsamt fühlen. Statt der Begriffe von Gesellschaft, Familie, welche wir jetzt besitzen, hatte man damals die Lehre vom Staate. Er nahm alles in sich auf; man lebte in ihm. Es gab außer ihm keine Berechtigung. Anders ist es mit der Gesellschaft, der Familie. Im Mittelalter trat an die Stelle des antiken Staats die Kirche, die häusliche Zucht. Nun die Reformation auch diese Steinhülle zerbrochen, die Aesthetik an die Stelle der Theologie getreten ist, muß der Einzelmensch sich verlassen, ziellos fühlen. Die Gesellschaft ist in der Revolution einen Kampf eingegangen, welcher zum Siege und zur Niederlage führen mußte. Beides sind Stabilitätserscheinungen. Nur daß der Sieger die Lust, der Besiegte den Gram des Daseins mit sich fortträgt. An diesem Mangel einer historischen, innern Arbeit krankt die moderne Gesellschaft. Es fehlt das bewegende, anregende Element. Die Nerven erschlaffen, die Ideen entschwinden."

Als ein solcher moderner Held wird uns Heinrich von einer schönen Briefschreiberin geschildert:

Die Gesellschaft, das moderne Leben erhebt sich selbst, wenn es, auf seine Uranfänge zurückkehrend, einen solchen Adelsbrief des Geistes ausstellt. Willst du wissen, was ich in Heinrich sehe? Den modernen Mann, den Mann des Heute, des modernen Lebens. Sieh die Gesellschaft rings um uns. Wo ist Wahrheit, Liebe, Kraft in irgendeiner historischen Erscheinung? Wo lebt das Königthum noch in seiner angeborenen, unmittelbaren Größe, Einsamkeit, Unerreichbarkeit? Adel und Bürgerthum theilten das goldene Scepter. Könige sind Dichter, Künstler, sie sind alles geworden, was der letzte Bürger ihres Reichs besser ist als sie selbst. Wo das Licht des Talents aufgeht, wo der Strahl der Wahrheit ihnen entgegenleuchtet, eilen sie mit den ordengefüllten Händen herbei, werfen Wappen, Titel aus, um sich zu retten. Soll der Adel nicht berufen sein, ruhiger, unabhängiger vorzugehen? Seit Goethe's Faust ist kein Mensch geschildert worden, welcher Heinrich Altmann gliche. Er ist die Fortsetzung des alten, jetzt nur verjüngten Faust. Es ist dieselbe Ahnung des Höhern, derselbe unersättliche Trieb, das Ewige, Höchste an sich zu reißen, der Mangel an irdischen und geistigen Mitteln, das Unzulängliche an Kraft und Willen, der stete Wechsel von Licht und Nacht. Das Ziel ist ihm wie ein Irrlicht, das sonnengroß aufleuchtet, zuckt, und doch wieder untergeht. Hoffnung und Verzweiflung wechseln in ihm, er bezahlt mit seinem Ich und darin liegt der Stempel seiner Lebenstragödie. Heinrich kann nicht siegen und nicht untergehen, ohne sich selbst zu zerstören. Sein Leben ist ein langsamer Selbstmord, ein Selbstverbrennen, wie es die Brahmanen an des Ganges heiligen, stillen Wäldern vollzogen haben mögen in jenen fernen Tagen, da ihre Götter mit den dreifachen Köpfen, die holden Göttinnen mit den Blumenantlitzen, die hohen Erscheinungen voll Wunder, Zauber, Größe, Macht und Herrlichkeit ihnen noch mehr waren, als die Griechen den Begriff des Göttlichen noch nicht mit dem des irdisch Schönen verdorben hatten.

Es ist das moderne Titanenthum, nicht das philosophische, das Robert Giseke in seinem interessanten Roman geschildert, sondern dasjenige des Jean Paul'schen „Titan", nur mit modernem Relief. Der Fehler ist derselbe wie bei Jean Paul; diese Titanen bewegen sich in kleinen Verhältnissen; ihre Größe ist mehr eine innerliche, wie sie besonders von den Frauen herausempfunden wird, die Handlung verläuft in Hofgeschichten und Liebesverhältnissen; die dichterische Intention wird durch die Ausführung nicht gedeckt. Dennoch sind in den Frauencharakteren feine Nuancirungen, und Gestalten wie der Hofbankier haben eine mehr als typische Bedeutung.

Ein inniges Naturgefühl, eine warme Naturlyrik durchdringt die ganze Darstellung, die in hohem Maße bilderreich, bisweilen unklar und überschwenglich, doch ganz dazu geeignet ist, den Leser mit dem geistvollen Autor zu befreunden. An sentenziösen Albumblättern fehlt es nicht; wir theilen einige davon mit:

Jugend! Welch ein vergängliches Wort. Das Wort und die Sache sind eine Täuschung, oder vielmehr die Zeit, der Keim aller Täuschung, liegt ihr zu Grunde. Die Jugend ist stark im Hoffen. Im raschen Drange führt sie vorwärts. Sie zeigt ein fernab liegendes Ziel. Zuerst tröstet noch die Geduld. Zuerst umspielen uns noch die täuschenden Farben der Lebensfreuden. Dann tritt der Ernst des Lebens ein. Das Herz will Wahrheit, Befriedigung, die Erfüllung seiner Wünsche. Wieder ist es nur die Zeit, die ans Ziel, ans Ende führen kann. Und indem uns die trügerische

Führerin leitet, nimmt sie uns das Ziel, das wir schon besaßen, das uns allmählich abhanden gekommen ist. Denn dieses Ziel war die Jugend. Wir lebten im Kelch der Rose, welche sich entblättert, während wir, getäuscht von ihrem Lenzeslichte, betäubt von ihrem Dufte, einen neuen Himmel, eine neue Erde erwarteten. —

Wir setzen uralten Kampf fort, der seit Jahrtausenden geführt wird. Der erste Knecht war auch der erste Rebell. Der erste Knecht war der erste Mensch. Sein Sündenfall zerbrach die Schranken zwischen Schöpfer und Geschöpf. Jener Baum der Erkenntniß war nur ein Symbol für das Verständniß der Gesammtnatur. Zum ersten mal am jungen Weltgeschichtsmorgen wirkt die Sage. Die schillernde, schimmernde Schlange spricht noch. Sie trägt vielleicht ein Krönlein auf dem Kopfe, den leuchtenden Karfunkel an der Stirn. Der Mensch bricht die Frucht, feurige Schwerter vertreiben ihn, der Garten der Herrlichkeit ist ihm verschlossen, zur Arbeit ist er verurtheilt. Und doch gibt er den Kampf gegen die Ungerechtigkeit, gegen Uebervortheilung nicht auf. Wie lange stritten die Menschen mit Eisen, nach Blut lechzend. Bauernaufstände, Religionskriege, Hugenottenthum, ich habe diese Formen der Emancipation nie geliebt. Ich weine um jedes schöne Haupt, welches unter dem kalten Eisen der Guillotine fiel. Die rauhe Henkershand hebt es empor, das blonde Lockenhaar krümmt sich wie Gorgonenschlangen. Wie unschön, wie entsetzenerregend! Es gibt andere, zartere, verläßlichere Mittel des Kampfes. Durch die Menschengeschichte geht der Sirenenklang des Zweifels. Der Zweifel öffnet die Thore der Welt. Selbst die aristokratische fürstliche Unschuld harrt zögernd an der Schwelle. Wie wunderbar liegt das Reich der Erde vor ihr. Schön gewellte, glänzende Bergreihen, lachende Fluren, reiche Städte, tränkende Flüsse mit kühlendem Wasserathem, und neben dem Fürstenkinde steht jene geheimnißvolle Gestalt, auf der Ritterburg Barde, im Reformationszeitalter Dichter des Kirchenliedes, in der Gegenwart bacchantisch mit Weinlaub gekränzter Heinejünger — und flüstert der fast in die Knie sinkenden Fürstentochter leise zu: „Bete mich an, und all diese Herrlichkeit ist dein." Sie sind alle in die weißen Knie gesunken, sie erhoben alle die flehenden, zarten Hände, sie nahmen alle leise zitternd den Kronenschmuck und zierten das goldwallende oder nachtschwarze Haar damit. Wie der Rattenfänger von Hameln die bebende Kinderschar — unheimliches Abendroth liegt auf den Bergen, die Glocke der Kirche vertönt mahnend — in den Venusberg führt, folgen uns die Kinder der Höhe. —

Herbst! Ein Park im Herbste. Es war wie das Altern einer schönen Dame. Die frische Farbe, die wundervollen Lichter sind entschwunden. Aber das bleiche, fast Wehmuth erweckende Wesen hat andere, weniger blendende und doch anziehende, ja fesselnde Reize. Schon das Vergehen, das Entschwinden an und für sich rührt an die innersten Saiten des Herzens. Es klingt wie aus der Memnonssäule hervor. Vielleicht war es einst eine Hymne voll feierlicher Accorde, welche die aufgehende Sonne weckt, jetzt klagt nur mehr eine vereinsamte Note. Aber diese eine, elegische Note läßt die entschwundende Herrlichkeit errathen. So der Herbst. Im Lenze, im Sommer liegen die Gebirge, die Wälder wie in einem grünen Sammtmantel, abendlich stahlblau umflossen. Der Herbst wirft eine Fülle von neuen Tinten auf die Umrisse, Gold, Purpur, Erdbraun. Der Friede des Blühens weicht der elegischen Stimmung.

Man liebt in neuer Zeit nicht die Romane, deren Helden Dichter sind, man liebt die Lyrik nur im Goldschnitt; das greifbar Realistische wiegt im Roman vor; Stimmungen, Empfindungen treten mehr zurück, werden nur hin und wieder wie glänzende Lichter aufgesetzt. In der That fehlt dem Stifft'schen Werk der epische Stil; dafür ist seine lyrische Dithyrambik inhaltreich; man wird gern seinen Gedankenfäden nachgehen, wenn sie auch bisweilen wie im Abendgold schimmernde Herbstfäden, halt- und ziellos, nur vom Hauch der Stimmungen bewegt, in den Lüften flattern.

Rudolf Gottschall.

Ein ungarischer Dictator.

Was das Schwert gegründet, wird das Schwert vernichten! In acht Tagen waren die ungarischen Truppen von der Theiß bis an den obern Donaubug siegreich vorgerückt. In noch zwei Wochen wehte auf Komorns Mauern die Tricolore. Arthur Görgei, das Schwert der Insurrection, hatte im April 1849 den kaiserlichen Adler in sein Nest gescheucht, und ein Schritt über die Leitha konnte die Burg und mit ihr das gesammte Oesterreich der Stephanskrone unterwerfen.

Der ungarische Genius hatte seine Mannesthat gethan. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war das an Zahl geringe, aber innerlich hochpotenzirte Volk der Magyaren, dessen Geschichte reich war an Ruhm der Waffen, noch reicher aber an Leiden und Drangsalen jeder Art, wieder einmal aus anhaltender Lethargie zu Zielen neuer Art erwacht. Hatte es früher den Halbmond gekreuzt, die Grenzen des Landes im Süden gegen die Adria, im Norden gegen das Baltische Meer getragen; hatte es bis dahin um seine bloße Existenz gerungen gegen eine Unzahl äußerer Feinde und mehr noch gegen die Wuth der Parteien in seinem Innern: so waren es jetzt die Aufgaben der Humanität, die Thaten des Gedankens, welche es auf seine Fahne schrieb. In kaum funfzig Jahren wurden die feudalen Institute aus eigener hochsinniger Entschließung der „adelichen Nation" vom ungarischen Boden gefegt, der fortan nur freie Männer trug. Das tausendjährige Recht, nunmehr auf alle Kinder des Landes ausgedehnt, das Recht der freien Selbstbestimmung des Volks gegenüber den Gelüsten der Willkür, fand nach langer anhaltender Erregung des Volksgeistes durch innere und äußere Einflüsse einen dem modernen Geist conformen Ausdruck in der Constitution von 1848, die vom Herrscher feierlich beschworen ward. In Männern wie Széchenyi und Wesselényi gipfelte der Schwung des patriotischen Gemeingefühls durch Großthaten auf dem Felde materieller Glückseligkeit des Landes, der Wirthschafts-, Verkehrs- und Handelsinteressen. Und sämmtliche Bestrebungen erscheinen im Elemente des Gedankens, der in der Sprache, der hinreißend beredten Prosa Kossuth's, der bacchantischen Poesie Petöfi's zur höchsten Entfaltung gelangt. Und als der Verrath von außen über das Land hereinbricht, war es Görgei's Schwert gewesen, das männlich vertheidigte, was männlich gewonnen war. Daß die Kräfte, welche das Unglück gespannt, im Glück erschlaffen müssen! Daß die menschliche Natur nach so viel Erfahrungen, vor dem Verderben, das im Gelingen liegt, sich nicht zu hüten vermag!

An Ungarns Erhebung war sein Sturz unmittelbar geknüpft, den erst männliches Dulden der Nation nach 18 Jahren zum Triumph umzuwandeln beginnt. Denn das Schwert, welches den Landesfeind über die Grenze getrieben, hatte sich gegen das jubelnde Land selbst zurückgewendet. Görgei ward der Verräther des Landes.

nachdem er es gerettet hatte. Gegen diesen Vorwurf des Verraths sollten Görgei die Memoiren: „Mein Leben und Wirken in Ungarn“ (Leipzig, Brockhaus, 1852), rechtfertigen. Görgei führt die Feder so gut wie das Schwert. Seine Sätze sind kurz und schlagend, klar tritt jede Situation mit wenig Strichen vor uns hin und fast dramatisch bewegt sich das Geschehende von Moment zu Moment. Nichts von dem Nimbus und der Großsprecherei, mit der sich nur kleine Seelen für ihre Unbedeutendheit entschädigen. Dagegen ergibt sich ungesucht seine Größe aus seiner Macht über die Menschen, wovon nur hier und da parsame Winke verstreut sind, und aus der gewaltigen Ironie, womit er alle Götzen des Tages, Freunde sowie Rivalen um sich her, dem Gelächter der Mit- und Nachwelt überliefert.

Dieser Geist der Ironie ist der Schlüssel zum übrigen. Keine größere Sophistik, als womit Görgei den Fall seines Charakters zu überkleiden sucht. In seinen Memoiren erscheint jeder Schritt als Resultat genauer Erwägung. Wir sehen die Motive kreuz und quer laufen, wie die Fäden in einem bunten Gewebe, bis der redliche Wille des Mannes in die Maschen eines trügerischen Raisonnements unlösbar verstrickt ist.

Der Geist, der andern gegenüber nach Vortheil und Behagen die Maske so geschickt zu wechseln verstand, verwechselte sich am Ende selbst mit seiner Maske.

Görgei war kaiserlicher Soldat. An die Fahne seines Kriegsherrn band ihn sein Eid. Als er integrirendes Glied der ungarischen Insurrection wurde, mußte er sich entschieden haben. Seine Proclamation an sein Armeekorps in Waizen am 5. Januar 1849 faßt indeß den Kampf als einen ganz loyalen für den Kaiser, damals Ferdinand V., auf. Jedoch gegen wen? Wenn Görgei wirklich sein wollte, gegen ebendenselben. Denn daß Jellachich und Windischgrätz im Namen des Herrschers gegen Ungarn agirten, war damals doch wol klar. Wie man nun für und gegen eine Sache zugleich streiten kann, ist auf jedem andern als auf geradem Wege zu erklären. Auf das kaiserliche Octroi vom 4. März 1849 antwortete die Nation durch Görgei's Arm mit den Siegen im April. Also hatte Görgei's Patriotismus es über den an sein Wort gebundenen Soldaten in ihm vermocht? Vielleicht; doch war Görgei gleichzeitig mit dem Stab des Oberfeldherrn der ungarischen Armee belehnt worden. Mitten in den Siegen des April ward vom debrecziner Parlament die Unabhängigkeit Ungarns ausgesprochen; Kossuth Gouverneur des Landes. Hatten bisher soldatische Pflicht, Patriotismus und Ehrgeiz sich in Görgei's Brust befehdet, so schlug jetzt nach Kossuth's Emporkommen der Dämon der Zwietracht in hellen Flammen in ihm auf. Das Trugbild der Militärdictatur führte seinen und des Landes Sturz herbei.

Denn nach dem Fall Komorns, als der Weg nach Wien zur Krönung der Revolution angetreten werden mußte, hält es Görgei für gerathener, innezuhalten und sich zur Belagerung der unwichtigen Festung Ofen zurückzuwenden. Die Spitze dieser Operation war jedoch, ohne daß Görgei dies sich oder andern offen eingestand, gegen Kossuth gerichtet, dessen Alleingewalt er nicht hinter seinem Rücken dulden wollte. Daß Görgei die Unabhängigkeitsacte vom 14. April aus Loyalität zurückgezogen wissen wollte, war ein Vorwand, mit dem er wiederum sich und andere täuschte. Sonst hätte er sich schwerlich als Kriegsminister auf ebendieselbe Acte beeidigen lassen. Mit Intriguen und Machinationen, die auf den Sturz Kossuth's berechnet waren, mit militärischen Allotriis, die nur politisch eine Bedeutung haben konnten, verlor Görgei einige kostbare Wochen, während deren die von der Dynastie herbeigerufene russische Hülfsmacht in den Thälern der Karpaten sich gemächlich ausbreiten konnte. Als Görgei zur Besinnung erwachte, war es zu spät. Er hatte das Los einer ganzen Nation auf das Spiel gesetzt, ohne seinen eigenmächtigen Willen durchgesetzt zu haben. Was jetzt folgte, war eine matte Defensive, ein ruhmloser Rückzug vor den überlegenen feindlichen Streitkräften, ohne daß Görgei auch hier noch die Selbstüberwindung gehabt hätte, den Feldherrnstab, zu dessen energischer Führung sein Geist doch nicht mehr zureichte, frischern Händen zu übergeben. Seltsame Ironie des Schicksals! In den letzten Zuckungen der Revolution wird Görgei von der abdankenden revolutionären Regierung das, wonach er von Anfang an gestrebt hatte, die Dictatur, übertragen. Zwei Tage darauf streckt Görgei bei Világos die Waffen, am 13. August 1849.

Nach 15 Jahren, angesichts der politischen Triumphe der ungarischen Nation, deren Geschick einst auf seiner Degenspitze geruht hatte, läßt Görgei abermals eine Schrift pro domo erscheinen:

Briefe ohne Adresse. Von Arthur Görgei. Deutsche Originalausgabe, im Auftrage des Verfassers aus dem ungarischen Originalmanuscript übersetzt. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 10 Ngr.

Diese Broschüre hat sehr viel persönliches Interesse; unser Urtheil über Görgei, mit welchem dasjenige des ungarischen Historikers und Staatsmanns Michael Horváth übereinstimmt (vgl. dessen ungarisches Werk über den Unabhängigkeitskampf, 3 Bde., Genf 1865), kann durch sie eher bestätigt als umgestoßen werden. Dieselben Vorzüge und Fehler des Mannes begegnen uns darin: ungebrochener Trotz und Glanz der Sophistik, nur mit mehr patriotischem Feuer, mit einem wohlthuenden Zug der Resignation und häuslicher Milde versetzt.

Im Vorwort, das aus Viktring (Kärnten) 27. April 1867 datirt ist, entwirft der Verfasser ein kleines Genrebild materieller Noth, die ihn zur beschleunigten Herausgabe seiner Memoiren bewog. Er sagt:

> In einer andern Lage würde mein Buch nicht in deutscher Sprache, und nicht in jener an und für sich zwar berechtigten (!), aber keineswegs zum Ziele führenden Art und Weise, sondern in ungarischer Sprache und in einem selbst den Gegner möglichst schonenden Geiste geschrieben erschienen sein, welcher Geist überdies — ich gestehe es ein — auch der Großartigkeit des Gegenstandes besser entsprochen haben würde.

Alles, was er wünsche, sei nur noch, „daß man von Allem, was man ihm im Vaterlande nachtrage, seine

Kinder nichts entgelten lasse". Denn er selbst habe für seinen Theil, nach den vielen Erlebnissen, die in Oesterreichs und seines Vaterlandes Geschicken seit jener Zeit an ihm vorübergezogen, auch das Schwerste erlebt, daß er entsagen, sich in das drückendste Los zu ergeben gelernt.

Ich will — gelobt er —, solange ich lebe, keinen Anspruch mehr erheben — sei es auf Anerkennung meiner Leistungen in den Jahren 1848/49, meiner lautern Absichten und Bestrebungen; sei es auf Berichtigung der über den patriotischen Werth derselben seit den Hinrichtungen von Arad und Pesth bis auf den heutigen Tag allgemein mundgerecht verbliebenen Ansichten; sei es auf Wiederherstellung meines hierdurch vernichteten guten Leumunds als Patriot.

Und nur patriotisches Pflichtgefühl sei es gewesen, das ihn zur Veröffentlichung dieser Briefe, zur Befürwortung des achtundvierziger Constitutionalismus, zur unermüdeten, eindringlichen Warnung vor der Actionspolitik des Jahres 1849 getrieben habe. Ebenso wird im Schlußwort das wiener Cabinet vor der Erneuerung seiner achtzehnhundertneunundvierziger Tendenzen gewarnt. Es ist, mit Bezugnahme auf den in diesem Jahre im ungarischen Unterhause zur Annahme gelangten „Entwurf der constitutionellen Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten", Görgei's Ueberzeugung:

daß das durch die Pragmatische Sanction geschaffene Staatengebilde von den insgeheim noch fortwuchernden Folgen des von der traditionellen wiener Politik im Jahre 1848/49 angefachten Bürgerkriegs zu befreien voraussichtlich „nur mehr so möglich ist, wenn der genannte Entwurf auch auf dem linken Ufer der Leitha richtige Aufnahme findet" —

und es stehe zu hoffen, daß auf diesem Wege „auch Ungarns Einfluß nach außen zunehmen wird und dies zwar im allgemeinsten Interesse der Volksfreiheit".

In der Mitte zwischen Vor- und Schlußwort sind nun acht an den Leser gerichtete Briefe, in denen er sich von der ihm zur Last gelegten Schuld des Landesverraths zu reinigen sucht. Wir können ihm von allen Vorwürfen, die er hier gegen sich einbringt und widerlegt, ruhig Absolution ertheilen, ohne doch unser früheres Urtheil zu modificiren.

Im ersten Briefe: „Világos", antwortet er auf die Frage, warum er, anstatt bei Világos die Waffen zu strecken, nicht lieber auf türkisches Gebiet mit dem Heer übergegangen sei, mit einem Vers aus dem Nationalhymnus: „Hier (im Lande) sollst du leben — sterben!" Mag hingehen!

Der zweite Brief: „Causalnexus", antwortet auf die Beschuldigung, daß die Greuelthaten der Pacification durch die Waffenstreckung von Világos herbeigeführt worden seien. Wir sprechen: „Unschuldig."

Im dritten Briefe: „Sonderbar!", liegt die Frage vor: „Ob er wol die Waffenstreckung jedenfalls beschlossen haben würde, wenn er — mit Sehergabe ausgestattet — sein eigenes Schicksal, wie das seiner Freunde (die Hinrichtung der 13 Generale zu Arad u. s. w.) vorhergesehen hätte." Die Antwort lautet, daß er angesichts der unendlichen Kriegsdrangsale, von denen Millionen seiner Mitbürger erlöst werden sollten, „die Waffenstreckung dennoch — nur ohne Mitwirkung der unglücklichen Freunde — vollzogen haben würde".

Im folgenden Briefe: „Zur Sache", gelingt es Görgei, die Beschuldigung, als habe er Nagy-Sándor mit seinem Corps bei Debreczin den Russen preisgegeben, zurückzuweisen.

Schon im fünften Briefe: „Wie war es doch?" zeigt sich Görgei's Sophistik durch das Verschweigen entscheidender Umstände. Es wird darin Kossuth zum Vorwurf gemacht, daß er Görgei's Feldzugsplan vom 26. Juni zu spät eingegangen wäre. Das unzweideutige Dementi, das Görgei der Politik des Gouverneurs fortwährend gegeben hatte, das daraus gerechtfertigte Mistrauen, womit Kossuth den Feldherrnstab Görgei's Händen entwinden wollte, die offene Widersetzlichkeit Görgei's werden mit keiner Silbe erwähnt. Doch es sei! Görgei habe recht, wenn er argumentirt:

Nun verfügte ich aber in Arad — mit eingerechnet die daselbst angetroffene Reservedivision — über kaum mehr als 30000 Mann, Bem hatte Siebenbürgen bereits aufgegeben, und auf die Südarmee durfte ich gar nicht mehr rechnen; denn in meinen Händen hielt ich den Originalbericht Guyon's an Kossuth, daß die genannte Armee sich schon am Abend des 9. August aufzulösen begann. Mir blieb also in Wirklichkeit — wie Sie nach alledem leicht einsehen können — nur die Wahl zwischen folgenden drei Möglichkeiten: einem hoffnungslosen letzten Engagement mit den von allen Seiten mich bedrohenden Russen — oder Orsova — oder Világos.

Im folgenden Briefe zeigt Görgei, daß schon vor Világos die Sache des Landes auch von Kossuth aufgegeben worden war, daß ihn also der Vorwurf nicht treffe: „im Kriege entscheide das Kriegsglück und mit 20—30000 Mann strecke man nicht die Waffen, sondern setze den Krieg fort, um günstigere Chancen abzuwarten". Sehr energisch antwortet Görgei auf den Einwurf: „Es wäre besser gewesen, diese Armee in einen ungleichen Kampfe gegen Haynau's Heer der Vernichtung preiszugeben, als die Waffen vor den Russen zu strecken." Die Antwort lautet:

Ich kann nicht verbergen, daß eine solche Begriffsverwirrung mich vollkommen unvorbereitet findet. Ich kann jenen „Patriotismus" nicht verstehen, welche „der nutzlosen Hinopferung mehrerer tausend Mitbürger den Vorzug einräumt vor deren Erhaltung". Daß es für „meinen Heldenruhm" günstiger gewesen wäre, mich „von solchem Patriotismus" beseelen zu lassen, unterliegt allerdings keinem Zweifel.

Im vorletzten Briefe verwahrt sich Görgei gegen die Zumuthung, als wäre er je mit der Revolution gegangen. Sein politisches Glaubensbekenntniß als Soldat sei immer ein und dasselbe gewesen: „Ferdinand V., König von Ungarn und die von ihm sanctionirten Gesetze vom Jahre 1848."

Was seinen Eid als Kriegsminister auf die Unabhängigkeitsacte beträfe, so „habe daran der Herrführer ebenso wenig theil, wie die Vaterpflicht des ersten römischen Consuls an der Todesstrafe, welche dieser über seine eigenen Söhne verhängte".

Hier ist der Widerspruch schon mit Händen greifbar.

Jedoch wie Görgei den Vorwurf präcisirt: „Die Revolution capitulirt nie", wollen wir ihm denselben erlassen.

Im letzten Briefe endlich geißelt Görgei den Optimismus der Nation, die von der russischen Intervention Gutes für Ungarn erwartete und darum von der Waffenstreckung bei Világos um so empfindlicher berührt werden mußte. Wir geben zu, daß „die Lehre, die Waffenstreckung von Világos wäre ein Act der Verrätherei, falsch sei, denn jene Katastrophe war nur der concrete wahre Ausdruck der Situation".

Nach dieser cursorischen Angabe des Görgei'schen Reinigungsverfahrens ist von selbst klar, daß dieser geniale Feldherr durch Häufung schlagender Beweise auf einen schwachen Punkt die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzuwenden versucht. Niemand, der die Geschichte des ungarischen Insurrectionskriegs genau verfolgt, wird irgendwie durch die Waffenstreckung von Világos sich überrascht finden. Vielmehr liegt der Schwerpunkt der Schuld Görgei's in seinem Gebaren während der drei verhängnißvollen Wochen vor Ofen. Der 21. Mai, der Tag der glorificirten Einnahme dieser Festung, war der Vordersatz zur Waffenniederlegung am 13. August 1849.

Wohl der ungarischen Nation, daß sie ihre civilisatorischen Errungenschaften nicht der Spitze des Degens anzuvertrauen braucht; daß die Principien der constitutionellen Freiheit und Selbstregierung so fest in ihrem Wesen wurzeln, daß sie nach blutigen Niederlagen unblutige Siege derselben zu feiern im Stande ist! Und Görgei, der als blühender Mann sich einst in Pesth den Kranz des Vaterlandsbefreiers aufgesetzt, wandelt jetzt nach achtzehnjährigem Exil mit kahlem Haupt auf den Straßen der wiederum jubelnden Landeshauptstadt. Große Schatten wandeln neben ihm, die Häupter der Revolution: Kossuth, Perczel u. s. w., eine Nekyia auf der Oberwelt. Sollten diese Schatten wieder lebendig werden durch das Blut der Schlachtfelder? Der friedliche Genius der Cultur möge die ungarische Nation davor bewahren!

Adolf Silberstein.

Feuilleton.

Neue Dramen auf der deutschen Bühne.

Die Führung für die neue Saison hat Heinrich Laube's „Statthalter von Bengalen" übernommen; er ist außer in Wien auch in Dresden, München, Karlsruhe und Leipzig zur Aufführung gekommen. Nur die berliner Bühne scheint das Stück nicht gehen zu wollen, vielleicht wegen der in demselben enthaltenen Declamationen gegen das Junkerthum, welche allerdings tendenziös erscheinen, da sie durchaus nicht in die englische Politik des 19. Jahrhunderts hineinpassen. Das Stück dreht sich um die berühmten „Juniusbriefe", deren anonymer Verfasser, Sir Francis, zugleich als Bewerber um die Statthalterstelle von Bengalen auftritt. Die Bestrebungen der satirisch gegeißelten Hochtories und ihres Anhangs, den Schleier der Anonymität durch Bestechungsversuche bei Druckern und Setzern, durch Vergleiche von Handschriften u. s. w. zu lüften, wobei sie mehrfach auf falsche Fährte gerathen, geben Veranlassung zu den komischen Scenen des Schauspiels, während der Gegensatz zwischen dem für die Volksrechte in Europa und Asien gleich begeisterten Pathos eines Sir Francis, dem die gewaltig sich aufrichtende Gestalt des gelähmten Lord Chatham imponirt, und den auf ihre Vorrechte eifersüchtigen, das Recht negirenden Hochtories die ernstere politische Handlung vertritt. Die Haltung dieses Schauspiels ist eine berechtigte; gleichwol nimmt es unter derselben keinen hohen Rang ein. Die Vorzüge der Laube'schen Bühnentechnik, die vorsorgliche Motivirung und das geschickte Arrangement der einzelnen Scenen können ebenso wenig wie der oft inhaltreiche, oft humoristische und witzige Dialog darüber täuschen, daß weder der Held noch die Handlung interessiren. Sir Francis ist im Stück nicht entfernt der scharfe, geistvoll ironische Autor der „Juniusbriefe", er ist ein Liebhaber, der die Maske der Anonymität abwirft, als ihm die Geliebte deshalb seine Neigung aufzukündigen droht; er ist ein edler beredter Mann, doch fehlt diesem Charakterbild alle Schärfe. Daß Lady Waterford ihm ihr Herz schenkt und ihm noch im vierten Act, wo sie ihre Neigung unerwidert sieht, eine leidenschaftliche Scene macht, erscheint ebenfalls als durchaus äußerlich; denn der Dichter hat es nicht verstanden, für diese Neigung der Dame irgendein Interesse zu erregen, sodaß man sich über die ihr Tragische streifende Wichtigkeit, mit der sie auf einmal behandelt wird, nur verwundert. Auch die Gestalt Lord Chatham's, glücklich sie für den Bühneneffect angelegt ist, erscheint doch nur als ein äußerlich hin- und hergeschobenes Decorationsstück; nirgends thun wir einen Blick in das Innere dieses Mannes, und am Schluß verwandelt sich der große Pitt gar in einen Lustspielonkel, der die Pärchen unter die Haube bringen hilft. Das Stück ist aus lauter kleinen Motiven, ohne Frage sehr geschickt, zusammengestoppelt; doch dieser Scenenmosaik fehlt die innere belebende Kraft, fehlt der große Stil, selbst jener große Stil einer einheitlichen Intrigue, wie er durch die Scribe'schen Dramen hindurchschlägt, gleich dem Funken durch die Volta'sche Säule. Hier sehen wir nur die Plattenpaare mit fortwährend unterbrochener Leitung.

Ein neues Schauspiel von Roderich Benedix: „Aschenbrödel", ist in Berlin und Leipzig zur Aufführung gekommen und hat das Publikum mehr befriedigt als die Kritik. Man darf in diesem Stück durchaus nicht den phantastischen Reiz der Märchenwelt suchen, Scenen aus der „mondbeglänzten Zaubernacht der Romantik", die den Sinn gefangen hält. Im Gegentheil, Benedix ist ein Rationalist, ein Mann der Aufklärung, der keine Wunder geschehen läßt, ohne sie auf das bündigste zu erklären. Auch heute noch gibt es „Aschenbrödel" in der breiten bürgerlichen Prosa — allenfalls kann auch aus einem „Aschenbrödel" noch ein Dornröschen werden, das in einem zauberhaften, öden Palast erwacht; aber das geht alles außerordentlich natürlich und verständig zu, und das Märchen dauert nicht länger, als bis sich das schlafende Dornröschen die Augen gerieben hat. Das arme „Aschenbrödel", eine älternlose Waise, die in einem Pensionsinstitut Magddienste thun muß, weil die fälligen Pensionsgelder seit längerer Zeit ausgeblieben sind, verliebt sich in einen jungen Grafen, der sich für einen Förster ausgibt. Das drohende Gespenst einer Mésalliance wird indeß glücklich beseitigt, Aschenbrödel's ebenbürtige Geburt legitimirt, und mit der Ehe am Schluß kann der turnierfähigste Adel einverstanden sein.

Der Gang der Handlung, welche durch den Schlaftrunk eine allzu romantische Wendung nimmt, in den Liebesscenen dafür mit einfachen, etwas abgetragenen Motiven der Empfindung fürliebnimmt, flößt kein sonderliches Interesse ein. Wol aber sind einzelne Scenen und Genrebilder von anerkennenswerther Trefflichkeit. In den Waldscenen des ersten Acts waltet ein naives, herziges Naturgefühl und die Pensionsscenen sind von erheiternder Komik.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

In Bänden (15—20 Bogen) zum Preise von nur 10 Ngr.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutschen Nationalliteratur, von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von

Bartsch, Biedermann, Buchner, Carriere, Düntzer, Ebeling, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottschall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moritz Müller, Oesterley, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und Andern.

Folgende Bände sind bereits erschienen:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Düntzer;
Musäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Tittmann.

Unter der Presse befinden sich:

Maler Müller's Dichtungen, von Hettner;
Forster's Ansichten vom Niederrhein, von Buchner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Herder's Cid, von Julian Schmidt;
Semme's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan der Weise, von Hettner.

Zahlreiche andere Bände sind in Vorbereitung, darunter:

Körner's Gedichte und Dramen, von Gottschall;
Bürger's Gedichte, von Tittmann;
Voß' Luise, von Goedeke;
Goethe's Faust, von Carriere.

Jeder Band kostet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band ist einzeln zu haben und die Käufer sind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erschienenen Bände sind in allen Buchhandlungen vorräthig, wo auch Bestellungen angenommen werden.

Ein Prospect über die Sammlung ist in allen Buchhandlungen **gratis** zu haben.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint eine

Neue wohlfeile Ausgabe des Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon

in 70 Heften zu 5 Ngr.

Probehefte und Prospecte dieses anerkannt trefflichen, über 2000 Abbildungen enthaltenden Werks sind in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben, wo auch Subscriptionen angenommen werden.

Wichtig für alle Literaturfreunde!

Außerordentliche Preisermäßigung!

In meinem Verlage erschienen und sind bis Ende dieses Jahres zu den beigesetzten Preisen durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Geschichte der

Literatur der Gegenwart.

Vorlesungen über deutsche, französische, englische, spanische, italienische, schwedische, dänische, holländische, vlämische, russische, polnische, böhmische und ungarische Literatur.

Von dem Jahre 1789 bis zur neuesten Zeit.

Von

Dr. Theodor Mundt,

Professor und Bibliothekar der königlichen Universitätsbibliothek in Berlin.

Zweite neubearbeitete Auflage.

1853. 8. Gebunden in englischen Halbleinenband. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Herabgesetzter Preis 20 Ngr.

Die deutsche

Literatur der Gegenwart.

1848 bis 1858.

Von

Robert Prutz.

Zweite Auflage.

1860. 2 Bände. 8. Geheftet. Preis 3 Thlr. 10 Ngr.

Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig. **Ernst Julius Günther.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus dem Tonleben unserer Zeit.

Gelegentliches

von

Ferdinand Hiller.

2 Bände. Geh. Preis 2 Thlr.; geb. in 1 Band. Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

(Verlag von Hermann Mendelssohn in Leipzig.)

Im Verlage von Wiegandt & Grieben in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wiener, Pfarrer. **Die Pfarrerstochter zu Worms.** (Historisch.) I. Fröhliche Pfalz. II. Am Ort der Nibelungen. III. Die Schreckenstage von Worms. IV. Heimweh und Heimkunft. 1 Thlr.

Ein in christlich-nationalem Geiste geschriebenes, echt poetisches Buch.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 21. November 1867.

Inhalt: Die sächsischen Schriftsteller der letzten zwanzig Jahre. Von Rudolf Gottschall. — Geschichte der Schweiz seit 1830. — Gegen die Todesfurcht. — Feuilleton. (Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur; Ein mongolisches Seitenstück zum Gottesgericht in „Tristan und Isolde"; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die sächsischen Schriftsteller der letzten zwanzig Jahre.

Bericht über literarische Leistungen im Königreich Sachsen lebender Schriftsteller während der Jahre 1847—67. Von Oswald Marbach. Zur allgemeinen Ausstellung in Paris 1867. Leipzig, Giesecke und Devrient. 1867. Lex.-8. 1 Thlr.

Der sächsische Cultusminister hatte dem Verfasser dieser Schrift die Anfertigung eines Berichts über Leistungen sächsischer Schriftsteller auf den Gebieten der Wissenschaft und der Nationalliteratur während der letzten zwanzig Jahre übertragen, auf Anregung der von dem französischen Minister Duruy gemachten Vorschläge, welche an die französische Industrieausstellung eine Statistik auch des sammten geistigen Lebens zu knüpfen suchten. Von Haus aus bot die Begriffsbestimmung eines „sächsischen Schriftstellers" eine gewisse Schwierigkeit. Marbach schloß zunächst die in Sachsen geborenen Autoren aus, die außerhalb Sachsen ihren Aufenthalt genommen hatten; ebenso wenig wollte er alle in Sachsen erschienenen Schriftwerke als Erzeugnisse sächsischer literarischer Thätigkeit aufführen. Als letztere hätte insofern ein sehr glänzendes Resultat gegeben, als von den über 9000 in Deutschland jährlich erscheinenden Büchern ungefähr ein Drittheil aus sächsischen Pressen hervorgegangen ist. Er zieht als sächsische Schriftsteller nur diejenigen Verfasser und Herausgeber von literarischen Werken in Betracht, welche gegenwärtig ihren eigentlichen Wohnsitz im Königreich Sachsen haben oder doch zu der Zeit, in welcher Schriften von ihnen erschienen, in Sachsen sich aufhielten.

Ohne Frage hat auch diese Begriffsbestimmung etwas Schwebendes und Willkürliches und zeigt nur, wie zum Theile deutschen Geisteslebens die literarische Bewegung in der ewigen Fluctuation über die bunten Grenzen der Landkarte hinübergreift und sich einer Freizügigkeit erfreut, welche der norddeutsche Reichstag nicht erst festzusetzen braucht. Ja, schon der Begriff einer „sächsischen Literatur" ist etwas Widerstrebendes, da man in die deutsche Literatur einmal nicht hineindividiren kann, mag man diesen oder jenen einzelnen Staat zum Divisor wählen, mindestens nicht so, daß das Exempel ohne Rest aufgeht.

Gleichwol hat jeder Staat das Recht und die Pflicht, die Bilanz seines geistigen und literarischen „Soll und Haben" zu ziehen — nur darf eine derartige Statistik blos eine particulare, nicht eine allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmen. Wir würden daher auch die Marbach'sche Schrift als eine sächsische Staatsschrift nicht in den kritischen Bereich d. Bl. ziehen, aus welchem die eigentlichen Fachwissenschaften ausgeschlossen sind, wenn der Autor nicht vielfach Veranlassung genommen hätte, sich über literarische Fragen von allgemeinem Interesse auszusprechen und seine bibliographischen Mittheilungen mit derartigen Glossen und Arabesken zu verzieren.

Dem Auftrag des sächsischen Ministeriums zu entsprechen, war Oswald Marbach wie wenige durch die Vielseitigkeit seiner Bildung berufen, die ihn gleichzeitig auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften wie auf dem der schönen Literatur heimisch macht. Ein Technolog und Physiker, der zugleich Dichter und Dramaturg ist, gehört gegenwärtig in Deutschland um so mehr zu den Seltenheiten, als nicht nur diese anscheinend entgegengesetzten Gebiete, sondern auch die innig verwandten, ja sogar die Zweige einer und derselben Wissenschaft sich gegeneinander abzusperren pflegen und bei einer bis ins kleinste gehenden Arbeitstheilung oft der freie Gesammtüberblick und die warme Sympathie für das gesammte geistige Streben verloren geht, durch welche namentlich unsere classische Epoche sich auszeichnete.

Marbach gibt zunächst in der Einleitung eine Uebersicht über den Buchhandel in Sachsen, über das wissenschaftliche Vereinsleben, über die Publicistik. Die Schrift selbst theilt er, im ungefähren Anschluß an das französische Programm des Ministers Duruy, soweit es sich deutschen Verhältnissen anpassen läßt, in drei Abschnitte: „Exacte Wissenschaften", „Speculative und historische Wissenschaften", „Schöne Wissenschaften; Nationalliteratur". In der ersten Abtheilung behandelt er die mathematischen und Naturwissenschaften; in der zweiten, außer den moralischen und politischen Wissenschaften noch die philosophischen, historischen und philologischen Disciplinen, Theologie, Pädagogik, Länder- und Völkerkunde und Statistik; in der dritten

diejenigen Schriften, die auf Unterhaltung ausgehen und die vorherrschenden Geschmacksrichtungen kennzeichnen. Die bibliographischen Angaben, bei denen Marbach, wie er selbst dankend erwähnt, besonders durch eine Zusammenstellung des leipziger Oberbibliothekars Hofrath Gersdorf unterstützt wurde, sind sorgfältig und erschöpfend nach dem von dem Verfasser angenommenen Maßstabe; sie zeigen zur Genüge, welche literarische Thätigkeit in Sachsen herrscht und daß ein beträchtlicher Bruchtheil der literarischen Leistungen auf allen Gebieten, darunter auch einige der namhaftesten, auf dies Königreich fällt. Was die Bibliographie betrifft, können wir auf das Werk selbst verweisen; wir erwähnen nur noch, daß die auf der pariser Industrieausstellung ausgestellten Schriften durch fette Schrift hervorgehoben sind, daß indeß in dieser Auszeichnung keineswegs ein unbedingter Werthmesser für die literarische Bedeutung der betreffenden Werke liegt, sondern nur ein Maßstab für das Gewicht, welches Verleger und Autoren selbst auf eine derartige Ausstellung in Paris legten.

Wir wenden uns zu den Excursen, in denen Marbach allgemeine literarische Zustände beleuchtet. Da Leipzig noch immer die Metropole des deutschen Buchhandels ist, so findet sich für den sächsischen Bibliographen alsbald willkommene Veranlassung zur Beleuchtung der buchhändlerischen Verhältnisse überhaupt. Wenn man mit Recht in der geringen Kauflust des deutschen Publikums, in dem Mangel gewählter Bibliotheken gerade bei den Reichen und Vornehmen ein Haupthemmniß für eine, namentlich der schriftstellerischen Thätigkeit ersprießliche Entwickelung unserer Literatur gesehen hat, so findet Marbach ein anderes, nicht geringeres Hemmniß in der Einrichtung des deutschen Buchhandels selbst. Diese Seite ist bisher noch wenig hervorgehoben worden. Von der Organisation des Buchhandels gibt Marbach ein klares Bild; er zeigt seine Eintheilung in Verlags- und Sortimentsbuchhändler, welche letztern nur die „Agenten des Verlegers" seien:

Dieser stellt jenen seine Waare zur Disposition, setzt den Preis der Waare (den Ladenpreis) fest und gewährt für den Absatz eine Provision vom Preise, welche unrichtig als Rabatt bezeichnet wird. Wenn ein deutscher Verleger ein Buch hat drucken lassen, so versendet er es an sämmtliche Sortimenter (soweit er ihnen Credit gewährt und soweit sie sich nicht selbst die Zusendung von Novitäten verbeten haben) zur Ansicht (pro novitate); jeder Sortimenter bestellt hierauf seinem Bedürfniß gemäß nach à condition, d. h. unter der Bedingung, die bestellten Exemplare zurückschicken zu können, wenn er sie nicht verkauft hat. Nach einem Jahre zur leipziger Buchhändlermesse (nach Ostern) wird Abrechnung gehalten. Der Sortimenter soll vorher die nicht verkauften Exemplare zurückgeschickt haben, die verkauften aber zur Messe bezahlen. Das braucht aber auch nicht zu geschehen, wenn der Verleger sich gefallen läßt, die nicht verkauften Exemplare dem Sortimenter noch länger zu belassen; dies geschieht unter der Form der Disponirung. Die Bücher lagern bei den Sortimentern zur Verfügung der Verleger, und ihr nach dem Ladenpreise sich bestimmender Geldwerth wird von den Sortimentern auf neue Rechnung als Guthaben der Verleger vorgetragen. Die Folge von alledem ist, daß man in Deutschland im allgemeinen jedes nach im Buchhandel verkäufliche Buch zur Ansicht und Durchsicht erhalten kann, ohne es zu kaufen, daß die Auflagen der Bücher sich nicht nach dem voraussichtlichen Absatz, sondern mehr oder weniger nach der Zahl der Sortimenter und deren Ansprüchen regulirt, endlich, daß der Sortimenter kein durch seinen eigenen Vortheil geboteues Interesse am Inhalt, d. h. am intellectuellen Werth der von ihm verkauften Bücher hat. Er kauft die Bücher, nicht um sie als sein wohlerworbenes Eigenthum wieder zu verkaufen, sondern er bestellt sie nur auf Speculation und auf Verlangen, und remittirt das, was er nicht verkauft. Es schließt dies nicht aus, daß es Sortimentsbuchhändler in Deutschland gibt, welche eine höchst achtungswerthe Bücherkenntniß besitzen, aber sie werden immer seltener und können sich kaum noch gegenüber der alljährlichen Flut von 10000 und mehr neuen Büchern ausbilden, von denen die große Mehrzahl ihnen nur einmal zu Gesichte kommt.

Hierauf wird der Commissionsbuchhandel charakterisirt und der Antiquarbuchhandel. In dem Antiquar sieht Marbach den Buchhändler der Zukunft:

Der Buchhandel, wie er noch ist, drängt selbst unwillkürlich diesem Ziele zu. Die Frist, innerhalb welcher aus einem neuen Buche ein altes wird, hat sich immer mehr verkürzt. Die Abrechnungen von Messe zu Messe, die Novitätenversendungen, vor allem die Buchhändlerspeculationen auf die momentanen Bedürfnisse, Gelüste, Interessen, Leidenschaften, Liebhabereien des Publikums, Speculationen, zu denen die geschilderte Organisation des deutschen Buchhandels außerordentlich einladet, haben es mit sich gebracht, daß ein Buch schon für veraltet gilt, nachdem es einmal die Reise vom Verleger zum Sortimenter und zurück gemacht hat. Früher wurden die Bücher dem Antiquar durch das Publikum zugeführt, welches sie gekauft und gelesen hatte; jetzt ist es immer mehr Brauch geworden, daß die Verleger selbst ihre Büchervorräthe dem Antiquar überliefern, natürlich zu enorm herabgesetzten Preisen. In die Antiquare werden allmählich immer mehr in den Organismus des Buchhandels hereingezogen, die Usancen des Rabatts, des A-Condition-Verlangens, des Zur-Disposition-Stellens u. s. w. kommen auch im Antiquarhandel immer mehr auf.

Nach einem flüchtigen Blick auf die Leihbibliothekare, in deren Interesse es liege, die schlechtesten Bücher vorzugsweise anzuschaffen, weil die schlechtesten Bücher das größte Publikum hätten, und deren Bibliotheken allzu stark auch von solchen benutzt würden, die wol in der Lage wären auch Bücher zu kaufen, fährt Marbach fort:

Die Gesammtwirkung aller geschilderten Verhältnisse ist, daß bei weitem die große Mehrzahl der Verlagsbuchhändler fast ausschließlich nur solche Bücher auf den Markt bringt, die das möglichst größeste Publikum haben, billig herzustellen sind und sich mehr durch Ausstattung als durch Gehalt empfehlen. Die billige Herstellung geschieht auf Kosten des Gehalts. Das Schlimmste dabei ist, daß die jungen schriftstellerischen Talente im Dienste der speculirenden Buchhändler abgenutzt werden, bevor sie zur vollen Entfaltung gelangt sind, und daß das bücherkaufende Publikum für die Buchhändlerspeculation in Anspruch genommen wird, während die Erzeugnisse des selbständigen schriftstellerischen Fleißes und Talents unbeachtet bleiben. Neben einer Anzahl höchst ehrenwerther Verlagsbuchhändler, welche ihren Beruf, Heger und Pfleger des nationalen Geistes zu sein, nicht vergessen haben, hat sich eine leider von Jahr zu Jahr wachsende Zahl von Buchhändlern aufgethan, welche mit großer Betriebsamkeit förmlich die Bücherfabrikation auf eigene Rechnung betreiben und ein Surrogat für den verpönten Nachdruck erfunden haben, indem sie aller bedeutenden literarischen Erscheinungen sich sogleich bemächtigen, um aus ihnen wohlfeile und lockend ausgestattete Compilationen zu veranstalten, oder sie unter ähnlich klingenden Titeln nachzumachen und so den Ruf derselben zu ihrem Vortheil durch Fälschungen auszubeuten.

Er hatte schon früher behauptet, der deutsche Buch-

handel habe unternommen, das Publikum hinauf- und das Literatenthum herabzuziehen. Hieran knüpft er noch die folgenden Betrachtungen:

> Die Ueberbrückung jener erwähnten Kluft durch den Buchhandel hat nur theilweise ihren Zweck erreicht. Sie hat ein Publikum zum Lesen von Büchern herangezogen, welches früher gar nicht las und nun die Befriedigung seiner zum Theil gemeinen Bedürfnisse von der Lektüre verlangt; aber sie hat zugleich das Publikum, welches früher mit Bildung und Theilnahme dem deutschen Schriftthume folgte, abgeschreckt, sodaß es mit Indignation und, setzen wir hinzu, mit thörichter Verblendung von den modernen Productionen sich abwendet und sie gänzlich ignorirt. Die Kluft ist nicht ausgefüllt, sondern verlegt worden. Die deutschen Schriftsteller, welche früher auf der rechten Seite standen, befinden sich nunmehr auf der linken; sie gehören nicht mehr zu den Gelehrten, mit denen sie früher rangirten, sie sind zum großen Theil zu den Buchhändlern in ein Abhängigkeitsverhältniß gerathen, welches mit der Freiheit der Wissenschaft und mit der Selbständigkeit der Kunst unvereinbar ist. Die aber, welche berufen sind, Geister ersten Ranges zu sein, sind in Gefahr gerathen, gänzlich zu vereinsamen, denn niemand gibt sich mehr Mühe, sie zu verstehen, weil sie selbst leider sich keine Mühe geben, verstanden zu werden. So ist es dahin gekommen, daß die deutsche Nationalliteratur, welche im Anfange des Jahrhunderts einen so vielverheißenden Aufschwung genommen hatte, ohne den erwarteten kräftigen Nachwuchs geblieben ist. Die Ausnahmen von dem als Regel Angegebenen beweisen nichts als die Unverwüstlichkeit des Genies und sind um so achtungswerther, je schwieriger es ist, daß ein selbständiger Geist durch so große Hindernisse sich Bahn bricht.

Ohne Frage sind diese Betrachtungen, soweit sie den deutschen Buchhandel betreffen, höchst beachtenswerth. Es ist Aufgabe des Culturhistorikers, das geistige Facit zu ziehen aus solchen, dem Anschein nach äußerlichen Organisationen, in denen sich indeß immer ein Stück Zeitgeist kryställisirt und die dann wiederum durch ihre Schwerkraft eine das geistige Leben bestimmende Wirkung ausüben. Marbach hat vollständig nachgewiesen, daß die Einrichtungen des heutigen Buchhandels dazu führen, die Buchhändler gegen die geistige Bedeutung der von ihnen in Vertrieb genommenen Waare immer gleichgültiger zu machen. Dies beginnt schon bei den Verlegern, von denen ein nicht unbeträchtlicher Theil kaum die im eigenen Verlag erscheinenden Werke kennt und sich nur durch die Namen der Schriftsteller, durch kritischen Rath, durch den Titel oder durch das stoffliche Interesse des Inhalts und durch mancherlei andere Rücksichten zum Verlag bestimmen läßt. Das Interesse wird nur ein wärmeres, wenn das Unternehmen die Möglichkeit eines glänzenden Erfolgs in Aussicht stellt, und besonders wenn es zu seiner Herstellung eines tiefen Griffs in die Kasse bedarf. Hierin gleichen die Verlagsbuchhändler den Theaterdirectoren, denen besonders diejenigen Stücke ans Herz gewachsen sind, auf welche sie eine kostspielige glänzende Ausstattung verwendet haben, mag ihre geistige und künstlerische Bedeutung auch unter dem Nullpunkt stehen. Weitaussehende speculative Unternehmungen stehen immer im Vordergrunde des Interesses, und da für dieselben auch ein größeres Honorar bezahlt wird als für selbständige dichterische und wissenschaftliche Schöpfungen, so stellt sich ein Verhältniß der Wechselwirkung her, durch welches die letztern noch mehr in den Hintergrund gedrängt werden.

Bei den Sortimentsbuchhändlern ist es fast eine Unmöglichkeit geworden, gegenüber der Uebermasse der Production das ideale Verhältniß dieses Geschäftszweigs festzuhalten. Dasselbe kann aber nur darin bestehen, daß der Sortimentsbuchhändler selbst ein warmes Interesse an der Literatur nimmt und diejenigen Erscheinungen, welche innern Werth haben, welche ihm selbst warme Theilnahme einflößen, seinem Publikum mit Wärme empfiehlt. Ein solches gebildetes Vermittleramt zwischen dem Publikum und der Literatur darf um so weniger gering geschätzt werden, als namentlich der schönen Literatur, der Poesie, Dramatik u. s. w., bei der Zerfahrenheit unserer kritischen Zustände und der in den Zeitungen wuchernden Reclame, unser Publikum ziemlich rathlos gegenübersteht und oft, bei Weihnachtseinkäufen u. s. w., an den guten Rath des Buchhändlers appellirt. Wie aber soll sich dieser Rath bewähren einer jährlichen Production von fast 10000 Werken gegenüber? Immer stoßen wir auf die buchhändlerische Hyperproduction als letzten Grund literarischer Mißstände, und diese selbst ist nur die Folge der eigenthümlichen Verhältnisse, welche den deutschen Verlagshandel charakterisiren.

Weniger sind wir mit Oswald Marbach einverstanden, wo er das moderne Schriftstellerthum darstellt. Das verhängnißvolle Wort „Epigonenthum", das er an einer Stelle gebraucht, erscheint uns ebenso mislich wie bedenklich. Wir sind überzeugt, daß die Literaturgeschichte der Zukunft weit günstiger über unsere jetzige Epoche urtheilen wird, als die Zeitgenossen selbst zu thun pflegen; ja es ist die Frage, ob sie nicht in der noch immer nicht recht erklärten raschen Uebertragung des Classicitätsbegriffs auf eine bestimmte abgeschlossene Epoche eine Voreiligkeit erblicken wird. Marbach statuirt Ausnahmen; aber die Genies waren auch in unserer classischen Zeit nicht so dick gesäet, um die Regel zu bilden. Um die Gegenwart nicht zu sehr durch die pessimistische Brille zu sehen, bedarf es einer ungetrübten Anschauung der Vergangenheit. Der Erfolg unserer classischen Autoren ist keineswegs nach dem Erfolg der Cotta'schen Gesammtausgaben zu messen. Die bei Göschen erschienene Ausgabe Goethe'scher Dichtungen, mit „Tasso", „Iphigenie" u. s. w., hatte einen sehr schwachen Absatz, auf den Bühnen fanden die Goethe'schen Stücke spärlichen Zutritt; manche wurden gar nicht, manche wurden nur in Weimar gegeben. Und wie florirten daneben Vulpius, Kotzebue, Iffland! Auch stand es bei einem großen Theile der gleichzeitigen Kritik und des Publikums keineswegs fest, daß Schiller ein unbedingt größerer Tragödiendichter als Kotzebue und die „Johanna d'Arc" der „Johanna von Montfaucon" entschieden vorzuziehen sei.

Auch mit der einseitigen Auffassung des modernen Literatenthums können wir uns nicht einverstanden erklären. Es ist wahr, die schriftstellerische Thätigkeit hat an Breite zugenommen, das größere Publikum verlangt auch eine größere Anzahl literarischer Kräfte; daß aber unsere

namhaften Literaten jetzt anders stehen als früher, läßt sich nicht behaupten. Schiller, dessen kurze akademische Thätigkeit nicht in Betracht kommt, war durchaus Literat, nicht nur Bühnendichter, sondern auch Redacteur der „Thalia", der „Horen", welche Zeitschriften ihm die finanzielle Grundlage seiner bürgerlichen Existenz gaben. Jean Paul, Lessing, Klopstock, um nur noch drei der größten Namen zu nennen, waren nichts anderes; was ist nun für ein Unterschied zwischen diesen und modernen Literaten, wie Freytag, Gutzkow, Julian Schmidt u. a.? Wir können ihn beim besten Willen nicht herausfinden.

In der Journalistik ist freilich eine bei weitem größere Masse von Autoren thätig als früher. Marbach spricht sich über das Zeitschriftenwesen ähnlich aus wie Wuttke, klagt über das Eingehen der bessern Journale, der Literaturzeitungen, der Blätter, welche wenigstens auf eine geistreiche Unterhaltung des Publikums ausgingen, und fährt fort:

Darum hat die Journalistik nicht aufgehört; sie hat im Gegentheil einen früher gar nicht für möglich gehaltenen Aufschwung genommen. Es ist ihr gelungen, vollkommen zeitgemäß zu werden; daher charakterisiren die Mittel, mit welchen sie ihre großen Erfolge erlangt, in unwiderleglicher Weise den Geist, welcher die große Masse des gegenwärtig lebenden Volks beherrscht. Diese Mittel sind: eine den verbreitetsten politischen Sympathien und Antipathien entsprechende Tingirung des gesammten Inhalts der Zeitschrift, socialer Skandal in leichter Novellenform, von Poesie nichts als von Zeit zu Zeit ein blasirt sentimentales lyrisches Gedichtchen, Belehrungen über allerlei nützliche Dinge in möglichst pikanter Form, gute Illustrationen, gutes Papier, guter Druck und zu alledem ein höchst billiger Preis, berechnet auf einen Absatz von mindestens 20000 Exemplaren. Wir leben eben in einer Zeit, welche nur Sinn hat für das Nützliche, das Gefällige und den Skandal, von keiner Art von Idealität aber etwas wissen mag, weil sie unbequem ist. Neben dieser auf Unterhaltung berechneten Journalistik floriren noch die politischen Zeitungen, welche durch ihre politischen Tendenzen ihr Publikum suchen und finden. Eine Zeit lang nahmen die politischen Zeitungen die Unterhaltungslektüre ins Schlepptau; das hat aber nachgelassen. Das Feuilleton der meisten Zeitungen ist jetzt nur der sociale Klatsch und das auf Reclame hinauslaufende Geschwätz über die vorübergehenden Leistungen der Künste, welche allgemein zum Amusement einer mehr oder weniger blasirten Menge gemisbraucht werden.

Wir finden, daß hier die Farben doch zu grell aufgetragen sind. Die Journalistik hat einen sachlichern Charakter angenommen; die flunkernde Geistreichigkeit der jungdeutschen Genialitätsepoche beherrscht sie nicht mehr. Damit ist nicht so viel verloren. In den gelesensten Blättern finden tüchtige literarische Leistungen noch immer in dieser oder jener Form wohlverdiente Anerkennung.

Von den übrigen Excursen Marbach's erwähnen wir seine „Einleitung zur Bibliographie der praktischen Naturwissenschaften", welche sich durch eine ideale Auffassung der „Technologie" auszeichnet:

Die Technologie ist bestimmt, allmählich aus einer rationellen Auffassung des Handwerk- und Gewerbmäßigen zu einer Wissenschaft von der Beherrschung der Natur, von der Vermenschlichung derselben, d. h. Umgestaltung nach den Bedürfnissen der Culturmenschen, und von der Befreiung derselben aus den Banden einer starren Nothwendigkeit zu werden. Denn indem der menschliche Geist die Naturgesetze begreift und selbstbewußt gebraucht, um die Dinge nach seinem Wohlgefallen zu verwenden, erhebt er die blinde Nothwendigkeit zur sich selbst beherrschenden Freiheit des Geistes. Zu dieser hohen wissenschaftlichen Würde haben sich freilich die meisten technologischen Werke noch nicht erhoben, aber wenn man verfolgt, wie immer mehr eine freie geistige Auffassung der Probleme, welche die Technik der Wissenschaft stellt, platzgreift, so erkennt man auch, daß die Technologie mit der ihr eigenthümlichen Raschheit der Entwickelung jenem erhabenen Ziele unwillkürlich zustrebt. Die Technik ist der unvergängliche Ruhm unsers Jahrhunderts; ihre bewunderungswürdigen Leistungen beruhen aber auf der wissenschaftlichen Auffassung ihrer Aufgaben und auf der Hingebung des Menschengeistes an den ewigen Schöpfergeist, welcher der Natur ihr Gesetz gegeben hat, um zur Freiheit zu gelangen, und so ist in der That die Technologie gegenwärtig die ergiebigste Quelle intellectueller und sittlicher Bildung für die Menschheit.

Wo Marbach von der Theorie und Kritik und wo er vom Drama spricht, sind seine Ansichten derart, daß sie leicht zu Gunsten der einseitigen akademischen Richtung gedeutet werden könnten. So sagt er an der ersten Stelle:

Die neuere deutsche Literatur hat sich von der Theorie und Kritik ziemlich emancipirt, indem sie die Kunst viel weniger in der Form als in dem Inhalte sucht; die Erfindung der Fabel, meint man, mache den Dichter. Zum Glück hat gegenüber einer so barbarischen Maxime das Streben, den großen Dichtern der Nation, deren wohlklingende Verse in aller Munde und Herzen leben, es nachzuthun, zu einer unmittelbaren Pflege der Form geführt, welche die deutsche Literatur vor gänzlicher Verwilderung bewahrt hat.

Und an einer andern heißt es:

Die Bühne erkennt nicht mehr den Dichter als ihren Beherrscher an, sondern den Schauspieler, und macht daher an den Dichter den Anspruch, daß er sich den Bedürfnissen der Schauspieler und dem mit diesen Bedürfnissen Hand in Hand gehenden Geschmacke der herbeizulockenden großen Masse des Volks accommodire und stets neue Stoffe in pikanter Form vorführe. Hierdurch sind gerade die selbständigsten Dichter und alle diejenigen ausgeschlossen, welche die Kunst nicht im Stoffe, sondern in der Form suchen und darum mit Vorliebe gegebene, schon von andern Dichtern behandelte und ins Volksbewußtsein übergegangene Fabeln artistisch bearbeiten.

Wir halten es für ebenso einseitig, die Kunst blos in der Form zu suchen, wie die Akademiker de pur sang, als die Form für gleichgültig zu erklären, wie das letztere in der neuen Auflage von Julian Schmidt's Literaturgeschichte mit mehr oder weniger Bewußtsein geschieht, sodaß der ästhetische Maßstab für diesen Autor gar nicht mehr existirt. Jenes führt zu Formspielereien ohne festen Boden im Volke und in der Zeit; dies zu einer bedauerlichen Misachtung des Talents, der Inspiration, der künstlerischen Bedeutung. Nur diejenigen Talente, welche den Geist der modernen Zeit, den Geist des Jahrhunderts in unvergänglichen dichterischen Formen ausprägen, halten die Bedeutung unserer Nationalliteratur für die Nachwelt aufrecht.

Die Fülle der Anregungen, welche das Marbach'sche Werk neben seinem reichhaltigen statistischen Material bietet, ergibt sich aus unserer Besprechung von selbst. Es ist daher nicht nur Fachmännern, sondern auch dem größern Publikum zu empfehlen. **Rudolf Gottschall.**

Geschichte der Schweiz seit 1830.

1. Erinnerungen seit mehr als sechzig Jahren von Heinrich Escher. Zürich, Schabelitz. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Geschichte der schweizerischen Regeneration von 1830—48. Nach den besten Quellen bearbeitet von P. Feddersen. Zürich, Verlagsmagazin. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.
3. Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der Schweizerischen Eidgenossenschaft und mein Antheil daran. Von Konstantin Siegwart-Müller. Altdorf. 1864.
4. Rathsherr Joseph Leu von Ebersoll. Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Konstantin Siegwart-Müller. Mit dem Bildniß des Rathsherrn Joseph Leu von Ebersoll. Altdorf. 1863. Lex.-8. 3 Thlr. 26 Ngr.
5. Der Sieg der Gewalt über das Recht in der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Konstantin Siegwart-Müller. Altdorf. 1866.
6. Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Par *M. Guizot.* Tome huitième. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den uns vorliegenden Werken befindet sich zwar ns der oben verzeichneten (Nr. 1), welches bis in die eiten der helvetischen Revolution zurückgeht, die Meiationszeit berührt und sich ausführlicher über die Jahre 814—30 verbreitet. Allein so breit die Erzählung ch gehalten ist, so wenig Aufklärung gibt sie über die eit- und Ortsverhältnisse. Der Verfasser verweilt zu ng und zu behaglich bei geringfügigen Kleinigkeiten, die n persönlich betreffen, und geht zu schnell über die allmeinen Zustände hinweg. Einmal (S. 223) nimmt er nen Anlauf, um über die Civil- und Strafrechtspflege seinem Heimatscanton Zürich zu berichten, und wir erarten nach dem Anfang interessante Mittheilungen über esen wichtigen Zweig des Staatslebens; allein bald darf fällt es ihm ein, daß er nicht für Juristen schreibe, d er läßt es bei einzelnen Andeutungen bewenden, als eine klare Darstellung der Rechtsverhältnisse nicht für en gebildeten Leser von hohem Interesse sein müßte. enn man aber auch aus dem Buch nur wenig Gewinn ht, so liest man es doch nicht ohne Vergnügen; man ut sich der behaglichen Plauderei des heitern, beinahe tzigjährigen Greises, der mit dem Bewußtsein einer chtbaren Thätigkeit auf seine lange Laufbahn zurückkt.

Von weitaus größerer Wichtigkeit sind die andern oben zeichneten Werke, von denen das eine in entschieden ralem, die andern in ebenso entschieden jesuitischem nne geschrieben sind. Feddersen's „Geschichte der schweiischen Regeneration" (Nr. 2) ist mit der größten Sorg- und Gründlichkeit ausgearbeitet; der Verfasser hat die schichte der Zeit, die er erzählt, nach den besten Quellen irt und diese mit sicherer Kritik benutzt. Wenn er h, wie schon erwähnt, in seinem Buch entschieden libe- Gesinnung an den Tag legt, so werden ihm selbst größten Gegner des Fortschritts, wenn sie ehrlich sind, estehen müssen, daß er mit großer Unparteilichkeit betet und weder die Schwächen, Irrthümer und Fehler liberalen Partei bemäntelt, noch gegen die Gegner elben ungerecht ist, daß er diese vielmehr mit großer Milde beurtheilt. Nirgends läßt er sich von Leidenschaftlichkeit hinreißen, selbst dann nicht, wenn die berichteten Thatsachen eine solche herauszufordern scheinen.

Ganz anders verhält es sich mit den drei dickleibigen Bänden (sie enthalten beinahe 3000 Seiten) des Anstifters des Sonderbundes (Nr. 3, 4 und 5) *); überall tritt in ihnen das Bestreben hervor, die Gegner zu verdächtigen, ihnen die schändlichsten Motive, ja selbst verbrecherische Absichten zu unterlegen, und man muß gestehen, daß der Verfasser hierin ein ausgezeichnetes Geschick an den Tag legt, sodaß ihm kaum der gewandteste Jesuit gleichkommen möchte und nur der Protestant Guizot ihm ebenbürtig ist, der im letzten Bande seiner Denkwürdigkeiten der Schweiz und dem Sonderbund ein eigenes Kapitel widmet. Die Uebereinstimmung dieser beiden Staatsmänner und Schriftsteller, Siegwart's und Guizot's, läßt sich leicht erklären: sie sind beide Apostaten. Beide waren liberal, beide gingen ins entgegengesetzte Lager, der eine aus Ehrgeiz, weil er bei der ultramontanen Partei, die sich einer großen Intelligenz nicht rühmen konnte, hoffen durfte, eine größere Rolle zu spielen als bei der freisinnigen, der es selbst im Canton Luzern nicht an tüchtigen Köpfen fehlte; der andere aus Neid gegen seinen ehemaligen Kampfgenossen Thiers, dem er an geistiger Beweglichkeit, Scharfsinn, staatsmännischem Blick und Gewandtheit in Behandlung der Geschichte weit nachstand.

Die Geschichte der Schweiz in den wenigen Jahren von 1830—48 ist äußerst lehrreich, lehrreicher vielleicht als die Geschichte der größten Staaten, wenn diese auch einen größern Einfluß auf die Entwickelung der europäischen, ja der gesammten Welt haben. Wir wollen versuchen, an der Hand der vorliegenden Werke die bedeutendsten Thatsachen hervorzuheben, aus denen Völker wie Staatsmänner Belehrung schöpfen können. Doch müssen wir, sowol um Wiederholungen zu vermeiden, als auch um die spätern Erscheinungen klarer zum Verständniß zu bringen, einen kurzen Blick auf die frühern Verhältnisse werfen.

Die alte Eidgenossenschaft der dreizehn Orte hatte infolge der unseligen Religionskriege und der Unterdrückung der spätern Bauernaufstände alle Kraft und Lebensfähigkeit verloren. Die Französische Revolution weckte das Volk aus seiner bisherigen Erstarrung und es verlangte die von den Aristokratien lange unterdrückte Freiheit zurück. Mit Hülfe französischer Bajonnete wurde das morsche Gebäude zertrümmert, und an die Stelle der dreizehn Cantone mit ihren Unterthanenländern bildete sich die eine und untheilbare Helvetische Republik in Nachahmung des französischen Vorbildes. Aber diese Staatsform war die allerungeeignetste für das schweizerische Volk, dessen ganze Geschichte auf der Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Cantone beruhte. Daher fühlte es sich in den neuen Verhältnissen unbehaglich, die vielfachen Verbesserungen der Zustände verloren im Vergleich zu dem, was man eingebüßt hatte, allen Werth, und so gelang es den Anhängern

*) Der Verfasser bezeichnet diese drei Werke zugleich als ersten, zweiten und dritten Band eines Ganzen.

des Alten leicht, die Unzufriedenheit zu nähren, die sich endlich in Aufständen Luft machte, die zwar mit Waffengewalt und Hülfe der Franzosen unterdrückt wurden, aber sich trotzdem immer wiederholten. Da griff der Erste Consul der französischen Republik mit seiner eisernen Hand ein und dictirte die sogenannte Vermittelungsacte, durch welche die Schweiz wieder zu einem lose zusammenhängenden Staatenbund umgestaltet wurde. Diese hatte ohne Zweifel viel Gutes und war den Zuständen vor der Revolution weit vorzuziehen, aber sie befriedigte in der That doch keine Partei, weder diejenigen, welche eine festere Vereinigung der Cantone wünschten, noch viel weniger die Aristokratien, welche auch durch die neue Verfassung ihrer frühern Macht vollständig beraubt worden waren. Als daher Napoleon's Stern gesunken war, fiel es nicht schwer, die Mediationsverfassung zu stürzen, die auch schon deshalb bei dem Volke verhaßt sein mußte, weil sie ihm von Fremden aufgedrungen worden war. Schnell ergriffen die Aristokraten die günstige Gelegenheit, und es gelang ihnen unter dem Einfluß der verbündeten Mächte sowol in den einzelnen Cantonen, die Herrschaft wieder an sich zu reißen, als auch einen neuen Bundesvertrag durchzusetzen, der den Cantonen eine beinahe vollständige Souveränetät gewährte und dem Bund als solchen alle Kraft und Lebensfähigkeit raubte. Beinahe das einzige Gute, welches damals gewonnen wurde, war erstens die Vereinigung von Wallis, Genf und Neuenburg mit der Schweiz nebst den Gebietserweiterungen einiger Cantone*), und zweitens die Anerkennung der ewigen Neutralität der Schweiz von seiten der alliirten Mächte. Um die spätern Verhältnisse sicher und richtig beurtheilen zu können, ist es nöthig, die Bestimmungen anzuführen, durch welche diese Neutralität gewährleistet wurde, um so mehr als Siegwart-Müller im dritten Bande seines Werks dieselben nicht genau anführt. Am 20. März 1815 erklärten die zum Wiener Congreß versammelten Mächte, daß sie die beständige Neutralität der Schweiz anerkennen und gewährleisten würden, sobald die Tagsatzung den von ihnen vorgeschlagenen Vergleich angenommen haben würde, in welchem ausdrücklich festgesetzt war, daß die Integrität der Cantone die Grundlage des politischen Systems der Schweiz sein sollte. Die Tagsatzung erklärte am 27. Mai 1815, daß die Schweiz diesen Vergleich getreu und gewissenhaft erfüllen würde, infolge dessen Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Portugal, Preußen und Rußland unter dem 20. November 1815 eine Urkunde unterzeichneten, durch welche sie die ewige Neutralität der Schweiz förmlich und rechtskräftig anerkannten und die Integrität und Unverletzbarkeit ihres Gebiets gewährleisteten.

Die aristokratischen Regierungen, welche seit dem Bundesvertrag von 1814 in den Cantonen herrschten, hatten, wie die Bourbonen in Frankreich, nichts vergessen und nichts gelernt. Ihre ganze Regierungskunst bestand darin, sich den Großmächten unterwürfig zu bezeigen und ihnen zu Liebe die Presse einer strengen Censur zu unterwerfen. Für Verbesserung der Zustände geschah nichts; der öffentliche Unterricht wurde vernachlässigt, besonders lag das Volksschulwesen im argen; Handel und Verkehr wurde durch Zölle zwischen den Cantonen verkümmert; die Straßen waren in erbärmlichem Zustand; die höhern und niedern Beamten bereicherten sich, obgleich ihre Gehalte meist sehr niedrig waren. Am traurigsten sah es in den Cantonen aus, in denen die Geistlichkeit einen überwiegenden Einfluß auf Volk und Staat hatte, so in Wallis und Freiburg, wo die Jesuiten eingeführt wurden, so namentlich in Tessin, wo die klerikal-aristokratische Partei sogar mit den wichtigsten Staatseinrichtungen ihren Spott trieb. So ernannte daselbst der Große Rath (wenn wir nicht irren, im Jahre 1828 oder 1829) eine Commission von sieben Aerzten, um eine baufällige Brücke zu untersuchen, und eine andere von sieben Geistlichen, um ein Militärgesetz zu prüfen. Dieser Hohn, den man mit dem Volke zu treiben wagte, mußte dieses endlich empören, und es brach ein Aufstand aus, infolge dessen die nichtswürdigen Behörden vertrieben wurden. Auch in den übrigen Cantonen wuchs die Unzufriedenheit von Tag zu Tag; doch trat die Opposition erst mit der pariser Julirevolution von 1830 thatsächlich auf. Man benutzte die günstige Zeit, wo man wenig oder nichts von der Einmischung der fremden Mächte zu befürchten hatte, und zwang die bisherigen Regierungen abzutreten. Obgleich die Bewegungen einen mehr oder weniger revolutionären Charakter trugen und es in einzelnen Cantonen zu stürmischen Auftritten kam, so ging doch die Gewalt nicht über den Sturz der politischen Ordnung hinaus. Sobald das Volk seine Rechte errungen hatte, begab es sich schnell zur Ruhe. Zerstörende Leidenschaft oder blinde Excesse, in denen man sich an Personen oder Eigenthum vergriff, kamen wenig vor. Die neuen Verfassungen hoben zwar die Vorrechte auf und gewährten ausgedehnte politische Freiheit, doch zeigte sich in den Neuerungen beinahe ohne Ausnahme weise Mäßigung, und zwar um so mehr, je weniger die Bevorrechteten sich der Umgestaltung entgegengesetzt hatten. Die neuen Regierungen entwickelten überall eine große und fruchtbare Thätigkeit; es blieb kein Zweig des Staatshaushalts unberücksichtigt; nach allen Seiten hin entstanden die schönsten und selbst großartige Schöpfungen. Am auffallendsten und am niederschlagendsten für die

*) Doch sind diese Errungenschaften nur dem guten Willen, oder, was wahrscheinlicher ist, der gegenseitigen Eifersucht der Großmächte zu verdanken, nicht aber der Klugheit oder Energie der aristokratischen Staatsmänner, welche damals die Geschicke der Eidgenossenschaft leiteten. Vielmehr haben sie alles unterlassen, was dem Bund eine größere Selbständigkeit nach außen hätte sichern können. Mit klugem und energischem Auftreten wäre es möglich gewesen, die savoyischen Provinzen Chablais und Faucigny, sowie die französische Landschaft Gex mit Genf zu vereinigen, was die südwestliche Grenze der Schweiz natürlicher und vertheidigungsfähiger gemacht hätte. „Aber der Hader unter den eidgenössischen Ständen", bemerkt Feddersen, „confessionelles Mistrauen und die kleinmüthige Haltung der Staatsmänner verhinderten die Ausführung jedes kühnern Gedankens." Zwar wurden die genannten savoyischen Provinzen in die Neutralität der Schweiz aufgenommen, und diese hat das Recht, sie vorkommendenfalls militärisch zu besetzen; allein seitdem sind sie dem französischen Reiche einverleibt worden, das dadurch Herr des Genfersees geworden ist; und wenn auch bei ihrer Abtretung an Frankreich die Neutralität derselben stipulirt worden ist, so würde sie natürlich bei einem Kriege der Eidgenossenschaft mit Frankreich nicht geachtet werden und jene dadurch der größten Gefahr ausgesetzt sein. Ebenso hätte im Jahre 1814 die Stadt Konstanz leicht für die Schweiz gewonnen werden können, was in militärischer und commerzieller Beziehung von der höchsten Wichtigkeit gewesen wäre; allein auch hier setzten sich die engherzigsten Rücksichten einem nachdrücklichen Einschreiten entgegen.

abgetretenen Regierungen war der Umstand, daß beinahe überall schon in den ersten Jahren die öffentlichen Einkünfte sich wesentlich vermehrten, obgleich die Einnahmequellen sich durch Aufhebung mancher Abgaben und Steuern vermindert hatten und keine neuen eröffnet worden waren. Obschon in allen Cantonen, die sich neue Verfassungen gegeben hatten, mit Eifer und mehr oder weniger Erfolg an der Begründung besserer Zustände gearbeitet wurde, so ging doch Zürich allen voran. Fedderſen sagt S. 284:

Nirgends entwickelte sich seit dem Umschwung von 1830 eine so reiche und schöpferische Thätigkeit als im Canton Zürich. Fast nach allen Richtungen hin wurde hier in der Reform des Staatswesens Außerordentliches geleistet. Es war die Scheidewand zwischen Stadt und Land vollständig gefallen und die Rechtsgleichheit durchgeführt. Eine der Hauptaufgaben bestand von vornherein in einer durchgreifenden Volksbildung. Das Schulwesen kam zu einer vorhin nicht gekannten Höhe. Nicht nur wurden die obern Lehranstalten mit einer Hochschule als Schlußstein erweitert; vor allem richtete sich die Sorge auch auf Entwickelung des eigentlichen Volksschulwesens. Mit Gründung eines Seminars, Anstellung von vielen neuen Lehrern, Erhöhung der Besoldungen, Entwerfung zweckmäßiger Lehrmittel, Aeufnung der Schulfonds in den Dorfgemeinden u. s. w. geschahen mächtige Schritte vorwärts. Während der Staat früher für das Primarschulwesen fast nichts beitrug, erschienen jetzt jährlich bei 132000 Schweizerfranken (= 188750 Francs) zu diesem Zwecke auf dem Budget. Zürich ward mit seinem Schulgesetz das anerkannte Vorbild für andere Cantone. Auch die ganze Justizpflege erhielt eine neue Organisation im Sinne größerer Unabhängigkeit der Richter, strengerer Proceßformen und humanerer Behandlung im Strafverfahren; Galgen, Pranger, Brandmarkung und Auspeitschung, die Stützpunkte und Ehrenzeichen der alten Gewaltherrschaft, verschwanden, und auch im Zuchthaus fing man an, den Verbrecher noch als Menschen zu achten. Auch das Militärwesen hob sich durch Abschaffung des Wachtgamaschendienstes, Handhabung einer strengern Disciplin, bessere Instruction und zweckmäßigere Ausstattung der Truppen. Zur Förderung des Verkehrs wurde der Canton nach allen Seiten hin mit neuen Straßen durchschnitten. Durch ein Forstgesetz kamen die Waldungen unter bessere Aufsicht und Verwaltung. Das Gewerbswesen konnte sich mit Beseitigung einer Menge von Misbräuchen und Beschränkungen freier entwickeln. Der ganze Staatshaushalt wurde dem alten Geheimniß entzogen und den Augen der Bürger offen gelegt. Das Finanzsystem strebte nach einer gerechtern Vertheilung der Lasten. Die erhöhte Betriebsamkeit rief größern Wohlstand hervor. Eine Reihe gesegneter Jahre erleichterte den Loskauf der Zehnten und Grundzinsen, sodaß diese Lasten im Canton fast ganz abgetragen wurden. Die Industrie stieg zu einer Stärke und Ausdehnung wie zu keiner frühern Periode. Vor allen Gemeinden aber war es die Stadt Zürich, die sich unter der neuen Ordnung zu der Bedeutung erhob, welche selbst die höchsten Erwartungen übertraf. Als die Mauern, Schanzen und Wälle, für die sich die Städtischen mit aller Macht wehrten, umgestürzt waren, erhoben sich ganze Straßen mit neuen herrlichen Gebäuden; ein reger Kunstsinn entwickelte sich in diesem Zeitpunkt des aufblühenden Staats. Auch in den fernsten Winkel des Cantons verbreitete sich unter den angesehenen Familien der Trieb nach Ausbildung geistiger Anlagen, das Streben nach Kenntnissen. Fast in allen größern Ortschaften bildeten sich Sängervereine, die sich in größern Bezirksvereinen zu jährlichen Sängerfesten versammelten. In vielen Dörfern entstanden Lesegesellschaften; gemeinnützige Vereine gründeten Kleinkinderschulen und Ersparnißkassen, Armen- und Waiseninstitute u. s. w.

Selbst ein Gegner der radicalen Richtung, führt Fedderſen fort, mußte über diese schöpferische Periode gestehen:

Es wird eine Zeit kommen, wo man die Leistungen des Cantons Zürich während des letzten Jahrzehnts zu den märchenhaften rechnen wird; ich behaupte noch mehr, eine Zeit, auf welche die edelsten Geister, die freiesten Herzen mit Sehnsucht zurückblicken und sich an ihr erwärmen werden. („Betrachtungen über die Revolution im Canton Zürich in Briefen eines Zürichers an einen Basler"; Basel 1839.)

Selbst die größte Parteilichkeit kann den liberalen Regierungen der regenerirten Cantone das Zeugniß nicht verweigern, daß sie den geistigen und materiellen Interessen stets die größte Aufmerksamkeit gewidmet haben; während die mildeste Beurtheilung zugeben muß, daß die sogenannten Conservativen weder nach der einen, noch nach der andern Richtung Bemerkenswerthes und Bleibendes geleistet haben, vielmehr haben sie sich überall als vollständig impotent erwiesen. Oder wer wird zu behaupten wagen, daß die züricher Regierung, welche im Jahre 1839 das liberale System stürzte und sich mit pfäffischer Heuchelei „liberal-conservativ" nannte, wir wollen nicht sagen, irgendetwas Bedeutendes, sondern überhaupt nur irgendetwas geschaffen habe? Und doch hatte sie in ihrer Mitte höchst bedeutende Kräfte, unter denen wir den bekannten Dr. Bluntschli nennen, der sich freilich damals herabwürdigte, sich zum Schildknappen des marktschreierischen Rohmer zu machen. Die Thätigkeit der Conservativen war immer rein destructiv; sie stellten sich zur höchsten und beinahe einzigen Aufgabe, das wieder zu vernichten, was die Liberalen aufgebaut hatten. So wütheten sie vor allem gegen die vortrefflichen Schuleinrichtungen. Der gelehrte Bluntschli ließ sich verleiten, den trefflichen Seminardirector Scheer auf das bitterste zu verfolgen, der sich die höchsten Verdienste um das Schulwesen des Cantons Zürich erworben hatte. Aber freilich waren die Conservativen durch ihre Verbindungen gezwungen, gegen die Intelligenz anzukämpfen. Sie stützten sich in den protestantischen wie in den katholischen Cantonen auf die Geistlichkeit, die es nicht vergessen konnte, daß ihr die ausschließliche Beherrschung des öffentlichen Unterrichts entrissen worden war. Sie hatte zwar nie eine große Thätigkeit und Theilnahme bewiesen, und dieselbe beschränkte sich meist darauf, die armen Dorfschulmeister lebhaft fühlen zu lassen, daß sie der geistlichen Herren Untergebene seien; aber sie konnte es den neuen Verhältnissen nicht verzeihen, daß man so Großes ohne ihr Zuthun, ja gegen ihren deutlich ausgesprochenen Willen habe leisten können. Dazu kam, daß die Conservativen ihre Hülfstruppen vorzugsweise in den Reihen der ungebildetsten und rohesten Klassen des Volks suchten, was sie sogar zwang, die höchsten Beamtungen mit dem erbärmlichsten Gesindel zu besetzen. So wurde in Zürich ein herumwandernder Wirthshausmusikant in das Obergericht gewählt, ob er gleich nur mit Mühe und Noth lesen und schreiben konnte, wie er denn seinem Namen stets den Titel „Oberreichter" beisetzte, um auf das schlagendste zu beweisen, daß er auch hochdeutsch verstehe. In Luzern wurde zur Zeit der Siegwart'schen Herrschaft ein Mensch

von gleichem Kaliber zum Präsidenten des Bezirksgerichts Münster ernannt. Da er jedoch seinen juridischen Kenntnissen mistraute, nahm er die Stelle nur unter der Bedingung an, daß ihm ein gebildeter Liberaler als Vicepräsident beigegeben werde, der nun auch alle Geschäfte besorgen mußte. Einmal war dieser abwesend, und der unglückliche Präsident sah sich gezwungen, eine zwar unbedeutende, aber doch dringende Urkunde auszufertigen. Da ihm nicht entgangen war, daß sein Stellvertreter die Actenstücke immer unterzeichnete: „In Abwesenheit des Präsidenten, der Vicepräsident", so unterschrieb er die betreffende Urkunde mit dem stolzen Bewußtsein, daß er die Kanzleisprache und juridischen Formeln gründlich verstehe: „In Abwesenheit des Vicepräsidenten, der Präsident." Wer sich einige heitere Augenblicke verschaffen will, durchblättere die schweizerischen Zeitungen jener Tage und er wird Hunderte von solchen Stückchen der Unsterblichkeit überliefert finden.

Es ist begreiflich, daß die durchgreifenden Umgestaltungen der Jahre 1830 und 1831 manche Unzufriedenheit erregen, daß manche Interessen tief verletzt werden mußten, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Liberalen oft zu schroff auftraten und den wohlerworbenen Rechten einzelner zu wenig Rechnung trugen. Sie begingen namentlich einen großen Fehler, zu dem sie freilich durch die bisherigen Zustände verleitet worden waren und der deshalb zwar keineswegs auf Rechtfertigung oder auch nur auf Entschuldigung Anspruch machen kann, aber sich wenigstens doch erklären läßt. Dieser Fehler bestand und besteht leider noch darin, daß die neuen Verfassungen den gesetzgebenden Behörden, d. h. den Großen Räthen, eine despotische Gewalt einräumten, die nur zu häufig misbraucht wurde, weil kein gesetzliches Mittel gegeben war, ihr entgegenzutreten. Dies läßt sich nicht dadurch rechtfertigen, daß die Großen Räthe von dem souveränen Volke gewählt werden und somit dessen Willen repräsentiren; denn in einem wohlgeordneten Staate soll auch der Souverän, er mag ein Monarch oder das Volk in seiner Gesammtheit sein, nicht die Macht haben, Willkür auszuüben. Es muß daher neben dem Souverän noch eine Gewalt bestehen, welche die Aufgabe und die Macht besitzt, Uebergriffen desselben entgegenzutreten und ihn in seine Schranken zurückzuweisen. Diese Macht kann in keine andern Hände gelegt werden, als in die der Gerichtsbehörden; und es muß diesen daher in jeder Beziehung die größte Unabhängigkeit und Sicherheit ihrer Stellung gewährt werden, was in der Schweiz durchaus nicht der Fall ist. Schon die periodische Wahl nach einer meist kurzen Amtsdauer ist gefährlich, weil die Richter dadurch der zufälligen Stimmung der Wahlbehörden preisgegeben sind. Die Richter sollten nothwendig lebenslänglich angestellt werden, damit sie rücksichtslos und in voller Unabhängigkeit von jeder andern Gewalt ihre hohe Aufgabe lösen könnten. Und wollte man doch aus falsch verstandenem Republikanismus von der Lebenslänglichkeit durchaus nichts wissen, so sollte jedenfalls die Amtsdauer länger sein und es dürfte keine Totalerneuerung stattfinden, es sollte immer nur ein Viertel oder höchstens ein Drittel der Gerichte einer neuen Wahl unterworfen werden, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem wir die periodische Wahl überhaupt für unstatthaft halten. Die Gerichtsbehörden sind aber nicht blos der Gefahr ausgesetzt, nach einer kurzen Amtsdauer wieder entlassen zu werden, das Schwert des Damokles schwebt auch während derselben über ihrem Haupte; denn es kann den Großen Räthen jeden Augenblick einfallen, sie abzuberufen, d. h. sie nach Willkür zu entlassen, wenn ihre Urtheile dem Souverän misfallen. Daher kommt es, daß sie es nicht wagen, demselben entgegenzutreten, wenn er sich Ungesetzlichkeiten erlaubt. Wir wollen nur Ein Beispiel anführen. In verschiedenen Cantonen waren Lehrer und Geistliche lebenslänglich angestellt. Die Großen Räthe erließen neue Gesetze, durch welche die Lebenslänglichkeit dieser Stellen aufgehoben wurde. Dazu hatten sie das vollkommenste Recht, aber sie hatten nicht das Recht, den neuen Gesetzen rückwirkende Kraft zu geben; sie hatten das Recht, zu bestimmen, daß künftighin kein Lehrer oder Geistlicher lebenslänglich angestellt werden dürfe, aber sie hatten nicht das Recht, die neuen Gesetze auf die vorher lebenslänglich Angestellten anzuwenden, d. h. dieselben ihres gesetzlich erworbenen Rechts zu berauben. Versuche, welche gemacht wurden, bei den Gerichten Schutz zu finden, blieben ohne Erfolg, denn diese gingen von der Ansicht aus, daß der Souverän alles thun dürfe.

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung zu unserer Darstellung zurück. Wir haben gesagt, daß die durchgreifenden Umgestaltungen in den Jahren 1830 und 1831 manche Unzufriedenheit erregten, weil die Rechte einzelner auf willkürliche Weise verletzt wurden, was den größern, nicht hoch genug anzuschlagenden Nachtheil hatte, daß dadurch das Rechtsgefühl im Volke geschwächt wurde, welches zu heben und zu kräftigen die größte Aufgabe des Liberalismus hätte sein sollen. Die Gegner verfehlten nicht, diesen Vorgang nachzuahmen, als sie hier und da wieder zur Macht gelangten; aber freilich überboten sie in ihren Rechtsverletzungen die der Liberalen in höchstem Maße, und es kann hier schon die Bemerkung gemacht werden, daß diese sich gegen ihre politischen Feinde viel milder und menschlicher gezeigt haben, als die sogenannten Conservativen, die sich meist rachsüchtig und grausam erwiesen. So oft die liberalen Regierungen einen Aufruhr zu bekämpfen hatten, zogen sie allerdings die Theilnehmer und insbesondere die Anstifter in Untersuchung, behielten sie aber selten auch nur wochenlang in Haft und nach gefälltem Urtheil trat immer Begnadigung ein. Nur das südliche Blut der Tessiner ließ sich im Jahre 1841 zu einem Todesurtheile verleiten, das mittels Erschießen an dem Advocaten Nessi vollzogen wurde, welcher einen Aufstand erregt hatte und mit den Waffen in der Hand gefangen worden war.

Als im Jahre 1831 die aristokratische Regierung von Neuenburg einen Aufstand der Republikaner unterdrückt hatte, wurden die Angeklagten den zuständigen Gerichten entzogen und vor ein Kriegsgericht gestellt, welches 14

Todesurtheile fällte, die freilich auf dem Wege der Gnade in lebenslängliches Gefängniß verwandelt wurden. Die meisten hatten sich glücklicherweise durch die Flucht der Begnadigung entziehen können und nur zwei wurden derselben theilhaftig. Der eine, Dr. Rösinger, wurde nach Preußen geschleppt und dort zehn volle Jahre in den Festungskerkern von Wesel und Ehrenbreitstein gefangen gehalten, bis er endlich auf wiederholte Verwendungen der Tagsatzung begnadigt wurde; der zweite, Dr. Alfons Petitpierre, unterlag seinen schweren Leiden in den Gefängnissen von Neuenburg. Ueber eine größere Zahl wurden Ketten- und Gefängnißstrafen und lebenslängliche oder zeitliche Verbannung verhängt; einzelne erhielten eine Zugabe von 20—50 Ruthenstreichen.

Noch ärger wüthete die Partei in Luzern gegen ihre Gegner. Als der treffliche Dr. Steiger nach dem zweiten Freischarenzug in die Hände derselben fiel, wurde er zum Tode verurtheilt, und obgleich die Bischöfe von Solothurn und Freiburg, der Vorort und einzelne Cantonsregierungen, ja selbst der französische und der englische Gesandte sich für ihn auf das lebhafteste verwendeten, so drängte doch die fanatische Partei auf die Hinrichtung. Zwar scheute sich der Große Rath, das Urtheil vollziehen zu lassen; aber die Rachsucht suchte einen andern Weg, um den Mann vollständig zu verderben. Man frug bei Oesterreich, Preußen, Holland und Sardinien an, ob sie *ihn* zur strengen Verwahrung übernehmen wollten. Sardinien zeigte sich dazu geneigt, und Steiger wurde selbst genöthigt, den König um Aufnahme zu bitten. Glücklicherweise zogen sich die Unterhandlungen in die Länge, und unterdessen gelang es dem Gefangenen zu entfliehen. Gegen 700 wurde Zuchthausstrafe ausgesprochen, es wurde ihnen jedoch gestattet, sich durch Erlegung namhafter Summen von der Strafe loszukaufen.

Wir können nicht alle wichtigen Ereignisse besprechen, welche während des Zeitraums von 1830—48 stattfanden; insbesondere würde uns die Darstellung der reactionären Revolutionen in Zürich, Luzern und Wallis zu weit führen; wir müssen uns begnügen, einige Bemerkungen über die damaligen Verhältnisse zu machen.

Die revolutionären Bewegungen gegen die liberalen Institutionen gingen überall von der Geistlichkeit aus, von der protestantischen wie von der katholischen; die Aristokraten verbanden sich mit ihr, um ihre eigenen Zwecke zu erreichen, wurden aber in ihren Erwartungen getäuscht und mußten sich mit einer sehr untergeordneten Rolle begnügen. Die Geistlichkeit bediente sich, um das Volk zu gewinnen, vorzüglich zweier Mittel; sie erklärte die Religion in Gefahr und pflanzte die Fahne der Ultrademokratie auf. So gelang es ihr, die liberalen Regierungen zu stürzen, und zwar zuerst in Zürich, wo ihr die Berufung des Dr. Strauß an die Hochschule einen erfreulichen Vorwand gab, einen Aufruhr zu erregen, dem der Pfarrer Hirzel die blutige Weihe gab, indem er seine fanatisirten Scharen im Namen Gottes auf die Regierungstruppen schießen ließ. Die eigentliche Absicht der Clerisei trat bald hervor, sie begann ihre Thätigkeit damit, daß sie die Schule und insbesondere die Volksschule zu verfolgen begann. Daß ihr nicht blos daran lag, den frühern Einfluß auf dieselbe wiederzugewinnen, zeigte der Erfolg ihrer Bemühungen; ihr war es hauptsächlich darum zu thun, der Volksaufklärung Einhalt zu thun, daher sie die größten Anstrengungen machte, die trefflichen Schuleinrichtungen, welche man der liberalen Partei verdankte, zu vernichten, was ihr leider in nur zu großem Umfange gelang. Diese pfäffische Revolution in Zürich gibt jedoch, so beklagenswerth sie auch ist, Veranlassung zu einer tröstlichen Bemerkung. So leicht es nämlich einer rührigen Partei ist, unter Verhältnissen das Volk irrezuleiten, so kann man sich der beruhigenden Ueberzeugung hingeben, daß dieses von selbst wieder auf die rechte Bahn kommt, wenn die künstlich hervorgebrachte Aufregung der ruhigen Ueberlegung wieder weicht. So war es im Canton Zürich. Obgleich die Partei mit der größten Klugheit und List verfuhr, ob sie gleich ihren Einfluß immer weiter ausdehnte, so mußte sie doch nach wenigen Jahren der Macht der Wahrheit unterliegen. Es bedurfte keines Aufstandes, um sie zu verdrängen, das Volk, das zur bessern Erkenntniß gekommen war, ließ sie einfach fallen.

Im katholischen Wallis gelangte die Geistlichkeit infolge eines von ihr angestifteten blutigen Bürgerkriegs wieder zur Herrschaft, die sie in der frechsten Weise misbrauchte. Schon vorher hatte sie durch ihre Agitationen die Einführung eines bessern Schulgesetzes hintertrieben, welches sie als antikatholisch und die Rechte der Kirche gefährdend verschrie; ebenso hatte sie das Volk für die Verwerfung eines andern Gesetzes gewonnen, welches die Befreiung der Geistlichkeit von der Militärsteuer aufhob. Als sie die Gewalt wieder in Händen hatte, drang sie zunächst auf Aenderung der Verfassung, welche keineswegs sehr liberal war und dem Klerus noch sehr große Vorrechte zugestanden hatte. Er erhielt einen Repräsentanten mehr im Großen Rath; dem Bischof wurde ein übermäßiger Einfluß zugestanden; alle Rechte der Geistlichkeit, damit auch die heillosen Immunitäten, wurden garantirt*), den Protestanten aller Gottesdienst, selbst der stille Hausgottesdienst verboten. Der Bischof und der Chorherr de Riedmatten sprechen im Großen Rath den Satz aus:

Das Gegenrecht der Toleranz ist gegen die Grundgesetze der katholischen (sollte heißen römisch-päpstlichen) Kirche; diese verbietet die Toleranz, weil sie die allein wahre ist; die protestantische Kirche kann sie nicht verbieten, weil sie nicht sagen kann, daß sie die allein wahre ist.

Der Unterricht kam noch ausschließlicher in die Hände des Klerus; die Staatsgewalt mußte jede Aufsicht preisgeben. Alle Saat, die unter der liberalen Ordnung für allmähliche Bildung des Volks ausgestreut worden war, wurde von den Priestern zertreten. Die Jesuiten konnten über alles gebieten. Für den Volksunterricht wurde auch die kleinste Summe mit Widerwillen gegeben, dagegen

*) „Der Klerus in Wallis hatte einen privilegirten Gerichtsstand nicht blos für alle Civilsachen, sondern auch für die Verbrechen, die er beging. Priester verübten die Verbrechen des Kindesmords, Straßenraubs und Betrugs; der Bischof ließ sie einstecken und dann entweichen. Man hat kein Beispiel einer einzigen Ahndung." (Moritz Barmann, „Die Gegenrevolution in Wallis", übersetzt von L. Snell; Zürich 1844.)

das Jesuitencollegium reichlich unterstützt. Wie es aber mit dem Unterricht in demselben stand, davon hatte der Verfasser dieser Zeilen Gelegenheit sich zu überzeugen, indem er mehrere Zöglinge desselben, die übrigens schon theologische Studien gemacht hatten, in den Gymnasialfächern prüfen mußte. Sie hatten allerdings eine gewisse Gewandtheit, sich in der lateinischen Sprache (freilich keiner ciceronianischen) auszudrücken; dagegen bewiesen sie in allem übrigen die größte Ignoranz. Gründliche Kenntniß der Grammatik, selbst der lateinischen, ging ihnen vollständig ab, sodaß sie nicht im Stande waren, die einfachsten Definitionen von Subject und Prädicat zu geben. Einer behauptete, daß die Donau in den Vogesen entspringe, ein anderer suchte ihre Quellen in den Alpen.

Noch unheilvoller hauste die Geistlichkeit im Canton Luzern, wo sie mit Hülfe des Apostaten Siegwart die Jesuiten berief und den Grund zu dem sogenannten Sonderbund legte, dem die Absicht zu Grunde lag, sich mit Hülfe der fremden Mächte von der Eidgenossenschaft zu trennen und sich unter den Schutz des Metternich'schen Oesterreich zu stellen; jenes Oesterreich, dem die alten Eidgenossen in großartigen Kämpfen ihre Freiheit und Selbständigkeit abgerungen hatten. Daß eine Trennung beabsichtigt wurde, muß selbst Siegwart zugeben, der es wahrscheinlich leugnen würde, wenn nicht Professor Herzog in Bern das Protokoll einer Conferenz der katholischen Stände vom Jahre 1843 bekannt gemacht hätte, in welchem schon vor dem eigentlichen Abschluß des Bündes die Trennungsgelüste offenbar genug hervortraten. Zur Trennung trieb die Geistlichkeit, weil sie fühlte, daß sie niemals ihrer Herrschaft sicher sein würde, so lange die katholischen Cantone in einem engen Verband mit den protestantischen ständen; zur Trennung trieb Siegwart, der seinen ungemessenen Ehrgeiz nur auf diesem Wege zu befriedigen hoffen konnte. Daher wurden alle Mittel aufgewendet, den Riß zwischen den Confessionen immer größer zu machen; daher wurden vor allem die Jesuiten berufen, um die Protestanten aufs äußerste zu erbittern. Dieser Schritt hatte in der That auch den unseligen Freischarenzug zur Folge, der, vortrefflich angelegt, nur an der mangelhaften Ausführung scheiterte, und trotzdem wahrscheinlich doch gelungen wäre, wenn der Oberbefehlshaber sich nicht davor gescheut hätte, einige Kanonenkugeln in die Stadt Luzern zu werfen. Wir haben es übrigens, so traurig die Folgen der Niederlage der Freischaren waren, schon damals für ein Glück gehalten, daß der Zug derselben nicht gelang. Es war derselbe ein ungesetzlicher Schritt, der sich durch nichts rechtfertigen läßt. In einem Staate, wo die Souveränetät im Volke liegt, wo das Volk daher jeden Augenblick auf gesetzlichem Wege zu seinem Rechte gelangen kann, sind revolutionäre Handlungen in keiner Weise zu rechtfertigen. Ist das Volk verblendet, so suche man es eines Bessern zu belehren; es wird mit der Zeit selbst dem Einfluß des Pfaffenthums entzogen werden können. Es war, wie gesagt, ein Glück, daß die Freischarenzüge mislangen, weil die liberale Partei dadurch wieder auf den Rechtsboden zurückgeführt wurde, den sie nie hätte verlassen sollen und auf welchem allein ihre Stärke liegt. Ihr Mislingen erwies sich auch deswegen als ein großes Glück, weil die Umgestaltung des Bundes sonst nicht zu Stande gekommen wäre. Denn wären sie gelungen, so hätten sie keine andere Folge gehabt, als daß die Jesuiten aus Luzern vertrieben und eine liberale Regierung eingesetzt worden wäre, die sich wahrscheinlich nicht einmal lange hätte halten können. An weiteres dachte niemand, und wäre auch der Gedanke aufgetaucht, eine Bundesrevision vorzunehmen, so wäre dieselbe ebenso gut an dem Widerspruche der Cantone gescheitert, wie im Jahre 1834. Es mußte sich die unbedingteste Nothwendigkeit zu einer Umgestaltung der Bundesverhältnisse herausstellen, um das Volk in seiner Gesammtheit oder wenigstens in seiner großen Majorität dafür zu gewinnen. Und diese Nothwendigkeit wurde durch die klerikale und aristokratische Partei herbeigeführt, die nun ihren leitenden Mittelpunkt in Luzern hatte, um welches sich die kleinen katholischen Cantone nebst Wallis und Freiburg scharten, und das in dem fürstlichen Neuenburg und in Baselstadt eine moralische Unterstützung fand. Die Regierung und der Große Rath des Cantons Luzern überließen sich nun willenlos der Leitung Siegwart's, der, durch die glückliche Abwehr des Freischarenzugs sicher und muthig gemacht, immer entschiedener den Bundesbruch vorbereitete. Die Gefangennehmung einer großen Anzahl von Freischärlern benutzte er, um sich Geld zu verschaffen; die Cantone Aargau, Solothurn, Bern und Baselland mußten die Ihrigen um bedeutende Summen loskaufen; ebenso wurden die luzerner Flüchtlinge gebrandschatzt. Das Verbrechen eines verkommenen Menschen (er hieß Jakob Müller), der, in der Hoffnung, seinem finanziellen Ruin zu entgehen, eines der jesuitischen Parteihäupter, den Großrath Leu von Ebersoll, ermordete, benutzte Siegwart, um die ganze liberale Partei als Anstifterin der Schandthat zu verdächtigen. Da Siegwart seinen eigenen Creaturen nicht genug traute, drang er darauf, daß ein außerordentlicher Untersuchungsrichter bestellt wurde; als solchen berief man den berüchtigten Ammann aus dem Canton Thurgau, der sich in seiner dortigen Wirksamkeit durch Härte und Gewaltthätigkeit bekannt gemacht und dadurch der jesuitischen Partei empfohlen hatte.

Die Art und Weise — sagt Fedderſen — wie dieser in Luzern inquiriren durfte, war schreiend. Um Geständniß herauszubringen, griff er zu allen Mitteln physischer und moralischer Tortur. Gefangene konnten monatelang sitzen, ohne verhört zu werden. Das Gesetz galt nichts gegenüber der grausamen Willkür. Ammann selbst faßte in einem Schreiben an das luzerner Obergericht seine Untersuchungsmaxime in die Worte zusammen: „Der Inquisit muß vorab physisch und psychisch gebeugt und so lange gedrückt werden, bis die Liebe zum Leben mit allen seinen Annehmlichkeiten gebrochen ist." Jakob Müller wurde zum Geständniß gebracht; als Motiv der That gab er Rachedurst an. Die vorgespiegelte Hoffnung, sein Leben retten zu können, trieb ihn zu Anschuldigungen. Seine bloßen Aussagen, ohne weitere Indicien, genügten zu dem peinlichsten Verfahren gegen die Bezichtigten. Unter anderm wurde Dr. Kasimir Pfyffer, der immer im Rufe des strengsten Rechtssinnes stand, ohne vorherige Einvernahme unter gewaltiger

militärischen und polizeilichen Aufwand nächtlicherweise verhaftet und in eine finstere Kerkerzelle geworfen, aus welcher der Mörder eben entfernt worden war. Er sollte um das Vorhaben gewußt und dieses nicht zur Anzeige gebracht haben. Allerdings hatte Müller bei Gelegenheit eines Geldgeschäfts seine Mordabsicht vor ihm geäußert, war aber (nach Müller's eigener Aussage) von ihm abgemahnt worden. Gesetzlich lag keine Pflicht zur Denunciation ob; auf die bloße Drohung eines Polterers war noch nicht viel zu geben. Nach der That machte Pfyffer dem Staatsanwalt Anzeige, aber dieser nahm keine besondere Notiz davon. Nichtsdestoweniger wurde Pfyffer erst nach dreiwöchentlichem härten Gefängniß freigelassen. Siegwart hätte selbst große Lust gehabt, seinen gewaltigsten Gegner, den Dr. Steiger, der Anstiftung des Mordes zu verdächtigen. Dieser hatte nach seiner Befreiung einen Brief an die Frauen und Töchter von Luzern geschrieben, in welchem er diese aufforderte, sich nach Kräften der zahlreichen Opfer anzunehmen, die noch in den luzerner Gefängnissen schmachteten, und in welchem er sie ermahnte, auf Gott zu vertrauen, der die übermüthige Herrschaft der rohen Willkür sehr oft nur darum auf schwindelnde Höhe führe, um sie zur Warnung anderer desto anschaulicher vor aller Welt zu vernichten, wie denn der Blitz immer nur die stolzesten Gebäude treffe. Ein Exemplar des lithographirten Briefs war in die Hände des Rathsherrn Leu gekommen, der ihn seinem Freund Siegwart mittheilt. „Als ich zu der Stelle kam — erzählt dieser («Rathsherr Leu von Ebersoll») —: «Trifft der Blitz jeweilen nur die stolzesten Gebäude!» faßte ich Steiger's Absicht sogleich auf, und ich sagte zu Rathsherrn Leu: Da können wir Acht geben! Sogleich wollte ich Steiger's Brief als ein Muster der Heuchelei und als einen Beweis, womit man umgehe, in der Staatszeitung veröffentlichen. Rathsherr Leu wehrte ab und bemerkte, es könnten noch viele durch die Sprache bethört werden. Lassen wir es." Leu war noch klüger als Siegwart, er fürchtete die Sprache der Wahrheit, die ein Heuchler nicht so leicht als Heuchelei ausgeben kann. — An einer andern Stelle sagt Siegwart: „Der erste Verdacht, ich muß es gestehen, fiel bei mir auf Jakob Robert Steiger. Er war kurz vorher dem Gefängnisse in Luzern entwichen, wurde mit seinen drei Befreiern, meineidigen Landjägern, in Zürich hoch gefeiert, schickte von Winterthur den bekannten Brief an die Pfefferfrauen von Luzern (so wurden nämlich von der Jesuitenpartei die Frauen und Töchter der Liberalen genannt), worin nach meiner allerersten Empfindung ein Mordplan angedeutet war (o Gewissen!) und schien mir seinem Charakter nach einer solchen That nicht unfähig; dazu kamen noch mehrere, vorzüglich von der Stadtpolizei in Zürich gesammelte Anzeichen, welche auf einen der drei Landjäger als Mörder führten (was natürlich nicht der Fall war). Es wurden deshalb Nachforschungen in Zürich gemacht, Aufsicht in Winterthur bestellt, namentlich unter den luzerner Flüchtlingen im Sternen zu Zürich ein paar gewonnen" (wodurch sich Siegwart als einen gelehrigen Schüler der jesuitisch-metternichschen Staatskunst bewies). Diese Stellen reichen hin, um Siegwart's Charakter zu zeichnen. Läßt es sich auch erklären und entschuldigen, daß damals ein Verdacht gegen Steiger in ihm aufstieg, obgleich er auch nicht den entferntesten Grund dazu hatte, so ist es geradezu unverantwortlich, sich zu stellen, als ob er noch nach zwanzig Jahren diesen Verdacht hege, zumal die von ihm des Breitesten mitgetheilte Untersuchung auch nicht im entferntesten Steiger's gedenkt und selbst ein Ammann nicht den Muth hatte, nur dessen Namen zu nennen. — Der Mörder Jakob Müller wurde hingerichtet. Als er unter der Erde war, schleppte sich die Untersuchung gegen seine wirklichen oder vermeintlichen Mitschuldigen noch lange hin. Sein Denunciant, Michael Ackermann, als eigentlicher Anstifter überwiesen, ward zum Tode verurtheilt, aber die Strafe in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt. Auch die Mutter Müller's kam ins Zuchthaus. Gegen den vom Freischarenzug flüchtigen Altoberrichter Bühler fiel auf die Aussagen von Müller nach Freisprechung in erster Instanz vor oberm Gericht ein Todesurtheil in Contumaz, das erst bei späterer Revision des Processes aufgehoben wurde. Zwei andere Angeklagte (Hauptmann Corragioni und Amtsrath Häsler) wurden nach abscheulicher Procedur und schweren Kerkerleiden endlich freigesprochen oder von der Instanz entlassen. Ein Greis (Ineichen) unterlag der grausamen Inquisition und starb im Gefängniß, im Tode noch seine Unschuld betheuernd.

Als durch diese Verdächtigungen das Volk der katholischen Cantone irregeleitet worden war, trat Siegwart mit seinen Absichten immer offener hervor. Indem er Furcht vor neuen Freischarenzügen heuchelte, die in keiner Weise mehr zu fürchten waren, gelang es ihm, im December 1845 einen förmlichen Vertrag zwischen den Cantonen Luzern, Ury, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis zu Stande zu bringen, in welchem sich dieselben verpflichteten, jeden gegen sie gerichteten Angriff mit allen zu Gebote stehenden Mitteln abzuweisen. War schon ein solches Separatbündniß durch den Bundesvertrag von 1815 ungesetzlich, auf den sich die Cantone doch fortwährend beriefen, so stellte sich bald heraus, daß es mit demselben nicht blos auf Abwehr feindlicher Angriffe abgesehen sei. Sie waffneten sich und trafen ausgedehnte militärische Vorkehrungen, die den entschiedensten offensiven Charakter trugen. Es wurden Unterhandlungen mit den fremden Staaten angeknüpft, die bereitwillig Geld und Waffen lieferten, und von denen man, wenn der Kampf zum Ausbruch kommen sollte, thatsächliche Hülfe hoffte. Als daher die Tagsatzung endlich, auf die klaren Bestimmungen des Bundesvertrags sich stützend, Auflösung des Sonderbundes verlangte, verließen die Gesandten der sieben Cantone dieselbe unter der Erklärung, daß sie niemals in eine Auflösung ihres Bundes willigen würden. Vermittelungsversuche von seiten Neuenburgs und von Baselstadt wurden schnöde abgewiesen, den von der Tagsatzung in die aufrührerischen Cantone abgeschickten Commissaren, welche das Volk derselben aufklären sollten, wurde von den Regierungen die Möglichkeit genommen, ihre Aufträge auszuführen, weil man mit Recht fürchtete, daß das Volk eines Bessern belehrt werden könne, und so blieb der Tagsatzung nichts übrig, als den Sonderbund mit Gewalt der Waffen aufzulösen, was unter der umsichtigen und wohlberechneten Leitung des Generals Dufour ohne große Opfer an Leuten gelang.

Daß infolge dieser Ereignisse die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Umgestaltung des Bundes allgemein wurde, ist schon angedeutet worden. Die Revolutionen, welche um diese Zeit halb Europa erschütterten, hinderten die Mächte, sich in die Angelegenheiten der Schweiz zu mischen, was außerdem unfehlbar geschehen wäre, und so kam eine Bundesverfassung zu Stande, welche von dem praktischen Geist sowie von der Weisheit der Staatsmänner zeugt, die sie ins Leben riefen. Die Cantone traten von ihrer Selbständigkeit nur das Allernothwendigste an den Bund ab, sodaß sie auch unter der jetzigen Verfassung vollkommen unabhängig und souverän in allem sind, was die innern Verhältnisse betrifft. Dagegen wurden die Beziehungen zum Auslande ausschließlich

in die Hände des Bundes gelegt, der von jetzt an eine ehrenvolle Stellung einnahm und sich durch die kluge Politik des Bundesraths und der Bundesversammlung die ungetheilte Achtung der fremden Mächte zu erwerben wußte.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Gegen die Todesfurcht.

An Sterbebetten. Von Gustav Waxmann. Breslau, Morgenstern. 1867. 8. 12 Ngr.

Das warm und klar stilisirte Schriftchen Waxmann's beschäftigt sich mit einer Darlegung ärztlicher Erfahrungen an Sterbebetten, um gegen die Angst vieler Menschen vor dem Tode anzukämpfen:

Es ist der Sterbensact auf dem Krankenlager, der Kampf der Seele mit dem absterbenden Körper, der Todeskampf, den sie fürchten! Sie sind verleitet, alle die Vorstellungen, von welchen sie in der Kraft der Gesundheit, in der Mitte eines thätigen Lebens erfüllt sind, mit gleicher Lebendigkeit und Stärke auf das Kranken- und Sterbelager zu übertragen und zu glauben, sie könnten diese in derselben Frische und Klarheit ungeschwächt bis in die letzten Augenblicke bewahren. Sie meinen, ganz so, wie sie jetzt denken und empfinden, würden sie auch an der Grenze ihres Lebens, im Sterben, denken und empfinden. Sie würden die Sonne noch einmal über alle ihnen theure Güter dieser Erde leuchten sehen und sich betrübt oder verzweifelt zu einem bewußten Kampf gegen das unerbittliche Naturgesetz, gegen die eisige Umarmung des Todes, aufrichten, um in die ewige Nacht hinabgerissen zu werden. Es ist ein Ausruf, den wir häufig vernommen haben: der Himmel bewahre mich, durch eine Krankheit zu sterben; es muß schrecklich sein, so einen Theil nach dem andern kalt und starr werden, das Herz immer langsamer schlagen, aussetzen und endlich — still stehen zu fühlen!

Andere stellen sich die Angst der Seele und des Herzens im Sterben ungefähr in der Weise vor, wie wir uns die Verzweiflung, den Kampf eines Ertrinkenden oder Erstickenden malen.

Waxmann sucht, im Widerspruch damit, nachzuweisen, daß das Sterben nicht die schlimmste Aufgabe des Lebens ist und daß die Natur liebreich dafür sorgt, uns auf dem Krankenbette den Abschied vom Leben weniger schmerzlich empfinden zu lassen, als wir jetzt glauben und als es den Anschein hat. Er spricht zunächst über „Todesursachen" und den „Sterbensact":

Das Sterben beginnt mit einer Abnahme der Nervenreizbarkeit, zunächst der Hautsensibilität. Demnächst schwindet das Sehvermögen, Geschmack, Geruch, Gehör. Was zuletzt aufhört, ist Herzschlag und Athmung. Diese Functionen empfangen ihren Reiz und ihre Leitung vom sogenannten verlängerten Mark und aus einem Punkte, dem man wegen der Wichtigkeit der Organe, welche von ihm regiert werden, auch den Namen des Lebensknotens, Lebenspunktes gegeben hat. Das Leben dauert also so lange als die Reizbarkeit im verlängerten Mark; so lange schlägt noch das Herz und athmen die Lungen. Bei manchen Sterbenden dauert das lange, und oft in einer für die Umstehenden erschütternden Weise werden die Athmungsbewegungen mühsam, keuchend, schnarchend, röchelnd stundenlang unterhalten. Manchmal scheint der letzte Athemzug gethan zu sein — eine Pause! Von neuem neue Anstrengung; es ist für den Zuschauer eine Pein, die ihm selbst centnerschwer die Brust belastet. Da pflegt man denn zu sagen: er hat schwer gekämpft, einen langen Todeskampf gehabt.

Eine im Sterbensact zwar nicht in allen Fällen, aber doch meist eintretende Erscheinung ist das Hervorquellen eines mitunter so bedeutenden Schweißes, daß die Betten und Wäsche vollständig durchnäßt werden. Die großen Tropfen perlen vom Antlitz herab und am Oberkörper. Das ist die Folge der eintretenden Lähmung der Haut; sie verschrumpft, zieht sich in sich im Erkalten zurück, und aus den in der Haut sich öffnenden Schweißdrüsenschläuchen quillt der flüssige Inhalt nun in Tropfen heraus. Den Augen der Umgebung erscheint dieser Todesschweiß als eine Folge des Todeskampfs, der Todesangst und man bezeichnet ihn gewöhnlich auch mit dem Worte: Todesangstschweiß. Wir haben diesen Begriff auch auf das gesunde Leben übertragen und sprechen wol bei manchen Gelegenheiten: Ich habe Todesangstschweiß geschwitzt.

Der Hinweis auf die durch die tödlichen Krankheitsprocesse bewirkten tiefen materiellen Veränderungen des Gehirns, dem Organ des Geistes, des gesammten Nervenlebens genüge, solche Meinung zu widerlegen. In den Stunden unsers Sterbens kennt Gehirn und Seele nicht mehr jene Erregungen, welche uns tausendfach während des Lebens den Angstschweiß ausgepreßt haben.

Waxmann weist auf den Zustand der Schlafmüdigkeit hin, in welchem wir nicht mehr recht denken können, in der Rede, die schwerfällig von der Zunge geht, die Worte, die Fortsetzung vergessen, Dinge hören wie halb im Traum, auch Dinge, die nicht sind, bis wir unter sich verwirrenden Gedanken und Bildern in Schlummer verfallen. Das Nervensystem sinkt auf ein Minimum der Reizbarkeit herab. Diesen Zustand vergleicht er mit dem Sterben; das tägliche Einschlafen sei eine wahre, tägliche Vorübung des Sterbens. Weiterhin sagt er:

Acute wie chronisch verlaufende Krankheitsprocesse, wenn sie solche Veränderungen im Organismus bewirkten, daß jeden Augenblick der Tod eintreten kann, ändern auch die Gehirn- und Nerventhätigkeiten, das Willens-, Denk- und Empfindungsvermögen. Das Blut hat einen ungemeinen Einfluß auf die Erregungszustände im Nervensystem. Quantität und Qualität des Bluts steigert und verringert je nach Umständen die Nerven- und Gehirnerregungsfähigkeit. Störungen im Blutkreislauf in irgendeinem Gliede oder Theile des Körpers bewirken Verminderung des Lebensgefühls in dem Gliede und der Bewegungsfähigkeit. Bei zu großem Andrang und Druck des Bluts z. B. im Gehirn tritt Benebelung der Sinne, Stumpfheit der Empfindung und Unterdrückung des Bewußtseins ein. In Krankheiten entstehen, unabhängig von äußern Einwirkungen, Umwandlungen und Zersetzungen des Bluts, chemische Veränderungen der Bestandtheile desselben, die uns nicht genügend bekannt sind, die aber fähig sind, die Lebensäußerungen des Nervensystems in auffallendster Weise bald aufzuregen, bald herabzustimmen.

Es ist unmöglich, daß ein Schwerkranker, noch dazu ein dem Sterben naher Mensch wollen, denken und empfinden könne wie wir in gesunden Tagen denken und empfinden; in seinem Auge und in seinem Gehirn kann sich die Welt nicht anders als matt und unklar widerspiegeln, wenn er überhaupt noch bei Bewußtsein ist.

Die meisten tödlichen Krankheitsprocesse führen im Gehirn, dem Organ des Geistes, tiefgehende materielle Veränderungen herbei; sie enden mit theilweiser oder völliger Unterdrückung des Selbstbewußtseins, oder Delirien, Phantasien treten in den letzten Stunden ein, wenn sie nicht, wie häufig, längst andauerten; ebenso oft zeigt sich, entsprechend der körperlichen Entkräftung, auch die Abnahme der Sinnes- und Gefühlsnervenreizbarkeit, des Sprachvermögens. Die einen liegen ohne Theilnahme für das, was um sie her vorgeht, und sind nur beschäftigt, mit ihren Händen zu tasten, zu greifen, am Bett zu zupfen

(Flockenlesen); andere sprechen wol in manchen Augenblicken mit den Ihrigen, auch vielleicht davon, daß sie den Tod fühlen, aber die Seele kennt in diesen Momenten nicht mehr den Schmerz; wir überlegen nicht mehr, daß der Tod die geliebtesten Bande zerreißt. Wir können uns in der Erschöpfung, in der Stunde des Erlöschens aller Lebensfunctionen nicht mehr der Beziehungen zum Leben so bewußt werden, um das mitzuempfinden, was die Umstehenden bewegt.

Auch verhält sich unser Autor skeptisch gegen die Mittheilungen von den Sterbebetten berühmter Personen, von ihren letzten Worten. Einige von diesen haben, wie er behauptet, erst durch die Auslegung hinterher Bedeutung erlangt. Nach „Licht und mehr Licht" rufen auch andere Sterbende als Goethe, in dem Augenblicke, wo das Auge brechen will. Auch gegen ein anderes Motiv der Todesfurcht, den Gedanken an den Scheintod und das Lebendigbegrabenwerden, wendet sich Waxmann, indem er die Fabel eines todähnlichen Starrkrampfs zu widerlegen sucht und meint, es gebe untrügliche Kennzeichen des wahren Todes und man habe die zuverlässigsten Mittel, einen scheintodten Körper sicher von einer Leiche zu unterscheiden.

17.

Feuilleton.

Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Die Veröffentlichung der nachgelassenen Werke des unglücklichen Kaisers Maximilian", sagt die „Saturday Review", „bildet in demselben Maße das literarische Ereigniß des Tages in Deutschland, wie Prinz Albert's Schriften in England. Da die sämmtlichen bisher erschienenen vier Bände*) blos Reisenotizen enthalten, welche der Kaiser niederschrieb, als er etwa zwanzig Jahre alt war, so gewähren sie uns freilich noch keinen vollständigen Einblick in seinen Charakter. Sie genügen indessen, die Meinung, welche man sich von seiner Gesinnung und seinen Fähigkeiten gebildet hat, zu rechtfertigen. Es ist klar, daß unmöglich jemand durch seine Tugenden und Talente besser befähigt sein konnte, als Privatmann zu glänzen. Wenn jedoch der literarische Werth dieser Nachlassenschaften zweifelhafter erscheint, so sollte man sich billigerweise daran erinnern, daß sie nur das Werk eines Jünglings sind. Als solche betrachtet, muß man sie für sehr bemerkenswerth erklären. Gewiß würden nur sehr wenig junge Männer im Stande sein, so elegant und geschmackvoll zu schreiben oder in einem so unreifen Alter über gleiche Schätze des Wissens zu gebieten. Augenscheinlich ist des Prinzen Erziehung aufs sorgfältigste geleitet worden, und müssen die Ergebnisse für seine Lehrer höchst befriedigend gewesen sein. Noch ein anderer Gesichtspunkt aber sollte nicht übersehen werden. Es würde uns besser gefallen haben, größerer Unreife und Unfertigkeit, genialer Ueberschwenglichkeit, stärkern Anzeichen von der der Jugend natürlichen Lebhaftigkeit, kurz mehr von jener gesunden Gärung, ohne welche kein guter Wein werden kann, zu begegnen. Das einzige, was auf dieses wünschenswerthe Aufbrausen hindeutet, ist ein etwas überspannter Ton poetischen Gefühls, besonders da, wo religiöse Dinge berührt werden. Im ganzen werden wir zu dem Schlusse getrieben, daß Maximilian durchaus kein Mann der That gewesen, und daß er sich entweder in seinem eigenen Charakter oder in dem der Mexicaner sehr geirrt haben müsse, als er sich überreden ließ, den Versuch zu machen, diese zu beherrschen. Zugleich aber ist die Thatsache, daß ein österreichischer Prinz sich so weit vom Absolutismus in der Politik und von der Unduldsamkeit in der Religion befreit hat, ein überzeugender Beweis, wenn auch nicht von entschiedener Geisteskraft, so doch wenigstens von einer selbst noch merkwürdigern Billigkeit und redlichen Gesinnung. Die hier mitgetheilten Reiseskizzen legen ein reiches Zeugniß für natürliche Beobachtungsgabe und lebhafte Empfänglichkeit ab; doch wäre es vergebens, viel neue Belehrung über Länder zu erwarten, die so häufig besucht worden und welche Maximilian als ein Prinz, dessen Bewegungen durch sein Gefolge und die Etikette gehemmt sind, unter ungünstigen Verhältnissen bereist hat."

K. von Scherzer's „Statistisch-commerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, unternommen am Bord der österreichischen Fregatte Novara" wird als ein selbst für deutschen Fleiß höchst überraschendes Product bezeichnet. „Es ist nichts Geringeres", heißt es, „als ein erschöpfender Bericht über den Handel, die Industrie, die Erzeugnisse und die übrige Statistik aller der Länder, deren Gestade die Novara während ihrer zweijährigen Weltumsegelung berührt hat. Um eine Vorstellung von dem umfassenden Inhalt zu geben, wollen wir blos erwähnen, daß das Werk Angaben über den Ertrag der Kupferbergwerke von Namaqualand, über die Zimmtpflanzungen von Ceylon, den Seidenhandel von Schanghai, die Zeitungspresse auf der Landenge von Panama, und über alle Surrogate für Thee, welche je in irgendeinem Winkel der Erde angewendet worden sind, enthält. Uebrigens hat Scherzer's ärztlicher Beruf ihn veranlaßt, der Botanik und materia medica besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und sein Werk ist voll von Einzelheiten über diese Wissenszweige. Da er überdies so viel mit englischen Kaufleuten und Ansiedlern in Berührung gekommen ist, so ist es auch reich an Belehrung, die für uns von besonderm Interesse ist. In der That jedoch gibt es wenige, für welche nicht das eine oder das andere Kapitel nützlich oder anziehend sein dürfte, während der orientalische Charakter des Werks, die ausländische Beschaffenheit der Gegenstände, die es aufzählt, und die Gedankenverbindungen, welche ihre bloßen Namen wecken, es, sonderbar genug, für den Laien fast noch anziehender machen, als für den Sammler statistischen Details."

Ueber C. H. Meyer's Biographie Lappenberg's sagt die Review, sie sollte, wegen der großen Dienste, die er der englischen Geschichte geleistet, auch für Engländer von Interesse sein. „Wir erfahren jetzt", so fährt sie fort, „daß Lappenberg als ein langjähriger Bewohner Schottlands, als Freund von Wordsworth und den Wilsons und als herzlicher Theilnehmer an allem Englischen noch weitere Ansprüche auf unsere Aufmerksamkeit hat. Der Roman seines Lebens hängt mit Schottland zusammen, und es war eine sehr schlecht erwiderte romantische Zuneigung. So trocken auch seine schriftstellerischen Arbeiten waren, so scheint doch seine Geistesrichtung außerordentlich zart, sentimental und poetisch gewesen zu sein. Seine schwärmerische Verehrung für den auf dem Festlande damals so wenig gewürdigten Wordsworth bestätigte Goethe's Ausspruch, daß der Dichter nur in seinem eigenen Lande verstanden werden könne. Der Biograph scheint übrigens etwas von dem seinem Helden innewohnenden romantischen Elemente angenommen zu haben; denn sein Werk, obschon nicht zu lang, ist doch viel zu hochtrabend und schwülstig, sowol der Form als dem Inhalte nach."

Günstiger wird Beethoven's Leben von Ludwig Nohl beurtheilt. „Es ist ein Thema, dessen die Welt nie müde zu werden scheint, so zahlreich und bedeutend sind die fast jährlich dazu erscheinenden Beiträge. Nohl, der als eine große Autorität im Musikfache im allgemeinen und als der Biograph von Mozart insbesondere gilt, ist vielleicht besser als irgendjemand zu der Aufgabe befähigt, es sei denn der Amerikaner Thayer, dessen außerordentlicher Fleiß und große Sachkenntniß Nohl

*) Jetzt liegen bereits sieben Bände vor. D. Red.

selbst genügend anerkennt. Der Hauptvorzug des letztern scheint in seiner mühsamern Erforschung der Geschichte von Beethoven's Jugend zu bestehen. Diese, sagt er, sei von seinen Vorgängern ziemlich vernachlässigt worden, und man kann zugeben, daß sie allerdings viel weniger bekannt sei als die schmerzlichere Geschichte der letzten Tage des Componisten. Nohl hat einen großen Schatz von Details gesammelt, von dem nur weniges als unerheblich angesehen werden kann; sein Stil ist klar und fließend; die leitenden Thatsachen sind geschickt erzählt, die Erläuterungen einsichtsvoll angebracht und des Biographen eigene Bemerkungen verständig und angemessen. Im ganzen daher, sei es nun, daß sie später von der Thayer's verdrängt werde oder nicht, kann man nicht zweifeln, daß diese Biographie von Beethoven großen und verdienten Erfolg erzielen werde."

Außer diesen und einigen andern kürzern Besprechungen, widmet die „Saturday Review" dem „Simon von Montfort" von R. Pauli und der Uebersetzung der „Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns" von Michael Horváth besondere Artikel.

Pauli's Werk findet volle Anerkennung. Eine Stelle lautet: „Wir haben uns bereits selbst in mehrern frühern Artikeln über den Charakter und die Laufbahn des Grafen Simon verbreitet, sodaß wir jetzt wenig mehr zu thun haben, als Zeugniß abzulegen für die klare und sorgfältige Weise, in welcher Pauli die Hauptzüge und die wichtigsten Ereignisse in seiner Erzählung ans Licht gestellt hat. Vielleicht fehlt es Pauli's Geschichte im ganzen an Lebhaftigkeit; doch ist das durchaus nicht überall der Fall: es finden sich auch Stellen von bedeutender Kraft in diesem Buche. Wenn man seinen deutschen Stil mit dem Auge eines Engländers betrachtet, so findet man, daß seine Perioden verwickelter und weniger klar sind als die fließende Diction, welche Ernst Curtius' «Geschichte von Griechenland», auszeichnet; daß er aber wenigstens, so wie die Sachen jetzt stehen, eine teutonische Sprache schreibt und nicht wie Mommsen ein halbfranzösisches Kauderwelsch. Gleichwol könnte man selbst aus einer einzigen Seite in Pauli's Werk leicht ein Verzeichniß von vielen Wörtern herauslesen, welche Johannes von Müller wol etwas in Erstaunen versetzt haben würden. Was auch immer aus dem Elsaß, Lothringen und der Rheingrenze werden mag, so scheint es doch wirklich, als ob die teutonische Sprache der Insel sowol wie des Festlandes dem Untergang geweiht wäre."

Und nun zum Schluß eine Stelle aus dem Artikel über Horváth's Geschichte: „Die, welche glauben, die Magyaren hätten sich ihr nationales Leben vom Hufe des Deutschthums niedertreten lassen sollen, werden sich vielleicht herablassen, uns in Horváth's Bänden andere Zeichen von der angenommenen Ueberlegenheit des deutschen Geistes über den ungarischen nachzuweisen als das unleugbare der größern Klarheit, Ungezwungenheit und Glätte des Stils bei dem ungarischen Autor und dem dem deutschen Gebrauche widersprechenden Vorhandensein von Randnoten, Datum, Ueberschriften und Inhaltsverzeichniß. Was uns betrifft, so könnten wir nicht mit Zuversicht irgendeinen lebenden deutschen Historiker nennen, der eine tüchtigere Leistung geschaffen hätte, als das vorliegende Buch. Ranke hat zwar einen merkwürdigen Blick als philosophischer Kritiker, hingegen zerbröckeln die Thatsachen in seinen Händen. Sybel ist in der Verallgemeinerung stark und erhebt sich zuweilen bis zur Beredsamkeit; er kann aber die Geschichte der Vergangenheit nicht anders als durch die Brille zeitgenössischer politischer Leidenschaft sehen."

Wir brauchen wol nicht erst darauf hinzuweisen, daß die Beurtheilungen der „Saturday Review" hin und wieder nicht in übereinstimmendem Geist geschrieben sind, ja sich zuweilen geradezu im Widerspruch miteinander befinden.

Ein mongolisches Seitenstück zum Gottesgericht in „Tristan und Isolde".

Der hochverdiente Kenner des Mongolischen, B. Jülg in Innsbruck, geht mit dem Plane um, eine Gesammtausgabe der Sammlung „Ardschi Bordschi" und der neun Nachtragerzählungen des „Siddhi-kür" zu veranstalten. Er kann nun eher, als er zu hoffen wagte, zum erwünschten Ziele gelangen, weil außer in Petersburg und Kasan jetzt auch in Innsbruck mongolische Typen vorhanden sind. Jülg gab einstweilen als eine Probe eine einzige Erzählung heraus, welche geeignet ist, ein allgemeineres Interesse zu erregen. Das Büchlein, welches also den ersten in Deutschland gedruckten mongolischen Text enthält, hat den Titel: „Mongolische Märchen. Erzählung aus der Sammlung Ardschi Bordschi. Ein Seitenstück zum Gottesgericht in Tristan und Isolde. Mongolisch und deutsch nach dem Bruchstück aus Tristan und Isolde herausgegeben von B. Jülg" (Innsbruck, Wagner, 1867). Was der von Jülg herausgehobenen Erzählung eine außerordentliche Bedeutung verleiht und was ihn auch bestimmte, gerade sie als Probe auszuwählen, das ist die schlagende Aehnlichkeit mit einer Episode in „Tristan und Isolde". Herr von der Gabelentz, der die ausgebreitetste Sprachenkenntniß mit einem tiefen Studium deutscher Literatur verbindet, machte den Herausgeber darauf aufmerksam. Die Aehnlichkeit ist so überraschend, daß man versucht sein könnte, anzunehmen, die Mongolen hätten ihre Erzählung dem mittelhochdeutschen Originale nachgebildet und nach ihren Anschauungen umgedichtet, als sie vielleicht mit dem mittelalterlichen Gottesurtheile bekannt wurden, wenn man nicht wüßte, daß das Prototyp des Gottesurtheils schon weit früher im Orient vorhanden war. Zur Vergleichung hat Jülg die betreffende Stelle aus Hermann Kurz' Uebertragung des Gottfried'schen „Tristan" beigefügt. Trotzdem das Motiv des Gottesurtheils nicht entlehnt zu sein braucht, ist doch Jülg zu der Annahme geneigt, daß sich das Märchen an die Scene in „Tristan und Isolde" anlehnen könne, da die Zeiten Gottfried's von Strasburg (um 1210) und seiner beiden Fortsetzer (1250 und 1300) gerade in die Epoche fallen, wo ganz Osteuropa dem Andrange der Mongolen unterlag. „Die Tristansage", bemerkt Jülg sehr richtig weiter, „war ein Lieblingsstoff der Poesie jener Zeiten und es konnte eine besonders markirte Episode daraus recht gut auch den damals dem Westen so nahe gerückten und über ein Jahrhundert in Europa herrschenden Söhnen der hochasiatischen Steppe bekannt geworden sein, welche sie bei ihrer angeborenen Vorliebe für Märchen und Erzählungen gierig ergriffen und sich mundgerecht machten."

Literarische Notizen.

Friedrich Bodenstedt's „Lieder des Mirza-Schaffy" sind in das Hebräische übersetzt worden.

Von Konstantin von Wurzbach's „Biographischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" (Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei) ist der siebzehnte Theil erschienen, welcher von Maronnich bis Meszleny reicht. Auch er zeigt wieder den seltenen, ein imponirendes Material beherrschenden Fleiß des Herausgebers. Von lebenden deutschen Dichtern finden wir nur Alfred Meißner in diesem Bande; doch ist die Angabe der biographischen und bibliographischen Daten wie immer sehr genau; von den Werken wird eine chronologische Uebersicht gegeben und bei jedem Werke die wichtigern Beurtheilungen angeführt. Dann folgen die Beiträge zur Biographie Alfred Meißner's, ein Urtheil über seine Handschrift, Angabe seiner Porträts und kritische Stimmen zu seiner allgemeinen Charakteristik. Wir müssen diese Dichterbiographien bei Wurzbach mit doppelter Anerkennung hervorheben, je mehr ein so gediegener Fleiß heutigentags zu den Mythen gehört, indem die vornehmen Literarhistoriker ignoriren, was ihnen kennen zu lernen zu unbequem ist.

Wie verlautet, wird die Generalintendanz des wiener Hoftheaters Preise für deutsche Originallustspiele ausschreiben, und zwar zwei Preise von 200 und 100 Dukaten für den Abend ausfüllende Lustspiele. Zu Preisrichtern wurden gewählt die Herren Dingelstedt, Laroche, Mosenthal, Speidel und Professor Zimmermann. Die Einsendungen sind vom 1. Februar bis 30. April 1868 zu machen, die Zuerkennung

der Preise erfolgt bis Ende Juni 1868. Einer ähnlichen Preisausschreibung im Jahre 1850 verdankte die Bühne immerhin einige Repertoirestücke, obgleich sich damals das Accessitstück besser bewährte als das Preisstück. Die Zusammensetzung der Commission aus Bühnenlenkern, Bühnendichtern, Schauspielern und Theaterrecensenten, zu denen sich ein Fachästhetiker gesellt, ist anzuerkennen, namentlich wenn man sie mit der berliner dramaturgischen Prüfungscommission vergleicht, in welcher ausgezeichnete Gelehrte figuriren, die sich aber um die Bühne der Gegenwart so gut wie gar nicht gekümmert hatten.

Von der Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und F. von Holtzendorff (Berlin, Lüderitz), sind die Hefte 30—37 erschienen, welche folgende Abhandlungen enthalten: „Die Entwickelung der Handelsgesellschaften", von W. Endemann; „Bedeutung und Werth der Schutzpockenimpfung", von Heinrich Bohn; „Algier", von W. Wattenbach; „Ueber die Todesstrafe", von Richard E. John; „Pompeji", von R. Nissen.

Lehrer F. Frehse hat ein „Wörterbuch zu Fritz Reuter's Sämmtlichen Werken" herausgegeben (Wismar, Hinstorff). Durch derartige Eselsbrücken, zu denen wir auch die Uebersetzung Reuter's ins Englische rechnen, wird die Kenntniß dieses deutschen Autors in immer weitern Kreisen verbreitet werden. Jedenfalls bleibt es ein Unicum, daß man einen deutschen Schriftsteller der Gegenwart mit Hülfe eines Wörterbuchs genießt.

Von Ludwig Büchner's „Kraft und Stoff" ist die neunte, vermehrte und verbesserte Auflage mit Bildniß und Biographie des Verfassers (Leipzig, Thomas, 1867) erschienen, ein Beweis dafür, welchen Anklang empirisch-naturphilosophische Studien in unserer Zeit finden.

Bibliographie.

Bengel, J. A., Schriftgedanken nebst seinen geistlichen Liedern und einem kurzen Lebensabriß. Stuttgart, C. G. Liesching. 16. 16 Ngr.

Bibra, Freih. E. v., Die Schatzgräber. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Bischoff, F., Ueber eine Sammlung deutscher Schöffensprüche in einer krakauer Handschrift. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Blankenburg, H., Der deutsche Krieg von 1866. Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt. 1ste Hälfte. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Boruttau, E., Gedanken über Gewissens-Freiheit. Königsberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Braun, K., Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „vier Fragen eines Ostpreußen". 2ter Abdruck. Leipzig, Hirzel. 8. 10 Ngr.

Busch, M., Das Uebergangsjahr in Hannover. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Candidus, K., Neueste Göttergespräche. Leipzig, H. Schultze. 8. 10 Ngr.

Christern, W., Bismarck und Napoleon. Motto: Preußens Beruf ist Deutschlands Bestimmung. Ein deutsches Wort an das deutsche Volk. Hamburg, Fischer. 8. 2 Ngr.

Conard, J., Verlorne Kronen oder: das Ende des deutschen Bundestages. Historisch-romantische Erzählung des Feldzugs der preußischen Mainarmee gegen Hannover und die Bundestruppen im Sommer 1866. 3 Bde. Berlin, Seehagen. Gr. 8. 2 Thlr.

Contzen, H., Die Nationalökonomie ein politisches Bedürfniß unserer Zeit. Vorträge und gesammelte Abhandlungen aus dem Gebiete der Volkswirthschaft. Leipzig, Priber. 1868. Gr 8. 27 Ngr.

Danz, A., Aus Rom und Byzanz. Vorträge. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 28 Ngr.

Neueste Etui-Aehrenlese aus deutschen Denkern. Ein Toiletten-Geschenk. Münster, Brunn. 32. 7½ Ngr.

Etui-Blüthen-Kranz aus deutschen Dichtern. Ein Toiletten-Geschenk. Münster, Brunn. 32. 7½ Ngr.

Gerstäcker, F., Der Erbe. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Giesebrecht, W. v., Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 3ter Bd. 1te Abth. Heinrich V. — Quellen und Beweise. Braunschweig, Schwetschke & Sohn. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Gumppenberg, C. Freih. v., „Da bsunderne Ring." A richtige Geschicht aus der alten Zeit, in oberbayrischer Mundart erzählt. Landshut. Gr. 8. 15 Ngr.

Hirschfeld, H., Spätes Erkennen. Novelle. Bremen, Kühtmann & Comp. 1868. 8. 24 Ngr.

Hölty, H., Alpenzauber und italische Gebilde. Braunschweig, Bieweg u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Jordan's, W., Nibelunge. 1stes Lied: Sigfridsage in 24 Gesängen. 1te und 2te Lief. Frankfurt a. M. Gr. 8. à 10 Ngr.

Kalich, K., Die Reformation in der Lausitz. Festvortrag. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 5 Ngr.

Kleinsteuber, H., Schach dem König. Historischer Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Kühne, G., Die Freimaurer. Eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. 3 Bde. 2te verbesserte Aufl. Leipzig, Denicke. 8. 3 Thlr.

Lange, F. A., Neue Beiträge zur Geschichte des Materialismus. 1stes Heft. Zurückweisung der „Beiträge" Schillings, nebst einer Untersuchung über Epikur und die Grenzen des Erfahrungsgebietes. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Geschichtliche und kulturgeschichtliche Lebensbilder. Aus den Erinnerungen und der Mappe eines Greises. Hannover, Meyer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leupoldt, J. M., Ein Lebenslauf und sein Ergebniß für die allgemeine Bildung. Erlangen, Deichert. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Mademoiselle Mori. Eine Erzählung aus dem heutigen Rom. Aus dem Englischen von Elise Mirus. 4 Bde. Hamburg, Bernhard. 1868. 8. 3 Thlr.

Mylius, O., Die weiße Frau. Eine Hof- und Familiengeschichte aus dem 18. und 19. Jahrhundert. 1ste Lief. Stuttgart, E. Ebner. Gr. 8. 5 Ngr.

Nessel, G., Leokadie. Bilder aus der Gesellschaft. Leipzig, Naumann. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Otto, Louise, Drei verhängnißvolle Jahre. Zeit-Roman. 2 Bde. Altona, Verlagsbureau. 8. 2 Thlr.

Pröhle, H., Die Reformationssagen und die Volksüberlieferung der Protestanten. Ein Vortrag. Berlin, Frank. Gr. 8. 4 Ngr.

Quandt, E., Weihrauch und Myrrhen. Neue Lieder. Berlin. 16. 15 Ngr.

Rasch, G., Die Völker der unteren Donau und die orientalische Frage. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Zwei Revolutionen von Oben in der amerikanischen und deutschen Conföderation. Von einem Deutsch-Amerikaner. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 10 Ngr.

Riehl, W. H., Neues Novellenbuch. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rocholl, R., Christophorus. Altes und Neues aus Wald und Haide. 2 Bde. Hannover, Meyer. Gr. 8. 3 Thlr.

Rodenberg, J., Ein dänisches Seebad. Vier Wochen in Helsingör. Berlin, Gerschel. 16. 12 Ngr.

Roman- und Novellenmappe. Herausgegeben von F. W. Wulff. 3ter und 4ter Bd. — A. u. d. T.: Erzählungen und Novellen von W. Andreä, Chatrian, L. Du Bois, L. Habicht ꝛc. 2 Bde. Hamburg, Kittler. 1868. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Roquette, O., Lugnisland. Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Roth, C. L., Von alter und neuer Rhetorik. Ein Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit. Stuttgart, C. G. Liesching. Gr. 8. 6 Ngr.

Rückert's, F., gesammelte poetische Werke. 1ste Lief. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 8 Ngr.

Salzbrunn, Alice, Stilleben. Novellen und Skizzenblätter. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1868. 8. 18 Ngr.

Schmid, L., Belagerung, Zerstörung und Wiederaufbau der Burg Hohenzollern im 15. Jahrhundert. Nach dem jetzigen Standpunkte der Quellen dargestellt. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, H., Der paulinische Christus. Eine historisch-kritische Apologie des Christenthums. Weimar, Dittmar. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt's, K., Die Geschichte der Pädagogik dargestellt in weltgeschichtlicher Entwickelung und im organischen Zusammenhange mit dem Culturleben der Völker. Ne, vielfach vermehrte und verbesserte Aufl., besorgt durch W. Lange. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit. Cöthen, Schettler. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Schötter, J., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. 1ster Bd. Geschichte des Alterthums. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 28 Ngr.

Schubar, L., Ein Ahnherr Victor Emanuel's. Historischer Roman. Detmold, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Schultes, C., Uhlenspegel II. Humoristische Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Jena, Hermsdorf. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, H. J., Stefan Türr. Historisch-romantisches Zeitgemälde aus Oesterreichs jüngster Vergangenheit. 2 Bde. Wien, Last. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Taylor, B., Kennett. Roman. Aus dem Englischen von Marie Hansen-Taylor. 2 Bde. Autorisirte Uebersetzung. Gotha, Thienemann. 8. 2 Thlr.

Tenckhoff, A., Westfälische Geschichten. 1stes Bdchn. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. 15 Ngr.

Thum, R., Mensch und Christ. 3 Abhandlungen. Dortmund, Crüwell. Gr. 8. 22½ Ngr.

Toeppen, M., Aberglauben aus Masuren mit einem Anhang, enthaltend: Masurische Sagen und Mährchen. Ne, durch zahlreiche Zusätze und durch den Anhang erweiterte Aufl. Danzig, Bertling. Gr. 8. 24 Ngr.

Uechtritz, O. v., Die Epigonen Friedrichs und seiner Zeit. Ein Rückblick auf Deutschlands jüngste kriegerische Vergangenheit. 1ste Abth. Jena, Hermsdorf. 16. 1 Thlr.

Vilmar, A. F. C., Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Zerstreute Blätter, wiederum gesammelt. 3ter Theil: Vermischtes. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 1 Thlr.

Warum tobt man gegen das Concordat? Adresse der zu Wien versammelten Erzbischöfe und Bischöfe an Se. k. k. apostol. Majestät. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Wengler, E., Reise- und Wander-Memoiren eines Buchhändlers. Leipzig, Wengler's Selbstverlag. 8. 1 Thlr.

Weschke, C., Finsterwalder Geschichten. 1ste Lief. Finsterwalde, Schneider. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünfundzwanzig Jahre
aus der Geschichte Ungarns
von 1283 bis 1848
von
Michael Horváth.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.
Zwei Bände. Gr. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

Dieses zuerst in ungarischer Sprache erschienene Werk Michael Horváth's — des verdienstvollen Geschichtschreibers seines Heimatlandes, an dessen Kämpfen er selbst thätigen Antheil nahm, besonders 1849 als ungarischer Cultusminister — hat unter dessen Landsleuten ausserordentlich günstige Aufnahme und bereits in mehrern tausend Exemplaren Verbreitung gefunden. Der Verfasser entwirft darin ein fesselndes, mit Freimuth und gründlichster Kenntniss der Verhältnisse ausgeführtes Bild von dem gesammten politischen Leben Ungarns während einer der wichtigsten Perioden seiner neuern Geschichte, einer Periode, welche hauptsächlich die nationalen Strebungen, die Parteibildung und die parlamentarischen Kämpfe ins Leben rief, von denen das Land gegenwärtig bewegt wird.

Um auch dem deutschen Publikum das Werk zugänglich zu machen, ist unter Mitwirkung des Verfassers die vorliegende deutsche Ausgabe veranstaltet worden. Dieselbe wird um so willkommener sein, je lebhafter und allgemeiner das Interesse ist, welches die Entwickelung der ungarischen Angelegenheiten in der Gegenwart auch ausserhalb Ungarns in Anspruch nimmt.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise nach Abessinien,
den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum
in den Jahren 1861 und 1862
von
M. Th. von Heuglin.

Mit 10 Illustrationen in **Farbendruck und Holzschnitt**, ausgeführt von **J. M. Bernatz**, nebst 1 lithogr. Tafel und **Originalkarte von Abessinien.**

Groß-Lex.-8. in elegantester Ausstattung. 5 Thlr.

Das vorstehende Werk des berühmten Reisenden enthält seine Erlebnisse in Ostafrika und die wissenschaftlichen Resultate in allgemein verständlicher und anziehender Form vorgetragen, und wird nicht verfehlen, in Deutschland wie im Auslande verdiente Anerkennung zu finden.

Der Verfasser gibt außerdem **wichtige** Aufschlüsse über **König Theodor von Abessinien**, welchen er besuchte und mit dem er in freundschaftlichem Verkehr stand, und gewinnt das Werk durch die von **England** gegen diesen Herrscher eingeleitete **Expedition** jetzt **doppelt an Interesse und Wichtigkeit.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen durch Südamerika.
Von
Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten

Erster bis dritter Band.

8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Soeben erschien von diesem allgemein mit grosser Auszeichnung aufgenommenen Reisewerke des bekannten Verfassers der dritte Band. Derselbe enthält die Reise durch die Provinzen Espiritu Santo und Rio de Janeiro, den Besuch der Colonien in Sao Paulo und in Santa Catharina; durch eine grosse Anzahl Abbildungen nebst 3 Karten illustrirt, übertrifft er noch die vorhergehenden Bände an Reichhaltigkeit wie an Neuheit und Interesse der ethnographischen Schilderungen und Culturbilder aus den vom Verfasser bereisten Gegenden Brasiliens.

Außerordentliche Preisermäßigung von: 9 Thlr. 20 Sgr. auf 3 Thlr.

Aus Schinkel's Nachlaß.
Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen.

Mitgetheilt und mit einem

Verzeichniß sämmtlicher Werke Schinkel's und einem Katalog des künstlerischen Nachlasses versehen von

Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Vier Bände. 110½ Bogen gr. 8. geheftet.

Mit 4 Portraits und 1 Skizze in Photographie, 1 Facsimile, 2 Plänen in Steindruck und 22 in den Text gedruckten Holzschnitten.

Früherer Preis 9 Thlr. 20 Sgr., jetzt nur 3 Thlr.

Um auch weniger bemittelten Kreisen diese wichtige und interessante Sammlung zugänglich zu machen, ist eine Anzahl von Exemplaren zu diesem billigen Preise zur Disposition gestellt und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

In der **C. G. Lüderitz**'schen Verlagsbuchhandlung (A. Charisius) in Berlin erschien soeben:

Neue Gedichte
von
Emil Taubert.

218 Seiten. 8. Geh. 1 Thlr. Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

E. Taubert ist durch seine „Gedichte" (1865) und sein „Brautgeschenk" (2. Aufl. 1867) bereits vortheilhaft bekannt. In dem hier gebotenen frischen Blütenstrauß seiner Muse ist neben der Lyrik der Empfindung die gedankliche Lyrik in Sonetten, Oden und freiern Rhythmen vielfach vertreten. In den „Naturbildern" bekundet sich ein sinniges und überall anregendes Versenken in das geheime Walten der Natur. Wir empfehlen die nach Form und Inhalt gleich reichhaltige Sammlung allen Freunden der Poesie.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 28. November 1867.

Inhalt: Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Rudolf Gottschall. Zweiter Artikel. — Geschichte der Schweiz seit 1830. (Beschluß.) — Militärische Studien. Von Karl Gustav von Berneck. — Feuilleton. (Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Zweiter Artikel.*)

Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. Von Julian Schmidt. Fünfte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Band: Das classische Zeitalter. Zweiter Band: Die Romantik. Dritter Band: Die Gegenwart. Leipzig, Grunow. 1866—67. Gr. 8. 8 Thlr. 15 Ngr.

Julian Schmidt sagt in der Vorrede zum dritten Band, daß die gegenwärtige Auflage seines Buchs mit Recht als ein völlig neues Werk bezeichnet werde. Wir schließen uns ebenfalls dieser Ansicht an, und widmen ihr daher eine besondere Besprechung, obgleich wir sonst neue Auflagen nicht in den Bereich unserer Recensionen zu ziehen pflegen.

Das Neue besteht nun vorzugsweise in zwei Umwandlungen: in der Einführung einer chronologischen Anordnung des Stoffs und in der Ermäßigung der frühern heftigen Polemik gegen neue Erscheinungen der Literatur. Der Verfasser bemüht sich, „das Kritische mehr und mehr ins Historische zu verwandeln". Durch die chronologische Anordnung gewinnt er überdies den Vortheil, daß sich seine „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod" ungezwungen an sein Werk: „Geschichte des geistigen Lebens von 1681—1781" anreiht und beide ein zusammenhängendes Ganzes bilden. Offenbar war es besonders diese Rücksichtnahme, welche den Verfasser bestimmte, sein älteres Werk dem neuern zu Liebe in die Form umzugießen, die er diesem gegeben hatte.

Wir müssen nun von Haus aus bekennen, daß wir in der Anwendung der chronologischen Methode keineswegs einen Fortschritt finden, während der Verfasser sich von ihrer Richtigkeit mehr und mehr überzeugt. Der Grundfehler der Julian Schmidt'schen Literaturgeschichtschreibung, der aber bei Gervinus und Koberstein ebenfalls, wenn auch nicht in gleichem Maße sich kenntlich macht, ist die Verwischung des Unterschieds, der zwischen der Weltgeschichte und Literaturgeschichte besteht. Alles Historische über einen Leisten schlagen zu wollen, ohne Unterschied, ob es sich um politische Daten oder um geistige Erzeugnisse handelt: das ist doch eine bedenkliche Consequenzmacherei. Ein Geschichtschreiber des Siebenjährigen Kriegs wird uns freilich ein Jahr desselben nach dem andern entrollen — was aber soll man zu einer Literaturgeschichte sagen, welche den Meßkatalog eines Jahres nach dem andern bespricht und es dem Leser überläßt, aus diesen mustvischen Steinchen sich das Bild der Schriftsteller zusammenzustellen?

Ueberhaupt ist die Chronik die ursprünglichste, aber die unreifste Form der Geschichtschreibung. Eine Literaturchronik gar ist eine Monstrosität. Man läßt sich synchronistische Tabellen gefallen, wie die Eitner'schen, welche für die Orientirung nach äußerlichen Daten willkommene Anhaltspunkte bieten; aber die synchronistische Tabelle zur Grundlage der Literaturgeschichte zu machen, erscheint uns als ein erstaunlicher Misgriff. Und gerade dieses Misgriffs macht sich Julian Schmidt in der neuen Auflage seiner Literaturgeschichte schuldig. Die eine Folge davon ist ein gewaltthätiger Zwang, den die Jahreszahl wie die magische Zahl einer Kabbala ausübt, indem sich wohl oder übel ihr alles unterordnen muß, die andern sind — disjecti membra poetae in des Worts verwegenster Bedeutung.

Die Literaturgeschichte gehört einmal nicht zu den exacten Wissenschaften, wie etwa Chemie und Physik. Das Streben nach einer derartigen Exactheit kann nur auf Aeußerlichkeiten gehen, und die ironische Folge hiervon ist Ungenauigkeit in den wesentlichen Bestimmungen.

Wir brauchen uns nach Belegen hierfür nicht weit umzusehen. Die Methode Julian Schmidt's wird schon von den Titelblättern seiner Bände kritisirt. Er macht da drei große Abtheilungen. Der erste Band bespricht „Das classische Zeitalter von 1781—97". Warum in aller Welt bis 1797? Etwa, weil da die ersten Jugendschriften der Romantiker erschienen? Nun fällt aber der Höhenpunkt unserer classischen Epoche offenbar in diejenige Zeit, in welcher rasch hintereinander Schiller's meisterhafte Tragödien erschienen, in die Jahre von 1799—1805. Diese gehören, nach der Julian Schmidt'schen

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 12 d. Bl. D. Red.

Bestimmung, bereits dem romantischen Zeitalter an und werden im zweiten Bande: „Die Romantik", besprochen. Läßt sich eine größere Willkürlichkeit denken? Bei den Regierungsjahren eines Monarchen oder den Jahren vom Beginn eines Kriegs bis zum Friedensschluß sind derartige genaue Zahlenangaben selbstverständlich. In der Literaturgeschichte aber, wo die Richtungen durcheinanderfluten, lange Zeit ein getheiltes Terrain gleichzeitig beherrschen, sich durchaus nicht mit der Pünktlichkeit von Schildwachen zur bestimmten Stunde ablösen, machen solche Zahlenangaben einen komischen Eindruck. Sie erinnern etwa an einen Bräutigam, der seiner Braut schreiben würde: Heute 12 Uhr 5 Minuten habe ich aufgehört dich zu lieben!

Das classische Zeitalter hat also, infolge eines Decrets von Julian Schmidt, mit dem Jahre 1797 zu existiren aufgehört. Die Romantik dauert von 1797—1813. Diese Bestimmung ist ebenso willkürlich, wie die erstere. Die Zeit nach den Befreiungskriegen war die Blütezeit gerade der politischen Romantik. In der That nimmt es Julian Schmidt mit seinen Totaleintheilungen nicht so genau; denn in der ersten Kapitelüberschrift des dritten Bandes, der schon „Die Gegenwart" behandelt, finden wir wieder die Romantiker: Uhland(?), Baader, Zacharias Werner, Müllner, E. T. A. Hoffmann, Brentano; wir finden im dritten Abschnitt: „Die Reaction", Arnim's „Kronenwächter" besprochen und alle politischen Romantiker. In jedem Bande ist also ein Nachschub aus dem vorigen, der den ganzen Rahmen des Werks auseinandersprengt.

Die einzige correcte Zeitbestimmung ist die des dritten Bandes, indem die Gegenwart bis zum Jahre 1867 datirt wird. Sie hat nur den Fehler, daß sie bereits im nächsten Jahre uncorrect geworden ist.

Es scheint uns, daß die Inconvenienzen einer chronologischen Literaturgeschichtschreibung schon aus diesen großen Hauptschubläden des Schmidt'schen Werks hervorgehen. Natürlich wiederholen sie sich bei den kleinern; am schlimmsten aber ist es, daß die ganze Darstellung unter diesem „Geschichtszwang" zu leiden hat. Wir können nicht oft genug wiederholen, daß unsere Literaturgeschichte sich auf einem bedauerlichen Abwege befindet, indem sie die Nebensache zur Hauptsache macht, die biographische Notiz über die Charakteristik des dichterischen Werks stellt. Die chronologische Behandlung macht gar das biographische Datum zur höchsten Instanz für die Gliederung des Werks. Die in ihre Atome aufgelöste Biographie bildet das Skelet der Schmidt'schen Literaturgeschichte. Fast jedes Lustrum erhält seine aparte Ueberschrift, wird etikettirt und muß sich nun Mühe geben, Ordre zu pariren und auch an sich darzustellen, was ihm vorgeschrieben ist.

Das erste Buch z. B. behandelt die neue Philosophie 1781—85; der erste Abschnitt „die Physik und das Christenthum 1781—84". Unter dieser Ueberschrift werden uns zunächst einige der damaligen Zeit entsprechende Bruchstücke des weimarischen Lebens vorgeführt, ausgestattet mit einigen der jetzigen Zeit anpassenden Seitenhieben auf die Kleinstaaterei, Excerpte aus Briefen der Frau von Stein, eine Charakteristik der Frau Gräfin Werthern, einiges über Knebel, Wieland, eine ziemlich ausführliche Vorgeschichte von Johannes von Müller's Leben bis zu dem entsprechenden Zeitraum — wo bleibt denn „die Physik und das Christenthum"? Endlich erscheinen Lavater, Jacobi und seine Stammesgenossen; dann erfahren wir einiges von Goethe's Naturstudien und dem Kampf um den Spinozismus. Das ist nun „die Physik und das Christenthum". Ist dieser Gegensatz für die Jahre 1781—84 besonders charakteristisch? Gewiß nicht! Die größere Hälfte von dem Mitgetheilten fällt ganz außerhalb desselben. So locker ist überall der Zusammenhang zwischen Ueberschrift und Inhalt, so schlotterig diese Schmidt'sche „Etikettenfabrik", die im letzten Band sogar in spielerische Witze übergeht und unter Romantiteln, wie „Die Ritter vom Geist" und „Soll und Haben", Jakob Grimm und weiß Gott was für aus allen Schubfächern zusammengeraffte Autoren bespricht.

Wir mögen das Werk aufschlagen, wo wir wollen — wir stoßen überall auf einen gegen die Ueberschriften widerspenstigen Inhalt. So wird z. B. im zweiten Buch in einem Abschnitt: „Die Antike und das Schicksal", der mit einer Kritik der „Braut von Messina" beginnt, und zwar in der größern Hälfte dieses Abschnitts, eine Biographie von Heinrich von Kleist bis zum Jahre 1803 und eine Charakteristik des „Robert Guiscard" und der „Familie Schroffenstein" gegeben. Wer würde unter jener Ueberschrift ein Bild dieses romantischen Poeten suchen? Unter der Ueberschrift: „Die Naturphilosophie", müssen wir eine Charakteristik der Werner'schen Tragödie: „Das Kreuz an der Ostsee", mit in den Kauf nehmen. „Die Metamorphosen der Gesellschaft" behandeln „Die Wahlverwandtschaften" und „Wilhelm Meister"; aber auch Kleist's „Prinz von Homburg". Unter dem bekannten Romantitel: „Problematische Naturen", wird zunächst ausführlich Fichte's „System der Sittenlehre" besprochen, dann seine „Bestimmung des Menschen", dann Schelling's „System des transscendentalen Idealismus": lauter sehr wenig problematische Werke; dann erst kommen die Lehrjahren Jean Paul's, sein Roquairol und Schoppe zur Sprache; Clemens Brentano betritt die Bühne, allerdings eine problematische Natur, die aber mit Fichte's Sittenlehre nichts zu thun hat. Woher diese Gruppirung? Die der Ueberschrift zugefügte Jahreszahl „1800" gibt die Lösung. In diesem Jahr erschienen Schelling's „System" und Brentano's erster Roman: „Godwi oder das Bild der Mutter." Der Meßkatalog gibt also die fehlende Verknüpfung. Die geistreichen Ueberschriften, in denen der Julian Schmidt'sche Genius wie im Brillantfeuerwerk erglänzt, sind gleichsam nur Arabesken, welche den einzelnen Jahrgängen des Meßkatalogs eine irrlichtelirende Bedeutung anheften. Wer in den Kapiteln das suchen wollte, was die Ueberschriften besagen, der würde wenig finden, möchte er auch tausend Laternen anzünden.

Ein anderer Misstand der synchronistischen Methode ist, daß sie nicht durchführbar und daß sie sich selbst

aufhebt. Das Gewissen des Literarhistorikers protestirt dagegen; er kann doch nicht blos die Werke registriren; er muß doch von den Verfassern, wenn sie das erste mal auftreten, irgendwelche Kunde geben. Wir erhalten also einen biographischen Abriß, der in die Chronologie Verwirrung bringt; denn er muß um Jahrzehnte zurückgreifen. Am Anfang des Werks befinden wir uns in Weimar um das Jahr 1781; dann geht's von den Dichtern, über deren Befinden in diesem Jahre wir mehrere Mittheilungen erhalten, zu den Historikern. Johannes von Müller betritt die Bühne; doch das geht unmöglich ohne Taufschein und Legitimationspapiere. Wir schreiben zwar das Jahr des Herrn 1781; doch kehren wir nun ohne Bedenken bis zu Müller's Geburtsjahr 1752 zurück und verfolgen auf mehrern Seiten das Leben dieses Mannes durch einige Jahrzehnte; Briefstellen von 1773, von 1774 werden mitgetheilt; kurz, das Jahr 1781 erscheint nur als ein Landungsplatz, bei welchem wir nach einer längern Fahrt endlich wieder ankommen. Dasselbe wiederholt sich mit Forster, Kleist und vielen andern. So plötzlich wie die Männer aus dem Centrum einer ins Schwarze getroffenen Scheibe können die Literaturgrößen nicht bei jeder Jahreszahl in die Höhe springen; man will doch wissen, woher sie kommen. Wir erhalten also eine verwirrende Zahl von Daten, die sich neben das Hauptdatum gruppiren, und werden alle Augenblicke aus unserm synchronistischen Behagen aufgestört. Die Unmöglichkeit, diese Methode rein durchzuführen, spricht nicht minder gegen sie, wie die durch sie bewirkte Zersetzung des ganzen literarhistorischen Stoffs und die Zersetzung der dichterischen Charakterbilder. Der einzige Vorzug derselben, der aber ihre Wahl nicht rechtfertigen kann, ist der einer Correctur in Bezug auf das entgegengesetzte Extrem. Durch die selbständige Behandlung der Classiker und Romantiker nacheinander wird allerdings bei dem minder aufmerksamen Leser der Glaube genährt, daß die einen von der Bühne abgetreten waren, als die andern auf derselben erschienen. Wenn wir aber bei Julian Schmidt „Lucinde" neben „Wallenstein", „Kaiser Octavianus" neben der „Jungfrau von Orleans" besprochen sehen, so tritt uns die Gleichzeitigkeit dieser literarischen Erscheinungen lebendig vor die Seele. Manche irrige Ansicht kann dadurch corrigirt werden, ohne daß der Grundirrthum der ganzen Methode durch diese Rücksicht gerechtfertigt würde.

Wir haben schon gesehen, wie mit derselben die biographische Darstellungsweise zusammenhängt, die jetzt zur Mode geworden ist. Wir erfahren ganz genau die Lebensverhältnisse aller Schriftsteller; wir werden in ihre Liebschaften eingeweiht. Das Werk von Julian Schmidt kann in vieler Hinsicht ein „galanter Parnaß" genannt werden und liest sich oft sehr amusant; denn auch die Weiblein werden in ihren Briefen redend eingeführt, kein pikanter Skandal verschwiegen. Frau von Kalb, Dorothea Schlegel, Pauline Wiesel u. a. nehmen mit ihren brieflichen Mittheilungen einen beträchtlichen Raum ein, und wir erfahren ganz genau, bei welchen Damen sich Gentz des Nachts amusirt hat. Das nennt man neuerdings Literaturgeschichte, wir nennen's Skandalgeschichte. Eine Chronik des literarischen oeil de boeuf mag sich auf ellenhohe Socken stellen, sie bleibt doch immer, was sie ist.

Es ist wahr, die zahlreichen Briefsammlungen und Memoiren, die in jüngster Zeit herausgegeben wurden, verführen zu einer derartigen Behandlungsweise; doch die Beleuchtung, die dadurch auf unsere Dichter fällt, ist mehr eine Beleuchtung von unten auf, welche bekanntlich die tiefsten Schatten wirft. Alle verlorenen Brieffetzen, alle billets d'amour zu einem großen Papierschweif zusammenzuheften, um damit unsere Classiker „steigen zu lassen", erscheint uns als ein zu kindliches Vergnügen. Wir wollen gern zugeben, daß Julian Schmidt diese Brief- und Memoirenliteratur mit ausnehmendem Fleiß durchstudirt hat, daß ihm kaum eine dieser neuen Veröffentlichungen entgangen ist, daß er die Parallelstellen geschickt zusammenfügt und daß hier seine synchronistische Methode sich noch am meisten bewährt, indem durch die Mittheilung gleichzeitiger Correspondenz aus einer Briefsammlung ein Licht auf die andern fällt. Doch was ist damit gewonnen? Nur daß, wenn wir die Auszüge aus Briefen strichen, gewiß fast ein Band der Schmidt'schen Schrift verloren ginge.

Das Werk bekommt dadurch einen etwas blaustrumpflichen Charakter; denn es gehört zum Wesen des Blaustrumpfs, Briefe und Tagebücher zu schreiben, aus Briefen und Tagebüchern das Bild des Dichters, seine Persönlichkeit herauszuconstruiren, seinen Begegnissen, seinen Empfindungen nachzuforschen. Es ist dies ein ewig weiblicher Zug, das Tasten nach den Geheimnissen einer Dichterseele! Derartige Biographien, Memoiren, Briefsammlungen haben eine gewisse Berechtigung; es kann aus denselben ein Licht auf Einzelheiten in den dichterischen Werken fallen. Die Literaturgeschichte aber darf sie nur mit großer Zurückhaltung benutzen; ihr sollen diese Leistungen selbst in erster Linie stehen; indem sie diese charakterisirt, charakterisirt sie den Dichter, nicht indem sie seine Liebesbriefe und seinen Transchein aneinanderheftet.

Aehnlich verhält es sich mit den Mittheilungen aus Journalen und Recensionen. In ihnen kann sich wol der Kampf der Richtungen und Meinungen in einer bestimmten Epoche aussprechen, die gegenseitige Stellung der Autoren abgrenzen; sie sind als Hülfsmittel zur Orientirung zu benutzen; aber wo sie so breit in den Vordergrund treten und einen unverhältnißmäßigen Raum einnehmen, ist ihre Wirkung nur eine verwirrende, und das Hinundher dieser Reflexe läßt kein klares Licht aufkommen. Was das Urtheil der Zeitgenossen gesündigt, soll eben das Urtheil des Literarhistorikers gutmachen. Er braucht uns nicht das Chaos der durcheinandergährenden Meinungen zu zeigen; er soll mit einem: Es werde Licht! ein endgültiges Facit ziehen. Es heißt irrthümlich den Pragmatismus der Geschichte auf die Literaturgeschichte übertragen, wenn man meint, in diesen Briefen und Recensionen lägen eben solche wichtige Actenstücke für die letztere vor, wie in den diplomatischen Urkunden,

Friedensinstrumenten u. s. w. für die erstere. Das ist nicht der Fall; hier hat man den Inhalt selbst, die Sache, worauf es ankommt, dort nur ein Mittel, denselben zu erfassen. Denn der Inhalt der Literaturgeschichte sind nur die national bedeutsamen Werke der Dichtung, Philosophie und Geschichtschreibung; sie ist erst in zweiter Linie eine Geschichte der Meinungen, Ansichten und Stimmungen. Wird das Verhältniß umgekehrt, so kann leicht die Bedeutung der Autoren dadurch verrückt werden. Der Schwerpunkt fällt dann auf die Talente zweiten Ranges, die neben einer minder gewichtigen dichterischen Production eine eifrige journalistische Wirksamkeit oder im brieflichen Verkehr große Regsamkeit entfalten. Natürlich kann auch eine verschwiegene Briefstellerei, die im Papierkorb endet, keine Beachtung finden, nur diejenige, welche durch den Druck weitere Verbreitung gewonnen hat.

Diese Verschiebung der dichterischen Bedeutung findet sich bei Julian Schmidt wie bei Koberstein. Welcher unbegrenzte Raum wird bei beiden Autoren den Schlegel gewidmet, ihren Briefen, den Briefen der Frau Dorothea, ihren Journalartikeln im „Athenäum" und der „Europa", zwei Journalen, die einen höchst beschränkten Leserkreis hatten, während das große Publikum sie gar nicht kannte oder ihnen gegenüber den Standpunkt Kotzebue's im „Hyperboräischen Esel" einnahm.

Die ganze Manier hat außerdem die Schattenseite, daß sie sich nicht consequent durchführen läßt; denn gegenüber den Autoren der neuesten Zeit versagen diese Hülfsmittel und Actenstücke. Und doch stehen die Briefe der Schriftsteller seit 1830 an pikantem Interesse gewiß nicht hinter denen früherer Zeiten zurück; ebenso spiegelt sich in denselben der literarische, politische und sociale Geist der Epoche; was aber interessante Erlebnisse und Verhältnisse betrifft, Liebesaffairen und mit der Politik zusammenhängende Schicksale, so dürften sie bei weitem interessanter sein als jene frühern. Bei consequenter Fortführung der Julian Schmidt'schen Manier bis zur Gegenwart würde mancher Autor, der jetzt nur flüchtig erwähnt wird, durch die geistige Bedeutung seiner Correspondenz in den Vordergrund treten. Die veröffentlichte Correspondenz von Max Waldau z. B. würde einen unglaublichen Reichthum von Gedanken, Tendenzen, tief in die Zeit einschneidenden Bestrebungen und kritischen Glossen zu Tage legen, gegen den die Briefe der Schlegel, Tieck's u. s. w. in den Schatten treten müßten. Dasselbe gilt von vielen andern Dichtern. Hier steht Julian Schmidt vor einem verschlossenen Schrank.

Anders verhält es sich mit den Journalen; das sind bis in die neueste Zeit zugängliche Hülfsmittel. Hier werfen wir ihm geradezu Inconsequenz vor, wenn er viele hundert Excerpte aus den Journalen der Classiker und Romantiker mittheilt und die jungdeutschen Blätter wie die neueste Journalistik beiseiteläßt. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Die Ausreden von Einflußlosigkeit oder Bedeutungslosigkeit lassen wir nicht gelten — die Journale Mundt's, Gutzkow's hatten weitere Verbreitung als die der Schlegel; sie geben ebenso gut ein Programm wie „Europa" und „Athenäum", und zwar ein Programm, das in wesentlichen Punkten noch auf die neueste Literatur einwirkt, während das hyperboräische Programm der Romantiker längst in Vergessenheit gerathen ist. Auch aus Ruge's „Jahrbüchern", deren tonangebender Einfluß für eine bestimmte Epoche anerkannt werden muß, hat Julian Schmidt verschmäht, Excerpte zu machen; ebenso aus diesen „Blättern für literarische Unterhaltung", die zu verschiedenen Zeiten eine kritische Bedeutung hatten und angesehene Namen zu ihren Mitarbeitern zählten. Was aber für die eine Epoche recht ist, das ist für die andere billig. Die Ungleichheit der Behandlung ist durch nichts motivirt. Wenn man aber der Ansicht ist, daß nur das Altbackene verdaulich ist und daß eine gewisse Reihe von Jahren vergangen sein muß, ehe das bedruckte Papier ein wissenschaftliches Interesse gewinnt, so braucht man gerade keine Literaturgeschichte der Gegenwart zu schreiben! Der verderbliche Einfluß, den viele Journale, z. B. die „Grenzboten" in ihrer Blütezeit, auf die Entwickelung unserer Literatur ausgeübt haben, verdiente unter allen Umständen eine schonungslose Darstellung.

Das Streben Julian Schmidt's geht dahin, die Literatur nicht auf einen Isolirschemel zu setzen, ihren Zusammenhang mit der Geschichte und den Tagesereignissen, mit der gesellschaftlichen Sitte und den Erlebnissen der Dichter nachzuweisen. Dies Streben ist berechtigt, insoweit die Literatur selbst nicht darüber verflüchtigt wird und gleichsam bei dieser Heizung mit allem erdenklichen Material verdunstet. Ueberdies gehen die geschichtlichen und culturgeschichtlichen Zusammenhänge ins Große und vertragen nicht die chronikartige Darstellung. Einzelne geschichtliche Daten machen einen burlesken Eindruck, wenn sie so in die literargeschichtlichen Kapitel hineingestreut werden. Als Probe der Geschichtschronik diene folgende Stelle:

16. December kam aus Madrid ein Decret, welches „le nommé Stein, der Unruhen zu erregen suche", für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärte, und ihn überall, wo man ihn träfe, zu verhaften befahl. Stein eilte über Berlin nach Prag, wo er täglich mit Gentz zusammenkam. Der „Zustand des Brütens und der Erwartung", wie Schleiermacher sich ausdrückt, lastete schwer auf Deutschland.

W. von Humboldt, der October 1808 zum Besuch nach Deutschland gekommen war, erhielt 6. Januar 1809 in Erfurt die Aufforderung, preußischer Cultusminister zu werden; er folgte dem Ruf und ging nach Berlin.

17. Januar 1809 reiste Napoleon von Valladolid ab, 22. war er in Paris. 24. Februar wurde Gentz nach Wien entboten, wo Hofer und der Herzog von Braunschweig schon ihre Instructionen empfangen hatten. 11. März wurde ein Aufruf an die österreichische Landwehr erlassen: „Keiner von euch will fremden Hohn und fremde Fesseln tragen; dieser feste Entschluß verbürgt den Sieg." Die schlechten Finanzen verzögerten die Bewegung, 27. März unterzeichnete der Kaiser eine Declaration, in welcher die Beschwerden gegen Frankreich specificirt waren; zwei Tage darauf wurde F. Schlegel als Hofsecretär angestellt; 9. April brach der Aufstand in Tirol los. — Freih. von Aretin in München veröffentlichte eine Anklage gegen die „Fremden" — Jacobi, Jacobs, Niethammer, Schlichtegroll, Feuerbach, Thiersch u. s. w. — die mit Oesterreich gegen Frankreich und Baiern

conspiriren sollten. 15. April wurde das von Gentz verfaßte österreichische Kriegsmanifest veröffentlicht.

17. April kam Napoleon bei Donauwerth an: die deutschen Rheinbundtruppen fühlten sich sehr geschmeichelt, unter dem berühmten Feldherrn zu dienen; 20. 21. warf er die Oesterreicher bei Abensberg und Eckmühl. 23. scheiterte Dörnberg's Versuch, den König Jerôme in seiner Hauptstadt gefangen zu nehmen; 28. rückte Schill aus Berlin aus, um auf eigene Hand Krieg gegen Napoleon zu führen.

Diese Chronik bildet den Uebergang zur Charakteristik von Kleist's „Hermannschlacht"; mit einem solchen Mörtel historischer Notizen werden immer die Fugen der literaturgeschichtlichen Darstellung verkittet.

Die Form der neuen Auflage der Julian Schmidt'schen Literaturgeschichte ist, um es mit einem Worte zu sagen, ein Bandwurm von Excerpten. Diese Excerpte sind theils trocken aufgenommene Daten aus der politischen Geschichte, aus den Dichterbiographien, theils Auszüge aus Briefen, Denkwürdigkeiten, Journalkritiken und den Werken selbst. Bei solcher Stellung der Aufgabe kann das Verdienst des Literarhistorikers nur in der Anordnung und Gruppirung bestehen; die Verbindungsfäden sind indeß oft in hohem Grade äußerlich und die Gruppirung ist eine atomistische. Nirgends eröffnet sich uns der Blick auf ein Gesammtbild, auf geistige Richtungen, die in ihrem Zusammenhang mit der Vergangenheit, in ihren Perspectiven in die Zukunft dargestellt werden. Es ist eine Mosaik literarischer Studien und Genrebilder; die Ringe werden einzeln aufgespießt; der Leser mag sich selbst aus ihnen die Kette bilden.

In der Darstellungsweise verdient die erste Auflage der Julian Schmidt'schen Literaturgeschichte ganz entschieden den Vorzug vor dieser letzten.

Da uns der Autor gleichsam die Selbstbewegung des literarischen Geistes vorführt, so nimmt er gewiß den Ruhm höchster Objectivität für sich in Anspruch. Oft erinnert die Julian Schmidt'sche Kritik an die Kritik der charlottenburger „Jahrbücher", an die Bauer'sche absolute Kritik, welche angeführte Stellen nur mit Frage- und Ausrufungszeichen kritisirte. Um diese Frage- und Ausrufungszeichen aber zu verstehen, mußte man schon selbst auf dem Standpunkt der Kritiker sich befinden. Wer nicht so glücklich war, den vorgeschrittensten Posten der geistigen Entwickelung einzunehmen, die alles überwunden hatte, der konnte in dieser Kritik durch Interpunktionen nur den Ausdruck vollkommener Geistesverwirrung sehen. Julian Schmidt macht zwar keine Frage- und Ausrufungszeichen, aber er überläßt es dem Leser, sie zu machen, indem er oft die mitgetheilten Stellen sich selbst kritisiren läßt und sie nur durch den Zusammenhang in eine Beleuchtung rückt, welche eine solche Kritik ermöglicht.

Freilich ist dem Literarhistoriker doch nicht vergönnt, immer bei der Selbstkritik der literarischen Bewegung das Zusehen zu haben; er muß bisweilen selbst eingreifen, um den Autoren den Kopf zurechtzusetzen. Dies geschieht denn auch häufig genug, selten in einer charakterisirenden, meistens in einer kritisch hofmeisternden Weise. Ohne Frage ist diese Kritik oft scharf und treffend; namentlich was die Romantiker betrifft, welche eine Specialität der Schmidt'schen Studien bilden. Hier auf sicherer Grundlage ruhend, was wir bei der modernen Poesie meist vermissen, verliert die Kritik viel von ihrer schulmeisterlichen Nüchternheit und entwirft Charakterköpfe, wie z. B. den Heinrich von Kleist's, der zwar in ein allzu günstiges Licht gehängt, aber doch mit Liebe und Sorgfalt behandelt ist. Noch öfter aber und in der Mehrzahl der Fälle übt Schmidt eine kleinliche Verstandeskritik aus, welche dem dichterischen Genius nicht entfernt gerecht wird. Auch zeigt sich, daß die Grundsätze der Schmidt'schen „Poetik" mehr Löcher haben als das Register von Spiegelberg, und daß seine ästhetische Bildung nicht zur Beurtheilung von Dramen und Gedichten ausreicht, wie denn überhaupt bei ihm das Moment des Inhalts und des Stoffs fortwährend vorschlägt und die künstlerische Form von ihm selten oder nie in Betracht gezogen wird. Hierauf bezieht sich wol die Stelle der Vorrede: „Ein jeder Versuch derart leidet an den Grenzen des geistigen Horizonts, den der Verfasser beherrscht: über diese Grenzen kann er nicht hinaus. Aber eine Verpflichtung hat er, diese Grenzen zu kennen, nichts zu sagen, was er nicht weiß und lebendig versteht."

Als Beleg für diese höchst einseitige Kritik, die sich denn doch nicht immer der Grenzen ihres geistigen Horizonts bewußt bleibt, wollen wir hier einige Bruchstücke aus der Beurtheilung der spätern Schiller'schen Tragödien mittheilen, welche zwischen die Besprechung der Romantiker eingekeilt sind, sodaß man sich aus den verschiedensten Kapiteln die Summe der Leistungen unsers größten Tragikers zusammensuchen muß.

Zunächst aber wollen wir unsern Lesern das Gesammturtheil Julian Schmidt's über unsere classische Epoche nicht vorenthalten:

Fassen wir das Jahrhundert, welches mit dem Sturz Gottsched's beginnt und sich bis zu den Wehen der Julirevolution hinzieht, in ein allgemeines Bild, so finden wir zwar die Farben, welche Frau von Staël anwendet, nicht ganz getroffen: es sah nicht ganz so träumerisch und nebelhaft bei uns aus, wie es der geistreichen Französin vorkam. Aber das Zeitalter erscheint uns doch beinahe so fremd wie in jenem merkwürdigen Buch. Alles wetteiferte, für die Gebilde der Phantasie Andacht und Begeisterung zu empfinden. Man schente sich nicht, was augenblicklich die Seele bewegte, als ewige Wahrheit auszusprechen, und für seine geheimsten Herzensergießungen bei aller Welt eine verwandte Stimmung vorauszusetzen; jede neue Idee fand ihre Apostel und ihre Gläubigen. Je unbefangener man sich forttragen ließ vom Strom des allmächtigen Gemüths, desto unreifer war nicht selten, was man in solchen Irrfahrten gewann: aber es war viel Farbe in dieser liebenswürdigen Zeit, und wir können sie nicht ohne Rührung betrachten. Gleichviel! Die Empörung war nothwendig. Es ist nicht blos der zufällige Wechsel der öffentlichen Stimmung, der uns anders empfinden läßt, nicht blos die größere Breite und Höhe unserer Bildung, die unser Urtheil verändert: wir stehen mit einem ganz neuen sittlichen Princip jenem Jahrhundert gegenüber. Das Leben gilt uns mehr als die Kunst, die Sache mehr als die Person, die sittliche Kraft mehr als die schöne Erscheinung: das Vaterland hat das zerflossene Bild der allgemeinen Humanität verdrängt.

Es ist in der That rührend, wie Julian Schmidt von seinem erhabenen Standpunkte aus unser classisches Zeitalter mit Rührung betrachtet. Noch charakteristischer aber sind die Schlußworte dieser Stelle: „Das Leben gilt uns mehr als die Kunst, die Sache mehr als die Person, die sittliche Kraft mehr als die schöne Erscheinung" — aber, mein Gott, wo sind wir denn? in einem Moralcollegium, oder stehen diese Worte in einer deutschen Literaturgeschichte, die doch im wesentlichen eine Geschichte deutscher Dichtung ist? Da haben wir ja die unglaubliche Begriffsverwirrung, welche längere Zeit in unserer Literatur den Ton angab, die Verwechselung des moralischen und ästhetischen Maßstabes, das Maulheldenthum der sich in die Brust werfenden sittlichen Tüchtigkeit. Wenn Julian Schmidt und seinen Sinnesgenossen das Leben mehr gilt als die Kunst und die sittliche Kraft mehr als die schöne Erscheinung, so mögen sie eine Moralphilosophie schreiben, aber sich nicht auf das Gebiet der ästhetischen Kritik wagen, da ihr Interesse für die Kunst und das Schöne sich unter dem Nullpunkt befindet. Unsere Dichtung mag sich von der classischen darin unterscheiden, daß sie einen größern Reichthum neuer Gedanken und Tendenzen verwerthet; aber ihr höchstes Gesetz ist und bleibt die Schönheit, wie zu unserer classischen Zeit, wie zu allen Zeiten, und wer dies nicht respectirt, dem muß die Literatur mit dem Horazischen Spruch den Weg weisen: „Odi profanum vulgus et arceo!"

Am ausführlichsten bespricht Julian Schmidt den „Wallenstein". Bei dieser Gelegenheit erhalten wir wiederum einige Proben von Schmidt's ästhetischem Kanon. So heißt es z. B.: „Der letzte Zweck der Poesie ist, die Wahrheit des Lebens darzustellen, d. h. das Gesetz des Lebens zu exemplificiren." „Die Natur steht höher als die Poesie; die Geschichte auch; es handelt sich nicht darum, sie zu verbessern, sondern sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen." Der seichteste Naturalismus, die flachsten Anschauungen eines Batteux und Nicolai werden uns mit einer Miene vorgetragen, als handle es sich um noch nie verkündete Offenbarungen. Sähe man nicht aus den zahllosen Excerpten, daß Schmidt unsere Philosophen studirt — man würde dort, wo er selbst den Mund aufthut, keine Spur von diesem Studium bemerken. Als Schiller's zwei Schwächen werden bezeichnet: es mit dem Charakterisiren nicht genau zu nehmen, und „die ideale Empfindung der wirklichen gegenüberzustellen". Das ist eine jener Phrasen, in denen die Gedankenlosigkeit des Autors explodirt — der Dichter soll also die wirkliche, nicht die ideale Empfindung aussprechen! Welch ein Gegensatz! Jeder Dichter idealisirt die Empfindung, die er ausspricht, Goethe wie Schiller; diese Idealität liegt einfach im Begriff des Schönen und der Kunst. Wenn uns im Gegensatz hierzu das „wirkliche" Empfinden aufgetischt wird, so können wir nur an die Schmerzenslaute eines auf die Pfoten getretenen Hundes oder ähnliche Interjectionen der gepeinigten Natur denken, sobald wir überhaupt das Bedürfniß fühlen, etwas dabei zu denken. Daß dies nicht gerade nöthig ist, hat schon Goethe ausgesprochen:

Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein.

Was den zweiten Vorwurf betrifft, daß es Schiller mit dem Charakterisiren nicht genau genommen habe, so ist das allerdings ein landläufiges Gerede, welches nachzuplappern einem Literarhistoriker nicht gerade ziemt. Für den Stil der Tragödie charakterisirt Schiller scharf genug — man darf nur genauer hinsehen, wie markirt sich die Charakterzüge seiner Gestalten herausheben. Der Schein geringerer Schärfe wird nur durch den gleichmäßigen Adel der Diction erzeugt, der sich aber für die Tragödie ziemt.

Von Max und Thekla heißt es, mit Bezug auf die Schlußscene des dritten Actes:

Der junge Offizier hat am Fahneneid, an seinem schlichten Rechtsgefühl nicht genug, er legt die Entscheidung seines innern Conflicts, die Wahl zwischen Vater und Freund, zwischen Pflicht und Neigung, in Thekla's Hände. Sehr galant, aber wenig correct! Der Begriff des kategorischen Imperativs ist dem Menschen immanent, aber nicht sein Inhalt: was unter bestimmten Umständen Landesverrath ist, lernt man nicht in einer Mädchenpension. Thekla's kategorischer Imperativ war, zu ihrem Vater zu halten; wenn ihre Leidenschaft sie gleich Julia anderswohin trieb, so war das ihre Sache, sie durfte es aber nicht für ein Pflichtgebot ausgeben. Das Urtheil mußte sie ablehnen: zum Urtheil über einen Staatsact gehört Sachkenntniß. Um diese reine Stimme aus dem Jenseits zu erwecken, hat Schiller eine Figur geschaffen, die Rahel nicht ganz mit Unrecht als die tragische Gurli bezeichnet; jeder ihrer Entschlüsse, jede ihrer Empfindungen wetteifert mit der andern an Ueberspanntheit, und es gelingt ihr wirklich, den so prächtig angelegten Charakter des jungen Piccolomini zu Sentenzen zu verführen, die man kaum einem Backfisch verzeihen möchte.

Welche seichten Redensarten! „Der junge Offizier hat am Fahneneid, an seinem schlichten Rechtsgefühl nicht genug" — freilich, wenn Max und Wallenstein selbst und die andern am Fahneneid und schlichtem Rechtsgefühl genug hätten, dann wäre die ganze Tragödie überflüssig. Das ist ja alles so selbstverständlich für diese Heroen der sittlichen Kraft. Weil jeder Mensch heute so reglementsmäßig gebildet ist, daß er genau weiß, was er zu thun hat, so gibt es eigentlich keine Conflicte mehr und die Tragiker können ruhig das Feld räumen den gediegenen Männern des kategorischen Imperativs.

„Maria Stuart" wird von Julian Schmidt „ein gemeines Intriguenstück" genannt; die Haderscene „ästhetisch und sittlich unmöglich"; Leicester eine „erbärmliche Figur", die Schiller's innerster poetischer Natur widerstrebte. Von Elisabeth heißt es in classischem Deutsch: „Wer könnte vor dieser ganz gemeinen Heuchlerin, die nicht einmal starken Verstand und Willen zeigt, irgendwelche Theilnahme empfinden."

Nachdem Julian Schmidt durch diese „drastischen" Schimpfwörter Schiller auf einen etwas plebejen Standpunkt herabgezogen hat, findet er zwar die „technische Arbeit meisterhaft", wirft aber dem Stück dabei „den Mangel aller wirklichen Spannung vor, da die Sache von vornherein entschieden ist". Eine meisterhafte Technik bei dem Mangel aller dramatischen Spannung — das sind wieder zwei zu ihrer eigenen Verwunderung aneinander-

geschirrte Redensarten. Eine dramatische Technik, die keine dramatische Spannung erregt, kann nicht meisterhaft sein; denn das Geheimniß dieser Technik besteht eben in der Erregung der Spannung. Diese aber soll fehlen, „da die Sache von vornherein entschieden ist". Die Sache — welche Sache, wenn man einmal diesen trivialen Ausdruck gebrauchen soll? Der Proceß ist freilich entschieden. Unsere Spannung aber geht auf die Befreiungsversuche, auf das Resultat der geschickt sich kreuzenden Fäden. Daß das Stück in hohem Maße spannend ist, davon kann sich Julian Schmidt bei jeder Aufführung an der Haltung des Publikums überzeugen. Man kann der Heldin Passivität zum Vorwurf machen, aber nicht dem Trauerspiel Mangel an Spannung.

Von der „Jungfrau von Orleans" heißt es:

Nicht ohne Grund bezeichnete Schiller selbst sein Trauerspiel als ein romantisches. Einmal hat er aus Gründen künstlerischer Wirkung das Motiv einer ihm fremden Religion zu Grunde gelegt: die Wunder, die Johanna unter erschwerenden Umständen thut, und der Werth, der auf die Keuschheit gelegt wird. Sodann ist der Kern des Ganzen eine Gefühlsverwirrung, um die ihn Tieck hätte beneiden können: die Frage, die sich die Heldin vorlegen muß, ob sie wirklich ein Werkzeug Gottes oder des Teufels sei? Diese Gefühlsverwirrung wird zwar später abgeleugnet, aber die entscheidende Scene des Stücks, das Verhalten Johanna's der Anklage ihres Vaters gegenüber, hätte gar keinen Sinn und wäre ein gemeiner Bühneneffect, wenn nicht in ihrer Seele dabei etwas vorginge. Was dem Dichter vorschwebte, läßt sich wohl verstehen, nur überhört man es über dem Klingklang schöner Verse und über der bunten Pracht ganz äußerlicher Effecte.

„Der Klingklang schöner Verse" — das ist wieder eine jener absurden, aber höchst charakteristischen Wendungen, an denen das Schmidt'sche Werk reich ist. Wenn Schmidt die Ansichten Percy's theilt:

Ich wär' ein Kätzlein lieber und schrie' Miau,
Als einer von den Versballadensängern —

warum beschäftigt er sich denn in drei dicken Bänden mit den letztern, warum bleibt er nicht als Kater Murr im politischen Schmollwinkel liegen, statt uns eine ganze Literaturgeschichte zusammenzupfuschen und zu schnurren? Wenn selbst „schöne Verse" für ihn nur Klingklang sind, warum gesteht er nicht von vornherein seine vollständige Unempfänglichkeit für Poesie ein? Man würde ihm dann eher verzeihen, wenn er den großen Dichtern einen Klingklang schuld gäbe, der nur Folge seines eigenen Ohrensausens ist.

Was den Inhalt der Tragödie betrifft, so erfahren wir, daß der Kern des Ganzen eine Gefühlsverwirrung ist: die Frage, die sich die Heldin vorlegen muß, ob sie wirklich ein Werkzeug Gottes oder des Teufels sei? Wo in aller Welt steht denn das? In Schiller steht's freilich nicht, das gibt Julian Schmidt selbst zu; aber man muß es ergänzen, weil der Anklage des Vaters gegenüber „doch etwas in der Heldin vorgehen muß". Das ist wieder ein Beispiel der classischen Logik unsers Kritikers. Weil etwas in ihr vorgehen muß, muß denn gerade das vorgehen, was Julian Schmidt decretirt? Wie kommt er dazu, in so altkluger Weise den Dichter verbessern zu wollen? Nirgend fällt es der Johanna d'Arc ein, sich für ein Werkzeug des Teufels zu halten — das ist eine Verdrehung des Schiller'schen Grundgedankens. Sie schweigt in jener Scene, weil sie sich schuldig fühlt, nicht als Werkzeug des Teufels, sondern durch die erwachende Herzensneigung zu Lionel. Ihr Monolog am Anfang des vierten Actes ist doch wahrhaftig lang und deutlich genug, ihr Zögern, die Fahne zu ergreifen, hinlänglich bezeichnend, um derartige, auf eine dogmatische Spitze gestellte Interpretationen auszuschließen.

Die Motive, die der Dichter selbst ausspricht, bezeichnet Julian Schmidt mit „angeblich"; diejenigen, die er ihm unterschiebt, führt er mit einem „In Wahrheit" ein. Die ganze kritische Construction, die Schmidt von dieser Tragödie gibt, ist eine verfehlte, weil sie die romantische Einkleidung für die Hauptsache nimmt und sich mit lauter Schatten aus der Ober- und Unterwelt herumschlägt. Der Kern der Tragödie hat aber eine allgemein gültige, auch in die Emancipationsbestrebungen der Gegenwart tief einschneidende Wahrheit: es ist der Conflict, der zwischen einer höhern thatkräftig eingreifenden Mission der Frauen und den Neigungen des Herzens entsteht; es ist ein Problem von tiefer socialer Bedeutung, das aber unserm Kritiker über den Madonnenvisionen, dem schwarzen Ritter u. s. w. verloren geht.

Was man gegen die Vermischung der Weltanschauungen und die Schicksalsidee der „Braut von Messina" geltend gemacht hat, das wird von Julian Schmidt wiederholt; doch auch den in diesem Drama, namentlich in den Chorgesängen hervortretenden, in Formen von unvergänglicher Schönheit gekleideten Gedankeninhalt will er nicht anerkennen. Er sagt:

Dies Uebergewicht des formal Aesthetischen über den eigentlichen Kern der Poesie rächt sich auch an den allgemeinen Aussprüchen, auf die Schiller besondern Werth legt. Die Poesie hat den Zweck, die Einsicht in die Gewalten zu verleihen, welche das Leben regieren. Das thut weder die Handlung des Stücks, noch die Reflexion des Chors: läßt man sich durch die Pracht der Sprache nicht täuschen, so findet man bald Trivialitäten („Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld!"), bald unhaltbare Paradoxien („Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!" Ein Einfall, den der erste beste Blick in die Thierwelt widerlegt).

Wir können diese Aussprüche weder trivial noch paradox finden. Der erste enthält eine sittliche Wahrheit in so prägnanter Form, daß sie zu einem „geflügelten Wort" geworden ist; der zweite ist doch wahrlich in seiner Bedeutung zu verstehen, wenn es auch immer Leute gibt, welche auf den Eichen die Kürbisse wachsen sehen wollen.

„Wilhelm Tell" wird ein „mittelmäßiges Theaterstück" genannt in der beliebten Art und Weise der Schmidt'schen Schulcensuren. Was im übrigen Lob und Tadel des „Tell" betrifft, so ist beides wol richtig vertheilt, aber nicht neu.

Wir haben durch diese Proben gezeigt, wie Julian Schmidt sein kritisches Amt versieht, wo er selbst aus dem Strom seiner, lauter Gerölle von Excerpten fortspülenden

Darstellung mit dem eigenen Kopf hervortaucht. Das bezeichnendste Merkmal seiner Kritik ist die Phraseologie des gesunden Menschenverstandes und das kleinmeisterliche Raisonnement. Die eigentliche Kenntniß der Poetik fehlt gänzlich, ebenso Sinn und Empfänglichkeit für die dichterische Schönheit. Niemals hätte Julian Schmidt in einem Schiller das eingeborene Genie entdeckt, wäre es nicht bereits entdeckt gewesen. Die glänzenden Prädicate, die er hin und wieder dem Dichter ertheilt, kommen auf Rechnung seines anerkannten Ruhms, seine eigene Kritik ist durchaus mäkelnd und nörgelnd, ohne eine Spur warmer Anerkennung und begeisterter Hingabe an das dichterisch Große. Es ist immer derselbe Ton, mit welchem von dem Großen und Kleinen gesprochen wird; alles wird auf das gleiche Niveau gebracht und mit derselben Wasserwage gewogen. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Geschichte der Schweiz seit 1830.

(Beschluß aus Nr. 47.)

Um die Bedeutsamkeit dieser Stellung in ihrem ganzen Umfang zu begreifen, ist es nöthig, auch die Beziehungen der Schweiz zum Auslande während der Herrschaft des Bundesvertrags von 1815 ins Auge zu fassen. Daß die aristokratischen Regierungen bis zu ihrem Sturz im Jahre 1830 mit den fremden Mächten im besten Einvernehmen standen, bedarf kaum der Erwähnung. Sie hatten die nämlichen Regierungsgrundsätze wie jene und befolgten in Unterthänigkeit alle Befehle, welche ihnen von Paris oder Wien gegeben wurden. Die cantonalen Umgestaltungen von 1830 und 1831 konnten ohne Einmischung des Auslandes vor sich gehen, theils weil man befürchtete, daß die Schweiz im Julikönigthum eine mächtige Hülfe finden möchte, theils weil die revolutionären Bewegungen in Deutschland und Polen die Aufmerksamkeit der Mächte in Anspruch nahmen. Als diese Furcht vor Frankreich einigermaßen geschwunden und die Ordnung in Deutschland und Polen wiederhergestellt war, zögerte man nicht mehr, gegen die Schweiz aufzutreten. Weil man wol wußte, daß eine kräftigere Gestaltung des Bundes den Einfluß der Mächte schwächen oder gar vernichten müßte, wurde schon im Juni 1832 in Wien ein Memorandum entworfen, das zur Grundlage gemeinschaftlicher Instructionen an die Gesandtschaften der Großmächte dienen sollte. Darin wurde der Schweiz das Recht der freien Bundesconstituirung abgesprochen und die Garantie der immerwährenden Neutralität als verwirkt erklärt, wenn die wesentlichen Grundlagen des Bundesvertrags von 1815 geändert würden. Da zugleich Oesterreich zahlreiche Truppen an der Grenze zusammenzog, beschloß die Tagsatzung, die nöthigen militärischen Vorsichtsmaßregeln den Cantonen zur Pflicht zu machen. Diese kräftige Haltung und zugleich die Ueberzeugung, daß Frankreich zur Unterdrückung der Schweiz die Hand noch nicht bieten würde, veranlaßte die Mächte, einstweilen die Angelegenheit noch nicht weiter zu führen; aber es war nur zu offenbar, daß man nur auf eine Veranlassung wartete, um der Schweiz neue Verlegenheiten zu bereiten, denn die freien Verfassungen, welche sich die Cantone gegeben hatten, waren und blieben ihnen ein Greuel. Einstweilen erhielten ihre bezahlten Organe den Befehl, die Schweiz als den Mittelpunkt aller revolutionären Bewegungen zu verleumden und zugleich dieselbe als von der wildesten Anarchie zerrissen darzustellen. Allerdings herrschte bald in diesem, bald in jenem Canton größere oder geringere Aufregung, die meist durch die aristokratischen und pfäffischen Umtriebe hervorgerufen wurde; allein nur böser Wille konnte darin Anarchie erblicken, denn selbst bei zahlreichen Volksversammlungen, die weder von Polizei beaufsichtigt, noch von Militär gemaßregelt wurden, herrschte stets die größte Ordnung. Allein gerade diese Ordnung war den Diplomaten ein Dorn im Auge. Daher ergriffen sie jede Gelegenheit, der Schweiz Schwierigkeiten zu bereiten, selbst dann, wenn es klar vorlag, daß man keinen Grund dazu habe. Allerdings wurden die fragenden Regierungen sehr häufig durch ihre Spione, die sie in großer Anzahl in der Schweiz unterhielten, falsch berichtet; denn wenn diese keine Veranlassung zu Anklagen gegen die Eidgenossenschaft oder die einzelnen Cantone fanden, so stellten sie entweder unbedeutende Erscheinungen als bedenkliche Anzeichen revolutionärer Umtriebe dar oder sie berichteten offenbare Lügen. Es war dies eine natürliche Folge des Spionirsystems. Denn da die Spione nur so lange ihr ehrenvolles und gut bezahltes Amt zu behalten hoffen konnten, als die Mächte, von denen sie unterhalten wurden, Furcht vor der Schweiz hatten, mußten sie alle möglichen Mittel ersinnen, diese Furcht zu erhalten. Dazu gaben ihnen die deutschen Flüchtlinge, die in großer Anzahl in der Schweiz lebten, durch ihr oft unsinniges Benehmen nur zu häufig Veranlassung; denn es waren viele darunter, welche mit Absicht die Schweiz in Verwickelungen mit den Mächten zu stürzen suchten, weil sie sich der Hoffnung hingaben, daß ein Krieg mit der Schweiz eine Revolution in Deutschland zur Folge haben müsse. Dennoch war alles, was sie thaten und sprachen — denn am Ende lief alles auf phrasenhaftes Geschwätz aus — von so wenig Bedeutung, daß man in Deutschland ganz ruhig hätte sein können. Sie suchten unter anderm die deutschen Handwerksburschen, welche in der Schweiz arbeiteten, für ihre revolutionären Ansichten zu gewinnen, und es gelang ihnen, politische Vereine unter denselben zu gründen. Sie lebten der Hoffnung, daß, wenn diese in ihr Vaterland zurückkehrten, sie die revolutionären Ansichten weiter verbreiten würden, wobei sie freilich vergaßen, daß der deutsche Revolutionär sogleich zum gehorsamsten Unterthan wird, sobald er ein Amt erhält oder sich häuslich niederläßt. So wenig die Regierungen vor diesem Treiben zu fürchten hatten und wahrscheinlich auch fürchteten, so erschienen doch Noten auf Noten, die oft die kühnsten Forderungen stellten und mit Gewaltmaßregeln drohten. Bemerkenswerth, aber nicht auffallend ist es, daß die fremden Mächte gleich mit Drohungen bei der Hand waren, wenn sich in irgendeinem Canton liberale Bewegungen kundgaben, dagegen die blutigen

Aufstände der Conservativen oder der Jesuitenpartei in Zürich und Wallis vollständig ignorirten. Die eben erwähnte Gründung der Handwerkervereine hatte zur Folge, daß die deutschen Handwerksburschen aus der Schweiz zurückberufen wurden und man überhaupt das Wandern in dieses Land gänzlich verbot. Am lächerlichsten benahmen sich dabei die kleinern Staaten, z. B. Baden, welches im Jahre 1836, wenn wir uns recht erinnern, allen Bürgern des Cantons St.-Gallen, der damals im Rufe des Radicalismus stand, den Eintritt in das Großherzogthum versagte. St.-Gallen erklärte zwar, daß es auch keinem Unterthan des Großherzogs den Zutritt in St.-Gallisches Gebiet gestatten würde, wies aber zugleich die Grenzpolizeien an, niemand zurückzuweisen, weil es die Einwohner des Großherzogthums nicht für den Unsinn ihrer Regierung bestrafen wollte. Nur als ein badischer Minister in Rorschach aus dem Dampfschiff gestiegen war, um sich in einen appenzellischen Curort zu begeben, wurde er mit aller Höflichkeit wieder in dasselbe zurückgeführt. Bald darauf hob Baden sein Verbot auf. Auch Baiern hatte große Furcht, daß seine Unterthanen in St.-Gallen angesteckt werden möchten; dies geht wenigstens daraus hervor, daß in einem in München ausgestellten Paß die Bemerkung stand, daß dem Paßinhaber, der nach dem Canton Appenzell reisen wollte, dies nur unter der Bedingung gestattet würde, den Canton St.-Gallen *nicht* zu betreten: eine Bedingung, die er freilich nicht halten konnte, da Appenzell bekanntlich ganz vom Canton St.-Gallen eingeschlossen ist.

So schroff und unverantwortlich das Benehmen der deutschen Staaten, namentlich Oesterreichs, gegen die Eidgenossenschaft war, so wurde es von dem französischen Bürgerkönigthum noch überboten, das, seines Ursprungs vergessend, in das Fahrwasser der heiligen Allianz eingelenkt hatte und, wie alle Apostaten, die frühern Meinungsgenossen mit der größten Wuth verfolgte. Auch hier gaben die sogenannten Umtriebe der Flüchtlinge den Vorwand zu dem diplomatischen Krieg von seiten des damaligen Ministers Thiers, der, von seinem Gesandten Montebello kräftig unterstützt, auf das bitterste geführt wurde. Der Minister wie der Gesandte erlaubten sich Zumuthungen und Drohungen, die das Nationalgefühl des Schweizervolks auf das tiefste verletzten. Die ganze Schändlichkeit der Diplomatie zeigte sich aber am offenbarsten in der sogenannten Conseilgeschichte. Im Juli 1836 erließ nämlich der Herzog von Montebello eine *Note* an den Vorort, worin er von diesem in anmaßendem Tone verlangte, die Cantone anzuweisen, einen gewissen Flüchtling, Namens Conseil, verhaften und über die Grenze schaffen zu lassen, der bei dem Fieschi'schen Attentat betheiligt gewesen sei und sich zu den revolutionärsten Meinungen bekenne; er habe sich, hieß es weiter, in Paris einen Paß als Napoleon Cheli zu verschaffen gewußt. Es gelang wirklich, dieses Menschen habhaft zu werden; aber infolge der Untersuchung stellte sich heraus, daß er ein Spion der französischen Polizei war, von der er in die Schweiz geschickt worden, um die Flüchtlinge auszukundschaften und zu ungesetzlichen Schritten zu verleiten. Es ergab sich, daß er sogar von der französischen Gesandtschaft in Bern einen falschen Paß auf den Namen Hermann und zehn Napoleons erhalten hatte. Natürlich wurde von der Diplomatie alles geleugnet und die schweizerischen Behörden beinahe geradezu des Betrugs beschuldigt, Frankreich forderte Genugthuung und ließ an der ganzen westlichen Grenze eine strenge Sperre eintreten, durch welche aller Verkehr unterbrochen wurde. Leider ließ sich die Tagsatzung dadurch in Schrecken jagen; sie hob den Beschluß, die Untersuchungsacten nach Frankreich zu schicken, wieder auf, und erklärte mit entwürdigender Unterwürfigkeit, daß alles auf Misverständnissen beruhe. Die öffentliche Meinung in ganz Europa ließ sich jedoch nicht täuschen und das Treiben der französischen Diplomatie erregte überall den tiefsten Abscheu.

Nicht lange nachher kam die Schweiz nochmals in Conflict mit Frankreich. Der Prinz Louis Napoleon, jetziger Kaiser der Franzosen, der im Canton Thurgau und somit in der Schweiz das Bürgerrecht erworben hatte, war von dort aus nach Strasburg gegangen, und hatte dort versucht, einen Aufstand gegen das Julikönigthum zu erregen. Da er die erwartete Unterstützung seitens der Garnison wie der Bevölkerung nicht fand, gelang es leicht, ihn gefangen zu nehmen. Die französische Regierung ließ ihn nach Amerika bringen, von wo er jedoch nach dem Thurgau zurückkehrte. Nun verlangte der König Ludwig Philipp, daß ihn die Tagsatzung des Landes verweise. Es war dies wieder eine Zumuthung, die sich nicht im mindesten rechtfertigen ließ. Der Aufstandsversuch des Prinzen in Strasburg ging weder die Eidgenossenschaft, noch insbesondere den Canton Thurgau an; es war eine Handlung, die allein in Frankreich, aber in keinem andern Lande strafbar war. Auch erklärte der Canton Thurgau auf das entschiedenste, daß er der Anmaßung der französischen Regierung auf keine Weise nachgeben würde. Diese drohte mit Gewaltmaßregeln, aber nun erhob sich das ganze schweizerische Volk wie Ein Mann und verlangte, daß die Tagsatzung die Ehre der Schweiz wahre. Am kräftigsten erhob sich die Bevölkerung in denjenigen Cantonen, welche der Gefahr am meisten ausgesetzt waren, in Genf und Waadt. Diese boten ihre Truppen auf, noch ehe die Tagsatzung den Befehl dazu gegeben hatte, und besetzten die Grenzen. Es wäre auf jeden Fall zum Krieg gekommen, wenn nicht der Prinz Napoleon erklärt hätte, daß er die Schweiz freiwillig verlassen wolle, um das Land, das ihn gastfreundlich aufgenommen, nicht den Wechselfällen eines Kriegs auszusetzen. So ging die Gefahr vorüber, in der sich die Schweiz wieder ihrer Ahnen würdig gezeigt und der Welt bewiesen hatte, daß sie bereit sei, die größten Opfer für die Bewahrung ihrer Selbständigkeit zu bringen.

Wie fein die Diplomatie oft bei der Auslegung der Verträge zu Werke geht, haben auch die neuenburger Wirren bewiesen. Zwar war der König von Preußen zugleich Fürst von Neuenburg, aber nicht als König von Preußen, welcher Staat in keinerlei Art in Beziehung zu Neuenburg

stand. Ebenso wenig wie der König von England als solcher im Königreich Hannover das Geringste zu verfügen hatte, ebenso wenig hatte der König von Preußen als solcher im Fürstenthum Neuenburg zu gebieten. Kein englischer Minister hätte es gewagt, irgendetwas mit Bezug auf Hannover zu verfügen; aber die preußischen Minister maßten sich an, sich in die neuenburgischen und somit in die schweizerischen Angelegenheiten zu mischen, obgleich Preußen nicht einmal im losesten Allianzverhältniß mit Neuenburg stand, obgleich die Aufnahmsurkunde des Fürstenthums als einundzwanzigster Canton der Eidgenossenschaft die ausdrückliche Bestimmung enthielt, daß einzig und allein die in Neuenburg residirende Regierung die innern Angelegenheiten zu leiten und keine weitere Sanction oder Genehmigung einzuholen habe (Art. 1). Zwar war der Gouverneur des Fürstenthums kein Neuenburger, aber er war nicht als Preuße vom König von Preußen, sondern vom Fürsten von Neuenburg ernannt, woraus schon deutlich hervorging, daß das Königreich Preußen mit dem Fürstenthum Neuenburg in keinem Staatsverband stand. Es war daher eine gänzliche Verkennung der vertragsmäßigen Verhältnisse, als der Staat Preußen sich in die neuenburger Angelegenheiten mischte und 1856 sogar die Eidgenossenschaft mit Krieg bedrohte. Was soll man aber zu dem Benehmen des Deutschen Bundes, insbesondere aber zu dem der südlichen Staaten sagen, welche damals dem preußischen Heere den Durchzug gegen die Schweiz gestatteten? War schon Preußen nicht befugt, in die neuenburger Angelegenheiten thatsächlich einzugreifen, so war es der Deutsche Bund, so waren es Baiern, Würtemberg und Baden noch viel weniger, da Neuenburg noch weniger zum Deutschen Bund gehörte als zu Preußen. Und außerdem war diese Nachgiebigkeit gegen Preußen nicht blos eine politische Schwäche, sie konnte die bedenklichsten Folgen haben, da die Regierungen dieser Staaten ihre Länder der naheliegenden Gefahr aussetzten, zum Kriegsschauplatz zu werden. Glücklicherweise war der König Friedrich Wilhelm IV. weiser als seine Minister, weiser als die Regierungen der Südstaaten, und verzichtete lieber auf den Besitz des Fürstenthums, der übrigens für ihn als König von Preußen nicht den geringsten Werth hatte und ihn zudem mit der Eidgenossenschaft in fortwährende Collisionen brachte, als daß er die Schweiz und Süddeutschland dem Unglück eines Kriegs ausgesetzt hätte, der zudem mit der Zeit größere Dimensionen hätte annehmen können.

Das letzte Auftreten der Diplomatie in den schweizerischen Angelegenheiten während des Zeitraums, den die uns vorliegenden Schriften behandeln, war auch das unverzeihlichste. Es spielte namentlich Frankreich und der jesuitenfreundliche Protestant Guizot eine traurige Rolle, was er im letzterschienenen Bande seiner Memoiren selbst eingestehen muß, so viele Mühe er sich auch gibt, sein Treiben nicht zu rechtfertigen — denn das ist nicht möglich —, sondern wenigstens zu entschuldigen. Die Diplomatie ließ ihren bösen Willen schon darin durchblicken, daß sie ohne weiteres den Standpunkt des Sonderbundes einnahm. Dieser begründete nämlich seine Widersetzlichkeit gegen den Bund damit, daß er, wie schon erwähnt, die Behauptung aufstellte, man beabsichtige eine Umgestaltung des Bundes im Sinne vollständiger Centralisation, sodaß an die Stelle des Staatenbundes eine einheitliche Republik treten sollte. Obgleich diese Behauptung durchaus lügenhaft war und die oberflächlichste Kenntniß der schweizerischen Verhältnisse auf das unzweifelhafteste überzeugen mußte, daß man an eine Umgestaltung des Bundes in diesem Sinne nicht im entferntesten denke, so nahm die Diplomatie dies doch als bewiesen an und begründete darauf ihre weitern Schritte. Aber zu feig, um entschiedene Maßregeln zu ergreifen und eine von dem Sonderbund zwar nicht ausdrücklich verlangte, aber doch hinlänglich angedeutete Intervention eintreten zu lassen, suchte sie auf dem Wege der Intrigue und des falschen Spiels ihre Zwecke zu erreichen. Sie wagte noch nicht, den Sonderbund förmlich anzuerkennen, aber die Gesandten von Oesterreich, Frankreich, Rußland und Preußen verließen Bern, den Sitz der Tagsatzung, wodurch sie andeuteten, daß sie den diplomatischen Verkehr mit dem Bunde abzubrechen geneigt seien. Der französische Gesandte Boislecomte, ein erklärter Jesuitenfreund *), hatte sogar die Keckheit, als sich die Eidgenossenschaft schon im Kriegszustande befand und aller Verkehr zwischen den bundesgetreuen Ständen und den revolutionären Cantonen abgebrochen war, vom eidgenössischen Obergeneral ein Schutzgeleite für einen seiner Gesandtschaftssecretäre zu begehren, den er ins sonderbündische Lager zu senden beabsichtigte. Als ihm dies begreiflicherweise abgeschlagen wurde, schickte er heimlich Abgeordnete nach Luzern und Wallis, um zum äußersten Widerstand zu ermuthigen und das Eintreten fremder Intervention in wenigen Tagen als gewiß zuzusichern. Der preußische Gesandte erklärte, daß Neuenburg im Kampfe neutral bleiben und daß der König von Preußen die Verletzung der Neutralität als eine gegen ihn verübte Feindseligkeit betrachten würde. Die Tagsatzung wies diese Einmischung mit aller Energie zurück.

Während dieser diplomatischen Schachzüge war der Sonderbund besiegt und aufgelöst worden, und die Häupter der Partei befanden sich auf der Flucht. Nichtsdestoweniger beharrte die Diplomatie darauf, ihn als fortbestehend zu erklären. Frankreich, Oesterreich und Preußen richteten Noten an den Präsidenten der Tagsatzung und an den flüchtigen Präsidenten des sonderbündischen Kriegsraths, worin sie ihre Vermittelung anboten; sie schlugen darin eine Conferenz von Bevollmächtigten der fünf Großmächte, einem Abgeordneten der Tagsatzung und einem Abgeordneten des Sonderbundes vor, um die obschwebenden Streitpunkte friedlich zu erledigen, und zwar auf den Grundlagen, daß die Jesuitenfrage dem Papste anheimgestellt, die Unabhängigkeit und Souveränetät der Sonderbundscantone besonders gewährleistet und ohne Einwilligung aller Bundesmitglieder nichts an der Bundesacte geändert werde, worauf sich der Sonderbund aufzulösen habe.

*) Daß Guizot keine schlechtere Wahl hätte treffen können, gibt er selbst zu. („Mémoires", VIII, 516.)

Diese Zumuthungen wies die Tagsatzung mit würdiger Entschiedenheit zurück und ließ namentlich den französischen Minister eine Sprache hören, die ihn hätte tief beschämen müssen, wenn er einem solchen Gefühl zugänglich gewesen wäre. Fedderſen sagt:

Kläglich stand besonders die französisch-österreichische Diplomatie da. Erst hatte sie den Sonderbund so weit angetrieben, bis er den Kampf wagte, im entscheidenden Augenblick ließ sie ihn mit der versprochenen Hülfe im Stich; nach Austrag der Sache wollte sie noch eine komische Vermittelungsrolle spielen, aber vergebens sah sie sich jetzt nach einem festen Halt um. Ihr Unmuth mußte um so größer sein, als die Völker ringsum sich aufrichtig des Siegs der eidgenössischen Sache freuten und ihre lebhafteste Theilnahme — zum Theil in Adressen an die Tagsatzung — bezeugten. Am bezeichnendsten war eine Demonstration in Rom, wo der Fall Luzerns unter den Augen des Papstes durch einen Fackelzug vor der Wohnung des schweizerischen Consuls gefeiert wurde.

Wie dankbar die Häupter der Jesuitenpartei dafür waren, daß die fremden Mächte ihnen Geld und Waffen, selbst schweres Geschütz und höhere Offiziere zuschickten, daß ihre Diplomaten alles in Bewegung setzten, um dem Sonderbund zum Siege zu verhelfen, das ersieht man aus dem Schlußworte des dritten Bandes der Siegwart'schen Darstellung. Er sagt:

Es ist bekannt, daß die Tagsatzung sich nicht im mindesten an die gemeinsame Note der Mächte kehrte, sondern die militärische Besetzung der sieben Stände fortdauern ließ u. s. w. Die europäischen Mächte ließen nicht nur alles dieses geschehen, sondern Frankreich und Oesterreich anerkannten infolge innerer Umwälzungen die neuen Zustände der Schweiz und traten mit ihr wieder, als ob nichts geschehen wäre, in freundlichen Verkehr. Das war und ist europäische Politik: Intrigue, Schwäche, Grundsatzlosigkeit, Anerkennung jeder vollendeten Thatsache, ohne alle Rücksicht auf Recht oder Unrecht. So lange sie auf dieser Bahn fortwandelt, werden die Völker und Nationen niemals der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Wohlfahrt sich erfreuen.

Siegwart hat hierin vollkommen recht, nur hätte er, um ganz wahr zu sein, noch beifügen sollen, daß diese Politik die der Jesuiten und der sogenannten Conservativen ist, daß es die seinige war, und daß sie sich noch außerdem durch Rachsucht, Härte und selbst Grausamkeit gegen die besiegten Gegner kennzeichnet.

Um die Wahrheit der Siegwart'schen Definition recht lebendig hervortreten zu lassen, theilen wir schließlich noch den Schluß des dem Sonderbund gewidmeten Kapitels in Guizot's „Mémoires" mit (VIII, 517):

Unsere Politik beruhte auf der doppelten Voraussetzung, daß, vom rechtlichen Standpunkt aus betrachtet, die Sache des Sonderbundes gut sei, und daß sein Widerstand kräftig und lang sein würde. Wir hatten recht, was den ersten Punkt betrifft: der Bundesvertrag, die Unabhängigkeit der Cantone in ihren innern Verhältnissen*), die Freiheit der religiösen Association**), die Freiheit des Unterrichts***), die Achtung und die Gewährleistungen, welche die Majorität der Minorität schuldig war*); alle Grundsätze einer freien Regierung und der europäischen Ordnung waren auf seiten des Sonderbundes**); wir gaben ihm offen unsere moralische***) Unterstützung, aber wir betrachteten die materielle Intervention zu seinen Gunsten wie ein letztes und unangenehmes Mittel, das wir nur dann ergreifen wollten, wenn in der Ansicht Europas und im Gefühl der Schweiz selbst das Unglück des Bürgerkriegs und der Anarchie es nothwendig gemacht hätten.

Wie stimmt aber diese letzte Behauptung mit dem, was Siegwart (III, 955) berichtet?

Am 22. November kam Herr Hamon, Auditor beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten von Paris, vom Minister Guizot eigens abgesandt, nach Luzern, um den Stand der Dinge in Augenschein zu nehmen und darüber Bericht zu erstatten. Er hatte eine Unterredung zuerst mit mir, dann mit Herrn Staatsschreiber Bernhard Meyer. Aus allen seinen Reden schien hervorzugehen, daß das französische Ministerium wünschte, wir möchten den Kampf bis aufs äußerste führen und uns so lange als möglich halten, damit es Zeit gewänne, seine Maßregeln zu nehmen.

Also Guizot wollte zwar die Intervention nur dann eintreten lassen, wenn der Bürgerkrieg zu lange dauern sollte; aber er sorgte auch zugleich dafür, daß ihm dieser Vorwand gegeben werde! 35.

*) Diese Unabhängigkeit war nie bedroht, sondern nur der ungesetzliche Widerstand gegen rechtmäßige Beschlüsse der Bundesbehörde.

**) Diese war nie beschränkt worden; man hatte nur Klöster aufgehoben, welche stets Zwietracht zwischen den Confessionen und Aufstände gegen die Regierungen erregten.

***) Diese war nur insoweit beschränkt worden, als man den in religiöser und politischer Beziehung verderblichen Einfluß der Jesuiten vernichten wollte, die sich zudem als Lehrer höchst unfähig erwiesen hatten.

*) In jedem wohlgeordneten Staat muß sich die Minorität der Majorität unterwerfen, namentlich in einem republikanischen Staatswesen, wo die Minorität, wenn das Recht auf ihrer Seite ist, auf gesetzlichem Wege durch Belehrung jeden Augenblick zur Majorität werden kann.

**) Wie soll man eine solche Behauptung im Angesicht der offenbarsten Thatsachen bezeichnen?

***) Oder vielmehr höchst unmoralische!

Militärische Studien.

1. **Studien über Taktik von M. Grivet. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe von J. Körbling. Mit 40 Illustrationen. Weimar, Voigt. 1866. Gr. 8. 25 Ngr.**

In dem kurzen Vorworte des französischen Verfassers befremdet der Ausspruch, daß die kriegswissenschaftlichen Werke selten und dem Offizier oftmals nicht zugänglich seien. Wir sollten meinen, auch die französische kriegswissenschaftliche Literatur sei reich genug; der zweite Theil des Satzes mag dort vielleicht richtig sein, in den deutschen Armeen, namentlich in der preußischen, ist aber durch die Regimentsbibliotheken dafür gesorgt, daß auch dem ärmsten Offizier, der sich Bücher nicht selbst kaufen kann, wenigstens die wichtigsten Werke der Militärliteratur zugänglich sind. Mit Recht macht der deutsche Uebersetzer auf die Nothwendigkeit des Kriegsstudiums für jeden Truppenführer aufmerksam, er erinnert an Napoleon's Aussprüche darüber, an Friedrich's des Großen Wort: „Ein Maulthier, das elf Feldzüge unter dem Prinzen Eugen gemacht hat, ist darum noch kein Taktiker", und an die Bestrebungen des Königs für die kriegswissenschaftliche Bildung seiner Offiziere. Wir könnten selbst Blücher, den die sogenannten Praktischen immer als Beispiel anführen, umgekehrt als Autorität für die hohe Wichtigkeit des Wissens nennen, die er oft genug ausdrücklich anerkannt hat. Grivet's Werk ist ein Beitrag zum Studium der Taktik, es führt die bisjetzt angenommenen Formen derselben in kurzen Umrissen vor und gibt dazu Beispiele von den Schlachtfeldern. Er sagt:

Beim Studium der Kriegsgeschichte gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die Sieger immer durch überlegene Taktik die Erfolge gewannen: ihre Armeen waren sowol in den Gesammtbewegungen, als in den Details der Manöver besser ausgebildet als ihre Gegner.

Im allgemeinen mag das gelten, die Geschichte hat aber doch Beispiele genug, daß wohlgeübte Truppen im Kampfe gegen taktisch gar nicht ausgebildete Haufen erlegen sind. Das Geheimniß des Siegs hat noch niemand ganz ergründet. Der Verfasser will lediglich vom taktischen Gesichtspunkte aus den Siebenjährigen Krieg und die Kriege der Republik und des Kaiserreichs besprechen, doch sendet er eine kurze Uebersicht der vorhergehenden Kriegsbegebenheiten voraus — seit dem Falle des römischen Kaiserreichs. Sie ist sehr oberflächlich; das ganze spanische und deutsche Kriegswesen zur Zeit Maximilian's und Karl's V., das für die Entwickelung der Taktik so überaus wichtig war, ist mit keinem Worte berücksichtigt. Dagegen ist die preußische Taktik unter Friedrich dem Großen, für welche Guibert vorlag, besser behandelt — nur verstehen wir manchen Satz nicht. Friedrich habe einen alten, den Anschauungen damaliger Zeit entsprechenden Brauch abgeschafft, nach welchem die Grenadiere von ihrem Regiment abgetrennt wurden und eigene Bataillone bildeten? Gerade umgekehrt! Die Grenadiercompagnien (bei jedem Bataillon eine) wurden unter ihm zum Gefecht in Grenadierbataillone von vier Compagnien vereinigt, welche seit dem Siebenjährigen Kriege auch zusammen blieben. Ebenso unklar ist uns die Behauptung, daß der Flankenmarsch bei Leuthen nicht im Angesicht des Feindes ausgeführt worden sei. Aus österreichischen Berichten von Augenzeugen (Cogniazzo) ist bekannt, daß die kaiserliche Armee diesen Flankenmarsch sah, ohne ihn zu begreifen, daß Daun äußerte: „Die guten Leute paschen ab, lassen wir sie!", daß ein alter Hauptmann in einer Gruppe von Offizieren auf die Frage des Generals Puebla: was sie davon dächten, geantwortet: „Wir lassen uns den Hund in die Küche laufen, die Preußen wollen unsern linken Flügel attakiren." Grivet hat gerade die Musterschlacht der preußischen Taktik ausgeschlossen. Einzelnes in der Darstellung, wie überhaupt manches in dem Werke hätte der Uebersetzer, da er es deutschen Offizieren nutzbar machen wollte, in Anmerkungen erläutern oder berichtigen sollen, er mag sich aber wol durch Rücksichten auf den Verfasser darin gebunden erachtet haben. Das Werk ist ein verdienstliches, das erkennen wir an, doch steht es, wie wir ihm nicht verdenken wollen, ganz auf dem französischen Standpunkte. Im ganzen folgt es dem Ideengange des Generals Renard in dessen Betrachtungen über die Taktik der Infanterie, und darum finden wir auch hier die Ansicht wieder, daß Ménil-Durand's System von 1774, die ganze Taktik der Armeen der Republik und des Kaiserreichs, die gegenwärtig von allen Armeen Europas angenommene Taktik sei und darin das unsterbliche Verdienst Ménil-Durand's liege. Wir verkennen das letztere gewiß nicht und haben uns bei unsern Vorlesungen über Geschichte der Kriegskunst viel damit beschäftigt; aber es ist doch eine nachträgliche Construction, die Taktik, die sich in den Kriegen der Revolution aus der Macht der Verhältnisse entwickelte (wie unter gleichen Umständen überall), auf einen principiellen Ursprung zurückzuführen. Die Schriftsteller, welche in jenen Kriegen mitgekämpft, theilweise auch mit organisirt haben, sagen davon nichts (Duhesme, Gouvion St.-Cyr u. a.). Gerade die Träger der vorigen Ideen waren ja zum größten Theil emigrirt (ganze Offiziercorps), und die neuen, von den untersten Graden rasch aufsteigenden Führer wußten wol von Ménil-Durand und seinen immerhin gesunden taktischen Vorschlägen gar nichts. Sein Perpendikulärsystem die französische Taktik oder Schule zu nennen, ist ganz unpassend, da es in Frankreich nie zur Geltung gekommen ist; die Uebungslager zu Metz und Vassieux 1778 und die Versuche mit Manövern führten zum Siege der Linientaktik. Doch konnten die großen Vortheile der Colonnentaktik nicht übersehen werden und sind jedenfalls auf der Kriegsschule zu Paris mit vorgetragen worden, wo sie denn Napoleon als Schüler gehört haben mag. Als er aber an die Spitze einer Armee trat, fand er die rechten Formen nicht aus Ménil-Durand's Zeit, sondern auf den Schlachtfeldern, wie andere Feldherrn auch die Formlosigkeit der ersten Kämpfe in den Revolutionskriegen schon in zweckmäßiger Weise geregelt hatten. Die Taktik des Kaiserreichs als französische bezeichnet, lassen wir vollkommen gelten und erkennen an, daß sie im vorliegenden Werke geistreich dargestellt ist.

In den Beschreibungen der Schlachten werden immer die taktischen Momente richtig hervorgehoben, die Formationen bezeichnet und deren nothwendige Erfolge charakterisirt. Daß die glorreichen Kriege ausführlicher und mit Vorliebe, die letzten unglücklichen kürzer behandelt sind, finden wir erklärlich, wenn wir auch die Behauptung in Betreff der Feldzüge 1813 und 1814, daß Napoleon als einfacher General ohne Zweifel siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen sein würde, etwas gewagt nennen müssen. Beiläufig, die preußische Brigade von 1812 ist nicht neun, sondern sieben Bataillone stark gewesen. Ein interessantes Kapitel schildert die Verstöße gegen die Taktik in jener Zeit, der Verfasser findet sie in der Anwendung großer geschlossener Massen zum ersten mal bei Eylau, dann mehrfach gegen die Engländer in Spanien, zuletzt bei Waterloo. Für letztere Schlacht hätte er, statt auf Damitz (d. h. Grolman), doch lieber auf das neueste Zeugniß von Charras reflectiren können — den aber citirt wol kein Franzose gern! Im letzten Kapitel folgen Betrachtungen über die taktischen Grundsätze einiger Staaten Europas. Nachdem ausgesprochen worden, daß auch Rußland nach dem Krimkriege die moderne Taktik in ihren reinsten Grundsätzen angenommen habe, und diese Grundsätze in den Vorschriften der deutschen Mächte vollkommen bestimmt seien, wird besonders die Manövrirvorschrift der österreichischen Armee besprochen, die der Verfasser als vortrefflich anerkennt, worin wir ihm vollkommen recht geben; auch die Vorzüge der preußischen Compagniecolonnen in ihrer bestimmten Formation werden, wenn

auch nicht eingehend, beleuchtet. Dem französischen Reglement bevorstehende oder gewünschte Verbesserungen sind zum Schlusse angedeutet. Das Werk in seiner guten Uebersetzung, mit eingedruckten übersichtlichen Plänen und taktischen Zeichnungen, vom Verleger anständig ausgestattet, kann militärischen Studien eine anregende Lektüre bieten.

2. Studien kriegswissenschaftlichen Inhalts. Oldenburg, Schulze. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Ursprünglich, wie das Vorwort sagt, waren die Aufsätze, welche in diesen „Studien" zusammengefaßt sind, nicht zur Veröffentlichung bestimmt, sondern zur eigenen Unterhaltung und Belehrung geschrieben. Aufforderung von verschiedenen Seiten hat den Verfasser jedoch veranlaßt, sie drucken zu lassen. Die erste Studie „Ueber den Einfluß der gezogenen Handfeuerwaffen auf die Kriegführung" ist im Jahre 1858, also vor dem italienischen Kriege geschrieben. Seit diesem und dem dänischen Kriege haben sich die Ansichten über den Gegenstand wesentlich geklärt und wir können dem Schlusse des Verfassers, daß der Einfluß gezogener Handfeuerwaffen auf die mittlere Wirkung des Kleingewehrfeuers sehr gering sein werde, nur dann beistimmen, wenn jene Waffen falsch gebraucht werden. Der Verfasser legt aber besondern Werth auf die Art der Begründung seiner Ansichten und wir wollen gern anerkennen, daß dieselbe mit logischer Schärfe zu Werke gegangen ist, nur fürchten wir, daß sie dadurch für den Soldaten an frischer Darstellung verloren hat. Hinsichtlich der übrigen Studien sagt der Verfasser selbst, daß sie Ansichten vertreten, welchen kaum ein Leser vor ihrer Prüfung zustimmen werde und nach derselben auch nur wenige beipflichten würden. Es ist ihm aber darum zu thun, Streitfragen ins Leben zu rufen, welche den Interessen der Wahrheit nur förderlich sein können. Damit sind wir vollkommen einverstanden. Ob aber der Verfasser seinen militärischen Lesern, mit Ausnahme eines kleinen Theils, nicht gerade durch seine abstracte Behandlung die Prüfung erschwert, vielen die Lectüre ganz verleidet? Die zweite Studie: „Ueber den Werth der verschiedenen Feuerarten", kommt zu dem Resultat, daß man gegen attakirende Colonnen am besten combinirtes Schützen- und Massenfeuer anwenden werde — warum sollte man das bestreiten? Die dritte vergleicht Bataillonslinie und Angriffscolonne und bedient sich dabei, gestützt auf John Stuart Mill's System der deductiven und inductiven Logik, der deductiven Methode, die er zuvor auf einigen Seiten charakterisirt und für die Kriegswissenschaften nutzbar gemacht haben will. Der Vergleich fällt zu Gunsten der Colonne aus, und wir wüßten nicht, daß neuere taktische Schriften anders geurtheilt hätten. Die vierte Studie enthält Untersuchungen über die Bedingungen des kriegerischen Erfolgs und über Heeresorganisation im allgemeinen. Alle Achtung vor dem Scharfsinn, mit welchem hier aus Ethik, Physik, Chemie (Liebig) und Weltordnung (Winer) nach positiven Resultaten für das Thema gesucht wird, aber wir fürchten, daß der Verfasser dadurch den Zweck seiner Studien, welche doch gewiß nicht für abstracte Speculation geschrieben sind, und sein Publikum verliert. Wenn ein Soldat in einer kriegswissenschaftlichen Abhandlung einen halben Bogen über die „Umsetzung der Kräfte" nach den neuern Fortschritten der Naturwissenschaften lesen soll, wenn er das kriegerische Talent der Feldherren in mathematische Formeln gebracht sieht: Charakter = K, Intelligenz = i, das kriegerische Talent der größten Feldherren = K + i, das der tüchtigen = $^7/_{10}$ bis $^9/_{10}$ K + $^5/_{10}$ bis $^9/_{10}$ i u. s. w., so wird er wahrscheinlich das Buch beiseitelegen und darüber der trefflichen Schlußfolgerung der Deductionen verlustig gehen. Diesen stimmen wir aus voller Ueberzeugung bei, wenn es heißt: das Mittel, durch welches der Feldherr den gewaltigsten Einfluß auf den Umsatz der allgemeinen Kraft seines Heeres gewinnen, sie in kriegerische Kraft regeln und auf ein Maximum steigern kann, ist die Anwendung und Durchführung einer herzhaften, kühnen Offensive. Wir empfehlen die Erörterung darüber auf S. 73 als ganz ausgezeichnet auch denjenigen Lesern, welche sich etwa durch den gelehrten Apparat abschrecken ließen. Die letzte Studie: „Betrachtungen über die Organisation und Taktik der Infanterie", bewegt sich mehr auf praktischem Boden. Unsern weitern Leserkreis im Auge behaltend, müssen wir eine eingehende Besprechung dieses Artikels den Fachjournalen überlassen, erklären aber, daß wir, wenn auch nicht mit allen, doch mit den meisten darin ausgesprochenen Ansichten einverstanden sind. Manchem Reglementsmanne werden sie Bedenken erregen, solche werden aber nur durch Befehle von oben belehrt, nicht durch kriegswissenschaftliche Studien. Von den vorliegenden steht noch ein zweiter Theil in Aussicht, auf den der Verfasser mehrfach im Text hingewiesen hat.

Karl Gustav von Bernedt.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Von der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts", welche die Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig veranstaltet, liegen jetzt die ersten sieben Bände vor. Der erste Band enthält: Schleiermacher, „Ueber die Religion", herausgegeben von Carl Schwarz; der zweite eine Auswahl aus Klopstock's „Oden" mit Einleitung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer; der dritte und vierte die „Volksmärchen der Deutschen" von Musäus, herausgegeben von Moritz Müller; der fünfte und sechste die „Jobsiade" von Kortum, herausgegeben von F. W. Ebeling; der siebente „Die bezauberte Rose" und das „Poetische Tagebuch" von Ernst Schulze, herausgegeben von Julius Tittmann.

Sachgemäße Einleitungen von kundiger Hand sind den durch genaue Textrevision sich auszeichnenden Ausgaben vorausgeschickt. Auch sind ihnen, wo es nothwendig schien, erläuternde Anmerkungen beigefügt, die indeß nirgends das gebotene Maß überschreiten. Wir kommen auf das Unternehmen eingehender zurück.

Ein interessantes Unternehmen ist die große historisch-

kritische Ausgabe von „Schiller's sämmtlichen Schriften" (Stuttgart, Cotta), von welchen die zwei ersten Bände vorliegen. Der erste Band umfaßt die Jugendversuche, die ganze Anthologie ist in denselben aufgenommen. Der Herausgeber, Karl Goedeke, erwähnt in dem Vorwort, daß die Methode, die für die ganze Sammlung dieselbe bleibt, hier, wo das kritische Material reichhaltig zu Gebote stand, etwas genauer ins Einzelste und Kleinste durchgeführt ist als späterhin, wo uns das Werden und Wachsen des Dichters und Menschen weniger anzieht, während uns das Gewordene mit Liebe und Begeisterung erfüllt. Hier hat alles einzelne nur relativen Werth als Entwickelungsmoment, gerade deshalb aber sind die einzelnen Belege so vollständig mitgetheilt worden, wie es das vorhandene Material erlaubt. Der zweite Band enthält die „Räuber" mit allen Varianten, Vorreden und Ankündigungen. Sobald die Jugendepoche Schiller's abgeschlossen vorliegt, werden wir diese Ausgabe näher prüfen.

Von Emil Kneschke's „Anthologie deutscher Lyriker seit 1850" (Leipzig, Fritsch, 1868) ist eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Die Sammlung ist vollständig und die Auswahl zu rühmen. Daß einige der namhaftern Lyriker nicht vertreten sind, hat seinen Grund nicht in einer Versäumniß des Herausgebers, sondern darin, daß ihre Muse seit 1850 verstummt ist. Auch darf es uns nicht verstimmen, wenn wir auf einige minder bekannte Namen stoßen. Es findet sich oft auch in weniger hervorragenden Gedichtsammlungen dies oder jenes Gedicht, welches herausgehoben zu werden verdient. In einer Anthologie, welche nicht ganz zwei Jahrzehnte umfaßt, ist der Raum hierfür gegeben. Kneschke hat einige biographische Ungenauigkeiten, die sich in der ersten Auflage fanden, in der zweiten berichtigt, auch die Auswahl der Gedichte einzelner Autoren vervollständigt und erneut.

Von demselben Verfasser erscheint in Lieferungen: „Leipzig seit 100 Jahren. Säculärchronik einer werdenden Großstadt. Ein Beitrag zur Localgeschichte seiner Heimat" (Leipzig 1867). Bisjetzt liegen vier Lieferungen vor, welche die Geschichte der Pleißestadt bis zur Zeit der Befreiungskriege fortführen. Nach Vollendung des Werks werden wir auf dasselbe zurückkommen.

Von Wilhelm Jordan's Neudichtung der Nibelungen, welche durch die öffentlichen Vorlesungen des Rhapsoden in vielen Städten bekannt worden sind, liegen jetzt zwei Lieferungen, welche den ersten bis vierten Gesang enthalten, im Drucke vor: „W. Jordan's Nibelunge. Erstes Lied: Sigfridsage in 24 Gesängen" (Frankfurt a. M. 1867). Die Ausgabe empfiehlt sich der Lektüre durch Lettern von einer fast sagenhaften Größe, welche mit dem beliebten Augenpulver der Gegenwart einen auffallenden Contrast bilden.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1867) liegen neun Hefte vor, welche eine Uebersetzung von Cervantes' „Don-Quixote" von Edmund Zoller, „Shakspeare's „Gleiches mit Gleichem" von Karl Simrock und eine Uebersetzung der Sonette Shakspeare's von F. A. Gelbcke enthalten. Außer dieser Uebersetzung und den mit Recht anerkannten von Wilhelm Jordan und Friedrich Bodenstedt ist auch eine neue von Karl Simrock (Stuttgart, Cotta) erschienen, der wie Jordan auch die übrigen Dichtungen Shakspeare's übersetzt hat. So ist die Shakspeare'sche Lyrik, die lange Zeit ein noli me tangere war, in Deutschland jetzt nicht weniger eingebürgert als seine Dramen.

Von Hermann Schulze's „Einleitung in das deutsche Staatsrecht mit besonderer Berücksichtigung der Krisis des Jahres 1866 und der Gründung des Norddeutschen Bundes" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) ist eine neue Ausgabe erschienen, welche sich besonders, wie schon der Titel angibt, durch die Rücksichtnahme auf die neuesten deutschen Ereignisse auszeichnet, soweit dieselben einigermaßen eine feste Gestaltung hervorgerufen haben. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Eine gesunde Staatsrechtswissenschaft soll das Neue überall an das Alte anknüpfen und alles, was aus den frühern Zeiten noch lebenskräftig ist und mit der Gegenwart nicht in Widerspruch steht, als werthvollen Schatz zu retten suchen. Darum wird gerade in den Zeiten großer Umgestaltungen eine genaue geschichtliche Kenntniß derjenigen staatlichen Zustände, aus denen sich die Gegenwart unmittelbar entwickelt hat, nöthiger denn je. In diesem Sinne hoffe ich allen denen, die sich für das praktische Staatsleben eine wissenschaftliche Vorbildung aneignen wollen, durch den geschichtlichen Theil meiner Einleitung einen Dienst zu leisten. Freilich verkenne ich nicht, daß eine völlig objective Darstellung so naheliegender Ereignisse fast unmöglich ist. Obgleich ich politische Betrachtungen nur so weit hereingezogen habe, als dies für das Verständniß der staatsrechtlichen Entwickelung unbedingt nothwendig war, so bin ich doch nicht im Stande gewesen, meinen persönlichen Standpunkt ganz in den Hintergrund zu drängen. Seitdem ich überhaupt über staatliche Dinge nachzudenken begann, habe ich zu allen Zeiten an Preußens großer Mission für Deutschlands Zukunft festgehalten, habe ich der Ueberzeugung gelebt, daß eine staatliche Wiedergeburt Deutschlands nur durch Preußens consolidirte Staatsmacht möglich sei. Wenn man in dieser Beziehung meine Darstellung der neuesten Zeitereignisse einseitig nennen will, so muß ich mir diesen Vorwurf allerdings gefallen lassen. Dagegen habe ich mich bemüht, den Gang der Ereignisse einfach und ungeschminkt darzustellen, die Thatsachen möglichst selbst reden zu lassen. Ein großer Theil meiner Darstellung ist aus officiellen Actenstücken geschöpft. In dieser Beziehung verdanke ich dem wichtigsten Quellenwerke der Geschichte der Gegenwart, dem verdienstvollen Staatsarchiv der Herren Aegidi und Klauhold viel."

Die neue, siebente Auflage von Hermann Burmeister's „Geschichte der Schöpfung" (Leipzig, O. Wigand, 1867) ist von Professor C. G. Giebel herausgegeben worden, weil die Uebersiedelung Burmeister's nach Buenos-Ayres, wo er seine unermüdliche Thätigkeit hauptsächlich der höchst eigenthümlichen Diluvialfauna zuwendet, ihm nicht mehr verstattet, den allseitigen Fortschritten der Naturwissenschaften, auf denen die Schöpfungsgeschichte basirt, mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu folgen. Doch hat der neue Herausgeber nur solche Aenderungen aufgenommen, welche die fortschreitende wissenschaftliche Forschung in der Gewinnung neuer Thatsachen und der daraus sich ergebenden Schlußfolgen erheischt, Aenderungen, welche sich daher hauptsächlich auf die Abschnitte geognostischen und paläontologischen Inhalts beschränken.

Eine chronologische Ausgabe von Immanuel Kant's „Sämmtlichen Werken", herausgegeben von G. Hartenstein, erscheint im Verlage von Leopold Voß in Leipzig. Die chronologische Reihenfolge läßt uns das Werden und Wachsen dieses gewaltigen Geistes und seinen Entwickelungsgang klar übersehen; wir verlieren die Spuren desselben auch in den flüchtigen Abhandlungen, Recensionen und kleinern Schriften nicht, welche den Inhalt der ersten Bände hauptsächlich bilden. Mit dem fünften Bande, dem letzten der bisjetzt erschienenen, tritt der Riese gewappnet vor uns hin mit der „Kritik der praktischen Vernunft" und der „Kritik der Urtheilskraft". Auch auf dies verdienstliche Unternehmen werden wir nach seinem bald bevorstehenden Abschluß zurückkommen.

Von der „Costümkunde. Handbuch für Geschichte der Tracht und des Geräthes vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart", von Hermann Weiß (Stuttgart, Ebner und Seubert) ist die zweite Lieferung erschienen, welche vorzugsweise die Ornate, Trachten, Waffen und Abzeichen im 14. Jahrhundert behandelt.

Bibliographie.

Aumale, Herzog v., Die militairischen Institutionen Frankreichs. Aus dem Französischen von J. Kg. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 12 Ngr.

Aquileja's Patriarchengräber. Monographische Skizzen von F. C. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aurach, P. S. v. der, Der Luxemburger Handel und die französischen Rheingelüste. Ein süddeutsches Wort an alle Vaterlandsfreunde. München, Fritsch. Gr. 8. 10 Ngr.

Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte. (Von Maximilian I.) 5ter bis 7ter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 Thlr.

Bacmeister, A., Alemannische Wanderungen. I. Ortsnamen der keltisch-römischen Zeit. Slavische Siedlungen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Barndt, J., Blätter und Blumen. Gedichte. Neisse, Hinze. 8. 15 Ngr.

Bastian, A., Die Völker des oestlichen Asien. Studien und Reisen. 4ter Bd.: Reise durch Kambodja nach Cochinchina. Jena, Costenoble. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Blomberg, H. Freih. v., Studien zur Kunstgeschichte und Aesthetik. I. Der Teufel und seine Gesellen in der bildenden Kunst. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 22½ Ngr.

Boltz, A., Die Sprache und ihr Leben. Populäre Briefe über Sprachwissenschaft. Offenbach a. M. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Contzen, H., Nationalökonomische Grundanschauungen. Leipzig, Priber. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Der Wald im Haushalt der Natur und Volkswirthschaft. Leipzig, Priber. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

Cotta, B. v., Die Geologie der Gegenwart dargestellt und beleuchtet. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Davis, A. J., Der Zauberstab. Eine Autobiographie des amerikanischen Sehers und Verkündigers der „harmonischen Philosophie". Aus der 8ten amerikanisch-englischen Ausgabe mit Autorisation des Verfassers in's Deutsche übersetzt von G. C. Wittig und herausgegeben von A. Aksákow. Leipzig, Wagner. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Dieterici, F., Die Logik und Psychologie der Araber im 10. Jahrhundert n. Chr. Leipzig, Hinrichs. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Dornau, F. (F. Ritter v. Henkl), Im Halbdunkel. Erzählungen. 2 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ehrlich, M., Das hohe Lied Salomonis. In poetischer Nachbildung. Berlin, Mitscher u. Röstell. 16. 15 Ngr.

Ein Exjesuit. Eine Selbstbiographie. Neu herausgegeben von J. B. Kempf. Regensburg, Pustet. 8. 12 Ngr.

Feßler, G., Die letzten Tage von Carthago. Historisches Trauerspiel. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1868. 8. 20 Ngr.

Fraas, O., Aus dem Orient. Geologische Beobachtungen am Nil, auf der Sinai-Halbinsel und in Syrien. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Frauenspiegel. Lebensbilder christlicher Frauen und Jungfrauen. Im Verein mit gleichgesinnten Freunden herausgegeben von W. Zietze. III. Berlin, Wiegandt, u. Grieben. 1868. 8. 10 Ngr.

Frenzel, Der Belus oder Sonnendienst auf den Anden oder Kelten in Amerika. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 5 Ngr.

Frenzel, K., Freier Boden. Historischer Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 5 Thlr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 5te vermehrte Aufl. 3ter und 4ter Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. à 2 Thlr.

Fürst, J., Geschichte der biblischen Literatur und des jüdisch-hellenistischen Schriftthums. Historisch und kritisch behandelt. 1ster Bd. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gallettiana. Ergötzlich und nachdenklich zu lesen. Berlin, Nicolai. 16. 15 Ngr.

Gärtner, J. M., Bibel und Geologie. Widersprechen sie einander oder nicht? Stuttgart, Belser. Gr. 8. 27 Ngr.

Göll, H., Kulturbilder aus Hellas und Rom. III. Leipzig, Wiedemann. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Guntram, K., Sandwirth Hofer. Wien, Hartleben. 16. 7½ Ngr.

Halm, Elise, Agnes oder die Verbannten. Neu-Ruppin, Oehmigke. Br. 8. 15 Ngr.

— — In Liebe dienen. Ein Lebensbild. Neu-Ruppin, Oehmigke. Br. 8. 20 Ngr.

Heuglin, M. T. v., Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudán und Chartúm in den Jahren 1861 und 1862. Mit Vorwort von A. E. Brehm. Jena, Costenoble. 1868. Gr. 8. 5 Thlr.

Hohndorf, Luise, Norah. Ein Frauenleben. Barmen, Langewiesche. 1868. 16. 12 Ngr.

Horn, M., Für das Haus zu festlichen Gelegenheiten. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr.

Ein Jahr in Schwaben unter Freunden und Feinden Deutschlands. Stuttgart, Schaber. Gr. 8. 10 Ngr.

Kitty Trevylyan's Tagebuch. Eine Erzählung aus dem letzten Jahrhundert von der Verfasserin Familie Schönberg-Cotta. Aus dem Englischen übertragen von Charlotte Philippi. 2 Bde. Autorisirte Uebersetzung. Basel, Schneider. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kohl, J. G., Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm des Tapferen von Thüringen zum heiligen Lande, im Jahre 1461. Bremen, Müller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Die gegenwärtige Lage Deutschlands. München, Kaiser. Gr. 8. 4 Ngr.

Leyser, J., Karl Friedrich Bahrdt, der Zeitgenosse Pestalozzi's, sein Verhältniß zum Philanthropinismus und zur neuern Pädagogik. Ein Beitrag zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Neustadt a. d. H., Gottschick-Witter. Gr. 8. 20 Ngr.

Löffler, C., Die Justizmorde der Neuzeit aller Länder. Interessant und belehrend dem Volke erzählt. 1ste und 2te Lief. Leipzig, Minde. Lex.-8. à 4 Ngr.

Loewenthal, E., Die Gebrechen unsrer Universitäten und die Bedeutung der Cogitanten-Akademie. Vortrag. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Mallet, F., Altes und Neues. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Neues und Altes. Gesammelt und herausgegeben von H. Mallet. Bremen, Müller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Marc, F., Gedichte. 3te Aufl. Leipzig, Priber. 1866. 16. 20 Ngr.

Martins, C., Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforschers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Autorisirte und unter Mitwirkung des Verfassers übertragene Ausgabe für Deutschland. Mit Vorwort von C. Vogt. Aus dem Französischen von A. Bartels. 2 Bde. Jena, Costenoble. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Maurenbrecher, W., Ueber Methode und Aufgabe der historischen Forschung. Bonn, Cohen u. Sohn. 1868. 8. 7½ Ngr.

Mayer, P., Eine Flitterwoche in Konstantinopel. München, Lentner. 1868. 8. 12 Ngr.

Meyr, M., Dramatische Werke. Mit einem Vorwort: Die Gefahr und das Heil des deutschen Dramas. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Mazzini's, G., Schriften. Aus dem Italienischen mit einem Vorwort von Ludmilla Assing. 2 Bde. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Meyr, M., Gleich und Gleich. Erzählung aus dem Ries. Leipzig, Keil. 8. 27 Ngr.

Mohrmann, J., Alte Zeiten. 1ster Bd. Geschichte der Juden. 1ster Thl. Hamburg, Schuberth. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Nielsen, Rede am Grabe von J. Mosen den 14. October 1867 gehalten. Oldenburg, Schulze. 8. 3 Ngr.

Oesterreich's Kämpfe im Jahre 1866. Nach Feldacten bearbeitet durch das k. k. Generalstabs-Bureau für Kriegsgeschichte. 1ster Bd. Wien, Gerold's Sohn. Gr. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ostfriesland's politischer Charakter historisch beleuchtet. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Overbeck, J., Die antiken Schriftquellen zur Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen. Leipzig, Engelmann. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Joseph Pape. Gesammtcharakteristik der Joseph Pape'schen Dichtungen. Paderborn, Kleine. Gr. 16. 1½ Ngr.

Pauli, C., Ueber die Benennung der Körpertheile bei den Indogermanen. Berlin, Dümmler. 4. 8 Ngr.

Meine Perle vor dem Genfer Congress. Von einem proletarischen Diplomaten. Zürich, Verlags-Magazin. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfyffer, K. — Sammlung einiger kleinern Schriften Dr. Kasimir Pfyffer's nebst Erinnerungen aus seinem Leben. Zürich, Schultheß. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Planck, M., Ueber den Ursprung der römischen Gladiatorenspiele. Ulm. 1866. Gr. 4. 5 Ngr.

Pröhle, H., Deutsche Sagen. Neue, wohlfeile, durch Reformationssagen vermehrte Ausgabe. Berlin, Frank. Gr. 8. 20 Ngr.

Propst, J., Die Nothwendigkeit des Christenthums in der Familie, der Schule und im Staat. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 9 Ngr.

Radus, L., Logik und Metaphysik. 1ster Thl. Erkenntnisslehre, Geschichte der Logik, System der Logik, nebst einer chronologisch gehaltenen Uebersicht über die logische Literatur und einem alphabetischen Sachregister. Erlangen, Deichert. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Raimund, G., Zweimal vermählt. Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 4 Thlr.

Richter, K., Die Anforderungen der Gegenwart an den Volksschullehrer. Preisgekrönte Abhandlung. Leipzig, Klinkhardt. 8. 4 Ngr.

Ruffini, J., Ein stilles Plätzchen im Jura. Eine Schweizergeschichte. Aus dem Englischen. Berlin, Lesser. 8. 15 Ngr.

Salfinger, J. B., Der Hausknecht beim Adlerwirth. Ein Volksroman. 2 Thle. Wels, Haas. 16. 20 Ngr.

Schillers sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Im Verein mit A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener ꝛc. von K. Goedeke. 1ster und 2ter Thl. Stuttgart, Cotta. Lex.-8. à 1 Thlr. 6 Ngr.

— — dramatische Entwürfe zum erstenmal veröffentlicht durch Schillers Tochter Emilie Freifrau v. Gleichen-Rußwurm. Stuttgart, Cotta. Lex.-8. 18 Ngr.

Schmid, H., Der Kampf der lutherischen Kirche um Luther's Lehre vom Abendmahl im Reformationszeitalter. Im Zusammenhang mit der gesammten Lehrentwickelung dieser Zeit dargestellt. Leipzig, Hinrichs. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Schmid's, H., gesammelte Schriften. Volks- und Familien-Ausgabe. 1ster Bd. Leipzig, Keil. Gr. 16. 7½ Ngr.

Schulze, H., Die Krisis des deutschen Staatsrechts im Jahre 1866. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 22½ Ngr.

Shakspere's Werke. Herausgegeben und erklärt von N. Delius. Neue Ausgabe. 1ste Lief. Elberfeld, Friderichs. 1868. Lex.-8. 4 Ngr.

Stern, A., Das Fräulein von Augsburg. Eine Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Leipzig, Weber. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Strodtmann, A., H. Heine's Leben und Werke. 1ster Bd. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr.

Taubert, E., Neue Gedichte. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr.

Ein Traum! Von A. Z. 40. Altona, Ulstacker. Gr. 8. 3 Ngr.

Tyndall, J., Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung. Autorisirte deutsche Ausgabe herausgegeben von H. Helmholtz und G. Wiedemann nach der 2ten Aufl. des Originals. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 12te vermehrte Aufl. 1ste Lief. Marburg, Elwert. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Idiotikon von Kurhessen. Marburg, Elwert. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Wandelungen. Gedenkbuch an ein großes Jahr. Dresden, Heinrich. Gr. 8. 20 Ngr.

Wie Gott will. Eine Erzählung. Berlin, Rauh. 8. 20 Ngr.

Windisch, E., Der Heiland und seine Quellen. Leipzig, Vogel. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Zengerle, W., Liebfrauenbronn. Eine Volkssage. Nach zuverlässigen Quellen bearbeitet. Tauberbischofsheim, Lang. Gr. 16. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der deutsche Krieg von 1866.

Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt
von
Heinrich Blankenburg.

Mit Karten und Plänen.

Erste Hälfte. (Bogen 1—20.) 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von allen Darstellungen des jüngsten Kriegs erregte die, welche die Zeitschrift „Unsere Zeit" in einer Reihe von Artikeln brachte, wegen der geistvollen Auffassung und klaren, übersichtlichen Gruppirung der Ereignisse das meiste Interesse, sodaß man besonders auch auf den Namen des Verfassers gespannt war. Auf vielseitigen Wunsch hat nun der Verfasser, ein ehemaliger preußischer Generalstabsoffizier, sich genannt und seine durch die neuesten Resultate berichtigten und ergänzten Artikel zu einem Werke vereinigt, dessen erste Hälfte hiermit vorliegt, während die zweite sich unter der Presse befindet und binnen kurzem folgen wird.

Die großen Vorzüge, die das Werk selbst vor den amtlichen Veröffentlichungen der betheiligten Generalstäbe voraushat, liegen darin, daß es ebenso den Militär von Fach befriedigt, als die diplomatische Action und den zeitgeschichtlichen Standpunkt zur Geltung bringt, namentlich aber, daß der Verfasser, bei allem Streben nach Objectivität, doch den Personen, Verhältnissen und Thatsachen gegenüber eine freimüthige, unbefangene Kritik übt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von

Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.,

nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von

Varnhagen von Ense.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Vorliegende neue Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense vervollständigt in vielen Beziehungen das Bild der Persönlichkeiten, die in diesen brieflichen Mittheilungen ihr innerstes Wesen enthüllen. Wilhelm von Humboldt tritt zum ersten male als Jüngling in Freundschaftsbriefen an Henriette Herz vor den Leserkreis; Chamisso in inniger Beziehung zu einer Französin, Ceres Duvernay; Prinz Louis Ferdinand und seine Geliebte Pauline Wiesel von gegenseitiger Leidenschaft ergriffen. Bisher ungedruckte Briefe von Rahel, Ludwig Tieck, Stägemann, Staatsminister von Beyme, Feldmarschall Gneisenau, Staatsminister Haugwitz, dem räthselhaften Grafen von Saint-Germain, Friedrich Rückert u. a. schließen sich an. Varnhagen's eigene Aufzeichnungen werfen die pikantesten Streiflichter auf die vorgeführten Personen und Zustände.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Von Spitzbergen zur Sahara.

Stationen eines Naturforschers auf Spitzbergen, in Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien.

Von

Charles Martins,

Professor der Naturgeschichte an der medicinischen Facultät zu Montpellier, Director des botanischen Gartens daselbst, correspondirendem Mitglied des Institut de France und der Geologischen Gesellschaft zu London.

Autorisirte und unter Mitwirkung des Verfassers übertragene Ausgabe.

Aus dem Französischen.

Mit Vorwort von **Carl Vogt.**

2 Bände. Gr. 8. 3⅔ Thlr.

Carl Vogt sagt über den Werth dieses Buchs von Ch. Martins Folgendes:

„So sehr Martins auch Franzose ist in Gesinnung und Richtung, so sehr ist er auf der andern Seite mit deutschem Geiste genährt und durch seine unter den Gelehrten seines Landes seltene Kenntniß der Culturſprachen befähigt, auch den Arbeiten und Richtungen der übrigen Länder Rechnung zu tragen. Martins war vielleicht der erste, welcher die Franzosen mit den naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethe's bekannt machte, seine Forschungen, Reisen und Abenteuer erstrecken sich über einen Raum, den nur wenige Forscher durchmessen zu haben sich rühmen können, über 50 Breitengrade, von den aus dem Eismeere hervorragenden Felsenkämmen Spitzbergens bis zu den glühenden Sandebenen der Sahara. Es ist ein populäres Buch im wahren Sinne des Wortes, ebenso klar und verständlich wie angenehm und unterhaltend.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Brockhaus'

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

Jeder Band (15—20 Bogen) geheftet nur 10 Ngr.
gebunden 15 Ngr.

Diese Sammlung soll dem deutschen Volke die reichen Schätze der neuern deutschen Nationalliteratur in correcten, schön ausgestatteten und wohlfeilen Ausgaben darbieten. Jedes Werk wird von einem namhaften Schriftsteller der Gegenwart herausgegeben, mit Einleitung und, wo nöthig, mit erläuternden Anmerkungen begleitet.

Die bereits erschienenen Bände sind nebst einem Prospect über die ganze Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 5. December 1867.

Inhalt: Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Rudolf Gottschall. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Eine Geschichte Preußens. Von Hans Prutz. — Ein ultramontaner Roman. — Beethoven's Leben von Nohl. — Feuilleton. (Laube über die Shakspeare-Kritik von Gervinus; Eine zweifelhafte Autorschaft; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Der dritte Band von Julian Schmidt's Werk verdient noch besondere Beachtung, da er sich mit der Gegenwart beschäftigt; er ist, wie der Verfasser zugibt, nicht gleichmäßig behandelt. Mit dem Jahre 1853 beginnt eine andere Behandlung:

Für die Zeit nach 1853 ziemte sich weder die Methode der ersten, noch die der letzten Ausgabe. Die ausführliche und heftige Polemik gegen krankhafte Erscheinungen ist heute völlig antiquirt. Andererseits paßte auch die Form des historischen Referats, die immer ein Urtheil ist, nicht für ein Werk, das ursprünglich selbst als Partei erschien; noch weniger die Einflechtung persönlicher Lebensschicksale in die Geschichte der Schriften für eine Zeit, wo die Personen zum großen Theil noch leben. Ich habe von den wissenschaftlichen und poetischen Leistungen jener Jahre im letzten Kapitel, nicht chronologisch, sondern sachlich geordnet, nur dasjenige hervorgehoben, was mir als neu und charakteristisch für die moderne Bildung erschien.

Die Zeitbestimmung des Jahres 1853 ist so willkürlich wie jede andere in dem Werke, durch welche Epochen abgegrenzt werden. Der Autor verzichtet zwar auf Vollständigkeit, doch wird immer für seinen Standpunkt das sehr charakteristisch sein, was er als charakteristisch hervorzuheben sich gemüßigt sah.

Der dritte Band zerfällt in zwei Bücher: das erste geht von 1813—30; das zweite von 1830 bis zur Gegenwart. Das erste Buch enthält die Abschnitte: „Der Krieg und der Congreß, 1813—16"; „Wissenschaftliche Gärungen, 1816—17", „Die Reaction, 1817—21"; „Der neue Orient, 1821—23"; „Die Historiker und die alte Kunst, 1823—29". Unter dieser letzten Ueberschrift werden uns wunderbarerweise Heine's „Reisebilder" analysirt.

Das zweite Buch zerfällt in fünf Abschnitte: „Das junge Deutschland, 1830—35"; „Die Realisten, 1835—41"; „Das Zeitalter Friedrich Wilhelm's IV., 1841—47"; „Die Ritter vom Geist, 1848—55"; „Soll und Haben, 1855—67". Dieser letztere Abschnitt soll wahrscheinlich die Bilanz der Gegenwart ziehen; die darin vorzugsweise behandelten Historiker haben mit dem Freytag'schen Roman nicht das Geringste zu thun. Bei dieser Bilanz kommt die Poesie wie immer wesentlich zu kurz. Im übrigen verräth dies letzte Kapitel seinen journalistischen Ursprung; es ist eine Sammlung Julian Schmidt'scher Kritiken, die hier zusammengeschleudert und durch lockere Fäden verknüpft sind. Die „Unüberwindlichen Mächte" von Grimm verdanken eine eingehende seitenlange Besprechung nur einem Artikel in den „Preußischen Jahrbüchern", der hier verwerthet wird. Ja das Erstaunen, das man darüber empfindet, den „Versuch" von Jakob Burkhardt: „Die Cultur der Renaissance", und Hermann Grimm's „Michel Angelo", zwei Werke, die ganz dem Gebiet der Specialstudien angehören, mit seitenlanger Ausführlichkeit besprochen zu sehen, kann nur dadurch ermäßigt werden, daß man die praktische Seite ins Auge faßt, den berechtigten Eifer, einige gute Gedanken vor dem Lose des Einstampfens als journalistische Makulatur zu retten! Freilich, das Misverhältniß, das bei diesen in ganzer Breite aufgenommenen Recensionen zu Tage tritt, wird um so auffälliger, wenn man damit vergleicht, was denn auf dem Gebiete der neuen Aesthetik bei unserm Autor Beachtung gefunden hat. Da aber nicht einmal Vischer's „Aesthetik", dies große Hauptwerk der neuen Zeit, mit einem einzigen Worte erwähnt wird, geschweige denn von Weiße, Carriere, Zeising u. a. gesprochen wird, so muß man in der Aufnahme jener Kritiken einen auffallenden Verstoß gegen das Princip der Gleichberechtigung sehen, das der Literarhistoriker seiner Arbeit zu Grunde zu legen hat.

Bei Julian Schmidt aber herrscht das Princip der zufälligen Lektüre. Schon in den „Grenzboten" stieß man oft auf die Wendung, dies oder jenes Buch sei den Kritikern nicht „zugänglich" gewesen, d. h. nicht in das Haus geschickt worden. Es ist aber die Pflicht und Schuldigkeit des Literarhistorikers, die Literatur zu beherrschen und die Mühe nicht zu scheuen, welche auch in neuerer Zeit die Herrschaft über den massenhaft angesammelten Stoff mit sich bringt. Nicht die eigene Neigung, auch nicht das Maß der eigenen Einsicht, noch weniger das Vorurtheil darf hier bestimmen zu vornehmer

Ablehnung; es gilt, vorurtheilsfrei die Werke selbst in die Hand zu nehmen und zu prüfen. Sonst schreibt der Historiker eine Geschichte einzelner Richtungen, die ihm zufällig nahe liegen, aber keine Literaturgeschichte, und indem er die öffentliche Meinung durch dies Etikette täuscht, begeht er eine Ungerechtigkeit gegen alle diejenigen, die er aus Bequemlichkeit oder Einseitigkeit aus seinem Werke ausgeschlossen hat.

In diesem dritten Bande sind die wissenschaftlichen Zweige, mit denen sich Julian Schmidt eingehend beschäftigt hat, vor allen übrigen bevorzugt. Wenn sich auch hier bisweilen ein schroffes oder keck absprechendes Urtheil geltend macht, so gelingt es doch dem Literarhistoriker, uns ein Bild der vorgeführten Richtungen und Bestrebungen zu entwerfen. Die Charakteristiken von Hegel's „Logik" und seinen spätern Werken, von Jakob Grimm, Gervinus, Ranke, Leo, Droysen, Mommsen, einem enfant cheri der „Grenzboten", die Charakteristik der sich ablösenden Richtungen auf diesen Gebieten darf im ganzen als gelungen betrachtet werden. Wenn sich auch in der Porträtgalerie der Philosophen und Historiker bedeutende Lücken finden, so darf doch hier eher als auf dem Gebiete der Dichtung der eine Gelehrte für den andern eintreten, sofern sie nur eine gleiche oder verwandte Richtung verfolgen, da die Individualität hier nur mitbestimmend, aber nicht alleinbestimmend auftritt, wie auf dem Gebiete der Kunst. Manches früher Versäumte ist nachgeholt; Herbart und Schopenhauer z. B. sind etwas ausführlicher besprochen als früher. Nur ist bei Herbart mehr die Polemik gegen die Modephilosophie hervorgehoben als der Schwerpunkt seines eigenen Systems; namentlich sind die Vorzüge seiner „Praktischen Philosophie" gar nicht gewürdigt. Auch aus dem Schopenhauer'schen System wird im Grunde nur „ein Weltbild", wie Schmidt es nennt, herausgegriffen, beiläufig eine gegen die Principien des Systems schwer sündigende Ausdrucksweise: denn Weltbild kann nur auf die „Welt als Vorstellung" gehen; Julian Schmidt charakterisirt aber unter dieser Bezeichnung gerade die „Welt als Wille" und beginnt selbst damit, den Willen nach Schopenhauer als das schöpferische Princip aller Erscheinungen zu bezeichnen. Einen klaren Einblick in das Schopenhauer'sche System gewinnt man durchaus nicht aus den Schmidt'schen Excerpten.

Mit der meisten Vorliebe ist das Hegel'sche System charakterisirt. Diese Charakteristik beginnt sogar immer wieder von neuem, da bei der zusammengestoppelten fragmentarischen Form der Darstellung sich für kein Charakterbild ein bestimmter Abschluß findet. Für die Reife und Erhabenheit des Schmidt'schen Standpunktes sind Aussprüche bezeichnend, wie der folgende: „Hegel's Philosophie war das letzte Resultat einer reichen und glänzenden, aber unfertigen Bildung: einer Periode des Werdens, die sich zuerst in einzelnen Blüten ausprägte, die aber endlich in einen allgemeinen Gärungsproceß ausging." Beiläufig, sich „in Blüten ausprägen" ist eine jener Katachresen, deren sich die Schmidt'sche Muse in der Regel schuldig macht, wenn ihre Diction sich einmal in das metaphorische Gebiet versteigt. Die glücklicherweise nicht häufigen Tropen des Autors sind fast alle schief und ungeschickt — Fehler, die bei dem Reichthum verzeihlich, bei der Armuth unerträglich sind.

Die Correspondenzen einzelner Männer, wie z. B. die von Gentz, sind zur Charakteristik der Zeit unverhältnißmäßig ausgebeutet. Gentz bildet einen Chorus, der sich durch zwei Bände hindurchzieht. Welches bleibende Werk hat denn dieser Diplomat für unsere Literatur geliefert? Die Persönlichkeit von Gentz ist bedeutend genug, um sie an geeigneter Stelle zu porträtiren, aber ein für allemal. Dies haben die „Deutschen Jahrbücher" in mustergültiger Weise gethan. Doch fortwährend das faunische Gesicht dieses Epikuräers als literarhistorisches Titelkupfer in allen Abschnitten zu begrüßen, das macht einen ermüdenden Eindruck; dergleichen paßt eher in eine politische Geschichte jener Zeit als in eine Literaturgeschichte.

Sehen wir uns nun nach den Lyrikern und Dramatikern der „Gegenwart" um; graben wir aus dem Schutt dieser Briefstellen, Auszüge, Notizen, Glossen das Wenige heraus, was Schmidt über unsere Dichter, die Träger unserer Nationalliteratur, zu sagen weiß! Selbstverständlich fällt auf den Entwickelungsgang unserer Lyrik nur eine sehr aphoristische Beleuchtung; es werden nur wenige Dichter charakterisirt, nur diejenigen, die gelegentlich einmal in den Zeitungen aufgetaucht sind; denn um die Talente als solche kümmert sich die publicistische Chronik nicht. Auch wird die Lyrik so wenig im Zusammenhang behandelt wie irgendeine andere Dichtgattung; man muß sich ihre zerstückten Glieder aus den verschiedensten Kapiteln zusammensuchen. Ueber Uhland wird im ersten Kapitel ein Urtheil gefällt, das sich in wenigen Sätzen erschöpft; über die andern schwäbischen Dichter geht der Autor rasch zur Tagesordnung über. Ausführlicher wird „Der neue Orient" behandelt; doch nur die Charakteristik der Schefer'schen Novellen ist eingehend und gründlich.

Von Rückert werden die „Oestlichen Rosen" und der „Liebesfrühling" erwähnt. Auffallenderweise ist das alles, was wir von den umfassenden Aneignungen, von der großartigen kosmopolitischen Thätigkeit dieses Mannes hören, während uns im vorigen Bande jeder Fetzen romantischer Uebersetzungskunst aufgetischt wurde. Ja nicht einmal „Die Weisheit des Brahmanen", dies Hauptwerk des neuen Orients, wird mit einer Silbe berücksichtigt. Das Erstaunen über solche Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit wird geringer, wenn wir sehen, wie die Methode des Autors einen Theil seiner Schuld übernimmt. „Der neue Orient" trägt die chronologische Bezifferung: 1821—2. Alle später erschienenen Werke gehören also nicht in diesen Abschnitt. Das Unglück ist nur, daß der Autor vergißt, darauf zurückzukommen. Oder verdiente Bodenstedt's „Mirza-Schaffy", der einen bei weitem durchschlagendern Erfolg hatte als die „Oestlichen Rosen", nicht eine Erwähnung, wie überhaupt die neue, mehr das Polemische hervorkehrende Aneignung orientalischer Lyrik? Verdiente die Uebersetzung des Firdusi von Schack und Aehnliches nicht hervorgehoben zu werden? Wie gründ-

ist die Literaturkenntniß dieses Autors, wenn er nicht auf seinen Steckenpferden oder den Steckenpferden seiner Coterie herumreiten kann!

Unter den neuen Orientalen begegnen wir auch Platen, der von Schmidt in vornehmster Weise abgefertigt wird. Er nennt ihn einen genialen Virtuosen, aber ohne Rückert's „poetischen Schmelz". Der poetische Schmelz ist wahrlich nicht Rückert's stärkste Seite.

Er (Platen) hatte bereits in allen möglichen, griechischen und modernen Rhythmen sich versucht: die Handhabung des Metrums ist sehr geschickt und der Stil zeigt ein löbliches Streben nach Reinheit und Würde. Aber der Stil wird doch durch die Gedanken und Empfindungen bedingt, und wo diese ganz fehlen oder wenigstens matt sind, wird das größte Formtalent nicht befriedigen. In Ramler's Zeit hatte die lyrische Stilübung eine ganz andere Bedeutung: es kam darauf an, der Sprache eine neue edlere Form und einen neuen poetischen Inhalt zu geben, sie in Rhythmus, Melodie, Bildern und Wortfügungen, kurz in den eigentlichen Elementen der Kunst zu bereichern und zu veredeln. Seitdem litt die Sprache nicht mehr an Armuth und Einseitigkeit, sondern an einem höchst bedenklichen Ueberfluß; der Deutsche hatte nicht nöthig, nach fremden Formen für den Ausdruck des Schönen zu suchen. Platen hat Gedichte in deutschen Formen geschrieben, und es zeugen einige darunter von einer natürlichen Anlage für Melodie, die wol hätte entwickelt werden können; doch nur einige: in den meisten wird die deutsche Weise gerade so behandelt, wie die ausländische. Es ist nie der Strom eines gewaltigen und innigen Gefühls, der sich sein angemessenes Bett sucht, sondern die Reflexion, die von der Form zum Inhalt übergeht und höchstens zu einem epigrammatischen Effect gelangt. Die Thätigkeit seiner Seele erschöpfte sich mehr in Sehnsucht und Verdruß, als in einem realen Streben. Ohne es zu wissen, nahm er seine Zuflucht stets zu fertig zubereiteten Stoffen, zu ältern lyrischen Stimmungen, die er metrisch reconstruirte, und es war immer eine literarische Beziehung, die sein Schaffen bedingte. Er wird von irgendeiner neu auftauchenden Richtung oder auch von einer, die bereits verjährt ist, mit fortgerissen, bildet dieselbe zu ihrem Extrem aus und wundert sich dann, daß er keine Anerkennung findet. Das geheime Gefühl seiner Unsicherheit sucht er durch Prahlerei zu übertäuben.

Man kann über Platen's dichterische Bedeutung verschiedener Ansicht sein; wenn man aber von ihm zu behaupten wagt, „sein Stil zeige ein löbliches Streben nach Reinheit und Würde", eine Schulcensur, die man allenfalls einem nicht ungewandten Primaner mit auf den Weg gibt, so ist dies Urtheil, einem Dichter gegenüber, der in Bezug auf poetischen Stil zu unsern ersten Classikern gehört, ein testimonium paupertatis, wie es sich die ästhetische Kritik nicht schlimmer ausstellen kann. Die schulmeisterliche Phrase zeigt sich hier in ihrer ganzen Hohlheit.

Von Heinrich Heine erhalten wir eine vollkommene Anthologie. Lange Stellen aus seinen Gedichten werden citirt und zwar Stellen, die jeder Mensch kennt. Hierbei müssen wir die Unart Schmidt's erwähnen, selbst die Gedichte, die er citirt, in Prosaform mitzutheilen. So weit geht seine Abneigung gegen die Lyrik, daß er sein gediegenes Werk nicht durch Verse verunzieren will. Schmidt hat einen neuen Leitton in Heine's Poesie entdeckt: „den Glauben an die Realität des Todes". Diese Phrase ist wiederum classisch. Weiterhin wird Heine ein „thränenreicher Falstaff" genannt, der durch die Scheu, sich auf einem wahren und bleibenden Gefühl ertappen zu lassen, zu unschönen Possen verleitet wird. Wo zeigt denn Falstaff diese Scheu? Dieser in jeder Hinsicht unpassende Vergleich ist einer der zahlreichen unglücklichen Versuche Julian Schmidt's, witzig zu sein. Später findet sich in Bezug auf die „Reisebilder" folgende Stelle: „Der Neffe eines Millionärs, überzeugt, alle Schönen seien käuflich, wechselt alle Augenblicke seine Rolle mit dem gemüthlichen Studenten, der zu thränenvoller Liebe geneigt ist." Welch ein Zusammenhang zwischen „dem Neffen eines Millionärs" und der Ueberzeugung, daß alle Schönen käuflich sind! Von Chamisso heißt es weiterhin: „Auch trockene Gegenstände wußte er durch die Form der Terzine zu adeln." Hier kommt auf einmal die vielgeschmähte lyrische Stilübung zu ihrem guten Recht!

In dem Abschnitte: „Das Zeitalter Friedrich Wilhelm's IV.", behandelt Schmidt die „politische Lyrik". Anastasius Grün wird stiefmütterlich mit wenigen Worten abgefertigt; Nikolaus Lenau nach seinen „Albigensern" und seinem „Savonarola" charakterisirt, während seine „Gedichte", in denen sich seine dichterische Physiognomie am schärfsten ausspricht, keine Erwähnung finden, ebenso wenig wie sein „Faust" und „Don Juan". In der Charakteristik kommt die geheimnißvolle Phrase vor: „Das Herz ist voll, aber die Zunge gelähmt." Ein solcher Dichter ist ja noch schlimmer als der Lessing'sche Rafael ohne Hände! Von Karl Beck's „Gepanzerten Liedern" heißt es, sie seien ganz ohne Sinn und Verstand. Eingehender werden Ferdinand Freiligrath, Annette von Droste-Hülshoff und Georg Herwegh gewürdigt. Damit ist Julian Schmidt's Darstellung der neuern Lyrik, eine scharfe und gerechte Abfertigung der „Amaranth" von Redwitz ausgenommen, abgeschlossen. Für die ganze übrige Lyrik scheint der Spiegel bestimmt zu sein, den Schmidt den jugendlichen Dichtern vorhält:

Es ist für manchen unserer jungen Lyriker ein Unglück gewesen, in ziemlich frühem Alter durch Gedichte im Geschmack der Zeit eine gewisse Berühmtheit zu erlangen; das Prädicat eines jungen Dichters ist ihm seitdem geblieben. Diese „jungen Dichter" haben nun eine Reihe liebedienerischer Freunde, welche das Prädicat der Jugend gern recht lange erhalten möchten. Sie rufen bei jedem neuen Versuch: hier ist zwar noch nicht völlige Vollendung, aber welch kühne, gewaltige, großartige Gärung u. s. w. Vor solchen Lobsprüchen kann der junge Dichter nicht genug auf seiner Hut sein. Wenn man unter Jugend nichts anderes versteht als frischen Muth und Wärme des Herzens, so soll nicht blos jeder Dichter, sondern jeder Mensch sich bemühen, soweit es geht, ewig jung zu bleiben. Aber man versteht unter Jugend meistens Unreife und Unfertigkeit der Bildung, und diese Jugend soll man so zeitig als möglich los werden. Das erste Jugendgefühl wird durch das Studium der Wirklichkeit corrigirt. Aber dieser bleiben die meisten jener Poeten fern; sie führten nur ein Scheinleben. Abgesehen von kleinen Liebesintriguen, bei denen die Reminiscenz maßgebend ist, und etwa einer Reise nach Paris, wo sie an jedem Ort, vom Hôtel de Ville bis zum Père Lachaise, die Empfindungen hatten, die im Reisehandbuch verzeichnet sind, zeigten sie sich der Gesellschaft nur in der Dichterpositur. Sie empfingen für die Declamation ihrer Verse bei der Theegesellschaft das gebührende Lob, und sie ärgerten sich über übelwollende Kritiker.

Für sie bestand die Menschheit aus zwei Klassen: aus denen, die ihre Verse bewunderten, und denen, die sie nicht bewunderten.

Das klingt fast geistreich; wir bewundern die Reife des Kritikers, der die unreifen Dichter zur Ordnung ruft, und lachen über die nach dem Reisehandbuch empfindenden Poeten, wenn dieselben auch nur in der Phantasie unsers Kritikers existiren. Unsere Dichter, die in Paris waren, Alfred Meißner, Friedrich Hebbel u. a., haben in Reiseschriften und Gedichten wohl bewiesen, daß sie origineller Gedanken und Empfindungen fähig sind. Doch man würde dem Kritiker diesen kleinen satirischen Excurs gern verzeihen, wenn derselbe uns nur nicht schadlos halten müßte für das ganz unglaubliche Deficit, welches die neue Lyrik in dieser Literaturbilanz erleidet.

Ein Dichter wie Emanuel Geibel existirt für die Julian Schmidt'sche Literaturgeschichte nicht, ein Dichter, der in vielen und großen Kreisen für den ersten Lyriker der Gegenwart gilt, dessen „Gedichte" eine größere Zahl von Auflagen erlebt haben als irgendeine andere schönwissenschaftliche Production der letzten drei Jahrzehnte. Einen solchen Dichter vornehm ignoriren zu wollen, ist in einer Literaturgeschichte der Gegenwart eine Abgeschmacktheit. Möglich, daß Schmidt ihn nur für einen Poeten für Backfische hält; möglich, daß er in seiner Chronologie keine rechte Jahreszahl für ihn, in seiner Charakteristik der Richtungen keinen Platz für ihn fand. Er mochte Geibel verkleinern und angreifen, aber einen bei dem Publikum so beliebten, von der Kritik so vielfach anerkannten Dichter, der gerade deshalb schon ein culturgeschichtliches Interesse in Anspruch nimmt, einfach auszulassen, das verdient die schärfste Rüge und wirft außerdem das schärfste Licht auf die Art und Weise, wie die Julian Schmidt'sche Literaturgeschichte zusammengestoppelt ist.

Bei der Darstellung der politischen Lyrik vermissen wir: Robert Prutz, einen Lyriker ersten Ranges, der in Form und Inhalt vorzügliche Gedichte geschaffen; Franz Dingelstedt, einen unserer geistvollsten Dichter; Hoffmann von Fallersleben, dessen „Unpolitische Lieder" im Zeitalter Friedrich Wilhelm's IV. nicht fehlen durften; Moritz Hartmann u. a. Nirgends mit einer Silbe wird Friedrich Bodenstedt erwähnt; nirgends Julius Mosen, weder als Lyriker noch als Epiker und Dramatiker; nirgends Otto Roquette, dessen „Waldmeisters Brautfahrt" doch in weitesten Kreisen Anklang fand; nirgends der Schlachtenmaler Scherenberg, von vielen andern jüngern Dichtern zu schweigen. Wie sollen wir diese Auslassungen erklären? Erscheinen dem Literarhistoriker diese Dichter nicht bedeutend genug? Wie kommt er dazu, sein eigenes subjectives Urtheil hier zum Maßstab für die Aufnahme oder Ausschließung der Autoren zu machen, während es doch seine Pflicht ist, alle auf die Zeit und das Volk wirkenden Schriftsteller zu charakterisiren? Diese Dichter haben aber eine bei weitem größere Wirkung ausgeübt als eine große Zahl jener secundären Historiker oder Monographienschreiber, denen er lange Seiten widmet; auch ist ihr Talent bedeutender. Wie soll man eine Geschichte der „Literatur der Gegenwart" bezeichnen, in welcher ihre besten Dichter fehlen?

Nicht besser als den Lyrikern ergeht es den Dramatikern. Hebbel und Halm, Gutzkow, Laube und Freytag werden allerdings besprochen. Die Polemik gegen Hebbel und Gutzkow ist dieselbe geblieben wie in den frühern Auflagen; doch sind ihre gehässigen Pointen etwas gemildert worden. Freilich kommen noch Stellen vor wie die folgende: „An Fruchtbarkeit steht Gutzkow nahe an Benedix, dessen «Bemooftes Haupt», «Doctor Wespe» u. s. w. um keinen Gran gescheiter sind; freilich sind sie viel anspruchsloser." Die „Gescheitheit" ist überhaupt ein Lieblingsmaßstab Julian Schmidt's. Was wir hier von Benedix hören und was ohne Frage geeignet sein soll, uns ein Bild von diesem Autor und unserer bürgerlichen Lustspieldichtung zu geben, ist überhaupt alles, was wir vom neuen Lustspiel erfahren. Nur Bauernfeld wird gelegentlich erwähnt und ebenso eingehend gewürdigt. Nirgends eine Darstellung unserer Lustspieldichtung in ihrer neuesten Gestaltung; nirgends eine culturhistorisch unerlaßliche Charakteristik der Posse. Das ganze Theater existirt für Julian Schmidt nicht; gegenüber dem frischen Leben der Gegenwart lassen ihn seine Excerpte im Stich.

Man sollte nun glauben, daß er von der neuern Dramatik eine sehr geringschätzige Meinung hat. Dem ist aber durchaus nicht so. Er sagt auf der vorletzten Seite des Werks:

> Der eigentlich moderne Roman hat aber zu seinem Publikum auch die besten Köpfe der Nation, und wo dieselben Dichter es versuchen, im idealistischen Drama die Bahn Goethe's und Schiller's wieder zu betreten, bleibt bei der edelsten Anstrengung der Erfolg aus. Was für eine echt künstlerische Anstrengung ist z. B. in Freytag's „Fabiern", Hebbel's „Nibelungen", Otto Ludwig's „Makkabäern", Paul Heyse's „Sabinerinnen" aufgewandt! Das unbedeutendste von diesen und ähnlichen Dramen würde vor 40 Jahren Epoche gemacht haben, jetzt beachtet man sie kaum.

Und über solche Meisterwerke geht auch die Literaturgeschichte zur Tagesordnung über, blos weil das Publikum sie nicht beachtet, was übrigens nur in Bezug auf die Römerdramen wahr ist! Stellt sich der Literarhistoriker auf einmal auf den Standpunkt des großen Haufens? Hat er nicht die Verpflichtung, durch Analyse des wirklich Bedeutenden und Gelungenen den Kunstschöpfungen der Gegenwart gerecht zu werden und die verständnißlose Menge auf deren Vorzüge, auf die dichterischen Schätze hinzuweisen, die ihr verschlossen sind?

Da „der Roman die besten Köpfe der Nation zu seinem Publikum hat", so darf auch Julian Schmidt nicht hinter diesen zurückbleiben; er liest nicht blos in der Universitätsbibliothek, er abonnirt sich auch in der Leihbibliothek und ertheilt im letzten Kapitel kritische Auskunft über alle Romane, welche gerade Mode sind. Auerbach, Stifter, Keller, Freytag, Spielhagen, Hermann Grimm werden ausführlich, Fanny Lewald vorübergehend, Heinrich Koenig, Schücking u. a. gar nicht gewürdigt, Otto Ludwig wegen seiner, nur in Einzelheiten großartigen, in

ganzen überspannten und in der Form ungelenken Novelle „Zwischen Himmel und Erde“ in den Himmel gehoben. Es beruht auf dem odisch-polarischen Gegensatz, daß die höchste Ueberspanntheit der höchsten Nüchternheit imponirt. Schmidt hat eine unglückliche Liebe zu den Kraftgenies, wenn er sie auch hofmeistert. Im übrigen bespricht er auch hier nur, was sich in seine Gedankengänge einfädeln läßt. Der deutsche Roman bekommt nämlich mit jeder Auflage des Schmidt'schen Werks eine neue Aufgabe. Früher sollte er das deutsche Volk bei seiner Arbeit suchen; jetzt heißt es: „Mehr und mehr stellt sich als die Aufgabe des modernen Romans heraus, das Verhältniß der Stände zum Staat, das die Wissenschaft analytisch untersucht, durch die Anschauung festzustellen.“ Es ist ein Glück, wenn Homer und Aristoteles gleichzeitig leben; dann behält die Theorie des letztern die nöthige Biegsamkeit, um sich jedem neuen Werk des dichterischen Genies anzupassen. Die erste Aufgabe des Romans war aus Freytag's „Soll und Haben“ destillirt, die zweite ist nach seiner „Verlorenen Handschrift“ bestimmt; ohne Frage wird ein drittes Freytag'sches Werk den deutschen Roman mit einer neuen Mission in der nächsten Auflage von Julian Schmidt beglücken. So hebt sich die Einseitigkeit, die in jeder einzelnen Auflage herrscht, wieder auf durch die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, die alle Auflagen zusammen darlegen, und ein Literarhistoriker der Zukunft kann auch von dem Literarhistoriker der Gegenwart in Excerpten eine chronologische Entwickelung geben.

Das Gesammturtheil über das Julian Schmidt'sche Werk kann nur ungünstig lauten, insofern dasselbe sich für eine Geschichte der deutschen Literatur ausgibt. Als ein Beitrag zur Geschichte der Richtungen und Meinungen, namentlich auf wissenschaftlichem Gebiete, könnte man dasselbe gelten lassen, um so mehr, als seine Lektüre in mancher Hinsicht anziehend ist, indem der Autor die bedeutenden Geister der Nation oft zu Worte kommen läßt und wir so an seiner Hand, wenn auch oft gestört durch die aufdringlichen Bemerkungen des Cicerone, unser deutsches Pantheon durchwandeln. Als Geschichte der Dichtung aber, namentlich der Gegenwart gegenüber, verräth das Werk eine solche Lückenhaftigkeit, Oberflächlichkeit und dilettantische Einseitigkeit, daß man jeden, der sich eine unbefangene und eingehende Kenntniß unserer Dichter und ihrer Werke verschaffen will, auf das entschiedenste vor demselben warnen muß. **Rudolf Gottschall.**

Eine Geschichte Preußens.

Geschichte des preußischen Staats, von Felix Eberty. Erste Abtheilung: Geschichte des preußischen Staats bis zum Regierungsantritt Friedrich's des Großen. 1411—1740. Zwei Bände, Breslau, Trewendt. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die großartigen Ereignisse des verflossenen Jahres, durch welche Preußen endlich zu der ihm in Deutschland gebührenden Stellung gekommen ist, haben ganz naturgemäß auch der frühern Entwickelung dieses Staats ein regeres Interesse zugewandt: denn der fast überraschend schnell erfolgte Abschluß einer langjährigen Reihe von mühsamen Kämpfen und vergeblichen Bestrebungen legt einem jeden unwillkürlich den Wunsch nahe und macht es ihm zum Bedürfniß, rückwärts gekehrt in der Vergangenheit diejenigen Momente aufzusuchen, in denen der erste Keim und Ansatz zu finden ist für das, was wir in der Gegenwart verwirklicht sehen, und im Geiste noch einmal den oft von Dunkel bedeckten und so wunderbar verschlungenen Weg zu durchmessen, auf dem Preußen, und mit ihm Deutschland, zu dem nun erreichten Ziele gelangt ist. Dieser Anregung verdanken wir manchen Beitrag, durch den in der letzten Zeit die Geschichte Preußens bereichert worden ist. Denn jetzt, wo der historische Entwickelungsgang des preußischen Staats wenigstens einen vorläufigen Abschluß erhalten hat, ist eigentlich erst ein Gesichtspunkt gewonnen worden, von dem aus ein Uebersehen, ein Erfassen und Würdigen seiner frühern Schicksale recht möglich ist: bisher hatte man Wünsche und Hoffnungen, von denen aus die Vergangenheit gemessen und durch die das Urtheil über dieselbe bestimmt wurde; jetzt endlich hat man dafür wirklich festen Boden unter den Füßen und schwebt nicht mehr wie bisher in der Luft. Eine in diesem Sinne gehaltene Darstellung der preußischen Geschichte würde uns gerade jetzt als eine durchaus zeitgemäße Gabe erscheinen; sie würde, da sie ein wirkliches Bedürfniß befriedigte, auch in den weitesten Kreisen Anerkennung und Verbreitung finden: freilich wäre die erste Forderung, die erfüllt sein müßte, die, daß ein solches Werk einmal von nicht zu großem Umfang, und dann in seiner Darstellung wirklich populär gehalten wäre, daß sein Verfasser das Wesentliche und wirklich historisch Wichtige von dem Unwesentlichen und nur Aeußerlichen zu scheiden, die eigentlich einen Fortschritt enthaltenden Momente klar in ihrem innern Zusammenhange hervorzuheben und die Entwickelung dieser Keime in ihrer Gesammtheit zur Anschauung zu bringen vermöchte. Diese Eigenschaften, welche unserer Meinung nach einem solchen Buche nicht fehlen dürfen, sind allerdings der Art, daß die Aufgabe mit zu den schwierigsten gehört, welche unsere Geschichtschreibung in der nächsten Zukunft zu lösen haben wird. Mancher wird sich noch vergeblich an dieser Lösung versuchen; immerhin aber wird er unsern Dank verdienen, wenn er derselben wenigstens einen Schritt näher gerückt ist und in einem oder dem andern Punkte die Sache wirklich gefördert hat.

Von dem eben gekennzeichneten Gesichtspunkte aus hat Felix Eberty, der sich früher durch seine nach englischen Quellen zusammengestellten Lebensbilder von Walter Scott und Lord Byron bekannt gemacht hat, eine Darstellung der preußischen Geschichte unternommen. Die entscheidende Anregung dazu scheint auch er durch die glorreichen Ereignisse des vorigen Sommers erhalten zu haben, und in unmittelbarem Hinblick auf das durch sie in greifbare Nähe gerückte Ziel, dem die Zukunft Preußens entgegeneilt, hat er die frühern Schicksale des preußischen Staats dargestellt. Sein Werk wendet sich daher an alle diejenigen, welche für die große Gegenwart Sinn und Verständniß haben

und dieselbe tief genug zu erfassen vermögen, um den Spuren ihres historischen Werdens auch in der Vergangenheit nachzugehen. Eberty erklärt ferner, daß er auf historische Gelehrsamkeit keinen Anspruch mache und keinen andern Zweck verfolge, als die in so vieler Beziehung unvergleichliche Geschichte unsers Vaterlandes schlicht und einfach „zu erzählen"; er faßt danach seine Aufgabe ganz im populären Sinne und hat ein Werk schreiben wollen, welches, wenn auch nicht im Volke überhaupt, so doch unter den Gebildeten Kenntniß der preußischen Geschichte und damit Verständniß der Gegenwart zu verbreiten geeignet sein soll. Diese entschieden populäre Tendenz des Eberty'schen Werks wird auch schon äußerlich dadurch bethätigt, daß dasselbe dem „deutschen Volksdichter" Fritz Reuter zugeeignet ist. Nach alledem werden wir die Forderungen, welche wir oben an eine populäre Darstellung der preußischen Geschichte stellten, auch diesem Werke gegenüber geltend machen und als Maßstab anwenden müssen, um zu beurtheilen, inwieweit der Verfasser jene Aufgabe nun auch wirklich gelöst hat.

Gleich ein erhebliches Bedenken trifft den äußern Umfang des Werks: die beiden vorliegenden Bände, welche die preußische Geschichte bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen führen, sind zusammen über 1400 Seiten stark. Das aber ist, wie es uns scheinen will, ein Raum, welcher selbst bei dem vorliegenden kleinern Format und dem verhältnißmäßig weitläufigen Druck ausreichen würde, um eine allen Anforderungen genügende, bei wichtigen Punkten selbst in das Detail eingehende Darstellung der Geschichte Preußens bis auf die Gegenwart zu geben. Wenn aber zur Erzählung der preußischen Geschichte bis zum Tode Friedrich Wilhelm's I., also des an wirklich großen Ereignissen verhältnißmäßig ärmsten Zeitraums, zwei übermäßig starke Bände nöthig sind, so wird, um die Aufgabe zu Ende und die Darstellung bis auf die Gegenwart zu führen, doch wenigstens das Doppelte erforderlich sein, sodaß damit das ganze Werk zu einem Umfange von sechs bis sieben, vermuthlich sogar noch mehr dickleibigen Bänden anwachsen wird. Wie aber soll dasselbe dann noch seinen populären Zweck erfüllen? Denn an eine preußische Geschichte von so ungewöhnlichem Umfange wird sich von denjenigen Lesern, auf welche das vorliegende Werk ganz besonders rechnet, so leicht keiner wagen, zumal da wir eine ganze Anzahl sehr viel knapper und kürzer gehaltener Werke dieser Art besitzen, welche dem Bedürfniß dieses Leserkreises mehr entsprechen. Zu solchem Umfange, welcher mit den an ein populäres Werk zu stellenden Forderungen im schroffen Widerspruche steht, konnte eine Erzählung der preußischen Geschichte bis 1740 aber nur anschwellen infolge einer übermäßigen Ausführlichkeit. Das ganze Werk ist eine außerordentlich weitläufige Compilation aus der einschlagenden Literatur: ein eigentliches Quellenstudium liegt demselben nicht zu Grunde, und die Materialien hat dem Verfasser, wie er in der Vorrede selbst angibt, „die besonders für die ältere brandenburgische Geschichte sehr reiche breslauer Bibliothek dargeboten, welche auf diesem Gebiete kaum hinter der königlichen Bibliothek zu Berlin zurücksteht". Mit historischen Darstellungen, welche so ganz auf andern Schultern stehen und nur mittelbar eine von ihrem Verfasser nicht genau gekannte quellenmäßige Begründung haben, ist aber das ein eigenes Ding: selbst bei dem besten Willen wird dabei immer nur eine mehr oder weniger unvollständige Compilation herauskommen, und selbst das Publikum, das durch so zahlreiche, tüchtige, quellenmäßige und dabei doch leicht, ja mit Genuß lesbare Werke geschult ist, wird nicht ohne weiteres zu dieser leichtern Waare greifen. Bei Werken, die so ganz auf Compilation beruhen, ist eine wirkliche historische Kritik nicht möglich, ja auch eine wahrhafte, organische Einheit der Darstellung wird auf diesem Wege niemals erreicht werden können, derselbe wird vielmehr bei der großen Verschiedenheit der zusammengefügten Bestandtheile höchstens zu einer guten, durch seine geschmackvolle Anordnung fesselnden Mosaik führen, ganz abgesehen davon, daß für den Compilator die Gefahr so nahe liegt, Unrichtigkeiten und Irrthümer, die sich in die ihm vorliegenden Werke eingeschlichen haben, mit zu übernehmen und auch seinen Lesern aufzutischen. Alle diese Mängel müssen wir nun auch an der vorliegenden „Geschichte des preußischen Staats" rügen; dieselben werden noch gesteigert und doppelt empfindlich gemacht dadurch, daß es der Darstellung an jeder klaren Gesammtauffassung, jeder geschichtsphilosophischen Betrachtung, ja selbst an einer Würdigung der Vergangenheit von den politischen Gesichtspunkten der Gegenwart aus gänzlich fehlt. Die Breite der Detailmalerei und die ermüdende Weitschweifigkeit in dem rein äußerlichen Aneinanderreihen der Thatsachen vermögen für das Fehlende natürlich keinen Ersatz zu geben. Wenden wir uns jedoch, um den ausgesprochenen Tadel im einzelnen zu begründen, zu dem, was uns in dem vorliegenden Werke geboten wird.

Ueber die Umgrenzung seines Stoffs und die Wahl des Ausgangspunktes für die genauere Darstellung sagt der Verfasser in der an Fritz Reuter gerichteten Vorrede:

> Anfangs war es meine Absicht, die Erzählung erst mit dem Jahre 1640 zu beginnen, weil von einem preußischen Staat vor den Zeiten des Großen Kurfürsten überhaupt nicht die Rede sein kann. Eine ganz kurz gefaßte Erzählung der vorangehenden Begebenheiten sollte als Einleitung dienen. Ob es wohlgethan war, von diesem Plane wieder abzugehen und auch die Zeiten der ersten hohenzollernschen Kurfürsten etwas ausführlicher zu beschreiben, das mögen Sie selbst beurtheilen. Die Kinderjahre des preußischen Staats reichen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Jede Schilderung derselben muß um deswillen von geringerm Interesse sein, weil die Brandenburger nicht minder als ihre deutschen Mitfürsten nur schlecht die beiden Jahrhunderte benutzt haben, während deren sie sich für die Theilnahme an den großen Welthändeln hätten vorbereiten sollen.

Die von dem Verfasser im Vorstehenden aufgeworfene Frage, ob die ausführlichere Darstellung der Geschichte Brandenburg-Preußens bis zum Jahre 1640 eine Verbesserung des anfänglichen Plans gewesen sei, müssen wir mit einem entschiedenen Nein beantworten, wenigstens wenn wir auf die Art blicken, in welcher dieser erste Theil der

Aufgabe gelöst worden ist. In der Hauptsache nämlich ist die Geschichte der Mark Brandenburg bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts als eine reine Territorialgeschichte ohne jedes besondere Interesse, und kann daher, wo es sich um eine Darstellung der preußischen Geschichte überhaupt handelt, so weit beiseitegelassen werden, als sie zum Verständniß des Spätern nicht ganz unumgänglich nöthig ist; es genügt da also, die hauptsächlichsten Momente des Entwickelungsganges hervorzuheben und diejenigen Erscheinungen zu bezeichnen, welche für spätere Bildungen und Neuerungen den Anhalts- und Ausgangspunkt gegeben haben. In das Einzelne jener wirren Territorialgeschichte einzudringen, ist ebenso wenig nöthig wie erquicklich, und nur selten wird man auf einen Punkt stoßen, dessen ausführlichere Darstellung insofern von Interesse ist, als von ihm aus auf die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des ganzen Zeitalters ein helleres Licht fällt; auch solche Einzelheiten verdienen nähere Beachtung, an die sich im Gedächtnisse des Volks bis auf den heutigen Tag eine mehr oder minder klare Erinnerung erhalten hat. In der vorliegenden Darstellung jedoch geschieht weder das eine noch das andere. Gleich in der Einleitung, welche eine wenig scharfe, stellenweise verworrene Uebersicht über die Schicksale der Mark bis auf den ersten Hohenzollern gibt, wird des Auftretens des sogenannten falschen Waldemar (1348) in gerade vier Zeilen Erwähnung gethan: und doch gerade war dies eine von den Gelegenheiten, wo es sich mehr als sonst verlohnt hätte, in das Detail einzugehen und den räthselhaften Vorfall zu benutzen, um durch seine genauere Darstellung dem Leser einen Einblick zu gewähren in die eigenthümlichen Verschlingungen der Politik in jener Zeit; denn nur das Zusammenwirken der das Reich zerreißenden Parteiung zwischen Wittelsbachern und Luxemburgern, des intriguanten Sinnes Karl's IV., der habsüchtigen Gier des Erzbischofs von Magdeburg, des Fürsten von Anhalt u. s. w. machte es möglich, einen solchen Betrug mit so großem, wenigstens zeitweiligem Erfolge durchzuführen. Hier hätte sich die ganze Zeit ihrer innern Zerfahrenheit und Entsittlichung nach so gut zur Anschauung bringen lassen. Auch an Unrichtigkeiten fehlt es — wie leider in dem ganzen Buche — gleich in dem einleitenden Abschnitte nicht; zum Theil sind dieselben aus der etwas lockern Ausdrucksweise und dem Mangel an Schärfe und Genauigkeit hervorgegangen. In dieser Hinsicht sind uns Fehler aufgestoßen, welche sich eigentlich nur aus übermäßiger Flüchtigkeit erklären lassen. So heißt es bei Erwähnung der Erbtheilung Karl's IV.: „Sein Sohn Wenzel, bereits zum römischen König gewählt, erbte Böhmen und Schlesien, während die Mark an den Bruder desselben, König Sigismund von Ungarn und Böhmen, fiel." Wie kann, wenn Wenzel Böhmen erhält, Sigismund König von Böhmen sein? König von Ungarn aber wurde derselbe lange nach dieser Theilung (1378) durch Vermählung mit Maria von Ungarn im Jahre 1387! Aehnliche Flüchtigkeiten ließen sich noch viele zusammenstellen; doch fehlt es auch nicht an noch viel gröbern Verstößen: II, 104 wird der den spanischen Erbfolgekrieg beendigende Friede zwischen dem Kaiser und dem Reich einer-, Frankreich andererseits geschlossen zu Rastadt und Basel! Wir glaubten es anfangs mit einem der sehr zahlreichen Druckfehler zu thun zu haben: aber S. 208 wird wiederum Basel (statt Baden im Aargau) als der Ort jenes Friedensschlusses genannt! Ganz abgesehen von solchen Irrthümern merkt man nur allzu häufig, daß diese preußische Geschichte rein auf der ältern Literatur beruht, und daß daher auch bei Fragen, die nicht ganz unmittelbar in ihr Gebiet hineingehören, die Ergebnisse neuerer Forschungen dem Verfasser so gut wie ganz unbekannt geblieben sind; so hätte bei der Erzählung von der treulosen Verhaftung des Landgrafen Philipp von Hessen durch Karl V. doch nicht die alte Fabel von neuem aufgetischt werden sollen, wonach eine Vertauschung der Worte „einige Gefangenschaft" mit „ewige" die kaiserliche Gewaltthat äußerlich zu verdecken bestimmt gewesen wäre.

An den einleitenden Abschnitten, welche die Geschichte der Mark Brandenburg bis auf den Großen Kurfürsten behandeln, vermissen wir dann ferner namentlich die klare Gliederung, die Sichtung und Ordnung des bunten Durcheinander, das die Geschichte jener Zeiten bildet, nach allgemeinen Gesichtspunkten; während ganz Nebensächliches mit ermüdender Breite behandelt wird, bleiben die für die Charakteristik der ganzen Zeit bedeutendsten Ereignisse so gut wie unbeachtet: so wird z. B. der Kampf des Markgrafen Albrecht Achilles gegen Nürnberg und die fränkischen Städte, in dem sich der großartige, die Mitte des 15. Jahrhunderts ganz erfüllende Gegensatz am schärfsten veranschaulicht, mit wenigen Zeilen und der Erzählung einiger werthloser, historisch nicht zweifelloser Heldenthaten erledigt. Noch auffälliger aber ist es, daß die Geschichte Preußens zur Zeit des Ordens und des Herzogthums bis zur Vereinigung mit Brandenburg nur beiläufig erwähnt, ja eigentlich so gut wie gar nicht berücksichtigt wird. Und doch möchte man fast sagen, daß die Geschichte Preußens für die Schicksale, die spätere Entwickelung und die ganze Gestaltung des brandenburgisch-preußischen Staats sehr viel wichtiger und maßgebender ist als die der Marken. Diese waren zertheilt in kleine, durch Sonderrechte getrennte Territorien, und aus ihnen einen einheitlichen Staat zu bilden, sind selbst die tüchtigsten Kurfürsten vergeblich bemüht gewesen. Erst die Vereinigung mit Preußen hat die Marken allmählich zu einem Staate erwachsen lassen, und zwar so, daß die eigentlich den Staat ausmachenden Eigenschaften von dem neuerworbenen Preußen aus auf jene ältern Territorien übertragen worden sind. Es liegt, so scheint es uns, ein tiefer Sinn darin, daß der Name des ehemaligen Ordensstaats auf den ersten Staat Deutschlands überging, daß derselbe einköpfige schwarze Adler, den einst Kaiser Friedrich II. dem Hochmeister des Deutschen Ordens, um ihn im Herzschilde des Ordenskreuzes zu führen, verliehen hat, das Zeichen geworden, unter dem die preußischen Truppen fechten und siegen gelernt haben. Denn

es findet dadurch nur das historische Verhältniß der Marken und Preußens zur Entwickelung der Gesammtheit des preußischen Staats seinen richtigen sinnbildlichen Ausdruck. Die Marken waren die Schule für das Regentenhaus der Hohenzollern; zunächst als der Schauplatz, auf dem die persönlichen Schicksale derselben sich ereignen, sind sie von Interesse; für die Geschichte des preußischen Staats, seine Entstehung, sein Wachsthum, seine Machtentfaltung kommt zuerst das ehemalige Ordensland Preußen in Betracht. Daher wäre es unserer Ansicht nach Pflicht eines Geschichtschreibers des preußischen Staats gewesen, gerade diesen Punkt eingehender zu behandeln: aus der Geschichte der Begründung der Ordensherrschaft in den Ländern auf dem rechten Weichselufer lassen sich ganz dieselben Momente klar hervorheben, welche dem preußischen Staate späterer Zeit eigen und für seine Geschichte bestimmend gewesen sind. Denn — um nur einzelnes anzudeuten — auch der Staat der Deutschen Herren zu St.-Marien war ein Militärstaat, und zwar in noch sehr viel höherm Grade als es im guten oder bösen Sinn von dem Preußen unserer Tage gesagt werden kann; auch des Ordensstaates Sicherheit erforderte ein stets schlagfertiges Heer, besondere Einrichtungen zur Landesvertheidigung, in denen man wol ein erstes Vorbild der Landwehr sehen kann. Dazu bedurfte er aber auch eines gefüllten Schatzes und stets geordneter Finanzen, deren Bedingung der Wohlstand des Landes war; daher auch hier die emsige Sorge für Hebung der innern Cultur, die geordnete und in fast modernen Formen sich bewegende Verwaltung in den verschiedenen Gebieten des Staatslebens. Zu einer Zeit, wo noch kein Theil des Deutschen Reichs im Ernste den Namen eines Staates beanspruchen konnte, wo selbst in England und Frankreich kaum die ersten Anfänge zu einer wirklich staatlichen Organisation gemacht waren, da bestand im Nordosten des Reichs, als starke Grenzwacht gegen Polen und Litauen, als Vorkämpfer deutscher Cultur, der Staat der Deutschen Ordensritter, ein politisches Meisterstück, das in seiner Art geradezu einzig dasteht, namentlich schon deshalb, weil ihm der Name eines Staats wirklich mit Recht gegeben werden konnte. Vieles allerdings von den trefflichen Einrichtungen, die den blühenden Ordensstaat einst des Namens „das neue Deutschland" würdig erscheinen ließen, ist durch den spätern Verfall und in den Stürmen, welche im 15. Jahrhundert über ihn hereinbrachen, untergegangen oder doch entstellt worden; dennoch aber war Preußen, als es 1618 mit den Marken vereinigt wurde, in Betreff seiner staatlichen Organisation diesen bei weitem überlegen, und es erscheint daher als ganz natürlich, daß die Kurfürsten den Schwerpunkt ihrer Machtstellung sogleich nach der neuen Provinz verlegten und von ihr aus und nach ihrem Vorbilde die Marken zu einem Staate umzubilden begannen.

Eine nähere Ausführung des hier Angedeuteten müssen wir uns natürlich versagen; doch wird das Gesagte genügen, um den Nachdruck zu rechtfertigen, den wir auf die Nichtbeachtung der frühern Geschichte Preußens in dem Eberty'schen Werke legen zu müssen meinten. Aehnliche Unterlassungsfehler ließen sich aus demselben noch in großer Zahl zusammenstellen.

Wir heben noch nur einzelne Abschnitte hervor, in denen im Gegensatz hierzu die breite Ausführung besonders zu rügen ist. So wird im ersten Bande die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs mit einem Eingehen in das Einzelne erzählt, wie es wahrlich nicht nöthig war, wo es darauf ankam, den allgemeinen Hintergrund zu bezeichnen, auf dem die besondern Schicksale der Mark Brandenburg und Preußens sich abspielen. Dasselbe gilt von der Darstellung der Verhandlungen zu Osnabrück und Münster: man glaubt eine Geschichte des Westfälischen Friedens, nicht aber Preußens zu lesen. Ein Gleiches muß von den meisten Abschnitten gesagt werden, in welchen die Culturgeschichte eines Zeitraums gegeben wird. Statt Nebensachen kurz und nur so weit, als es zum Verständniß der preußischen Verhältnisse nothwendig ist, anzudeuten, wird auch von ihnen des Langen und Breiten gehandelt; so wird z. B. die Vertreibung der salzburger Protestanten mit einer Ausführlichkeit erzählt, wie sie wahrlich nicht nöthig war, um darzuthun, welche Bedeutung und welchen Nutzen die Aufnahme der unglücklichen Flüchtlinge in Preußen hatte. Auch in anderer Hinsicht macht sich dieselbe ermüdende Breite geltend: man vergleiche die Parallele zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinen Aeltern, König Friedrich I. und Sophie Charlotte (II, 182 fg.).

Beiläufig schon haben wir oben auf einen andern Mangel des uns vorliegenden Werks hingewiesen, der allerdings noch schwerer als die bisher gerügten ins Gewicht fällt, nämlich die Lockerheit und Incorrectheit des Ausdrucks und den Mangel an Ordnung und Klarheit in dem ganzen Stil. Nirgends tritt dieser Fehler so augenscheinlich hervor, als wo ein Anlauf zu allgemeinen Betrachtungen genommen und eine Würdigung der Ereignisse von einem höhern Gesichtspunkte aus versucht wird. Da kommen Dinge vor, die man eben nicht anders als trivial bezeichnen kann, während man bei einigen völlig rathlos dasteht. Welcher Art die allgemeine historische Anschauung ist, die dieser preußischen Geschichte zu Grunde liegt, mögen einige Beispiele am besten darthun. Bei Gelegenheit der Wiedervereinigung der Marken (1571), welche Joachim I. gegen das Achilleische Hausgesetz unter seine Söhne Joachim II. und Johann von Küstrin getheilt hatte, wird die Erzählung von folgender geschichtsphilosophischen Betrachtung unterbrochen:

> Es ist dies das erste mal, wird aber nicht das letzte mal sein, wo wir beinahe an das Walten eines besondern Schutzgeistes erinnert werden, welcher dem hohenzollernschen Hause seine politischen Fehler zum Guten ausschlagen läßt. Offenbar nämlich war es ein Vortheil für die Marken, daß der neue Regent (Johann Georg, 1571—98) neben den durch die Verschwendung und die Schulden seines Vaters entkräfteten Provinzen die Neumark zurückerhielt, deren geordnetes Geldwesen von dem wirthschaftlichen Sinne Markgraf Johann's ein rühmliches Zeugniß ablegte.

Ueber die erste Jugend des Kurfürsten Joachim Friedrich

rich, der bei seiner Geburt kaum lebensfähig schien, finden wir (I, 154) folgende Aeußerung: „Nachdem man ihn aber in Malvasier gebadet und mehrere alte Weiber verbrannt hatte, die im Verdacht standen, den jungen Prinzen behext zu haben, erholte derselbe sich nach und nach und wurde so kräftig, daß er ein ziemlich hohes Alter erreichte."

Die Begründung der Souveränetät in Preußen durch den Großen Kurfürsten gibt Anlaß, einige allgemeine Betrachtungen anzustellen über den Absolutismus, die historische Nothwendigkeit desselben und sein Auftreten in Europa, welche in einigen Punkten unklar, in andern aber anfechtbar sind. Die Brechung der Adelsmacht aber, welche mit der Durchführung des Absolutismus nothwendig war, erfährt da gar folgende Würdigung:

Denn bei uns in Preußen wurde mit der Vernichtung der politischen Macht des Adels zugleich das vermittelnde Glied des Staatskörpers zerbrochen, welches eine allmähliche vernunftgemäße Ausbildung der ständischen Verhältnisse hätte herbeiführen können. Man darf die mittelalterlichen Vorrechte des Adels bei aller ihrer Ungerechtigkeit immerhin als einen Bruchtheil der allgemeinen Menschenrechte betrachten, welche dem Volke gegenüber der Fürstengewalt gebühren. Das Recht, nur von seinesgleichen gerichtet zu werden, war ein Keim, aus dem die Schwurgerichte sich herausbilden konnten(!). Bei den Landtagsverhandlungen machte sich die Denk- und Redefreiheit geltend, das Recht der Steuerbewilligung wurde von dem Adel mit weit größerer Entschiedenheit wahrgenommen als heutzutage von den Volksvertretungen.

Mit seinen allgemeinen Betrachtungen, beiläufigen Vergleichungen und eingestreuten Reflexionen hat der Verfasser überhaupt Unglück. Noch einige besonders schlagende Beispiele mögen das allerdings harte Urtheil begründen. König Friedrich's I. Bemühungen zum Schutze der Protestanten und seine Fürsorge für die französischen Réfugiés werden (II, 11) unter anderm folgendermaßen motivirt:

Wenn ein solches Schutzamt ihn zu einem natürlichen Gegner Ludwig's XIV. machte, welcher sich als den gefährlichsten Feind der Evangelischen erwiesen hatte, so entsprach das nicht nur dem persönlichen Widerwillen, welchen Friedrich gegen einen König empfand, dessen prachtvoller Hofhalt für ihn ein trotz aller Nacheiferung unerreichbarer Gegenstand der brennendsten Eifersucht war.

Zwei Seiten weiter (S. 13) finden wir bei Erwähnung der von den Franzosen im dritten Raubkriege in der Pfalz verübten Greuel folgende Zwischenbemerkung: „Im nächsten Frühjahre sprengten die Franzosen das heidelberger Schloß in die Luft, nicht ahnend, daß sie durch diese Schandthat auf Jahrhunderte hinaus für Millionen fröhlicher Menschen einen der reizendsten Lustörter der ganzen Welt geschaffen hätten."

Einen zum wenigsten komischen Eindruck müssen Betrachtungen machen wie die folgende, welche bei der Erwähnung des Todes der beiden ältesten Söhne Friedrich Wilhelm's I. angestellt wird; die Prinzen sollen nämlich infolge der von ihrem Großvater König Friedrich I. angeordneten Taufceremonien, bei denen man ihr Köpfchen mit einer goldenen Krone zu sehr drückte, gestorben sein:

Wie anders hätten die Geschicke unsers Vaterlandes sich gestaltet, wenn statt Friedrich's des Großen einer jener beiden kleinen Prinzen, welche dem Druck ihrer Taufceremonien erlagen, den preußischen Thron bestiegen hätte, und es ist zu verwundern, daß noch keiner der Geschichtschreiber, welche Friedrich I. so manche, von ihm weder gewollte noch geahnte Folgen seiner Eitelkeiten und Schwächen zum Verdienst anrechnen, darauf verfallen ist, ihn dafür zu preisen, daß ohne seinen Geschmack für überladenes Hofceremoniell der größte König, den die neuere Geschichte aufzuweisen hat, niemals zur Regierung gelangt wäre.

Doch wollen wir diese Blütenlese nicht weiter fortsetzen. Auch gegen andere, formell nicht zu tadelnde Aeußerungen läßt sich gegründete Einsprache erheben: wenn (II, 107) gesagt wird, daß „damals (unter Friedrich I.) das ganze preußische Land das Ansehen eines großen Exercierplatzes bekommen habe, welches ihm seitdem mehr oder weniger stets geblieben ist", so ist das eben nichts als eine oft gehörte und ebenso oft nachgesprochene Phrase, von deren Bedeutung wahrlich nicht viel zu halten ist. Endlich ließen sich noch solche Stellen in ziemlicher Anzahl zusammenstellen, wo ein an sich ganz richtiger Gedanke doch durch die Ungenauigkeit und Incorrectheit des Ausdrucks und die sprachlichen Mängel, welche oft der Darstellung anhaften, fast unverständlich gemacht wird oder doch schief und wunderlich erscheint. So hat man z. B. Mühe, das, was eigentlich gemeint ist, zu verstehen, wenn es II, 174 von der „philosophischen" Königin Sophie Charlotte heißt: „Durch ihre ganze Denkart zieht sich eine Vorahnung der Culturstufe, die man 50 Jahre später mit dem Namen der Aufklärung bezeichnete und welche durch ein hauptsächlich verneinendes Entgegentreten gegen veraltete Vorurtheile sich kundgab." Härter und ungewandter konnte doch das, was hier gemeint ist, kaum ausgedrückt werden, und daß die Deutlichkeit dadurch gewonnen, wird doch auch niemand behaupten wollen. Den Mängeln, an denen Forschung, Anordnung und Darstellung in dieser „Geschichte des preußischen Staats" leiden, entsprechen auch manche Verstöße und Ungenauigkeiten in Sprech- und Schreibweise: auf derselben Seite finden wir „Baier" und „Bayer" (I, 6), auf welch wunderlicher Etymologie beruht die Schreibung „Stehgreif" (S. 56)? S. 61 finden wir den Plural „Magistráte", S. 279 die Schreibung „Hippolithus"; die S. 226 erwähnte Insel an der Pernemündung heißt „Ruden" und nicht „Rüden" u. dgl. m.

Hans Prutz.

Ein ultramontaner Roman.

Moderne Familiengeschichten. Von August Lewald. Drei Bände. Schaffhausen, Hurter. 1866. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Am Schluß der Einleitung zu seinem Buche sagt Lewald: „Wie der Leser sich seinen Autor wählt, so hat dieser, wenn er mehr als blos unterhalten will, auch das Recht, sich in Gedanken seine Leser zu wählen. Und an diese allein nur will er sich wenden." Diese „Familiengeschichten" sind denn auch in der That nicht für das große Publikum geschrieben, das nach des Tages Last und Mühe nach behaglich anregender und dabei die Lebensgeister schließlich auf einen guten Ruhepunkt stimmender Unterhaltungslektüre greift, sondern es ist ein Tendenzroman von craß katholischer Färbung, womit wir es zu thun haben und den wir — offen gestanden — nicht zu

Ende gelesen hätten, wenn unsere Recensentenpflicht es nicht geboten. Cardinal Wiseman, Gräfin Ida Hahn-Hahn, O. Redwitz, J. J. Holzwarth, A. Lewald und einige andere Autoren besorgen diese Literatur, von der wir zweifeln, daß sie anders als nebenher von der wissenschaftlichen Literaturgeschichte erwähnt werden wird, die aber die ecclesia militans neben den andern Kampfmitteln, die sie gegen den verpönten „Zeitgeist" ins Feuer führen zu dürfen glaubt, nicht müde wird, in ihren geheimen Laboratorien fabriciren zu lassen. Lewald behauptet, an vielen hervorragenden und hochgepriesenen Erscheinungen der Zeit könne ebenfalls Tendenz nachgewiesen werden, Tendenz anderer Art, aber immerhin Tendenz, und so brauche er sich seiner tendenziösen Schriftstellerei halber nicht zu entschuldigen. Das ist etwas jesuitisch, denn einmal ist die Behauptung und dann ist die Folgerung falsch. Die wirklich hervorragenden literarischen Erscheinungen der Vergangenheit wie der Gegenwart sind nicht um äußerer Zwecke willen, die eine Partei zu erreichen strebt, also aus einem äußern Zwange, sondern aus innerer poetischer Nothwendigkeit entstanden, und so wird es auch für alle Zukunft bleiben. Diese innere Nothwendigkeit, die vor allem von dem Hader der confessionellen Parteien nichts weiß und nur aus dem Menschlichen heraus schafft, ist das Wesen der wahren Poesie. Man kann die Poesie — oder gehört etwa der Familienroman nicht in das Gebiet der Poesie? — zu politischen, philosophischen, confessionellen Zwecken misbrauchen, aber das ist eben Misbrauch, und wie jeder Misbrauch sich selbst verurtheilt, so ist nach unserer aufrichtigen Meinung und unserm Verständniß der Sache auch dieses Werk Lewald's von vornherein verurtheilt.

Darüber mit dem Verfasser zu rechten, würde müßig sein. Aber wir wollten auch nur seinen Standpunkt und den der unbefangenen literarischen Kritik andeutungsweise bezeichnen. Ihm ist die Romanschriftstellerei Mittel zur Erreichung confessioneller Zwecke, er ist sich dessen wohl bewußt und er hält dieses Mittel für erlaubt. Wir nicht, und das ist der ganze Unterschied. Er hätte auch bloße katholische Gebet- und Andachtsbücher schreiben können, aber das Geschäft besorgen Glaubensgenossen von ihm, die in der Kunst der Romanfabrikation — wir wählen für die Sache den richtigsten Ausdruck — nicht bewandert sind. Er und „hoffentlich talentvolle Nacheiferer" fabriciren katholische Romane, „damit dem gotteslästerlichen Zeug, das die Lesewelt unserer Tage beherrscht, ein Gegengewicht geschaffen werde", wie das „Deutsche Volksblatt" (1865, Nr. 195) offenherzig genug bekennt.

Ob der Verfasser bei seiner oben citirten Behauptung, auch hervorragende Erscheinungen der Zeit seien tendenziös, an dieses „gotteslästerliche Zeug" gedacht hat, erfahren wir nicht. Keinenfalls berechtigt ein Fehler zu einem weitern Fehler, Misbrauch zu Misbrauch, und so ist ohne allen Zweifel auch seine Folgerung falsch.

Wir wenden uns zu den „Modernen Familiengeschichten", zu denen der Verfasser, der nach einer Notiz der „Kölnischen Blätter" (1865) seine 72 Jahre auf dem Rücken trägt, Zeit und Gelegenheit genug hatte, das Material der trivialen Alltagswelt zu entnehmen. Durch die routinirte Art und Weise, wie er das Talent hat, dieses Material für seine Zwecke zu metamorphosiren, entzieht er sein Buch dem Vorwurfe, richtiger „Familienklatsch" genannt zu werden.

Der Anstifter alles Unheils im Buche ist ein fahrender Virtuose à la Franz Liszt; doch Franz Liszt spielt, wie bekannt, im Vatican eine bedeutende Rolle, während der Verfasser seinen Signor Ludolfo Protestant bleiben und im Winkel eines Orchesters verkommen und vergessen läßt.

Durchaus einverstanden sind wir mit dem Verfasser, wenn er es als wenig empfehlenswerth nachweist, Virtuosen und Pseudovirtuosen im Innern von wohlanständigen Häusern heimisch werden und sich einnisten zu lassen. Sie suchen auch nur vorzüglich der Frauenwelt zu imponiren, und so wird man sie am meisten in den Häusern finden, die das Unglück haben, von Frauen regiert zu werden. Vor seiner Kunst, wie er seine Fingerfertigkeit nennt, muß sich alles beugen. Andere mögen unglücklich werden, geschieht nur sein Wille. Verspürt er mehr Beruf in sich, „Familienphilister" zu werden, als sein geniales Vagabundenthum fortzusetzen, wozu vorzugsweise die Sorge, von jüngern Potenzen ausgestochen werden zu können, Hauptantrieb zu sein pflegt, so heirathet er die Tochter aus einem reichen, bequemen Hause und hängt die Geige an die Wand, nur seinen Passionen noch nachgehend. Andernfalls bleibt Signor Ludolfo so lange der Don Juan einer Gegend, der „vielbeliebte Rattenfänger", bis er sich unmöglich gemacht hat und sein Theater anderswo aufschlagen muß. Variatio delectat.

Lewald's Virtuose gehört zu dieser letztern Sorte. Er verführt Delphine von Wildenstein, die er aus einem klösterlichen Pensionate halb wider ihren Willen raubt, und Irene von Tersato, eine jung verwitwete walachische Fürstin, welcher der Verfasser mehr Herzens- und Geistesbildung beilegt, als bei ihrer abenteuerlichen Lebensweise statthaft erscheint. Aus den halbwilden Ehen entspringen zwei Kinder, Delphine gebiert Victoria, Irene einen Knaben, der als bürgerlicher Paul Möller seine Rolle spielt. Beide Kinder sind liebenswürdig, tugendhaft, talentvoll, musikalische Genies, und nachdem sie sich im zweiten Bande kennen gelernt haben und Paul seine Schwester dazu einmal dem sichern Wassertode entrissen hat, lieben sie auch einander genug, um sich heirathen zu wollen. Die Ehe würde auch zu Stande gekommen sein, denn die Angehörigen der jungen Leute, die von deren gemeinschaftlichem Vater sowenig wissen wie diese selbst, begünstigen das Verhältniß; aber Victoria ist strenge Katholikin und Paul in den evangelischen Glaubensansichten groß gezogen. Es entsteht die bekannte heikle Frage, welcher Confession sollen die zu erwartenden Kinder angehören, und sie wird von den Liebenden mit einem fast ungehörigen Phrasenreichthum discutirt. So sagt Victoria zu Paul:

„Ich bin eine gläubige Tochter der katholischen Kirche und halte sie(!) nicht für einen Freidenker, der es für ein Meisterstück

seiner Aufklärung hält, über die Religion mit stolzerhobener Stirn hinwegzusehen. Auch ihnen (!) ist sie die Grundlage des irdischen Glücks. Das ist jedoch in unserer Lage durch eine Verbindung in der Ehe unmöglich. Wir wären durch unsere verschiedenen Bekenntnisse eingeschränkt und in der freien Wahl der Selbstbestimmung gehindert. Nicht nur das Gewissen allein, sondern auch das Pflichtgefühl fordern von mir, davon abzustehen, meine Lebensverhältnisse auf Kosten meiner religiösen Ueberzeugung verbessern zu wollen. Sie stimmen mir bei; denn auch sie (!) würden gewiß nicht das, was sie (!) als Wahrheit erkennen, für eine mit dem Leben vorüberfliehende Glückseligkeit vertauschen wollen. Die Liebe zu ewigen Wahrheiten ist stärker." — „Ihr Gesichtspunkt", sprach er, „erscheint mir um so wichtiger, als es nur die lauterste Wahrheitsliebe ist, welche ihre (!) Gedanken beseelt. Es sind die mislichsten Fragen, welche sie (!) zu den dornigsten Klippen führten. Sie vergaßen aber, daß das Bekenntniß nicht Zweck sei, sondern nur Hülle und Werkzeug für edlere moralische Absichten. Das Ritual des Cultus kommt dabei nicht in Betracht. Selbst diejenigen Lehrsätze ihrer (!) Kirche, die sie als die eigenthümlichsten Grundpfeiler ihres Glücks und ihrer Tugend ansehen; die von ihren Heiligen und den Weisen und Gelehrten der Jahrhunderte durch die angestrengteste Kraft ihrer Vernunft, theils mit der erforderlichen Klarheit und Bündigkeit, theils weniger zusammenhängend vorgetragen wurden: diese Wahrheiten sind allgemein und gehören nicht blos ihrer Kirche an" u. s. w.

Die Leser erkennen aus den mitgetheilten Phrasen, die in der That Gemeinplätze sind, was sie von dem ganzen Buche zu erwarten haben. Aus der intendirten Ehe wird denn auch aus dem erwähnten Grunde nichts, noch ehe die Liebenden wissen, daß sie Geschwister sind. Die feinfühlende, feingebildete Victoria, die in einem Institute du sacre coeur erzogen und süßduftig wie eine Mandelblüte ist, hat noch einen andern katholischen Verehrer, einen praktischen Landedelmann, der natürlich Walter heißt und eines Tags zu ihr zu gehen beschließt „mit der Frage, ob sie ihn zum Manne wolle", worauf er eine von den geraden Antworten erwarten will: „Ja, ich will" oder: „Scher' dich fort, ich mag dich nicht!" Um zu zeigen, daß der Verfasser gut zu schildern versteht, daß seine Charakteristik aber dem Träger der Rolle des ersten Liebhabers nicht zu Gesichte steht, erlauben wir uns, die Morgenpromenade des alten Heirathscandidaten, der von einer alten Kuppeltante in Trab gesetzt ist, wörtlich abzuschreiben:

Walter trug den Kopf hoch, streckte die Nase in die Luft hinaus und bewegte die Arme vor- und rückwärts, als ob er dadurch seine Schritte, beschleunigen wollte. Hätte er eine Cigarre im Munde gehabt, das Denken wäre ihm sicher dadurch erleichtert worden. Er selbst mochte es wol glauben. Allein er hatte sich diesen absichtlichen Morgengruß (soll wol heißen: —genuß) absichtlich versagt. „So eine Französin wie die Valmont kann das Rauchen nicht leiden", sagte er sich, „und nimmt mich am Ende gar nicht an. Bin ich einmal im Hause, so ist's etwas anderes; wenn sie mich kennt und weiß, wer ich bin." Er war aber so schnell gegangen, daß er besorgen mußte, die gute Frau zu überraschen, wenn sie noch im Bette lag. Eine halbstündige Rast erschien als geboten und er suchte sich ein schönes Plätzchen aus, um seinen Gedanken einstweilen Audienz zu ertheilen, und hoffte, daß sie sich endlich einstellen würden. Das Plätzchen war eine Lichtung, von der Sonne beschienen, wo ein leiser Wind die schwanken Stengel der Heideblumen bewegte. Es war zum Entzücken. Sonne, Blumen, alte Bäume, freie Luft. Der ganze Wald schien zu singen. Hier setzte er sich ins Moos. „Wer jetzt eine Cigarre hätte", rief es wiederholt in ihm. Dieser Gedanke war bald nur der einzige, der ihn erfüllte, haschte er nach einem andern, so vermochte er keinen festzuhalten; er ward immer zerstreuter, fast schwermüthig; der im Augenblick nicht zu erfüllende Wunsch wurde gleich einer fixen Idee. Einige Bauern gingen vorüber, aber sie rauchten nicht. Endlich vernimmt er hinter sich Schritte, die durch das Gestrüpp sich den Weg bahnen. Ein Handwerksbursche ist's. Ein junger gesunder Bursche, der ihn freundlich grüßt und dabei zwischen zwei Reihen blanker Zähne eine soeben angebrannte Cigarre zeigt, die den (dem!) Glücklichen um die Nase dampfte. Walter stürzt auf ihn zu. Nichts gilt ihm mehr die Abneigung der französischen Madame gegen das Rauchen. Die Verzweiflung treibt ihn. Er bittet den Burschen, ihm eine Cigarre abzulassen, die er ihm gut bezahlen will. Der Glückliche besitzt aber keine andere, als die er eben raucht. „Ein freundlicher Herr zu Pferd, der mir soeben ein Almosen gab, schenkte mir dazu auch noch diese Cigarre, die ich an der seinigen anzünden durfte. Sie ist freilich so fein, wie ich noch niemals eine zu rauchen bekam, wenn ich aber dem Herrn dienen kann", sagte er, indem er sie aus dem Munde nahm, sein Taschenmesser öffnete und das obere nasse Ende wegschnitt, „so bitte ich selbe von mir anzunehmen." Walter hätte ihn umarmen mögen, aber er begnügte sich dabei, ihm die Cigarre überreichlich zu bezahlen, was den guten Burschen auch bedeutend mehr zufrieden stellte. Unter tausend „Vergelt's Gott!" zog er fürbaß. Mit welcher Wonne blies nun Walter die ersten Dämpfe in die frische Luft u. s. w.

Niemand wird leugnen, daß man einen Liebhaber nicht wol gründlicher lächerlich machen kann, als indem man ihn so einführt, die einem Handwerksburschen aus dem Munde genommene Cigarre mit Wonne rauchend — und dieser Bursche führt die holde Braut heim. Der Verfasser charakterisirt ihn weiter in demselben Sinne, und nun wollen wir alle unsere Leserinnen fragen, wem würden sie den Vorzug gegeben haben, Walter, unsauber und katholisch, oder Paul, evangelisch, liebenswürdig und — geliebt? Und wer will es verantworten, einen Liebesbund zu stören wie den von Paul und Victoria, um einen Ehebund wie den mit Walter zu Stande zu bringen? Beide erstern sind Halbgeschwister; aber das wird erst später bekannt.

Der Abbé von Songères, natürlich ein Jesuit und einer vom reinsten Wasser und als das Muster eines Priesters und Wohlthäters geschildert, ist der gute Genius der Handlung, fädelt ab und fädelt ein, hat überall seine Verbindungen, und wo sie fehlen, schleicht er sich ein. Aber das ist nach dem Urtheil der feingebildeten Welt gegen alle Wohlanständigkeit, convenance, wie der Verfasser sich auszudrücken liebt. Delphine's Bruder, ein General a. D., voll periodisch schmerzhafter Narben, lebt mit seiner protestantischen Frau in guter Ehe, begeht aber die unerhörte Thorheit, als er Delphine's Tochter Irene ein Asyl zu verschaffen sich entschließt, seiner Frau hieraus ein Geheimniß zu machen. Weshalb? In guten Ehen haben die Gatten keine Geheimnisse voreinander. Sie verschweigen es einander selbst nicht, wenn die Schwester eines der Eheleute zu Fall gekommen sein sollte. Weshalb auch, da sie Leid und Freud gemeinschaftlich tragen sollen? Und dazu war Delphine mit Ludolf von einem protestantischen Pastor in Holstein rechtlich und ehrlich getraut, freilich mit Hülfe eines dänischen Königsbriefs,

aber die Ehe war gesetzlich gültig und kein Concubinat, wie der Verfasser es darzustellen liebt. Einerlei, der General bringt seine unglückliche Nichte heimlich unter, es entsteht Lärm, Familienhader, Eifersucht, und — die Generalin verläßt ihren Mann und soll von ihm geschieden werden.

Dem Jesuiten liegt daran, die Generalin zu sprechen, und nun fädelt er. In einer einsamen Galerie lauert er der Donna auf, weiß zu ihr auf eine Bank zu kommen, und nun —

Als sie die bleiche Gestalt des Priesters neben sich erblickte, ward sie fast widerwärtig davon berührt. Sie war schon im Begriff aufzustehen und sich schnell zu entfernen. Allein sie schämte sich, weil ihr Gewissen ihr sagte, daß es Schwäche sei. Der Ruf hatte den Fremden als einen Jesuiten bezeichnet. Noch mehr; sie wußte auch, daß diese für sie schon an und für sich abstoßende Persönlichkeit mit Gallini verkehre. Allein sie gelangte dennoch zu der Standhaftigkeit, auf ihrem Platze zu bleiben, obgleich ihr jetzt eben der abscheuliche Orden mit Scheiterhaufen und Brandfackeln und seiner satanischen Lehre vorschwebte, wie man es sie von Jugend auf gelehrt hatte. Der Abbé von Songères war (!) nur eine kurze Zeit dagesessen, als er mit französischer Politesse eine gleichgültige Frage an Ernestine richtete. Sie antwortete darauf mit wenigen Worten. Er ließ sich durch diese Kürze nicht abhalten, eine andere Frage der ersten folgen zu lassen, und so bildete sich durch seine Beharrlichkeit nach und nach ein Gespräch, welches bald darauf zu unterhaltenden Mittheilungen sich gestaltete. Es war nicht zu verkennen, daß dem Abbé die ausgebildetste Uebung zu Gebote stand, dies zu bewerkstelligen. Zu dem natürlichen Fluß seiner Rede gesellte sich eine so fein gewählte Ausdrucksweise und eine so begeisterte Wärme, die er fern von Emphase und Salbung in seine Worte zu hauchen wußte. Ernestine verhehlte es sich nicht, daß sie ihm mit Wohlgefallen zuhöre. Was sie von dem einschmeichelnden Wesen der Jesuiten wußte, erschreckte sie zwar ein wenig, aber es erschien ihr dabei doch gar zu lächerlich, wie man sie schon als Kind eingeschüchtert hatte, vor den Jesuiten auf der Hut zu sein. Eine Art von Neugier empfand sie vielmehr, als sie in ein solches tête-à-tête unvermuthet gerathen war. Die Unterhaltung erschien ihr in ihrem Trübsinn wie eine Zerstreuung, die sie nicht zurückweisen wollte. Bald jedoch war dieser anfängliche Reiz gestört, nachdem der Fremde sich als den Abbé de Songères zu erkennen gab, der, auf einer Reise nach Schweden begriffen, hier verweile u. s. w.

Die Reise nach Schweden ist eine Lüge, aber den Jesuiten ist das Lügen, wie es scheint, um des guten Zweckes willen erlaubt. Und haben wir hier nicht einen Jesuiten vor uns, wie er im Buche steht? Um des guten Zweckes willen! Schöne Phrase! Im Buche liest sich das auch recht gut, wie der Abbé ohne alle Selbstsucht die reine Aufopferung ist, und wir müssen ihm sogar dankbar sein, daß er das aus Thorheit gestörte häusliche Leben des Generals wieder in Ordnung bringt, aber die Geschichte ist nur nach dem Leben zurechtgemacht und nicht das Leben selbst. Anderswo zerstören die Genossen des Abbé das Familienglück, aber — le jésuite s'amuse!

Doch wir haben nicht den Jesuitismus zu kritisiren, sondern seine Verherrlichung in Unterhaltungsschriften, und diese ist denn doch sehr mislungen. Wir haben den Verfasser ausführlich selbst sprechen lassen und geben jedem Leser das Urtheil frei. Daß er eine routinirte Feder führt, ist bekannt; er ist ein Gegner des Aufschwungs unsers Vaterlandes durch Preußen und hat das durch sein „Tornister-Büchel", das 1866 dem kaiserlichen Heere gewidmet wurde, durch „Clarinette" und ähnliche Ephemeriden zur Genüge bekundet. Aber ein glücklicher Klopffechter für das klerikale Regiment auf Erden ist er nicht, und hoffentlich werden ihn seine Gönner bald auf Ruhegehalt setzen. 15.

Beethoven's Leben von Nohl.

Beethoven's Leben. Zweiter Band: Beethoven's Mannesalter. 1793—1814. Von Ludwig Nohl. Leipzig, Günther. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das erste Buch des vorliegenden Bandes *) betitelt sich „Vorspiele" und reicht von 1793—1801. Dasselbe enthält folgende Kapitel: „Sociale Existenz"; „Theoretische Studien"; „Die Kunstreise"; „Die Taubheit". Das Verhältniß Beethoven's zu seinen Lehrern Haydn, Schenk und Albrechtsberger mochte bei seinem leicht verletzbaren Selbstbewußtsein natürlich kein angenehmes sein. Am längsten dauerte bekanntlich der Unterricht bei Albrechtsberger, welcher die Lücken, die Beethoven auch nach der Herausgabe seiner ersten Werke in seiner contrapunktischen Gewandtheit fühlen mochte, auszufüllen bestimmt war. Freilich machen die theoretischen Studien auch bei dem befähigtsten Lehrer noch keinen genialen Künstler, wenn die Natur das Beste versagt hat. Für die drei Trios Op. 1 erhielt Beethoven an Honorar 212 Fl. und 400 Exemplare à 1 Fl. Doch wurde das Geld ohne Vorwissen des Componisten vom Fürsten Lobkowitz dem Verleger Artaria ausgezahlt. Am meisten machte damals Beethoven als Klavierspieler Aufsehen, weniger noch als Componist.

Das zweite Buch, „Heldenthaten", bespricht die Zeit von 1801—6. Die einzelnen Kapitel heißen: „Giuletta Guicciardi" (der bekanntlich die Cis-moll-Sonate gewidmet ist); „Das Heiligenstädter Testament"; „Die Heldensymphonie"; „Leonore-Fidelio". Bekanntlich ist die Beethoven'sche Oper den Wagnerianern ein Dorn im Auge, also auch Herrn Nohl. In diese Zeit fällt eine andere Neigung Beethoven's, zu Thereſe Malfatti, die aber schon bei der unsichern Stellung und der Taubheit des Meisters zu keinem Resultate führen konnte.

Im dritten Buche: „Herrscherzeiten" (1806—14) wird zuerst die C-moll-Symphonie und die Pastorale besprochen. Von den drei Quartetten Op. 59 heißt es, daß Beethoven darin versucht habe, bei aller Kunst und Originalität so populär als möglich zu sein, und es sei sogar durchgehends ein Bestreben nach klarster Verständlichkeit, ja ein häufiges Anlehnen an die traditionelle Form und allgemein übliche Quartettweise zu erkennen. Nun, in Wahrheit hat Beethoven durch diese Quartette seinerzeit ebenso epochemachend gewirkt wie durch die Eroica im Symphonienfache. Das erste Allegro in dem ersten jener drei Quartette ist sogar der größte erste Satz, welchen wir von Beethoven in diesem Genre haben. Das folgende Scherzando, der langsame Satz im zweiten Quartett, der zweite

*) Vgl. die Besprechung des ersten Bandes in Nr. 13 d. Bl. f. Lit. D. Red.

Satz im dritten Quartett sind Leistungen, welche weit über die Schöpfungen der Vorgänger hinausgehen. Was Nohl von Frische des Humors in den Menuetten (?) dieser drei Quartette spricht, verstehen wir nicht. Von der vierten Symphonie heißt es: „Mag sich der Meister der Technik hier in trefflichster Weise bewähren, ja die ganze Künstlerschaft Beethoven's eine bedeutsame Fortentwickelung zeigen, eine tiefere Enthüllung geistiger und allgemein menschlicher Dinge ist hier nicht zu finden, und daher auch das allgemeine Interesse bei diesem Werke weniger lebhaft als bei der Eroica und C-moll-Symphonie." Der erste und zweite Satz der Eroica überragen freilich alle andern von Beethoven geschriebenen gleichen Symphoniesätze; indeß nimmt nach unserer Ansicht die vierte Symphonie durch ihren durchaus idealen Inhalt eine gar bedeutsame Stellung ein. Es ist der tiefsinnige Widerhall bald ernster, bald freudiger Naturlaute, also eine vertieftere Bearbeitung des Vorwurfs der zweiten Symphonie. Das vierte Klavierconcert (G-dur) wird zwar als musikalisch interessant, aber nicht reich an innerm Gehalt und daher ohne allgemeine Bedeutung bezeichnet. Wir denken doch, es liegt etwas mehr darin, als Nohl meint. Diese Abwechselung von Humor und Ernst ist charakteristisch genug. Im December 1807 macht Beethoven, gedrängt durch pecuniäre Verlegenheiten, welche zum Theil von dem Mißerfolge des „Fidelio" herrührten, den er auf Tantième verfertigt hatte, eine Eingabe an die Hoftheaterdirection, die sich damals in den Händen einer Gesellschaft hochadelicher Herren unter Präsidium des Fürsten Esterhazy befand, behufs Anstellung als Compositeur der k. k. Hoftheater. Darin machte er sich anheischig, jährlich wenigstens eine große Oper, außerdem eine kleine Operette oder dergleichen zu componiren, und zwar für eine Besoldung von 2400 Fl. nebst freier Einnahme bei der dritten Vorstellung, und außerdem jährlich eine Benefizakademie. Sein Gesuch wurde abgeschlagen und Beethoven war wieder auf sich selbst angewiesen.

Das zweite Kapitel des dritten Buchs trägt die Aufschrift: „Der Ruf nach Kassel." Infolge desselben setzte bekanntlich der Erzherzog Rudolf und die Fürsten Lobkowitz und Kinsky dem Meister, um ihn an Wien zu fesseln, ein Jahrgehalt von 4000 Fl. aus, welche sich allerdings später, was den Antheil der beiden letztern betrifft, verkürzten. Uebrigens soll der große Zeitaufwand, den der Unterricht beim Erzherzog Rudolf in Anspruch nahm, Beethoven einmal zu dem Ausrufe veranlaßt haben, daß ihn die unglückliche Verbindung mit diesem Erzherzog beinahe an den Bettelstab gebracht habe. Man wird bei solchen Aeußerungen des mislaunigen Meisters nicht alles ernst nehmen müssen; wenigstens schlagen die Briefe Beethoven's an den Erzherzog einen ganz andern Ton an. Reichardt, welcher bekanntlich Beethoven 1808 besuchte, sagt von ihm: „Er ist eine kräftige Natur, dem Aeußern nach cyklopenartig, aber doch recht innig, herzig und gut."

Das dritte Kapitel ist überschrieben: „Die A-dur-Symphonie." Schnyder von Wartensee schreibt 1811 aus Wien an Nägely in Zürich über Beethoven: „Seine Bildung ist vernächlässigt, und seine Kunst ausgenommen ist er roh, aber bieder und ohne Falschheit. Er sagt geradezu von der Leber weg, was er denkt. Ueber Wien schimpft er und wünscht fortzugehen. «Vom Kaiser bis auf den Schuhputzer», äußert er, «sind alle Wiener nichts werth.» Ich frug ihn, ob er keine Schüler annähme. «Nein», antworte er; «er habe nur einen, der ihm sehr viel zu schaffen mache, und den er sich gern vom Halse schaffen möchte, wenn er könnte.» — «Wer ist denn dieser?» — «Der Erzherzog Rudolf.»"

Das vierte Kapitel führt die Ueberschrift: „Die Reise nach Teplitz." Bekanntlich traf er dort mit Goethe zusammen, der keinen Sinn für Musik hatte, und bei seiner durchaus heterogenen Natur und seinen Hofbeziehungen in allem sehr gegen Beethoven abstach. So lagen weitere Anknüpfungspunkte zwischen beiden Männern nicht vor. Angeblich soll Beethoven in Teplitz zu Amalie Sebald, Gouvernante einer dort weilenden russischen Familie, wiederum eine Neigung gefaßt haben.

Das fünfte Kapitel heißt: „Das Concert im Universitätssaale." Nach der Badereise war Ebbe in Beethoven's Finanzen eingetreten, da er auch seinen unglücklichen kranken Bruder Carl nebst Familie unterstützen mußte. Beethoven selbst gibt in einem Briefe an Ries vom 22. November 1815 die Summe, welche er zu dem Zweck aufgewendet, auf 10000 Fl. an. Kein Wunder, daß der Meister sich genöthigt sah, mehrere tausend Gulden Schulden zu contrahiren. In den beiden Akademien, die er am 8. und 12. December 1813 in der Aula der Universität zum Besten der in der Schlacht bei Hanau invalid gewordenen Krieger gab, wurden die A-dur-Symphonie und die „Schlacht bei Vittoria" aufgeführt.

Das letzte Kapitel dieses Buchs führt uns auf den Wiener Congreß. Die „Schlacht bei Vittoria" hatte beim Publikum durchgeschlagen und wurde nebst der siebenten Symphonie zunächst am 2. Januar wiederholt. In dem Concert vom 27. Februar trat zu dem genannten Werke noch die achte Symphonie. Die Jubelrufe der Versammlung von 5000 Zuhörern überstiegen nach Schindler alles, was bisher im Concertsaal erlebt worden war. Dieser ungeheuere Beifall hatte die Wiedererweckung des „Fidelio" zur Folge, welcher in der neuen Bearbeitung viermal innerhalb drei Wochen wiederholt wurde. Einen Monat später fand zu Beethoven's Benefiz gleichfalls eine Aufführung der Oper statt, deren Einnahme sehr gut war. Zur Zeit des Wiener Congresses wurden in Gegenwart der Monarchen am 29. November 1814 die Cantate „Der glorreiche Augenblick", die „Schlacht bei Vittoria" und die A-dur-Symphonie aufgeführt. Am 2. und 25. December fand Wiederholung statt, das letzte mal zu wohlthätigem Zweck. Die Geschenke der fremden Monarchen, zumal das großmüthige der Kaiserin von Rußland, welche sich ihn besonders vorstellen ließ, setzte Beethoven in den Stand, nicht blos leidige Schulden zu bezahlen, sondern auch ein Kapital in einigen österreichischen Bankactien anzulegen, das ihm wenigstens für spätere Zeiten einen gewissen Anhalt bot.

Hiermit schließt der zweite Band, welcher in lebhaftem, panegyrischem Stil verfaßt ist. Die Lebensverhältnisse Beethoven's, soweit sie die Oeffentlichkeit interessiren können, sind zu bekannt, als daß daraus noch viel Neues mitzutheilen wäre, indessen bildet eine Gesammtdarstellung des Lebens eines so hervorragenden Meisters, wie die vorliegende, den Musikfreunden gewiß eine interessante Lektüre. Einen großen Theil des Bandes (130 Seiten) nehmen die im Anhange aufgeführten Quellen, Zeugnisse und Anmerkungen ein. 32.

Feuilleton.

Laube über die Shakspeare-Kritik von Gervinus.

Heinrich Laube erwähnt in seiner Geschichte des Burgtheaters von 1849—67, die er im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" gibt, daß wir eine wahrhaftige Theaterkritik über die Shakspeare-Stücke nur in sehr geringem Maße haben. Er macht hierüber folgende treffende Bemerkungen:

„Unsere Buchkritik über Shakspeare ist bekanntlich ein unerschöpflicher Born des Lobes, und ich will gar nicht streitig machen, daß sie unserm literarischen Geiste reiche Hülfsquellen erschließen hilft, wie überschwenglich sie sich auch oft geberde, wie grundlos sie auch oft folgere und thürme. Aber ich muß doch einmal darauf hinweisen, daß diese Shakspeare-Kritik uns meist ganz irrthümlich berichtet über die Wirkung der Shakspeare-Stücke auf dem Theater. Ich wüßte kaum einen der Shakspeare-Erklärer, welcher darin eine Bedeutung hätte. Gervinus am wenigsten. Er führt geradezu irre. Sein Urtheil über die Theaterwirksamkeit Shakspeare's ist eine völlige Merkwürdigkeit. Wenn er sagt: dies Stück empfiehlt sich ganz besonders für die Bühne, dann kann man sicher sein, es ist nicht aufführbar. Und wenn er sein Bedenken äußert über die Aufführbarkeit, dann kann man sich getrost mit der scenischen Einrichtung des Stücks beschäftigen. Denn von dem Talente des Schauspielers Shakspeare weiß Gervinus kein Wort. Wie oft überrascht uns dies Talent bei der Inscenesetzung! Es hat kein dramatischer Autor so viel scenische Macht, die wir heute noch nicht mit all unserer Klassificirung der Effecte hinreichend erklären können, als gerade Shakspeare. Er war auch darin ein Genie. Aber er hatte eine ganz andere Bühne, als wir sie haben, und seine Zuschauer machten ganz andere Ansprüche, als die unserigen sie machen, und um über Theaterwirkung etwas voraussagen zu können, muß man eben eine plastische Phantasie haben. Just diese aber geht zumeist Gelehrten ab. Sie sind vorzugsweise Denker, nicht Künstler. Und gerade Gervinus ist völlig verlassen von jedem Atom plastischer Phantasie. Man braucht nur seinen Stil anzusehen, eine wahre Tortur für den Leser, welcher irgendein künstlerisches Bedürfniß hat. Die Gedanken drängen sich und stoßen sich in dunkler Kammer. Gervinus sieht sie selber nicht; er hat nie eine Anschauung und kann deshalb auch keine geben. Es gehört zu unserm deutschen Schicksale, daß eben solch ein Mann — reich an Kenntnissen und unermüdlich im Fleiße, aber ohne jede plastische Fähigkeit — über unsere Poeten zu Gerichte sitzt. Die Grundelemente der Poesie, naive Anschauung und glückliche Gestaltung, sind seinem Naturell versagt, er muß seinem Wesen gemäß die Dichter nach Gedankenkategorien messen und muß also Poeten wie Goethe aufs ärgste mishandeln. Bei einem Landsmann wie Goethe thut das weniger Eintrag. Der steht unserm Verständnisse so nahe, daß unverständiger Tadel an uns abgleitet. Aber wenn der Kritiker ohne Augen über die Wirkung blos gelesener Dramen redet, dann muß er den Leser irreleiten. Glücklicherweise ist er durch den großartigen Geist Shakspeare's so eingenommen für diesen Dichter, daß er auch das lobt, was er nicht sieht, und so wird sein reichlich gesammeltes Material immerhin werthvoll, seine rastlos unruhig combinirende Dialektik immerhin anregend, wenn man sich durcharbeitet durch das Dornengestrüpp seiner Rede und wenn man auf der Hut bleibt bei seinen Folgerungen. Aber vor seinen Verkündigungen der Shakspeare'schen Theatereffecte möge jedermann gewarnt sein."

In der That kann man sagen, daß die Kritik unserer Literarhistoriker zu unsern „deutschen Schicksalen" gehört. Man schreibt über Dichter ohne Sinn und Verständniß für Dichtkunst, und man wird durch den Fleiß, den man offenbart, durch die Fülle von Kenntnissen, durch die wissenschaftliche Methode der Darstellung ein großer Gelehrter, eine Autorität. Man wird keinen Physiker anerkennen, dem alle Experimente mißglückten und alle Rechnungen nicht stimmten, wenn er auch noch so geistvolle Collegien über Physik läse. Unsere Literarhistoriker aber gleichen auf dem Gebiet der Dichtkunst solchen Physikern, und doch werden sie anerkannt und gewinnen eine in vielen Fällen „zermalmende" Autorität!

Eine zweifelhafte Autorschaft.

Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

In einem umfassenden Bericht aus Rom war vor geraumer Zeit, im Cotta'schen „Morgenblatt", Obiges mit dem Bemerken abgedruckt, daß jene Worte des unsterblichen Schiller für das alte Rom die beste Anwendung finden würden. In Thüringen nennt man, außer Goethe, den Herzog von Meiningen als den Verfasser der erwähnten Zeilen, da sie derselbe auf einem Monument, welches er im Bad Liebenstein hatte errichten lassen, als Inschrift wählte. Da in neuerer Zeit das schöne Thüringen oft durchwandert wird, so ist jene Inschrift durch viele Albums und Reiseberichte verbreitet worden, ja sogar Grabsteine sieht man damit geweiht. Der wahre Verfasser jener poetischen Trostworte war der durch seine Lebensstellung und Schriften bekannte Professor Karl Förster, welcher 1841 in Dresden starb. Nach seinem Tode erschienen, von Ludwig Tieck herausgegeben, bei F. A. Brockhaus in Leipzig seine Gedichte in zwei Bänden. Im ersten Theile beginnt das Gedicht „Erinnerung und Hoffnung" mit den kleinen Strophen. Wir fügen hinzu: Suum cuique!

Literarische Notizen.

In der Zeitschrift „Unsere Zeit" erschien eine Folge von Artikeln über den letzten deutschen Krieg, welche durch die Lebendigkeit und Sachgemäßheit der Darstellung, durch ihre eine scharfe Kritik nicht ausschließende maßvolle Haltung, durch die selten vereinigten Vorzüge genauer Fachkenntniß und einer das große Publikum fesselnden stilistischen Form in weitesten Kreisen Aufsehen erregten. Diese Aufsätze erscheinen jetzt gesammelt und neu bearbeitet als ein selbständiges Werk: „Der deutsche Krieg von 1866. Historisch, politisch und wissenschaftlich dargestellt von Heinrich Blankenburg. Mit Karten und Plänen" (Leipzig, Brockhaus). Der ersten Hälfte, die bisjetzt vorliegt, ist eine Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes in Böhmen beigefügt.

Friedrich Rückert's „Gesammelte poetische Werke" erscheinen in einer Ausgabe von zwölf Bänden (Frankfurt a. M. Sauerländer). Die erste uns vorliegende Lieferung enthält die „Geharnischten Sonette" und „Patriotische Gedichte". Von den in Aussicht stehenden zwölf Bänden sollen acht Bände „lyrische Gedichte" enthalten, ein Beweis von der unerschöpflichen lyrischen Productivität dieses Dichters. Zwei Bände werden dramatische und die letzten zwei Bände epische Dichtungen bringen.

Von dem „Tagebuch" der sechszehnjährigen Margarethe More, Tochter des Sir Thomas More, hat Adolf Bacmeister eine Uebersetzung veranstaltet, von welcher jetzt eine zweite Ausgabe erscheint (Stuttgart, Mäcken, 1867). Bekanntlich ist dies fingirte „Tagebuch", das aber mit großer historischer Treue abgefaßt ist, ein Lieblingsbuch der Engländer, namentlich der englischen Frauenwelt und hat die liebenswürdige „Lieblingstochter des Thomas Morus", Miß Meg, mit ihren apokryphischen Enthüllungen, in den Boudoirs der fashionabeln Ladies heimisch gemacht.

Professor K. G. Hotho, der sich durch seine „Geschichte der niederländischen Malerei" einen hervorragenden Namen als Kunsthistoriker erworben hat, gibt eine „Geschichte der christlichen Malerei in ihrem Entwickelungsgang" heraus (Stuttgart, Ebner u. Seubert), von welcher die erste Lieferung vorliegt. Sie führt ihr Thema bis zum Jahre 1300.

F. W. Ghillany gibt „Die wichtigsten politischen Urkunden aus den Jahren 1849—67 mit geschichtlichen Einleitungen" heraus (Nördlingen, Beck, 1868). Der Friede zu Mailand 1849, der pariser Frieden 1856, der Friede zu Zürich u. s. w. nehmen die erste Hälfte des Bandes ein, während die zweite Hälfte den diplomatischen Actenstücken gewidmet ist, welche dem letzten deutschen Krieg vorausgingen, ihn begleiteten und abschlossen. Auch der Friede zwischen Preußen und dem Fürstenthum Reuß-Greiz fehlt unter „den wichtigsten politischen Urkunden" nicht.

Bibliographie.

Aimard, G., Die Söhne der Schildröteninsel. Deutsch von A. Wießner. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1868. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

Andresen, K. G., Ueber J. Grimms Orthographie. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 12 Ngr.

Aristophanes, Die Wolke. Erklärt von W. S. Teuffel. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Arndt, F., Die deutschen Frauen in den Befreiungskriegen. Halle, Buchh. des Waisenh. 8. 1 Thlr.

Arnold, J. v., 24 auserlesene Opern-Charaktere in Bezug auf deren musikalisch-deklamatorische, wie dramatisch-mimische Darstellung analysirt und beleuchtet. 12 Hefte. Leipzig, Rhode. Gr. 8. 5 Thlr.

Avé-Lallemant, R. C. B., Anson. Altona, Mentzel. 1868. 8. 1 Thlr.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. — 1ster Bd.: Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Von F. Schleiermacher. Herausgegeben von E. Schwarz. — 2ter Bd.: Oden von F. G. Klopstock. Auswahl. Herausgegeben von H. Düntzer. — 3ter und 4ter Bd.: Volksmärchen der Deutschen. Von J. K. A. Musäus. Herausgegeben von M. Müller. — 5ter und 6ter Bd.: Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von C. A. Kortum. Herausgegeben von F. W. Ebeling. — 7ter Bd.: Die bezauberte Rose. Ein Gedicht in drei Gesängen. Poetisches Tagebuch. Von C. Schulze. Herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. Jeder Band 10 Ngr.

Bluntschli, J. C., Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt. Nördlingen, Beck. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Conscience, H., Der Bürgermeister von Lüttich. Historische Erzählung. Aus dem Flämischen von C. Büchele. 2 Bde. Stuttgart, Franckh. 16. 1 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1868. Herausgegeben von Frater Hilarius. 53ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Cron, Clara, Mary. Mädchenspiegel in Briefen. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1868. 16. 1 Thlr.

Dirksen, C. W., Der Wildmeister Gußdorf, oder: der letzte deutsche Jäger. Eine Biographie. Potsdam. Br. 8. 1 Thlr.

Eckardt, L., Wander-Vorträge aus Kunst und Geschichte. 1ste Hälfte. Stuttgart, Rieger. 1868. Lex.-8. 22½ Ngr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 5te vermehrte Aufl. 1ter Bd. 2 Abtheilungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Geschichte der polnischen Literatur. Uebersichtlich dargestellt von E. P. Breslau, Günther. 1868. Gr. 8. 8 Ngr.

Hancke, O., Friedrich Werner, der Sohn des Veteranen. Eine Erzählung aus dem deutsch-österreichischen Kriege für Jung und Alt. Berlin, Liebrecht. 1868. 8. 15 Ngr.

Hartmann, E., Entwickelungs-Geschichte der Posten von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Leipzig. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Herold, E., Malerische Wanderungen durch Prag. 1stes bis 4tes Heft. Prag. 1866. Gr. 8. à 12 Ngr.

Hertzberg und Boehmer, Zur Geschichte der Vereinigung von Wittenberg und Halle. — Geschichte der v. Ponickauischen Bibliothek. Halle. Gr. 4. 20 Ngr.

Heyse, P., Novellen und Terzinen. 7te Sammlung der Novellen. Berlin, Hertz. 8. 2 Thlr.

Hiller, F., Aus dem Tonleben unserer Zeit. Gelegentliches. 2 Bde. Leipzig, Mendelssohn. 1868. 8. 2 Thlr.

Hopfen, H., Verdorben zu Paris. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Kröner. 1868. 8. 3 Thlr.

Hüppe, S., Verfassung der Republik Polen. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 2 Thlr.

Jacob, P. L., Die beiden Narren. Ein historischer Roman aus der Zeit Franz des I. (1524.) Aus dem Französischen. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 2 Thlr.

Kalidasa, Sakuntala. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. 3te durchgesehene Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Gräfin Käthchen. Eine Erzählung nach dem Englischen der Verfasserin des „Erben von Redcliffe". Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 15 Ngr.

Kauffer, E., Jean Paul als Dichter und Prediger. Blüten und Perlen aus seinen Werken. Reudnitz, Förster. 16. 1 Thlr.

Klostermann, R., Das geistige Eigenthum an Schriften, Kunstwerken und Erfindungen, nach preussischem und internalem Rechte dargestellt. 1ster Bd. Allgemeiner Theil. — Verlagsrecht und Nachdruck. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Kneschke, E., Deutsche Lyriker seit 1850. Mit literarhistorischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen. 2te verbesserte und vermehrte Aufl. Leipzig, Fritsch. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klinkhardt, K. H., Die Unendlichkeit des Raumes und des Weltalls. Versuch einer Erklärung dieses Problems, erläutert durch eine Zeichnung. Leipzig, Lißner. 8. 3 Ngr.

Kohl, J. G., Geschichte des Golfstroms und seiner Erforschung von den ältesten Zeiten bis auf den grossen amerikanischen Bürgerkrieg. Eine Monographie zur Geschichte der Oceane und der geographischen Entdeckungen. Bremen, Müller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kosmisch-Komisches. Naturkundig gereimt und geleimt für Naturforscher und Solche, die es werden wollen vom Verfasser des Reactionair in der Westentasche (F. Jacobsen). Berlin, Hofmann u. Comp. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Frau v. Krüdener. Ein Zeitgemälde. Bern, Mann. Br. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Krythe, H. C. J., Religionsreise eines schlichten Landmannes von der holländischen Grenze. Gotha, Stollberg. Br. 8. 15 Ngr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von A. Traeger. 10ter Jahrgang. 1868. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Deutsches Künstler-Album. 11ter Jahrgang. Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter. Gesammelt von W. Breidenbach und L. Bund. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp. Gr. 4. 5 Thlr.

Laboulaye, E., Paris in Amerika. Humoristisch-satyrischer Roman. Einzige vollständige deutsche Uebersetzung der 17ten Aufl. des Originals, mit einem Briefe des Autors an den Verleger. In 2 Bdn. 1ster Bd. Berlin, Lesser. 8. 15 Ngr.

Lechler, G. V., Robert Grosseteste, Bischof von Lincoln. Leipzig. Gr. 4. 9 Ngr.

Lerber, T. v., Professoren, Studenten und Studentenleben vor 1500 Jahren. Bern, Mann. Gr. 16. 3 Ngr.

Lieder aus der Zeit von einem heiteren Beobachter. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1868. 8. 22½ Ngr.

Lobedanz, E., Album nordgermanischer Dichtung. Deutsch und mit biographisch-literarisch-historischen Notizen. 2 Bde. Leipzig, Fritsch. 1868. 8. à 1 Thlr.

Reiff, F., Glaube und Gewissen. Ein Vortrag. Detmold, Meyer. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reinicke, A., Römer und Dacier. Historisches Schauspiel. Berlin, Lassar. Gr. 8. 15 Ngr.

Reiss, W., und A. Stübel, Ausflug nach den vulkanischen Gebirgen von Aegina und Methana im Jahre 1866, nebst mineralogischen Beiträgen von K. v. Fritsch. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Riedl, J., Salzburg's Domherrn. Von 1514 — 1806. Salzburg. Lex.-8. 2 Thlr.

Schechner, X., Unumstösslicher Nachweis dass die Erde nicht um die Sonne herumgehe. München, Gummi. 1868. Br. 8. 7½ Ngr.

Schweitzer, L., Gedichte. Hirschberg, Rosenthal. 16. 1 Thlr.

Shakespeare's dramatische Werke nach der Uebersetzung von A. W. Schlegel und L. Tieck sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von H. Ulrici herausgegeben durch die deutsche Shakespeare-Gesellschaft. 1ster Bd. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Sutermeister, O., Pädagogische Distichen. Zürich, Schulthess. 1866. 16. 6 Ngr.

Tschudi, J. J. v., Reisen durch Südamerika. 3ter Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Wartenburg, L., Gerichtet und gerettet. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wedewer, H., Die neuere Sprachwissenschaft und der Urstand der Menschheit. Freiburg im Br., Herder. 12. 5 Ngr.

Zimmermann, Wernine, In einsamen Stunden. Gedichte. Rostock, Stiller. 1868. 16. 22½ Ngr.

Zingerle, I. v., Findlinge. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Zugschwerdt, J. B., Der Vollzug der Freiheitsstrafe. Wien, v. Waldheim. Lex.-8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die hohe Braut.

Ein geschichtlicher Roman

von

Heinrich Koenig.

Dritte Auflage. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Koenig's „Hohe Braut" wurde stets von der Kritik wie vom Publikum zu den werthvollsten und anziehendsten deutschen Romanen gezählt. Das Interesse daran hat sich seit länger als dreißig Jahren ungeschwächt erhalten und wird auch der soeben erschienenen dritten Auflage um so gewisser zutheil werden, da der historische Hintergrund, auf dem die handelnden Personen sich bewegen — Napoleon Bonaparte's Herrschaft über Italien —, die frappantesten Vergleichungspunkte mit der politischen Lage der Gegenwart darbietet. Ueberdies ward der Preis dieses Romans fast um die Hälfte billiger als bei den frühern Auflagen gestellt, wodurch derselbe auch dem Privatbesitz zugänglicher gemacht worden ist.

Das vorliegende Werk bildet zugleich den 17.—19. Band der neuen wohlfeilen Ausgabe von Heinrich Koenig's „Gesammelten Schriften", deren frühere Bände zu folgenden (nur bis Ende 1868 geltenden) ermäßigten Preisen zu haben sind:

1. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 15 Ngr.
2.—4. **König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. 6. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 1 Thlr.
7.—9. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 1 Thlr. 15 Ngr.
10. 11. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 1 Thlr.
12. 13. **William Shakspeare.** Ein Roman. Vierte Auflage. Zwei Theile. 1 Thlr.
14. **Auch eine Jugend.** Erinnerungen und Bekenntnisse. Zweite, verbesserte Auflage. 15 Ngr.
15. 16. **Ein Stillleben.** Erinnerungen und Bekenntnisse. Zwei Theile. 1 Thlr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ut 't Dörp.

Lustege un ärnsthafte Vertellungen.

Van'n

oll'n Nümärker.

8. Elegant brosch. 1¼ Thlr.

☛ In Ut 't Dörp lernt das Publikum einen humoristischen Ebenbürtigen Fritz Reuter's kennen, dessen Dialekt (brandenburgisch-pommerisch) bei weitem leichter zu lesen und zu verstehen ist, als der mecklenburgische unsers Reuter's. Allen Freunden echten Humors — so selten heut! — wird das Buch bestimmt sehr willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Volkswirthschaft

in Lehre und Leben.

Ein Leitfaden für den Unterricht.

Von

Wilhelm Röhrich,

Director der Handelsschule zu Frankfurt a. M.

8. Geh. 1 Thlr.

Für Unterrichtszwecke wie zur Lektüre kann dieses Buch empfohlen werden. Der Stoff ist übersichtlich geordnet, die Darstellung klar und logisch. Die erste Abtheilung enthält die volkswirthschaftlichen Lehrsätze, die zweite das Wirthschaftsleben selbst. Der Entwickelung der Volkswirthschaftslehre ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, in welchem das Charakteristische der einzelnen Systeme hervorgehoben und beleuchtet ist.

Verlag von G. Weiß in Heidelberg:

Auf der Scholle.

Elegien

von

Stephan Milow.

Geh. 15 Sgr. Eleg. cart. 20 Sgr.

Einer Kritik entnehmen wir: „Das sind nicht Elegien gewöhnlicher schulmäßiger Art, sondern hochgedachte und tiefgefühlte Gedichte im Goethe'schen Geiste; nicht krankhafte weltschmerzliche Klagelieder, sondern echt classische Verse, welche das edelste Lebensglück athmen und die schönste Lebensweisheit verkünden, das Glück des Zuhause" u. s. w.

Preisermäßigung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Gregorovius, F., Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit. Gr. 8. 1851. (1 Thlr. 15 Sgr.) Für 1 Thlr.

Gregorovius, F., Werdomar und Wladislaw, aus der Wüste Romantik. 2 Bde. 8. 1845. (2 Thlr. 15 Sgr.) Für 1 Thlr. 15 Sgr.

J. H. Bon's Verlag in Königsberg.

Gratis ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Verzeichniss ausgewählter Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In eleganten Einbänden zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Weihnachten 1867.

Ein durch seine Reichhaltigkeit an gediegenen Werken besonders zu empfehlender Rathgeber bei der Wahl literarischer Festgeschenke.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 12. December 1867.

Inhalt: Zur Charakteristik Heinrich Heine's. Von Rudolf Gottschall. — Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. Dritter Artikel. — Feuilleton. (Die Classiker und der deutsche Buchhandel.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Charakteristik Heinrich Heine's.

1. Heinrich Heine's sämmtliche Werke. Volksausgabe. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1867. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.
2. Briefe von Heinrich Heine. Drei Theile. (Neunzehnter, zwanzigster und einundzwanzigster Band der rechtmäßigen Originalausgabe von Heinrich Heine's sämmtlichen Werken.) Hamburg, Hoffmann und Campe. 1865—66. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ohne Frage tritt das vollständige Bild eines Autors uns erst aus den Gesammtausgaben seiner Werke entgegen; erst die Summe seiner Leistungen berechtigt zu einem entscheidenden Schlußurtheil. Freilich pflegt die Siebung von Spreu und Weizen in solchen Gesammtausgaben nicht immer die sorgfältigste zu sein; die Pietät gegen den Autor, welche den Herausgeber beseelt, hindert eine derartige Kritik. Auch läßt man sich in solchen Sämmtlichen Werken eher etwas Unbedeutendes und Nichtssagendes gefallen. Dies ist ebenso der Fall bei Goethe wie bei Heine, und wer einen Band Goethe'scher Festspiele, Prologe, Maskenscherze und Gelegenheitsgedichte hintereinander durchgelesen hat — wenn dies überhaupt ein Sterblicher im Stande sein sollte — der wird ein Gefühl der Ermüdung und Leere empfinden, und es wird ihm wie ein Märchen vorkommen, daß er Werke eines großen Dichters genossen haben soll.

Bei Heine stellt sich die Sache noch etwas anders. Bei ihm haben wir es mit Gedichten, mit Reisebildern, mit literarhistorischen und publicistischen Skizzen zu thun; nirgends stoßen wir auf einen größern künstlerischen Organismus; denn seine beiden Trauerspiele sind vollständige Nieten. Die ganze Production des Dichters ist eine aphoristische. Daß sie dabei aber so große und glänzende Wirkungen hervorgerufen, das zeugt von der Macht des eingeborenen Talents und von der glücklichsten Uebereinstimmung seiner Offenbarungsformen mit der Richtung des Zeitgeistes. Der Theenebeldunst der damaligen Belletristik und des romantischen Epigonenthums übte eine zehrende und austrocknende Wirkung; es bedurfte einer wetterleuchtenden Genialität, um die schwüle Atmosphäre zu reinigen. Wol erschienen damals auch Romane, Novellen, Dramen in Fülle; doch gegenüber der Fadheit dieser Production war das kleinste Heine'sche Gedicht ein Kunstwerk zu nennen. Nur der auflösende Witz konnte damals Großthaten vollführen, und selbst wenn die Fülle der im Herzen des Dichters quellenden Lyrik rein ausgeströmt wäre, sie hätte sich allzu leicht mit dem Theewasser gemischt, welches damals auf allen Credenztischen der Literatur brodelte.

Bei der Gesammtausgabe eines solchen im wesentlichen aphoristischen Poeten, der in Vers und Prosa, in Bildern, Skizzen, Abhandlungen, Liedern, Satiren und Humoresken stets nur eine willkürliche Form fand zur Ablagerung seines eigenthümlichen Gedankenstoffs, mit dem er die alte Geisteswelt aus den Fugen zu heben suchte, ist die Sichtung des Bedeutsamen und Werthvollen von dem Mislungenen und Werthlosen doppelt erschwert. Das Genie dieses Autors ist überall und nirgends; wo man es verloren zu haben glaubt, da tritt es plötzlich auf das nachdrücklichste hervor; selbst unter dem Wust des Gleichgültigen und Nichtigen, durch den man sich hier und dort durcharbeiten muß, stößt man wieder auf eine glänzende Offenbarung; unter dem Schutt lodert eine zündende Flamme hervor. Er ist so geistreich in seinen Briefen, wie in seinen Liedern — wer wollte da sichten und ausscheiden? Den ungezogenen Liebling der Camönen muß man sich einmal gefallen lassen, wie er ist, auch wenn er sich bisweilen hinflegelt und uns anzugähnen scheint; er springt dann plötzlich auf mit einer unnachahmlich komischen Geste, um welche ihn die Gamins aller Zeiten beneiden könnten.

Die von Hoffmann und Campe jetzt veranstaltete Volksausgabe der Heine'schen Schriften wird wesentlich dazu beitragen, den Dichter in weitesten Kreisen einzubürgern. Heine's Volksthümlichkeit beschränkt sich freilich nur auf einzelne Producte seiner Muse. Im übrigen hat er etwas Vornehmes, ja er hat Anwartschaft darauf, ein Classiker zu werden; denn ohne Noten entzieht sich vieles von ihm dem Verständniß; es bedarf einer gewissen Literaturkenntniß, einer Kenntniß der damaligen Tagespolitik,

die jetzt schon historisch geworden ist und mit jedem Jahre vornehmer und wissenschaftlicher wird.

In der Volksausgabe werden indeß, der Ankündigung zufolge, die drei Bände Briefe fehlen, welche den neunzehnten bis einundzwanzigsten Band der großen Originalausgabe bilden. Diese Briefe, welche vom Jahre 1820 bis zu den letzten Lebensjahren reichen, sind jedoch für Biographie und Charakteristik des Dichters von Wichtigkeit und verdienen, daß man sich eingehender mit ihnen beschäftigt.

Das erste Buch (1820—31) zeigt uns den Dichter im Stadium seines werdenden Ruhms, dem wir die „Reisebilder" und einige seiner unsterblichen Gedichte verdanken. Der übermüthige Student, der junge Doctor, mit Planen und Entwürfen für die Zukunft, oft brouillirt mit seinen Finanzen und seinen Familienverhältnissen, schlägt im Durchschnitt einen sehr heitern Ton an, obgleich er daneben fortwährend über Kopfschmerz und Geldmangel klagt. Er ist übermüthig und witzig, aber der Witz ist bei ihm nie Selbstzweck. Von Berlin sagt er an einer Stelle, daß es ihn nicht sonderlich dort hinzöge: „seichtes Leben, witziger Egoismus, witziger Sand". Und in schlagender, treffender Weise sagt er, bei Erwähnung Saphir's und einiger seiner Bagatellen im „Gesellschafter":

Witz in seiner Isolirung ist gar nichts werth. Nur dann ist mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grunde ruht. Darum trifft so gewaltig der Witz Börne's, Jean Paul's und des Narren im „Lear". Der gewöhnliche Witz ist blos ein Riesen des Verstandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe, der sich zwischen zwei Spiegeln begafft, ein Bastard, den der Wahnsinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf öffentlicher Straße gezeugt; nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daß wir beide selbst uns zu zeiten herablassen, einen Witz zu reißen.

Heine faßte seinen literarischen Beruf höher als den eines bloßen Witzboldes; er verglich sich mit Byron:

Der Todesfall Byron's hat mich übrigens sehr bewegt. Es war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wol in manchen Dingen geglichen haben; scherze nur darüber, soviel du willst. Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem unserigen verschieden ist. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen, wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden. Mit Shakspeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu sehr, daß ich nicht seinesgleichen bin, er ist der allgewaltige Minister, und ich bin ein bloßer Hofrath, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte.

Und an einer andern, sehr lustigen Stelle seiner Briefe sucht er eine Aehnlichkeit zwischen sich und Sterne auf:

Es ist fatal, daß bei mir der ganze Mensch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundsätze hat Geldmangel oder Ueberfluß nicht den mindesten Einfluß, aber desto mehr auf meine Handlungen. Ja, großer Moser, der H. Heine ist sehr klein. Wahrlich, der kleine Marcus ist größer als ich! Es ist dies kein Scherz, sondern mein ernsthaftester ingrimmigster Ernst. Ich kann dir das nicht oft genug wiederholen, damit du mich nicht mißt nach dem Maßstabe deiner eigenen großen Seele. Die meinige ist Gummi elastic, zieht sich oft ins Unendliche und verschrumpft oft ins Winzige. Aber eine Seele habe ich doch. I am positive, I have a soul, so gut wie Sterne. Das genüge dir. Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die sich bei mir ausspricht in Thorheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, weil es dir nun mal so einfällt, nicht, weil du mich der Liebe werth hältst. Auch ich liebe dich nicht, weil du ein Tugendmagazin bist, und Adelungisch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch und Kalkuttisch verstehst, und mir deinen Mantel geliehen hast, und Geld geliehen hast, und für mich den Kopf zergrübelt hast und dergleichen; ich liebe dich vielleicht nur wegen einiger närrischen Mienen, die ich dir mal abgelauscht, und wegen einiger pudelnärrischen Redensarten, die dir mal entfallen und die mir im Gedächtniß kleben geblieben sind und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt, oder bei Kassa, oder sentimental bin. Ich hatte einen Polen zum Freund, für den ich mich bis zu Tod besoffen hätte, oder, besser gesagt, für den ich mich hätte todtschlagen lassen, und für den ich mich noch todtschlagen ließe, und der Kerl taugte für keinen Pfennig, und war venerisch, und hatte die schlechtesten Grundsätze; aber er hatte einen Kehllaut, mit welchem er auf so wunderliche Weise das Wort „Was?" sprechen konnte, daß ich in diesem Augenblick weinen und lachen muß, wenn ich daran denke.

Auch von seiner „düsterbittern Ironie" hat er das vollste Bewußtsein; er schreibt an Simrock:

Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürrischen Ernst, der mich anwandelt; auch dich wird er einst erfassen, wenn du mancher Dinge überdrüßig bist, die dich vielleicht jetzt noch amüsiren. Ich darf glauben, daß wir manche Anschauungsweise miteinander gemein haben, und daher erklär' ich's mir auch, warum dir, Simrock, manches Gedicht von mir zusagen kann, und warum auch ich in manchem Gedichte von dir, das mir seitdem durch den „Gesellschafter" und durch den „Musenalmanach" zu Gesicht gekommen, eine geistige Blutsverwandschaft geahnt habe. Ueber die ersten Ergüsse der lieben Flegeljahre und der Flegeljahrenliebe sind wir beide schon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal das Lyrische hervortreten lassen, so ist es doch ganz und gar durchdrungen von einem geistigern Elemente, von der Ironie, die bei dir noch goethisch freundlich gaukelt, bei mir hingegen schon ins Düsterbittere überschnappt. Ich wünsche sehr, daß deine Ironie jenes heitere Colorit behalte, aber ich glaube es nicht, und ich fürchte, aus aus deinen Gedichten werden mir einst weniger Rosen und mehr Belladonnablüten entgegenduften.

Die Bildungselemente Heine's lassen sich aus der Briefen dieser Epoche mit Bestimmtheit nachweisen; sie sind vielseitiger, als man in der Regel anzunehmen pflegt. Zunächst beschäftigte ihn seine Fachwissenschaft, die Jurisprudenz, da er die Absicht hatte, aus der Wagschale der Themis sein Mittagbrot zu essen. Am 20. Juli 1815 vertheidigte er, um den Doctorhut zu erringen, die folgenden Thesen: Der Ehemann ist Herr der Mitgift: der Gläubiger muß eine Quittung ausstellen; alle Rechtsverhandlungen sind öffentlich zu führen; aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung; die confarreatio war bei den Römern die älteste Art einer rechtlichen Eheverbindung. Doch erhielt er im Doctordiplom nur die dritte Nummer: post exhibita legitimae scientiae specimina. Und in der That darf man wol annehmen, daß ihm die Zersplitterung seiner Interessen zur Vertiefung in seine Fachwissenschaft nicht die nöthige Zeit gönnte. Indeß rühmte ihm Hugo nach, daß er ein großer Dichter und ein großer Jurist sei; auch wurde er mit Goethe verglichen, wie er sich denn selbst später als Nichtraucher mit drei andern großen Juristen, Cujacius, Donellus und Gothe-

in eine Linie stellte. Ja, er hatte, wie er am 7. April 1823 schreibt, eine große Arbeit über „das historische Staatsrecht des germanischen Mittelalters" fast druckfertig; aber Ideen, die er aus dem Studium Asiens gewonnen, sowie auch das Beispiel der Art, wie Gans das Erbrecht behandelt, und vorzüglich philosophische Anregungen von Moser machten, daß er den größten Theil seines Buchs dem Feuer übergab, in der Absicht, das Ganze in Paris, und zwar in französischer Sprache, neu zu schreiben. Ein philosophischer, dabei geistreicher Jurist wie Gans, der auch mit den Tagesinteressen vertraut und im Salon heimisch war, mußte dem jungen Rechtscandidaten ausnehmend imponiren, wie er denn sehr oft von Gans in diesen Briefen spricht. Auch zu den Füßen Hegel's hat Heine gesessen und dort so viel gelernt, um den Franzosen Vorlesungen über deutsche Philosophie halten zu können.

Niemand wird gewiß so frivol sein, behaupten zu wollen, daß der Dichter der „Reisebilder" ein großer Orientalist gewesen sei. Gleichwol hat er von Bopp und Friedrich Schlegel manche Anregungen erhalten, die sich auch in seinem „Buch der Lieder" nachweisen lassen. Die Lotosblumen und die Gazellen am Ganges, der König Wiswamitra und Aehnliches weist auf diese Studien hin. Auch in seinen Briefen finden sich mancherlei Anklänge. Originell ist die persische Dithyrambik in den folgenden Ergüssen:

Eigentlich bin ich auch kein Deutscher, wie du wol weißt (vide Rühs, Fries a. m. O.). Ich würde mir auch nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutscher wäre. O ce sont des barbares! Es gibt nur drei gebildete, civilisirte Völker: die Franzosen, die Chinesen und die Perser. Ich bin stolz darauf, ein Perser zu sein. Daß ich deutsche Verse mache, hat seine eigene Bewandtniß. Die schöne Gulnare hat nämlich von einem gelehrten Schafskopfe gehört, daß das Deutsche Aehnlichkeit habe mit ihrer Muttersprache, dem Persischen, und jetzt sitzt das liebliche Mädchen zu Ispahan und studirt deutsche Sprache, und aus meinen Liedern, die ich in ihren Harem hineinzuschmuggeln gewußt, pflegte sie, zur grammatischen Uebung, einiges zu übersetzen in ihre süße, rosige, leuchtende Bulbulsprache. Ach! wie sehne ich mich nach Ispahan! Ach, ich Armer bin fern von seinen lieblichen Minarets und duftigen Gärten! Ach, es ist ein schreckliches Schicksal für einen persischen Dichter, daß er sich abmühen muß in euerer niederträchtig holperigen deutschen Sprache, und daß er zu Tode gemartert wird von euern ebenso holperigen Postwagen, von euerm schlechten Wetter, euern dummen Tabacksgesichtern, euern römischen Bandekten, euerm philosophischen Kauderwelsch und euerm übrigen Lumpenwesen. O Firdusi! O Ischami! O Saadi! Wie elend ist euer Bruder! Ach, wie sehne ich mich nach den Rosen von Schiras! Deutschland mag sein Gutes haben, ich will es nicht schmähen. Es hat auch seine großen Dichter: Karl Müchler, Clauren, Gubitz, Michel Beer, Auffenberg, Theodor Hell, Laun, Gehe, Houwald, Rückert, Müller, Immermann, Uhland, Goethe. Aber was ist alle ihre Herrlichkeit gegen Hafis und Nisami! Aber obschon ich ein Perser bin, so bekenne ich doch: der größte Dichter bist du, o großer Prophet von Mekka, und dein Koran, obschon ich ihn nur durch die Boysen'sche Uebersetzung kenne, wird mir so leicht nicht aus dem Gedächtniß kommen!

Ueber seine Zusammenhänge mit der romantischen Schule, welcher die Sphinx seiner Lyrik ihren schönen Kopf und die schwärmerischen Augen verdankt, während die Tatzen auf eigene Rechnung kommen, findet sich in den Briefen wenig Aufschluß. Nur ein Schreiben an Baron Fouqué erinnert an Heine's Jugendliebe für die Romantik und schlägt dabei einen wesentlich andern Ton an, als die spätere kritische Beleuchtung der Fouqué'schen Schriften in seiner Darstellung der romantischen Schule:

Kaum las ich Ihren theuern Namen, so war es auch, als ob in meiner Seele wieder auftauchten all jene leuchtende Lieblingsgeschichten, die ich in meinen bessern Tagen von Ihnen gelesen, und sie erfüllten mich wieder mit der alten Wehmuth, und dazwischen hörte ich wieder die schönen Lieder von gebrochenen Herzen, unwandelbarer Liebestreue, Sehnsuchtglut, Todesseligkeit — vor allem glaubte ich die freundliche Stimme von Frau Minnetrost zu vernehmen. Es mußte den armen Kunstjünger sehr erfreuen, bei dem bewährten und gefeierten Meister Anerkennung gefunden zu haben, entzücken mußte es ihn, da dieser Meister eben jener Dichter ist, dessen Genius einst so viel in ihm geweckt, so gewaltig seine Seele bewegt und mit so großer Ehrfurcht und Liebe ihn erfüllt!

Von seiner „Harzreise" scheint Heine anfangs keinen sonderlich hohen Begriff gehabt und sie mehr für ein hors d'oeuvre gehalten zu haben, während „Der Rabbi von Bacherach", den er nicht zu Ende schrieb, das Werk war, auf das er seinen Nachruhm gründen wollte. Sehr lebendig blieb der Verkehr mit Immermann, dessen Dramen er eingehend kritisirt und dessen „Tulifäntchen" er mit verbessernden Randglossen von großer Feinfühligkeit des Geschmacks versah. Sie zeigen, wie Heine zu feilen pflegte, und was er an fremden Productionen gethan, that er sicher noch mehr für die eigenen. Der unerquickliche Streit, den Heine mit dem Meister künstlerischer Form, mit Platen, führte und zwar mit ebenso viel Grobheit wie Unbehagen und Angst, spielt schon in die letzten Briefe dieses Buchs mit herein, die im übrigen den Scenenwechsel der „Reisebilder" widerspiegeln, bald Nordseebilder aus Helgoland und Norderney darstellen, bald aus den Bädern von Lucca und von Florenz datirt sind, wo der Dichter der Frau von Medicis, vormals Frau von Vulcan, geborene Jupiter, seinen Besuch gemacht hat.

Das zweite Buch enthält die Briefe von 1832—43 und umfaßt die jungdeutsche Epoche unserer Literatur. Wie das erste Buch mit dem Platen-Skandal dramatisch abschließt, so das zweite mit der bekannten Ohrfeigen- und Duellgeschichte, die Heine mit Herrn Strauß, dem Rächer einer beleidigten Gattin, ausfocht. Wir erhalten dabei einen Einblick in die damaligen Zeitungen, welche diesen Händeln und den auf sie bezüglichen Erklärungen und Gegenerklärungen einen breiten Raum gestatteten. Jedenfalls erweist sich die Ohrfeige als ein mythisches Ereigniß, während das Duell dem Boden der Geschichte angehört. Es fand statt am 9. September 1841 im Thale von St.-Germain, und Heine trug, infolge eines Streifschusses, eine sehr angeschwollene und kohlschwarze Hüfte davon. Sein Gegner hat dasselbe Verdienst, welches Napoleon Goethe gegenüber in Anspruch nehmen kann; er verwandelte Heine's wilde Ehe in eine zahme. Heine ließ sich vor dem Duell mit Mathilde trauen und machte sein Testament; später richtet er sich comfortabler ein, lebt

im „ernsthaftesten Ehestand" und „treibt Monogamie". Infolge jener Ohrfeigengeschichte will er in französisch-chevaleresker Anwandlung die Literatur auf die Mensur citiren:

Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, daß die französische Sitte, die dem persönlichen Muthe, gegen schnöde Preßbengelei, eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder spät werden alle anständigen Geister in Deutschland diese Nothwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Roheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beispiel hier voranzugehen! Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der literarischen Kunstperiode mit dieser selbst jetzt ein Ende hat, und daß der königlichste Genius gehalten sein muß, dem schäbigsten Lumpazio Satisfaction zu geben, wenn er etwa über den Weichselzopf desselben nicht mit dem gehörigen Respect gesprochen. Wir sind jetzt, Gott erbarm sich unser, alle gleich! Das ist die Consequenz jener demokratischen Principien, die ich selber all mein Lebtag verfochten.

Diese Sitte wird sich indeß in Deutschland, wo sich die öffentliche Meinung immer entschiedener gegen das Duell ausspricht, ebenso wenig einbürgern, wie sie bisher hier heimisch geworden ist. Wie oft hätten wir sonst unsere Classiker auf der Mensur sehen müssen! Ueberhaupt, wenn wir durch den Klatsch, manche persönliche Gehässigkeiten und namentlich auffallende Urtheilsschwankungen, sowie durch die Beflissenheit, mittels Preßconnexionen die öffentliche Meinung zu dirigiren, oft in diesen Heine'schen Briefen abgestoßen werden, so dürfen wir nicht vergessen, daß der Briefwechsel unserer Classiker ganz das gleiche Schauspiel bietet, nur mit etwas weniger lebhaftem Colorit. Was Schiller z. B. über Herder, Herder und Frau oft über Schiller und Goethe schrieben, das ist um kein Gran gelinder und freundlicher, als was hier über gleichzeitige Schriftsteller ausgesprochen wird. Und nun gar die „Xenien"! Heine's Epigramme sind freilich nicht in classischen Distichen geschrieben, sondern in Prosa.

Seine Urtheile über die jungdeutschen Autoren sind kurz, aber schlagend. Am freundlichsten verkehrte er mit Laube, der damals die „wichtige Festung", die „Elegante Welt" innehatte. Ihm schreibt er bisweilen Herzensergüsse, wie den folgenden bei Immermann's Tod:

Gestern Abend erfuhr ich durch das „Journal des débats" ganz zufällig den Tod von Immermann. Ich habe die ganze Nacht durch geweint. Welch ein Unglück! Sie wissen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieser alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutschen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutschland, die alte Rabenmutter! Und nicht blos ein großer Dichter war er, sondern auch brav und ehrlich, und deshalb liebte ich ihn. Ich liege ganz danieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen stand ich des Abends auf einem einsamen Felsen am Meere und sah den schönsten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!

An Kühne schreibt er am 11. October 1839:

Ihre Prosa, liebster Kühne, beiläufig gesagt, gefällt mir überaus gut, Sie schreiben einen Stil, der ganz original, was nicht bei allen unsern Freunden der Fall ist. Es liegt ein sanfter Schmelz drin, und die Gedanken schauen manchmal wie verschämt aus einer silberfarbigen Gaze.

Von Auerbach's „Spinoza" heißt es treffend:

Den „Spinoza" habe erhalten, und danke recht herzlich für diese Zusendung. Der erste Band hat mir ungemein zugesagt, der zweite schon weniger. Der Verfasser hat viel Geist, viel Talent der Darstellung, nicht viel Poesie.

Und über den damals von Heine angesungenen „Kosmopolitischen Nachtwächter" lautet das Urtheil:

Herr Dingelstedt ist hier, hab' ihn aber noch wenig gesehen; ein äußerst liebenswürdiger Mensch, schönes Talent, viel Zukunft, aber in der Prosa.

Was aber Gutzkow betrifft, so zeigt sich im Verlauf der Jahre eine entschiedene Umstimmung zu Ungunsten dieses Autors, der anfangs dem pariser Aristophanes in einem sehr glänzenden Licht erschien. Am 19. December 1837 schreibt er an Campe:

Was Sie mir in Betreff Gutzkow's schreiben, freut mich. Der „Telegraph" ist jedenfalls eine nützliche Acquisition für Sie; Sie haben jetzt Ihr Journal, und den besten Journalisten zur Redaction. Gutzkow ist das größte Talent, das sich seit der Juliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, ist für die Gegenwart ganz wie geschaffen; der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben directe Freuden, sondern indirecte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzleid verursachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daß sie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht so irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräsentanten des Heiligen Geistes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir; aber so muß er sein, sonst könnte er sein Tagewerk nicht vollenden.

Am 7. Juli 1838: „Wenn Gutzkow herkäme, so wäre mir das eine der größten Lebensfreuden." Und am 3. April 1839:

Ich erhielt zu gleicher Zeit einen Brief von Herrn Gutzkow, worin er sich mir freundlich und liebevoll nahte, was er wahrlich guten Fugs thun konnte, da ich schon frühzeitig in meinen Schriften seinen Genius mit gehöriger Würdigung begrüßt hatte und ich auch späterhin, in bedrängtester Zeit, als die Genossen ihn gleichsam im Wettlauf desavouirten, unumwunden meine Sympathie für ihn aussprach.

Dann aber tritt die Beziehung der beiden Autoren in eine andere Constellation, die sich immer feindlicher gestaltet. Anfangs schreibt Heine Gutzkow eine levissima culpa zu; er hat wenigstens ein bischen mit dazu beigetragen, ihm Kummer zu machen. Die äußere Rivalität und der innere Widerspruch der beiden Autoren trat aber in ihren Schriften über Ludwig Börne alsbald schroff und scharf hervor. Schon vom 18. Februar 1840 heißt es in einem Schreiben an Campe:

Sie sagten mir in Ihrem letzten Briefe, daß Gutzkow's Bücher keinen Absatz finden, daß er nicht von der Menge gelesen wird — lieber Gott! Das hätten Sie gar nicht nöthig gehabt, mir zu sagen, das weiß ich.... Lieber Campe, wenn man kein Herz in der Brust hat, kann man nicht für die große Menge schreiben.

Er schreibt es später Gutzkow und Conforten zu, daß seine politischen Ueberzeugungen verdächtigt sind und daß er, Heine, für einen Abtrünnigen, für einen Servilen gehalten wird. Er bilde Opposition gegen Phrasenpatriotismus, gegen die Scheinhelden, Maulpatrioten und geistigen Vaterlandsretter. Es war dies der Gegensatz Heine's gegen die politische Gesinnungspartei, der in diesem Conflict

zwischen ihm und Gutzkow zu Tage trat. Man verlangte am Anfange der vierziger Jahre ein bestimmtes politisches Credo, und das war Heine's Sache nicht, der eine hin- und herirrlichtelirende, meist radicale Opposition gegen die alten Zustände auf allen Gebieten ausfocht, doch sich sehr gleichgültig verhielt, wo es den Streit um politische Formen galt. An Heinrich Laube schrieb er am 23. November 1835, als infolge der Menzel'schen Denunciationen das bundestägliche Interdict gegen Heine erschienen war, welches diesen Schriftsteller mit in den Sündenfall des Jungen Deutschland verwickelte:

Machen Sie eine genaue Scheidung zwischen politischen und religiösen Fragen. In den politischen Fragen können Sie so viel Concessionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, solange der Kampf um erste Lebensprincipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisirt werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie oder gar durch Absolutismus.... für welchen letztern ich gar keine große Abneigung habe. Durch solche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Censur beschwichtigen; denn Discussion über das religiöse Princip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze protestantische Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annulliren; hier bekommt man die Zustimmung der Philister.... Sie verstehen mich, ich sage: das religiöse Princip und Moral, obgleich beides Speck und Schweinefleisch ist, eins und dasselbe. Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkicht. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basirt werden als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben. Vielleicht ohne diese Andeutungen werden Sie begriffen haben, warum ich mich immer in der protestantischen Befugniß verschanzt, sowie Sie auch leicht die pöbelhafte List der Gegner begriffen, die mich gern in die Synagoge verwiesen, mich, den geborenen Antagonisten des jüdisch-mohammedanisch-christlichen Deismus. Mit welchem Mitleiden ich auf die Würmer herabsehe, davon haben Sie keinen Begriff. Wer das Losungswort der Zukunft kennt, gegen den vermögen die Schächer der Gegenwart sehr wenig. Ich weiß, wer ich bin. Jüngsthin hat einer meiner saint-simonistischen Freunde in Aegypten ein Wort gesagt, welches mich lachen machte, aber doch sehr ernsthaften Sinn hatte; er sagte, ich sei der erste Kirchenvater der Deutschen.

Schon früher (am 10. Juli 1833) hatte er an Laube geschrieben:

Seien Sie überzeugt, daß ich Sie verstehe, und also wahrhaft schätze und ehre. Sie stehen höher als alle die andern, die nur das Aeußerliche der Revolution, und nicht die tiefern Fragen derselben verstehen. Diese Fragen betreffen weder Formen, noch Personen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlsein des Volks. Die bisherige spiritualistische Religion war heilsam und nothwendig, solange der größte Theil der Menschen im Elend lebte und sich mit der himmlischen Religion vertrösten mußte. Seit aber durch die Fortschritte der Industrie und der Oekonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elend herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, daß sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffel essen sollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. Verlassen Sie sich darauf, die Menschen sind keine Esel.

Einen Hauptbestandtheil des zweiten Bandes bilden die Briefe Heine's an seinen Verleger Julius Campe, Briefe, in denen sich alle schriftstellerischen Nöthen jener Zeit spiegeln. Heine's Klagen über die Verstümmelung seiner Werke durch die Censur und durch die Schuld seines Verlegers gehen in einer ebenso rührenden wie ermüdenden Weise durch den ganzen Band. Die Freundschaft zwischen dem Autor und dem „Odysseus" des deutschen Buchhandels mußte auf sehr fester Basis begründet sein, da sie die verschiedenen harten Stöße überlebte, die wir aus diesem Briefwechsel nachempfinden. Keinesfalls war es eine Freundschaft, die aus den Kanälen eines Complimentirbuchs gespeist wurde.

Der dritte Band des Briefwechsels, der Heine's Briefe von 1843 bis zu seinem Tode enthält, entrollt uns in dramatischer Steigerung die in den Annalen aller Zeiten einzige Tragödie von dem in langsamer Marter hinsterbenden Dichter, der sich dabei alle Freiheit des Humors bewahrt. Gegen dies pathologische Interesse tritt der andere Inhalt der Briefe in den Hintergrund, obgleich neue, interessante Persönlichkeiten, wie Ferdinand Lassalle, jetzt in diese Correspondenz vom Krankenbette aus mit eintreten. Am Anfang der Periode beschäftigen unsern Dichter „Das Wintermärchen" und „Atta Troll"; später der „Romancero", dessen Beleuchtung über diesen Briefen schwebt, und die Gesammtausgabe der Schriften, für deren Anordnung mehrfache Bestimmungen in dem Briefwechsel mit Campe vorliegen.

Schon im Jahre 1844 beginnen die Klagen über die schrecklichen Augenübel, die mit Erblindung drohen. Zwar seine Seele hat noch wenig gelitten; sie ist ein bischen gebeugt, aber keineswegs welk und sie wurzelt noch fest in der Wahrheit und in Liebe. Im Jahre 1846 stellt sich bereits eine theilweise Lähmung ein: „Meine Lippen sind so gelähmt, daß mir das Küssen verleidet wird, was noch unentbehrlicher als das Sprechen, dessen ich mich wol enthalten könnte." Im Jahre 1847 schreibt er an Laube am 3. April:

Verflucht schlechte brustgluckende Nächte; hätte ich nicht Frau und Papagei, ich würde (Gott verzeih mir die Sünde) wie ein Römer der Misère ein Ende machen!

Und gleich darauf am 5. April:

Mein Zustand ist noch immer derselbe — mein Kopf ist so schwach, als wäre ich der Verfasser einer Auerbach'schen Dorfnovelle — mein Magen ebenso katzenjämmerlich sentimental und religiös-sittlichstan wie eine dito Novelle — trotzdem will ich gegen 11 Uhr zu dir kommen.

Dies innere Unbehagen trägt er auch auf seine Anschauung der Bewegung von 1848 über; er schreibt am 12. März 1848 an Alfred Meißner:

Sie wissen, daß ich kein Republikaner war, und werden nicht erstaunt sein, daß ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, ist meinem Herzen völlig fremd, ich beuge mich vor dem Schicksal, weil ich zu schwach bin, ihm die Stirn zu bieten, aber ich mag ihm den Saum seines Kleides nicht küssen, um keinen nackten Ausdruck zu gebrauchen... Daß ich einen Augenblick furchtbar bewegt wurde, daß es mir kalt über den Rücken und die Arme hinauf wie stechende Nadeln lief, das wird Sie nicht verwundern. Nun, es ist vorübergegangen. Auch war es sehr lästig, als ich rings um mich

lauter alte Römergesichter sah, das Pathos an der Tagesordnung war, und Venedey ein Held des Tags. Gerne wollte ich aus dem mich beängstigenden Getümmel des öffentlichen Lebens wegflüchten, in den unvergänglichen Frühling der Poesie und der unvergänglichen Dinge, wenn ich nur besser gehen könnte und nicht so krank wäre. Aber meine Gebresten, die ich allenthalben mitschleppen muß, erdrücken mich schier, und ich glaube, Sie müssen sich sputen, lieber Freund, wenn Sie mich noch sehen wollen.

Im Januar 1849 theilt er bereits Campe mit, daß er seit sieben Monaten das Bett nicht verlassen habe, beständig auf dem Rücken liegend, wo ihm vier Wunden eingebrannt worden, die seine Rückgratskrämpfe etwas gemildert hätten, und in einer öffentlichen, den Zeitungen eingeschickten Erklärung vom 15. April 1849 heißt es:

Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisirt, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht blos mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor 25 Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe", wie mich Ruge in geflügelten Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. 2, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus verglich, während man meinem Collegen Nr. 1 den Titel eines großherzoglich weimarischen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!

Später fühlt er sich oft kopfbetäubt durch den Genuß von Opium. Am 12. August 1852 schreibt er:

Rasend vor Schmerzen wirft sich mein armer Kopf hin und her in den schrecklichsten Nächten und die Glöckchen der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Lustigkeit.

Am 12. September 1852:

Mögen die Würmer sich an meinem Leibe weiden, ich gönne ihnen diesen Schmaus, und es ist mir leid, daß ich ihnen nur Knochen anbieten kann.

Und am 14. December 1852:

Mein Körper leidet große Qual, aber meine Seele ist ruhig wie ein Spiegel und hat manchmal auch noch ihre schönen Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge.

Die aus dem Nachwort zum „Romancero" bekannte Wendung zum „Glauben", die sich dort fast nicht minder frivol ausspricht als der frühere Unglaube, tritt auch an einigen Stellen dieser Briefe zu Tage. Noch im Jahre 1846 erinnert er sich seines frühern schönen Lebens mit Begeisterung:

Meine Meinung geht dahin, daß ich nicht mehr zu retten bin, daß ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie mich hinfristen kann. Nun, das geht mich nicht an, das ist die Sorge der ewigen Götter, die mir nichts vorzuwerfen haben, und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdselige Bewußtsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten. Unter uns gesagt, dieser letztere ist das wenigst Furchtbare, das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod gibt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube.

Am 1. Juni 1850 kündigt er sich bereits seinem Verleger als sorgsamen Censor seiner frühern Werke an:

Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und alles, was aus der frühern blasphematorischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen, und bei meiner physischen Blindheit vielleicht zugleich manches unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu Muthe; ich wußte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgendeines Mephistopheles, welche mir zuflüsterte: „Der liebe Gott wird dir das alles weit besser honoriren als Campe, und du brauchst jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hosen." Ach, liebster Campe, ich wünsche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann aufs Gewissen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein so grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir lastet. Schreiben Sie mir bald Antwort, ehe es zu spät ist. Liegt Ihrer Schreibsäumniß irgendeine politische Hesitation oder ein mercantilisches Bedenken zum Grunde, so sagen Sie es aufrichtig, und ich will die gehörigen Instructionen hinterlassen für den Fall, daß ich vor dem Beginn des Drucks meiner Gesammtausgabe das Zeitliche segne. Erschrecken Sie nicht über das Wort „das Zeitliche segnen"; es ist nicht pietistisch gemeint; ich will damit nicht sagen, daß ich das Zeitliche mit dem Himmlischen vertausche, denn wie nahe ich auch der Gottheit gekommen, so steht mir doch der Himmel noch ziemlich fern; glauben Sie nicht den umlaufenden Gerüchten, als sei ich ein frommes Lämmlein geworden. Die religiöse Umwälzung, die in mir sich ereignete, ist eine blos geistige, mehr ein Act meines Denkens als des seligen Empfindens, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, was ich mir fest bewußt bin. Es sind große, erhabene, schauerliche Gedanken über mich gekommen, aber es waren Gedanken, Blitze des Lichts, und nicht die Phosphordünste ....

An Georg Weerth schreibt der Dichter am 5. November 1851:

Es freut mich, daß Ihnen meine Vorrede (das Nachwort zum „Romancero") gefallen hat; leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin auszusprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich, daß ich als Dichter sterbe, der weder Religion noch Philosophie braucht und mit beiden nichts zu schaffen hat. Der Dichter versteht sehr gut das symbolische Idiom der Religion und das abstracte Verstandeskauderwelsch der Philosophie; aber weder die Herren der Religion, noch die der Philosophie werden jemals den Dichter verstehen, dessen Sprache ihnen immer spanisch vorkommen wird, wie dem Kaufmann das Latein. Durch diese linguistische Unkenntniß geschah es, daß diese und jene Herren sich einbildeten, ich sei ein Bekehrter geworden. Sie begreifen nur die Mistgeschöpfe, denen ich gleichen, wie Goethe sagt, den ich um seinen göttlichen Namen beneide.

Auch die „Reisebilder" wünscht er zu purificiren (1853,

da sich einige Stellen in denselben befinden, die von einer so crassen Religionsspötterei befleckt sind, daß er eine aufrichtige Reue darüber empfindet. An Lassalle's Vater in Breslau schreibt er am 30. April 1850:

Von Ihrem Sohne habe ich keine Nachricht und bin sehr begierig, etwas von ihm zu erfahren. Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren kommt, daß ich, aller atheistischen Philosophie satt, wieder zu dem demüthigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt bin. Es ist in der That wahr, was das Gerücht, obgleich mit Uebertreibung, von mir verbreitet hat. Hat Ferdinand noch etwas innere Geistesruhe, so dürfte auch bei ihm diese Nachricht ein heilsames Nachdenken hervorbringen.

Welches seltsame Quodlibet von Gedanken, in jener urtragischen Beleuchtung der menschlichen Passion, die ebenso prometheisch wie christlich ist! Glaubenswendungen, Censurbedenken und Frivolitäten, furchtbare Schmerzen und Opiumbetäubungen, finanzielle Bedrängnisse und Sorgen für den Nachruhm, ein fast ungetrübtes geistiges Schaffen in langjähriger körperlicher Auflösung! Die Literaturgeschichte kennt kein Schauspiel von größerm pathologischen und psychologischen Interesse als das, welches der unglückliche Dichter in der Matratzengruft der Rue d'Amsterdam gewährt! Daß er auch in den schwersten Leiden noch Geschmack an cynischen Geschichtchen fand, beweist das Folgende, das er am 4. Mai 1854 Meißner erzählt:

Im Personal unserer Bekannten werden Sie, wenn Sie kommen, wenig verändert finden. Von *** wäre eine artige Geschichte zu erzählen; da ich aber sehr krank bin, begnüge ich mich, sie in ihren Contouren anzudeuten. Unser Freund trat vor einigen Monaten in eine jener Anstalten ein, die, so sehr mit Unrecht, den Namen Cabinets inodores führen. Dort, wo sonst die Menschen eine harmlose Erleichterung suchen, traf ihn der Pfeil des kleinen Cupido, und er verliebte sich in die junge Dame, die dort am Kassiertisch die Sousstücke einnimmt. Um sich der Theuern zu nähern, simulirte er eine chronische Diarrhöe, bis es ihm durch die Assiduität seiner Besuche gelang, ihr Herz zu gewinnen. Er soll, wie mir verläßliche Berichterstatter melden, jetzt stundenlang im Zauberkreise der Geliebten weilen, und aus dem Verhältnisse, das allmählich entstanden, entkeimen ihm duftige Blüten der Poesie. Wie ich höre, wird er sie demnächst unter dem Titel: „Violen und Cactus", dem Publikum übergeben.

Der dritte Band des Briefwechsels ist jedenfalls der interessanteste, ein literarhistorischer Rembrandt mit der düstersten Beleuchtung und einzelnen grell aufgesetzten Lichtern.

Rudolf Gottschall.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

Dritter Artikel.*)

14. Heinrich der Vogelsteller. Ein vaterländischer Operntext in drei Aufzügen von F. Wilhelm Andreä. Leipzig, Matthes. 1864. 16. 8 Ngr.

Diesem Opernbuche wird, wie den meisten andern, nicht eben poetischer Werth, wol aber Compositionsfähigkeit zuzuerkennen sein. Die Handlung ist einfach, leicht geschürzt und wenn auch an mancherlei Unverträglichkeiten leidend, doch im ganzen und großen für die lyrische Bühne immerhin passend.

Die Vorgänge sind folgende: Nachdem von Köhlern im Harz ein Morgengesang gesungen worden und Herzog Heinrich mit seinem Pagen Sigurd inzwischen auf die Vogeljagd gezogen, erfahren wir durch Gunther's liebliches Töchterlein, um die sich Wolfhardt vergeblich bemüht, daß die Ilse vom Ilsenstein, die liebliche Sagenfee des Harzes, sich gezeigt, was immer etwas Großes zu bedeuten hat.

Daß die Sache richtig, erleben wir selbst, denn indem wir an den Vogelherd Heinrich's geführt werden, der seinem Pagen seine unglückliche Liebe zu einer Nonne berichtet, begegnen wir Ilse selbst, welche dem Herzog verkündet:

Bereitet sich Großes im Reiche vor,
Dann komme auch ich ans Licht,
Und wen sich Deutschland zum Helden erkor,
Dem zeig' ich mein Angesicht.

Dir, Heinrich, fiel das glückliche Los,
Dir herrlicher Kriegesheld!
Dein Name leuchtet riesengroß
Und ewig durch die Welt!

Heinrich weiß sich natürlich diese Prophezeiung nicht zu deuten und kopfschüttelnd singt er:

Zu dunkel ist mir deiner Worte Sinn,
Ich schätze mich nicht größer, als ich bin.

Als sie ihm dagegen zuruft:

Dein häuslich Glück, hold lächelnd wie die Sonne,
Erblüht dir aus dem Schleier einer Nonne —

da ist er gleich im Reinen und jubelt entzückt:

O habe Dank für diese Worte!
Sie sind mir etwas dunkel zwar,
Doch weiß ich nun, des Klosters Pforte
Führt sicher mich zum Brautaltar.

Der Page Sigurd, der hinter seinem Herrn nicht zurückbleiben und ebenfalls sein Schätzchen haben will, hat mit Gunther's Brunhildchen inzwischen ein zärtliches Techtelmechtel angefangen, das zu mannichfachen Liedchen und Duetten Veranlassung gibt. Als Sigurd bei einer solchen Gelegenheit bekennt, „daß er zu seinem Leid nicht andern Reichthum zählet als sein Pagenkleid", wahrscheinlich um damit anzudeuten, daß es mit einer Hochzeit nicht allzu rasch werde gehen können, entdeckt ihm sein Schätzchen folgendes glückliche Geheimniß:

Im süßen Liebestraume,
Beim Abendsonnenglanz,
Saß ich am Waldessaume
Und wand mir einen Kranz.

Da kam im weißen Kleide
Prinzeß vom Ilsenstein
In köstlichem Geschmeide
Von Gold und Edelstein.

Sie thät sich zu mir neigen
Mit ihrem Zauberstab,
Und brach mir von den Zweigen
Drei Tannenäpfel ab.

Dann floh sie in die Schatten
Des Walds und nickte hold,
Die Aepfel aber hatten
Verwandelt sich in Gold.

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 36 u. Nr. 40 d. Bl. D. Red.

Wirklich holt sie diese Goldäpfel auch gleich aus der Tasche, geht in ihrem Liebeseifer aber so fahrlässig damit um, daß Wolfhardt, der lästige Freier, hinterrücks sie stehlen kann. Natürlich aber werden sie nach dem alten bekannten Feenhokuspokus in seiner Hand sogleich wieder zu gewöhnlichen Tannenzapfen und nehmen erst, in Brunhildens Besitz wieder zurückgelangt, ihren kostbaren Werth aufs neue an.

Nun werden wir in das Kloster zu Herford geführt, wo wir die arme Nonne Mathilde, die Angebetete Heinrich's, finden, die natürlich seine Gefühle erwidert, sich darüber bitterliche Vorwürfe macht und in einem rührenden Liede die Mutter Gottes um Beistand in dieser Noth ihres Herzens anruft:

Die schwere Last der Sünden
Läßt keine Ruh' mich finden,
Sie quält mich spät und früh —
Erbarme dich, Marie!

Dieser letzte flehende Ruf geht als effectvoller Refrain durch sechs Verse und dürfte sich musikalisch sehr wirksam verwerthen lassen. Wenn nun aber auch nicht die heilige Marie, so erbarmt sich doch Herzog Heinrich, der, durch die Weissagung kühn gemacht, mit seinem Pagen Sigurd und den treuen Köhlern vom Harz kommt, Mathilde aus dem Kloster zu reißen. Die Nonnen sind selbstverständlich über diesen Frevel außer sich; als jedoch die Köhler im Chore versichern:

Eh' sie dem Himmel angetraut,
War sie schon längst des Herzogs Braut —

empfinden sie plötzlich ein unmenschlich menschliches Rühren, indem sie sich beeilen, in Masse zu versichern:

Dann sei sie ihrer Pflichten frei!

Natürlich ist Heinrich glücklich, so leichten Kaufs zu einer Frau zu kommen und dieselbe ihrer klösterlichen Gelübde entbunden zu sehen. Man ist in der Oper und braucht eines Papstes nicht. Der Componist wird aber jedenfalls Protestant sein müssen; denn einem Katholiken dürfte die Sache doch nicht so glatt aus der Feder gehen. Wenigstens hätte Heinrich doch schon Kaiser sein sollen; aber das erlaubte die Technik der Oper nicht, die für den dritten Act doch den Haupteffect sich aufsparen mußte. In diesem kommen denn nun die Abgeordneten des Deutschen Reichs in großem feierlichen Aufzuge, um Herzog Heinrich am Vogelherde, wo er mit seiner jungen Gemahlin weilt, zu küren zum Herrn und Herrscher von Deutschland. Großer Pomp und Jubel beschließt das Stück.

Es ist, wie gesagt, keine Perle der Dichtung, sondern ein Opernbuch mit allen Fehlern und Schwächen, wie wir sie an solchen kennen, locker in der Form, oft trivial im Ausdruck, unmöglich in der Handlung, aber glatt und musikalischer Verwendung jedenfalls nicht widerstrebend.

15. Musikdramen von Peter Lohmann. Leipzig, Matthes. 1866. 8. 1 Thlr.

Peter Lohmann ist auf dem dramatischen Felde unausgesetzt thätig, ohne indeß bisher irgendwelchen Erfolg erzielt zu haben. So sehr das zu bedauern und wie gern man seiner Ausdauer auch mehr Lohn wünschen möchte, doch muß zugestanden werden, daß die Bühne wegen der Vernachlässigung dieses Dichters nicht allzu schwer anzuklagen sein dürfte. So viel gute Bildung, warme Draugabe und immerhin auch Talent er besitzt, er weiß es damit nicht zu erquicklichen und irgendwie fertigen Arbeiten zu bringen. Alle Arbeiten Peter Lohmann's haben etwas Leichenhaftes. Es sind mehr oder minder todtgeborene Kinder der Muse, Kinder, welche die Muse nicht ausgetragen hat und welche daher niemals recht lebensfähig sind. Dem einen fehlen die Füße, dem andern die Arme, dem dritten der Kopf. So gut sie sonst auch gebildet, ja, so schön sie an einzelnen Stellen sein mögen, sie haben dramatische Gebrechen, die ihre Darstellung beinahe immer zur Unmöglichkeit machen.

Auch diese Musikdramen, obschon der Verfasser sie bereits componirt und im Geiste auf den Bretern dahinschreiten sieht, werden, unserm Ermessen nach, doch kaum jemals vor den Lampen erscheinen.

Es sind der Zahl nach sechs, und wiewol sie nicht ohne Stellen sind, die sich in der musikalischen Behandlung effectvoll dürften ausbeuten lassen, haben sie doch entweder im Stoff so viel Unzuträgliches oder in der Fassung so viel Sprödes, daß sie schwerlich für die Composition anlockend oder in deren Ausführung von durchschlagender Wirkung sein möchten. Gehen wir sie kurz einzeln durch.

„Durch Dunkel zum Licht" führt uns zwei Brüder, Lorenzo und Cesare, in Rom zu Ende des 15. Jahrhunderts vor, von denen der erstere, von seiner Geliebten, wie er glaubt, verrathen, ins Kloster gegangen ist, während der andere ein Weltkind geblieben und um Elise, die vermeintliche Ungetreue des Bruders, herumschwärmt. Der letztern lustiges Treiben fordert die Rache des Himmels oder wenigstens der Kirche heraus, und wir hören deswegen gleich nach dem Eröffnungschor der Mönche den Prior zetern:

Heut' feiert die stolze Elise,
Verhaßt im darbenden Volke,
Vom üppigen Adel geliebt
Zum Hohne der Kirche,
Trotz unserer Mahnung
Erneut ihre Feste.
Dort sammeln sich die Scharen,
Die unsrer Macht in träger Zeit gelacht,
Elise selber spottet des Kreuzes,
Nahet sich nimmer der Stätte des Herrn —
Trotzet der mahnenden Stimme.
Weh ihr:
Noch heute sei beim strahlenden Jubel
Der Fluch der Kirche auf sie geschleudert!

Zum Botenträger dieses Fluchs wird Lorenzo ersehen, der sich auch zu diesem Amt willig erfinden läßt und schwört, es dahin zu bringen, daß sie, der Weltlust entsagend, in den Hallen des Klosters Rettung suchen soll.

Er hat sich indeß mehr zugemuthet, als er vermag. Nachdem er vergebens getrachtet hat, den eigenen Bruder zu bekehren, scheitern auch an Elise seine Bußermahnungen.

Ja, da sie ihm gesteht, daß sie noch immer ihn liebe und ihn nur Grillen von ihrer Seite getrieben, fängt sogar in seinem eigenen Herzen die Neigung zur Welt wieder an, Wurzel zu fassen.

Im zweiten Acte sucht Cesare sich Elise zu gewinnen; seine Bewerbungen scheitern aber, ja, sie eilt sogar ins Kloster, um bei Lorenzo Schutz zu suchen. Lorenzo vergißt entzückt alle Gelübde und folgt ihr zurück ins Leben.

Der Prior, darüber entrüstet, steckt sich hinter Cesare, indem er ihn zur Rache auffordert. Cesare, von Eifersucht und Neid getrieben, mischt sich in den Chor der Gäste, die zur Vermählung seines Bruders herbeigeströmt. Als das Paar kommt, stürzt er mit gezücktem Schwerte auf seinen Bruder zu, dessen Brust aber Elise mit einem so furchtbaren Angstschrei deckt, daß der Wahnsinnige stutzt, sie anstarrt und das Schwert sinken läßt. Statt des Bruders mordet er sich nun selbst; treue Liebe aber triumphirt.

Die Fabel ist ziemlich craß und dabei von etwas roher Gestalt. Elisens und Lorenzo's Verhältniß ist nicht klar; daß letzterer so ohne weiteres aus dem Kloster fort und in die Arme der Geliebten und den Hafen der Ehe laufen kann, ist selbst für die Oper doch zu unwahrscheinlich; das aber, was der Prior dagegen thut, ist wieder völlig unverständlich. Zu was er Cesare eigentlich reizt, läßt sich schwer oder gar nicht erkennen. Dennoch ist der Text noch einer der besten von den sechsen.

„Die Brüder", in Deutschland spielend, im Jahre 940 n. Chr., bewegt sich in noch viel verworrenern und düsterern Verhältnissen. Ein beliebiger Kaiser von Deutschland besitzt eine zweite Gemahlin und von dieser einen Sohn, der mit seinem Stiefbruder, dem Sohne seines Vaters aus erster Ehe, durch seine Mutter angestiftet, in Todfeindschaft lebt. Der Kaiser stirbt und vererbt seine Krone an den Erstgeborenen, was den Zweitgeborenen zu offenem Aufstande treibt, in dem er denn schließlich ums Leben kommt. Eine Geliebte und die thörichte Mutter weinen an seiner Leiche, welcher auch der Sieger sein Mitleid nicht versagt.

„Die Rose vom Libanon", eine Handlung bietend, die um das Jahr 1000 n. Chr. vor sich geht, führt uns zwei Töchter eines Fürsten vom Libanon vor, Maysuna und Ianthe, von denen die eine Abdul, den treuen Feldherrn des Vaters, liebt, indeß die andere ihr Herz Asaad, einem Eroberer, geschenkt hat, der in das Reich ihres Vaters eindringt und ihn vertreibt. Diese letztere ist Maysuna, die sich Asaad in die Arme wirft, während Ianthe mit dem Vater und Abdul ins Innere des Landes flüchtet, wo sie einstweilen ein idyllisches Leben führen, bis ein neues Heer gesammelt sein wird.

Asaad, ein Wüstling, ist aber bald Maysuna's überdrüßig; blasirt reißt er sich aus ihren Armen, singend:

Wehe!
Das dürre, todte Einmaleins,
Das ewig Sein und Immerbleiben,
Das stets im Kreis einander Treiben
Drängt meine Lebenspulse nieder —
Wieder erwacht das glühende Sehnen
Nach neuem Leben,
Nach höheren Siegen.

Nach diesem etwas trivialen Bombaste von Maysuna erfahrend, daß sie noch eine Schwester habe, und nun in dieser mit Recht die gefeierte Rose des Libanon vermuthend, stürzt er ab, sie zu suchen und sich zu erringen. Es gelingt ihm, sie zu entdecken, sich ihr zu nähern und ihr sein Herz anzubieten. Sie aber schlägt es aus. Inzwischen hat Abdul sein Heer zusammen und schlägt damit die Scharen Asaad's; Asaad flieht und will auf seiner Flucht noch rasch sich Ianthe aneignen. Wie er diese aber davontragen will, stürzt Maysuna hervor, durchbohrt ihn und erdolcht sich dann selbst. Der Vater erhält sein Reich wieder und Abdul natürlich Ianthe's Hand.

Der Text ist bewegt, doch wennschon an sich wenig lyrisch, in seinem Ausgange vollends überstürzt und unvermittelt.

Auch „Frithjof" ist zu unruhig und lärmend in seinen Vorgängen, sonst aber ein Stück, das anerkennenswerthe Schönheiten besitzt und sich dem ersten Drama anreiht, es wol auch überragt. Sein Inhalt ist folgender:

Für König Helge hat sein Feldherr Frithjof siegreich gestritten; er kommt lorbergekrönt heim und wirbt um Ingeborg, Helge's Schwester, die er liebt und von welcher die Neigung erwidert wird. Helge aber hat seine Schwester dem alten König Ring zugesagt, den er sich verpflichten will, damit er seine junge Herrschaft stütze, diese auch wol ein Gegengewicht gegen den volksbeliebten Frithjof erhalte, der mit Empörung droht.

Ingeborg nämlich hält es für ihre Pflicht, ihrem Bruder und Könige zu gehorchen, ein Gehorsam, dem Frithjof zuerst mit dem Schwert in der Hand wehren will; als er jedoch sieht, daß er unbeugsam, erklärt er dem greisen Ring, seinem Kampfgenossen von ehedem, daß er sich selbst den Tod geben werde. Dies und die Bitten Ingeborg's bewältigen den nordischen Monarchen und reifen in ihm den Entschluß der Entsagung. Helge, darüber außer sich, will Frithjof ermorden; da aber dessen Mannen den Wüthenden von ihm abhalten, ersticht er in der Wuth sich selbst.

Bis auf diesen Tod ist das Stück sonst am meisten ausgeglichen und organisch gegliedert.

„Valmoda", etwa 600 n. Chr. spielend, zeigt uns einen König von Sussex, dessen beide Söhne, Ethelreich und Astolf, durch die Intriguen Valmoda's, der kriegsgefangenen Tochter eines Nachbarkönigs, in furchtbare Conflicte gebracht werden. Astolf liebt Valmoda, und Valmoda zeigt sich ihm geneigt, ist im Herzen aber Ethelreich zugethan, den sie zu umstricken sucht. Da ihr dies jedoch nicht gelingt, ersticht sie sich, und die entzweiten Brüder söhnen sich darauf wieder aus. Dies Drama ist dunkel, unklar und finster.

Noch mehr gilt das von „Irene", einer Tragödie, die sich in Alexandrien, 415 n. Chr. ereignet. Pelagia, die

Tochter von Eustachius, eines Landmanns an den Grenzen der Thebaischen Wüste, ist nach Alexandrien gekommen und dort in die Netze der Griechen gerathen, unter denen sie als Tänzerin sich aufhält. Johannes, ihr Bruder, kommt, um sie zu retten, verfällt aber selber bald den Reizen der Irene, der Tochter des Prokles, Statthalters von Alexandrien. Im Begriff, ihr zu erliegen, ermannt er sich und entzieht sich ihr, die im selben Augenblick der Rache der Christen zum Opfer fällt. Pelagia kehrt schließlich, dem Christenthum wiedergewonnen, in den Schoß ihrer Familie zurück.

Durchgehends, wie man gesehen, fehlt es den Arbeiten an Helligkeit des Stoffs, an gesunder Grundlage und sicherm Aufbau. Es wirrt sich alles zu sehr durcheinander; die Motive sind nicht immer verständlich und psychologisch erklärt; die Effecte unvermittelt und brüsk hereinbrechend. Unter diesen Mißständen erstirbt und verschwindet manche gute Anlage und an sich recht poetische Erfindung.

16. Der Herzog von Reichstadt. Drama in fünf Acten von Julius Mühlfeld. Köthen. 1866. 8. 20 Ngr.

Dieses Stück gehört zu jenem Genre, das man in Frankreich mit Porte-Saint-Martin-Stücke zu bezeichnen pflegt. Es sucht seinen Reiz in Benutzung historischer Personen und Daten zu ganz äußerlich dramatischen Effecten, wobei die geschichtliche Treue sehr wenig in Betracht kommt.

Der Herzog von Reichstadt, der Sohn Napoleon's I., in Wien von den Spionen Metternich's umgeben, wird von Bonapartisten, darunter auch von der Gräfin Napoleone Camerata, der Tochter von Napoleon's Lieblingsschwester, Elisa Bacciochi, aufgesucht, um ihn zu entführen und zum Kaiser von Frankreich zu machen. Man hält geheime Zusammenkünfte, berathet und berechnet alle Eventualitäten, um endlich dennoch beim Losbruch sich von dem österreichischen Staatskanzler überlistet und in seinen Hoffnungen betrogen zu sehen. Der Herzog von Reichstadt, brennend vor Begierde, in die Fußstapfen seines großen Vaters zu treten, verzehrt sich im Unmuth über seine gezwungene Thatenlosigkeit, und als am Ende seine Entweichung aus Schönbrunn mißglückt, zieht er es vor, statt in sein abhängiges Verhältniß zurückzukehren, an der Auszehrung zu sterben.

Mit seinem Tode schließt das Stück, das jedenfalls nicht poetisch gezeugt, sondern gemacht ist. Feine psychologische Züge, Aufwand von Charakterzeichnung, geistvolle Diction und Stil sind unter allen Umständen an der Arbeit nicht zu rühmen; es ist eine Werkeltagsarbeit, die mit einer gewissen Keckheit und dem Schliff einer alltäglichen Routine auftritt, ohne indeß damit irgendwelche Erfolge zu erzielen. Mit einem andern, mehr gewöhnlichen Stoffe würde der Verfasser vielleicht ein brauchbares Theaterstück geliefert haben — der historische Vorwurf, den er sich gewählt hat, erforderte eine vornehmere Behandlung und entschieden mehr Kunst, als er derzeit aufzuwenden im Stande. Die erste beste Stelle gebe den Beleg dazu.

Als Kaiser Franz behauptet, daß seine Wiener für eine Revolution zu gemüthlich und gut kaiserlich wären, entspinnt sich zwischen ihm und Metternich folgendes Gespräch:

Metternich. So lange die schlimmen Beispiele sie nicht verderben. Majestät, die Revolution ist nichts Zufälliges, kein französisches oder italienisches Symptom, die Revolution ist eine Völkerseuche, ansteckend wie die Pest. Sie verwirrt die Köpfe zum Wahnsinn, in plötzlicher Fäulniß zerfallen alle Gefühle der Treue und Anhänglichkeit, und viehische Tollwuth tobt in dem Delirium, das nur durch Blut zu heilen ist. Majestät, bewahren Sie Ihre Völker vor der Ansteckung!

Kaiser. Sie malen ohne Grund mit so dicken Blutfarben, Metternich — in Oesterreich ist keine Revolution möglich.

Metternich. In Oesterreich, Majestät, wie in allen Ländern, in denen es Fürsten und Unterthanen gibt. Einen Tropfen vom Gifte dieser Seuche in das Blut des Volks, und es ist unabwendbar geschehen. Dann heilt nur noch Blut.

Kaiser. Mein Volk ist gesund und liebt mich. . . .

Metternich. Der tolle Hund beißt auch den geliebtesten Herrn. Majestät, mit Schrecken lehrt die Geschichte, was aus der Nachsicht mit der Revolution entsteht u. s. w.

17. Walther und Hildegunde. Ein dramatisches Spiel in drei Aufzügen von Wilhelm Osterwald. Mühlhausen, Heinrichshofen. 1867. 8. 12½ Ngr.

Der Verfasser, Director des Gymnasiums zu Mühlhausen, hat bereits manche verdienstliche Arbeit geliefert; die vorliegende sind wir jedoch nicht vermögend dazu zu rechnen. Sein dramatisches Spiel scheint uns weitschweifig und uninteressant, selbst in dem Fall, daß wir, wie der Dichter in einem poetischen Vorwort anräth: „Hildgund Germania nennen die Braut", und damit uns selber sagen können, wer Walther ist.

Die ganze Sache beschränkt sich darauf, daß Etzel und seine Gemahlin Helche Ellak mit Hildegunde und Walther mit Sarolta vermählen wollen, d. h. einen Hunnen mit einer Deutschen und einen Deutschen mit einer Hunnin, dieser Plan aber dadurch scheitert, daß Hunne und Hunnin, Deutsche und Deutscher sich lieben und die letztern beiden ein großes Fest benutzen, um sich selbst und ihre Herzen aus der Etzelburg zu retten, d. h. zu entfliehen.

Die Handlung ist alltäglich und matt, dabei breit und ohne Humor und Geist zum Austrage gebracht. Die Verse sind reinlich und glatt, aber unbedeutend. Das dramatische Spiel ist nicht mehr als eine müßige Spielerei mit dem Drama.

18. Die rumänische Prinzessin. Von Karl Richard Waldemar Uschner. Leipzig, Deckmann. 1866.

Wir wollen gern bekennen, daß dieses Schauspiel ein Fortschritt des Autors ist, ohne freilich deswegen dem erstern einzuräumen, daß es darstellbar und jemals wirksam sein könne. Es ist die „Preciosa" ins Tragische, aber freilich sehr plump, man darf wol sagen abgeschmackt, übertragen. Die Handlung ist von schwerfälligem Gange und linkischer Bewegung; daß sie einen blutigen Ausgang nimmt, ist unberechtigt und bloßes Ungeschick des Verfassers, der die tragische Schuld nicht aus dem Wesen und der Natur seiner Figuren und der Verhältnisse zu

erzeugen weiß, sondern sie auf gut Glück in die Vorgänge hineinwirft, wie ein kurzer Bericht derselben beweisen kann.

Der rumänische Hospodar Fürst Mathusez hat zwei Söhne, von denen Andres noch ein Knabe, Florilor aber eben mannbar geworden. Letzterer hat sich in eine schöne Zigeunerin, Jucca mit Namen, verliebt, die ihrerseits indessen ihr Herz an Köddo, einen spanischen Zigeuner, geschenkt. Da jedoch Ketscha, die Stiefmutter Jucca's, in einer Verbindung ihrer Stieftochter mit Florilor, die dessen Aeltern gebilligt, viele Vortheile ersieht, so zwingt sie dieselbe, sich zum Schein mit dem jungen Fürstensohn zu vermählen, ihr gebietend, in der Brautnacht diesen zu ermorden. Diesen Mord vollzieht Jucca aber nicht, sondern, da der arme, etwas alberne Prinz, der ein ganz plumpes Gaukelspiel mit sich treiben läßt, ihr leidthut, so flieht sie unverrichteter Sache mit ihrem freilich nicht viel bessern Köddo davon.

Florilor setzt nun der abgezogenen Bande nach, überrumpelt zuerst Ketscha und ihren saubern Gatten, und da erstere ihm nicht sagen kann, wo Jucca geblieben, durchsticht er sie, um dann seine Ungetreue auf eigene Hand, von Spionen geführt, weiter zu verfolgen. Endlich trifft er sie und läßt nun Köddo vor den Augen Jucca's an den Beinen aufhängen, um ihn dann so zu erschießen. Ueber den Tod des Geliebten außer sich, ersticht sich Jucca, und Florilor, nun gleichfalls durch das Ende seiner zigeunerlichen Gemahlin zur Verzweiflung getrieben, jagt sich an ihrer Leiche eine Kugel, es ist nicht vorgeschrieben, ob durch das Herz oder den Kopf.

Das Ganze artet auf diese Weise in ein sinnloses Gemetzel aus, dem sich kaum eine Theilnahme, höchstens ein Lächeln schenken läßt, weil das alles ungeschickt und sozusagen mit zwei linken Händen tragirt wird. Höre man nur die Worte, mit denen Florilor seinen Selbstmord ankündigt und motivirt:

Die Braut ist da,
Und doch bin ich allein; wo bist du denn?
Warum denn gingst du weg von mir? Sie kann
Mir nicht mehr Antwort geben. Such' ich sie
Denn auf im Reich der Schemen, denn sie ist
Für mich dahier zu wortlos und zu kalt,
Mein Leben ekelt drum mich an, ha ha,
Ihr muß ich schleunig gleich sein.
(Erschießt sich.)

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser seine Zeit und seinen Fleiß auf diese Gattung von Literatur zu verwenden nicht müde wird. Dünkt uns doch, daß er dafür kein Talent besitzt und besser thun würde, sich in der Erzählung oder der historischen Abhandlung zu versuchen.

Auch:

19. Hiob. Ein dramatisch-didaktisches Bild aus dem Morgenlande. Mit einem Anhang von Sonetten. Von Philipp Zapf. Münchberg. 1866. 8. 18 Sgr.

legt, unserm Dafürhalten nach, kein Zeugniß für dramatische Begabung ab.

Das Vorspiel „Im Himmel" ist eine Nachahmung der ähnlichen Introduction zum „Faust" von Goethe, aber ohne dessen Gedankentiefe und Schönheit des Verses. Philipp Zapf hat, wie viele, der mächtige biblische Stoff ergriffen, und da er mit Antheil und Interesse die großartige Dichtung unsers weimarischen Classikers in sich aufgenommen, so hat er der Versuchung nicht widerstehen können, sie in derselben Weise dramatisch zu gestalten. Die Gestaltung ist aber leider durchaus unfertig und dilettantenhaft geblieben. Unser Dichter zeigt uns die Hirten und Schnitter Hiob's, die dessen Glück und Würdigkeit rühmen; er zeigt uns dessen Töchter, die als gute Kinder erscheinen; er zeigt uns Hiob selbst und sein Weib Jisca, wie sie im Kreise ihrer Kinder, Knechte und Mägde Gott dienen, von ihren Freunden und Nachbarn gerühmt und gepriesen werden, bis dann Satan kommt und das Unheil losläßt, dessen rasch nacheinanderfolgende Meldung Hiob in den Abgrund der Verzweiflung schleudert, aus dem am Ende dann Gott selbst ihn wieder emporhebt.

Dies „dramatisch-didaktische Bild" ist jedenfalls mehr Opern- oder Oratorienbuch als Drama. Das Ganze ist groß gedacht und empfunden, aber in jeder Beziehung unzulänglich ausgeführt. Die Handlung entbehrt der organischen Gliederung, der tragischen Steigerung und lebenstrotzenden Fülle. Es ist ein mageres Gestell, dem auch durch die Diction weder poetische Schönheit noch die Reize der Phantasie gewonnen werden.

Verse mit so unreinen Reimen wie etwa die folgenden an die Quelle:

Liebreiche!
Ach, daß ich dir gleiche,
Und freundlich dazu
Stets Liebe nur zeige,
Und Segen nur reiche,
Und komm' nie zur Neige,
Wie du! —

oder Verse von der Unbehülflichkeit der nachstehenden:

Ja, Herrin, laßt mit Euch uns gehen beide!
O daß uns nur der Tod von Euch erst scheide! —

oder der Plattheit der beigefügten:

Mein Gott, was ist's? Es zittert meine Seele!
— — — — — — — —
Schon ist's vorbei, 's war, als ob mir was fehle! —

können unmöglich als Proben von Talent gelten.

Der Schlußgesang der Engel allein:

Lobt Gott! Er macht
Auf Wunderwegen
Aus Fluch doch Segen
Und Licht aus Nacht!

Er beuget oft
Den Frommen nieder,
Hoch hebt er wieder
Ihn unverhofft!

Es führt der Hirt
Durch wüste Erde,
Sodaß die Heerde
Doch selig wird!

Was auch er thut,
Am End' erscheinet,
Wie er's gemeinet
So treu und gut.

Ihm sei geweiht
Anbetung, Ehre,
Die sich ihm mehre
In Ewigkeit! —

dieser Schlußgesang der Engel allein genügt wol, um darzuthun, daß man es hier mit mehr gutem Willen als wirklicher Fähigkeit zu thun hat. Das Werk ist ein freundlicher, wohlgemeinter, aber wenig geglückter Versuch — Nachbildung und Anempfindung eines vielleicht mit warmer Hingabe in großen Dichtungen lebenden und webenden Geistes, eines Geistes, der, weil er Dichtungen liebt und versteht, sich damit so weit täuscht, daß er auch selbst welche glaubt machen zu können.

20. König Alfred. Trauerspiel in sechs Abtheilungen. Bamberg, Buchner. 1866. Gr. 8. 16 Ngr.

Nachdem der Verfasser in einem gedichteten Vorwort gesagt:

Ring fort, mein Geist, mir sagt's ein herrlich Ahnen,
Du eilst fortan auf ruhmbekränzten Bahnen
Zum heil'gen Tempel der Unsterblichkeit —

entrollt er in dem Drama selbst ein so burleskes Gemisch von Mord, Schandthat und Verbrechen aller Art, daß es aussieht, als wäre eine Shakspeare'sche Tragödie toll geworden und raste sich vor unsern Augen aus. Die Tragödie übertragödien, das ist die rechte Bezeichnung für dieses Stück, das mit stierem Blick, verwildertem Haar, herabgerissenen Kleidern, zeternd, mit weißem Gischt vor dem Munde und tobenden Geberden an uns vorüberzieht. Den Stoff und Inhalt näher zu verfolgen, wäre eine unerquickliche und quälerische Sache. Wir wollen uns deswegen mit der Angabe begnügen, daß das Ganze ungefähr darauf hinausläuft, uns eine Königsfamilie zu zeigen, die sozusagen in Blut und Scheußlichkeiten bis an die Gurgel watet.

König Alfred, selbst von schweren Sünden belastet, wird auf Anstiften seiner Söhne ermordet, die, von ihm verflucht, sich dann wieder untereinander umbringen. Ihr Vertrauter, Cäsar, ein Bösewicht wie er im Buche steht, oder besser gesagt, wie er wol in keinem Buche steht, ist dabei ihr Rathgeber, bis zuletzt auch er elend zu Grunde geht und die Hunnen kommen, um die Herrschaft anzutreten. Der König derselben schließt das Stück mit folgenden Versen:

Grauenvoll hat sich erfüllet eures Königs wilder Fluch;
Seht, den letzten des Geschlechtes deckt das dunkle Leichentuch.
Weh! ihm bleibt ein düstres Denkmal, denn zerstört sind Feld und Flur
Und des Reichs verheerte Gauen tragen seiner Herrschaft Spur.
Doch euch trieb ein frevles Sinnen wider eure Fürsten auf: —
Schicksal, wandle deinen herben, unerbittlich strengen Lauf,
Denn kein Unheil bleibt verborgen, und es rächt sich jede That,
Welche mit entweihten Füßen des Gesetzes Rechte trat.

Wenn man das liest, klingt es nach etwas; es hat die Geste des Pathos; aber auch nur die Geste; jeder eigentliche Sinn fehlt. Der Verfasser hat vielleicht etwas Großes gewollt: er wollte die Verfallzeit eines Reichs schildern, den Untergang einer sittlichen Welt, und wollte es mit großen, mächtigen Zügen, in dramatischer Alfrescomanier; aber ihm fehlte dazu die Kraft und das Genie eines Shakspeare so sehr, daß schließlich aus seinem Bilde nur eine blödsinnige Caricatur, ein geschmackloses Zerrwesen wurde. Man glaubt in Wahrheit zu zeiten in einem Tollhause zu sein, in welchem die Tragik in der Zwangsjacke sitzt.

Ueberzeuge man sich durch ein Beispiel. Man hat Julien, einer Maitresse des Prinzen Ferdinand, die aber zugleich auch König Alfred und wer weiß wem noch sonst angehört, auf Antrieb Cäsar's, es wird nirgends recht klar, zu welchem Zweck, die Kinder geraubt. Nun kommt sie, dieselben im irren Zustande am Hofe suchen:

Julia.

So hast du sie? (Geht zu Pedro, nimmt ihn bei der Hand.) Hast du sie, König, gib sie mir zurück.

Pedro.

Ich hab' sie nicht, mein Kind.

Julia (geht zu Hadrian).

Vater, hast du sie?

Hadrian.

Ich hab' sie nicht.

Julia (zu einem andern).

Du? Gib sie mir zurück.

Dieser.

Ich weiß nichts davon.

(Julia geht zu Ferdinand *), ohne ihn anzusehen, und nimmt ihn bei der Hand.)

Julia.

Hast du sie? Sprich! O fühlt denn keiner meine entsetzliche Qual?

Ferdinand.

Julia! Julia!

Julia.

Ferdinand!

Cäsar.

Sieh Julia, besser hättest du gethan,
Dem Mann zu folgen, der dir's wohlgemeint.

Ferdinand.

Gerechter Gott! Jetzt wird mir alles klar! **)

Julia.

Endet kein Tod meine Pein? Ferdinand, wer rettet meine Kinder? Man nahm sie dir und mir. Rette! Rette! (Fällt in Ohnmacht.) ***)

Ferdinand.

O mein Leben, mein Leben!

Hadrian.

Ist sie todt? Tragt sie in ihres Vaters Haus.

(Sie wird fortgetragen; Hadrian folgt ihr.)

Ferdinand.

Wie trifft mich jetzt zermalmend meine Schuld!
Bleib aufrecht, mein Gehirn! O Gott, dies Weib,
Das ich geliebt und noch im Herzen trage,
Durch meine Schuld am Abgrund der Verzweiflung!
Was ich bisjetzt gefühlt und was gelitten,
Zerfließt vor dieses Weibes Qual in nichts.

*) Der inzwischen geblendet und verbannt worden, ohne daß man weiß warum, und der nun ebenso zwecklos wieder zurückkommt.
**) Der Glückliche!
***) Und zwar ganz aus heiler Haut, weil sie in Verlegenheit darüber ist, was sie sonst thun soll.

Cäsar.

Nun edler Fürst, seid Zeuge der Vergeltung!
(Offizier mit Wache tritt auf.)

Offizier.

Thut eure Pflicht!

Pedro*) (erschrocken).

Was soll das? Cäsar, schütze mich!
(Cäsar sieht ihn spöttisch an.)

Pedro.

Was siehst du mich so spöttisch an?

Cäsar.

Vergeltung,
Nimm deinen Lauf!

Pedro.

O ich Verblendeter!

Offizier (auf Pedro deutend).

Thut eure Pflicht!

Pedro.

Wer hieß euch das?

Offizier.

Es ist mein Amt.
(Einige Vasallen lachen.)

Pedro.

Was lacht ihr Thoren?
So seht ihr nicht, daß ihr wie ich umstrickt seid?
(Pause.)
So bin ich wirklich dein Gefangener?
(Pause.)
Es mög' sich denn der grause Fluch erfüllen,
Und sei's die Sühne meiner Missethat!
Ich seh's, du nahst dich, blut'ger Tag der Rache!
Ich geh' zum Tod, zum fürchterlichen Tode.
Ihr aber wagt's, den Jammer zu verlachen,
Der euch wie mir von diesem Bluthund droht.
(Zu Cäsar.)
Dich achtet' ich wie meinen treusten Freund,
Du aber hast mit tück'schen Heucheleien
Mein offnes, ahnungsloses Herz umstrickt.
Du logst mir Treue, Schändlicher! — Du thatst es
Als rächend Werkzeug eines höhern Willens.
Wohlan, ich geh', doch treffen wir uns wieder;
Jetzt aber ruf' ich Elend und Verzweiflung auf dich nieder.
Es wird des grausamen Spiels genug sein!

21. Heinrich V. Trauerspiel in fünf Acten von Oskar Stern. Mainz, Le Roux. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Diese Tragödie dürfte mit vielen andern ebenso wenig geglückten schwerlich dazu beitragen, die Sympathie und das Interesse des Publikums für die deutsche Kaisergeschichte im Drama zu erwecken. Der Versuch ist nicht ohne eine gewisse Keckheit und jugendliche Frische unternommen, aber vollkommen misglückt. Eine kurze Darlegung der Handlung wird das zu bekunden genügend sein.

Papst Paschalis hat in der Umgebung Heinrich's IV. Creaturen gefunden, die sich zu dessen Ruin verschwören. Sie ziehen den liederlichen Prinzen Heinrich in ihre Netze, der, eines verführten Mädchens, Hedwig, überdrüßig, sich dazu bestimmen läßt, den eigenen Vater und Kaiser gefangen zu nehmen.

Da treue Freunde den unglücklichen Monarchen aber wieder befreiten, ist der schändliche Sohn nach Canossa zur Gräfin Mathilde von Toscana gegangen, wo er sich zu weitern nichtswürdigen Ränken gebrauchen läßt, dann thut, als wenn er sich mit dem Vater aussöhnen wollte, den Arglosen endlich überrascht und aufs neue gefangen setzt. In der unwürdigen Behandlung dieser Gefangenschaft erliegt Kaiser Heinrich IV., und sein Sohn folgt ihm auf den Thron.

Um diese Haupthandlung gruppiren sich fast nichts als Schlechtigkeiten. Schandthat und Verbrechen herrschen überall; nirgends ist ein rechter Lichtfleck. Heinrich IV. und sein Sohn, der spätere Heinrich V., sind zwei Figuren in diesem Stück, für deren keine man sich interessiren kann. Sie ermangeln allen Charakters und Inhalts, werden wie Gliederpuppen gelenkt und handeln ohne Tendenz. Am Schlusse, wenn der Sohn seinen Vater durch Heimtücke, Verrath und alle nur erdenkliche Niedertracht zu Grunde gerichtet, gelobt er Reue und Besserung, und Büren, der Ahnherr der Hohenstaufen, jauchzt:

Der Freiheit Tag ist angebrochen
Für Deutschlands Völker, für die ganze Welt.

Aber um so etwas dem Drama glauben zu können, fehlen alle Vorbedingungen. Der Dichter hat uns in seinem Helden einen ganz verlorenen, grundschlechten Menschen gezeichnet und in dieser Zeichnung nirgends Sorge getragen, uns bessere Eigenschaften erkennen zu lassen, Eigenschaften, die auch nur im mindesten zu der Hoffnung berechtigen, der Missethäter werde sich aufrichten und bessern können. Er ist der fortwährende Spielball ganz gemeiner Intriguen, dabei stets zu allen möglichen Schändlichkeiten bereit. Mit seinem schließlichen Triumphe dem Publikum zuzumuthen, an die Freiheit Deutschlands und der Welt zu glauben, ist wahrlich ein starkes Stück. Diesen Glauben zu ermöglichen, hätte Oskar Stern sich am Heinrich Shakspeare's ein Beispiel nehmen müssen. Leichtsinnig, liederlich, von einem Falstaff und seinem Gelichter umgeben kann ein großer Mensch zeitweilig sein — das alles thut nichts. Daraus kann er sich immer noch glanzvoll eines schönen Tags emporheben. Aber schlecht, erbärmlich, niederträchtig, das Werkzeug eines La Barca und Kanzler Fernando darf ein Mensch, der ein Held werden soll, niemals sein. Und das ist Heinrich V. doch alles. Sein Verhalten zu der verführten Hedwig ist nichtswürdig, sein Verfahren gegen den Vater herzlos, hinterlistig, bodenlos gemein, sein Benehmen gegenüber der toscanischen Mathilde und dem Welf erbärmlich, ehrlos; nirgends verräth sich, daß er für eine Idee, eine große Sache lebt. Einem solchen Manne Antheil zu schenken, von einem solchen Manne etwas Großes für die deutsche Geschichte erwarten — ist ein sonderbares Verlangen. Dazu kommt eine Sprache, die oft wie aus dem Lustspiel oder einem Operntext genommen erscheint. Man lese z. B. folgende Stellen:

Kaiser (zu seinem Sohne).

Doch könntest du — schon beim Gedanken
Durchzuckt die Brust mir jäher Schmerz —
Verführt, in deiner Treue schwanken,
Verrathen dieses Vaterherz — —

*) Der gerade das Unglück hat, König zu sein, und ermordet werden muß, damit sich der Fluch des Vaters erfülle.

Doch nein, — nein, — nimmer konnt' ich's glauben;
Verzeihe mir — geliebter Sohn,
Nein — niemand kann dein Herz mir rauben,
Dir meines Alters Trost und Lohn.
— — — — — — — — — —

Barca.

Ich lernt' die Welt mit anderm Aug' betrachten.
Was ist ein Leben denn im Strom der Zeit?
Nichts, wie der fade Traum der Ewigkeit.
Wer klug ist, lernt bei zeiten es verachten,
Und kämpft nur um das eigne schwache Sein.
— — — — — — — — — —

Hedwig

sich durch die Menge drängend, fällt vor dem Kaiser athemlos in die Knie).

Flieht, rettet Euch, mein Kaiser —
Seht um Euch her die Mörder alle stehn —
Ich sterbe —

(Allgemeine Verwirrung.)

Heinrich. Barca.

Hedwig?!

Fernando (zu Barca).

Du verriethest uns.

Kaiser.

Was soll das? — Rede!

Barca.

Ha! Sie ist entflohn!

Hedwig.

Der Sohn hat selbst Euch Tod geschworen.

Fernando.

Entsetzlich Weib!

Kaiser (entsetzt).

Wie — Heinrich?

Chor.

Ha, Verrath!

Diese letzte Stelle, wird man uns einräumen, ist doch ein vollständiger Operntext, der mit den Händen flehentlich nach Musik ringt. Nicht minder thun das die Schlußreden des Kaisers, in denen es heißt:

Ja, nach dem Tode selbst wird man mir fluchen,
Wird mein Gedächtniß noch zu schänden suchen.
Ich kenne die Partei, die mild sich nennt
Und deren Haß nicht mit dem Grabe endet,
Die keine Gnade, kein Erbarmen kennt.
Belastet nie die Religion,
Die der verklärte Gottessohn
In seinen Lehren uns gegeben;
Sucht nur den Aberwitz zu heben,
Der jede Aufklärung erdrückt,
Mit seinem Fanatismushauche
Des Geistes Thätigkeit erstickt;
Den ersten Schritt hab' ich gethan:
Die Morgenröthe ziert das Firmament,
Und mächtig bricht der Geist sich Bahn.
Ich gab mich hin, es ist mein Testament.

Es scheint fast, als hätte unser Dichter seine dramatischen Studien an den „Operndichtungen" Wagner's gemacht. Daß gewandte lyrische Form oft mit trivialer Ungeschicklichkeit wechselt, ergibt sich wol für jedermann aus diesen Proben zur Genüge. Zuweilen wird die Ausdrucksweise aber auch geradezu lächerlich, wie da z. B., wo Barca „verstörten Blicks" auftritt und unter anderm zum König sagt: „Mir wird so toll."

Der Gang der Handlung ist dieser Sprache angemessen, unruhig, her- und hingezogen, schwankend. Der Dichter, noch nicht fähig, Affecte auszutragen und Conflicte zu schlichten, bricht sie mitten durch Vermittelung des Zwischenvorhangs ab. Da hat Hedwig z. B. die Verschwörung belauscht, welche Barca, Fernando und der saubere Sohn gegen die Herrschaft und das Leben des Kaisers gesponnen; sie tritt hervor und will Heinrich von der Schandthat zurückhalten; man dringt mit Waffen auf sie ein, will sie ermorden — das gibt ein hübsches Tableau und weil aus diesem die Handlung herauszuführen der Autor nicht Kraft und Erfahrung genug besitzt, läßt er rasch den Zwischenvorhang fallen, um dann später den Verlauf der Scene erzählen zu lassen.

Dieses Auskunftsmittel wiederholt sich zu verschiedenen malen und beweist uns deutlich, daß unser Verfasser noch keine Uebung in der theatralischen Mache besitzt, noch nicht Herr seiner selbsterfundenen Situationen ist. Ueberhaupt kann man nicht leugnen, daß sein Werk noch äußerst dilettantisch ist. Aber wir kommen darauf zurück, ihm eine gewisse Frische und unternehmenden Geist einzuräumen. Geht er tüchtig in die Schule und wendet er sich leichtern Aufgaben zu, vielleicht, daß er eines schönen Tags Erfolge erringt.

Teodor Wehl.

Feuilleton.

Die Classiker und der deutsche Buchhandel.

Nachdem das Privilegium einzelner Verlagsbuchhandlungen, namentlich der Cotta'schen, erloschen ist und unsere Classiker gleichsam der freien Strömung des Buchhandels übergeben sind — eine Thatsache, die man im Interesse der größern Verbreitung und Zugänglichkeit ihrer Werke mit Freuden begrüßen muß und die wesentlich dazu beitragen wird, sie in jedem Sinn zum Nationaleigenthum zu machen — regt sich bereits die buchhändlerische Production in außerordentlichem Maße und die von allen Schranken befreite Concurrenz trägt wie immer dazu bei, die Preise in einer für das ärmere Publikum erfreulichen Weise herabzudrücken. Es erscheinen größere „Nationalbibliotheken", wie im Verlag von Brockhaus, von Meyer, von Hempel, auf deren Tendenz und Einrichtungen wir näher zurückkommen werden; einzelne Buchhandlungen schneiden sich gleichsam Sectoren aus dem Kreise der Production unserer Classiker heraus. Diese Freiheit beliebiger Abgrenzung und Zusammenfassung ist ebenfalls eine Frucht des freien Verlagsrechts.

Die Gleichstellung des geistigen Eigenthums und des gewöhnlichen Privateigenthums in Bezug auf die Unvergänglichkeit ihrer Dauer muß als eine Unbilligkeit gegenüber höhern Culturzwecken anerkannt werden. Hier hat die Gesetzgebung ein Recht, eine Grenze zu ziehen. Genie und Talent mögen den Glücklichen, welche in solcher Weise von der Natur ausgezeichnet wurden, längere Zeit sich auch als Kapital für ihren Privatbesitz verzinsen; doch sie dürfen nimmer zu einem Familienfideicommiß werden, welches auch spätern Generationen gegenüber seine Ausschließlichkeit behauptet. Wenn das Proudhon'sche Paradoxon: „La propriété c'est le vol" irgendwo Geltung finden kann, so ist es auf geistigem Gebiete, wo die Ausschließ-

lichkeit des Besitzes ein Unrecht ist gegenüber dem schrankenlosen Recht des Volks auf den Genuß geistiger Güter; denn das Talent gehört der Nation, und es muß der Zeitpunkt eintreten, wo diese theoretische Wahrheit zu einer praktischen wird. Die Poesie muß wie der Sonnenschein in alle Hütten leuchten. Freilich, unsere Culturverhältnisse sind nicht mehr derartig, wie in den Zeiten der Rhapsoden, welche für ihren Vortrag der Homerischen Gesänge und des Nibelungenepos keinen Preiscourant an ihre Lyra steckten. Immerhin aber bleibt diese durch kein Werthzeichen eingeschränkte Allgemeinheit des dichterischen Genusses das Ziel, welchem das Jahrhundert nachzustreben hat und welchem dasselbe durch die jüngste Aera des deutschen Buchhandels wenigstens näher gerückt ist.

Freilich, die Classiker drücken jetzt nicht nur durch die Bedeutung ihres Genius, durch die Macht ihrer Autorität auf die Bestrebungen der jüngern Poesie, sondern auch durch die erstaunliche Wohlfeilheit und Billigkeit des Preises. Oder glaubt man, daß das Publikum, welches Schiller's Gedichte jetzt für 2½ Silbergroschen erhält, geneigt sein wird, Dichtungen, welche nicht das classische Gepräge tragen, in eleganten Miniaturausgaben für den Preis von 2½ Thaler zu kaufen? Das Misverhältniß ist so erstaunlich, daß es die jüngere poetische Production, die schon an und für sich, von den Anthologien abgesehen, sich keiner lebendigen Theilnahme erfreut, gänzlich lähmen müßte, wenn sich nicht durch den Fluß der Bewegung selbst die Extreme mehr ins Gleichgewicht setzten. Dies wird aber schon dadurch geschehen, daß die Verleger nicht die Mahnung überhören, die in den billigen Preisen und der entsprechenden Verbreitung unserer classischen Autoren liegt, und ebenfalls dafür Sorge tragen werden, die Ausgaben der neuern Dichter durch wohlfeilere Preise einem größern Publikum zugänglich zu machen und sie nicht blos für den Toilettentisch und die elegante Miniaturbibliothek zu bestimmen. Dies wird gerade energischen und geistvollen Dichtern zugute kommen, denen nicht der beliebte Parfum des Boudoirs anhaftet und die deshalb von dem distinguirten Publikum wenig beachtet werden, während der hohe Preis sie von der Theilnahme derjenigen Kreise ausschließt, auf welche sie eine unfehlbare Anziehungskraft ausüben würden. Auf der andern Seite werden die Kreise des Publikums, die etwas Apartes für sich in Anspruch nehmen, sich mehr als bisher den neuern und theuern Lyrikern zuwenden, nachdem Schiller und Goethe zum „profanen" Eigenthum auch der niedern Volksklassen geworden sind und der Besitz dieser Classiker dem Bücherschrank kein vornehmes Air mehr zu geben vermag.

Ueber die juristische Seite der betreffenden Frage hat sich einer unserer namhaftesten Juristen, Oskar Wächter, in mehrern Artikeln des leipziger „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" unter der Ueberschrift: „Der 9. November 1867 und die Verlagsrechte", eingehend ausgesprochen. Er gibt einen Ueberblick über die Geschichte unserer literarischen Rechtsentwickelung und über die Thätigkeit des Buchhändler-Börsenvereins, sowie eine vergleichende Zusammenstellung unserer Rechtszustände: „Der deutsche Buchhandel, organisirt in dem Buchhändler-Börsenverein, hat mit seinen Kräften seit einem halben Jahrhundert auf seinem Gebiet eine deutsche Einheit geschaffen und den gleichmäßigen Schutz der deutschen Verlagsrechte inmitten der widerstrebenden Staatenvielheit erwirkt. Dieser mühsame Bau fand unter den alten Verhältnissen seinen Schlußstein in dem Bundesbeschluß vom 6. November 1856, durch welchen der Deutsche Bund — seine eigene Dauer überbietend — den Schutz der ältern Verlagsrechte noch bis zum 9. November 1867 erstreckte. Angesichts des 9. November wird vielfach die Frage sich geltend machen: Was fällt? Was gilt? Was muß geschehen?"

Auf alle diese Fragen ertheilt Wächter eine eingehende Antwort, die um so mehr Beachtung verdient, als über einzelne Punkte in der That noch sub judice lis est. Den Bundesbeschluß vom 6. November 1856 erläutert Wächter durch einen Rückblick auf die frühern Bundesbeschlüsse und eine Betrachtung der an dieselben sich anschließenden Landesgesetze. Die Schutzfrist in den einzelnen Staaten bezüglich der ältern Verlagsrechte ist insofern keine gleichförmige, als nicht überall der 9. November 1867 maßgebend bleibt. Die Bedeutung dieses Termins ist aber jedenfalls, daß er der Allgemeinheit und Gleichförmigkeit jenes Schutzes durch alle deutschen Länder ein Ende gemacht hat. Fortan muß bei den Gesetzgebungen der einzelnen Staaten in jedem einzelnen Falle Umfrage gehalten werden, ob das betreffende Verlagsrecht noch geschützt ist und wie lange und welche Handlungen als rechtswidriger Nachdruck verfolgt werden können. Da dieser Zustand noch immer in einzelnen Fällen dieselben Mißstände herbeiführen wird, gegen welche der Börsenverein mit so großen Arbeiten und Opfern seit Jahrzehnten anstrebt, so wendet Wächter seine eingehende Aufmerksamkeit der deutschen Nachdrucksgesetzgebung zu, namentlich dem neuesten Entwurf des Buchhändler-Börsenvereins, dessen Grundgedanken an die preußische Gesetzgebung anknüpfen und welche Wächter für eine geeignete Grundlage zu einer Weiterbildung der Gesetzgebung hält. „Die Einsicht", so schließt er seine Abhandlung, „daß die bestehenden Normen formell wie materiell nicht mehr zureichen, während entsprechende Vorarbeiten durch die nach ihrer Verkehrsstellung dafür zunächst berufenen Organe bereit liegen, muß bei unfertigen Zuständen den Ausbau dieses wichtigen Rechts- und Verkehrsgebiets beschleunigen, die Betheiligten aber ermuthigen, daß sie die mühevolle Bahn zum lohnenden Ziel mit neuen Kräften verfolgen. Mögen immerhin mit dem November und December dieses Jahres gleich herbstlichen Blättern alte Verlagsrechte fallen, so entsproßt ein neues Leben dem Stamm, wenn seinen Wurzeln Erweiterung, Vertiefung, Nahrung vergönnt wird. Dieser Stamm unserer literarischen und artistischen Rechtsgestaltung, von den trefflichsten Kräften des deutschen Buchhandels genährt, nicht im Gehege bureaukratischer Formen, sondern im Freiland autonomischer Verständigung erstarkt, wird, richtig erfaßt und gepflegt, ein neuer Halt nationaler Einigung werden und die deutsche Nation als den Hort auch des literarischen und künstlerischen Rechtsschutzes legitimiren. Verbürgt ist fortan diese Zuversicht und eine reiche Entfaltung der nationalen Interessen auch dieser Sphäre in der Verfassung des Norddeutschen Bundes. Sie unterstellt (Art. 4) der Beaufsichtigung seitens des Bundes und der Gesetzgebung desselben den Schutz des geistigen Eigenthums."

Bibliographie.

Lecky, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. 1ster Bd. Leipzig, C. F. Winter. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lieder der Heimath. Eine Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen im Bilderschmucke deutscher Kunst. Herausgegeben von L. Bund. Düsseldorf, Dreibendach u. Comp. 1868. 5 Thlr.

Der letzte Makkabäer. Historischer Roman. Aus den Papieren eines Verstorbenen. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Marées, L. de, Geistliche Dichtungen. Nach dem Lateinischen und Italienischen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Martin, E., Bemerkungen zur Kudrun. Halle, Buchh. des Waisenh. Gr. 8. 5 Ngr.

Pilger, C., Die Enttäuschten. Bilder aus dem Leben in der „neuen Welt". Leipzig, Loewe. 1868. 8. 1 Thlr.

Polko, Elise, Verklungene Akkorde. Gedenkblätter. Berlin, Lesser. 8. 15 Ngr.

Potter, T. J., Fluch und Segen. Eine Erzählung. Frei nach dem Englischen von Lina Freifrau v. Berlepsch. Köln, Bachem. 8. 12 Ngr.

Ratcliffe, J., Brasilien. Erlebnisse eines deutschen Auswanderers in den Mucury-Colonien. 2 Bde. Leipzig, Häfele Sen. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Schopenhauer, Arthur. — Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von J. Frauenstedt. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Das Neue Testament. Nach dem überlieferten Grundtexte übersetzt von C. C. J. Bunsen. Herausgegeben von H. J. Holtzmann. Separatabdruck aus Bunsen's Bibelwerk. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke
aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungsliteratur und Kunst.

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin, 6. Aufl., geb. 2⅔ Thlr. u. 5 Thlr. — **Gutzkow, Hohenschwangau**, 1.—4. Bd. geh. à 1 Thlr. 15 Ngr., geb. à 1 Thlr. 24 Ngr.; **Die Ritter vom Geiste**, 4. Aufl., 9 Bde., geb. 5⅓ Thlr.; **Der Zauberer von Rom**, 2. Aufl., 18 Bdchn., geb. 7⅓ Thlr.; **Die Curstanden**, cart. 12 Ngr. — **Goltz, Ein Jugendleben**, 2. Aufl., 4 Thle., 2⅔ Thlr. — **Deutsche Liebe**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Schücking, Ausgewählte Romane**, 12 Bdchn., geb. 7 Thlr. — **Bremer, Gesammelte Schriften**, 50 Bde. à 10 Ngr. — **Schwartz, Gesammelte Romane**, 44 Bde. à 10 Ngr. — **Lichtstrahlen: J. G. Fichte; G. Forster; Goethe als Erzieher; J. G. v. Herder; W. v. Humboldt; F. Schleiermacher; Arthur Schopenhauer; Shakspeare als Lehrer der Menschheit:** geb. à 1⅓ Thlr. — **Carus, Lebenserinnerungen**, 4 Thle., 6 Thlr. — **F. v. Raumer, Handbuch zur Literaturgeschichte**, 4 Thle., geb. 6 Thlr. — **Rosenkranz, Diderot's Leben**, 2 Bde., 5 Thlr. — **Lewes, The Life of Goethe**, 2. edition, 2 vol., geb. 3⅔ Thlr. — **Carriere, Die Kunst**, 1. u. 2. Bd., geb. à 3½ Thlr. — **Oppermann, Ernst Rietschel**, geb. 2 Thlr. — **Pecht, Kunst und Kunstindustrie**, cart. 1⅓ Thlr. — **A. v. Wolzogen, Rafael Santi**, cart. 1 Thlr.

Philosophie; Theologie; Erbauungsbücher.

Moses Mendelssohn's Gesammelte Schriften, 7 Bde., 5⅓ Thlr. — **Buckle, History of Civilization**, 5 vol., geb. 6⅔ Thlr. — **Fichte, Die Seelenfortdauer**, 2⅔ Thlr. — **Frauenstädt, Das sittliche Leben**, 2⅔ Thlr. — **Victor Granella, Wahrheit, Schönheit und Liebe**, geb. 1⅓ Thlr. — **Strauß, Das Leben Jesu**, geb. 3 Thlr. 12 Ngr. — **Renan, Die Apostel**, geb. 1⅓ Thlr. — **Bunsen's Bibelwerk**, 1. 2. 4. 5. 8. u. 9. Bd., geb. 2⅔ Thlr., 3 Thlr., 2⅓ Thlr., 2⅓ Thlr., 2⅓ Thlr., 2 Thlr. — **Bunsen's Uebersetzung des Neuen Testaments**, geb. 24 Ngr. u. 1 Thlr. — **Für stille Morgenstunden**, geb. 1⅓ Thlr. — **Aus den Papieren einer Verborgenen**, 2 Thle., geb. 2 Thlr. 16 Ngr. — **Volckmar, Hausaltar**, cart. 2 Thlr. — **Schwarz, Predigten aus der Gegenwart**, drei Sammlungen, geb. à 2 Thlr.

Geschichte und Reiseliteratur.

F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, 6 Bde., geb. 7 Thlr. — **Fessler, Geschichte von Ungarn**, 2. Aufl., I. Bd., geb. 3 Thlr. — **Blankenburg, Der deutsche Krieg von 1866**, erste Hälfte, 1⅓ Thlr. — **Joachim Nettelbeck, Lebensbeschreibung**, geb. 1⅓ Thlr. — **Gregorovius, Wanderjahre in Italien**, 3 Bde., geb. à 2 Thlr. — **J. W. v. Müller, Reisen in Mexico**, 3 Bde., 10 Thlr. — **Polak, Persien**, 2 Thle., 4 Thlr. — **Scherzer, Statistisch-commerzielle Ergebnisse der Novarareise**, geb. 5⅔ Thlr. — **Speke, Die Entdeckung der Nilquellen**, 2 Thle., 6 Thlr. — **Tschudi, Reisen durch Südamerika**, 1.—3. Bd. à 3 Thlr. — **Bámbéry, Reise in Mittelasien**, 3 Thlr.

Vermischtes.

Schoedler, Chemie, 3. Aufl., cart. 2½ Thlr. — **Staedler, Geographie**, 2 Thle., geb. 1 Thlr. 4 Ngr. — **Lewes, Physiologie**, 2 Bde., geb. 2½ Thlr. — **Miß Nightingale, Krankenpflege**, geb. 26 Ngr. — **Stern, Die häusliche Erziehung**, geb. 1⅔ Thlr. — **Winckell's Handbuch für Jäger**, 4. Aufl. hrsg. v. J. J. v. Tschudi, 2 Bde., geb. 9 Thlr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1867) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.
Indisches Schauspiel von Kalidasa.
Deutsch metrisch bearbeitet von
Edmund Lobedanz.
Dritte durchgesehene Auflage.
Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Edmund Lobedanz' deutsche Bearbeitung des indischen Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt. Das Buch, soeben bereits in dritter Auflage erschienen, eignet sich bei seiner eleganten Ausstattung besonders auch zu Geschenken.

In Bearbeitung von Lobedanz erschien ebendaselbst:

Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Miniaturausgabe. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

König Nal und sein Weib. Indische Sage. Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Brockhaus' Conversations-Lexikon.
Elfte Auflage.

In 150 Heften à 5 Sgr. oder in 15 Bänden à 1⅔ Thlr. gebunden in Leinwand à 1 Thlr. 28 Sgr., in Halbfranz à 2 Thlr. Preis des vollständigen Werks 25 Thlr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon wird nicht nur von keinem andern an Gediegenheit der Bearbeitung erreicht; es verdient auch deshalb den Vorzug, weil es in der gegenwärtigen elften Auflage unter allen das neueste ist. Bis zum Herbst 1868 wird die elfte Auflage vollständig.

Bestellungen auf Lieferung in Heften oder Bänden, nach und nach oder auf einmal, werden von jeder Buchhandlung ausgeführt. Prospect gratis.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke
aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig
zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 19. December 1867.

Inhalt: Kaiser Maximilian von Mexico. Von Rudolf Gottschall. — Zur Literatur der Befreiungskriege. Von Karl Gustav von Berneck. — Feuilleton. (Vom Weihnachtstisch.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Kaiser Maximilian von Mexico.

1. Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte. (Von Maximilian I.) Sieben Bände. Leipzig, Duncker und Humblot. 1867. Gr. 8. 9 Thlr. 10 Ngr.
2. Kaiser Maximilian I. von Mexico. Erinnerungen aus dem Leben eines unglücklichen Fürsten. Von T. A. Liegel. Hamburg, W. Oncken. 1868. 8. 15 Ngr.

Das Trauerspiel in Mexico hat die allgemeinste Theilnahme erregt. Der Charakter des Fürsten, der als ein Regent mit großen Culturplanen begann und wie ein Flibustier endete, steht noch immer nicht mit voller Klarheit vor den Augen der Mitlebenden. Er ist durchaus nicht so einfach, wie diejenigen glauben, welche in ihm nur den liebenswürdigen Fürsten sehen. Humanität, feinsinniger Geschmack, vielseitige Bildung, eine gewisse Munterkeit und Schärfe sind dem Erzherzog Maximilian nicht abzusprechen; doch erschöpfen diese Züge keineswegs seinen Charakter. Man muß tiefer graben, wenn man auf die Quellen stoßen will, aus denen sein weltgeschichtliches Handeln entsprang. Die von außen an ihn herantretenden Charakterskizzen geben hierfür nur einen ungenügenden Beitrag; dagegen verstatten seine eigenen Aufzeichnungen, so sehr sie meistens auf äußerliche Schilderungen auszulaufen scheinen, manchen tiefern Einblick; man muß nur immer die Gedanken des Touristen mit den Thaten des Kaisers vergleichen.

Maximilian war kein orthodoxer Absolutist, der sich starr dem Dogma von Gottes Gnaden hingab; seine Natur war beweglich und empfänglich genug, um die Strömungen der Zeit in sich aufzunehmen. Gleichwol hat er nur der Sache des Absolutismus gedient, mochte er in Mailand als Generalgouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs die freien Regungen der italienischen Nation gewaltsam danieder halten, oder in Mexico mit fremden Söldnern gegen die Republikaner und gegen die rechtmäßige Regierung des Landes kämpfen. Die hohlen Formen eines Abstimmungsmechanismus, gehandhabt nach dem Schema der französischen Präfecten, mochten ihn selbst vielleicht darüber täuschen, daß sein Eindringen in das Reich Montezuma's ein Act der Usurpation und er selbst ein gekrönter Freischärler war, noch dazu auf fremde Kosten; die Geschichte können sie nicht täuschen, deren Verdict in dem civilisatorischen Freischaren- und Krönungszuge nicht die geträumte Culturmission erblickt, sondern nur die tendenziöse Verpflanzung des Absolutismus auf den freien Boden Amerikas.

Wie aber, wenn noch dazu der humane Prinz, unter den Bedrängnissen der Lage, eine Grausamkeit entwickelte, welche sich besser für jene ehernen Charaktere paßte, die ihren Namen mit Blut in die Geschichte einzeichneten, wenn er die Vertheidiger des Vaterlandes zu todeswürdigen Verbrechern stempelte?

Ohne Frage sind Widersprüche in diesem Charakter, die sich nicht durch eine einfache Formel lösen lassen. Wer die Erinnerungen aus dem Leben des Fürsten aufmerksam durchliest, der findet dennoch einen scharf hervortretenden Zug, der zu dieser Lösung beitragen kann — die Romantik der Empfindung und der Gesinnung.

Kaiser Maximilian war nicht der letzte Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, aber der erste Romantiker auf dem Throne des Montezuma.

Liegel hat in seinem „Kaiser Maximilian I. von Mexico" (Nr. 2) die Memoiren des Kaisers selbst nicht mit benutzen können. Die Vorgeschichte, die er von dem Leben des Prinzen vor seiner Thronbesteigung gibt, ist überhaupt dürftig; er erwähnt nicht einmal die Reisen, denen fast die ganzen sieben Bände seiner Schriften gewidmet sind; er gibt hauptsächlich eine Geschichte des mexicanischen Kaiserthums, ähnlich wie sie „Unsere Zeit" in zwei trefflich zusammenfassenden Artikeln brachte.

Der Kaiser Ferdinand Maximilian wurde als zweiter Sohn dem Erzherzog Franz Karl und dessen Gemahlin Sophie von Baiern am 6. Juli 1832 geboren. Seine drei Brüder sind der Kaiser von Oesterreich Franz Joseph, die Erzherzoge Ludwig und Victor. Liegel gibt folgendes Charakterbild Maximilian's:

Schon von früher Jugend an zeigte sich bei jedem der vier Brüder eine besondere Geistesrichtung als vorherrschend. Man könnte sie etwa so einander gegenüberstellen: Ludwig ist durchaus gutmüthig, Victor dies ebenfalls, doch zugleich witzig und sarkastisch, Kaiser Franz Joseph ist ein klarer Kopf und überwiegend praktisch, Kaiser Maximilian war eine poetische Natur. Prinz Maximilian entwickelte sich schnell. Im allgemeinen wurde

ihm dieselbe fürstliche Erziehung zutheil wie seinen Brüdern, unter der sorgsamsten Beobachtung von seiten seiner berühmten Mutter. Doch schon in dem Knaben entdeckte ein genauer Beobachter einen gewissen Zug zum Weichen und Schwärmerischen und zum Aufsuchen von kleinen, selbst abenteuerlichen Wagnissen, wenn sie nur eine romantische Färbung hatten. Sein blaues Auge flammte bei dem Lesen von den Rittern des Mittelalters und ihrer Thaten in höherm Glanz, und seine Lieblingsbücher — eben solche und ähnliche — las er wiederholt, und stets mit solchem Eifer, daß er darüber oft alles übrige vergaß. Von Jugend an für das Seewesen ausgebildet und zur Leitung der österreichischen Marine bestimmt, widmete er sich dieser Aufgabe mit der ganzen Kraft seines regen Geistes. Ueber sein Wirken als Chef der Marine berichten wir später. Damals träumte er sich mit klarem Bewußtsein in die Zeit der frühern Jahrhunderte und sah sich, wie aus verschiedenen seiner Aeußerungen hervorgeht, auch oft als Held irgendeines gewaltigen, gewagten Abenteuers. Der eigentlich praktische Sinn für das Leben, wie er bei seinem kaiserlichen Bruder ausgeprägt ist, lag ihm dagegen ferner. In den Wissenschaften machte er bei seiner trefflichen Begabung schnell tüchtige Fortschritte, sodaß seine Erziehung im Alter von 18 Jahren als abgeschlossen betrachtet werden konnte. Mit voller Liebe warf er sich auf das Studium der Künste. Die ersten Anfänge seines später entwickelten Malertalents reichen in seine frühe Jugend zurück. In dieser Kunst erhob er sich weit über das Niveau des Dilettantismus hinaus, wie eine ganze Reihe trefflicher Skizzen und ausgeführter Gemälde auf seinem Feenschlosse Miramare bezeugen. Daneben versuchte er sich später auch im Modelliren und Bossiren, und auch hierin erreichte er eine ungemeine Vollendung, sodaß eine Anzahl der von ihm modellirten Köpfe wegen ihrer sprechenden Naturähnlichkeit großes Aufsehen erregten.

Seinen Aeltern, wie dem ganzen erlauchten Fürstenhause, aus dem er stammte, war er in herzlicher Liebe und Verehrung zugethan. Vor allem aber liebte er diejenigen Mitglieder seiner Familie, die ihm an Charakter und Herzensgüte ähnlich waren. So wuchs der junge Mann frisch und fröhlich heran. Als nachgeborener Prinz hatte er Muße genug, sich seinen Lieblingsneigungen zu überlassen. Im allgemeinen kam er selten auf längere Zeit nach Wien. Wenn er indessen, was auf einige Tage oft der Fall war, sich dort aufhielt, sah man ihn vielfach des Mittags im Volksgarten, nur von einem Adjutanten begleitet, promeniren. Traf er irgendeine wichtige, ihm bekannte oder auch nur vorgestellte Persönlichkeit, so pflegte er dort spazierend sich eine halbe oder ganze Stunde zu unterhalten. Seine Unterhaltung aber war im höchsten Grad spannend und fesselnd. Besonders waren es die Künste, über die er gern und viel sprach, sodann die Marine, seltener politische Zustände, da er sich nicht immer denselben mit seinen Gedanken und Meinungen ganz anbequemen konnte. Im elegantesten Conversationston sprang er mit Leichtigkeit von einem Gegenstand zum andern, überall die glattesten, polirtesten Formen wahrend. Anders dagegen gab er sich besonders befreundeten Persönlichkeiten gegenüber; dort war er ungenirt und herzlich. So besonders im Verkehr mit Künstlern, deren besonderer Protector er war, soweit seine Einkünfte es ihm erlaubten. Unter all den wiener und italienischen Künstlern, mit denen er fast kameradschaftlich verkehrte, zeichnete er ganz besonders den ausgezeichneten Landschaftsmaler Joseph Selleny aus, der denn auch später die Novaraexpedition mitmachte. In seiner äußern Erscheinung unterschied er sich als Mann von seinem Bruder, dem Kaiser Franz Joseph, wesentlich. Letzterer ist etwas kleiner, brünett, mit gesundem Teint, von Jugend auf ein mehr männlicher Charakter. Maximilian dagegen war als Knabe hellblond, als Jüngling blond, fein gegliedert, mit wachsartigem, aber gesundem Teint, mit blauen Augen, und konnte, ehe er einen starken, blonden Backenbart trug, fast für eine verkleidete reizende englische Lady angesehen werden; sein ganzer Typus war ein weiblicher.

Maximilian, der elegante, liebenswürdige Mann, mit warmem Gemüth, jugendlichem Enthusiasmus, verheirathete sich 1857 mit der einzigen Tochter des greisen Königs Leopold, Charlotte, welche den Scharfsinn und praktischen Blick ihres Vaters besaß. Ihr ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, ihrem Gatten eine seiner Person und seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung in der Welt zu verschaffen. Sie hielt ihren Gemahl für würdig, eine Kaiserkrone zu tragen, und nährte seinen eigenen Trieb, in die Geschichte der Völker einzugreifen. Ohne die Prinzessin Charlotte wäre das mexicanische Abenteuer gewiß nicht in Scene gesetzt worden, um so weniger, als Maximilian gerade bei seiner Hochzeitsreise die Bekanntschaft Napoleon's machte, die für ihn so verhängnißvoll werden sollte. Die Persönlichkeit des Kaisers hatte auf den österreichischen Fürsten einen fascinirenden Eindruck gemacht.

Liegel meint zwar, für Maximilian wäre die Annahme der Kaiserkrone kein Abenteuer gewesen, sondern ein Beruf, an welchen er alle Kräfte seines Daseins zu setzen sich verpflichtet glaubte. Daß er nicht mit den Franzosen abzog, daß er nicht wie ein Abenteurer, sondern wie ein Held enden wollte, scheint jene Ansicht zu bestätigen. Doch wie ernst auch der Prinz persönlich seine Aufgabe erfassen mußte, für eine kühle Betrachtung der amerikanischen Zustände, welche doch auch die gigantische Nachbarrepublik, so sehr sie sich damals im Bürgerkriege zerfleischen mochte, als wesentlichen Factor für die Berechnungen der Zukunft nicht vergessen durfte, blieb der mexicanische Kaiserzug ein gewagtes und haltloses Abenteuer, um so verfänglicher, als das Engagement zu dieser Gastrolle in Amerika von einem europäischen Machthaber ausging, der die nothwendige Statisterie dazu lieferte, aber keine Garantien bot, daß ihm die Kosten der Inscenirung nicht eines Tags zu hoch anlaufen würden. Der Erzherzog, der in seiner Stellung als Gouverneur des Lombardo-Venetianischen Königreichs nicht mit den Italienern fertig werden konnte und deshalb zurücktrat, hatte genug Erfahrungen gesammelt, wie schwer es ist, eine fremde Nation zu beherrschen. Daß er diese Erfahrungen nicht befrug, als ihm die mexicanische Kaiserkrone angeboten wurde, läßt sich nur aus der Illusion erklären, er habe es in Mexico mit keiner Nation, sondern mit einem Volk von Wilden zu thun, das erst durch die Tünche der Civilisation ein menschenähnliches Ansehen bekommen werde. Die Geschichte der jüngsten Zeit hat bewiesen, daß dies ein Irrthum war, daß trotz der langjährigen anarchischen Zustände des Landes, trotz der bunt durcheinandergewürfelten Rassen und Mischstämme doch hier ein nationales Bewußtsein herrschte, das der fremden Invasion gegenüber einen festen Kern bildete, der wol zusammenschmelzen, aber nie ganz verkümmern konnte, und als das geeinigte Nordamerika ihm einen sichern Halt für seine Entfaltung bot, alsbald zu einem das ganze Land überschattenden Baume heranwuchs.

Die nach und nach erschienenen sieben Bände des Nachlasses: „Aus meinem Leben" (Nr. 1), umfassen zum größten Theil Reiseskizzen und nur die zweite Hälfte des siebenten

Bandes bringt Aphorismen, Stammbuchblätter und Gedichte. Die ersten Bände sind die Tagebücher eines kaum zwanzigjährigen Jünglings, sie schildern uns die italienischen und spanischen Küstenländer: die Balearen, Algier, Albanien, die der Prinz auf seinen Seereisen als sich heranbildender Marineaspirant besuchte. Neun Jahre später (1860) fällt die Reise nach Brasilien, welche in den letzten Bänden geschildert wird.

Die Aufzeichnungen des jungen Touristen würden Beachtung verdienen, auch wenn dieser Tourist kein Prinz gewesen wäre und später nicht durch sein tragisches Schicksal die allgemeinste Theilnahme erregt hätte. Es spricht sich in ihnen eine vielseitige Bildung, warme Naturempfindung, viel Gemüth und Phantasie aus; einzelne Schilderungen, wie die der Besteigung des Vesuv und des Stiergefechts in Sevilla, gehören zu dem Besten, was bisher hierüber geschrieben worden ist; in andern pulsirt eine träumerische Lyrik, und die Mondnachtphantasien im Alcazar von Sevilla könnte Heine geschrieben haben. Gleichwol bringen die „Reiseskizzen" wenig stofflich Neues — dazu waren die Reisen selbst zu flüchtig, meistens nur Ausflüge aus den Seehäfen, in denen das Schiff des künftigen Admirals Anker geworfen hatte. Daß sich indeß das Interesse auf die Person des Reisenden, auf seine Anschauungen und Schilderungen concentrirt: das haben diese Reiseskizzen mit allen touristischen Schriften seit der Aera Semilasso's und der jungdeutschen Weltfahrer gemein.

Zu den romantischen Zügen des jungen Prinzen, die später sein Unglück beschleunigten, gehört seine begeisterte Hingabe an das Papstthum. Diese Romantik des Katholicismus machte ihn in Mexico zu einem Schildträger der Klerikalen, obgleich ihn die Staatsraison mit ihren dringenden Mahnungen nöthigte, sich einmal von ihnen loszusagen; doch es war die klerikale Partei, mit der er zuletzt stand und fiel, deren Generale an seiner Seite Queretaro gegen die Republikaner vertheidigten. Der junge Erzherzog besucht den Rè bomba in Gaëta: vergebens suchen wir irgendein kritisches Streiflicht, mit welchem der Prinz den tyrannischen Gewalthaber beleuchtet hätte. Dieser ist 41 Jahre alt (1851), doch würde man ihn, wie Maximilian meint, für einen starken Funfziger halten, so hat die zerstörende Kraft des Südens und der Einfluß der Revolutionsjahre, die, wie aus allem hervorgeht, der König sich sehr zu Herzen nahm, auf ihn eingewirkt. Die königliche Familie und ihr Gast besuchen ein Franciscanerkloster:

Der König führte uns hinein. Am Eingange befand sich eine Kapelle, vor welcher sich die königliche Familie auf die Knie warf und ein kurzes Gebet verrichtete; durch einen Kreuzweg, vor dessen Bildern meine hohen Führer fromme Verbeugungen machten und sich bekreuzten, kamen wir in eine Kapelle, in welcher man abermals in die Knie sank. Aus dieser Kapelle gelangten wir in eine Felsenspalte, welche, ungefähr 4 Schuh breit, von der Spitze des Bergs bis auf die Fläche des Meers reicht, und die sich bei dem großen Erdbeben, das im Augenblicke des Todes Christi statthatte, geöffnet haben soll. Diese eigenthümliche, schmale tiefe Spalte ist vielleicht die größte Merkwürdigkeit Gaëtas; ob ihr Entstehen ein Wunder ist oder nicht, kann ich nicht entscheiden, doch überlasse ich es den lachenden Ungläubigen, dies Phänomen zu erklären.

Mit der hier sich offenbarenden Legendengläubigkeit des Prinzen steht auch die mehrfach sich aussprechende Begeisterung für den Papst in Einklang:

Das stille Retiro von Gaëta mag manche Eigenschaft besitzen, durch welche es das Herz des Königspaars gewonnen hat. Der König ist diesem Felsen dankbar, in welchem sein müdes Haupt Ruhe und Rast, seine und der Christenheit Krone eine Stütze fand, aus welchem sein Thron, wiedergeboren, fester hervorging, und es sind die Erinnerungen dieser Tage, die ihn mächtig an Gaëta fesseln. Er beugte dort als frommer Christ der erste sein Knie vor dem Stellvertreter Gottes; gleich Abraham empfing er demüthig den heiligen Gast, wofür dieser den Segen Gottes über ihn ausgoß.

An einer andern Stelle heißt es:

Außerhalb der Umfassung befindet man sich sogleich auf einer kahlen, schmalen Landenge, welche die Verbindung zwischen Land und Felsen herstellt; gegen dieses Terrain zu, von dem aus der Landangriff geschehen müßte, bietet die Festung schroffe Umfassungen von natürlichen Felswänden, welche nach der hohen See zu bis zum Eingange in die Bucht die Festung umgeben. Die von Menschenhänden errichteten Schutzmauern erheben sich vor dem Eingange der Bucht und längs derselben vor den Häuserreihen der Stadt bis um das oben besprochene Thor herum. Auf dieser Erdenge wimmelte es vor zwei Jahren zweimal von tausend und tausend Köpfen; das erste mal war es das Volk der Umgegend und die neapolitanischen Truppen, die hier versammelt waren. Ein armer Flüchtling auf den Höhen der Festung gab ihnen von einem Platze herab, den ein Marmorstein mit einer Inschrift bezeichnet, das einzige Gut, das ihm in den Stürmen der Zeit übriggeblieben war, und nach dem sich, trotz der Wuth seiner Feinde, noch so viele drängten, nämlich den apostolischen Segen. Das zweite mal stand Pius abermals auf dem Felsen der Feste, und wieder sprach er mit lauter Stimme die mächtigen Worte des Segens; doch diesmal spendete er ihn einer Menge, die ihm nahe Hülfe verhieß; es waren die von der sehr katholischen Königin gegen die Rebellen geschickten spanischen Truppen, die bei Gaëta gelandet hatten, um sich den päpstlichen Segen zu holen und sich dann gestärkt in den Kampf zu begeben. Augenzeugen versicherten mich, es sei ein höchst imposanter Anblick gewesen, den Kirchenfürsten in der einfachen weißen Tracht auf den Werken der Festung hoch erhoben zu sehen, wie er auf die große Zahl der Gläubigen, die lautlos in Andacht versunken vor ihm das Haupt beugten, herabsehend mit klarer ruhiger Stimme die heiligen Worte sprach. Der Platz ist zu einer solchen feierlichen erhabenen Function wie geschaffen.

Auch Maximilian drängte sich, ehe er seine Abenteurerfahrt nach Mexico antrat, nach dem apostolischen Segen, von dessen Unwirksamkeit er sich mehr als alle andern zu überzeugen Gelegenheit fand. Kein Wunder, daß der Papst dem jungen Prinzen eine solche Begeisterung einflößt; wird doch seine Phantasie schon durch den Anblick eines „Einsiedlers" gewaltig angeregt:

Als ich eben zwischen Gärten auf meinem kleinen Gaul dahinjagte, in einem seligen Gefühle, welches die Triumphe der Natur, und ein solcher ist Capri, in mir hervorbringen, sah ich vor mir einen alten Mann in dunkler Kutte auf einem Eselein galopiren, einen gefüllten Bettelsack heimbringend; da ich ihn für einen Mönch hielt und mit diesen Leuten gern Gespräche anknüpfe, trieb ich meinen Gaul an und holte ihn ein. Wie freudig aber war meine romantische Ader angeregt, als ich in dem Reiter einen Eremiten kennen lernte, den ersten, den ich in meinem Leben sah; meine Sehnsucht nach diesem

Anblick habe ich bei der Besteigung des Vesuvs kundgegeben, hier in Capri wurde ich auf die interessanteste, komischste Art befriedigt. Also ein Einsiedler saß vor mir auf dem Eselein fein und grinste mich freundlich an. Der erste Anblick war eher geeignet, einen lächerlichen Eindruck zu machen. Die große Hast des Solitärs, das schnelle Tempo auf dem ungesattelten Langohr, an dessen Seiten Sandalen und Kutte hin- und herschlotterten, der lange Sack, der durch die ungewohnte Bewegung von der Croupe herunterrutschte, auf welch letzterer der Mann der Einsamkeit gezwungen war, Voltigirübungen zu machen, bei welchen ein bedeutend kürzerer Klumpfuß sich developpirte, gab einen sonderbaren Contrast zu dem stillen ernsten Bilde, welches die Romantik gewöhnlich von diesen der Welt abgestorbenen Wesen liefert. Unsere Wege hatten dasselbe Ziel, da es sich fand, daß die Klause der Abgeschiedenheit auf den Ruinen von Tiber's Freudenpalaste steht. Von den Ueberresten einstiger Pracht ist gar wenig zu sagen; einige verfallene Mauern, schmucklose Gewölbe, unansehnliche Mosaiks und der Anfang eines gedeckten Wegs, welcher einst dem Kaiser von der bedeutenden Höhe bis zum Meer als geheime Communication gedient haben soll. Ueppiges Unkraut wuchert malerisch auf den unbedeutenden Ruinen; und doch flößten mir die letztern eine Bewunderung von Tiber's Verständniß ein. Er hat nämlich einen der schönsten Punkte der Welt für sein Schloß ausersehen, und das ist eine Weisheit, die man selten findet. Er scheute nicht die Höhe, und hatte so von seinen Terrassen das Zauberbild des einzigen Golfs, den Anblick des imposanten Vesuvs mit seiner geheimnißvoll wallenden Himmelssäule, und die tiefe Philosophie des unbegrenzten Meers; alles von einer hohen schroffen Felsenspitze in einer verklärenden Entfernung gesehen. Gibt es ein schöneres Bild, und das aus seiner Wohnung gesehen? Diesen Genuß hatte der Weltherrscher, und jetzt wird er einem Eremiten zutheil, der sich aber mehr ob der zahlreichen Fremden, als aus frommem Weltüberdruß hierher gezogen zu haben scheint, und sich noch immer mit irdischen Gedanken abgibt. Er versicherte uns, daß ihm die reine Luft in der Wunderhöhe, welche er nun schon, glaube ich, bei dreißig Jahren genießt, einen unsaglichen Appetit gebe, den er mit milden Gaben aus dem Dorfe halb und halb befriedige. Von einem solchen Streifzuge kam er gerade heim. Auch metallenen Gaben ist er keineswegs abhold, und ein Zettel in seiner Klause erinnert die Fremden auf französisch, ja ihm selbst und nicht dem Cicerone, den milden Trost in die Hand zu drücken. Ein Wesen letzterer Gattung, welches uns wie natürlich ebenfalls begleitete, war auch eine komische alte Typusfigur, die, als sie einer der Gesellschaft schelmisch fragte, ob der Eremit immer Einsiedler sei? boshaft antwortete: „Non si sa." Der arme Verleumdete brachte schlechten Capriwein und ein Fremdenbuch. Während wir uns setzten, fing er an, auf der Flöte lustige Weisen zu spielen; alle Würde war vom Klausenkellner geschwunden, und die schwarze Kutte, der Klumpfuß und die geldgierigen, verschmitzten Züge machten einen diabolischen Eindruck. Wie ganz anderer Natur müssen die Eremiten in der Thebais gewesen sein.

Hier folgt die Kritik wenigstens der Romantik auf dem Fuße nach! Sonst aber befleißigt sich der Prinz selbst einer romantischen Kritik. Ein Besuch des Doms von Pisa begeistert ihn zu folgenden Ergüssen:

Wie herrlich, mächtig steht das reiche Marmorgebäude da mit seinem langen Hauptschiff, an dessen Ende sich über dem Altar, als unverwüstlicher Baldachin, die hohe säulenreiche Kuppel erhebt, nicht wie im Norden mit einem Kupferfutteral bedeckt, sondern aus weißem Marmor, dem geisterhaften Haupt der stolzen Salute ähnlich, aber mit fein ciselirten Säulenkränzen, gleich dem Battisterio, erhaben geschmückt. Wie liebe ich's, wenn man zum großen Portal einige breite Stufen emporsteigen muß, wenn das Gotteshaus nicht im Niveau mit Kaffeehaus und Theater steht, was moralisch in Italien leider nur zu oft der Fall ist. Wir Deutsche brauchen das Wort „erhaben", um etwas Großes auszudrücken; das Ergreifende muß hoch liegen, es ist dies ein Verlangen des Menschengeistes, er hebt, um gehoben zu werden. Das Hinaufsteigen adelt, und das Herabsteigen steht nur Großen an und heißt dann Herablassung. Wie weckt erst die Religion diesen Trieb: zum Meßopfer, zum Gebet schauen wir empor, und in der Communion, in diesem Zusammenfließen von Erde und Himmel, neigt sich das höchste Wesen in der Gestalt des Brotes zu uns herab. Wie mit Kirche und Altar, so ist es mit dem Throne, so mit allem, was nach den Gesetzen der Welt erhaben erscheinen soll; überall müssen Stufen das Auserlesene vom Alltäglichen trennen.

Die Rafael'sche „Vision des Ezechiel" im Palazzo Pitti in Florenz wird mit folgenden Worten geschildert:

Dieser Gott Vater muß der Schöpfer und Lenker der Welt sein; als ein Herrscher des Universums ruht er auf dem Wolkenthrone; getragen von der Evangelisten geheimnißvollen Symbolen; ein Gott des Alten Testaments, Jehovah, vor dem man zitternd in den Staub sinkt, in Anbetung vertieft und doch hoch gehoben von dem Gedanken, daß jeder von uns nach seinem Ebenbilde geschaffen ward, und daß die ewige Seele im gebrechlichen Gefäß von dem ausging, der da war, ist und sein wird. Wäre es nach dem Vorhergehenden erlaubt, so würde ich sagen, daß die Gestalt des Allmächtigen etwas vom Bewohner des Parthenon, vom Donnerer Zeus an sich habe, wozu der Adler des Apostels Johannes wol beitragen mag. Doch ist der Gott der Welt, das Endziel alles Glaubens vom Anfange bis in Ewigkeit, das Unwandelbare im Jupiter und Odin in dieser Gestalt verschmolzen. Gebieterisch wallt das graue Haar und der mächtige, flutende Bart um das ernste Antlitz voll Alterswürde und Schöpfungskraft; segnend aufgehoben breiten sich die Arme hoch über die Wolken, die nicht zum Ruheplatze, die zum gebietenden Throne sich zusammenballen. Vor diesem Bilde zu denken, seine Seele in Anschauung zu vertiefen, ist Himmelswonne; denn hier ahnt man den Augenblick, in dem man einst den Herrscher von Angesicht zu Angesicht sehen wird.

Eigenthümliche Gedanken grauser Art erregen in dem Prinzen die Mediceergräber in der Kapelle der Annunziatakirche in Florenz. Diese Kapelle macht auf ihn einen kalten widerlichen Eindruck. Buonarotti's „Tag und Nacht" begeistern ihn nicht; er findet in diesen Gräbern den Ausdruck speculativ-philosophischer Eitelkeit, die herumliegenden Statuen indecent, ohne alle Grazie; in der halb sitzenden, halb liegenden Stellung der großen Mediceer sieht er nur den Widerspruch der eiteln thörichten Philosophie gegen die Todesruhe. Die Kapelle regt ihn an zu einer Diatribe gegen den Sirenencultus der Regenten Frankreichs, gegen die Philosophie der Herrscher des vorigen Jahrhunderts, ihre nie zu befriedigende Eitelkeit und die Vergötterung der Sinnlichkeit. „Joseph II.", heißt es, „der Völkerbeschützer, wußte auch hiervon etwas zu erzählen." Wir sehen, der Regent der Aufklärung und Humanität ist nicht das Ideal des jungen Habsburgers. Er begeistert sich nur, wenn ihn der Weihrauchduft der katholischen Dome umweht, so z. B. im Dom von Sevilla:

Die große Messe begann hinter dem goldenen Gitter, zeitweise fiel die Orgel über unsern Köpfen in den Gesang der Priester ein, Epistel und Evangelium wurden auf erhabenen, an beiden Enden des goldenen Gitters angebrachten kanzelartigen Pulten laut, aber unverständlich gelesen. Der Dom zeigte sich während der Feierlichkeit in seiner imposanten, bewunderungswürdigen Größe; es nahte der erhabene Augenblick für die gläubigen Christen. Ernster, rührender Orgelklang rauschte durch die weiten gothischen Räume; die Häupter der frommen

Betenden neigten sich beim Tone der Glocke; eine breite Weihrauchsäule stieg, gleich einer duftigen Wolke, auf den hohen Stufen des Altars empor, und begrüßte das große Opfer, welches den Herrn der Welt, den Gottessohn in unsere Mitte brachte. Es war einer jener erhebenden, feierlichen, innig gefühlten Momente, die nur der wahren katholischen Religion angehören, um den Menschen zur Anbetung hinzureißen.

Neben dem Dom ist es die Arena für Stiergefechte, die sein vollstes Interesse in Anspruch nimmt. Es ist derselbe Boden der Romantik, auf welchem die Begeisterung für Messen im Dom, wie die für Stierkämpfe in der Arena erwächst. Ja es bleibt eine offene Frage, ob sich nicht auch einem Auto da Fé ein romantisches Interesse abgewinnen läßt! Mit Sehnsucht erwartet der Prinz die Stunde, in welcher er eins der wenigen Feste sehen sollte, das aus der „alten ritterlichen Zeit" unserm entnervten Jahrhundert übriggeblieben ist. In der Zwischenzeit besucht er den Alcazar von Sevilla, den er in lebendiger schwunghafter Weise schildert. Im Botschaftersaal erblickt er die schönen stolzen Züge der Maria Padilla; er glossirt das Bild mit den Worten: „Ernster Hochmuth spricht aus den Zügen dieses bösen Weibes." Und wer war diese Messalina? Die ruhmreiche Heldin von Toledo, gefeiert in allen Gesängen Spaniens, die noch nach dem Tode ihres Gatten das Banner der Comuneros hochhielt gegenüber dem Despotismus eines Karl V. Kein Wunder, daß ein Habsburger über dies böse Weib rasch zur Tagesordnung übergeht!

In der Schilderung des Stiergefechts selbst nimmt der Stil des Prinzen einen dithyrambischen Aufschwung, und gerade deshalb gehört diese Schilderung zu den gelungensten Partien der Reiseskizzen. Was andere Reisende mit Gleichgültigkeit oder Widerwillen gegen die Metzelei ansahen: das versetzt unsern jungen Zuschauer in das höchste Entzücken. Daher gleicht seine Schilderung einer Ode, während die andern nur eine trockene oder äußerlich farbenbunte Beschreibung lieferten.

Anfangs denkt der Prinz, nachdem er auf einer Steinbank in der Arena Platz genommen, mit Bangigkeit an das Folgende; er zweifelt, ob er das blutige Spiel, welches sich vor ihm bereitet, zu betrachten im Stande sein werde. Schon will er die Arena verlassen, eine innere Bewegung will ihn von seinem Sitze treiben; doch die immer mehr und mehr sich füllenden Galerien fesseln ihn. Soll er sich von Sevillas Töchtern beschämen lassen, die sich auf den blutigen Kampf freuen? Dunkle Köpfchen mit glühenden Augen, frischen Jasmin und Rosen unter dem Spitzenschleier im Rabenhaar, die Mantille leicht um die Schulter geschlungen, wiegen sich in munterm Scherze und lebhaftem Geplauder auf den steinernen Sitzen. Nachdem dem Impresario der Schlüssel der Arena zugeworfen worden, erscheinen die Espadas, und unser Reisender ist alsbald in jene Begeisterung versetzt, die ihn nicht mehr verläßt:

Ein herrlicher Anblick ward uns zutheil: die Espadas mit ihren Quadrillen, die Picadores und Banderilleros hielten in reicher, altspanischer Tracht mit stolzem, leichtem Schritte ihren Einzug. Es folgten ihnen die mit Fähnlein und Glöckchen geschmückten Maulesel, welche bestimmt sind, die getödteten Thiere fortzuschaffen. Altspanien nahte mit seinen Gebräuchen, mit seiner herrlichen Kleiderpracht, mit seinen imposanten Bewegungen. Ihres Muthes, ihres Siegs bewußt, traten die Kämpfer mit stolzem Blicke in die weite Versammlung. Jubel begrüßte sie von allen Seiten, die schönsten Augen glänzten ihnen von den Galerien feurig entgegen; es war einer jener Prunkzüge, bei denen nicht das Geld, dieses kleinliche Treibmittel neuerer Zeiten, das Beste that; nein, nur das Gefühl, das Bewußtsein der eigenen Kraft gab diesen Männern ihre Würde. Wie reich, wie sehr den schönen Bau hervorhebend war die Kleidung der Espadas und ihrer Quadrille. Geschmackvoll gestickte, schöne Seidenspenser schlossen sich an den schlanken Leib; über die Achseln ergossen sich Stickereien von Gold und Silber gleich reichen Blätternetzen; den freien Hals engte keine Halsbinde ein; die reichen Haare waren zum Vortheile der edeln Züge zurückgekämmt und endeten in einem kleinen Seidenzopfe, welchen ein reicher Busch von schwarzen Seidenmaschen zierte; auf dem Kopfe saß ein pfiffiges Sammtkäppchen; den Leib umgürtete eine breite Schärpe; die kurzen Hosen, auch mit Gold oder Silber verziert, waren von gleichem Stoffe wie der Spenser; vom Knie abwärts umschlossen das gut geformte, gelenke Bein feine Seidenstrümpfe, welche rosenfarb oder weiß waren; über den Schultern hingen graziös und in reichen Falten die mit reichgesticktem Kragen versehenen Seidenmäntel; so waren die Espadas, ihre Quadrillen und die Banderilleros gekleidet. Die Picadores oder Kämpfer zu Pferde hatten die reichen Spenser, Schärpen und Haarputz mit den übrigen Fechtern gemein, aber statt des Sammtkäppchens saß der durch Bilder berühmte, flache, breitkrämpige, graue Hut mit den vielfarbigen Bändermaschen, den der Zopf horizontal auf dem Kopfe des Reiters hielt. Unter den gelbledernen Hosen schützten ihn vor den spitzen Hörnern seines Gegners hohe Stiefeln, was man aus den steifen Bewegungen des Mannes wahrnehmen konnte. In der Rechten führte er die Pica. Er sitzt im hohen andalusischen Sattel, der Fuß ruht im breiten, maurischen Steigbügel.

Lebendig wird der Kampf der Picadores mit dem Stier beschrieben, der seine Hörner „mit voller herrlicher Wuth" bald in dies, bald in jenes Pferd senkt, bis den unglücklichen Thieren die Gedärme heraushängen und sie zuletzt ganz „unter dem wüthenden Jubel der Menge" dem Gegner erliegen. Dann kommen die Banderilleros, höchst gewandte Männer, welche dem Stiere je zwei lange mit Papierbändern geschmückte Pfeile in die Schultern stoßen müssen als neues Reizmittel. Endlich kommt der größte Augenblick des Stierkampfes; der Enthusiasmus des Prinzen geht crescendo:

Luca Blanco, der schöne, reichgekleidete Matador, tritt unter dem Jubel der Zuschauer vor die Hauptloge, grüßt die Autoritäten, und richtet hierauf in kurzen Worten an dieselben die Frage, ob er dem Stiere den Todesstoß geben könne. Schon umflattert das berühmte rothe Tuch seinen Arm, schon hält er die spitze Klinge in der Hand. Dreimal schwingt er zum Zeichen des zu vollführenden Todesurtheils, in der Versammlung herumblickend, seine Kopfbedeckung horizontal hin und her; hierauf tritt er mit stolzem, festem Schritte seinem Feinde entgegen. Die Quadrille reizt denselben mit den Mänteln; Luca Blanco läßt sein Scharlachtuch flattern; der Stier dringt auf dasselbe mit Wuth ein; Luca Blanco weicht gewandt aus. Einigemal wird dieses Spiel wiederholt, und dadurch die Spannung erhöht. Plötzlich nimmt der Stier die dem Matador günstige Richtung, hält einige Schritte vor demselben inne, scharrt Staubwolken mit dem Fuße auf, senkt das Haupt, und stürzt mit voller Kraft gegen das rothe Tuch. Der große Augenblick ist da, und wie auf einen Zauberschlag erhebt sich das Volk, ohne Schauder, ohne Erschrecken vor der Gefahr, um den

Todesstoß mit enthusiastischem Auge zu erwarten. Diese allgemeine, elektrische Bewegung ist einer der großartigsten Anblicke, die ein fremdes Auge treffen können, und die beweisen, wie sehr dieses Schauspiel in Fleisch und Blut des Volks übergegangen ist. Luca steht stolz und unerschrocken wie festgebannt; plötzlich schwingt er die Klinge und stößt sie tief und sicher bis zum Heft in den Rücken des Thiers. Der Stier wankt und bricht in den Sand. Der Jubel der Menge kennt keine Grenzen, die Luft erzittert unter dem Beifallsrufe. Ein unbeschreiblicher, wilder, hinreißender Rausch hat auch mich ergriffen, ich fühle mich mit fortgezogen; ich schwärme für die blutige Scene, meine Hände zollen dem braven Espada den verdienten Lohn. Als stolzer Triumphator tritt er vor die Loge, grüßt die tausend und tausend Blicke, die sich ihm begeisternd zuwenden; er ist der König des Augenblicks, er hat die Menge elektrisirt.

Fünfmal wiederholen sich diese Scenen, jeder dieser Kämpfe wird mit homerischer Anschaulichkeit beschrieben. Ehe der Matador den fünften Stier tödtet, verneigt er sich vor der Loge, in welcher Maximilian sitzt, hält eine Anrede und verkündet, daß er den Todesstoß ihm zu Ehren führen werde. Der Prinz schreibt:

Mich ergriff ein eigenthümliches Gefühl; die Blicke der ganzen Arena waren auf mich gewendet; ein Geräusch durchlief die Menge; ich kann es nicht leugnen, die nationale Huldigung schmeichelte mir. Ich träumte mich in die schönen Zeiten zurück, in welchen die Habsburger die Herrscher dieses edeln Volks waren. Der Rausch, welcher mich erfaßte, war auf das höchste gestiegen, das Spiel drehte sich theilweise um mich, der Stier sollte mir zu Ehren erlegt werden.

Er fürchtet sich, wegen seiner Begeisterung für dies Fest von sentimentalen Lippen für einen Barbaren erklärt zu werden und hält folgende Vertheidigungsrede:

Ich liebe die Feste, in welchen sich die ursprüngliche Natur des Menschen in voller Wahrheit zeigt, mehr als die verweichlichenden sittenlosen Unterhaltungen unserer in Luxus verschlammten Länder. Hier gehen Stiere zu Grunde, dort versinkt Geist und Seele in kraftlos sentimentalem Tand. Ich leugne es nicht, ich liebe die alte Zeit! Nicht die der vergangenen Jahrzehnte, wo man im Nimbus des Haarpuders unter lau-flauen Idyllen, zwischen üppigen Wiesenblumen dem gähnenden Abgrunde entgegenkollerte; nein, die Zeit unserer alten Ahnen, wo sich in Turnieren Ritterstinn entwickelte, wo das tüchtige Weib nicht bei jedem Blutstropfen ein Riechfläschchen verlangte und eine Ohnmacht fingirte, wo man nach dem wilden Eber und dem Bären jagte, und zwar im freien Forste, nicht wie jetzt hinter Barrikaden. Diese starke Zeit hat starke Kinder erzeugt. Was ist uns als Erbtheil von der Väter männlichen Lustbarkeiten übriggeblieben? Vielleicht die Jagd? Nein! Wir nennen uns Jäger, schicken aber nur aus weiter, gesicherter Ferne dem gezähmten Wildschweine eine tödtende Kugel zu. Nur der Krieg ist's, den die Philanthropen trotz ihrer dreißigjährigen Bemühungen noch nicht abschaffen konnten, und zwei Festlichkeiten, welche sich in zwei noch nicht versunkenen Völkern erhalten haben. Es ist die Fuchsjagd in England, bei der sich der Mann Wagnissen aussetzt, die seiner würdig sind, und kein Hinderniß scheut, um sein Ziel zu erreichen; und wenn man auch sagt, es sei unnütz, sein Leben für nichtige Dinge in Gefahr zu bringen, so glaube ich, daß diejenigen, welche die unnützen Gefahren scheuen, auch den Muth im Unvermeidlichen nicht finden werden. Das zweite Fest ist das Stiergefecht in Spanien; ein wahres Volksfest aus alter Zeit. Es ist wahr, daß die Leidenschaften, die dem Menschen innewohnende Wildheit erregt werden, doch wird es auch die Kraft; und wer an diesen Scenen enthusiastischen Antheil nimmt, dem wird auch der Sinn für andere Dinge nicht fehlen und er wird wenigstens nicht in Apathie untergehen. Im spanischen Volke ist noch feste, stolze Ritterlichkeit, und trotz des Festes, das ihre Väter ihnen überliefert haben, sind die Spanier fromm und mildthätig.

Wir haben diese Stellen hervorgehoben, weil sie höchst charakteristisch sind für den künftigen Kaiser von Mexico, für welchen der Kaiserzug in die transatlantische Welt, abgesehen von der geträumten Culturmission, jedenfalls denselben Reiz hatte wie ein Stiergefecht und eine Fuchsjagd, den romantischen Reiz der Gefahr, die den ritterlichen Sinn herausfordert.

Im übrigen enthält der zweite Band, dem diese Skizzen entnommen sind, eine lebendige Schilderung von Gibraltar, welche später im fünften Bande bei der Darstellung eines wiederholten Besuchs eine interessante Ergänzung findet, indem man damals von dem Felsen des Hercules die Kämpfe der Spanier und Marokkaner jenseit der Meerenge mittels des Teleskops beobachten konnte. Ebenso lebendig ist die Schilderung Granadas und der Alhambra, obschon wir der eingehendern Darstellung, welche neuerdings Arthur Stahl den Reiseblättern: „Spanien" von dem Maurenschloß und der zauberischen Hauptstadt des spanischen Maurenreichs gegeben hat, den Vorzug einräumen möchten. In der Capella real des Doms von Granada erblickt Maximilian die Porträts von Ferdinand und Isabella, von Philipp und seinem großen Sohne Karl V. Außerdem stehen am Fuße des Altars zwei schöne Doppelsarkophage in blendend weißem Marmor mit den Bildern Ferdinand's und Isabella's, Philipp's und der wahnsinnigen Johanna:

Ich blickte meinen steinernen Ahnenbildern so recht ins todtenstille Antlitz; es waren große Menschen, die ein Stück Geschichte gemacht, die das Ihrige auf dem weiten Erdballe geleistet, ein mächtiges weithin herrschendes Geschlecht erzeugt haben, und nun verlassen in einer einsamen Kapelle ruhen. Vanitas vanitatum vanitas. Statt des glänzenden Hofstaats, der sie einst umgab, ergreift ein ärmlich gekleideter Sakristan die Fackel, öffnet das eiserne Pförtchen und führt mich über schmale Stufen ins niedere, dumpfe Grabgewölbe, dem alle Zier, jeder Schmuck fehlt und wo die nackte Wahrheit herausgrinst. Da fällt das Auge der vergessenden Erben nimmer hin, und was die Welt nicht sieht, das schmückt sie nicht. Hier ruhen die stolzen Königspaare in so engen kleinen, furchtbar bloßen Särgen, daß es einem das Herz beengt und daß einem das fürstliche memento mori durch die schauernde Seele dröhnt. In ganz Spanien war ich den armen Todten als legitimer Verwandter der Nächste, näher als die Herrscher und Prinzen des Landes; da fühlte ich, daß das verwandtschaftliche Gefühl noch nach Jahrhunderten ergreift, und ein wehmüthiges Bedauern bewegte meine Seele, wie die großen Todten so verlassen sind, wie der neue Stamm ihrer nicht gedenkt und wie ich in schlichter Kleidung am Sarge jener stehe, auf deren sonnigem Thron die Unserigen, wäre kein Karl II. gewesen, noch herrschen sollten.

Der dritte Band führt uns nach Sicilien, nach den Balearischen Inseln, nach Valencia und Murcia, nach Lissabon und Madeira. Außer einigen etwas burlesken Genrebildern des portugiesischen Hoflebens, die der Prinz mit vielem Humor erzählt, ist die ansprechendste Partie dieses Bandes die Schilderung der englischen Flotte, die vor Mahon in Minorca vor Anker liegt, und eines Besuchs, welchen der Prinz auf der Britannia, dem Flaggenschiff des Admirals Dundas, machte. Die Seetüchtigkeit des Schiffs und der Mannschaft, der herrschende

Comfort, die treffliche Verpflegung entlocken dem spätern Admiral der österreichischen Flotte Ausdrücke der wärmsten Anerkennung. Namentlich erfreuen ihn, als die ganze Equipage, 1000 seelustige, aufgeweckte Leute, an ihm vorbeidefiliren, die 35 Midshipmen, die Pflanzschule der Offiziere, junge Leute zwischen 13—20 Jahren, die mit 13 Jahren auf dem größten Linienschiffe, wie jeder alte Kapitän, das Manöver zu commandiren im Stande wären, die sich, daumenlang, den unbedingtesten Gehorsam zu verschaffen wissen, die auf der See aufwachsen und lernen, und nicht in Akademien am Lande, ohne eine Meerbucht zu sehen, mit Ausnahme einiger Spazierfahrten. Gewiß ist diese frische Anschauung der englischen Marine nicht ohne Einfluß auf die spätere Wirksamkeit des Prinzen in seiner hohen Stellung als Chef der österreichischen Marine gewesen, deren Mängel ihm nicht verborgen waren. Wie er für seinen Beruf eingenommen war, beweist das begeisterte Lob des Matrosen:

Das Herz lachte dem Beschauer beim Anblick dieser Matrosen, deren jeder als das Modell eines Seemanns hätte gelten können; dieser freie, offene Blick aus den blonden edeln Gesichtern, dieser entschiedene, gefahrtrotzende, stolze, selbstbewußte Ausdruck, dieser kräftige, schlanke Bau, diese praktische Tracht, alles war für ein Seemannsherz bezaubernd. Ja der wahre Matrose hat recht, stolz zu sein, ihm gehört die Welt, das Weltmeer ist sein Vaterland, keine Grenzen als die der Erdkugel kennt sein Sinn, in allen Ländern ist er Bürger, überall wird er freundlich und gern aufgenommen, und doch ist er überall in seinem Vaterlande, denn sein Schiff ist ein Stück desselben, und ist bis zu den Antipoden eine mächtige und gefürchtete Feste. In stetem Kampfe und von immerwährenden Gefahren umringt, wird sein Gemüth ernst und gediegen, und in Entbehrungen auferzogen, bleibt er kindlich und genießt das Kleinste mit frischer Unverdorbenheit. Man verzeihe ihm daher auch den sarkastischen Zug, den er durch die weite Weltanschauung erhält, die ihm so manches Kleinliche der daheim weilenden Landratten in ein lächerliches Licht stellt.

Noch erwähnen wir das Gedicht, welches Maximilian an Platen's Grab in Syrakus dem Dichter weiht. Oft haben die Dichter Fürsten besungen; es ist interessant, wenn umgekehrt ein Fürst einen Dichter besingt:

Fern der Heimat mußte hier,
Platen, dich der Tod erreichen!
Nicht zum Sarge boten dir
Ihre Planken deutsche Eichen.

Zwei Cypressen, dürr und klein,
Und des Weines wilde Ranken
Sieht um deinen Marmorstein
Trüb des Pilgers Auge schwanken.

Nicht einmal den Lorber gab
Welschland unserm Musensohne,
Und zerstört auf seinem Grab
Liegt des Wappens Bild und Krone.

Blumen wollt' im fernen Land
Deinem Grab zum Schmuck ich spenden,
Doch auch die im Sonnenbrand
Welkten unter meinen Händen!

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Literatur der Befreiungskriege.

Wiederum liegen einige neuere Werke vor, welche ihren Stoff aus der Zeit der Befreiungskriege genommen haben, deren Quellen noch immer nicht erschöpft sind:

1. Deutschlands Wiedergeburt. Eine den Hauptzügen nach vollständige Geschichte der deutschen Befreiungskriege. Mit den sie feiernden Freiheits- und Vaterlandsreden Dräseke's. Eine Festgabe zur goldenen Jubelfeier des Siegestags der Schlacht bei Waterloo am 18. Juni 1865. Von August Wilhelm Müller. Magdeburg, Heinrichshofen. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der im Jahre 1849 zu Potsdam verstorbene evangelische Bischof Dräseke, einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner, den man wegen seiner Gedankenfülle und Wärme des Gefühls, bei schlagendem Witz und glänzender Darstellung, den Jean Paul unter den geistlichen Rednern genannt, hat während der Fremdherrschaft zu Ratzeburg mit Unerschrockenheit gegen dieselbe und in den Freiheitskriegen, dem Wechsel ihrer Begebenheiten folgend, mit Begeisterung für Deutschlands Wiedergeburt gepredigt. Unter diesem Titel hat er auch 1814 diese Reden in drei Bänden veröffentlicht. Sie bilden den Kern oder vielmehr den eigentlichen Inhalt der vorliegenden Schrift, und die Geschichte der deutschen Befreiungskriege, welche sich allerdings nur an die Hauptzüge derselben hält und wol auch keinen Anspruch auf Bedeutung macht, ist nur des genetischen Zusammenhangs jener Reden wegen geschrieben. Der würdige Verfasser sagt darüber selbst, daß er, mit einer Lebensskizze des Bischofs Dräseke beschäftigt, in dessen durch die Weltereignisse angeregten Rednerthätigkeit von 1804—14 eine so reiche Fülle höchst anziehenden Stoffs gefunden habe, daß sie, in vollem Umfange eingefügt, die Harmonie des Lebensbildes gestört haben würde; er habe sich also entschlossen, die Schilderung derselben als Denkschrift zum Jubeltage der Schlacht bei Waterloo erscheinen zu lassen und, den Hauptereignissen jener Zeit Schritt für Schritt folgend, überall die darauf bezüglichen Predigten Dräseke's, die fast alle als Gelegenheitspredigten zu betrachten sind, im Auszuge mitzutheilen, um so ein den Hauptzügen nach vollständiges Bild der schmachvollen Unterdrückung, glorreichen Erhebung und siegreichen Befreiung unsers deutschen Volks zu geben: ein Bild, welches durch Dräseke's meisterhafte Reden in einer verklärenden Beleuchtung erscheinen werde.

Diesen Vorsatz hat der Verfasser consequent ausgeführt, und wir können ihm nur Dank dafür sagen, daß er dem Geschlechte der Gegenwart dies lebendige Zeugniß von dem Geiste jener Zeit der Wiedergeburt Deutschlands vorführt, da die Epigonen ihn zu vergessen oder zu verleugnen beginnen. Auch wir stehen vor einer Wiedergeburt Deutschlands — es würde hier zu weit führen, wollten wir den Unterschied beider Epochen besprechen, wir dürfen ihn aber wol dem Nachdenken unserer Leser empfehlen. Der Verfasser hat sein Werk allen noch lebenden Veteranen aus den Befreiungskriegen, insbesondere dem General von Mauderode, Schloßhauptmann in Meiningen, und dem Superintendenten Holzapfel in Benshausen gewidmet.

Die Lebensskizzen dieser beiden Männer stellt er „als Vorrede" dem Buche voran, weil sie Beiträge zur Specialgeschichte jener Zeit liefern. Solche sind uns immer willkommen. Mauderode, der Sohn eines preußischen Stabsoffiziers, begann seine militärische Laufbahn in der Armee, welcher sein Vater angehört hatte, schon im vierzehnten Jahre und wohnte zuerst dem Feldzuge von 1806 bei, wo er aus der Schlacht bei Auerstädt wenigstens die ihm anvertraute Fahne rettete, die er aber bei der Capitulation von Magdeburg dem Feinde übergeben mußte. Er that es unter Thränen, und der französische Oberst, der sie in Empfang nahm, tröstete ihn: „Ne pleurez pas, jeune homme! Calmez vous, c'est un sort de la guerre, vous avez fait votre devoir, cela doit vous consoler." Als Gefangener auf sein Ehrenwort entlassen, lebte er in Schlesien bei seiner Mutter bis zum Tilsiter Frieden, wollte 1809 in Nachod zum Corps des Herzogs von Braunschweig übertreten, was ihm aber leid wurde, und ging dann, aufgefordert von Weimar aus, in meiningische Dienste, in denen er dann durch alle Wechselfälle der Zeit geblieben ist. Zunächst gehörte das meiningische Contingent, 300 Mann stark, zu dem Regiment der fünf Herzoge von Sachsen, das mit dem der drei Herzoge von Anhalt und des Fürsten zu Lippe und dem der Fürsten von Schwarzburg, Reuß und Waldeck die 2. Brigade der 34. Division der „Großen Armee" bildete. Die 1. Brigade derselben bestand aus 2 nassauischen und dem Regimente des Fürsten Primas (Frankfurter). Gewöhnlich wurde die 34. Division wegen ihrer Zusammensetzung division princière genannt. Mauderode kam zu seinem Regiment in Wien, wo es nach seinem großen Verluste in Tirol wieder verstärkt worden war und von Napoleon gemustert wurde. Der bald eintretende Frieden führte dasselbe nicht in die Heimat zurück, sondern nach Spanien. Ueber die Geschichte der thüringischen Truppen in dem Feldzuge 1810—11 in Catalonien ist kürzlich von Hermann Pfister, einem preußischen Offizier, ein Werk erschienen, zu welchem Mauderode's Schilderungen, die in unserer Schrift gegeben werden, manche Illustration in lebhaften Farben liefern könnten. Kleine sprachliche Irrthümer werden keinen Anstoß erregen — der spanische Pfarrer z. B. kann unmöglich zu dem Sachsen italienisch gesprochen haben: „O, Signore — poco di gente!" Es wird doch wol Señor u. s. w. gewesen sein. Die Ortsnamen sind auch mehrfach variirt. Das Regiment war von 1900 Mann auf 50 geschmolzen, als es der meininger Regierung gelang, die Zurückberufung zu erwirken. Vom hildburghäuser Contingent, 200 Mann, sahen nur 8 die Heimat wieder. „Der große Kaiser", sagt ein geistreicher militärischer Kritiker, „hielt genau Buch und Rechnung, daß ihm kein kriegsbrauchbarer Mann in seinen Vasallenstaaten für seine weiten Züge vom Tajo bis zum Dnjepr entging." Auch die Thüringer durften nach ihrem spanischen Feldzuge nicht zu Hause bleiben. Ihre Contingente wurden wieder ergänzt und marschirten 1812 erst nach Stralsund und Rügen, dann nach Rußland, nachdem sie in Königsberg zu der Reservedivision Loison gestoßen waren. In Wilna wurde noch Napoleon's Krönungstag (2. December) mit großen Festlichkeiten gefeiert, aber bald kam ihnen der Strom des unglücklichen Rückzugs entgegen, in dessen Schrecken sie nun auch verwickelt wurden und sich auflösten. In Königsberg wurde jedoch das Regiment zu 800 Mann wieder formirt und zur Besatzung von Danzig mit verwendet, wo Mauderode nun die furchtbare Leidenszeit der Belagerung zu durchleben hatte. Zuletzt wurde Menschenfleisch als Schweinecarbonade zugerichtet zum Verkauf angeboten, was ärztlich constatirt worden ist. Ende November 1813 erfolgte endlich die Capitulation, welche auch Mauderode wieder in die Heimat führte. Als Hauptmann in dem neuformirten Regiment aus Meiningern, Koburgern und Hildburghäusern unter dem Herzog Ernst von Koburg stand er hierauf 1814 vor Mainz, 1815 vor Neubreisach und fand in dem nun folgenden langen Frieden als Mitglied der Landesregierung ein Feld ehrenvoller Thätigkeit, von welcher uns noch manches, das für die Localverhältnisse nicht uninteressant ist, mitgetheilt wird.

Die zweite Lebensskizze, kürzer gehalten, weil an Stoff nicht so reich, zeigt einen jungen Theologen, der seine Vicarie bei der Kunde von Napoleon's Rückkehr aus Elba verließ, um mit einigen jungen Männern aus den angesehensten Familien Mühlhausens in das Regiment Königin Dragoner zu treten. Sechzig andere traten dort in das kolberger Regiment. Als Holzapfel nach beendigtem Nachmittagsgottesdienst den Chorrock mit dem Dragonercollet vertauscht und sein Pferd bestiegen hatte, trat noch der alte Schulze seines Dorfs an ihn heran und überreichte ihm im Namen der Gemeinde 60 Fl. als Ehrengeschenk der Dankbarkeit und Feldzulage. Nach seiner Rückkehr aus dem kurzen Kriege wurde er in Mühlhausen zum Pfarrer gewählt; seine weitere Amtsthätigkeit dort und später in Benshausen hat der Verfasser als Amtsbruder mit Vorliebe geschildert. Er wollte auch durch dies Lebensbild ein Zeugniß geben, daß die vaterländische Begeisterung, welche den Grundzug in Holzapfel's Leben bildete, damals alle Freiheitskämpfer durchglühte.

Am Schlusse des Werks lesen wir die Festrede, welche der Verfasser selbst am 18. October 1861, aufgefordert dazu, auf dem Marktplatze zu Meiningen gehalten hat. Als Grundgedanken wählte er die Worte der Inschrift auf dem eisernen Kreuze, welches der Herzog von Meiningen 1814 auf dem Bonifaciusfelsen seines Altensteins zum Erinnerungsmale an den Sieg und die Befreiung Deutschlands hatte errichten lassen. Diese Worte sind: „Gott. Vaterland. Freiheit. Friede. MDCCCXIV." Wir können den trefflichen Betrachtungen, die der Verfasser in echt deutscher Gesinnung daranknüpft, nur beistimmen.

2. Mettlerkamp, der Führer einer am deutschen Freiheitskriege theilnehmenden Bürgerwehr. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses Mettlerkamp's von F. Wille. Mit dem Porträt Mettlerkamp's. Hamburg, O. Meißner. 1863. Gr. 8. 22½ Ngr.

Hamburgs Schicksale im Jahre 1813, sein kurzer Freudenrausch der Befreiung vom französischen Joche und

seine langen Leiden unter Davoust's eiserner Faust sind bekannt, ebenso die Vorwürfe, die man der Stadt gemacht, für ihre Vertheidigung und Rettung nichts oder doch nur sehr wenig gethan zu haben. Der Verfasser der obigen kleinen Schrift sucht gegen diese Vorwürfe wenigstens das Volk von Hamburg, wenn er ihnen auch die Behörden und die Börsenmänner preisgibt, zu rechtfertigen und hebt als „unentstellteste edle Verkörperung der Volkskraft und des Bürgermuthes in Hamburg" David Christoph Mettlerkamp hervor, den Führer der Bürgergarde, welche sich außerhalb der wieder in französische Hände gefallenen Stadt gebildet und zur Befreiung derselben mitgekämpft hat. In der Einleitung lesen wir sehr beherzigenswerthe Worte über „Deutschland und den Bonapartismus". Erstaunenswerther als das rasche Erbleichen des Glanzes jener Kaiserzeit vor der nähern geschichtlichen Prüfung der Thatsachen und Zeugnisse der Zeitgenossen sei es, wie rasch in der öffentlichen Meinung die Erinnerung all des Elends und der ganzen Herabwürdigung erloschen, welche die Kriege und die Herrschaft des französischen Cäsar über Europa, besonders über Deutschland gebracht, sodaß der Schlachtenkaiser wenige Jahre nach seinem Sturze aus deutschem Munde als ein Heros der Menschheit vergöttert, von deutschen Dichtern, wie Gaudy, Zedlitz, Heine, besungen worden. Der Verfasser erklärt es aus der Kläglichkeit und Wortbrüchigkeit der Restaurationszeit nach 1815, welche der hochherzigen Begeisterung von 1813 so wenig entsprochen habe, und findet es ganz natürlich, daß die Jugend der französischen Napoleonsbegeisterung verfielen und ihr glaubte, daß die Heere des Kaisers nur zur Befreiung der Völker über Rhein und Alpen gezogen. Er selbst, der Verfasser, gesteht, seinen Theil daran genommen zu haben, und daß er hauptsächlich durch das einfache Wort eines alten Freundes, des Hauptmanns Böse von Bremen, zur Umkehr gebracht worden sei. Auf die Frage, wie er der Bewunderung solcher Ruhmesgröße widerstehen könne, habe Böse trocken geantwortet: „Ich habe nie die Peitsche geküßt."

Zu seinem Thema übergehend, um den Mann der That zu schildern, der besonnen und ernst, aber ohne alles Zagen die von ihm gebildete Bürgerwehr den kriegsgeübten Franzosen entgegengeführt und nach dem Kriege bis ins Alter für ein wehrhaftes, seine öffentlichen Angelegenheiten selbst verwaltendes Bürgerthum gestrebt und gewirkt hat, erzählt der Verfasser zuerst von Mettlerkamp's Jugend und der letzten Zeit der Freien Reichsstadt. Mettlerkamp war der Sohn eines Bleideckers in Hamburg, welcher hier, wie überhaupt auf dem europäischen Festlande, die ersten Blitzableiter errichtet hat. Der Sohn, 1774 geboren und früh verheirathet, führte selbständig das Geschäft des alternden Vaters. Hamburg stand in der Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf dem Höhepunkt seiner Handelsgröße und seines Reichthums; es spielte damals in der Welt und namentlich in der Phantasie des Volks noch eine größere Rolle als jetzt. Die Ereignisse der nächstfolgenden Zeit machten auf Hamburg keinen nachhaltigen Eindruck und wurden nicht als Vorboten ernsterer Prüfungen erkannt. Unbekümmert um die Schmach des großen Vaterlandes hoffte man, durch Nachgiebigkeit und kluge Benutzung der Eifersucht zwischen den Mächten die Unabhängigkeit der Stadt zu retten. Gelegentliche Erpressungen von Dänemark und Frankreich wurden leicht verschmerzt; nach der Auflösung des Deutschen Reichs nannte man sich „Freie Hansestadt" und freute sich, der Ausgaben für Wien und Regensburg überhoben zu sein: Hamburg bleibe Hamburg immerdar. Aber die Freude sollte nur eine kurze sein. Mitte November 1806 kam ein Schreiben aus Bergedorf, adressirt an die Herren Mitglieder des Senats von Hamburg, folgenden lakonischen Inhalts: „Meine Herren, ich komme im Namen meines Herrn, des Kaisers und Königs, Ihre Stadt in Besitz zu nehmen. Ed. Mortier." Der Marschall rückte ein, die Stadt war französisch. Indessen — Börse und Hafen blieben, wie konnte Hamburg zu Grunde gehen! Da kam schon nach zwei Tagen das berüchtigte Decret von Berlin, das die Continentalsperre befahl, und mit diesem furchtbaren Schlage war die Axt an Hamburgs Handelsgröße gelegt. Vergeblich kauften die Hamburger die zur Confiscation verurtheilten Waaren mit 16 Millionen ab, dieselben wurden, nachdem sie bezahlt waren, dennoch zur Verbrennung bestimmt, blieben aber als Beute in den Händen der französischen Beamten, während ganz werthlose Gegenstände oder mit Stroh gefüllte Ballen verbrannt wurden. Die Versicherungsgesellschaften gegen Seegefahr verloren, da die Schiffahrt aufhörte, in den ersten Jahren nach dem Decret von Berlin über 20 Millionen Franken. Ueber 12 Millionen Thaler kostete nur von 1806—9 die französische Besatzung; Bourrienne, Napoleon's Jugendfreund, der nach Hamburg geschickt war, um seine Finanzen wiederherzustellen, erhielt an Douceurs allein 558000 Franken! In diesem Verhältniß standen die erpreßten Geschenke auch für andere. „Ihr werdet ruinirt sein, sagt ihr?" rief Napoleon einer hamburger Deputation zu, welche ihm Vorstellungen machte. „Desto besser! Dann könnt ihr nicht mehr Englands Geschäfte besorgen." Welche Brutalitäten sonst die Franzosen als Freunde in Hamburg begangen, ist in dem Kapitel unserer Schrift, das diesen Titel trägt, zu lesen. Wir verweisen immer wieder auf ähnliche Gedenkblätter, weil in Deutschland selbst in allerneuester Zeit eine gewisse Partei sehnsüchtig nach Westen geblickt. Sachsens Volk unter andern möge sich erinnern, was ihm die Franzosen als Freunde einst angethan haben, trotz aller Hingebung seines Königs an französische Interessen!

In Deutschland trat zur Zeit seiner tiefsten Erniedrigung endlich der moralische Wendepunkt ein, der bessere Geist erwachte allmählich. Auch Hamburg trug die Fremdherrschaft nur mit Ingrimm; besonders in den kräftigen niedern Volksklassen der großen See- und Handelsstadt hatte das Militärregiment noch nicht den alten reichsstädtischen Trotz zu brechen vermocht. Unter den gebildeten Männern, welche gleiche Gesinnung sich zusammenfinden ließ und welche die Möglichkeit einer Befreiung beriethen, wird neben Perthes, Dr. von Heß, Dr. Beneke,

Speckter u. a., vornehmlich Mettlerkamp genannt. Die Schmach des Vaterlandes ergriff ihn stark, da er sich immer den Sinn für allgemeine Interessen offen gehalten hatte; er dachte schon ernstlich an Auswanderung, weil es schien, als könne man sich und die Seinen nur durch Entweichung aus dem Lande der Knechtschaft retten. Doch schöpfte er Vertrauen aus Gesprächen mit Perthes. „Daß durch die Waffen zuerst die fremde Macht gebrochen werden mußte", so schrieb er selbst, „war mir klar, und da mir der Zweck am Herzen lag, war es wol natürlich, daß ich die Mittel kennen zu lernen suchte." Er widmete also seine ganze Muße dem Studium des Kriegs, und als Napoleon nach Rußland zog, suchte er kräftige Leute, meist Handwerker, einzeln für die gute Sache zu gewinnen, welche dann wieder andere dazu werben sollten. Bald hatte er eine vollständige Namenliste derer, welche entschlossen waren, ihm blindlings zu folgen, wenn es darauf ankäme, die französische Autorität zu vernichten. Das berühmte 29. Bulletin kam gerade in der Weihnachtswoche in Hamburg an; Mettlerkamp begrüßte es als „die köstlichste Weihnachtsgabe für jung und alt, die der heilige Christ beschieden". Bald langten auch die Flüchtlinge aus Rußland an, und der Groll wie die Freude des Volks machte sich bekanntlich am 29. Februar durch die Vertreibung der Zollwächter, Abreißung der kaiserlichen Adler (beim Volke die „Aasvögel" genannt) und andere Excesse Luft. Die schwache Besatzung und die französischen Behörden hätten schon an diesem Tage vertrieben werden können, „nur eines Leiters bedurften die furchtlosen Volksmassen, und die ungeheuere Wirkung einer Selbstbefreiung der Stadt auf ganz Deutschland hätte das vergossene Blut hundertfach aufgewogen". Der einzige Mann, der eines solchen Gedankens fähig war und dabei Muth und Geschick besaß, ihn auszuführen, wurde nur durch die Rücksicht auf diejenigen Hamburger, welche theilweise in bester Absicht französische Beamtenstellen angenommen hatten und jetzt das Opfer der Volkswuth hätten werden können, davon abgehalten, sich an die Spitze zu stellen. Der Aufstand verlief im Sande, ein halbes Dutzend armer Teufel, die an den Zertrümmerungen theilgenommen haben sollten, wurden früh morgens aus den Betten geholt, ohne Vertheidigung vom Kriegsgericht, das die Verhandlung in französischer Sprache führte, verurtheilt und von Rekruten, die nicht zielen konnten, jammervoll erschossen. Am 12. März, nachdem der Vicekönig von Italien bereits Berlin aufgegeben hatte, zog endlich auch Carra St.-Cyr, der Gouverneur, von Hamburg ab, geleitet von der reitenden Bürgergarde und die Hamburger zur fernern treuen Anhänglichkeit an den Kaiser ermahnend.

Unsere Schrift ist keine Geschichte Hamburgs in jener Zeit, sie setzt die Bekanntschaft mit derselben meist voraus und hält sich nur an ihren Gegenstand: den echten Bürger Mettlerkamp. Sein gesunder Sinn trat bei der Bildung der neuen Bürgerbewaffnung hervor, welche die früher genannten patriotischen Männer in die Hand nahmen. Ein Principienstreit jedoch, den der gewählte Anführer Heß angeregt, daß nämlich auch die Franzosen und französisches Eigenthum durch die Bürgerwehr geschützt werden sollten, hatte das Volk mistrauisch gegen dieselbe gemacht, und Mettlerkamp war der Ansicht, daß, wenn nicht der wahrscheinlich sehr bald nothwendige Einfluß auf das Volk gefährdet werden solle, der Waffenverein aufzulösen sei, was auch, da Perthes dieser Ansicht beitrat und Heß nachgab, geschah. Mettlerkamp schrieb darüber:

> Es schien mir nicht besonders wichtig, ob ein paarhundert Leute unvollkommen taktisch eingeübt waren oder nicht. Durch taktische Künste konnten so wenige Leute die uns drohenden Gefahren nicht besiegen, die Feinde blieben uns darin überlegen. Aber auf den kräftigen Willen des Volks, auf dessen Massen mußten wir rechnen, auf jenen Willen, der den Tod verachtet und durch den jedwedes Geräth zur Waffe wird! Diese Kraft, aus dem Gemüthe erzeugt, war überwiegend über die taktischen Künste unserer Gegner; keine Taktik konnte vor ihr im entscheidenden Kampfe bestehen.

Seine Hoffnungen sollten aber nicht mit Erfüllung gekrönt werden. Wohl kam der 18. März, welcher den Einzug Tettenborn's mit den ersten Freischaren der Verbündeten unter unermeßlichem Volksjubel brachte, aber schon am 30. Mai kehrten die Franzosen zurück und begannen die Schrecken der neuen zehnmonatlichen französischen Herrschaft. Der Verfasser tritt an die Frage heran: ob Hamburg zu retten gewesen? Er hat sich durch die Flut von Denkschriften und andern Veröffentlichungen, welche darüber von Kriegs- und Staatsmännern, von Heß, Bartels, Perthes, Leonhard Wächter (dem Verfasser der einst so beliebten „Sagen der Vorzeit") und vielen berufenen und unberufenen Tagesschriftstellern erschienen sind, hindurchgearbeitet und sich überzeugt, daß Mettlerkamp's Büchlein: „Hamburgs Vertheidigung im Jahre 1813", das zuverlässigste und wahrhaftigste und auch das bestgeschriebene Werk der hamburger Zeitliteratur sei. Er weist Beitzke, der in seiner „Geschichte der deutschen Freiheitskriege" den Hamburgern so schwere Vorwürfe gemacht, nach, daß er jene Quellen nicht gekannt, den lähmenden Einfluß der dänisch-schwedischen Politik ganz übersehen und sich meist nur an seine Vossische Zeitung gehalten habe, daher ungerecht gegen Hamburg sei. Das Volk war bereitwillig, alle Anträge Tettenborn's auf ein Freiwilligencorps mit Beseitigung alles Dingens und Abkaufens anzunehmen. 3000 Bürger hatten sich unaufgefordert einschreiben lassen, ehe noch Tettenborn den Aufruf von dem zaudernden Rathe erzwang. Die Mitglieder des Senats meinten es gewiß gut, daß sie die Stadt bei der Nähe und Verstärkung der französischen und der Unzulänglichkeit der russischen Streitkräfte vorsichtig gegen die Rache der Franzosen sichern wollten; „aber eine Regierung, von der ihr einflußreichstes Mitglied rühmt, daß sie die Gemüther nicht noch mehr exaltiren wollte, als sie es ohnehin waren, eine Regierung, die so von der herrschenden Begeisterung dachte, konnte diese Begeisterung nicht leiten und benutzen". Freilich stand der Senat den einmal begonnenen Rüstungen nicht im Wege; aber Tettenborn und Heß, welche dieselben in die Hand genommen, waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Die Bürgergarde betrug bald sechs Bataillone von acht

Compagnien, dazu Artillerie, Jäger und Reiter. Ein wohlhabender Schlächtermeister Hanft errichtete aus eigenen Mitteln eine Schwadron von 200 Pferden. Im Mai schon bezog die Bürgergarde Vorposten und mancher Zug der Tapferkeit wird uns berichtet. „Von solchem Geiste", schreibt Mettlerkamp, der ein Bataillon befehligte, „waren die Menschen in jener Zeit getrieben, ihr Eifer wie ihre Ausdauer waren fast grenzenlos und man hätte mit ihnen die bedeutendsten Unternehmungen wagen können." Diese wurden aber durch die Zagheit und Unfähigkeit der obern Leitung verhindert: nicht das Volk trifft die Schuld. Auch ein anderer Vorwurf, welchen Beitzke dem Volke über seine geringen freiwilligen Beiträge (wiederum nach der Bossischen Zeitung) macht, wird von Wille widerlegt: schon allein die Summe der bei den Dienstmädchen angestellten Sammlung übersteigt Beitzke's Angabe um das Dreifache! Freilich haben die Börsengrößen nicht viel gethan; sie mußten dafür bald dem Feinde hundertfach zahlen, was sie nicht zur Abwehr desselben hatten opfern wollen.

Der Verfasser schildert die Zustände und Personen, welche die Schuld tragen, daß Hamburg sich nicht mit seinen eigenen Kräften bis zum Waffenstillstand hielt, und berührt die Ereignisse, welche die Hülfe von außen vereitelten, nur kurz:

Es war sicher nicht das Mittel, schwedische Truppen nach Hamburg zu ziehen, wenn der Senat, wie Bartels selbst erzählt, den General Raven, welchen Bernadotte zur nähern Erkundung der hamburger Zustände gesandt hatte, statt des verlangten Versprechens, daß Hamburg sich noch einige Tage halte, bis sich 25000 Schweden bei Schwerin und Ratzeburg sammeln könnten, nur von dem schrecklichen Elende und der Unmöglichkeit, ferner die ungeheuern Ausgaben zu bestreiten, unterhielt. Ein Theil der Millionen, die man bald den Franzosen zahlen mußte, zum Lohn und Unterhalt den Schweden angeboten, hätte bessere Dienste geleistet. Nur bei Mettlerkamp und den zu ihm stehenden schlichten Bürgersleuten finden wir die Hingebung und den Muth, welche allein hätten retten können.

Als Tettenborn infolge der dänischen Demonstration aus Hamburg abgezogen, Heß mit Hinterlassung eines undatirten Auflösungsbefehls an die Bürgergarde davongeritten war, ließ Mettlerkamp Generalmarsch schlagen und bat um Verhaltungsbefehle, er stehe mit seinem Kopfe dafür, die Stadt noch vierzehn Tage zu halten, während welcher Zeit Hülfe kommen werde. Umsonst! Der Senat schickte den Auflösungsbefehl, und Mettlerkamp verließ Weib und Kinder, nahm Abschied von seinem siebzigjährigen Vater und ritt aus Hamburg, um dahin zu eilen, wo noch gekämpft wurde, zunächst zu den schwedischen Vorposten. Ueber seine nächste Thätigkeit, eine hanseatische Bürgergarde zur Wiedereroberung seiner Vaterstadt zu bilden, und seine Führung derselben hat dem Verfasser eine nachgelassene Handschrift mit Actenstücken und Belegen nebst einer sehr reichen Correspondenz vorgelegen und ist von ihm trefflich benutzt worden.

Ein schlichter Handwerker bildet mit strenger, sogar eigensinniger Fernhaltung sowol alles eigentlichen Soldatenthums wie aller gewöhnlichen Freischarenelemente aus des Waffenhandwerks unkundigen Bürgersleuten einen selbständigen Truppenkörper und macht ihn inmitten aller Nothstände, Beschwerden und Hindernisse so feldtüchtig, daß die hanseatische Bürgergarde an dem Feldzuge an der Niederelbe und der Belagerung Hamburgs thätig Antheil nimmt und Mettlerkamp den Feldherren der großen Heere Achtung und Anerkennung seiner selbständigen Stellung abnöthigt.

Die Erzählung der Thatsachen rechtfertigt diese Charakteristik. Mit seinem ältesten Sohn und zwei andern Jünglingen, die in seinem Bataillon gedient, traf er in Ratzeburg zusammen; diese drei waren der erste Anfangskern seines Corps, das freilich seine Hoffnungen in der Stärke und militärischen Wirksamkeit nicht erreichte, denn er hatte auf so viele Tausende gerechnet, als er zuletzt kaum Hunderte zusammenbrachte, aber doch 1050 Mann stark in das befreite Hamburg einzog. Von Alopäus, dem Bevollmächtigten der Alliirten für die provisorische Organisation der von ihren Truppen besetzten Provinzen, zu einer Proclamation, seine Mitbürger zu den Waffen zu rufen, ermächtigt, vom englischen General Lyon durch die Zusage von Waffen und Ausrüstung ermuthigt, von dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, sehr freundlich aufgenommen, ging Mettlerkamp ans Werk. „Bernadotte, der in seiner Verschlagenheit, wie in der ihn allenthalben populär machenden natürlichen Herablassung seiner Manieren und dem anscheinend zutraulichen Sichgehenlassen seiner Unterhaltung, oft an seinen speciellen Landsmann Heinrich IV. erinnert, hatte jedenfalls Gefallen an dem treuherzigen, kühnen Handwerker gefunden; dagegen aber auch dessen Herz gewonnen." Seine Aeußerungen, welche Mettlerkamp aufgezeichnet hat, waren merkwürdig genug. Er rechtfertigte gegen ihn seine bisherige Unthätigkeit! Vor Erfüllung der ihm von Rußland und Preußen gemachten Versprechungen könne er sich auf nichts einlassen, er sei zu oft betrogen worden, ihr Dupe wolle er nicht sein. Dann sprach er von der elenden Politik der deutschen Fürsten und meinte, Deutschland stehe noch eine große Revolution bevor, die etwas kosten, aber von heilsamen Folgen sein werde. Möglicherweise könne diese Revolution noch verzögert werden, aber kommen werde sie. Napoleon nannte er einen Eisenkopf, der nie ruhen könne und, so lange er lebe, Unheil stiften werde. „Bonaparte hat Genie, aber Cartouche hatte es auch, wahr ist's!" Er sprach noch von seiner eigenen unsichern Lage; die Schweden seien äußerst schwer zu behandeln; Bonaparte würde sich nicht zwei Monate als Kronprinz von Schweden gehalten haben. Während der ganzen Unterredung hatte Bernadotte ein Flacon mit Eau de Lavande in der Hand, an das er oft roch. Als Mettlerkamp einen guten Anfang zu seinem Corps gemacht hatte, wurde dasselbe der Nordarmee und zwar dem Walmoden'schen Armeecorps zugetheilt, speciell unter General Begesack gestellt. Sein Angriffsplan auf Hamburg fand aber noch kein Gehör, und trotz seines Widerstrebens wurde seine Bürgergarde mit der hanseatischen Legion vereinigt, welche aus ganz andern Elementen zusammengesetzt war. Er hielt aber wenigstens seine Infanterie zusammen. Endlich sah er seinen Wunsch erfüllt: Bernadotte, der nun gegen Dänemark zog, ließ sich von Mettlerkamp erklären, warum er ungern an den Operationen gegen Holstein theilnehmen

werde, und dirigirte ihn dann nach Hamburg zum General Woronzow. In Bergedorf traf er mit Lützow und einem Theile seines Corps zusammen, das dem hamburger Bürgersmann nicht besonders gefiel. Die Parallele zwischen dem „Bürgersoldaten und dem adelichen Freischärler" ist aber etwas schief. Wenn alle Requisitionen im Kriege gleich baar bezahlt werden sollten, müßten Tausende von armen Soldaten verhungern. Jetzt sollte auch Mettlerkamp's Schar am Kampfe theilnehmen, er übernahm bei dem nächtlichen Angriff auf Wilhelmsburg die Führung der Tolstoi'schen Colonne; zwar wurde diese entdeckt und der Signalschuß durch lebhaftes Feuer der vier Jäger, welche Mettlerkamp bei sich hatte, erwidert (was ein erfahrener Soldat durch den Befehl, mit ungeladenen Büchsen vorzugehen, verhindert hätte), aber dennoch drang man vor und Mettlerkamp's Idee, jetzt Hamburg durch Ueberrumpelung zu nehmen, fand Tolstoi's Beifall; ein Befehl des commandirenden Generals Bennigsen erklärte aber den Zweck mit der Zerstörung der Brücke erreicht und schickte die Truppen zu Mettlerkamp's Verzweiflung in die Quartiere zurück. Ein noch härterer Schlag traf ihn, als seine Bürgergarde, sein Stolz, das Werk so vieler Opfer und Mühen, mit Auflösung bedroht wurde, indem Offiziere der hanseatischen Legion die folgende Zeit der Entbehrungen und Leiden benutzten, um seine Leute, welche ohne Sold dienten, zum Uebertritt in die Legion zu bewegen. Er erließ darüber einen Tagesbefehl, der höchst charakteristisch ist:

Jetzt treiben Werber unter euch ihr Wesen — sagte er darin unter anderm —, die euch von eurer Bürgerehre abwendig zu machen suchen. Ihr leidet, ihr sucht Verbesserung eurer Lage. Ihr laßt euch durch Anerbietungen und Versprechungen des Augenblicks um euere Bürgerehre betrügen, die darin besteht, daß ihr allen Mühseligkeiten, allem Ungemach zum Trotz fest das Ziel ins Auge faßt, als freie Bürger, die Waffe für euere Vaterstadt in der Hand, wieder in die befreite Heimat einzuziehen. Statt dessen wollen einige von euch Soldaten werden. Wohlan! Es steht jedem von euch frei, um Sold zu dienen, den ich euch nicht bieten kann, nie nehmen wollte, weil es der Ehre des Bürgers zuwider ist, der ein freier Mann bleiben muß.

Der Verfasser, der sonst radical ist, bemerkt hierzu, daß er diese Auffassung nicht vertheidigen wolle, da der Kämpfer für das Vaterland doch des Lebensunterhalts bedürfe und auch die Heere der Nordamerikanischen Union in ihrem jüngsten großartigen Kriege gegen die Sklaverei nicht ohne Sold bestehen konnten. Allerdings!

In dem folgenden Kapitel: „Hamburg vom Wiedereinzuge der Franzosen bis zur Befreiung", lesen wir nicht die ganzen Leiden der unglücklichen Bewohner, sondern nur einige Bruchstücke davon, die aber genügen, uns mit Schauder zu erfüllen. Auch nach der Thronentsagung Napoleon's weigerte sich Davoust bekanntlich noch lange, zu capituliren, und erst am 31. Mai 1814 verließen die letzten Franzosen die Stadt, in welche nun Bennigsen mittags 12 Uhr seinen Einzug hielt, die Bürgergarde unter Mettlerkamp allen voran. Damit endet die Laufbahn des wackern Mannes, der neben Nettelbeck einen Ehrenplatz in der Geschichte deutschen Bürgerthums verdient; er wurde weder Befehlshaber der Bürgerwehr, noch Stadtcommandant, und mußte noch 36 Jahre lang bis zu seinem Tode, 25. Juli 1850, manche herbe Enttäuschung erleben. Den heimgekehrten Freiwilligen wurde sogar mehrfach Wiederanstellung auf den Handelscomptoiren verweigert, „weil das Herumtreiben im Kriege für solche Arbeit unfähig gemacht haben werde". Soll man da noch sehr entrüstet sein, daß Davoust diesen Herren — wie einst der wilde Albrecht Alcibiades von Kulmbach sich ausgedrückt — „tüchtig ins Maul gegriffen hat"? Mettlerkamp ertrug es bald nicht länger, er entschloß sich 1825 zur Auswanderung nach den deutschen Colonien in Bessarabien, wo einer seiner Söhne als Gutsbesitzer lebte, während der älteste als Rittmeister in russischen Diensten stand. „Ich wähle", so spricht er seine Bitterkeit aus, „Selbstverbannung aus einer Republik, wo die Tugenden der Vorfahren Platz gemacht haben dem gemeinen Egoismus, der hochmüthigsten Geldliebe, dem unerträglichsten Nepotismus, der Niedertracht und der Verachtung aller Wissenschaften, wenn sie nicht Geld einbringen." Diesen harten Anklagen wird man unparteiisch wol auch persönliche Gründe unterlegen können. In Bessarabien fand er sich aber auch getäuscht. „Auf fremde Menschen, fremde Sitten war ich gefaßt; allein gar keine Menschen, gar keine Sitten, das war zu arg", schrieb er. Im Jahre 1827 kehrte er zurück und gründete eine Eisengießerei, ohne dabei dem Drange zu entsagen, sich über öffentliche Angelegenheiten auszusprechen; als Greis betheiligte er sich noch an der Bewegung von 1848 in Hamburg, war dann Alterspräsident in der „errungenen" gesetzgebenden Versammlung und thätiges Mitglied des Wehrausschusses. Doch kam die Verfassung von 1849 nicht zur Einführung. „Die hamburger Dinge verschwanden als eine trübselige, dabei undramatische und unblutige Episode in den großen und furchtbaren Ereignissen des kläglichen politischen Rückschlags gegen jenen europäischen Volksfrühling von 1848." So der Verfasser. Mettlerkamp, mit den Behörden verfeindet, die ihm alle Staatsarbeiten entzogen und den Contract über das der Stadt gehörige Land, auf welchem seine Eisengießerei stand, nicht verlängerten, starb in bitteren Sorgen um die Zukunft seiner Familie. Seine Witwe und die seines ihm bald gefolgten Sohnes mußten den Platz räumen, jede Spur von seinem Wirken daselbst, die Gebäude, die er errichtet, die Bäume, die er gepflanzt, wurden vernichtet. Doch hat das Volk sein Andenken treu bewahrt. Ob das Büchlein, welches ihm ein solches in größern Kreisen sichern soll, ganz sine ira et studio geschrieben ist, werden nur diejenigen, welche mit den Zuständen und Verhältnissen vertraut sind, beurtheilen können.

3. Hinterlassene Schriften des Dr. Karl Friccius, nebst einer Lebensskizze desselben. Herausgegeben von Heinrich Beitzke. Mit einer Photographie und dem Plane der Gegend von Delsyl. Berlin, Koblgk. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In dem Nachlaß des vor zehn Jahren verstorbenen Generalauditeurs Friccius haben sich noch einige Aufsätze

meist kriegsgeschichtlichen Inhalts, gefunden, welche der auch bereits verstorbene Verfasser der „Deutschen Freiheitskriege“ auf den Wunsch der Familie veröffentlicht und mit einer Lebensskizze des ausgezeichneten Mannes begleitet hat. Friccius war jedenfalls ein ausgezeichneter Mann, das werden auch die Gegner seiner politischen Stellung anerkennen.

Er gab als Civilbeamter im Jahre 1806 das erste, damals noch unerhörte Beispiel, daß ein Nichtsoldat, zu einer Zeit, wo nur Adeliche Offiziere werden konnten und nur Berufssoldaten kämpften, freiwillig seine Civilstellung verließ, in die Reihen des Heeres eintrat und nach beendetem Kriege sein Civilverhältniß wieder aufnahm.

So schreibt der Herausgeber und nennt ihn darum nicht mit Unrecht den ersten preußischen Freiwilligen. Friccius wurde darauf 1808, 29 Jahre alt, als Oberlandesgerichtsrath in Königsberg angestellt. Als aber 1813 die Landwehr in Ostpreußen errichtet wurde, wählten ihn die Stände zum Major und Commandeur des königsberger Landwehrbataillons, und er zog, vom König bestätigt, in den Freiheitskrieg. Bei Großbeeren kam sein Bataillon zuerst ins Feuer, ohne selbst mitzukämpfen. Dies geschah dann bei Dennewitz. Beitzke schildert hier, wie bei den folgenden Kriegsbegebenheiten, an denen die königsberger Landwehr theilnahm, die Gefechtsmomente eingehender, als es in seinem größern Werke möglich war. Die Schlacht von Leipzig gibt ihm Anlaß, die in neuester Zeit entstandene Controverse über die Erstürmung des Grimmaischen Thors scharf zu verurtheilen und die bisherige Annahme, daß Friccius mit seinem Landwehrbataillon der erste gewesen, der in Leipzig eingedrungen, aufrecht zu halten. Die Stadt Leipzig hat bei der Jubelfeier 1863 das Bronzemedaillon, Friccius' Bildniß, das ihr die Stadt Berlin gesandt, an dem Denkmal für die königsberger Landwehrmänner anbringen lassen — beiläufig gesagt Friccius als Greis, da er doch als ein Dreißiger gekämpft! Auch wir sind, wo wir über jenen Sturm zu sprechen oder zu schreiben hatten, immer der frühern Angabe gefolgt und wollen dem Helden und seinen tapfern Wehrmännern ihren Ruhm nicht schmälern; ihre That bleibt dieselbe, wenn auch, wie neuerdings durch noch lebende Kampfgenossen behauptet worden ist, Leute von einem andern Regiment an einer andern Stelle und vielleicht leichtern Kaufs um ein weniges früher in Leipzig eingedrungen sein sollten. Daß aber der Herausgeber den Aufsatz im „Militärwochenblatt“ vom Januar 1866, der ihm erst zu Gesicht gekommen, als sein Werk druckfertig war, mit der kurzen Bemerkung abfertigt, daß er sich dessen Auffassungen in keiner Weise anschließen könne, widerlegt ihn nicht, da er nicht blos „Auffassungen“, sondern Thatsachen enthält. Wir lassen die Sache auf sich beruhen, da sie actenmäßig nicht mehr zu entscheiden ist. Ebenso mögen die Auslassungen des Herausgebers über das Verhältniß der Landwehr zur Linie, die letzte Reorganisation der Armee, welche aus Bedenken gegen die „volksthümliche, allerdings demokratische Wehrverfassung“ entstanden sein soll, auf sich beruhen. Auch haben sich die Verhältnisse ja, seit Obiges geschrieben wurde, wesentlich geklärt; die Landwehr ist als große Heeresreserve im Felde erschienen und hat auch ihre Lorbern, wo sie zum Kampfe kam, gepflückt. Die Landwehr wird immer ihren Ehrenplatz im Heer behalten und einen wesentlich integrirenden Theil des „Volks in Waffen“ bilden.

Nach der Schlacht von Leipzig ging das Bülow'sche Corps zur Eroberung von Holland, und Friccius erhielt den Auftrag, mit einem Detachement Ostfriesland wieder für die Krone Preußen in Besitz zu nehmen und dort neue Truppen zu errichten. Er führte diesen Auftrag trefflich aus, erhielt dort gleichzeitig das eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse und den russischen Annenorden zu dem schwedischen Schwertorden, den er schon besaß, und wurde zum Commandeur des ostfriesischen Landwehrregiments ernannt, das aber (weil Ostfriesland an Hannover abgetreten werden sollte) als 3. westfälisches bezeichnet wurde. Sein Augenmerk war nun auf die Festung Delfzyl gerichtet, deren große Wichtigkeit für die Emsmündung er erkannte; der Friede hinderte aber deren Eroberung. Am Feldzuge von 1814 hatte er so nicht theilgenommen; in dem von 1815 führte er aber sein Regiment bei Ligny, wo er verwundet wurde. Doch bedurfte seine Heilung nur kurze Zeit und er befehligte schon wieder in den letzten Gefechten des Kriegs. Nach dem Frieden, als sein Regiment aufgelöst war, zunächst ohne Bestimmung und Anstellung, glaubte er sich zurückgesetzt und suchte seine Entlassung nach, um wieder in den Justizdienst einzutreten. Der Herausgeber erkennt selbst an, daß eine Anstellung in der Linie als Regimentscommandeur, da Friccius nur vier Jahre Soldat gewesen war (und, setzen wir hinzu, seine Laufbahn gleich als Stabsoffizier begonnen hatte), nicht recht thunlich schien; er läßt sich aber die Gelegenheit zu einem Ausfall nicht entgehen: „Hätte er ausgeharrt, hätte er es verstanden, sich heranzudrängen, zu bitten, sich zu beugen, so würde er wol noch zur Linie gekommen sein. Er hätte den Adel nachgesucht und erhalten, er wäre General geworden, seine Söhne wären als Offiziere zur Garde gekommen, er wäre in die Militäraristokratie des Landes eingetreten.“ Wir fragen, ob etwa Reyher und Krauseneck sich herangedrängt, gebeten und sich gebeugt haben? Die Civillaufbahn, welche Friccius noch durchlief, bis er Generalauditeur der Armee wurde, ist eine so ehrenvolle gewesen, daß er sich über Nichtanerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste nicht beklagen kann. Er gerieth dann freilich mit dem Minister Kamptz in Conflicte; die Zeitereignisse brachten ihn später in eine Stellung zur Regierung, welche für letztere unliebsam wurde, besonders als das Generalauditoriat sich für nicht ermächtigt erklärte, infolge des Belagerungszustandes über Civilpersonen Urtheile zu fällen. Wir haben jene Zeiten in Berlin durchlebt, Friccius persönlich gekannt und manches, was ihn betraf, durchsprechen gehört. Dem Herausgeber seiner nachgelassenen Schriften hat die Eingabe vorgelegen, welche Friccius, als ihn der Minister geradezu aufforderte, seines Alters wegen den Abschied zu nehmen, unter der Ueberschrift:

„Skizze meines öffentlichen Lebens", gemacht hat; sie wird hier im wesentlichen mitgetheilt und ist würdig und männlich gehalten. Er wies den freiwilligen Rücktritt, um kein Bewußtsein einer Schuld zuzugeben, zurück; es erfolgte keine Entscheidung, doch endigte in demselben Jahre, am 7. November 1856, plötzlich ein Gehirnschlag sein Leben.

An die Lebensskizze, welche fast bis zur Hälfte des Bandes angewachsen ist, schließen sich die hinterlassenen Schriften, zehn Aufsätze, an. Die drei ersten beziehen sich auf Ostfriesland und sind bei der jetzigen Wiedererwerbung dieses Landes für Preußen von erneutem Interesse. Der erste Aufsatz gibt „Ostfriesische Erdkunde", die noch heute Geltung hat; der zweite eine „Uebersicht der Geschichte Ostfrieslands" nach Wiarda's Werk; die frühere Zeit bis zum Aussterben des Hauses Cirksena 1744 wird nur flüchtig erzählt, eingehender die folgende. Der letzte eingeborene Fürst hinterließ sein Land in völliger Anarchie und unter allen Schrecknissen eines langen Bürgerkriegs. Um so wohlthätiger wirkte nun die preußische Herrschaft, deren Segnungen noch heute nicht vergessen sind; der Verfasser der Apotheose Tilly's wird daran mit seinen preußenfeindlichen Schriften und Schritten nichts ändern. Ostfriesland hat zwar seine funfzigjährige Verbindung mit Hannover vor einiger Zeit mit den gewöhnlichen Kundgebungen gefeiert, aber dennoch jetzt die Wiedervereinigung mit Preußen freudig begrüßt. Für den bevorstehenden schonenden Uebergang in die neuen Verhältnisse ist es lehrreich zu lesen, wie Friedrich der Große damals verfahren. Bis 1806, also 62 Jahre, gehörte Ostfriesland zur preußischen Monarchie, dann wurde es von den Holländern besetzt und durch den Tilsiter Frieden mit dem Königreich Holland vereinigt. Der Verfasser bekundet, daß alle Ostfriesen einstimmig die holländische Zeit für die drückendste und widerwärtigste und den Eintritt der französischen Herrschaft 1810 als ein Glück und eine wesentliche Verbesserung ihres Zustandes angesehen haben. Doch fühlten sie bald den schweren Druck der französischen Abgaben und am schmerzlichsten und tiefsten die Einführung der Conscription. Im „Departement der Ostems", wie das Land nun hieß, sind in den drei Jahren französischer Herrschaft 2359 Mann ausgehoben worden — bei einer Bevölkerung von nur 127000 Einwohnern! Der dritte Aufsatz: „Uebersicht der allgemeinen politischen Verhältnisse in Hinsicht auf Ostfriesland während des Kriegs im Jahre 1813/14", wie die folgenden sechs sind Materialien für die Fortsetzung der Friccius'schen Kriegsgeschichte, welche unvollendet geblieben ist. Sie berichten über den Feldzug der Nordarmee nach der Schlacht von Leipzig, ihre Trennung, den Feldzug des Bülow'schen Corps in Holland, des Kronprinzen von Schweden gegen Dänemark, auch über die Verträge zwischen den nordischen Mächten und zwischen Preußen und Hannover. Seit Friccius diese Aufsätze niederschrieb, sind viele Werke über jene Begebenheiten erschienen und mehr Quellen erschlossen worden, als damals zugänglich waren; doch bleiben jene immer interessant und ihre Herausgabe ist keine verlorene Mühe. Für die Specialgeschichte sind besonders der sechste und achte hervorzuheben, welche Friccius' Thätigkeit in Ostfriesland und seine Unternehmung gegen Delfzyl darstellen. Aus dem Gedächtniß 1825 niedergeschrieben sind die „Erinnerungen aus der Schlacht von Ligny", die aber wenig enthalten. Den Schluß bildet ein trefflicher, in wahrhaft patriotischem Geiste gehaltener Aufsatz „Ueber den bürgerlichen Zustand des preußischen Staats nach dem Tilsiter Frieden bis zur Aufhebung der Erbunterthänigkeit durch das Gesetz vom 9. October 1807". Es ist wohlthuend, von einem Manne wie Friccius, der als Beamter die Verhältnisse genau kannte, eine so gerechte Würdigung des Königs und seiner „auf die geistige Wiedergeburt des Volks gerichteten Gedanken" zu lesen, den neuesten Parteischriftstellern gegenüber. Schon 1803 hatte der König, wie hier bezeugt wird, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit gewollt, sie scheiterte aber an dem Widerspruch der ersten ostpreußischen Verwaltungsbehörde, bis das Gesetz endlich nach dem Frieden erlassen wurde. Der Verfasser sagt:

> Die rechte Geburtsstunde für ein Gesetz zu treffen, ist oft ebenso wichtig und verdienstlich als der Inhalt. Darum sind die, welche es zu Stande brachten, doppelt zu preisen. Die höchste Ehre gebührt dem Könige, welcher tief durchdrungen von der Güte und Nothwendigkeit des Gesetzes die Ausführung auf alle Weise betrieb.

Eine Anmerkung des Herausgebers sagt uns, daß dieser letzte Aufsatz im Jahre 1819, um in der Königlichen Deutschen Gesellschaft zu Königsberg benutzt zu werden, niedergeschrieben und 1846, jedoch ganz unwesentlich, corrigirt worden ist. Daß alle diese hinterlassenen Schriften den Stempel der Zeit, welcher ihr Stoff entnommen ist, tragen, gibt ihnen ihren Werth.

4. Tabellarische Zusammenstellung der Kriegsereignisse bei Leipzig im October 1813. Von Theodor Apel. Leipzig, T. L. Weigel. 1866. Qu.-Folio. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir haben des patriotischen unlängst verstorbenen Mannes, welcher auf den Schlachtfeldern von Leipzig auf den wichtigsten Punkten mit nicht unerheblichen Kosten die 41 Marksteine hat setzen lassen, schon bei Besprechung der zahlreichen Werke zur Jubelfeier (vgl. Nr. 42 d. Bl. f. 1863, zu denen er einen „Führer auf dem Schlachtfelde" geliefert, mit verdienter Anerkennung gedacht. Die „Tabellarische Zusammenstellung" ist eine Ergänzung dazu, welche für das eingehende Studium der Kriegsereignisse bei Leipzig von außerordentlichem Nutzen sein wird. Mit Sorgfalt aus den besten und zuverlässigsten Schriften zusammengestellt, gibt sie, nach den Armeen rubricirt, erst die Zusammenziehung sämmtlicher Heere um Leipzig nach ihrer Stärke, den Ereignissen bei jedem derselben und ihre Märsche vom 6. bis 14. October, und dann die Gefechte und Schlachten bei Leipzig, letztere nach den Tagen vom 14. bis 19. October. Dabei sind für die Haupttage am 16. und 18. October, die Schlachten von Wachau und Möckern und die Schlacht vor Leipzig getrennt, nach ihren Gefechtsacten der Zeit nach dargestellt und die Eroberung der Stadt am 19. geschildert. Die Anordnung der Tabellen ist ebenso durchdacht als klar, sie gewährt

eine Uebersicht der gleichzeitigen Stellungen und Vorfälle bei den sich bekämpfenden Armeen, wie sie bei einer zusammenhängenden Erzählung schwer gegeben werden kann; die Form und die einzelnen Rubriken sind sehr glücklich gewählt. Wir danken dem Verfasser für seine mühevolle Arbeit und wünschen, daß sie fleißig benutzt werden möge. Das Studium der Kriegsgeschichte wird sich trotz allem, was seitdem Großartiges geschehen, doch immer wieder der napoleonischen Zeit zuwenden.

Karl Gustav von Bernuth.

Feuilleton.

Vom Weihnachtstisch.

Für das bevorstehende Weihnachtsfest empfehlen sich in erster Linie die großen Albums, in denen Poesie und künstlerische Ausstattung Hand in Hand gehen: das „Deutsche Künstler-Album", herausgegeben von W. Breidenbach und Ludwig Bund (1868), eine Fortsetzung des „Düsseldorfer Künstleralbums", und das von Albert Traeger herausgegebene Album: „Deutsche Kunst in Wort und Lied." Daran schließt sich das Prachtwerk von Hermine Stilke: „Hauslaub, Lieder und Bilder für's Haus" (Leipzig, Arnold).

Ohne den Schmuck von Illustrationen erscheint soeben: „Deutsche Dichtergaben. Album für Ferdinand Freiligrath", herausgegeben von C. Schad und J. Hub (Leipzig, Duncker u. Humblot), empfehlenswerth durch treffliche Beiträge der namhaftesten Dichter.

Von der „Gedankenharmonie aus Schiller und Goethe" (Leipzig, Bolckmar), die der Herausgeber d. Bl. zusammengestellt hat, ist eine neue, die vierte Auflage erschienen, durch den Verleger noch glänzender ausgestattet als die vorausgehende und mit den geschmackvollsten und sinnigsten Abtheilungsvignetten versehen.

Von neuen Gedichtsammlungen empfehlen sich für den Weihnachtstisch: Robert Hamerling, „Sinnen und Minnen, ein Jugendleben in Liedern" (Hamburg und Leipzig, J. P. F. E. Richter, 1868); Hermann Lingg, „Gedichte", zweiter Band (Stuttgart, Cotta, 1868); „Vom Herzen zum Herzen", Gedichte von Feodor Wehl (Leipzig, Matthes, 1867), „Auf der Scholle", Elegien von Stephan Milow (Heidelberg, Weiß) und „Gedichte" von Ernst Ziel (Leipzig, Matthes, 1867), letztere die Erstlingsproduction eines jungen begabten Dichters, der sich damit in glücklicher Weise in die Literatur eingeführt hat. Wir kommen auf die Sammlungen, wie auf die obenerwähnten Albums noch näher zurück.

Die Literatur für die „reifere Jugend", die natürlich außerhalb des Kreises d. Bl. fällt, wird von einigen Verlagsbuchhandlungen mit besonderm Eifer gepflegt; wir nennen namentlich die Verlagsbuchhandlungen von E. Trewendt in Breslau, von Flemming in Glogau und von Otto Spamer in Leipzig („Jugend- und Hausbibliothek"). Sehr empfehlenswerth sind auch die Jahrgänge von „Der Jugend Lust und Lehre" von Hermann Masius (Glogau, Flemming). Diese Jugendbibliotheken repräsentiren einen für die Bedürfnisse des jüngern Lebensalters redigirten „Kosmos". Bald werden exotische Romane mit ihrem bunten Colorit und ihren durch die Anschauung belehrenden Erzählungen zu diesem Zweck eingerichtet, bald neue Entdeckungsreisen, neue Erfindungen, wichtige Begebenheiten der Tagesgeschichte, und wenn dies mit Urtheil und Umsicht geschieht, wie man den erwähnten Verlagsbuchhandlungen nachrühmen muß, so kann eine derartige Lektüre auf die Jugend nur einen wahrhaft bildenden Einfluß ausüben.

Weit schwieriger ist es, den rechten Ton zu treffen für das Lebensalter, welches noch nicht zu jener Reife gelangt ist, um Welterereignisse, Entdeckungen, Abenteuer in der Fremde nach Gebühr zu würdigen. Da muß das kleine Begebniß, welches der Erzähler mittheilt, von einem engern, traulichern Horizont umrahmt sein, da müssen Töne angeschlagen werden, welche das Herz ergreifen, und die Poesie des häuslichen Herdes überwiegen, da der kleine Weltbürger noch nicht diesem Namen Ehre macht. Auch hier wird manches Erquickliche geleistet; wir erwähnen besonders den Verlag von Meinhold und Söhne in Dresden, der diese Specialität pflegt.

Es liegen uns ältere und neuere Kinderschriften von Pauline Schanz vor: „Herz und Haus", „Ferientage", „Für junge Herzen", „Ein Tag aus dem Kinderleben" und neuerdings Erzählungen in Meinhold's „Illustrirter Groschenbibliothek für die deutsche Jugend" (Dresden, Meinhold und Söhne), welche für die noch gänzlich unter dem Strich sich befindenden Rekruten des menschlichen Lebens besonders empfehlenswerth scheinen. Pauline Schanz ist eine Dichterin, sie weiß herauszufühlen, wofür junge Gemüther empfänglich sind, und dieselben vielfach anzuregen, namentlich auch zu sinniger Naturempfindung, zu herzigen Pietätsgefühlen; sie hat Phantasie, und wie sie anmuthig die dichterische Form beherrscht, so verräth auch ihre Prosa das feine Gefühl dichterischen Taktes. Die ersten Verse jenes Programms, mit welchem sie ihre „Erzählungen für junge Herzen" einleitet, mögen dies Lob rechtfertigen:

Spät ist es, nur die Wanduhr tickt,
Ich glaub', ihr schlaft schon lange,
Ins weiche Kissen tiefgedrückt
Die warme rosige Wange.

Spät ist es, nur in Windeswehn
Schlafende Blumen schwanken;
Ich aber mag nicht schlafen gehn,
Euch suchen meine Gedanken.

Ich kenne euern leisesten Schlag,
Kenn' eure Freuden und Schmerzen,
Kenn' alles, was euch bewegen mag,
Ihr jungen, fröhlichen Herzen.

Wie oft hab' ich in stiller Nacht,
Wenn die Sterne funkelten droben,
In rastloser Liebe für euch gewacht,
Von schimmernden Märchen umwoben!

Die Vorzüge der Jugendschriften von Pauline Schanz werden auch in dem „Dritten kritischen Jugendschriftenverzeichniß, herausgegeben vom Pädagogischen Verein in Berlin" (Berlin, Geelhaar, 1867) hervorgehoben. Dies Verzeichniß enthält nur die Titel solcher Jugendschriften, welche der pädagogische Verein in Berlin nach gewissenhafter Prüfung als empfehlenswerth gefunden hat, und ist daher ein willkommener Leitfaden zur Orientirung auf diesem Gebiete.

Bibliographie.

Preger, W., Die Briefe Heinrich Suso's nach einer Handschrift des XV. Jahrhunderts herausgegeben. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 12 Ngr.

Reichenau, R., Liebesgeschichten. Neues aus den alten vier Wänden. Leipzig, Grunow. 1868. 16. 24 Ngr.

Reusch, Henriette, Die Errettung des Moses. Ein dramatisches Spiel für die weibliche Jugend. Köln, Bachem. 12. 7½ Ngr.

Rochholz, E. L., Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. 2 Bde. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 Thlr.

Ruß, K., Durch Feld und Wald. Bilder aus dem Naturleben. Mit Illustrationen von R. Kretschmer. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Schmidt-Weißenfels, E., Frankreich und die Franzosen. 2 Bde. Berlin, Sacco Nachfolger. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Silberstein, A., Rede zur Feier der 25jährigen dichterischen Wirksamkeit von R. Gottschall gehalten. Leipzig, Rhode. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Nationalliteratur.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts, 1.—7. Band, geb. à 15 Ngr.: 1. **Schleiermacher, Reden über die Religion**, hrsg. v. Schwarz; 2. **Klopstock, Oden**, hrsg. v. Düntzer; 3. 4. **Musäus, Volksmärchen der Deutschen**, hrsg. v. Mor. Müller; 5. 6. **Kortum, Die Jobsiade**, hrsg. v. Ebeling; 7. **Schulze, Die bezauberte Rose u. Poetisches Tagebuch**, hrsg. v. Tittmann.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, hrsg. v. Goedeke u. Tittmann, 1. u. 2. Band, geb. à 1⅓ Thlr.: 1. **Liederbuch**; 2. **Schauspiele.**

Deutsche Classiker des Mittelalters, hrsg. v. Pfeiffer, I. — V. Band, geb. à 1⅓ Thlr.: I. **Walther von der Vogelweide**, hrsg. v. Pfeiffer, 2. Aufl.; II. **Kudrun**, hrsg. v. Bartsch, 2. Aufl.; III. **Das Nibelungenlied**, hrsg. v. Bartsch; IV. V. **Hartmann von Aue**, 1. u. 2. Theil, hrsg. v. Bech.

Gedichte und Dramen.

Album der neuern deutschen Lyrik, 7. Aufl., geb. 1⅔ Thlr., Prachtausg. geb. 3 Thlr. — **Gottschall's Dramatische Werke**, 6 Bdchn., geb. 3½ Thlr. — **Gregorovius, Euphorion**, cart. 16 Ngr. — **Gutzkow's Dramatische Werke**, 20 Bdchn., geb. 8 Thlr.; **Uriel Acosta**, 3. Aufl.; **Zopf und Schwert**: geb. à 24 Ngr. — **Hammer, Schau um dich und Schau in dich**, 16. Aufl.; **Zu allen guten Stunden**, 3. Aufl.; **Fester Grund**, 2. Aufl.; **Auf stillen Wegen**, 2. Aufl.; **Lerne, liebe, lebe**, 2. Aufl.: geb. à 1 Thlr.; **Unter dem Halbmond**, geb. 16 Ngr.; **Die Psalmen**, geb. 1 Thlr. 4 Ngr. — **Horn, Die Pilgerfahrt der Rose**, 3. Aufl., cart. 24 Ngr. — **Kalidasa, Sakuntala**, 3. Aufl. geb. 1 Thlr.; **Urvasi**, geb. 26 Ngr. — **Wilhelm Müller, Gedichte**, 4. Aufl., 2 Theile, geb. 1 Thlr. 16 Ngr.; **Ausgewählte Gedichte**, cart. 20 Ngr. — **Das Nibelungenlied**, übers. v. **Bartsch**, geb. 1⅓ Thlr.; übers. v. **Bürger**, geb. 1⅓ Thlr.; in Romanzen v. **Naumann**, geb. 1⅔ Thlr. — **Pfeilschmidt, Heilige Zeiten**, geb. 16 Ngr. — **Roßhack, Das Lilienmärchen**, cart. 12 Ngr. — **Ernst Schulze, Die bezauberte Rose**, Min.-Ausg., geb. 1 Thlr.; **Cäcilie**, 3. Aufl., 2 Thle., geb. 1⅓ Thlr.; **Gedichte**, 3. Aufl., geb. 16 Ngr. — **Sturm, Gedichte**, 3. Aufl.; **Neue Gedichte**; **Für das Haus**: geb. à 1⅓ Thlr.; **Fromme Lieder**, 6. Aufl. geb. 1 Thlr.; **Neue Fromme Lieder**, geb. 1⅔ Thlr.; **Zwei Rosen**, geb. 16 Ngr. — **Tschabuschnigg, Gedichte**, 3. Aufl., geb. 2⅓ Thlr.

Illustrirte und Prachtwerke, Atlanten.

Karl Ruß, Durch Feld und Wald, illustrirt von **Kretschmer**, geh. 3 Thlr., geb. 4 Thlr. — **Schiller-Galerie** von **Pecht** u. **Ramberg**, Octavausgabe, geb. 5 Thlr. u. 6 Thlr. — **Goethe-Galerie** u. **Schiller-Galerie** von **Pecht** u. **Ramberg**, Quartausgaben, geb. à 15⅓ Thlr. u. 16⅔ Thlr.; Prachtausgaben, geb. à 30 Thlr. — **Lessing-Galerie** von **Pecht**, Quartausgabe, geb. 10 Thlr. u. 11 Thlr.; Prachtausgabe, geb. 20 Thlr. — **Neue Shakspeare-Galerie**, geb. 13 Thlr. u. 14 Thlr. — **Genelli, Aus dem Leben eines Wüstlings**, in Carton 25 Thlr. — **Ernst Schulze, Die bezauberte Rose**, illustrirt von **Baumgarten**, geb. 5⅔ Thlr. u. 8 Thlr. — **Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862**, 1. Bd. geb. 8⅓ Thlr., 2. Bd. geb. 7 Thlr. — **Illustrirter Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung von 1867**, 12—15 Lieferungen à 20 Ngr. — **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, cart. 17⅔ Thlr., geb. 23⅓ Thlr. — **Illustrirter Handatlas**, cart. 6⅔ Thlr.; Ausgabe mit Text, cart. 9 Thlr., geb. 10 Thlr. — **Lange's Geographischer Handatlas**, 2. Aufl., cart. 6⅔ Thlr., geb. 7 Thlr. — **Arendts' Naturhistorischer Schulatlas**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. 26 Ngr.

Encyklopädische Werke.

Brockhaus' Conversations-Lexikon, Elfte Auflage, 15 Bde., geb. à 1 Thlr. 28 Ngr. u. 2 Thlr., auf Velinpapier geb. à 3 Thlr.; **Zehnte Auflage**, 15 Bde., geb. 23½ Thlr., 24 Thlr. u. 24⅔ Thlr. — **Unsere Zeit**, Neue Folge, 1.—5. Bd., geb. à 2⅔ Thlr. u. 2 Thlr. 24 Ngr. — **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon, Zweite Auflage**, 4 Bde., geb. 7⅔ Thlr. u. 7 Thlr. 26 Ngr. — **Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon**, neue wohlfeile Ausgabe, 7 Bde. geb. 13 Thlr. 16 Ngr. — **Allgemeines Handbuch der Freimaurerei**, 3 Bde., geb. 11⅓ Thlr. — **Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon**, 1. Bd. geb. 10⅔ Thlr. — **Staats-Lexikon** von **Rotteck** u. **Welcker**, 14 Bde., geb. à 3 Thlr. 16 Ngr.

Jugendschriften.

Kinderleben, illustrirt von **Ludwig Richter**, 5. Aufl., cart. 1 Thlr. — **Müller von Königswinter, Märchenbuch für meine Kinder**, cart. 1 Thlr. — **Das Märchen vom gestiefelten Kater**, 3. Aufl., cart. 15 Ngr. — **Eine Tigergeschichte**, 2. Aufl., 6 Ngr. — **Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein**, 3. Aufl., 15 Ngr. — **Mme. de Beaumont, Le Magasin des enfants**, geb. 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1867) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 26. December 1867.

Inhalt: Ludwig Uhland. Von Alexander Jung. — Kaiser Maximilian von Mexico. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Feuilleton. (Zur Journalistik; Theodor Apel; Mudpilli, ein christlich-mythologisches Gedicht; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ludwig Uhland.

Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Erinnerungen von Karl Mayer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1867. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es ist ein ganz besonderer Vorzug Deutschlands, daß Werke wie das obige immer wieder erscheinen. Sie beweisen ein für allemal, daß der Deutsche überall, mehr oder weniger, auch mit dem Gemüthe betheiligt ist, daß er das Familienleben, die Freundschaft, die Geselligkeit höherer Art auch in die Literatur mit hereinzieht, daß er einen Briefaustausch pflegt, der für die literarischen Angelegenheiten ein fortgesetztes Organ wird. Nun erhalten derartige Werke in neuerer Zeit allerdings eine große Bereicherung dadurch, daß sie auch auf das Leben der Oeffentlichkeit eingehen, und so den bedeutenden Fortschritt machen, daß sie das literarische zu einem Weltinteresse erheben. Es leuchtet ein, daß dergleichen Ausführungen, wenn sie von geschickter Hand kommen, sehr dankenswerth sind. Sie vervollständigen das Bild einer außerordentlichen Persönlichkeit um vieles. Der größte Autor will nicht blos aus seinen Schriften studirt, er will auch aus seiner Zeit und Umgebung miterlebt sein. Die allein sichere, einigermaßen abschließende Geschichte der Nationalliteratur wird erst dann gegeben werden, wenn alle Lücken in jenem Betracht ausgefüllt sind, wenn Einzeldarstellungen genug vorliegen, auf daß sie der Historiker im großen Stil gleichmäßig durchdringe, gruppire, zusammenordne, und nun erst mit gewissenhafter Treue den Hauptcharakter und die Nebencharaktere als zuverlässiges Ergebniß gewinne.

Wir dürfen dem Verfasser obiger Schrift zugestehen, daß er sein Thema demgemäß behandelt hat, und uns den mit Recht allbeliebten Dichter, um den es sich handelt, in die nächste Nähe rückt. Daß er selbst mit Ludwig Uhland aufs innigste befreundet gewesen ist, daß er eine lange Reihe von Jahren heitere und ernste Tage mit ihm durchlebt hat, daß sich ein Kreis nicht allein von Dichtern und dichterischen Naturen, sondern auch von andern liebenswürdigen, oft sogar höchst merkwürdigen Männern und Frauen bildet, in den auch von fern her Auserlesene einsprechen oder doch Schriftzeichen des Andenkens und Ideengehalts senden: das alles macht das vor uns sich erhebende Denkmal zu einem so sprechenden wie seelenvoll ausgeführten.

In diesem Bereich, in welchen Karl Mayer uns einführt, hat man die Aufmunterung unsers wackern Uhland, daß doch jeder getrost singen solle, der irgend den Antrieb zum Gesange in sich verspüre, wahrlich nicht zweimal an sich ergehen lassen: Hall weckt Widerhall. Auch der Gast bleibt nicht ohne Segen und ohne Sang in diesem sangreichen Schwabenlande. Er hört singen, und schon singt er selbst. Ja es bildet sich in unserm Werke aus einer Schule schwäbischer Dichter eine wandernde Sängerschule hervor, die auch in Hamburg und Altona singt, sogar in einem Kriegszuge, auf Rußlands Feldern deutschen Gesanges eingedenk bleibt, und wo einer hier nicht singen, nicht dichten kann, da schreibt er mindestens treugesinnte Briefe, die bisweilen höchst originell sind.

Der Verfasser des Werks verfährt zweckmäßig so, daß er nach kurzer Einleitung Briefe, Gedichte folgen läßt, und mit kürzern oder längern Bemerkungen, auch Notizen unterhalb des Textes dazwischentritt, um die jedesmalige Situation aufzuklären und auf das Folgende vorzubereiten. Den Hauptstoff des Ganzen geben natürlich die Briefe Uhland's, wie sie sich auch sogleich durch größern Druck bemerkbar machen. Auch aus damaligen Zeitschriften werden interessante Sachen, in ungebundener und gebundener Rede eingelegt, die ebenfalls das Ihrige dazu beitragen, Uhland's Bild in das rechte Licht zu stellen, wobei aber keiner der Zeitgenossen, wiefern er auf Uhland Bezug hat, zu kurz kommt. Der eben genannte Dichter gibt sich in seinen Briefen bieder, brav, ohne Rückhalt, neidlos, mit Freude erfüllt über das, was andern gelingt, ebenfalls sangesfroh, bereit, Winke anzunehmen, wie zu ertheilen, anspruchslos, aufrichtig auch in der Kritik, freimüthig in Privat- und öffentlichen Angelegenheiten. In den aus Zeitschriften herübergenommenen Aufsätzen Uhland's finden wir einen ganz eigenthümlichen Humor. Seine Briefe sagen oft mit Einer Wendung sehr viel. Dennoch erhalten wir den Eindruck, daß Briefschreiben

nicht gerade zu den Lieblingsneigungen Uhland's gehörte. Der allezeit Briefslustige in dieser Sammlung, originell und ergötzlich, ob er ausführlich ist oder nur einige Zeilen sendet, der, ungeachtet Wehmuth und Melancholie Grundtöne seines Wesens sind, unerschöpflich an reizenden Einfällen und köstlichem Humor ist, dessen Briefe wir während der Lektüre kaum erwarten können, ist Justinus Kerner.

Die Mittheilungen des ersten Bandes beginnen im Jahre 1807. Uhland und Mayer haben eben ihre Universitätsstudien beendigt. Uhland lebte in Tübingen, Mayer in Kochendorf. Wir wissen unserm Autor besondern Dank, daß er ein Schreiben vorausschickt, welches von einem Oberamtmann Clavel kommt. Man hat den frühern Deutschen den Vorwurf gemacht, daß sie über Literatur alles andere vernachlässigten und es nach der Seite der Oeffentlichkeit hin an dem rechten Freimuth fehlen ließen. Sehr mit Unrecht. Unsere classische Literatur hat edelm Freisinn überall vorgearbeitet, ist selbst von ihm erfüllt gewesen und es haben sich früh schon Tüchtige in allen Ständen daran weiter gebildet. Jenes Schreiben gibt davon Zeugniß. Es folgen nun gleich zwei Briefe Uhland's. Ein echtes Dichtergemüth schließt sich hier auf, wie es die Natur feiert und auch den Freund daran theilnehmen läßt. Wie reich der Wechsel der Ein- und Ausgehenden ist, kündigt sich bereits an, indem Kerner, Haug, Werner (F. L. Zacharias) genannt werden. Ueberhaupt ist es charakteristisch, und es möge unsern Lesern zu weiterm Anreiz dienen, daß sich in beiden Bänden die verschiedenartigsten Männer und Frauen unserer frühern und neuern Literatur wie in einer Walhalla oder in einem Pantheon zusammenfinden. Außer den eben Erwähnten nennen wir unter andern: Goethe, Schiller, Jean Paul, Hölderlin, Tieck, Eschenmayer, Görres, Varnhagen von Ense, Achim von Arnim, Schwab, Mörike, Madame Herz, Helmina von Chézy, Therese Huber, Rosa Varnhagen, David Assing, Neander, E. M. Arndt, David Strauß, Rückert, Nikolaus Lenau, Geibel.

Von Einfluß auf die spätere Zeit ist es gewiß gewesen, daß das damalige „Sonntagsblatt" mit dem stuttgarter „Morgenblatt" in Rivalität und sogar in einigen Kampf trat. Die unter uns Heutigen sehr zahlreichen Feinde aller Romantik werden mit Aufmerksamkeit lesen, wie diese in jenem Organe in Schutz genommen wird. Und so bietet auch alles Weitere durch Dichtung, Geselligkeit und Reisebericht viel Abwechselung. Wie sehr Uhland oft darunter litt, daß eine gewisse Flauheit des äußern Lebens sich ihm kundgab, und wie er es für unumgänglich erforderlich hielt, daß der Dichter auch von außen her Anregung erhalte, entnimmt man einem Briefe aus Tübingen im September 1809. Er sagt:

Von meiner Lage mag ich dir nicht schreiben, da ich gerade nicht in der rechten Stimmung bin; wär' ich in dieser, so würde meine Tinte der Galläpfel entbehren können. Ich wende mich oft weniger aus Lust und Drang, als um mich aus den Bedrängnissen zu flüchten, zur Poesie. Die Resultate mögen aber auch danach sein. Es ist vielleicht nicht so übel, wenn der Dichter in seinem Innern etwas zerfällt und ihm das jugendliche Schwelgen in Gefühlen und Reflexionen vergeht, damit er mehr das Aeußere, das Leben ergreife, aber dann muß auch ein Aeußeres, ein Leben da sein und vor allem muß er selbst ein Dichter sein.

Womit er freilich alles in allem feststellen will; Inneres und Aeußeres müssen sich gegenseitig in die Hand arbeiten, und weder hier noch dort dürfe die Schalheit platzgreifen, auf daß der Dichter nicht um sein Element komme.

Wir gelangen nunmehr zu einem der eigenartigsten, für uns anziehendsten Abschnitte des Werks, welcher die Ueberschrift trägt: „Aus J. Kerner's hamburgischen Briefen an L. Uhland." Wir bedauern unsererseits sehr, daß nicht alle Briefe Kerner's uns in Aussicht stehen, und daß auch selbst die aus Hamburg uns hier nicht vollständig mitgetheilt werden. Wir könnten nie davon genug bekommen, ein so eigenthümlicher Duft schwebt über allen, in einer so liebreizenden Sprache läßt Kerner sich vernehmen, die voller Naivetät und Musik ist, und den Dichter in jeder Wendung offenbart. Die ärztliche Praxis des Mannes, die er mit pflichttreuester Emsigkeit und Sorgfalt übt, thut dem lebhaftesten Phantasiespiel, den drolligsten Einfällen, den tiefsten Anempfindungen und Gefühlen so wenig Eintrag, daß sie diese als ihren Gegenpol vielmehr noch begünstigt. Mitten im harmlosesten Briefstil gewinnt der Dichter so sehr die Oberhand, daß es zu Versen und Reimen aufschießt, ohne daß der durch sich selbst Ueberraschte solche besonders absetzt. So schreibt er an Uhland (S. 139):

Weine trinkt man hier (in Hamburg) blos französische, besonders rothe. Ach, die sind lange nicht so herzlich, wie unser Neckarwein, nach dem mich, so oft ich ein Glas klingeln höre, ein Sehnen anwandelt wie den Schweizer nach seinen Bergen, wenn er das Alphorn hört. Hätt' ich vom Neckarthale Jetzt deutschen Liederwein, Aus mächtigem Pokale Müßt' jetzt getrunken sein. Tränk' ach so gern! zur Stelle Zwei lieben Herzen zu, Weh! bin so fern der Quelle, O Theurer, trinke du!.... Fleug über Berg und Au Zur alten Stadt der Lieder Durch's wolkenlose Blau. Dort eine Lilie stehet, In Trauern halb entlaubt, Von Thränen still besäet, Senkt sie das müde Haupt. O trink' von Herzensgrunde Ihr zu den edeln Wein, Daß sie mit mir gesunde Von treuer Liebe Pein! Es ist mir recht, als hätte ich Flügel gehabt, die mir nun abgeschnitten, als wär mir was aus dem Leben genommen; es fehlt mir so ganz was.

Es ist in dieser Kerner'schen Weise alles melodiös und traumwandlerisch und doch sicher, bis auf jeden schwäbisch-rheinländischen Auslaut der Sprache und das kleine, eigenthümlich wiederkehrende „als", womit er sorglich hervorhebt, z. B. wenn er schreibt:

Varnhagen ist nun in Wien, hergestellt von seinen Wunden, jedoch noch hinkend. Wer hätte das geglaubt, als wir auf der lustnauer Chaussee als mit ihm umherspazierten! Doch hatte ich schon eine Ahnung: denn ich nannte ihn ja als Herr Hauptmann! Varnhagen ist nun voll Frohsinns. Sein Gemüth, das vorher so niedergeschlagen, sei nun ganz erheitert, schreibt er. Ich ergreife bei Gott zuletzt dies Mittel auch noch, lieber, als daß ich nach Ludwigsburg in die Langeweile sitze. Hier befinden sich Werber für ein Regiment in Spanien, ich brauche nur dorthin zu gehen.

Kerner verkehrt in Hamburg viel mit Rosa Maria Varnhagen. Sie ist sein liebster Umgang. Es reflectiren sich in das Buch und in die Briefe hinein die feelen-

vollsten Gespräche, die sie miteinander führen. Es gibt einen wunderbaren Schmelz, wie die Erinnerung an die einst so süße Idylle des Schwabenlandes mit der nicht minder frischen aber pikantern Atmosphäre einer seemännischen Welt sich verbindet, und doch flüchtet man sich auch hier besonders gern in die vertrauliche Stille, in ein verschwiegenes Gärtchen, um ideelle Interessen auszutauschen. Wir finden hier und im Folgenden schon immer den ganzen Kerner, wie er sich auch in der Literatur später so treuherzig gegeben hat. Gewissenhafteste Krankenpflege, Wohlthun, wo sich irgend Gelegenheit bietet, das Lyrische vom reinsten Gehalt des Inhalts und der Form, Sinnigkeit, Phantasie mit einer immer noch berechtigten Phantastik, kühner Humor, der seine Lebenslust oft aus düsterster Melancholie hell aufschlagen läßt, geisterhafte Anwandlungen bis auf Geisterwesen selbst und stetes Ahnen einer umnachteten Zukunft für diese Erde: sie folgen aufeinander und gehen oft sogar einträchtig beisammen. Dabei enthält sich Kerner, wo es ihm darum zu thun ist, uns eine Oertlichkeit und Situation genau vorzuführen, aller Ausschmückung, weiß jedoch das Einfache des Gegenständlichen so lakonisch vorzubringen, ohne seine Maultrommel zu vergessen — als wäre sie das Attribut seiner Geistercitation —, daß wir vollständig unterrichtet und mannichfaltig unterhalten werden.

So schreibt er ferner an Uhland aus Hamburg vom Jahre 1809:

Gestern war mein Geburtstag. Ich konnte ihn nicht schöner feiern, als zu Rosa zu gehen; es hätte wol auch kein Mensch hier mehr Antheil genommen als Rosa. Sie sagte mir bisher kein Wort, daß sie die Guitarre spiele, um so angenehmer war mir die Ueberraschung, als sie mir jetzt spielte und sang. Sie hat mir eine Haarschnur mit einem goldenen Schlößchen zum Geschenk gemacht. Es freut mich recht herzlich, da es mir ein Beweis ist, daß ich ihr nicht fremd bin. Ich zeigte ihr dein Bild und sie hat es bei einer halben Stunde betrachtet.

Erwägt man, wie damals schon Kochendorf und Stuttgart und Tübingen und Hamburg und Berlin literarisch zusammenrücken, sich heiter verständigen, sich lustig ergehen, in Leid und Freud zusammenhalten, einander ergänzen, fördern, ermuntern, gemeinsam Früchte ernten, und sich in einem so universellen Culturleben als Deutsche, als Schwestern und Brüder eines und desselben großartig gediegenen Nationalwesens erkennen und lieben, um alle Menschen zuletzt für solchen Bund zu gewinnen, so kann man sich nicht der Vorstellung erwehren, was erst für Folgen daraus entstehen würden, wenn auch noch außerhalb der Literatur eine derartige Vereinigung zu Stande käme, wenn der Norden und der Süden Deutschlands einander so zu Gunsten nicht blos dichteten, sondern auch dächten und handelten, und alle Kräfte so auf das große Bildungswerk gerichtet würden, um es immer rüstiger zu vollenden. Ungeachtet seiner geisterhaft lyrischen Sonderlingsnatur wußte Kerner in die abweichendsten Naturen sich zu schicken, mit den verschiedenartigsten Menschen, die ihn selbst gern sahen und hörten, zu verkehren, obwol ihn natürlich Hervorragende in der Gesellschaft besonders anzogen. Auch Frau Herz gehörte zu diesen. Ohne Zweifel ist sie dieselbe, die in Berlin auch Schleiermacher so sehr für sich einnahm. Kerner erzählt:

Es ist sonderbar, daß ich nun auch nirgends mehr hinkomme als in Judenhäuser. Julius ist Jude, Neander, Oppenheimer, wo Rosa und Madame Herz. Von dieser Madame Herz habe ich dir noch nichts erzählt. Bei ihr war Varnhagen Hofmeister und sie eins der liebenswürdigsten Weiber, die ich kenne. Es ist ganz, wie wenn von ihrer Stirne ein Wohlwollen in einen überströmte, wenn man bei ihr ist. Ihre Augen sind voll Seele, ja, sie ist ein recht liebes Weib, der Rosa beste Freundin. Ich war schon einmal bei ihr auf ihrem Landhause in Wandsbeck, kürzlich aber in ihrem Hause hier. So geschmackvoll, so edel und groß sah ich noch kein Haus eingerichtet, wie das ihrige! Der Bediente, nachdem er mich bei ihr angemeldet, führte mich durch einen langen Vorsaal, der mit schönen Teppichen belegt war, die breite Treppe hinauf. Die war mit Orangen und andern duftenden Gewächsen in Töpfen verziert und sah man auf ihr in einen schönen Garten voll lieblicher Gänge. Der Bediente öffnete mir die Flügel einer Thüre und da trat ich in ein Zimmer mit Nischen, in denen Figuren von Gips stunden. An den Wänden umher, die grün sahen, hingen Gemälde nach Shakspeare. Von der Mitte der Decke des Zimmers hing eine einfache Lampe von Krystall, in der ein Licht brannte. Der Bediente vertheilte bald mehrere Lichter im Zimmer, und die Frau kam aus einer Nebenthüre, empfing mich recht freundschaftlich, hieß mich zu sich auf dem Sofa niedersitzen und wir sprachen lange recht vergnügt miteinander. Ihr war mein Maultrommelspiel bekannt, und bat sie mich, mich hören zu lassen. Ich äußerte ihr den Wunsch, in einem dunklern Zimmer zu spielen, da öffnete sie das Nebenzimmer, und da meint' ich, es schiene mir der Mond entgegen, war es aber ein Licht, das in einer großen chinesischen Urne brannte. Ich spielte ihr und sie sagte nachher: „Dies Eisen that gar nichts zur Sache, die Töne strömten alle aus Ihnen."

Gewiß, auch das Kleinste ist charakteristisch, jede Neigung, Beschäftigung, Geschicklichkeit, Virtuosität mehr zur Erholung, zur Abschweifung neben den Hauptleistungen eigenthümlicher Geister; jede wirft auf das Naturell ein ganz apartes Streiflicht. So waren die Töne der Maultrommel das Kerner durchs Leben geleitende Signal, einer unsichtbaren Welt gedenk zu sein, deren Warte der Thurm zu Weinsberg war, deren Phänomene Kerner auch in jenen aus Tinte geklecksten Bildern zu Papier brachte, in welchen er ebenfalls als Meister sich zeigte, wie in den Humoresken des Schattenspielers Lux. Aehnlich, wie es bei Varnhagen mit dem eigensten Naturell in Verbindung stand, daß er mit derselben Nettigkeit und zierlichen Sauberkeit ganze Landschaften in Papier ausschnitt, welche er seinem Stil, sogar seiner Handschrift zu geben wußte.

Die vielen, über alle civilisirten Länder hin verstreuten Freunde Neander's, des ausgezeichneten Kirchenhistorikers, der auch als Mensch so eigenthümlich und liebenswürdig war, werden für ihren Liebling in dem vorliegenden Werke manche Ausbeute finden, bis auf des Mannes Mutter und Schwestern, zuerst in Hamburg, dann auch in Nachrichten von andern Orten aus. Karl Mayer läßt sich in seinen „Reisebekanntschaften" aus Hamburg also vernehmen:

Am vertrautesten bin ich mit Neander, seiner Mutter und seinen Schwestern, sämmtlich trefflichen Menschen, geworden. Nirgends in diesem Leben einen festen Fuß fassend oder nirgends recht behaglich, als wo er Spuren des Ewigen antrifft, ist Neander tiefdenkend und philosophisch mehr als poetisch

und phantasirend (doch natürlich nichts weniger als im schlechtern Sinne prosaisch); durchdrungen von Religion (wie er denn mit wahrer Liebe von der jüdischen zur christlichen überging), vom redlichsten Herzen, dabei von erstaunlicher Kenntniß des Alterthums und großer Fähigkeit, das Hohe, habe er es wo immer gefunden, erfreulich und überraschend zusammenzustellen. Ich bin alle Abende mit ihm spazieren gegangen, sein Umgang war mir erquickend und stärkend und auch wegen der Liebe erfreulich, die er bald zu mir gefaßt hatte. Das Abendbrot habe ich gewöhnlich bei ihm genommen, wo dann im Cirkel seiner sehr gebildeten Mutter und Schwestern eine sehr gemüthliche Fröhlichkeit herrschte.

Je weiter wir in unserm Buche vordringen, desto unentbehrlicher und vielsagender wird uns auch unser Führer. Karl Mayer ist in allen diesen Darstellungen unterrichtend, er weiß seinen Stoff stets mit Geist zu verarbeiten, ohne sich vorzudrängen. Ueberaus thätig auch als Beamter und zwar praktischer Jurist, bei oft unterbrochener Gesundheit, mit einem sogar bedenklich leidenden Körper, weiß er durch Energie des Willens, durch Umgang mit der Natur, unter angreifenden Fußwanderungen sich stets wieder aufzuhelfen, und wo auch manches ihm versagt, verläßt ihn doch nie die Sangeslust, wie er uns denn mit manch anmuthigen Spenden seiner Muse auf dem Wege erfrischt. Am vortrefflichsten erscheint er uns in seinen kleinen Naturbildern. Und er hat darin seinem innersten Genius lobenswerth Folge geleistet, daß er sich nie hat irre machen lassen, solch Miniaturdichten fortzusetzen. Möchten doch die Bedenklichen auch bedenken, daß es nirgends eines gewaltigen, eine ganze Wand einnehmenden Rahmens bedarf, um uns die Unendlichkeit zur Anschauung zu bringen. Auch diese Mayer'schen Naturbildchen beweisen diese Wahrheit. Aus dem endlosen Meere der Erscheinungen, die dem Gesetz nach immer sich gleich bleiben, dennoch im Wechsel, im Außer- und Nacheinander stets neu und unerschöpflich sind, fängt unser Dichter Tropfen auf Tropfen auf, aber jeder Tropfen spiegelt das Ganze ab und gibt Einzigkeiten wie Analogien kund. Mayer bringt die Natur, indem er sie belauscht, zu dem heimlichsten Geständniß, gewinnt so aber auch das Verständniß vieler ihrer tiefsten und höchsten Mysterien. Es ist übrigens sehr begreiflich, daß gerade der in seinem Element auch wieder so einzige Nikolaus Lenau an dergleichen Kleinbildern in ihrer allgenugsamen Einfriedigung Ausstellungen machte, da es seine Melancholien erheischten, mehr zu Worte zu kommen, den Trauerflor über die Natur lang hinwehen zu lassen. Beide Dichter haben recht, jeder in seiner Art.

Unter den Reisebekanntschaften fesselt uns besonders der Besuch bei Jean Paul. Nur den Wunsch können wir nicht unterdrücken, der Verfasser hätte uns mehr noch aus der Unterredung mit dem Unvergeßlichen mitgetheilt. Was er uns gibt, ist im höchsten Grade interessant, alles und jedes ist bedeutend, was auch hier aus dem Munde des herrlichen, mit keinem andern zu vergleichenden Humoristen, eines der bewunderungswürdigsten Männer aller Zeiten kommt. So beruht es bei Jean Paul auf ganz richtiger Beobachtung unserer modernen Generation und deren unbewußtem Behagen an Selbstquälerei, wenn er äußert: „Alle jungen Leute pflegen sich für brustkrank zu halten." Ebenso schon etwas früher im Gespräch: „Man könne nicht sagen, wo die Deutschheit ihren Sitz habe." Gegenwärtig, wie die Zeiten immer schneller gehen, darf man schon feststellen: in Europa, Amerika, Asien, Australien, Afrika, ja, wenn man die Allseitigkeit deutscher Bildung erwägt, man wird bald für bloße Welttheile ein umfassenderes Wort brauchen müssen. So auch ist es äußerst bedeutsam, daß Jean Paul im Reiseleben die kleinern Siedeleien des Menschendaseins, in welchen man doch stets noch etwas von Urzuständen streift, an denen freilich unsere Eisenbahnfahrten vorbeisausen, sorglichst beachtet haben will, er, der allerdings Zeit seines Lebens und auf seinem hohen Standpunkt als Dichter, Philosoph und Menschenkenner in allen seinen Schriften diese kleinsten Asyle immerdar im Auge behielt. Wenn es zur Sprache kommt, daß Goethe „kalt aus Italien gekommen sei", so ist letzterer Umstand wol daraus zu erklären, daß Goethe ohne Zweifel anfangs der Contrast zwischen Sonne und Nebeln stark auf die Brust fiel, daß er sich in sich selbst erst wieder zurechtrücken mußte, um dann in Deutschland auch Italien wahrhaft zu haben. Durch eine Frau Doctorin Seebeck erhalten wir S. 168 fg. über Jean Paul, Goethe und Schiller fernere Mittheilungen; so Goethe's Wort: „Ach! daß mein Schiller noch lebte, damit ich jemand hätte, der mich verstände." — Inzwischen war Uhland nach Paris gereist.

Was uns S. 175 über Hölderlin mitgetheilt wird, ist ergreifend, darunter befindet sich auch einiges noch Unbekannte von Gedichten aus der Periode des Wahnsinns. Man liest aus ihnen heraus, stets will der Unglückliche sich wieder emporwinden aus den Abgründen, in denen er haust; in einzelnen Versen hat er sich auch wirklich ans Licht gekämpft, wir verstehen ihn, freuen uns mit ihm an den Gestalten der Welt; nun ist er aufs neue zurückgesunken, wir vernehmen nur noch einen dumpfen Laut aus nächtlicher Tiefe, es könnte in dem Tone so etwas von Sinn sein, doch — fassen wir es nicht, und uns wird unheimlich zu Muthe. *)

Uhland fährt fort in seiner biedern, von rastloser Thätigkeit zeugenden Briefweise sich auszusprechen. Auch manches liebliche Gedicht von ihm und andern wird uns vorgelegt. Ferner machen wir eine ganz unerwartete Bekanntschaft, nämlich die mit August Mayer, einem Bruder unsers Autors. Dieser August ist ein wahres Muster von Tüchtigkeit an Gesinnung, Pietät, Ausdauer, Ehrgefühl und Aufgeschlossenheit für alles, was des Geistes ist. Er hat seine Universitätsstudien mit dem besten Erfolg hinter sich, wird aber jetzt dem Militär einverleibt, um den Kriegszug der Franzosen nach Rußland mitzumachen. Unter der Ueberschrift: „August Mayer's Briefe aus dem Felde", deren erster „Wulfingen bei Jagstberg, 13. März 1812", der letzte „Moskau, 17. September" datirt ist

*) Ueber Hölderlin's außerordentliche Bedeutung sind die Acten der Literatur noch keineswegs geschlossen. Man vgl. „Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart. Von Alexander Jung" (Stuttgart, Cotta, 1848).

eröffnet sich uns eine der gehaltvollsten, frischesten und mannichfaltigsten Partien dieses Werks. Wir dürfen es nicht unterlassen, einige Stellen zu citiren. Nie ist ein deutscher Jüngling unverdrossener und wackerer, treuer dem Vaterlande, treuer seinen Verwandten, Freunden und Bekannten in der Nähe wie in der Ferne gewesen. Der Marsch ist mit den stärksten Beschwerden verbunden. Mitten unter allen Strapazen aber ist der junge Soldat im Dienste pflichtbeflissen, zur Aufmunterung seiner Kameraden, zur Genugthuung seiner Vorgesetzten; wo er dabei nur irgend Gelegenheit hat, ist er eifrigst bemüht, seine Kenntnisse zu erweitern, sich an der Natur zu erheben, am Schönen zu veredeln; so, wo er unterwegs ein Buch, auf einem Dorfe ein Klavier findet, nun vollends in der Stadt, wo er alsbald aufsucht, was der Seele Nahrung und Erquickung zu bereiten vermag. Unermüdet gibt er den Seinigen Bescheid. Dabei gehen Briefe, die er absendet, höchst unsicher, nicht minder die ihm zugedachten; ein ganzes Packet, welches die Freunde ihm schicken, gelangt nicht an ihn, kommt wieder zurück, während er nach geistiger Berührung lechzt. Er schreibt an die Aeltern:

Mangel an Gelegenheit, einen Brief auf sichere Art an Sie zu bringen, hinderte mich bisher, meinen eifrigsten Wunsch, Ihnen Nachricht von mir zu geben, zu befriedigen, und auch dieser Brief muß einem Boten mitgegeben werden, der blos zufälligerweise auf die nächste Poststation geht und ihn vielleicht nicht richtig besorgt. Wir marschirten vorgestern von Oehringen ab; ein Theil der Compagnie kam nach Kappel, und ich mit einem Detachement meines Unterlieutenants eine Stunde weiter nach Baiersbach. Ich war im Begriff, ein schlechtes Quartier zu bekommen, als mich mein Lieutenant rufen ließ, um ihm Gesellschaft zu leisten und an seinem Quartier theilzunehmen, wobei ich mich recht wohl befand. Der gute Mensch hatte Langeweile und ich mußte daher stets um ihn sein, Quartiere visitiren u. dgl., wobei ich zu nichts kommen konnte, ob ich gleich über einen halben Tag Zeit hatte. Am Abend ließ er Musikanten holen und gab den Soldaten einen Tanz, der bis 12 währte; hierauf legten wir uns auf unser Stroh und schliefen bei einer Nachtmusik von Gassenhauern recht sanft ein.

Und in einem andern Briefe:

Ich wurde heute, wiewol auf der Wache, von Oberst Bauer zum Essen gezogen, wie auch schon öfters von meinem Hauptmann. Diese Leute sind sehr gut gegen mich; der Hauptmann macht mich auf dem Marsch zu seinem Gesellschafter. Ich bin matt und stumpf und möchte mich am liebsten hinlegen und mich an meine schönern, glücklichern Tage erinnern. Damals umgab mich ein weiches Leben, von Poesie, Musik und Liebe gebildet, und ich sah hin auf eine goldene Zukunft. Rauh und scharf ist nun, was um mich ist, und fordert gröbere Kräfte, sich selbst darin zu behaupten. Da ist ein sanftes Gefühl lächerlich, und weiche Pflege ein Verbrechen. Auch so ist mir's angemessen, nämlich nach der Art, wie ich jetzt denke. Ich achte das Leben der Menschen für wenig, und mein eigenes für nichts. Dies tröstet und stärkt mich bei dem Elend, das der Krieg verbreitet, und gibt mir Muth, es verbreiten und ertragen zu helfen. Wie ein leiser Traum begleitet mich die Erinnerung, kann sich nur schwach in seltenen Augenblicken emporarbeiten. Ich denke nichts, sinne nichts und wünsche mir jede Strapaze stärker, um mich an ihr zu erproben. Ich wünschte, ich könnte mich, wie einst die Alten, für das allgemeine Beste durch eine schöne That aufopfern, und doch wär' es bei mir kein Verdienst, denn die edle That wäre mir weniger werth als mein eigener Untergang. Hätte ich nur Musik, aber meine Finger werden steif, ich habe weder Gelegenheit, noch Lust, sie zu üben. Nur die ewig große Natur kann mich versöhnen mit mir und den Menschen und ich möchte am liebsten in Wäldern leben als Einsiedler.

August Mayer's letzter Brief an die Aeltern schließt mit den Worten:

Verleben Sie diesen Winter in der beneidenswerthen Zutraulichkeit, die Sturm und Kälte im Innern der Häuser erzeugen; ich habe ebenfalls Hoffnung, wieder zwischen vier Mauern zu kommen, da wir morgen in Moskau Quartiere beziehen. Indem ich die lieben Geschwister und unsere Freunde umarme und grüße, wünsche ich Ihnen allen Segen in dem neuen Jahre, das bei Ankunft dieser Worte schon begonnen haben wird. (Wohl zu merken, geschrieben den 17. September!) Leben Sie recht wohl und vergnügt, beste Aeltern.

Und dennoch, herbes Geschick! so weit gediehen, sollte der Treffliche seine deutsche Heimat nicht wiedersehen. Nach dem Ueberschreiten der Beresina scheint er ein Opfer der Kälte geworden zu sein. Hat man in dem Werke alle seine köstlichen Briefe gelesen und ihn bleibend lieb gewonnen, so wird man zu einer Winternänie gestimmt, welche allein der russische Volksgesang mit seinen tief ergreifenden Molltönen würdig accompagniren könnte, da es die Leichenfeier eines Feindes beträfe, der zur Feindschaft durch Frankreich nur gezwungen worden war. Jene Nänie findet denn auch ihren Ausdruck in Mayer, dem Bruder, und in Kerner, dem zärtlichsten Freunde, welches Todtenfestes erhabenes Finale dann eine Stelle aus Shakspeare ist.

Der zweite Band des Werks steht dem ersten in keiner Weise nach, was Mannichfaltigkeit des Inhalts und ganz besonders anziehende Partien betrifft. Zu den letztern zählen wir alles, was von Uhland und Karl Mayer in fortgesetzter Sangeslust, wie aus Reiseerlebnissen uns gespendet wird, die Sendungen Kerner's, der sich bis zum letzten Augenblick gleichbleibt an echtem Dichternaturell, an neckischen Wendungen, lieblichen Humoresken, momentaner Ausgelassenheit in halbem Verzweifeln, in Heiterkeit und Stärke des Duldens und unermüdeten Handelns, ungeachtet sein Augenlicht stets mehr dahinschwindet. Ferner gehören dahin alle politischen Berathungen, Verhandlungen in Ansehung der Verfassungsfragen, Vorgänge, die bald über das Würtembergische hinausreichen, bis in die Paulskirche in Frankfurt a. M. und über ganz Deutschland hin sich erstrecken, und hier überall den Charakter edelster Freimüthigkeit zu erkennen geben, der von heiligsten Ueberzeugungen nicht weichen kann, von allem kleinlichen Markten, von allem elenden Coterie- und Cliquengetriebe sich aber auch fern hält. Endlich gehört zu den hervorglänzenden Mittheilungen dieses Bandes auch noch alles und jedes, was aus Briefen von Eduard Mörike, mit dem Beginn der vierziger Jahre, wie auch aus späterer Zeit kommt, sowie ein Schreiben Eschenmayer's 1849, ein Brief Ludwig Tieck's und schließlich die sehr zu beachtende Beilage unsers Autors: „Ueber kurze Gedichtgattungen."

Auszeichnung verdient sogleich am Anfange, was General von Scharffenstein, Freund Schiller's, an Mayer

über den eben erschienenen Almanach schreibt, vom 24. Juni 1813. Jede Wendung beweist auch den geistigen Adel des Mannes, wie gediegen ausgeprägt, heldenhaft gerade sein Wesen ist:

Ich danke Ihnen recht herzlich für das mir überschickte Buch. Ich habe bisjetzt nur darin geblättert, aber ohne weiteres hat es weit mehr wahre Poesie, als die meisten Productionen der Art, die mir dann und wann zu Gesicht kamen. Mein altes Herz hat hierin eine Wünschelruthe behalten, die richtiger als je und ohne zu fackeln deutet. Ich finde die meisten Verfasser durch einen eigenen Geist verwandt, es ist jener hehre Geist, der unser innerstes ahnendes Leben aufregt, ein wohlthuendes Asyl in dieser eisernen Gegenwart. Die Erinnerung an Ihren Bruder hat mir nasse Augen gemacht. Es verdorrte dort so vieles gemeines Gras. Ach diese edle herrliche Pflanze! Doch vielleicht hat August sein rechtes Vaterland gefunden und bedauert uns.

Gewiß, wo ein Held solche Sprache führt, da merkt man, daß er mit unserm Schiller verkehrt hat und das Reich der Ideale kennt.

Briefe Sulpiz Boisserée's und August Neander's erfreuen uns nicht minder. Bei Neander heißt es unter anderm:

Auf meiner Reise hierher (Berlin) über Nürnberg, Eger, Karlsbad, Dresden lernte ich manche schöne Gegend Deutschlands kennen, nur daß ich überall kurz verweilen mußte. Das alte reichsstädtische Nürnberg machte auf mich, wie ich glaube auf dich, einen erfreulichen Eindruck; ich lernte nur Hegel kennen, der mir sehr gefiel, Schubert war abwesend. Meine Familie, besonders meine ältere furchtsame Schwester, fanden auf dieser Reise die Schrecknisse nicht, die man ihnen im voraus geschildert hatte. Desto größer war ihre Angst und Unruhe während der nahen drohenden Ereignisse (1813), welche die Vorsehung so schön abgewandt, von denen du weißt; es ist das Unangenehmste in solchen Zeiten und Lagen mit Weibern zu sein; als vor dem Waffenstillstande hier der Landsturm gebildet wurde und nach dem Gesetze jeder Staatsbürger demselben sich zugesellen sollte, ließen sie mir keine Ruhe, bis ich mich, was mir in dem Augenblick natürlich unangenehm war, eximiren lassen. Man sah hier viel Schönes bei dem Volke, viel Tragisches, auch manches Komische. Im Sommer las ich ein Collegium zuletzt für zwei, einen Ausländer und einen körperlich Schwachen; alles war, wie sich denken läßt, gestört.

Unser Uhland ist weiterhin in Stuttgart (1814) auch als Advocat thätig, wobei er allerdings nicht das Ausreichende für seine innersten Anliegen finden mochte, daher er auch stets wieder kleine Abstecher auf den Musenberg machte und nie ohne Gewinn zurückkam. Die Poesien theilte er sofort dem Freunde mit, der seinerseits ebenfalls nichts unterließ, sodaß die Sendungen sich kreuzten. Nun beobachteten die andern Genossen es auch so. Wir werden daher mit einem reichen Segen des Musenbergwerks und -Gartens bestens bedacht, sodaß wir unter der Lektüre dieser anmuthigen Briefunterhaltungen auch noch mit artigen, seltenen Steinchen, die poetisch gefaßt sind, sowie mit Blumen und Blümchen ausdrücklich beschenkt werden. Kurz, wo man nur irgend Zeit abmüßigen kann, liegen diese treugesinnten Sangesbrüder und -Schwestern dem Dichtercultus ob. Ein ganz eigenthümliches Ferment brachte, wie es scheint, Nikolaus Lenau in diesen Kreis. Wir haben es schon einmal angedeutet, er konnte sich namentlich in diese Klein- und Feinmalerei des großen Naturlebens nicht recht hineinversetzen. Er ging damals mit einer Reise nach Amerika um, die er bekanntlich auch ausführte, ohne durch die Neue Welt befriedigt zu werden. Auch erregte er schon jetzt in der Uhland-Gemeinschaft manch ernste Besorgnisse für seine Gemüthsverfassung. Man hatte leider nur zu richtig geahnt. Kerner besaß für dergleichen gewiß die seltenste Spürkraft, die schärfste Seelensonde.

Weiterhin theilt unser Autor die obenerwähnten Stellen aus Briefen Eduard Mörike's mit, wahre Kleinodien unter all den übrigen Spenden. Es ist wol nur ein Urtheil darüber unter solchen, die wirklich Kenner poetischer Schöpfungen sind, daß Mörike ein origineller, ausgezeichneter Dichter ist, wenngleich die Menge noch wenig von ihm wissen mag. Hier aber bestätigt sich doch auch wieder die Erfahrung, daß der Dichter sich am besten auf den Dichter versteht. Ob immerhin Karl Mayer in seinen sinnreichen, auf tiefer Anschauung beruhenden Naturbildern noch lange nicht genug gewürdigt sein mag, die Anerkennung, welche er von dem Verfasser des „Maler Nolten" erfährt, wird ihn über jedes Vermissen von seiten anderer erheben. Man sollte gar nicht glauben, wie wenige selbst unter den sogenannten Gebildeten eigenes und noch dazu gehaltvolles Urtheil in Sachen des Geschmacks haben. Die meisten sprechen Urtheile nach, oft sogar solche, die durchaus leer sind. Nirgends wimmelt es so von Phrasen und Gemeinplätzen als in der Kritik. Die obigen Briefe Mörike's offenbaren nicht blos den Dichter, sondern auch den Mann von reifster, feinster Bildung, der, unabhängig von andern, sicher und klar in sich selbst ist. Auch die Sprache ist gediegen und nicht im entferntesten gesucht. Wie eigenthümlich und feinfühlig weiß er sich das Wesen und die Form kleiner Gedichte, zarter Naturbildchen, wie besonders die Mayer'schen, in den rechten Lichtpunkt zu bringen, sich in ihre stille, traulich beschlossene Welt hineinzuversetzen! Mörike schreibt an Mayer:

Einer der wesentlichsten Reize Ihrer Gedichte besteht meines Erachtens in ihrer engen Begrenzung. Dies hat seinen allgemeinen, nicht schwer zu entwickelnden Grund. Es ist jedoch dabei auch einiges Besondere zu bemerken. Unzähligemal wird nämlich ein Gegenstand, der sonst als mehr oder weniger subordinirtes Glied ein Ganzes bilden hilft, isolirt und alles Licht auf ihn gesammelt, er wird uns unversehens ganz nahe gerückt, daß wir aufs angenehmste frappirt sind. Dies rasche, gleichsam extemporirte Hervorheben erweckt zugleich beim Leser den Begriff des Kühnen (in Bezug auf den Dichter). Jedenfalls ist der Ausdruck allenthalben von ungemeiner Keckheit. Sie wissen auch das Spitzigste sicher zu treffen. Man ist überrascht, gewisse Dinge, die man aus eigener Erfahrung in ihrer ganzen süßen Eigenheit auszusprechen vielleicht den Muth, den rechten Ansatz nicht gehabt hat, hier auf einmal, in wenigen Worten, krystallenhell und scharfkantig ausgedrückt und auf ewig festgehalten zu sehen, wobei sich auch wol einer bei Gelegenheit in allem Ernste Glück wünscht, wenn er sich von der Versuchung, dies oder jenes einmal recht charakteristisch abgesondert darzustellen, nunmehr durch fremde Satisfaction wie von einer alten Schuld vollkommen und für immerdar entbunden fühlt. Sie werden das curios finden, doch ist es wirklich so, ich kann's von mir versichern.

Dies Urtheil ist bedeutend und von schwerem Gewicht in jedem Wort. Aus solchem Urtheil, auch aus der Weise, wie hier Lob ertheilt wird, lernt urtheilen, schätzen,

eindringen, begründen, aufmuntern, euch neidlos mitfreuen an dem Gelungenen, ihr Beurtheiler aufs gerathewohl, die ihr so gern aburtheilt, unterschätzt, obenhin lest, unmotivirt laßt, abschreckt, gehässig herummäkelt und wunder glaubt, wie aufs Classische bedacht und vornehm ihr gewesen seid, während ihr euere Unfähigkeit nur beweist, wenn nicht gar euere Misgunst.

Wir verdenken es unserm Autor keinen Augenblick, daß er jenes geistreiche, höchst gebildete und, was die Hauptsache ist, richtige Urtheil Mörike's über seine Gedichte in obigem Werke abdrucken ließ, er war es andern und sich selbst schuldig bei der immer noch weitreichenden Stumpfheit und Barbarei in Angelegenheiten des Geschmacks. Der gebildete Leser wird mit großem Wohlgefallen und zu ausgesuchter Unterhaltung die weitern Urtheile jenes vortrefflichen Mannes in der angegebenen Beziehung im zweiten Bande verfolgen und nur das Wenige der dort abgedruckten Stellen bedauern.

Im Folgenden gibt Mörike dem Freunde auch seinerseits ein liebliches Naturbildchen, welches uns zugleich einen Blick in seinen Wohnsitz gewährt:

Damit Sie auch wissen, wie es jetzt um mich her aussieht. Seit drei Monaten bewohne ich ein oberes, bisher nur wenig benutztes Zimmer mit geweißten Wänden, das ich im alterthümlichen Geschmack einrichtete, indem ich allen alten Basel unsers Hauses mit Hülfe meiner Schwester zusammenschleppte. Die Sonne scheint beinahe den ganzen Tag ins Zimmer und liegt so zärtlich auf dem braunen Geräth. Rechts drüben sieht der nahe Berg und Wald herein, wo schon fast sämmtliche Frühlingsstimmen laut geworden sind, und weiter links die offenere Gegend nach Brettach, Langenbeutingen u. s. w. Hier schrieb ich Gegenwärtiges in dem bequemsten Altvaterstuhl, und hier werde ich Ihre nächste Sendung genießen.

Unser Autor (Mayer) übersiedelt sich jetzt nach Tübingen, wo er also das Glück hat, mit Uhland zusammen zu sein. Kerner's fliegende Briefblättchen bleiben nicht aus. Jedes ist duftig. Er klagt über sein Alter. Seine Augen reifen der Blindheit immer mehr entgegen. Bald sieht er nur noch einen lichten Punkt wie den letzten Stern des Himmels, wie die letzte kleine Oeffnung der herrlichen Lichtwelt. Dennoch der Dichter, der zärtliche Freund, der, welcher am wenigsten an sich denkt, aufs besorgteste in den andern lebt, sie sind in ihm unverwüstlich. Man begreift nicht, wie er bei solcher Beschaffenheit seiner Augen noch lesen, schreiben, an der Welt der Objecte sich so kindlich noch freuen kann. Das erstere wird ihm schwer, er weiß es dennoch durchzuführen oder er dictirt auch; das letztere dagegen geht ihm nie aus, und wenn es auch nur der blasse Mond einer Freude ist, die jeden Augenblick in Gefahr steht, von der schwarzen Wolke der Melancholie verzehrt zu werden: er freut sich doch! Durch alle Briefe und Briefchen Kerner's in diesem Werke geht ein süß-schwärmerischer Zug, der nicht von Kerner, dem Geisterseher, sondern von Kerner, dem lyrisch-humoristischen Dichter, dem liebenswürdigsten Menschen kommt, wie auch Shakspeare solchen Zug vielen seiner männlichen und weiblichen Charaktere mitgibt. Er schreibt:

Du kannst denken, wie herzlich es mich erfreut, deine Wünsche erfüllt zu sehen. Das wird auch eine große Freude bei Uhland sein. Nun kannst du in Tübingen wieder mit Uhland in der alten Jugendzeit leben. Du solltest vor dem Zug nach Tübingen auch noch von Heilbronn und der Gegend Abschied nehmen. Das thue! Dann wollen wir auch zu Möhrike. Unaussprechlich freut mich deine Freude. Das glaube! Komme!

Und in einem andern:

O mein Alter! Wir leben als noch und doch ist das Leben zu traurig, besonders, wenn man diesen schönen Frühling nur noch, wie ich, durch einen Schleier der kranken Krystalllinse und durch Thränen sieht. Gott mache es dir ganz anders!

Todesfälle nächster Personen erfolgen.

Die politischen Verhältnisse nehmen nun Uhland und Mayer immer mehr in Anspruch (1848). Auch in dieser Hinsicht werden uns die interessantesten Notizen, Vorgänge mitgetheilt. Wir dürfen hier aus Mangel an Raum auf das Detail nicht eingehen, und müssen auf das Buch selbst verweisen. Nur einiges Wenige. Mit S. 199 datiren sich die Briefe Uhland's und seiner Frau aus Frankfurt. Er ist also Deputirter. Es handelt sich im Weitern um den Verfassungsentwurf. Es heißt in einem Schreiben Uhland's von 29. Juni 1848:

Gestern kamen die Abstimmungen über die provisorische Executivgewalt zu Ende und heute Mittag wird die Wahl des Reichsverwesers vor sich gehen, die mit starker Mehrheit auf den Erzherzog Johann fallen wird.

Dann vom 15. October meldet Uhland's Frau:

Von den hiesigen Verhältnissen ist wenig Gutes zu schreiben; die Parteien stehen sich schroffer als je gegenüber; jede hat sich auch mit Recht über die andere zu beklagen. Die Beschuldigungen der Aufreizung des Volks und dann dagegen der Vorwurf über gewaltsame und reactionäre Maßregeln und Beschlüsse fliegen wie feurige Bälle hin und her, und wer, wie Uhland an beiden unschuldig, dazwischensteht, hat keine beneidenswerthe Lage. Gestern sagte er: wenn mir an einem Tage die Linke recht gründlich entleidet, so wird mir am nächsten Tage die Rechte zum Ekel. Seit den Unruhen hat er sich nun auch von den Abendgesellschaften bei Jacobi zurückgezogen und ist nun, da er auch in keinem Club ist, einsamer als je. Dessenungeachtet dürfen Sie nicht besorgt sein, daß er den Muth verliert oder gar nach Hause desertirt, wie Herr Professor Bruns von Tübingen gehört haben will; dazu kennen Sie und ich seinen kräftigen Geist zu gut. Er wird aushalten, solange es möglich ist.

In eine ganz andere Sphäre versetzt uns ein Brief Eschenmayer's an Kerner vom 18. October 1849. Er ist sehr frisch gehalten und vergegenwärtigt uns aufs lebhafteste die Akademie zu Stuttgart, wo auch der Schreibende seine Ausbildung erhielt. Er gedenkt zunächst zweier Brüder Kerner's, die auch daselbst ihren Studien oblagen. Die gewaltigen Ereignisse in Frankreich (1789—93) spielen in den Bericht herein, außerdem sind es manche recht pikante Dinge, die aus der akademischen Geselligkeit aufs Tapet kommen, Züge, Anekdoten, Kurzweiligkeiten, welche jedes Memoire schmücken würden, sodaß die alten Genossen, die längst dahinschieden, wieder ans Licht treten und die Erinnerung eine reiche Ernte findet. Eschenmayer erzählt:

Du kannst dir leicht denken, welche Sympathie die Wörter Freiheit und Gleichheit, die der „Moniteur" zu einem stereotypen Schilde führte, auf uns unfreie, von Offizieren und Aufsehern bewachten Jünglinge damals wirkten und einen so großen Contrast mit unsern deutschen dynastischen Formen bildeten.

Es folgen sehr ergötzliche Einzelheiten. Weiter heißt es:

In der letzten Epoche (vor Aufhebung des Instituts) sahen wir eine Menge fremder Gäste. Alle Emigranten, die nach Stuttgart kamen, besuchten die Akademie. Alle Besucher kamen in unsern prächtigen Speisesaal, wo 500 Zöglinge bequemen Tischraum fanden. Unsere Ordnung, Reinlichkeit, Uniformirung und militärische Präcision in Schritt und Tritt mußte auf jeden Fremden einen günstigen Eindruck machen. Unter den damaligen hohen Fremden ist mir noch lebhaft erinnerlich der General Dumourier, der, nachdem er mehrere Siege erfochten hatte, der Tyrannei der Umsturzpartei zu entgehen, die französische Fahne verließ; ferner der Graf Artois, der nachmals eingesetzte, aber auch vertriebene Charles X. Schiller kam gleich nach dem Tode des Herzogs aus seiner Verbannung nach Stuttgart und besuchte uns. Wie mag es ihm zu Muthe gewesen sein, die Jugendstätte seiner Bildung noch einmal betreten zu können! Ich sah ihn da zum ersten und letzten mal.

Welch ergiebiger, unerschöpflicher Stoff liegt in diesen und ähnlichen Aufzeichnungen für den künftigen Geschichtschreiber der Literatur und Cultur, wenn er das 18. und 19. Jahrhundert organisch zusammenfaßte, da sie untrennbar zusammengehören, damit man dem Geiste beider, in seinen großartigen literarischen wie socialen Productionen gerecht würde, und sich endlich denn doch überzeugte, daß Idealismus und Realismus auf die Länge ohne Schaden nie getrennt werden dürfen, in den ausgezeichneten Intelligenzen beider Zeitalter auch stets vereint waren. Eine solche Darstellung erforderte aber vor allem nicht blos historische Kenntniß, nicht blos Combinationsgabe, nicht blos Geschicklichkeit, Thatsachen richtig aufzufassen, sie treu wiederzugeben, sondern auch philosophischen Blick und philosophische Bildung. Wer, nur mit einem von beiden ausgerüstet, an ein solches Werk ginge, würde uns immer nur subjective Eigenmächtigkeiten liefern, die auf einige Jahrzehnte imponiren, dann aber unfehlbar sich als schattenhaft oder abstract herausstellen, nachdem sie eine Menge Vorurtheile und falscher Urtheile, oft über das Genie sogar, veranlaßt haben. Man hat daher unserm Autor sehr dankbar zu sein, daß er einen solchen Brief wie den Eschenmayer's in der ganzen Ausführlichkeit mittheilt, da derselbe uns eine so weltberühmte Anstalt, wie die der Akademie zu Stuttgart, auch durch die kleinsten Einzelzüge um vieles näher bringt. Eschenmayer fährt fort:

Ewig schade für diese Anstalt, in der aus allen Staaten von Europa tüchtige Jünglinge gebildet wurden. Zu meiner Zeit waren sogar Amerikaner da. Obgleich die militärische Maschinerie auch mir ärgerlich war, so bildete sie doch den Sinn für Ordnung und für Achtung der Vorgesetzten, was heutzutage gänzlich fehlt.... Der Herzog hatte doch die rechte Methode, brauchbare Menschen zu ziehen. Die Hauptsache in der Akademie war nicht der äußere Zwang, sondern die innere Lernfreiheit, wozu die Akademie hundertfache Auswahl darbot. Man verlangte bloße Beschäftigung; von welcher Art sie war, fragte man nicht. Neben dem Fachstudium konnte jeder seinem Hang [illegible] die ich [illegible] dem Selbstudium der Philosophie widmen konnte, wozu mir die „Aphorismen" und die „Anthropologie" von Plattner den ersten Anstoß gaben. In Tübingen ging ich in die Kant'sche Philosophie über, aus deren Naturmetaphysik ich das Thema meiner Dissertation wählte, die mich nachher in einen vieljährigen Briefwechsel mit Schelling brachte. Obgleich wir die ganze Woche in die Akademie gebannt waren, so fehlte es nicht an Unterhaltungen mit Spiel und Scherz. Unsere Hörsäle waren parterre und stießen an die Planie, wo an heitern Tagen die ganze schöne Welt lustwandelte. Da konnte jeder von den schönen Mädchen sich sein Ideal wählen. So wählte Theobald (später Generalmajor im würtembergischen Generalstab) ein Ideal, das er die göttliche Dina nannte. Es war eine geborene Wächterin. Auch von deinem Georg (Bruder Kerner's) sagte man, daß seine häufigen Besuche in die Stadt, wozu er als Arzt besondere Erlaubniß hatte, nicht alle dem Klinikum gegolten hätten. Wo ist jene ideale Liebe, jenes reine Wohlgefallen am Schönen jetzt noch zu finden?

Man sieht also hinlänglich, welch ein vollkräftiges, gesundes Leben sich in jener vielgenannten Akademie, zum besten Gedeihen einer deutschen Jugend, entwickelte, wie hier Ernst und Heiterkeit ungenirt zusammengingen und auch in Liebesgefühlen bereits jene berühmte Identität des Idealen und Realen sich kundgab, die viele heute übermüthig belächeln und dafür sich weidlich im gröbsten Materialismus herumtummeln.

Inzwischen treten in unserm Werke, da wir uns auch in ihm dem Ende nähern, immer schmerzlichere Todesfälle ein. Der Kreis auserlesener Menschen, der vom ersten Bande ab sich von Seite zu Seite erweiterte, wird jetzt im Fluge enger. Man muß in solchen Wendungen spätester Jahre stets an Goethe denken, welche Schmerzen der durchmachte, als alle die Vortrefflichen um ihn her wegstarben, mit denen er theils herangekommen war, die er theils später bleibend liebgewonnen hatte, und wie derselbe Goethe sich dennoch in allen solchen Verlusten hoch aufrecht hielt, sich durch alle diese Oeden recht eigentlich hindurcharbeitete. Auch unser Autor leistet darin das Mögliche. In dem eben angedeuteten Punkte des Hinwegsterbens ist namentlich ein Brief von Ludwig Tieck an Kerner wahrhaft ergreifend. Waren doch auch ihm unter so vielen andern durch den Tod entrissen worden seine Frau, seine Tochter Dorothea, Gräfin Finkenstein. Zumal der Schluß des Schreibens ist von großer Bedeutung, besonders in dem Umstande, daß die meisten Menschen so leichtfertig fortleben, daß sie gar nicht mehr unterscheiden können, was wichtig ist, was nicht, und daß nicht Weniges, sondern Unzähliges sein Gewicht verliert der Wucht und Erhabenheit des Universums gegenüber. Tieck sagt unter anderm:

Ich bin jetzt 80 Jahre und habe schon seit lange eine wundersame Sehnsucht nach meinem großen, starken, herzlichen Justinus Kerner getragen, und daß ich Sie noch einmal sehen sollte, gehört wol zu der Unmöglichkeit des Lebens. Schwab ist nun auch gestorben, ebenso Reinbeck in Stuttgart. Das Räthsel des Lebens, alles Geschaffene und sich Fortpflanzende, sowie die Erde und die Unendlichkeit aller Schöpfung, das tiefste unauflösliche-Räthsel ist und bleibt. Die Geschäfte, die uns angewiesen, sind so prosaischer Natur, daß sie in komischem Widerspruch mit jenen Fragen, Zweifeln und Untersuchungen stehen, die so viele Menschen für den höchsten Beruf des Lebens achten.

Jetzt lesen wir leider auch den letzten Brief Kerner's S. 251, der sich uns durch seine reizenden Sendungen so nothwendig und unentbehrlich gemacht hat, daß, wenn auch der Verfasser auch noch einen dritten Band des Interessantesten brächte, wir ihn überall vermissen würden.

Und so entgehen wir auch der Trauerbotschaft nicht, daß Uhland, der allgemein Geliebte, dahin sei.

Die bereits früher von uns erwähnte Beilage Karl Mayer's: „Ueber kurze Gedichtgattungen", enthält so viel des Feinen, gründlich Durchdachten, klar Auseinandergesetzten, sogar Neuen, daß wir es gern gesehen hätten, wenn von unserm Autor derartige Ansichten schon längst zu einer Poetik und Aesthetik ausgeführt worden wären, um eine Legion von Vorurtheilen und Engherzigkeiten, die auf jenen Gebieten herrschen, zurückzuschlagen.

Das vorliegende Uhland-Buch wird gewiß auch in ganz Norddeutschland viel gelesen, mit aller Wärme nachempfunden werden. Möchte es dazu beitragen, daß die Eintracht aller Deutschen in jeder Beziehung, wo es das Gute und Wahre, das Rechte und Schöne gilt, erhalten werde! Wo eine Sprache gesprochen wird wie in diesem Buche, da befinden sich Autor und Leser in derselben Heimat, die Trennung von Süden und Norden hat aufgehört.

Alexander Jung.

Kaiser Maximilian von Mexico.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Der vierte Band der Reiseskizzen des jungen Seemanns führt uns nach Algier und nach Albanien. Die Lebendigkeit der Schilderungen ist auch hier anziehend; von dem neuen Algier erhalten wir ein charakteristisches Bild:

Der obere pyramidal zulaufende Theil der Stadt ist alt und in jeder Faser maurisch, während sich dem Meere zu ein kleines Paris in fabelhafter Schnelligkeit angesiedelt hat, bei dem es aber doch nach allen Seiten hin hapert, wie sich denn überhaupt nichts auf dieser Welt übers Knie brechen läßt. Man findet große breite Straßen mit ungeheuern auf Arcadengängen ruhenden Zinshäusern, hat dafür aber auch im Vergleich mit dem schattigen, engen Bau der Mohammedaner unleidliche Hitze, lästigen Staub, lungenzerstörende Stiegenexperimente zu bestehen; man sieht die elegantesten Quincaillerieladen mit all ihrem leichtfertigen Luxus, stößt aber daneben auf schmuzige Ständerbuden mit zusammenhockenden braunen Söhnen Afrikas; man sieht Kaleschen und Omnibus der Champs Elysées, nur daß auf letztern statt Boulevard des Italiens, Akbahr, statt Bois de Boulogne, Marabuh als Etikette steht; man findet daneben wiederkäuende, wüstenbestaubte Kamele in den pomphaft beginnenden und bergauf bergab endenden Gassen, oder stößt auf große Eselkaravanen, die sich mit den in tropischer Sonne gereiften Früchten des Atlas in die elegante pariser Modenwelt hineindrängen; man begegnet den feinen Damen des Elysée in Spitzen und parfümirten Rosahandschuhen, leichtfertigen Loretten und Grisetten, der Dame de la Halle mit ihrer rückwärts gehobenen blendendweißen Haube à la mère Gogo, wie der pantoffelschleppenden, leichenmäßig verhüllten Maurendame, oder der reichen goldbehängten, grellbemalten Jüdin mit ihrem vom Hinterkopfe zurücklaufenden, schleierbehangenen Horne, sowie auch der entsittlichten maurischen Tänzerin mit ihren frühwelken, abgelebten Zügen; man findet den Gamin in der blauen Bluse in Kameradschaft mit dem schmuzigen Mohrenknaben aus Tombuctu. Den Mittelpunkt Neualgiers und seiner Entwickelung bildet der bei weitem noch nicht geebnete Platz mit der etwas zu eleganten Reiterstatue des Herzogs von Orleans in Bronze; nahe dabei stehen auf einem Plätzchen der Gouverneurspalast, die Moscheekathedrale und der Bazar d'Orleans. Um von dort zum Hafengestade zu gelangen, muß man über einen halsbrecherischen Steig gehen, dessen sich jedes Fischerdorf schämen müßte. Wüstenschmuz und Salonflitter, Urnatur und Ultracivilisation, Parfum und Gestank gären hier einer gewaltsamen Entwickelung entgegen.

Ein Besuch bei dem durch Semilasso's Beschreibung bekannten Yusuf, jetzt getauften französischen General, macht uns mit dem Atlas bekannt, der keineswegs kahl und wüstenähnlich, sondern frisch grün und üppig wie die Alpen ist. Edle Eichen und hunderterlei Gestrüppe zieren seine romantischen Felsen, während zahlreiche, von Farrnkräutern umwucherte Cascaden mit ihrem kalten Wasserstaube den malerischen Engpaß wonnig erfrischen, durch den die Straße führte. Von dem schönen Yusuf und der feinen Pariserin, die den Wüstenlöwen gezähmt hat, von den lärmenden Kampfspielen der Beduinen und den maurischen Tänzen, die Fürst Pückler zuerst so pikant geschildert, erhalten wir lebendige Beschreibungen.

Die Fahrt nach Albanien (1853) hat einen gewissen abenteuerlichen Reiz: Saujagden, Paschabesuche u. s. w. wechseln miteinander ab, ebenso die Schilderungen albanesischer Landschaften und grotesker Volkstypen, in denen sich der Humor des Autors behagt. Offenbar war der Prinz bei sehr guter Laune, als er diesen Ausflug machte und beschrieb. Der sarkastische Zug, welchen die Hofdame der Kaiserin in ihren mexicanischen Reiseskizzen an dem Kaiser hervorhob, tritt hier etwas schärfer hervor als in den frühern Bänden. Die Satire des Seemanns gilt besonders den Hofgelehrten, die sich in diesem Spiegel beschauen mögen. Schon bei einem Diner des Mamlukengenerals in Algerien behagte es ihm, die Extravaganzen der Natur: Mohren, Zwerge, Haiducken und Hofnarren um sich zu sehen. Er fügt dann hinzu:

Es schickt sich freilich nicht in unser jetziges gar so vernünftiges Jahrhundert, weil der Mohr, nach unsern geläuterten Begriffen, viel kostet, aber keine Procente einträgt; es zeigt nur den Reichthum einer Haushaltung, wie im Hühnerhofe der Pfau. Nur am preußischen Hofe fand ich noch derlei Leibgeschöpfe; unter ihnen einen delicibsen kleinen Leibchinesen und einen noch liebenswürdigern Leibgelehrten des Königs.

Aehnliche Betrachtungen macht er bei einer Saujagd in Albanien, wo er auf einem köstlichen Plätzchen im frischen Buchenwalde Posto faßt, einem von Jägern häufig besuchten Stande, einer Art Korb von Aesten und Wurzeln, zwischen zwei oder drei schlanken Brüderstämmen an dem abschüssigen Hügelrücken wie ein Sperbernest hangend. Der Blick fiel hinab auf Astwerk und Schlinggewächse, unter denen ein kühler Bach zum nahen Meere zog. Neben ihm saß ein origineller Gefährte, Michele de Nicolo, der zweite Skanderbeg mit dem absurd pfiffigen, herausfordernden Kamelgesicht:

Ich hätte laut auflachen mögen, daß der Wald widergehallt hätte, wären wir nicht auf der Jagd gewesen. Man findet im Leben Gestalten, die man ohne allen Grund entweder mit muthwilliger Freude von festen Händen durchprügeln sehen oder sie mit Belohnungen wie ein verzogenes Kind, das man in seinen Ungezogenheiten bestärkt, überschütten möchte. Ich fand solche Gestalten an Höfen unter eminenten Gelehrten und absonderlich in der Klasse der Ciceroni, Kellner und Commisvoyageurs. Eine solche Gestalt muß der Affe von Fernay gewesen sein, eine solche ist Michele de Nicolo; wohlverstanden aber, daß ich mich beim Prügeln stets dem homerischen Lachen

und nicht der geringsten Regung von wirklicher Bosheit hingeben würde.

So sehen also die eminenten Gelehrten an Höfen aus, von oben gesehen! An der Neigung des romantischen Prinzen, Voltaire durchzuprügeln, mag wol die gottlose Richtung dieses Philosophen nicht geringen Antheil gehabt haben. Als katholischer Romantiker zeigt er sich auch in Albanien. Einer seiner Seeleute liegt im Sterben, alle Versuche, einen Geistlichen noch rechtzeitig herbeizuholen, sind vergeblich:

Da hieß es, einen Entschluß fassen, denn ein österreichischer Matrose durfte nicht wie seelenloses Fleisch und Blut aus dem Leben scheiden. Ich forderte einen aus der Mannschaft, die sich theilnehmend und staunend um den Sterbenden gruppirt hatte, auf, dem Scheidenden fromme Gebete vorzusprechen, doch keiner hatte den Muth dazu. In unserm Jahrhundert fühlt man sich in Augenblicken religiösen Ernstes von einer unbegreiflichen Verlegenheit erfaßt; die Religion, ist zu einem Gegenstande des Unbehagens geworden, ihr Feuer brennt, aber erwärmt nicht mehr; ich sah den Haufen stumm und blöde um mich herumstehen, der wichtige heilbringende Augenblick konnte leicht verscherzt werden; ich besann mich nicht lange und eilte in meine Cabine, von wo ich einen heiligen Kreuzsplitter und mein Gebetbuch holte. Jenen ließ ich auf der Hängematte befestigen, und ich selbst kniete in der Nähe des Sterbenden auf das Verdeck nieder: das brach den bösen Zauber, und bald bildete sich ein Chor frommer Gebete für das Heil der armen Seele. Als die Sonne ihre letzten Strahlen durch die Vorderluke auf die bange Gruppe warf, hauchte der arme junge Mann seine Seele aus. In zitternden Tönen erscholl die Schiffsglocke, und rasch zog die kommende Nacht ihr stilles Leichentuch über den Entseelten.

Mit dem fünften Bande beginnen die transatlantischen Reiseskizzen, die uns zunächst nach Madeira und Teneriffa führen. Die Pflanzenpracht dieser Inseln wird mit glänzendem Colorit und genauer botanischer Kenntniß geschildert, welche letztere sich der Prinz inzwischen in den Gartenanlagen von Miramare angeeignet zu haben scheint. Der um die Insel Madeira tobende Oceansturm kommt mit dichterischem Schwung zur Darstellung:

Vom bleigrauen Himmel strömte der Regen in nicht endenden Massen; trotzdem zog's mich aus dem Hause, um das Naturschauspiel staunend zu bewundern. In Regenmantel und Regenhut gehüllt, trotzte ich dem Sturme. Der Ocean, jener unendliche Wasserplan, den von Funchal bis zum Südpol kein Land unterbricht, war in wilder Empörung, riesige Wellen, mit weißem Schaume bedeckt, donnerten und stürmten die schwarzen Basaltfelsen heran, um gleich massenhaften Schneelavinen wieder dröhnend herunterzustürzen; um den Loo Rock und um den Landungsfelsen bäumten sich in zügellosem Ungestüm die Fluten, und schossen gleich Gebirgscascaden durch die ausgehöhlten, tintenschwarzen Basaltspitzen und über die Steintreppen schäumend hinab. Das furchtbare Schauspiel, das großartigste, welches ich je in der Natur gesehen habe, war immer im Zunehmen; wilder und wilder peitschte die Windsbraut, höher und mächtiger schwollen die weiten, breiten, gigantischen Wellen.

Ich ging zur Landungsstiege hinab, wo das Schauspiel noch großartiger, noch grausiger war, und doch hatte es etwas festlich Ueberwältigendes: bald war's wie ein Schlachtensturm, als sollte die Insel vom Ocean erobert werden, bald wie ein großartiger, wilder Tanz, der die Fugen und Wände des Riesensaals erbeben machte; man sah die Wellen anstürmen, wie eine Schar von wilden Reitern, immer näher, näher, immer mehr anschwellend, bis sie endlich an den Felsen stießen, daß die Basaltmauern erbebten; dann kletterten sie in Schaummassen, zischend und brausend, hoch hinauf, bis über uns hinüber. An der äußersten Terrasse sprangen die Wogen wie ein weißer Vorhang, ja wie eine verticale Mauer hinan und verschwanden gleich wieder spurlos, wie ein böser Märchentraum. Nur manchmal, wenn eine noch riesigere alte Welle kam, donnerte sie über die Terrasse und lief dann wie ein Heer von Geistern zügelnd über die glatten Dahlensteine, oder rauschte die Stiegen wie die schönste, reichste Wasserkunst hinab. Wir wurden durch und durch naß, konnten uns aber von dem wild anziehenden, magnetischen Schauspiele nicht trennen, bis eine mächtige Welle zwei von uns umriß; lachend und jubelnd standen wir wieder auf, wurden aber von den Ortskundigen gewarnt und weggeführt, da schon mehrere Personen durch die rückziehenden Fluten von der Terrasse weggeschwemmt worden sind. Immer stieg das Wetter und schon flogen einzelne Wellen über den thurmhohen Loo Rock.

Einen Pendant hierzu, in humoristischer Genremalerei, bildet die Beschreibung der Judenhochzeit in Gibraltar, welche zeigt, daß nicht blos die Farben Achenbach'scher Marinemalerei, sondern auch das muntere Colorit eines Teniers und Ostade dem in dieser Kunst selbst so talentvollen Prinzen zu Gebote standen. Die Passage der Linie mit ihren Maskenscherzen wird pikant dargestellt; es war das erste mal, daß ein österreichisches Kriegsschiff und ein Prinz des habsburger Hauses die Linie passirte; deshalb wurde dies Ereigniß mit besonderer Feierlichkeit begangen. Kurz vorher hatte der Prinz zum ersten mal das südliche Kreuz erblickt, ohne daß ihn dieser Anblick in besondere Begeisterung versetzt hätte. Er fand, daß die fünf leuchtenden Punkte dieses Sternbilds zu einem so schiefen Kreuze verzerrt seien, wie man es im Spiele mit Brotkrumen auf der Tafel wirft.

Als der Prinz zuerst die Küste Amerikas erblickt, jenes Erdtheils, der für ihn so verhängnißvoll werden sollte, bricht er in den folgenden Dithyrambus aus:

Land, Land! jubelte es wie ein Triumphlied aus meiner hoch und frei athmenden Brust, als ich am frühen Morgen auf das Deck kam und weithin vor meinen Augen sich die sonnenbeschienene, wellenbespülte Küste des neuen Continents, des durch Wissensdrang eroberten Welttheils ausdehnte. Fast 400 Jahre sind es, als der beseligende Ruf: Land, Land! zum ersten mal von den Masten eines kleinen, schwanken Schiffs erscholl, auf dem aber eine große glühende Seele lebte, daß die eiserne Consequenz eines einzigen Mannes den drei vereinten Schwestern nach vielen Jahrtausenden eine vierte, die größte und wichtigste gab; daß durch das Streben eines einzigen gewaltigen Geistes dem Menschengeschlechte die Wiege der Zukunft geschenkt wurde. Wie ein Märchen scheint es jetzt, daß Europa in Kunst und Wissenschaft schon so weit vorgeschritten war, daß schon die Buchdruckerkunst das Licht verkündete, daß schon der eherne Mund der Kanonen donnerte, daß so viele der größten Männer hingeschieden waren, während die Hälfte des Erdballs noch immer nicht entdeckt war. Ein Märchen scheint es mir, daß ich der erste Blutserbe Ferdinand's und Isabellens bin, dem es von Kindheit an eine Lebensaufgabe war, einen Continent zu betreten, der für die Geschichte der Menschheit eine so riesenhafte Bedeutung erlangt hat.

Derselbe Dithyrambus wiederholt sich, als der Erzherzog bei Bahia ans Land steigt:

Mit brennender Ungeduld sprangen wir in unser Boot, und fort ging es mit pochendem Herzen zwischen Schiffen und Barken über die azurnen Wellen zum heißersehnten transatlantischen Strande. Meine Stimmung in Worte zu fassen ist

unmöglich; es war einer jener glücklichen, im Menschenleben so seltenen Tage, wo sich das enthusiastische Gefühl des Triumphs, das sichere Erfassen des Schwererreichten mit der unnennbaren Wonne des Erforschens und Anschauens einer neuen, ganzen Welt verbindet. Mein Geist und meine Sinne waren geschärft, um mit jener höhern Thätigkeit des Glücks alles Neue, Wunderbare aufzunehmen, was ich bisjetzt nur aus Buch und Phantasie kannte. Mein Herz schlug in der Bangigkeit und dem süßen Zweifel, ob die Uebertragung in die Wirklichkeit dem in mir getragenen Ideale entsprechen oder dasselbe gar übertreffen würde. Für einen Naturfreund und leidenschaftlichen Reisenden wie ich ist es ein unvergeßliches Moment, in jene Welt zu treten, wo das Erlernte zum Erlebten wird, wo die mühseligen und beschränkten Sammlungen unsers kalten Europa in Fleisch und Blut vor und um uns stehen und unsere engen Glashäuser mit ihren Pigmäen-Exemplaren sich zu Wäldern und riesigen Formen ausdehnen; wo die Geschöpfe, die wir nur verkümmert aus den zoologischen Gärten oder ausgestopft aus Sammlungen kennen, uns in frischer, freier Wirklichkeit, in der Farbenpracht des fröhlichen Daseins umgeben; wo das Buch Leben, der Traum Wirklichkeit gewinnt. Wir hatten einen grünen Uferpunkt, wo sich der Bambus in vollen Massen zum Strande drängt, rechts von der Stadt unterhalb Vittoria zur Landung gewählt. Ich konnte mich nicht entschließen, im Gewühle der lärmenden Stadt Amerika zu betreten; in bedeutenden Augenblicken flieht die durchwogte Seele das störende Geräusch der Menschen. Sucht doch auch ein Bräutigam die ihm bestimmte Braut zum ersten mal in stiller Einsamkeit zu sehen, eilt doch ein Sohn, der seine Mutter nach langjähriger Trennung wieder an das Herz zu drücken hofft, den Freunden und Bekannten voraus! In großen Momenten braucht das übervolle Herz Ruhe, weil der Mensch, um zu erfassen, sich concentriren muß.

Er ahnte damals noch nicht, in welchem Sinn Amerika die für ihn bestimmte Braut sei und daß der neue Erdtheil für ihn wie für seinen ersten Entdecker nur die Scene sein werde, auf der sich sein Leben als eine große Tragödie abspielt.

Mitten durch die farbenreichen Schilderungen Bahias, der benachbarten Wälder, ihrer Kolibris und Klapperschlangen, Limonen und Orchideen, welche die Baumkronen mit ihren Blüten schmücken, tönt in dem ganzen sechsten Bande ein elegischer Grundton hindurch — der Haß des Prinzen gegen die Sklaverei. Zahlreiche Genrebilder aus dem Negerleben, Studien des „schwarzen Fleisches" bei Wasch-, Bade- und Festscenen, wo es sich in üppigster Fülle und einer fast vollkommenen Costümlosigkeit zur Schau stellt, enden fast immer mit Ausdrücken des Abscheus gegen die ganze Institution. So heißt es:

Die Sklaverei zu brechen, wäre daher der Geburtsact des neuen Brasilien; er würde nicht ohne Wehen vorübergehen, aber alles Lebenskräftige wird mit Weben geboren, und gewiß sind sie dem Hinsiechen und der Fäulniß vorzuziehen. Welchen empörenden Grund geben die kalten Klügler für das staatlich gerechtfertigte Fortbestehen der Sklaverei an? Sie behaupten, daß, wenn man die Sklaverei mit einem Gewaltacte aufhöbe, eine große Anzahl Besitzer für den Augenblick zu Grunde gerichtet würden, indem sie dann ohne arbeitende Menschenmaschinen ihr ungeheueres Terrain nicht bestellen könnten. Um also das faule Fett, den moralischen Speck einer auserwählten Kaste von Besitzern unangetastet zu lassen, müssen Generationen von Unglücklichen in gezwungener Sklaverei schmachten. Die Schwarzen sind Menschen und Christen, und durch Gottes Gesetz frei geboren! Daß man sie dafür ansieht, beweist, daß man sie tauft, und daß ihre Besitzer so oft mit Negerinnen Kinder zeugen, die sie dann häufig wieder auf dem Markte selbst verkaufen! Welch ein Hohn der Logik und der Moral, welches Verleugnen jeder Sitte, jedes menschlichen Princips liegt in diesen Zuständen! Warum schreiben die ultraliberalen Zeitungen, die muthigen Vorkämpfer des Rechts, über solche Thatsachen nicht? Vielleicht weil der ganze Menschenfleischproceß in eine liberal-demokratische Constitution gehüllt ist und man die Regierung im echten Nachplappergeiste eine aufgeklärte nennt? Wer ist aber diese Regierung? Lauter Besitzer von schwarzen Gestüten; und der Imperator selbst besitzt eins der größten Gestüte in Santa-Cruz bei Rio!

Tragische Ironie des Verhängnisses, welches später das Geschick dieses, der Sklaverei so feindlichen Prinzen mit dem Schicksal der von ihm gehaßten Institution so eng verband! Der Untergang der Sklaverei in Nordamerika, den Maximilian mit Jubel begrüßen mußte, war zugleich der Untergang seines mexicanischen Kaiserthums!

Wenn der Abscheu vor der Sklaverei sich aus den christlichen Weltanschauungen des Autors erklären läßt, so überrascht dagegen eine andere Stelle, in welcher der Prinz in Europa Analogien der Sklaverei aufsucht und sich über Militärwesen und Militärpflicht in einer Weise ausspricht, die man einem Radicalen von der äußersten Linken, einem Mitgliede des genfer Friedenscongresses kaum verzeihen würde; denn sie berührt ein unantastbares Credo, in Bezug auf welches die Absolutisten und Liberalen in Deutschland übereinstimmen. Dabei rechtfertigt Maximilian seine Anschauungen durch die nicht minder anrüchige Theorie eines contrat social, die er unmittelbar von Rousseau entlehnt zu haben scheint:

In der menschlichen Gesellschaft ist meiner Ansicht nach alles faul, wo Gewalt den gegenseitigen Contract des freien Willens aufhebt. Alle Institutionen, die nicht diesen Contract zur Basis haben, können auf die Länge nicht bestehen, oder bringen Mißstände und Wunden hervor, die fortwährend eitern und an den besten Kräften zehren. Europa hat auch einige so unfreiwillige Contracte, die einer moralischen Sklaverei sehr ähneln, an denen es aber auch krankt, und die die Basis der Mißstimmung abgeben. Wenigstens hat man bei uns beschwichtigende Gesetzesformeln gefunden, und rechtfertigt solche Contracte durch die Allgemeinheit und das sogenannte Staatswohl. In dieses Kapitel gehört vor allem die Militärpflicht, wie sie auf unserm alten Continente gehandhabt wird, und die ich für einen der größten Auswüchse unserer Zeit halte. Aber wenigstens entscheidet das Los, und durch den Begriff des Staatswohls kann man es annähernd entschuldigen, daß so große Massen um die schönsten Jahre ihrer Jugend betrogen werden. England scheint auch in dieser Hinsicht gerade jetzt wieder den Uebergang zu einem bessern Principe mit seinem selbstthätigen Instincte zu finden. Und warum sollte man nicht das Princip der so kostspieligen und menschenfressenden Armeen ganz auflösen können, um sie durch eine allgemeine Landwehr, die der Patriotismus und der Selbsterhaltungstrieb gründen und die durch ein Skelet von tüchtigen Offizieren und Chargen, wie durch ein gutgeschultes Cadre gehalten werden, zu ersetzen? Die Zeit und die Finanznoth Europas werden etwas Aehnliches über kurz oder lang aus den kranken unnatürlichen Verhältnissen herausbilden.

Auch im Fabriksproletariat findet der Prinz eine andere Wunde in Europa, die gewaltig an die schwarze Wirthschaft erinnere, indem dasselbe durch die Maschinen zum willenlosen Vieh gestempelt werde. Einen Unterschied sieht er nur in der Möglichkeit des Emporarbeitens, das bei der Sklavenwirthschaft vollkommen fortfällt.

Nach allen diesen Aeußerungen erscheint der Prinz als ein liebenswürdiger Humanitätsschwärmer; gleichwol versagte ihm die Theorie in der politischen Praxis, und sein Schicksal wollte, daß die Vertreter einer entgegengesetzten Anschauung in Europa und Amerika seine Bundesgenossen wurden. Auch besiegte bei ihm stets die persönliche geniale Ungebundenheit derartige humane Rücksichten. Kleine Züge beweisen dies. Um einem feierlichen Empfang in Bahia zu entgehen, landet er in der Nähe der Stadt und amusirt sich dann über die aufgeputzte Bürgerwehr, die in der Hitze sich tummelnden Scharen, die zu seinem Empfang sich vorbereitet haben und ihn nun vergeblich suchen. Als ihn nun endlich der Consul und die Honoratioren in Gala in einem Wirthshaus aufgesucht, da freut es ihn wieder, daß er in seinen Sommerkleidern, in seinem Panamahute u. s. w. einen so unerwarteten Eindruck auf die ehrfurchtsvollen Begrüßer zu machen scheint. Das ist romantisch, liest sich auch recht amusant, wie eine improvisirte Lustspielscene; ein Fürst, der das Ceremoniell so verachtet, steht auf einer gewissen genialen Höhe. Gleichwol darf man es den Zeitungen von Bahia nicht verdenken, wenn sie in Bissigkeiten ihrem Aerger über dies Benehmen Luft machten. Denn immerhin lag darin eine Rücksichtslosigkeit gegen eine große Zahl von Menschen, die sich zu Ehren des ankommenden Erzherzogs abstrapazirten; eine hohe Stellung legt Pflichten und Rücksichten auf, in deren Beobachtung gerade die fürstliche Humanität sich ausspricht. Das Schicksal blieb die Strafe für diesen romantischen Uebermuth nicht schuldig. Als der designirte Kaiser von Mexico auf der Rhede von Veracruz landete, da blieb alles still und nichts regte sich zu seinem Empfang. Veracruz war die Revanche für Bahia!

Am interessantesten sind uns die Excurse vorgekommen, in denen Maximilian über die deutschen Zustände sich ausspricht, den Mangel an Einheit und einer großen Politik beklagt. So sagt er von den Deutschen in Bahia:

> Vor lauter Einzelunterschieden und General-Einigkeitsaspirationen sind die Söhne der großen Mutter in Betreff der Politik wie Hund und Katze zusammen; läßt man sich jeden einzelnen in allgemeinen Sätzen bewegen, so wundert man sich, warum Deutschland nicht längst einig und groß ist; schlägt man aber auf die Tasten der persönlichen Fragen, so wird es gleich anders, und jeder betrachtet sein Stück Land als das beste und nothwendigste, dem alles andere selbstverständlich aufgeopfert werden muß. Während die andern Nationen mit Bellen und Beißen sich etwas erwirken, erschaffen und erkämpfen, hält der deutsche Michel sentimentale Reden, philosophirt und singt sich Klagelieder vor, wodurch er sich endlich gemüthlich in einen geduldigen Schlaf einlullt. Mich überfiel auf meinem Balcon eine Art Katzenjammer, ein stilles Grauen, welches ich auch jedesmal empfinde, wenn ich das große Deutschland der Kreuz und Quer durchdampfte. Eine solche Mosaik müßte durch einen festern Kitt verbunden sein, wie Deutschland es ist, um auf der politischen Bühne eine maßgebende Stimme zu haben in einem Jahrhundert, wo die Eisenbahnen dahinbrausen und der Telegraph die Continente verbindet. Wenn man durch die weite Welt zieht, wird man es mit Wehmuth erst vollkommen inne, wie wenig der deutsche Stamm geehrt wird, wie ihm alles fehlt, womit man große Politik treibt, und wie er überall eine höchst mittelmäßige Rolle spielt, ja wie er sich zum Diener der andern herabwürdigt, oder zum Fußgestelle der Klügern.

Hier wiederholt sich die tragische Ironie des Schicksals, deren wir bereits bei den Ergüssen des Kaisers gegen die Sklaverei gedachten. Die Zeit verwirklicht die Ideale, die ihm vorschweben, aber immer auf seine Kosten und auf die Kosten der Seinen; es sind seine Feinde und die Feinde seines Hauses, welche die Sklaverei vernichten und in Deutschland große Einheitspolitik treiben, die das deutsche Volk wieder geehrt macht bei den andern Nationen. In der That, nicht blos das Naturell des Kaisers ist ein romantisches, auch das Schicksal stempelt ihn zu einem Romantiker, indem es seine Träume zwar verwirklicht, aber wider ihn selbst waffnet, seine Ideale wie in einem Vexirspiegel auf den Kopf stellt.

Der siebente Band enthält zunächst eine Schilderung des brasilischen Urwaldes, die vortrefflich ist und die man in dem Werke selbst nachlesen möge. Das Pflanzen- und Thierleben ist mit genauer Kenntniß geschildert! Hatte der Prinz doch auf seiner Reise nicht nur einen Maler, sondern auch einen Botaniker mit sich, der ihm hin und wieder zu ergötzlichen Schilderungen Veranlassung gibt, jedenfalls aber auch seine Kenntnisse dieser Wissenschaft wesentlich erweitert hat.

Es folgen „Aphorismen" und „Gedichte"; die erstern enthalten treffliche, oft mit epigrammatischer Schärfe ausgesprochene Gedanken, die letztern legen von einem gebildeten Dilettantismus Zeugniß ab; es sind meistens Reisebilder in Versen; doch sind die Reisebilder in Prosa poetischer. Der Prinz hat Sinn für echte Poesie; ihm ist das süßlich Ideale verhaßt, das den Magen erschlafft:

> Wahre Dichtung ist verbannt,
> Denn zu rauh ist sie den Ohren
> Aus dem höfisch feinen Land;
> Da passirt nur, was geschoren.

Doch seine eigene schöpferische Kraft, wenn sie auch das Süßliche verschmäht, reicht nicht hin, Energisches und Bedeutendes zu gestalten. Wie früher Platen, besingt er jetzt Grillparzer, aber in matten, trivialen Versen:

> Heil dir, ruhmgekrönter Dichter,
> Oestreichs treuer Musensohn!
> Deiner Größe wahrer Richter
> Spendet dir die Welt den Lohn.
>
> Unser Heer hast du besungen
> Frei, mit eines Helden Muth,
> Als die Waffen noch gerungen
> Mit des Aufstands Drachenbrut.
>
> Nur vereinigt noch im Heere
> Deine Dichtung Oestreich pries,
> Doch die alte Treu' und Ehre
> Auch im Liede sich erwies u. s. w.

Hier wie in dem Gedicht: „Deutsche Dichternamen" u. a. spricht nur die hohe Meinung an, welche der Fürst von der Poesie und ihren Vertretern hegt. So parallelisirt er in den zwei Gedichten, welche die Ueberschrift „Kronen" tragen, eine Kaiserkrönung und eine Dichterkrönung. Da die Gedichte ohne Datum sind, so wissen wir nicht, ob sich eine Vorahnung künftiger Herrlichkeit in dem ersten ausspricht:

Dem großen Augenblick entgegen
Der Kaiser schreitet, glanzumringt,
Geleitet von des Volkes Segen,
Dem er sein Selbst zum Opfer bringt.

Es ist der Fürst von Gottes Gnaden,
Der auf den Thron der Ahnen steigt,
Und mit der höchsten Pflicht beladen
Sich vor dem Herrn der Kön'ge neigt.

Die Priester spenden ihm die Weihen,
Das Haupt des Herrschers wird gekrönt,
Und aus der frommen Brust der Treuen
Der Hymne Sang im Dom ertönt.

Am gelungensten sind diejenigen Gedichte, in denen das tropische Colorit der Phantasie des Dichters zu Hülfe kommt, z. B.:

Mitternacht im Urwald.

Todt liegt der Wald und jeder Laut verstummt,
Kein Vogel furcht die Luft mit raschem Flügel,
Kein Käfer schwirrt und kein Insekt mehr summt,
Kein Alligator trübt des Wassers Spiegel.

Doch wenn in weiter Runde alles schweigt
Und kaum die Wellen mehr im See sich kräuseln,
Der hell den Widerschein des Mondes zeigt,
Da hörst du's in der Bäume Kronen säuseln.

Da zittert's bange im Bananenlaub —
Da tönt der mondbestrahlten Blätter Klage —
Kein weißes Ohr bleibt dem Geflüster taub,
Es mahnt die Mitternacht an blut'ge Tage.

Ein Flüsterhauch durch alle Wipfel weht,
Die Klagestimmen der erschlagnen Inder,
Des Geistesheeres, das um Rache fleht
Am weißen Volk — dem Schlächter seiner Kinder.

Inhaltreicher als die Gedichte sind die „Aphorismen". Es finden sich zwar unter der Menge auch manche taube Körner, doch auch viele treffende Aussprüche. Da wir es uns zur Aufgabe gemacht, aus diesen im ganzen harmund tendenzlosen Skizzen alles zusammenzustellen, was geeignet ist, auf die historische Bedeutung Maximilian's in Licht zu werfen und aus dem Prinzen den künftigen Kaiser zu construiren, so wollen wir auch aus den „Aphorismen" eine Blumenlese politischer Aussprüche mittheilen, die als Beiträge zur Würdigung seines historischen Charakters dienen mögen:

Jeder Volksstamm und seine Zeit wird durch eine Idee geleitet, die von ihnen oft unbewußt zur Ausführung gebracht wird, die sich durch alles und in alles drängt und Kunst und Nutzen zu ihren treuen Dienern hat; ist diese Idee die Trägerin einer Religion, so wird Großes, vom göttlichen Geiste Durchwehtes geschaffen. Diese Ideen und ihre Schöpfungen zu verfolgen und zu studiren, nenne ich die angenehmste Philosophie. Sie zählt Aegyptens Pyramiden und Sphynxe, der Griechen Parthenon, die Sonnentempel von Balbeck, die Dome von Köln und Sevilla, die Schlösser von Versailles und Schönbrunn, die Britanniabridge und die Semmeringeisenbahn als Capitel ihres umfassenden Werks; sie zeigt sich in der Bibel wie im Koran, im Homer wie im Nibelungenliede, in Shakespeare und Goethe, im Gladiatorenspiele wie im Turnier und Stiergefechte; und eine Venus von Medicis, eine Madonna Sixtina, ein Apoll vom Belvedere sowie Thorwaldsen's Apostel sind ihre Illustrationen. —

Bescheidenheit kann zu den größten und gefährlichsten Fehlern werden, die ein Regent haben kann, und viel Unheil über die Welt bringen. Es gibt Gefühlsäußerungen, die bei einem Stande Tugenden, beim andern Verbrechen, beim dritten oft gar nur Komödie sind. Ein Souverain darf ob seines Landes per se nicht bescheiden für seine Stellung sein, sonst vergibt er mit seiner auch der Würde des Staats; er darf nicht bescheiden für seine Verdienste und Talente sein, sonst beschränkt er sie für das Wohl seines Volks. —

Das Volk als Masse hat keinen Verstand, aber Instinct, der immer richtig ist; wird der Instinct durch die Herrschenden zu stufenweiser Selbstentwickelung geleitet, so gibt es Friede und Segen. Wird der Instinct systematisch zur augenblicklichen Befriedigung der Stundenpolitik abgeleugnet, so folgt wie natürlich massenhafter Unverstand und Revolution. Den Instinct zu erkennen, zu prüfen und zu leiten, dazu gehört Verstand, der nur dem Einzelnen gegeben ist. —

Wer den Instinct der Völker erkennt und anerkennt, wird von denselben getragen, ja gestützt; wer den Instinct nicht einsieht oder ihm starr die Thüre schließt, der ist rettungslos verloren; man lese die Geschichte. —

Der Entwickelungszug im Leben der Völker ist ein gewaltiger unaufhaltsamer Strom; die wirklich großen Männer richteten ihr Augenmerk auf diesen Strom, studirten seine Stärke und Richtung und gruben ihm dann für die Zukunft ein Bett; so beherrschten sie die Situation und drückten den Jahrhunderten ihren Stempel auf. Gewöhnliche Menschen sitzen am Strome und jammern über seine Kraft und Schnelle; Thoren verbarrikadiren ihn, werden davon hinweggespült und lassen als Erbtheil eine Ueberschwemmung hinter sich. —

Zu Despotismus gehört ungeheuer viel Verstand und eiserne Consequenz; der Despotismus stirbt immer mit der Persönlichkeit. Despotismus eines einzelnen erträgt sich schwer, der einer Kaste ist unerträglich und wird immer früh oder spät abgeschüttelt. —

Zum Staatsmanne braucht man zwei Dinge: Instinct und Takt; erstern zum Erkennen, letztern zum Ausführen. Regieren können ist ein Talent, das angeboren, nicht anerzogen wird. Die natürlichen Anlagen können nur ausgebildet werden. —

Im Regieren gibt es ein Heute, Morgen und Gestern. Denkt man an das Morgen und handelt danach für heute, so streuet man Segen und erntet Früchte; denkt man nur an das Heute, so überrumpelt und frißt einen oft das Morgen; spricht man nur von Gestern und will danach heute handeln, so kommt man in die vergangene Zeit. —

Eine Regierung, die nicht die Stimme der Regierten hören will und kann, ist faul und geht ihrem raschen Untergange entgegen. —

Daß so viele hohe Herren an den Menschen krumme Linien lieben und aus diesen auf das Centrum der Individuen günstig schließen! —

Die Legitimität ist das kanonisirte Gewohnheitsrecht und da die Welt durch Gewohnheiten zusammengehalten wird, ein sehr nützliches Institut. Gewohnheit braucht Zeit und erprobende Vergangenheit, geht aber dann unmerklich in Fleisch und Blut über. Werden die Gewohnheiten gewaltsam ausgemerzt, so entsteht eine unbequeme und gefährliche Leere, die erst der Zufall wieder füllen kann; den Ausmerzern fehlt aber durch die Leere die Basis, und keins ihrer Scheingebäude kann haltbar und daher bequem sein. Erst der Zufall wird dann wieder legitim. —

Fürsten stehen über den Parteien, denn alle Parteien sollen in einem wohlgeordneten Staate ihnen unterthan sein. Fürsten, die Parteiführer sind, müssen sich nicht wundern, wenn sie mit ihrer Partei untergehen. —

Großer Unterschied zwischen Regieren und Commandiren; zum Regieren gehört Kunst, zum Commandiren nur Gewohn-

heit und Brutalität. Wie wenig Fürsten wissen den Unterschied zwischen diesen zwei Worten zu machen, glauben das erste zu thun und verfallen in ihrer Geistesfaulheit in das zweite. Durch Commandiren erstickt man aber die so nothwendige Individualität der Völker, während man durch Regieren zum Guten und Nützlichen leitet. —

Fürsten sollten nie vergessen, daß die Personen ihrer Umgebung eine doppelte Wichtigkeit haben, erstens als Fühlhörner, um die Begriffe und Meinungen der Außenwelt zu fühlen und aufzusaugen, und zweitens als Aushängeschild, nach dem man auf den Inhalt der Boutique schließt. Wie wichtig ist daher die Wahl der Umgebung. —

Constitution, der gefürchtete Popanz, ist Vertheilung der Gewichte und dadurch Herstellung des Gleichgewichts; es ist zugleich aber auch Controle, die der Ehrliche nicht zu fürchten braucht. Man sagt, sie sei ein steter Kampf zwischen Regierenden und Regierten; wer das sagt, faßt es nicht ehrlich auf: sie ist ein Bund zwischen beiden. Wäre es aber auch ein Kampf, so vergesse man nicht, daß im Kampfe Leben ist. —

Bajonnette gegen außen gekehrt sind Waffen der Vertheidigung, gegen innen zu können sie nur zum Selbstmorde verwendet werden. —

Veraltete Staaten kranken an Erinnerungen.

Wir könnten diese Blumenlese noch sehr vervollständigen; doch die mitgetheilten Proben genügen, um uns die edeln, liebenswürdigen Intentionen, die gebildeten und vernünftigen Anschauungen des Kaisers von Mexico kennen zu lehren. Doch es gehört zum Wesen der Romantik, daß sie scheitert, wenn sie die Anwendung dieser Anschauung auf das reale Leben machen will. Zur Beurtheilung der innersten Motive gewährt freilich der Einblick in die Gedankenwelt der Menschen den richtigsten Maßstab, und nach dieser Seite hin wird man den letzten Ritter des Hauses Habsburg jetzt richtiger und mit wärmerer Zuneigung beurtheilen können als früher, jenen romantischen Maximilian des 19. Jahrhunderts, der sich in frischer Thatenlust auf eine Martinswand verlaufen, von der es kein Entrinnen mehr gab, als den jähen Sturz in die Tiefe. **Rudolf Gottschall.**

Feuilleton.

Zur Journalistik.

Unsere Journalistik hat seit kurzem eine Zeitschrift aufzuweisen, welche ganz nach der Art der englischen Magazine eingerichtet ist. In dem Payne'schen Verlag in Leipzig erscheint der von Eduard Dohm und Julius Rodenberg herausgegebene „Salon", ein Unterhaltungsblatt, welches Romane, Erzählungen, Gedichte, interessante Mittheilungen aus der Reiseliteratur bringt und auch den Essay und die Kritik nicht ausschließt. Unter den Mitarbeitern finden sich Namen von bestem Klang; auch die Herausgeber vertreten die beiden Seiten des journalistischen Januskopfes, Ernst und Scherz, in entsprechender Weise. Der Inhalt des ersten Hefts empfiehlt sich durch Werth und Mannichfaltigkeit der Beiträge. Jeden Monat erscheint ein mit Illustrationen ausgestattetes Heft. Noch vor dem Erscheinen des „Magazine" erregten die nach englischem und amerikanischem Muster organisirten Ankündigungen der Verlagshandlung Aufsehen, indem derartige Reclamen in Deutschland bisher noch nicht Mode waren. Zuerst erschien in fast allen deutschen Zeitungen ein geheimnißvolles Quadrat, welches gemahnte, als wäre die Quadratur des Cirkels gefunden worden. Der leere innere Raum des Vierecks war nur durch die vieldeutigen Worte: „Der Salon" ausgefüllt. Alle Welt zerbrach sich den Kopf, ob hier ein Salon zum Haarschneiden oder ein Salon der Regentschaft, ein Salon für den Verkauf neuer Kleider oder für homburger Spielfreuden gemeint sei? Allmählich füllte sich der mysteriöse Raum; die Welt erfuhr, daß sie lange Zeit ihre Aufmerksamkeit an ein neu erscheinendes Journal verschwendet hatte, ein Ereigniß, das sonst den Sterblichen wenig Kopfzerbrechen zu verursachen pflegt. Plötzlich löste sich wie durch den Apparat eines Escamoteurs das Quadrat in eine unabsehbare Reihe von Annoncen auf, welche in den Inseratspalten der „Illustrirten Zeitung" im Gänsemarsch aufmarschirt standen; der „Salon" erhielt in jedem dieser Inserate eine andere Empfehlung, immer neue Namen von Mitarbeitern traten in jeder neuen Annonce vor und die Reclame flog wie ein elektrischer Funke durch diese Volta'sche Säule.

Leider haben wir mit dieser journalistischen Geburtsanzeige zugleich eine journalistische Todesanzeige zu verbinden. Das von Robert Prutz und Wilhelm Wolfsohn begründete „Deutsche Museum" geht mit Ende d. J. ein, nach einer siebzehnjährigen ehrenvollen Wirksamkeit. Die Nachricht, daß das „Deutsche Museum" mit der im Hilberg'schen Verlag erscheinenden „Internationalen Revue" verschmolzen werden solle, bestätigt sich nicht; es wird im Gegentheil in unsern „Blättern für literarische Unterhaltung" aufgehen, einer Zeitschrift, deren Tendenz ihm schon immer nahe stand und welche bereit ist, die Abonnenten des „Deutschen Museum" mit offenen Armen zu empfangen. Wenn auch die weitere, culturhistorische Tendenz des „Deutschen Museum" in unserer Zeitschrift durch die strengere Anknüpfung an den vorliegenden literarischen Stoff etwas eingeschränkt ist, sie haben doch auch die „Blätter für literarische Unterhaltung" sich niemals auf die Aufgabe eines trockenen Literaturblattes beschränkt, sondern stets auf allen Gebieten das Banner einer echt humanen Culturmission zugleich mit dem einer anregenden, productiven Aesthetik hochgehalten. Dieser sie von andern literarischen Fachblättern unterscheidende Cultus höherer Tendenz hat ihnen die Auszeichnung eines jetzt funfzigjährigen Bestehens gesichert, das sie am 1. Januar 1868 feiern dürfen.

Das „Deutsche Museum" verdient einen ehrenvollen Nachruf; es hat stets für die freie Richtung des geistigen Lebens gekämpft, in der Literatur, frei von Coterieweſen, das Talent gewürdigt und auch manches Talent in die Literatur eingeführt. Nachdem Wolfsohn, ein vielseitig begabter Kopf und gediegener Kenner der russischen Zustände, von der Redaction zurückgetreten war, hat Prutz mit seinem anerkannten Talent als Dichter und Literarhistoriker das Unternehmen lange Jahre hindurch allein geleitet, bis auch ihn Kränklichkeit nöthigte, sich nach einer Hülfe umzusehen, und in den zwei letzten Jahren Karl Frenzel, ein feinfühlender und selbständiger Kritiker, die Redaction führte. In einer Geschichte des deutschen Journalismus wird das „Deutsche Museum" stets eine beachtenswerthe Stelle behaupten.

Theodor Apel.

Am 25. November dieses Jahres starb plötzlich Theodor Apel, ein seit seinen Universitätsjahren erblindeter leipziger Dichter, der sich durch manchen frischen dichterischen Erguß, durch einzelne mehrfach aufgeführte Dramen, wie das „Käthchen", und durch seine genaue Kenntniß des leipziger Schlachtfeldes und die auf den wichtigsten Punkten desselben angebrachten Denkzeichen (vgl. Nr. 51 d. Bl.) einen Namen gemacht hat. Theodor Apel war am 10. Mai 1811 in Leipzig geboren; ein unglücklicher Fall in Heidelberg verursachte ihm ein langjähriges

Kopfleiden, welches Erblindung zur Folge hatte. Dieser Dichter hinterläßt durch die Biederkeit seiner Gesinnung, die sich auch in seinen Schriften ausprägt, durch seinen patriotischen Eifer und die Liberalität, mit welcher er ärmere Literaten aus seinen reichen Mitteln unterstützte, ein ehrenvolles Andenken.

Muspilli, ein christlich-mythologisches Gedicht.

Das unter dem Namen „Muspilli" in der Literaturgeschichte bekannte Gedicht gehört in verschiedener Hinsicht zu den wichtigsten und anziehendsten Denkmälern althochdeutscher Zeit. Die allgemeine Ansicht über den mythologischen Inhalt ging dahin, daß in „Muspilli" christliche und heidnische Anschauungen gemischt seien. Nur über die Art und das Maß der Vertheilung dieser Elemente war man nicht immer einig; größtentheils erstreckten sich aber die Studien, welche diesem hervorragenden Denkmale gewidmet wurden, auf die metrische und kritische Berichtigung des Textes. Man unterließ es, die christlich-kirchlichen Vorstellungen über die in „Muspilli" behandelten Dinge einer eingehenden Erörterung zu unterziehen. Nach Friedrich Zarncke's Ansicht, der diese Versäumniß in einer Abhandlung in den Berichten der philosophisch-historischen Klasse der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften vom Jahre 1866 nachzuholen bestrebt war, muß der Gang einer methodischen Untersuchung in diesem und ähnlichen Fällen der sein, daß man bei einem Gedichte, das sich durchaus für ein christliches ausgibt, zunächst versuche, wie weit man mit der Herbeiziehung des christlichen Mythus gelange, und erst wenn dieser sich zur Erklärung als nicht ausreichend erwiesen hat, die Frage aufwerfe, ob etwa die heidnische Mythologie jene Erklärung zu liefern oder zu vervollständigen im Stande sei. Zarncke gelangt mit Hülfe des Neuen Testaments, vornehmlich der Apokalypse, der Kirchenväter und der altchristlichen Dogmatiker zu dem wie uns scheint schlagenden Ergebnisse, daß „Muspilli" durchaus auf christlich-mythologischer Vorstellung beruhe, wenn auch Abweichungen von der biblischen und kirchlichen Darstellung vorhanden sind. Zarncke hält darum ebenso wie Müllenhoff den Dichter für einen ungelehrten Laien, der wie der angelsächsische Caedmon und der altsächsische Verfasser des „Heljand" dazu benutzt wurde, unter seinen oberdeutschen Volksgenossen die neue Lehre zugänglich zu machen. „Mir ist unser Gedicht", sagt Zarncke am Schlusse seiner überaus gediegenen Abhandlung, „ein schönes Zeugniß für den frischen jugendkräftigen Sinn, mit dem der germanische Geist sich des Christenthums bemächtigte, unbekümmert noch um die verzwickten Einzelheiten des Dogmas, aber um so bewegter und ergriffener von den Hauptmomenten.... Auch von seiten der Technik und des Stils muß das Gedicht mit Bewunderung erfüllen. Es ist außer dem «Hildebrandsliede» das einzige Gedicht in deutscher Sprache (neben den altnordischen Liedern), in welchem der durch die Alliteration bedingte Stil zu seinem Rechte gelangt ist. Weder das oft bombastische Pathos der angelsächsischen Literatur, noch die appositionsreiche Redseligkeit des altsächsischen Dichters, sie beide den Verfall der Alliteration und die Nothwendigkeit einer neuen Stilform darlegend, können sich mit unserm Gedichte messen, das ohne Zweifel eine der schönsten Zierden unserer Literatur ist."

Literarische Notizen.

In einer zweiten reich vermehrten Auflage sind „Die schönen deutschen Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweisen", gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer Leipzig, Alfons Dürr, 1868), erschienen. Das elegante Werk, mit einer Radirung nach Moritz von Schwind und mit 68 Holzschnitten nach Originalzeichnungen namhafter Meister ausgestattet, außerdem mit einer vierstimmigen Bearbeitung der Melodien von C. M. Kuntz versehen, verdient die beste Empfehlung.

Die im Verlage von F. A. Brockhaus erscheinende, von Friedrich Pecht herausgegebene „Lessing-Galerie" ist mit der sechsten Lieferung eben abgeschlossen worden. Dieselbe enthält in der bekannten trefflichen Ausführung die Bilder des Prinzen, der Emilia Galotti, des Paul Werner, der Claudia Galotti, des Philotas.

Von den „Gedichten" von Adolf Friedrich von Schack (Berlin, Hertz, 1867) ist die zweite Auflage in elegantem Miniaturformat erschienen.

Als ein empfehlenswerthes Weihnachtsgeschenk für die Jugend kann das Buch: „Wilde Thiere aller Zonen", in 60 nach der Natur gezeichneten Tafeln mit Text von C. F. A. Kolb (Eßlingen, Schreiber), betrachtet werden. Die Tafeln sind gut ausgeführt und im Text ist mit Geschick das Wesentliche hervorgehoben. Der Anschauungsunterricht ist namentlich auf naturwissenschaftlichem Gebiet so wichtig, daß Werke wie das vorliegende die Naturkenntniß besser begründen, als weit ausgeführte schildernde Darstellungen.

Zur Ergänzung der in dieser und der vorletzten Nummer enthaltenen Besprechung der Werke des Kaisers Maximilian erwähnen wir, daß soeben noch eine neue Schrift: „Mein erster Ausflug. Wanderungen in Griechenland von Maximilian I." (Leipzig, Duncker und Humblot, 1868), erschienen ist, welche die von dem achtzehnjährigen Prinzen unternommene Reise nach Griechenland mit lebendigem Sinn für Kunst- und Naturschönheiten schildert. Der Prinz selbst wollte aus Bescheidenheit diese jugendlichen Erinnerungsblätter nicht seinen Werken einverleiben; doch stehen sie in Form und Inhalt kaum hinter den spätern Reiseskizzen zurück.

Von Alfred von Reumont's „Geschichte der Stadt Rom" (Berlin, v. Decker) ist der über 1200 Seiten umfassende zweite Band erschienen, welcher diese Geschichte von der Herrschaft germanischer Völker bis zum Ende des großen Schismas fortführt.

Bibliographie.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben von H. Kurz. 1ste Lieferung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1868. Br. 8. 5 Ngr.

Bidermann, H. I., Russische Umtriebe in Ungarn. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs wie Russlands mit einem Anhang: Zur Statistik der ungarischen Slaven. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 15 Ngr.

Braak, C., Ein Frühlingskranz der Liebe und Freundschaft. Gesammelt aus den Dichtungen der besten deutschen Lyriker. Stade, Pockwitz. 16. 7½ Ngr.

Brückner, A., Finanzgeschichtliche Studien. Kupfergeldkrisen. St. Petersburg, Röttger. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Burger, C. H. A. v., Das Evangelium nach Johannes deutsch erklärt. Nördlingen, Beck. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Deutrich, J. C., Der Goldschmied, Episode aus der Geschichte Oederans während des 30jährigen Krieges. Nach alten Urkunden erzählt. 1ste bis 6te Lief. Oederan, Schlesinger. Gr. 16. à 2 Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Fünfter Band: Hartmann von Aue. Herausgegeben von F. Bech. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Lubienski, Graf E., Das Concordat in Oesterreich. Aus der französischen Handschrift übersetzt von F. P. Wien, Mayer u. Comp. 1868. Gr. 8. 16 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Der Pilger in Italien. Sonette. Leipzig, Brockhaus. 1868. 16. 24 Ngr.

Pröhle, H. A., Andreas Proles, Vikarius der Augustiner, ein Zeuge der Wahrheit kurz vor Luther. Gotha, F. A. Perthes. 8. 9 Ngr.

Späth, H., Welt und Gott. Grundzüge einer die Gegensätze der Neuzeit in sich verarbeitenden theistischen Weltanschauung. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thelemann, O., Friedrich Adolf Lampe. Sein Leben und seine Theologie. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Uhlich, L., Bildungsgeschichte der Menschheit. 24 Winterabendvorträge. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 20 Ngr.

Umfried, O., Die Gerechtigkeit und die Juristen. Stuttgart, Schaber. Gr. 8. 10 Ngr.

Ut 't Dörp. Lustege Vertellungen. Dan'n oll'n Nümärker. Jena, Costenoble. 1868. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Veronia. Ein Roman. Nach dem Englischen. 2 Bde. Köln, Bachem. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Vom Ostseestrand. Belletristisches Jahrbuch aus Mecklenburg. Mit Beiträgen von K. Bartsch, J. Brinckmann, K. Eggers u. A. herausgegeben von E. Hobein. Rostock, Stiller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Januar 1868 beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile (unter „Ankündigungen") 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen (unter „Eingesandt") 2½ Ngr.

Ein neues illustrirtes Prachtwerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch Feld und Wald.

Bilder aus dem Naturleben von

Karl Ruß.

Mit Illustrationen von Robert Kretschmer.

Gr. 8. In elegantem Umschlage 3 Thlr. Prachtvoll gebunden 4 Thlr.

Dieses neueste Werk von Karl Ruß bietet anmuthige und lebendige Schilderungen des einheimischen Naturlebens; es zeichnet sich durch genaue Beobachtung und gründliche Kenntniß sowie durch treue und liebevolle Auffassung der Natur in hervorragender Weise aus. Die sinnigen Schilderungen des Verfassers erhalten durch Robert Kretschmer's lebensfrische Illustrationen noch einen besonders fesselnden Reiz.

Das Werk verdient somit die Beachtung der Naturfreunde wie aller gebildeten Kreise als ein anregendes Unterhaltungsbuch. Bei seiner schönen typographischen und artistischen Ausstattung darf es als ein werthvolles, sicher willkommenes Festgeschenk empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Werk des berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Pilger in Italien.

Sonette von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese neueste Gabe des beliebten rheinischen Dichters ist die Frucht zweier Reisen desselben durch Italien. Was Natur und Kunst ihm dort Herrliches darboten, gestaltete er zu einer Galerie poetischer Bilder, deren lebendige Anschaulichkeit den Leser zum Mitgenuß seiner Erlebnisse und Stimmungen einladet.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben

der vierte Band

von:

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte. 1536—1567.

Von

Karl Gutzkow.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Band (bereits in zweiter Auflage erschienen), der zweite und dritte Band haben denselben Preis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geistliche Dichtungen.

Nach dem Lateinischen und Italienischen von

Ludwig de Marées.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Doppelsammlung geistlicher Dichtungen aus frühen Jahrhunderten — nach dem Lateinischen und dem Italienischen — mit Beibehaltung der ursprünglichen Versmaße neu ins Deutsche übertragen; sie empfiehlt sich sowol durch die treffliche Auswahl der Lieder als durch deren treue und gelungene Wiedergabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Naturreligion

oder

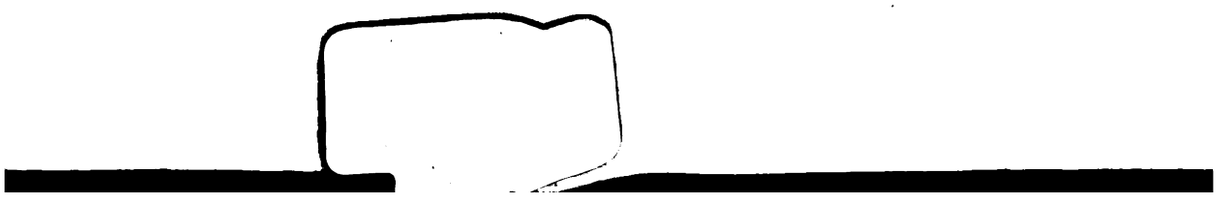
Die allgemeine Kirche.

Von

Dr. Heinrich Baumgärtner,

Professor der Medicin.

Zweite Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Die erste Auflage dieser interessanten Schrift des bekannten Klinikers und Physiologen fand lebhafte, vielseitige Beachtung. In der soeben erschienenen neuen, umgearbeiteten und vermehrten Auflage wendet sich der Verfasser ebenso wohl an die Strenggläubigen wie an die frei untersuchenden Naturforscher, indem er eine Ausgleichung der sich so schroff entgegenstehenden Anschauungsweisen herbeizuführen sucht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.